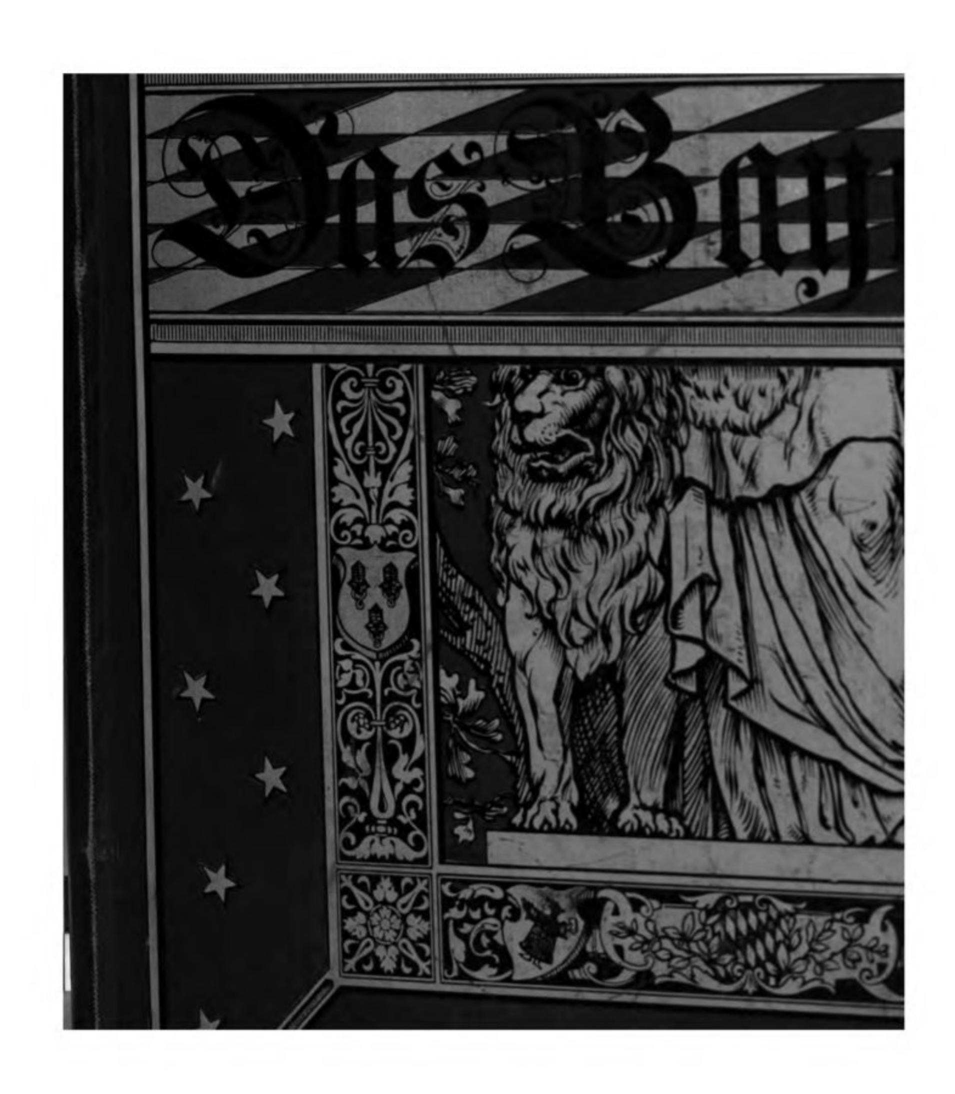
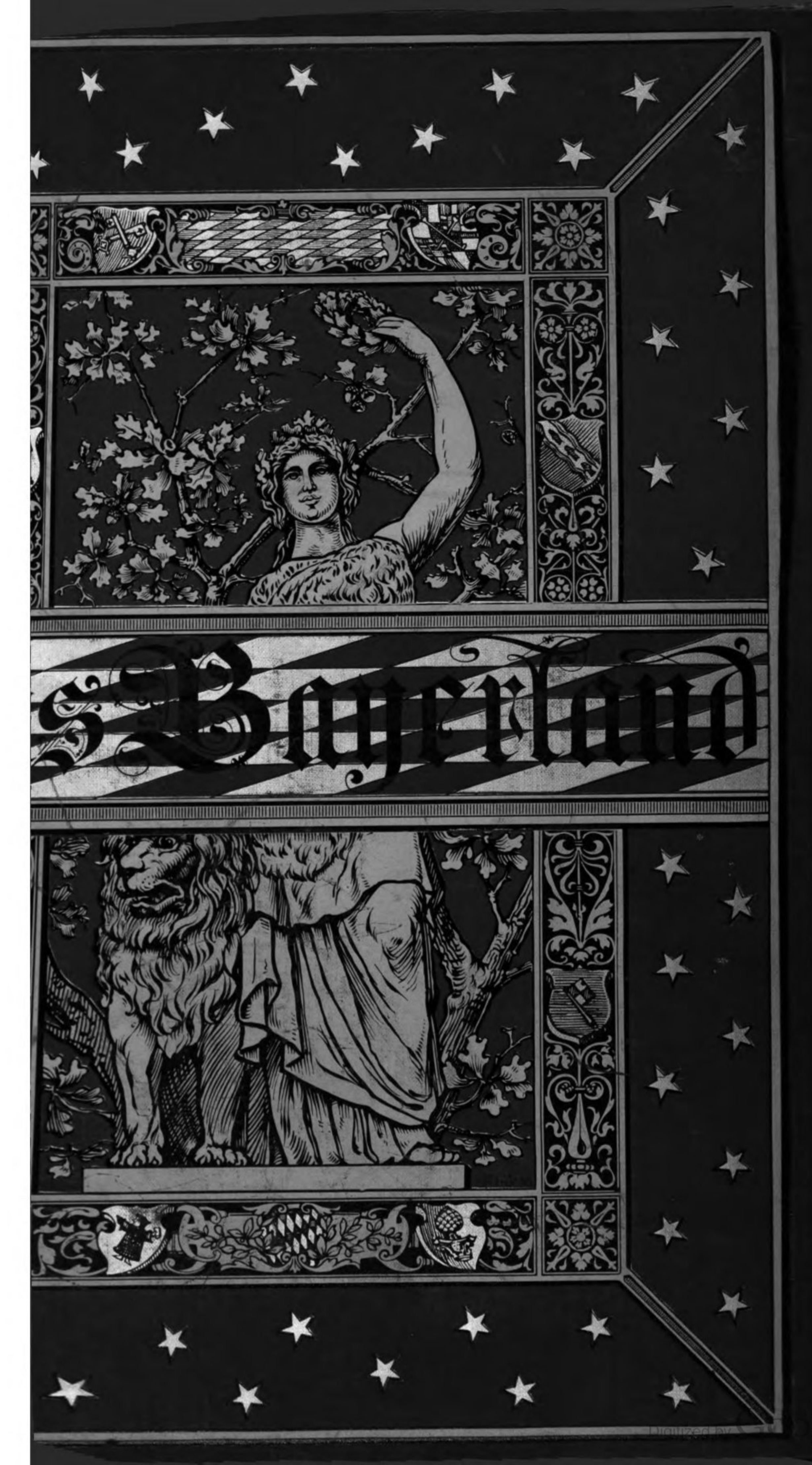
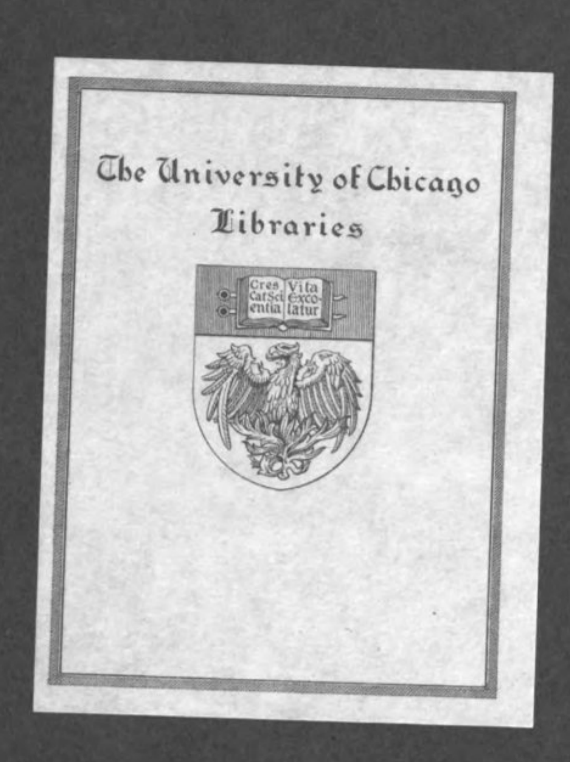

Das


s Bayerland


The University of Chicago
Libraries
Cres cat Sci entia
Vita Exco latur

Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift

für bayerische Geschichte und Landeskunde.

Herausgegeben von Heinrich Leher.

Dritter Jahrgang.



München.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.
1892.

Inhaltsverzeichnis.

Gedichte und Sagen.

Kleine Mitteilnngen.

Illustrationen.



Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

No. 1. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

D' Marei vom Brandstätterhof.

Eine oberbayerische Hochlandgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Otto v. Schaching.

I.

Eines der schönsten und durch seine Wildromantik anziehenden Flußthäler des oberbayerischen Gebirges ist das Thal der Leizach oder „Leiza“, wie der Volksmund spricht, eines Nebenflusses der in die Isar rauschenden Mangfall. Wandert man dem Bett der Leizach entgegen, so gelangt man zu einer kleinen Ortschaft Wörnsmühle, die aus ungefähr sieben bis acht zerstreut liegenden Häusern besteht. Zu beiden Seiten erheben sich weich abfallende, prächtig bewaldete Höhen und fette Weidegründe, von würzigem, hochstengeligem Alpengrase überdeckt. Rechts von der Poststraße, die von dem hübschen Marktflecken Miesbach nach Fischbachau und von da weiter ins Tirolische hineinführt, zweigt sich bei Wörnsmühle, einem an der Straße befindlichen Hochkreuze gegenüber, ein Fußpfad ab, der über eine ziemlich steile Berghalde empor zu einer weithin gedehnten Wiesenfläche läuft, auf welcher ein vereinzeltes, aber schönes Baueranwesen, der „Brandstätterhof“ liegt. Der Besitzer desselben heißt Gschwendtner, ein im Altbayerischen oft wiederkehrender Name. Wie die alten vergilbten, aber treulich gehüteten „Hausbriefe“ bekunden, sitzt diese Familie schon seit mehr als 400 Jahren ohne Unterbrechung auf dem Hofe, obschon auch über ihm die politischen Wetter der Zeit donnerten, denn Schweden und Franzosen fanden mit ihren Greueln den Weg sogar in diese weltabgeschiedene Gebirgsgegend.

Ein lebendiger Natursinn muß die ursprünglichen Erbauer des Gehöftes beseelt haben, dafür spricht die vorzüglich schöne Lage desselben. In weitem Umkreise rauscht feierlich der Tannenwald; die nahen Bergesriesen ragen mit ihren kahlen, felsbrüchigen Schrofen und spitzen Hörnern in die Wolken hinauf, ihnen allen voran der Wendelstein, wie ein Herrscher die Welt zu seinen Füßen überschauend und den Freiheitshauch, der ihm die eigene, verwitterte Brust umzieht, als sinniges Angebinde hinabsendend zur Wiege derjenigen, die in seinem Reiche geboren werden. In der stärkenden Luft der Freiheit und unter den wilden Liedern, die der heimatliche Wald im Sturmesdröhnen singt, wachsen dort die Menschen auf, groß und kraftvoll wie die stolze Tanne ihrer dunklen Forste.

Ein solches Kind der Berge und des Waldes ist das hübsche Mädchen, das auf der Rückseite des Brandstätterhofs weilt und den Blick der frischen, blauen Augen hinüberschweifen läßt nach dem gewaltigen Bergrücken, der jenseit der Leizach sich als Rohnberg reckt und mit seinem reichen Waldbestande weit in die Lande hinausschaut. Ein sehnsuchtsvoller Zug herrscht auf dem blühenden Antlitze der Hochländerin, die kaum mehr als 20 Jahre zählen mag, um den vollen Mund webt der Ausdruck einer gewissen männlichen Willensstärke. In ihr üppiges, braunes Haar flicht eine noch immer warme Oktobersonne ihr glitzerndes Gold.

Auf einmal ruft es aus unsichtbarer Manneskehle: „Marei!“ [1])

[1]) Marie.

„Der Vater!“ stößt das Mädchen rasch hervor und folgt eiligst der Stimme.

Marei war des Brandstätters einzige Tochter und das drittälteste von sechs Kindern. Jetzt trat sie in die Wohnstube, die sich durch jene peinliche Reinlichkeit auszeichnet, auf welche der Gebirgler im allgemeinen so große Stücke hält. Am blank gescheuerten Ahorntisch saß auf der die Wand umziehenden Bank der Hofeigner, ein Mann in den vierziger Jahren, mit beweglichen, intelligenten Zügen und einer breiten, kantigen Stirn, die über einem Paar scharfer, blauer Augen schnurgerade wie ein jäher Fels aufstrebte; unter der kühn geschwungenen Nase wucherte ein buschiger Schnurrbart, dessen beide Enden in einen Backenbart einliefen. Kopf- und Barthaar waren braun, und letzteres erhöhte nicht wenig das soldatisch, tiefgründige Wesen, das die ganze Erscheinung des Brandstätters atmete. Vor ihm lagen einige geöffnete Quartanten, die sich als Gesetzessammlungen erwiesen. Der Bauer selbst war damit beschäftigt, ein eben vollendetes Schreiben mit dem Gemeindesiegel zu schließen, das er in seiner langjährigen Eigenschaft als Vorsteher der bürgerlichen Gemeinde Wörnsmühle mit ebenso viel Geschick als Gewissenhaftigkeit führte.

„Marei, trag dös in d' Grandau umi zum Emmerbauern“, befahl Gschwendtner, seiner Tochter das Schreiben einhändigend. „Sag an schönen Gruaß und am Sunta seh'n ma' uns scho' beim Schiaßets.“

Das Mädchen entfernte sich schweigend mit dem erhaltenen Auftrag. Ehe es das Haus verließ, huschte es in die Vorratskammer, nahm aus der Eierkiste einige Eier und band sie neben dem Schreiben in ein bereitgehaltenes Tüchlein; dann erst begab sich Marei auf den Weg.

Die „Grandau“, eine auf dem linksseitigen Leizachufer hoch gelegene Bergfläche mit einigen großen Einzelhöfen, ist vom Brandstätterhof eine kleine halbe Stunde entfernt. Bald hatte Marei die Thalmulde erreicht. Sie schritt über die hölzerne Brücke, unter welcher die hellgrünen, frischen Wasser der Leizach dahinschäumten, und wandte sich hierauf einem links vom Wege gelegenen, dem heiligen Leonhard geweihten Kapellchen zu, in welches sie eintrat. Dieser Heilige steht bei dem altbayerischen Landvolke als Viehpatron in hohem Ansehen, und in manchen Gegenden werden ihm zu Ehren alljährlich feierliche Umritte veranstaltet, von denen einige, wie die zu Tölz, sogar zu Berühmtheit gelangten.

An den Wänden der Kapelle, in welcher jetzt Marei kniete, legten zahlreiche Votivtäfelchen Zeugnis von dem wirkungsvollen Schutz des Heiligen ab. Marei hatte das Tüchlein mit den Eiern und dem Schreiben neben sich auf die Bank gelegt und betete nun, innigem Herzensdrange sich hingebend, mit ziemlich lauter Stimme:

„O liaber, heiliger Leonhard, i bitt' Di um Dein' Schutz für mein' Hiesl. Du woaßt's ja selber, er hat a g'fährlich's Handwerk, und wia vielleicht kunnt a Bam[1]) mein' guat'n brav'n Buab'n derschlag'n. Schau, heiliger St. Leonhard, Du hast scho' viel'n bei ar Roß'n und Ochs'n beig'stand'n, und a Mensch is ja dengert weit mehr als an unvernünfti's Tier. I bitt' Di schö'!“

Plötzlich verstummte das kindlich einfältige Gebet des Mädchens. Es war ihr, als habe sie eben vor der Kapelle draußen schleichende Schritte gehört. Sie erhob sich jetzt, ergriff das Bündelchen wieder und verließ den engen Raum. Da sah sie einen jungen Burschen vor sich stehen. Nicht im mindesten überrascht ob dieser Begegnung, sagte sie vielmehr mit einem leichten Lächeln:

„Ah Du bist es, Lenz. Willst ebba[1]) a' in der Kapell'n bet'n?“

„Fallet mir ei'“, versetzte der Bursche mit wegwerfender Miene. „I hab' Di vom Wirtshaus aus g'seh'n und da...“

„So, vom Wirtshaus aus?“ fiel Marei wie in tadelndem Ton dazwischen. „Thuast Du da arbet'n?“

Lenz lachte heiser.

„Na, moanst ebba Du“, sagte er und machte eine Geberde des Trinkens, „'s Stoaheb'n is koan Arbet? Und d' Maßkruag sand aus Stoa', dös woaßt.“

„Wenn ma' aber an Arbet amal g'wöhnt is, thuat ma' si leicht“, gab Marei in einem Tone zurück, der weit eher beißend als scherzhaft klang.

Das Mädchen spielte mit dieser Bemerkung geflissentlich auf die bekannte Neigung des Burschen zum Trinken an.

„Was is 's, Marei“, warf Lenz nun die Frage auf, „hast koan Durst? 's Wetter is warm und 's Bier is guat. Geh, trink amal; i bin deßweg'n herkemma zu Dir, um Di auf an Trunk z' hol'n.“

„So? Nacher hätt'st Dir den Weg scho' erspar'n könna“, erklärte Marei bestimmt. „Erst'ns mag i iatzt koa Bier und zwoat'ns hab' i 's neddi[2]) heut', ich muaß auf d' Grandau aufi.“

Sie warf dem Burschen ein leichtes Kopfnicken zu, um dann ihren Weg fortzusetzen.

„Jatzt die schaut's amal an, was die für an Stolz hat heut'“, spöttelte Lenz dem Mädchen nach, das, ohne auch nur einmal umzusehen, an der nahen Mühle vorbeischritt und sich der Höhe zuwandte, auf welcher die Grandau lag.

In der Mühle war Lenz zu Hause, und der Müller war sein Vetter. Lenz hatte selbst das Mühlhandwerk erlernt, aber er kümmerte sich weniger um die Mühlsteine, die doch niemand stahl, und das Leizachwasser, welches über das Mühlrad, als das Bier, das beim Wirte vom Faß herablief.

Lenz wäre in seinem Äußern kein übler Bursche gewesen; er war groß und schlank, der grüne Hut mit dem Gemsbart und der Reiherfeder am Sonntag stand ihm hübsch zu Gesicht, und die Kniehösl kleideten ihn auch gut. Aber ein ordentliches Diandl mochte ihn deswegen doch nicht, denn einmal war er ein Trunkenbold, und dann war sein sittlicher Lebenswandel durchaus kein blanker.

Auf die bildhübsche Marei vom Brandstätterhof hatte der Ranglenz schon lange ein Auge geworfen, obschon ihm das Mädchen niemals noch gezeigt, daß ihr an seiner Neigung etwas gelegen. Das hatte sie so eben wieder bewiesen, indem sie den ihr angebotenen Trunk ablehnte.

Lenz fühlte diese Niederlage lebhaft nach; sie und die bissige Bemerkung Mareis bezüglich der gewohnten „Arbeit“ des Trinkens schürten seinen Unmut zur hellen Flamme. Indem er jetzt nach der Richtung blickte, in welcher Marei verschwunden war, huschten düstere Schatten über seine von Leidenschaft durch-

[1]) Baum.

[1]) etwa.

[2]) notwendig, eilig.

wühlten Züge; er benagte im auflodernden Zorngefühle die Unterlippe und preßte einige Laute, die wie gedämpfte Flüche klangen durch die Zähne. Auf einmal schien ihn ein Entschluß zu überkommen.

„Dös muaß i iatzt seh'n", warf er vor sich hin, „ob s' wirkli auf d' Grandau geht."

Dem Worte ließ der Bursche alsbald die That folgen. Dicht in der Nähe des Wirtshauses schlängelte sich ein Fahrweg die bewaldete Anhöhe hinauf; ihn beschritt jetzt Lenz, um einige Augenblicke hernach im Walde droben zu verschwinden.

II.

Unterdessen setzte Marei ihren Gang fort. Bald hatte sie den steilen Aufstieg überwunden, und jetzt lag auf freier Höhe, mit einem herrlichen Ausblicke auf das tief unten schweifende Thal und die Berghäupter drüben, der Hof des Emmerbauers vor ihr. Sie näherte sich dem stattlichen Gehöft; der Bauer, eine mittelgroße, kräftige Gestalt, dengelte gerade vor dem Eingange zur Stallthüre seine Sense. Marei übergab das Schreiben und entledigte sich der ihr übertragenen mündlichen Botschaft.

„Is recht", sagte der Emmerbauer als Antwort darauf. „Gehst nöt a bißei eini zu der Bäuerin in d' Stub'n?" setzte er hinzu.

„Hab' koa Zeit heut'", entschuldigte sich Marei. „Grüaß mir d' Bäuerin schö'."

Und fort war sie. Der Emmerbauer aber las das Schreiben und dengelte hierauf wieder an seiner Sense.

Marei kehrte den Weg nicht zurück, den sie gekommen, sondern wanderte weiter, immer aufwärts, bis sie sich endlich vom dichten Walde des Rohnbergs umgeben sah. Den Pfad verlassend, schritt sie über Stock und Stein und über die zahlreichen Reuschen, in welchen der Berg seine gurgelnden, frischklaren Brünnlein zu Thal sendet in die Leizach und anderes Gewässer. Bei jedem Tritte fast, den Marei vorwärts machte, schienen die rotblau schimmernden Edeltannen, an welchen der Wind so geheimnisvoll lispelte, an Höhe noch zuzunehmen, als wolle ein Wipfel den andern in kühnem Streben nach riesigem Wuchse überbieten. Hier und da leuchtete eine glattschaftige Buche mit ihrer grauweißlichen Rinde durch das Schwarzgrün des Tannenforstes und aus dem hoch gewölbten Spitzbogen rauschte ein krächzender Eicher auf, oder ein Bussard stieß mit scharfem Pfiffe aus den Lüften herab.

Jetzt hielt Marei in ihrer Wanderung an. Sie lauschte mit zurückgepreßtem Atem; sie hörte das Pochen ihres Herzens in der stillen Wildnis des Bergforstes, sie vernahm das geisterhafte Gestöhn der in schwindelnder Höhe sich wiegenden Tannenwipfel.

„Da herum muaß der Platz sei'", murmelte das Mädchen vor sich hin und jetzt löste sich ein lauter, heller Juhschrei von ihren roten Lippen, der sich viel tausendmal an den Stämmen des Waldes brach und endlich lange nachklingend mit dem Hauch der Ferne verschmolz. Und ehe noch die letzte Klangwelle in der Tiefe des Forstes erstorben war, flog ein Jauchzer als Antwort zurück, so kräftig und volltönend, daß ihn das Echo weithin über Berg und Thal trug.

Wie wenn die Sonne plötzlich ihren Lichtquell über die Halde gießt, so glänzte es jetzt in Mareis hübschem Angesichte auf, ein heller Freudenstrahl vergoldete es aufs anmutvollste.

„Dös ist der Hiesl!" rief sie in glücklichem Selbstvergessen laut in den Wald hinein, als ob die ernsten, schweigenden Bäume sie verstehen sollten. Und Marei hastete weiter im dunkeln Forst, so schnell es der pfadlose Boden und das oft sehr niedrig hängende Astwerk gestatteten. Doch jetzt lichteten sich die starren Baumsäulen, und das Mädchen befand sich auf einer freien, abgetriebenen Stelle. Viele Riesenleiber gefällter Tannen lagen umher, teilweise geschält, teilweise noch mit dem braunen Kleide angethan, in welchem sie der Tod überrascht hatte. Mitten auf der Wahlstatt erhob sich eine aus Rinden gestrickte Hütte, wie die Holzknechte sie bauen. Aber von einem menschlichen Wesen zeigte sich keine Spur.

„Hiesl! Wo bist denn?" rief Marei, nachdem sie vergebens einen Blick in das Innere der Hütte geworfen.

Da klang es hoch von oben herab in neckischem Tone: „Da bin i, Marei. Kraxl aufa zu mir!"

Rasch stieg des Mädchens suchender Blick aufwärts, und sie konnte einem gelinden Schaudern nicht wehren, obschon Nervenschwäche ihrem Körper ein unbekanntes Ding war, als sie zu höchst im Wipfel einer weit über 100 Fuß hohen Tanne eine männliche Gestalt hängen sah, die mit der einen Hand den Stamm umklammerte und in der andern eine blinkende Axt hielt. Es war Hiesl, der Holzknecht des Brandstätterbauern, und — Mareis heimlicher „Bua".

„Steig aba, Hiesl!" rief Marei bittend. „Gib aber acht, daß d' nöt ausrutsch'st!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Nürnberger Stuckschießen.

Von Thomas Firman.

Wenige Wochen sind verflossen, seit wir die Armee des Landes in kriegerischen Übungen erschauten. Wir fühlen uns veranlaßt, einen Blick nach rückwärts zu werfen, und zu beobachten, wie unsere Altvorderen sich im Waffenspiele stählten. Nicht allein die Fürsten und Herren waren es, welche ihre Scharen kampfbereit hielten, auch der Bürger in den Reichsstädten suchte, sich mit dem rauhen Kriegshandwerk vertraut zu machen, um nötigenfalls den heimischen Herd zu verteidigen. Besondere Sorgfalt wurde dem Schießwesen zugewendet, und reiche Preise und Belohnung dienten als Ansporn. Die Münzgeschichte Nürnbergs gibt uns Aufschluß, welche Bedeutung dem Schießwesen von dieser Reichsstadt beigelegt wurde. Der berühmte Nürnberger Numismatiker Will zählt im Jahre 1764 nicht weniger als 20 verschiedene Münzen aus Gold und Silber auf, welche zur Erinnerung an Schießen gegeben wurden. Nicht allein der Graveur weihte seine Kunst der Verewigung des Ereignisses, sondern auch der Kupferstecher Christoph Eimmart hat dem großen Stuckschießen vom Jahre 1671 fünf prachtvolle Blätter gewidmet. (Wir geben das vierte derselben in Nachbildung.) Dieselben zeigen in ihren buntbewegten Gruppen den lebhaften Anteil, welchen die gesamte Bevölkerung daran nahm; das kriegerische Schauspiel wurde zur Hälfte ein friedliches Volksfest; neben den donnernden Kartaunen erblicken wir zierliche Frauen, geleitet von galanten Kavalieren.

Am Stricke drängt sich dicht die neugierige Menge. Über der Batterie schwebt das Bild der Münze. Christian Maler schuf die Medaille. Die Vorderseite zeigt den Prospekt der Stadt Nürnberg zwischen Süd und West nebst der umliegenden Gegend. Vorn rechter Hand ist eine Batterie mit vier Kanonen, deren letzte ein Artillerist eben anzündet. Vor den Kanonen stehen zwei Böller; linker Hand ist ein großes Zelt aufgeschlagen, jenseit des Pegnitzflusses linker Hand ist in der Entfernung eine Scheibe aufgestellt, um welche die Kanonenkugeln herumspielen. Über der Stadt in der Mitte fliegt oben der kaiserliche einfach gekrönte Adler, der nebst Reichsapfel, Scepter und Schwert die drei Stadtwappen in den Klauen hält. Die Rückseite der Münze weist in sieben Zeilen die lateinische Inschrift: Post Deum tutum munimentum (Nach Gott ein sicherer Schutz). Um die Schrift reihen sich die Wappen der damaligen 7 „alten Herren", der Löffelholz, Beheim, Imhof, Paumgärtner, Fürer, Ebner und Volkamer.

Der emsigste Reporter eines nach Neuigkeiten dürstenden amerikanischen Blattes kann nicht geschäftiger die Einzelheiten eines solchen Stuckschießens zusammenstellen, als es eine vorliegende Beschreibung der Schießfeierlichkeit von Anno 1592 thut. Dieselbe ist zu originell, als daß der Wortlaut den Lesern des „Bayerland" vorenthalten werden dürfte.

„Ein großes Schießen wird zu Nürnberg mit großen Stucken gehalten 1592.

In diesem 1592. Jahr, den 30. July wurde zu Nürnberg von einem edlen Rath, dem Zeug-Meister Hanß Lochner befohlen, neben den Nürnbergischen Schützenmeistern und Püchßen-Meistern ein großes Schießen mit denen großen Stucken anzuordnen und zu halten, damit Sie die Bürgerschaft, so Lust und Liebe dazu hätten, üben möchten, mit denen großen Stucken umzugehen und zu schießen; wie auch solches denen 4. Kriegs-Herren zu bestellen, und zu verordnen nach edler Nothdurft ist befohlen worden, und waren diese nachfolgende Kriegs-Herren verordnet;

Herr Christoph Fürer, Oberster Kriegsherr, Herr Hieronymus Kreß, Herr Moriz Führer, Herr Hanß Ernst Haller.

Diese 4. Herren haben als erfahrene und verständige Kriegs-Herren alle Sachen zu solcher Kurzweil gehörig, mit guter Ordnung angestellt, und sind erstlich die Handwerker, so geschworne Handwerk hatten, beschickt und ihnen vorgehalten worden, daß sie sich als gehorsame Bürger rüsten sollten, auf den Sontag, als den 30. July, zwischen 4 und 5 auf der großen Uhr ein jedes Handwerk dahin es beschiedeu war, gerüstet zu erscheinen, und das Geschütz, so man zu diesem Schießen brauchen würde, aus der Stadt auf den Schießplaz zu begleiten.

Da nun der Sonntag kam, war gar ein schöner und lustiger Tag, erschienen die Handwerker alle gehorsamlich in ihrer Rüstung, deren bei 5000 und 500 waren; eines Theiles trugen Schlachtschwerder, etliche Helleparten, etliche lange Spieße, und etliche Doppelhacken, die waren schön bekleidet, und gezieret, mit schönen Federbüschen und Feldzeichen, roth und weiß, und waren 10 Fähnlein, zogen alle auf den Markt, welcher ganz abgeraumet war, daß niemand darauf feil haben durfte. Da mußten die Becken auf den Obstmarkt und Meelmarkt, die Restrager auf dem Spital-Kirchhof feil haben.

Als nun diese 10 Fähnlein beisammen waren und in Ordnung gebracht, daß ihr allweg 5. in einem Glied gingen, auch ein jedes Fähnlein seinen Hauptmann und Fähndrich hatten, da zogen sie vor das Zeughaus, hollten das Geschüz und begleiteten es hinaus zu St. Johannis auf den Schießplatz, zogen über den Markt zum Thiergärtner Thor hinauf.

Folget die Ordnung, wie es ist gehalten worden. Erstlich ist Herr Hieronymus Kreß, als ein Oberster Feldherr, gar schön und zierlich bekleidet, vorgeritten, der hätt vor Ihme herreitend 3 Trompeter, die hatten schöne Feldzeichen an ihren Trompeten, roth und weiß vom Doppeltaffet, und 3 starke Schildiungen mit schönen Federbüschen auf ihren Helmen, und Schild in den Händen; auch ging einer mit einem bloßen Schwerd vorher, der war auf Ungarisch bekleidet; man führte auch ein lediges Pferd vorhero, das war gar schön gezieret. Neben und hinter ihm gingen etliche Geschlechters-Söhne und Knaben, darunter waren auch des Herrn Kreßen seine Söhne, die ebenfalls sehr schön bekleidet waren, hatten schöne Musketen, welches schön und lustig zu sehen war.

Das erste Fähnlein: Hauptmann: Georg Peßler; Fähnrich: Christoph Tezel.

Unter diesen ersten Fähnlein sind gestanden die Mezger, die Messerer, die Schleifer, die Bierbräuer und die Häffner, aber die Mezger haben den Vorzug gehabt, mit schönen Schlachtschwertern, Panzern und Feldzeichen, auch schönen Federbüschen; die waren gar schön bekleidet, und geputzt mit schönen Wehren und aller Zugehörung.

Das andere Fähnlein: Hauptmann: Paulus Böheim; Fähndrich: Hanß Imhof.

Dieser Fähndrich hat einen Schildjungen hinter ihm gehend, gehabt. Unter diesem andern Fähnlein sind gegangen die Goldschmid, die Fingerhüter, die Kompaßmacher, die Deckweber, die Seyler, die Flaschner, die Beutler, die Nestler, die Sporer, die Striegelmacher und Löthschlosser die waren auch gar schön gezieret.

Das dritte Fähnlein: Hauptmann: Erhard Gabler; Fähndrich: Endreß Schmidtmayer der Jüngere.

Unter diesem 3. Fähnlein stunden die Rothschmidte, die Rothschmidt-Trechßler, die Wägleinmacher, die Gewichtmacher, die Dratzieher, die Messingbrenner, die Beckschlager und die Kleinschmiede, waren auch schön geziert.

Das vierte Fähnlein: Hauptmann: Haanß Koburger; Fähndrich: Paulus Paumgärtner.

Unter diesem Fähnlein zogen die Bürstenbinder, die Leimweber, die Schneider, die Sattler, die Kammacher, die Hörner, die Färber und die Zaummacher, die waren auch gar schön geziert.

Das fünfte Fähnlein: Hauptmann: Georg Pömer; Fähndrich: Maximilian Oelhafen.

Unter diesen Fähnlein sind gewesen die Kirschner, darunter ging der Rathsherr Matthes Hartmann, der trug ein Schlachtenschwerd und Panzer; nach dem Fähndrich: die Schloßer, die Uhrmacher, die Windenmacher, die Nadler, die Altreißen, die waren auch gar schön geziert.

Darauf folgte das grobe Geschütz.

Nemlich 7 schöner großer Stuck auf Rädern und haben an jedem Stuck 6 starke Pferde gezogen, und zu beiden Seiten gingen die Püchsenmeister und Zimmerleute mit denen Zündruthen und Hacken, und zu hinterst nach dem Geschütz gingen die Peuntarbeiter und die Plasterer mit Picken, Hauen und Schaufeln, darauf führte man zween Archuleywägen, und ein

Wagen, darauf führte man zween hölzerne Narren und einen Wildenmann auch von Holz gemacht. Die gehörten zum Spielen; dann man warf in die Narren mit hölzernen Kugeln zu den Mäulern hinein, und stach nach den Ringlein, welches der Wildmann in der linken Hand hatte, und in der rechten Hand hatte er einen Kolben, da führt man einen, so nach dem Ringlein stechen wolte, auf einem Wägelein und that einer 3 Stich mit einem Spieß nach dem Ringlein, gab einer 1 Kreuzer, und wenn einer nicht recht traf, so schlug der Wildmann mit einem Prügel nach einem, der er kunt sich wenden. Es ward auch ein Spiel mit neuen Rechenpfennigen gehalten, auch mit Kugeln und Kegeln gespielt; item mit 8 Kügelein in einen hölzernen Ochsen geworfen; man warf auch mit Würfeln durch einen Trichter um Zinn und um Geld, auch spielte man um schön englisch Zinn. Auch wurd dem Zeuchmeister vergönnet, der hat etliche silberne Schauschillinge machen lassen, darein spielt man mit Würfeln, ward in einem 9 Batzen eingelegt. Es ist auch ein Ochs und eine Sau zu verspielen gewest, und auf dem Wagen, da die zween Narren und der Wildmann ist geführt worden, darauf saß Wolf Emmerling, ein Plattner, der angezogen und ausgefüllt war. Der Bachus saß auf einem Weinfaß, und hatte ein großes Glas Wein in der Hand, und einer neben ihm, der war in eine Bärenhaut gekleidet, das war des Holfelders Görgleins sein Bruder.

Das sechste Fähnlein: Jak. Krauß; Fähndrich: Joh. Fetzer.

Unter dieser Fähnlein sind gestanden die Goldschlager, die Brillenmacher, die Weißgerber, die Feilenhauer, die Tüncher, die Ringmacher, die Gürtler, die Kettenschmidte, die Tuchscherer, die Paternostermacher.

Das siebende Fähnlein: Hauptmann: David Simon Schundberger; Fähndrich: Hannß Christoph Scheuerlein.

Unter diesem Fähnlein zogen die Neberschmidt, die Schuster, die Lederer, die Schwabenweber, die Schwarzfärber, die Rechenpfenningschlager, die waren auch schön geziert.

Das achte Fähnlein: Hauptmann: Franz Werner; Fähndrich: Christoph Dierherr.

Unter diesen Fähnlein sind gezogen die Tuchmacher, die Wirthe, die Bader, die Heftleinmacher, die Huter, die Plattner, die Harnischpolirer, die Panzermacher, die Nagler, die waren auch gar schön geziert.

Das neunte Fähnlein: Hauptmann: Michael Hartmann; Fähndrich: Bernhard Ketzler.

Unter diesem Fähnlein sind gezogen die Becken; die Pfreyner, die Lebküchner, die Müller, die Steinmetzen, die Zirkelschmidte, und die Huffschmidte.

Das zehende Fähnlein: Hauptmann: Philipp Schäfer; Fähndrich: Hannß Georg, Gewandschneider.

Unter diesem Fähnlein stunden die Büttner, die Schreiner, die Kannengiesser, die Balbirer, die Scheermesserer, und die Schalenmacher, die sind auch gar schön geziert gewesen. Es hat auch ein jedes Fähnlein seine besondere Spielleut gehabt, die sind vorher gegangen. Da nun diese Fähnlein alle sind hinaus auf den Schießplatz bey St. Johannis kommen, damit sie den etliche Stunden zugebracht haben, und das Geschütz ordentlich ist gestellet worden, da sind sie wiederum in gleicher voriger Ordnung zum Thiergärtner Thor herein gezogen, und ist also in diesem Aus- und Einziehen ein großes Schießen gewesen, nicht allein von den gemeldeten Bürgern, sondern auch von den Thürmen und Pasteyen, mit den großen Stucken.

Es ritten auch die Kriegs-Herren, als Christoph Führer, Herr Moritz Führer und Herr Andreas Haller mit etlichen Provisonern, so neben ihnen liefen, an der Trabanten statt, mit ihren Helleparten und schönen Feldzeichen (Binden) roth und weiß, zum neuen Thore hinaus auf den Schießplatz, und kamen die Burger, allererst auf den Abend, wie es den Garaus schlug, wiederum auf dem Markt, zum Thor herein, zusammen, da ihnen denn durch den Herrn Christoph Führer, mit einer gar zierlichen Rede und Danksagung, in Beyseyn der anderen drey Kriegsherren ist abgedanket worden: darnach hat ein jedes Fähnlein seinen Fähndrich heim in sein Hauß begleitet, welche vom Fähnderich mit einem Trunk Wein und etlichen Thalern sind verehrt worden. Darnach des anderen Tages am Montag den 3. July sind mit zweyen Trommelschlägern und Pfeiffern bei 64 Personen eitel Püchsenmeister allweg 3 in einem Glied hinaus zum Thor geführet worden, mit ihren Zündruthen und Seitengewehren, und etlichen Musqueten mit schönen Feldzeichen roth und weiß, da gingen der Zeugmeister und der Lieutenant vorhero, diese begleiteten 3 Ochsen hinaus, nämlich das beste war ein Ochs mit einer schönen doppelgetaffeten Deck, die anderen 2 Ochsen gehörten darein zu spielen mit Würfeln. Nachmittag um Vesperzeit hat man angefangen zu schießen, und hat solches Schießen 8 Tage gewähret, nemlich bis auf den Dienstag, als den 8. Augusti. Damals ist hinter der Scheiben ein Bollwerk aufgerichtet worden, damit man die Kugeln, so man hinaus geschoßen, wieder finden konnte. Und wurden die Kugeln zu 5 Pf. schwer hinausgeschoßen, darzu durfte einer mehr nicht, als 1 und ein viertel Pfund Pulver nehmen, und legte einer einen Gulden ein, und wurden 6. Schuß gethan, man hat auch um die Stück geloost, auch ist auf den Schiesplatz eine Küche aufgeschlagen worden, darinen hat man Essen, auch Wein, Bier und Brod um Geld bekommen können.

Derer Zweyer, so einer 2 Schuß getroffen, sind 4 gewesen, die haben den 8. August angefangen zu gleichen, und hat Leonhard Heinlein, ein Zimmermann und Püchsenmeister, das Beste gewonnen, das war der Ochs mit der doppeltaffeten Decke. Das andere hat gewonen Andreas Rinder, ein Niederländischer Tuchfärber, bei dem Hieserla, das ist ein silbernes, verguldetes Becherlein gewesen, mit einem Deckel auf 15 fl. werth. Das 3 hat gewonnen Georg Müller, der Schmalkalder genannt, ein Meßerer, das war ein silber verguldetes Becherlein, von 9 oder 10 fl. werth. Darnach sind noch 53 Schützen gewest, da ein jeder nur einen Schuß getroffen hat, deren hat ein jeder eine große zinnerne Kandel gewonnen, so 3 fl. ist werth gewesen.

Das vierte hat gewonnen Abel Unterholzer, ein Kaufmann, das war auch ein silber verguldetes Becherlein auf 8 oder 9 fl. gewerthet. Hernach den 9. Augusti als am Mittwochen, hat man ein Nachschießen gehalten, da hat der Zeugmeister das Best gewonnen, und hat den Schützen 5 fl. zum Besten gegeben, und darum geschossen worden, aber man hat nur ein Schuß gethan, da hat einer einen halben Gulden eingelegt, und hat zu Kugel und Pulver geben einen halben Gulden. Und Donnerstag, den 11. August nahm solches Schießen ein End.

Inscriptiones und Verse, welche sich auf dem Trinkgeschirr, eine Canone vorstellend, befinden, und von dem Andreas Rinder, so die andere Gab gewonnen, gemacht worden.

Zuvorderst um die Mundung herum stehet:

Ein rechter Schütz sich nicht lang b'findt,
Thut sein Schuß hurtig und geschwindt.

Etwas weiter hinab ist ein springender Ochs geätzt, mit der Beischrift:

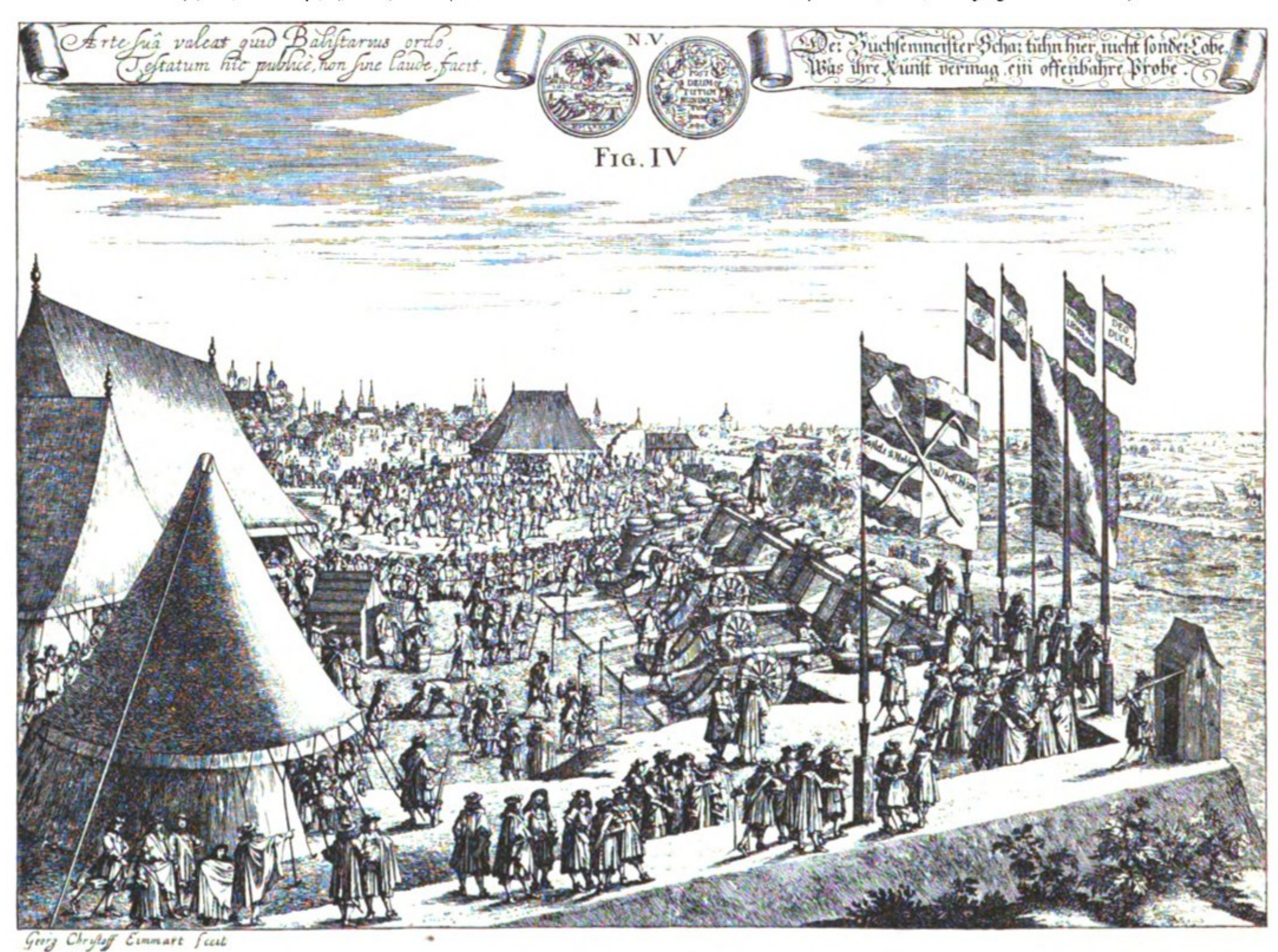
Diß Stuck so ich heb in der Hand,
Das ist der bunte Ochs genannt,
Stößt manchen, welcher oft mich will
Richten, und aus mir schießt zu viel,
Daß ihm der Kopf vom Pulver mein
Wird schwer, drum schieß mich nur fluck nein.

Unterhalb des Zündlochs stehet folgendes:

In diesem Schießen gewann vorab
Andreas Rinder die andere Gaab,
Ein Becher, aus dem er diß Stück
Hat machen lahn, weil ihm das Glück
Solchs geben hat, zur selben Zeit.
Er bitt, wens trift, soll thun Bescheidt.

Unten ob der Pulverkammer herum stehet:

Setz mich bei Straf nicht vor dir nieder.
Ich sey denn vor geladen wieder,
Wenn du den Schuß nun hast vollendt,
Besinn Dich nicht lang, giebs weiter behendt.



Ein Stuckschießen zu Nürnberg. Nach einem Stiche von G. C. Eimmart.

Unter denen Delphinen stehet geschrieben:

Als man zählt fünfzehnhundert Jahr,
Und zwey und neunzig die Jahrzahl war,
Den 30sten Tag July allein,
Ein Schießen war gehalten fein.
Allhie zu Nürnberg in der Stadt,
Mit Willigung eines Edlen Raths,
Von Hannß Lochner Zeuchmeister hie,
Mit großen Stücken deßgleichen nie
Kein solches ist gewest vor dieser Zeit
Die Bürger der Stadt haben beteit,
Gar herrlich, wol gerüstet schon
Stark in die siebentausend Mann,
Mit 10 aufgerichten Fahnen eben,
Sie dem Geschütz das Gleit thäten geben
Bis auf den Schießplatz an den Ort,
Trink aus, ließ unten weiter fort.

Zu unterst bei den Trauben, so einen Ochsen vorstellt:

Wer mich recht sehen will da unten,
Muß mich vor rein Hahn ausgetrucken.

In den Deckel über den Zündloch stehet:

Machst, daß ich mich muß niederbucken,
Weil Du mir willst ins Zündloch gucken.

Unter den Laveten stehet zu beiden Seiten:

Wem solches hier zuwider ist,
Und nicht gefällt, wer solches liest,
Mags stehen lassen, ists ungenöth
Zu lesen solchs, was hierauf steht.
Dann ihms allein nicht ist gemacht
Zu gefall'n, drum laß ers unveracht.

Und oben auf der Laveten steht: Christ. Andreas Imhof, Capit. und der Zeit Commendant und Pfleger des Amts und Vestung Lichtenau. Darunter ist das Imhofische Wappen und zu beeden Seiten die Jahrzahl abgetheilt 1638."



Chriemhildis und Bischof Pilgrim von Passau. Skizze des Staats-Gemäldes für den Rathaussaal zu Passau. Von Ferdinand Wagner.

Königin Chriemhildis in Passau.

Von Heinrich Leher.

Wenn die Donau Bayern verläßt, da scheint ihr das Scheiden schwer zu werden; aber die Wogen fließen unaufhaltsam weiter. Wenn eine gütige Fee jene verläßt, welche sie liebgewann, da spendet sie, so erzählen uns die Sagen und Märchen, mit reichen Händen. So wollte es auch die Fee der Donau thun und sie schenkte der Stätte, wo sie aus bayerischem Lande scheiden muß, Liebreiz der Landschaft und Natur, wie sie selten zu schauen. Aber auch, was die Menschenkinder dort erbaut, schmiegt sich wunderbar in das prächtige Stimmungsbild der Natur. Welch herrliches Architekturbild bietet Passau mit dem riesigen Palaste seiner Fürstbischöfe, dem majestätischen Baue seines Domes, den zahllosen Türmen seiner Gotteshäuser und Kirchen. Der edle Sinn unsrer Zeit für das Erbe der Ahnen hat in den letzten Jahren eines der merkwürdigsten Gebäude der Stadt in neuer Schönheit erstehen lassen. Das Rathaus, um welches Bischof und Bürgerschaft 150 Jahre lang blutige Fehde geführt, wurde einer umfassenden Restauration unterworfen, welche der hervorragende Architekt, der Wiederhersteller des Domes zu Worms, der Katharinenkirche zu Oppenheim, Professor Freiherr Heinrich v. Schmidt leitete. Der Wunsch des verdienstvollen Historiographen Passaus, des sel. Dr. Erhard, nach einer Restauration und nach Vereinigung der einzelnen Teile zu einem architektonischen Ganzen ist in großartiger Weise in Erfüllung gegangen. Wir werden noch oft auf das merkwürdige Gebäude zurückkommen, das für sich allein eine Wanderung nach Passau lohnen würde. Einen unvergleichlich köstlichen Schmuck desselben bilden die Gemälde, mit welchen es der geniale Maler Ferdinand Wagner, ein Kind der Stadt Passau geschmückt hat. Aus den fernsten Zeiten der Geschichte steigt das Bild der Stadt herauf; welche Anregungen mußte hier eine fühlende Seele empfangen, was konnte sie uns schenken, wenn ihr Gott die Gnade geschenkt, in Farbenpracht zu geben, was sie empfand. Wir wiederholen unser Versprechen, noch einzeln alle Schönheiten des stolzen Hauses zu schildern. Für heute mag unser Blick nur auf der Skizze des großen vom Staate gestifteten Bildes weilen, welches die westliche Wand des großen Saales schmücken wird. „Einzug Chriemhildis' an der Seite ihres Oheims, des Bischofs Piligrin in Passau und Empfang der Königin durch die Passauer Kaufleute. Es ist einer der bedeutendsten Momente in der Geschichte Passaus, daß sein Name aufs innigste mit der Entstehung des Nibelungenliedes, dieses unsterblichen Heldensanges, verknüpft ist. Der große Bischof Piligrin (971—991) war es, welchem das deutsche Volk die Erhaltung des Stoffes und die Grundlage zu seinem Nationalepos verdankt, indem er durch seinen Schreiber Konrad den Inhalt der Sage zusammenstellen und zu einer geschichtlichen Erzählung in lateinischer Sprache verarbeiten ließ. „In den Rahmen dieser Erzählung ließ er dann den Namen eines Bischofs Piligrin von Passau einfügen in so hervorragender Weise, daß er ihn sogar zum Oheime der Burgunderkönige machte. Wenn er sich auch damit nicht selbst für identisch mit diesem erscheinen lassen konnte, so konnte er um so mehr diese Identifizierung der Nachwelt überlassen. Und dieser geistreiche Plan ist ihm so vollständig gelungen, daß wir, obwohl der Zusammenhang der Personen ziemlich lose ist, doch keine Recension des Nibelungenliedes kennen, in welcher die Passauer Episode unterdrückt wäre." (F. Keinz, Alte Passauer in der deutschen Literaturgeschichte.)

Die 21. Aventiure des Nibelungenliedes erzählt, wie Kriemhild von Worms zu den Hunnen fuhr.

Die 1323.—1327. Strophe lautet:

1323

Dô si über Tuonouwe kômen in Beyerlant
Do wurden disiu maere witen bekannt,
Daz zen Hiunen füere Kriemhilt diu künegin
Des freute sich ihr oeheim, ein Bischof der hiez Pilgerin.

1324

In der stat ze Pazzouwe was er Bischof
Die Herberge wurden läre unt ouch des Fürsten Hof
Sie îlten gegen den Gesten uf in Bayerlant
Da der Bischof Pilgerin die schönen Kriemhilde vant.

1325

Simm ingesinde was daz niht ze leit
Daz sie ir folgen sâhen so manege schoene meit
Da troute man mit ougen der edeln ritter kint
Vil riche Herberge gap man den edeln gesten sind.

1326

Da ze zu Pledelingen[1]) schuof man in gemach
Daz volc man allenthalben zu zin riten sach
Man gap in willecliche des si bedorften da.
Sie namenz wol mit eren, als tet man sider anders wâ

1327

Diu frowe mit ir oeeim ze Pazzowe reit
ez was den burgaeren darinne niht ze leit
Daz dar komm solde des Fürsten swester kint
sie wart vil wol enpfangen von den kuofliuten sint.

Wir fügen der Verständlichkeit halber die Übertragung von H. A. Junghaus bei:

Am Donauflusse kamen sie in das Bayerland,
Da wurde diese Märe bald weit und breit bekannt,
Daß zu den Hunnen führe Kriemhild die Königin;
Des freute sich ihr Oheim, ein Bischof, der hieß Pilgerin.

In seiner Stadt zu Passau saß er als Fürstbischof,
Da wurden leer die Häuser und auch des Fürsten Hof;
Man eilte nach den Gästen hinauf in Bayerland,
Wo Pilgerin, der Bischof, die schöne Frau Kriemhilde fand.

Es war dem Ingesinde des Bischofs nicht zu leid,
Als sie ihr folgen sahen so manche schöne Maid:
Man kosete mit Augen manch edeln Ritters Kind
Und reiche Herberg gab man den edeln Fremdlingen geschwind.

Zu Pledelingen schuf man den Gästen gute Ruh',
Es ritt von allen Seiten das Volk auf sie hinzu;
Mit gutem Willen gab man, was sie bedurften dort,
Sie nahmen es mit Ehren; das that man so an jedem Ort.

Die Frau mit ihrem Oheim gen Passau weiter kam,
Wo man es bei den Bürgern wohl ohne Leid vernahm,
Daß dorthin kommen würde, des Fürsten Schwesterkind;
Sie wurde gut empfangen, von den Kaufleuten wohlgesinnt.

Der Künstler hat den reizvollen Vorwurf in vollendeter Weise zur Darstellung gebracht; es liegt in dem Gemälde etwas von Schwind, Schnorr und Kaulbach und dennoch ist es vollkommen eigenartig, die Stadt Passau ist zu dem Besitze des Bildes zu beglückwünschen; wir freuen uns, daß wir mit ihm den dritten Jahrgang eröffnen konnten.

[1]) Plattling.

Ein Verkehrsunfall und seine Bestrafung.

Von J. Oswald.

Die Gegenwart ist nervös; irgend ein besonderer Zufall erregt sie, setzt sie in furchtsamen Schrecken. Die enorme Entwickelung des Verkehrs bringt naturgemäß auch eine Reihe von Unglücksfällen mit sich, von denen einzelne allerdings zahlreiche Opfer an Menschen erfordert haben. Aber wie winzig werden diese Zahlen, wenn sie den ungeheuren Massen gegenübergestellt werden, welche täglich befördert werden. Der Vergleich zeigt uns, daß es eigentlich lächerlich ist, von einer Gefahr des Reisens zu sprechen. Ja, in alten Zeiten, da war es geraten, sein Testament zu machen, bevor man sich auf die Reise begab. Frau Justitia war in früheren Zeiten eine sehr strenge Frau; wie heutzutage erschien sie auf dem Unglücksplatze, um nach dem etwaigen Schuldigen zu fahnden. Es dürfte ein schätzenswerter Beitrag zur Sitten- und Rechtsgeschichte sein, wenn wir erzählen, in welch harter Weise ein Münchener Floßmeister gebüßt wurde.

Es war im Monat April des Jahres 1660 als 17 fromme Bürger Münchens sich zu einer Wallfahrt nach Mämming, unterhalb Landshut vereinten. Die biederen Bürger nahmen die Wallfahrt etwas bequem, statt des Marsches auf der staubigen Landstraße wurde die angenehmere und schnelle Wasserfahrt mittels Floß gewählt. Das Jahr 1660 kannte noch nicht das „freie Spiel der Kräfte“ im Kampfe des Gewerbes. Genaue Bestimmungen regelten die Art und Weise des Verdienstes; der Passagier konnte sich nicht nach freiem Willen den Fährmann wählen; nach den Satzungen der Floßmeisterinnung wurde pünktlich ein Turnus geübt. Josef Pichlmayr, Bürger und Floßmeister, war an der Reihe. Wohlgemut wurde das Fahrzeug bestiegen, die Fahrt wurde ziemlich spät angetreten, denn als das abendliche Dunkel einfiel, und der Avegruß von Turm zu Turm ertönte, da befand sich das Floß erst zwischen Freising und Landshut. Die Aveglocke wurde für die Ärmsten die Sterbeglocke: Wie es gekommen, erhellt nicht aus den Akten. Das Floß stieß auf einen Damm, neigte sich rasch zur Seite, die Passagiere fielen in die reißende Flut, und kein einziger der 17 Pilger rettete sein Leben; nur Pichlmayer entkam, obwohl ihm so viel Kümmernis und Elend vorbehalten war, daß der Tod für ihn ein glücklicheres Los gewesen wäre. Eine Katastrophe, bei welcher 17 Menschenleben zu Grnnde gingen, würde selbst in der Gegenwart Aufsehen erregen, um so mehr in dem kleinen München von 1660. Innung und Gerichte bemächtigten sich des unseligen Schiffers. Vergebens beteuerte Pichlmayr seine Unschuld, vergebens erklärt er in seiner Verteidigungsschrift „vor dergleichen Unfällen mag sich keiner, so experimentirt er immer fahren mag, auf der Yser sicher und freigeben!“ Die Zunftgenossen verboten ihm gänzlich die Schiffahrt auf Isar und Donau für unbestimmte Zeit, der Kurfürst verwies ihn des Landes. Das strenge Gesetz hatte dem Armen den Bettelstab in die Hand gedrückt, er zog als Tagwerker in die Fremde; die Ehefrau und sieben kleine Kinder blieben in bitterster Not zurück. Zwei Jahre währte der bedauernswerte Zustand, bis es endlich am 15. März 1662 seiner Frau gelang, zu einem Fußfall vor dem Kurfürsten zugelassen zu werden. Ferdinand Maria fühlte Erbarmen; sein mildes Gemüt berechtigt uns zu der Annahme, daß er sich seinen Gnadenakt in einer andern Form gedacht, ferne der nahezu grausamen Strenge, in welcher noch am selben Tage aus dem Kabinett der kurfürstliche Befehl an den Magistrat zu München herabkam. Derselbe lautete:

„Unsern Gruß zuvor. Liebe getreue! Wir haben auf Maria, Josef Pichlmayers Bürgers und Floßmanns allhie Ehewirthin beschehenes allerdemuthigstes Anflehen ermeldet ihrem Ehemann Unsere Churfürstenthum und Lande wiederumben jedoch dergestalt eröffnen lassen, daß selber zwei Jahr in dem Schanzgebäu zu Ingolstadt jedes Jahr zwei Monat auf seine Unkosten arbeiten und drei Kirchfahrten und zwar nach Altötting, Ettal und Tuntenhausen verrichten, jederorts etliche Messen für diejenigen abgelebten Personen, welche durch seine Fahrlässigkeit im Floßfahren um das Leben gekommen sind, lesen lassen, auch beichten und kommuniziren und solches, daß es geschehen, gebührend bescheinigen solle.

Derowegen wir euch solches zur Nachricht mit dem gnädigsten Befehl bedeuten, daß Ihr besagtem Pichlmayr in die Schanzarbeit nach gedachtem Ingolstadt, weilen damit bereits ein Anfang gemacht, zu schicken und die 2 Monate für das Jahr darin zu erstrecken zu lassen wisset, auch daß es beschechen er Euch künftig den Schein verweise, allermassen es mit ihm künftiges Jahr auch also zu halten. Vollziehet hieran unsern gnädigsten Willen etc. etc.“

Der arme Pichelmayr unterwarf sich diesen erdrückenden Bedingungen; bei dem im Stadtarchiv zu München aufbewahrten Akte liegen noch die Scheine für die geleistete Schanzarbeit sowie die Beicht- und Kommunionzettel des Büßers. — Die Innung war jedoch weit entfernt, mit dem so schwer bestraften Zunftgenossen Mitleid zu fühlen; die Floßmeister weigerten hartnäckig seine Aufnahme. Die Schriften und Gegenschriften zwischen ihnen und dem Magistrat, häuften sich zu Bergen. Die Zunft bezeichnete Pichlmayr als Trunkenbold; man kann sich des Lächelns nicht erwehren, wenn man die Gegenbeteuerung Pichlmayrs liest, daß er *auf dem Wasser* immer ganz nüchtern gewesen sei. Erst nach zwei Jahren beschloß die Zunft, nachzugeben, und am 6. September 1664 machte der vielgeprüfte Meister wieder seine erste Fahrt nach Wien. Mit welcher Freude wird er das Ruder ergriffen haben, das so lange seinen Händen entzogen war. Den oben genannten Akten liegt ein Zeugnis von einem Passagiere bei. Es lautet:

„Jesus Maria.

Ich Unterschriebener bekenne hiemit, daß wir 4 Patres am Ende des Septembris oder Herbstmonat des jüngst verflossenen 1664 Jahrs uns auf dem Floß Josef Pichlmayr's begeben haben, den er und sein Sohn Jergl geleitet haben und bezeugen kraft dieses, daß er uns durch alle Päß, Reiben und Brücken und andere Ort der Isar und Thonau glückselig und ohne Schaden ausgeführt und nachher Wien wohl kontent geliefert habe. In dessen Zeugniß ich mich hab unterschreiben wollen und mit des Ordens Petschaft bekräftigen.

Wien, 24. Mertz 1665.

L. S. P. Sylvester vom hl. Dominico Barfüßer Carmeliter.“

Herzog Philipp der Streitbare von Pfalzneuburg auf dem Wolferloh 1542[1]).

Von J. Müller.



An dem Fenster seiner Hütte,
Hart am Teiche Wolferloh
Liegt in stiller Nacht der Fischer,
Keines Schlafs und Schlummers froh.

Hellen Aug's, wie sonst am Tage
Schaut er zu den Wassern hin,
Kennet nah und kennet ferne
Jeden Baum am Ufergrün.

Denn es schifft in Höh' und Tiefe
Milden Lichts der Mond einher,
Und der Teich lacht aus den Erlen,
Wie ein blendend Silbermeer.

Totenstill ist Wald und Weiher,
Selbst das Laub der Esche ruht,
Und der Fischer hört nichts weiter
Als den Schlag vom eignen Blut.

Aber nun mit einem Male
Plätschert's in des Teiches Mitt',
Und ein Ruder schlägt im Takte,
Well' um Well' nach Fischersitt'.

Und ein Nachen treibet näher,
Treibt herab die lichte Bahn,
Und auf seinen Hintergransen
Sitzt ein kräft'ger Fischersmann.

Ernst und Wehmut spricht die Miene,
Und es stiert der hohle Blick,
Als sucht' er in Wog' und Welle,
Ein verlornes schönes Glück.

Nahe an des Fischers Hütte
Schifft er stiller, leiser hin,
Und bei matterm Ruderschlage
Singet er mit trübem Sinn.

Singt verlass'ner Liebe Schmerzen,
Singt ihr Sehnen und ihr Weh,
Und es fallen seine Thränen
Wie ein Regen in den See.

Trübe, wie dem trüben Schiffer,
Wird da auch dem Fischersmann,
Und er will hinaus zum Teiche,
Will mit stiller Tröstung nah'n.

Da ertönt aus Steinbergs Schlosse,
Wo im Turm der Wärtel wacht,
Zwölfmal laut ein Horn ins Weite
Und verkündet Mitternacht.

Und auf Wog' und Well' und Tiefe
Schwindet Ruderschlag und Ton,
Und der Schiffer und sein Nachen
Sind wie Nebel weggeflohn.

Und der Fischer wirft das Fenster
Schreckenbleich und zitternd zu,
Drückt sich furchtsam in das Lager,
Sucht für heute betend Ruh'.

Und im frühen Morgengrauen
Zieht er zu dem Schlosse hin
Und erzählt dem Vogte alles,
Was ihm nachts am Teich erschien.

Und der holet alte Bücher
Aus den Schränken, hoch und weit,
Und liest ihm mit heller Stimme
Von des Herzog Philipps Zeit;

Liest ihm, wie der edle Ritter
Einst gen England freien ging,
Um dort mit der Königstochter
Froh zu tauschen Ring um Ring.

Liest, wie er getäuscht alldorten,
Brautlos zu der Heimat kam,
Und ihm Sehnsucht nach der Schönen
All' des Lebens Frohsinn nahm.

Wie er drauf voll trüben Sinnens
Gern geschifft auf Wolferloh,
Und nach seinem frühen Tode
Immer noch sein Geist hier froh.

Und mit Thränen hört's der Fischer
That nun nimmer scheu und bang,
Horchte später lieb und gerne,
Wenn der Herzog wieder sang.

[1]) Herzog Philipp der Streitbare ward geboren zu Heidelberg 12. November 1503, starb zu Neuburg den 4. Juli 1548. Er hielt sich ums Jahr 1542 vom 11. bis 27. Februar am Fischerhäuschen zu Wolferloh, einem großen Teich im Landgerichte Burglengenfeld, auf, fuhr da in melancholischer Stimmung öfter auf dem Teiche und dachte an England, von woher er im Jahre 1536 Maria, die Königstochter, als Gattin holen wollte, aber in seinen Hoffnungen getäuscht war. (Graf Reisachs Beschreibung des Nordgaues.)

Kleine Mitteilungen.

Bürgerwehrdienst beim Landtage. Die Wiedereröffnung des Landtages veranlaßt uns zu einem Blick auf die früher üblichen Feierlichkeiten. Auf den bestimmten Tag wurden alle Stände, eigentlich deren Abgeordnete, in die herzogliche Burg oder Residenz berufen, um von dort aus den Fürsten zu dem Gottesdienste in die Frauenkirche und dann weiter in den großen Saal des städtischen Rathauses zu geleiten. Hier angekommen, setzte sich der Herzog nieder, sprach einige bezügliche Worte und ließ sodann die Proposition verlesen. Die Propositionen entsprachen den heutigen Thronreden, sie wurden sofort dem Landmarschall übergeben und von dem Landschaftskanzler durch eine Dankrede erwidert. Hierauf verließ der Herzog das Haus; die Stände aber blieben bei einander, den großen Ausschuß zu wählen. Die militärische Beschützung des Landtages war den Bürgern der guten Stadt München anvertraut, und es existiert hierüber der Bericht des städtischen Hauptmanns, Michel Bart, aus dem Jahre 1605, welchen derselbe nach geschehener Abdankung des Landtags über die Leistungen seiner Mannschaft an den Magistrat übergab. „Anno 1605 in gehaltenem Landtag als J. fürstl. Durchl. Herzog Maximilian in Bayern aufs Rathauß gezogen und die proposition gethan, haben 100 Burger in der Rüstung mit kurzem Überwehren stehen müßen vom Rathauß an gegen des Häckls Eck werts zu beiderseits wie ein Gassen Mann an Mann. Als nun die Proposition vorüber gewest und man abgezogen, seind die Burger gliedweiß auf das Rathhauß hinaufgegangen, darunter 50 so das Los gewunnen, anheimbs gelassen und durch einen Befehlshaber mit dem Spiel zum Stadthauß geführt worden. Die andern 50 aber bis auf die Sperrglocken zu Nachts verbleiben müssen. Andern Tags unter währendem Landtag seind anfangs 50 Mann hienach aber und die mehrere Zeit Allwegen 30 Mann allweg 3 in ein Glied und zwei Befehlshaber neben her gehend früh mit der Sperr auf und zu nachts mit dem Spiel wieder abgeführt, denen jedesmal bei dem Stadthauß abgedankt worden. So oft nun der Ausschuß auf dem Rathaus geweßt, seind allewegen an die Rathsstiegen zu beidenseits

von unten aufwärts 20 Mann zu beiden Seiten eingeteilt und angestellt worden und zu jedem Haufen ein Befehlshaber als die vornehmsten zwei Burger aus den Zunften so die Wach selbigen Tags gehalten, gestellt worden. „Wan nun die Herren des Ausschusses anheimbs gegangen, sind die Burger aufs Rathauß gelassen worden, damit sie ihre Rüstungen außer dem Ringkragen und Seitenwehr von sich gelegt und hernach in der Wartstuben sich gewärmt. Nach solchem haben sie das Loos geworfen, welcher halbe Theil zuerst zum Essen heimgegangen; doch ist ihnen über ½ Stund nie nicht vergunnt worden. Und ist alleweg ein Befehlshaber bei einer Partei verblieben. Alsdann sind die Rüstungen fein ordentlich auf dem Rathauß niedergelegt worden samt den Spießen, darunter allewegen ihrer 3 dieselben eine halbe Stund verwachten müssen (so unter ihnen umgangen) die andern Burger aber in der Wartstuben verblieben. Ehrliche Kurzweil im Spielen ist unverwehrt gewesen, doch das Zechen gänzlich abgeschafft. Den Befehlshabern so täglich oben die Wacht halten müssen, ist jederzeit eingebunden worden, fleißig zu sein und gute Ordnung zu halten und Bescheidenheit unter den Bürgern zu gebrauchen. Desgleichen ist den Bürgern anbefohlen worden, in Abwesenheit meiner fleißig zu wachen und die Spieß tapfer zu greifen auch fein bescheidentlich zu sein und den Befehlshabern gebührenden Gehorsam zu leisten. Da aber ein oder der andere Burger selbsten nicht wachen künnte, hat er wohl einen anderen Burger an seiner Statt bestellen oder einen mannparen Gesellen oder Dienstboten schicken dürfen, doch sind die ausgewählte Burger vor andern zur Wacht befördert wurden, als die sonsten dieser Wacht befreit gewesen und ist einem des Tages von 8 bis 10 Kreuzer, nachdem etwa die Kälte gewest, Wachtgeld passirt worden."

Herzog Georg des Reichen Todesstunde. Herzog Georg der Reiche von Niederbayern-Landshut, mit dessen Hinscheiden 1503 der bayerische Erbfolgekrieg begann, hatte gegen seinen Vetter Herzog Albrecht wegen der Erbverschreibung einen so hartnäckigen Haß, daß er selbst im Angesichte des Todes nicht davon lassen wollte. Vergebens stellte ihm sein Beichtvater die unerläßliche Notwendigkeit der Verzeihung und Aussöhnung vor; selbst die eindringlichen Verweise und Ermahnungen seines ihm vertrauten Paters schienen fruchtlos. „Nachdem aber dieser scharfer Prediger auf gethane Rede wieder von ihm gegangen, dachte Herzog Georg derselben etliche Stunden nach, liesse endlich diesen Geistlichen wieder beruffen und hiesse ihn im Gemach das Amt halten. Als nun der Priester auf die worte kam, mit welcher das Lamm Gottes, welches der Welt Sünden getragen, um Erbarmung angeruffen wird, liesse er sich durch seine Kammerbedientе im bette aufrichten, und ihme also sitzendem das Bildnis des Gekreuzigten Christi darreichen, welches er in die Hand nahm, küssete, an seine von threnen ganz nasse Brust inbrünstig druckte und in gegenwart des ganzen Rahts und Hofstaats also aufrieffe: Jetzt, O Christi JESU! werfe ich, auf deine Gnade und zu meiner Seligkeit allen Hass aus meinem Herzen, und verzeihe allen und jeden insonderheit die mich oder die meinigen mit worten oder werken beschädiget oder beleidigt haben. Auch Du wollest ihnen verzeihen und mich samt ihnen in den Schoß Deiner Barmherzigkeit aufnehmen. Hierauf ward er absolvirt und mit dem heiligen Nachtmahl versehen: da er dann eine weile mit lauter stimme andächtig gebetet, folgends den Todeskampf angetretten, und endlich also busfärtig, und dannenhero seelig, den geist aufgegeben."

Alte Verordnungen gegen das Fluchen und Gotteslästern. Das Schelten, Fluchen, Gotteslästern und Schwören war unseren christlichen Voreltern ein großer Greuel und hoch verpönt. Sie straften es an Leib und Gut, mit dem Pranger und mit Landesverweisung, ja selbst mit dem Tode. In den alten Stadtordnungen finden sich Verbote dagegen schon früh, zu Nürnberg um das Jahr 1290. Damals erließ der Rat daselbst ein scharfes Verbot gegen das Fluchen und frevelhafte Schwören. Wir teilen es hier, uns möglichst an die mittelalterliche Diktion haltend, in einer für unsere Leser verständlichen Schreibweise mit:

„Es haben gesetzt (verordnet) der Schultheiß und die Bürger vom Rath festiglich und zur Mehrung aller Seligkeit und Gott zu Lob, daß man alle lose Gelegenheit mit Worten lassen soll, und sonderlich wollen sie nicht, daß fortan Jemand mehr schwöre bei Gottes Leichnam, bei seinem Haupt, bei seinem Herzen, bei seinem Blut und auch bei andern seinen Gliedern, oder bei anderer Creatur, die man Gott zur Schmach nennet, noch auch bei den neuen Schwüren, deren jetzund viele in der Welt sind. Und sie verbieten auch alles unziemliche und unreine Fluchen, dessen man sich schämen soll, und sie wollen, daß alle Geschworne der Stadt zu Nürnberg, Rath, Schöffen und Genannte, solche Worte und das Schelten und das frevelhafte Fluchen rügen sollen bey ihren Treuen; und andere Leut, die nicht Geschworne sind, die sollen das rügen bey ihren Eiden, die sie den Bütteln oder des Schultheißen Knechten um ihre Bürgerpflicht geschworen haben, und diese sollen den, der also flucht und schwört, pfänden um 6 Häller, die halb den Bütteln und des Schultheißen Knechten, und halb den Bürgern des Raths zur Besserung an Weg und Steg zufallen sollen. Und wer sich den Pfändern frevelhaft widersetzt, der soll acht Tag von der Stadt vertrieben seyn, ohne Gnade."

„Auch wollen die Bürger vom Rath: Wer der auch sei, der frevelhaft mit Schwüren, mit Fluchen und andern bösen Worten also Unrecht thät, daß ihnen die Buße zu gering däuchte, den wollten sie strafen mit Zungenausschneiden, mit Ohrenabschneiden und mit anderer schwerer Buße, wie sie dann zu Rath werden und die Sache strafbar ist."

„Es sollen auch alle Geschworne, Wirthe und Wirthinen ihr Gesinde bei ihren Treuen an Eides Statt verpflichten, dieses Gesetz zu halten und Flucher und Schwörer den Bütteln und des Schultheißen Knechten anzuzeigen."

„Es wollen auch der Schultheiß und die Burger vom Rath alle die strafen an Leib und Gut, die da Meineid schwören; und darum haben sie festiglich befohlen allen Schöffen auf ihren Eid, daß sie fleißig und vorsichtig seien, wenn sie den Leuten am Gericht den Eid abnehmen, und daß sie die Leute unterrichten und recht richten. Wer aber der wäre, der ihnen darin nicht folgen wollt, und wenn es sie däucht, daß er unrecht geschworen hab, das sollen sie bringen an die Bürger vom Rath, und diese wollen dann einen solchen strafen an Leib und an Gut. Und sie wollen auch, wenn einem ein Eid auferlegt wird zu schwören, so soll man die Leut an dem Gericht alle stillschweigen heißen, um den Eid zu hören und die Sache, für die der Eid gehört. Und der den Eid schwört der soll die Hand also hoch aufheben, daß man dieselb überall sehen möge, und daß sich dann Jedermann vor unrechten Eiden hüte."

Zweihundert Jahre später, im Jahre 1496, erließ der Rat abermals ein Verbot gegen das frevelhafte Schwören. Es heißt darin u. a.: „Gott dem Allmächtigen zu Lobe setzen und gebieten unsere Herrn vom Rathe, daß Niemand schwer oder frevelhaft schwören soll bey Gott, bey Unser Lieben Frauen oder dergleichen, und daß auch Niemand eine unziemliche Gotteslästerung übe. Denn, wer dagegen thäte, den wollt ein Rath darum an den Pranger stellen oder mit Ruthen zu der Stadt hinausschlagen lassen.[1]) Und sollten solche Schwüre und Gotteslästerung gar frevelhaft und grob seyn, so wollt ein Rath einen solchen an Leib oder Leben strafen, wie er je zu Zeiten nach Gestalt der Verhandlung zu Rath würde."

[1]) Seitz Rüger, ein Messingschlager, wurde im Jahre 1408 wegen frevelhaften Schwörens eine halbe Stunde an den Pranger gestellt und dann auf drei Meilen aus der Stadt verbannt.

Teures Getreide. Weil in der Tagespresse seit längerer Zeit das Kapitel von den teuren Fruchtpreisen in den verschiedensten Tonarten behandelt wird, so möge eine einer handschriftlichen Aufzeichnung aus dem Jahre 1817 entnommene Notiz hier wörtlich Platz finden: „Theuere Jahreszeit, wo der Weizen 102 Gulden das Schäffel kostet, und das Korn 90 Gulden das Schäffel und die Gersten 50 Gulden und der Haber 42 Gulden: 1817; Gott! erbarme Dich darin unser.“ Erst Ende der vierziger Jahre ist wieder eine Mißernte zu verzeichnen, und schützte hauptsächlich die Einfuhr ungarischen Getreides vor höherer Teurung. 1847 nämlich wurde in München der Weizen um 38—40 Gulden, das Korn um 28 bis 30 Gulden, Gerste um 20 Gulden und Haber um 14—15 Gulden per Schäffel gekauft. Im übrigen variierten im letztgenannten Jahre die Fruchtpreise in den verschiedenen Gegenden. W. A.

Ein verzaubertes Schloß. Die Romantik drängt sich dicht an die Schwelle des modernen Lebens. Vor den Thoren der Großstadt, im Waldesdunkel, von Tannen und Buchen umrauscht, am Fuße des Felsens bespült von den kühlen Wogen der grünen Isar, erhebt sich eine Ritterburg, Schwaneck, einst das Besitztum des bayerischen Phydias, des Bildhauers Ludwig v. Schwanthaler, des Schöpfers der Bavaria und ungezählter anderer Kunstwerke. Heute ist das Schloß verzaubert; nur in gebührender Entfernung zieht der Wanderer vorüber, ein häßlicher Zaun hemmt den Zugang; Tafeln „Achtung vor den Hunden“ u. dgl. warnen den Neugierigen. Wir wollen die schmerzliche Gegenwart nicht weiter betrachten, sondern unsere Aufmerksamkeit dem Schlosse schenken als dem einstigen Wohnorte des großen Meisters. Was ihm sein Schwaneck war, das künden am empfindsamsten die Verse einer am Eingange zur Burg angebrachten Tafel:

> So stehe denn hier in Gotteshand
> Der Thurm am felsigen Uferrand,
> Gebaut nicht um eitle Ehr'
> Zu Trutz nicht oder Waffenehr'.
> Nur früher Jugend schöner Traum
> Soll steigen empor im trauten Raum,
> Der Blick in die Berge, die Luft so klar,
> Vom Flusse das Rauschen wunderbar,
> Der Freunde Wort und Sag' und Sang
> Erfrische das Herz im Lebensdrang.

Mit Recht fragt eine frühere Beschreibung, ist die romantische Gegend wegen des Gebäudes oder dieses wegen der einzig schönen Gegend da? Hier bringt jede der vier Weltgegenden eine andere Schönheit in das Panorama, das von den Zinnen des 78 Fuß hohen Turmes geboten wird. Tief unten der Strom, welcher sich in schlangenartigen Krümmungen herumwindet, die Fernsicht über das Häusermeer der Stadt, über Wälder, Fluren und friedliche Dörfer, im Süden die Bergriesen, von den Salzburger Alpen an der Zugspitze vorbei bis zum Gründten. Kunst und Phantasie haben sich bei Erbauung des Schlosses in fruchtbringendem Bunde vereint. Was sie schufen, erregt in uns unwillkürlich die Täuschung, es sei früher Bestandenem neues Dasein verliehen worden; die Burg ist jedoch vollständig neue Schöpfung. Sie stellt einen Donjon dar, Turm mit Ringmauer, wie sie vielfach aus alten Römerwarten enstanden. Reliefs am Turme versinnbilden die artig ersonnene Legende von der Entstehung des Schlosses durch Besiegung eines Lindwurms durch einen Riesen. Ein niedliches Kapellchen ist dem hl. Hubertus geweiht. Ein trauliches Heim bietet das Stübchen und der Wohnraum des Kastellans. Der erste Stock hält sich im byzantinischen Stile, der zweite Stock mit Wohn- und Schlafzimmer hat den Spitzbogenstil erhalten, desgleichen der große Saal im dritten Stocke. Von entzückender Schöne ist der Ausblick vom Balkon, der nur von der Fernsicht übertroffen wird, welche der Wehrgang auf den Zinnen bietet. Das gesamte Mauerwerk ist von einem Schloßgraben umgeben, über den eine Zugbrücke führt. So vereint sich alles, den Beschauer in vergangene Zeiten zurückzuversetzen. Schwaneck wurde schließlich Eigentum des bekannten Heraldikers und Kunstfreundes, Ritters Mayer v. Mayerfels. Wir sagten, das Schloß sei erst in diesem Jahrhundert erbaut worden, wir nannten sogar ausdrücklich das Jahr 1844, und dennoch ist urkundlich nachweisbar, daß es einst von einem Haufen des „armen Konrad“ berannt wurde. Das Heer der Bauern wurde jedoch von Rittern und Reisigen zurückgeworfen, und die Burg gerettet. Der Widerspruch der beiden Behauptungen löst sich durch die Erinnerung an das jedem Teilnehmer und Zuschauer unvergeßliche Kostümfest der Münchener Künstler im Maimonat des Jahres 1879. Wie lange wird der böse Bann dauern, bis für die Burg wieder ein solcher Tag ersteht?



Schloß Schwaneck.

Alte Sinnsprüche aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche.

Unter einem französisch gekleideten Junggesellen und einer Jungfrau steht:

> Teutschland hat das Leben uns, Frankreich aber Kleider geben,
> Es verändert uns das Kleid und wir ändern unser Leben.
> Wann nun beede fodern ab, was sie haben ausgegeben,
> Wer gibt für uns Rechenschaft?
> Wie die Kleider, so das Leben!

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 2. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

D' Marei vom Brandstätterhof.

Eine oberbayerische Hochlandgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Otto v. Schaching.

(Fortsetzung.)

Auf diese Worte hin setzte sich der Bursche in der schwindeligen Höhe droben in Bewegung und kletterte mit einer Behendigkeit, als habe er „Eichkatz'lfleisch" gegessen, wie die Gebirgler von einem tüchtigen Kraxler sagen, an dem Stamme herab, unablässig begleitet von den Augen Mareis, die den teuern Steiger am Fuße der Tanne erwartete.

Marei hatte ihren Hiesl gerade bei einer der schwierigsten Arbeiten eines Holzknechts angetroffen, bei dem sog. „Daxstümmeln"; so bezeichnet man das Abästen der Daxen[1]) oder Nadelbäume. Um nämlich zu verhindern, daß beim Fällen der ungefüge Stamm mit seinen breiten Ästen andere Bäume beschädige, wird er vorher seines Wipfels und seines Astschmuckes beraubt. Zu diesem Zwecke steigt der Holzknecht, mit haarscharfen Steigeisen an den Füßen, am Baume empor. Bei jedem Schritte graben sich die stählernen, an den inneren Knöcheln befestigten Spitzen in die Rinde, und so klettert der Wackere hinauf, mit der Linken sich an den Stamm festend, in der Rechten das schneidige Beil. Ist er oben angelangt, so schwingt er den Stahl gegen den Wipfel, und stöhnend und sausend stürzt das Haupt des Riesen zur Tiefe, wohin ihm die übrigen Glieder, die Äste und Zweige, rasch folgen.

In der Zeit ungefähr, welche zur Beschreibung dieses Vorgangs erforderlich, hatte der gewandte Hiesl seine Kletterarbeit bewerkstelligt, und nun baute sich seine mächtig hohe, sehnige Gestalt vor dem Mädchen auf, das den Blick an dem von Gesundheit strotzenden, hübschen Gesicht des Holzknechts weidete.

„Grüaß Di Gott, Hiesl."

„Grüaß Di Gott, Marei. Du kimmst aufa zu mir?" sagte der Bursche in freudiger Überraschung schwelgend, und sein leuchtendes Auge versenkte sich mit dem Empfinden stillen Glückes in die geliebten Züge.

„Mei' Vater hat mi auf d'Grandau aufag'schickt, und da hab' i mir denkt, i muaß d' Geleg'nheit benutz'n", antwortete Marei. „Wia geht's Dir denn, Hiesl? Denkst dengert manchsmal an mi?"

„O mei' Deandl!" rief der Bursche mit hoher Wärme und drückte das Mädchen innig an sich, „der ganz' Rohnberg hat nöt so viele Bam, als i heut' scho' an Di denkt hab'. Wenn i in aller Herrgottsfrüah aufsteh', denk' i an Di, beim Arbet'n denk' i 'n ganz'n Tag an Di und wenn i mi auf d' Nacht höllisch müad aufs Heu leg', denk' i no' amal an Di. Bist da nöt z'fried'n?"

Marei nickte lächelnd mit dem hübsch geformten Kopfe.

„Und i mach's g'rad' so", gestand sie treuherzig, und leichtes Erröten schimmerte dabei auf ihren Wangen. „Du bist mei' oanz'ger Gedank'n, Hiesl. Oft muaß i mi z'sammnehma, daß meine Leut' nix mirk'n; i bin manchsmal so zerstreut bei der Arbeit, wenn i an Di denk', Hiesl."

Der Bursche verfiel in flüchtiges Sinnen. Wie ein Schatten fuhr es über seine Stirn. Ein harter Seufzer entströmte seiner gebräunten Eichenbrust.

„O, mei' Marei", sagte er, fast betrübt, „wia wird dös no' ausgehn mit uns zwoan? Wenn Dei' Vater dahinter kimmt . . ."

[1]) Daxen, vom lateinischen taxus, Eibenbaum.

„Geh', Hiesl, plag'n ma' uns iatzt nöt mit solchene Gedank'n", suchte das Mädchen den Geliebten aufzurichten. „Überlaß' ma's unserm Herrgott. Laß uns iatzt von ebbs anderm red'n, d' Zeit is kostbar und i muaß glei' wieder furt, der Vater kannt sunst Verdacht schöpfa. Schau, lieber Bua, da bring' i Dir a paar Oar; schlag Dir s' aus heut' auf d' Nacht und laß Dir 's Oarschmalz recht schmecka."

Sie behändigte ihm das Bündelchen mit den Eiern; dankend trug er es gleich in seine nebenan befindliche Hütte. Die Gabe war ihm ein willkommener Zuwachs zu seinen bescheidenen Speisevorräten.

„Und iatzt pfüat Di Gott, guater Hiesl", sagte Marei, „i muaß mi schicka, daß i schnell hoamkimm."

Hiesl schlang den Arm um den Leib der Geliebten, ein Tausch warmer Küsse, und das Mädchen eilte schnellfüßig, wie ein Reh, von dannen. Kaum aber war sie den Augen Hiesls entschwunden, als aus dem benachbarten Tannendickicht ein höhnisches Gelächter, wie der Kehle eines Kobolds entsprungen, aufstieg. Marei hörte nichts mehr davon, Hiesl aber stieß einen dumpfen Laut peinlicher Überraschung aus.

„Was is dös gwen?" rief der Bursche mit suchendem Blick. „Dös muaß i außakriag'n, und wenn der leibhafti Satan dahinter steckt."

Mit einigen gewaltigen Sätzen stürzte Hiesl auf das Dickicht los. Jetzt stand er, kräftigen Armes das Geäst teilend, mitten im grünen Nadelgewirr. Wie ein Spürhund suchte er von Strauch zu Strauch. Es war, als habe ihn ein böser Waldgeist „derbleckt" [1]) und sei dann verschwunden. Aber der Bursche ließ nicht ab vom Spähen.

„Da muaß ebba [2]) sei'", redete er laut und im Brusttone vollster Überzeugung, „und find'n muaß i 'n."

Hiesl preßte vorwärts. Auf einmal blendete ihn ein von der Seite einfallender dunkler Schatten. Blitzschnell warf der Sucher den Kopf hinüber; der Rücken eines Mannes wurde sichtbar. Mit einem grimmen Schrei fuhr Hiesl auf das Versteck los.

„Hab' i Di?" rief er und streckte schon den Arm nach dem Unbekannten aus, als dieser den zwischen die Schultern gezogenen Kopf aufrichtete und in die Höhe schnellte.

„Du bist es?" flog es von den Lippen des höchlich erstaunten Hiesl.

Es war der Rangllenz, den er vor sich hatte.

„Ja, i bin's", antwortete der Bursche, der sich in seiner Verlegenheit zu einem ungeschickten Lächeln zwang.

„Was schleichst denn Du da herob'n umanand im Holz wia a Fuchs?" fragte Hiesl und musterte den Müllerlenz mit einem durchbohrenden Blick. „Schaust ebba nach'm Emmerbauern seine Goaß?" fügte er dann mit leisem Spott hinzu, welcher ausdrücken sollte, daß Hiesl, weil der Emmerbauer die auf diesem von ihm gepachteten Jagdgrunde zahlreich vorkommenden Rehe scherzweise seine Geißen zu nennen pflegte, den Burschen im Verdachte des Wildfrevels habe.

„Dös geht Di nix an, was i im Holz thua", versetzte Lenz gereizt. „An Bam suach i mir aus, wennst es grad wiss'n muaßt."

„So? an Bam!" hohnlachte Hiesl, um die fadenscheinige Ausrede des Lenz zu würdigen. „I moan, den Bam kenn i."

[1]) ausgelacht.

[2]) jemand.

„Glaubst ebba, i bin a' so a Speanzler und Deandlschmecker wia Du?" rief Lenz. „Ja, 's Brandstätter Marei ..."

„Geh in dei' Mühl, Tagdiab, und arbet", fuhr Hiesl kochend vor Zorn auf. „Bei mir da hast nix verlor'n und nix z'suacha, verstehst mi?"

„A Tagdiab bin i?" schrie der andere, und der Grimm funkelte ihm aus den Augen. „Dös Wort sollst d' mir büaß'n. Heut' no' erzähl i 'm Brandstätter, wos er für'n saubern Holzknecht hat, der liaber Süaßholz rasp'lt anstatt Bam umschlagt. Mirk dir's, Du bist d' längst Zeit beim Brandstätter Holzknecht gwen!"

Das war eine schlimme Drohung, und Lenz der geeignetste Mensch, sie wahr zu machen. Hiesl begriff das, und es war ihm jetzt, als müsse er sich auf den Verräter werfen und ihn erwürgen. Aber die Klugheit raunte ihm zu, mit einem versöhnenden Worte das verhängnisvolle Unheil abzulenken, und Hiesl, ebenso geneigt zum Frieden, als er heißblütig war, wollte schon den Mund aufthun zu einem lindernden Spruch, da traf sein Blick auf ein boshaftes Grinsen in Lenzens Gesicht. Jetzt war's geschehen um die Versöhnung!

„Flank, elender!" schleuderte Hiesl brennrot seinem Beleidiger zu, „wennst an Verräther spiel'n willst, nacha thua's! Aber unser Herrgott sei Dir gnädi, wenn 'm Marei ebbs Loads g'schieht."

Lenz antwortete mit einem lauten, frechen Lachen.

„I mag Di nöt anrühr'n", sagte Hiesl, dem Lenz einen verachtungsvollen Blick über die linke Schulter zuwerfend, „Du bleibetst mir sunst in der Händ."

„No wart nur, Hiesl!" keuchte Lenz zitternd vor ohnmächtiger Wut und drückte sich langsam ins Gebüsch hinein. Den riesenstarken Holzknecht anzugreifen getraute er sich nicht.

Lenz war fort. Hiesl kehrte zu seiner Arbeit zurück, die er höchst mißmutig wieder aufnahm. Sein Inneres war stürmisch erregt. Weniger die Sorge um seine eigene Person, als um Marei bedrängte ihn qualvoll. Wenn der Müllerlenz den Schurken spielte, und das war mit Sicherheit anzunehmen, dann kamen für das Mädchen schlimme Tage. Gschwendtner war ein strenger Mann, er war ein stolzer, reicher Bauer und überdies im Besitze eines eisenharten Kopfes, den eine sechsjährige Soldatenzeit keineswegs weicher gemacht hatte. Hiesl wußte, daß ihn der Brandstätter, bei dem er seit zwei Jahren als Holzknecht auf dem Rohnberge arbeitete, wo derselbe einen ausgedehnten Hochwald besaß, sofort und nicht auf die freundlichste Weise entlassen würde. Ein solcher Ausgang erwartete das Liebesverhältnis, welches der arme Holzknecht und die Brandstätter Marei seit etwa einem Jahre geschlossen und als stilles, süßes Geheimnis hüteten.

Hiesls Herz blutete, das Gehirn pochte ihm, aber sein Arm litt nicht unterm Schmerz der Brust. Redlich wollte er seine Pflicht thun, so lange er in des Brandstätters Dienst schuf. Und als es Abend wurde, und vom Westen her die Goldflut der sinkenden Sonne hereinströmte in die Wildnis des Rohnbergforsts, da lag auf der Wahlstatt, wo Hiesl mit den Holzriesen rang, eine Tannenleiche mehr, all' ihres Schmucks entkleidet, mit dem sie vor kurzem noch unter den stolzen Brüdern geprangt.

Mit einem Trunk kalten Bergwassers und ohne den gewohnten Imbiß warf sich Hiesl todmüde in seiner Hütte aufs Heu. Draußen ging ein feierliches Abendrauschen wie ein

Segensspruch des Alpengeistes durch die Tannen, ein Vöglein zwitscherte im Halbschlummer, dann zogen die milden Lichter am Himmel auf, und die Mondsichel wand ihr silbernes Geflecht um die schwarzen dunklen Wipfel und um die felsigen Stirnen der Berge. Freundlich schwebte der kalte keusche Glanz des Nachtgestirns über der grauen, verwitterten Hütte, in welcher Hiesl schlummerte und träumte — mitten im heiligen süßen Waldesfrieden. Doch horch! Ein hohler Eulenruf steigt auf in der Ferne. Stärker rauscht's durch den Forst: es ist als schaure er in sich zusammen vor dem unheilkündenden Gegurgel des Nachtvogels.

III.

Am nächsten Tage kam etwa um die zehnte Morgenstunde der Müllerlenz auf den Brandstätterhof. Beim Eintritt in die Stube fand er Marei zugegen. Arglos, aber kurz gemessen erwiderte sie den Gruß des Burschen. Sie ahnte nicht, welche Absicht seine Schritte hierher lenkte. Lenz hätte jetzt das Mädchen lieber nicht gesehen; er fühlte sich durch ihre Gegenwart beengt, und mit gepreßter Stimme fragte er daher:

„Wo is denn der Brandstätter?"

„Im Roßstall hint'n", lautete Mareis Bescheid, und damit war's zwischen den beiden abgethan. Lenz drückte sich zur Thür hinaus; drauf glaubte Marei leichter zu atmen. Jetzt vernahm sie von außen her des Burschen Stimme:

„Brandstätter!"

Mit diesem Rufe auf den Lippen trat Lenz aus dem Wohnhaus in die daran stoßenden Stallungen, wo er den Bauer auch richtig fand. Dann nahm er ihn abseit, und eine geraume Weile redeten die beiden zusammen im Flüstertone, so daß man nichts ergattern konnte. Auf des Brandstätters kantiger Stirn wuchsen tiefe Furchen und brüteten dräuende Schatten, und seine struppigen Brauen stießen fast zusammen.

Zwei Stunden nachher erschien der Bauer beim Mittagessen; mit ihm Weib und Kinder und Gesinde. Der Oberknecht betete vor, des Brandstätters Stimme grollte wie ein fernes Donnern in den Stimmengang der Nachbeter hinein. Bei Tische tauschte alles Red' und Gegenred' aus, der Bauer jedoch öffnete den Mund nur für Löffel und Gabel, und mit seinen Augen stach er fast den Boden der Suppenschüssel durch.

Essenszeit war vorüber. Die Dienstboten entfernten sich. Da hieß der Brandstätter die jüngeren Kinder sich wegheben, seinem Weibe aber und der Marei befahl er, zu bleiben.

„Wei'", redete er zu der Bäuerin in einem strengen Tone, „zieh Di an, Du muaßt nach Kloantief'nthal."

„Was is's denn mit Dir, Mo'?" fragte die Brandstätterin staunend und kopfschüttelnd. „Hast scho' nix g'red't beim Ess'n und iatzt . . ."

„Jatzt aber red' i", unterbrach Gschwendtner seine Ehehälfte, „Du muaßt 's Marei nach Kloantief'nthal bringa, und dort muaß s' bleib'n, bis ihr der Bergwind d' Liabsgedank'n aus 'm Hirn blaf'n hat."

„'s Marei Liabsgedank'n?" rief die Bäuerin mit weitaufgerissenen Augen. „Dös glaub i aufs erstmal no nöt; dös war ja dengert hellliacht aus!"

„Marei", wandte sich der Brandstätter an seine Tochter, und unnachahmlich hart klang seine Rede, „Dei' Muatta moant, Du bist a Heilige; erzähl ihr die G'schicht, Dei' Liabsg'schicht, woaßt, mit'm Branner Hiesl."

„Mit'm Hiesl, unserm Holzknecht?" brauste die Bäuerin auf. „Marei is dös wahr? Nacha pack nur glei auf der Stell' Dei' Sach z'samm, i will Di nimmer im Haus hab'n!"

Ein anderes Mädchen wäre bei solcher mütterlichen Rede höchst wahrscheinlich in's Knie gebrochen, hätte mit Thränen um Verzeihung gebeten und reuevoll Besserung gelobt. Aber der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, und der Stamm war hier nahe genug. Marei war sonst eine brave Tochter, allein sie hatte etwas von ihrem Vater geerbt, das sie von vielen ihres Geschlechts unterschied — und das war derselbe Hartkopf, wie er dem Gschwendtner auf die Schultern gewachsen war. Man mochte diese Eigenart des Mädchens tadeln und rügen, so oft und viel man Lust hatte, Marei wurde darum keine andere. Ihr Kopf war wie das heiße Eisen; je mehr man dieses schweißt, desto härter wird es.

(Fortsetzung folgt.)

Die Teufelsmauer.

Von Hugo Arnold.

Meilenweit dehnt sich hochstämmiger Forst, dämmeriges Halbdunkel herrscht unter der dichten Wölbung der ineinander sich drängenden Wipfel. Weit ab von den Wohnungen der Menschen wandelst Du verlorene Pfade, die nur zuweilen ein äugendes Reh kreuzt. Es flieht nicht vor Dir, denn kaum jemals hat ein Verfolger es gescheucht — so selten verirrt sich selbst der Jäger in den Frieden des Waldes. Da zieht eine breite bemooste Linie vor Deinem Auge über den Boden hin, bald hoch bis zu Deiner Brust, bald sinkend bis zu Deinem Gürtel oder Knie; so breit, daß Du drei- und viermal die Arme klafterst, um sie zu messen, und lang, so lang sich dehnend, daß dein vorwärts und rückwärts suchender Blick kein Ende zu erspähen mag. Scharf begrenzte Umrisse vermagst du nicht zu erkennen, schwellendes Moos und Geflechte hat sie umkleidet, und trotzdem siehst Du deutlich die Masse sich einem Walle gleich abheben vom Polster des Bodens.

Fort und fort ununterbrochen zieht die endlose Linie über die Hebungen und Senkungen des Geländes; erst undurchdringliches Dickicht hemmt Deinen Schritt. Du biegst zur Seite aus durch lichteres Gehölz und hinter dem unpassierbaren Tann findest Du dieselbe Linie wieder. Plötzlich fällt der Boden jäh ab im Sturze, ein Thal thut sich auf, und durch die frischen Matten seiner Sohle windet sich ein hellblitzendes Gewässer — da verschwindet die Linie; aber drüben am jenseitigen Ufer, wo der Hang in sanfter Böschung mählich emporsteigt, da wächst sie wiederum aus dem Boden, die wohlbekannten, ungestalten Formen zeigend. — Scharf abgeschnitten endet der Wald, freies offenes Feld nimmt uns auf, von der wallartigen Linie ist keine Spur mehr vorhanden,

nur ein hochrückiger Rain bildet in gleicher Flucht die Fortsetzung, und wo am Stoße der Bauer den Pflug wendet, da bleibt er an Steinlagern hängen, die ihn beim Ackern ärgern, so daß er in jedem Frühling und Herbst das aufgerissene Zeug in seinen Hof nach Hause trägt und Vorrat sammelt, den er gut gebrauchen kann; erst vor einigen Jahren hat er eine altersmorsche Giebelwand mit derart aufgelesenen Steinen frisch und stattlich aufgemauert. Nur muß er sich hüten, nicht in des Nachbars Grund im Sammeleifer zu geraten; denn der hütet gar sorgsam die Grenze, welche der steinige Zug zwischen dem Eigen der beiden bezeichnet.

Abermals führt Dein Fuß in schattigen Wald. Vergeblich suchst Du die wallartige Linie wieder; wohl schleicht ein erhabener Streifen am Boden hin, aber das überwuchernde Gebüsch und die Wurzeln der Bäume lassen sie nur schwer erkennen. Wenn Du Dich jedoch bückst, so siehst Du nun scharfe Kanten und gewahrst auf einmal die Schichten einer sorgsam gefügten Mauer, und Deine suchenden Hände entdecken in den flechtenübersponnenen Ritzen und Spalten verwitterten Mörtel. Unzweifelhaft hebt es sich vom Felsboden klar und deutlich ab: Du hast ein Gebilde von Menschenhand vor Dir, eine wahrhaftige Mauer! Du stehst auf der Teufelsmauer!

So tauft das Volk heute die Grenzmarke, welche ehedem jahrhundertelang zwei Welten von einander schied. In scheuer Bewunderung standen die Urväter einst vor dem Werke, dessen Großartigkeit unheimlich auf ihr naiv empfindendes Gemüt und abschreckend auf ihren Sinn wirkte, und weil ihre eigenen ungeübten Hände das Bauwerk nicht zu bilden, ihre plumpen Künstler den Plan dazu nicht auszuhecken verstanden, so wußten sie als dessen Urheber niemand andern zu nennen, als den gewaltigen Fürsten der Unterwelt: der Teufel selbst mußte das Werk ersonnen und ausgeführt haben. Sein Name haftet ja an vielen anderen Schöpfungen altersgrauer Vorzeit oder an rätselhaften oder auffallenden Naturgebilden, z. B. an Teufelskanzeln, Teufelskellern, Teufelsmühlen, Teufelsbetten, Teufelsjochen, Teufelskirchen u. s. w.

Doch nicht der höllische Unhold hat das Werk geschaffen; Krieger waren es, die Soldaten der Kaiser im weltbeherrschenden Rom.

Über fast dem ganzen damals bekannten Erdballe schwebten die Fittiche ihrer Adler. Wo die Wogen des Atlantischen Ozeans an die Felsenküsten Britanniens branden, wo der Euphrat seine gelben Wassermassen durch ein weites Thal wälzt, wo der Nil mit schäumenden Katarakten durch Felsenengen bricht, und wo im Sonnenbrand der Saharawüste das Leben erstirbt: da standen die Marken des stolzen Imperiums, und innerhalb ihres Bannkreises erstreckte sich das Reich der Cäsaren. Nur im Herzen Europas waren alle Unterjochungsversuche gescheitert am jugendkräftigen Volke der Germanen, obschon römische Heersäulen auf wiederholten Zügen über die Weser bis zur Elbe und in das Innere des Böhmerlandes vorgedrungen waren. Jedesmal wurden sie wieder zur Umkehr gezwungen, und dauernd faßte ihr Fuß niemals Herrschaft auf deutscher Erde.

Da beschlossen die römischen Herrscher, von den Plänen abzustehen, nach deren Gelingen es wohl heutzutage kaum wohl ein deutsches Volk geben und deutsche Laute klingen würden. Der bisherige Angriff auf die Germanen verwandelte sich in die Abwehr derselben, und es wurde notwendig, den Schutz des Römerreiches an den Grenzen systematisch zu organisieren. Alles, was die Römer unternahmen und einrichteten, trägt einen bis heute unerreichten Stempel der Großartigkeit, selbst die Engländer, die Beherrscher des modernen Weltreiches, sind ihnen in gewisser Beziehung nur nahe gekommen; großartig ist denn auch die Anlage des römischen Grenzschutzes. Die Einrichtung derselben geschah nach denselben Grundsätzen im ganzen Reiche; geringe Änderungen wurden nur durch die besonderen Verhältnisse der einzelnen Provinzen veranlaßt, und die Stärke dieses Grenzschutzes regelte sich nach dem Maße der Gefahren, welche das betreffende Gebiet bedrohten.

Wie vom Anfange der Geschichte bis in die Gegenwart herein war der Grenzschutz ein zweifacher: ein lebender, durch den Arm tapferer Krieger, und ein künstlicher, durch den Wall fester Bollwerke. Mit Ausnahme der Kaisergarde der Prätorianer, welche in der Residenzstadt Rom garnisonierte, stand die ganze, einige hunderttausend Mann zählende Armee die weitgedehnten Grenzen entlang in größeren oder kleineren Festungen auf der Wacht. Diese Art des Grenzschutzes bezeichnen wir mit dem Namen des Kordonsystems; doch entspricht sie den Verhältnissen des großen modernen Krieges nicht und nur Frankreich hat eine ähnliche Grenzverteidigung, allerdings in modernem Stile, geschaffen. Längs der ganzen Grenze des Römerreiches nämlich lagen an wohlausgewählten strategisch wichtigen Punkten auf die Entfernung von einem halben oder ganzen Tagmarsch die mit tiefem Graben und hohem Walle umgürteten, mit festen Türmen bewehrten Kastelle, hinter welchen oder in Mitte deren große Festungen die Mittel- und Stützpunkte ganzer Landabschnitte und Gebietsteile bildeten. In letzteren stand eine Besatzung von einigen tausend Mann, meist eine Legion oder wenigstens eine starke Abteilung derselben, während die Kastelle in Friedenszeiten nur von einer Kohorte Fußvolk oder einer Ala Reiterei (beide je 500 Mann zählend und unserem Bataillon oder Kavallerieregiment entsprechend) behütet wurden. Im Kriegsfalle trat dazu noch das Aufgebot der bereits verabschiedeten Veteranen und der wehrpflichtigen Ansiedler, welches füglich mit unserer Landwehr und dem Landsturm zu vergleichen ist, und selbstverständlich je nach Bedürfnis eine entsprechende Verstärkung durch reguläre Truppen.

Wo der Wasserlauf von Strömen und Flüssen einen geeigneten Abschnitt bot, benutzten die Römer einen solchen als Grenze: den Rhein von der Mündung der Yssel in die Zuydersee bis Rheinbrohl unterhalb Andernach, den Main zwischen Hanau und Miltenberg, die Donau von Staubing oberhalb Weltenburg weit nach Ungarn hinab bis zum Einflusse der Drau und eine gewisse Zeit hindurch, bis eine Vorschiebung der Grenze erfolgte, auch die Rems und den Neckar von Cannstatt abwärts bis Gundelsheim. Dort jedoch, wo ein Strom nicht ausreichend sicherte, oder wo ein Gebiet eines solchen überhaupt entbehrte, legten sie künstliche Schranken an, Wall oder Mauer, womit sie den Landstrich zu Schutz und Trutz umfriedeten: in Britannien den Piuswall zwischen dem Frith of Clyde und dem Frith of Forth (Glasgow und Edinburgh) und eine Strecke weit dahinter den Hadrianswall zwischen dem Solwayfrith und der Tynemündung, die Wälle zwischen Donau und Theiß, den Wall in der Dobrudscha und den großen Grenzwall

gegen die Germanen, welcher sich vom Rhein bei Rheinbrohl in zwei Armen bis zur Donau, Staubing und Stausacker gegenüber, erstreckt.

Der erste Arm, der nach dem zu schirmenden Gebiete der rheinische oder germanische Grenzwall (limes) und bei den Anwohnern der „Pfahlgraben" heißt, umfaßt den Taunus und die Mainebene, wendet sich dann südwärts dem Main zu, begreift diesen Fluß auf der bereits oben genannten Strecke von Hanau bis Miltenberg in sich und läuft dann — von einer kleinen Biegung abgesehen — in schnurgerader Richtung von Miltenberg bis Pfahlbronn bei Lorch an der Rems, nördlich vom Hohenstaufen. Die Länge desselben beträgt 368 Kilometer. Er ist ein mächtiger Erdwall, an welchem die Castelle unmittelbar liegen.

Der zweite Arm wird der rätische Grenzwall genannt, weil er der Provinz Rätien zur Deckung diente, und er gerade heißt im Volksmunde die „Teufelsmauer" oder mitunter auch gleich dem rheinischen Grenzwall „Pfahlgraben" oder „Pfahl". Er setzt im rechten Winkel bei Pfahlbronn an den rheinischen Grenzwall an, zieht hinter der Lein und vor der Rems in nordöstlicher Richtung bis zur Wörnitz südlich von Dinkelsbühl; unweit des Dorfes Mönchsroth erreicht er den bayerischen Boden. Von der Wörnitz weg wendet er sich in einem großen flachen, nordwärts ausspringenden, aus mehreren geraden Linien zusammengesetzten Bogen mit dem Scheitel bei Gunzenhausen um die hochragenden, weithin das Land beherrschenden Warten des Hesselberges, des Spielberges, der Gelben Birg und der Wilzburg herum, welche nahezu in einer Flucht von West gegen Ost sich reihen. Im Raitenbucher Forste nimmt er dann eine südöstliche Richtung an und läuft in nahezu gerader Linie über Kipfenberg zur Donau, die er zwischen Hienheim und Staubing erreicht. Willst Du, lieber Leser, den Zug der Teufelsmauer ganz genau verfolgen, so bitte ich Dich, die folgenden Blätter des topographischen Atlas vom Königreich Bayern anzusehen: Dinkelsbühl, Weißenburg, Dietfurt und Ingolstadt. Die Strecken der Teufelsmauer, welche über der Erde noch sichtbar sind, sind dort durch Zeichnung hervorgehoben, und die fehlenden, nicht mehr über dem Boden vorhandenen Teile lassen sich leicht ergänzen und verbinden, wie es Rektor Ohlenschlager in seiner Schrift: „Die römische Grenzmark in Bayern" gethan hat. Ich will dazu die Orte nennen, durch welche die Teufelsmauer zieht, oder welche in geringer Entfernung hinter ihr liegen, und sie mit deutschen Buchstaben schreiben, ebenso jene, welche nicht allzu weit vor der Teufelsmauer gelegen sind, diese aber durch durchschossene Buchstaben kennzeichnen. Sie sind: M ö n ch s r o t h, W i l b u r g s t e t t e n, Weiltingen, Wörnitzhofen, Unter-Wittelshofen, Dühren, A m m e l b r u ch, Hammerschmiede bei Dambach, Kleinlellenfeld, Gunzenhausen, F r i c k e n f e l d e n, Gundelshalm, Dorsbrunn, Zollmühle bei Ellingen, O t m a r s f e l d, F i e g e n s t a l l, R o h r b a c h, B u r g s a l a ch, R a i t e n b u ch, S t. E g i d i, Petersbuch, Erkertshofen, Hirnstetten, Pfahldorf, Kipfenberg, G e l b e l s e e, Denkendorf, Zant, Steinsdorf, Ober-Sandersdorf, S o l l e r n, A l t m a n n s t e i n, Hagenhill, Laimerstadt, Hienheim, Haderfleck.

Die Länge der „Teufelsmauer" beträgt 174 Kilometer, wovon 115,5 Kilometer innerhalb der blauweißen Grenzpfähle liegen. Bei der Betrachtung des Zuges der Teufelsmauer ergibt sich auf der Karte das Bild einer neuzeitlichen Befestigungsform, einer Bastion, deren Flanken jedoch hier nicht rückwärts gebogen, sondern ausgerenkt und vorgeschoben sind. Und weil wir hiermit auf das militärische Gebiet geraten, so kann ich nicht umhin, zu erwähnen, daß militärische Gesichtspunkte für die Anlage der Teufelsmauer maßgebend waren; freilich will ich mich dabei recht kurz fassen und mich bestreben, nicht in der Sprache des Strategen, sondern allgemeinfaßlich die Sache darzustellen.

Die Teufelsmauer darf nämlich ebensowenig wie ihr Zwillingsbruder, der rheinische Grenzwall, für sich allein betrachtet werden, sondern nur im Zusammenhange mit ihrem Vor- und Hinterlande. Wie der Rhein für die römischen Provinzen Gallien und Germanien, so bildete die Alpenkette für das eigentliche Herz des römischen Reiches, für Italien, den besondern Schutz. Um den Wall der Alpen und die ihn durchbrechenden Pässe vollständig decken zu können, mußte das Alpenvorland von den Römern in Besitz genommen werden, und da ergab sich als eine von der Natur vorgezeichnete Grenze die Donaulinie. Weil diese aber in ihrem oberen Teile schwer zu verteidigen war, und aus weiteren strategischen Gründen, deren Eröterung hier zu weit führen würde, die Grenze hinüber an den Mittelrhein geleitet werden mußte, so war die Vorschiebung der militärischen Grenze über die Donau geboten, und drüben die Gestaltung derselben durch das Gelände selbst vorgezeichnet. Demnach wurde als der eine Endpunkt der Albtrauf, der Steilabfall der Schwäbischen Alb, gewählt, als der andere der Eingang der großen Weltenburger Donauschlucht, von wo ab der Strom wegen der Beschaffenheit der Ufer und wegen Verstärkung seiner Wassermassen durch die Zuflüsse von Altmühl, Nab und Regen als ein schwer zu überschreitender Graben galt. Die weitere Gestaltung ergab sich durch die Notwendigkeit, die Grenze auf die Wasserscheide zwischen Rhein und Donau vorzurücken, die oben bereits genannten Hochwarten des Hesselberges, Spielberges, der Gelben Birg und der Wilzburg wegen ihrer Fernsicht hinter sich zu nehmen und zwei gefährliche Einbruchsstellen ins Binnenland dem germanischen Feinde zu verrammeln: Die Ebene des Ries, als Sammelplatz für die deutschen Heerhaufen und Einbruchsbecken durch das Wörnitz- und Lechthal ins Herz Rätiens und zu den Alpenpässen, und das Remsthal, als uralten Völkerpaß zu den oberen Rheinlanden und ins Innere Galliens. — Den Rückhalt und die Basis für die Teufelsmauer bildete aber die Donaulinie.

Wollen wir sonach einen Vergleich aus der modernen Befestigungskunst gebrauchen, wie es im Zeitalter der eisenstarrenden Staatenrüstung und allgemeinen Wehrpflicht wohl angänglich und allerseits verständlich ist, so stellen die Alpen den Hauptwall Italiens dar, das Alpenvorland das Glacis, die Donau einen das letztere umspülenden Graben und die Teufelsmauer einen diesem vorgelegten festen Zaun aus Stacheldraht.

Der Zaun war wirklich sehr fest. Die Teufelsmauer war nämlich, wie Ausgrabungen neuester Zeit erwiesen haben, eine Mauer wohldurchdachter Bauart von ungefähr 1 bis 1½ Meter Stärke und mag beiläufig 2 Meter Höhe gehabt haben; vor ihr lag noch, wenigstens auf einzelnen Strecken, ein Graben. Zur unmittelbaren taktischen Verteidigung diente sie nicht, war auch dazu nicht eingerichtet, wohl aber hatte sie den Zweck, die Grenze scharf zu markieren, deren

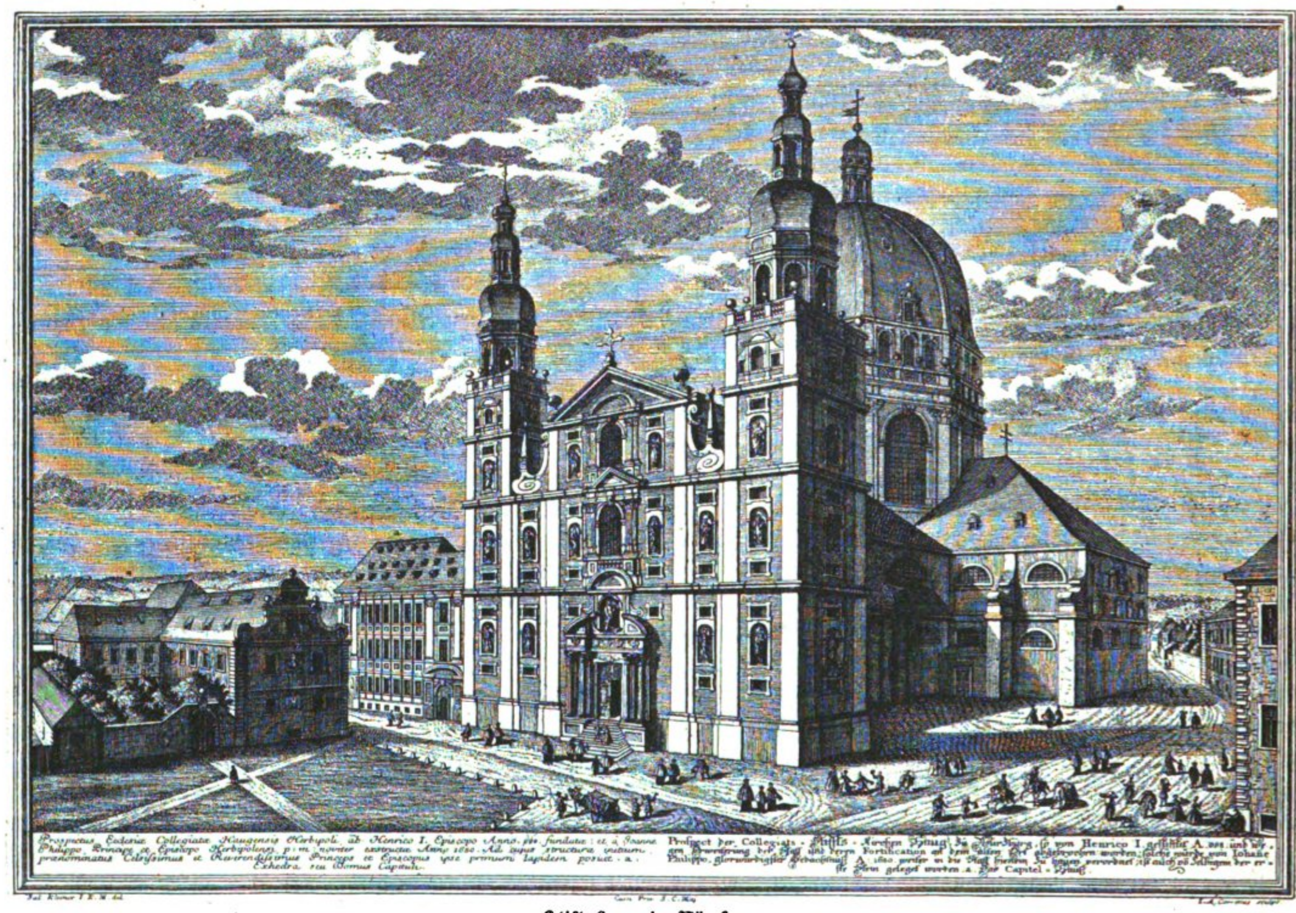
Überschreitung sowohl durch einzelne Personen, wie durch größere Scharen zu verhindern, den Verkehr in das Ausland und aus demselben auf bestimmte Punkte zu leiten und ihn unter Kontrolle zu stellen, sowie die Erhebung der Zölle zu regeln. Wegen dieser militärischen, polizeilichen und finanziellen Zwecke wurde sie von stehenden Posten bewacht, die in der Stärke von vielleicht 4 Mann in Türmen dem Walle entlang und unmittelbar an demselben untergebracht waren. Diese Türme sind in Sicht- und Rufweite 700—800 Schritt in der Regel von einander entfernt, mitunter mehr, mitunter weniger, je nachdem die Übersichtlichkeit des Geländes dieses erfordert oder gestattet. (Schluß folgt.)

Ein Petersdom in Würzburg.

Zum 200jährigen Jubiläum vom Stift Haug.

er von Ost oder West, von den Bergen im Süden oder Norden gegen Würzburg kommt, dem fällt unter der großen Menge von Türmen, Kirchen und monumentalen Gebäuden, welche aus einem grünenden Baumgürtel über die minder hohen Straßenfronten sich erheben, ein mächtiges Bauwerk mit phantastischen Türmen und einer kühn emporragenden majestätischen Kuppel auf, welche an den Petersdom in Rom erinnert. Es ist das von Bischof Heinrich I., Grafen von Rotenburg 997 gegründete Stift Haug, das Stift auf der Haug (= Höhe), weil es ursprünglich auf der Höhe zwischen den von Osten kommenden Bächen beim jetzigen Bahnhofplatze gestanden war.

Die Lage des Stiftes war keine günstige; es reizte durch seine Schutzlosigkeit die häufig gegen die Bischöfe empörte Bürgerschaft zu Angriffen und hatte auch den ersten Anprall der Feinde von auswärts zu erdulden.



Stift Haug in Würzburg.

Im Jahre 1399 zerstörten die Bürger 30 Kanonikatshäuser, den Kreuzgang, das Kapitelhaus, die Keltern und Fässer, die Kellereien und Speicher, ja selbst die Stiftskirche, deren Kleinode, Bilder und Skulpturen geraubt wurden. Der Einfall der Schweden (1631) brachte dem Stifte den Verlust seiner sämtlichen Habseligkeiten und Verwüstung der Wohnräume und der Kirche.

Als die Erfahrungen dieses Krieges die Neubefestigung der Stadt nötig machte, wurde das alte Stift samt seinen zahlreichen Gebäuden für die Chorherren, Wirtschaft, Schule und Dienstleute einfach niedergerissen. Der Fürstbischof wollte den Chorherren als Ersatz die Marienkapelle anweisen, aber die Bürger widersetzten sich dem so energisch, daß derselbe den Bau einer neuen Stiftskirche anordnete und den Italiener Antonio Petrini, der aus der Schule der Nachfolger Michel Angelos hervorgegangen war, mit der Plan- und Bauführung

beauftragte. Am 26. April 1670 wurde der Grundstein gelegt, 1687 wurde die Kuppel durch drei schwere Gewitterstürme zerstört. Die Einweihung erfolgte am 5. August 1691 durch den kunstsinnigen Fürstbischof Johann Gottfried v. Guttenberg.

Der eben erwähnte Vorfall mit der Zerstörung der Kuppel hat eine Sage erzeugt. Petrini soll mit dem Teufel einen Vertrag gemacht haben, um das kolossale Werk fertig zu stellen. Als die Kuppel vollendet war und einstürzte, glaubte der Baumeister sein Ende nahe, er schwang sich auf sein Pferd, und Roß und Reiter sah man niemals wieder. Die Baurechnung ist aber bis auf den heutigen Tag nicht bezahlt. An der ganzen Geschichte ist nur der Einsturz der Kuppel wahr. Petrini baute hier noch sein eigenes Haus (Steinam-Haus am Markt), die Münze (jetzt Sanderschulhaus), den Rosenbachhof (jetzt Präsidentenpalais), die Stadtbefestigung u. a. Er starb hier im Jahre 1701 und wurde mit hohen Ehren in der (nun abgebrochenen) Karmelitenkirche (am Polizeigebäude) bestattet.

Unter den Mitgliedern des Stiftes befanden sich zu allen Zeiten Männer von ausgezeichneter Gelehrsamkeit, welche in der Litteraturgeschichte mit Achtung genannt werden, z. B. Michael Suppan, erster Dekan der philosophischen Fakultät und 1582 Rektor der Hochschule, Joh. Kasp. Barthel, † 1771, der Gründer einer deutschen Kanonistenschule, A. J. Jahrmann, Bischof von Almira und Weihbischof, † 1802 und der um Frankens und Würzburgs Geschichte hochverdiente Franz Oberthür, † 1831.

Zur Zeit der französischen Invasion bethätigte das Stift einen großen Patriotismus, öffnete seine Häuser zur Einquartierung und opferte mit den übrigen Stiftern als erstes seine Schätze, um sie in der Münze „pro patria“ (wie auf den darausgeprägten Thalern stand) zu gunsten der Staatskasse ausprägen zu lassen. Seit 1803 dient die Kirche als Pfarrkirche. Die Häuser der Chorherren, welche die Strohgasse und Teufelsthorstraße (jetzt Bahnhofstraße) einnahmen, wurden an Private veräußert.

Die Kirche ist ein mächtiger Prachtbau mit einer breiten, hohen Front und stark hervortretenden Gliederungen, die bei aller imposanten vornehmen Ruhe außerordentliches Leben in die kalten Massen brachten. Die stilistische Grundlage des Werkes ist die italienische Renaissance, im Innern zum Barockstil übergehend. Wirkt schon der äußere Anblick überraschend, so thut es noch mehr die innere Ansicht. Die hoch anstrebenden Tonnengewölbe des in Kreuzform ausgeführten, durch große Halbbogenfenster erleuchteten Tempels, welche in einer kühn geschwungenen Kuppel ihren Abschluß finden, werden von Widerlagern getragen, die bei aller Wuchtigkeit der Massen durch schön verzierte, zierliche Lisenen und Kapitäle elegant aussehen.

Die meisten Altarblätter sind von Oswald Onkhers, einem Holländer; die Abbildung der 14 Heiligen und die Enthauptung des Johannes im Chor der Kirche sind vom Adam Remele. An der äußeren Ostseite der Kirche, an die sich früher der Kirchhof anschloß, befindet sich ein von Urlaub in Thüngersheim gemaltes, leider ganz verwahrlostes Kolossalgemälde, die Himmelfahrt Christi darstellend. Die Statue Johannis des Täufers über dem Hauptportale ist ein Meisterwerk Auverras. Am 31. Mai 1868 nachts traf den linken Turm der Kirche ein Blitzstrahl, entzündete ihn, und trotz der angestrengtesten Bemühungen brannte das ganze Holzwerk bis auf den Mauerkranz ab.

Unsere Abbildung entstammt der Künstlerhand des kurfürstlich mainzischen Hofingenieurs Salomon Kleiner. Sein im Jahre 1740 erschienenes Prachtwerk über Würzburg steht bis heute unübertroffen da.

Der Fischertag von Memmingen.

Mit tiefem Schmerze verzeichnet der Kulturhistoriker die Thatsache, daß die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts von einer fast wahnwitzigen Sucht befallen waren, das Poetische und Schöne im Volksleben zu zerstören, die alten Sitten und Gebräuche auszurotten. Es ist um so erfreulicher, wieder zu beobachten, daß wir, die Kinder der Gegenwart, klugen Söhnen gleichen, welche begreifen, daß hier eine verschwenderische, unheilvolle Vernichtungssucht der Väter gut zu machen sei. Wohl ist es spät, und nur spärliche Reste sind es, welche dem Untergange entrissen werden konnten, aber, eben aus diesem Grunde ist es stets und überall mit lebhaftestem Beifalle, mit wärmster Sympathie zu begrüßen, wenn irgendwo ein alter Brauch, ein altes Fest zu neuem frischen Glanz und frohem Leben wieder erweckt wird. Und mag es sein, in welchem Gau, in welchem Kreise nur immer, ein Fest sei es für das ganze Land!

Die alte Reichsstadt Memmingen — die Leser des „Bayerlandes“ kennen sie durch Wort und Bild aus dem Artikel, welchen J. Groß ihr im 2. Jahrgange des „Bayerland“ widmete — sah vor wenigen Wochen ein Fest in besonders prunkvollem Gepränge so zu sagen neu entstehen; ein Fest, das, seinen Ursprung viele Jahrhunderte zurückleitend, mit seiner lustigen und ausgelassenen Ergötzlichkeit als bedeutungsvoller Feiertag in das sonst harmlose und stille Leben der emsigen und fleißigen Bürger eingriff. Das Fest ist „der Fischertag“; es gehört zu den wandelnden Festen, da es nicht an einem bestimmten Datum, sondern am jeweiligen Mittwoch nach St. Bartholomäustag gefeiert wird. An diesem Tage gewährt der Besitz des Bürgerrechts der Stadt Memmingen das freie Recht, am Ausfischen des Stadtbaches teilzunehmen, welcher hierbei zum Zwecke der Reinigung und Uferschutzerneuerung ausgekehrt und abgelassen wird. Die Politiker klagen, daß bei den Wahlen ungezählte Tausende versäumen, ihre bürgerlichen Rechte auszuüben; der „Fischertag“ von Memmingen kennt keine Saumseligen, obwohl die Ausübung des Rechtes mit großer körperlicher Anstrengung und nicht unerheblichen Strapazen verbunden ist. Wenn wir nach Herkunft und Entstehung des Festes forschen, so wollen wir uns hierbei der geschickten Führung des um Memmingens Geschichte hoch verdienten Herrn Hauptzollamts-Verwalters J. Groß anvertrauen.

Der Fischertag weist auf altgermanische Zeiten zurück, als letzter Nachklang der Feste, welche unsere heidnischen Vorfahren nach vollendeter Ernte dem Wotan feierten. — Der Mittwoch war der ihm geweihte Tag. Die Glaubensboten, welche in Deutschlands Wälder die Botschaft des Heils brachten,

wußten, der Gemütsart des Volkes entsprechend, mit großer Gewandtheit die heidnischen Gebräuche und Feste in das Gebiet des Christentums hinüberzuleiten, und nicht ohne Absicht erscheint zur Zeit der alten Erntefeste das Fest des hl. Apostels Bartholomäus, dessen Name mit Bartold, dem Nebennamen Wotans, eine günstige Ähnlichkeit zeigte.

Wir finden daher allerwärts an den verschiedensten Orten Feste und fröhliche Zusammenkünfte, welche in diese Zeit gelegt sind. So findet an mehreren oberbayerischen Orten in derselben Woche Fischauskehr statt, wobei die Ortsbewohner das Recht haben, alle Fische zu fangen, die dem eigentlich zur Fischerei Berechtigten nicht ins Netz gegangen sind, allerdings nur soweit es ihnen mit der Hand gelingen mag.

Von anderen Festlichkeiten wären zu nennen der vormalige Jahrtag der fränkischen Hirten in Rothenburg an der Tauber, der Fohlenmarkt zu Oberstimm bei Ingolstadt und der Giltmoosmarkt bei Abensberg, bei welchen allerlei lustiger Schabernack geübt wird.

Die Fische spielen in Memmingens Chronik eine sehr bedeutende Rolle; die Stadt benutzte sie mit Vorliebe zu Geschenken. Bei Gastereien u. Festmählern prangten stets zahlreiche Schüsseln mit leckeren, schmackhaften Fischen aller Art. Als 1461 Herzog Ludwig von Bayern nach Memmingen kam, schenkte ihm die Stadt ein halbes Fuder Elsäßer Wein, 14 Säcke Haber und für 10 Gulden Fische; 1487 und 1488 werden die Herzoge Wolfgang und Christoph mit Wein, Fischen und Haber beschenkt, 1489 erhielt Herzog Otto von Bayern 24 Kannen Wein, 4 Züberlein Fische und 2 Säcke Haber und Herzog Christoph 12 Karpfen und Hechte, 16 Kannen Wein und 30 Viertel Haber. 1485 am 22. Juli kam Kaiser Friedrich III. Die Stadt verehrte ihm außer 1½ Fuder Wein, 20 Malter Haber und Ochsen noch 150 Stück Fische, Karpfen und Hechte und außerdem Äschen und Forellen. Und als im Jahre 1494 der König und spätere deutsche Kaiser Maximilian I. mit seiner Gemahlin kam, beschenkte man ihn mit Wein, Haber, 3 Ochsen und 150 Stück Fischen, der Königin gab man noch besonders ein Fuder Wein, 2 Wagen mit Haber, 2 Ochsen und 100 Stück Fische.



Der Wagen der Ceres. Aus dem Festzuge von Memmingen.

Der heute vielfach angefeindete Posten der „Ehrungen" spielte in den Budgets der alten Reichsstädte eine sehr wichtige Rolle. Die Beschenkung und Bewirtung beschränkte sich nicht allein auf Potentaten und Souveräne, sondern auch Grafen, Ritter, Patrizier und sonstige angesehene Persönlichkeiten, welche bei einer Reise die Stadt berührten, empfingen von der Stadt als Geschenk Wein und Fische. Auch bei den Hochzeiten der vornehmen und hochvermögenden Patriziergeschlechter erschien der Magistrat mit Geschenken, und in der Stadt „Schenkbüchlein von 1558—1628" finden sich öfters Hochzeitsgeschenke von 20—30 Kannen Wein und etlichen „Zuberlin" voll Fischen.

Die Stadt und ihre Stiftungen trugen auch eifrige Sorge für geschickte Zucht und Pflege. Zahlreiche Weiher beherbergten Karpfen, Hechte, Forellen, Äschen, Ruthen, Brachsen, Schleien und die minderwertigen Fische, sog. Speiß in großer Menge, in der Aach und den zahlreichen Quellenbächen der Umgebung tummelten sich Forellen und Äschen von vorzüglicher Qualität. Die Stein- und Edelkrebse Memmingens waren bei den Feinschmeckern sehr berühmt. Der Stadtweiher wurde 1748 zum letztenmal gefischt, dann ausgemessen und zu einem Grasboden gemacht. Er brauchte 11 Tage zum Ablaufen, und wurde z. B. 1707 mit 1918 Karpfen, 500 Hechten und 500 Brachsen besetzt. Allgemeine Volksbelustigungen waren mit der jedesmaligen Fischerei verbunden. Jeder Bürger erhielt der Sage nach einen Karpfen, und die Fischherren veranstalteten nach dem Fischen eine „gute" Mahlzeit beim „Löwen". Sehr bedeutend waren die beiden Frickenhauser Weiher, Eigentum des Unterhospitals. Jeder derselben brauchte zum Ablaufen 14 Tage und Nächte. Sie wurden von drei zu drei Jahren abgefischt. Die Verwaltung des Spitals rückte zu dem viertägigen Fischen mit einer Ausrüstung aus, welche für einen Feldzug gereicht hätte. Das war ein Wohlleben und Prassen auf Rechnung der Stiftung! Eine „Generalnota" für das Frickenhauser Fischen im Jahre 1717 rechnet für Verzehrungsgegenstände und damit Zusammenhängendes dem Hospitale 219 fl. 50 kr. auf; dazu kamen die Verehrungen an Fischen. Zunächst wurden an die drei Bürgermeister, die zwei Geheimen, die Unterhospital-Pfleger, den Stadtamman und die Spitalbeamten, bevor sie sich auf den Weg machten, 40 Karpfen zum „Versuchen" in die Stadt geschickt, und nach der Fischerei an sämtliche Honoratioren der Stadt und an die Beamten und das Gesinde des Spitals 400 Karpfen und 200 Hechte „verehrt". Den Austrägerlohn zahlten nicht die Beschenkten, er wurde der Stiftung aufgekreidet. Die Herren mit dem Zopf hatten ein sehr weites Gewissen, ja, sie gingen sogar so weit, daß man für Weiher, welche wegen ungünstiger Beschaffenheit des Wassers oder wegen nachlässigen Betriebes unlohnend geworden und daher aufgelassen wurden, aus den Geldern der Stiftung den Honoratioren für die frühere „Verehrung" Geldentschädigungen fortbezahlte. Ein häßlicher Schattenstreif aus der „guten, alten Zeit!". Stadt und Unterhospital besaßen etwa 34 Fischweiher. Wenn man in Betracht zieht, daß das Oberhospital (Kreuzherrnkloster) und das Kartäuserkloster in Buxheim ihre

eigenen Weiher hatten, ebenso die benachbarten Gutsherrschaften, so kann man sich eine Vorstellung machen, wie ausgedehnt noch vor 100 Jahren die Teichfischerei betrieben wurde, und welche Bedeutung der Fisch, insbesondere Karpfen und Hechte, für die Volksernährung hatte.

Die Weiher sind vertrocknet, der Frickenhausener Fischzug, die üppige „Kollation" beim Schetelsweiher u. s. w., sie gehören der Vergangenheit an, nur der „Fischertag am Stadtbach" hat sich gerettet. Er existiert noch lustig und fröhlich, und sein Glanz und Prunk übertrifft heute die Gasterei und Festlichkeit der Fischherren von ehemals. — Seine alte Herkunft, seine Eigentümlichkeit als merkwürdiges Volksfest geben ihm das Recht, eine ausführliche Schilderung im „Bayerland" zu finden. Dabei waltet nur eine Schwierigkeit, in den engen Raum der Zeilen die überreichen Eindrücke zu pressen, welche der Beschauer des Festes in diesem Jahre empfing. Muß sich nicht schon die Feder gewaltsam Halt gebieten, um nicht gleich zu Beginn ein umfassendes Gemälde der reizenden Lage Memmingens zu geben, oder der Stadt selbst, dem Bilde behaglicher Wohlhabenheit und Zufriedenseins. Wie lange würde nicht die Feder brauchen, um die ergötzliche Augenweide zu schildern, welche die harrende Menge bildet, die am Fischertage von frühester Morgenstunde an am Ufer kauert und des Glockenschlages harrt, der das Zeichen zum Beginne des Fanges gibt. Kaum zittert der erste Klang durch die Luft, erfolgt ein einziger Sprung, und schon sind Hunderte von Männern in die Flut gesprungen und haschen mit allen möglichen Fischgeräten nach den flinken Forellen, welche der Stadtbach in reicher Anzahl und respektabler Größe birgt.



Stammkneipe aus dem letzten Jahrhundert. Gruppe aus dem Memminger Festzuge.

Kinder und Frauen bergen geschäftig am Ufer die Beute; dazu lärmendes Geschrei und Getümmel, der vorherrschende Ruf „Hö, hö" bietet dem Sprachforscher keine Schwierigkeiten. Er ist als einfacher Naturlaut zu erklären. Die That des heurigen Jahres bestand darin, daß ein vom historischen und künstlerischen Standpunkte aus trefflich arrangierter Festzug sich der Verherrlichung Memmingens von einst und jetzt widmete.

Man hat von der Schwesterstadt Ulm gelernt; aus ihrem imposanten Münsterzuge entsprang die Anregung zu dem Feste Memmingens. Ulm kann sich gratulieren, eine so verständnisvolle Schülerin gefunden zu haben. Der Zug hat sich einen Platz in der Chronik Memmingens verdient. Wie wir die älteren Blätter derselben kopierten, so müssen wir auch das letzte Blatt vom 26. August 1891 berücksichtigen. Die erste Gruppe des Zuges war ein keckes Impromptu, eine launige Improvisation: eine alte, alte Sage in modernster Ausführung. Die sieben Schwaben verfolgten den bekannten Hasen, Hase und Schwaben sausten auf hohen Stahlrossen, blitzenden Velocipeden, einher. Dieser „verlornen Schar" folgte der offizielle Zug, zunächst der Wagen Neptuns, des Beherrschers der Fluten, dessen schuppige Gaben heute jede Hütte erfreuen sollte; dem Neptunswagen folgt ein Wagen mit einer Fischerhütte, welchem Mädchen und Knaben, allerliebst kostümiert, mit Fischgerätschaften voranschreiten. Die Gruppe des Wagens ist wirkungsvoll und lebhaft arrangiert. An sie reiht sich der Wagen der „Memmingia", in ihrer Hand ruht ein Merkurstab mit Ähren und Hopfen umwunden, eine sinnige Andeutung der Quellen des Wohlstandes von Memmingen, des Handels, Gewerbes und Ackerbaues. Eine schmucke Reitergruppe zeigt uns die Junker

der Stadt in wehrhafter Rüstung. Der Notzenturm, welchen die Erweiterung der Stadt schon längst in Trümmer legte, ist in genauer Nachbildnng wieder erstanden; hinter seinem Wagen marschieren die braven Stadtsoldaten aus dem letzten Jahrhundert, zierlich gepudert und frisiert, das wohlgeflochtene Zöpfchen im Nacken, während auf dem Haupte eine blecherne Grenadiermütze blitzt und den Kriegern ein martialisches Äußere verleiht. Ein oberflächlicher Beobachter könnte den nächsten Wagen als überflüssiges Schaustück betrachten, ein Segelschiff, welches kühn die Wogen durchfurcht. Memmingen hatte das Recht, den Wagen zu führen. Seine blühende Industrie in Wollendecken unterhält einen großartigen Export in überseeische, vorzüglich südamerikanische und asiatische Länder. Lachende Felder und Fluren und ein Wald von Hopfengärten umgürten im grünen Kranze die Stadt; sie durfte daher nicht zögern, auch der Ceres, der Göttin des Ackerbaues, einen Wagen zu bauen. Hübsche muntere Blumenmädchen und Schnitterinnen mit Sicheln, Gabeln und Garben schreiten dem Wagen voraus; wir konnten uns nicht versagen, ihn im Bilde zu bringen. Ist er doch ein sprechendes Zeugnis des Kunstgefühls, welches in den Bewohnern der Stadt lebt. Sie sind auf sich selbst angewiesen, kein Berufskünstler ist zur Hand, welcher ratend und leitend zur Seite stünde. Um so ehrenvoller ist die Erreichung des Zieles. Ein kleiner hübscher Amor lenkt den Erntewagen, inmitten dessen in purpurnem Gewande Ceres thront, bei den alten Griechen und Römern die Verkörperung des Ackerbaues und der bürgerlichen Ordnung. Eine vorzügliche malerische Anordnung zeigt der Wagen der Jagd mit der speerschwingenden Diana.

Die Gewerbe eröffnen die zweite Abteilung des Zuges. Tuchmacher, Gerber und Metzger in kleidsamer Tracht hantieren emsig auf ihren Wagen. Die Zeiten des Schlaraffenlandes sind gekommen; denn die Metzger werfen die gefertigten Würstchen ohne Bezahlung unter das Publikum. In heißem Streite kämpft die Jugend um die leckere Beute. Eine Schar trotziger Landsknechte und jugendlicher Trommler schreitet vor einem stolzen Reiter, einer spezifischen Memminger Figur, vor dem „Memminger Mau“.

Der Name ist für die meisten der Leser ein Rätsel; weshalb sollten wir die Erklärung versagen? „Der Memminger Mau“ oder „Mond“ ist eine harmlose Neckerei, die, wie Groß so richtig bemerkt, ein Sinnbild der gemütvollen Heimatliebe aller Memminger ist. Eine Memmingerin sei in eine benachbarte Stadt zu Besuche geladen worden; als nun am ersten Abend der Mond sich sacht heraufhob und am Himmelsgewölbe emporstieg, rief sie, tief gerührt, in der Ferne den Freund aus der Heimat zu erblicken: „Des ist der Memminger Mau, der Memminger Mau“.

Hinter dem „Mau“ folgen zwei weitere Spezialitäten, die Riesenforelle und der Riesenzopf. Würde eine Prämie für den originellsten Wagen ausgesetzt gewesen sein, er hätte dem „Stammtische des 18. Jahrhunderts“ gehört. Da saßen sie friedlich und behäbig, wie sie vor 100 Jahren geleibt und gelebt. Kostüme und Figuren harmonieren trefflich miteinander, die Täuschung ist eine vollendete. Unsere Leser werden uns hierin beipflichten, wenn sie die Gruppe im Bilde betrachten. Die wirkungsvolle Aufnahme entstammt dem bestbekannten Atelier des kgl. Hofphotographen Hans Weiß in Memmingen. Von was sie wohl sprechen mögen, die biederen Bürger? Ihre Aufmerksamkeit richtet sich auf ein Zeitungsblatt, das vielleicht Bericht bringt von den Kriegsläuften im Westen u. dgl. Noch scheint die Gefahr keine drohende zu sein, so daß sie die Gemütsruhe in dem Maße störte, daß der Durst geschädigt würde. Eine stattliche Anzahl von „Schöpple“ ist aufgekreidet. Eine solche Gruppe, ein solches Bild verdient im „Bayerland“ aufbewahrt zu werden.

In jenen Tagen, wo man sich, wie wir hier sehen, bei harmlosem Stadtklatsch und Kannegießern des Abends zusammenfand, sorgte auch schon die Polizeistunde dafür, daß die Gemütlichkeit nicht zu lange dauerte, und allabendlich gab ein Glöcklein vom Turme das unerbittliche Zeichen zum Aufbruche — der Volkswitz nannte es Lumpenglöcklein — und richtig läutete es auch heute hinter dem Stammtische drein, der sich aber dadurch nicht aus der Fassung bringen ließ. Eine Chaise mit Klatschschwestern bildet ein gelungenes Gegenstück.

Ein gewaltiger Sprung einige Jahrhunderte rückwärts, eine Schar von „Meistersingern“ Memmingens.

Den Schluß bildet „Schmotz“ mit Gefolge, eine dem Fischertage eigentümliche Figur. Wenn die Bachauskehr beendet war, und die Flut wieder eingelassen wurde, zog die Schar der Arbeiter, an ihrer Spitze der keck und phantastisch herausgeputzte „Schmotz“ die Strecke ab, unter dem eintönigen Gesange eines auf die Reinigung bezüglichen, nicht druckfähigen Vierzeilers.

So hatte denn der Zug dem Festtage einen bedeutsamen Charakter gegeben; Geschichte und Wesen der Stadt war in wohlgelungenen farbenreichen Bildern vor das Auge der Beschauer geführt. Die Einwirkung solcher Schaustellungen auf das Gemüt des Volkes darf nicht unterschätzt werden, die Liebe zur Heimat wird hierdurch mächtig gefördert. Wenn wir zu Beginn in ausführlicher Weise über das Fischwesen Memmingens in alter Zeit berichten konnten, verdanken wir das der Genauigkeit der damaligen Chronisten. Wir wollen ihren Eifer nachahmen, indem wir hier die Namen jener Bürger nennen, welchen der Festzug seine Entstehung und Durchführung verdankt, die Herren Johannes Ammann, Stadt-Baumeister Tischendörfer, Kunst- und Handelsgärtner Karl Schönmetzer, Steinmetzmeister Pöppel, Zeichnungslehrer Hugo Köhle, Seifensieder Köhle, Fischer Schachenmaier, Kaufmann Ernst Klein, Rotgerbermeister Hacker, Garkoch Sturm, Schuhmacher Unold, Steinhauermeister Strobl, Schleifmühlen- und Holzsägebesitzer Eggert, Güterführer Huith, Bäcker Bayer, Schreiner Hausch, Tapezierer Adler und J. G. Guggenberger.

Kleine Mitteilungen.

Ein Lob auf Alt-München. Ein Franziskanerpater von Neukirchen bei Heiligenblut läßt sich in seinem am Ende des 17. Jahrhunderts herausgegebenen christlichen Granatapfel über München also aus: „München ein herrliche Gruben der allerstärckisten Löwen, ein ansehentliche Schawbin der stattlichisten Gebäw, ein gekrönter Platz der Churfürstlichen Geschäfften, ein außgemachte Kunstkammer der vortrefflichisten Werck, ein fester Grund der schönsten Gottshäuser, ein gestaltsameß Zeughauß der geziertisten Palläst,

ein berühmbter Ehrensitz deß hohen Adels vnd Ritterstands, ein frōliches Lusthauß der Burgerlichen Gesellschafft, vnd mit einem Wort Vrbs perfecti decoris, Gaudium vniuersae Terrae; ein Statt der vollkommnen Zierd, vnnd ein Frewd deß gantzen Bayerlands". W. A.

Der Kropfsberg und das Rittergut Ullstadt in Franken. Die Bahn von Nürnberg nach Würzburg durchschneidet hinter Neustadt a. A. ein anmutiges wellenförmiges Gelände gegen den Main zu, welchen sie bei Kitzingen erreicht, eine Gegend, reich an historischen Erinnerungen, namentlich aus dem Schmalkaldischen, dem Bauern- und dem Dreißigjährigen Kriege.

Gleich hinter der Station Langenfel taucht westlich Dorf und Schloß Ullstadt im freundlichen Ehegrund auf, das Besitztum der Freiherren v. Frankenstein, im Nordosten winkt Schloß Schwarzenberg herüber, an dessen Fuße das kleine, aber hübsch gelegene Städtchen Scheinfeld liegt, bekannt durch seine stattliche Viehrasse und seine bedeutenden Viehmärkte.

Zwischen der Bahnlinie und Ullstadt ist ein bewaldeter Höhenzug, der sich wieder gegen die Windsheim-Biberter Straße zu senkt, und schon von weitem durch seine eigentümlichen, ein paar großen Grabhügeln oder Sargdeckeln ähnlichen Formen, ins Gesicht fällt. Dessen westlicher höherer Teil heißt der Kropfsberg. Er ist zuweilen das Ziel von Sonntagsausflüglern aus den Nachbarorten, die ihn teils wegen der hübschen Aussicht, teils wegen der interessanten Pflanzenkunde von Ullstadt, Bibert oder dem nahen Oberleimbach aus besteigen.

Der im Herbst 1886 zu Ullstadt verstorbene alte Landarzt Schmidt, ein tüchtiger Botaniker, machte zuerst weitere Kreise auf die hübsche Flora des Kropfsberges aufmerksam. Er fand daselbst bei seinen Exkursionen Pflanzen in reichlicher Menge, welche auf dem ganzen Bergkamm sich nur an den westlichen, abgerundeten, grabhügelähnlichen Punkten vorfinden, außerdem meist nur in Gärten. Schmidt erklärte sich deren Vorkommen auf dem Kropfsberge dadurch, daß sie als Überreste eines ehemaligen Ziergartens aufzufassen seien. Ich kann diese Ansicht nicht ohne einige berechtigte Zweifel teilen, denn ich finde in dem von Schmidt systematisch nach Linées Ordnung zusammengestellten Verzeichnis gar manche Pflanze, der ich schon wiederholt im Keupergebiet begegnete, und zwar an den verschiedensten Orten, wo ich sie wild wachsend traf. Clematis vitalba, die weiße Waldrebe, Anemone hepatica und nemorosa, das edle Leberblümchen und Busch- oder Windröschen, wachsen z. B. auf dem Hohenecker Berg bei Windsheim, in den Wäldern bei Schloß Bettenburg in den Haßbergen u. s. w. gleichfalls wild in großen Mengen, desgleichen die mehrfachen hübschen Orchis-Arten an anderen Standorten. Selten wird man aber eine so hübsche Keuperflora auf so engem Raum beisammen finden, wie auf dem Kropfsberg, dies ist unbestrittene Thatsache, und es ist deshalb die Schmidtsche Erklärung immerhin nicht ganz unberechtigt, wenn sie auch nicht auf alle Pflanzen des Kropfsberges paßt.

Auf dem Kropfsberg hauste einst das Geschlecht der Herren v. Kropff. Im fürstlichen Archiv zu Schloß Schwarzenberg befindet sich eine Urkunde, welche besagt, daß Ullstadt 1371 an die v. Seckendorff zum Teil von denen v. Kropff, Ratz genannt, hergekommen, welche „ihre adelige Wohnung auf dem Kropffsberg, bei Ullstadt gelegen, gehabt".

Der letzte Ritter v. Kropff auf Kropfsberg verkaufte einen Teil von Ullstadt fast 100 Jahre nach Antritt der Regierung Kaiser Rudolphs an die Seckendorff.

Von dem einst auf dem Kropfsberg gestandenen Schlosse zeugten verschiedene unterirdische Gänge, auf die man nach glaubwürdigster Aussage noch in den fünfziger Jahren bei Fuchsjagden stieß, weil sie von Füchsen bewohnt wurden. Im Besitze des oben erwähnten Landarztes befand sich ein Grundstück am Südabhang des Kropfsberges. Als dies einst umgerodet wurde, stieß man auf Mauerreste, die man nach ihrer Gestaltung zweifelsohne als Reste von einem Turm ansehen mußte. Der Punkt, an welchem man diese Mauerreste entdeckte, läßt einen Blick nach Diespeck unterhalb Neustadt a. A. frei. Durch dieses Dorf führte die alte Handelsstraße von Bamberg nach den Reichsstädten Windsheim und Rotenburg o. T. Ich halte deshalb die Vermutung durchaus nicht für allzu gewagt, daß der Turm, dessen Reste entdeckt wurden, einst ein Wartturm war, absichtlich an dem von der Burg etwas abseits gelegenen Punkte erbaut, um darauf Züge von Kaufleuten auf der erwähnten Handelsstraße zu erspähen.

Große Reichtümer scheinen die letzten Ritter v. Kropff nicht aufgestapelt zu haben, denn sie brauchten mehrmals Geld, das sie sich durch Verkauf von Besitzteilen verschafften. Außer einem Teile von Ullstadt verkauften dieselben auch ihr Gut Hüttenheim an die Herren v. Seinsheim.

Laut Urkunde vom 26. Juni 1258 (Original im kgl. Reichsarchiv zu München) schenkte am genannten Tage Hildebrand v. Saonsheim (Seinsheim) seine Güter zu Hütenheim dem Kloster Ebrach. Diese Güter waren laut jener Urkunde auf ihn durch Kauf von Cropho von Crophesberg übergegangen.

Das Geschlecht der Freiherren v. Seckendorff, namentlich Florian v. Seckendorff, welcher seinen Wohnsitz auf seinem Rittergute Ullstadt hatte, führte Luthers Lehre zu Ullstadt und den damals dazu gepfarrten Ortschaften um das Jahr 1538 ein. Die Herren v. Seckendorff waren schon damals ein weitverzweigtes Geschlecht. Friedrich v. Raumer sagt im 9. Jahrgang seines historischen Taschenbuchs: Ein altes adeliges Sprichwort in Franken bezeichnete die Grumbach als die „reichsten", die „Seckendorffe" als die „verbreitetsten", die Seinsheim als die „ältesten". Schon unter Kaiser Adolf von Nassau gab es 11 verschiedene Seckendorffsche Linien. Florian v. Seckendorff starb am 13. August 1551. Ihm folgte sein minderjähriger Sohn, Hans Joachim, der sich später genötigt sah, das Rittergut zu Ullstadt feilzubieten. Er fand jedoch keinen Liebhaber dazu, der dem evangelischen Glauben angehörte. Johann Peter Freiherr v. Frankenstein kaufte 1662 das Rittergut Ullstadt von den Herren v. Seckendorff, unter der Bedingung, „daß die Evangelischen ungekränkt in ihren Rechten verbleiben sollen". Dieses Wort haben die Freiherren v. Frankenstein bis heute redlich gehalten, und Katholiken und Protestanten leben einmütig und friedlich in Ullstadt neben einander.

Die Familie der Freiherren v. Frankenstein stammt aus Hessen. Hier verkaufte sie zur erwähnten Zeit, da man sie zur neuen Lehre zwingen wollte, ihre großen Besitztümer um eine Summe, die ihrem Werte lange nicht gleichkam, und siedelte sich in Franken an.

Von dem gegenwärtigen, architektonisch einfachen, aber sehr hübsch hart am Flüßchen Ehe, am nordöstlichen Ende des Pfarrdorfes Ullstadt gelegenen Schlosse wurde, laut dem Freiherrlich v. Franckensteinschen Saalbuche über das Rittergut im Ehegrunde, im Jahre 1718 das mittlere Schloß nun erbaut, in den Jahren 1749 und 1750 die beiden stattlichen Flügelbauten. Die Mitglieder der Freiherrlich v. Franckensteinschen Familie finden ihre letzte Ruhestätte auf dem von beiden Konfessionen als Begräbnisplatz benutzten schönen Friedhof am östlichen Ausgang des Ortes, in welchem auch die imposante, von der jüngst verstorbenen Freifrau von und zu Franckenstein, geb. Fürstin Öttingen-Wallerstein, vor 10 Jahren erbaute katholische Kirche steht, und zwar genau an derselben Stelle, wo 1606 die evangelische Begräbniskapelle erbaut worden war. Dr. L. B.

Züge bayerischer Tapferkeit. Während vom 5. bayerischen Infanterie-Regiment die Kompagnie des Hauptmanns Seekirchner bei Weißenburg in großer Nähe sich mit Turkos beschoß, sprang mitten im Kugelregen ein Reservist Namens Köhler, ein urkräftiger Brauer aus der Nähe Münchens, aus dem Gliede gegen den Feind,

packte sich einen Turko am Genick, schleifte ihn herüber, und in riesiger Kraft mit einer Hand ihn schwebend hinhaltend, sagte er lachend: „So, Herr Hauptmann, da hoben's an Turkos!“ Es war der erste im Kampfe Gefangene dieser Sor e.

Bayerische Nationaltrachten. Unser heutiges Bild zeigt eine jener Trachten, welche uns wehmütig bedauern lassen, daß sie verschwunden sind. Es ist die einstige ortsübliche Tracht der Bürger und Bürgerinnen der Städte an Inn und Salzach. Burghausen, die gute, die getreue altbayerische Stadt hat die Gruppe zum Festzuge des 12. März entsendet. Das Paar, Bruder und Schwester, waren recht geeignet, die alte Stadt zu vertreten; es entstammt dem seit vielen Jahrhunderten auf der Wöhrdmühle angesessenen Geschlechte der Kotlechner. Kein Haus, kein Anwesen in Burghausen ruht seit so langer Zeit in denselben Händen. Das Mädchen trägt ein grün seidenes geblumtes Jäckchen mit aufgebauschtem Ärmel, das Jäckchen wird „Röckel“ genannt, ein weißseidenes, rot und blau gesäumtes Halstuch bedeckt die Brust; das Kleid ist von grünem schweren Atlas, über dasselbe breitet sich der weiße Atlasschurz mit breiten Bändern. Das Glanzstück der Toilette ist die Goldhaube, auch Passauer oder Linzer Haube genannt. Ihre Form möchte uns fast an Egypten erinnern, auf dessen Obelisken wir oft die Pharaonen mit ähnlichem Kopfschmucke erblicken, wie er von den hübschen Bürgerinnen auf den Hinterkopf gesetzt wird. Wir erwähnen dieses Vergleichnisses nur, um die Verständlichkeit des Bildes zu erhöhen. Die Haube selbst ist aus schweren echten Goldborten zusammengesetzt und bildete einen sehr kostspieligen Schmuck, der nicht unter 40 bis 50 fl. erhältlich war. Noch vor drei Jahrzehnten war sie häufig zu erblicken und wurde von den wohlhabenden Bürgersfrauen mit Stolz getragen; heute kostet es mühselige Suche, eine derselben in dem Kasten eines alten Mütterchens als Erinnerung einstiger Zeiten aufzufinden. Der Regenschirm gewährt mit seinem weiten Dache einer ganzen Familie Unterschlupf; der Griff ist von Messing, der Mechanismus der Klappe erinnert an die Feder des Steinschloßgewehres; der Stoff ist von blauer Seide, die Ränder, in meergrün und lila, zeigen ein gegenwärtig wieder modern und beliebt gewordenes Muster. Schuhe mit silbernen Schnallen und zierliche Zwickelstrümpfe bilden die Fußbekleidung. Die Tracht des Bruders ist die übliche Müllertracht, Rock aus feinem braunen Tuche, schwarze Sammethose mit zierlichen Mäschchen, rote Weste, Zwickelstrümpfe und Schnallenschuhe. Das anmutige Paar verkörperte in lieblicher Weise die Vergangenheit Burghausens und bildete die erste Gruppe des Bezirksamts Altötting.



Nationaltracht aus Burghausen.

Bettelunwesen in alter Zeit. Im Protokollbuche der Gemeinde Fuchsstadt findet sich unterm 8. Juni 1770 folgender Beschluß eingetragen: „Nach dem von Seiten des Hochstiffts Fulda die Verodnung geschehen ist, daß alles Bettlen eingestellet und jeder-Ort seine Arme zu ernähren haben, auch die angräntzende Ämter die Bettel-Ordnung auf das schärpfeste halten, wordurch sich alles dieses zum Theil müssige gesindel in das hiesige Oberamt ziehen thut, so haben die Schultheis gleichmäßig nach der hiesigen Bettel-Ordnung sogleich den armen Hauffen auf und einzurichten, auch bey öffentlichen Gemeinden zu Verkünden, daß Niemand unter ½ fl. Strafe mehr einem auswärtigen Bettler was abgeben, noch unter nemblicher Straff solche mehr beherbergen, sondern alle durch die Tagwächter und Gemeindediener außer Ort fortgeschicket werden sollen, welche straff auch gleich exequiret, und davon, was denen Bettel Vögten abzugeben ist, worunter auch die so genannten Landsknecht und beabschiedete Soldaten zu Verstehen. In dem Fall solche sich ohngezogen oder ihrer gewohnheit nach grob bezeigen sollen, so haben solchen die Schultheißen ihre abschied abzunehmen, sie in gehorsamb einsperren zu lassen und die abgenommene abschied zur weiteren Versorgung zum Amt zu schicken welches die Schultheißen auf das genaueste zu besorgen und diesem nachzuleben haben im widrigen der saumselige auf 5 fl. straff sogleich beleget und requiriret werden wird. F. v. B.

Einstige Erziehungsmethode. Vor etwas mehr als 200 Jahren starb in einem Städtchen in Schwaben der Schulmeister Joh. Jakob Häuberle. Er war Lehrer an der Stadtschule und hatte während seiner 51jährigen und siebenmonatlichen Amtsführung nach einer mäßigen Berechnung folgende Strafen erteilt: 911527 Stockschläge, 124010 Rutenhiebe, 20,989 Pfötchen und leise Andeutungen mit dem Lineal, 136715 Streiche auf die Hand, 10235 Maulschellen, 7905 Ohrfeigen, 1115800 sog. Kopfnüsse, 22793 Notabenes mit dem Katechismus und der Grammatik. 777mal hat er Knaben auf Erbsen knieen lassen und 613mal auf einem dreieckigen Holze. 5000 Knaben mußten den Esel tragen, 1707 die Rute hoch halten.

Alte Sinnsprüche aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche.

Unter den beiden Bildern des Rats- und Handwerksherrn steht:

Ich ward auch in den Rat zu mancher Zeit geheißen (gerufen).
Mich meine Handwerkszunft als ihren Herren preißen;
Den Leib ziert dieser Rock, der meine Herren zieret,
Den Geist Verschwiegenheit, wie einem Mann gebühret.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



D' Marei vom Brandstätterhof.

Eine oberbayerische Hochlandgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Otto v. Schaching.

(Fortsetzung.)

Marei stand zwischen Vater und Mutter. Jetzt sah sie beide nacheinander an, nicht trotzig oder frech, nein, sondern offen und ehrlich, wenn auch ohne Furcht.

„No, wird's bald?" rief die Brandstätterin, die in ihrem Bauernstolze dem Ehemann nichts nachgab. „Hast a Verhältnis mit'm Hiesl? Ja oder na?"

„Ja", gestand sie, „i hab'n gern, an Hiesl. I kann nix dafür, und wenn's a Todsünd' is."

„A Todsünd'?" fing die Mutter ungestüm dies Wort auf, „a hundertfache Todsünd' is's!"

„Ah, G'schmatz!" polterte ungeduldig der Brandstätter, der die Neigung seines Weibes, gern zu predigen, kannte, „dös G'red dauert mir z'lang. Deandl, i laß Dir d' Wahl, entweder in meiner und Deiner Muattern Geg'nwart dem Hiesl z'sag'n, Du bist a dumme Gans gwen und will'st von eahm nix mehr wiss'n — oder Du gehst nach Kloantief'nthal. Entweder — oder!"

Marei hatte die Antwort schon auf den Lippen, ehe der Vater noch ausgeredet.

„Nacha bleib' i beim ‚oder'", entschied sie willensstark.

„Und i a'!" rief der Brandstätter und stampfte mit dem schweren Fuße, daß die Dielen bebten. „Marsch! z'sammpackt und furt!"

Gschwendtner streckte befehlend die Rechte aus. Seine Stimme dröhnte, als ob er noch seine Chevaulegers vor sich hätte, bei denen er sechs Jahre als Wachtmeister gedient.

Und Marei zeigte, daß sie wirklich eine gehorsame Tochter war. Sie drehte sich schweigend um und verließ die Stube, um droben in ihrem Kämmerchen ihre Siebensachen einzupacken.

„Trotzschädl!" knirschte ihr der ergrimmte Vater nach, und die Mutter vermaledeite nach bestem Können die Stunde, in welcher der Branner Hiesl als Holzknecht eingestellt worden war.

Aber das ganze Gestürme der Brandstätter-Eheleute war eitel Mühe, denn Marei blieb baumfest bei ihrem „oder" und damit, nebst einem Päcklein am Arm und ihrer Mutter zur Rechten, verließ sie eine halbe Stunde später den väterlichen Hof.

„Daß D' mir nimmer unter d' Augen trittst, ehst Di nöt bekehrt hast!" schrie ihr der Vater noch unter der Hausthür ins Gewissen.

Das war Mareis Abschied. Und so zog sie südwärts, ihrer Bekehrung entgegen, tiefer in die Berge hinein, dorthin, wo rechts vom silbergrauen Wendelstein der Miesing und die Rote Wand sich in die schwanken Wolken schieben.

Während Marei schweren Herzens, wenn auch freiwillig, in die Verbannung wanderte, trug sich der Brandstätter mit wuchtigem Schritt, als müsse er den ganzen Berg, auf welchem sein Hof stand, in den Bauch der Erdkugel hineinstampfen, die Halde hinunter ins Leizachthal.

„Jatzt glei' muaß er mir furt!" wetterte der Bauer in wildem Zorn vor sich hin. „So a Bett'lbua, der hint und

vorn nix hat, als wia d' Not! Herrgottsakra! A Holzknecht und 's Brandstätter Deandl! Da hat der leidi Höllsakra sei G'spiel; 's kann schier nöt anders sei'."

So schimpfte der brave Gemeindevorsteher von Wörnsmühle in sich hinein, bis er zum Wirtshaus im Thal unten gelangte. Vor demselben saßen unter schattigen Kastanienbäumen einige bäuerliche Gäste.

„He, Brandstätter!" gellte einer von ihnen herüber.

Der so rief war der Rainhuber von Gmund über den Bergen drüben am Tegernsee. Bei ihm saß der Müller von Wörnsmühle, Obermaier hieß er, ein Mann mit gutmütigem, wenn auch nicht besonders klugem Gesichte, und noch zwei oder drei Bauern.

Der Brandstätter wäre ganz gewiß vorm Wirtshaus vorübergegangen, ohne einen Tropfen zu kosten, denn einmal war's seine Art nicht, außer den Sonntagen Bier zu trinken, und zweitens hatte er auf dem Rohnberge eine verflixt hantige Geschichte abzuwickeln. Aber wenn ein alter Regimentskamerad, den man schon lange nicht mehr gesehen hat, den Versucher spielt, kann auch der beste Gemeindevorsteher nicht hartherzig sein und unterliegt der Lockung. Also erging's dem Brandstätter.

„Di soll glei a heilig's Dunnerwetter . . . .", schalt Gschwendtner mit süßsaurer Miene seinen alten Freund und setzte sich neben ihn. „Muaßt iatzt Du grad' heut' dahergemma und mi zum Wirtshaushocka verleit'n? Dös kannst Du verantwort'n vor unserm Herrgott, i verantwort's nöt."

„Auf die Sünd' geht's mir a' nimmer z'samm", lachte der Rainhuber vergnügt und hieb den Freund mit der flachen Hand als Ausdruck seiner freudigen Gefühle auf den Rücken, daß es weidlich klatschte. Das ist so derber Bauernbrauch und als solcher sehr beliebt.

„Was treibt denn Di nach Wörnsmühl'?" redete der Brandstätter zum Rainhuber.

„An kloan Viehhandel hab i g'habt mit'm Wirt", antwortete der von Gmund. „Wia geht's Dir alleweil, alter Schlankl, han? Grad' hab'n ma g'redt von dem falsch'n Geld, dös seit a Zeit her in uns'rer Gegend unter'n Leut'n is. Unser Landrichter hat erst kürzli an Bauernbursch'n auf a halb's Jahrl ins Loch g'steckt, weil er a falsch's Halbsguld'nstückl ausgeb'n hat, obwohl der Bauernbursch hoch und teuer g'schwor'n hat, er wüßt' nöt, wo er dös Geld her hat. Hat eahm alles nix g'holfa."

„Der Landrichter von Tegernsee is gar a scharfer", erläuterte der Brandstätter mit sachverständiger Miene. „Er hat recht, i machet's grad' so an seiner Stell'."

„Is in Wörnsmühl' no' koa so falsch's Geld aufgriffa word'n?" fragte der Rainhuber seinen Freund Gschwendtner.

„Hab' no' nix g'hört", versetzte dieser, „aber in Miesbach is oans umg'laufa. Es soll so guat nachg'macht sei, daß ma d'Fälschung nöt amal glei' mirkt."

Die Männer sprachen noch verschiedenes über das falsche Geld und über andere Dinge, die für einen Bauern von Belang sind.

Nach einer Weile trank der Brandstätter aus und wollte zahlen. Da hatte er seinen Geldbeutel vergessen.

„Heut' geht scho' alles verkehrt", rief er ärgerlich und kramte in den Taschen. „Sakralot, soll i iatzt nomals hoamgeh' um a Geld?"

„Narret, bleibtst's halt schuldi, bis d' wieder kimmst", lachte der dicke Wirt, der sich inzwischen auch bei den Gästen eingefunden.

„Wenn's nur weg'n der Halbe Bier war", meinte der Brandstätter höchst unwirsch. „Aber i muaß zu mei'm Holzknecht aufi auf'n Rohnberg, dem wird heut' aufg'sagt und auszahlt. Hab' i gmoant, i hab 's Geld in der Tasch'n, derweil vergiß i's sauber. Geh, Müller, sei so guat und leih mir a zehn Guld'n."

„Die kannst gern hab'n und mehr a' no', wennst willst," entgegnete Obermaier mit rascher Zusage. „Aber was is's denn mit Dei'm Holzknecht? Hat er ebbs ang'stellt?"

Der Brandstätter schüttelte unmutsvoll den Kopf.

„Werd' wohl ebbs ang'stellt hab'n. I bin iatzt nöt aufg'legt, um die ganz G'schicht' zu erzähl'n. G'ärgert hat er mi mordselementisch, der Hiesl."

Und Gschwendtner stand auf.

„I geh mit Dir, Brandstätter", sagte der Rainhuber. „Der Weg nach Tegernsee über'n Rohnberg is reh' küzer für mi."

Inzwischen hatte sich Obermaier entfernt. Als Gschwendtner und sein Begleiter zu der Mühle kamen, an welcher sie vorbei mußten, stand der Müller bereits unter der Thür mit einer Geldrolle in der Hand und reichte sie dem Brandstätter.

„Da sand zwanz'g Halbeguld'n drin", sagte er nur.

„Dank schö' derweil", sprach Gschwendtner und hob sich mit dem Rainhuber von hinnen.

Die beiden stiegen bergauf, immer höher und höher. Unterwegs erzählte der Brandstätter die Geschichte mit dem Hiesl und der Marei, und wie er sie erfahren.

„So, der Rangllenz hat Dir's zuatrag'n", sagte der Rainhuber und schüttete ein kurzes, verächtliches Lachen aus. „Den Lump'n ließet i nöt amal in mei' Haus. Von dem hört ma' wieder schöne Sach'n."

„No, was denn zum Beispiel?" that der Brandstätter neugierig.

„Du kennst'n Geroldshauser von Gmund und wirst a' scho' g'hört hab'n, daß er beim Spiel'n alleweil a Teufisglück hat. Iatzt woaß ma' scho', woher dös Glück kemma is. Vorgestern auf d'Nacht hat er im Stögerwirtshaus z' Gmund g'spielt, dabei hat er g'hörig trunka, und krakehlerisch wie er is, hat er im Rausch 's Streit'n und 's Raufa ang'fangt, bis 'n der Wirt außig'schmiss'n hat. Da hat er seine Kart'n verlor'n, und iatzt hat sich's zoagt, daß er a falsch's Spiel g'habt und d'Leut alleweil betrog'n hat beim Spiel . . ."

„Und der Müllerlenz" fiel Gschwendtner dem Freunde gespannt ins Wort, „was hat der damit z'thua? Is der a' in die G'schicht verwickelt?"

„Überall hoaßt's, der Lenz hat Kenntnis g'habt vom Geroldshauser seiner Lumperei, hat aber nix verrat'n — warum? Du kannst dir's scho' denka — z'weg'n der Geroldshaus'rin. Verstehst mi scho'."

„Woaß der Müller, sei' Vetter, von der G'schicht scho' ebbs?"

„Na, und hab' eahm's a' nöt sag'n mög'n, denn der Obermoar is a braver Mo' und kann nix für 'n Lenz, den Lump'n. Er wird's aber no' früah gnuag erfahr'n und nacha kann 's a hoaße Supp'n geb'n für 'n Lenz. Es geht scho' 's G'red', daß nachst 'm Geroldshauser und 'm Rangllenz trieb'n soll werd'n. Hast no' nix davon g'hört, Brandstätter?"

Der Gefragte verneinte.

Beide standen jetzt mitten im Hochwald. — „Da geh'n uns're Weg' auseinander“, erklärte nun der Brandstätter.

„Willst also 'n Hiesl wirkli furtschicka?“ fragte Rainhuber halb mitleidsvoll. „Geh, sei nöt so hoart, Brandstätter.“

„Bruaderherz, in der Sach' versteh' i koan Spaß nöt, da kennst mi schlecht. Der Lenz is a Lump von mir aus, aber dös hilft 'm Hiesl nix. Pfüat di Gott!“

So trennten sich die Freunde, der Brandstätter schlug sich ins unwirtlichste Dickicht hinein, der Rainhuber kraxelte schön langsam den stetig jäher anwachsenden Bergpfad hinan. Endlich hatte er den fast kahlen Gipfel des Rohnbergs erklommen. Welch' ein entzückendes Bild! Gegen Nordwesten zog die endlose Hochebene mit ihren hellschimmernden Dörfern und den zahlreichen Kirchtürmen von Flecken und Städten bis fern nach München hinein, da glitzerten Seen und Ströme, weiteten sich geheimnisvoll dunkle Forste, dann schoben sich herrliche Thäler in einander, und der Berge gewaltige Felsenmassen lagerten in hehrem Umkreis, dort der breitgestirnte Wendelstein, der Hirschberg, der Miesing, der Jägerkamm, die Brecherspitz, die Rote Wand, und alle von einem zauberhaften Dufte umwoben, als wären sie an den tiefblauen Horizont wie Riesenreliefs hingestellt. Und diese Schönheit umfaßte mit mildem Strahle der weiche Schmelz der Herbstsonne.

Der Rainhuber verschnaufte ein wenig, dann setzte er die Füße wieder vor einander; schwere Gedanken schienen ihm den Kopf niederzubeugen, so daß er einherging wie einer, der sich mit einer Last auf dem Rücken den Berg heraufschinden muß. Jetzt senkte sich der Pfad abwärts, jetzt trat der Hochwald wieder auf und jetzt — — — Horch! Ein Schrei!. Der Rainhuber blieb stehen. Der Schrei wiederholt sich, er wird beantwortet, es sind die Stimmen zweier im höchsten Zorn gegeneinander belfernder Männer. Aber man kann sie nicht sehen, sie sind noch zu tief im Walde.

„Du bist a Lump! a Halunk!“

„Du Schwindler! Du schlechter Kerl!“

„Du Diab! Du Falschspieler!“

„Du Falschmünzer!“

So lief die wilde Leier, daß der Wald selber im Zorn aufschrie über die schnöde Entweihung seiner heiligen Friedenshallen.

„Falschmünzer!“ klang's vernehmbar zurück an das Ohr des Lauschers.

Und wieder that's einen Schrei, aber diesmal einen, der dem Rainhuber durch Mark und Bein fuhr. Und dann war's auf einmal totenstill.

„Da hat's ebbs geb'n!“ rief der Bauer und stürzte, von schlimmer Ahnung erfaßt, bergab. Schon nach wenigen Augenblicken sah er seine Befürchtung verkörpert. Mitten auf dem Waldweg lag ein Mann, regungslos, und mit dem Gesicht auf dem Boden, neben ihm sein Hut und unweit davon ein armsdicker Prügel, an dem Blut klebte.

Der Rainhuber stieß einen Schreckensruf aus. Er hob den Bewußtlosen auf. Kaum hatte er in dessen Gesicht geschaut, als er entsetzt schrie:

„Herr Jessas! Der Geroldshauser!“

Auf einmal zuckte es in den blutüberströmten Zügen des Gerufenen, er öffnete den Mund und die halb geschlossenen Augen, und einige matte Laute rieselten über seine Lippen.

„Geroldshauser! was is denn Dir zuag'stoß'n? Heilige Mutter Gottes! Da auf Dei'm Kopf is a Loch so groß wia a Guld'nstückl. Wer hat Di denn g'schlag'n?“

Der Verwundete stöhnte in heftigem Schmerz; ein dumpfes Gemurmel drang aus seinem Munde, begleitet von einer äußerst schwachen, verneinenden Kopfbewegung.

Allmählich kehrte das Bewußtsein Geroldshausers zurück. Aber auf die wiederholten Fragen des Rainhuber nach dem Thäter erwiderte er nur, die Hände an die Stirn drückend, in wimmerndem Tone:

„Oh ... mei' ... Kopf! Oh ... oh!“

„Schö' bist z'samm'g'richt'“, sagte der Rainhuber mitleidig, indem er den verletzten Mann auf die Füße brachte und dessen Hut auflas. „Geh her, laß Dir helfa ... So, iatzt langsam, Schrittl um Schrittl. In Hausham drunt'n kriag'n ma' a Fuhrwerk, nacha fahr'n ma' hoam.“

Er schob seinen kräftigen Arm unter die linke Achsel des Geroldshauser und hieß diesen, sich nur ja recht fest auf ihn stützen. Es ginge schon so.

„Oh ... oh .... mei' Kopf! mei' Kopf!“ lamentierte der Geroldshauser laut und so heftig, als müsse er jeden Augenblick den Geist aufgeben.

„Is's oaner von der Gegend gwen, der Di g'schlag'n hat?“ hub der Rainhuber neuerdings an. „Habt's g'rauft?“

„Na“, ächzte der andere hoch auf, „g'rad g'stritt'n. Oh .. mei' ... Schädel, aus is 's ... Wasser möcht' i .... Wasser.“

(Fortsetzung folgt.

Die Teufelsmauer.

Von Hugo Arnold.

(Schluß.)

Die Handhabung des Wachdienstes haben wir uns derart vorzustellen, daß je von einem Turme zum andern ein Mann ständig patrouillierte und das auf eine beträchtliche Strecke abgeholzte und dadurch freiem Ueberblick preisgegebene Vorland vor Augen behielt, also jede Bewegung auf demselben, jede Annäherung an die Mauer bemerkte. Ob die Patrouillen auf der Mauerkrone selbst oder auf einem hinter ihr befindlichen, auf hölzernen Tragbalken ruhenden Rondengang schritten, läßt sich vorläufig noch nicht bestimmen. Ebenso wenig fanden bis jetzt Untersuchungen nach den Einlässen statt, welche die Mauer notwendigerweise behufs des Verkehres mit dem Auslande durchbrochen haben müssen. Die Mauer selbst stellt also sowohl die Scheidelinie der Grenze dar, wie die Linie der Vorposten und zugleich eine Alarmlinie.

Verstärkt war sie an besonders wichtigen Punkten durch kleinere Befestigungen mit einer ansehnlicheren Besatzung, die man, um im Vergleiche fortzufahren, etwa als Feldwachen bezeichnen kann.

Ihren Rückhalt, ihre Replis fand die auf der Teufelsmauer stehende Vorpostenlinie in den Kastellen, von welchen aus die Bewachungsposten abgestellt, abgelöst, verstärkt oder im Falle eines notwendig werdenden Rückzuges aufgenommen wurden. In den Kastellen lag die eigentliche Verteidigung der Grenze und darum waren für diese sowohl strategisch wie taktisch günstig gelegene Punkte mit vollendeter Meisterschaft ausgewählt worden; aus der Anlage derselben ergibt sich zugleich ihre organisatorische Verbindung mit der Teufelsmauer und die gleichzeitige Erbauung beider Objekte; denn sie stellen nur einzelne Glieder eines und des nämlichen Körpers vor. Eingehendere Erörterungen greifen wegen ihres wissenschaftlichen Charakters über den Rahmen dieses Artikels hinaus, und aus diesem Grunde sind wir leider gezwungen, hier auf sie zu verzichten.

Aber nennen wollen wir wenigstens diese Kastelle hinter der Teufelsmauer, denn sie sind aus einer römischen Straßenkarte, der sogenannten Peutingertafel, bekannt. Diese zählt auf württembergischem Boden auf: Ad Lunam (d. i. Lorch); Aquileja (d. i. Aalen); Opie (d. i. Bopfingen); von da auf bayerischem Gebiete: Septemjaci (d. i. Marktoffingen oder Maihingen); Losodica (d. i. Öttingen); Medianis (d. i. Gnotzheim); Iciniaco (d. i. Theilenhofen); Biricianis (d. i. Weissenburg); Vetonianis (d. i. Pfünz); Germanico (d. i. Kösching); Celeuso (d. i. die „Biburg“ bei Pföring); Arusena (d. i. Irnsing); Regino (d. i. Regensburg). Das unweit Irnsing auf dem rechten Donauufer gelegene Kastell von Abusina (d. i. Eining) ist in diesem Verzeichnisse nicht aufgeführt, ebenso fehlen in demselben einige Kastelle, welche außerdem hinter dem linken Flügel der Teufelsmauer vorhanden sind, z. B. auf bayerischem Boden bei Dambach an der Hammerschmiede, bei Irnsingen am Hesselberge.

Mit dem Spaten ausgegraben sind bis jetzt von den bayerischen Kastellen jene zu Gnotzheim, Theilenhofen, Weißenburg, Pfünz und Eining; dem Auge sichtbar erhalten sind jene zu Pföring und Irnsing; noch nicht gefunden sind bisher jene zu Marktoffingen (oder Maihingen), Öttingen und Kösching.

Ohne Beweglichkeit wäre indessen jede Verteidigung tot und zum erlahmenden Ersterben bestimmt, bliebe sie festgebannt an einem Punkte. Geschmeidigkeit und Beweglichkeit verlieh denn auch den Besatzungen dieser Bollwerkskette ein wohlorganisirtes Straßennetz, welches gestattete, die Truppen nach dem Bedarfsfalle zu verschieben und sie von einem Orte nach einem andern zu werfen; dasselbe gewaltige Hilfsmittel, welches die Eisenbahnen für die moderne Kriegsführung sind, das waren die Straßen für die römischen Feldherren, nur noch in einem viel höheren Maßstabe, da ihr Netz ausschließlich vom strategischen Gesichtspunkte aus entworfen war.

Die oben genannten Kastelle liegen insgesamt an einer großen Heerstraße, welche sie untereinander verbindet; zugleich bilden sie die Etappenplätze für dieselbe. Diese Straße ist heute noch fast ununterbrochen erhalten und begehbar, streckenweise dient sie als Feld- oder Fahrweg oder liegt unter der jetzigen Staatsstraße, z. B. zwischen Munningen über Öttingen und Gnotzheim bis Gunzenhausen. Im allgemeinen läuft sie parallel zur Teufelsmauer, nähert sich indessen derselben auf einzelnen Linien ziemlich bedeutend und entfernt sich auf anderen wieder recht ansehnlich von ihr. Sie hängt aber nicht abgeschnitten wie ein Strunk in der Luft, sondern ist nur ein Glied der großen Militärstraße, welche die beiden Provinzen Gallien und Pannonien (Frankreich und Ungarn) miteinander verbindet und von der großen Centralfestung Vindonissa (Windisch in der Schweiz) kommend über Regensburg und Passau nach Lorch und Wien und von da nach Ungarn hinab führt.

Außerdem verbanden Querstraßen die einzelnen Kastelle untereinander, und Hauptstraßen leiteten, an das binnenländische Straßennetz anknüpfend, zu den Donau-Übergängen bei Günzburg, Faimingen nächst Lauingen, Donauwörth, Steppberg bei Neuburg, Manching bei Ingolstadt und Eining bei Neustadt an der Donau, von wo die sämtlichen Straßen konzentrisch auf Augsburg (Augusta Vindelicorum) zusammenliefen, die Hauptstadt der Provinz Rätien, welche zugleich wegen ihrer Lage hinter der Mitte der Teufelsmauer und hinter deren Scheitel bei Gunzenhausen als Centralwaffenplatz erscheint, während Regensburg (Castra Regina), als Hauptbollwerk an der Donau unterhalb der Teufelsmauer den Strom deckt und die Teufelsmauer flankiert. Dahin leitet auch von Eining ab die Donaustraße. Wie die Maschen eines kunstreichen Netzes sind die Straßen über das ganze Gebiet gelegt, nicht von Kirchturm zu Kirchturm, wie unsere Eisenbahnen, oder von Wirtshaus zu Wirtshaus, wie unsere modernen Straßen, sondern von einem großen Stand- und Gesichtspunkte aus entworfen.

Recht interessant wäre zu wissen, wann die Teufelsmauer erbaut wurde; allein darüber mangeln uns die Nachrichten. Wir haben nur Anhaltspunkte dafür, daß die Eroberer Rätiens, Drusus und Tiberius, die Stiefsöhne des Augustus, an der Donaulinie Halt machten und die Adler auf den damals hier errichteten Befestigungen aufpflanzten (15 vor Chr.). Später erfolgte dann die Vorschiebung der Grenze über die Donau und unter Vespasian (69—79 n. Chr.) mag die Befestigung der letzteren begonnen, unter Domitian (81—96 n. Chr.) in der Hauptsache fertig gestellt und unter Trajan (98—117 n. Chr.) schließlich vollendet worden sein.

So stellt sich uns das von der Teufelsmauer umschlossene Land als eine wohlorganisierte Militärgrenze dar, als ein Vorgänger der österreichischen Militärgrenze gegen die Türken, welche bis in unsere Tage herein bestand und mit der römischen Grenzmark in vielen Beziehungen große Ähnlichkeiten zeigte. Zwei Jahrhunderte durch erfüllte die Teufelsmauer den Zweck der Verteidigung und sicherte die dahinter gelegenen Provinzen, wenngleich sie nicht verhindern konnte, daß die Stürme der anbrandenden Germanen zuweilen mächtige Wogen darüber warfen, wie in dem großen Markomannenkriege unter Markus Aurelius.

Aber auch in anderer Weise äußerte sich die Wirkung der Teufelsmauer, und zwar nach zwei Seiten hin, sowohl für das durch sie eingeschlossene, wie das von ihr ausgeschlossene Land.

Unter dem Schilde der Grenzbesatzung erreichte die römische Kultur eine hohe Blüte; weit zahlreicher als im Binnenland um Lech, Isar und Inn sind dort die Spuren römischen Lebens und römischer Gesittung, die Reste von Denkmälern, Inschriften, Geräten, Werkzeugen, Münzen, Gräbern, Bauresten und sonstigen Altertümern. Es ist noch gar nicht lange her, daß die Bauern dort ihr Bier mit römischen Münzen bezahlten und auf dem Altare das Opfer damit entrichteten. Aller Orten wohnten die Leute in römischen

Häusern; Tempel, Bäder, Fabriken waren angelegt; Handel, Gewerbe, Kunst und Handwerk kamen empor. Das wurde zwar mit dem Einbruche der Germanen wieder zerstört und verwüstet; aber doch gingen die Keime der Kultur nicht ganz verloren, sondern sproßten später, wenn auch in veränderter Form und Gestalt, wieder auf. Und unter den — wenn auch spärlichen — Resten der romanischen Bevölkerung, welche der eiserne Besen der Völkerwanderung verschont hatte, blieb das Christenthum bestehen, so daß die später predigenden Missionäre an ihnen nicht zu unterschätzende Stützen fanden.

Wichtiger noch und bedeutungsvoller wirkte die Teufelsmauer auf die jenseits wohnenden deutschen Stämme. Als die Germanen mit den Römern bekannt wurden, waren sie auf einer allgemeinen Wanderung gegen Westen begriffen und hatten die Kelten bereits aus dem jetzigen Mitteldeutschland bis an den Rhein gedrängt. Die Einrichtung der römischen Militärgrenze gebot ihrer Bewegung Halt; vor dem Damme der Teufelsmauer und des Pfahlgrabens staute sich die Flut der nomadisierenden Scharen, sie wurden gezwungen zu fester Ansiedlung und zum Ackerbau überzugehen, in feste Grenzen gebannt. Nach und nach verwandelten sich die räuberischen, fehde- und beutelustigen Hirtenstämme in ansässige Bauern, die hinterm Pfluge gingen und ihre Herden weideten. Daß diese Ansässigmachung unbemerkt vor sich ging, hat die Teufelsmauer und der Pfahlgraben und seine zweihundert Jahre lange Verteidigung durch die Römer bewirkt. Wenn ihr eigentlicher Zweck, der Schutz des römischen Reiches, auch nur vorübergehend erreicht wurde, so haben sie doch eine bleibende Bedeutung gehabt und die ganze folgende Geschichte mit bedingt.

Das Wachstum einer ansässigen Bevölkerung führte zur Bildung neuer Stämme. In den Kämpfen mit den Römern erwachte das nationale Bewußtsein, die Germanen lernten, daß sie in ihrer Zersplitterung nichts gegen das römische Reich ausrichten könnten: an die Stelle der vielen kleinen Völkchen traten größere Stammesverbindungen, die unter neuem Namen handelnd und thätig in die Geschichte eingreifen. Als neue politische Einheiten wurden sie den Römern gefährlich und fingen an, die Grenzen dauernd zu überschreiten, als Vorkämpfer die Franken und die Alamannen an der Spitze, welche Teufelsmauer und Pfahlgraben durchbrachen und die dahinter liegenden Lande als willkommene Beute unterwarfen.

Zwei Welten schied die schmale Linie des Grenzwalls. Wo auf der hochragenden, über Berg und Thal ununterbrochen fortziehenden Mauer unablässig die Patrouillen wandelten, so daß das Eisen ihrer im Sonnenglanze blitzenden Speere und Rüstungen weit hinein ins Germanenland leuchtete, wo der Zöllner an den Eingangspforten die zuwandernden Karawanen in Empfang nahm und der Stationsoffizier den Händlern der befreundeten Hermunduren den Geleitschein zur ungehinderten Fahrt nach Augsburg aushändigte, wo wirbelnde Rauchsäulen bei Tage oder flammende Fanale bei Nacht die alarmierte Grenzmark zu den Waffen riefen, sobald ein feindlicher Heereszug heranbrauste, da liegen jetzt unter Busch und Moos die zerfallenen Trümmer der Grenzwehr, die nun der Bauer als Steinbruch benutzt und über die im spielenden Sonnenlicht die zierliche Lacerte huscht.

Der Obersee.

Von E. Escherich.

Das Land, in das ich Dich führe, viel teurer Leser, ist ein reich gesegnetes, wohl zwar nicht an Kornfeldern und Obstgärten, aber desto mehr an fesselnden Naturschönheiten, wildem Felsgestein, blinkenden Wasserspiegeln und wildreichen Wäldern.

Das ist das schöne „Berchtesgadener Landl“, drinnen die hohen Felskönige ragen: Der Watzmann, die hohe Göhl, der Jenner, und wie alle die Berggewaltigen heißen, und ich will Dir die Perle dieses Schatzkästleins weisen — den Obersee.

So wir von Berchtesgaden aus etwa eine gute Stunde gewandert sind, breitet sich der Königsee zu unseren Füßen; den befahren wir seiner ganzen Länge nach zu Schiff und betreten an dessen südlichem Ende jenes Geröll, dessen Herabsturz in unvordenklichen Zeiten ihn von seinem nun nachbarlich gebetteten Bruder, dem Obersee, getrennt hat.

Es mag ein grauenerregendes Schauspiel gewesen sein, da das Gefels prasselnd und sich überstürzend in die Tiefe donnerte, mit seinen Trümmern den See in zwei Hälften teilend.

Heut' noch, nach so viel Jahrhunderten — oder sind's Jahrtausende? — ist das Gestein schroff und ohne eine Spur von Vegetation; aber da, wo der See beginnt, da beginnt auch die Scene, die ich schildern will. Zu beiden Seiten von hohen, teils waldbewachsenen, teils kahlen Felsen eingeschlossen, dehnt sich das Wasserbecken vor uns, ringförmig das lichte Grün seiner Mitte allmählich zum tiefdunkelsten Blaugrün verändernd.

Drüben am entgegengesetzten Ufer liegt auf saftiger Grastrift die kleine Sennhütte der Fischunkel, ein mildfreundlich Idyll inmitten der großartigen Bergwildnis.

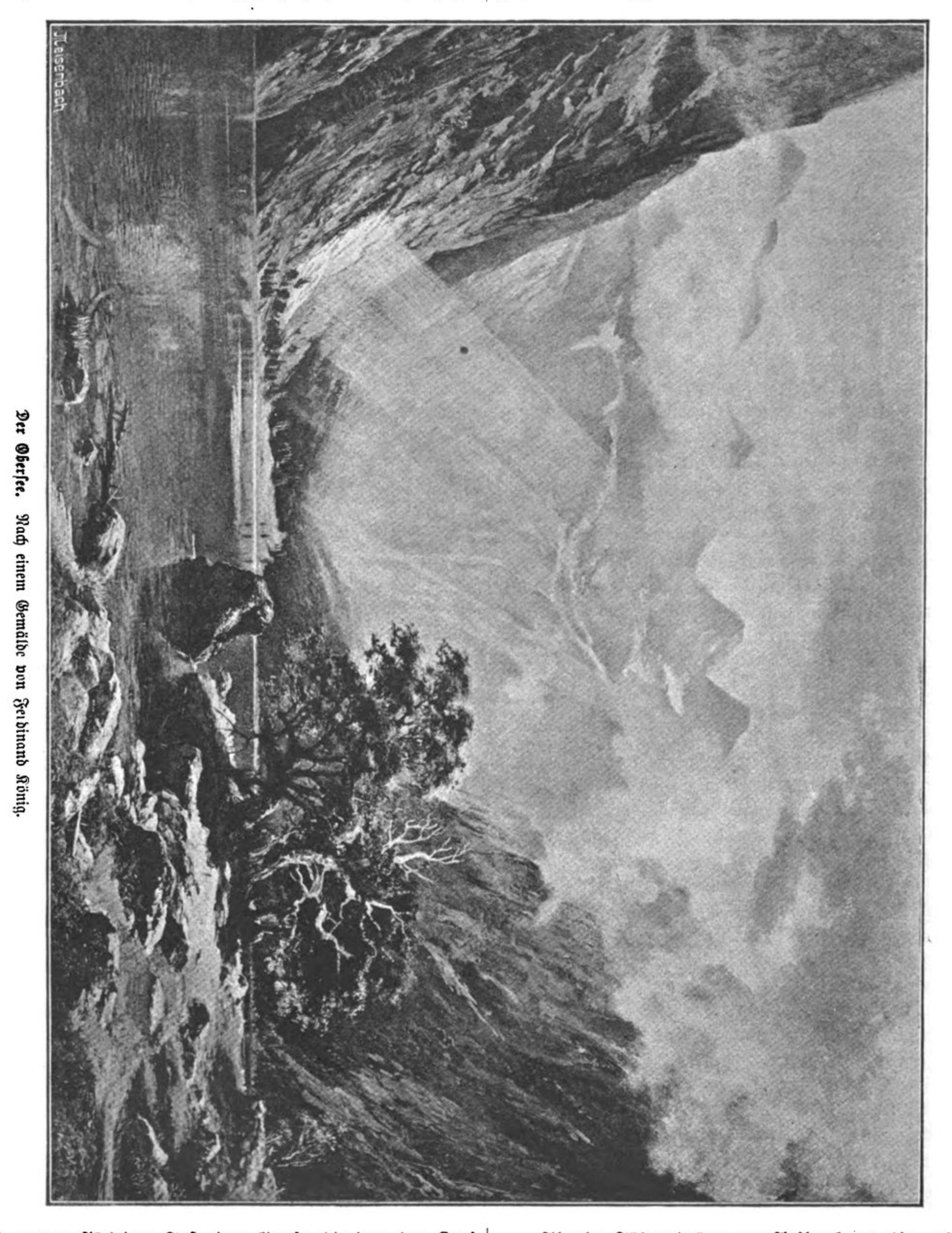
Dahinter kommt der Silberfaden, ein schmaler Wassersturz von bedeutender Höhe, herab, und noch weiter im Hintergrund ragen das „Teufelshorn“, der „Funtenseethauern“ und das „Steinerne Meer“ hoch in die Lüfte und blicken wie Patriarchen im Silberhaar in das farbenwarme Bild des Thales.

Drüben von der Fischunkel klingt das einförmige Geläute der Herdenglocken, links beim Abstieg von der Moosalm glühen die blütenübergossenen Büsche der Alpenrosen, und ein kleines Fahrzeug teilt die grüne Flut des weltfernen Gewässers; zuweilen klingt der heisere Schrei eines Adlers oder der Jauchzer eines Sennerbuben in die Einsamkeit — dann wieder ist's tief still; und der Führer weist uns die Gotzen, an deren vorspringender Felsecke der große Ruschub steht, eine Art primitivster Schaukel, dicht neben dem viele hundert Meter tiefen Abgrund, darauf sich nach gethanem Tagewerk Hüterbuben und Sennerinnen mit lohendem Feuerbrand in den Händen wiegen, während ihre Genossen singend und tanzend den Ruschub umspringen.

Dann deutet der Führer nach der „Übergossenen Alm“ und erzählt die daran haftende Sage: Wie ein reicher Bauer dort gehaust, der sich im Übermut vermessen, die Alm und alle

dazu gehörigen Viehweiden mit Milch und Butter zu übergießen, und wie, bevor er das frevle Werk vollbracht, Schnee darüber gefallen sei, mit ewigem Eis den Übelthäter verschüttend. Da rieselt neben uns Gestein herab; hoch oben hat sich's

Wonnig, wie ein Geheimnis von blauem Duft umzogen, ruht die Landschaft, und das Herz jauchzt auf und kann kaum mehr fassen, daß es dereinst seine Welt in dumpfer Stadt hinter hohen Mauern gefunden . . . . .



Der Obersee. Nach einem Gemälde von Ferdinand König.

gelöst unterm flüchtigen Fuß einer Gemse, die jetzt, den Kopf erhoben, in die Weite hinauswitternd stille steht.

Und dann geht ein Ton durch die Lüfte, klingend, singend, unerklärlich — sind's die Tannen, die ihre Wipfel im Lufthauch wiegen, oder ist's die Seenixe, die zum Bade lockt?

Aber der Führer drängt zum Aufbruch; es gibt noch andere Berge und Thäler zu schauen, anderen Sagen zu lauschen.

Und so leb wohl, Du liebliches Ausruhplätzlein, leb wohl, Du schöner Obersee, Du Perle der Alpenwelt, wenn's ein freundlich Schicksal vergönnt, sehen wir uns wieder.

Tillys letzte Tage.

Von Otto Griedner.

Es wurde im verflossenen Jahrgange Nr. 43 bei Besprechung des Rothenburger Festspieles die erfreuliche Thatsache hervorgehoben, daß die Wahrheitsliebe der modernen Geschichtschreibung das Bild des großen bayerischen Feldherrn Tilly mit Erfolg von den häßlichen Verleumdungen gerettet hat, durch welche es lange und ungerecht entstellt wurde. Wir werfen unsern Blick heute auf die letzten Stunden des greisen Helden.



Tillys Tod. Nach dem Wandgemälde im k. Nationalmuseum.

Vom Tage bei Breitenfeld am 7. September 1631 an hatte das Glück dem bis dahin unbesiegten Heerführer den Rücken gewandt. Aber Tilly blieb, wie er allezeit gewesen, gefaßt, unverzagt, ergeben, ohne Bitterkeit gegen diejenigen, die zunächst das Unglück verschuldet. Mit Wunden bedeckt und von seinen treuen Wallonen aus dem Getümmel der Schlacht geführt, schreibt er einen Brief, den selbst einer seiner eifervollsten Ankläger, der englische Geistliche und Geschichtschreiber Harte, ein Muster christlicher Gelassenheit an einem großen sieggewohnten Heerführer nennt.

„Es ist Gottes Ratschluß gewesen" — sagt Tilly in dem Schreiben — „unseren Sachen ein anderes Ansehen zu geben und uns endlich mit einer augenscheinlichen Züchtigung heimzusuchen .... Dieses kann mit Recht der Umsturz unseres Glückes genannt werden, nach welchem wir uns, statt unsere Absichten mutig durchzusetzen, den Schlummer erlaubten. Gott, der uns vielleicht aufzuwecken und durch dies Unglück zu ermuntern gedenkt, kräftige uns inskünftige mit einer doppelten Aufmerksamkeit und doppelten Eifer."

Aber es kamen weitere Prüfungen. Der Verrat umlauert ihn. Bei Gunzenhausen legte ein von den Schweden bestochener Konstabler Feuer unter ein Pulverfaß, und der ganze Pulvervorrat von 125 Zentnern flog in die Luft mit unsäglicher Verwüstung. In schmerzlichem Gram rief der alte Feldherr aus: „Ich sehe, daß das Glück mir nimmer wohlwill!"

Die Entscheidung rückt näher, und Tilly bedarf vor allem Hilfstruppen. Jeder Kränkung uneingedenk, wendet er sich an Wallenstein mit herzlich eindringlichen Bitten: „jetzt in der Stunde der Not gemeinsam mit ihm zu operieren, ihm Hilfe aus Böhmen zuzuschicken". Aber der arglose Mann muß das Bittere über sich ergehen lassen, von dem tückischen Wallenstein, dem gegenüber er sich jederzeit edelsinnig, willfährig, opferwillig, wie ein ganzer Ehrenmann gezeigt hatte, mit schönen Worten hingehalten, getäuscht, hilflos verlassen, verraten zu werden. Er ertrug es klaglos.

Es kam die Kanonade bei Rain, wo der Schwede den Übergang über den Lech erzwang, und Tilly, durch eine Falkonetkugel ins Schenkelbein getroffen, seiner Kriegerlaufbahn ein

Ziel gesetzt sah. Nach Ingolstadt gebracht, vergaß der Schwerverwundete auch unter den Schmerzen und der tödlichen Erschöpfung nicht des Amtes, das er für des Reiches Ehre und Einheit so lange verwaltet, und die letzten Tage des alten Helden spiegeln seine ganze Laufbahn wieder. Er läßt sich immerfort noch von seinen Obersten Bericht erstatten; er läßt seine Sekretäre fortwährend in seinem Zimmer arbeiten und erteilt mit der alten Geistesgegenwart seine Befehle. Noch am 25. April 1632, wenige Tage vor seinem Verscheiden, protestierte er in einem Schreiben an den schwedischen Feldmarschall Horn nachdrücklich gegen eine von den Schweden zu Augsburg ausgeübte Verletzung des Völkerrechtes. Es ist das letzte Schreiben von seiner Hand, zugleich ein letzter Beweis seiner warmen Fürsorge für den geringsten seiner Soldaten. Von da ab schwanden seine Kräfte. Eine Anzahl Knochensplitter mußten aus der Wunde des zerschmetterten Beines gezogen werden. Aber kein Laut der Klage, kein Ruf des Schmerzes kam über seine Lippen. Er litt, die Seele voll patriotischer Sorge. Wenn sein bekümmerter Kurfürst zu ihm kam, um in den letzten Stunden seinen treuen Diener zu trösten, so richtete sich Tilly immer wieder zu der Meinung auf: „Regensburg, vor allem hütet Regensburg!" Denn hier lag das Bollwerk Süddeutschlands, der wichtigste Knotenpunkt zwischen Bayern und Österreich. — Kurfürst Maximilian hat auch die treue Mahnung wohl beherzigt; von dem alten Feldherrn konnte er nicht anders scheiden, als mit Thränen und Bewunderung. In dem Hause des Dr. Arnold, Rat zu Ingolstadt, war das Sterbelager des Feldherrn. Da lag der würdige Greis, der sieggekrönte Heerführer und Soldatenvater, klaglos, gelassen, auch von Verrat und Unglück ungebeugt.

Wohl, er konnte mit freier Seele auf seine Laufbahn zurückblicken, die reich war an Thaten und Mühen. Viel Kummer und Mühsal lag hinter ihm, aber kein verdienter Fluch, keine Thräne belastete sein Gewissen. Was menschliche Kraft nach Maßgabe der Umstände zur Linderung der unsäglichen Not der Zeit vermochte, das hatte er geleistet, und den Umschwung der Dinge konnte einen Mann nicht unvorbereitet treffen, den keiner seiner Siege übermütig gemacht.

Er ordnete seine irdischen Dinge, um mit der Welt abzuschließen. Über seine älteren Besitztümer hatte er schon einige Jahre zuvor die letztwillige Verfügung getroffen. Zu seinen Erben setzte er die Kinder seines Bruders Jakob, vorzugsweise den Grafen Werner v. Tilly ein. Das Besitztum Tillys war gering. Der Uneigennützige hatte nie danach getrachtet, und was er etwa erworben, gern verschenkt. Namentlich sein Lieblingsort Altötting, seine nunmehrige Ruhestätte, wurde zu verschiedenen Malen bedacht. Die Infantin Isabella hatte ihm einst eine kostbare Halskette mit prachtvollen Diamanten übersendet; alsbald weihte er sie der hl. Jungfrau zu Altötting, der „Freude meines Herzens, meiner lieben Frau und Gebieterin".

Die Stadt Hamburg hatte ihm einmal unerwartet ein Geschenk von 1000 Rosenobel verehrt; er bestimmte sie zu einer täglichen Messe in Altötting. Endlich erwähnen mehrere Geschichtschreiber noch einer Summe von 60000 Reichsthalern, welche Tilly sterbend seinen Walonen vermacht habe, die ihn, „ihren Vater Johann", in der Schlacht bei Breitenfeld mit ihren eigenen Leibern gedeckt hatten.

Während der greise Held ergeben seinem Ende entgegenharrte, tobte draußen vor den Mauern der Stadt der Schwede. Gustav Adolph war vor Ingolstadt erschienen und hatte die Laufgräben zum Sturme eröffnet. Aber noch auf dem Sterbebette wehte der Geist des alten Heerführers, und sein Neffe, Werner Tilly, entflammte mit eigenem Beispiele den Mut der Soldaten. In der letzten Nacht, welche Tilly auf dieser Erde verbrachte, liefen die Schweden zweimal Sturm gegen die Stadt. Während dieser schreckensvollen Stunden hörte der Sterbende nicht auf, die Offiziere, welche ihn umgaben, zur Pflichterfüllung aufzumuntern; er schickte sie bis auf den letzten nach den Wällen und schien noch einmal aufzuleben, um am Kampfe teilzunehmen. Seine Worte riefen, als sie den Soldaten hinterbracht wurden, die lebhafteste Begeisterung hervor. Die Schweden wurden mit ungeheuren Verlusten zurückgeschlagen, und noch ein Mal schien dem großen Manne der Sieg lächeln zu wollen, der ihn so lange begleitet hatte.

So kam der 30. April herauf, der seinem Leben die Marke setzte. Sein Beichtvater, ein Jesuit, war beständig um ihn, nach dem eigenen Willen des Feldherrn. Gegen die Abenddämmerung gab Tilly, indem er das Kreuz machte, ein Zeichen, daß die Todesstunde näher rücke. In diesem Augenblicke ließ er seinen Neffen Werner an sein Bett treten, reichte ihm zum letzten Male die Rechte, und segnete ihn. Seine alten Freunde Witzleben und Ruep ließen sich, mit Thränen in den Augen, jetzt auf die Kniee nieder und baten gleichfalls um seinen Segen. Er erteilte ihn und empfahl Ruep, dem General-Kommissar, der ihn seit langen Jahren auf allen Fahrten begleitet, sein Hausgesinde. Dann legte er sich zurück und sammelte sich im Gebete. Eine Stunde später bemerkte der Beichtvater, der, neben dem Bette knieend, betete, daß Tilly seine Augen mit einem gewissen Ausdruck des Bangens nach seiner Seite hin wende. Alsobald rief der Ordensmann: „In te, Domine, speravi, non confundar in aeternum. — Auf Dich, o Herr, habe ich gehofft; in Ewigkeit werde ich nicht zu Schanden werden!"

Es waren die Worte des königlichen Sängers, welche Tilly selbst von seinem Beichtvater in der Sterbestunde sich zugerufen wünschte. Als er sie jetzt vernahm, schien er erquickt und gehoben, und seine Gesichtszüge erheiterten sich. Er warf einen letzten Blick voll Liebe auf das Bild des leidenden Christus und gab dann seine Seele Gott zurück.

Häuserinschriften in Mittelfranken.[1])

Mitgeteilt von Dr. Julius Meyer.

Einen nicht unwichtigen Beitrag zur Charakteristik vergangener, wie gegenwärtiger Zeiten bilden die an die Häuser geschriebenen Reime, die Häuserinschriften. In ihnen steckt ein Stück Volkspoesie. Sie enthalten Kernsprüche, in denen das Volk seinen Gesinnungen, seinen Wünschen und Gefühlen beredten Ausdruck gibt. Namentlich in Mittelfranken war es vielfach Sitte, daß die Erbauer von Häusern die

[1]) Siehe 2. Jahrgang Nr. 13 Seite 155.



Frontseiten derselben mit Reimen schmückten. Der i. J. 1862 verstorbene k. b. Gendarmerie-Major Josef Hickel hat auf seinen Inspektionsreisen im Jahre 1840 die originellsten dieser Häuserinschriften in den verschiedenen Gegenden Mittelfrankens gesammelt und ein Manuskript darüber hinterlassen, dessen wesentlicher Inhalt im „Bayerland", das sich ja die volkstümliche Pflege vaterländischer Landeskunde zur rühmlichen Aufgabe gestellt hat, hiermit niedergelegt sei.

In dem an der Straße von Ansbach nach Triesdorf gelegenen Weiler Deßmannsdorf fand der Gedanke, wer der weltlichen Obrigkeit widerstrebt, der widersteht der göttlichen Ordnung, in folgendem kurzen Verse Ausdruck:

„Fürchte den Herrn und ehre den König,
Und mische Dich unter die Aufrührischen nicht!"

Unter den Fesseln einer harten Regierung, wo der Unterthan in seinem Machthaber nur den Zwingherrn sah, scheint folgender, an einem im Bezirksamtssprengel Dinkelsbühl gelegenen Hause angebrachte Vers seine Entstehung gefunden zu haben:

„Immer nehmen,
Immer geben,
Macht ganz freudenleer das Leben".

Der folgende, an einem Hause in Hechingen, Bezirksamts Gunzenhausen, angeschriebene Reim stammt wohl aus einer Zeit, in der alle Last auf den Bauern und der arbeitenden Klasse lag. Er lautet:

„Der Kaiser will haben seinen Tribut,
Der Edelmann sagt, ich hab' ein freies Gut,
Der Landsknecht sagt, was scheert mich das, ich bin schon frei,
Der Jud treibt seine Dieberei,
Der Soldat sagt, ich gebe nichts, —
Nun erbarm' es Gott, lieber Bauer, wie wird es wer'n,
Diese mußt Du alle ernähr'n".

Die zahlreichsten, zuweilen mystischen Sprüche, sind religiöser Art und drücken in den verschiedensten Variationen das Vertrauen auf Gott aus.

So an einem Hause in Großhaslach, Bezirksamts Ansbach:

„Dieses Haus hab' ich gebaut,
Ich bin der Mann, der Gott vertraut,
Wenn dieser will nur bei mir sein,
Trag' ich die Last der Gilt allein".

Dann an einem Hause in Lindach bei Rügland:

„Wenn Einer hat die ganze Welt,
Silber, Gold und alles Geld,
Das Himmelreich wär' ihm nit g'wiß,
So weiß ich doch, was besser is".

An einem Hause zu Neuslingen, Bezirksamts Weissenburg, war zu lesen:

„Wir wollen Gott den Herrn bitten,
Er wolle uns kein Unglück schicken,
Er mög' uns dieses Haus behüten
Vor Feuer, Sturm und Hagelschlag,
So wird uns nicht reuen unsre Plag".

In derselben Gegend, an einem Hause zu Gersdorf, waren die Worte zu lesen:

„Allein an Gottes Gnad' und Segen
Ist dem Bau und mir gelegen,
Und nicht an andrer Tadler Wort;
Man tadle gleichwohl immerfort.
Auf Gott ist nur mein Augenmerk,
Der dieses neu gebaute Werk
Behüten wolle viele Jahr
Vor Feuersbrunst und Wasserg'fahr".

Ein Haus in Wangen, desselben Bezirksamts, trug folgenden schönen Segenswunsch:

„Jesus, segne dieses Haus,
Und die da gehen ein und aus.
Wie der Bau ist gerichtet auf,
So richt' Dein Herz zum Himmel 'nauf —
Das ist mein Lauf".

Über der Thür eines im Amtsbezirk Dinkelsbühl gelegenen Hauses stand der Vers:

„Wer ein- und ausgeht zu der Thür',
Der soll bedenken für und für,
Daß unser Heiland Jesu Christ
Der Steg und Weg zum Leben ist".

Einen zwar gläubigen, aber leichten Sinn verrät der Reim an einem Hause in Zehdorf, Bezirksamts Feuchtwangen:

„Ich setze meinem Gott kein Ziel,
Er geb' mir wenig oder viel,
Wohl dem, der sich begnügen läßt,
Der lebt content auf's allerbest".

Unbedingtes Gottvertrauen ist in einem Reim an einem Hause in Rensling ausgedrückt:

„Verlassen Dich die Freunde
Und werden Freunde Feinde,
So nahe Dich zu Gott;
Der ist der Unschuld Retter,
Der Feinde Untertreter,
Ein treuer Freund in aller Noth".

An einem Hause in der Gegend von Dinkelsbühl stand der schöne Vers:

„Wir wohnen auf der schönen Welt,
Arbeiten nur um Gut und Geld,
Gedenken aber doch dabei,
Daß Gottes Lieb' die größte sei".

Einen Wegweiser fürs Leben drücken die Reime an einem Hause in Ostheim, Bezirksamts Gunzenhausen, aus:

„Im Glück erheb Dich nicht,
Im Unglück verzage nicht,
Denn Gott ist ein Mann,
Der Glück und Unglück wenden kann".

An einem andern Hause desselben Ortes war folgende Klugheitsregel zu lesen:

„Trau Gott, halt an mit Beten,
Laß Dich nicht in Sünden ein,
Liebe Demuth, suche Frieden,
Trachte nicht, zu groß zu sein.
Rede wenig, höre viel,
Mache keine G'heimniß' rege,
Laß die Kleinen ungekränkt,
Gehe Größern aus dem Wege,
Mache, daß Dir andre gleichen,
Warte, was das Deine ist,
Säume nicht, ans Werk zu gehen,
Wenn Du Arbeit schuldig bist.
Sei ein Mild der armen Freunde,
Lerne sparen und erwerben,
Schicke Dich zum Dulden an —
Und denke fleißig an Dein Sterben."

Eine andere Klugheitsregel war in Obersulzbach bei Leutershausen an einem Hause angeschrieben:

„Alles Thun auf Gott gebaut,
Keinem Menschen recht getraut,
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Höflich, doch nicht zu gemein,
Viel Geduld bei wenig Geld,
Kömmt man fort in aller Welt".

Ein echt christlicher Wunsch, der wie die Sonne leuchtet und erwärmt, war in dem schon mehrerwähnten Nensling zu lesen:

„Sei stets beglückt und lebe lang,
Kein Schmerz mach' Deine Tage bang,
Kein Kummer sei, der Dich anficht,
Sei glücklich, denn Gott sorgt für Dich".

Im Orte Gailsheim bei Wassertrüdingen, findet sich an einem Hause folgende Inschrift:

„Hier flieht der Kummer,
Es folge die Freude,
Der Wohlstand sei dauernd,
Und Trotz sei dem Neide".

An einem Hause bei Dinkelsbühl fanden sich die schönen Worte angeschrieben:

„Zieh' aus dem Weltgetümmel
Dich stille in Dich selbst zurück;
In Deinem Herzen ist Dein Himmel
Und in dem Glauben Dein Geschick".

Einen Gruß für Reisende finden wir an einem Hause in Lindach bei Rügland:

„Alle, die vorüber gehen, fahren oder reiten,
Denen gib Gott Glück zu allen Zeiten".

Beinahe in allen Gegenden Mittelfrankens findet sich mit geringen Abänderungen folgender Reim:

„Ich achte meine Hasser
Gleich wie das Regenwasser,
Das von dem Dache fließt,
Und ob sie mich schon neiden,
So müssen sie doch leiden,
Daß immer Gott mein' Hülfe ist".

Der Freude an Liebe und Wein gibt eine große Anzahl von Häuserinschriften Ausdruck. So lesen wir an einem Hause in Leizendorf bei Rothenburg:

„Ein schönes Haus, ein braves Weib,
Erfreun den Mann an Seel und Leib".

Dann in Ulsenheim bei Uffenheim:

„Ein weiches Bett, ein schönes Weib,
Übrig's Geld und alter Wein,
Was kann auf Erden schön'res sein?"

Dasselbe Thema finden wir in anderer Variation an einem Hause zu Weigenheim bei Uffenheim:

„Gottes Gnad' und g'sunder Leib,
Ein gutes Bett, ein schönes Weib,
Ein gut Gewissen und baares Geld,
Das ist das Beste auf der Welt".

Ein zu Leizendorf in der Liebe Betrogener mochte wohl seinem gepreßten Herzen in nachstehendem Reim Luft machen, indem er an sein Haus schrieb:

„Ist der Apfel rosenroth,
So steckt ein Würmchen drinn',
Ist das Mägdlein schön und roth,
So ist es falsch von Sinn".

Ungalante Schalkhaftigkeit drückt auch nachstehender Spruch an einem renovierten Hause in Weigenheim aus:

„Wenn ich könnt' die Jungfern zieren,
Wie ich das Haus kann renoviren,
So wär' ich Meister in der Welt
Und hätt' mehr als jetzt an Geld".

Wehmütige Klagen ziehen sich durch folgende Sprüche:

„Da die Treu' war neugebor'n,
Da kroch sie in ein Jägerhorn,
Der Jäger blies sie in den Wind,
Daher man keine Treu' mehr find't".

(An einem Hause in Bettwar bei Rothenburg.)

Während mancher im Ehestande den Himmel voller Geigen sieht, erscheint bei einem andern (in der Gegend von Feuchtwangen) die Kehrseite, der folgende Hausregel empfiehlt:

„Wenn die Henne kräht vor dem Hahn,
Und die Frau kräht vor dem Mann,
So muß man die Henne rupfen
Und der Frau den Mund verstopfen".

An Shakespeare erinnern die Worte an einem Hause in Hechingen:

„Redlichkeit ist aus der Welt gereist,
Aufrichtigkeit ist schlafen gegangen,
Die Frömmigkeit hat sich versteckt,
Die Gerechtigkeit kann den Weg nicht finden,
Der Helfer ist nicht zu Hause,
Die Liebe liegt krank,
Die Gutthätigkeit sitzt in Arrest,
Der Glaube ist ziemlich erloschen,
Die Tugenden gehen betteln,
Die Wahrheit ist schon lange begraben,
Der Credit ist närrisch geworden,
Das Gewissen hängt an der Wand".

Das alte Sprüchwort „Ein jeder kehr' vor seiner Thür'", findet sich in mehreren Häuserinschriften variiert. So in Equarhofen bei Uffenheim:

„Ein jeder kehr' vor seiner Thür',
So find't er Fehler g'nug,
Und nimm' die Fehler zu Papier,
So wird er endlich klug."

Dann in Götteldorf bei Ansbach:

„Wer sonst nichts kann und weiß,
Als andre Leute schmähen,
Ein solches Lästermaul
Soll in mein Haus nicht gehen".

In Mitteldachstetten bei Leutershausen findet sich folgende Inschrift:

„Wenn Ihr einst von meinen Feinden
Meiner Fehler Zahl werd't hören,
So laßt auch von meinen Freunden
Meine Tugend Euch belehren.
Lobt mein Freund mich über die Maßen
Und mein Feind spricht Nein dazu,
So geht Ihr die Mittelstraßen
Und denkt, ich bin ein Mensch wie Ihr".

Einen schalkhaften Spruch findet man an einem Hause in Neustetten bei Rothenburg:

„Das ist das schönste auf der Welt,
Daß Tod und Teufel nimmt kein Geld,
Sonst müßte mancher arme Gesell'
Für den Reichen in die Höll'".

Ein anderer Hausbesitzer im Ansbachschen ließ an sein Haus anschreiben:

„Wenn die Falschheit brennte wie Feuer,
So wär' das Holz nicht halb so theuer".

Vielfach lassen Wirte Sprüche gegen das Borgen an ihren Häusern anbringen. So in Dombühl bei Feuchtwangen:

„Freund, richte dich nach Deinen Taschen
Und nicht nach Krug und Flaschen,
Hast Du in Deinen Taschen keinen Heller,
So laß dem Wirth das Bier und den Wein im Keller".

An einem andern Wirtshaus findet sich höhnisch angeschrieben:

„Wer will borgen,
Der komm morgen,
Heut ist der Tag,
Wo ich nicht mag".

Ein Baulustiger in Windsheim ließ sein Haus mit folgender Inschrift versehen:

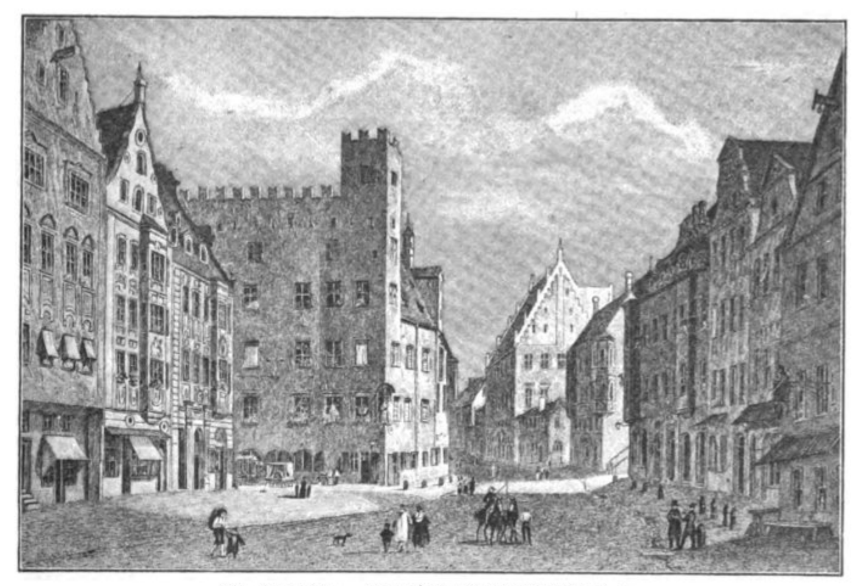
„Ich habe meine Lust an einem schönen Haus,
Allein es leert den Beutel ziemlich aus,
Doch solches acht' ich nicht, wenn's mir nur gefällt
Denn was hilft mir alles Geld,
Ich muß doch aus der Welt".

Als Gegenstück dazu findet sich an einem Hause bei Gunzenhausen folgende Inschrift:

„Wir Menschen bauen Häuser auf dieser Erden fest,
Als wenn wir ewig leben wollten,
Und sind doch hier nur fremde Gäst',
Und da wir sollen ewig sein,
Da bauen wir gar wenig d'rein".

Kleine Mitteilungen.

Alt-Augsburg. Getreu unserm Grundsatze, bei der Verteilung des Stoffes alle Kreise gleichmäßig zu berücksichtigen, reihen wir an unsere mit großem Beifall aufgenommenen Bilder aus Alt-München ein Bild aus Alt-Augsburg, das v. Imhoffsche Haus am Obstmarkte. Das Gebäude bot in seinem Äußern das Ansehen einer stattlichen Burg. Sein Erbauer war Balthasar Eggenberger, die Zeit der Erbauung fällt in das 16. Jahrhundert. An seiner Stelle erhebt sich heute das palastähnliche Wohnhaus des Herrn Fabrikanten Riedinger.



Alt-Augsburg. Das ehemalige Imhoffsche Haus.

Ein Freund der Pünktlichkeit. Markgraf Georg Friedrich Karl von Bayreuth (1726—35) sah als Freund der Ordnung stets darauf, daß alle Uhren sowohl in Bayreuth als auch anderwärts in gutem Zustande erhalten wurden und richtig gingen. Daher führte er immer eine oder zwei silberne Uhren mit sich. Als er einmal nach Lindenhardt auf die Auerhahnfalz kam und die Turmuhr im schlechten Zustande fand, setzte er den Pfarrer Degen deshalb streng zur Rede. Dieser aber entschuldigte sich, daß er zu arm sei und keine Uhr besitze. Da schenkte ihm der Markgraf eine von den seinen, mit dem Beisatze, nunmehr dafür zu sorgen, daß die Turmuhr immer richtig gehe.

Ein leidensvoller Brief. Schmerz und Kummer, Trauer und Leiden finden ihren Weg sowohl zum Thronsaal des Königs, als in die Hütte des Bettlers. Welches Herzeleid erfüllt nicht die Zeilen Kaiser Albrechts VII., welche er am 29. März 1743 an seinen Bruder, Johann Theodor, Bischof von Freising und Regensburg, richtete. Der Brief lautet:

„Durchlauchtigster Herzog; herzliebster Bruder!

Nachdem mir der Allerhöchste vorgestern meine liebe Niece (Maria Theresia Emanuela, Tochter Herzog Ferdinands und der Pfalzgräfin Maria Anna von Pfalz-Neuburg) aus dieser zeitlichen Welt entrissen, so hat es dessen unerforschlichem Willen gefallen, auch heute um ¼8 Uhr meine allerliebste andert geborene Tochter (Theresia Benedikte Maria) in die verhoffentlich ewige Glückseligkeit abzufordern. Wie schmerzlich dieser Verlust meinem äußerst betrübten väterlichen Herzen fällt, will ich Euer Liebden von selbsten urtheilen lassen, dessen brüderliches Gemüth und zarteste Neigung, so selbe für beide gehabt, ist mir allzu bekannt, um nicht gänzlich persuadirt zu sein, daß Euer Liebden mein Leidwesen mit mir theilen. Ich bin fürwahr ein Mann der Schmerzen. Gott gebe mir die Gnaden selbe auszustehen. Ich versichere selbe meiner aufrichtigen, brüderlichen, zärtesten Affektion, verbleibend

Euer Liebden getreuester Bruder Karl."

Wie Euerdorf nach der Volkssage zu seinem Namen gekommen ist.[1]) Es war zu einer Zeit, die lange zurückliegt, da erhob sich in kurzer Frist auf der Stätte des heutigen Euerdorf an der fränkischen Saale eine bescheidene Anzahl Hütten, aber ohne Namen. Viel hatten sich die Bewohner um einen solchen schon abgestritten, bis endlich die alte Else, die stets das Richtige getroffen hatte, mit ihrem Rate durchdrang, die Namenwahl einem Fremdlinge zu lassen.

Sie ging also hinaus, einen solchen zu suchen. Bald kam im Walde ein Mann des Weges. Der war aber gar nicht guter Laune und als er des alten Weibes ansichtig wurde, das ja am Morgen Unglück bedeutet, ward er noch unwirscher. Aber die alte Else grüßt ihn gar freundlich und bittet, ein kurzes Wort zu sprechen, das dann den Namen für das neue Dörflein abgeben solle. Aber der Wanderer, wild, wie er war, fuhr die Alte an und schrie: „Was kümmert mich Euer Dorf!" „Ich danke Euch, Herr," sagte Else und lief heim und brachte die frohe Botschaft, der Name sei gefunden und heiße „Euerdorf". War darob große Freude und wurde ein Volksfest gefeiert!

Die Franzosenkapelle. Im Weiler Stetten, Gemeinde Hohenthann, wurde im Frühjahr 1891 eine kleine Kapelle, bekannt unter dem Namen Franzosenkapelle, abgebrochen. In derselben befand sich eine Votivtafel mit folgender Aufschrift:

„Georg Bachmaier, Knecht beim Osterhuber in Stetten wurde 1800 nach der Schlacht bei Hohenlinden mit zwei Pferden und einem Wagen von sechs französischen Soldaten fortgeschleppt und kam durch die Fürbitte der hl. Muttergottes von Frauenbrindl nach sieben Monaten mit Roß und Wagen wieder heil und unversehrt in die Heimath zurück."

Das Gemälde über dieser Schrift, ohne jeden künstlerischen

[1]) Euerdorf, urkundlich: Urdorf, Hurdorf = im Sumpfe.

Wert, bietet aber insofern Interesse, als es uns die Roheit französischer Marodeure lebhaft vor Augen führt. W. A.

Bayerische Nationaltrachten. Unser Suchen nach den alten Trachten des Landes führt uns meistens weit weg von der großen Heerstraße; nahezu fünf Stunden rüstigen Fußgangs sind erforderlich, um von der Eisenbahn weg zu dem friedlichen Dorfe zu gelangen, dessen Trachtengruppe unser heutiges Bild uns zeigt. Es ist die Deputation des Dorfes Tegernbach im Bezirksamte Rottenburg, Niederbayern. Das Dorf liegt nahezu im Herzen der Hollerdau, einer Lieblingsgegend des Königs Gambrinus, da sie reichlich hoch geschätzten, würzigen Hopfen spendet. Die Bevölkerung und ihre Wohnungen zeigen behagliche Wohlhabenheit, ein Ausdruck, der auch in unserm Bilde kräftig zur Geltung kommt. Den Regeln der Galanterie folgend, beginnen wir mit der Schilderung der Tracht der Frauen. Wir erblicken zunächst die Ottermütze, das kostbare Lieblingspelzwerk der alten Bäuerinnen; das Jäckchen von schwerem Atlas mit lebhaft gefärbten kleinen Blumen, zeigt fast den eleganten kurzen Schnitt eines spanischen Jäckchens. Das hoch herauffsteigende, panzerartige Mieder ist von schwarzem Brokat, mit reicher Goldstickerei, in vornehmer Ornamentik. Seine Silberhaken zeigen merkwürdigerweise die Formen von Schwanenköpfen. Das Halstuch zeigt den gefälligen Farbensinn der Trägerinnen durch die hübschen violetten und weißen Blumen. Der Rock ist aus demselben kostbaren Atlas wie das Jäckchen, über ihn breitet sich der seidene Schurz, über dem blaue, weiße und rote Blümchen gestreut sind, das breite Schurzband zeigt ein grelles Muster und ist mit Goldborten eingefaßt. Das Geschmeide besteht aus einer Halskette mit vielfachen Silberkettchen und breiter Schließe. Goldfiligran mit Perlen und silbernen Steinen und einem prächtigen Geschnüre mit zahlreichen Gedenkthalern, Blumen, Eicheln und Körbchen als Angehänge.

Der Mann trägt schwarzen Tuchrock mit silbernen ornamentierten Knöpfen, die Weste ist von Sammet mit den blanken Zwanzigern in stattlicher Reihe. Die Lederhose wird am Knöchel zugeschnürt. Der runde Hut trägt modernen Charakter.

Das einstige billige München charakterisiert in launiger Weise eine Humoreske aus den „Düsseldorfer Blättern" vom Jahre 1848: Gast zur Kellnerin: „Es ist doch schrecklich, was man in dem München so viel Geld braucht; jetzt hab' ich mir erst vorgestern einen Vierundzwanziger wechseln lassen und hab' gerade mehr 16 Kreuzer.



Landestracht aus Tegernbach (Hollerdau).

Alte Sinnsprüche aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche.

Unter einem tollen Bauerntanz steht:

Hier sieht man tolle Sprüng das Bauernvölklein machen
Ein halb gestorbner soll darob sich lebend lachen.
Sie reißen Mäuler auf, und machen solch Gebärden
Ob wollten sie beim Tanz wie gleichsam rasend werden.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



D' Marei vom Brandstätterhof.

Eine oberbayerische Hochlandgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Otto v. Schaching.

(Fortsetzung.)

Der Rainhuber horchte kopfschüttelnd auf, als könne er in seinem Gehirn verschiedenes nicht recht zusammenreimen. Der andere aber war zu keiner weiteren Aussage zu bewegen, sei es, daß ihm der Schmerz das Reden verleidete, oder ihn tiefer liegende Gründe antrieben, sich in Schweigen zu hüllen. Er stöhnte, ächzte und jammerte und hielt sich den blutigen Kopf.

An einer Stelle, wo ein frisches Wässerlein plätscherte, wusch der Rainhuber dem Verwundeten den zerschlagenen Kopf und band ihm sein eigenes Sacktuch über die Wunde. Dessenungeachtet wimmerte Geroldshauser fort, und des Wehklagens war kein Ende. So kamen die beiden endlich nach dem Dorfe Hausham hinab. Dort verschaffte man sich ein Fuhrwerk, und auf diesem wurde der Rest des Weges, etwa anderthalb Stunden, bis nach Gmund zurückgelegt.

IV.

Der Abend streut breite Schattenbänder auf die Hügel und waldigen Leiten, zwischen welche die etlichen Häuser von Wörnsmühle eingesenkt sind. Von den Höhen herab fließt der weiche, harmonische Klang weidender Kuhherden, die, sich selber und ihrem Sachwalter, dem kurznackigen Stier, überlassen, die Nacht draußen auf der eingefriedeten Waldwiese zubringen. Einige tiefgebräunte Gestalten, den spitzen Kalabreser auf dem rabenschwarzen Haargelock, steigen auf das Wirtshaus zu; es sind Söhne Italiens, fleißige, genügsame Welsche, die in einem dem Müller gehörigen Cementbruche in der Nähe arbeiten. Sie lassen sich unter den Kastanienbäumen vor dem Wirtshause nieder; der linde West, der durchs Thal säuselt, wirkt erfrischend auf ihren müden Körper.

Bei ihrer Ankunft trafen die Welschen schon einen Gast. Er lehnte mit dem Rücken am Stamm einer Kastanie, neben ihm lag eine langstielige Axt, ein Rucksack und ein Bergstock. Er hatte die Arme ineinander verschränkt und blickte finster vor sich hin.

„Gut Abend, Signore Hiesl“, redete einer der Welschen, welcher der germanischen Laute schon ziemlich kundig war, den Einsamen an. Der nickte bloß und grub sich, wenn möglich, noch tiefer ins Schweigen ein. In seinen Augen sprühte es wie plötzlich aufschießendes Wetterleuchten. Es war der Branner Hiesl.

„Sie seien nicht gut bei Trost heut'“, versuchte sich der Welsche abermals, zum Hiesl gewendet, womit er die schlechte Laune des letzteren andeuten wollte, bei welch' gut gemeintem Versuche er dem Genius der deutschen Sprache allerdings etwas stark in die Haare geriet, was aber dem Hiesl nicht weh that; denn er hatte andere Gedanken im Kopfe als grammatikalische, die seinen harten Beruf überhaupt nichts angingen.

Francesco, der Italiener, begriff, daß aus dem Holzknecht heut' nichts herauszubringen war, und welschte fortan mit seinen Landsleuten.

Hiesl brütete dumpf weiter. Heftiger Grimm fraß ihm in der Brust. Der Brandstätter hatte ihn mit kurzer, bündiger

Red' entlassen. Warum, werde er schon wissen, hatte der Bauer gesagt; für einen Holzknecht passen gewisse Deandln nicht, und in seinem Walde könne er, der Brandstätter, keine Lieb'spossen brauchen, die er mit seinem guten Gelde bezahlen müsse.

Mit dieser Blumensprache hatte Gschwendtner dem Hiesl eine Geldrolle auf einen Baumstumpf gelegt, und die Predigt war aus. Morgen war Samstag. Hätte der Brandstätter den Hiesl doch wenigstens die Woche fertig machen lassen! Aber nein! Heute noch hatte er ihm den Abschied gegeben, und das ätzte noch tiefer in Hiesls Innerem. Und Marei? Der arme Bursch verzweifelte bei dem Gedanken an sie, die er mit einem grausamen Schlage nun verlieren sollte. Verlieren? s' Marei verlieren? Nein, das konnte er nicht fassen, das durfte nicht sein!

Mit einem jähen Griff packte er den Bierkrug und that einen ungestümen Zug, als wolle er die heiße Marter in seiner Brust auslöschen. Klirrend stellte er das Gefäß auf den Tisch. Der heftige Trunk erhitzte seine Geister. Er murmelte drohend vor sich hin; die Stirnadern schwollen ihm auf, so kochte es in ihm, und bis unter die Haare zog sich die Zornesröte.

„I erschiaß'n", stieß er hervor, und wild flammten seine Augen bei dem Gedanken an den Verräter, dem er die Qualen dieser Stunde zu danken hatte.

Da setzte sich Vefi, die Kellnerin, an Hiesls Seite. Sie hatte soeben den Welschen den Labetrunk gebracht.

„Um Gottswill'n, Hiesl", sagte die hübsche, dralle Dirne, halb teilnehmend, halb erschreckt über das finstere Geschau des Burschen, „was is denn Dir heut' übers Leberl krocha?"

„Frag mi nöt", loderte er auf, „bin nöt zum Red'n g'stimmt heut'. I haß' die ganze Welt und mi selber."

Er leerte mit unheimlicher Eile den Krug.

„Schenk ei', Vefi", heischte er dann, „schenk ei', heut' bin i a Selbstmörder, heut' trink' i, bis mir der Schnaufer ausgeht; nacha is's gar mit dem elend'n Leb'n."

Vefi streifte mit einem scheuen Blick den Holzknecht. So hatte sie ihn noch niemals gekannt. Er war ein ganz anderer geworden. Ja, die Lieb' ist ein arges Gift.

Vefi ging und kehrte gleich zurück. Hiesl setzte sofort den Krug wieder an den Mund.

„Geh, bleib dengert nöt über Nacht drin", mahnte Vefi scherzweise, als sie den Hiesl mit einer Gier trinken sah, als wolle er den Maßkrug zusamt dem Inhalt verschlingen. Es lag auf der Hand, Hiesl wollte vorsätzlich über die Grenze der Besonnenheit geraten und sich künstlich betäuben. Endlich setzte er ab.

„Schau, Vefi", sagte er mit einem unsäglich bittern Hohne, „wenn i so forttrink', nacha ..... nacha kriag i an Brand, daß i 'n ganz'n Rohnberg anzünd'n kann. Ha, ha, ha! Heut' bin i scho' so guat aufg'legt, daß i mit'm Teufi raufa möcht'."

„Signora! zahlen!" klang es da vom nächsten Tische herüber, wo die Welschen saßen. Die genügsamen Leute hatten ihren Durst gelöscht und wollten aufbrechen.

Vefi nahm das Silberstück aus Francescos Hand. Es war ein Halbergulden. Das damalige Vorkommen gefälschten Geldes von dieser Sorte mahnte beim Einnehmen der Münze zur Vorsicht. Vefi warf also das Geld prüfend auf den Tisch.

„Ist sich gutes Geld", meinte Francesco lachend.

„Ja, oder was!" versetzte Vefi, „dös glaub' i nöt. Da lus![1]). Dös Geld schebbert ja wia g'spaßig."

Die Kellnerin that einen neuen Wurf mit der Münze. Das Halbguldenstück hatte einen öden Klang, und das deutete auf geringen Silbergehalt.

„Wenn dös koa falsch's Geld nöt is, nacha woaß i nöt", sagte Vefi, rief aber als Schiedsrichter in dieser wichtigen Angelegenheit den Wirt herbei. Der untersuchte die verdächtige Münze und ließ sie mehrmals nach einander den Probesprung machen.

„Dös is — falsch", entschied er mit aller Bestimmtheit. „Wo hast denn dös Geld her, Francesco, woaßt's nimmer?"

Eine solche Frage besaß, so widersinnig sie auch auf den ersten Blick erscheinen mochte, mit Rücksicht auf die Persönlichkeit, an die sie gerichtet war, ihre Berechtigung. Die Italiener, die in Wörnsmühle in einem Bauernhause wohnten, kamen bei ihrer stes zurückgezogenen und höchst anspruchslosen Lebensweise nicht in die Lage, außerhalb des Ortes ihr Geld zu verausgaben, um etwa dafür einmal ein falsches Stück heimzutragen. Das Corpus delicti mußte also aller Wahrscheinlichkeitsberechnung zufolge aus dem Orte selbst stammen.

Francesco suchte, wie es schien, einen Augenblick in der Erinnerung. Dann zuckte er flüchtig die Achseln und sprach:

„Weiß nicht. Kann mir nicht denken, außer von dem Müller."

„Vom Obermoar?" that der Wirt. „Ah, G'schmatz, dumm's! Der Müller kennt dengert 's Geld und gibt a' koa falsch's Halbguldenstückl aus."

„Aber auch Signore Lenz auszahlt oft", belehrte der Italiener den Wirt. „Ich weiß nicht, wie ich habe bekommen das."

„Da hoaßt's aufmirk'n", nickte der Wirt bedeutsam, „mei lieber Freund, mit'm Geld. Der Lenz paßt halt a' nöt auf, scheint's, wenn dös Geldstückl wirkli von eahm sei' sollt'."

Die Sache endete damit, daß der gute Francesco mit einer echten Münze seine und seiner Kameraden Zeche bereinigte, und die Welschen sich dann entfernten.

An seinem Platze saß noch immer der Hiesl im finstersten Groll. Er hatte, den Kopf voll stechender Gedanken und das Herz so schwer wie Stein, kaum auf das Zwiegespräch zwischen dem Wirte und Francesco gemerkt. Jetzt trat jener heran.

„Was hast denn Du heut' g'habt mit'm Brandstätter?" fragte er den Holzknecht ohne langes einleitendes Vorspiel. „Habt's enk gar z'kriagt?[2])

„Wird' scho' so sei'", brummte der Hiesl bärbeißig. „Auszahlt hat er mi, ja dös hat er. Da is mei' Lohn, Wirt, der wird heut' vertrunka. Ha, ha, ha!"

Und Hiesl riß bei diesen Worten eine Geldrolle aus der Rocktasche. Er schleuderte sie mit einer Heftigkeit auf den Tisch, daß die Hülle platzte.

„Zehn Gulden müaß'n 's sei', i hab's nöt amal no' zähl'n mög'n", setzte er hinzu und stieß die blanken Silberstücke erbost von sich.

„Geh, Hiesl, sei nöt so narret", redete der Wirt gutmütig. Seine Augen schweiften dabei über das schimmernde Geld hin, lauter Halbeguldenstücke, die aus der zerrissenen

[1]) Horch!

[2]) verfeindet.



Rolle gekollert waren. Die Rolle trug an den beiden Endseiten das Siegel des königlichen Rentamtes Miesbach.

„Sakra, da gibt's Geld wia Mist!" erscholl auf einmal eine launige Stimme vom Wege her, der hart an den Kastanienbäumen vorüberstrich. Der Obermaier war's, der also redete. Der Müller hatte schon wieder eine trockene Kehle, das merkte man ihm gleich am rauhen Ton an, und diesem Übel abzuhelfen, war er zu seinem Nachbar Wirt herübergekommen. Der hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem Müller zu erzählen, was sich vorhin mit dem Italiener Francesco zugetragen.

„Wär' nöt übel!" rief Obermaier, „a falsch's Geld, und von mir sollt's am End' a' no' sei? Nachher schlagt 's Rentamt z' Miesba' a falsch Geld, denn die Guld'nstückl und Halbeguld'nstückl wechsl' i mir alle auf'm Rentamt ei'. Schau, da liegt ja glei a solch'ne Roll'n; die hab' i heut' 'm Brandstätter geb'n. Hiesl, erlaubst, daß i Dei' Geld a bißl anschau'? I nimm Dir koans, woaßt, g'rad' . . . ."

„Nimm's und wirf's in d' Leiza' eini, dös Lumpengeld!" rief Hiesl gärenden Zornes und mit erhitztem Gesichte, indes sein heißer Blick ins Weite gerichtet war, als suche er nach einem feindlichen Gegenstande. (Fortsetzung folgt.)

Die lustige Schlacht von Tuttlingen am 24. November 1643.

Von Dr. Franz v. Löher.

Auf ihren Feldzügen hat unsere westlichen Nachbarn nicht selten ein eigentümliches Unglück betroffen. Sie gehen voll Feuer in die Schlacht, wenn aber das erste Ungestüm abprallt, so überfällt sie leicht ein plötzlicher Schrecken, der auch sofort das ganze Heer zu wilder Flucht fortreißt. Eine Niederlage ist daher den Franzosen um so gefährlicher, weil sie so leicht allgemein wird, und man möchte glauben, daß jener rasch auflodernde und in schnellem Wechsel wieder umschlagende Geist der alten Gallier, den Cäsar so deutlich bezeichnete und so trefflich zu behandeln wußte, noch in den jetzigen Franzosen steckt. Einer der berühmtesten Vorfälle dieser Art war das große „Quartieraufschlagen" von Tuttlingen im Dreißigjährigen Kriege, für die Deutschen die lustigste Schlacht von der Welt, für die Franzosen aber so spöttlich, daß man ihr nur etwa Roßbach und das flandrische Kortryk, wo die vielbesungene „Sporenschlacht" stattfand, an die Seite setzen kann.

Verdient hatten die Franzosen die Tuttlinger Niederlage tausendfach. Der eigentliche Kriegs- und Unheilsstifter in Deutschland war der Kardinal Richelieu, Frankreichs Gebieter; ohne seine Politik wäre vielleicht Kaiser und Reich wieder einig oder stark geworden. Während Richelieu Kraft und Willen des französischen Volkes ganz und gar in die Hände des Königs brachte, schürte er in Deutschland Aufruhr und Zwietracht, um dabei im Trüben zu fischen. Denn hatte er den Kaiser für Deutschland ohnmächtig gemacht, so mußte dem französischen König von selbst die Schutzherrschaft über die Rheinstaaten zufallen. Deshalb stachelte Richelieu den Eroberungsgeist des Schweden Gustav Adolf auf und zahlte ihm die Hilfsgelder, deshalb unterstützte er jeden Freibeuter und jeden Reichsstand, der wider den Kaiser ins Feld ziehen wollte. Diese dämonische Politik führte endlich auch dazu, daß der französische Hof nicht mehr Ränkespinner und Hilfsgelder allein, sondern auch ein Heer wider den Kaiser aussandte.

Dieses Heer machte nun freilich in den letzten zwölf Jahren des Krieges seine Feldzüge, aber es hatte wenig Ruhm davon. Das Bedeutendste, was es ins Werk setzte, war die gründliche Verheerung der deutschen Landstriche, welche es durchzog. Der Orden der „Marodebrüder" florierte bei den Franzosen am meisten, zu ihnen gehörten die heruntergekommenen Soldaten, welche damals jedem regelrechten Heere auf eigene Faust nachzogen und als Schnapphähne in allen Büschen lauerten. Ein unabsehlicher Troß von solchem Gesindel umgab das französische Heer, und gleich bei ihrem Erscheinen machten die Franzosen den großen „Deutschen Krieg" recht eigentlich zum Plünderungskriege. In dem Jahre, in welchem die Tuttlinger Waffenthat geschah, fünf Jahre vor dem Westfälischen Frieden, gab es bereits weite Landstriche in Deutschland, in welchen die ausgebrannten und verfallenen Dörfer leer standen, und in den Städten sich nur noch kümmerliches Volk ernährte; auf den Ackerfeldern, weil sie so lange kein Pflug mehr berührte, schoß wildes Gestrüpp auf. Richelieu und sein Nachfolger Mazarin konnten in der That sich rühmen, aus einem großen Teile Deutschlands, dem vormals blühendsten und reichsten Lande der Erde, eine solche Stätte der Verwüstung gemacht zu haben, wie dies nach Ludwigs XIV. offen ausgesprochenem Plane später die Rheinlande werden sollten; wo hingegen den Franzosen eine Eroberung oder ein Sieg im Felde gelang, da verdankten sie es hauptsächlich den deutschen Obersten und Truppen, welche der Regel nach mehr als die beste Hälfte der französischen Heere in Deutschland bildeten. „Halten wir ja die Fremden bei unserm Heere fest", sagte Richelieus Vertrauter, der bekannte Pater Joseph, der schlaueste Diplomat des Jahrhunderts, „denn sie sind es, welche uns aufrecht halten."

So hatte auch der Marschall Guebriant[1]) nur durch Hessen und Weimaraner die Kaiserlichen unter Lamboy im Feldlager bei Kempen überwältigt. Dieser Held, der sich mit fremden Federn putzte, sollte das Jahr darauf, 1643, vom Oberrhein aus die Donau entlang nach Bayern vordringen. Zweimal, im Frühling und im Sommer, flog er aus, stattlich und siegverkündend, kam aber immer nur bis Schwaben und jedesmal mit gebrochenen Flügeln zurück. Das bayerische Heer, Johann v. Werth allen voran, richtete ihn auch ohne Schlacht beide Male dermaßen zu, daß er nur armselige Trümmer seines Heeres zurückführte. Zuletzt mußte er über

[1]) Die folgende Darstellung gründet sich auf die Hauptquelle für den Dreißigjährigen Krieg, Theatr. Europ. V, 175—187, unter Hinzunahme der Berichte in Sam. v. Pufendorf, Schwed. und deutsch. Kriegsgeschichte (Frankf. 1688) S. 61—65, und in der Lebensbeschreibung Franz. Ant. v. Sporks (Amsterdam 1715) S. 9—10 und der Thatsachen, welche sonst noch Barthold (Gesch. des groß. deutschen Krieges, Stuttg. 1842, III, 453—481) anführt.

den Rhein zurück und im Niederelsaß eine Zuflucht suchen. Er hatte für seine zerrissenen Bataillone nichts zu leben, und seine Reiter gingen zu Fuß, denn gute Kriegspferde, woran Frankreich selbst immer arm war, konnten aus Deutschland nicht mehr beschafft werden. Dagegen hatte er „eine grausame Menge Troßbuben, welche alle hungrig und schwürig waren". Soviel noch von Franzosen vorhanden, bemühten sich nach Haus zu kommen; die Weimarischen wurden noch einigermaßen durch die Autorität ihrer Offiziere behalten und weil sie sahen, daß sie selbst zu Grunde gingen, wenn sie sich voneinander begaben."

Dagegen mußte er von den weimarischen Obersten und Offizieren eine Grobheit über die andere einstecken, zufrieden, wenn er sie durch Bitten und Verheißungen nur beschwichtigte. Marschall Guebriant war ein ritterliches Gemüt, aber eitel und von zarten Nerven wie eine Frau; im Glücke beunruhigten ihn die kühnsten Pläne, im Unglück schrieb er Briefe voll Trauer und Klagen.

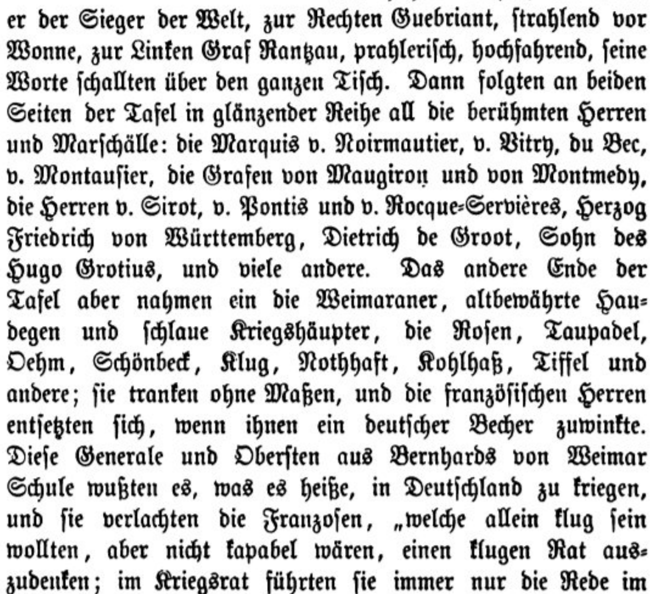


Johann v. Werth. Nach Muttenthaler.

Seine rührende Verzweiflung bewog endlich den Hof zu Paris, ihn kräftig zu unterstützen. Alles sollte aufgeboten werden, damit die französischen Waffen ihre Ehre aus Deutschland zurückholen könnten. Prinz Enghien hatte bei Rocroix gegen die Spanier gesiegt und Thiedenhofen erobert, freilich bestand auch dabei der Kern seiner Macht aus deutschen Soldaten. Sein Siegerheer sollte nun zu Guebriant stoßen. Um den französischen Soldaten Herz zum deutschen Feldzuge zu machen, wurde ihnen gesagt, ein königlicher Prinz solle sie anführen, der werde gewiß sich und sie behüten. Die Franzosen hatten damals große Angst, über den Rhein zu gehen, sie betrachteten sich in Deutschland als arme Schlachtopfer, denen unter den harten kriegerischen Deutschen nur ewiges Scharmützeln oder Festungsstürmen blühe und gar wenig Lagerfreude. Als Guebriant zum ersten Male ein Heer nach dem Rheine führte, ließ er die Soldaten des Tages nur eng geschlossen marschieren, sperrte sie des Nachts in Scheunen ein, hatte überall seine Aufpasser um sie her und suchte sie zugleich auf das beste zu bewirten, alles bloß, um sie vom Ausreißen abzuhalten. Prinz Enghien brachte sein Heer durch Lothringen bis nach Pfalzburg, hier wählte er die besten Leute, 5000 zu Fuß und 2000 Reiter, aus und stellte sie unter den Befehl des Grafen Rantzau.

Bei Dachstein empfing sie Guebriant mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele. Er hatte die Fetzen seines Heeres trefflich herausgeputzt und ließ sie der königlichen Hoheit zu Ehren in Schlachtordnung paradieren. Da er nicht Leute genug hatte, mußte auch die Bagage mit aufziehen, um dem Heere einen größeren Anschein zu geben. Viele Kriegsverständige schauten der Feierlichkeit zu. Es waren aus den Festungen noch andere Truppen hergekommen, insbesondere aber Offiziere, welche bereits einen berühmten Namen führten. Enghien hatte auch der Königin schönes Regiment zu Fuß und zu Pferde, sowie wallonisches, spanisches, irländisches und schottisches Fußvolk gebracht. Die Schweizer und andere französische Garden gingen aber zurück, weil sie sich vorbehalten hatten, daß man sie nicht nach Deutschland führe. Die Reiterei des Heeres war hauptsächlich deutsch und weimarisch. Nach Vereinigung der Truppen hatte man in der That ein stattliches Heer von etwa 20000 Mann, bedeutend für die damalige Zeit. Mit großen Kosten hatte man es glänzend ausgerüstet, und es befand sich dabei die Blüte der französischen Offiziere, bewegt von stolzen Hoffnungen. Guebriant dachte schon an nichts weniger, als auf München zu gehen und von dort den Kranz der Rheinlande auf der Spitze eines siegreichen Degens zurückzutragen.

In den Sälen des Dachsteiner Schlosses gab er am 24. Oktober dem vielgefeierten Sieger von Rocroix ein glänzendes Gastmahl. Die Tafel prangte von seltenen Weinen, köstlichen Gerichten, welche man mit unglaublichem Aufwande aus dem Elsaß und Breisgau, aus Lothringen und der Schweiz zusammengesucht hatte. Das Ehrengericht für den Prinzen war ein Auerhahn, „nach deutscher Weise zubereitet", in Pastete und mit seinen eigenen Federn bedeckt. Da saßen all die hochgemuten Helden und schwelgten und toasteten bei Trompetenschall und Kanonendonner. Obenan saß Enghien, mit hohem Wesen, als wäre



er der Sieger der Welt, zur Rechten Guebriant, strahlend vor Wonne, zur Linken Graf Rantzau, prahlerisch, hochfahrend, seine Worte schallten über den ganzen Tisch. Dann folgten an beiden Seiten der Tafel in glänzender Reihe all die berühmten Herren und Marschälle: die Marquis v. Noirmautier, v. Vitry, du Bec, v. Montausier, die Grafen von Maugiron und von Montmedy, die Herren v. Sirot, v. Pontis und v. Rocque-Servières, Herzog Friedrich von Württemberg, Dietrich de Groot, Sohn des Hugo Grotius, und viele andere. Das andere Ende der Tafel aber nahmen ein die Weimaraner, altbewährte Haudegen und schlaue Kriegshäupter, die Rosen, Taupadel, Oehm, Schönbeck, Klug, Rothhaft, Kohlhaß, Tiffel und andere; sie tranken ohne Maßen, und die französischen Herren entsetzten sich, wenn ihnen ein deutscher Becher zuwinkte. Diese Generale und Obersten aus Bernhards von Weimar Schule wußten es, was es heiße, in Deutschland zu kriegen, und sie verlachten die Franzosen, „welche allein klug sein wollten, aber nicht kapabel wären, einen klugen Rat auszudenken; im Kriegsrat führten sie immer nur die Rede im



Munde, man müsse den Feind aus dem Lande schlagen, und wenn es zur Sache komme, so habe niemand eine Courage". Die Weimaraner waren den Franzosen gram, weil durch deren Ungeschick und Ränke das tapfere und schöne Heer Herzog Bernhards langsam zu Grunde ging, aber sie konnten einmal nicht mehr loskommen von den Franzosen, von denen sie fein und schmeichelnd, gleich kaum gezähmten Bären, behandelt, aber zu falschen Zwecken gebraucht wurden. Noch immer aber betrachteten sie sich als bloße Verbündete Frankreichs, und sie haßten insbesondere den Rantzau, weil dieser sich mit Leib und Seele in französische Dienste begeben. Dieser Holsteiner Graf war wieder einer der abenteuerlichen Menschen, wie ihrer mit fast gespenstischem Eindrucke damals so viele auf der großen deutschen Kriegsbühne erschienen. Ehe er in den Gefechten zum Einarm, Einauge und Stelzfuß wurde, war er der schönste Mann seiner Zeit. Er erhielt später den französischen Marschallstab mit einem Herzogtum von 50000 Fr. Einkünften, mit denen er bald ins Reine war. Rantzau war ein unbändiger Raufbold und trank jeden unter den Tisch, vor dem Feinde tapfer wie ein Löwe, und im Kriegsrat donnerte er alles nieder.

Enghien ließ sich noch eine Zeitlang im Elsaß vergöttern, in Breisach mußte ihm zu Ehren sogar „der Doctor Greuel" spielen, ein Feuermörser, der 350 Pfund schoß. Dann eilte der königliche Prinz zu den Festen des Pariser Hofes, und Guebriant und Rantzau gingen mit dem Heere am 2. November bei Ottenheim über den Rhein. Sie nahmen ihren Marsch durch das Kinzinger Thal auf den Oberneckar und lagerten sich am 7. November vor dem festen Rothweil, „in Betrachtung, daß es hochnöthig sei, einen Posto diesseits des Rheines zu fassen, dahin man allerlei Vorrath für die Soldaten verschaffen und gleichsam ein Magazin errichten könnte". Deshalb eilten sie so sehr und ließen das Geschütz über Freiburg und St. Peter nachkommen. Die hochfliegenden Pläne beschränkten sich bereits darauf, sich warme Winterquartiere zu erobern, weil es sehr kalt wurde; Graf Rantzau aber schwur hoch und teuer, in wenigen Wochen wolle er in München tafeln.

Andere Männer waren die Führer des Heeres, welches auf kaiserlicher Seite focht. Den Oberbefehl hatte Feldmarschall Mercy, ein kluges Kriegshaupt und Meister in kühnen Märschen; er lauerte lange, aber wenn er losschlug, dann traf er auch.

General der Kavallerie war der so ritterliche Johann v. Werth, der größte Reitergeneral nach dem Pappenheimer, ein Mann so kühn und ungestüm und bei alledem so schlau, daß ihm die wunderbarsten Thaten gelangen. Sein bester Schüler war der Oberst Sporck, ein treuherziger tapferer Westfale und ein glücklicher Wagehals, der schon damals durch seine geschickten Streifzüge sich einen Namen gemacht hatte; berühmt wurde er später durch seine Siege gegen die Türken und Ungarn und gegen die Schweden in Polen und Schleswig. Zwei andere tüchtige Schüler Werths waren die Reiterobersten Wolff und Epp. Diesen wie ihrem Meister Werth war nichts lieber, als wenn sie ein ordentlich Quartier aufschlagen konnten; so nannte man es, wenn der Feind unversehens in einem Orte überfallen und zusammengehauen wurde. Mercy hatte erst dem Guebriant im Elsaß ruhig beobachtend gegenüber gestanden, war dann, als er dessen Absichten erfuhr, über den Rhein zurückgegangen und hatte die Schiffbrücke dem Herzog Karl von Lothringen nach Speyer geschickt. Erst nahm er auf den Höhen des Schwarzwaldes, dann bei Pforzheim feste Stellung, um dem Feinde den Heilbronner Weg in die Oberpfalz abzuschneiden.

Ihm hatte Guebriant gleich am 7. November, als Rothweil umzingelt wurde, den General Rosen entgegengesandt, um mit vier Reiterregimentern Balingen auf der Heerstraße zu besetzen. Rosen, sonst ein tüchtiger und vielversuchter Führer, fand die Stadt schon mit bayerischen Dragonern versehen und legte seine Regimenter eine halbe Stunde von da in das Dorf Geißlingen ein. Sieben Tage lang war er auf dem Marsche gewesen, er wollte sich einmal wieder ausruhen und ließ absatteln und alles sich zur Ruhe begeben. Auf den Balinger Weg hatte er jedoch zur Vorhut einen Rittmeister mit 72 Mann gestellt. Nun war Sporck mit 530 Reitern von Mercy beordert, sich Rothweil vorsichtig zu nähern und Kundschaft einzuziehen. Nachts 2 Uhr brach er am 6. November aus Weilstadt auf, war schon die andere Nacht in Horb, und als er von da auf Balingen unterwegs war, hörte er von einem Bauer, daß die feindlichen Reiter schon in der Nähe seien. Sogleich war er ihnen auf der Spur, und es glückte ihm, daß er bei Rosenfeld einen ihrer Quartiermeister auffing, der ihm Rosens ruhiges Quartier entdecken mußte. Da war auch der verwegene Plan schon fertig in seinem Kopfe, er rief seine Rittmeister vor und fragte: „ob sie ein Gänglein mit ihm wagen wollten, da er entschlossen wäre, dem v. Rosen einen unversehenen Streich zu versetzen". Diese meinten jedoch, der Rosen sei ein alter Fuchs und lasse sich nicht so leicht auf dem Lager fangen, mindestens werde er gehörig um sich beißen, ihr Haufe aber sei viel zu schwach. Sobald aber die Reiter davon hörten, riefen sie freudig: „Sporck, geh zu!", denn ihrem Oberst vertrauten sie ganz und gar und „erboten sich, getreulich zu folgen und aus Hoffnung guter Beuten ihr Möglichstes zu thun". Also ritt Sporck erst allein an Geißlingen und besah sich Ort und Gelegenheit. Dann ließ er ruhig füttern, damit Mann und Roß auch gehörig Kräfte hätten zu der nächtlichen Arbeit. Um Mitternacht rückte er möglichst lautlos heran, besetzte mit 200 Mann die Wege aus dem Dorfe und stürmte dann plötzlich hinein mit schrecklichem Getöse und Büchsenknall, dem zurück galoppierenden Rittmeister auf den Fersen. Die Rosenschen Reiter lagen im tiefen Schlafe; im Nu loderten im ganzen Dorfe die Flammen auf, verwirrt stürzten die Soldaten aus den Häusern und wurden niedergemacht oder ergriffen, überall Getümmel und Entsetzen, das Feuer verzehrte Mann und Roß, Waffen und Fahnen, in einer Stunde waren die vier Regimenter vernichtet. Rosen irrte zu Fuß umher und rettete sich auf das nahegelegene Schloß, nur 300 Reiter ohne Pferde flüchteten mit ihm, fast alle Offiziere gingen verloren. Unter dem Scheine der Flammen sprengten die Sporckschen von dannen, 8 Fahnen, 800 Pferde und 200 Gefangene nahmen sie mit sich. Das war dem Rosen der härteste Schlag in seinem Leben, es war die beste Reiterei des Heeres, welche er verloren, trübselig kam er zurück ins Lager vor Rothweil. Hier hatte der edle Guebriant seine Mühe und Not, um ihn vor dem Hohne und den Anklagen zu schützen, die auf ihn einstürmten. Rosens Unglück brachte einen üblen Mut in das französische, einen desto freudigeren in das bayerische Heer.

Vier gute deutsche Reiterregimenter hatten die Franzosen nun gleich zu Anfang eingebüßt, die Belagerung Rothweils kostete ihnen noch manchen Mann dazu. Sie gedachten, die Stadt im Umsehen zu nehmen, aber sie fanden, daß ihr nicht so leicht beizukommen sei. Die kleine Besatzung und die Bürger, obgleich sie ein ganzes Heer belagerte, schlugen männlich jedes Anerbieten und jedes Anrennen ab, entdeckten die Minen, welche gegen die Stadt angelegt wurden und schnitten sie ab.

(Schluß folgt.)

Gotteszell.

Von J. Gareis.



Das heutige Gotteszell.

Wer von Deggendorf die der Schwarzwaldbahn an Großartigkeit und landschaftlicher Schönheit voranstehende Bayerische Wald-Bahn befährt, gelangt in 3/4 Stunden zur Bahnstation Gotteszell, die ihren Namen von der 20 Minuten entfernten recht idyllisch gelegenen Ortschaft gleichen Namens erhalten hat. Das Pfarrdorf Gotteszell liegt an der wasser- und forellenreichen Teisnach, die, nahe dem Hirschenstein entspringend, sich durch saftige Wiesengründe fortschlängelt, mit Erlen und Weiden reich bebuscht ist und ihr durch Quell- und Humussäure kaffeebraun gefärbt erscheinendes Wasser eilenden Laufes dem Schwarzen Regen zusendet. Hier stand bis zum letzten Viertel des 13. Jahrhunderts der Maierhof Droßbach, in dessen Nähe Mechtilde, Gemahlin Heinrichs v. Pfelling, den Cisterziensern von Aldersbach zwei Zellen zu Ehren des hl. Bernhard stiftete und mit Gütern begab. Mechtildens Bruder, Heinrich v. Rotteneck, Bischof zu Regensburg, weihte 1286 die neue Kirche ein, gab ihr den schönen Namen: „Cella Dei“ und vermehrte die Einkünfte derselben durch Zehnten von Ruhmannsfelden und Geiersthal. Aus den Steinen des Schlosses zu Ruhmannsfelden wurde später das Kloster in Gotteszell erbaut, das bereits 1320 unter dem Abte Berchtold v. Aldersbach Selbständigkeit erlangte, es aber nie zu Reichtum und Ansehen bringen konnte. Durch Gewitterschläge und Wassergüsse stark beschädigt, erholte sich das Kloster nur langsam wieder, mußte aber doch in seiner Bedrängnis 1410 um 16 Pfund Regensburger Pfennig die Krümme des Abtstabes an einen Straubinger Wucherer verkaufen.

Vollends zerstört wurde das Kloster 1629 durch einen Brand, bei welchem der Sage nach ein uraltes, geschnitztes Bild der hl. Anna unversehrt blieb. Wie schon vorher im Hussitenkriege wurde Gotteszell zweimal von den Schweden mit Plünderung und Brand heimgesucht, doch konnten diese Schäden durch die reichlichen Einnahmen aus der Weißbierbrauerei in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder behoben werden. Im Normaljahr 1803 wurde das Kloster aufgelöst, und gingen die meisten Urkunden auf unverantwortliche Weise zu Grunde. „Das Kloster werde wieder erstehen“, lautet eine Volkssage, wenn unter dem Schatten der einsamen Tanne auf dem ‚Vogelsang‘ ein Fürst ruhen, und die Klostertanbe mit dem Brautringe Mechtildens über dem verdorrten Stamme Geheimnisvolles künden werde.“

Das heutige Gotteszell ist ein freundlich an einem bewaldeten Berghang hingebautes, im Schatten von Obst- und anderen Bäumen ruhendes Dorf in offener Lage und von sanft gewellten Hügeln umschlossen, die reichlich ihres Pflügers Mühen lohnen. Den Kern desselben bilden die noch gut erhaltenen, eng aneinandergeschlossenen Kloster- und Wirtschaftsgebäude, die, einen riesigen, viereckigen Hof mit eingebauten Wohnhäusern umschließend, sämtlich in Gemeinde- und Privatbesitz übergegangen sind. Die Häuser außerhalb der Klostermauern sind Holzbauten; sie stehen regellos und haben Vorgärten, die Sinn für Blumenkultur verraten. Allenthalben sprudeln muntere Quellen, steingefaßt, oft mit Rasendach versehen, und bieten einen erfrischenden, krystallklaren Labetrunk. Die Höhen tragen weit hinauf schmucke Einzelgehöfte, versteckt im Laubgrün mächtiger Bäume, und wundersam stimmt das Geläute der weidenden Herdentiere das Gemüt des einsamen Wanderers, wenn auf dem Gewölbe des Bergwaldes die letzten Strahlen des fliehenden Tages verglühen.

Gotteszell ist den Sommer über mit Ausnahme der lustigeren Feiertage fast menschenleer. Doch wird es vom frühesten Morgen an schon belebt von Gänsen und Hühnern, die schnatternd, gackernd und krähend sich zu verständigen suchen, und abends tummelt sich des kleinen Volkes fröhliche Schar balgend und kugelnd auf einem Boden, der übersäet ist mit Rollsteinen, welche von hastigen Bergwassern zu Thale geführt, oder an Ort und Stelle herausgespült wurden. Einen tief zu Herzen gehenden Gruß aus dem Jenseits rufen die an den Eingängen des Dorfes aufgestellten Totenbretter dem Vorüberwandelnden zu, indem sie mit ihren sinnreichen, poesievollen Sprüchen an die Vergänglichkeit mahnen:

Wer so sein Leben zugebracht
Wie dieser Witwer hier auf Erden,
Der wird auch in der Grabesnacht
Vom ew'gen Licht erleuchtet werden.

oder:

Wenn's möglich ist
Mein lieber Christ,
So bet' für mich,
Wie ich für Dich.

Die Bewohner von Gotteszell sind offen, munter und gesellig und, wie überall im Walde, von Religiosität tief durchdrungen. Die gewöhnlichen Tagesgebete werden in der Regel

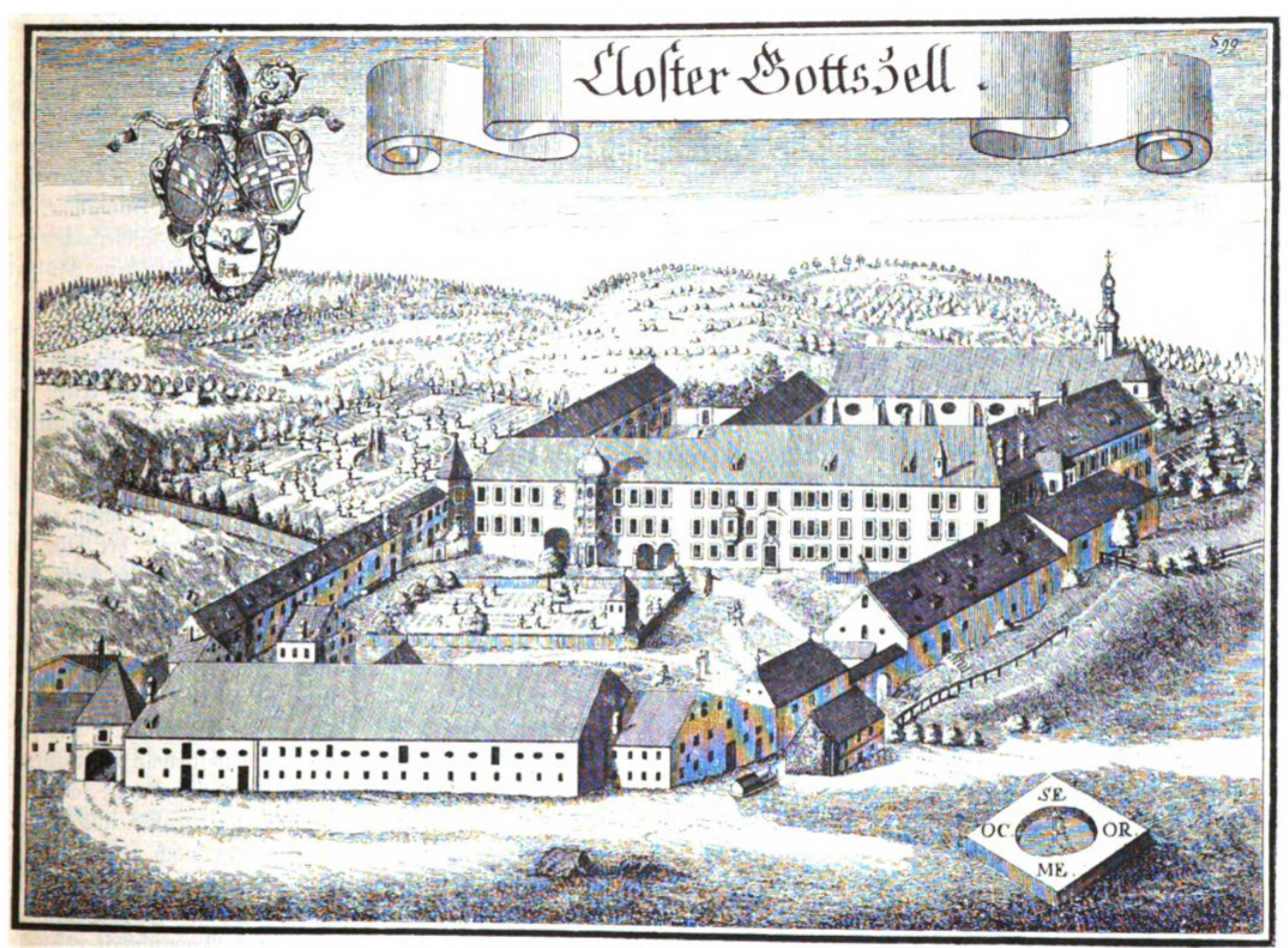
von der Bäuerin vorgesprochen, und die anwesende Tischgesellschaft betet im raschesten Tempo nach. Die Lieder beim Biere sind meistens dem Soldatenleben entnommen und weichen mit Ausnahme der eigenartigen, melodisch gesungenen Hütreime von denen des echten Altbayern wenig ab.

Von der vorzeitlichen Bauerntracht hat sich leider wenig in unsere Tage herübergerettet. Der lange, faltenreiche blaue Tuchrock mit dem stehenden Kragen und den Metallknöpfen, sowie die schwarzlederne Kniehose finden selten noch einen Platz im bemalten Sonntagsschreine. Die farbige Weste hat bereits die Metallknöpfe verloren; die Schuhe entbehren der Messingschnallen, und die blauen Zwickelstrümpfe sind durch die langen Hosen entbehrlich geworden. Nur das lose geknüpfte Halstuch und die Zipfelhaube mit dem darüber gestülpten, breitkrempigen Hute erinnern noch an die veraltete Mode. Einem Teil des zarten Geschlechts ist nur noch das Mieder verblieben. Freilich wird dem schweren Tuche von blauem Wollstoff, das die Weiber um den Kopf gewunden trugen, keine Sehnsuchtsthräne nachgeweint werden.

Die Derbheit des hinteren Wäldlers hat der Gotteszeller Bauer nahezu abgestreift. Er ist wohlhabender und gönnt seinem Magen neben der sauern Milch, dem Schwarzbrot, den Klößen und Kartoffeln auch schmackhaft zubereitetes Geflügel und Fische, des Specks, Rauchfleischs und der Nudeln nicht zu gedenken. Wer diese Waldgegenden noch von halbwilden Menschen bewohnt glaubt, der komme und lasse sich eines Besseren belehren. Wer sich überhaupt den Bayerischen Wald als eine Wildnis aus Fels, Wald und Sumpf vorstellt, der steige auf seine Berge und halte Umschau. Ein Blick in die Tiefe wird ihm Landschaftsbilder hervorzaubern, wie sie großartiger und lieblicher nicht gefunden werden können. Freilich fehlen die schwindelnd hohen Felsschroffen, die grotesken Zacken und kahlen Hörner, wie sie den Alpen eigen sind, dagegen tauchen aus der Tiefe wasserreiche, sammetgrüne Thalgründe auf, fruchtreiche Gehänge, mit Pflug und Karst bearbeitet, und darüber hin blaue Kuppen und Gipfel im Schatten dichter Tannenwälder.

Von den vielen mühelos und in kurzer Zeit zu erreichenden Aussichtspunkten in der nächsten Nähe Gotteszells sei der Kürze halber nur des eingangs erwähnten Vogelsangs gedacht, der eine ehemalige Schweige des aufgelösten Klosters und ein Sammelpunkt für Liebhaber der Wildschweinjagden war. Obwohl der Wanderer auf den höher gelegenen Bergen, wie Hirschenstein 2c. sich einer umfangreicheren Aussicht auch auf das Waldgebiet zu erfreuen vermag, läßt der Vogelsang nur einen Blick auf den äußersten hohen Grenzwall des Gebirges zu, belohnt aber seinen Besucher mit einer unvergleichlichen Ausschau auf die anmutige Donauebene und über die Höhen an Isar und Inn hinweg, bis zu den Alpen, von denen das längste Glied ihrer Kette vor Augen liegt.

Gotteszell bildet das Eingangsthor in den oberen Bayerwald, ist Knotenpunkt dreier Schienenstränge und wohl geeignet, allen Reiselustigen, so verschieden geartet sie sein mögen, Befriedigung zu gewähren. Es findet der Ruhesuchende im



Kloster Gotteszell im 17. Jahrhundert. Nach Wenings „Rentambt Straubing“.

Waldesschatten überall ein lauschiges Plätzchen, der Wanderlustige die reichste Abwechselung, der Jagdfreund wohlgenährtes Wild, der Fischer Forellen und Krebse, der Feinschmecker eine gerühmte Küche, der Badebedürftige erfrischende Wellenbäder, der Vegetarianer schmackhafte Beeren und saftige Kräuter und der minder Bemittelte sehr bescheidene Preise. Nur für den Waghalsigen hat hier die Natur, und für den anspruchsvollen Hotelreisenden die Kunst nicht gesorgt.

Mögen diese Zeilen dem Bayerischen Walde mehr Beachtung in den Augen der Naturfreunde verschaffen, da er so unendlich viel des wirklich Schönen zu bieten vermag.

Neidhart v. Reuenthal.

Ein oberpfälzischer Minnesänger. Von Dr. Karl Zettel.

Mit ziemlicher Sicherheit lassen sich die Jahre 1185 und 1248 als Grenzjahre zwischen der Geburt und dem Tode des Dichters bezeichnen, und zwar finden sich die betreffenden Anhaltspunkte in seinen Gesängen selbst. Als Geburtsort unseres Dichters hat sich ein bei einem Dorfe im nördlichen Teile der Oberpfalz liegender Wohnsitz herausgestellt und ist also in der vormaligen Grafschaft Sulzbach zu suchen.[1]) Er stammte aus adeligem Geschlecht, vielleicht aus einem v. Fuchsschen, war aber nichts weniger als vermöglich, und so mußte er sich denn, nachdem er in üblicher Weise zur Ritterwürde gelangt war, auf seine bescheidenen Verhältnisse einrichten und sein Leben danach gestalten; denn außer einem einfachen Wohnhaus, Hausgarten und Anger besaß der junge Ritter nur noch eine größere Wiese; ein weiteres nennenswertes Besitztum hatte er nicht. Er setzte nun alles in wohnlichen Stand und waltete mit seiner Mutter des Haushaltes.

Um nun aber seiner frohmutigen Laune, womit er von der Natur überreich bedacht war, Rechnung zu tragen und seiner oft keckwilligen Lebenslust einigermaßen zu genügen, mußte er sich schlechterdings an die ländliche Bevölkerung seines Heimatgaues heranmachen, da ihm die Mittel fehlten, ein ritterliches Hofleben zu genießen. Er beteiligte sich also an der Unterhaltung der Bauern, nahm an ihren Sommer- und Winterfesten, insbesondere aber an ihren Tänzen regen Anteil, zu denen er neue Weisen fand und noch ungehörte Lieder sang. Daß er dadurch in der ersten Zeit seines Umganges mit dem Landvolk ein gern gesehener Gesellschafter ward, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Freilich konnte es bei der schalkhaften, mitunter geradezu boshaften Weise, in welcher der allmählich verzogene Liebling der Dorfschönen den Bauernstolz der vermöglichen Bursche immer schärfer und empfindlicher geißelte, schließlich nicht ausbleiben, daß er sich nach und nach hämische Neider und böswillige Feinde heranfing. Und als nun gar sein Werben um die Gunst der Mädchen und Frauen bei den bäuerischen Gaugenossen Verdacht und schlimmen Argwohn zu erregen anfing, mußte er persönliche Beleidigungen und Bedrohungen aller Art erfahren; man trat ihm sein Wiesengras nieder, legte Feuer in sein Haus, und nicht viel fehlte, daß er einmal mit einer weidlichen Tracht Prügel bedacht worden wäre, gewißlich ein sehr fragwürdiges Honorar für poetische Leistungen. Um dem mißliebigen Gerede und allen weiteren Anfeindungen auf einige Zeit wenigstens aus dem Wege zu gehen, nahm er das Kreuz und beteiligte sich an dem vom Ungarkönig Andreas und Leopold VII., Herzog von Österreich, in Gemeinschaft unternommenen Zug in das heilige Land.

Auf dieser Kreuzheerfahrt wurde des Reuenthalers Jugendübermut durch Strapazen und Entbehrungen aller Art erheblich gedämpft. Voll Sehnsucht kehrte er nach 1½ Jahren zurück, und siehe da — das wonnige Wiedersehen seiner pfälzischen Heimat sowie die unverhofft freundliche Aufnahme, die der Sänger sogar von Seite seiner früheren Widersacher gefunden hatte, entschädigte ihn bald wieder für seine Mühsale im heiligen Lande.

Nachdem schon früher ein Mädchen, Jeutel mit Namen, seine Neigung geweckt und seiner Leier zartschelmische Weisen entlockt hatte, machte nach seiner Rückkehr aus Asien ein anderes Bauernmädchen, Friderun geheißen, einen nachhaltigen und tiefen Eindruck, dem er in seelenvollen Strophen ein würdiges Gepräge verlieh. Man ist gar sehr versucht, den etwas leichtblütigen Ritter zu einseitig und ungünstig zu beurteilen, indes so dichtet nicht leicht ein Roué, der bloß auf Kurzweil und Liebesabenteuer ausgeht; er wollte denn auch wirklich die Unebenbürtige allen damals noch äußerst rigorosen Anschauungen zum Trotz als Ehefrau in sein Haus führen; auch Friderun liebte ihn aufrichtig, aber deren Mutter willigte in eine solche Verbindung nicht ein, hatte sie ja doch für ihre Tochter bereits Engelmar, einen Maiersohn, ausersehen. Als der Arme diese Abweisung mittelbar und unmittelbar in Erfahrung gebracht hatte, erfolgte eine psychologisch interessante, immerhin aber erklärliche Wendung in Neidharts Charakter und in dem seiner Dichtungen. Ob er in der Folge noch geheiratet hat, läßt sich nicht mit Bestimmtheit erweisen, da die etwa diesbezüglichen Stellen in seinen Dichtungen auch andere Deutungen zulassen. Daß sich sein Verhältnis zur Bauernschaft ebenfalls gänzlich änderte, ist selbstverständlich; die Mehrzahl stellte sich auf Engelmars, des Bauern, Seite und gönnte dem immer unbequemer werdenden Ritter eine kränkende Zurückweisung mit heimlicher und offener Schadenfreude. Er besuchte nunmehr häufiger die benachbarten Adeligen und scheint auch nur mehr für diese gesungen zu haben. Nun kam aber, allerdings viel später, ein härterer Schlag. Der Dichter war, die Ursache ist niemals bekannt geworden, um die Gunst des bayerischen Herzogs gekommen (ob Ludwigs des Kelheimers oder Ottos II., ist ebenfalls nicht bestimmt), und man erklärte ihn sogar des Lebens für verlustig; so war der schwer geprüfte Sänger, gewiß nicht ohne sein Verschulden, als ein nahezu 50jähriger Mann heimatlos geworden, ja sogar der Landesacht verfallen.

Wer dächte hierbei nicht an den römischen Dichter Ovid und sein hartes Schicksal? Aber ganz so schlimm erging es unserm Reuenthaler nicht. Ein günstiger Zufall wollte es,

[1]) Friedrich Keinz, Aufsatz in den Sitzungsberichten der k. b. Akademie d. W., phil.-hist. Kl. (1887, II, 38 ff.).



daß der Babenberger Herzog Friedrich von Österreich mit dem Bayernherzog in Fehde lag und daher den von seinem Gegner verfolgten und geächteten Sänger nicht ungern in seinem Lande sah und ihm sogar ein Lehen zu Mölk gab. Hier nun schloß er sich den adeligen Standesgenossen und überhaupt den höheren Gesellschaftskreisen enger an. Aber die leidige Unrast des streitlustigen Herzogs, der unausgesetzt seine Nachbarn befehdete, ließ auch unserm inzwischen gealterten Neidhart nicht mehr so recht das Glück einer behaglichen Heimstätte zu teil werden, und die ergreifenden Gedichte über die Vergänglichkeit der weltlichen Freuden bilden sozusagen seinen Schwanengesang. Ob er in seinem höheren Alter noch einmal seine geliebten vaterländischen Gaue habe begrüßen können, läßt sich nicht ersehen. Auch Näheres von seinem Tode oder seiner Begräbnisstätte wissen wir nicht.

So viel also in Kürze von der Person und dem Lebensgang des Dichters, der ein reiches Teil geistiger Anlage und kecken Lebensmutes an der Natur empfangen hatte, aber auch wuchtige Schläge des Schicksals erdulden mußte.

Und nunmehr zum Wesen seiner Dichtung! Man hat Neidhart v. Reuenthal, der allerdings ungewohnte und volle Töne anschlug, selbst dem Meister des höfischen Minnesanges, Walther von der Vogelweide, an die Seite gestellt; das ist nun freilich eine arge Überschätzung, die sich in keiner Weise rechtfertigen läßt; aber an Produktivität sowie an erquickender Frische des Empfindens, desgleichen an Kraft der dichterischen Ausdrucksweise kommt er jenem entschieden näher, als die meisten anderen Liedersänger des 12. und 13. Jahrhunderts. Zum aufrichtigen Bedauern aber jedes Litteraturfreundes besteht auch darin eine gewisse Ähnlichkeit, daß Neidhart wie Walther viele minder befähigte Nachtreter fand, die den frohsinnigen Ritter und schalkhaften Sänger durch ihren vergröberten Geschmack und gereimte Possenreißereien in schlimmen Mißkredit brachten. Unserm Neidhart nun — und darin liegt ein unbestrittener Vorzug seiner Dichtungen — fiel es nicht ein, unnatürlich erfundene und mühsam gequälte Situationen des Minnelebens zu schaffen oder das Alte etwa nur in neuen Variationen der Welt zu vermitteln; tausendfach angeschlagene Saiten wieder zu berühren, dazu war er ein zu selbständiger Geist, den die Art des Minnesanges, wie er sich zu seinen Lebzeiten zu gestalten anfing, nimmermehr befriedigen konnte. Und so sprang denn der energisch veranlagte jungherrliche Brausekopf mit seiner lustigen Leier mitten hinein in das kraftstrotzende, zuweilen derbkomische Leben der bayerischen und österreichischen Dorfschaften. Diese hatten gerade damals mit siegreicher Waffengewalt so manchem Ritter ihre Grundherrlichkeit entrungen, konnten sich also bis zu einem gewissen Grade wenigstens politischer Freiheit rühmen; infolgedessen fühlten sie eine Art Vollbehagen materiellen Glücks und Wohlstands. Im Hinblick auf solche Verhältnisse nun darf es nicht wundernehmen, wenn die verblaßten Schemen erkünstelten höfischen Minnesanges von den lebenswarmen Bildern aus der kräftigen Wirklichkeit verdrängt wurden. Neidhart, der naturfrische Repräsentant dieser neuen Richtung, die man füglich Dorf-Minnepoesie nennen mag, ward einer der populärsten Sänger seiner Zeit. Daß er, wie wir oben gehört haben, aus dem in weiten Gauen Beliebtesten später der meist Angefeindete und Verfolgte wurde, lag in anderen von mir bereits erwähnten persönlichen Gründen. Eine so geartete Natur, wie unser Reuenthaler war, konnte nur herzlich geliebt oder tödlich gehaßt werden; daß er beides erlebt, prägte sich auch in seinen Dichtungen aufs kräftigste aus.

Nachdem wir nun in den allgemeinsten Umrissen Wesen und Richtung der Neidhartschen Poesie kennen gelernt haben, erübrigt noch, von der Art, Form und Sprache das Allernötigste anzufügen. Des Reuenthalers Dorfpoesie ist eine oft derbe Parodie auf die hypersentimentale Liederdichtung zahlreicher Minnesänger. Die beim sommerlichen Tanze (reien) gesungenen Sommerlieder, in denen vielleicht die dem Minnesang vorangehende Volkslyrik enthalten ist, haben einen stereotypen Eingang vom Frühling, die Winterlieder (hovetaenzel) einen vom Herbst. An diesen Eingang nun knüpft sich eine Scene, (ich möchte sie mit Theokrits bukolischen Kleinbildern vergleichen), die mit der Ankündigung und Feier der frohen Zeit in irgend einem Zusammenhange steht; bald schmückt sich die Jungfrau für die bevorstehende Freude mit Kranz und Festgewand, zuweilen gegen den Willen der besorgten Mutter; bald wird diese selbst von der allgemeinen Tanzlust erfaßt und stürmt mit dem jungen Mädchen um die Wette in den tollen Reihenjubel; bald unterhalten sich zwei Gespielen neckisch über die Liebe und die Person, der die Liebe gelten soll u. s. w.

Im Sommerliede ist der dem Eingang folgende Hauptteil entweder lyrisch als Aufforderung zum Tanz oder episch als Gespräch oder dramatisch als Handlung. Im Winterliede folgt dem Eingang in der Regel die Ankündigung des Tanzplatzes, dann unter allerlei neckischen und mutwilligen Anspielungen die Namen der am Tanze Teilnehmenden, dann irgend ein dörperlicher Auftritt. Bezüglich der Form sei noch erwähnt, daß das Winterlied zwei Stollen und einen sog. Abgesang, also die bekannte Dreiteiligkeit der Minnelieder aufs sorgfältigste wahrt, während diese Ordnung im Sommerliede häufig vernachlässigt wird. Die Neidhartschen Lieder werden in Gruppen eingeteilt, wovon die 1. seine Jugendlieder, die 2. seine Liebe zu der Bauerstochter Jeutel, die 3. die Kreuzfahrtlieder umfaßt; die 4. Gruppe ist jenem zweiten Mädchen aus bäuerlichen Kreisen, Namens Friderun, gewidmet. In der 5. Gruppe, die füglich mit der Bezeichnung „Bayerische Lieder“ belegt werden kann, behandelt er die Zeit des Zerwürfnisses mit den Dörflern und Bauern und endlich in der 6. Gruppe führt er die Erlebnisse aus der Zeit seines Aufenthaltes in Österreich vor. Die Sprache selbst ist so ziemlich die der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Um die Herausgabe der Neidhartschen Lieder haben sich u. a. namentlich verdient gemacht: Moritz Haupt, Karl Bartsch und in letzterer Zeit ganz besonders unser einheimischer Gelehrter, Dr. Hyacinth Holland [1]) und der Bibliothekar an unserer Münchener Staatsbibliothek Friedrich Keinz. Letztgenannter, ein sorgfältiger und gewissenhafter Forscher unserer alten Litteratur-Denkmäler, bot in seiner Ausgabe von 1889 alles auf, seinen Liebling, denn das scheint der Dichter ihm zu sein, in möglichst sauberer, auch für den gebildeten Laien sich empfehlender Form vorzuführen. Er war bemüht, die Lieder, die ein bedeutendes Stück mittelalterischen Lebens und Liebens in frischen Farben schildern, durch Herstellung eines möglichst korrekten Urtextes, durch gediegene, leider nur etwas zu spärliche Anmerkungen und ein allerdings sehr gedrängtes Wort-

[1]) S. Allgemeine Zeitung.

lexikon einem weiteren Leserkreise zu vermitteln, wofür ihm der Dank aller Litteraturfreunde gebührt.

Und nun möge mir der Leser gestatten, einige wenige, aber charakteristische Proben der Reuenthalerschen Dichtungsweise in der Ursprache und in der von mir versuchten freien Übertragung ins Neuhochdeutsche ihm vorzuführen. Ich habe aus vier Gruppen je ein Lied gewählt. Damit der Originaltext besser zu Gehör und Verständnis kommt, werde ich beim Lesen Metrum und Rhythmus etwas weniger betonen.

Ein Sommerlied aus der ersten Gruppe beginnt mit dem stereotypen Preis auf den Frühling in zwei Strophen; in der dritten macht sich der boshafte Schelm über eine alte Bäuerin lustig, die schon (allerdings sehr hyperbolisch ausgedrückt) mit dem Tode ringt, gleichwohl aber beim Nahen des allbelebenden Lenzes stürmischer noch als die jungen Bauernmädchen in den Reihen hineintaumelt.

Uf dem berge und in dem tal	Auf dem Berg und in dem Thal
hebt sich aber der vogele schal,	Hebt sich wieder Vogelschall;
hiwer als ê	Heuer wie je
gruener klê.	Grünet der Klee;
rûme ez, winder: dû tuost wê.	Weiche, Winter, du thust weh!
Die boume die dô stuonden grîs	Die Bäume, die da stunden weiß,
die habent alle ir niwuez rîs	Die haben all' ihr neues Reis
vogele vol.	Der Vögel voll;
daz tuot wohl.	Das thut wohl.
davo nimmt der meie den zol.	Davon nimmt Herr Mai den Zoll.
Ein altin mit dem tôde vaht,	Ein altes Weib, des Lebens satt.
beide tac und auch die nacht	Bei Tag und Nacht schon todesmatt,
diu spranc sider	Die sprang beim Schall der Lieder
als ein wider	Nicht ungleich einem Widder
und stiez die jungen alle nider.	Und stieß die jungen alle nieder.

Dieses Lied ist übrigens noch eines der zahmsten aus der ersten Periode seiner jugendlich übermütigen Tanzgesänge, denn zu den sog. „Stampfern“, wie man die gröberen Bauerntänze benannte, sang und fiedelte er auch die ganz entsprechenden derbdrastischen Weisen.

Es folgen nunmehr einige Strophen aus einem Kreuzfahrtlied, das mit seiner Liebe zu Vaterland, Heimat und Freunden so sehr von dem vorausgehenden absticht, daß man den Dichter kaum wieder erkennt. Der darin vorkommende Bote ist, wie das häufig in Minneliedern der Fall ist, lediglich eine fingierte Person. Die Stelle von den Welschen bezieht sich auf das anmaßende und verletzende Benehmen der burgundischen und italienischen Ritter gegenüber den deutschen Rittern und Pilgern.

Meine freie Übertragung ins Neuhochdeutsche lautet:

Ez gruonet wol diu heide.	Es grünet wohl die Heide,
mit niuwem loube stât der walt:	Mit neuem Laube steht der Wald;
der winter kalt	Der Winter grämlich, wild und kalt
twanc si sêre beide.	Bedrückte schmerzlich beide.
diu zît hât sich verwandelôt.	Im Wandel ging dahin die Zeit,
min send in not	Mich aber mahnte Schmerz und Leid
mant mich an die guoten von der ich unsenfte scheide.	An alle Guten, Treuen, Lieben, Die in der alten Heimat blieben.
Bote nû var bereite	Mein Bote, fahr behende
ze lieben vriunden über sê;	Zu lieben Freunden übers Meer!
mir tuont vil wê	Denn ach, mich Armen peinigt sehr
sende arebeite.	Der Kreuzfahrt Missewende.
du solt in allen von uns sagen,	O, thu es ihnen allen kund
in kurzen tagen	Mit vollem frohberedten Mund:
sachens uns mit vröuden dort,	Sie sollen bald uns wiederschauen,
wan durch des wâges breite.	Ist anders dem Geschick zu trauen.
Sage der meisterinne	Und meiner Herrin sage,
den willeclîchen dienest mîn,	Ich sei zu dienen ihr bereit,
sî sol diu sîn	Sie werde die sein alle Zeit,
diech vor herzen minne	Die ich im Herzen trage;
vür alle vrouwen hinne vür.	Vor allen Frauen sie allein
ê ich's verkür,	Soll meines Lebens Kleinod sein.
ê wold' ich verkiesen der ich immer teil gewinne.	Was bliebe mir an Hochgewinne, Entsagt' ich jemals solcher Minne?
Vriunden unde mâgen	Der Sippe künde treulich,
sage, daz ich mich wol gehabe.	O du viellieber Knabe mein,
vil lieber Knabe,	Sie sollten nicht in Sorge sein,
ob sî dich des vrâgen	Mein Zustand sei erfreulich.
wiez umbe uns pilgerîne stê,	Doch um die Pilger steht es schlimm;
so sage wie wê	Gar wehe thu' der Welschen Grimm;
uns die Walhe haben getân;	Er bringe Unrast nur und Fährde
des muoz uns hie betrâgen.	Und Sehnsucht nach der deutschen Erde.

Nunmehr möge man eine kleine Partie aus einem Trutzliede auf die Bauernburschen hören, die es den Rittern an Tracht und Bräuchen gleichthun wollen, aber dabei selbstverständlich sich nur lächerlich machen. So spricht Neidhardt von einem Dorfinsassen Adelhalm in einem Liede der 5. Gruppe, worin jedoch eine starke Anwandlung von Eifersucht nicht zu verkennen ist; daß er sich dabei in Übertreibungen gefällt, ist bei seinem excentrischen Wesen erklärlich.

Gesâht ir ie gebûren sô ge- [meiten	Ei, habt ihr wohl gesehen
als er ist?	Je einen Bauern gehen,
Wizze Krist,	So stattlich wie der ist?
er ist al ze vorderst an me reien;	Er hat, beim heil'gen Christ,
einen vezzel zweier hende [breiten	Die Nase stets zu vorderst dran,
hât sîn swert.	So führt er jeden Reichen an;
harte wert	Die Schwertgurt ist zwei Hände breit;
dünket er sich siner niuwen treien;	Und wie der Laff' mit Wichtigkeit
diust von kleinen vier und zweinzec tuochen;	In seinem neuen Wams sich bläht!
die ermel gênt im ûf die hant.	Aus Flecken ist's zusammengenäht
sîn gewant	Aus vierundzwanzig kleinen,
sol man an eim oeden kragen suochen.	Aus groben und aus feinen;
Vil dörperlich stât allez sîn	Die Ärmel reichen über die Hand —
gerüste daz er treit. etc.	Und kurz und gut — in solch Gewand Paßt nimmer dieser Schroll hinein.

In dieser Tonart fährt der gereizte Poet fort.

Zum Ende der Proben möge noch eines von den österreichischen Liedern sich hören lassen, und zwar im Auszuge. Mit rührendem Dankgefühl preist der Sänger die ausnehmende Güte und Milde des Herzogs Friedrich, der ihm Haus und Heimat geschenkt habe; nur fügt er in schelmischer Naivität bei, über eines müsse er sich beklagen, daß ihm die Besteuerung zu hoch sei, er könne das nicht erschwingen; wenn nach dieser Richtung hin eine Abhilfe geschehe, dann werde er nimmer müde werden in der Lobpreisung seines fürstlichen Gebieters.

Der Text ist folgender:

Diese Zeilen lauten in meiner Übertragung:

Milter fürste Friederich, an triuwen gar ein flins	O Friedrich, Fürst von Milde weich, An Treue fester noch als Stein,
dû hâst mich behûset wol.	Du gabst mir Haus u. Heim sogleich;
got dir billîch lônen sol.	O möge Gott Dein Lohnherr sein!
ich enpfienc nie richer gâbe mêr von fürsten hant.	Denn wißt, daß ich empfangen habe Von keinem Fürsten solche Gabe.
daz waer allez guot, niwan der ungefuege zins;	Das wär' nun alles gut und recht, Doch mit der Steuer steht es schlecht;
des diu kinder solten leben,	Wovon die Kinder sollen leben,
daz muoz ich ze stiuwer geben;	Das muß ich hin als Steuer geben.

des wirt zwischen mir und mînen
friunden schiere ein pfant.
lieber here mîn,
maht du mir den zins geringen,
dînes heiles kempfe wil ich sîn
und dîn lop wol sprechen unde
singen,
daz es lûte erhillet von der Elbe
unz an den Rîn.

Darob empfängt aus meiner Hand
Gar mancher Freund ein wertes
Pfand.
Lieber Fürst und Herre mein,
Willst Du diese mir verringen,
Will ich gern Dein Kämpe sein
Und lobpreisend Dich besingen
Von der Elbe bis zum Rhein.

Nachdem ich ein, freilich eng umrahmtes, Bild von der Person und dem Wirken dieses hochbedeutenden Sängers, der einerseits die größten Sympathien sich erworben, anderseits der mißgünstigsten Beurteilung anheimfiel, nunmehr vorgezeigt habe, gebe ich mich der freundlichen Hoffnung hin, daß der Leser in unserm bayerischen Dichter wenigstens eine interessante litterarische Persönlichkeit des Mittelalters werde gefunden haben.

Nahezu sieben Jahrhunderte sind unterdessen über sein verschollenes Grab dahingerauscht. Welcher Wandel der Zeit und der Menschengeschlechter! Neidhart v. Reuenthal — — Kein verlässiger Denkstein, kein sicheres Gedächtnismal, das die Stätte seines Wirkens oder seines Grabes andeutete.

Längst verweht ist all sein Staub; und doch! seine Lieder leben noch; beneidenswertes Geschick! Sie haben alles überdauert. Zum Abschiede gebe ich dem herzensfrischen und lebenskräftigen, aber auch leidgeprüften Sänger, dessen liebe Schatten aus dem Grabe der Vergessenheit soeben heraufgeführt wurden, die Worte unseres seligen Scheffel mit einer kleinen Variante in den Mund, die er einen Ritter sprechen läßt:

Ich klage nicht, ich hab' mit meinem Pfunde
Gewuchert wie ein anderer frommer Knecht;
Zwar wuchs nur wenig Korn auf meinem Grunde,
Und viel Geblüm' zu Strauß und Kranzgeflecht.
Doch mancher dankt mir eine gute Stunde,
Manch goldnen Preis gewann mein Lautenklang,
Und manch ein Herz schuf meine Kunst gesunde.
Wo Neidhart singt, da währt kein Jammer lang.

Kleine Mitteilungen.

Die fahrenden Ärzte des 17. Jahrhunderts pflegten außer der Heilkunst auch die Komödie. So erschien im Jahre 1627 zu München ein gewisser Franziskus Minoruille aus Lothringen; der hatte ein paar vorzügliche approbierte Medikamente auf der Dult feil, dabei führte er seine Comedias italico more, sonderlich etlich rührend geistliche auf. Da ihm die Zeit zum Verkauf während der Dult zu kurz geworden, so bat er den Kurfürsten, ihm noch acht Tage mehr zu gönnen, auch ihm einige Zeugnisse seiner glücklichen Kuren, wie er solche von anderen Herren schon hatte, auszustellen. Darauf schrieb Kurfürst Maximilian an den Magistrat „dieweilen gedachter Minoruille, wie mir bericht worden, zwei medicamenta haben soll, welche von unserm collegio medico approbirt worden, alß wollen wir ihm solche allhie feil zu haben, bis auf Pfingsttag inclusive wohl vergonnen, jedoch ohne Haltung offentlicher comedj, der begehrten Zeugnisse aber ihn abgewiesen haben“.

Eß-Regeln aus dem alten Einschreibebuch des Klosters Tegernsee.

Iß Gänz Martini,
Mach Würst Nicolai,
Iß Blasi Lämper,
Häring Oculi mei semper,
Iß Ayer Paschae,
Erdbeer Johannis Baptistae.
Von Kitzen carnis
Seynd gut pentecostis.
Und hebest an Martini
Trink Wein per totum circulum anni.

Bayerische Nationaltrachten. Unsere Wanderung führt uns heute in den Süden des Reiches in die großartige Landschaft der Thäler von Oberstdorf und Hindelang, welche von den majestätischen Kolossen der Algäuer Alpen umrahmt sind. Wir haben die Gruppe von Oberstdorf bereits in Nr. 47 des 2. Jahrganges gebracht und fügen ihr heute als Seitenstück die Gruppe von Hindelang bei. Da die Abbildungen der Farben entbehren, so scheint die Tracht der beiden Thäler völlig gleichmäßig; es trifft dies bezüglich der männlichen Kostüme vollständig zu; die Frauentrachten jedoch unterscheiden sich, indem in Oberstdorf Jäckchen und Rock in dunklem Grau, in Hindelang in hellem Grün getragen werden. Im großen Ganzen sind sich die beiden Kostüme völlig ähnlich, und erst der Verlauf der Zeiten mag durch die Lust der Änderung eine Unterscheidung durch die beiden Farben, von denen wir grau als die ältere, einst allgemein übliche betrachten können — herbeigeführt haben. Wir schreiten zur ausführlichen Beschreibung der schmucken und überaus kleidsamen Tracht. Die Kopfbedeckung der Mädchen bildet ein dunkelgrünes, nach oben aufgekremptes rundes Filzhütchen, das sich wie ein Kork zuspitzt. Es ist mit grüner Schnur geschmückt, trägt als weitere Zierat Spielhahnfeder und die lieblichen Blumenkinder Edelweiß und Alpenrose. Das schwarze Mieder mit schmalen Trägern zeigt Formen alter Zeit. Rechts und links sind vier Silberhaken; die Verschnürung wird bei den Reicheren durch wertvolle Silberketten, an welchen oftmals Gedenkmünzen und Thaler angebracht sind, bei den minder Bemittelten durch rote Bänder bewirkt, welche sich gefällig von dem schwarzen Mieder und dem ebenfalls schwarzen Vürsteck, hier „Latz“ genannt, abheben. Den vom Mieder freigelassenen Teil des Oberkörpers bedeckt das weiße „Goller“ aus feinstem Leinen mit vielfachem Spitzeneinsatz. Es ist beliebt, unter die Spitzen wieder farbige Stoffe zu legen, damit sie durch die Muster der Einsätze hindurchschimmern. Wunderhübsch hebt sich die rote Korallenkette ab, welche um den Hals geschlungen ist. Um die Taille schlingt sich die den Schwäbinnen eigentümliche, bei Altbayerinnen und Fränkinnen unbekannte „Panzerkette“, ein Geschmeide von hohem Werte. Über Mieder und Goller wird das Jäckchen gezogen. Wie bereits bemerkt, ist es in Oberstdorf von dunkelgrauem Lodentuche, in Hindelang von hellgrüner Seide und abgenäht. Es ist auf der Brust weit geöffnet, so daß das Goller offen liegt, und mit seidenen Rüschen posamentiert; die Ärmel des Jäckchens schließen vorn eng mit einem Sammetbesatze ab, werden aber gegen oben hin bauschig. Besonders originell ist der Schnitt des Rückens, und an seiner Eigenart wäre ein Oberstdorfer oder Hindelanger Jäckchen unter tausend anderen zu erkennen und hervorzusuchen. Der Rücken besteht nicht aus einem einzigen Stücke, sondern in der Mitte aus einem schief eingestellten, lang gezogenen Viereck, dessen Formen entsprechend nach den Seiten die Einsätze sich anschließen. Das Jäckchen schließt hinten mit einem kleinen „Schößle“. Der Rock gleicht in Farbe und Stoff dem Jäckchen, er ist kurz, so daß ein bißchen die schwarzen Strümpfe zu sehen

sind. Uber ihn breitet sich der Schurz aus grüner Seide. Besonders hübsch ist die Sommertracht, das Jäckchen wird weggelassen, und dafür werden die blühend weißen, an den Ellbogen abschließenden hochaufgebauschten Hemdärmel sichtbar. Das Gesamtbild der Tracht ist ein außerordentlich liebliches; das Grau von Oberstdorf stimmt keineswegs ernst und melancholisch, wie z. B. manche Vorarlberger Trachten; das Hellgrün von Hindelang lacht fröhlich ins Leben

Die Tracht der Männer ist beiden Gruppen gemeinsam. Auf dem Kopfe sitzt munter, ja fast keck herausfordernd das grüne Hütchen, dessen Krempe nach abwärts gezogen ist. An der grünen die breiten Knöpfe aus Hirschhorn sind gedreht. Ein unzertrennlicher Begleiter ist der „Launer" oder „Calupper", ein gerades Tabakspfeifchen aus Erlenholz mit Silber beschlagen, ein Gegenstand der Hausindustrie. Wollten wir noch so viel des Lobes über die Kleidsamkeit der Tracht erheben, unsere Worte wären verschwendet im Vergleiche zur Wirkung unserer beiden Bilder. Sie geben nicht allein die Anschauung der Tracht, sondern auch des prächtigen Volksstammes, der in den Algäuer Bergen wohnt. Inmitten der Hindelanger Gruppe erblicken unsere Leser eine ihnen aus dem „Bayerland" bekannte Figur, den Adlerjäger Dorn, neben ihm Herrn Albert Zillibiller aus Oberdorf, den „König der



Nationaltracht aus Hindelang. Nach einer Photographie von J. Heimhuber (Sonthofen).

Hutschnur prangen die stolzen Trophäen der Jagd, der Adlerflaum, neben ihm das Edelweiß. Die schwarze Hose aus Gemsleder läßt die Kniee frei; unten an der Seite befinden sich zierliche grüne Schleifen. Ältere Leute binden die Hose unter dem Knie zusammen. Die dicken Wadenstrümpfe sind aus derber grauer Wolle mit dunkelgrünem Einsatze; die Schuhe kräftige Bergschuhe mit Griffeisen. Der einstige an Festtagen übliche Schnallenschuh ist verschwunden; dagegen ist der echte Algäuer Bergschuh „grob genäht", Fugen und Nähte mit Pech ausgegossen. Der Schuh läßt ferner den Knöchel frei. Weste und Halstuch sind unbekannte Gegenstände; statt des Gilets breitet sich über dem weißen Hemd der dunkelgrüne Hosenträger mit Brustband. In den dunkelgrünen Grund ist Edelweiß gestickt. Sommer wie Winter trotzt die offene Brust dem Wechsel der Witterung. Die Joppe ist aus grauem Loden, Stehkragen und Aufschläge sind von dunkelgrauem Tuche; Algäuer Käsindustrie", einen überaus thätigen Beschützer heimischer Tracht und heimischen Wesens.

Alte Sinnsprüche aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche.

Unter einem Hochzeitlader mit seinem Nachgeher steht:

Ungeladen lade ich die befreundte Hochzeitsgäste
Mein Bedinter dient mir nicht
Ist was Gutes zugericht
So versihe ich zuerst meine Gäst und mich aufs beste.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



D' Marei vom Brandstätterhof.

Eine oberbayerische Hochlandgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Otto v. Schaching.

(Fortsetzung.)

Der Müller probte Stück für Stück; der Wirt half mit. Hiesl beachtete ihre Thätigkeit mit keinem Blicke, so sehr wurde sein Sinnen von den Ereignissen der letzten Stunden verschlungen. Auf einmal aber riß ihn ein heftiger Aufruf des Müllers aus seinem Empfinden.

„Herrgott! Da is ja scho' wieder a g'fälscht's Halbguld'nstückl", kam es in höchster Überraschung aus Obermaiers Munde. „Jetzt bleibt mir scho' der Verstand steh'! I hab' neulich am Rentamt z' Miesba' zehn solche Halbguld'nroll'n eintauscht für a groß's Geld; fünf hab' i no nöt aufbrocha. Da muaß i auf der Stell' nachschau'n, ob's mit den anderen Roll'n nöt a' spukt."

Und in aller Eile lief er heim. Kaum war er fort, da schlug der Hiesl seine Zeche auf den Tisch, strich lautlos die vom Müller untersuchten Geldstücke ein und griff nach Axt, Rucksack und Bergstock.

„Dös Wiesl is grad' g'maht für mi", sagte er halb zu sich selbst, halb zum Wirt. „Mit falsch'm Geld a' no' auszahl'n! Wirt, Du bist mei' Zeug'n."

„Kann's leicht sei'", antwortete der Aufgeforderte. „Pfüat Gott, Hiesl, a andersmal wieder einkehrt."

Hiesl steuerte mit weiten Schritten der Halde zu, wo der Gangsteig zum Brandstätter hinaufführte. Er schlug die schnurgerade Richtung nach dem Hofe des Bauern ein. Dieser saß eben mit seinen Ehehalten beim Abendessen, als die große Gestalt des Holzknechts in der Stube erschien.

„Schlecht gnuag muaß's steh' mit Dir, Brandstätter, wennst Dir vom Müller drunt'n a falsch's Geld zu leih'n nehma muaßt, damitst an arma Holzknecht zahl'n kannst."

Das war die ganze Rede, welche Hiesl hielt, und indem er sie an den Bauern richtete, der vor Erstaunen gar nicht zu Worte kommen konnte, legte er alles Geld, wie es in der Rolle gewesen, mit derber Hand vor ihn auf den Tisch.

„Was hat dös z' bedeut'n?" rief der Brandstätter verblüfft und sprang auf. Aber da war der Hiesl schon lange im Freien.

Mit einer Flut wild wogender Gefühle unterm groben Linnenhemd schritt Hiesl auf dem rauhen Wege durch den nahen Wald dahin und seinem Heimatdörfchen Niklasreuth zu, dessen spitzer, grüner Kirchturm ihm von weitem schon entgegenwinkte. Dort besaß Hiesl ein schlichtes Häuschen, das einzige Vermächtnis seiner verstorbenen Eltern, und eine noch junge Schwester, die seine bescheidene Wirtschaft leitete.

Hiesl fand bei seiner Ankunft die Schwester nicht in der Stube. Er warf den Rucksack ab und legte Axt und Bergstock bei Seite. Die Thür hatte er zufällig halb offen stehen lassen. Da vernahm er von außen eine männliche Stimme, die ihm nicht fremd klang. Er horchte, und seine Spannung wuchs, je länger er horchte.

„I hab' Dir's scho g'sagt", sprach der Mann, „daß i Di nimmer auslaff', Leni. I bin großjähri und kann thua, was i mag. Und grad' so gern als i Di hab, hat mei' Schwester

Dein Bruadern. I hab ja scho' längst g'wußt, wia's mit der Marei und 'm Hiesl steht, aber i hätt' nix plauscht um koan Preis in der Welt nöt. Daß iatzt der Müllerlenz alles verrat'n hat, und daß mei' Vater in seiner Hitz glei' so drein=g'fahren is, dös thuat mir scho' recht load. Aber mein! I denk' mir halt, allewei' is a' nöt schlecht's Wetter; wenn's gnuag g'stürmt hat, scheint d' Sunn a' wieder."

„Du hast leicht red'n, Toni", entgegnete jetzt eine weibliche Stimme, und an ihr erkannte Hiesl seine Schwester. „Dös is koa Wetter, dös glei vorbei is, fürcht' i. Du därfst nimmer kemma, iatzt scho' gar nimmer, wo Dei' Vater und mei' Bruder miteinander verfeind't sand. In Gott's Nam', i muaß's halt ertrag'n. Du hätt'st niamals ebbs sag'n soll'n zu mir, daß Du mi magst, i hätt' mir in Ewigkeit nöt traut, Dir's z'sag'n."

Hiesl hatte gehorcht, daß er kaum mehr zu schnaufen gewagt, aus Besorgnis, sein eigener Atemzug möchte ihn verraten. Was hatte er doch erfahren! Sein Jugendfreund, der Brandstätter Toni, und seine Schwester Leni hatten's miteinander. Dem Hiesl versagte das Denken bei dieser unvermuteten Thatsache. Der wohlhabende Bauerssohn, der nur die Hand ausstrecken durfte, und an jedem Finger hätte eine reiche Braut gehangen, wie man so sagt, der hatte sich in ein armes Mädchen, die Tochter eines ehemaligen Kleinhäuslers verliebt.

Ein Schrei glitt an Hiesls Ohr. Die Schwester stand auf der Thürschwelle, eine junge, saubere Person. Dicht hinter ihr stand der Brandstätter Toni, in Gestalt und Gesichtszügen das leibhaftige Ebenbild des Vaters. Leni war verwirrt, Toni schien betreten beim Anblicke Hiesls. Aber der junge Brandstätter wußte sich den Umständen rasch anzubequemen.

„Hiesl", sagte er in ruhigem offenen Tone, „grüaß Di Gott und sei mir nöt bös', weilst es mei'm Vatern bist. I kann nix dafür, dös woaßt. Der Lenz, der'n Verräter g'macht hat, muaß büaß'n, dös is g'schwor'n und g'halt'n, und eher wird nöt g'ruaht, als bis er aus Wörnsmühl' und aus unserer Gegend vertrieb'n is. I seh's in Dei'm Gesicht, daß D' ganz verstaunt bist über mi, dös hoaßt über mei' Anwesenheit."

„Ja, dös bin i a'", gestand Hiesl ohne Rückhalt. „Du hast meiner Schwester g'sagt, was 's heut geb'n hat zwisch'n mir und Dei'm Vatern. Du hast ihr aber a' no' ebbs anders g'sagt, Toni, leug'n 's nöt, i hab's in meine eigenen Ohr'n g'hört."

„So, Du hast's g'hört?" sagte Toni, und keine Muskel in seinem Gesichte verschob sich. „Nachher woaßt alles, und i brauch Dir nix mehr z' beicht'n."

„Dös thut koa guat, Toni", erhob Hiesl eindringlich seine Stimme. „Du kennst Dein Vatern, und i kenn' ihn a'. I seh's selber ei', der Unterschied zwisch'n dem Brandstätterhof und unserm Häusl is wia a Scheerhaufa[1]) und'm Wendelstoa. So wen'g als die zwoa z'sammkemma, kimmt der Brandstätterhof und 's Brannerhäusl z'samm. Es is nöt recht von Dir, Toni, daß Du meiner Schwester an Kopf verruckst und ihr ebbs versprichst, was niamals nöt in Erfüllung geht."

Der Toni lachte.

„Du willst predig'n, Hiesl?" rief er, „und sollst Di selber bei der Nas'n nehma. Hast Du nöt meiner Marei a' ihr'n Kopf verruckt? Und wia verruckt! Und mi willst schent'n[1]), weil i's ehrli moan' und aufrichti mit Deiner Schwester?"

„Und Dei' Vater?" bemerkte Hiesl scharf.

„I bin mei' eigner Herr und hab' an ausg'macht's Vermög'n", antwortete Toni „Heut' hab' i's Deiner Schwester g'standen, wia i g'sinnt bin geg'n sie, punktum!"

„Und Du, Leni?" fragte Hiesl.

„Gern hab' i 'n scho', 'n Toni", gestand Leni errötend, „aber ..."

„Nix aber!" schnitt der Brandstätter Toni die Rede entzwei. „Hat mei' Vater an Kopf, hat sei' Suh' a' oan, verstand'n?"

Hiesl trommelte, in Gedanken verloren, mit den knochigen Fingern auf dem harten Ahorntische.

„Meintweg'n!" rief er. „Eßt's enker Supp'n selber aus, dös enk einbrockt habt's. I hab' gnuag mit mir alloans z'thua."

„Hiesl", redete der junge Brandstätter in treuherzigem Tone, „werd nur nöt mißmutig; schau, alles wird no' sein g'recht'n Gang geh'. I kenn' mein Vatern scho'; wenn er sieht, daß er mit'm Nachgeb'n weiter kimmt, nachher gibt er nach, kannst Di verlass'n drauf."

Hiesl nickte leicht, und ein wehmütiges Lächeln flog um seine Mundwinkel. Toni aber beschwor bei allen Heiligen im Himmel, daß Hiesls Schwester Brandstätterbäuerin werden müsse, und sein ehrliches Gesicht konnte als Zeugnis für die Aufrichtigkeit seines Schwurs gelten.

Der Hiesl hörte schweigend zu. Hochaufgerichtet stand er da und legte mit bedächtiger, ernster Miene die harte, schwielige Rechte in die Tonis, der mit einem Handschlage sein Versprechen besiegeln wollte.

Leni sah durchs niedrige Fenster, und ihr Blick trank das glühende Abendrot, das die tiefen Schründe und steilen Wände des Gebirges übergoß. Das war ein hoffnungsvolles, glückverheißendes Zeichen, dieses Leuchten der Bergspitzen, denn es war die Vaterhand Gottes, die sich zum Segen über die Erde ausstreckte — so hatte man ihr in ihrer Kindheit gesagt. Fiel heute ein Strahl von dieser feierlichen Segnung auch auf sie?

„Guate Nacht, Leni!"

Das Mädchen kehrte sich von dem entzückenden Bilde ab, das ihr die Natur vor die Augen gezaubert.

„Guate Nacht, Toni!" antwortete sie weich.

V.

Toni vernahm, als er zu Hause anlangte, daß der Vater nach Wörnsmühle gegangen sei, und auch den Grund, warum er gegangen, erfuhr er.

Mit dem ganzen Geld, wie's Hiesl hinterlassen, war der Brandstätter ins Thal hinabgestiegen. Dort fand er den Müller hinter einem Haufen Geldes am Tische sitzen, es mit größter Aufregung stückweise prüfend und sondernd wie Schafe und Böcke. Ein kleines Häufchen lag geschieden von den übrigen Münzen, das waren wohl Böcke.

Ohne viel Federlesens brachte der Brandstätter seinen Fall vor und händigte dem Müller das Geld ein. Obermaier war wie außer sich. Er sprang in die Höhe und schoß zuerst wie toll durch die Stube.

[1]) Maulwurfshügel.

[1]) schimpfen, tadeln.

„Siehst dös Häuserl da, Brandstätter?“ rief Obermaier, mit brennender Entrüstung auf die „Böcke“ zeigend. „Lauter falsch's Geld! lauter falsch's Geld! Sakramenter! So 'was in mei'm ehrlich'n Haus. Der Schlag kunnt' mi treffa! A Narr werd' i, a hellichter Narr!“

Während der Müller also deklamierte und hin- und herrannte, erschien durch die Thür, die in die nebenanstoßende Küche führte, ein kleines, kugelrundes Wesen mit einem leuchtenden Vollmondsgesicht. Das war die Müllerin. Den Brandstätter gewahrend, schlug sie schallend die Hände zusammen und rief:

„Ja, Vorsteher, was sagst zu dem? Is dös Hexerei oder Spitzbuberei?“

„Hexerei?“ that der Brandstätter mit einem Anfluge spöttischen Lächelns. „Dös wär' mir die rechte Hexerei. A Falschmünzerbande muaß in unsrer Gegend sei', a ganze Bande, anders is dös nöt zu erklär'n. Müller, hast auf koan Mensch'n in Dei'm Haus an Verdacht?“

„Wa . . . . as?“ dehnte Obermaier voll unbeschreiblichen Erstaunens ob einer solchen Frage heraus. „In mein'm Haus! Was fallt denn Dir ei', Vorsteher?“

Gschwendtner hatte mittlerweile eine der Papierhüllen besichtigt, welche das in Siegellack abgedrückte Siegel des königlichen Rentamtes Miesbach trugen.

„Glei' wett' i mein Kopf“, behauptete der Brandstätter mit verblüffender Zuversicht, „daß dös Siegel a' g'fälscht is. Die Roll'n sand mit einem nachg'machten Petschaft versiegelt word'n. Dös is mei' Überzeugung, und davon laß' i mir koa Tüpferl nöt abhand'ln.“

Hei, was für Augen da das Obermaierische Ehepaar machte! Der Ausspruch des Gemeindevorstehers wirkte geradezu unbeschreiblich auf die beiden.

„Is der Lenz nöt dahoam?“ fragte der Vorsteher gleichmütig und, wie es schien, ohne tiefer liegende Absicht.

„Der Lenz is nöt dahoam“, antwortete der Müller. „Er ist nach Tegernsee umi.“

„Jessas, der Lenz! der Lenz!“ kreischte zur selben Zeit die Müllerin. „Du wirst dengert den Lenz nöt in Verdacht hab'n, Brandstätter, den ehrlich'n Mensch'n. Wo denkst denn Du hin?“

„Wer red't denn von Verdacht?“ gab der Gemeindevorsteher zurück. „Aber der Lenz . . . .“

Da flog die Stubenthür auf, und über die Schwelle stürzte in wilder Hast der Lenz. Er war leichenblaß, sein Atem stürmte.

„Gott — sei Dank!“ stöhnte er mit wogender Brust, „ah — ah — Gott sei Dank — daß i da bin! — Die Lump'n! — — ah — — !“

(Fortsetzung folgt.)

Markgraf Luitpolds Heldentod in der Ungarnschlacht am 5. Juli 907.

Von Meinrad Lenz.

Schlimme Tage sah Deutschland zu Beginn des 10. Jahrhunderts, denn sein Scepter führten die schwachen Hände eines 13 jährigen Knaben, und im Osten und im Westen an seinen Grenzen erhoben sich mächtige Feinde, deren Ansturm die Schöpfung des großen Karl mit schweren Gefahren bedrohte.

Mit festen Bollwerken hatte dieser das Reich gegen Osten gesichert, ein Gürtel von Marken schirmte es: die böhmische Mark im bayerischen Nordgau, die Ostmark im Lande von der Enns bis zum Wienerwalde nebst Ober- und Unterpannonien bis zur Drau in dem Gebiete, welches den wilden Avaren in drei Kriegen abgenommen worden war, und Kärnthen nebst seinen Nebenländern. Die Avaren zwar waren seitdem verschwunden, aber statt ihrer waren in den ungarischen Tiefebenen die Magyaren oder Ungarn erschienen, ein Volk finnisch-uralischen Stammes, welches die Petschenegen aus ihren Siedelungen zwischen den Mündungen der Donau und des Dniepr verdrängt hatten. Sie suchten neue Wohnsitze im Westen. Das erste Mal erschienen sie im Jahre 862 an den deutschen Grenzen, 894 fielen sie in die pannonische Mark ein und richteten große Verheerungen dort an. Sechs Jahre später erfolgte ihr erster Einbruch in Bayern, wobei sie einen Landstrich von zehn Meilen in der Länge und Breite mit Feuer und Schwert verwüsteten. Auf die Nachricht davon wurde der bayerische Heerbann aufgeboten, aber vor seinem Eintreffen war bereits das ungarische Hauptheer mit seiner Beute heimgekehrt, und nur eine Seitenkolonne wurde auf dem linken Donauufer von den Bayern eingeholt und in einem glänzenden Kampfe vernichtet. Zum Schutze der Grenze erbauten dann die Sieger eine starke Feste, die Ennsburg, wozu sie die Bausteine aus den Trümmern der alten in Ruinen liegenden Römerbefestigung Lauriacum (d. h. Lorch) herbeiholten.

Luitpold hieß der glückliche Feldherr der Bayern. Er war mit den Karolingern nahe verwandt, wahrscheinlich durch Kaiser Arnulphs Mutter Liutswinde, und nahm unter den bayerischen Großen durch seine Macht die erste Stelle ein, denn er war Graf im Donaugau und hatte von Kaiser Arnulph dazu noch die böhmische Mark, die kärnthnische Mark und Oberpannonien verliehen erhalten. Welchem Geschlechte er angehörte, läßt sich mit vollkommener Sicherheit nicht angeben, aber unser vortrefflicher Geschichtsschreiber Riezler hat mit triftigen Gründen die hohe Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß er von den Huosiern abstammt, von jener Familie des alten bayerischen Hochadels, welche nach dem Herzogshause der Agilolfinger die mächtigste und vornehmste war. Und Luitpold selbst wurde der Vater eines ruhmvollen Geschlechts, das die Forscher mit seinem Namen verknüpfen und von dem sie wiederum mit nahezu völliger Bestimmtheit die Grafen von Scheyern, die Vorfahren der erlauchten Grafen von Wittelsbach ableiten, so daß er mit Fug und Recht als der Ahnherr unseres Königshauses gilt.

Schlimm stand es damals um Deutschland. Während im Westen die Normannen die Küsten und die Uferlande plünderten, wüteten verheerende Fehden im Innern des Reiches, namentlich der blutige Zwist zwischen den Babenbergern und den Saliern, so daß die Ungarn ihre Einfälle in die bayerischen Grenzlande alljährlich wiederholen konnten. Genauere Nachrichten darüber sind uns nicht überliefert; aber wir wissen, daß sie in den Jahren 901, 902, 903 Niederlagen erlitten,

daß 904 ihr Anführer Chussal von den Bäyern zum Gastmahl geladen und hierbei samt seinem Gefolge erschlagen wurde.

Wie einst die Hunnen, die ebenfalls in den Pußten Ungarns hausten, waren sie gefürchtete Feinde. Ihr stürmischer Angriff war unwiderstehlich, ihre Todesverachtung im Kampfe war unerschütterlich, die Schnelligkeit ihrer Pferde entzog sie den Verfolgern, gestattete ihnen selbst aber eine unablässige Verfolgung. Religiöser Fanatismus trieb die wilden Heiden an, denn sie glaubten, daß sie einst im Jenseits so viele Leibeigene zur Bedienung haben würden, als sie Feinde erlegten. Dabei beseelte sie ein derartiger Blutdurst, daß sie auf den Leichen der Erschlagenen wie auf Tischen schmausten und tranken; die gefangenen Weiber und Mädchen banden sie mit deren eigenen Haarzöpfen zusammen und trieben sie nach Ungarn. Wo sie hinkamen, zerstörten sie alles, sengten, brannten und vernichteten, was sie nicht mit sich schleppen konnten. Dieser Blutdurst, die unmenschliche Behandlung der Wehrlosen, die Zerstörungswut, dazu die häßliche Erscheinung der kleinen Gestalten mit gelben breitknochigen Gesichtern und geschlitzten Augen, ließ sie den Deutschen wie höllische Unholde erscheinen, und die Schnelligkeit, mit der sie — allerorten den roten Hahn auf die Dächer setzend und das Land in eine Wüstenei verwandelnd — plötzlich mitten im Lande erschienen und hinter den Rauchwolken der niedergebrannten Gebäude mit ihrem Raube wieder verschwanden, trug nicht wenig dazu bei, den von ihnen ausgehenden Schreckensbann zu vermehren.



Die Ungarnschlacht bei Preßburg, 907.

Im Jahre 906 hatten die Ungarn einen bedeutenden Erfolg errungen, unter ihren wiederholten Angriffen war das große Reich der slawischen Mähren zusammengebrochen, mit welchem die Deutschen zwar ebenfalls viele blutige Kriege geführt hatten, das ihnen aber doch als Vormauer gegen Osten gedient hatte. Noch im nämlichen Jahre dehnten die Ungarn ihre Streifzüge bis in das Herz Sachsens aus. Die Bayern sahen sich somit bereits auf ihrer ganzen Ostfront hinauf bis nach Nordosten von dem gefährlichen Feinde umfaßt.

Diese drohende Lage, die fortwährenden Verwüstungen ihres Landes scheinen sie zu dem Entschlusse gebracht zu haben, mit dem gefürchteten heidnischen Feinde einmal gründlich abzurechnen; vielleicht trugen dazu auch die inneren Verhältnisse Ungarns bei. Denn just war der große König Arpad aus dem Leben geschieden, er, dessen kräftiger Arm den Magyaren ihr Reich erstritten hatte; sein Sohn Zoltan aber war noch minderjährig, und mehrere Parteien standen sich mißgünstig gegenüber.

Im Juni 907 sammelte sich der gesamte bayerische Heerbann in der Ostmark, bei ihm befand sich der junge König Ludwig, genannt das Kind, den Oberbefehl führte der Ungarnsieger, Markgraf Luitpold. In der Ennsburg blieb der König mit seinem Hofe zurück, das bayerische Heer rückte den Feinden entgegen, und am 5. Juli kam es zur Schlacht, deren Ausgang entscheidend für das Geschick des bayerischen Stammes wurde. Aventin gibt einen sehr umständlichen, aber durchaus unglaubwürdigen Bericht über sie; allein wir erfahren weder durch ihn, noch durch einen der Chronisten, weder etwas über den Ort, an dem sie verfiel, noch über die Ursache, warum gerade diese Hauptschlacht mit der gänzlichen Niederlage der Bayern endete, während sonst stets beim Zusammenstoß der Heere die Magyaren den kürzeren zogen.

Von den Bayern war die ganze waffenfähige Mannschaft, das Aufgebot des Heerbannes, ins Feld gerückt, und das ganze Heer, die Blüte des Stammes blieb im Blute liegen auf der schrecklichen Wahlstatt. „Der bayerische Stamm ist nahezu aufgerieben“, schrieb ein gleichzeitiger Chronist; mit dessen Söhnen fiel der tapfere Führer des Heeres, der erste Fürst im Bayerlande, Markgraf Luitpold, es fielen mit ihm der erste kirchliche Würdenträger, der Erzbischof Theotmar von Salzburg, die Bischöfe von Freising und Seben, Udo und Zacharias, und zahlreiche Grafen, Äbte und edle Herren; Aventin nennt die Namen von 19 Grafen. Vom König Ludwig erzählt er, daß er mit genauer Not nach Passau entkommen sei.

Die Folgen der Niederlage waren entsetzlich. Zunächst fielen die Ungarn sofort in Bayern ein, überschritten den Inn und verwüsteten das Land. Aventin nennt als Klöster, welche damals eingeäschert wurden: St. Pölten, St. Florian, Matsee, Ötting, Chiemsee, Tegernsee, Schliersee, Schäftlarn, Benediktbeuern, Schledorf, Staffelsee, Polling, Dießen, Wessobrunn, Sandau, Siverstatt, Thierhaupten, Ilmmünster, Münchsmünster, Oberaltaich, Niederaltaich. Der König flüchtete in die Rheinlande.

Schlimmer noch wogen die politischen Einbußen. Wie zu den Zeiten der ersten Einwanderung der Bajuwaren ward die Enns wieder zur Ostgrenze, alles Gebiet östlich davon, das Karl der Große den Avaren mit dem Schwerte abgenommen und der deutschen Kultur zugeeignet hatte, Pannonien und die Ostmark gingen verloren; wo der bayerische Kolonist den Pflug über die gesegnete Flur geführt hatte, tummelte der Magyar sein Roß, nur das gebirgige Kärnthen wurde gegen die unga-

rischen Reiterscharen behauptet. Niemals hat ein größeres Unglück den bayerischen Stamm getroffen. „Mit einem Schlage gab diese Katastrophe die Errungenschaften vieler Menschenalter der Vernichtung preis, entschied über den Verlust zweier herrlicher Marken, knickte die Blüte, hemmte für lange Zeit die Entwickelung der Hauptlande und drängte für immer Bayern aus der bevorzugten Stellung, welche es zuletzt unter den deutschen Stämmen eingenommen hatte." So schildert Riezler das Unheil, das Bayern damals traf.

Jahr um Jahr wiederholten sich von nun an die Einfälle der Ungarn, welche die Gebiete der einzelnen Stämme verheerten, der Schwaben, der Franken, der Sachsen. Vereinzelt sank ihre Kraft dahin, da der männliche König fehlte, der sie geeinigt hätte.

Dieser warnenden Worte Riezlers wollen wir gerade in den gegenwärtigen Augenblicken doppelt eingedenk sein, da waffenstarrend im Osten wie im Westen wiederum die Feinde dräuen — und da eben (ein erhebendes Widerspiel!) der Enkel des an der Spitze seines Volkes gefallenen Schyren Luitpold, der Wittelsbacher Luitpold, sein kampferprobtes glänzendes Heer dem Kaiser des geeinten Deutschen Reiches in Heerschau und Waffenspiel vorführte.

Die glorreiche Schlacht auf dem Lechfelde, welche die um das kaiserliche Banner gescharten einigen deutschen Stämme schlugen, warf endlich die Magyaren für immer in ihre Pußten zurück: in Einigkeit stark können auch wir getrost nach Westen und nach Osten blicken!

Luitpold der Schyre.

Als in dichtgedrängten Kriegerreih'n
Deine Bayern jüngst vorbei Dir zogen
Mit dem Schwur, jed' Opfer Dir zu weih'n,
Und die Blicke Dir entgegen flogen,
Da entsann sich mancher wohl der Kunde,
Die noch heute lebt in aller Munde.

Der geheißen Luitpold, wie Du,
Und gezählt wird stolz zu Deinen Ahnen,
Ließ es nimmer mehr dem Feinde zu,
Sich den Weg nach seiner Mark zu bahnen.
Seine That, besiegelt durch sein Blut,
Stets entflammt sie neu der Schyren Mut.

Martin Greif.

Unsere Bilder.

Von Heinrich Leher.

Friede, du Wort, das der Himmel dem Menschen gab! Wer hat je deinen Zauber in ergreifenderen Worten geschildert als der größte Dichter unserer Nation, Friedrich v. Schiller? Wir meinen die Worte, mit welchen Max Piccolomini seinem Vater die Eindrücke seiner Reise in den von den Greueln des Krieges unberührten Gefilden Steiermarks schildert.

O, daß Sie von so ferner, ferner Zeit
Und nicht von morgen, nicht von heute sprechen!

erwidert Questenberg in seiner Antwort auf die flammende Rede des Jünglings.

Wir, die lebende Generation, wir sind so glücklich, den Frieden zu kennen. Seit 21 Jahren genießen wir seine Segnungen. Die Geschichte lehrt uns am eindringlichsten, was der Friede ist, indem sie uns von den Schrecknissen des Krieges erzählt. Wer ihrer Mahnung lauscht, der begreift, daß der Friede jedes Opfers wert und niemals zu teuer bezahlt ist. Sie lehrt uns zu gleicher Zeit, daß nur ein starkes Volk im stande ist, ihn zu erhalten. Wir haben vor kurzem die Erinnerungen geschildert, welche sich an die Fahnen unseres Heeres knüpfen, haben in unserm Artikel: „Zum 9. September 1891" seine Kämpfe und Schlachten an uns vorüberziehen lassen. Die Heerschau des 9. September, die sich anfügenden großen Manöver haben der Welt gezeigt, daß die bayerische Armee ihrer Vergangenheit würdig ist; wie sie in ihrer Geschichte keiner andern den Vorrang abzutreten braucht, so auch in ihrer Gegenwart.

Vor Freude erbebte das Herz in der Brust, wenn das Auge über die stolze Reihe der Regimenter flog, über den lebenden Wall des Vaterlandes. Es war keine flüchtige Ergötzlichkeit, für die Neugierde geboten, es war ein historischer Akt, ein geschichtliches Ereignis, dessen Eindrücke noch heute mächtig fortwirken.

Sie bestimmten uns zur Wahl der heutigen Bilder. Die Nummer erscheint am Vorabende des Namensfestes Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten, des allerhöchsten Kriegsherrn der Armee.

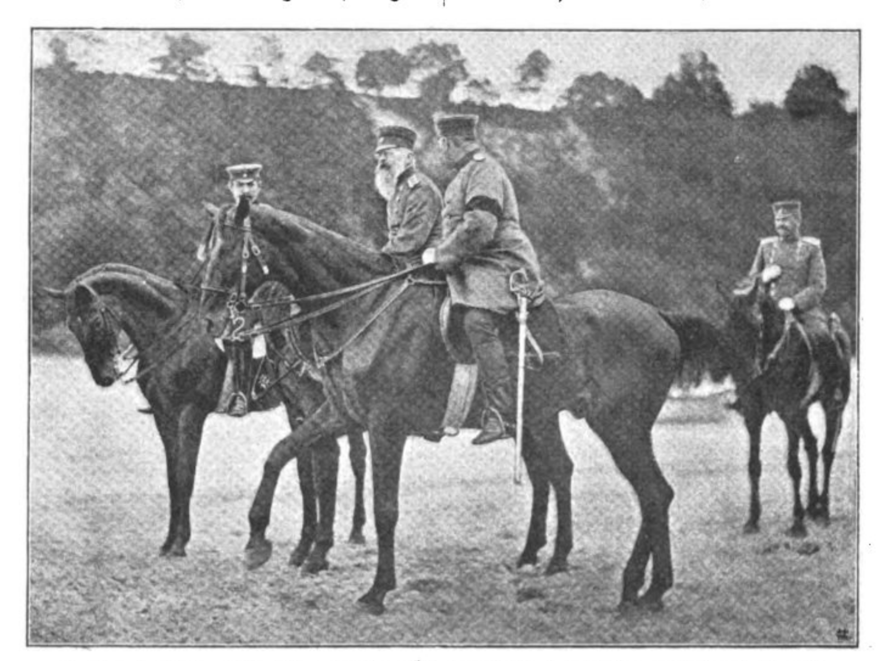
Wir haben im Vorjahre durch die Feder Hugo Arnolds die Soldatenlaufbahn Sr. Kgl. Hoheit geschildert; heute möge ein Bild ergänzend hinzutreten. Es zeigt die thätige Anteilnahme Sr. Kgl. Hoheit an der Ausbildung der Armee. Die Photographie trägt erst in neuester Zeit ihren Namen mit Berechtigung; sie ist ein Schreiben des Lichtes geworden und fesselt die Ereignisse schneller als die Feder; sie hat die Ketten der Zeit von sich gestreift. Es bedarf keines mühseligen Hinstehens vor die Apparate, ein Blitz, und die Momentphotographie hat ihr Werk verrichtet. Unsere Bilder lassen an Deutlichkeit und Vorzüglichkeit nicht erraten, daß sie das Werk eines Teiles einer Sekunde sind. Sie sind die Reproduktionen zweier Momentaufnahmen des bekannten Münchener Photographen und Malers Karl Teufel.

Se. Kgl. Hoheit besichtigen soeben die interessanten Versuche des 1. Schweren Reiterregiments, welches sich an den Geländen der Isar bei Großhesselohe in der Passierung von Flußübergängen übt. Der Photograph hat mit Geschick den Augenblick erpaßt, in welchem Se. Kgl. Hoheit das Antlitz halb zur Linken wendet und eine Mitteilung seines Begleiters entgegennimmt. Wir erblicken die edlen, gewinnenden Züge voll Milde und Herzensgüte, deren bezauberndem Eindruck sich niemand zu entziehen vermag. Das Auge richtet sich

scharf in die Ferne und zeigt uns das lebhafte Interesse an den Vorgängen. Die Haltung ist von jener kräftiger Frische, welche die Jahre Sr. Kgl. Hoheit nicht erraten ließe. Zur Rechten des Prinzregenten befindet sich Rittmeister Reschreiter, zur Linken der Regimentskommandeur Oberst Freiherr Maximilian v. Schacky, nunmehr Kommandeur der 1. Kavallerie-Brigade, hinter ihm Major Zerreis.

Unser zweites Bild zeigt Se. Excellenz Generaladjutant und Generallieutenant Freiherrn Freyschlag v. Freyenstein, Chef des Geheimkabinetts Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten.

Wir wissen, mit welch' huldvoller Gnade Se. Kgl. Hoheit Ihrem langjährig ergebenen Begleiter und treuen Diener zugethan ist, und freuen uns daher, das Bild hier einzureihen. Es ist wie das erste eine Momentaufnahme desselben Künstlers, die Vortrefflichkeit des Bildes läßt allerdings diese Eigenschaften nicht erraten. Die Schilderung und Berücksichtigung der Gegenwart ist zu gleicher Zeit Geschichtschreibung für die Zukunft, und so halten wir es für Pflicht, dem Bilde eine Lebensskizze Sr. Excellenz sowie historische Daten über die Familie beizugeben.



Se. Kgl. Hoheit der Prinz-Regent bei den Übungen des k. b. 1. Schweren Reiter-Regiments.

Schon im 15. und 16. Jahrhundert finden wir ein adeliges Geschlecht der Freyschlag auf der niederösterreichischen Ritterbank zu Wien, und es ist fast mit unumstößlicher Gewißheit anzunehmen, daß eben demselben Geschlechte die drei Brüder Adolph, Gotthard und Rudolph entstammten, welche Kaiser Ferdinand III. durch Dekret vom 26. April 1646, gegeben zu Linz „wegen ihrer Verdienste in Krieg und Frieden" in den Reichsadelstand erhob. Rudolph und Gotthard starben ohne Nachkommen; ihr Bruder Adolph Freyschlag von Freyenstein, Herr der Freihöfe Inzing und Waldau, erster Pfleger der Herrschaft Waidenholz (bei Weizenkirchen) ist der Ahnherr des jetzt noch blühenden Geschlechtes. Ignaz Cajetan, der am fürstbischöflichen Hofe zu Passau als Truchseß und Hofrat in hohem Ansehen stand, bewirkte die Eintragung des Namens in die bayerische Adelsmatrikel. Mit ihm schließt diese Linie der Edlen v. Freyenschlag zu Freyenstein, da wir in seinem Enkel den Begründer der freiherrlichen Linie erblicken.

Ignaz Johann Theodor Freyschlag v. Freyenstein wurde geboren am 12. Juli 1827 zu Landau a. J. Er besuchte das Gymnasium zu Passau, welches damals der als Pädagoge und Schulmann berühmte Rektor Peter Brunner leitete. Als nach Vollendung der Studien im k. Erziehungsinstitut zu München die Entscheidung des Lebensberufes herantrat, war es die Rechtswissenschaft, für welche sich Freyschlag entschied und deren Studium er auf der Universität zu München mit großem Eifer und Erfolge oblag. Das Corps „Bavaria" hatte die Ehre, ihn den Seinen zu nennen. Es kam das Jahr 1848, Kriegswolken von allen Seiten, Unruhen und Wirrnisse erheischten schnelle Vermehrung des Offiziercorps. Im Geiste seiner Ahnen, deren Dienste im Kriege und Frieden das kaiserliche Diplom einst hervorgehoben, entschied sich v. Freyschlag für die kriegerische Laufbahn. Er trat unmittelbar von der Universität weg als Lieutenant in das 1. Infanterie-Regiment. Die Kriegswolken zerstreuten sich, die langsame Friedenskarriere begann; aber dennoch gelang es in Bälde dem jungen Offizier, die Augen seiner Vorgesetzten auf sich zu lenken und deren besondere Zufriedenheit zu erwerben, so daß er bald zu der bevorzugten Stelle eines Bataillonsadjutanten berufen wurde. — Se. Kgl Hoheit Prinz Luitpold lernte als Kommandeur der 1. Division ihn kennen. Dem Prinzen hatte die Vorsehung von jeher die für einen Herrscher so wichtige, ja unschätzbare Gabe verliehen, in der Wahl seiner Umgebung, seiner Diener, Berater und Vollstrecker seines Willens ohne Fehl zu sein. Sein Auge entdeckte sofort mit scharfem Blicke die Fähigkeiten und Begabung v. Freyschlags, dem er sein besonderes Wohlwollen zuwendete. Das Kriegsjahr 1866 bot v. Freyschlag als Adjutanten der 6. Infanteriebrigade Gelegenheit, sich in hohem Maße auszuzeichnen, so daß der Prinz ihn in Bälde in seine unmittelbare Nähe zog, indem er als Inspekteur der Armee ihn am 1. Juni 1868 zu seinem Adjutanten erwählte. In dieser Stellung begleitete er Se. Kgl. Hoheit auf dem Siegeszuge der deutschen Waffen nach Frankreich.

Wir wissen, welche bedeutende militärische und politische Mission der Prinz hierbei zu erfüllen hatte, aus derselben erhellt die Wichtigkeit der Stellung v. Freyschlags. Als die Ereignisse des Jahres 1886 die Leitung der Geschicke Bayerns in die Hände Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten legten, da berief derselbe seinen treuen Begleiter unter gleichzeitiger Ernennung zum Generalmajor und Generaladjutanten auf den wichtigen Posten eines Chefs der kgl. Geheimkanzlei, eine Stellung welche Se. Excellenz seither ununterbrochen bekleidet. Verschiedene Auszeichnungen und Huldbezeugungen Allerhöchster Gnade haben dem Lande kund gethan, wie sehr der Prinzregent die Verdienste seines Adjutanten zu schätzen weiß. 1889 erfolgte die Ernennung zum Generallieutenant; am 7. Januar 1887

wurde v. Freyschlag in den erblichen Freiherrenstand des Königreichs Bayern erhoben.

Eine hohe, glänzende Würde ist in seine Hand gelegt; sie ist aber überreich an Pflichten und Bürden. Sie stellt an die Persönlichkeit ihres Trägers so gewaltige Anforderungen, daß sie nur von Männern von exceptioneller Begabung und Fähigkeit gelöst werden können. Sie finden sich in Sr. Excellenz vereint. Mit der Energie des Soldaten verbindet sich die Klugheit des Staatsmanns. Der Körper ist gestählt durch Übungen, und der Geist erledigt wie spielend die Übermasse der Geschäfte. Allerdings erfordert das Amt die rückhaltlose Hingebung jeder Minute; es schenkt keine Rast, noch Ruhe. Der erste Vortrag bei Sr. Kgl. Hoheit findet schon in früher Morgenstunde um 7½ Uhr, der zweite mittags, der dritte abends statt.

Unser Bild zeigt neben Sr. Excellenz seinen Sohn, Freiherrn Wolfram Freyschlag v. Freyenstein, Secondlieutenant im kgl. 3. Feld-Artillerie-Regiment. Es war ein unvergeßlicher Ehrentag der freiherrlichen Familie, als Se. Kgl. Hoheit der Prinzregent die Patenstelle bei dem Sohne des Freiherrn Wolfram zu übernehmen geruhte.

Der Reiz der Momentaufnahmen beruht in der Natürlichkeit; die Personen, ohne Ahnung ihres Geschickes, sind des Bannes gelöst, mit welchem sonst jedermann, wenn auch ungerechtfertigterweise, durch das Bewußtsein, sich vor den Lichtplatten zu befinden, belastet ist.

Se. Exc. Generallieutenant u. Generaladjutant Frhr. Freyschlag v. Freyenstein,
Chef des Geheim-Kabinetts Sr. K. H. des Prinz-Regenten.

Auch unser drittes Bild, die Schlacht von Preßburg, wurde, wie die übrigen, von dem Einflusse der kriegerischen Scenen des September bestimmt. Martin Greif, unser hochbegabter vaterländischer Sänger, der uns soeben mit einem wittelsbachischen Schauspiele: „Kaiser Ludwig der Bayer" beschenkte, hat in tief empfundenen poetischen Worten dargelegt, wie dieses Bild Gegenwart und Vergangenheit verbindet. Meinrad Lenz, eine hoffnungsvolle Kraft, welche wir unseren Lesern heute zum ersten Male vorführen, hat in einem ausführlichen Artikel den Heldentod des ersten Luitpold beschrieben.

Unser viertes Bild widmet sich einer unserer originellsten und reizvollsten Landestrachten, der Gruppe der Löwensteinschen Grafschaft, nach einer vorzüglichen Photographie S. M. Schuberts in Lohr.

Wir konstatieren an dieser Stelle mit besonderer Befriedigung die freudige Aufnahme, welche unsere Beschreibungen der Landestrachten in Wort und Bild bei unserm Leserkreise finden. Die Liebe zur alten schönen Tracht wird hierdurch lebhaft entfacht. Wir haben bereits praktische Erfolge erzielt, indem es der Anregung und den Bemühungen der Redaktion gelang, die Bamberger Häckerinnung zur Beibehaltung ihrer Tracht bei hohen festlichen Gelegenheiten zu veranlassen; ein Beispiel, dem voraussichtlich die „obere und untere Gärtnerei Bambergs" sich anschließen werden.

Die Grünkittel.

Von L. Höhnlein.

Unter den Gruppen, welche in ihrer herkömmlichen Volkstracht an dem in München am 12. März 1891 zu unseres Prinzregenten 70. Geburtstage veranstalteten Festzuge teilnahmen, fiel sicherlich auch jene der sog. Grünkittel aus dem Sprengel des kgl. Bezirksamtes und Amtsgerichtes Marktheidenfeld auf. Herr Photograph S. M. Schubert in Lohr hat diese Gruppe, die aus Braut (in der Mitte), Bräutigam (rechts davon), den beiden Brautführern oder Trauzeugen zu Seiten des Brautpaares im Hintergrunde), einem verheirateten Manne (links von der Braut), einer verheirateten Frau rechts vom Bräutigam, sowie vier Brautjungfern (je zwei auf einer Seite) besteht, meisterhaft aufgenommen. Es folgt eine Nachbildung dieser Aufnahme im „Bayerland", das schon eine große Reihe dieser Gruppen veröffentlicht hat.

Die „Grünkittel" wohnen auf der Höhe am östlichen Ausläufer des Spessart gegen den Main bei Marktheidenfeld zu in dem protestantischen Kirchspiele Michelrieth, das aus den Ortschaften Michelrieth, Altfeld (dem Wohnorte der Abkonterfeiten), Oberwittbach, Krabenbach, Steinmark und Glasofen mit dem Weiler Eichenfürst besteht, und etwa 1600 Seelen enthält. Das Kirchspiel Michelrieth nebst den zwei weiteren: Kreuzwertheim (der badischen Stadt Wertheim gegenüber am rechten Mainufer liegend) und Haßlach (wozu noch Hasselberg und zum Teile Schollbrunn eingepfarrt ist) gehörte zur

alten Grafschaft Wertheim, weshalb das Kirchspiel Michelrieth auch jetzt noch vorzugsweise „die Grafschaft" heißt.

Nachdem die alten Grafen von Wertheim mit Graf Michael III. am 14. März 1556 ausgestorben waren, kam die Grafschaft Wertheim durch Erbschaft an den Grafen von Löwenstein, Ludwig, der am 13. Februar 1611 verstarb und zwei Söhne hinterließ, welche die zwei jetzt noch blühenden Linien: Löwenstein Wertheim-Mirenburg (seit 1803: Freudenberg) protestantischer, und Löwenstein-Wertheim-Rochefort (seit 1803: Rosenberg) katholischer Religion, stifteten. Das hier in Frage stehende Ländchen gehörte zum Erbteil der älteren, protestantischen Linie, wurde mit den weiteren Besitzungen derbergschen Herrschaftsgericht Kreuzwertheim, bis 1. Mai 1853 zur kgl. Gerichts- und Polizeibehörde Kreuzwertheim, bis 1. Juli 1862 zum kgl. Landgerichte Stadtprozelten.

Bei der dann erfolgenden Trennung der Justiz von der Verwaltung kam unser Ländchen zum Sprengel des kgl. Landgerichts Stadtprozelten und des kgl. Bezirksamtes Marktheidenfeld, ward aber 1. Oktober 1879 auch dem Sprengel des kgl. Amtsgerichts Marktheidenfeld einverleibt.

So viel über die Geschichte.

Über Haus und Wohnung, über Volkssitte werden wir später berichten. Hier interessiert uns noch die Volkstracht, wobei die Festtracht und die gewöhnliche Tracht zu unter-



Nationaltracht aus der Löwensteinschen Grafschaft.

selben auf der rechten Mainseite, als Hasselberg, Haßloch, Kreuzwertheim, Rettersheim, Schollbrunn, Traunfeld, Unterwittbach und Wiebelbach am 13. September 1806 bei Errichtung des rheinischen Bundes unter die Souveränität des Fürsten Primas Karl Theodor v. Dalberg gestellt und verblieb auch unter demselben, als dieser am 16. Februar 1810 Großherzog von Frankfurt geworden.

Als dieser im November 1813 auf die Weiterregierung verzichtete und sich aus seiner Residenzstadt Aschaffenburg und seinem Lande entfernte, kam dasselbe unter eine Landesadministration. Mit dem Fürstentum Aschaffenburg kam dann am 26. Juni 1814 auch „die Grafschaft" unter bayerische Landeshoheit, unter der sie auch jetzt noch steht. In administrativer und gerichtlicher Hinsicht gehörte der fragliche Landesteil bis 1. Oktober 1838 zum fürstlich Löwenstein-Wertheim-Freuden-

scheiden sind. Erstere ist vollständig auf unserm Bilde veranschaulicht. Es fallen vor allem die Trachten der zwei älteren Leute (Vater und Mutter der Braut) in die Augen, da sie die althergebrachten Festtrachten der Grafschaft sind. Der Vater trägt einen dunkelblauen, bis zu den hohen Stiefeln reichenden, kragenlosen Tuchrock mit zehn Knöpfen, die vom Halse bis zur Magengegend reichen, eine dunkelblaue Tuchweste, vollständig geschlossen durch eine Anzahl Knöpfe von weißem Metall, eine gelbe hirschlederne, in den langen Stiefeln steckende Hose, eine schwarzseidene Halsbinde und einen in drei Spitzen gelegten schwarzen Hut, sog. Dreispitz. Ähnlich sind auch die jüngeren Mannspersonen gekleidet. Doch trägt der Bräutigam ein großes Blumenbouquet vorn am zugeknöpften Rocke und auf der Brust und dem Hute einen Rosmarinstrauch, während die Brautführer lediglich auf dem Hute ein kleineres Blumenbouquet führen.

Was die weibliche Festtracht anlangt, so trägt die Brautmutter den herkömmlichen vielgefalteten, kurzen Wollrock nebst Wollmützchen, die schwarze, das ganze Haar verdeckende Bandhaube (Haube mit Bandschleife), vor der Brust und über der Haube ein weißes Kopftuch, Braut und Brautjungfeen aber schwarze Wollkleider, kurze seidene, großgeblümte Schürzen mit einiger Verzierung, weiße, kreuzweise über die Brust geschlagene und auf dem Rücken geknöpfte Brusttücher, lange Korallenkränze um den Hals, schwarze Halstücher, schwarze Bandhauben, lila und hellrote Kopftücher mit langen, den Rücken entlang herabfallenden Schleifen. An diese Tücher sind auf dem Kopfe große Blumenkörbe in Form eines Bienenkorbes befestigt, welche verschiedene künstliche Blumen nebst Gold- und Silberbehänge enthalten. Einen Rosmarinzweig trägt die Braut am Schurz, die Brautjungfer rechts am Brusttuch, die Brautmutter in der Hand. Der Festtracht außer Hochzeiten fehlen die Rosmarinsträuche, die Blumenbouquets und Blumenkörbe, die weißen Brust- sowie die Kopftücher und Korallenkränze. Die gewöhnliche (Arbeits-)Tracht ist beim weiblichen Geschlechte der Faltenrock, das Wollmützchen, die Bandhaube und das Halstuch, beim männlichen aber eine dunkle Tuchkappe mit Schild, schlichte Hose und ein vom Hals an bis zu den Waden reichender, vorn an der Brust mit Knöpfen verschlossener Rock von grünem Zeuge, wovon auch der Name stammt, der in der Überschrift genannt ist.

Möge das arbeitsame, sparsame und fromme Völkchen sich in seiner altherkömmlichen Einfachheit fort erhalten und insbesondere auch seine althergebrachte Tracht nicht ablegen in unserer alles modernisierenden Zeit, die schon allzuviel des ehrwürdig Althergebrachten abgeschafft hat.

Vor einem Lustrum.

Rückblick

auf die feierliche Rundreise Seiner Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern durch Schwaben und Franken vom 25. September mit 1. Oktober 1886.

Von Adolf Pernwerth v. Bärnstein.[1])

(Vorgetragen bei der Festfeier des Münchener Zweigvereins des freien deutschen Hochstiftes für Wissenschaft und Kunst zu Frankfurt a. M., zur Feier des 70. Geburtsfestes Seiner Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern, am 17. März 1891.)

Wie auf Windesflügeln rauschet von der Isar grünem Strand'
Lautbegrüßt die Freudenkunde hin durchs ganze Bayerland:
„Luitpold, des Reichs Verweser, dem die Herzen zugethan,
Rüstet sich zum Zug durch Bayern, seinem Volke sich zu nah'n."

Und in Schwaben und in Franken, die der Fürst zuerst beglückt,
Stadt und Städtlein vielgeschäftig zum Empfang sich würdig schmückt;
Näher, immer näher rückt er, des Regenten Auszugstag,
Höher, immer höher pulst er, der Erwartung Wogenschlag.

Sieh, schon steht in Münchens Bahnhof fahrbereit der Wagenzug,
Der durchs Bayerland den Fürsten tragen soll im kühnen Flug, —
Sieh, schon hat er ihn bestiegen und, umtönt von Jubelbraus,
Trägt das Dampfroß, stolz der Bürde, jetzt ihn in das Land hinaus.

Hin nach Schwaben geht die Reise, Augsburg beut die erste Rast,
Schon von fern' begrüßt der Türme Fahnenzier den hohen Gast; —
In der alten Kaiserherberg', die „Drei Mohren" trägt im Schild',
Schlägt er auf des Hofes Lager, welch' ein buntbewegtes Bild!

Was die Liebe und die Treue ihm nur immer bieten kann,
Leget dort dem Herrn zu Füßen, freudig huld'gend Mann für Mann;
Und was Schwabens Kunst geschaffen und sein Handwerk, einst und heut',
Ausgestellt in reichen Sälen, des Regenten Blick erfreut.[2])

Schnell verronnen sind die Tage, und schon trägt das Feuerroß
Fort den Fürsten, hin nach Franken; — sieh, schon leuchtet Nürnbergs Schloß,
Ragend ob der alten Reichsstadt, mit der hohen Giebel Pracht,
Drinnen Industrie und Handel emsig schaffen, wohlbedacht.

Durch die Gassen und die Gäßlein braust ein Jubel echt und recht,
Drin sich, gleichen Sinns und Herzens, eint Alt-Noris' neu Geschlecht:
Schönes Nürnberg, das als Perle Bayerns nicht umsonst man preist,
Ja, du hast in diesen Tagen voll bewährt, was Treue heißt!

Doch schon drängt die Weiterreise, die zum lust'gen Maine geht,
Wo, umblüht von Rebenhügeln, stolz das schöne Würzburg steht,
Dort im Schloß begrüßen Bilder, Fürst, Dich, Dir so lieb und traut,
Dort, wo Du ins Erdenleben lächelnd einst zuerst geschaut.

Drum in hehrem Doppelklange hier Dir Jubel dröhnend rauscht,
Den in heißem Herzensdrange Stadt und Hochschul' wechselnd tauscht;
Endlos schallt er d'rauf am Maine, als an jenem Festestag'
An der neu erstand'nen Brücke Du vollführt den Hammerschlag.[1])

Doch vorüber — und hinwieder setzt auf dampfgeschwung'nem Rad'
Aus des Maines schönem Thale fort der Fürst den Reisepfad. —
Ansbach winkt, ihm wob so Sage, wie Geschichte längst den Kranz:
Ansbach, heut' erblüht ein neues Blatt in deinem Ehrenkranz!

Hell Gepränge grüßt den Fürsten, da er einzog, weit und breit,
Froh' Gedränge, Jubelklänge geben innig ihm Geleit,
Da er, tief gerührt und dankend, neu bestieg den Wagenzug,
Der im reichen Schmuck von Kränzen ihn zurück nach München trug.

Auf dem Weg tönt ringsum Jubel, leuchtet ringsum Feuerschein,
Und die Glocken von den Türmen hallen ringsum grüßend drein, —
Froh erregt empfängt den Fürsten, heimgekehrt zum Isarstrand,
Bayerns Hauptstadt, drin des Landes Jubel tönend Echo fand.

Hoher Pflichten streng' Erfüllen hält den Fürsten hier zurück,
Bis des Lenzes neu' Erwachen neuen Städten gleiches Glück,
Jubelnd ihren Herrn zu grüßen, bringen wird am heit'ren Main,
An der Regnitz, an der Saale, an der Donau und am Rhein.

Lang' noch wogte die Erregung freudig nach von Ort zu Ort
Und die hehren Bilder alle leben in den Herzen fort:
Diese Bilder, die voll Weihe wir vorüberziehen sah'n,
Eng' zur glanzverschlung'nen Reihe wob sie Bayerns Eisenbahn.

[1]) Verfasser hatte die Ehre, dieser Rundreise in dienstlicher Eigenschaft anzuwohnen.

[2]) Schwäbische Kreis-Industrie-, Gewerbe- und kunsthistorische Ausstellung 1886.

[1]) Feierliche Grundsteinlegung der neuen „Luitpoldbrücke" zu Würzburg, am 30. September 1886.

Die Hochlandsbewohner hinsichtlich Körpergröße und Kraft.

Von Arthur Achleitner.

Ausrufe des Entzückens fremder Gäste im Hochland über die strammen Gebirgsburschen, besonders bei fröhlichem Tanz, sind uns Bayern nichts Neues, aber man freut sich doch mit den anderen, daß dieser Schlag Leute so urkräftig heranwächst. Groß ist auch die Freude, wenn einer einem wirklich schönen Mädel der Gebirgsgegenden begegnet. Wer viel im Hochland wandert, weiß, wie selten man Gelegenheit zu solch besonderer Augenweide erhält. Und die oft als so schön gepriesenen Sennerinnen existieren wohl nur in der Phantasie der Dichter. Man hat mit dieser Thatsache sich abgefunden, wie drüben in Tirol, mit dem Faktum, daß Almhütten nur mehr von Sennen bezogen werden, näher mit diesen Erscheinungen hat sich kaum jemand befaßt. Man kennt z. B. den Ausdruck „bayerischer Dickschädel", aber wer weiß, daß gewissermaßen der Präsident der anthropologischen Gesellschaft in Paris, Dr. Pruner-Bey, vor Jahren den Altbayern diese Bezeichnung verschafft hat durch die mit Schädelmessungen belegte Behauptung, daß „die Schädel der Altbayern in Europa die größten und gewiß auch die dicksten sind?„ In einem leider viel zu wenig gewürdigten Buche: „Die Kriegsthaten der Isarwinkler" hat Dr. Sepp aus dem reichen Schatze seiner heimatlichen Forschungen und Beobachtungen dieser Behauptung beigefügt, daß das Tölzer Gebiet, was Größe und Stärke betrifft, verhältnismäßig die meisten Leute mit sechs Fuß und darüber zum Militär stellt. Laut „Bavaria" I, 446, ist Tittmoning mit ein Fünftel, Tegernsee, Traunstein und Berchtesgaden mit der Ramsau mit ein Viertel, weniger dagegen das Landgericht Friedberg und Schrobenhausen, auf 100 nur mit drei bis vier Mann zu sechs Fuß, beteiligt.

Diese alten Messungen und Aufzeichnungen sind heute durch genaue Rekrutierungstabellen und anderweite Forschungen so gründlich ergänzt und erweitert, daß sich über die oben aufgeworfenen Fragen eine vollkommen zutreffende wissenschaftliche Beantwortung geben läßt. Dr. Höfler in Tölz, der bekannte medizinische Schriftsteller und Herausgeber hochinteressanter Werke über ärztliche Verhältnisse im Gebirge, hat speziell über Körpergröße im Bezirk Tölz Messungen angestellt, die ein interessantes Ergebnis liefern.[1]) Aus 40 Jahrgängen der Rekrutierungstabellen (1830—1870) ergibt sich:

23‰	Mindermäßige	(bis zu 1,56 m)
199‰	Kleine	(1,57—1,64 m)
559‰ (!)	Große	(1,64—1,74 m)
219‰	Übergroße	(über 1,74 m).

Die durchschnittliche Größe der 21jährigen Konskribierten des Bezirkes Tölz ist 1,70 m Höhe, eine sehr respektable Größe. Der „schönste Ort Oberbayerns", Lenggries, hat sogar die Durchschnittsgröße von 1,78 m aufzuweisen.

Bekanntlich ist von gelehrter Seite darauf hingewiesen worden, daß die geologische Bodenformation, die Art der Arbeit und der Grad der Wohlhabenheit diejenigen Faktoren sind, welche auf das Wachstum in die Länge und Breite den größten Einfluß üben. Andererseits legt z. B. Ecker das Hauptgewicht für die Erklärung der verschiedenen Körpergrößen in Baden auf die ethnischen Momente.

Ranke (Statistik und Physiologie der Körpergrößen der bayerischen Militärpflichtigen [1875], 4. Band der Beiträge zur Anthropologie Bayerns) erblickt in der geologischen Bodengestaltung, in der daraus hervorgehenden größeren oder geringeren Fruchtbarkeit und Wohlhabenheit der Gegend, der besseren oder schlechteren Ernährung die eingreifendste Ursache für den Unterschied der Körpergröße „innerhalb einer ethnisch gleichartigen" Bevölkerung. Lombroso stellt sich auf den gleichen Standpunkt: Fruchtbarkeit des Bodens vergrößert, unfruchtbarer, Granit-, Moorboden verkleinert den Menschen, kaltes Gebirgsklima aber soll des Menschen Körpergröße-Entwickelung befördern.

So günstiges Resultat nun Tölz liefert, so ungünstig stellt sich das Verhältnis im Bezirke Werdenfels, der, eine Ausnahme von allen übrigen Hochgebirgsdistrikten Oberbayerns, sehr viel Mindermäßige liefert. Nun ist aber dieser Bezirk arm und mit Kretinismus mehr als andere behaftet, wodurch der Beweis erbracht ist, daß Wohlhabenheit und reichliche, gute Ernährung die wichtigsten Bedingungen für das Größenwachstum sind. Diese aber sind selbst wieder von der Ausnutzung der Bodenprodukte, also von der Bodenformation abhängig. Den eigentlichen funktionellen Reiz zum größeren Körperwachstum übt aber das gesteigerte Bedürfnis, die im Gebirge höhere physiologische Leistung des Bewegungsapparates aus, wofür ja die stärkere Entwickelung der Wadenmuskulatur bei der Gebirgsbevölkerung spricht, wie man sich bei Jahrmärkten in Tölz ꝛc. überzeugen kann.

Eigentliche Untersuchungen auf die Körpergröße beim weiblichen Geschlecht liegen nicht vor. Das Weib der Berggemeinden ist stämmig, kurzhalsig und breit, in den Gemeinden vor dem Gebirge bis gegen das Tegernseer Gebiet zu verliert es das Plumpe. Ein Bauernmädchen in den Bergen, wenn wirklich hübsch, ist dies nur einige Jahre, altert rasch und wird bald um zehn Jahre älter aussehen, als es wirklich ist. Es wird eben im Gebirge, wo das Weib mehr dem Manne beim eigentlichen Erwerb mithilft, durch die stärkere mechanische Anstrengung der Glieder und des ganzen Körpers die weibliche Körperproportion rascher verändert, und zwar in der Richtung einer zunehmenden Entfernung von den jugendlichen, dem Weibe sonst zukommenden Verhältnissen, und einer Annäherung an den männlichen, entwickelteren, volleren Typus, was sich in Längen- und Breitendimensionen der Extremitäten, Kantiger- und Eckigerwerden der Arme, Fuß- und Gesichtsknochen, bemerkbar macht.

Sogenannte „Kraftmenschen" trifft man heutzutage noch im Gebirge, wie ja große Körperkraft vielfach die Burschen auszeichnet. Besondere Beispiele abnormer Körperkraft registriert Professor Sepp aus früherer Zeit. So hatte der Griesmann von Wezel beim „abbrennten Kreuz" im Jahre 1850 einen Sohn Seppel bei den Kürassieren in München, dessen gewaltiger Brustkasten keinen passenden Panzer finden konnte. Auch der Schlierseewinkel hatte einen Mann von gewaltiger Stärke, der einst bei Memmingen Wache stand, als er von sieben Franzosen überfallen wurde. Der Schlierseer erschlug die Rothosen nacheinander, wofür König Max ihm erlaubte, sich eine Gnade auszubitten. Richtig wollte der

[1]) Höfler: Der Isarwinkel, München, Julius Stahl.
Dr. Sepp: Kriegsthaten der Isarwinkler, ebd.

Riese vom Militär frei werden, was der König, der selber Soldat sein müsse, nicht gewähren konnte. In der Kaiserklause, deren „Almkirta" heute noch eine große Anziehungskraft für die Fremden ausübt, rang Bayern und Tirol um die Meisterschaft im „Hackeln"; Miesbach hatte in den dreißiger Jahren seine Kraftmenschen. Der „Lambrechtbua von Hohenwies" (Isarwinkel) brach Eisenstangen und schob den größten aufgefahrenen Floß ohne Mühe von der Kiesbank. Der Müller Vogl von St. Georgen bei Dießen trug drei Scheffel Weizen, und sein Bruder bändigte jeden Stier. Die Tochter vom Loderer in der Ramsau, dabei ein sauberes Mädel, war so stark, daß sie einen drei Zentner schweren Scheffelsack Getreide im festen Schritt vom Wagen auf die Tenne getragen hat. Mittenwald kannte in früheren Zeiten wie in Tirol gewisse Robblertage des Ringens. Im Jahre 1866 protestierten die ausgehobenen Rekruten des Bezirkes Rosenheim gegen die vorherige körperliche Untersuchung und erklärten sich alle für kriegstüchtig und feldtauglich. Und die Kraftproben bayerischer Soldaten im glorreichen Kriege gegen den gallischen Erbfeind sind ja noch in aller Gedächtnis.

Kleine Mitteilungen.

Ein guter Schütze. Bei der Belagerung Straubings durch den Feldzeugmeister Wurmbrand im April 1742 hat der Bürger Einsidler, ein vortrefflicher Artillerist, innerhalb drei Tagen 36 österreichische Offiziere im feindlichen Lager erschossen. Sobald er das Geschütz gerichtet hatte, sagte er bestimmt voraus, welchen Mann und welches Pferd er töten werde.

Eine gute Entschuldigung. Während des Dreißigjährigen Krieges kamen die Schweden am Pfingstmontag des Jahres 1633 nach Beilngries, einem Städtchen an der Altmühl. Die Bewohner schlossen die Thore und wehrten sich tapfer, schossen über die Mauern auf die Feinde, so daß sich diese zurückziehen mußten. Aber am folgenden Tage erschien der Herzog Bernhard von Weimar mit den Schweden vor der Stadt, und als die Bürger die große Macht desselben erblickten, erwarteten sie nichts Gutes. Sie öffneten die Thore, zogen in Prozession heraus, in Mäntel gekleidet und einen Stab in der Hand, und baten fußfällig um Gnade. „Wenn wir gefehlt haben, sagten sie, so war es nicht so bös gemeint; denn, wenn wir uns nicht um das Unsrige gewehrt hätten, so könnten wir heute Euer Gnaden mit nichts aufwarten." Das besänftigte den Feldherrn, und er schenkte den Bürgern die zugedachte Strafe.

Zur Kostümkunde. Am 1. Oktober vermählte sich Erbprinz von Stollberg-Wernigerode mit Gräfin Marie zu Castel-Rudenzhausen. Wenn wir unseren Leserinnen nicht über die Schätze des Trousseau berichten können, so wollen wir wenigstens in etwas den Fehler gut machen, indem wir an der Hand von Wittmanns „Monumenta Castelana" erzählen, welche Kleider und Kostbarkeiten sich im Nachlasse einer im Jahre 1534 verstorbenen Gräfin zu Castell befanden:

Inventar über den Nachlaß der Gräfin Martha zu Castell, geb. Gräfin zu Wertheim, und ihres Gemahls, des Grafen Wolfgang.

„Verzeichniß, was meine gnädige Frau für Kleynotten, Ketten und Ring und Edelgestein hat, so itzt alles im kleinen grünen Eisentrühlein mit sampt etlichen Berlein leit. Item 1 guldenen Ketten mit Mülsteinen geht 3 mal um den Hals. — 1 guldene Kette mit gereiften Ringen, 1 guldener Gürtel mit einer guldenen Birren. — 1 guldenen zogen Ketten mit glatten Ringen. — 1 guldene Schamkette um den Leib zu tragen. — 1 Halsband mit Rubinen und Diamanten. — 1 gulden Halsband mit Perlein, geht um den Hals und hat keinen Stein. — 1 Kleinod mit einem rothem Kreuze. — 1 Kette mit Herz und Pfeil. — 2 gulden Armbänder mit rothen und blauen Steinen und Perlein. — 1 gulden Kettlein mit einem Kleinod hat 4 Rubinen und 1 Demetle (Diamant). — 2 geschmelzter silberne gezorgen Gürtel. — 1 gulden Kettlein mit Knopflein mit blaem gezeichnet. — 1 Paternoster mit einem brinnetten Herzen. — 1 Paternoster mit gulden und silbernen Bollele (Kügelchen). — 1 silberner gezogener Gürtel mit vergoldeten Munigsknopffen. — 1 rother sameter Gürtel mit guldenem Beschlag. — 1 Kleinodgürtel weiß gemacht hat drei plann Suffeier (blaue Saphire). — 1 Kleinod mit 1 Vogel und 3 Suffeier. — 1 Kleinod mit 2 Vögel und 1 großem Saphir. — 1 Perlenschnur mit einem blauen Saphirkreuz und 100 Perlen. — 1 geschmelzt Halsbändchen, daran ein Kleinod mit 7 Steinen, der mittelste Saphir. — 1 golden Halsring mit Rubinwack (Rubin in Weckenform) daran 1 Kleinod mit 3 Rubinen und 1 Saphir. — 1 guldenes Fläschle. — 1 gulden Kleinod mit rothen Steinen und ringsum mit Perlen. — 1 Kleinod mit 1 grünem Stein und drei Rubinen. — 1 Rubinkreuz mit Saphir und Thennut (Diamant.) — 1 bleiß geschmelzt Halsband mit einem Kleinod von Diamant. — 1 geschmelzte guldene Ketten mit 1 Herz zwei Uhren. — 1 gulden geschmelzte Kette mit ein Granatapfel von Rubinen gemacht. — 2 gulden Armbänder mit treuen Herz geschmelzt. — 1 Perlenkette mit zwiefachen spanischen Dukaten verzeichnet und 1 guldenes Herzle darauf eine Diamanten Gilgen (Lilie). — 1 Perlenkette mit eine Birneperle und mit goldenen Kügelchen unterzeichnet. — 1 grünes Kettlein, darin sind 26 Ringen, 1 Perlenpaternoster, kleine und große Hyazinthen, 1 groß Lettlein, darin ist geschmelzt und allerlei Zeuchlein item 2 Büchslein und 1 Lettlein und 3 Bref mit Perlen.

Was meine gnädige Frau für Kleider hat.

Erstlich ein gulden Stuck mit rothen Atlas geschacht und mit einem Berleinbrem — ein grün golden Stuck. — ein braun golden Stuck hoch im Hals, — ein weiß gulden Damastkat und mit rothen golden Tuch verbremt. — ein rothen kermesin Damaskat mit Zobeleinfutter; — ein lederfarben Damaskat mit mederen Futter. — ein schwarzer Taffet mit mederen Futter. — ein schwarzer Damaskat mit schwarzen meschemfutter und einem schwarzen Samt Brem. — Ein roten kermesin Taffet mit weißen Hermeleinfutter und mit drei schwarzen Sametkrägen. — ein roter Samet mit gulden Meschen verbremt. — Ein leibfarben kermesin Damaschat, mit golden Tuch verbremt und schwarzen Samet. — Ein schwarzer Atlas mit einem gestickten Brem. — Ein roter kermesin Taffet mit schwarzen Samet verbremt. — Ein braun Damaskat mit zwei grünen Samet Brem. — Ein schwarzen Satin fehenfutter mit ein schwarzen Samet Brem. — Ein braun seiden Camelot mit silbern Tuch verbremt. — Ein schwarzen Atlas mit Samt verbremt, deßgleichen ein schwarzen wüllenen. — Ein gulden Stuck ausgedernt schwarzen Geschacht. — Ein lederfarben Camelot mit dreien Sameten Brem.

Enge Röck. Ein ganzen Berlein mit rothen Atlas geschacht. — Ein golden Stuck mit einem Berlein Brem. — Ein braun Samet mit golden Tuch verbremt. — Ein schwarzen wüllenen. —

Ein schwarzen sameten mit goldnen Wecken mit zween schmalen Bremen.

Unterröck. — Ein braun goldener; ein goldener mit einem goldgelben und weißen Borten; ein braun samtnen mit goldnen Brem, einen rothen kermosin Atlas mit zweien goldnen brem; ein weißen Damaschat mit ein golden Brem; ein roten Taffet mit schwarzen Samet verbremt, ein braun Taffet mit grünen Samet verbremt; ein goldgelben Damaschkat mit blauen Samet verbremt; ein grünen Damaschkat mit drei golden Brem; ein schwarzen Atlas mit ein gestickten Brem verbremt; ein leibfarben karmesin Taffet mit leibfarben Samet verbremt und golden Schnur; ein braun seiden Comlott mit silbern Tuch verbremt; ein schwefelgelbes Brickischen (aus Brügge) Alles mit schwarzen Sammet verbremt, ein aschenfarbes Damaschkat mit leberfarben Samet verbremt und goldener Schnur: ein roten Damaschkat, mit weiß, braun, goldgleben und grünen Samet verbremt; ein goldgelbes mit grünen Taffet und mit fünf gülden Bremen; ein goldgelben Comlott mit schwarzen mosierten Samet verbremt; so ein braun Agay mit schwarzen Samet verbremt; ein schwarzer Damaschkat mit sametenen Flaume und goldene Schnir verbremt; ein lederfarbenes Comlott mit schwarzen Samet verbremt; eins von schwarzen Atlas mit schwarzen Samet verbremt; einen rotten, rosin farben wülleren mit gelben Buchstaben C und stern verbremt.

Wammßen. Ein golden Wamses mit einem krausen Boden; ein braun golden Wammes; ein golden Wamms mit grauer Damaschkat gefuttert; ein graues gold Wamms, mit rotten kermesin Atlas getheilt; ein goldn Wams mit braun Atlas getheilt; ein roten Atlas getheilt; ein leibfarb Atlas mit leibfarben Atlas getheilt und goldene Borten, ein golden Wamms mit schwarzen Samet getheilt und silbern Rosen; ein rot sameten Wamms mit golden Tuch verbremt; ein schwarzer Atlas mit goldener Schnur gestickt und goldene Rößle; ein blau samet Wams; ein grün und rot Damaschkat Wams mit golden Tuch verbremt: ein schwarz Samet mit golden Tobin (gewellter Seidenzeug) gefüttert; ein grünen Damaschkat mit golden Tuch verbremt; ein rotter Atlas mit golden Tuch verbremt; ein schwefelgelb Atlas mit schwarzen Samet verbremt; ein golden Wams geschacht; ein schwarzer Taffet, mit schwarzen Samet verbremt und golden Schein; ein aschenfarben Damaschkat mit roten Samet getheilt; ein aschenfarben Damaschkat mit roten Samet verbremt und golden Schnir; ein schwarzer Samet mit golden Schnur; ein braun Agay mit schwarzen Samet und golden Schnur; ein schwarzer Samet mit mederkehel gefüttert; ein rot golden Wams mit zerschnittenen Poschen (Baschen); ein schwarzes Comlott mit schwarzen Samet getheilt; ein weiß Damaschkat mit golden Tuch verbremt; ein rott kermesin Atlas mit braun golden Tuch verbremt, deßgleichen ein schwarz Atlas; ein lederfarb Bamelot mit Samet verbremt, ein schwarz Damaschkat mit schwarzen sameten Flammen und golden Schnur.

Laiblein. Ein schwarz Atlasleiblein mit schwarzen Samet und golden Schnur; ein schwarzes Camelot; ein aschfarb Damaschkatt mit mederkehel gefüttert.

Baretten. Ein rott samett mit Berblein gestickt; ein golden mit krausen golden Boden; ein rott samett mit einem Kleinod und mit berblein Rößlein, ein schwarz samett mit einem Kleinod und mit berblein Rößlein; ein leibfarb samett mit ein Spaniche (Spange) und golden Steften; ein rott samtenes mit goldenen Schnuren; ein rott samtenes gestickt mit goldenen Schnuren und Berblein; ein schwarz samettes gestickt mit goldenen Schnuren und Berblein; ein schwarz samttenes gestickt mit silber und golden Schnuren; ein braun samettes mit goldenen Schnuren gestickt; ein leberfarb samettes mit goldenen Schnuren gestickt; ein schwarz sametten mit golden; ein schwarz sametten mit golden unterfuettert und zerschnitten; ein schwarz sammetten mit Spangen und Stiften; ein schwarz sametten mit golden Stiften und Sphngen; ein weiß gilden Damaschkat mit golden Stiften; ein schwarz sametten mit Edelgestein und Spangen; ein braun samett Barett, mit Berblein gestickt.

Huet. Ein schwarz sametten Huet, mit golden Tuch gestickt; ein blau atlasen Huet mit rotten Samett und golden Schnuren; einen schwarz sametten Huet; einen schwarz sametten mit Seidenbörtlein gemacht.

Schützenwesen. Lustig knallten vor wenigen Wochen beim Oktoberfeste die Stutzen unserer Schützen, die wertvollen Preise zu gewinnen. Eines der prachtvollsten und glänzendsten Schützenfeste, die je im Burgfrieden der guten Stadt München gefeiert wurden, fand im Jahre 1467 statt. An 15 Fürsten und 300 Städte nach allen Richtungen des deutschen Vaterlandes, selbst den Rheinstrom, sogar bis in die fernen Niederlande hinab, waren die Einladungsschreiben ergangen. Die Ankunft der Schützen war auf Samstag vor Pfingsten, und der Anfang des Schießens auf den Montag hernach festgesetzt. Dann sollte es währen bis auf unseres Herren Fronleichnamstag, und darauf die Kleinode ausgeschieden oder verteilt werden.

Die Zahl der Fremden, die hierher gezogen, und die der Schützen war nicht gering. 53 Städte und 12 Fürsten und Grafen sandten ihre Abgeordneten, so daß deren in runder Summe 380 zusammenkamen. Herzog Christoph der Starke hatte soeben seinen Streit mit seinem Bruder, dem regierenden Herzog Albrecht beigelegt, und beide Brüder erschienen zum Zeichen der Versöhnung vereint auf dem Feste und beteiligten sich am Schießen. Im Gefolge des Herzogs Christoph befanden sich seine Freunde, der Aheimer und der Rietheimer. Mit Herzog Albrecht kamen u. a. drei Freyberge. Das Beste, einen vergoldeten Kopfschmuck für 50 Gulden, gewann Erhard Schnitzer von Geislingen im Schwabenland, und als man nach dem Ende des Schießens um einen goldenen Ring die Wette lief, da eroberte ihn Herr Hans v. Schellenberg, ein „teutscher Herr“. Der weiteste Schütze kam von Kaltennordheim in des Grafen von Henneberg Landen gezogen, dem gab man auch einen goldenen Ring zur Ehrung. Der Platz, auf dem das Schießen gehalten wurde, war das sog. Plachfeld vor dem Angerthor. Dort waren die Zelte der Stadt München und der Herzoge aufgestellt (man hatte sogar nach Straubing geschickt, um die fürstlichen Zelte daselbst zu entlehnen) und daneben Tische, Bänke und Buden mit mehr denn 200 Bannern geschmückt. Daß man nebenbei auch ordentlich pokulierte, beweist die Weinrechnung, die über 350 Eimer aller Arten des edlen Getränkes aufführt.

Friedensmünze. Manche unserer verehrten Leser werden kleine viereckige Silbermünzen mit dem Bilde eines auf einem Stecken reitenden Knaben und der Unterschrift: „Friedensgedächtnis in Nürnberg 1650“ gesehen haben, ohne den Ursprung dieser Denkmünze zu kennen. Der Westfälische Friede endete 1648 den Dreißigjährigen Krieg, aber die Schweden blieben an vielen Orten im Standquartier bis zum Jahre 1650, so daß in Nürnberg die Friedensfeier erst in dieses Jahr fiel. Ein Rotgießer der Stadt, ein lustiger Kauz, beredete so viele Knaben, als er auftreiben konnte, an dem bestimmten Tage auf Stecken zu reiten. Mit diesen zog der Rotgießer vor das Haus des kaiserlichen Rates Piccolomini. Der darüber erfreute Herr lud diese Reiterei auf den folgenden Sonntag zu einem wiederholten Aufzuge ein und verteilte an die Knaben die oben besagte Münze, die er eigens hierzu anfertigen ließ.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Illustrierte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 6. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

D' Marei vom Brandstätterhof.

Eine oberbayerische Hochlandgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Otto v. Schaching.

(Fortsetzung.)

Kraftlos glitt Lenz auf die Ofenbank; die Hände ließ er schlaff zu beiden Seiten herabsinken.

„Heilige Muatter Gottes!“ rief die Müllerin.

„Lenz! Was hast denn? Was hast denn?“ that geängstigt der Müller.

Der Gemeindevorsteher schwieg; aber lebhafte Überraschung bewegte seine Züge.

Endlich brachte Lenz stoßweise hervor:

„Denkt's enk — wia i vom Rohnberg niedersteig' — — springa mitt'n im Wald — — drei baumlange Bursch'n — — fremde sand's gwen — auf mi zua und pack'n mi an.“ Der Erzähler stöhnte. „Was kann i — — alloans geg'n drei? — — I fang 's Laufa an — und lauf' — bis — Jessas, wird mir — — — schlecht — — ah — — ah!“

Er wackelte mit dem Kopfe wie ein Betrunkener und glitschte lautlos von der Bank auf den Boden herab.

„Jessas! Maria und Joseph!“ schrie die Müllerin, die über das Abenteuer Lenzens, dem sie, die kinderlose Frau, mit einer mütterlichen Liebe zugethan war, alles andere vergaß. „Hilf, Mo'! Laß iatzt Dei' Geld! Da, dös is wichtiger.“

Der Müller sprang dem Lenz eilends bei. Er hob ihn auf und führte ihn hinaus. Dort kam Lenz rasch wieder zu sich. Es war nur eine kleine Ohnmacht gewesen, die Folge des argen Schreckens und des anstrengenden Laufens, das ihn vor den Bösewichtern gerettet.

„Magst in's Bett geh', Lenz?“ fragte die Obermaierin höchst besorgt.

Lenz ließ ein tiefes Aufstöhnen los.

„Ja“, sagte er mit schwächlicher Stimme, „i kann mi kaum auf'n Füaß'n halt'n.“

Und so war's auch, er konnte knapp stehen vor Zittern.

Obermaier brachte den jungen Vetter in seine Kammer. Bis morgen werde es schon wieder besser gehen mit ihm, tröstete Lenz sich und den Müller.

Für heute hatte weder der Müller noch sein Ehegespons mehr Raum für andere Gedanken als für Lenz und was ihm zugestoßen. Nicht einmal die gefälschten Halbguldenstücke interessierten die beiden noch besonders.

„Morg'n könna ma weiter red'n über die Geldg'schicht' da,“ sagte der Müller zum Gemeindevorsteher. „Dös Ding mit'm Lenz hat mi so aufg'regt, als wenn's mir selber passiert wär'; is wirkli wahr.“

„Möcht' wiss'n, was dös für drei Bursch'n gwen sand“, meinte der Brandstätter.

„Hat ma' dengert no' niamals ebbs g'hört im Rohnberg drob'n. Die drei hab'n si' höchstens an Jux g'macht, moan i.“

„Jux?“ eiferte der Müller spitzig, „dank schön für so an Jux. Der Lenz woaß dengert a' an Jux vom Ernst z'unterscheid'n und a Hasenfuaß is er a' nöt.“

„Es wird si' scho' zoag'n“, schloß der Gemeindevorsteher, „was für Bursch'n dös gwen sand, und ob's Spaß oder Ernst gwen is.“

Der Brandstätter begab sich auf den Heimweg. Der Kopf war ihm ordentlich warm geworden über dem ganzen

Vorfall, der für ihn etwas so Geheimnisvolles hatte, daß er sich selbst darob wunderte.

Ehe sich die Müllerseheleute am selbigen Abend zur Ruhe begaben, fragten sie noch bei Lenz nach, wie es ihm gehe, und ob bei ihm der Schreck über die ausgestandene Fährnis kein hitziges Fieber oder dergleichen schlimme Dinge zur Folge gehabt habe. Es fehlte dem Lenz weiter nichts, und mit beruhigtem Empfinden zog sich der Müller und sein Weib zurück.

In der That, dem Lenz fehlte nicht das mindeste, denn seine gutmütigen Verwandten waren kaum aus seiner Schlafkammer, als er das Gesicht ins Kissen drückte und hineinkicherte, als freue er sich herzlich über einen gelungenen Schelmenstreich.

Die Stube, welche Lenz innehatte, befand sich zur ebenen Erde. Mit einem Male tappte jemand draußen leise und vorsichtig ans Fenster. Im Nu sprang Lenz aus dem Bette, hurtig und flink wie der gesündeste Mensch. Er öffnete geräuschlos das Fenster. Beim ungewissen Scheine der hinter Wolken verborgenen Mondsichel erkannte Lenz die Gestalt des Wälschen Francesco.

„Will ich fragen, wie es gegangen?“ flüsterte der Italiener.

„Ganz guat so weit“, gab Lenz mit unterdrückter Stimme zurück. „I hab mir a Lug z'samm'dicht, daß i anpackt bin word'n, hab' mi vor Schrecka krank g'stellt und auf die Weis' bin i allem and'ren G'frag auskemma. Aber nah is's uns g'stand'n dösmal, Franzl, daß ma' uns erwischt hat. Du bist eigentli Schuld mit Deiner Dummheit.“

„Was? Ich?“ that der Wälsche, als ob beleidigt, „was konnt' ich thun anders? Hab' ich gesehen, daß die Kellnerin nicht annimmt das Geld, und daß der Wirth es nennt falsch, durft' ich doch nicht behalten das Geld länger. Dacht' ich, gehst du zu Müller und sagst ihm, ich habe falsches Geld, müsse sein von ihm, weil ich bekomme sonst von niemand Geld. Wie ich komm' zu Müller, hat er gehabt eine Menge Geld vor sich und hat er mir gesagt, er habe falsches darunter, wisse er nicht, wie er sei dazu gekommen. Dacht' mir, jetzt ist es schlimm. Muß ich entgegen laufen dem Lenz und ihm sagen, wie steht Geschichte.“

„Dös is g'scheit gwen von dir“, lobte Lenz diesmal. Er wollte noch eine weitere Bemerkung machen, da war's, als näherten sich langsam Schritte dem Fenster, wo er und Francesco Zwiesprache hielten. Bei diesem Geräusch machte sich der Welsche aus dem Staube. Der Müllerlenz aber war eben daran, das Fenster zu schließen, als er dicht vor sich eine große Mannesgestalt sich erheben sah.

„Kennst mi?“ fragte die dunkle Erscheinung in tiefem Tone.

„Na“, antwortete Lenz etwas befremdet über den Mann und seine Rede.

„Hast vor acht Tagen schriftlich Botschaft kriagt, daß Dir nächst trieb'n wird, gelt?“

„Ja“, gab Lenz zurück, und alles andere blieb ihm im Halse stecken.

„Also guat. Mach Di g'faßt, in a paar Tag'n hörst ebbs“, sagte der Unbekannte, und weg war er.

Lenz warf sich unruhvoll auf sein Lager. Tausend Gedanken liefen ihm erhitzend durch den Kopf. Er hatte die Botschaft des geheimnisvollen Mannes nur zu deutlich verstanden, die „Haberer“ wollten ihm treiben, und Lenz hatte bereits vor einer Woche die schriftliche Eröffnung ihrer Absicht zugestellt erhalten.

Wer hätte noch nicht von jener, einem gewissen Teile des bayerischen Oberlandes, den Gerichtsbezirken Tegernsee und Miesbach, eigenen Volkssitte, dem „Haberfeldtreiben“ gehört, einem uralten Geheimbund, dessen Wurzeln weit ins Mittelalter zurückgreifen, und den auszurotten bis zur Stunde den Behörden noch nicht gelungen ist? Wer die Sittlichkeitsbegriffe jener Oberländer beleidigt, wer sich mit Vergehen beladet, gegen die der Buchstabe des Gesetzes nicht aufkommen kann oder wegen mangelnder Beweise nicht einzuschreiten vermag, der fällt dem Rügegerichte der „Haberer“ anheim, vor denen kein Ansehen der Geburt, der Person und des Standes gilt. Die Mitglieder des Bundes gehören zu den besten und angesehensten Bauernfamilien, und die Berechtigung an der Teilnahme vererbt sich wie eine Gerechtsame von Geschlecht zu Geschlecht. Jedes Mitglied wird durch den strengsten Eid zum unverbrüchlichen Schweigen verpflichtet; wehe demjenigen, der diesen Eid bricht.

In die Gliederung des Bundes einzudringen haben die Behörden trotz aller angewandten Bemühung nie vermocht. Man weiß nur, daß demselben bis zum Jahre 1850 zwölf Haberfeldmeister vorstanden, gleichbedeutend den zwölf Paladinen Karls des Großen, als dessen Sendboten aus dem Untersberg, wohin die Sage den großen Frankenherrscher versetzt hat, sich die Haberer regelmäßig bezeichnen. Der Name Haberfeldtreiben hängt mit der Zeit zusammen, in welcher diese Justiz geübt wird, nämlich mit dem Spätherbst, wo die Felder bereits abgetrieben oder geleert sind, so daß diese durch das Kommen und Gehen der Haberer nicht mehr beschädigt werden können. Der scharf ausgeprägte Rechtlichkeitssinn dieser Geheimbündler zeigt sich namentlich auch darin, daß sie sonst allen, auch den kleinsten durch Zufall entstandenen Schaden vergüten. Ehe das Rügegericht der Haberfeldtreiber in Thätigkeit tritt, wird der durch irgendwelche Vergehen Schuldige entweder mündlich oder auch brieflich gewarnt. Bleiben diese Ermahnungen fruchtlos, dann schreitet der Bund zur thätlichen Ahndung.

In solchem Falle befand sich der Müllerlenz von Wörnsmühle, den die Haberer zur öffentlichen Strafe zu ziehen beschlossen hatten, wie der Rainhuber von Gmund seinem Freunde Brandstätter bereits angedeutet hatte. (Fortsetzung folgt.)

König Ludwig I. von Bayern in seinen Briefen an seinen Sohn, den König Otto von Griechenland.

Von Friedrich Teicher.

Der Charakter und das ganze Wesen eines Menschen offenbart sich so recht in seinen Briefen. Daher hat man von jeher auf die hinterlassenen Briefe bedeutender Männer großen Wert gelegt und dieselben oft auf mühsamstem Wege zusammengetragen. So ist es denn natürlich, daß die Briefe eines so hervorragenden Geistes, wie Bayerns König Ludwig I. war, jedermann fesseln müssen. Der durch seine vielen patriotisch warm empfundenen geschichtlichen Arbeiten in weiten Kreisen



bekannte Geheime Legationsrat und Geheime Haus- und Staats-Archivar Dr. Ludwig Trost, einer der eifrigsten Forscher, speziell auf dem Gebiete der Geschichte Bayerns und seines erlauchten Herrscherhauses, hat sich daher durch die mit Allerhöchster Genehmigung erfolgte Herausgabe der Briefe König Ludwigs I. an seinen Sohn, den König Otto von Griechenland, unstreitig ein ganz besonderes Verdienst erworben[1]).

Dr. Ludwig Trost hat in seinem höchst geschmackvoll ausgestatteten Buche, das durch schwungvolle und geistreiche Behandlung des Gegenstandes glänzt, ein vortreffliches Bild des großen Königs geschaffen; er zeichnet Ludwig I. mit einer Schärfe und Genauigkeit, die wohl keiner seiner Biographen bislang erreicht hat. Wir werden eingeweiht nicht nur in eine Menge von Nachrichten über Familienvorkommnisse und Äußerungen des Monarchen, über bayerische, griechische und sonstige bedeutende Ereignisse in der übrigen Welt, sondern wir erhalten auch einen Einblick in das Gefühls- und Gemütsleben König Ludwigs. Der königliche Herr offenbart sich uns, wie er in der That im Leben war.

Vor allem werden wir durch die Briefe mit dem Leben der königlichen Familie bekannt gemacht; wir lernen den König nach seinen eigenen Herzensergüssen als Gatten, Vater und Großvater kennen.

Die schon ursprünglich vorhandene Innigkeit des Verhältnisses zwischen dem König und der geliebten Gattin nahm nach dem Zeugnis der Briefe mit den Jahren noch zu. Schon in den Briefen aus den dreißiger Jahren werden der Königin Therese die zärtlichsten Worte gewidmet. König Ludwig I. preist sie als die „liebe, die gute Mutter, keine bessere gibt es“, als „die beste der Mütter und Frauen“. Nachdem die Königin von einem Leiden, das der Verlust von Schwester und Bruder herbeigeführt, sich erholt hatte, schrieb der König am 1. Juni 1852 an den Sohn: „Deine Mutter, die als solche, als Frau, als Schwester so trefflich, ist wieder die alte. Es bedurfte dessen nicht, um mich fühlen zu lassen, wie sehr ich an ihr hänge, und das mit vollstem Recht. Gott sei gelobt, daß es wieder gut mit ihr geht.“ Von dieser Zeit an nannte sie deu König fast nie anders mehr als „Mütterlein“. Und als die erlauchte Frau am 26. Oktober 1854 der Tod ereilte, da schrieb der tiefbetrübte Vater an den Sohn: „. . . Du hast die beste Mutter, ich die beste Frau verloren. . . . Wie oft treten mir die Thränen in die Augen, an die Verklärte denkend. Ich kann es nicht fassen, daß ich sie auf Erden nicht mehr sehen soll. . . .“ Wie im Wachen die Gestalt der Heimgegangenen den König immerdar begleitete, so erschien sie ihm auch in seinen Träumen. In einem schwungvollen Gedicht: „An meine verklärte Therese, Traum vom 15. auf den 16. Februar 1858“, schildert der erlauchte Herr, wie die Geschiedene zur Erde zurückkam, wie sich die Gatten in reiner Liebesglut, in inniger Seligkeit umschlungen hatten:

„Voll Sehnsucht rief ich aus: O bleibe, bleibe!
Nicht trennen kann ich wieder mich von Dir,
Von dem unendlich vielgeliebten Weibe,
Von Dir, die auf der Erde alles mir.“

So zärtlich König Ludwig I. als Gatte war, so einsichtig und fürsorglich war er als Vater. Das geistige und leibliche Wohl seiner Kinder lag ihm vor allem am Herzen. Die Ordnung und der Stufengang des Unterrichts der kleinen Prinzen werden vom königlichen Vater geleitet, die Lektüre besprochen, die Lebensweise mit Rücksicht auf die Gesundheit überwacht, die Erholungszeit, die Vergnügungen werden bestimmt, Taschengeld und Einkünfte festgesetzt. Am königlichen Hofe herrschte eine strenge Familienzucht, innige Frömmigkeit und großer Ernst der Sitten, sowie eine einfache Lebensweise. Daher die Gottesfurcht der vier Prinzen Max, Otto, Luitpold und Adalbert, daher ihre Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung ihrer hohen Pflichten, daher ihre oft gepriesene Leutseligkeit und ihr ausgeprägter Wohlthätigkeitssinn — Eigenschaften, zu denen sich noch die von ihrem großen Vater ererbte echt deutsche Gesinnung gesellte.

König Ludwig wurde nie müde, die kindliche Gesinnung seiner Söhne und Töchter, sowie seiner Schwiegersöhne und Schwiegertöchter zu preisen, auch wenn sie schon in ein höheres Alter eingetreten waren, und bekundete damit, welchen großen Wert er auf dieselbe legte, wie er vor allem für die Kinder der Vater sein, als Vater von ihnen geliebt sein wollte. Am häufigsten gedenkt er in den Briefen des Prinzen Luitpold. Mit wahrem Vaterstolze berichtet er 1835: „Luitpold wird recht tüchtig, er ist recht brav“. Und 1838 schrieb er über die wissenschaftliche Ausbildung des Prinzen: „Bei der Mutter erkundigst Du Dich hinsichtlich Luitpolds, der (wie mein Otto) ein guter Sohn ist. Eine Universität lasse ich ihn nicht beziehen, aber von Professoren wird er Unterricht erhalten, um, insoweit es durch sie geschehen kann, die Kenntnisse zu erlangen, die erforderlichen, um, sollte er einstmals auf den Thron gelangen, (mein Vater und Du waren ja auch Nachgeborene) sich dazu vorzubereiten.“ Es waren dies prophetische Worte, denn König Ludwig I. konnte unter den damaligen Verhältnissen nicht annehmen, daß sein dritter Sohn, Prinz Luitpold, je die Zügel der Regierung ergreifen würde.

Besonders viel galt Königin Amalie bei dem königlichen Schwiegervater. „Keine bessere Schwiegertochter konnte ich mir wünschen“; er spricht ihr unumwunden seine Hochschätzung aus. „Eine Lebensgefährtin, eine Königin zugleich hat er gefunden, wie er keine vorzüglichere hätte bekommen können“, und während Königin Amalie in Abwesenheit Ottos die Regentschaft führt, schreibt er: „. . . in keine besseren Hände als in die Deinen hätten die Zügel der Regierung gelegt werden können. Du bist gemacht, die Regentin zu sein. . . . Da Du Regentin bist, dürfen wir ruhig sein, denn Amalie versteht es meisterhaft.“

Die Liebe des königlichen Vaters zu den Kindern übertrug sich auch auf die Enkel. Stolz auf die Liebe und Anhänglichkeit derselben schreibt er an König Otto: „Alle Enkel haben den Großvater lieb“; dann schildert er, wie dieselben ihm zulaufen, wie sie sich an ihn anschmiegen, ihm selbst vor den Vätern den Vorzug geben.

Wie uns König Ludwig in den Briefen als liebevoller Gatte, Vater und Großvater entgegentritt, so erkennen wir in ihm auch einen hervorragenden Charakter. Mit heiterer Resignation schreibt er über seine Thronentsagung: „In München bin ich jetzo wohl der fröhlichste Mensch, obgleich zu regieren mir Freude, Genuß Besorgung meiner Berufs-

[1]) König Ludwig I. von Bayern in seinen Briefen an seinen Sohn, den König Otto von Griechenland. Bamberg. C. C. Buchnersche Verlagsbuchhandlung (Gebr. Buchner), k. b. Hofbuchhändler. 1891. Das Buch ist Seiner Excellenz dem k. b. Kultusminister Dr. v. Müller gewidmet.

geschäfte war". In keinem seiner Briefe nach dieser harten Zeit lesen wir ein Wort des Mißmutes darüber, daß er die Regierung niedergelegt hatte; wir finden nur wiederholte Versicherungen heiterer, „fröhlichster" Stimmung. Erhebend und aufrichtend für den König war auch die Liebe und Verehrung, welche ihm auch im stillen Privatleben noch allerseits von seinem dankbaren Volke entgegengebracht wurde.

König Ludwig erscheint ferner auch als bedeutender Politiker mit echt deutscher Gesinnung und insbesondere als begeisterter Förderer der Kunst, dem Zartgefühl und feiner Natursinn innewohnt; er hat München zu einer Kunststadt gemacht. Und weil sie es war, wurde ihm die Stadt so lieb, und er bezeugt selbst ihre hervorragende Bedeutung im Kunstleben: „Schaffende Kunst im Großen ist nicht in Rom, sie findet sich in München jetzo".

Zum Teil entsprungen aus dieser begeisterten Kunstliebe war seine Liebe zu Griechenland, zu deren voller Würdigung das Volk der Hellenen leider erst in unseren Tagen gelangt. Wir erhalten durch die Briefe ein gerechtes Urteil über die Geschichte Griechenlands und die Verwaltung dieses Landes unter König Otto.

Was das Verhältnis der Schutzmächte zu Griechenland betrifft, so bezeichnet König Ludwig dasselbe 1834 scharf und kurz mit den Worten: „Rußland, England, Frankreich, jedes hat eine Partei in Deinem Lande. Österreich nicht, kann auch keine haben, seine Politik erheischt, daß Hellas unter keine Oberherrlichkeit komme, daß es selbständig sei, darum dessen natürliche Stütze."

Nachdem ein Zerwürfnis mit der Türkei im Jahre 1847 beigelegt worden war, begann ein langer Streit mit England, das sogar im Februar 1850 Gewaltmaßregeln anwandte und den griechischen Seeverkehr störte. König Ludwig drückte darüber seine Entrüstung in kräftigster Weise aus: „Eigens schreibe ich Dir, geliebter Otto, um Dir auszudrücken, wie Lord Palmerstons Benehmen mein Innerstes empört. Er scheint mit aller Gewalt europäischen Krieg entzünden zu wollen, damit — die englischen Kaufleute und Manufakturisten noch größeren Gewinn haben. Zornentbrannt war ich darüber, wie Du und Hellas behandelt wurden auf seinen Befehl. Hätte der englische Gesandte an jenem Tag Audienz gehabt, nicht zurückhalten hätte ich mich gekonnt, wäre losgebrochen."

Bei dem wiederholten Auftauchen der orientalischen Frage 1853 wurde auch Griechenland mit hineingezogen. Da England durch seine rücksichtslose Gewaltthätigkeit, Frankreich durch seine Lauheit fast alle Sympathien in Griechenland eingebüßt hatten, neigten sich König und Volk Rußland zu, welches weder Geld noch diplomatische Künste sparte, um sich populär zu machen. Als endlich der Orientkrieg wirklich ausbrach, nahm Griechenland Stellung gegen die Türkei. Die Folge davon war, daß die Westmächte als Verbündete der Pforte sich des Piräus und der griechischen Kriegsschiffe bemächtigten und den König Otto zur Neutralität zwangen. Die traurige Lage des geliebten Sohnes preßte dem väterlichen Herzen die Worte aus: „Mein Otto, Du bist ein großer Dulder". Durch seine Haltung bei diesen Vorgängen, welche das griechische Nationalgefühl tief verletzten, erlangte übrigens das Königspaar eine gewisse Popularität, die jedoch bei dem undankbaren Volke nur von kurzer Dauer war.

Noch im Jahre 1858 wurde vom griechischen Volke mit der freudigsten und ungeheuchelten Teilnahme das 25jährige Regierungsjubiläum König Ottos gefeiert, und der Vater konnte dem königlichen Sohne schreiben: „An diesem Tage hast Du das Land betreten, für das Du lebest, dem Du ein liebevoller König bist, von dessen Volk Dir auch der schönste Lohn geworden, der auf Erden zu bekommen ist, geliebt und verehrt zu sein. Dein Herz verdient ihn, der Dir im reichlichen Maße wird, Deine Hingabe für Deine Unterthanen. Viel hast Du für sie gethan, viel für sie gelitten." Aber vier Jahre später sah sich nach einer fast 30jährigen segensvollen und aufopfernden Regierung König Otto, als er eben mit der Königin auf einer Rundreise durch das Land begriffen war, um die Bedürfnisse kennen zu lernen, gezwungen, bedroht am Leben, als Flüchtlinge auf fremdem Schiffe das ihm so teure Land zu verlassen.

Werfen wir noch zum Schluß die Frage auf: „Welches Ziel verfolgte der große König Ludwig in Griechenland im Gegensatze zu dem Ziele der Neugriechen?" so gibt uns Dr. Trost die Antwort darauf mit den treffenden Worten: „König Ludwig hatte mit allen Philhellenen es als die ‚große Idee' betrachtet, das alte Hellas in dem neuen Griechenland wieder erstehen zu lassen oder wenigstens das Griechenvolk von heute zum Träger der alten Erinnerungen, zum Hüter der alten Denkmäler einzusetzen.

Den leitenden Männern und Kreisen Griechenlands aber galt es als die „große Idee", auf der Balkanhalbinsel ein neues Byzantinerreich zu errichten, in welchem dem modernen Griechentume Gewalt und Herrschaft gehören sollte."

König Ludwig selbst hat dem Geschicke gegenüber, das seinen geliebten Sohn getroffen, und durch das er selbst im Herzen getroffen war, großmütig wahr gemacht, was er mehr als 20 Jahre vor der Katastrophe geschrieben: „Sollte mein Haus den griechischen Thron einstens verlieren, reute mich doch keineswegs, was ich für Griechenland gethan".

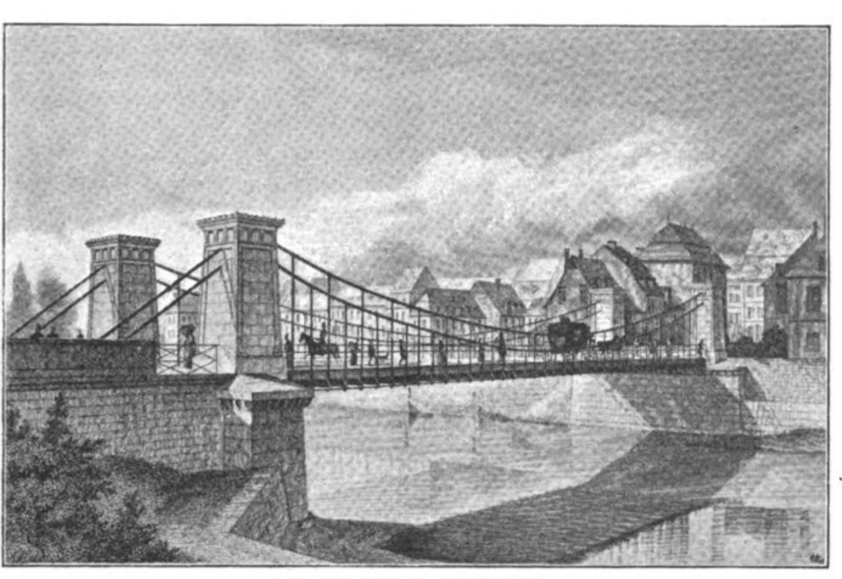
Die Kettenbrücke zu Bamberg.

Von Friedrich Richter.

Die Stadt Bamberg bietet in jeder Beziehung das Bild eines stolz emporblühenden Gemeinwesens. Soeben vollenden sich die großartigen Bauten, welche die Regelung des Flußbettes der Regnitz zum Zwecke hatten. Mächtige Dämme und stattliche Quais schirmen die Ufer gegen die Überflutungen. Die imposante Luitpoldsbrücke wie auch die Sophienbrücke spannen ihre kühnen Bogen über die Gewässer der Regnitz. Den erhöhten Bedürfnissen der Neuzeit fällt soeben ein Werk zum Opfer, das einst allgemein bestaunt wurde, die Ludwigsbrücke, die erste Kettenbrücke in Bayern.

Ihr Name verherrlichte ihren Schöpfer, den großen König Ludwig I. Sein Gebot ließ den stolzen, von dem ganzen Lande angestaunten Bau entstehen, als sich die im Jahre 1809 erbaute, in einem einzigen Bogen aufgeführte Brücke im

Jahre 1826 als baufällig und sicherheitsgefährlich erwiesen und eingelegt werden mußte. Der kgl. bayerische Ingenieur Franz Schierlinger besorgte Plan und Leitung des Baues, die Zeichnungen der Pylonen lieferte Leo v. Klenze. Die Steinhauerarbeit besorgte der Maurermeister Zahnleitner von Burgebrach, das Eisen lieferte der Hammerbesitzer Georg Ludwig Rexroth auf dem Holzhammer bei Aschaffenburg. Ein 18—25 Fuß mächtiges Triebsandlager bildete den Grund zur Brücke, die, ein Meisterstück der Baukunst, auf beiden Ufern zwei massive Stützmauern hatte, über denen zwei Pylonen, Pfeiler, jeder 24½ Fuß hoch, mit dorischen Hauptgesimsen sich erhoben. Vier Ketten, von denen jedes Glied aus vier Eisenschienen bestand, liefen in einer Länge von 325 Fuß in freischwebender Richtung über die Pylonen hinweg. An die vier Tragketten war nun die Kettenbahn, die eigentliche Brücke, durch 246 Hängeschienen verschiedener Länge gehängt. Sie schwebte 20 Fuß über dem niedrigsten Wasserspiegel und 4 Fuß über dem bekannten höchsten Wasserstande. Das Gewicht der freihängenden Brücke betrug 2700 Zentner; ihre Tragkraft 13800 Zentner. Die Kosten des Baues betrugen 58000 fl., die Vollendung des Werkes nahm 18 Monate in Anspruch.



Die Kettenbrücke zu Bamberg.

Wenn wir heute das Bild der Brücke bringen, so können wir es bereits als „Alt-Bamberg" bezeichnen, denn das Bauwerk gehört der Vergangenheit an, die Abtragung ist vollendet. Eine neue Brücke, deren Aufstellung und Herstellung der Cramer & Klettschen Maschinenfabrik übertragen wurde, ist in Ausführung begriffen. Die Arbeiten fördern vielfache Überreste der alten, im Jahre 1784 zerstörten Seesbrücke zu Tage.

In Erfüllung unserer Aufgabe, mit den Ereignissen der Gegenwart die Erinnerungen der Vergangenheit zu verbinden, fügen wir einige Notizen über die Geschichte der Brücke und insbesondere über die schreckliche Katastrophe ihres Unterganges bei.

Schon im 15. Jahrhundert stand an diesem Platze eine hölzerne Brücke, erbaut von dem Fürstbischofe Friedrich v. Aufsees; daher der Name Aufseesbrücke, Seesbrücke.

Fürstbischof Johann Anton Philipp, aus dem Geschlechte der Franckenstein, errichtete an ihrer Stelle eine große steinerne Brücke mit vielen Bildwerken, unter denen besonders eine Statue des hl. Georg bemerkenswert war. Die kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München besitzt das Huldigungsgedicht, welches bei dieser Gelegenheit dem Fürstbischofe überreicht wurde. Seine literarische und geschichtliche Merkwürdigkeit erwirbt ihm das Recht der Wiederveröffentlichung; es ist ein originelles Muster des überschwenglichen Stiles jener Zeit, überladen mit Bildern aus der Mythologie.

„Wann unser Regniz Fluß mit Hochmuths schwangern Wellen
In seinem Ufer rollt, und Hochgetragen prangt,
Darf man der Ursach heut fürwitzig nicht nachstellen,
Weil solches lediglich vom Götter Schluß abhangt!

Was dort die alte Welt Ohnmöglichkeit geheißen,
Das wird auf einmahl heut zur Möglichkeit gebracht,
Die Nach-Welt selbsten muß das Unternommne preisen,
Unsterblich wird der Ruhm von diesem (a) Werk gemacht.

Hervor aus Deinem Grab, hervor aus Deiner Aschen,
Du längst beklagter Fürst! (b) Du großer Rothenhan!
Laß Dir den Todtes-Staub von Deinem Leib abwaschen,
Seh unsere Sees-Bruck mit größtem Wunder an.

Da Du hast diese Bruck von Steinen wollen bauen,
Wie schwehr wurd nicht dieß Werk Dir großer Fürst gemacht?
Die Oberbruck (c) kunnt man von Stein gebauet schauen,
Doch wurde die Sees-Bruck zu keinem Stand gebracht.

Verlasse Deinen Sarg, empfange Geist und Leben,
Georgi! (d) großer Fürst! verlaß die Sterblichkeit.
Was hast Du Dir für Müh ob dieser Bruck gegeben?
Doch ware es damahls nichts als Ohnmöglichkeit.

Eröffne Deine Grufft, verlaß die Todten Reyhen,
Johann (e) Georg! sag uns: was doch die Ursach sey,
Daß Du die Brucke nicht nach Deinem Wunsch kunnst weyhen?
Daß es ohnmöglich war, gestehest Du gantz frey.

Laß den erblaßten Leib aus kühler Erd vorgehen,
Petre (f) Philippe! sag: was war die Ursach dann,
Daß Du die Brucke nicht von Stein gebaut kunntst sehen?
Nicht wahr: Ohnmöglichkeit die ware Schuld daran.

Alleine heute wurd Ohnmöglichkeit besieget,
Da unsres Fürsten Hand den letzten (g) Stein gelegt,
Und unsere Sees-Bruck ob unserer Regniz lieget,
Wodurch des Künstlers Brust erstaunend wird geregt.

(a) Die von Holtz ehevor gebaut gewesene Sees-Bruck wurde in diesem laufenden 1752. Jahre innerhalb 6 Monathen von Steinen aufgeführet, hergestellet, an welcher man allschon (b) unter Höchst-mildesten Gedächtnis, deren Hochwürdigsten Bischöfen, Fürsten und Herren, Herren, als: 1444, Unter Antonio von Rothenhan.

c) Unter Höchst Dero auch die Ober-Bruck, wie sie noch zu sehen, 1453. von Steinen gebauet worden, (d) 1559. unter Georgio Fuchs von Rugheim, (e) 1631 mit Joane Georgio Fushin von Dornheim, (f) 1681 unter Petro Philippo von Dernbach Hand anzulegen. Gnädigst gesinnet gewesen. (g) Den 27sten Dezembris eben dieses laufenden 1752sten Jahr haben der Hochwürdigste Fürst und Herr Johann Philipp Anton aus dem uralten Geschlecht, deren Herren von und zu Frankenstein Bischof zu Bamberg, des Heiligen Römischen Reichs Fürst Gnädigst geruhet in Pontificalibus den Schluß Stein zu setzen.

Du mildester Regent! Du Vatter unsrer Landen,
Du großer Franckenstein! zeigst heut der Stadt und Welt,
Daß die Ohnmöglichkeit durch Möglichkeit und stranden,
Da Du diß Kunst Gebäu hast völlig hergestellt.

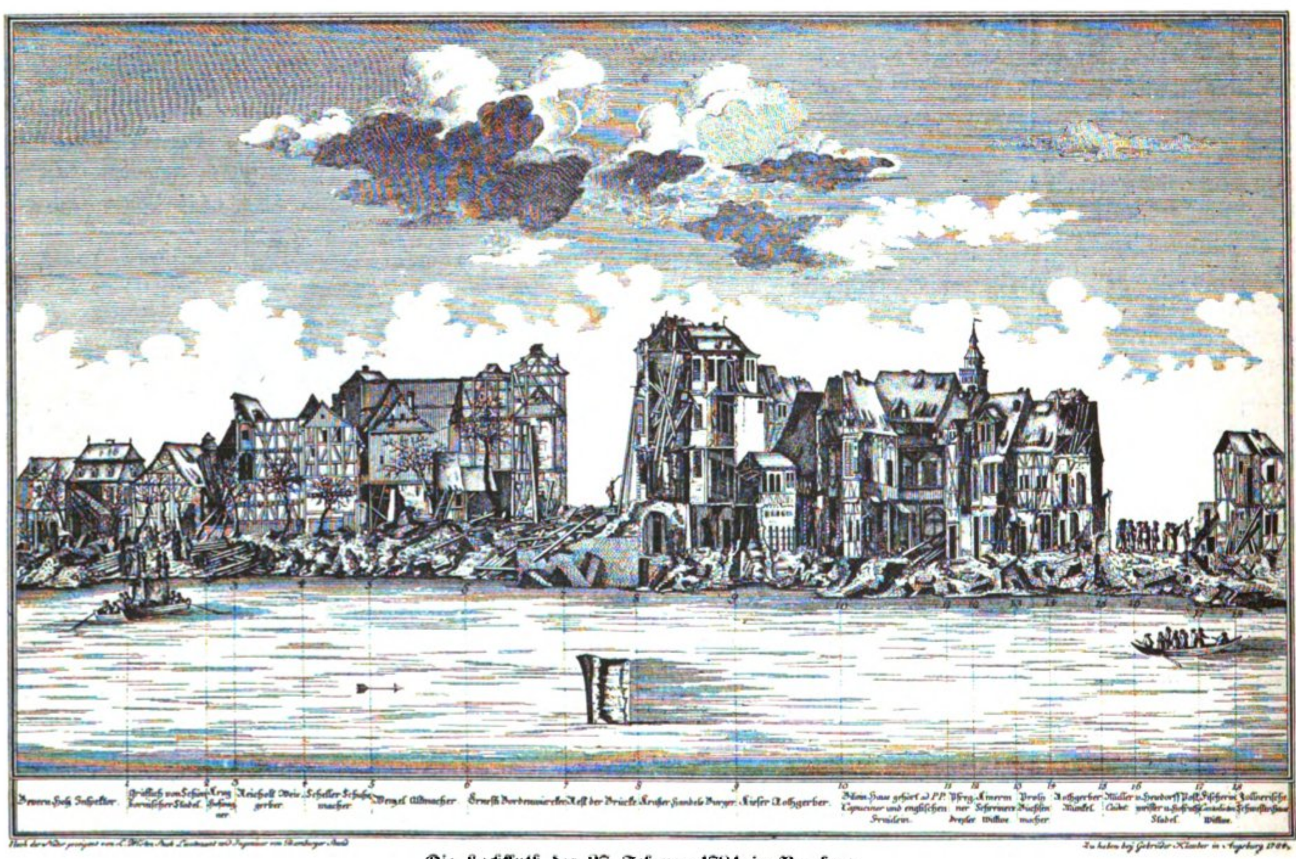
Wenn der Rothier ein Jubel-Fest gehalten,
Als sie die Statuen der Sonnen aufgericht,
Verdenke man heut nicht den Jungen und den Alten,
Wenn ihr Mund Jubel=voll in hellem Ruf ausbricht.

Als Alexander den Darium hat bezwungen,
Die stolze Persier zur Demuth hat gebracht,
Was frohes Vivat wurd demselben nicht gesungen,
Weil Ihme diese That unsterblich hat gemacht?

Dein Höchst erlauchter Geist muß von dem Hohen Stammen,
Daraus Du kommen bist, Fürst! großer Franckenstein!
Zum Wunder aller Welt uns so zur Lieb entflammen,
Daß jeder Unterthan in Lieb sich äschert ein.

Und da wir Dir zum Dank nichts anderst können geben,
So schreiben wir in Aertz, und harten Marmor ein:
GOTT lasse Dich zum Trost der Unterthanen leben,
Bis Du wirst Nestor gleich, an Zeit und Jahren sein.

Dich, klugester Regent! wird alle Nach=Welt preisen,
Dein Ruhm wird ewiglich mithin unsterblich seyn.
Wem man nur diese Bruck nach vieler Zeit wird weisen,
Der wird Dir ruffen zu:
Es leb Fürst FRANCKENSTEIN!"



Die Hochfluth des 27. Februar 1784 in Bamberg.

Da die Unmöglichkeit heut völlig unterlieget,
Und unsers Fürsten Hand dieselbe hat erlegt,
Wann Möglichkeit durch Ihm unsterblich heut obsieget,
Wer wundert sich, wann sich das Volk in Jubel regt?

Auf Mars! laß deine Stuck heut volles Feuer speyen,
Amphion! hemme nicht der frohen Musique Klang
Du Rumina! still nicht der kleinen Kindern Schreyen,
Noch unserer Burgerschaft erhabenen Gesang.

Neptune! fahre heut auf deinen Wellen Wagen,
Passire unsre Bruck hoffärtig heut vorbei.
Die stolze Regniz soll gleich Padus Schwahnen tragen,
Weil durch diß Kunst=Gebäu die Statt ist Sorgen frei.

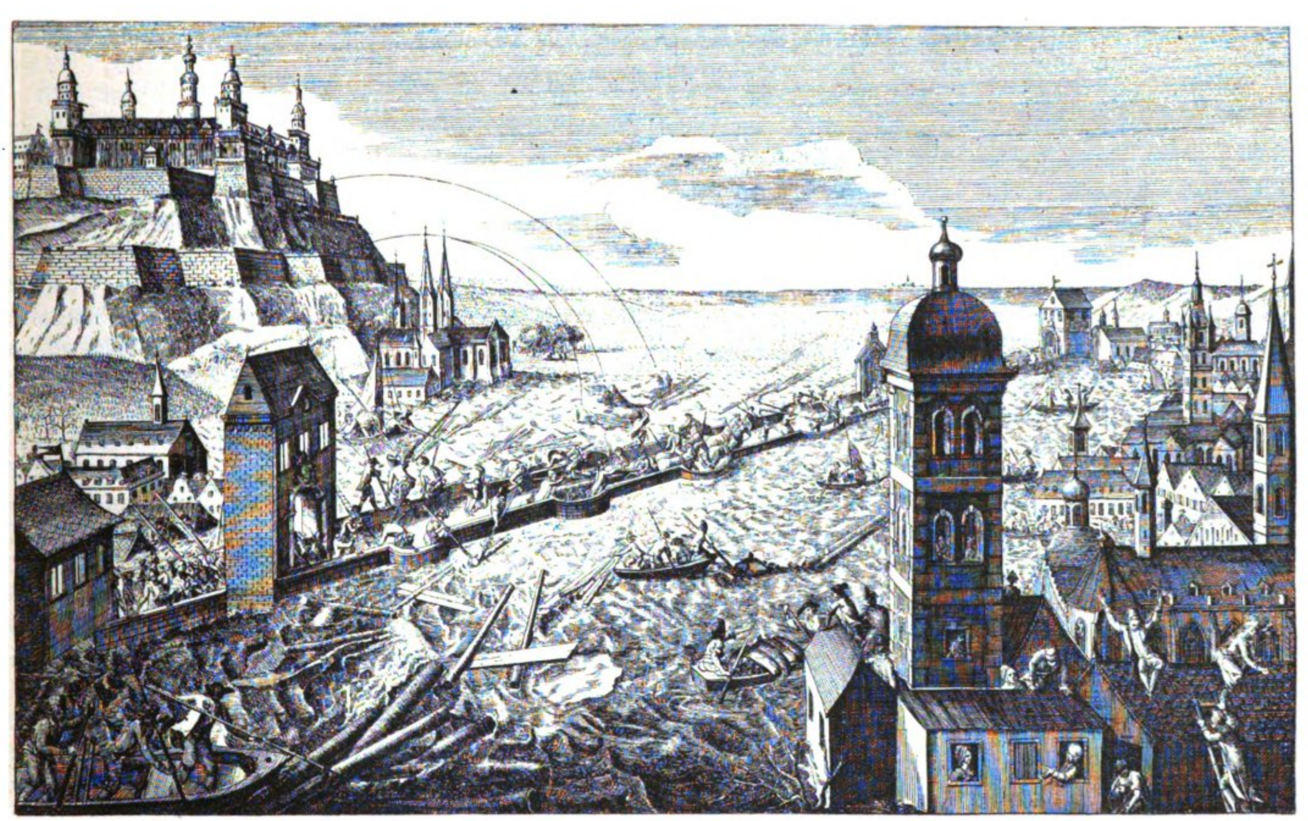
Du aber, großer Fürst! sollst Schwahnen=Haare tragen,
Denn deine Klugheit hat diß große Werk gebaut.
Ewig wird man von Dir und Deiner Klugheit sagen,
Als welche sich mit Dir verbindlich hat getraut.

Der mächtige Bau, der für Jahrhunderte gemacht schien, sollte verhältnismäßig nur wenige Jahre bestehen. Der Winter 1783 bis 1784 zeichnete sich durch große Strenge aus, der Schneefall war ein so gewaltiger, wie er seit Jahren nicht mehr gesehen worden, und selbst in Gegenden, welche sich wie die fränkischen Gaue einer milden und sanften Himmelsart erfreuten, türmten sich die Schneemassen 7 bis 8 Fuß hoch. In den letzten Tagen des Hornung oder, wie wir jetzt zu sagen pflegen, des Februar raste zuerst ein furchtbarer Orkan über ganz Europa. Die Küsten aller Meere waren bedeckt mit den Trümmern gescheiterter Schiffe. Die Journale, deren Nachrichtendienst damals, den Verhältnissen entsprechend, gegen die heutigen um Wochen zurückstand, begannen eben, die Hiobsposten zu registrieren, als ein neues schreckliches Unheil heranstürmte. Wenige Tage nach den Stürmen folgte in ganz Europa Tauwetter und zerschmolz die Unmasse des Schnees in beispiel-

loser Schnelle. Die Folge waren grauenhafte Überschwemmungen in allen Ländern. Donau, Rhein und Elbe mit allen ihren Nebenflüssen traten verheerend aus ihren Ufern. Die kleinsten Bäche schwollen zu unheilvollen zerstörenden Strömen an.

Wir beschränken bei der Betrachtung unsere Blicke auf Bayern. Der Inn zerschmetterte in einer Nacht alle seine Brücken von seinem Eintritte aus Tirol bis zu seiner Mündung bei Passau, nicht minder rasten seine Nebenflüsse Salzach, Ach und Isar. Der kleine, durch den Wallfahrtsort Altötting fließende Bach erreichte eine derartige Fluthöhe, daß der Hochaltar in der Franziskanerkirche unter Wasser stand. Die Donau bildete einen ungeheuren See, Donauwörth schien mit Vernichtung bedroht, wenn nicht die heranstürmenden Fluten die gewaltigen Eismassen der Donau zu einem natürlichen Walle zurückgestaut hätten. Schrecklich waren die Verheerungen in Ingolstadt, Regensburg, Straubing, Deggendorf. Noch heute erschüttert die Beschreibung jener furchtbaren Tage und Nächte. Die Landschaft glich einem Meere, aus dem nur mehr die Spitzen der Bäume und Dächer hervorragten, auf welche sich die unglücklichen Einwohner geflüchtet hatten, bei denen Hunger, Kälte und Entbehrung zu vernichten suchte, was dem Tode in den Fluten entronnen war. Hunderte von Menschen ertranken, die Zahl der ersäuften Tiere beläuft sich in die Tausende.

Außer Regensburg wurde in der Oberpfalz Amberg besonders schwer heimgesucht. Fast sämtliche Brücken und Mühlen wurden von der wilden Vils zerstört. Auch Nürnberg litt ungeheuer, aber am schwersten von den fränkischen Städten wurden Würzburg und Bamberg geprüft. Die Heimsuchung der ersten Stadt wird besser als durch Worte durch die Nachbildung eines zeitgenössischen Stiches veranschaulicht.



Die Überschwemmung in Würzburg am 27. und 28. Februar 1784. Nach einem zeitgenössischen Kupferstiche.

Ein zweiter, ebenfalls unmittelbar am Schauplatze des Unglücks entstandener Stich verewigt den Untergang der Seesbrücke und zeigt uns die entsetzliche Zerstörung, welche das rasende Element in Bambergs friedlichen Straßen angerichtet hatte.

Wir entnehmen die Schilderung des Untergangs der Brücke einem von Bamberg, datiert 1. Lenzmonat, nach München gesendeten Berichte. Derselbe meldet:

„Den 27. Hornung in der Nacht begann die hier durchfließende Regnitz zusehends anzulaufen, in der Frühe war sie schon aus ihren Schranken getreten. Weil man dergleichen Austritte schon oft erlebt, so machte man nicht viel daraus, aber die Gefahr vergrößerte sich von Minute zu Minute. Die neben dem Fluße angebauten Gartenhäuser, Mauern, Zäune und Bäume wurden losgerissen. Gegen 10 Uhr morgens war die Wasserhöhe schon so groß, daß es die hohen Bogen der drei steinernen Brücken erstieg und den Weg in die Stadt versperrte. Um 11 Uhr drang die Flut schon auf den Markt, und die lange Gasse stand unter Wasser. Nun stürzten bei der oberen Brücke schon Mühlen ein: Mehr als 60, 70, ja 100 Ztr. schwere Eisschilder und Holländer Bäume prallten so stark an unsere so dauerhaft erbaute steinerne Brücke, so daß man deren Einsturz befürchtete — und ach, diese Furcht war nicht leer. Um 12 Uhr brach wirklich die 1732 so schön und prächtig erbaute Seesbrücke, die Zierde Bambergs, die mehr als 140000 fl. gekostet; die in der Mitte gestandene herrliche Statue des hl. Georg und die des hl. Kreuzes stürzten zu Boden, denen folgten die anderen und endlich der ganze mittlere Teil der Brücke und verschlang mit sich bei 40 Menschen. Man stelle sich den Schrecken vor und denke sich, wenn möglich,

die Angst, welche die ganze Stadt ausstund. Nachdem nun das wütende Wasser erst recht seine unbändige Kraft erhalten, so riß es die übrigen zwei Teile der Brücke mit sich fort, stürzte das angebaut gewesene Kaufmann Krazersche Haus zur Hälfte, einen Teil von dem Lucanoschen oder ehemaligen Zollhaus und dann die auf den beiden Seiten des Stromes hinunter angebauten Häuser, 15 bis 18 an der Zahl, teils zur Hälfte ein.

Indem man von diesem entsetzlichen Unglück fast zu Boden gedrückt war, wurde der Schrecken noch größer, als das Wasser bei der neu angebauten Promenade so häufig herandrang, daß die neu erbaute Hauptwache zusammenfiel, und der ganze Markt 4 bis 5 Schuh hoch vom reißenden Strome überzogen war. Das Wasser drang bei der sog. Wage durch ein enges Gäßchen, riß die Fundamente der Häuser los und vereinigte sich endlich bei der unteren Brücke mit dem Hauptstrome. Man konnte nicht ohne Lebensgefahr auf dem sonst erhabenen Markte mit Pferden hin- und herkommen; die Toten wurden aus den Gräbern gespült, die ganze St. Martins- und Kapuzinerkirche und Kloster unter Wasser gesetzt."

Also der Bericht über die Katastrophe, welche der stolzen Seesbrücke den Untergang bereitete. Dies die Geschichte der Trümmer, welche jetzt wieder aus dem Schutte hervorgeholt werden.

Die lustige Schlacht von Tuttlingen am 24. November 1643.

Von Dr. Franz v. Löher.

(Schluß.)

Rosen ließ unterdessen das Städtchen Schönberg in der Nähe ausplündern, weil man daraus auf ihn Feuer gegeben, als er vorbeizog. Endlich war Bresche geschossen, und am 17. November wurde mit aller Macht gestürmt; vergebens. Dabei war es grimmig kalt und aus der ausgewüsteten Gegend wenig an Lebensmitteln zu holen, die neu geworbenen Franzosen machten sich aus dem Staube, wo sie konnten. Guebriant machte stärkere Anstalten, die Stadt zu bezwingen, da fiel er selbst in den Schanzgraben, eine Falkonettkugel hatte ihm den Ellbogen zerschmettert, auf einer Leiter trug man ihn in sein Quartier zu Rothmünster, und das Ungeschick der Wundärzte brachte ihn zum Sterben. Auf dem Totenbette hörte er noch den Jubel, als Rothweil endlich am 19. November überging. Die Stadt war nur in der Eile und schwach befestigt worden, und die Bürger erklärten, sich nicht länger wehren zu können. Um nur unter Dach und Fach zu kommen, gewährten die Franzosen der Stadt alle Bedingungen der Übergabe. Die Bürgerschaft behielt ihre Waffen, ihre Archive und alle ihre Rechte und Güter und sollte auch nicht mit Brandschatzung belegt werden, die tapfere Besatzung aber, 500 Mann, zog frei ab, „mit Sack und Pack, allem Gewehr, Kugeln im Munde, mit brennenden Lunten" und allen sonstigen Kriegsehren. Auf ihrem Marsche aber wurden sie, weil sie von den Franzosen spöttlich gesprochen, treulos überfallen, die Offiziere geplündert, und die Soldaten gezwungen, sich in die französischen Regimenter einzustellen. Guebriant ließ sich noch in die Stadt tragen, und, dem Tode nahe, berief er die höheren Offiziere zu sich und ermahnte sie mit beweglichen Worten zur Einigkeit und höchsten Vorsicht; es war, als wenn er eine schwarze Ahnung von dem kommenden Unheile gehabt hätte.

Im Kriegsrat aber waren die Heerführer dennoch mit Worten und Degen aneinander. Die Franzosen, welche schon einmal in Deutschland gewesen, wollten zurück — die Weimarschen sagten, sie allein verständen den deutschen Krieg —, aber sie drangen mit ihren Vorschlägen, eine feste Stellung zu nehmen, nicht durch, Taupadel lag krank in Rothweil, und Rosen trug noch zu viel an dem Sporckschen Denkzettel, als daß sein Rat hätte zu laut werden dürfen —; endlich entschied Rantzau, jetzt der erste im Oberbefehl. Schimpflich sei es, schrie er, jetzt den Rückzug zu nehmen, schimpflich, sich wie Füchse zu verbauen; er wolle vorwärts und denke, sich bald den Halskragen im Bayerblut zu waschen. Da konnte sich denn doch Rosen nicht enthalten, ihm zu erwidern: „Bayrisch Blut sei wohl höher zu achten, als zu solchem Gebrauch". Man kam dahin überein, sich vorerst von den Rothweiler Strapazen zu erholen,. und zog am 20. November mit dem ganzen Heere nach Tuttlingen an der Donau, weil in dortiger Gegend Frucht und Futter zu finden. Um gegen den Feind auf der Hut zu sein, wurde Rosen mit acht, meist deutschen Regimentern zu Pferde nach Mühlen gelegt, die Donau abwärts, fünf Brigaden zu Fuß standen in der Nähe, etwa eine Stunde von Tuttlingen, sie versprachen, fleißig Parteien zur Kundschaft auf die Heerwege auszusenden; daß der Feind durch die unwegsamen Bergwälder kommen könne, fiel keinem im Traume ein. Tuttlingen wurde das Hauptquartier, dort machte es sich die ganze Generalität bequem, umgeben von der Generalgarde, dem Leibregimente der Königin und dem Regimente des Obersten Klug, auch das gesamte Geschütz wurde vor der Stadt aufgefahren. In Möringen, eine Stunde oberhalb, nahmen die übrigen zehn Regimenter ihr Quartier. Mit ihrer angenehmen Leichtigkeit richteten sich die Franzosen ein, sie aßen und tranken und ließen es sich wohl sein.

Unterdessen hatte am 14. November mit dem bayerischen Heere Herzog Karl von Lothringen seine Truppen vereinigt, ein abenteuerlicher, ruheloser Held. Richelieu hatte ihn nach und nach durch Kabalen aufgerieben und aus seinem Herzogtum verdrängt, jetzt jagte der Heißsporn durch alle Länder, und es tobte in ihm das Verlangen nach Rache. Mercy und er hatten Graf Hatzfeld, den erfahrenen und tapfern Führer der vorzugsweise kaiserlichen Heeresabteilung, wissen lassen, er solle zu ihnen stoßen, sie wollten den Franzosen bei Rothweil eine Schlacht liefern. Sie zogen über Rothenburg auf Sigmaringen und setzten am 23. November über die Donau, um die Franzosen von einer Seite zu fassen, welche diesen unerwartet sei. Hier erfuhren sie aber, daß das französische Heer von Rothweil abgezogen, in Ruhe und Frieden in und um Tuttlingen lagere und, durch Gebirge vom Feinde getrennt, dessen Nähe nicht ahne, ihn vielmehr in Bayern glaube.

Diese Kunde wurde bestätigt, als die streifenden Reiter hin und wieder kleine Mannschaften aufbrachten, die vom französischen Heere sich so weit vorgewagt hatten. Jetzt blitzte in allen der Gedanke auf, den Sporckschen Streich mit dem ganzen Heere zu wiederholen. Werth hatte gleich den besten Plan in Ordnung, Oberst v. Holz kannte die Gegend und alle Pässe, Herzog Karl war sofort mit dabei, und auf ihr fröhliches Andringen willigte Mercy ein. Der Feind sollte im Quartier überfallen oder im Felde geschlagen werden. Alsobald war Freude und Zuversicht auf allen Gesichtern, die Soldaten brannten vor Lust, die Franzosen zusammenzuwettern. Das Heer machte sich fertig zum Eilmarsche, alles Gepäck wurde rückwärts nach Rietlingen geschickt. Dies geschah vor den Augen der französischen Gefangenen, welche man im Glauben bestärkte, man wolle zurück und Bayern decken, und dann entwischen ließ, damit sie solche Nachricht ihren Leuten brächten.

Noch am Abend rückte man auf Mößkirch und ordnete sich hier längs des Waldes während der Nachtzeit zur Schlacht. Kein Feuer wurde angezündet, um dem Feinde nichts zu verraten, und die Reiter schweiften unaufhörlich umher, alles wegzufangen, was ihm hätte Kunde geben können. Noch ehe es hell wurde, langte auch Hatzfeld an, der Tag und Nacht marschiert war. „Also hatten alle große Hoffnung, etwas Gutes auszurichten."

Am Morgen, es war am Dienstag den 24. November, zog das ganze Heer in tiefster Stille, ohne Trommelschlag und ohne Trompetenschall, auf Tuttlingen, im geraden Strich mitten durch die Berge, die hohen Wälder verdeckten das Annähern. Wiederholt wurden feindliche streifende Parteien zu 40 Mann aufgehoben, welche aussagten, daß ihr Heer, nichts Böses ahnend, still liege und noch zwei oder drei Tage so bleiben wolle, daß aber Ordre gegeben sei, zum demnächstigen Aufbruch für fünf Tage Proviant herbeizuschaffen, weshalb heute fleißig fouragiert werde. Das erhellte immer mehr die Aussicht auf ein glücklich Gelingen und kam um so gelegener, als die dichten Waldungen, die engen Pässe und Tiefthäler das schnelle Fortrücken des Heeres höchst schwierig und mühevoll machten. Wären die Soldaten nicht so voll freudigen Mutes und Eifers gewesen, so möchte man schwerlich vor Abend Tuttlingen erreicht haben. Werth war natürlich allen voraus, er hatte 1000 auserlesene Reiter unter Sporck und Epp, ein Dragonerregiment unter Wolff; 600 Musketiere führte Oberst Gold, und eine Handvoll listiger Kroaten Rittmeister Truckmüller, Oberst v. Holz zeigte den Weg. Dieser Vortrab war schon auf dem Platze, als das übrige Heer sich noch in den Wäldern mühte. . Werth wartete daher mit den Seinigen eine ziemliche Zeit bei dem Dorfe Neuhausen, nur eine Stunde von Tuttlingen und von Mühlen entfernt. Aber er verließ sich auf der Feinde Sorglosigkeit und auf die Schneeflocken, welche ihn mit weißem, wirbelndem Mantel umhüllten. Es war 1 Uhr nachmittags. Zur selben Stunde starb in Rothweil der Marschall Guebriant. Man erzählt, daß Sterbende in Bezug auf den Gegenstand, der ihnen am meisten am Herzen liegt, in der Todesstunde hellsehend werden: gewiß ist, daß Guebriant zur Zeit, als bei Tuttlingen das Verderben still und unaufhaltsam sein Heer umringte, in Rothweil mehrmals angstvoll aufschrie: „O, mein armes Heer, man vernichtet es! Meine Stiefeln, meinen Degen, mein Pferd! Alles ist verloren, wenn ich nicht da bin."

Die Stadt Tuttlingen liegt zwischen der Donau und dem Berge, welchen Schloß Homberg krönt. Zwischen dem Schloßberg und der Stadt im Thalgrunde, einen Pistolenschuß von der Stadtmauer, stand ein Kirchlein und auf dem Kirchhofe alles Geschütz der Franzosen. Nur wenige Mannschaft war da, es zu bewachen, und diese hatte sich, als das Schneewetter ihr zu unangenehm wurde, größtenteils in die Kirche zurückgezogen. Werth, der mit einem Blicke jeden Umstand sah, stand auf heißen Kohlen, jeden Augenblick konnte er gesehen werden, zum Glücke blieb die Luft wegen des Schneegestöbers dick und dunkel. Als er sich endlich um 3 Uhr nachmittags versicherte, daß das Heer aus den Wäldern trete, beschlossen er und seine Obersten auf dessen Herankommen nicht länger zu warten, sondern in Gottes Namen draufzugehen. Die 30 Kroaten eilten voraus, Epp und Wolff folgten spornstreichs, die Musketiere wurden nicht erst abgewartet. Man stürmte auf den Kirchhof, die Dragoner sprangen ab und eilten den Kroaten in die Kirche nach, kein Mann von der Wache blieb am Leben. Nun holten die Reiter lachend die Munitionswagen herbei, die auch in der Nähe standen, luden die Kanonen, kehrten sie auf die Stadt und schickten ihr donnernde Grüße zu. Man wollte den Feind aus der Stadt auf seine Alarmplätze locken und dann einen Haufen nach dem andern schlagen. Zitternd vor Schrecken nnd Bestürzung eilten die Franzosen aus den Häusern und truppweise vor das Thor, Werth pulverte lustig in die Haufen hinein, auseinanderplatzend flogen die Erschreckten in die Stadt zurück. Jetzt wußten sie, was für Gäste bei ihren Geschützen und Pulverwagen hantierten, und schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen. Gold unterdessen eilte mit seinen Musketieren zu Schloß Homberg hinauf, eine Verteidigung wäre der Besatzung nicht schwer gefallen, aber sie ergab sich, ohne daß Gold einen Mann verlor. Mercy aber und Hatzfeld waren im Geschwindschritte heran und entfalteten ihre wohlgeordneten Scharen vor der Stadt. Hatzfeld war rasch mit Werth rechts und links der Stadt vorbei durch die Donau geritten und besetzte die Wege auf der andern Seite. Vor allen Thoren trompeteten die Boten und forderten Übergabe, auf den zurückliegenden Höhen breitete der Lothringer seine Macht aus, die geängstigten Franzosen baten um Zeit.

Der Hauptstreich war gelungen. Man hatte das gesamte Geschütz des Feindes, seine Generalität saß in Tuttlingen fest, und zugleich war eine solche Stellung zwischen den feindlichen Regimentern oberhalb und unterhalb der Stadt gewonnen, daß sie sich nicht mehr vereinigen konnten. Werth aber eilte, sobald er Tuttlingen sicher umstellt sah, mit 2000 Reitern in vollem Trabe auf Möringen los. Mit dampfenden Pferden stürzten sich die Tapfern auf die zehn Regimenter Franzosen, welche Wind bekommen und sich schnell aufgestellt hatten. Heftig war der Zusammenstoß, aber bald wurde die ganze Linie in wildem Gewühl auf Möringen zurückgeworfen, und die Säbel richteten unter den Flüchtigen ein Gemetzel an. Die ganze Reiterei der Franzosen gab Fersengeld und zerstob ins weite Feld. Das Regiment Mazarin, spanische Kerntruppen noch aus dem Treffen bei Lerida her, welches die durchgegangene Reiterei decken wollte, wurde niedergehauen bis auf den letzten Mann, bloß der Oberst und ein paar Offiziere

retteten sich durch Ergebung. Der Untergang dieses tapfern Regimentes that später den Siegern leid, denn wahrscheinlich würde es sich auch so gut gehalten haben, wenn man es nach der Gefangennahme deutschen Fahnen einverleibt hätte. Nun saßen die Franzosen auch in Möringen fest, und da sie sich noch wehrten, ritt auch Hatzfeld herbei und ließ das Städtlein von der Reiterei eng umstellen, auch durch ein paar Stücke beschießen.

Es war noch der dritte französische Heeresteil übrig, welcher in Mühlen stand. Mit dem Dunkelwerden zeigte sich Rosen auch im Felde, als er aber des Feindes Heer in blanker Schlachtordnung sah, wandte er ohne Säumnis um und riß aus mit allem, was ihm folgen wollte. Er hatte an der Geißlinger Nacht bereits genug gehabt. Mercy setzte ihm sogleich nach, konnte ihn aber nicht mehr erreichen, vernichtete aber noch drei Brigaden Fußvolk bei Mühlen. Die ganze gut bestellte Bagage, welche in der Nähe stand, mußte Rosen ebenfalls in Feindes Händen lassen.

Das siegreiche Heer blieb nun guter Dinge die Nacht hindurch im Felde vor Tuttlingen stehen. Denn es war noch immer möglich, daß die entkommene starke Reiterei des Feindes wieder anrücke und den Eingeschlossenen auf irgend eine Weise Luft mache. Aber schon hatte Oberst Sporck gesorgt, daß dies nicht mehr geschehen konnte. Er war mit 1000 Mann zum Nachhauen kommandiert und hatte Leute, die Stahl und Feuer waren. Bei Fürstenberg trafen sie auf zehn von den flüchtigen Reiterregimentern, die Hälfte Weimaraner, welche sich wieder aufgestellt hatten. Wie der Sturmwind fielen sie darüber her, die Franzosen ließen es gar nicht mehr zu einem ordentlichen Treffen kommen, und die Weimarischen konnten allein das Feld nicht halten, der Schrecken war unwiderstehlich geworden, alle zehn Regimenter lösten sich in die wildeste Flucht auf. Jeder sprengte hin, wohin ihn gerade das Glück führte, Rosen flüchtete über Rothweil, andere nach Blumberg, wieder andere nach der Schweiz. Aber bis tief in die Nacht hinein setzten die Sporckschen, unterstützt von noch mehr kleinen Streifpartien, den Flüchtigen nach; was sich blicken ließ, wurde niedergeworfen, gefangen oder gesprengt, die Sporckschen rasteten nicht, bis ihre Pferde zu stürzen drohten. Auch die schwäbischen Bauern schlugen noch manchen Franzosen nieder.

Das war eine angstvolle Nacht für die Eingeschlossenen in Tuttlingen und Möringen, kein Auge wurde zugethan. Wenige Mutige sprachen von Verteidigung oder vom Durchschlagen, aber was wollten sie anfangen mit einem Heere, welches der Schrecken ohnmächtig gemacht hatte! Am Morgen kam auch Sporck zurück mit 15 Standarten, Rantzaus Heerpauken, 1200 Pferden und einer Menge von Gefangenen, unter welchen auch der Oberst Chambre und viele andere Offiziere waren. Die Franzosen erfuhren die Vernichtung oder Flucht ihrer ganzen Reiterei, und sie wollten sich nun auf die billigen Bedingungen ergeben, welche Mercy und Hatzfeld ihnen tags vorher gestellt hatten; dazu war es jetzt zu spät, es hieß: „Ergeben auf Gnade und Ungnade!" Denn inzwischen war auch der tolle Lothringer herangekommen und hatte die deutschen Feldherren ob ihrer Milde verhöhnt. Diese Franzosen, sagte er, hätten verdient, daß man sie lieber gleich über die Klinge springen lasse. Auch den Soldaten „that es herzlich leid, daß sie nicht Widerstand gefunden, ihre Tapferkeit und Kraft mehr zu erweisen", und sie waren unmutig, daß so viele Franzosen mit heiler Haut davonkämen. Also ergaben sich mit ihren Regimentern all die glänzenden Generale, Obersten, vornehmen Herren und an 120 Kapitäne schimpflich auf Gnade und Ungnade.

Am Morgen des 25. November kamen sie alle hervor, die Soldaten ohne Fahnen und ohne Wehr und Waffen, die Generale ohne Degen und mit bleichen Gesichtern. Fast komisch nahm sich Rantzau in seinem Ärger aus, den er schwer unterdrückte. Traurig war der Abschied, den die Herren von ihren Damen nahmen; diese hatten Schlimmeres gefürchtet als ihnen widerfuhr, denn man behandelte sie mit ausgezeichneter Höflichkeit und ließ sie durch den ritterlichen Truckmüller in ihren Karossen nach Schaffhausen geleiten. Aber die ganze stolze Ausrüstung, die Kleinodien, das reiche Gold- und Silbergeschirr, alle Fahnen und Geschütze, dazu die Menge beladener Packwagen, alles wurde gute Beute der Sieger. Manche Soldaten hatten Pferde erbeutet, für welche sie 1000 Thaler löften. Über 6000 gefangene Franzosen wurden nach Tübingen und anderen Orten geführt, mehr als 3000 lagen tot auf den Feldern um Tuttlingen. Noch immer wurden in den nächsten Tagen Gefangene in Pfullendorf, Mößkirch, Sigmaringen und Villingen von den streifenden Reitern eingebracht. Gerettet hatte sich nur der Rest von deutschen Reiterregimentern, welcher nach Lauffenburg entkommen war. Rosen hatte auf seiner Flucht aus Rothweil den kranken Taupadel mitgenommen, Guebriants Leiche und Regiment flüchteten hastig mit, die Leiche wurde auf einem Maultiere bis nach Breisach geschleppt. Die in Rothweil noch zurückgelassene französische und deutsche Besatzung mußte sich am 3. Dezember ebenfalls auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Herzog von Württemberg aber, der Kommandant, hatte sich tapfer gewehrt, er und die Offiziere behielten Waffen und Gepäck, 2000 ihrer Soldaten, welche noch gesund waren, wurden unter bayerische Regimenter gesteckt. Man fand in Rothweil auch noch 70 Fahnen, welche dorthin gerettet waren, und besonders annehmlich war die Masse von Proviant, welche die Franzosen dorthin zusammengebracht hatten.

Süddeutschland war nun vom Feinde befreit. Die Bayern nahmen fröhliche Winterquartiere, und Hatzfeld und der Lothringer konnten nach dem Main und Rhein aufbrechen, um andere feindliche Truppen zu verfolgen. Wer von den Soldaten bei dem großen Quartieraufschlagen gewesen, erinnerte sich noch sein Lebtag mit Lachen daran.

Der Tuttlinger Tag war einer der glänzendsten in dem schlachtenreichen Kriege, das vollständigste Waffenglück über ein ganzes wohlausgerüstetes Heer war erkauft mit kaum nennenswertem Verluste. Die Franzosen konnten selbst nicht begreifen, wie alles so schnell und schrecklich hatte kommen können. Die Freude, mit der sich Mercy, Hatzfeld, Herzog Karl und Werth umarmten, als der Streich so herrlich gelungen war, klang in ganz Deutschland wieder, das Tedeum, welches am 4. Dezember in Rothweil unter dem Donner all der genommenen feindlichen Geschütze begangen wurde, fand in Wien, München, Brüssel und anderen Städten seine festliche Wiederholung. Von Freund und Feind wurde den Franzosen ihr Unglück herzlich gegönnt; wohin die Kunde kam, entstand heiteres Gelächter, und regnete es Witze über die armen Geprellten. Die Soldaten machten lustige Lieder darauf, und die Reichsstädter sagten: „die Franzosen hätten ihren Prozeß zu Rothweil verloren und nach Lauffenburg appelliert",

in Rothweil war nämlich ein kaiserliches Reichsgericht. Oberst Wolff, der die Siegesnachricht nach Wien brachte, erhielt köstlichen Botenlohn, Kurfürst Maximilian gab jedem Soldaten ein Geldgeschenk und verehrte zum Andenken eine silberne Ampel nach St. Maria di Vittoria in Rom, der Kirche, welche von Deutschen erbaut war.

Am Hofe zu Paris hatte man gejubelt, als die Nachricht von der Eroberung Rothweils eintraf, die ersten Wundärzte erhielten Befehl, sogleich dahin zu eilen, zum verwundeten Guebriant. Aber schon den Tag nachher kam die Hiobspost an. Man war außer sich vor Scham und Bestürzung, all die stolzen Sieger von Rocroix und Kempen, welche so viel triumphiert hatten, waren tot oder auf Gnade und Ungnade gefangen, schmerzlich wurden sie bei den Hoffesten vermißt. Eilboten flogen nach Piemont zu Turenne, daß er die Rheingrenze schützen solle. Er kam mit vielem Gelde nach Deutschland, um neue Truppen anzuwerben, da er persönlich bei den deutschen Soldaten beliebt war. So leicht sonst die Franzosen etwas Unangenehmes verschmerzen, die Tuttlinger Schmach brannte ihnen noch lange auf der Seele, und die Ströme Blutes, welche das Jahr darauf Prinz Enghien, in der mörderischen Schlacht von Freiburg aufopferte, zeigten, wie gern man durch Siege das bittere Andenken verwischt hätte.

Auch dem berühmten Heere, welches der Herzog Bernhard von Weimar seinen Stolz, seine Hoffnung und Heimat nannte, waren Tuttlingen, Geißlingen und Rothweil gründlich verderblich geworden. Es bestanden nur noch zwei Regimenter Fußvolk und die Reiterfähnlein, welche sich mit Rosen gerettet hatten. Auch dieser Rest verblutete bald zum Besten der französischen Waffen und zum redenden Beweise, was es dem Deutschen hilft, den Fremden gegen sein Vaterland zu dienen.

Die rollenden Fässer von Schwandorf (1760.)

Oberpfälzische Sage von J. Müller.

Um an St. Portiunkula
In Schwandorf früh zu sein,
Kommt nachts aus Dörfern fern und nah
Noch spät viel Volk herein.

Es geht nicht Schenk', nicht Gasthof zu,
Es geht nicht hin zum Wein,
Am Marktplatz lagert sich's zur Ruh'
Und schläft auf hartem Stein

Und harret still am stillen Ort,
Bis drauß' das Glöcklein schallt,
Bis Mönch an Mönch im Kloster dort
Zu Mett' und Kirchstuhl wallt.

Und nahe ist's um Mitternacht,
Und 's Klosterglöcklein schreit,
Und all das Volk am Markt erwacht
Und grüßt den Ton erfreut.

Im hellen Mond- und Sternenlicht
Hebt dann sich Hauf' an Hauf',
Bekreuzet sich und zieht und bricht
Zur frommen Bußfahrt auf.

Da geh'n aus einer Kellerthür',
Tief aus des Berges Hang,
Gar wundersam zwei Faß herfür
Und zieh'n den Markt entlang.

Kein Büttner hob sie aus der Pfort',
Kein Küfner wälzt' sie um,
Sie rollen von sich selber fort
Hinaus zum Heiligtum.

Und immer schneller zieh'n sie fort,
Bis zu dem Kirchlein klein
Und lösen an der Pforte dort
Sich auf in eitlen Schein.

Und alles Volk kommt hinterher
Und staunt ob dem Gesicht
Und sieht die Fässer voll und schwer
Bei Mond und Sternenlicht.

Und zitternd, zagend, leis' und still
Tritt es in Kirch' und Thor
Und trägt der Tonnen Gaukelspiel
Den braunen Vätern vor.

Die braunen Väter horchen zu
Und seh'n sich fragend an;
Da spricht in stiller Gottesruh'
Mit Ernst der Guardian:

„So habt ihr heute auch geseh'n,
Was ich schon seh' viel' Jahr'!
Seht ihr es auch zum Kloster geh'n
Das volle Fässerpaar?

Es ist nicht Traum, es ist nicht Mähr',
Was ihr geseh'n zur Stund',
Die Fässer geben voll und schwer
Uns alte Sünde kund.

Es war dereinst im Städtchen da
Ein Gastwirt, reich und fein,
Der schenkt an Portiunkula
Des Wassers mehr als Wein.

Für diese sünd'ge Frevelthat
Mußt' er im Tod noch geh'n,
Mußt' jedesmal heut' aus der Stadt
Zu uns zwei Fässer dreh'n.

Doch heute ist's das letzte Mal;
Was er gesündigt schwer,
Er hat's gebüßt mit tausend Qual
Und wälzt nun keines mehr."

Kleine Mitteilungen.

Ein Tagebuch aus dem Dreißigjährigen Kriege. Vor einiger Zeit ist das in mehr als einer Beziehung merkwürdige Tagebuch der Augustinernonne Klara Staiger, die zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges als Priorin dem Kloster Mariastein bei der alten Bischofsstadt Eichstädt vorstand, veröffentlicht worden (Eichstädt, Verlag der Brönnerschen Buchhandlung). Da ihre Sprache auch heute noch ohne große Mühe verstanden werden kann, so möchten wir, indem wir hier einige besonders fesselnde Stellen aus diesem Tagebuch mitteilen, ihre Schreibweise beibehalten.

Am 30. August 1632 schrieb sie: „Unter dieser Zeit zeucht der schwedische künig mit seinem Volk für Nürnberg, unser kaiserisch volk sambt dem churfursten aus Bayern, Herzog aus Friedland, Walstainer genant, mit anderen obersten, befelchshabern und vulkumner armese auch; die unserigen sein umb vil vil 1000 mann störker gewesen, haben aber wenig ausgericht, sunder nur land und leut, wa sy hinkomen, vederbt, kirchen und clöster mehr als der feind selbsten beraubt und sein bis ins dritte monat gegen einander vor Nürnberg gelegen."

Über die Belagerung des Schlosses von Eichstädt durch Bernhard von Weimar, wohin sich die Nonnen mit ihrer Priorin geflüchtet hatten, schrieb die letztere am 4. Mai 1633:

„Mittwoch den 4. maii am hl. auffertag abents umb vesperzeit wird das Schloß von dem feind belagert, heben an gar stark gegen einander zu schüesen, ist aber zuvor begert worden, ob man güetlich woll aufgeben oder aber mit gewörter hand gewinnen lassen. der commendant gibt antwort, sich zu wöre bis auf den leczten mann. der Blutfahnen wird ausgehangt, das schüesen gegen einander wert 10 tag und nacht mit großen stucken und musgeten, die kuglen, so ins schloß dah mehrertails ohne sonders großen schaden gangen, sein in der größe gewesen eines kindskopf, haben gewogen 22, 24, 25, 26, 28 und bis auf die 30 pfund, hats alle widerumb hinausgeschossen. Unter diesen tagen haben mir wohl vil todsschrecken eingenomen, mit schmerzen müesen sehen aus unserem lieben closter alles heraustragen, die kupfern rinnen von dächern herabnemen, hörn die preukessel ausbrechen, tag und nacht sechen feuer und liechter brennen, schwein und was noch von gefligel gefunden, stechen, sieden und bratten, unsern schönen zugeseten garten durch soldaten und pferd verderben. haben stettigs muesen hören in beeden klöstern an den glocken leuten, aber noch immer hoffnung gehabt, sy werden das schloß ungewunnen verlassen müesen, weiln mir von Ingolstadt aus durch ir fürstl. gnaden von Eichstett aigenen laggayen, der haimblich eingelassen worden, so starke Vertröstung gehabt, es kom unser Kriegsvolk hernach, welches aber durch bese praktik verhintert worden. (Anspielung auf den Verrat des Ingolstädter Kommandanten, Obersten v. Scharffenstein.) ... Freytag, d. 13. maii: ..... Umb mittag komen die schwedischen oder weimerischen offizianten 2 auf die schanzen. Nachdem der vergleich geschechen, fragt herzig Weinmayrs hoffmaister alsbald nach Herrn von Hutten seiner Basen, un derer Schwester Maria Franciscа. Nachmittags komt ein Herr nach dem andern, besechen uns und unsere Zimmer, so mir bewohnt. Ich hab die jüngsten bis an die par eltesten bey mir behalten, das mir keine solle verzuckt (entführt) werden. Die alten hab ich, die bödt, claider und anders zu verwarn, in die kamer geschafft; dan, wan die herren durchgangen, haben ire diener, was inen gefallen, mitzuckt. Des andern tags komt der fürst Wainmayr (Herzog Bernhard von Weimar ist natürlich gemeint) selber, ich stee mit dem convent in der ordnung mir falle ime alsbalt zu füesen und begern gnad. Er fragt, ob mir in unser closter wollen. Wir anwurten, wenns sicher ware. Sagt er, weils auserhalb der statt, solln mir bei hof bleiben. Verschaffts uns salva quarti für unser bewontes Zimmer, das niemand zu uns dürft, der uns laids that."

Über Wallensteins Verrat und Ende schreibt die Priorin am 15. März 1634: „Unter dieser Zeit ist unsers generalobristen Herzog von Friedland und viel anderer offizirer falschheit an tag komen, das sy auf unserer seyten dem feind alle anlaitung geben, damits ein land und bistumb nach dem andern eingenomen und gar den kaiser, kaiserin, ungerischen künig, künigin, die junge herrschaft und alles verraten, in tod und ewige gefenknus wollen bringen, die statt Wien untergraben und mit feur verbrennen wellen. Und ist eben an dem auch schon alles beschlossen gewesen, das der feind d. 16. martii Ingollstatt soll wieder belagern, so wellen unsere verräter in gestalt der hilf komen und inen die statt übergeben wie dan der feind auf Eger zuezogen und vermaint, man wiß allda seine falschheit nit. Der commendant daselbsten (Oberstlieutenant Gordon) hat auch nit dergleichen thon, sonder die obristen (den Feldmarschall Ilow, die Grafen Adam Trzka, Wilhelm Kinsky und den Rittmeister Neumann) fraindlich zu gast beruefen, aber haimblich und großer stille traganer bestellt und zueleczt, als man das convect auftragen, der obristen diener in ein absönderlich zimmer thun und allda gespeist und wohl traktirt. Unterdessen hat der commendant einen umbtrunk in gesundheit ir kaiserlichen majestät lassen herumbgeen, da sy nit alle wellen bescheid thun, mit fleis einen zank angefangen, die bestelten hereingelassen, damits alle erstochen und niedergemacht worden, bis an etliche wenige, so geschryen: vivat rex! künig leb! dem Friedländer hat ein haubtmann (Devereux) nach geeilt, seine 2 diener, so ime einen schlaftrunk gebracht, verwundt und ihn mit seiner partisane durchstochen. Welche alle ihren wolverdienten lon entpfangen". (Vergl. Ranke, Wallenstein, S. 306 ff.)

Von einem andern, weniger bekannten Verräter schreibt die Dame: „Den 19. julii (1634) kombt bese zeitung, das der feind Lanzhuet mit sturmenter Hand eingenomen und die inwoner übel traktirt habe, was von unserm volk wol hate kinten fürkomen werden, wenn der general Altringer nit mit falscher pratick dem feind hat luft gelassen, der ursachen er von einem gemainen soldaten erschossen und darauf ersoffen ist. Gott verzeich im in ewigkeit!"

Freytag, den 11. augusti ist der ungarisch künig vormittag umb 9 uhr mit der ganzen armee bei 40000 stark zu Ingolstatt ankomen und mit etlich 1000 offizianten, unter welchen fürsten, grafen, freyherren mit viel 100 dienern und pfert gewesen, so mit ihren paccasiwägen hie bliben bis an 4 tag! Unter diesen tagen hat der durchzug an einander gewert und ist ein solche klemm gewest, das nymand kain fleisch, wein, pier, brot oder andere speiß bekommen hat kinten; hat mancher ein reichsdaler oder gar sei pfert um einen laib Brot geben, wenn man ims hat abkauft."

Und wenige Tage später schrieb die Priorin in ihr Tagebuch: „Sobalt der durchzug fürüber, ist eine Zeitung nach der andern komen, wie sy zu haus und feld alles verderbt, aber doch ein statt nach der andern eingenomen und guete hoffnung gemacht, das solte besser werden, und weder fraind oder feindsvolk kinte im land bleiben, weil nichte ewo zu leben gewesen, Burger und Bauern gestorben, verdorben, aus dem land und von haus zochen, und sein die güter so wolfel worden, das mancher ein haus, acker und wisen umb einen spott kauft, wie dan ein söldner zu N. einem nachbarn, so verbrunnen gewesen, sein haus umb 2 fl. Zins verlassen mit dem geding, wenn er nymer kom, solle ers darumb behalten." C. W.

Astronom und Kutscher. Der bekannte Astronom Tycho de Brahe aus Dänemark kam einstmals nach Regensburg und ließ sich seiner Gewohnheit gemäß gar oft nachts von einem Kutscher herumführen. Diesem machte er einmal die Zumutung, er solle sich, da er nächtlicherweile fahren müsse, nach den Sternen richten, um sich zurecht zu finden; aber der Regensburger antwortete treuherzig: „Herr, auf den Himmel mögt Ihr euch verstehen, aber auf der Erde seid Ihr ein Narr!"

Billiges Getränk. Im Jahre 1453 galt nach einer Bayreuther Chronik die Maß Wein 7 Pfg., die Maß Bier 3½ Pfg.; im Jahre 1439 die Maß Meth 8 Pfg.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Das Bayerland,

Illustrierte Wochenschrift für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 7. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

D' Makei vom Brandstätterhof.

Eine oberbayerische Hochlandgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Otto v. Schaching.

(Fortsetzung.)

VI.

Der Müllerlenz, mit seinem Familiennamen Rangl Lorenz genannt, stammte aus Gmund am Tegernsee, wo sein Vater ein Mühlanwesen besessen hatte. Lenz war der einzige Sohn, und dieser einzige war ein Taugenichts. Er hatte vier Jahre in München beim Militär gedient und sollte nach dieser Zeit die Mühle übernehmen, aber der Lenz war in die Arbeit noch nie verliebt gewesen, und so that er seinem Vater — die Mutter war längst tot — kund und zu wissen, er wolle lieber in der Stadt bleiben, anstatt in Gmund draußen in der staubigen Mühle sich die Lungenschwindsucht zuziehen. Diese Unbotmäßigkeit des Sohnes kränkte den alten Vater dermaßen, daß er die Mühle einem Schwestersohne vermachte, sich voll Gram aufs Bett legte und die Augen für immer schloß. Der Tod des Vaters rief Lenz heim.

Dieser brachte in die einfachen Sitten des Landes die Verdorbenheit der Stadt. Sein Nachbar, der Geroldshauser, wurde sein erstes Opfer. Er nützte die Spielwut des thörichten Mannes, um sich in die Familie zu schleichen. Er lehrte ihm die Künste des Falschspiels, um den Mund des Betrogenen zu schließen. Die öffentliche Meinung auf dem Lande kennt nicht die sträfliche Duldsamkeit der großen Städte; Lenz mußte der sittlichen Empörung der Umgebung weichen und fand es gut und rätlich, zu seinen Verwandten, den Müllersleuten in Wörnsmühle zu ziehen, bei welchen wir ihn bei Beginn dieser Erzählung gefunden haben.

Die guten, leichtgläubigen Verwandten schenkten den Gerüchten, die über den Lenz umherschwirrten, keinen Glauben, denn der Lenz galt in den Augen der kurzsichtigen Eheleute alles, und der Bursche wußte sich durch Schmeichelei und Heuchelei in der Gunst der beiden ordentlich warm zu betten.

Aber bald sollten die Wörnsmühler Vettersleute auf eine fürchterliche Weise zur Erkenntnis gelangen, von welcher Sorte der gehätschelte Liebling war.

Es war der Tag, der auf die vom Müller gemachte schlimme Entdeckung des gefälschten Geldes folgte, ein Samstag. Lenz fühlte sich so wohl, daß er nicht nur das Bett verlassen, sondern auch seiner gewohnten Thätigkeit, dem „Steinheben", wieder obliegen konnte. Im Laufe des Nachmittags erschien Gschwendtner, der Gemeindevorsteher, auf der Wörnsmühle und berichtete dem Müller, daß er, der Vorsteher, von dem gestrigen Funde desselben bereits Anzeige bei Gericht erstattet habe. Diese Dienstbeflissenheit des Brandstätters schien dem Müller nicht recht zu behagen, doch that er, wie ihm derselbe riet, packte die gefälschten Geldstücke und die Papierhüllen nebst dem Rentamtssiegel zusammen und fuhr nach Miesbach zu den Behörden. Dort wurde ihm die Ansicht des Brandstätters bestätigt, daß auch das Siegel gefälscht sei. Mit dieser wenig erbaulichen Nachricht kam der Müller abends nach Hause. Lenz brannte vor Entrüstung ob solcher Kunde. Was für ein Lump das sein müsse, der ein derartiges Verbrechen begehen könne, und wie es nur möglich sei, so etwas aus-

zuführen, so erhitzte sich der Lenz und schwur bei unserm Herrgott am Kreuz, daß er alle Todsünden der ganzen Welt auf seinem Gewissen solle haben, wenn er selbst nicht gerade so unschuldig sei wie ein Lämmlein oder die Kinder von Bethlehem. Aber unbegreiflich sei und bleibe es. Man möchte eher an Teufelskünste denken. Und es fehlte nicht viel, und der maulfertige Lenz hätte den Müller und die Müllerin zum Glauben an des Teufels Gaunerei bekehrt.

Noch am selben Abend gab's ein Verhör und eine Untersuchung bei den männlichen Dienstboten des Hauses, von den weiblichen dachte man besser und ließ sie unbehelligt. Das Ergebnis war Null, jeder beteuerte bei seiner und seines Großvaters, seiner Vettern und Basen Seligkeit, daß er nichts wisse und nichts gethan habe. Die Bestürzung war eine allgemeine, schließlich hatte insgeheim einer den andern in Verdacht, er könne der Spitzbube sein. Aber aus christlicher Nächstenliebe schwiegen sie dazu und hatten bloß so ihre eigenen Gedanken.

Es war Nacht geworden, eine finstere Nacht, kein Sternlein am schwarzen Himmel, kein Licht mehr in den wenigen Häusern von Wörnsmühle, das Wirtshaus nicht ausgenommen. Die Leizach wusch rauschend über die glatten Steine in ihrem Bette hin, und ein rauher Ost fegte vom Gebirge her durchs Thal. Auf den Wiesen am Flusse lagerten kalte Nebelschichten, deren formlose graue Massen der Wind in leichtes Schwanken brachte, so daß sie, von den Berglehnen herab beschaut, wie leicht wallendes Geflute aussahen.

Die Stunde mochte um Mitternacht sein, da zuckte auf dem Hügel, an dessen Fuß die Wörnsmühle liegt, ein Laternenlicht durch die Dunkelheit. Fast unmittelbar hernach knirschte der sandige über die Leizachbrücke führende Weg unter vielen sich nähernden Schritten. Es waren Männergestalten, und das Ziel ihres Marsches war das schwankende Licht auf dem Bühel. Wäre ein fremder, ahnungsloser Wanderer ihnen um diese Zeit begegnet, so hätte ihn Furcht und Schrecken sicher befallen, und sein erster Gedanke würde der an Geisterspuk gewesen sein. In Verkleidungen, wie sie nur für den wildesten Fastnachtstaumel sich eignen, kamen die nächtlichen Gesellen herangeschlichen. Die einen waren in Kuhhäute oder in Schaffelle gewandet, mit Töpfen auf dem Kopfe, andere trugen alte Uniformen, Mönchskutten, Weiberröcke oder staken einfach in Strohsäcken; Helme aus Silberpapier, großmächtige Landwehrkübel, Wergperücken, zerknitterte Kastorhüte, Soldatenmützen, die gehörnte Kopfhaut von Rindern — all' dies saß in buntscheckigster, grotesker Abwechslung auf den Köpfen.

Oben auf der Höhe stand eine starke Schar ähnlich Vermummter. Jeden Augenblick wuchs ihre Zahl durch die Ankunft einzelner oder von Haufen. Alle hatten die Gesichter gefärbt, die einen weiß, die anderen schwarz, rot oder gelb, wie die Rothäute auf dem Kriegspfade, allen wucherten Bärte aus Werg, Moos oder Roßhaar, und jeder war mit einem Werkzeug irgendwelcher Art ausgerüstet, mit Trommeln, Trompeten, Ratschen, Kuhschellen, Glocken, blechernen Häfen, hohlen Fässern und Dreschflegeln zum Draufschlagen, Gewehren, Handmühlen, Ketten, Brettern mit Prügeln, kurz, was nur immer geeignet erscheint, eine fürchterlich schöne Katzenmusik hervorzubringen, war hier zusammengeschleppt beim Stelldichein der — Haberer. Es waren ihrer weit über hundert Mann. Die streng militärische Disciplin und Organisation der Haberfeldtreiber fordert ihre Einteilung in Rotten, die unter zehn bis zwölf tüchtigen und zuverlässigen Befehlshabern stehen. Vorposten werden an den Straßen und Wegen aufgestellt, und Losungsworte ausgegeben. Die Vorposten, stets mit scharf geladenen Gewehren versehen, haben die Annäherung Unbekannter oder Verdächtiger zu hindern oder Reisenden, welche notgedrungen weiter ziehen müssen, eine bewaffnete Begleitung mitzugeben, bis sie sich vom „Haberfelde“ genügend entfernt haben.

Die Vorposten waren draußen, die Sicherheit schien durch nichts gefährdet, und nun erhob sich unter dem zurückgebliebenen Haufen auf der Anhöhe eine Stimme. Das Verlesen der Namen begann. Zuerst wurde, strengem Brauche gemäß, der Name Karls des Großen aufgerufen. „Hier!“ rief eine tiefe Stimme. „Der gestrenge Herr Landrichter von Tegernsee!“ — „Hier!“ antwortete ein zweiter. „Der gestrenge Herr Landrichter von Miesbach!“ — „Hier!“ ein dritter. „Der hochwürdige Herr Pfarrer von Fischbachau!“ — „Hier!“ „Der Herr Lehrer von Nicklasreuth!“ — „Hier!“ „Der Semmelsepp von Parsberg!“ — „Hier!“ „Der boarisch' Hiesl!“ — „Hier!“ Und so ging es fort, denn jeder Teilnehmer des Geheimbundes trägt einen erdichteten Namen. Erfolgt beim Aufruf keine Antwort, oder ist die Stimme des Antwortenden verdächtig, so gehen die Haberer sofort still auseinander. Auch geschieht es bisweilen, daß zugleich mit einem Aufgerufenen noch eine andere Stimme antwortet, und das ist, wie die Sage geht, niemand anderer als der leibhaftige Gottseibeiuns; den so Ausgezeichneten aber ereilt noch in demselben Jahre ein schlimmes Ende.

Die Verlesung war vorbei, es hatte keiner gefehlt und keiner zu viel geantwortet. Nun setzte sich der Haufe ruhig in Bewegung den Hügel hinab und stellte sich vor der Mühle im Viereck auf. Einer der Vermummten klopfte an das Fenster des Schuldigen. Es that sich auf.

„Was gibt's?“ wurde Lenzens Stimme hörbar.

„Jatzt sand ma' da. Rühr di' nöt vom Fleck. Is Dei' Haberfeld leer?“ sagte der Klopfer in mahnendem Tone.

Lenz vermochte das vom Fragesteller erwartete „Ja“ nicht herauszuwürgen. Er hatte nicht geglaubt, so unvermutet zur Strafe gezogen zu werden. Aber er wußte auch, daß mit der Schar da draußen nicht zu spaßen war, auch sah er die Unmöglichkeit ein, zu entrinnen, denn ein derartiger Versuch würde von den Haberern an Leib und Leben bestraft worden sein.

„Macht's es gnädi“, stöhnte Lenz wie ein zum Tode Verurteilter. Er schlug mit zitternder Hand Licht in seiner Kammer. Dann trat er ans Fenster, um das Gericht über sich ergehen zu lassen. So erheischt es die Gepflogenheit der Geheimbündler.

Jetzt schritt ein großer Mann mit einem riesigen Papierhelme auf dem Kopfe und wie ein Robinson Crusoë gekleidet in das Viereck, mit ihm zwei Laternenträger. In der Hand hatte er einen langen Streifen Papier — das Sündenregister, abgefaßt in lauter Knüttelversen. Nun begann er mit weithin schallender Stimme:

Wir sand abgesandt vom Kaiser Karl aus dem Untersberg,
Versehen mit Vollmacht und Urkund' von ihm und die Zwerg',
Um dem Rangl Lorenz den Text zu lesen,
Weil er gegen alle Mahnung verstockt is g'wesen,
D'rum müssen wir ihm jetzt verkünden
Seine großen und argen Sünden.
Erstens: obschon der Rangl Lorenz ist ein Müller,
So sind ihm lieber doch die Falschspieler.

Der Vorleser hielt inne und richtete an die Genossen die Frage: „Bursch'n, hab i recht oder nöt?"

„Recht hast!" klang's einstimmig zurück, und nun erhob sich zur Bekräftigung dieses Ausspruchs ein ohrenzerreißendes Pfeifen, Johlen, Schreien, Gelächter und Geheul, begleitet von einem geradezu unbeschreiblichen Höllenlärm; Trompeten schmetterten, Trommeln wirbelten, Glocken bimmelten, alte Blechhäfen klirrten, Ketten rasselten, Stöcke und Dreschflegel bearbeiteten mit aller Wucht leere Fässer und Bretter, Handmühlen knarrten, die Ratschen kreischten und Schüsse krachten darein.

Der Vorleser gebot mit der Hand Ruhe. Ein zweiter Knüttelvers galt den Beziehungen des Lenz zum Geroldshauser.

„Hab' i recht oder nöt?"

„Recht hast!" erdröhnte es in lautem Chor. Und wieder wurden die Instrumente zu einem Spiele gerührt, das geradezu betäubend war und alles übertraf, was von den wildesten Völkern an Lärm hätte geleistet werden können. Das fürchterliche Getöse wurde noch verstärkt, indem es von den nahen Berglehnen und Waldungen abschlug, so daß man es in der stillen Nacht wohl auf mehrere Stunden weit vernehmen mußte. Im Orte selbst und auf den benachbarten Einödhöfen war natürlich alles auf den Beinen. Noch nie hatten die Insassen der Wörnsmühle eine schrecklichere Nacht verlebt. Die Müllerin gar schien über dem urplötzlich hereingebrochenen Ereignis den Verstand verloren zu haben. Mitten in der Wohnstube kniete sie, halb angekleidet, den Rosenkranz in der Hand, und jammerte und stammerte ohne Aufhören:

„Heilige Muatter Gottes! Heiliger Florian! Heiliger Anton!" Der Müller aber rannte inzwischen wie verrückt auf und ab, fluchte über die Lumpen, die Haberer, daß die Fenster hätten brechen mögen, verfluchte sich, sein Weib, den Lenz und sein ganzes Haus, vor allem aber seine Ohnmacht, denn der geringste Versuch einer Feindseligkeit hätte ihn verdorben. Die Haberer, so strenge sie sonst fremdes Eigen schützen und ehren, würden ihm die ganze Mühle und das Haus zerstört haben, sogar sein Leben und das der Seinigen wäre bedroht gewesen, hätte er es gewagt, einen Schritt vor die Thür zu thun, um irgend welche Abwehr zu üben.

(Fortsetzung folgt.)

Aschaffenburg und seine neu erbaute Mainbrücke.

Von G. E. Distler.

Am 15. August d. Js. wurde die bei Aschaffenburg über den Main neu erbaute steinerne Brücke eröffnet und durch den Bischof Dr. v. Stein in Würzburg feierlich eingeweiht. Die Pathenstelle hatte Se. kgl. Hoheit Prinz Ludwig von Bayern, ältester Sohn unseres Prinzregenten, übernommen, weshalb durch den Vertreter des Prinzen, den kgl. Regierungspräsidenten Grafen von Luxburg in Würzburg, die Brücke als „Ludwigsbrücke" getauft wurde.

Aschaffenburg schwamm in einem Meere von Festlichkeiten, war doch durch die Erbauung dieser Brücke und die Errichtung des großartigen Winter- und Floßhafens ein Werk geschaffen, das den Interessen der Stadt in hohem Maße gerecht wurde und dieselbe zum Hauptstapelplatz des bayerischen Floßverkehrs schuf.

Die neue Brücke ist an Stelle der seitherigen steinernen erbaut und wird durch unser Bild (Seite 76) aus der durch ihre eminenten Leistungen bestens bekannten photographischen Anstalt von Samhuber, Aschaffenburg, veranschaulicht.

Das stattliche Gebäude auf diesem Bilde ist das Schloß des Mainzer Kurfürsten Suicard v. Croneberg (1605 bis 1614 erbaut). An dieses schließen sich die Pfarr-, sowie die Stiftskirche und zahlreiche Häuser an. Die Aufnahme dieses Bildes erfolgte im Jahre 1887.

Die alte Brücke stammt aus dem Jahre 1430, in welchem Kurfürst Konrad III. von Daun in Mainz den Bau begann, der unter seinem Nachfolger Dietrich v. Erbach vollendet wurde.

Doch war dies nicht die erste Mainbrücke; vermutlich haben schon die Römer eine solche gebaut, welche zerfallen ist oder zerstört wurde.

Kurfürst Willegis von Mainz scheint die Trümmer dieser römischen Brücke aufgefunden und unter Benutzung derselben, etwa um das Jahr 989 eine neue Brücke gebaut zu haben. Diese stand bis zum Jahre 1408, in welchem sie am 29. Januar durch Eisgang zerstört wurde.

Nun bestand eine Reihe von Jahren hindurch keine direkte Verbindung über den Main, bis im Jahre 1430, wie oben bemerkt, Kurfürst Konrad III. den Bau einer Brücke, der zweiten, begann, welche nun jahrhundertelang allen Unbilden der Witterung, ebenso wie dem sich aufbäumenden Flusse trotzte und jetzt erst der neu zu erbauenden Brücke weichen mußte.

Die Kosten dieser alten, der zweiten Brücke, wurde durch das Erträgnis einer Sammlung, die genannter Kurfürst ausschrieb, sowie Beiträge der Stadt Aschaffenburg und der Gemeinden des sog. Bachgaues aufgebracht.

Die Unterhaltungspflicht wurde der Stadt Aschaffenburg aufgebürdet, und sie hatte derselben wiederholt nachzukommen; denn bereits im Jahre 1505 stürzte der 3. Bogen rechts ein, und im Bauernkriege wurde ein Teil der Brücke zerstört. Im Dreißigjährigen Kriege war sie stark befestigt, im Jahre 1784 riß der Eisgang die Wendelinuskapelle weg. Diese Kapelle befand sich auf dem Pfeiler zwischen dem ersten und zweiten jenseitigen Bogen, und alljährlich strömten am 20. Oktober, dem Patronatstage, zahlreiche Andächtige herbei, dem Gottesdienste anzuwohnen.

Im Siebenjährigen Kriege wurden zwei Bogen der Brücke von den Franzosen gesprengt, jedoch wieder hergestellt. 1792 wurden zum Schutze gegen Hochwasser und Eisgang die Seiten-Kurvenpfeiler angebracht, und in den Jahren 1867 und 1868 Quaderkränze um die ganzen Pfeiler angesetzt.

Am 2. Januar 1889 wurde, nachdem im Vorsommer eine Notbrücke aufgeschlagen worden war, mit dem Abbruch begonnen. Die Arbeiten gingen nur langsam vor sich, da die massiven Gewölbe mit Keil und Hammer abgebrochen, die Pfeiler mit Pulver und Dynamit gesprengt werden mußten. Die von den Franzosen zerstörten und alsdann wieder hergestellten Pfeiler bereiteten besondere Schwierigkeiten.

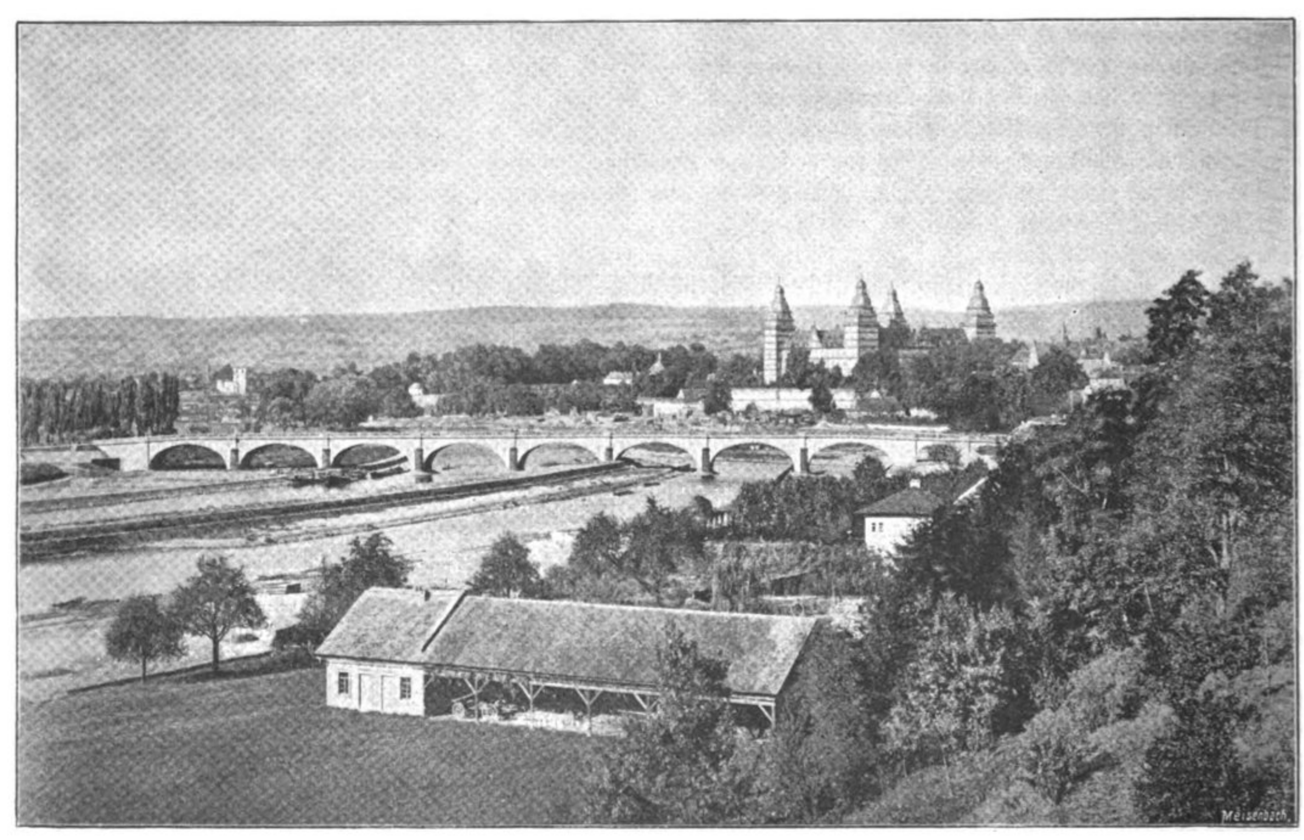
Hier ergab sich deutlich, wie viele Wandlungen die Brücke durchgemacht hatte, und gar mancher mag mit wehmütigen

Gefühlen dem allmählichen Verschwinden der Brücke zugeschaut haben.

Einer ergötzlichen Episode auf dieser alten Mainbrücke sei hier noch gedacht, die über die Grenzen Aschaffenburgs hinaus Witz und Humor erregte und zu vielen sarkastischen Auslassungen Veranlassung gab.

Es war an einem schönen Frühlingsabend zu Beginn der 40er Jahre, als ein langer, hagerer Schneidermeister aus Aschaffenburg, der sich an Speise und Trank in der Umgegend gütlich gethan hatte, zu seinen häuslichen Penaten zurückkehren wollte. Auf der Brücke trifft er mit einem Kollegen zusammen, und da zur Zeit der Gewerbe-Innung der leidige Konkurrenzneid die Herzen der Meister noch nicht verbittert und deren bringen, war dieser doch leicht und das Manteltuch dick und zähe. Sofort ging es an die Rettung des andern, die ebenso rasch und flott erfolgte. Tief atmend und ihrem Schöpfer dankend, schlugen die beiden den Heimweg ein. Mit Blitzesschnelle aber verbreitete sich die Schauermär in der Stadt, daß zwei Schneider die Brücke eingetreten hätten. Zahlreiche Spottverse erschienen, und noch heute pflegt man scherzweise einem Schneider auf der Brücke zuzurufen: „Mach ke Sache, do, tret' die Brück' nit ein!"

Die angestellte Untersuchung ergab, daß ein Quaderstein infolge des Hochwassers sich verschoben, und dadurch das Kiesgerölle in den Gewölbezwickeln nachgegeben hatte, so daß der Schaden leicht repariert werden konnte.



Die neue Brücke von Aschaffenburg. Nach einer Photographie von G. Samhuber.

Gesellen zu feindlichen Hetzereien und solennen Keilereien veranlaßt hatte, blieben die biederen Schneidermeister beisammen stehen und tauschten in aller Liebe und Freundschaft ihre Meinungen aus. Da, während der eine dem andern die Dose reicht und dieser sich eben anschickt, mit lautem Geräusche die Fütterung seines umfangreichen Gesichtsvorsprunges vorzunehmen, wankt der Boden unter ihren Füßen, und sie versinken langsam in die Tiefe. Beide stoßen ein entsetzliches Hilfegeschrei aus, scheinen sie doch dem schrecklichsten Tode verfallen zu sein. Von allen Seiten kommen Leute, stehen aber ratlos, da man jeden Augenblick das Bersten der Pfeiler und Untergehen im Maine befürchtet. Endlich faßt jemand Mut, und in der Weise, wie man Leuten zu Hilfe kommt, die auf dem Eise eingebrochen sind, wirft er sich platt zur Erde, und auf dem Boden fortrutschend, schiebt er einen vor sich ausgebreiteten Mantel bis zu den Versunkenen. Der eine Meister ergreift denselben, und es gelingt bald, den Schneider in die Höhe zu

Was nun die neue Brücke anbelangt, welche unser nach der Natur vor einigen Tagen aufgenommenes Bild zeigt, so ist dieselbe auf Staatskosten erbaut, wofür die Kammer 750000 Mark bewilligte, während 150000 Mark durch die Stadt Aschaffenburg zu leisten waren. Die Mehrkosten für die Verbreiterung der Brücke beliefen sich auf 183000 Mark, wovon die Stadt weitere 70000 M. zuschoß und für 33000 M. gutstand. Die Gesamtkosten dürften sich auf nahezu eine Million Mark stellen.

Die Vergebung der Arbeiten erfolgte im Herbste 1888 an die mindestfordernde Firma Aug. Bernatz & Grün von Mannheim, welche am 2. Januar 1889, mittags 1 Uhr, den ersten Spatenstich zur neuen Brücke ausheben ließ.

Die Arbeiten am Hafen wie an der Brücke schritten rasch vorwärts, vom 15. Juni 1890 an konnten Schiffe und Flöße bereits durch den neuen Hafen fahren. Am 11. September dampfte zum ersten Male der Kettenschlepper mit seinem Schiffs-

zuge durch einen Bogen der neuen Brücke. Am 21. Oktober wurde das Gewölbe des letzten Brückenbogens geschlossen, am 27. Oktober die neue Ausladestelle am Hafen ihrem Zwecke übergeben. Am 23. März 1890 fand die feierliche Einlegung der Urkunden, Münzen, Zeitungen, 2c. in den Schlußstein statt, und zu Beginn des August war die Brücke vollständig fertiggestellt und bereit, dem Betriebe übergeben zu werden. Die Brücke ist 9,70 m breit, wovon 6 m auf die Fahrbahn, 1,57 m auf die Trottoire treffen, sie hat acht Korbbogen von 23,8 m, sowie drei Flutbogen von 12, 10 und 9 m Lichtweite. Die Gesamtlänge ist 324,75 m. (Die vor einigen Jahren zu Lohr aus städtischen Mitteln erbaute Mainbrücke hat sechs Bogen mit 25 m Lichtweite, zwei Flutbogen rechts, einen links und soll mit Hafen- und Quaibauten über eine Million Mark gekostet haben.)

Der neue Hafen liegt oberhalb der Brücke rechtsufrig, hat eine Länge von über 1 km, eine Breite im Mittel von 70 m und ist durch ein Hafenthor begrenzt, das mit Eintritt des Hochwassers und Eisganges geschlossen werden kann. Leider ist dieser Hafen noch nicht ausgebaut — mangelnder Mittel halber —, die Dammkrone liegt fast 3 m unter Hochwasser, doch hofft man, daß in der nächsten Finanzperiode vom Staate auch die Gelder hierzu genehmigt werden. Der Umschlageplatz für Floßholz ist 385 m lang, die zweifüßige Böschung mit sog. Gleitbalken versehen, auf welchen die Bauhölzer mittels besonderer Kettenwinden direkt auf den Waggon geladen werden können, sobald die Verbindungsbahn zwischen Hafen und Staatseisenbahn hergestellt ist.

An den Umschlageplatz schließt sich eine 50 m lange Ländeböschung und die Ausschleife für Boden- und Bretterholz des Lokalverkehrs, dann die Quaimauer für Kohlenumschlag mit Dampf- und Drehkrahnen.

Die Leitung des ganzen Baues war von der unternehmenden Firma dem Regierungsbaumeister Paul Bilfinger übertragen worden, dem sechs Bauführer zur Seite standen, welche die 250 bis 300 beschäftigten Arbeiter beaufsichtigten. Die staatliche Aufsicht führte der kgl. Bauamtmann Lotter und später dessen Nachfolger, der kgl. Bauamtmann Fleischmann.

Wir schließen mit dem herzlichen Wunsche, daß Brücke und Hafen, welche in der Geschichte des Mainverkehrs ebenso wie in derjenigen der Stadt Aschaffenburg eine neue Epoche bedeuten, diese zu einer recht segensreichen gestalten mögen!

Ein bayerischer Schlachtenmaler.

Wir haben in Nr. 48 des „Bayerland" die Lebensskizze des uns durch den Tod entrissenen Schlachtenmalers, Professors Heinrich Lang, gebracht. Wir haben seine Bedeutung auf diesem Gebiete mit begeisterten Worten hervorgehoben und finden heute die freudige Genugthuung, daß die hinterlassenen Skizzen des Künstlers vom Staate angekauft und den Sammlungen von Handzeichnungen des von Direktor Dr. Wilhelm Schmidt trefflich geleiteten kgl. Kupferstichkabinetts in München einverleibt wurde. Kunst und Geschichte haben diese Erwerbung befürwortet; der Staat hat mit der Sammlung ein kostbares Besitztum erworben. Wir geben heute das Bild Heinrich Langs im Hauptblatte.

Wir können nicht umhin, unseren Lesern durch eine seiner Skizzen und die aus seiner eigenen Feder hierzu gelieferte Beschreibung den Beweis zu liefern, wie Heinrich Lang mitten aus dem blutigen Schlachtgetümmel den Vorwurf zu seinen Skizzen sammelte, wie er nicht minder geschickt mit der Feder als dem Griffel das wilde Gewoge „der männermordenden Feldschlacht" zu schildern verstand. Die Liebenswürdigkeit der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann, in welcher Langs „Erinnerungen eines Schlachtenbummlers" erschienen, hat uns Bild und Text zur Verfügung gestellt.

Lang schreibt: „Wir waren an der östlichen Straße nach Frenois angelangt und ich bog nun westlich ab, den schlimmeren Teil meines Weges zu verfolgen. Die Ulanen waren mir durch das Dorf augenblicklich verdeckt; aus demselben zog eben im Schritt eine Munitionskolonne hervor. Mir kaum in Sicht gekommen, hatte sie auch schon einen tüchtigen feindlichen Gruß auszuhalten, indem gleich am ersten Fahrzeug das Vorreitsattelpferd von einer Granate, die dessen Kopf traf, so zusammengeschlagen wurde, daß sein Reiter in einem riesigen Saltomortale weit nach vorwärts geschleudert wurde. Da ich der Kolonne entgegentrabte, hatte sich der Mann kaum wieder erhoben und war im Begriff, sich fluchend abzusuchen, als ich bei ihm anlangte und ihn lächelnd fragte, was er sich denn eigentlich bei seiner Luftreise gedacht habe.

‚Nun', fuhr er mich an: ‚was werd' ich mir denkt hab'n. Obi hab' i mi halt fallen lassen.'

L a s s e n, in dem e i n e n Wort lag ein großartiges bewundernswertes Selbstbewußtsein. Es war also seltene Geistesgegenwart, nicht die Gewalt des Sturzes, was diesen kaltblütigen Krieger sich zweimal durch die Luft überschlagen ließ. Ein wirklicher Teufelskerl, dieser Fuhrweser. Ein paar Speichen hatte der Schuß am rechten Protzenrad gekostet; eben war der Führer, ein Lieutenant auf einem hübschen Apfelschimmel, daran, zu untersuchen, ob das Rad hinauf bis zu den Batterien halten werde. Er glaubte ‚ja, und wieder ging es vorwärts.

Ich aber zog außerhalb Frenois meines Weges und nun — die Augen zugedrückt, ein paar kalte Eisen hinter den Gurt — und in einer großen halben Volte um die Ulanenbrigade herum! Aber die Mühe hätte ich mir und dem armen Berber sparen können. Die Richtung der einfallenden Granaten war eine komplete perspektivische Täuschung gewesen — das war ja viel weiter abwärts, und ich bereute jetzt, die Freunde von den zweiten Ulanen umgangen zu haben. Fast wäre ich wieder umgekehrt.

Erst sah ich mich um, wohin mich mein Eifer, die Granaten zu vermeiden, gebracht hatte — ich war ein tüchtiges Stück über die große Straße nach Sedan gegen die Maas zu gekommen, hatte hinter mir eine elegante schloßartige Villa im gotischen Stil, wo nächsten Tages die Monarchen-Zusammenkunft stattfand [1]) links von den Batterien [2]) und ein paar 100 Schritte weiter hinab mußte ich den Standpunkt finden,

[1]) Das nachher so viel genannte Bellevue.

[2]) Dieselben, welche heute vormittag Oberst v. Horn aus der Linie herübergeführt hatte.

den ich mir dachte. Aber weit gefehlt! Auch hier bot sich nichts weniger als die gehoffte Hauptansicht von Bazeilles und dem Gefecht — also umsonst! Ich saß ab, denn ich fand den Platz sehr bequem und — sicher; wohl lag nicht weit von mir der von einem Geschoß herabgeschleuderte Ast einer Pappel, aber im Augenblicke war nichts von Gefahr zu spüren. Ich hatte einen prächtigen ruhigen Platz gefunden, über welchen hoch in den Lüften — aber für mich absolut ohne Belang — sich die gegnerischen Kugeln kreuzten. Ich hatte mich ins Gras gelegt und machte die merkwürdige Entdeckung, daß es sogar in einer Schlacht langweilige Momente geben könne. Mein guter Berber ließ den Kopf hängen wie ein italienischer Hungervirtuose am 40. Tage, und das mahnte mich, ihm den erwähnten Pappelast abzustreifen, dessen Blätter er wirklich begierig verzehrte. Das arme Tier! Astern und saure Pappelblätter! Mir ging's ja aber auch nicht viel besser; jetzt ungefähr wäre ebenfalls für Menschen Dinerzeit gewesen! Eine frische Cigarre und das Skizzenbuch heraus! Ich hatte ja so viel von heute vormittag zu notieren, dieser ruhige Moment eignete sich prächtig dazu; ich ging flott ins Zeug und hatte bald mehrere Blätter vollgeschmiert. Ab und zu guckte ich mit dem Feldstecher nach der Schlacht, hier war's ja so leicht, den ruhigen Philosophen und das „nil admirari“ zur Geltung zu bringen!

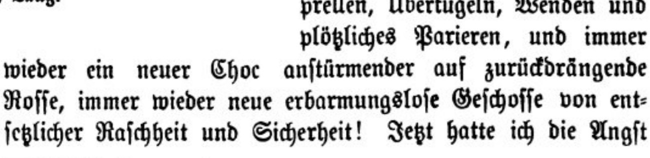
Die Batterien hinter mir schienen aber plötzlich rascher zu feuern — vielleicht ein neuer Gegner, aufgepaßt! Mir gerade vis-à-vis[1]) lag das Dorf Floing am Abhang einer ziemlich großen, leicht aufwärts steigenden Halde, deren Kamm auf der Seite des Dorfes, von welchem man nun den etwas plumpen Kirchturm, eine große Linde und einige Dächer sehen konnte, mit mehreren charakteristischen Pappeln besetzt war. Ein paar preußische Bataillone waren im Begriffe, schräg über die Halde vorzugehen und hatten ihre Plänklerschwärme vorausgesendet. Ohne Zweifel waren dies die ersten Truppen jenes Armeecorps, das sich schon durch Staub bemerkbar gemacht hatte, und dessen Gros in dichten, tiefen Kolonnen ich über Floing weg hinter einem auf einer Kuppe liegenden Wäldchen hervorkommen sah. Als ich mein Auge von den erwähnten Plänklern weiter nach rechts schweifen ließ, wo das Bois de la Garenne nördlich von Sedan das offene Gelände abschließt, sah ich plötzlich Kavallerie erscheinen; in den nächsten Augenblicken war eine imposante Masse derselben in vollster Angriffsbewegung gegen die preußischen Bataillone aufgetreten.



† Heinrich Lang.

Es war prächtig anzusehen, gewiß eine ganze Division, den hellblauen Uniformen und vorherrschenden Schimmeln nach zu schließen, hauptsächlich Chasseurs-d'Afrique, im schärfsten ‚Marsch-Marsch‘ über das freie Feld auf die armen dünnen Infanterielinien losjagend. Gewiß hatte die viel höher stehende Artillerie diese Reiterscharen vorhin bemerkt und nach ihrer Art begrüßt[1]). Ich sah die Plänkler laufen, Klumpen bilden, sie zum Teil schon von der Kavallerie überholen — mir war es im Augenblick kaum möglich, ruhig hinüber zu schauen; ich zitterte am ganzen Körper vor Aufregung und war ziemlich überzeugt, daß die schwache Infanterie diesen ungeheuren und mit einem herrlichen Elan begonnenen Stoß nicht würde aushalten können. Weit vor der Linie des ersten, größtenteils mit Schimmeln berittenen Regiments, demselben vielleicht um 30 Gänge voran, jagte auf einem dunklen Pferde ein einzelner Führer mit größter Bravour. Jetzt kam er an die zwischen kleinen Böschungen thalabwärts führende Vizinalstraße vielleicht noch 200 Schritte vor den in Linie deployierten Bataillonen, da begannen diese ihr Feuer: ich sah das Pferd zusammenenknicken — im nächsten Moment hatte das Regiment den tapfern Führer überholt, er war nicht mehr zu sehen, schade um den tapfern Mann![2])

Aber nun die Wirkung des Schnellfeuers! Was ich da beobachtete, wird mir ewig unvergeßlich bleiben, aber es zu schildern, ist schwer, wenn nicht unmöglich. Eine Masse Pferde waren gestürzt und wälzten sich am Boden, noch mehrere kehrten getroffen, rapid um, teilweise ihre Reiter abschleudernd, die unverletzten blieben im Jagen. Das gab ein Züsammenprellen, Überkugeln, Wenden und plötzliches Parieren, und immer



wieder ein neuer Choc anstürmender auf zurückdrängende Rosse, immer wieder neue erbarmungslose Geschosse von entsetzlicher Raschheit und Sicherheit! Jetzt hatte ich die Angst

¹) Immerhin noch so entiernt, daß ich zur Beobachtung der im folgenden erzählten Episode das Glas brauchte.

¹) Wie man später erfuhr, auch mit Erfolg, denn dem Führer derselben, General Marguerite, wurde hier der Unterkiefer durch einen Granatsplitter zerschmettert, so daß im Augenblicke des Ansetzens zur Attacke der bekannte General Marquis de Gallifet den Befehl übernehmen mußte.

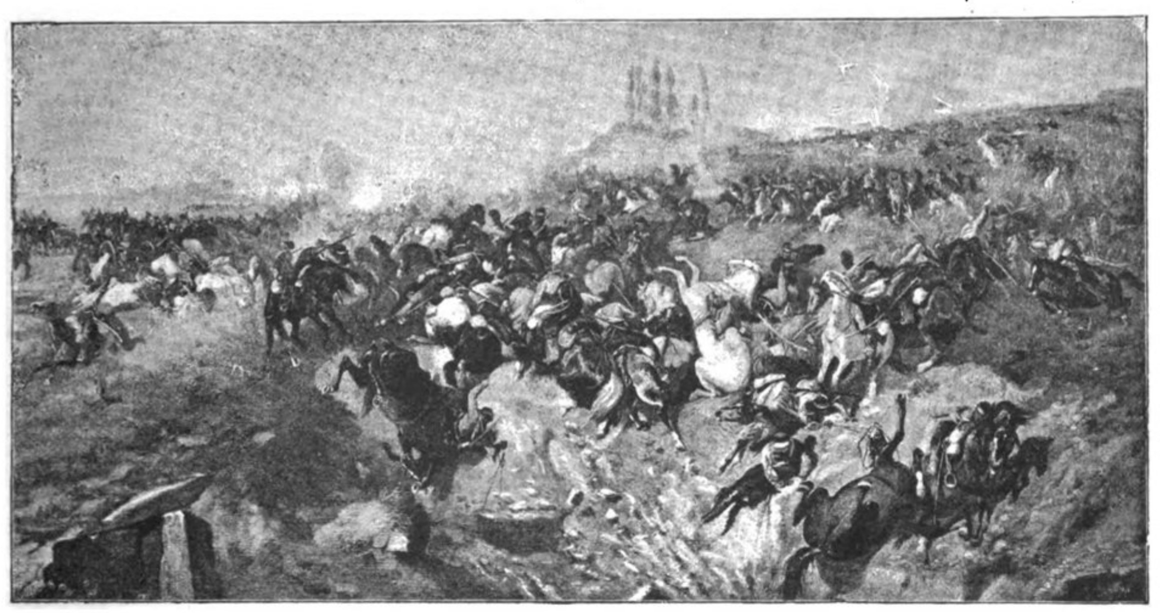
²) Auf eigentümliche Weise erfuhr ich nach Jahr und Tag, wer jener Führer gewesen. Ich hatte ein Bild dieser Attacke auf der Staffelei, als mich Bankier Erlanger aus Paris besuchte; begreiflicherweise kam ich dabei ins Erzählen und erwähnte mit Wärme und Bedauern jenes braven Reiterführers. „Nun“, sagte Herr Erlanger, „da freut es mich, Ihnen mitteilen zu können, daß der von Ihnen Beklagte ganz unverletzt durchkam und noch lebt, und es wird Ihnen Spaß machen, zu erfahren, daß es sogar ein Ihnen persönlich Bekannter war. Gallifet, dessen Sie sich ja gewiß von Chantilly und Vincennes her erinnern. Er durchritt die preußischen Linien, nachdem sein Pferd in der erwähnten Straße nicht getroffen, sondern nur gestrauchelt war, und gelangte heil zum 13. Corps, das, wie Sie wissen unter Vinais bis Mezières gekommen.

wegen der ‚dünnen‘ Bataillone verloren, aber ich sah dennoch zitternd dem großartigen Schauspiel zu, welches sich da vor mir abspielte. Eine riesige, hellgelbe Staubwolke hatte sich über die Kavallerie gebildet, auf welcher sich die herausbrechenden, größtenteils angeschossenen Reiter und Pferde sehr deutlich in allen ihren verzweifelten Bewegungen wie Silhouetten in einem Schattenspiel abhoben. Von diesem Reichtume an Situationen hatte ich freilich keine Ahnung gehabt — aber es sollte noch mehr und Neues kommen.

Die Reitermasse schwenkte links von der Infanterie ab in die südlich von Floing bisher freie Lücke nach Westen. Aber da war, was ich jetzt erst bemerkte, oder wirklich so plötzlich preußische Artillerie aufgetreten. Mit bewundernswerter Bravour gingen die tapferen Schwadronen auch auf diesen neuen Gegner los, und ich konnte deutlich ihre braven Versuche beobachten, die zerrissenen Glieder zu schließen, freilich auf dem abschüssigen Terrain mit vielen verwundeten Pferden umsoweniger erfolgreich, als die Geschütze noch glücklich ein paar Kartätschenlagen in die Angreifer schleudern konnten. Und doch sah ich einige Schimmel über der Batterie draußen, es waren also schon mehrere Reiter durchgebrochen! Weitere Beobachtungen in der Batterie waren durch Staub und Dampf abgeschnitten. Desto interessanter ging es vor den Geschützen zu.

Die Kartätschen waren nicht wirkungslos gewesen, eine große Anzahl von Pferden drängte zurück und zwang die große Windsbraut der nachstürmenden Schwadronen durch ihr blindes Entgegenprallen wiederholt zu weiterem Ausbiegen. In dem riesigen Pêle-mêle und der leidenschaftlichen Erregung, wie sie solche gewaltige Kampfesscene mit sich bringt, wohl auch durch den Staub geblendet, hatten sie die Gefahr nicht bemerkt, welche die hier befindlichen Steinbrüche brachten, und so bot sich mir wiederholt das Entsetzliche, ganze Haufen Menschen und Pferde da hinunterstürzen zu sehen. Da waren einzelne, die in ganz verrücktem Durchgehen einfach hinuntersprangen, wieder andere, die den Boden unter den Füßen schwinden fühlten und sich verzweifelt anklammerten oder emporzuklimmen versuchten; manche schleuderten, plötzlich vor dem Prezipiß parierend, den Reiter über den Hals weg in den Abgrund, unaufhaltsames Hinabrutschen und tolles Überschlagen — alles das erschien da in einem gräßlichen, aber großartigen, malerisch wilden Ensemble, wie es die kühnste Phantasie kaum erfinden könnte. Es war ein Rubensscher Engelsturz ins Kavalleristische übersetzt! Ich bin froh, daß ich das Aufschlagen der Körper unten nicht sehen konnte, mitleidiges Gebüsch und Baumkronen verdeckten mir das Schrecklichste. Der ganze Reitersturm war durch und an der Batterie vorbei furchtbar dezimiert [1]) über den Höhenkamm verschwunden — für mich der Abschluß dieser großartigen Episode. Aber drüben vor dem Dorfe Floing zerschellten die Reste noch an den tapferen Thüringern, welcher Vorgang in dem bekannten ausgezeichneten Bilde von Franz Adam unvergleichlich geschildert ist.

Mir ging's im Kopf herum wie ein Mühlenrad, ich hatte etwas Einziges gesehen in tausenderlei Gestaltungen! Wie das behalten, wie das wiedergeben? Und nun, als ich den Feldstecher mechanisch wieder ansetzte, dieses Feld voll Toter, Verwundeter, Fliehender. Eine ganze Welt neuer schrecklicher Erscheinungen, als sich nach und nach Staub und Pulverdampf verzog. Die Bataillone aber gingen schon wieder vorwärts, hinter ihnen lagen viele Gestürzte, die in letzter Verzweiflung noch das Glied durchbrachen; vor ihnen ganze Hekatomben übereinander gefallener Pferde und Reiter; bei allen Gruppen sah man noch einzelne sich rühren; hier liefen in höchster Aufregung lose Pferde umher, dort schleppten sich welche mühsam weiter, einzelne Reitertrupps sah man zurückjagen, viele Kavalleristen zu Fuß sich eiligst salvieren; solcher Scenen gab es Hunderte. Wer doch mitten darunter sein könnte, das alles ganz in der Nähe zu sehen und zu studieren!



Der Angriff der Division Marguerite in der Schlacht von Sedan. Von Heinrich Lang.

Den Bataillonen kam aus dem Walde französische Infanterie entgegen, es entspann sich wieder ein interessantes Gefecht, Schnellfeuer gegen Schnellfeuer ganzer Bataillone. Gegenüber dem Gesehenen machte es mir indessen keinen großen Eindruck; die Opfer, welche es kostete, konnte ich auch nicht

[1]) Es soll noch eine Kompagnie mit Schnellfeuer aufgetreten sein.

so beobachten, wie bei der Kavallerie, die auch viel näher war, und der Pulverdampf des Gewehrfeuers machte kaum größere Wirkung, als ob jeder Mann einen tüchtigen Mund voll Tabaksdampf losließe, gegenüber den riesigen Ballen, welche dahinter die Artillerie entwickelte. Nach kurzem machten die Franzosen ‚Kehrt‘, und die leichenbesäete Halde wurde bald von preußischen Infanteriemassen bedeckt.

Das war jetzt jedenfalls ein bedeutender Abschnitt der Schlacht; ein Durchbruchsversuch entschieden abgewiesen. Ich saß da, den Kopf übervoll von den einzelnen Eindrücken — sollte ich nicht lieber gleich daran gehen, das momentan Frische sofort zu notieren? Wohl hatte ich einzelne Motive ganz fertig vor dem inneren Auge; aber ich wollte mir doch erst selbst Rechenschaft geben, was ich eigentlich alles gesehen, wie viel ich sicher wußte, und was mir noch teilweise wie ein fieberwilder Traum vorkam. Ein recht fieberhafter Gedanke war das erste, dessen ich mich in jenem Momente der beginnenden Rekapitulation entsinne: ‚Wenn der Feldstecher doch eine Art photographischer Maschine wäre, welche die gesehenen Bilder fixiert!‘ Schon die Taxierung der beteiligten Truppen begann mit Schwierigkeiten. Zunächst hatte ich jedenfalls mehrere hellblaue Regimenter gesehen, das konnten nur Chasseurs d'Afrique und? oder? Husaren gewesen sein, da entscheidet die Kopfbedeckung. ‚Siehst Du, Freund Spatz, wie mangelhaft Du infolge des „Lampenfiebers“ beobachtest? Du weißt also nicht einmal, was für Mützen oder Käppis die betreffenden Regimenter hatten!‘ Durch den dichten Staub hatte ich wiederum geglaubt, ein starkes Glitzern bemerkt zu haben, ziemlich hoch oben auf dem Plateau, das deutet auf Kürassiere, und in der Mitte schien mir einmal eine dunklere Kavallerie-Abteilung erschienen zu sein — immer nur Vermutungen, Hypothesen! Zum Teufel, jetzt hatte ich einmal endlich eine wirkliche ernste Attacke gesehen, und schon bei der Bestimmung der teilnehmenden Reitergattungen hapert's! Da ist es freilich vernünftiger, ich lasse diese specifica und skizziere mir einfach die paar Hauptmotive, die mir gerade gegenwärtig sind. Das andere findet sich schon, und so ein gewaltiger Eindruck, das fühlte ich klar, geht mir so leicht nicht ganz verloren. Mit Katzenjammer und Unzufriedenheit schob ich nach vollbrachter That mein Blockbuch wieder in die Tasche — nicht die blasse Idee, jetzt erfolgreich zu arbeiten; es ist gescheiter, ich reite wieder hinauf, um nichts von dem jetzt noch etwa Folgenden zu verlieren.

Diesmal aber wird die gute Chaussee gewählt, die schaut ja so bequem aus und wird, besonders bergauf, meinem armen Gaul bedeutend angenehmer sein, als die Felder. Nach wenigen Minuten kam ich zwischen ein paar Häuschen hindurch auf die Straße und war kaum zehn Schritte auf derselben gegen Frenois geritten, als ich die neue, aber weniger angenehme als interessante Bemerkung machte, daß bis hierher Flintenkugeln reichten. Ein paarmal pfiffen welche an den Chausseebäumen hin, ich aber ‚unterdrückte meine Neugierde‘ und machte mich schleunigst davon. Hinter Frenois bog ich wieder hinüber zu meinen Freunden, den Bombardieren, fand auch gleich einen lieben alten Bekannten, Hauptmann Baron Massenbach, der mit seiner reitenden Batterie jetzt den äußersten Flügel der großen Geschützlinie bildete. Es war die ‚Fuchsen-Batterie‘, welche der kleinen Ulanen-Brigade attachiert war und erst seit einer Stunde, wie mir der Chef erzählte, hier mitarbeitete. Sie hatten von hier die Attacke auch gut gesehen sogar ein paar Granaten hinüberschicken können, und schon da fand ich, wie später bei allen betreffenden Beobachtern, das Bedauern mit dem schneidigen, voranreitenden Führer, der als das erste Opfer gefallen war. Jetzt, als wir mit den Gläsern hinüberblickten und über das Attackenfeld weg die Höhenzüge gegen Westen ins Auge faßten, waren dieselben mit außerordentlich vielen weißen Punkten bedeckt, den Überresten der ‚Schimmel-Regimenter‘, die vereinzelt durch- und ausgekommen waren. Außerdem sah man schon auf allen waldfreien Stellen die französische Infanterie in hellen Haufen auf die Festung zurückgehen; die Schlacht neigte sich ihrer Entscheidung zu. Hinter Massenbachs Batterie — zwischen dieser und der Batterie La Roche — fand ich ein hübsches, altes steinernes Feldkreuz, von Pappeln umgeben, ein ganz bequemes Sitzplätzchen, welches mir später, als ich nach ein paar Jahren das Schlachtfeld wieder besuchte, ein ganz sicherer topographischer Anhaltspunkt wurde.

Hier in der Nähe traf ich auch wieder mit dem Corpsstab zusammen, welcher sich auf einem kleinen Raum gelagert hatte, von dem aus sich ein sehr guter Überblick darbot. Alles war in gehobenster Stimmung, die Schlacht war so viel wie entschieden, der eiserne Gürtel um die feindliche Armee geschlossen, denn drüben an den Höhen oberhalb Fond de Givonne verkündeten dicke Wolken von Pulverdampf, daß dort, uns direkt gegenüber, ebenfalls eine mächtige Artillerie von rückwärts die französische Armee beschieße. Vom Feinde herüber kamen wohl noch einzelne Granaten, im ganzen aber hatte sich die ‚Hitze des Gefechts‘ gegen heute vormittag bedeutend vermindert, obwohl unsere Batterien seitdem stetig von Zeit zu Zeit weiter vorpoussiert worden waren.

General v. Hartmann war sehr erfreut, als ich ihm erzählte, wie glücklich ich in der Beobachtung der großen Attacke gewesen; der liebenswürdige alte Herr hatte, als dieselbe erfolgte, Ordonnanzen abgeschickt, welche mich auf diesen interessanten Fall aufmerksam machen sollten, und eben kam einer seiner Adjutanten zurück, dem er neben seiner dienstlichen Weisung denselben Auftrag für mich eventualiter gegeben hatte. Ich war wirklich ganz gerührt von solch aufmerksamer Freundlichkeit, welche indessen kein vereinzelter Ausnahmsfall war; wiederholt hatte Se. Excellenz die Güte, mich entweder direkt oder indirekt bei besonderen Gelegenheiten an den richtigen Punkt zu dirigieren.

Während wir so plaudernd da saßen, kam ein preußischer höherer Offizier (ich glaube General v. Treskow) mit einer Ordre von Moltke für den Kommandierenden, und es war ein origineller Zufall, daß gerade, als er abgesessen war und sich neben den Kommandierenden ins Gras gelagert hatte, noch ein großes Geschoß aus der Festung in unserer Nähe einschlug; es war für heute die letzte Granate, und auch diese hatte für uns keinerlei schlimme Wirkung. Nach einiger Zeit bestieg ich wieder mein Streitroß; ich vermutete, von der Höhe, die ich heute gestreift hatte, noch einen schönen Blick so à la Beaumont zu gewinnen. Ich gewann aber noch mehr! Denn als ich den Berber, einen gewandten Kletterer, geradewegs den steilen Abhang hinauftrieb und dabei vorgebeugt, nach Vorschrift in die Mähne gefaßt, nur auf die Terrainschwierigkeiten achtete, erscholl plötzlich von einer gewaltigen Stentorstimme die ‚fast zärtliche‘ Anfrage: ‚Na, na, Männeken,

wohin man so direktemang?‘ Aufblickend, gewahrte ich einen Riesenkerl von einem preußischen Feldgendarmen, der mich belehrte, daß ich in der eingeschlagenen Direktion geradewegs auf Se. Majestät den König zusteuere, der hier mit dem großen Hauptquartier seinen Standpunkt genommen hatte. Ganz freundlich wies mich der Goliath nach links, wo ich ‚mang die Wangens‘ ganz gut herum kommen könnte.

Es war eine malerische Scene, die ich bei diesem Umgehen der königlichen Suite zu sehen bekam. Da waren Equipagen, Fourgons, Jagd- und Reisewagen, auch ein paar elegante Viererzüge, besonders ein brillanter mit Trakehner Rappen, Reitknechte in Livree und Ordonnanzen mit einer Unzahl von Handpferden und die originell aus sämtlichen Kavallerie-Regimentern zusammengestellte Stabswache, welche abgesessen in allen möglichen Gruppen ein abwechslungsreiches, kaleidoskopartiges Bild lieferte. Hier konnte ich nun mit Muße die Versammlung der edlen Fürsten, der genialen Denker und streitbaren Helden aus nächster Nähe mir ansehen, welche der staunenden und mißgünstigen Welt so gewaltig den Wert und die Bedeutung deutscher Tüchtigkeit bewiesen und im Begriffe waren, die lange ersehnte Einigkeit und Größe unseres Vaterlandes in einer Form ‚aere perennius‘ herzustellen, die uns, will's Gott, kein Nörgler antasten, kein Feind über den Haufen werfen soll in Ewigkeit!“

Himmelkron.[1]

Von G. v. Bemming.



Kloster Himmelkron.

Am Abend war's. Eben da ich die Kirche betrat, ging die Sonne hinunter. Schon wuchsen in den tieferen Winkeln des hochgewölbten Raumes dämmernde Schatten, nur durch die hohen Fenster drangen noch goldrote Strahlen. Sachte glitten sie über die stillen Grabmäler hochgeborener, längst in Staub zerfallener Toter. Seltsam lebendig spielten sie um das ernst-großartige, in satten Farben bemalte Steinbild des Grafen Otto von Orlamünde. Sie glitten über Schwert, Panzer und Helm, jetzt trafen sie das schöne Antlitz, das große dunkle Auge. Da geht ein atmendes Leben durch die edlen Züge. Des Ritters Gestalt richtet sich langsam aus der leicht auf das Schwert geneigten Haltung empor. Jetzt hebt er den Fuß, schwach klirret der Sporn und lebendig tritt er in das Schiff der Kirche heraus.

Leise, nur ganz leise hallet sein Schritt, aber schon weckte er an der Wand gegenüber ein steinernes Frauenbild: Agnes, die Witwe des Grafen, das Haupt mit dem Schleier umhüllt. Knisternd streift ihr Gewand die steinernen Fließen, da wendet sich lauschend eine bezaubernde Gestalt neben ihr: Albrecht, Burggraf von Nürnberg, wahrlich „der Schöne“ genannt. Ergreifend, fast weiblich anmutsvoll ist die Schönheit der Bildung und des Ausdrucks, süß und edel, wonnig und vornehm die Haltung des Hauptes, der schlanken Gestalt. Mit rührender Innigkeit beugt er sich über die schlummernde Gestalt, auf dem Sarkophage der Orlamündischen Grabstätte ruhend.

Wie erwachte sie nicht, dem bestrickenden Geliebten zu folgen! Sie erhebet das feine, lockige, rosenbekränzte Haupt, hebet die schlanken Glieder im weich fließenden, steinweißen Gewande, und hoch aufgerichtet stehet vor ihm die „weiße Frau“ der Plassenburg, die Unheilkünderin der Hohenzollern.

Süßes Flüstern wird wach, Rosen duften; die beiden sprechen von Liebe und Treue und Vermählung. Ein Wort aus des schönen Burggrafen Munde: „So lange vier Augen offen stehen, ist unserem ehelichen Bunde ein Stein im Wege“, treffen das bang aufhorchende Ohr der Plassenburgerin. Ein dunkles Schweigen breitet sich starrend aus, zitternd gebrochen von leisem Wimmern, das von dem nächsten Grabmal herüber dringt. Da knieen zwei Kindlein der Gräfin aus erster Ehe, knieen mit flehend erhobenen Händen. Rinnt's nicht wie Blut hernieder zum Boden? Wehe, die eigene Mutter zieht die Nadel aus dem Haare und mordet — vier Augen zu schließen, die ihr Liebesglück hindern — der flehenden Kindlein junges Leben.

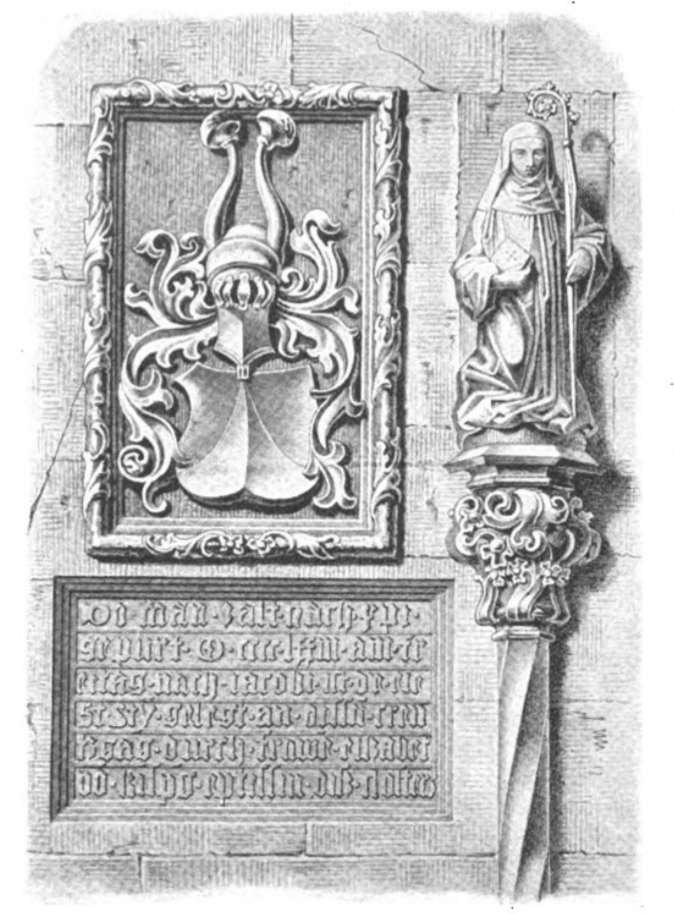
Grauses Entsetzen schauert durch die Kirche, scheu nur tönen fromme Gebete, hallen Gesänge, ruft die Glocke zur Vesper. Gehorsam folgt ihr der Nonnen Schar; von den Grabsteinen am Boden, von Treppen und Thüren und Emporen des Klosters herein wallen im Schleier der Weltentsagung Matronen mit stillgewordenem Antlitz, blühende Mägdlein mit süßen Lippen, wallt Äbtissin auf Äbtissin herein. Es füllt

---

[1]) Kloster Himmelkron (Corona Coeli) liegt etwa zwei Stunden von Kulmbach und der Plassenburg, in dem nun auch Himmelkron, einst Pretzendorf genannten Dorfe am Weißen Main. Es wurde 1280 von einem der Grafen von Orlamünde, den damaligen Herren dieses Landstriches, residierend auf der Plassenburg, Otto II. als ein Cisterzienserkloster für adelige Frauen gestiftet. Im 14. Jahrhundert kam es nach dem Aussterben der Orlamünde an die hohenzollerschen Burggrafen von Nürnberg. Im 16. Jahrhundert, als die Burggrafen sich längst zu Markgrafen von Brandenburg und Bayreuth aufgeschwungen hatten, wurde es in eine Erziehungsanstalt umgewandelt. Noch später bauten es sich die Markgrafen zu einem prachtvollen Lustschloß um, von wo sie den Freuden der Jagd, insonderheit der Reiherbeize, oblagen. Nachdem das Schloß mit dem Bayreuther Land an Bayern gekommen war, wurde es verkauft und kam so in die Hände einer ganzen Schar von kleinen Leuten (Taglöhner, Weber 2c. 2c.). Viele von diesen Familien besitzen nur ein Zimmer, andere eine größere Abteilung, eine dritte einen ganzen Flügel. Daß unter solchen Verhältnissen die baulichen Zustände des Schlosses immer schlechter werden müssen, versteht sich von selbst. In allerjüngster Zeit will man in Himmelkron etwas von einem Gerücht gehört haben, demzufolge der Staat das Schloß für ein Schullehrerseminar zurückkaufen will. — Neben der schönen, frühgotischen, leider später etwas verunzierten Kirche, dem herrlichen Kreuzgang und Nonnensaal verdienen die Grabmäler besondere Beachtung. Die ältesten derselben dürfen wohl mit zu den schönsten Werken früherer deutscher Skulptur zu zählen sein.

sich der Raum, bis hin an die Grabmäler der gemordeten Kindlein streifen die Gewänder. Sie streifen das Steinbild eines stattlichen Ritters, geharnischt von Kopf bis zu Füßen; nur das Haupt unbedeckt vor dem Höchsten, vor dem er in Andacht kniet. Langsam erhebt er sich, löst die gefalteten Hände und erzählt den lauschenden Frauen von seiner Kreuzfahrt, erzählt ihnen, daß er die Schritte gezählt von Jerusalem nach Bethlehem und deren ebenso viel gefunden habe, als von Himmelkron nach der Plassenburg. Nachmittag 4 Uhr sei er in Jerusalem eingetreten. Alsbald befiehlt die Äbtissin, daß zur ewigen Mahnung daran von heute an alltäglich die Kirchenglocke um 4 Uhr geläutet werde.

Dröhnend hallen die ersten Schläge vom Turme. Weit springen vor ihnen die Pforten der Fürstengruft auf, und in reichen, sternblinkenden Kleidern schreiten vier der Markgrafen herein. Sie treten langsam in die Kirche voran — lautlos entschwindet der Klosterfrauen Schar. Die Fürsten knieen nieder vor dem goldstrotzenden Altare, bis draußen ein Jagdhorn schallt, Rosse stampfen, das Gefieder der Falken, die der Reiherbeize harren, sich regt. Weit öffnet sich die Kirchthür vor den hohen Jägern — ein kalter Luftstrom streicht mir über die Stirn, ein streifend Gewand berührt meine Kniee, ich fahre empor.



Grabmal aus der Klosterkirche von Himmelkron.

Vor mir steht eine Touristengruppe, und die einförmige, rasch fließende Stimme der Fremdenführerin erklärt eben also:

„Dieses Grabmal hier, darstellend Graf Otto von Orlamünde, den Stifter des Klosters, gestorben 1280, ist das älteste der Kirche. Es ruhte früher in liegender Stellung und wurde vor noch nicht langem, wie auch verschiedene andere, aufgerichtet. Das Steinbild an der Wand ihm gegenüber ist das seiner Witwe Agnes, welche nach seinem Tode in Himmelkron den Schleier nahm. Dieses nächste hier ist Albrecht der Schöne, Burggraf von Nürnberg, daneben steht der hohe, steinerne Sarkophag, welcher die Begräbnisstätte der Orlamünde deckt. Die gotischen Seitenteile desselben wurden erst später eingefügt, in früherer Zeit war der Blick auf die Gruft frei. Die ruhende Gestalt auf dem Sarkophage stellt den jüngeren Grafen von Orlamünde, † 1281, dar. Das lange Gewand, der Rosenkranz in dem bis zur Schulter wallenden Haar, waren der Anlaß, daß man in dieser Jünglingsgestalt eine Gräfin von Orlamünde, die „weiße Frau“ der Plassenburg, erkennen wollte. Der Sage nach soll dieselbe einen Ausspruch des von ihr zum zweiten Gemahl gewünschten Albrecht des Schönen: „so lange vier Augen offen stehen, ist unserer ehelichen Verbindung ein Stein im Wege“, unter welchen derselbe die seiner noch lebenden Eltern gemeint hatte, irrtümlicherweise auf ihre Kinder, deren Grabmal sich nebenan befindet, bezogen haben. Sie mordete deshalb dieselben mit einem Haarpfeil, wurde aber darob später von so heißer Reue erfaßt, daß sie auf den Knieen von der Plassenburg nach Himmelkron rutschte, von welcher Bußfahrt jetzt noch ein Kreuz bei Trebgast Zeugnis gibt [1]).

Das Grabmal dieses Ritters hier stellt einen Künsberg, † 1543, dar, welcher eine Pilgerfahrt ins gelobte Land gethan hat. — Gleich daneben ist ein Teil eines uralten Wandgemäldes sichtbar, welches unter einem späteren Anwurf entdeckt wurde.

Die übrigen Grabmäler, welche sich am Fußboden, teils sonst in der Kirche, teils in den Kapellen befinden, stellen meist Äbtissinnen des Klosters aus den Häusern der Burggrafen von Nürnberg, der Wirsberg, Künsberg und anderer Geschlechter dar.

Diese Kapelle ist die Fürstengruft, und ruhen hier in den mächtigen, prachtvollen Särgen vier Markgrafen — ein Vater und seine drei Söhne. — Die prächtige, golddurchwirkte, mit einem roten Stadtwappen geschmückte Fahne, welche über dem einen Sarkophage aufgehängt ist, ist ein sogenanntes „Blutbanner“, welches Albrecht Wolfgang, gefallen 1734 beim Treffen in Parma, in Italien erkämpft hatte.

Noch ist in der Kirche ein großes Kruzifix von Veit Stoß bemerkenswert, desgleichen in der Sakristei eine unter Glas und Rahmen gebrachte Einzeichnung aus dem Fremdenbuche, lautend: ‚Friedrich Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen, 4. September 1873‘.

[1]) Die Sage wird verschieden erzählt. Nach anderer Version war die Liebe der gräflichen Witwe eine einseitige, unerwiderte, und hat Albrecht mit dem Ausspruch: „so lange vier Augen offen stehen ꝛc.“ ihrer beider Augen, die nicht zusammen taugten, gemeint. Auch hat in dieser Variation die Gräfin ihre Kindlein nicht selbst ermordet, sondern dazu einen ihrer Dienstmannen gedungen. — Bekanntlich läßt sich für die ganze Sage keinerlei historische Begründung herbeibringen. Ja, es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß die Sage erst durch die lebensvollen, in den Raum der Kirche zu einander gerückten Gestalten der Grabmäler selbst entstanden ist oder doch wenigstens sich zu ihrer jetzigen Gestalt entwickelt hat. Historische Anhaltspunkte für die Sage bieten indes diese Grabmäler nicht nur keine, sondern widersprechen ihr sogar, da die vermeintliche Gräfin längst als ein Graf in der Jünglingstracht des Mittelalters, desgleichen auch die angeblichen Kindlein als zwei Ritterjünglinge festgestellt wurden.

Von hier aus gelangt man zu dem hochberühmten Kreuzgang, welchen die Äbtissin Elisabeth von Künsberg 1473 erbauen ließ. Von demselben steht nur noch die eine Seite, welche dem Staate gehört, aber auch schon sehr zerstört ist. Von den schönen Statuen der Vierzehnheiligen, welche einst zu dem reichen Schmucke des Bauwerkes gehörten, ist nur noch die eine oder andere, mehr oder minder beschädigte Figur übrig. In neuester Zeit wurde für diesen letzten Teil des Kreuzganges manches gethan, auch wurde er durch einen abschließenden Bretterverschlag vor weiterer Zerstörung geschützt."

Bei diesen Worten öffnete mir die Führerin eine Holzthür, ließ mich hinaustreten und schloß von innen wiederum ab. Ich trat nun einen Schritt in den Hof hinein, die Ruinen der anderen Teile des Kreuzganges, welcher einst in gleicher Schönheit um das Viereck des Klosterbaues gelaufen war, zu betrachten.

Aber ach, welch ein Anblick! Wüst, bang und traurig! Nichts von verlassenen Klosterhallen, darinnen die Poesie in stiller Schönheit rankende Epheukränze über Vergangenes breitet, darinnen die Geschichte ernste Mär kündet und die Sage leise Lieder singt — nichts von Ruinen, daran die Zeit mit sanfter Hand Stein auf Stein gelöst hat.

Nein, hier riß der häßliche Alltag trüber Armut und Niedrigkeit, riß Menschenhand — von Feind und Freund — wüst und blind die Gebilde hoher Kunst danieder. Von diesen drei Seiten des Kreuzgangs ist nichts mehr zu erkennen, als die schwachen Umrisse der Gewölbe-Spitzbogen an den Mauern des Klosters. Auch von den symbolischen Tiergestalten, ruhend auf den in den Hof gehenden Strebepfeilern, zwischen den prächtigen sechs, je eines mit einem andern Maßwerk geschmückten, Fensterbogen, sind nur noch ganz verstümmelte Reste übrig.

Und nun gar dieser Klosterhof selbst! Von Lumpen behangen, mit Schmutz bedeckt, mit Papieren beklebt, da und dort zu halber Höhe vermauert, schauen die verfallenden Fenster des Klosterbaues herein. Wohl gibt es dazwischen hier und da ein Fensterlein, dessen freundliche, wohlgepflegte Blumenzier von Menschen erzählt, die neben des Lebens Notdurft auch etwas von einem verschönenden Schmucke des Lebens wissen wollen, wohl sitzt da unter der einen Thür ein wackeres, fleißiges Schusterlein, dem alle Intelligenz, Tüchtigkeit, Genügsamkeit und Freundlichkeit, die den größten Teil der im und ums Fichtelgebirge wohnenden Bevölkerung auszeichnet, zu eigen sind und der uns mit zuvorkommendster Gefälligkeit die besten Steine weist, auf welchen wir über die unbeschreiblichen Zustände des klosterhöflichen Terrains hinüberkommen können, den Eingang zu einem andern Teile der weitgedehnten Bauten zu suchen, von wo uns doch vielleicht noch ein anderes Bild dieser hochberühmten Stätte werde.

Vielleicht hier durch diesen breitgewölbten Thorbogen, welchen ein prächtiges Reliefbildchen, eine Kreuzesabnahme mit aller Innigkeit und Kraft der Renaissance in Bildung und Ausdruck darstellend, schmückt?

Die Frauengestalt, vorn am Bilde knieend, mag vielleicht dieselbe Äbtissin sein, welcher die Inschrift über der Innenseite des Thorbogens: 1536, Magdalena Wirspergk zu der Zeit Eptissin disz Closter vnd Conventz gilt.

Aber wehe, auch hier weckt nichts mehr, als diese, wohl erst jüngst in frischen Farben erneute Inschrift die Erinnerung an adliger Frauen Erscheinung, an Klosterwesen und Klosterstille.

Wohl mag sich hier dem Auge des Malers, besonders dem, der gern moderne, realistische Staffage liebt, manches echt malerische Bildchen bieten: mittelalterliches Gewinkel, Wendeltreppchen aus gotischen Thürwölbungen hervorlugend, spitzbogige Fensterlein, an denen zwischen roten Nelken ein blasses Magdalenengesicht herunterstarrt, sinkende Mauern mit grün überwachsenen Kelleröffnungen, allerlei Thore, Pforten und Thürlein, der stolze, reichgeschmückte, zerfallene Giebel des jüngsten, des Markgrafenbaues.

Aber diese Bildchen muß er sich aufklauben aus einem häßlichen Wirrnis von Elend und Schmutz, von trostloser Verwahrlosung und Verkommenheit.

Am stark rinnenden Brunnen stehen wenig anmutende plauschende Weiber, die uns, entgegen aller sonst hierherum gebräuchlichen Freundlichkeit, ohne Gruß vorbeilassen und mißgünstigen Blickes uns betrachten. Daneben tollt und trollt eine beängstigend zahlreiche Schar von Kindern, wahrhaft herzbewegend verwahrlost, von Schmutz und Lumpen bedeckt, den Fremden anbettelnd und verhöhnend. Dazwischen huscht wohl einmal lautlos die gedrückte Gestalt eines bleichen ernst blickenden Webers über den Hof, oder es sitzt ein klug und treuherzig aufschauender Knabe unter der Thür, putzt die Stiefel der Familie für den morgigen Kirchgang blank und weist gefällig und sorglich den Weg zum „Markgrafensaal".

Wie, wirklich dahinein? Fast bänglich geht's durch finstere, verstellte Gänge vorbei an offenen Thüren, mit dem Einblick in eine Menge winziger Hauswesen, eingenistet in die ehemaligen Klosterzellen und stuckverzierten Schloßräume, daraus lautes Kindergeschrei schallt und sausende Webstühle schnarren.

Aber der Gang lohnt der Mühe. Gar seltsam packt uns der wundersame Kontrast des gestern und heute dieses einstigen Prunksaales, den ein Färber sich zu seiner Trockenkammer gewählt hat. Halb fesselt uns noch die Pracht kunstreichen Zierats des schönen, in den harmonischsten Verhältnissen gebauten Raumes, halb fiel sie mißachtet und zerstückt zwischen die blaugefärbten Wollensträhne nieder. Noch steht der hohe, stattliche Kamin, dessen reiche Ausschmückung die Ruhe und Klarheit der Renaissance mit dem Schwulst des Barocken vereint zeigt, aber das Deckengemälde über ihm ist niedergestürzt und läßt die bretterne Verschalung sehen; noch glänzt der Wände heiterer, grün-goldener Säulenschmuck, noch schweben die Adler, den Adlerorden am breiten Bande in den Fängen tragend, in wohlerhaltener Vergoldung in den vier Eckmedaillons der Decke, aber die Deckengemälde selbst lassen nur noch in wenig Resten die anmutigen, der Jagd gewidmeten Darstellungen von Reiherscharen, die leicht und flüchtig durch die Wolken dahinstreichen, erkennen.

Wozu denn auch noch? Durch die hohen, erblindeten Fenster tönt eben der Ruf eines Kindes, das sein arm' Gaislein ins Schloß nach Hause treibt, und wenn wir hinunter blicken, sehen wir den ehemaligen, einst prachtvollen Hofgarten in einen wilden, verwahrlosten Platz, in zahlreiche Abteilungen von schlechtgehaltenen Hausgärtchen kleiner Leute verwandelt.

Wie in der Verwirklichung eines sozialistischen Traumes, hat sich das Volk hier in adligen und fürstlichen Besitz geteilt. Aber, ach, welch wüste, bange Stätte ist daraus geworden!

„Wie kommt es nur“, fragte ich ein altes, wackeres Frauchen, „daß sich hier so viel Armut beisammen findet — nein, nicht Armut, denn diese findet sich in den oberländischen Gegenden fast immer mit Fleiß und Ordnung, mit Reinlichkeit und Zufriedenheit vereint, sondern so viel häßliches Elend und Verkommenheit?“

„Ah,“ sagte mein freundliches Mütterchen, „das kommt halt, weil gar so viele arme Leute unter einem Dache wohnen und wohl auch, weil manche, nichtswerte, sittenlose Frauenzimmer darunter sind. Aber wir haben jetzt einen Pfarrer, der nimmt sich viel um die Leute an. Er hat eine Kinderschule auf seine eigenen Kosten errichtet und mit der Frau Pfarrerin eine Filetstrickschule, wo Deckchen u. dgl. gemacht werden, und die Frauen und Mädchen etwas zu verdienen haben. Aber, es thut halt für niemand gut, wenn so viel arme Leute beisammen wohnen, denn leichter macht ein Schlechter zehn Gute schlecht, als zehn Gute einen Schlechten gut.“ — Da nickte ich traurig, ließ den tapfern Pfarrherrn grüßen und zog meiner Straße wieder weiter. Auf der Höhe hielt ich an, rückwärts schauend, wo das Kloster mit seiner stolzen Kirche noch einmal still und vornehm herübersah, in dieser Entfernung nichts verratend von dem seltsamen Wechsel, den die Zeit ihm gebracht hat.

Dann schnallte ich mein Ränzchen wieder fester.

Und weiter zieh' ich meinen Weg
Durchs sommerfrohe Heute;
Ein frischer Strauß für meinen Hut
Ist mir willkomm'ne Beute!

Ich pflück' ihn hier, ich pflück' ihn dort,
Wer will's dem Wandrer wehren?
Ein Tannenreis, Wildröslein auch,
Und Mohn von goldnen Ähren.

Kleine Mitteilungen.

Das Donauwörther Panier. Kaiser Maximilian kam wegen verschiedener Irrungen mit der Schweiz, die damals noch zu Deutschland gerechnet wurde, in Krieg. Dem Schwäbischen Bunde, einer Vereinigung von 32 im Schwabenlande gelegenen reichsfreien Städten, zu denen auch Donauwörth oder „Schwäbischwerd“, zählte, wurde die Kriegführung übertragen.

Unter dem Hauptmann Georg Zusum, einem erfahrenen Krieger (Ratsherr und zugleich kaiserlicher Pfenningmeister zu Werd) zogen die Bürger, 70 an der Zahl, in den Krieg. Zusum griff bei günstiger Gelegenheit einen überlegenen Schweizerhaufen, der an die 400 Mann zählte, an und drängte ihn zurück, so daß durch diesen glücklichen Angriff das Bundesheer aus einer falschen Stellung gerettet wurde. Der Kaiser, der von der Tapferkeit der Donauwörther Bürger hörte, ließ sich dieselben vorstellen, belobte sie, fragte aber, warum sie keine Fahne führten? Zusum erklärte, daß ihrer zu wenig wären, denn nur 400 Mann seien zur Führung einer eigenen Fahne berechtigt. „Nicht die Zahl, sondern der Mut und die Kraft entscheidet. Zum Zeichen meiner Gunst und eurer Tapferkeit sei euch gegönnt, die Fahne zu führen.“ So sprach der Kaiser.

Der Krieg nahm bald ein Ende, und die Bürger kehrten freudig zurück nach Donauwörth mit Ausnahme eines einzigen, der im Gefechte bei Schwaderloch, nicht weit von Constanz gefallen war.

Titulaturen. Wie strenge hohe Herren auf Einhaltung der ihnen gebührenden Titulaturen, „Curialien“, zu halten pflegten, beweist nachstehendes aus der Kanzlei des Klosters Münsterschwarzach ergangenes Schreiben:

„Hoch Edler und hochwohlgelehrter,
Hochgeehrtester Herr!

Allhiesigen Herrn Praelaten Hochwürd. ist anheuth ein Schreiben behändiget worden auf dessen Sigill daß hochfreyherrl. B'sche Wappen sich befunden hat, welches zu muttmaßen anlaß gabe, daß wegen Nächstens Verfliessender Jahresfrist um die Investitur mit dem am hiesigen Gotteshaus zu lehen tragenden Wein- und getraydt Zehenden zu M. und A. angesuchet würde; dieweilen aber auf der Überschrifft der sonsten gewöhnliche Zusatz: „Meinem gnädigen Lehenherrn“ nit zu ersehen ware, Alß haben Hochged. Se. Hochwürd. dasselbe nit erbrechen wollen, sondern mir es zugestellet mit dem befehl, solches anher Ew. Hoch. Edl. ohneröffnet beyzuschließen, und zugleich höfflich zu ahnden, daß, obwohlen Sie allen respect deren Herrn Von B. hohen Adel tragen thäten, dißseiths jedoch nit könne unterlassen werden, auf dem jenigen zu beharren, was in dergleichen Vorfallenheithen üblich und Von denen übrigen Herrn Vasallen alß denen Freyherrn Von F., H., C., S. 2c. gegen allhiesigen Herrn Praelaten beobachtet werden. Wieder hochgedachter mein gnädiger Herr bedauern sehr, daß Sie sich nit gefällig erweisen können, hoffen aber außer diesem gelegenheit zu haben, ihre hochachtung für die hohe famille Von B. an tag zu legen, der ich annit den aufhabenden befehl befolge und mit Vielem Vergnügen bin

Ew. Hoch Edel.

Münster Schwartzach 12. May 1743. dienstergebenster N. N.“

Die beanstandete Adresse lautete übrigens noch sehr feierlich:

„Dem hochwürden in Gott andächtigen Herrn Christophor des löbl. Gotteshauß zu Münster Schwartzach ord. S. Benedicti Würtzburger Bistumbs Erwehlten Abbten und Prälaten 2c.“

F. v. B.

Treue und Vaterlandsliebe. Am 5. September 1805 war die Einberufung aller beurlaubten bayerischen Krieger geboten worden. Rührend offenbarte sich die Treue und Vaterlandsliebe in diesen bedeutungsvollen Tagen. Kaum war der beurlaubte Soldat von der Absicht seiner Einberufung in Kenntnis gesetzt, als er schon die Schwelle seines Vaterhauses verließ und zu der Fahne eilte. Er machte sich auf den Weg, scheute keine Gefahren und wanderte selbst mit Lebensgefahr oft durch feindliche Scharen, die ihn aufhalten wollten, in dunkler Nacht und den Tag brachte er in Höhlen und Wäldern zu. Ehe vier Wochen vergangen waren, umgaben 26000 kernhafte bayerische Männer den geliebten Landesfürsten, seines Winkes gewärtig.

Die drei Jungfrauen vom Kirnberg. Auf dem Kirnberg bei Berchtesgaden sind drei Felsenspitzen, welche man die drei Jungfrauen nennt. Die Sage meldet: „Drei Jungfrauen flochten einander die Haare, als die Wandlung geläutet wurde. Sie bekreuzten sich nicht, und eine sagte: „Wandlung hin, Wandlung her!“ Drauf sind alle drei zu Stein geworden.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

No. 8. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

D' Marei vom Brandstätterhof.

Eine oberbayerische Hochlandgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Otto v. Schaching.

(Fortsetzung.)

Unterdessen ging draußen das fürchterliche Gericht seinen unerbittlichen Gang. Nachdem der Hauptübelthäter, der Müllerlenz, in holprigen Knüttelversen genügend gestäupt worden, wandte sich das gleiche Verfahren gegen den Geroldshauser und sein Weib, beide mit der ganzen rücksichtslosen Derbwitzigkeit durchhechelnd, welche die Gerichtssprache des Habererbundes auszeichnet, dann kam die Reihe an die Obermaierschen Eheleute, denen in beißenden Worten geraten wurde:

„An Sankt Leonhard, den Viehpatron, müßt ihr euch wenden,
Damit er euch mehr Verstand soll senden,
Hättet ihr einen, müßtet ihr wohl spüren,
Daß euch der Lenzl thut an der Nase führen."

Auf jeden Spruch folgte ein gräßlicher Tusch des Höllenorchesters, das selbst einem Teufel Ohrenschmerzen verursacht haben würde. Außer den genannten Personen wurden noch andere herabgelesen und verurteilt, die sich den Unwillen der Haberer zugezogen, denn bei einem Treiben wird über alles zu Gericht gesessen, was irgendwo im Habererbezirk öffentlichen Tadel herausfordert, und weder Schloß noch Hütte wird da geschont. Vor dem Tribunal der Haberfeldtreiber gilt, wie schon gesagt, kein Ansehen der Person.

Endlich war das nächtliche Gericht vorüber, und der Vorleser ließ eben mit lauter Stimme zum Schlusse die herkömmliche Aufforderung ergehen:

„Kaiser Karl muß noch kommen und 's Protokoll unterschreiben,
Daß wir das nächste Mal in N. N.[1]) Haberfeld treiben."

als er plötzlich durch zwei rasch nacheinander fallende Schüsse unterbrochen wurde. Sie kamen von der nahen Landstraße herüber, wo Vorposten aufgestellt waren.

„D' Schandarm! d' Schandarm!" riefen die Haberer. Das Viereck löste sich auf, die Rottenführer kommandierten „Auseinander!" und mit erstaunlicher Schnelle verschlang das Dunkel der Nacht die vermummten Gestalten, die alle den nahen Höhen und Waldungen und den ihnen bekannten geheimen Steigen zueilten. Von der Landstraße her rollte noch ein lange hallender Schuß, dann lag alles in starrster Stille begraben. Die Haberer waren wie vom Boden weggefegt.

In der Mühle hatte man sich von dem Schrecken und der Verwirrung noch gar nicht erholt, als draußen kräftige Faustschläge auf die geschlossene Hausthür fielen.

„Aufgemacht im Namen des Gesetzes!" befahl ein tiefer Baß.

„Wer is drauß'n?" ertönte es alsbald aus dem Hausflur zurück. Es war des Müllers Stimme.

„Die Gendarmerie. Vorwärts, aufgemacht da!" klang es barsch.

Ein Riegel klirrte, ein Schlüssel knarrte, und beim Scheine einer magern Unschlittkerze sah sich jetzt der Wörnsmüller zwei Gendarmen gegenüber.

„Herr Kommandant", begann Obermaier, aber der also Angeredete unterbrach den Müller mit den zornigen Worten:

„Alle Wetter! Sind alle Teufel heut' los in Wörnsmühl'? Wetter nochmal! Wem ist hier getrieben worden? Erschieß'n soll man sie alle, die Haberer, die verflucht'n!"

[1]) Hier werden die Orte genannt, welche der Bund demnächst zu besuchen gedenkt.

„Mir hab'n ſ' trieb'n, Herr Kommandant oder eigentli mei'm Vettern", berichtete der Müller zerknirſcht.

„Dem Rangllenz?" fragte der Kommandant. „Wo iſt er? Ich hab' Befehl, ihn zu verhaften. Er iſt der Falſchmünzerei angeklagt."

„Wa— wa— was?" ſtotterte Obermaier entſetzt, und wie trunken taumelte er einige Schritte zurück. Zugleich zerriß ein gellender Schrei aus weiblicher Kehle die Nachtluft. Die Müllerin war's, welche durch die laute Unterredung herbeigezogen worden.

„Heilige Muatter Gottes!" rief ſie, „döſ is nöt wahr, daß der Lenz a Falſchmünzer is. Döſ is nöt wahr! Döſ hat eahm bloß unſer G'moandvorſteher andicht't . . ."

Felſenfeſte Überzeugung durchdrang den Ton ihrer Worte. Thränen erſtickten jetzt ihre Stimme. Aber der Kommandant kehrte ſich an nichts.

„Geht mit, Obermaier", befahl er dem Müller, „und zeigt mir den Weg zur Kammer von Lenz."

Der Müller gehorchte. Der andere Gendarm blieb als Wache vor der Hausthür zurück, während ſein Vorgeſetzter mit dem Müller im Innern verſchwand. Beide hatten die Kammer Lenzens bald erreicht. Sie traten ein — aber Lenz war nicht da. Der Müller atmete erleichtert auf.

„Wo iſt der Kerl?" fragte der Kommandant mit lauerndem Blicke auf Obermaier. „'s Neſt iſt leer."

„Wia kann i döſ wiſſ'n, wo er is", verſetzte der Müller etwas bitter. „Suchen S' ihn halt, Herr Kommandant."

„Her muß er, der Burſch', und wenn ich vierzehn Tag in der Mühl' da bleiben muß."

So eiferte der dienſtbefliſſene Mann des Geſetzes und machte ſich ſofort auf die Suche. Der Müller mußte mithelfen. Aber es iſt nicht wahr, daß der immer findet, welcher ſucht. Zwei Stunden lang durchſtöberte der Kommandant jeden, auch den kleinſten Raum in der Mühle und den dazu gehörigen Gebäulichkeiten, ſelbſt der Schornſtein wurde nicht vergeſſen — aber Lenz war nirgends zu finden zur unſagbaren, heimlichen Freude der Obermaierſchen Eheleute. Der Burſche war einfach verſchwunden, und man hätte ihn auch in der Mühle nicht entdeckt, wenn man ſchon gleich ein ganzes Jahrhundert nach ihm geſucht haben würde.

Während der Kommandant von Miesbach auf Lenz wie auf ein koſtbares Wild pirſchte, war dieſer durch das Fenſter ſeiner Kammer entwiſcht. Die letztere lag in der Nähe des Hauseingangs, und Lenz hatte die ihm bekannte Stimme des Kommandanten ſchon vernommen, ehe die Hausthür noch geöffnet wurde. Das ſchlechte Gewiſſen mahnte ihn, auf ſeiner Hut zu ſein. Eilends vervollſtändigte er ſeinen Anzug, warf einen Ruckſack um, ergriff eine an der Wand hängende Kugelbüchſe und lauſchte nun durchs Schlüſſelloch auf den Vorgang in dem Hausflur. Jetzt hörte er ſeinen Namen. Blitzſchnell eilte er ans niedrige Fenſter, das noch offen ſtand, ein flinker Satz mit den ſprunggewohnten Beinen — und Lenz war in Sicherheit.

Der Kommandant begriff wohl oder übel, daß er ſein kühnes Wort, vierzehn Tage lang in der Mühle ſuchen zu wollen, nicht einlöſen könne, und fluchend kehrte er mit ſeinem Kameraden ohne den Rangllenz nach Miesbach zurück.

War nun auch den Gendarmen der Rangllenz entgangen, ſo ſpielte ihnen der Zufall dennoch eine andere Beute in die Hand. Über der Leizachbrücke drüben ſah der Kommandant auf dem Wege einen weißen Gegenſtand ſchimmern. Er las ihn auf; es war eine aus Papier zuſammengeklebte phantaſtiſche Mütze, die zweifelsohne einer der Haberer, mit welchen die Gendarmen ſo ganz wider Vermuten zuſammengeſtoßen, verloren haben mußte. Der Finder behielt den Gegenſtand, der unter Umſtänden ins Gewicht fallen konnte.

Am andern Tage flog durch die ganze Gegend von Tegernſee und Miesbach die Kunde von dem ſtattgehabten Haberfeldtreiben und die Neuigkeit, daß eine Falſchmünzerbande entdeckt worden ſei, als deren rührigſte Mitglieder der Geroldshauſer von Gmund und der Rangllenz von Wörnsmühle genannt wurden.

Was aber hatte zu dieſer Entdeckung geführt? Zunächſt die Verwundung des Geroldshauſers im Rohnbergerwald.

Der Rangllenz hatte nämlich an jenem Tage einen ſeiner üblichen Beſuche in Gmund gemacht. Natürlich bekam er dort zu hören, daß der Geroldshauſer als Falſchſpieler entlarvt worden ſei. Nun begleitete der Geroldshauſer den heimkehrenden Lenz über Hausham hinaus, wo jener angeblich Geſchäfte abzuwickeln hatte, bis auf den Rohnberg. Hier gerieten die beiden in Streit, weil Lenz dem Geroldshauſer vorrückte, er ſelbſt ſei Schuld, daß ſeine Falſchſpielerei offenbar geworden. Der Geroldshauſer blieb dem Lenz nichts ſchuldig, und vom Streit kam es zu Thätlichkeiten, die für jenen in einer Verwundung endigten, womit ihn der Rainhuber im Walde fand. Zu Hauſe erfuhr der Rainhuber, was ihm der Geroldshauſer nicht hatte geſtehen wollen, daß nämlich der Rangllenz ſein Begleiter geweſen. Da wußte der Rainhuber genug. Er hatte den Wortſtreit im Walde gehört und erachtete es für ſeine bürgerliche Pflicht, den Vorfall mit allen ihm bekannten Einzelheiten beim Landgerichte Tegernſee zur Anzeige zu bringen. Noch am gleichen Tage wurde der Geroldshauſer in Haft genommen, und die Behörde von Tegernſee erſtattete ſofort Bericht an das Landgericht Miesbach über den in dieſem Bezirke wohnenden und der Falſchmünzerei beſchuldigten Rangllenz von Wörnsmühle. Als am Samstag Nachmittag Vetter Obermaier mit den gefälſchten Münzen auf dem Landgerichte in Miesbach erſchien, um, ohne es zu ahnen, den Behörden das erdrückende Beweismaterial gegen ſeinen Verwandten zu liefern, da war der Verhaftbefehl gegen den Rangllenz bereits erlaſſen.

Daß Lenz in jener Nacht aber dennoch den Gendarmen nicht in die Hände fiel, das dankte er unmittelbar den Haberern. Ohne ſie wäre er von den Dienern des Geſetzes ſicher im Schlafe feſtgenommen worden.

VII.

Der Sonntag beſcherte den Einwohnern von Wörnsmühle und Umgegend eine neue Überraſchung. Gegen Mittag erſchien abermals ein Gendarm und forſchte in dem Bauernhauſe, in welchem die welſchen Cementbrucharbeiter wohnten, nach einem gewiſſen Francesco Lodini. Auch dieſer ſollte als Mitglied der Falſchmünzerbande eingezogen werden. Der Geroldshauſer hatte als Mitſchuldigen zuerſt nur den Rangllenz angegeben, aber in einem Nachverhör auch noch den Welſchen genannt, welchen er ſogar als den Mittelpunkt der Verbrechergeſellſchaft bezeichnete. Nach den Erklärungen des Geroldshauſers war Francesco Lodini früher in der groß-

herzoglichen Münze zu Toscana als Formschneider beschäftigt gewesen. Von dort war er, aus unbekannten Gründen, ins Bayerische und nach München gekommen, wo er mit dem Ranglenz bekannt geworden, der ihn beredet, seinen Aufenthalt in Wörnsmühle als Cementarbeiter zu nehmen. Ihn, den Angeber, habe der Ranglenz zum Beitritte verführt.

Auf Grund dieser Darstellung also sollte Francesco Lodini verhaftet werden. Aber der Italiener hatte, sobald er das Schicksal seines Mitschuldigen Lenz erfahren, vorgezogen, ungesäumt und in aller Stille das Weite zu suchen. Niemand, auch seine in Wörnsmühle zurückgebliebenen Landsleute nicht, konnte angeben, wohin er sich gewandt.

An Sonntag Nachmittagen ist Wörnsmühle ein von den Bauern der Umgegend gern besuchter Ort. Heute aber wimmelte es hier von Landvolk. Viele hatte die Neugierde hergetrieben, um an Ort und Stelle Erkundigungen über die denkwürdigen Ereignisse der letzten Nacht einzuziehen, die meisten aber waren gekommen, um dem von der Schützengesellschaft Wörnsmühle veranstalteten Preisschießen anzuwohnen.

Auf einer langgestreckten Wiesenfläche hinter dem freundlichen Wirtshause befand sich der Schießstand, und am Fuße einer nahen Berglehne waren die Scheiben: die Ehrenscheibe, die Feldscheibe und der im bayerischen Oberlande so beliebte „springende Hirsch", eine bewegliche, aus Holz gefertigte Tierfigur, angebracht. Lustig knatterten die Büchsen und der Knall rollte, fröhliches Echo weckend, an den waldigen Hügeln des herrlichen Leizachthales dahin. (Fortsetzung folgt.)

Passau-Röhrnbach.

Von Lycealprofessor J. Wimmer in Passau.

Es war an einem echten, d. h. sonnigen Sonntag, Anfang Mai; um 8 Uhr morgens saßen wir in einem der hübschen und bequemen Wagen der neuen Waldbahn; ihr dermaliger Endpunkt Röhrnbach war unser Ziel.

Eine kleine Strecke ging es an der Donau aufwärts, dann mit scharfer Wendung über die Brücke auf das linke Ufer des Stromes. Von der Haltstelle Stölzlhof werfen wir noch einen Blick auf die Stadt Passau; ihre architektonischen Konturen, die mich immer wieder an Italien mahnen, schwimmen jetzt schattenhaft im duftigen Silberton des Morgens, während sie in den warmen Goldtinten des Abends mit scharfer Zeichnung hervortreten. Nun begann die Kletterfahrt auf das weit gestreckte Plateau des „Vorwaldes" hinauf, welches mit mehr oder minder steilem Abfall das ganze linke Donauufer begleitet. Wir bedauerten das langsame Fahrtempo nicht; gab es doch Muße zu eingehender Betrachtung der Landschaft, zur Bewunderung jener Kleinmalerei, wie sie die Natur um diese Zeit bethätigt, zum Studium des erwachenden Naturlebens, das dem Vorfrühling fast einen größeren Reiz verleiht, als ihn der Hochsommer mit seiner üppig entwickelten Triebkraft besitzt.

Rechts von uns ist ein Wiesenthal in den Hang geschnitten, über den der Zug hinaufklettert. Ein Bächlein durchzieht dessen Sohle; in den dicken Grasteppich sind bereits drei Blumenmuster eingewebt: Die schwefelgelbe Primel, die tiefgelbe Sumpfdotterblume und die weiße Anemone. Laubbäume säumen den Thalgrund, zum Teil noch kahl und erst mit Knospen besäet, zum Teil aber bereits in einen dünnen Blätterschleier gehüllt, der goldgrün über den Silberschaft der Birke, smaragdfarbig über die platten Äste der Weißerle, in mattem Oliventon über den grauen Stamm der Weide niederhängt. Auf der linken Seite des Bahnkörpers umstehen die dunklen Büsche und Bäume des Nadelgehölzes sporadische Wiesenflächen, und dazwischen erschien für einige Augenblicke das weiße Kirchlein von S. Corona. Ich kenne in Niederbayern mehrere dieser Heiligen geweihte Kapellen, und überall sind sie vom Volke mit seiner unbewußten Naturpoesie in so romantische Abgeschiedenheit verlegt worden, daß sie die Staffage zu einem der deutschen Märchenbilder von Schwind abgeben könnten.

Das Plateau ist erstiegen, und damit haben wir den ersten Abschnitt der Fahrt und den ersten Landschaftstypus hinter uns; die Scenerie ändert sich. Der erweiterte Umblick zeigt jenen Typus der Erdplastik, für den bereits ein Geograph des Altertums die glückliche Bezeichnung oropedion d. h. „Bergebene" angewendet hat: ein welliger Flachboden, von Fluß- und Trockenthälern schluchtenartig durchrissen. Letztere verschwinden indes vollständig für das über die Fläche schweifende Auge; erst dem wandernden Fuße treten sie als Hemmungen entgegen. Außer diesen tief eingeschnittenen Rinnen zeigt aber unser Oropedium auch sonstige Bodensenkungen in allen möglichen Formen: flache Mulden, tiefe Kessel; daneben dann die Bodenhebungen: schön geschnittene Terrassen, runde Wölbungen, lange Rücken — kurz das reinste Studienfeld für die beiden Erdbildner, Wasser und Luft, auf dem diese gleichsam eine ganze Sammlung von Proben der Bodenplastik angelegt haben. Das von der Natur so eigenartig gestaltete Land bewirkte auch eine eigenartige Verteilung der menschlichen Ansiedelungen auf demselben. Wer diese Gegend auf der Karte betrachtet, ist erstaunt, wenn er hier nicht wie anderwärts die Wohnorte neben den zahlreichen Gewässern angelegt, sondern fast ausnahmslos auf dem übrigen Terrain zerstreut findet; wer aber das Plateau durchwandert oder auch auf der Bahn durchfährt, begreift sofort, daß diese Schluchten mit ihren Steilwänden keine zahlreichen Siedelungen dulden, und daß somit Dörfer und Gehöfte oben liegen auf den Wellen und Flächen der Bergebene.

Leicht und flink glitt der Zug über die Hochfläche; auf einmal zog die Bremse an, und wir merkten, daß es steil abwärts gehe. Zuweilen leuchtete aus der Tiefe ein schwarzer Wasserspiegel zum Fenster herein, und schließlich hatten wir den dritten Landschaftstypus unserer Strecke erreicht: das Ilzthal. Es ist die breiteste jener Thalschluchten, von denen das eben geschilderte Plateau durchschnitten wird, aber ebenso spärlich bewohnt wie die übrigen; die zwei Siedelungen, welche die Bahn berührt, Fischhaus und Kalteneck, deuten schon durch ihre Namen auf Einsamkeit; jedoch es ist eine anmutsvolle Öde, die sie umgibt, wie denn überhaupt die ganze Fahrt durch dieses kulturlose Thal gar viele Reize bietet. Durch seinen Grund schlingt sich das breite, dunkelbraune, glitzernde

Band des Flusses, dessen Krümmungen und Schleifen wir folgen; zu beiden Seiten ziehen die Thalwände, zuweilen kräftig, ja grotesk in kahlen Fels modelliert, in der Regel aber mit dem düstergrünen Waldteppich behängt; mitunter mildert ein zwischen den Wäldern herabziehender Wiesenstreifen das dunkle Kolorit oder eine kesselförmige Erweiterung die strenge Kontur dieser Wände.

Den Endpunkt der Ilzthalfahrt und zugleich den Glanzpunkt der ganzen Strecke Passau—Röhrnbach erreichen wir mit Fürsteneck. Gewaltig und turmbewehrt blicken die dunklen Mauern dieser einstigen passauischen Pflegerburg ins Thal nieder. Sie ragen auf einem bewaldeten Felsen, an dessen Fuß, das Schloß umarmend, die zwei Hauptquellflüsse der Ilz, die „Schönberger und Wolfsteiner Ohe“ oder die „bayerische und Passauer Ilz“ oder sonstwie benannt, sich vereinigen. Vor sieben Jahren habe ich einmal eine Augustwoche dort oben verlebt. Es ist kein extensiver Naturgenuß, den man sich da verschaffen kann: eine weite Rundsicht, wie sie Englburg oder Fürstenstein bietet, fehlt; aber eine um so intensivere Naturbetrachtung läßt sich hier pflegen. Man schlendert auf den verschlungenen Waldpfaden, die von der Höhe zur Ilz hinabführen; man studiert das harmonische Kolorit, hervorgebracht durch das Wald- und Wiesengrün, das schwarzbraune Wasser und die dunkelgrauen Schloßwände, und freut sich der Kreise und Gitter des Sonnenlichtes, die diesen etwas düstern Farbengrund freundlich beleben; man horcht auf die Sprache der Wellen, deren leises Rauschen dann auch in Schlaf und Traum hineinklingt.

Übrigens neben der geistigen wurde die leibliche Erquickung neben dem philosophari das vivere durchaus nicht verabsäumt. Es war erlaubt, die Küche zu betreten und selber etwa die Äsche zu bezeichnen, den köstlichen in den hiesigen Gewässern hausenden Edelfisch, der, verständnisvoll gebraten, das ohnehin treffliche Mahl noch lukullischer gestalten sollte. Schön waren auch die späten Nachmittagstunden unter den schattigen Bäumen der Terrasse, neben dem im tiefen Felsenkeller gefüllten Bierkrug und inmitten von froh gesinnten Männern — Frauen und Kinder wurden nämlich nach einem damals befolgten Prinzipe in Fürsteneck nur ausnahmsweise als Sommergäste beherbergt.

Dicht hinter Fürsteneck bei der Einmündung des Osterbaches in die Wolfsteiner Ohe biegt die Bahnlinie rechts ab und führt dem ersteren, von Nordost kommenden Gewässer entlang, an dem auch Röhrnbach liegt. Der Osterbach ist eine der zahlreichen Wasserwurzeln, die mit ihren nördlichen Enden auf einer langen über Lusen und Rachel gezogenen Bogenlinie sich verästeln und schließlich, von Fürsteneck ab vereinigt den bis Passau reichenden Hauptstamm des Ilzflusses bilden. So verworren wie die Verzweigungen, sind auch die Benennungen dieses Wurzelgeflechtes der Ilz. Der Osterbach führt gegenwärtig auch die Bezeichnung „kleine Oh“ („Oh“ ist bekanntlich die waldlerische Form des alpinen „Ach“); vor 350 Jahren, in Apians Topographie von Bayern (p. 239) heißt aber dieses Gewässer die „lange Oh“ auch „Diessenoh“ — Namen, die vielleicht noch im Volke fortleben.

Auf dieser letzten Fahrstrecke nun bewegten wir uns, wie es mir vorkam, in einem vierten Landschaftstypus. Die Ufer des Osterbaches sind zwar ebenfalls unbesiedelt, aber ihre weicher modellierten Hänge deckt nicht mehr bloß der Wald und die Wiese, sondern auch das Ackerfeld; wir sind aus der Naturlandschaft des Ilzthals in eine Kulturregion gekommen. Alsbald ist Röhrnbach und damit unser Ziel erreicht. Der Bahnhof liegt am rechten Ufer des Osterbaches, über ihm auf einer mäßigen Anhöhe der Markt. Nur einige architektonische Fragmente davon sind an der Bahn sichtbar; hat man aber auf bequemem Wege die Anhöhe erstiegen, so zeigt sich eine ansehnliche Siedelung mit großen stattlichen Gebäuden. Was der Tourist in solchen Orten zunächst besucht, ist Kirche und Wirtshaus. Erstere, von einem kräftigen Kuppelturm überragt, erwies sich als ein einfacher geräumiger Gewölbebau mit gut bemalten Wänden und reicher, nur etwas bunter Ausstattung.

An trefflichen Gasthäusern hat Röhrnbach keinen Mangel; außer dem viel gerühmten von Pfreimdter, wo wir ein durch den Humor des Hausherrn gewürztes Frühstück einnahmen, und dem gegenüber liegenden von Ilg, wo man uns ein vorzügliches Mittagsmahl vorsetzte, gibt es, wie ich hörte, auch noch ein paar andere, welche die beste Empfehlung verdienen. Doch wir müssen uns jetzt einen Überblick über die Lage und Umgebung von Röhrnbach verschaffen. Zu diesem Zwecke gehen wir nordwärts auf der Straße gegen Oberndorf zu, auf dessen Höhe der Röhrnbacher Pfarrhof als Edelsitz thront, oder noch besser, wir steigen in westlicher Richtung zum Dorfe Höbersberg hinauf und halten von dort aus eine Umschau. In der Randzone des bereits geschilderten Vorwaldplateaus, da, wo dieses ins eigentliche Gebirge übergeht, liegt Röhrnbach, auf den Grund eines weiten seichten Kessels gebettet. Daß eine Kirche in „Rohrbach“, d. h. neben dem Röhricht des Osterbaches, bereits 1076 erwähnt wird, daß also die ersten Besiedler des Landes diese Stätte frühzeitig aufgesucht haben, wird durch diese geschützte Lage begreiflich, nicht minder, daß der Platz sich frühzeitig zu einem Marktflecken, d. h. zu einem Verkehrscentrum für die Umgegend entwickelte; denn in solchen tiefliegenden, von einem weiten Höhenkreis umspannten Punkten laufen die Adern des menschlichen Verkehrs geradeso zusammen, wie die des rinnenden Wassers. Eben jener Höhenkreis nun ist es auch, der dem Rundbilde von Röhrnbach einen so großen Reiz verleiht, daß selbst das von den Alpen verwöhnte Auge nicht unbefriedigt bleibt. Vom weiten Kesselgrunde aus erhebt sich das Terrain in einem höchst mannigfaltigen und effektvollen Aufbau mit mächtigen, von größeren und kleineren Siedelungen malerisch punktierten Wölbungen und Terrassen bis zu den hohen lang gestreckten, oft kuppengekrönten Bergrücken, die als dunkle Waldmauer den Horizont umgrenzen. Vor allem interessieren uns die erwähnten Ansiedelungen, und unter diesen wieder am meisten die größte derselben, Waldkirchen, das rechts drüben von einem leicht eingebogenen Sattel zwischen zwei Bergkuppen herunterschaut, so daß wir es natürlich finden, wenn die ältesten Ansiedler der Gegend das allem Anscheine nach schon vor dem Jahre 1000 hoch zwischen den Wäldern blinkende Gotteshaus als „Kirche des Waldes“ bezeichnet haben.

Mit den letzten Bemerkungen sind wir eigentlich bei einem interessanten w i s s e n s c h a f t l i c h e n Gebiete angelangt, nämlich bei der Besiedelungsgeschichte des Bayerischen Waldes. Oder wäre es nicht interessant, zu erforschen, in welchen verschiedenen Zeiten und in welchen wechselnden Formen die Bebauung mit Kulturgewächsen und Wohnstätten auf diesem eigenartigen

Erdraum begonnen und sich entwickelt hat? Was die chronologische Seite dieser Aufgabe betrifft, die Siedelungszeiten, so ist dafür bereits vor mehr als zehn Jahren eine grundlegende Arbeit geliefert worden in dem vom Passauer Domkapitular Röhm veranlaßten und geleiteten und durch die damaligen Alumnen des hiesigen Klerikalseminars ausgearbeiteten Werke: „Das historische Alter der Diözese Passau in ihrem gegenwärtigen Umfange“ (Passau 1880. 353 S.). Es sind das höchst verdienstvolle Forschungen für die Siedelungsgeschichte Niederbayerns und somit auch des Bayerischen Waldes, um so verdienstvoller, als in unserem Nationalwerke, der „Bavaria“, gerade die niederbayerische Topographie eine der schwächeren Partien bildet. Von jedem Pfarrsitze und auch von kleineren Orten ist stets, soweit sie zu eruieren war, die erste urkundliche Bezeugung angegeben. So konnten wir die obigen Zeitbestimmungen für Röhrnbach und Waldkirchen aus diesem Buche entnehmen; außerdem findet sich daselbst (S. 321) noch der Bestand von 29 Ortschaften in der Umgegend von Röhrnbach für die Mitte des 13. Jahrhunderts nachgewiesen. Mit Hilfe solcher Nachweise läßt sich demnach ein Kartenbild der historischen Vorzeit für unsere Gegend herstellen. Aber aus dem Kartenbilde soll ein Landschaftsbild gestaltet werden, indem man außer den Siedelungszeiten auch die Siedelungsformen erforscht, d. h. die vegetative Physiognomie der Feldfluren und die architektonische Physiognomie der Wohnstätten. Die unschätzbare Urkundensammlung der Monumenta boica, die in dem erwähnten Werke fleißig ausgebeutet wurde, bietet auch hierfür reiches Material, besonders in den bayerischen Urbarien aus dem 13. Jahrhundert (z. B. M. B. XXXVI[1], 429—535), wo man die Naturalabgaben eines jeden einzelnen Bauernhofes spezifiziert finden kann. Für die letzteren Jahrhunderte dürften auch die Pfarrarchive manches Brauchbare enthalten. Alte Zehentregister mit ihren Angaben über Getreidesorten belehren über die Formen des Feldbaues, alte Tauf- und Totenbücher mit ihrem topographischen Detail über den Bestand von Anwesen, alte Kirchenbauakten über das Aussehen der Gotteshäuser und besonders der Kirchtürme, welch letztere bekanntlich in den architektonischen Gesichtszügen einer Gegend so charakteristisch hervortreten. Aus solchen zerstreuten Mosaikstiften ließe sich dann allmählich ein musivisches Gemälde von historischen Landschaften des Bayerischen Waldes zusammensetzen, ein zwar nicht müheloses, aber dankbares Arbeitsfeld für den einen oder andern geistlichen Herrn, der Neigung und Spürsinn genug besäße, um seine, freilich oft sparsam zugemessenen Mußestunden auf derartige Forschungen zu verwenden.

Augsburger Kaufleute in Afrika und Vorderindien 1505.

Von A. Stauber.

Die völlig neue Gestaltung der Handelsverhältnisse, wie sie durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien geschaffen worden war, lenkte bald die Aufmerksamkeit aller seefahrenden Nationen auf sich. Vor allem begann, zum großen Schrecken Venedigs, Portugal den neuen Handelsweg einzuschlagen. So schreibt Sender in seiner Chronik sub anno 1503: „Es seind Brief von Venedig gen Augsburg komen, wie 23 Schiff wären aus Calicut gen Lisbona komen, die Specerei führten. Diese Meerfart thät der König von Portugal. Dene er lange Jahre gesuecht hat mit großer Arbait und Kosten, bis er den Weg gen Calacut, da der Pfeffer wachst, erlernet hat. Es war den Venedigern fast wider.“

Bald aber wurden auch die Kaufhäuser auf die Vorteile der neuen Lage aufmerksam, und nicht in letzter Linie jene großen deutschen Handlungshäuser, welche damals den deutschen Markt beherrschten und durch ihre neu erworbenen überseeischen Verbindungen allgemeines Ansehen in ganz Europa erlangten.

Mit besonderem Eifer beteiligte sich an dem indischem Handel die Augsburger Kaufmannswelt, vor allem die Fugger und Welser.

Die Augsburger Kaufleute in Portugal.

Schon Anfang 1503 unterhandelt für das Haus Welser, Conrad Filen (Föhlin) und „ihrer Gesellschaft von andern edlen und berühmten Kaufleuten der kaiserlichen Reichsstadt Augsburg“ ein Augsburger Agent Simon Seitz zu Lissabon mit dem Könige Don Manuel von Portugal über die neu zu begründende deutsche Gesellschaft von Kaufleuten und Niederlage in Lissabon.

Dieser deutschen Gesellschaft räumte der König, der sonst im allgemeinen, z. B. von den Genuesen, die Hälfte der Waren und später 40 % des Reingewinns verlangte, Vorrechte bezüglich des indischen Handels ein, wie sie keinem seiner Unterthanen gewährt wurden. 1. Spezereien, Brasilienholz und andere Waren sollte die Gesellschaft kaufen können, ohne Zoll oder Abgabe bei der Ausfuhr zu bezahlen. Nur wenn sie von den Flotten gekauft würden, sollten 5 % bezahlt werden. 2. Sie durfte Schiffe, welche im Lande gebaut wurden, von jeder Größe und mit allen Rechten gebrauchen, ebenso sich eigener Schiffe bedienen, wenn diese mit portugiesischen Seeleuten besetzt wären; nur Madeira „mit den übrigen Inseln“ wurde als bevorrechtet von dem Bereiche dieser Schiffahrt ausgeschlossen. 3. Sie durfte sowohl innerhalb wie außerhalb Lissabon Häuser und Warenniederlagen errichten. 4. Durch kgl. Privileg vom 3. Okt. 1504 wurde ihr und allen deutschen Kaufleuten, welche sich bis zu 10000 Dukaten an dem indischen Handel beteiligen würden, ein privilegierter Gerichtsstand gewährt.

Freilich ist uns die zweite der vorstehenden Bestimmungen ein Beweis für die traurige Ohnmacht des damaligen Deutschland, welches keineswegs hinter seinen Kaufleuten stand; aber diesen selbst fehlte es glücklicherweise weder an Geld und Ansehen, noch an Mut und Geschick, noch auch an tüchtigen Agenten, welche ihre Geschäfte in Portugal betrieben. Ein solcher ist außer Simon Seitz auch der deutsche Buchdrucker Valentin Ferdinand, der schon 1494 als Schildträger der portugiesischen Königin Leonore und als diskrete, taugliche Persönlichkeit bezeichnet wird; ferner Lukas Rem, dessen

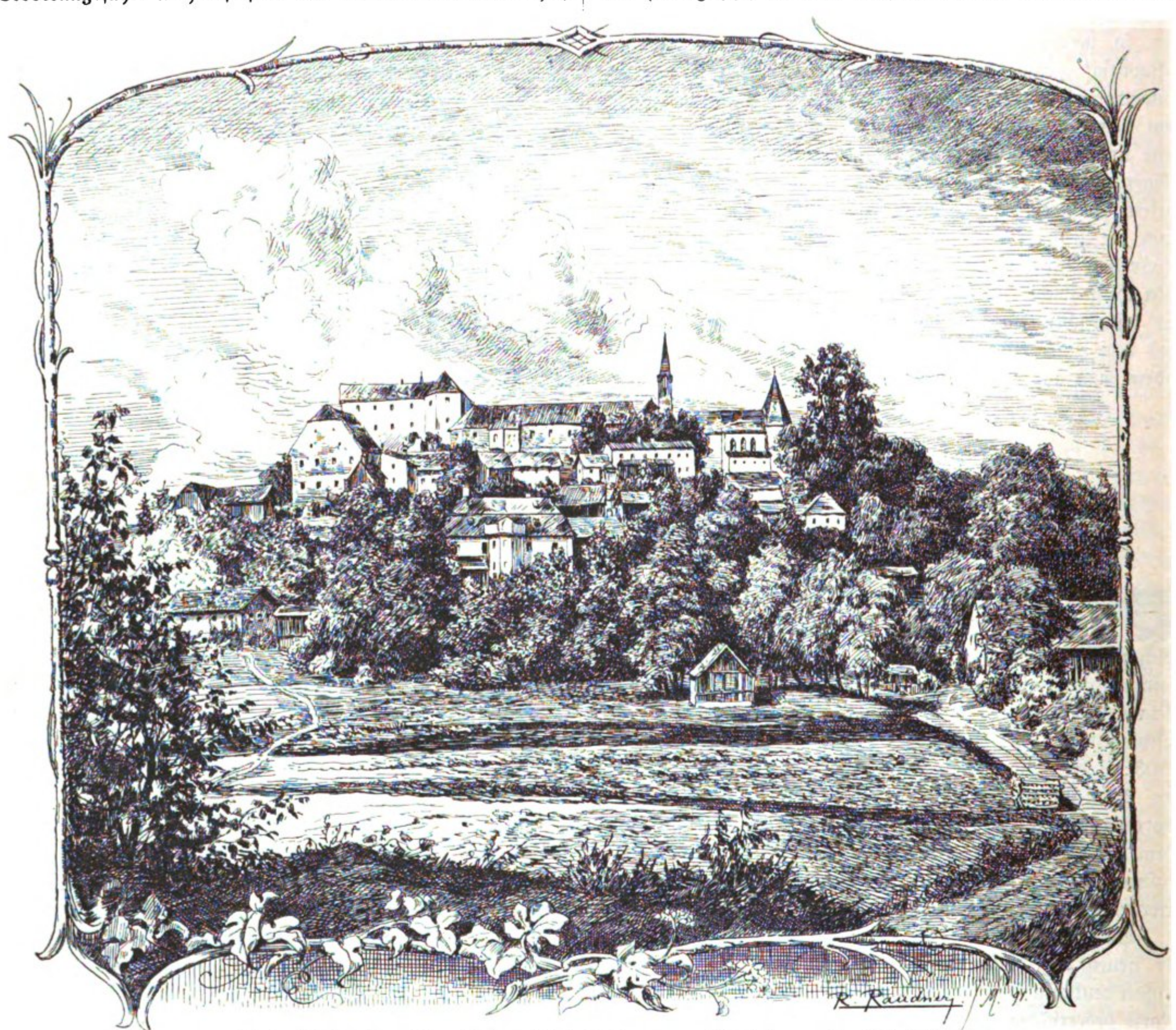
erster Aufenthalt in Lissabon in die Zeit vom 18. Mai 1503 bis 27. September 1508 fällt.

Schon vor 1503 hatte das Haus Welser das Vorrecht errungen, sich an der Fahrt nach Indien zu beteiligen und mit der kgl. Flotte eigene Frachtschiffe abgehen zu lassen. Anfang 1505 wurde von diesem Vorrechte wirklich Gebrauch gemacht. Als in diesem Jahre Don Franzesco d'Almeida, der erste portugiesische Vizekönig von Ostindien, seine berühmte Eroberungsfahrt nach Ostafrika und Vorderindien unternahm,

Die Namen der drei deutschen Schiffe waren: Jeronimo, Raphael und Leonhard.

Die Seefahrt von 1505 nach Afrika und Vorderindien.

Die Fahrt selbst beschreibt uns ein kurzer Reisebericht von 1505, der aus den Händen der Welser in den Nachlaß des berühmten Dr. Konrad Peutinger gelangte; ausführlicher eine portugiesisch verfaßte Aufzeichnung des deutschen Hans



Fürstenstein im Bayerischen Walde. Originalzeichnung von R. Raudner. (Zu Seite 95.)

beteiligten sich an derselben auch drei große Schiffe, welche die Augsburger Kaufhäuser „der Fuetreffen Kaufherren der Fugger, Welser, Hochstetter, Hyrsvogel, deren Im Hofe und anderer ihrer Gesellschaften" ausgerüstet hatten. Lukas Rem sagt von diesem Unternehmen: „Fuorn (die 3 Schiffe) adj 25. Marzio 1505 aus. Die on mas enztig mie, uberflüssig arbeit, groß widerwertigkeit mir damit gegnet, ist unerschreibenlich. Suma für die Companie armirt Ich ob $\frac{M}{21}$ Cruciati" (d. h. 21000 Cruciati = ca. 58000 Mark).

Mayr, der dieselbe als Faktoreischreiber auf dem „Raphael" mitmachte, am anschaulichsten aber ein 1509 gedruckter Bericht des Balthasar Sprenger von Fyls (Vils bei Füssen), der als „Geschickter des großmechtigen Kunigs zu Portugal" und der oben genannten Augsburger Kaufherren auf dem „Leonhard" mitfuhr. Zu seinem Berichte hat im Auftrage des Hauses Welser der berühmte Augsburger Maler Hans Burgkmayr eine Reihe von Bildern gezeichnet und gestochen. Sprengers Büchlein trägt den Titel: „Die Merfart und erfarung nüwer Schiffung und Wege zu viln onerkannten Inseln und Kunigreichen, von dem großmechtigen portugalischen Kunig Emanuel

erforscht, funden, bestritten und ingenommen, Auch wunderbarliche Streit, Ordnung, Leben und Handlung und wunderwercke des volcks und Thyrer darinn wohnende findestu in diesem Buchlyn warhaftiglich beschrieben und abkunterfeyt, wie ich Balthasar Sprenger sollichs selbs in kurtzverschynen zeiten gesehen und erfahren habe ꝛc. Gedruckt anno 1500.

Folgen wir, freundliche Leser, unseren deutschen Landsleuten auf ihrer Fahrt durch die weiten Meere nach dem Kap, nach Quiloa und Mombasa und von da nach Vorderindien; sehen wir, welchen Gefahren sie mit ihren dampflosen Schiffen getrotzt, welche Länder und Völker sie gesehen, welche Erfolge sie errungen.

Es war am 15. Januar 1505, als unsere Augsburger zu Antaf (Antwerpen) „insaßen, gegen Lissabon und weiter gegen Kalikut ꝛc. zu segeln mit Gottes Hilf". Eine Meile von Lissabon, bei Rostal (Hafen Restello bei Kloster Belem), versahen sie ihre Schiffungen mit Speis, Geschütz und anderer Notdurft und segelten nun gegen Indiam, wohin sie 4000 Meilen zu segeln hatten. Sie hatten sich jetzt mit der Flotte Almeidas vereinigt, und es fuhren am 25. März im ganzen 20 Schiffe ab; zu den größten gehörten die drei deutschen Handelsschiffe, außerdem die portugiesischen Fahrzeuge Conception, Butafogo, Ferando, la Madelena, St. Gabriel, India, Fior de la Mar. Nur drei davon waren dem Könige von Portugal zu eigen; mehrere gehörten Kaufleuten aus Lombardia, die auch von der Fahrt waren.



Karl XII. bei Pultawa. Von J. P. Geiger. (Zu Seite 95.)

Sie begegneten gar seltsamen Fischen; so schossen die Schiffsleute in der spanischen See einen unbekannten Fisch, der war „völlig von Maneslänge, gleichergestalt einem Schweine, das ongevärlich 4 fl. bei uns wert, und hatte der Fisch vorn an seim Mund ein Schnabel geleich eim Vogel, doch einer breitern Form, und in seinem Maul viel kleiner scharfer Zähne, mit diesem Fisch wurden gespeist in einem Tag 126 Menschen, davon ich selber gegessen und gespeist worden bin."

Am grünen Vorgebirge.

Am Freitag nach unserer lieben Frauen Verkündigung, den 28. März, fuhr die Flotte nachts zwischen Madeira und den canarischen Inseln durch, und „secht (fängt) sich do an der Moren landt, in welchem die Schlafen die Christen verkaufen". Die Inseln waren damals schon portugiesisch. — Den 7. April liefen die Schiffe in den Golf des **grünen Vorgebirges** ein und landeten hier an der Küste von **Bezeguiche**. „Da ist der Moren Kunig wohnhaft. Das Volk hat hohle Baum zur Schiffung, darin sie fischen. Ir vier fuhren mit zwei solchen Schifflein zu uns und redeten gut portugalisch Sprach mit uns, also daß wir einander wol verstanden. Wir sahen auch in diesem Kunigreich und Inseln viel Menschen beiderlei Geschlechts, all schwarz, als die wir bei uns Moren nennen, umblaufen. Ihre Wohnungen und Häuser gleichen den Hütten, als die armen Dorfleut in unsern Landen über die Backöfen machen: welch Häuser die Inwohner tragen, wohin sie zu wohnen Lust haben. In diesen Inseln und Landen ist überflüssig viel Viehs, klein und feist von Leibe. Es werden darin viel Käs gemacht, und guter Zucker an viel Enden der Gegend wachsen ist. Und sunderlich erscheint hier viel Golds, davon der portugalisch Kunig sein guldin Münz schlagen und münzen laßt. Aber die Inländischen das Gold nit arbeiten noch verwerken können."

Ein schönes Zeugnis stellt Sprenger der Bedürfnislosigkeit und Einfachheit jener Mohren aus. Das Volk braucht und nimmt gar kein Geld, sondern allein abenteuerliche Dinge, als Spiegel, Messingringe, lange blaue Krystallein und dergleichen mancherlei, was ihnen seltsam ist und dahin gebracht

wird; darum geben sie Ware um Ware und was sie haben und bei ihnen wächst, Stück für Stück, nach ihrer Liebe und Wertschätzung der Dinge. — Sehr erstaunt ist Sprenger, als er zum ersten Male Kokospalmen sieht; er schildert sie als große Bäume, wohl 4 Klafter (!) dick, sie haben Blätter gleich den Nußbäumen und tragen Früchte gleich den Kürbissen. — Weiter im Innern ist ein anderes großes Königreich, Genca (Genehoa), das ist ein böses Land von Leuten und faulem Luft. Die Bekleidung der Eingebornen ist auch hier sehr mangelhaft, doch tragen sie goldene Ringe an Fingern und Zehen.

Die Weiterreise.

Als am 14. April die Schiffe zur Weiterfahrt wieder ins offene Meer hinaussegelten, begegnete dem „Leonhard", auf welchem Sprenger fuhr, ein ernster Unfall: bei einem Zusammenstoße mit anderen Schiffen brach ihm das Blindrad. Bis der Schaden gutgemacht war, hatte die übrige Flotte die Reise fortgesetzt, und der „Leonhard" muß den ganzen weiten Weg bis Quiloa in Südostafrika allein zurücklegen. Es war eine einsame, traurige Fahrt, „ein Wiltnis und Einöde. Sie segelten unter der Sonne und dem Monde (Äquator) durch so weit, daß sie den Polum articum nicht mehr sehen konnten und alsbald den Polum antarticum ins Gesicht empfingen; fuhren auch so tief in der See, daß sie nicht merken konnten, in welcher Gegend Meeres oder Landes sie wären. Da sie am Kaben de Speranzen (Kap der guten Hoffnung) vorbeikamen, war es Juni und so kalt, als es in unsern Landen um Weihnachten ist. Bis zum Kap hatten sie weder Fisch noch keinerlei Kreaturen mehr gesehen; jetzt zeigte doch das Meer wieder lebendige Wesen. Am Kap trafen sie viele kleine weiße Fische, welche Flügel wie die Fledermäuse hatten und in großen Haufen gleich anderen Vögeln aufflogen, so zahlreich und unerwartet, daß sie „wol die Schif umbstoßen, so man sich nit bei Zeit versicht". Weiter ostwärts gab es viele Delphine und Walfische, die waren fast groß und übermaßen lang, dazu andere Fische, die auch grauslich lang und schmal waren.

In Südostafrika.

Endlich nach langer trauriger Fahrt, nachdem sie 15 Wochen weder Land noch Sand erblickt, näherten sie sich im südöstlichen Afrika wieder bewohnten Gestaden und landeten am 21. Juli, einen Tag früher als die Flotte, an der Küste von Kiloa, 9° s. Br., im heutigen Deutsch-Ostafrika. — Das Land südlich davon, an der Delagoabai (bei Sprenger „In Allago" genannt), haben unsere Reisenden zwar nicht betreten, aber sie schildern es uns nach flüchtigem Sehen und Hörensagen: „Da seyn auch Schwarze oder Mohren, ein halb wild Volk; und so du zu ihnen kommst, geben sie dir wohl einen Ochsen oder Schaf um eine kleine Schelle oder Messer, denn es gibt viel Vieh im Land; Geld aber nehmen sie nicht. Es ist sonst ein lustig Land von guten Wassern und wohlriechenden Kräutern. Es gibt soviel Sand da, daß Mann und Weib unten auf breitem Leder wie auf großen Pantoffeln gehn." Die Bewohner scheinen nicht ohne Eitelkeit zu sein; viele haben ihre Haare mit Gummi und Pech aufgestoßen und „zu einer Zier und Hoflichkeit viel und köstlich Edelgestein darin gehenkt und behest". Ihre Wohnung ist unter der Erde; sie haben eine schnalzende, seltsam wunderliche Sprache.

1. Kiloa einst und jetzt.

Hier in Südostafrika wartete der Flotte eine schwere Aufgabe: es galt, die portugiesische Herrschaft zu befestigen und wieder aufzurichten, und unsere deutschen Landsleute konnten nicht umhin, an diesem Werke selbstthätigen Anteil zu nehmen. Das ging jedoch schon in Kiloa nicht ohne Widerstand vor sich. Der König, Scheich Ibrahim, folgte der Aufforderung zur Unterwerfung nicht, sondern ließ sich entschuldigen und sandte als Geschenke fünf Ziegen, eine kleine Kuh, viele Kokosnüsse und Früchte. Am nächsten Tage, den 23. Juli, ließ Almeida die Kriegsschiffe in Bereitschaft halten. „Wir fuhren mit allen Boten spazieren in den Hafen vor des Königs Haus und begehrten von ihm zu wissen, ober er uns Fried oder Tribut wollt geben; aber wir konnten kein Frieden vernehmen." Der König weicht abermals aus; er sendet fünf Mauren und läßt sagen, er sei durch Gäste verhindert, wolle aber den Tribut bezahlen, den er dem Könige von Portugal schulde. — Nunmehr „war keine andere Zuversicht, als mit ihnen zu kriegen. Wir fuhren am 24. hin mit ganzer Macht ganz unversehens des Gegenteils morgens früh zu der Stadt und schossen etliche Heiden zu tot und plünderten die Stadt und fanden viel Reichthum an Gold, Silber, Perlen, Edelgestein, Glas von allen Arten, baumwollene Tücher, Weihrauch und Mastix in großen Säcken." Der Vikar des Christusordens mit zwei Franziskanern empfing die Sieger, zwei Kreuze wurden aufgepflanzt und geehrt, ein Tedeum gesungen und die Kreuze nachher in ein Haus gebracht, in welches auch der Vizekönig sich zurückzog. Einige Tage später wurde statt des entflohenen Ibrahim der Europäerfreund Mohamed mit großen Herrlichkeiten und Ehren als König eingesetzt und gekrönt, wogegen er verspricht, dem König von Portugal treu und hold und ihm mit seinem ganzen Königreich zu allerzeit unterthäniglich gehorsam zu sein. Das beste Haus wurde in eine Festung umgewandelt, die Häuser im Umkreise niedergerissen und an ihrer Stelle Wälle mit Geschützen aufgeführt. Als Befehlshaber blieb Pedro Ferreyra mit 80 Mann und Artagleria zurück.

Der Faktor Mayr vom „Raphael" schildert uns das damalige Kiloa als ein blühendes Gebiet, Stadt und Insel zählen 4000 Seelen. Es muß, wie damals die ganze Südostküste, auf einer hohen Stufe der Kultur gestanden sein, der gegenüber die Verhältnisse des heutigen Kiloa als ein trauriger Verfall bezeichnet werden müssen. Die Stadt war reich, das Land fruchtbar, der Handel blühend, die Bewohner wohlhabend. Die Häuser waren von Stein, mit getäfelten Fußböden, ja sogar mit Wandmalereien geschmückt. Im Hafen konnten Schiffe von 500 Tonnen vor Anker gehen. Die Insel ist reich an Früchten, Mais, Butter, Honig und Wachs; die Bienenkörbe waren auf Bäumen in großen Gefäßen angebracht. Sehr viele Palmen; die Gärten, mit Brunnen bewässert, erzeugten süße Limonen, Rüben, Erbsen, Bohnen, kleine Zwiebel und Majoran, endlich eine Pflanze, Tambor genannt, welche von den Mauren sowohl zur Nahrung wie zur Heilung von Wunden gebraucht wird, sehr erfrischend ist und Mund und Zähne rot färbt. Reich war das Land an fettem Fleische, an Ochsen, Kühen, Hammeln, Ziegen und Schafen, nach Sprenger „selzam abenteurig Schaf mit breiten kurzen Schwänzen, darin tragen sie ihr Unschlitt und haben sonst in ihrem Leib gar kein Unschlitt". Von den „Palmiten" haben die Leute sechzehnerlei Frucht:

Wein, Essig, Öl, Wasser, Nuß, Honig, Zucker u. a. Die Fahrzeuge liegen auf dem Lande und werden erst vor der Fahrt ins Meer geworfen; damit fahren die Schwarzen bis in das 255 Meilen entfernte Sofala, wo sie Gold holen. Die Waffen waren Bogen mit Wurfpfeilen, starke Schilde aus Palmenholz mit Baumwolle durchflochten, Azagaien wie in der Guinea und noch bessere, Schwerter in geringer Zahl, endlich 4 Donnerbüchsen, doch wußten sie mit dem Pulver nicht gut umzugehen.

(Schluß folgt.)

Der Türmer des Grafen Eckhardts-Turmes zu Würzburg.

Eine Sage. Erzählt von Escherich.



Es ist ein eigen Ding um die Sagen, die im Munde des Volkes gehen, nicht auszurotten sind sie, nicht zu verdrängen; die Geschichte mag ihre Daten, die Wissenschaft ihre absprechenden Urteile dagegen stellen, die Religion ihren Bannfluch dawider schleudern — aber die einmal liebgewordene Überlieferung vom Großvater zum Vater, vom Vater zum Sohn geht weiter, ohne sich aufhalten zu lassen, von Generation zu Generation bis zu den spätesten Enkeln. Und wer recht zuschauen mag, es hängt ein gut Stück Volkspoesie an den alten Erzählungen, und sie klingen, trotz ihrem oft recht unglaublichen Inhalt lieblicher als die Wahrheit, die uns mit ihrer nüchternen Kahlheit zuweilen hart und freudlos anstarrt, während die Sage ihren blütenduftigen, sternglänzenden Mantel darüber breitet.

Solch eine Märe, die freilich auch in keiner Chronik Bestätigung findet, will ich hier erzählen:

Es war im Dreißigjährigen Kriege. Am 17. Oktober 1631 hatten die Schweden Würzburg eingenommen und den dermaligen Herrn der Stadt und Burg, Fürstbischof Franz v. Hatzfeld vertrieben.

Seitdem waren drei Jahre ins Land gegangen. Schwer lastete des Feindes Hand auf der Bürgerschaft. Schier in jedem Hause war Einlagerung: Die Offiziere in ziemlicher Nähe beieinander auf dem alten Fischmarkte, die Soldaten verteilt im ganzen Bezirke der Stadt, selbst im Mainzer Viertel.

Da, es war just am 3. Jahrestag der Stadteinnahme, geschah es, daß der alte Bürgermeister von Würzburg aus den unteren Räumen des Rathauses in den daran gebauten Grafen Eckhardts-Turm emporstieg.

Selten nur war er hier herauf gekommen, solange er auch schon im Amte saß; den Türmer zwar kannte er wohl, denn der stieg oftmals zu ihm nieder — aber etwas beklemmte ihm doch die Brust — war's von dem hohen Treppensteigen, war's von dem, was ihm auf dem Herzen lag? kaum wußt' er's selber, aber einen schmerzlichen Blick warf er bei jedem der kleinen Fenster, dran er vorüber kam, auf die Stadt hinab, und seine Rechte ballte sich unwillkürlich zur Faust.

„Meine Heimat!“ zitterte es dabei über seine Lippen, „meine schöne, liebe Vaterstadt! wie haben sie Dich genißhandelt, gehöhnt! Aber es soll ein Ende haben mit den Fremden, muß ein Ende haben!“ und schneller denn zuerst schritt er die Stufen empor.

Droben saß der Türmer in seinem Wohngemach. Es war noch ein junger Gesell, der mit hellen Blicken in die Ferne lugte und um seiner scharfen, weitgehenden Augen willen zu dem Dienst gekommen war.

Wie er den Bürgermeister in seine Thür treten sah, sprang er ehrerbietig auf. War aber wohl zum Lachen, daß bei seiner beträchtlichen Größe sein dichtes Haar schier die Decke streifte.

„Gestrenger Herr, in was kann ich Euch zu Diensten sein?“ fragte der Türmer erwartungsvoll.

Der Bürgermeister aber ließ sich erschöpft auf den einzigen Stuhl des kleinen Gemaches fallen und griff dann nach den Händen des Jünglings.

Jörg, der Türmer, sah verwundert auf den vornehmen Herrn; der war sonst nie zu solcher Vertraulichkeit geneigt, zumal nicht gegen Untergeordnete. Daß er heute so auf Stand und Herkommen vergaß, mußte eine außergewöhnliche Ursache haben.

Das fühlten die beiden Männer jetzt, wie sie so Hand in Hand gefügt einander ins Auge sahen; der eine in erwartungsvollem Schweigen, der andere in zagender Überlegung, ob und wie weit er ein schwer auf ihm lastendes Geheimnis preisgeben dürfe.

Endlich hatte der Greis sich entschlossen; es mußte ja sein; und der Türmer sah treuherzig ehrlich drein, wie kein anderer. So begann er:

„Es ist einmal ein klein Sandkorn ins Rollen gekommen droben im Gebirg' und hat hernachmals eine ganze Steinlavine mit sich zu Thal gerissen, und ist das kleine Geschehnis somit zu großer That geworden. So hab' ich auch für Euch ein Geschäft heute zur Nacht, das klein und geringfügig von Ansehen und doch von schier unberechenbarer Tragweite ist“ — dann plötzlich unterbrach er sich: „Ihr seid doch gut kaiserlich?“

Jörg lachte.

„Bin dem Kaiser so treu ergeben, wie der Main drunten seinen Ufern, wie die Sommerschwalben meinem Turm.“

Der Bürgermeister nickte.

„So ist's gut, so auch hab' ich's erwartet. Darum, horchet auf meine Worte. Den Schweden werden heute zum Abend allenthalben um des Jahrtages der Stadteinnahme festliche Gelage gehalten. Die schwedische Generalität bewirtet der Abt von St. Jakob jenseit der Brücke in der Mainzer Vorstadt; die übrigen Offiziere hat der Rat in den Rathaussaal hinunter geladen, den eingelagerten Soldaten aber wird jeder Quartiergeber ein Fest geben; und der Wein wird gut sein und süß — und lange bevor die zehnte Stunde geschlagen, werden sie alle den Schlaf der Gerechten schlafen — dann aber, wenn Ihr heute, wie jede Nacht, das Werk der Uhr zum ersten Male aushebet [1]) und die zehn Schläge über die Stadt gerollt sind, dann wird es denen ein Zeichen sein, die vor dem oberen Mainthore warten, das Thor wird sich ihnen öffnen, die kaiserlichen Feldzeichen und Fahnen werden wieder in unseren Mauern wehen, und die Schweden, deren Anwesenheit in den Häusern an den vorschriftsmäßig angezündeten Lichtern [2]) leicht erkennbar ist, werden dahinschwinden unter unserer Faust, bevor die Sonne ihr Antlitz aus den Frühnebeln hebt. Auf Euch aber, Jörg, und Eure sichere Hand müssen wir uns verlassen können, auf daß Eure Glocke auch bestimmt zur rechten Zeit das Zeichen gibt."

Jörg war indes der Erzählung des Bürgermeisters mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt. Jetzt blitzte sein Auge, und um seine Lippen flog ein glücklicher Zug:

„Ihr habt vorher richtig geredet von dem kleinen Steinbröcklein, das einen großen Felssturz nach sich zu ziehen vermag; und ich freue mich herzlich, das Sandkorn zu sein, das zu so Großem den Anlaß bietet. Denn oft, wenn ich hier in meiner Turmeinsamkeit gesessen, hat mich's überkommen, als sei ich trotz jungen Jahren und starken Gliedern doch ein recht herzlich unnütz und überzählig Geschöpf Gottes. Nun ich aber heute auch mein ehrlich Teil mit erringen darf an der Befreiung der Heimat — will ich so thörichte Gedanken fürder aus meiner Kammer jagen und ihnen keinen Einlaß mehr gewähren!"

Da ging der Bürgermeister getröstet hinab; er wußte, daß er die vertrauenfordernde Angelegenheit in die sichersten Hände gelegt hatte.

Jörg aber sah noch lange auf die Stadt zu seinen Füßen nieder; zuweilen wollte ihn wohl all des Blutes dauern, das da unten vergossen werden sollte. Aber wieder dann dachte er an das Elend der Fremdherrschaft und ein stolzes Gefühl, überkam ihn, daß seine Hand das Zeichen geben sollte zu ihrer Vertreibung. Vielleicht auch dachte er an jene, die er viele Jahre lang im Herzen trug. Als der Tochter des früheren Türmers hatte der Rat ihr, der vater- und mutterlosen Waise, ein Gemach in dem unteren Teile des Turmes belassen; auch hielt sie des Jörg kleine Wirtschaft in Ordnung.

Seitdem hatte der Türmer die blondhaarige Rieke liebgewonnen. Aber noch war kein Wort davon auf seine Lippen gekommen, denn flüchtig, wie ein scheuer Vogel, war sie ihm immer entflattert, so oft er längere Zwiesprache mit ihr hatte halten wollen.

Drunten am Brunnen aber, wo sie, wie die anderen Mädchen das Wasser holte, blieb sie oft lange stehen, und wenn die schwedischen Reiter herzudrängten, verweilte sie sich wohl nicht ungern; und wenn gleich ihr Gebahren nie frech oder herausfordernd dabei gewesen, so hatte es dem Jörg doch oft wehe gethan, und seine Lippen hatten sich noch fester geschlossen. Das mußte nun auch sein Ende haben, und der Jörg dachte auch daran und freute sich auch darüber.

So schwand der Rest des Tages. Dann stieg Jörg die Treppe hinunter, die Abendrunde zu machen und seinen Turm zu sperren und wohl zu verwahren. Da war ihm plötzlich, als vernehme er Geräusch unten; aufhorchend schlich er leise unhörbar hinab, da schlug Riekes Stimme an sein Ohr: „Glaub mir, Axel, ihr seid verloren, alle, alle, wie der zehnte Schlag verklungen! Darum hab' ich Dich zu mir hereingewunken; nie sonst hätt' ich's gethan — also, flieh, flieh, so lange es Zeit ist!"

Dann klang eine Männerstimme in gebrochenem Deutsch dawider: „Woher weißt Du's?"

„Aus des Bürgermeisters Munde selber, denn ich hab' ihn belauscht, wie er Jörg, dem Türmer, den Anschlag vertraut."

Noch mocht's der Schwede nicht glauben wollen, das bewies seine zögernde Antwort:

„Wär's wirklich also, müßt ich die Meinigen warnen, aber ich kann's nicht für möglich halten, solche Kühnheit!"

Doch Rieke bat und beschwor ihn mit vor Angst zitternder Stimme:

„Laß die andern, rette Dich, rette nur Dein junges, liebes Leben."

Weiter hörte Jörg nimmer; er sprang die Stufen zu seiner Höhe mit Windeseile hinauf — ein einziger Gedanke stand in seinem Hirn: in einer Viertelstunde war der Plan verraten, der Feind gewarnt, die Hoffnung vernichtet. Wie er oben anlangte, schlug eben die Domuhr dreiviertel auf zehn Uhr — da streckte der Jörg die Hand nach dem Schlagwerk, und zehn wohlgezählte Glockentöne trugen ihre Schallwellen weit in die dunkle Nacht hinaus. Der Türmer aber stand hochaufgerichtet wie ein Sieger. Wenn der Himmel seinen Segen gab, wenn die Stadt frei wurde — so war es seine That gewesen.

Freilich über sein und manch anderes Herz war die Stunde vernichtend hingegangen; aber was wog das Glück des einzelnen gegen das Wohl oder Wehe einer ganzen Stadt?

* * *

Am andern Morgen, da die Sonne die Spitze des Grafen Eckhardts-Turmes hell beleuchtete, war Würzburg von den Schweden frei — der letzte Feind hatte verröchelt, aber das geronnene Blut stand dunkel auf Plätzen, Gassen und in den Häusern; und die Gruben mußten tief und umfangreich gegraben werden, drin die Schwedischen zur Erde bestattet wurden.

Jörg, der Türmer, ward als Retter der Stadt vom Rat derselben und nachmals vom zurückgekehrten Bischof hochbelobt und beschenkt, und ward ihm als besondere Ehrung und Erinnerung an seine Geistesgegenwart verliehen, daß er allnächtlich die zehnte Stunde eine Viertelstunde vorschlagen lassen dürfe; welcher Gebrauch auch später noch beibehalten wurde und bis in die letzte Zeit bestanden haben soll.

[1]) Es war dem Türmer auf dem Grafen Eckhardts-Turm zur Pflicht gemacht, allnächtlich von 10 Uhr bis zum Morgengrauen die Schläge der Uhr durch persönliches Ausheben des Uhrwerkes zu bewerkstelligen.

[2]) Es war zur besserer Orientierung der schwedischen Besatzung verordnet, daß in jeglichem Hause, in dem Offiziere eingelagert waren, nachts im Oberstock ein Licht brannte, während die Quartiere der gemeinen Soldaten durch Licht im Untergeschoß gekennzeichnet waren.

Des Jörg Herz aber war in jener Nacht eingesargt worden, da die Freiheit seiner Heimat auferstanden war.

Die Rieke freilich hatte ihren toten Axel bald genug vergessen und sie hätte wohl nicht ungern die freundliche Türmerwohnung mit dem allseitig hochgeachteten Jörg geteilt, der aber wies keine Lust mehr dazu; einsam und still lebte er unter den Menschen, wie sein Turm sich über der Niederung der Stadthäuser hob, und so blieb er bis zu seinem Ende.

Die Geschichte thut seiner keine Erwähnung, die Sage aber hat sich seiner Person bemächtigt und ihm den Ehrenkranz gespendet, der seiner frischen That gebührt.

Kleine Mitteilungen.

Fürstenstein. Auf drei mäßig hohen Kuppen des bayerischen Vorwaldes, in der Nähe des freundlichen Marktes Tittling und in geringer Entfernung von einander erheben sich drei stattliche Burgen, Englburg, Fürstenstein und Saldenburg, welche der Volksmund als die „drei Waldschlösser" bezeichnet. Wegen ihrer reizenden Lage, ihrer waldprächtigen Umgebung und namentlich wegen der umfassenden Fernsicht, die sie gewähren, werden sie alljährlich von vielen Freunden des Bayerischen Waldes besucht, zumal sie — besonders von Passau aus — leicht zu erreichen sind.

1¼ Stunde von Tittling, 3 Stunden von der Station Fürsteneck auf der Bahnlinie Passau-Freyung entfernt, thront das Schloß auf einem breiten Bergrücken, dessen Fuß mit herrlichen Buchenwäldern geschmückt ist. Mit seinen mächtigen Mauern und Türmen macht es auf den Besucher schon von fern einen imposanten Eindruck. Die Geschichte kennt die ursprünglichen Besitzer des Schlosses nicht; die Sage hielt es für die Stammburg der Grafen von Hals. Durch Erbschaft, Kauf oder Tausch ging sie von den Herren v. Stein an das Geschlecht der Leuchtenberger, Puchberger und Schwarzensteiner über. In den Fehden zwischen dem Bayernherzog Heinrich dem Jüngern und dem Grafen Alram von Hals wurde sie völlig zerstört, jedoch kurze Zeit darauf wieder aufgebaut. Ein späterer Eigentümer des Schlosses, Wilhelm Nothhaft von Wernberg, erbaute die Schloßkapelle und stiftete eine Schloßkaplanei, die später in ein Kuratbenefizium umgewandelt wurde. Eine Zeichnung aus damaliger Zeit zeigt das Schloß mit doppelter Ringmauer, zwei Thoren und sechs Türmen. 1836 wurde es an Private verkauft, 1848 durch einen Brand ganz verheert, so daß nur noch die Umfassungsmauern übrig blieben. 1860 erwarb es Bischof Heinrich von Passau um 2200 fl., stellte es wieder her — allerdings nicht in der früheren Bauart — und verwandelte es in ein Erziehungsinstitut für verwahrloste Knaben unter der Leitung englischer Fräulein.

Unweit des Schlosses steigt eine aus übereinander geschichteten Granitblöcken gebildete Felsenmauer, der sog. „Stein", lotrecht empor. Zwischen Fürstenstein und Engelburg liegen mehrere Steinbrüche, welche vorzüglichen Granit liefern, der seinesgleichen sucht.

Vom Schlosse genießt man eine überraschende Fernsicht. Das Auge schweift über die fruchtprangende Donauebene und die anmutigen Thäler des Inn und der Isar und haftet zuletzt an den Bergen der Salzburger Alpen, welche den Horizont begrenzen, während im Norden und Nordosten der ganze Vorwald, sowie der untere Wald vom Dreisesselgebirge bis zum Arber sichtbar wird.

A. D.

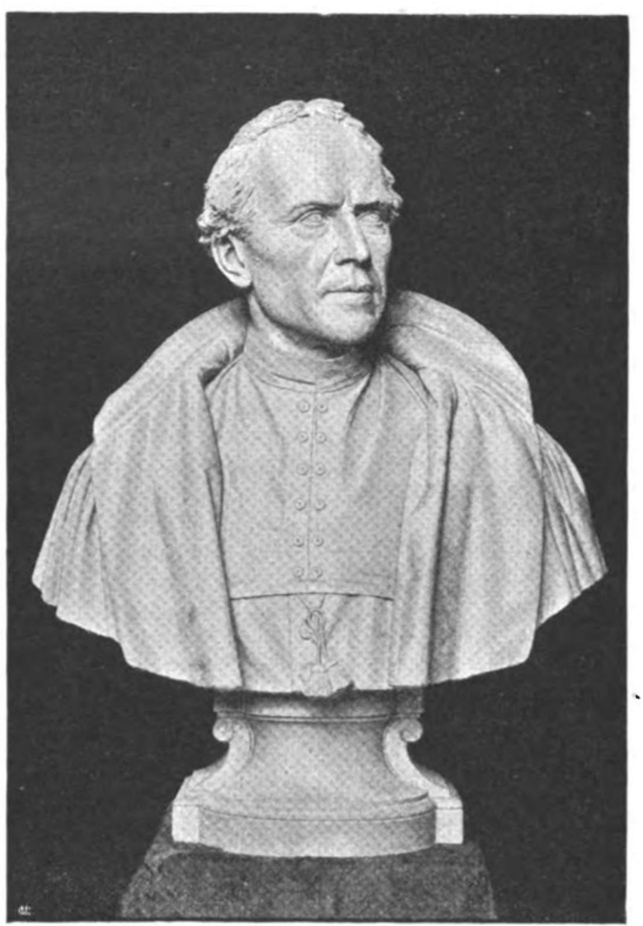
Karl XII. in der Schlacht von Pultawa. Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, daß die jetzt in Bayern regierende sog. rudolfinische Linie des Wittelbachischen Hauses der mit Max Joseph III., dem Guten, ausgestorbenen ludovicischen Linie an geschichtlicher Größe keineswegs nachsteht, ja wir können sogar getrost sagen, dieselbe übertrifft. Wie gewaltig ragen nicht in die Geschichte die drei Sprossen dieses Hauses, welche auf ihren Häuptern Schwedens Krone trugen, Karl Gustav, Karl XI. und Karl XII. hervor. Sie und ihre Thaten gehören auch der bayerischen Geschichte an. Wir bringen heute ein Bild aus dem Schlachtenleben Karls XII., eine Episode aus der Schlacht von Pultawa. 65000 Russen, angeeifert von ihrem Zar Peter dem Großen, kämpften gegen 20000 Mann Schweden, deren körperliche Kräfte durch Hunger und Entbehrung erschöpft waren. Nur 48 Kanonen standen ihnen zur Verfügung. Aber die tapfere Schar befehligte einer der kühnsten Schlachtenfürsten aller Zeiten und Jahrhunderte, der Wittelsbacher Karl XII. Am Fuße verwundet, ließ er sich in einer Sänfte, an welche zwei Pferde gespannt waren, herumtragen. Wo das Getümmel des Kampfes am heftigsten tobte, erschien der König, in einer Hand eine Pistole, in der andern den Säbel; so eilte er umher, die Truppen zu ermuntern. Eine Kanonenkugel tötet die Pferde, eine zweite Kugel zerschmettert die Sänfte. Es verbreitet sich der Schreckensruf: „Der König ist tot" und lähmt die Arme der Streiter. Der König rafft sich aus den Trümmern empor, aus Piken wird eine Tragbahre zusammengefügt, und auf den Schultern von 24 Grenadieren läßt er sich den Fliehenden entgegentragen. Die Anstrengungen des königlichen Leuen sind vergebens, die russischen Kugeln treffen zu gut, 21 Grenadiere werden tot zu Boden gestreckt. Das Unheil des Tages ist besiegelt.

Der Engelstein bei Bergen in Oberbayern. Groteske Bergformen haben stets das Volk ermuntert, Sagen dazu zu erdichten. Der Engelstein ist ein schöner Felsen mit zwei Spitzen. In diesem Felsen sind tiefe Höhlen, den Eingang in dieselben bildet eine tiefe, abwärts gehende Höhle, welche man das Hölloch nennt. Ein 7 Fuß langer, 5 Fuß breiter und ziemlich hoher Raum wird die Kirche genannt. In diesen Höhlen, so will die Sage wissen wohnten vor undenklichen Zeiten drei Fräulein, welche die wilden Frauen genannt wurden. Sie spannten von einer Felsspitze zur andern ein Seil, auf dem sie spielten und tanzten. Es gab noch vor kurzem alte Leute, die das mit eigenen Augen gesehen haben wollten. Eine der Frauen war dem Gieselbauer auf dem Battenberge zugethan; sie gab ihm einen Gürtel mit dem Bemerken, er solle denselben seiner Frau umbinden. Der Bauer witterte Unheil und band ihn zuvor um einen Baum, der sofort bis an die Wurzel zerriß. Eine der wilden Frauen verstand, die Kranken zu heilen. Manchmal vernahm man aus der Tiefe wunderbaren süßen Gesang; die bei der Heuernte beschäftigten Bauern hörten manchmal aus der Höhle Hahnengeschrei. In der Höhle soll ein großer Schatz in einer eisernen Kiste verborgen sein; auf ihr ruht eine Schlange, welche mit dem Rachen den Schlüssel festhält, zudem bewacht den Schatz ein großer schwarzer Hund mit feurigen Augen, außerdem sah man auch ein schwarzes Pferd mit weißem Stirnfleck aus dem Hölloch kommen und auf die Weide gehen.

Kameradenliebe. In der unglücklichen Schlacht bei Höchstädt a. d. Donau im Jahre 1704, in welcher die Kaiserlichen unter Prinz Eugen siegten, und der Kurfürst Max Emanuel von Bayern mit den französischen Hilfstruppen geschlagen wurde, kämpften auch zwei bayerische Soldaten. Sie waren mit einander aufgewachsen, mit einander in die Schule gegangen und mit einander zum Militär gekommen. Brüderlich hatten sie immer Freud und Leid, Wohl und Wehe mit einander geteilt. Sie wurden beide in der Schlacht verwundet und lagen nicht weit von

einander, so daß sie sich bald sahen und erkannten. Der eine, von brennendem Durste gequält, bat den andern um Gottes willen um Wasser; dieser, seiner eigenen Wunden nicht achtend, schleppte sich mühselig fort und brachte endlich unter unsäglicher Mühe Wasser in seinem Helme herbei. Doch, während der Durstige mit gierigen Zügen schlürfte und bei jedem Zuge neue Kraft in sich spürte, erlosch dem andern, der das Wasser geholt hatte, das Licht des Lebens, und als der Trinkende auf seinen wohltätigen Kameraden hinschaute, ihm auch aus voller Seele danken wollte für den Liebensdienst, war derselbe eine Leiche, ein Opfer seiner Bruderliebe. Leider kennen wir die Heimat und den Namen der beiden Kameraden nicht.

Schmellers Denkmal. Friedrich Teicher hat uns in Nr. 51 des „Bayerland" in begeisterten Worten die Bedeutung Schmellers geschildert. Er hat uns erklärt, was wir dem Manne schulden, der durch seine Studien, Sprache und Werke das innerste Wesen unseres Volkes erschloß. Es erscheint daher nicht überflüssig, wenn wir heute eine wohlgelungene, größere Reproduktion des Standbildes geben, welches dem unvergeßlichen Gelehrten und Forscher in seiner Vaterstadt Tirschenreuth errichtet wurde. Der Vergleich mit dem in Nr. 47 des „Bayerland" gebrachten Porträt Schmellers zeigt, mit welcher Meisterhand der Bildhauer und Professor Heß in München dem Steine das Leben zu geben verstand.



Schmellers Denkmal in Tirschenreuth.

Scharfes Gewitter. Über ein solches berichtet ein gewisser Johann Georg Bitter von Frickenhausen bei Ochsenfurt an den Kanonikus Joh. Mich. Pflenger in Herrieden:

„Samstag den 4. July 1739 hat sich vmb hiesiger gegent, alß Würtzburg, Haidingsfeldt, Randersackher, Eibelstatt, Kitzingen, vnd viele örther aufs regann, ein so erschreckliches gewitter mit Donnern, Plitzen und Hagelwetter gezeiget, welches wohl sein Lebtag nicht dörffte geschehen sein, es hat stüchke Eys geworffen zu 2 bis 3 Pfund schwehr, die übrig mehriste waren von der große, alß wie die Hüner Eyer, es hat einen vnschätzbahren schaden gethan. Nebst deme, da es, woh es getroffen, die weinberg und das getreydt totaliter in den Erdtboden geschlagen, die Vögel, die Hasen, Feldthünner, gäntz so auff dem feldt beym Hirt, wie auch schaaff, Rindtvihe vnd gar viele Leuth beschädiget, so hart zu Bethe ligen. Und dem Vernehmen nach schont einige gestorben sein solle, die Zigel von denen tächern die Fenster zerschlagen, Kitzingen, Hohefeldt, Maynbernheimb hat es über 1000000 Zigel von denen Dächern abgeschlagen, es stehen die örther als wenn sie fast abgebrandt weren, die statt würtzburg allein rechnet den schaden nur wegen denen zerschlagnen zigeln und fenster über 300000 Rthlr. ohne die weinberg und äckher, sie schätzen den Verlust über 3000 Fuder Most vnd ferner, weilen von den weinbergen das Holtz fast alles heruntergeschlagen worden ist, das noch etliche Jahr verstreichen werdten, biß solches wider umb anwachsen thut vnd biß dahin schlagen sie den schaden über 10000 Fuder an, welches eine entsetzliche sach zu hören ist.

Ein Stück Elend aus dem russischen Feldzuge. Der bayerische Soldat, Dionys Reiter aus dem Vilsthale, erzählt darüber folgendes: „Nach den Niederlagen bei Wilna, Kopal und Smolensk, als alles in wilder Flucht dahineilte, sah ich, wie mein Kamerad neben mir niederstürzte, von einer Kugel im Fuße getroffen. O, es war mein bester Freund, der mit mir aufgewachsen und mit mir in die Schule gegangen war, stets Freud und Leid, Wohl und Weh mit mir geteilt hatte. Mitsammen zum Militär gekommen, ward das Band unserer Freundschaft noch fester; alle Strapazen des Krieges konnten unsere Liebe nicht vermindern, im Kampfe und im Lager war er stets an meiner Seite. Als ich ihn so liegen sah, hinter uns die verfolgenden Russen, raffte ich ihn geschwind auf, hob ihn auf meine Schultern und trug ihn fort. Doch leider dauerte meine eigene Kraft nicht lange. Von den Anstrengungen erschöpft, mußte ich ihn — o, was war das für ein Schmerz für mich! — niederlassen in den Schnee. Sein Blutverlust und die grimmige Kälte brachte ihn dem Tode immer näher; sein Puls schlug kaum vernehmbar, sein Auge wurde gläsern, seine Stimme zum leisen Geflüster. Ich kniete mich vor ihm nieder und zeichnete auf seine Stirn das Zeichen des hl. Kreuzes. Da sah er mich noch einmal an mit seinen Augen, aus denen die letzten Thränen floßen, gab mir seinen Säbel und seine Hand und sprach mit tiefer Wehmut: „Kamerad! grüß mir noch meine alte Mutter und mein bayerisches Vaterland!" Da hörte ich von fern das Geschrei der Russen, ich mußte fliehen. Da sah ich meinen Freund nochmal an; die Thränen rannen über meinen Bart; ich floh, aber im Innern war es mir, als risse sich ein Stück von meinem Herzen los. Glücklich kam ich nach Hause, meinen Kameraden aber, meinen guten Kameraden, ach! ich sah ihn nimmermehr."

Alte Sinnsprüche aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche.

Unter dem Burgerschreiber steht:

Ich schreib die Bürger ein, der bleibt unvertrieben,
Der in dem Bürgerbuch des Himmels steht geschrieben.

Unter zwei Bräuten:

Hat man uns gleich so früh den Bräutigam geben,
So war's uns doch zu lang noch länger so zu leben.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 9. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

D' Marei vom Brandstätterhof.

Eine oberbayerische Hochlandgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Otto v. Schaching.

(Fortsetzung.)

Wer sich nicht am Schießen beteiligte, der saß oder stand auf der Festwiese umher oder hatte unter den schattigen Kastanienbäumen vor dem Wirtshause Platz genommen und plauderte beim Kruge Bier. Und es gab viel zu plaudern. Das Haberfeldtreiben, die Falschmünzerbande, welche seit nahezu einem Jahre ihr Unwesen getrieben, ohne daß man auch nur die leiseste Ahnung gehabt hätte, wo ihr Sitz zu suchen — das waren Unterhaltungsgegenstände von so ergiebigem Umfange, daß sie unversiegbaren Quellen glichen, an denen männlich wie weiblich in langen Zügen trinken konnte. Über viele Hunderte von Lippen kam dabei der Name der Obermaierschen Leute, aber weder der Müller noch die Müllerin waren unter den Festgästen sichtbar, was jedermann begreiflich fand. Beide saßen daheim auf ihrer Stube in einer Laune, die alles eher als rosig war.

Unter den Schützen, die heute in Wörnsmühle ihre Kunst übten, war auch der Brandstätter. Er stand, und zwar mit Recht, im Rufe großer Treffsicherheit, gleichviel, ob er auf die Scheibe schoß oder das Wild in Wald und Feld jagte. Heute aber schien sich Glück und Geschick gegen ihn verschworen zu haben. Zehn Schüsse hatte er auf die Ehrenscheibe bereits abgegeben und nicht einen einzigen Treffer noch konnte er verzeichnen. Das war für einen Schützen, der, wie der Brandstätter, sonst von keinem Preisschießen ohne wenigstens den zweiten Preis noch heimgekehrt war, geradezu unerträglich. Was aber den Brandstätter mit nicht gelindem Zorn erfüllte, das war der Umstand, daß der Branner Hiesl bis jetzt unter allen Schützen auf der Ehrenscheibe die meisten Treffer und sogar zweimal hinter einander ins Schwarze geschossen hatte. Dem Brandstätter kam es fast vor, als ob ihm der Hiesl das zum Trotz thue, um ihn recht zu ärgern.

„Heut' hast wirkli Pech, Brandstätter“, sagte ein Schützenbruder zu dem Gemeindevorsteher von Wörnsmühle, der eben wieder einen Schuß ohne nennenswerten Erfolg abgegeben hatte. „Was is denn dös mit dir? Triffst dengert sunst so guat.“

„Da kannst scho' glei aus der Haut fahr'n vor Ärger“, schalt Gschwendtner und biß knirschend die Zähne zusammen. „Grad is's, als wenn mei' Büchs'n verhext war.“

„Is dir am End a Katz begegnet oder an alt's Wei, wiast zum Schiaß'n ganga bist“, sagte der andere scherzend.

„Geh zua, mach mi nöt fuchti“, versetzte der Brandstätter fuchswild. „I woaß scho', was Schuld is . . .“

„Nun, wie geht's, Brandstätter? Schon recht viele Treffer g'macht?“ hörte Gschwendtner plötzlich neben sich eine Stimme. Er drehte sich hurtig um und riß den Hut zum Zeichen der Ehrfurcht vom Kopfe. Auch die übrigen anwesenden Schützen entblößten sich.

Vor Gschwendtner stand ein stattlicher Herr mit vornehmen, aber milden und gewinnenden Gesichtszügen, aus denen die reinste Seelengüte leuchtete.

„Hoheit, heut' geht's schlecht mit'm G'schäft'“, antwortete Gschwendtner, indem er sich auf einen Wink des Fragestellers wieder bedeckte. „Nix is's mit meiner ganzen Schiaßerei,

gar nix. Koa Schulbua schiaßt so schlecht wia i heut' und i bin scho' so gifthanti, daß i mei' Büchs'n in tausend Stückl auseinandaschlag'n kunnt."

Der vornehme Herr war kein anderer als der Herzog Max von Bayern, der von seinem Sommersitze, dem Schlosse zu Tegernsee, über die Berge herübergekommen war, um einige Stunden inmitten der Wörnsmühler Schützen zuzubringen. Der Herzog war infolge seiner Leutseligkeit der Abgott der Gebirgsbevölkerung im Wendelsteingebiet; ihm waren diese treuen biederen Menschen in unbegrenzter Liebe zugethan.

Mit einer Art teilnahmsvollen Miene hatte der hohe Herr der von Unmut durchtränkten Äußerung des Brandstätters zugehört. Ein leichtes, aber einnehmendes Lächeln glitt jetzt um die Lippen des Herzogs.

„Das thut gar nix, mein lieber Brandstätter", sagte er mit einer angenehmen, ihm eigenen Mischung von Dialekt und Schriftsprache, „wenn Ihr noch nix troff'n habt. Laßt's Euch nur Zeit, 's kommt schon. Ihr trefft 'n Nag'l auf den Kopf und 's Schwarze in der Scheib'n, das weiß i schon."

Und Herzog Max klopfte dem Bauern vertraulich auf die Schulter. Der Brandstätter aber verstand wohl, was der Herzog mit dem Worte vom „Nagel auf den Kopf treffen" sagen wollte. Es erinnerte ihn daran, wie er mit dem hohen Herrn bekannt geworden. Vor einigen Jahren war es, da hatte Herzog Max mit einem größeren Herrengefolge in einem Gasthause zu Miesbach Einkehr genommen. Während nun die vornehme Gesellschaft in einem Nebenzimmer aß und trank und lustig war, öffnete sich die Thür und ein Bauer, in die Gebirgstracht gekleidet, trat unversehens herein. Sobald er der Herren ansichtig wurde, wollte er sich zurückziehen; den Herzog Max aber erkannte er nicht gleich. Da fiel es einem jungen, offenbar von Weinesduft schon ziemlich übermütig gewordenen Begleiter des Herzogs ein, beim Anblicke des Bauers das Wort fallen zu lassen: „Ah! die Bauernhose riecht aber gut." Auf das hin blieb der Bauer stehen, richtete sein scharfes Falkenauge auf den Schmäher des bäuerlichen Standes und begann furchtlos und mit einer überraschenden Redegewandtheit also: „Ja, meine Herren! der Bauer riecht nöt gut, dös is wahr. Und warum? Weil er sich 's ganze Jahr plag'n muß, damit die Stadtherren 'was zum Essen haben. 's is wahr, der Bauer riecht nöt gut. Aber das merkt man den Kalbs- und Schweinebraten in der Stadt drin nöt an, die der Bauer für die Herren liefert." [1]) So sprudelte es noch eine Weile über die Lippen des Mannes, wobei er es an derben und beißenden Bemerkungen nicht fehlen ließ, mit denen er jenes aus zügellosem Munde hingeschleuderte Wort heimzahlte. Nachdem er die verletzte Würde des Bauernstandes nach seinem Ermessen genügend verteidigt, brach ein Beifallssturm aus dem Kreise der vornehmen Zuhörerschaft los. Herzog Max aber erhob sich von seinem Platze und ging auf den Bauern zu, dem er mit den Worten die Hand reichte: „Brav gesprochen, mein lieber Mann. Wer seid Ihr?" — „I bin der Gmoandvorsteher von Wörnsmühle und hoaß Gschwendtner." —

Von jener Stunde an hatte sich der Brandstätter die Gunst des Herzogs Max erobert, der sich bei jeder Gelegenheit mit dem wackeren Anwalte des Bauernstandes gern unterhielt.

Eine solche Gelegenheit hatte sich heute ergeben.

„Um was wollt Ihr wett'n, Brandstätter", sagte jetzt der Herzog launig, „daß Ihr 's nächste Mal ins Centrum trefft? Was gilt's?"

„Herr Herzog, wenn S' an Karolin dranwag'n woll'n", versetzte der Brandstätter ohne ein Zucken seiner Miene, „i laß mi drauf ei'. Aber dös sag i Eahna im voraus, Herr Herzog, d'Wett verliern S'."

„An Karolin? Das ist ein teurer Schuß", meinte Herzog Max. „Meintweg'n. I g'winn ihn doch."

Der Herzog rief einen außerhalb des Schießstandes befindlichen Herrn herbei. Es war sein Begleiter.

„Baron Gumppenberg, setzen Sie 'mal einen Karolin für mich."

Der Baron that's. Der Brandstätter legte seinerseits das Geldstück vor den Augen des Herzogs und einer Anzahl Schützen, welche mit Spannung dem Ausgange der Wette folgten, auf einen Tisch.

Der Brandstätter zahlte seinen Schuß, lud seine Büchse und legte sie an die Wange.

„Nehmt Euch in acht, sonst is's um den Karolin und d'Schützenehr g'schehen", mahnte Herzog Max, indem er sich dicht an die Seite des Zielenden stellte und diesen unverrückt im Auge behielt.

Der Brandstätter stand da, wie aus Erz gegossen, seine Hand zitterte nicht im geringsten. Doch zielte er ungewöhnlich lange. Endlich flammte der Blitz aus dem Rohre, und fast schon in demselben Augenblick stieg draußen an der Scheibe ein fröhliches „Juhu — — — uh — — — uh!" auf. Der Brandstätter hatte die Karolin verloren und der Herzog die Wette gewonnen.

„Nun, was sagt Ihr jetzt, he?" rief der Herzog fröhlich. „Reut Euch die Wett', Brandstätter?"

Gschwendtner war über den unerwarteten Erfolg so verblüfft, daß er den Herzog anfangs sprachlos anstarrte. So etwas war ihm noch nicht begegnet. Das erste Wort, das sich ihm entwand, war:

„Sand iatzt Sie a wirklicher Zauberer, Herr Herzog?"

„Reut Euch also die Wett' nöt, Brandstätter?" wiederholte der Herzog seine Frage.

„Mi? Möcht'n S' ebba nomals wett'n, Herr Herzog? I bin dabei", sagte Gschwendtner und griff bereitwillig in die Hosentasche.

„Na, na, dank schön", lehnte Herzog Max lachend ab. „I seh' schon, Ihr könntet ein g'fährlicher Schütz werd'n. Aber eine kleine Belohnung für den trefflich'n Schuß muß ich Euch doch geben, Brandstätter. Hier, nehmt den Karolin z'rück."

„Was?" rief der Brandstätter schier beleidigt. „Was glauben S' denn, Herr Herzog? Wenn i wett', nacha moan i's im Ernst. Herr Herzog, koa Wörtl red' i mehr mit Eahna, wenn S' mir mein Karolin z'rückgeb'n."

Ein anderer an des Herzogs Stelle hätte Gschwendtners geradsinnige Rede vielleicht übel aufgenommen; nicht so aber der leutselige Fürst, für den die Sprachweise seiner geliebten Oberländer nichts Verletzendes barg. Er schlug sogar eine heitere Lache auf, zum Beweise, daß ihm die treuherzigen Worte des Brandstätters durchaus nicht mißfielen.

[1]) Die Worte sind getreu so wiedergegeben, wie sie dem Verfasser erzählt wurden.

Mitten in die Fröhlichkeitsäußerung des Herzogs hinein erscholl plötzlich außerhalb des Schießstandes ein Wirrwarr von Rufen.

„Da is er! Da is er! Da fliagt er! Jatzt hockt er nieder!"

So rief's und ging's durcheinander.

Herzog Max wurde aufmerksam. Er schritt mit seinem Begleiter ins Freie. Der Brandstätter und die anderen Schützen thaten ein Gleiches.

Der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war ein ungewöhnlich großer Fischadler, der sich in der Entfernung von etwa dreihundert Schritten auf einem Baume des Leizachufers niedergelassen hatte. Seltsamerweise schien sich der stattliche, sonst durch sein scheues Wesen bekannte Raubvogel von dem nahe zu seinen Füßen wogenden Treiben nicht beirren zu lassen; fast verächtlich blickte der stolze Lüftesegler herab, dessen weißes Brust- und Scheitelgefieder in der Sonne glänzte.

„Dies ist der größte Fischadler, den ich je g'sehen hab", bemerkte Herzog Max, zu den Umstehenden gewendet. „He, Brandstätter, juckt's Euch nöt, den schönen Vogel 'runterzuschieß'n?"

„Ja, Herr Herzog, könna vor Lacha", antwortete Gschwendtner mit einem üblichen Volksspruche, aber man sah es ihm wohl an, daß er Verlangen trage, sich vor den Augen des hohen Herrn auszuzeichnen.

„Das wär' ja eine prächtige G'legenheit, Euch den Karolin wieder zu verdienen", redete der Herzog den Brandstätter an. „Aber schnell muß's geh'n, der Vogel kann ja jeden Augenblick auffsteig'n, und dann ist's z'spät."

Aber es war in der That schon zu spät. Der Fischadler spreitete seine Fittiche aus und schwang sich in die Lüfte, während der Herzog noch sprach.

Die Augen der Menge folgten dem langsam dahinschwebenden Weih.

„Hat iatzt der nöt wart'n könna?" grollte der Brandstätter vernehmlich. „Der Malefiztropf fliagt mir z'sammt mei'm Karolin furt."

Der Adler zog waldeinwärts und wiegte sich soeben in stolzem Fluge fast in gerade aufsteigender Linie über dem Dache des Schützenstandes. Mit einem Male fiel in der Nähe ein Schuß, der Vogel in der Luft schien einen Augenblick bewegungslos im Raume zu hängen, dann aber stürzte er pfeilschnell mit matten Flügelschlägen zur Erde herab.

Alles eilte hin zur Stelle, wo der Schuß gefallen.

„Wer is der Meister?" rief Herzog Max und drängte sich durch den Haufen, welcher den Schützen und seine am Boden liegende Beute bewundernd umgab.

„Da steht er", meldeten einige Stimmen.

Der Herzog blickte in das hübsche Angesicht eines hochgewachsenen kraftstrotzenden Burschen in schmucker Gebirgstracht. In der Rechten hielt er die Büchse, mit der er den Fischräuber aus der Höhe geholt.

„Wie heißt Du?" lautete des Herzogs Frage, während sein Auge zwischen dem glücklichen Schützen und dem durch die Brust geschossenen Adler hin und her wanderte. Es war ein Exemplar von ganz seltener Größe, das nahezu seine vier Fuß klafterte, für einen Fischadler eine außerordentliche Spannweite.

Der Schütze wollte eben den Hut vor dem Fürsten ziehen.

„I hoaß Branner Hiesl", antwortete er auf die Frage des Herzogs.

„B'halt nur den Hut auf. Vor einem solch'n Schützen soll eher ich den meinig'n abnehmen. Bist wahrscheinli Jäger von Profession?"

„Na, Hoheit. I bin a Holzknecht."

„Holzknecht?" wiederholte Herzog Max erstaunt. „Dann bist du am unrecht'n Platz. Wo bist her?"

„Von Niklasreuth."

Der Herzog bückte sich zu dem toten Adler herab.

„Ein Prachtkerl und ein Prachtschütz," sagte er im Tone wärmsten Lobes. „So 'nen Vogel im Flug zu treff'n . . . wahrhaftig, das heißt 'was, nöt wahr, Baron?" kehrte er sich zu seinem Begleiter.

„Das möcht' ich meinen, Hoheit", bestätigte dieser.

„Ist Dir der Vogel feil?" fragte Herzog Max den überglücklichen Hiesl, der da stand mit einem Gesicht von Freude übergossen. „Ich kauf' ihn Dir ab. „Was kost't er?"

„Verkauf'n thua i'n nöt, Hoheit. Aber schenka thua i'n Eahna, wenn S' ihn mög'n", antwortete Hiesl schlicht und kurz.

„So mag ich ihn nöt", entschied der Herzog. „Hier nimm, da ist ein Karolin und dafür laß mir den Vogel."

Bei diesen Worten zog Herzog Max den Karolin heraus, den er erst dem Brandstätter abgewonnen und reichte ihn Hiesl dar. Der nahm ihn zwar an, aber mit Widerstreben. Das „Vieh" sei nöt so viel wert, meinte er.

„I zahl' nöt für'n Vogel, aber für'n Schuß", erklärte Herzog Max. „Wie sieht's aus, hast nöt Lust, d' Holzknechtarbeit an den Nagel z'hängen, he? Ich hätt' ein Plätzchen für 'nen Jagdg'hilfen. Wärest recht dafür. Nun, wie meinst, Hiesl?"

Der Hiesl aber, ja, was meinte er? Was konnte er denn überhaupt noch meinen? Vor Überraschung, vor Freude stand ihm das Denken still. Er wußte nicht recht, ob er wachte oder träumte. Er wurde bis an die Stirn über und über rot, er murmelte einiges verworrene Zeug für sich hin, aber zusammenhängende Worte gewann er nicht auf die Zunge.

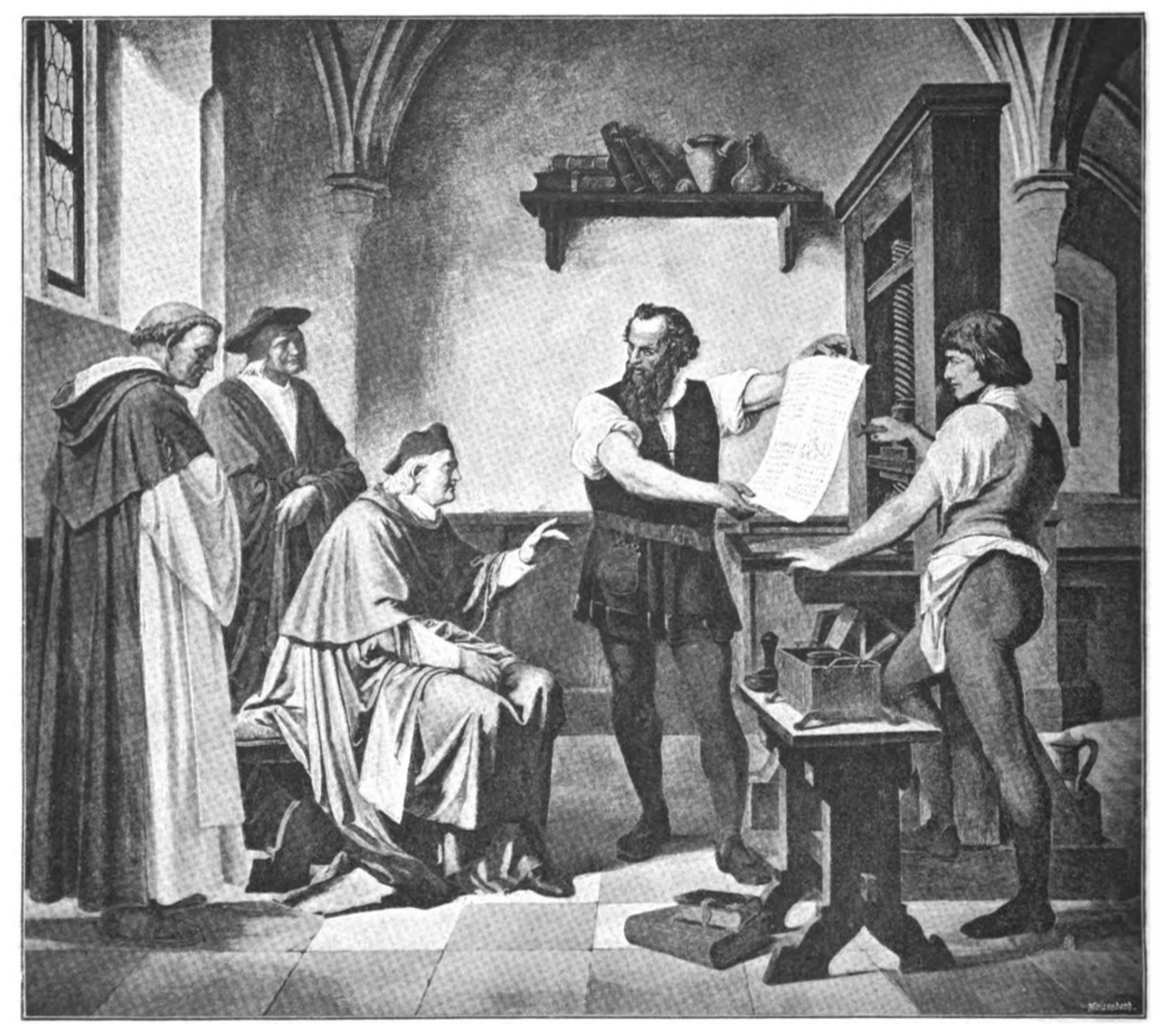
(Fortsetzung folgt.)

Die erste Buchdruckerei in Bayern.

Von J. Oswald.

Das „Bayerland" versprach seinen Lesern, stets in inniger Verbindung mit der Gegenwart zu bleiben, die Vergangenheit mit der Jetztzeit zu verknüpfen. Die Bewegung im Buchdruckergewerbe, der große Streik der Buchdruckergehilfen hat die Aufmerksamkeit des Publikums, das ja auch mitleidend geworden ist, in so bedeutendem Maße auf sich gezogen, daß auch der Leser des „Bayerland" dasselbe neugierig durchblättert, ob er nicht irgend eine Meldung davon finde. Er würde schwerlich zufrieden sein, fände er nur unsere Bitte um seine Nachsicht, wenn unter der Ungunst der Verhältnisse und dem Machtgebot

der Zeit vielleicht eine der in der Konfliktsperiode fertiggestellten Nummern nicht seinen Wünschen entspräche. Wir wollen dafür berichten, wo in bayerischen Landen die erste Buchdruckerei errichtet und das erste deutsche Buch gedruckt wurde, und zwar vor 430 Jahren, im Jahre des Heils 1461. Wir folgen hierbei den Forschungen des bayerischen Historikers v. Spruner. Er sagt: Um die Ehre, die Geburtsstätte der „Fürstin der Künste", der Buchdruckerei, zu sein, stritten sich früher 17 deutsche Städte; größeres Anrecht wußten zuletzt vier derselben, Harlem, Straßburg, Bamberg und Mainz in die Wagschale zu legen. Noch sind die Akten nicht völlig geschlossen, weil der Begriff des Anfanges der Kunst selbst noch schwankend ist. Handelt es sich aber darum, wo und in welchem Geiste zuerst der Gedanke entsprang, mit beweglichen Lettern einen Satz zusammenzustellen und diesen durch den Abdruck zu vervielfältigen, so führt uns die Forschung in der Mitte des 15. Jahrhunderts an die Ufer des Rheins und in die Mauern des goldenen Mainz, wo um 1440 der Patrizier Johann Gensfleisch zum Sulgeloch, nach dem Erbteil seiner Mutter gemeiniglich zum Gutenberg genannt, im Verein mit dem reichen Bürger Peter Schöfer von Gernsheim sie zuerst geübt. Die Kunst des Holzschnittes und des Abdruckes von Holzschnitten und Metallgravuren mit kurzen Unterschriften oder Spruchbändern führte von selbst auf die des Buchdrucks. Es lag ja so nahe, in derselben Weise nur mit Schrift bedeckte Holztafeln zu vervielfältigen und damit das Bedürfnis wohlfeiler und rascher Vermehrung von Büchern zu befriedigen. Der Donat, das beliebteste Schulbuch des ganzen Mittelalters, wurde zuerst in solcher Weise hergestellt. Der älteste, bekannte Holzschnitt mit Schrift und Jahreszahl ist ein hl. Christoph vom Jahre 1423. Sicherlich noch ältere, aber leider undatierte Denkmale der Holzschneidekunst mit dem bekannten Zeichen der Seerosenblätter, auf die oberbayerischen Klöster (Tegernsee) hinweisend, bewahrt das k. Kupferstichkabinett in München. Die Betrachtung der in Holz geschnittenen Tafeln weckte nun den Gedanken, die einzelnen Buchstaben beweglich zu machen, weil der immer erneute Gebrauch eine weit leichtere und billige Vermehrung der Bücher ermöglichte. So wurden denn die ersten Lettern in Birnbaumholz geschnitten, in der Mitte durchlöchert und an Drähtchen aufgereiht, bald aber in eisernen Rahmen zusammen-



Fürstbischof Georg von Schaumberg besucht den Buchdrucker Albert Pfister in Bamberg. Nach einem Freskogemälde im k. Nationalmuseum.

geschraubt. Noch im verflossenen Jahrhundert waren Proben derselben aus der ältesten Mainzer Offizin vorhanden; sie sind jetzt verschwunden, weil man jedem dort freigewordenen Gesellen einen dieser Buchstaben zum Andenken mitgab. Jenes Verfahren war, da jeder Buchstabe besonders gearbeitet werden mußte, immer noch sehr zeitraubend und teuer. Auch das Schneiden von Metalltypen erforderte zu viele Zeit, und bei beiden gelang es überdies nicht, die Ungleichheit in der Zusammensetzung zu beseitigen. Da führte endlich rastloses Nachdenken Gutenberg auf den entscheidenden Gedanken, der allein fähig war, seiner Kunst ihre welterschütternde Bedeutung zu verleihen, auf den Guß der Lettern. Aber welcher Versuche bedurfte es noch, um für das Material der Patrizen und Matrizen das passendste Metall, für die Gießform die tauglichste Einrichtung, für die Farbe die entsprechendsten Eigenschaften zu finden. Doch war die Bahn gebrochen, und den drei Männern Johann Gutenberg, Johann Fust und dessen Schwiegersohn Peter Schöffer gebührt die Ehre, in dem zum „Jungen" genannten Hause zu Mainz von 1450—1455 das erste Buch, die Bibel nach der Vulgata, gedruckt zu haben. Das 1457 erschienene Psalterium zeigt den ungemeinen Fortschritt, den in diesen wenigen Jahren schon die Kunst gemacht. Es ist das erste existierende Buch, welches Drucker und Druckort, Jahr und Tag seiner Erscheinung meldet, die ersten eingedruckten Initialen enthält und an Genauigkeit, Sauberkeit und Schönheit der Ausführung kaum von einem Druckerzeugnisse unserer Tage übertroffen wird.

Noch ehe aber die Eroberung von Mainz durch Adolf von Nassau 1465 Fusts und Schöffers Gesellen — durch niedrige Intriguen Fusts war es gelungen, den eigentlichen Erfinder Gutenberg zu verdrängen — zerstreute und das bisher sorgfältig gehütete Geheimnis in alle Welt verbreitete, übte schon **Albrecht Pfister in Bamberg** die Kunst, mit beweglichen Lettern zu drucken. War anders Gutenberg sein Meister, so hatte ihn Pfister doch schon lange vor Einnahme der Stadt Mainz verlassen, ja wohl gar die Kunst, mit gegossenen beweglichen Metalltypen zu drucken, seinem eigenen Scharfsinn zu danken. So viel ist mindestens erwiesen, daß Pfister zu gleicher Zeit an seiner lateinischen sogenannten 36zeiligen Bibel arbeitete, wie Fust und Schöffer an ihrem Psalter. Trägt sie auch keine Angabe der Zeit und des Druckortes, so beweist doch, daß sie unstreitig von Pfister herrührt, der Umstand, daß D. Paulus von Prag sie schon vor 1459 gekannt hat und ihm zuschreibt, und daß der durch Pracht und Sorgfalt ausgezeichnete Druck die gleichen, aber von den Mainzern völlig abweichenden Lettern hat, wie die im Jahre 1461 erschienene Bonersche Fabelsammlung, welche in ihren Schlußzeilen:

> Zu Bamberg dies puchleyn geendet ist
> Nach der Geburt unsers Herrn ihesus crist
> Da man zelt tausend und vierhundert iar
> Und ym ein und sechzigsten das ist war
> An sant Valentiinstag
> Gott behüt uns vor seiner plag

die genaue Angabe des Druckorts hat, und daß wir endlich ein bereits aus dem Jahre 1462 in klein Folio gedrucktes „Puchleyn" kennen, welches die biblischen Historien von Josef, Daniel, Esther und Judith gleichfalls in deutscher Sprache enthält und mit den Zeilen schließt:

> Dem puchleyn ist sein ende geben
> Zu Bamberg in der selben stat
> Das albrecht pfister gedrucket hat
> Do man zelt tausend und vierhundert iar
> Im zweiundsechzigsten das ist war
> Nit lang nach sand Walpurgen tag
> Die uns wol gnad erteilen mag
> Frid unde das ewige leben
> Das wolle uns got allen geben Amen.

mithin ausdrücklich den vollen Namen des Druckers und Druckortes angibt. Ist somit auch die Priorität der Erfindung des Druckes mit beweglichen und gegossenen Lettern vielleicht streitig und kann, wie geschehen, von Lokalpatrioten für Pfister in Anspruch genommen werden, so gebührt doch Bamberg und dessen Bürger, dem Form- und Stempelschneider, Buchdrucker, Übersetzer und selbst Dichter Albert Pfister unstreitig die Ehre, **das erste Buch in unserer Muttersprache** gedruckt zu haben, und kein geringerer als Lessing machte die gelehrte Welt auf diese Entdeckung aufmerksam. Pfister scheint überhaupt eine Ehre darin gesucht zu haben, die neue Kunst für die Verbreitung deutscher Werke nutzbar zu machen. Pfisters Familie war nach vorhandenen Urkunden eine sehr wohlhabende, und die rasche Folge seiner deutschen Drucke und deren weite Verbreitung möchte ihm wohl die weitere Ehre sichern, vor Fust und Schöffer zuerst die Buchdruckerei im Großen betrieben und deren Erzeugnisse in die Ferne gesandt zu haben. Er darf somit auch als der Senior der deutschen Buchhändler gelten. Der energische und geistvolle Bischof Georg v. Schaumberg, der damals in Bamberg regierte, ist ihm nicht fremd geblieben, und der wissenschaftliche Geist des Kirchenfürsten wirkte mit zur Förderung. Der Künstler Rothbart schuf daher das schöne Bild im k. Nationalmuseum zu München, worin er den Bischof bei einem Besuche in Pfisters Werkstätte darstellt. Das Porträt Bischof Georgs ist möglichst treu seinem Grabdenkmale, die Form der ältesten Druckerpresse einem noch vorhandenen Holzschnitte entnommen.

Augsburger Kaufleute in Afrika und Vorderindien 1505.

Von A. Stauber. (Schluß.)

Heute gehört Kiloa zu unseren deutschen Besitzungen in Ostafrika. Auch in unseren Tagen war es wieder eine rebellische Stadt, und wie 1505 den Portugiesen, so hatte es 1890 seinen deutschen Herren den Gehorsam aufgekündigt und mußte mit Gewalt zurückerobert werden. Es möge hier gestattet sein, als Gegenstück zur Belagerung vom 24. Juli 1505 den Bericht eines Augenzeugen (Otto E. Ehlers) über die Einnahme Kiloas am 27. Mai 1890 durch den deutschen Reichskommissär Major v. Wißmann auszugsweise anzuführen. „Major Wißmann hatte mich als seinen alten Freund und Streitgenossen aufgefordert, ihn auf seinem Zuge nach dem Süden zu begleiten, und so fand ich mich denn eines scheußlichen Morgens

— es war der 29. April und regnete Bindfaden — an Bord S. M. Kreuzer „Schwalbe“ ein, um vorerst nach Dar-es-Salaam zu gelangen. Wer je das Glück gehabt hat, auf unseren Kriegsschiffen zu verkehren, wer die ohnegleichen dastehende Gastfreundschaft unserer Marineoffiziere kennt, der wird begreifen, wie behaglich ich mich trotz des schlechten Wetters an Bord fühlte. Wißmanns Marine, zu der wir in Dar-es-Salaam stießen, bestand aus „Harmonie“, „Max“, „Vesuv“ und dem gecharterten Sultansdampfer „Barawa“. Die „München“ mit Major Wißmann an Bord wurde noch von Bagamojo erwartet. Am Lande herrschte bereits ein echt kriegerisches Leben und Treiben: Truppen wurden eingeschifft, Geschütze verladen, Vieh und Proviant auf die verschiedenen Dampfer verteilt, und was derartige Arbeiten vor der Schlacht mehr sind. Abends gegen 7 Uhr kam die „München“ mit dem Reichskommissär; die „Schwalbe“ schickte ihr Musikcorps ans Land, und bei reich besetzter Tafel, bei gutem Wein und bestem Humor bereitete man sich auf die eventuellen Strapazen der nächsten Tage vor. Am folgenden Morgen in aller Frühe wurde die Einschiffung der letzten Truppen besorgt, und um 6 Uhr lag unsere ganze Flotte zum Abfahren bereit.

„Der Südwestmonsun hatte seit zwei Tagen mit ganzer Schärfe eingesetzt, Sturm, Wind und Wellen waren gegen uns, und anstatt 36 Stunden brauchten wir drei Tage, um Kiloa Kirwani zu erreichen. Wir fuhren so nahe als möglich am Ufer und warfen um 5 Uhr vor einem Palmenhain, etwa ½ Stunde südlich von Kiloa, Anker, um hier die Truppen zu erwarten. „Carola“ und „Schwalbe“ lagen nicht weit von und vor der Stadt und beschossen dieselbe. Schuß auf Schuß machte die Luft erdröhnen, und weiße Rauchwölkchen zeigten uns deutlich die Stelle der krepierenden Granaten. Plötzlich steigt dichter, schwarzer Rauch auf, und wenige Minuten darauf züngeln mächtige rote Flammen gegen den Himmel. Kiloa war in Brand geschossen! Über drei Stunden genossen wir nun in der Nähe das wunderbare Schauspiel der brennenden Stadt, und was drei Stunden Feuers in einer Negerstadt mit Häusern aus Holz und Palmenblättern bedeuten will, das kann nur der ermessen, der hier in Ostafrika die Sturm- und Brandperiode mit erlebt hat.

Wir warteten die ganze Nacht vergeblich auf unsere Truppen, und als dieselben auch bis 7 Uhr morgens nicht erschienen waren, kalkulierten wir, daß Major Wißmann einen andern Weg einzuschlagen sich genötigt gesehen habe. Die „München“ meldete sich darauf bei der „Carola“ und erhielt Befehl, zurückzufahren und nach den Truppen Wißmanns auszulugen. Das Bombardement war wieder in vollem Gange. Die große Masse der Rebellen hatte es jedoch bereits vorgezogen, den Granaten aus dem Wege zu gehen und sich auf den hinter der Stadt gelegenen Singinoberg zurückzuziehen. Nur einige Kamele machten, unbekümmert um alle ringsum einschlagenden Geschosse, mit der ihnen eigenen Blasiertheit ihren Spaziergang am Strande. Um 8 Uhr steuerten fünf Bote von der „Carola“ und drei von der „Schwalbe“ mit sechs Revolverkanonen dem Ufer zu, um die Aufmerksamkeit der Besatzung der Stadt auf die Seeseite zu konzentrieren und Wißmann den Angriff von Süden zu erleichtern. Kurz darauf erschienen denn auch dessen Truppen, eine große Rinderherde vor sich her treibend, die schwarz-weiß-rote Flagge zeigend, am Strande. Die Geschütze verstummten, und zehn Minuten später wurde die an mächtigem Maste zwischen Kokospalmen wehende rote Flagge heruntergeholt, und die deutschen Farben stiegen an demselben empor. Kiloa war genommen! — Die Stadt wurde zerstört, soweit es zur Freilegung des Schußfeldes notwendig war, und aus einem Komplex von Steinhäusern mit Wellblech und Erde eine Befestigung hergestellt und mit vier Feldgeschützen armiert.“

2. Mombasa.

Einen noch härteren Kampf gab es in dem weiter nördlich (jetzt im englischen Gebiete) gelegenen **Mombasa**, in dessen schönen Hafen zehn Schiffe unserer Flotte am 13. Juli einliefen. Der Oberbefehlshaber hatte beschlossen, die Stadt zu nehmen und zu zerstören, damit Kiloa an Stärke gewinne und die Küste mehr als bisher beherrschen könne. Aber die Stadt war durch ein unsäglich starkes Bollwerk gegen die See geschützt, aus welchem die Bewohner „uns mit Schießen fast beleidigten und sehr gedrang theten, aber durch Vorsehung Christi Jesu unseres Seligmachers nichts an uns schufen, sondern wir legten uns davor und schossen mit großem Ernst hinein und vertrieben unsere Feinde in die Stadt“.

In der Nacht darauf kam ein „Christ“ an den Strand, ein Portugiese oder Spanier, der als Bombardier mit Antonio de Campo dorthin gekommen war und dort den Islam angenommen hatte. Er sagte den Portugiesen warnend, Mombasa sei nicht Quiloa; sie sollten nicht glauben, hier Hühner essen zu können wie dort; wollten sie aber an das Land kommen, so sei ein Nachtmahl für sie bereit.

Erst am 14. August kam es zum förmlichen Sturm auf die Stadt. Die Stürmenden wurden mit einem Hagel von Pfeilen, Kugeln und Steinen überschüttet; sie schossen jedoch an zwei Orten Feuer in die Stadt und verbrannten ihnen viele Häuser. Aber die Stadt war sehr stark und mit engen Gassen — so eng, daß nur zwei Menschen nebeneinander gehen konnten, zudem waren noch überall steinerne Bänke angebracht. Am nächsten Tage beginnt ein blutiger Straßenkampf. Als sie in die engen Straßen und Gassen der Stadt kamen, also daß keiner dem andern weichen mochte, wurden sie von den Dächern der Häuser (mehrere Steinhäuser und noch etwa 600 hölzerne, mit Palmzweigen gedeckt) angegriffen, viele Leute waren auf den Balkonen Zuschauer des Kampfes. Deshalb drangen die Europäer ebenfalls auf die Dächer, über welche sie mit mehr Erfolg vorwärts kamen, als es in den Straßen möglich gewesen wäre. In der Wohnung des Scheich erstieg Kapitän Bermudez die Terrasse und pflanzte auf ihr unter dem Rufe „Portugal“ seine Standarte auf.

Mit großer Frohlockung und Dankbarkeit gegen Gott wurde die eroberte Stadt, deren König sich mit vielen Bewohnern und 500 schwarzen Bogenschützen zu einem nahen Palmenhaine geflüchtet hatte, besetzt und geplündert. Die Beute waren Lebensmittel in großer Menge, wie Honig, Butter, Mais und Reis, ferner Kamele und Massen kleinen Viehs; auch viele Menschen wurden gefangen, meistens Weiber und Kinder, darunter auch einige Weiße und mehrere Kaufleute aus Cambaya. Auch Tücher fand man, reich mit Seide und Gold gestickt, feine Tapeten und Pferdedecken. Eine ausnehmend schöne Tapete wurde mit anderen sehr reichen Gegenständen an den König von Portugal gesandt.

Der Gesamtwert der Beute zu Kiloa und Mombasa betrug 22 000 Crusati = 60 000 Mark. Als aber unsere biedern

deutschen Landsleute, welche redlich bei der blutigen Arbeit geholfen hatten, ihren Anteil an der Beute verlangten, verweigerten ihnen die Portugiesen alles und jedes. Sie wollten solches dem Könige von Portugal überlassen, sagten letztere; was dieser bestimme, das solle fest und ungehindert sein. Dagegen protestierten die Augsburger und verlangten ihr Recht. Es scheint aber nicht, daß es ihnen geworden ist; denn wohl auf diese Angelegenheit beziehen sich die Worte des eingangs erwähnten Lukas Rem: „Da mehret sich erst müe, arbeit und anxt. Sunder erhuben sich on maß viel große und schwere recht, den ich aus wartet ob 3 Jahr."

Auf der Weiterfahrt nach Melinda hatte der „Leonhard" abermals Unglück: er wurde durch des Windes Ungestüm „von der Fortunen ans Land geworfen" mit solcher Heftigkeit, daß er das Ruder verlor und auf den Grund geriet; nur durch Gottes Hilf und Gnad, sagt unser frommer Reisender, wurde das Schiff nochmal frei, so daß es den anderen nach Melinda, 25 Meilen von Mombas, 2° s. Br., folgen konnte. Melinda nahm die Portugiesen freundlich auf. Es war ein eigenes Königreich; der König „war unser günstiger Freund und that unserem Volke große Ehre an; sein Hauptmann segelte uns mit fünf Schiffen wohl fünf Meilen weit entgegen. Er selbst war ganz wohl zufrieden, daß wir Mombasa geplündert, geschleift und verbrannt hatten". Der Scheich Ibrahim hatte ihm einen Brief gesandt, in welchem er ihm mit de- und wehmütigen Worten sein Unglück anzeigt, damit jener sich hüten könne.

Nach Vorderindien.

So lange die Flotte an der Küste von Südostafrika weilte, hatten unsere Landsleute sich damit begnügen müssen, zur Wiederaufrichtung und Stärkung der portugiesischen Macht beizutragen. Erst in Ostindien, wohin jetzt die Fahrt weiter ging, sollten sie ihrem kaufmännischen Auftrage, Pfeffer und Gewürze einzukaufen, gerecht werden.

Am 27. August ging es über den großen Golfen von Mengen (= indischer Golf), um nach Indien zu fahren, „und ist 300 Meiln von Milindy bis in Indiam". Am 13. September landete man an der Inselgruppe Anchediva, an der Küste von Malabar. Diese Inseln, nahe am Festlande und jetzt unter englischer Herrschaft, sind heute ohne Bedeutung für die Schiffahrt, waren aber damals von großer Wichtigkeit, weil ein ausgezeichneter Hafen den Wallfahrerschiffen zum Grabe des Propheten als sturmsicherer Ruhepunkt diente; auch waren sie sehr gut bewachsen, der Zimt wuchs daselbst wild. Deshalb hatte Almeida schon in Lissabon Befehl erhalten, eine Feste zur Überwachung der Küste dort zu erbauen.

Nachdem das etwas südlicher gelegene Onore mit Gewalt unterworfen war, kamen die Schiffe am 22. Oktober nach dem noch südlicheren Cananore, dessen König die portugiesische Oberherrlichkeit anerkennt. Don Franzesko de Almeida machte ihm seine (Almeidas) Ernennung zum Vizekönig bekannt und vermochte den Herrscher, daß das schon begonnene Kastell St. Angelo ausgebaut werden sollte. Unsere Kaufleute aber „funden hie um geringes Gelt zu kaufen großen Schatz und Handel von Perlin, Edelgestein, Ingwer und Cannel (d. i. Zimmt)".

Abermals ging die Fahrt weiter südlich, an Calicut vorbei, nach Gutzyn (= Kotschin), dem Ziel der Reise. Der König von Kotschin kam zu Almeida, um ihn zu begrüßen, und dieser überreichte ihm eine goldene Krone im Werte von 900 Krusaden, welche ihm der König von Portugal bestimmt und die schon bei der Krönung des Scheichs von Kiloa Dienste geleistet hatte; außerdem erhielt er auch ein Jahresgehalt von 600 Krusaden. Hier erhielt der Vizekönig auch die Nachricht von einem Aufstande in Coulam (Quiloa), bei welchem der Faktor und 16 Portugiesen in einer Kirche verbrannt worden waren. Almeida sandte seinen Sohn Lorenzo mit großen Schiffen dahin, welche 24 mit Gewürznelken, Cannel und anderen Spezereien beladene Schiffe verbrannten.

Die Handelsschiffe fingen nun an, in Kotschin Pfeffer und Gewürze zu laden, dem „Leonhard" fehlten noch 1000 Zentner. „Wir lagen alle geladen bis auf den 20. Tag Dezembris, und uff den Christabent kamen wir gen Cananore und blieben da bis sankt Stefanstag. Da wurden wir genötigt, daß wir ausladen mußten in zwei andere Schif, in den Raphael und in den Conception; dieselben zwey schiff nahmen uns mehr denn 2600 Zentner Pfeffers.

„Am 2. Tag Januarii 1506, da segelten sie im namen Gottes gegen Portugal und blieben wir allein vor Cananor liegen und unterstunden an dem Pfeffer und Spezerei zu laden, bis noch zwei Schiff von Gutzyn zu uns kamen, die mit uns gen Portugal sollten segeln."

Die Heimfahrt.

Die Heimreise der Schiffe erfolgte demnach in mehreren Abteilungen. Fünf Schiffe, darunter die zwei deutschen „Hieronymus" und „Raphael", „baid groß, worauf dann die Deutschen ain namhaften teil haben", ferner „Botafogo", „India" und „Conception" verließen Cananore am 2. Januar 1506 mit einer Ladung (die „Conception" ausgenommen) von 15600 Zentner nürenbergisches Gewicht mehrerlei Spezerei. Am 1. Febr. sah die Flotte Land, es war die Küste von Madagaskar, der man vom 14.°—24.° s. Br. folgte. Da begegnete man zehn Kähnen mit Bewaffneten besetzt, die offenbar noch nie ein Schiff gesehen hatten. Ihrer 25 Mann bestiegen das Schiff des Befehlshabers, der ihnen Kleidung und Essen reichen ließ. Keiner verstand ihre Sprache. Nach der Mahlzeit nahmen sie die Schüsseln mit sich, bestiegen ihre Kähne und begannen von da aus auf den Befehlshaber zu schießen. Man erwiderte vom Schiffe aus das Feuer und verfolgte sie; sie warfen sich ins Meer, es gelang aber, 21 von ihnen gefangen zu nehmen. — Am 8. März umsegelten die Fahrzeuge das Cap, am letzten des Monats die Himmelfahrtsinsel, am 8. Mai befanden sie sich auf der Höhe der Azoren, am 22. liefen 4 Schiffe in den Hafen von Belem bei Lissabon ein. Die „Conception", „des kings nave, hatten sie dahinten gelassen, dann sie machet fast wasser".

Der „Leonhard", der unseren Freund Sprenger trug, und zwei andere Schiffe liefen erst am 21. Januar von Cananore aus gen Portugal, das sie nicht ohne viele Gefahren und Schwierigkeiten erreichen sollten. Nachdem sie den indischen Ozean gekreuzt, kamen sie am 8. März an den Amiranten und Comoren vorüber. Am 19. März wirft der „Leonhard" Anker vor Mozambik, nimmt Wasser und Holz ein und bleibt bis 14. April. Zuvor war die „Magdalena" auf den Grund gefahren, so daß man die ganze Spezerei ausladen mußte, um das Schiff wieder instandzusetzen. Zum Glück fanden sie auf der Küste Speis genug, Hühner, Geis, Fisch u. a., und versahen die Schiffe reichlich.

Bei der Weiterfahrt nach dem Kaben de speranzen hatten die Schiffe viel von einem heftigen Sturm zu leiden, dem „Leonhard" brach das Kastell, er legte sich auf die Seite, so daß die Mannschaft bis an die Schultern im Wasser stand. Zu allem Unglück brach auch ein Ballen Pfeffer auf, so daß man schwer zu dem Schaden konnte. Endlich wurden sie mit Hilfe der Königin aller Barmherzigkeit und des hl. Jakobus und durch fleißiges Pumpen wieder flott. Am 22. Mai konnte die Fahrt wieder weiter gehen; aber am 31. „ging uns abe an Speis und Wein daß wir nit mehr dann Wasser und Brot im Schiffe hatten". Am 1. Juni kam ein so widriger Wind, daß „der oberst Hauptmann unserm Hauptmann, Meister und Pilot auf Leib und Gut befahl, mit den anderen Schiffen wieder gen Mozambik zurückzusegeln. Das geschah auch. Da ruft am 8. Juni das Volk und der Faktor mit gemeiner Stimm zu unserm Hauptmann: Misericordi, Misericordi! und baten ihn um Gottes Willen, daß er sollt umwenden nach Portugal, da es thet not. Es war auch nit mehr Speis dann Brot für drei Monat im Schiff und ganz kein Trost noch Zuversicht Lebens, dann wären wir kommen gen Monsebick, so wären wir alle Hungers gestorben, auch Schiff und Gut verloren."

So ging es denn am 11. Juni wieder vorwärts Portugal zu an La Bay de Rock und La Bay de allagone (Algoa bei Port Elisabeth im Kapland) vorbei, wo sie viel Fische fingen. Abermals nötigt sie widriger Wind, am 18. in letztere Bucht zurückzusegeln, und erst am 26. fördert sie ein günstiger Wind nach Westen. Am 7. Juli dupplierten sie das Kap, nicht ohne Sturm, Angst und Not; „wo das nicht glücklich geschehen, were es uns sehre bald gelegen, solten wir widerumb in Portugal kommen sein."

Die Flotte sieht St. Helena, Ascension und verproviantiert sich auf den Inseln des grünen Vorgebirges; dort begegnet ihnen eine Caravele, welche, aus Genea kommend, ebenfalls nach Lissabon will. Von diesen Inseln sagt unser Freund Sprenger: „Und auf Ilen de mayda werden die Sundersiechen wieder gesund, wenn sie 2 oder 3 Jahre darauf sein, oder aber sterben, und welche gesund werden, die ziehen darnach wiederum wohin sie wollen und bleiben gesund."

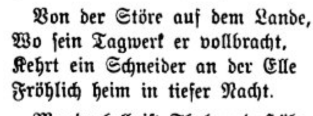
Schon 160 Meilen waren die Seefahrer von den Inseln entfernt, als sie durch einen Sturm noch einmal dahin zurückgeworfen werden. Im September bricht ein verheerendes Fieber aus, welchem im ganzen 123 Personen erliegen.

Doch endlich ist das Maß der Prüfungen voll. Am 12. November kam das Kap St. Vincent in Sicht, und „den 15. Tag Novembris setzten wir Anker vor die Stadt Lysibon und hatten damit diese Reise in dem Namen Gottes vollbracht und geendet, dem sei ere und glory immer und ewigklichen. Amen."

Sprenger wäre nicht ein Kind seiner Zeit, wenn er nicht in seiner Erzählung seiner Freude darüber Ausdruck gäbe, die Heimat der hl. drei Könige gesehen zu haben: „In Sofala ist der hl. drei Könige einer geboren; in Gotschin ist einer von ihnen gewesen; in Persien da hat auch einer davon inne gewohnt." —

Heutzutage, lieber Leser, fahren wir von Bremerhaven über Suez nach Ostasien mit den herrlichen Personendampfern des Norddeutschen Lloyd in 52 Tagen; von Hamburg nach Sansibar in 16 Tagen, von Lissabon nach der Kapstadt in 20 Tagen. — Welche Mühsal und Gefahren hatten dagegen Sprenger und Gefährten zu bestehen! An Drang und Not hat es ihnen nicht gefehlt; auch nicht an Streitigkeiten und Verdruß mit den Portugiesen. Aber sie führten ein großes kaufmännisches Unternehmen glücklich durch. Wohl gegen die 20000 Zentner Pfeffer und Spezereien hat die Flotte nach Lissabon gebracht, und ein wesentlicher Teil davon ging auf Rechnung der Augsburger Kaufleute. Erfreulicherweise fehlte dem Unternehmen auch der Lohn nicht; Lukas Rem sagt über den Ausgang: „Und der Nutzen dieser Armation war gerechnet bei 150 pro Zento".

Höher noch als den Nutzen in Geld schlagen wir es jenen kühnen Männern an, daß sie, wenn auch unter portugiesischer Flagge, den Ruf deutschen Mutes und Augsburger Größe in ferne Lande getragen. Wir stimmen von Herzen dem großen Peutinger bei, wenn er unterm 3. Januar 1505 an Lukas Rem nach Lissabon schreibt: „Meines Schwagers (Bartholomäus Welsers) Brief wollet auch fertigen, dann die Schif zu Portugal schier gen India fahren werden und uns Augsburgern ein groß Lob ist, als für die ersten Deutschen, die India suchen."



Sage aus der Oberpfalz von J. Müller.



Von der Störe auf dem Lande,
Wo sein Tagwerk er vollbracht,
Kehrt ein Schneider an der Elle
Fröhlich heim in tiefer Nacht.

Mondenhell ist Thal und Höhe,
Menschenleer und öd' die Bahn,
Nur fünf Schweine, Bach' und Ferkel,
Rennen zahm gen ihn heran.

„Sind das doch vergess'ne Leute!"
Brummt er zu dem Sternenlicht,
„Kümmern sich ums Vieh des Stalles
Wie um ihre Seelen nicht!

„Muß zur Warnung doch ein Zeichen
Frisch in eins der Tiere hau'n,
Daß die Mägd' zu andern Zeiten
Besser auf die Bachen schau'n."

Und er zieht die scharfe Schere
Aus dem Bündel rasch hervor,
Fängt ein Schwein mit raschem Griffen
Und nimmt ihm so Schweif und Ohr.

Und mit Lachen steckt ins Bündel
Er die blut'gen Trümmer ein,
Daß sie morgen seines Mutes
Mögen ihm ein Zeugnis sein.

Früh am Morgen prahlt er wirklich
Mit der Lunge ganzer Kraft,
Wie er nachts als Schütz' der Fluren,
Schwein um Ohr und Schweif gestraft.

Und es sollten Weib und Kinder
Seiner That Trophäen seh'n;
Aber hu! — im Bündel liegen
Nesseln von der Ölsee Höh'n.

Und ein Grausen und Entsetzen
Fährt sie an so wunderlich;
Und sie kreuzen vor den Nesseln
Wie vor bösen Geistern sich.

1) Die Ölsee, ehemals ein Bauerngut, ist eine öde Höhe an der Straße von Fronberg nach Schwarzenfeld.

Kleine Mitteilungen.

Die letzte und allerletzte öffentliche Belehnung im Deutschen Reiche. Groß war der Kurfürsten Ansehen und Gewalt. Nicht minder prunkvoll wurden sie ihrer Würde teilhaftig. Man hat in neuerer Zeit sich daran gewöhnt, alles Ceremoniell für Spreu zu achten, gleichwohl läßt sich das Erhebende desselben nicht unbedingt leugnen. Wie dem sei, die älteren Jahrhunderte konnten und wollten ohne eine drastische Form nicht bestehen. Es ist wohl nicht nötig, die Mannigfaltigkeit des Wortes Form und seines Sinnes in den verschiedensten Richtungen näher zu beleuchten. Von der gegenseitigen Freundschafts- und Sicherheitsbethätigung der Städte durch ein Pfund Gewürz oder ein paar lederne, weiße Handschuhe, ja von unvergleichlich niederer stehenden Interessen des Volkes bis zur Kaiserkrönung hinauf, war jede fruchtbringende, in das Leben eingreifende Idee einer Thätigkeit, eines Ansehens oder einer Gewalt von der Form der Erteilung unablösbar. Wir lassen denen, welche die Unterschiede bis zur Numerierung der Menschen reduzieren möchten, gern ihre Ansichten, bezweifeln aber, daß ein Dasein, bar alles Schmuckes der Äußerlichkeit, in die Länge selbst ihnen angenehm sein könnte.

Kaiser Ferdinand I. war zu Wien gestorben, und Prinz Maximilian folgte ihm in der höchsten Reichswürde als Kaiser, seines Namens der Zweite. Ein paar Jahre später, 1566, ward ein Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben, und nebst anderen wichtigen Dingen, welche verhandelt werden sollten, stand auch die Belehnung des Herzogs Augustus von Sachsen mit der Kurwürde und die des Hochmeisters von Preußen, in Aussicht. Man kann sich also die Aufregung der volkreichen, gewinn- und schaulustigen Augsburger denken. Was Treffliches in aller Art gefertigt war, wurde zur Schau gelegt, Vorräte sammelten sich an Vorräte, denn es ward stets ein lustiges Leben geführt; die Fremden strömten von allen Seiten zu, den Kaiser, so viele große Herren, insonderheit auch den neuen Kurfürsten in Augenschein zu nehmen. Mancher, der im Gefängnis saß, atmete leichter, denn es war Sitte, Milderung eintreten zu lassen. Die Junker sorgten für die reichsten Kleider und die Patrizierinnen nebst Töchtern sahen gute Gelegenheit, ihren Schmuck zu zeigen, damit sie mancher Fürstin Kleinod verdunkeln konnten. Die Gewerke, vom geringsten bis zum besten, sonderlich die Sammet- und Seiden- und die Rauhwarenhändler, zumeist aber die fahrenden Abenteurer, so mit Goldwaren reisten, bis hinauf zu den stolz ansäßigen Goldschmieden und Juwelieren träumten von großen Gewinsten, und der schönen Jungfrauen niederer Stände, nicht zu vergessen, war auch da große Regsamkeit. Denn sie hatten ihren Anteil an lustiger Neugier und Schalkhaftigkeit, und hatte manche auch nichts an Kleinod, denn ihr frisch und freudig schönes Gesichtlein, wer weiß, mocht' es den hohen Herren beim Vorüberreiten oder Schreiten doch besser zu Augen stehen, als der schönste Perlenreigerbusch oder Busennadel einer ehrwürdigen Patrizierin, oder ihres nicht reizenden Töchterchens. Kurz, alles war ein Leben, und die Zeit kam.

Im Jänner waren schon zwei Ratsherren, der Herr Christoph Rehlinger und Wolfgang Paller an den Kaiser gesandt worden, ihn nach Augsburg formaliter einzuladen, und am 20. desselben Monats kam er auch schon daher nebst seiner Gemahlin Maria und seinen Töchtern. An der Lechbrücke wurde er von etlichen Hundert Augsburger Bürgern und den Stadtpflegern, sämtlich zu Roß, empfangen. Beim Roten Thor aber warteten seiner zwölf Senatoren mit einem goldgestickten, weißseidenen Himmel. Die geistlichen Herren in Augsburg sehen das nicht gern, denn sie hätten den Kaiser lieber selbst hereinbegleitet. Weil aber die Senatoren auf ihrer Sache bestanden, blieb ihnen nichts, als den Maximilianum am Dom zu erwarten, wohin er den zwölf Senatoren unter seinem weißseidenen Himmel willig und gnädig nebst Weib und Kindern folgte. Daselbst zeigte er sich mit allen den Seinen gottesfürchtig, wie es nicht allein einem Kaiser, sondern jedermann wohl ziemt, betete demnach beim Gottesdienst ganz eifrig und fleißig, und als die hl. Handlung vorüber war, trat er wieder heraus unter seinen goldgestickten Traghimmel und ließ sich in sein Losament führen. Das war bei den Fuggern am Weinmarkt.

Also war es vorläufig in der Stadt. Weil er nun wohl wußte, daß es um das Verbanntsein oder Gehängtwerden nichts Gutes sei, ergriff er die erste Gelegenheit zu einem geneigten Wort. Kam's darauf so, daß in kurzem 24 Bürger, so vertrieben waren, die Erlaubnis zur Heimkehr vernahmen und sieben Gesellen, so Galgenkandidaten waren, wurden vom Rabenfressen gerettet und statt in die Luft, aufs Wasser gesandt, id est auf die Galeeren in welschen Landen. Nächsten Tags fand sich beim Kaiser eine ansehnliche Deputation ein und überbrachte ihm und seinem erlauchten Ehegesponse ein viel treffliches Geschenk. Das waren für den Kaiser drei herrlich getriebene, silberne und vergoldete Geschirre; das mittlere mit 200 nagelneuen Augsburger Goldgulden gefüllt. Fische, Malvasier, Cretenser und Neckarwein, schenkten sie ihm das Wenige nicht, und vier Wagen Hafer waren auch dabei. Die haben sie aber unten stehen lassen und nur hinabgedeutet. Das nahm der Herr Maximilianus gar nicht ungern an, und da es sich um das Geschenk der Maria, seiner Frau, handelte, zeigte sie sich auch sehr zufrieden und vergnügt, glaub's gern, denn die bekam eben keine kleine silber und vergüldete Schüssel, benebst 400 Goldgulden. Die sind eine treffliche Seife für eine milde Frauenhand, armer Menschen Kummer und Sorge wegzuwaschen, und an Wein und Fischen ward ihr auch großer Überfluß zu teil. Weil nun beide gerne Gutes thaten, verging kein Tag, ohne daß sie einen halben Teil Geld verschenkten, vom Neckarwein soll der Kaiser für die Kranken und schwachen Leute was abgelassen haben, und die Kaiserin von den Fischen und ihrem Weine. Vom Malvasier und dem Cretenser aber gab der Kaiser nichts her, weil er ihn selbst gern trank, und die armen Leut' hätten den Wert doch nicht verstanden. Da wird dem Kaiser jeder recht geben.

Wie nun die Augsburger meinten, jetzt ginge der Reichstag an, war's nichts, und mußten zwei Monate lang warten. Denn die Kurfürsten, Fürsten und Gesandten waren durch das und jenes zurückgehalten, und erst zu Anfang März kam einer um den andern hereingeritten. Deswegen hatte aber doch der Kaiser Geschäfte genug — denn beim Regieren geht die Arbeit nicht aus, da mag ein hoher sein, wo er will. Dafür war er aber auch dabei, wo's mit Ehren sein konnte. Fastnacht war's auch, an Tanz und Mummenschanz hatte er viel Freude, und da der Fürsten und Herren etliche auf dem Weinmarkt ein kleines Ringelstechen gaben, sah der Kaiser mit all den Seinigen beim Fugger zum Fenster heraus und belustigte sich aufs beste, woran jedermann seine Freude hatte,

Wie nun Kaiser Maximilianus gegen alle gnädig war, unterließ er es auch nicht, gegen die, so von Augsburg zum Reichstag deputiert waren. Die hießen Imhof, Hainzel, Tradel und Peutinger. Davon waren die letzten zwei Doktoren, die ersten zwo aber hatten dafür zwei so schöne Töchterlein, daß ihnen der Kaiser dazu insgeheim mehr Glück wünschte, als den anderen zu ihren Doktortiteln. Item der Reichstag ward am 23. März eröffnet, und zwar in des Kaisers Namen durch unsern Herzog Albertus den Fünften, und fürhin gab's großes Geschäft und Hin- und Herreden über wichtige Dinge, hie und da auch unwichtige. Das ist schon der Brauch bei Reichstagen und war von jeher so, weil mancher glaubt, es sei nichts, wenn er nicht mitspräche. So währte

das vier Wochen lang — und nun kam die Belehnung des Herzogs August.

Da war gerade über vom Fugger-Haus eine große Bühne aufgeschlagen, aller Orten mit prächtiger Tapezerei und Teppichen behangen und belegt. Beim Tanzhaus standen die Trompeter auf einem andern Gerüst, und gegen den Weinstedel zu war eine lange Bretterbrücke.

Mittlerweil nun der Kaiser im Ornat aus dem Tanzhaus und zum Throne hinaufgeschritten war und nebst dem Kurfürsten Platz genommen hatte, ritt der Herzog Augustus von Sachsen mit viel Fürsten, Edlen und Reisigen auf den St. Ulrichs-Platz. Dort reihten sie sich auf. Die mit der Blut- und Rennfahne, welche Herr Christoph v. Ragnitz führte, ritten beim Fugger-Haus hinauf und hatten alle Kleider von schwarzem Sammet, goldene Ketten, auf dem Hute gelbe Federn und in den Händen schwarzgelbe Fähnlein. Ihre Pferde waren auch trefflich geziert, sonderlich waren die Decken von rotem goldgestickten Sammet, die Troddeln von Gold, und auf den mutigen Köpfen hatten die Rosse mächtige, gelbe Federbüsche. Die anderen mit der Kurfahne, welche Philipp, Graf von Hanau führte, zogen auf der andern Seite, wo der Kaiser saß, herauf, und waren vieler Art Landesfahnen dabei, die dem neuen Kurfürsten vorausgetragen wurden. Auf ihn selbst, dem der Fürst Ludwig Casimir von Hohenlohe ein Schwert mit goldener Scheide vorautrug, folgten gar vornehme Herren, als der Pfalzgraf Wolfgang, der Markgraf Georg Friederich von Brandenburg, Herzog Christoph von Württemberg, Herzog Johannes von Holstein, Fürst Joachim von Anhalt, Herzog Heinrich von Liegnitz und hinterher kam noch der Gesandte von Savoyen, des neuen Kurfürsten und anderer Räte, Kammerherren, der vielen Grafen, Herren und Reisigen nicht zu gedenken.

Als nun beide Haufen gleichüber still standen, sprengten plötzlich die, welche die Blutfahne führten, alle zugleich auf den Kaiser zu, dreimal um die Bahn und dann zu dem Gefolge des neuen Kurfürsten hinüber, wo sie die Blutfahne unter die anderen Lehensfahnen stellten. Hierauf begann die Werbung. Der Herzog Augustus schickte seine sechs fürstlichen Begleiter und den Rheingrafen Hans Philipp nebst dem Gesandten von Savoyen an den Kaiser ab. Die sprengten auf den Thron zu, hielten rasch an, stiegen ab und die Stufen hinauf, ließen sich dreimal auf das Knie nieder und baten um die Belehnung des Herzogs von Sachsen, wobei der Pfalzgraf Wolfgang den Sprecher machte.

Auf diese Bitte hin that der Kurfürst von Mainz eine Umfrage bei seinen fürstlichen Kollegen und ließ sich dann vernehmen, dem Herzoge wolle des Kaisers Majestät wohl widerfahren, wie es in seinen Wünschen sei, er möchte aber beim Reichsoberhaupte selbst um die Belehnung werben.

Die Fürsten und der savoyische Gesandte dankten sogleich auf das Beste und machten sich stracks zurück zum Herzog von Sachsen, dann sagten sie äußerst feierlichst, was ihm der Kaiser durch den Kurfürsten von Mainz vermelden ließe.

Der Herzog August von Sachsen ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern gab ein Zeichen der größten Bereitwilligkeit, worauf die zwei Haufen urplötzlich von ihm weg, wie der Blitz auf den Kaiser zusprengten und sich links und rechts vor der Bühne aufstellten.

Der Herzog August seinerseits folgte. Vor ihm trug der Fürst Casimir von Hohenlohe das Schwert, der Graf Philipp von Hanau die Lehensfahne, und hinter dem Herzog August rückten die sechs fürstlichen Begleiter nach, auch etliche Räte und Kammerherren. Bekanntlich fehlte es nicht an zwei Reverenzen, als man an der Kaiserstatt ankam. Der Herzog Augustus aber schritt hinauf, ließ sich vor dem Kaiser aufs Knie nieder, bat in kurzer Rede um die Belehnung und versprach dabei, seine Pflicht und Schuldigkeit in aller Art zu erfüllen.

Auf dies stand der Kurfürst und Erzbischof von Mainz, das Evangelium in der Hand, auf und gewährte dem Herzog August auf des Kaisers Geheiß die Belehnung, sprach ihm darauf den Lehenseid vor, und jener schwur ihn, indem er zwei Finger der rechten Hand auf das Buch legte.

Nun war Herzog August schon Kurfürst, aber noch nicht ganz installiert. Deshalb gab ihm der Erbmarschall Pappenheim auf einen Augenblick das blanke Schwert, darauf die Blut- und die Kurfahne, und was sonst eines Kurfürsten Würde sinnbildlich in sich faßt. Die kaiserlichen Herolde aber nahmen ihm alles wechselweise ab, und zuletzt warfen sie sämtliche Zeichen weit aus hinein in die jauchzende Volksmenge. Der neue Kurfürst dankte dem Kaiser, ritt unter Trompeten- und Paukenschall mit seinem Zuge davon und heim in sein Losament, der Kaiser legte im Tanzhause seinen Ornat ab, und die älteren Kurfürsten begleiteten ihn zu dem Hause der Fugger.

Dies war die letzte Belehnung im Freien. Daß es an einem Bankett nicht fehlte, mag jeder leicht ermessen. Am 9. Mai stand aber noch eines in Aussicht. An dem Tage ward der Hochmeister von Preußen belehnt, mit weniger Pracht und Rumor, aber doch in gleicher Weise — das war des Deutschen Reiches allerletzte Belehnung vor dem Volk und unter freiem Gotteshimmel.

Drei andere Kurfürsten wurden desselben Morgens im Fugger-Hause belehnt — sie nahmen's eben ganz willig hin, waren eben auch zwei Herren der Kirche darunter und weltlichen und geistlichen Fürsten, an der Zahl volle 21, gab Kaiser Maximilianus eine Tafel. Selbige 21 Kur- und sonstige Fürsten, des Reiches Majestät und Ehgesponse Maria sollen dabei sehr gemütlich und auferbaulich gespeist haben, — und das ganze kaiserliche Essen bestand aus fünf Trachten. Aber jede Tracht bestand aus 125 Speisen — aber davon sagt ihr richtig nichts, daß sich der neue Kurfürst Kräfte sammeln mußte, weil er schon am nächsten Tage als Hannibal und der kaiserliche Stallmeister Rudolph v. Kuhn als Hektor in der Stadt Augsburg herumreiten mußten, um sämtliche Fürsten, Grafen, Barone und Herren zum großen Mummschanz, Ringelstechen einzuladen, das am 12. Mai auf dem Weinmarkt stattfand.

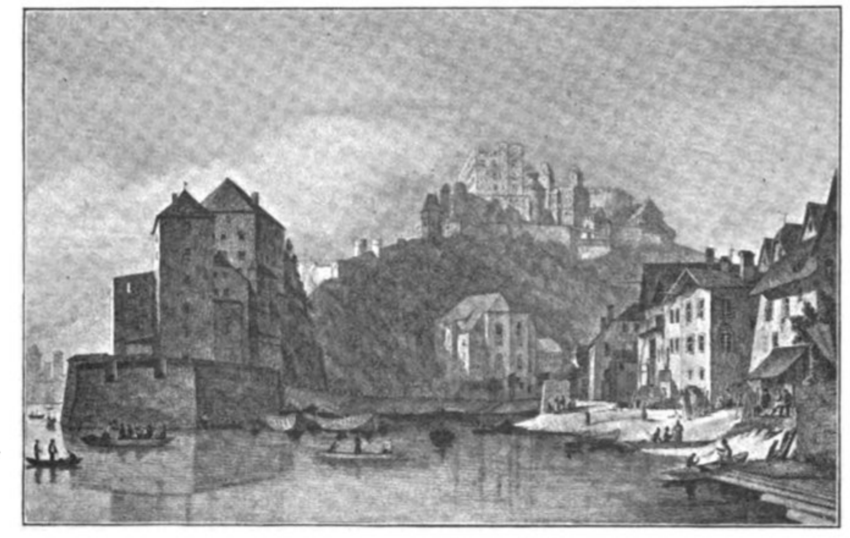
Hals bei Passau. Dank der Rührigkeit der verschiedenen Sektionen des Bayerischen Wald-Vereins mehrt sich von Jahr zu Jahr die Schar derer, welche das von der Natur so reich bedachte Gebiet des Bayerischen Waldes bereisen und Herz und Auge an dessen Schönheit erfreuen.

Passau ist das Eingangsthor zum unteren Walde, das wie ein reizendes Schmuckkästchen der Natur vor uns liegt, in welchem diese ihr herrlichstes Geschmeide aufzubewahren scheint, und rühmt sich einer stetig zunehmenden Frequenz; und auch der Nachbarort Hals beherbergt jeden Sommer viele auswärtige Gäste, namentlich seit es ihm gelungen ist, sich als Kurort Namen und Ruf zu verschaffen.

Der nächste Weg von der Dreiflüssestadt nach Hals führt über den 1870 von einer Aktiengesellschaft erbauten Drahtsteg über die Donau durch ein in einen Felsen gehauenes Thor. Oberhalb desselben, auf dem waldbekränzten Georgsberge, thront die ehemalige Festung Oberhaus, die wie ein treuer Hüter der alten Bischofsstadt auf diese herniederblickt. Die silberglänzenden Wellen des mächtigen Donaustromes schlingen sich schmeichelnd um den Fuß des Berges und eilen dann weiter; denn schon harrt der lieblichen Donaunixe voll Sehnsucht der wildrasche Sohn der Graubündener Berge, der graue Inn, während sich links die dunkeläugige Tochter des Böhmerwaldes, die schwarze Ilz, dem holden Paare bescheiden naht, um mit ihm die weite Fahrt nach dem Meere anzutreten. (Unser Bild weist die Feste Niederhaus und die Mündung der Ilz.)

Ilzaufwärts, eine halbe Stunde nur von der „Königin des Donaustromes“ entfernt (welch stolze Bezeichnung Passau mit Recht führt), dehnt sich der idyllisch gelegene Markt Hals aus, der durch die Ilz in zwei ungleiche Hälften geschieden wird. Da das Thal dieses Flusses, das von sanften, im Schmucke üppiger Wiesen und goldener Saatfelder prangenden Höhen begrenzt wird, sich hier ziemlich verengt, so wird der Ort nicht gleich sichtbar. Den Blick des Wanderers fesselt zuerst ein gar liebliches Bild: ein schmuckes Kirchlein mit einem rotberockten, spitzigen Turm, inmitten eines kleinen Friedhofes, umgeben von einigen hohen Pappeln, die Begräbniskirche des Marktes. Die Kirche birgt die Reliquien des hl. Achatius. Zur sog. „Achazifahrt“, der vom 21. Juni bis 5. Juli dauernden Wallfahrt, strömen die Pilger von weit herbei.

Nun zeigt sich auch der übrige Teil des Marktes. Die größere, am rechten Ilzufer liegende Häusergruppe desselben drängt sich zu einem bewaldeten Felskamme, auf welchem die Überreste der ehemaligen Grafenburg Hals thronen. Zur Zeit ihres Bestandes, sagt Müller-Gruber, muß die Burg einen Anblick erhabenen Stiles gewährt haben. Die Zeit hat an ihren Überresten die Spuren der ehemaligen Großartigkeit noch nicht gänzlich verwischt. Die Ruinen breiten sich über einen von Süden gegen Norden langgedehnten Felskamm aus, der, zwischen den Krümmungen der Ilz eingeklemmt, seine Wände grell in den ihn umzingelnden Fluß abstürzen läßt. An der Mittagsseite allein erhebt er sich mit mäßiger Steigung aus der Ebene, und hier wo die Serpentinen des Flusses sich am meisten nähern, ist ein Wassergraben, jetzt als Mühlkanal benutzt, quer durch die Landzunge gezogen, diese künstlich in eine Insel verwandelnd. Gleich jenseit des Grabens beginnen mit einem ehedem wohlverwahrten und durch eine Zugbrücke abgesperrten Thore die Vorwerke des Schlosses. Man klimmt den Felspfad aufwärts und findet zur Rechten eine von Schießlöchern durchbrochene Wehrmauer, links die einstigen Wohnungen des Burggesindes und die einstige Burgkapelle. Ungefähr in der Mitte des Bergabhanges steht ein Turmstumpf, dessen Durchgangspforte in die zweite Abteilung der Burg führt. Hat man diese, ein Chaos unförmlicher Trümmer, hinter sich, so gelangt man endlich durch ein drittes Thor in den Vorhof des Hochschlosses. Es ragt auf schwindelnder Felsenzinne und zeigt wenig mehr als die Umfassungsmauern; auch in diese hat die Zeit gewaltige Breschen gebrochen. Das Innere der Gebäude ist gänzlich zerfallen; die frühere Einteilung, die Zahl und Lage der Gemächer lassen sich durchaus nicht mehr erraten. Zur Linken des Eintretenden liegen die ehemaligen Burgkeller, deren Gewölbe noch teilweise erhalten sind. Von dem im Geviert erbauten Wartturme steht nur noch die gegen Nordosten gerichtete Ecke; das Übrige stürzte bereits im Jahre 1818 unter furchtbarem Krachen ins Thal hinab. Die Sage, daß die Burg durch einen unterirdischen Gang mit dem gegenüberstehenden Reschenstein verbunden war, widerlegt sich durch die Unausführbarkeit eines solchen Baues. Durch den Felskern des Schloßberges bis zur Ilz hinab zu graben, unter dem Flußbette derselben mittels eines Tunnels das jenseitige Ufer zu erreichen, dann wieder aufwärts im Diorit bis zum Reschenstein durchzubrechen, wäre eine Aufgabe, welche ohne Beihilfe der Berggeister und Bergzwerglein im Mittelalter schlechterdings nicht hätte gelöst werden können. Die Geschichte der Burg und ihrer edlen Besitzer sei einer späteren Nummer vorbehalten.



Die Mündung der Ilz bei Passau.

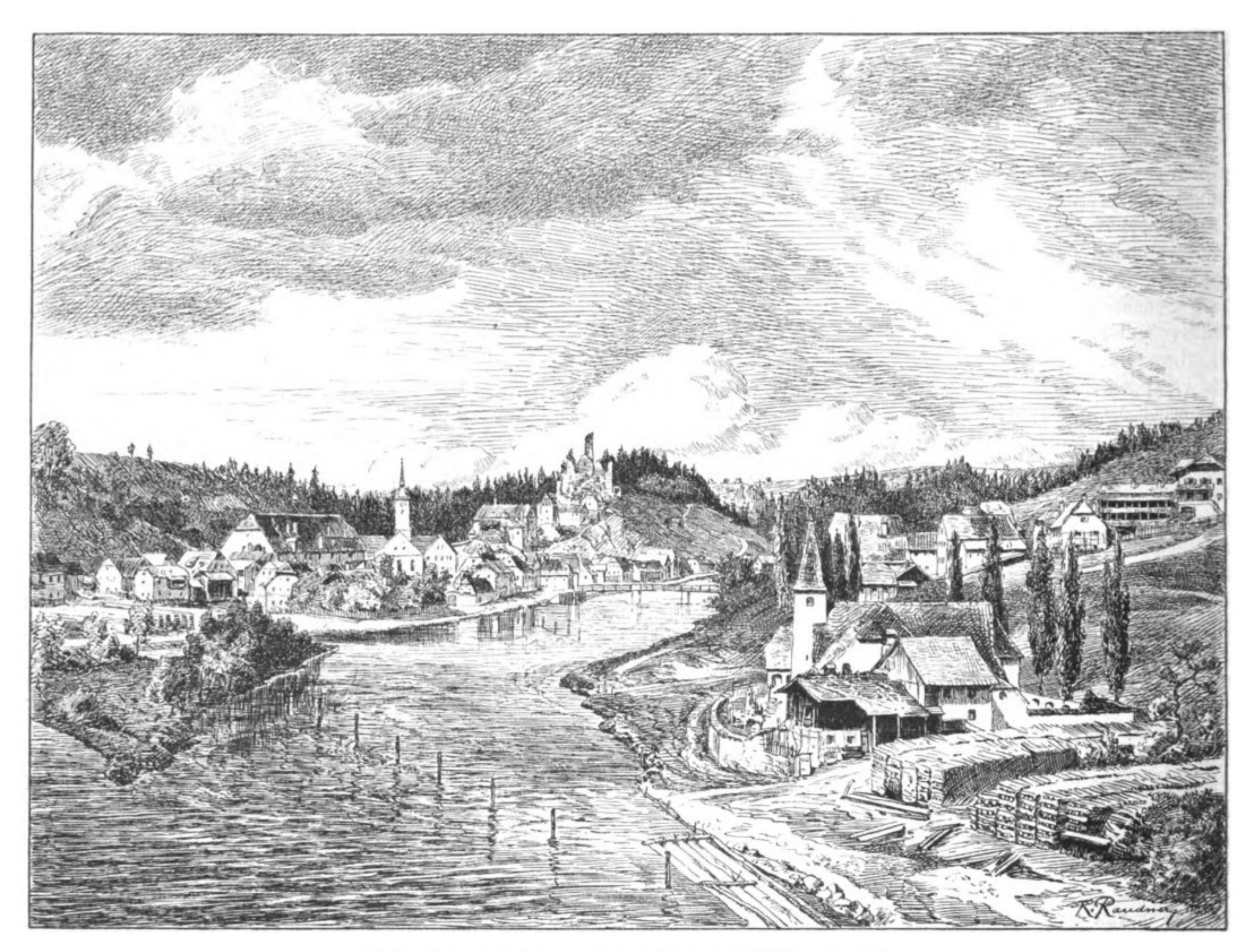
Sowohl von der Ruine als auch insbesondere von den umliegenden Höhen genießt man einen herrlichen Anblick des freundlichen Ortes mit seinen hübschen Häusern und der stattlichen Pfarrkirche. Dunkle Tannenwälder bilden den stimmungsvollen Abschluß der reizenden Landschaft, welche die Ilz eiligen Laufes durchmißt. Vor ihrer Vereinigung mit der Donau beschreibt sie noch wunderliche Krümmungen; es ist, als ob sie sich scheute, aus ihrer Waldeinsamkeit hervorzutreten. Daher umfließt sie in einem weiten Bogen den Felsenkegel, der die Ruine Reschenstein trägt, und krümmt sich dann um den Granitzacken, den die ehemalige Burg Hals krönt, so daß ihr Lauf fast einer liegenden arabischen Acht gleicht.

Die Umgebung von Hals ladet zu den herrlichsten Spaziergängen und Ausflügen ein. Prächtige Pfade, mit Ruhebänken versehen, schlängeln sich durch das Grün der Tannen, durch welches nur hier und da ein Lichtstrahl dringt. Die Wege sind genau bezeichnet, so daß man nicht erst langen Fragens bedarf, um sich zurecht zu finden. All das ist ein Werk des dortigen, von Herrn Lehrer Scheibenzuber gegründeten Verschönerungsvereines, der, von Herrn Pfarrer Einberger in Hals trefflich geleitet, die Hebung des Fremdenverkehrs daselbst bezweckt. Auch die von dem unermüdlich thätigen Vorstande des Waldvereins, Herrn Oberamtsrichter Niederleuthner in Passau, ins Leben gerufene „Kurkommission“ sucht, dieser Aufgabe gerecht zu werden und Hals und dessen Umgebung den Sommergästen zu einem trauten Heim zu gestalten.

Die ozonreiche Luft, die Nähe ausgedehnter Wälder, die geschützte Lage des Ortes und vor allem die heilkräftigen Ilzbäder, die bei Gicht, Rheumatismus und Nervenleiden von anerkannter Wirkung sind, lassen Hals als Kurort vorzüglich geeignet erscheinen. Wer gern „kneippen“ will, kann dieser seiner Leidenschaft nach Herzenslust frönen; denn seit zwei Jahren besteht daselbst eine Kneippsche Wasserheilanstalt unter ärztlicher Leitung. Das dem Herrn Ducrue gehörige ansehnliche Gebäude erhebt sich auf einem Hügel am linken Ilzufer, der eine prächtige Ansicht des Marktes gewährt. Es enthält große, luftige Räume; die Verpflegung ist bei mäßigen Preisen vortrefflich.

Einer der interessantesten Spaziergänge von Hals aus ist wohl der Besuch der Triftsperre am Fuße des Reschenstein. Durch eine der festesten Dioritmassen wurde ein Stollen von 130 m Länge, 4 m Breite und 4½ m Höhe gesprengt, aus welchem eine

bedeutende Wassermenge hervorbraust. Über den Kanal führt gefahrlos ein breiter Steg mit einem Geländer. Dichte Finsternis umgibt uns, und der betäubende Lärm der hervorstürzenden Wassermassen verschlingt jedes Wort, so daß wir uns einiger Beklemmung kaum erwehren können. Doch am Ausgange des Stollens harrt unser eine herrliche Überraschung, der Anblick der großartig angelegten Triftsperre, die auf neun Pfeilern und zwei Widerlagern ruht. Ein quer durch die Ilz gehender Rechen hat die Bestimmung, das in großer Menge daherkommende Triftholz festzuhalten. Alljährlich nämlich trägt die Ilz etwa 40000 Klafter aus dem Bayerischen Wald hinunter nach Passau. Zur Triftzeit ist dann der ganze Fluß mit den Holzmassen wie mit einem Mantel bedeckt. Der gewaltige Bau wurde 1827 begonnen und 1831 vollendet; die Herstellung des Stollens erforderte allein schon ein volles Jahr. A. Dr.



Markt Hals bei Passau. Originalzeichnung von Robert Raudner.

Ein ehrwürdiges Gebäude. Mit Freuden wird in Forchheim das Projekt der Erbauung eines neuen Rentamts begrüßt, wobei vom kgl. Finanzministerium 60000 Mark in den Etat eingesetzt wurden. Der Sitz des Rentamts befindet sich zur Zeit in einem der ehrwürdigsten Baudenkmale Deutschlands, der althistorischen Kaiserpfalz Karls des Großen, welcher Bau natürlich den neuen Verhältnissen nicht mehr entspricht. Schon unter Pipin, dem Vater Karls des Großen, stand dieser Königshof, und im Jahre 805 wird in dem Kapitulare des großen Kaisers diese Pfalz Palatium regium genannt. 855, 858, 871, 979 und 1076 fanden hier Reichsversammlungen statt; 872 beschloß in dessen Mauern Ludwig der Deutsche den Krieg gegen die Mähren, und 961 König Otto I. den Zug gegen den italienischen König Berengar. 897 ließ Kaiser Arnulf Krone, Scepter, Schwert und Speer, die Kaiserinsignien, allda aufbewahren, und im Jahre 900 wurde Ludwig das Kind hier zum Deutschen Kaiser erwählt und gekrönt, während im Jahre 1078 Heinrich IV. im Königshofe Forchheim von den deutschen Fürsten für abgesetzt erklärt, und Rudolf von Schwaben zum König der Deutschen erwählt wurde. Als späterer Sitz der Fürstbischöfe Bambergs beschloß hier Lampert von Brunn sein thatenreiches Leben. Das Schloß, welches noch eine mit bedeutenden Fresken versehene Kapelle aus der Kaiserzeit Karls des Großen enthält, die im Jahre 1835 der hochherzige König Ludwig I. selbst besichtigte und restaurieren ließ, dürfte als das Wahrzeichen von Forchheim in städtischen Besitz gelangen, nachdem es vom Staate jedenfalls veräußert wird.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 10. Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. 3. Jahrgang 1892.

Am Grabe Freyschlags.

Wem gilt des Zuges düst'res Prangen,
Wem diese florverhang'ne Pracht?
Wem dieser Kränze mächt'ge Fülle,
Der Trauerfackeln stolze Nacht?

Wen führt der Fürst des Landes selber
Mit höchster Ehren Sold hinaus?
Sprich, ist ein Sproß' dahingegangen
Von einem königlichen Haus?

Kein Fürst, kein Prinz ist hingegangen;
Der nur verschied, der stets aufs neu'
Dem Fürsten diente durch Jahrzehnte
In Pflicht und Ehren, Lieb' und Treu';

Der seines Herrschers weisen, milden,
Gerechten Willen allzeit trug
Getreu hinaus, ihm stand zur Seite
Treu bis zum letzten Atemzug.

Treu bis zum letzten Atemzuge,
Getreu bis an das off'ne Grab
Ehrt ihn sein Fürst, mit eig'nen Händen
Wirft er die Schollen selbst hinab.

Hinab, hinab! — Schlaf wohl Getreuer! —
Der Sarg versinkt, die Erde fällt.
Wohl dir, mein Land und seinem Fürsten,
Der so dem Treuen Treue hält!

München, 13. November 1891.

Georg v. Bemming.

D' Marei vom Brandstätterhof.

Eine oberbayerische Hochlandgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Otto v. Schaching.

(Fortsetzung.)

Da war's totenstill ringsum im Kreise. Die Bauern guckten sich beinahe die Augen aus dem Kopfe, vielen klaffte vor Spannung und Neugierde der Mund weit auf, denn der Antrag, welchen Herzog Max dem Branner Hiesl gestellt, war für sie wie eine Offenbarung.

Endlich fand der Hiesl einige Worte.

„Herr Herzog, dös is z'viel Ehr'", stammelte er.

„Weißt was?" versetzte der Herzog. „Überleg Dir's bis morgen. Dann tragst mir 'n Vogel nach Tegernsee 'nüber, und wir können weiter über die Sach' red'n. Nöt wahr?"

„Ja, Hoheit", brachte Hiesl noch eben hervor, von unsagbarer Freude durchdrungen.

Hierauf entwand sich der Herzog mit seinem Begleiter dem Kreise und verlor sich unter der übrigen Menge, durch welche wie ein elektrischer Funke die Nachricht von dem Glücke lief, das dem Branner Hiesl wie vom Himmel in den Schoß gefallen.

Der Branner Hiesl nahm den Fischadler vom Boden auf. Von allen Seiten regnete es Lobsprüche und Glückwünsche auf ihn ein, obschon auch mehr als einer der Bursche und Männer mit stillzehrendem Neide auf den Helden des Tages blickte.

Während sich Hiesl, umringt von einer Schar fragender und bewundernder Leute, langsam von der Stätte seines Ruhmes entfernte, traf sein Auge auf die Gestalt des Brandstätters, der ganz nahe dabei gestanden und alles gesehen und gehört hatte. Hiesl erhielt keinen besonders freundlichen Blick vom Gemeindevorsteher von Wörnsmühle und darob wunderte er sich nicht, obschon Gschwendtners zur Schau getragenes herbes Wesen nicht in letzter Reihe dadurch veranlaßt war, daß der Branner Hiesl vom Herzog Max denselben Karolin zum Geschenke erhalten, welchen der Brandstätter vor kaum einer halben Stunde verloren. Davon wußte nun freilich der Hiesl nichts, der für jetzt überhaupt viel zu sehr mit seinem Glücke beschäftigt war, als daß er dem Brandstätter mehr als einen zufälligen Blick und nur eine ganz flüchtige Aufmerksamkeit gezollt hätte. Sonst würde er bemerkt haben, wie jetzt ein Knabe sich dem Brandstätter näherte und ihn am Rockärmel zupfte.

„Was gibt's?" fragte Gschwendtner unwillig, indem er sich umkehrte. „Du bist's Xaver?" setzte er hinzu.

Es war ein Söhnchen des Brandstätters selbst.

„D' Muatter hat g'sagt, Du sollst glei' hoamgeh'", antwortete der Knabe, indem er sein Gesicht zu weinerlichen Falten verzog. „A Schandarm is da und will 'n Toni mitnehma."

Gschwendtner sah sprachlos vor Erstaunen auf den Kleinen.

„A Schandarm?" gurgelte er endlich tonlos. „Und an Toni . . .?"

„Will er mitnehma", wiederholte der kleine Bote und fuhr sich mit den Händen in die Augen, aus denen bereits die ersten Vorläufer eines kindlichen Ergusses rannen.

„Hast d' Muatter richti verstand'n, was s' Dir ang'schafft hat?" fragte der Brandstätter nachdrucksvoll, um sich zu vergewissern, daß sein Sohn keine falsche Kunde hergetragen habe. Aber die erneute Aussage des Knaben begegnete jedem Zweifel an der Richtigkeit des Gehörten. Gschwendtner begriff, daß er unverzüglich nach Hause müsse. Allein noch faßte er nicht den Zusammenhang der Dinge. Sein Sohn, der Toni, lag seit heute früh krank im Bette. Er war in der verwichenen Nacht, so gab er an, durch den Lärm der Haberfeldtreiber aus dem Schlafe gescheucht worden, und sei, um sich die Sache ein wenig näher anzusehen, auf die Berglehne hinausgeeilt, von der man bequem ins Thal hinabsehen konnte. Da habe er sich denn eine Verkältung zugezogen. Was klang einfacher und natürlicher als diese Erklärung?

Gschwendtner begab sich zuerst zu dem Schützenausschuß und teilte ihm mit, er könne, durch eine häusliche Angelegenheit heimgerufen, vorderhand am Schießen sich nicht weiter beteiligen, hoffe aber, bald wieder erscheinen zu können.

Der Brandstätter fand zu Hause die Dinge mit der Meldung seines Söhnchens übereinstimmend; er traf richtig einen Gendarm anwesend, und ehe eine Viertelstunde verstrichen war, hatte Gschwendtner den Zusammenhang der Dinge deutlich genug begriffen. Sein ältester Sohn, der Toni, war beschuldigt, bei dem Haberfeldtreiben der letzten Nacht sich beteiligt zu haben. Und der Beweis für diese Anklage? Nichts war für die Behörde leichter gewesen als dieser Beweis.

Die papierene Mütze, welche der Gendarmeriekommandant in der letzten Nacht gefunden, war unweit des Fußes der Berghalde gelegen, auf welcher man zum Brandstätterhofe gelangte; die Mütze war aus den Blättern einer Münchener Zeitung verfertigt worden. Die bei dem Postamte Miesbach durch die Gendarmerie angestellten Nachforschungen führten zu dem Ergebnisse, daß im ganzen Postbezirke das betreffende Blatt nur zwei Abonnenten zähle, von denen der eine ein Pfarrer und der andere der Gemeindevorsteher Gschwendtner von Wörnsmühle sei. Da sich sowohl bei einem Geistlichen wie auch bei Gemeindebeamten eine Teilnahme an einem Haberfeldtreiben von selbst ausschloß, so lenkte sich der Verdacht zunächst auf Toni, den ältesten Sohn des Brandstätters. Dieser Verdacht wurde auf die Stufe unumstößlicher Gewißheit gehoben, als der nach dem Brandstätterhof abbefohlene Gendarm den Toni im Bett fand.

In Gegenwart des Vaters mußte sich Toni einer körperlichen Untersuchung durch den Gendarm unterwerfen.

„Mei' Kommandant und ich", berichtete der Diener der Sicherheitsbehörde, „sind gestern nachts zur Verhaftung des Rangllenz beordert word'n. Der Zufall hat uns mit den Wachtpost'n der Haberer zusammeng'führt, die zuerst auf uns g'feuert haben. Auf dies hin haben wir auch scharf g'schossen. Bei einem von den Haberern hab' ich, das weiß ich g'wiß, nach den Füßen gezielt, und . . . da seht, Brandstätter, das ist der Streifschuß."

Richtig! Am linken Wadenbein Toni's war jetzt eine ziemlich tiefe, blutige Rünste zu sehen, eine Kugelwunde.

„Hast Du gestern trieb'n, Toni?" fragte der Brandstätter.

„Ja, i bin dabei g'wen", gestand Toni ruhig die Wahrheit.

„Nacha hast Dir d' Folg'n selber zuaz'schreib'n", sagte Gschwendtner ernst und streng. „G'schieht Dir recht, Bua."

Toni sollte also von Gesetzeswegen mit dem Gendarmen in die Untersuchungshaft nach Miesbach wandern; aber der Brandstätter, so streng er auch sonst sein mochte, wollte doch nicht zugeben, daß man seinen Sohn wie einen gemeinen Verbrecher am hellen Tage fortschaffe.

„Herr Gendarm", sagte er mit einer Entschiedenheit, gegen die er, soweit man ihn kannte, keinen Widerspruch aufkommen ließ, „mei' Bua is schuldi und er muaß g'straft werd'n. Aber wia an Spitzbuab'n laß i' 'n nöt transportir'n, und sei Fuaß is a' nöt darnach, daß er marschir'n kunnt. I steh' mit mei'm Nam und meiner Person als Gmoandvorsteher guat für mein Buab'n und sorg' dafür, daß er si', wenn sei' Fuaß wieder g'recht is, beim G'richt selber stellt."

Der Gendarm versuchte noch einige Einwendungen. Allein Gschwendtner wich keinen Zoll breit von dem, was er einmal als sein Recht erkannte.

„I kenn 's G'setz a'", betonte der Brandstätter mit Selbstbewußtsein, „und i woaß, wia weit a Gendarm und wia weit i geh' därf."

Damit war die Sache entschieden, und zwar um so mehr, als der Gendarm noch keine formelle Vollmacht in Händen hatte, eine Verhaftung vorzunehmen. Er hatte eigentlich mehr auf eigene Faust und Verantwortlichkeit handeln wollen, wäre ihm nicht die Festigkeit des Gemeindevorstehers von Wörnsmühle entgegengestanden.

Der Gendarm ging. Toni blieb im Bette liegen, weil, wie er bemerkte, der Fuß ihn schmerze, und er sprach die volle Wahrheit. Der Brandstätter aber erschien bald wieder unten im Thale bei den Schützenbrüdern. Er wollte dadurch den Glauben erwecken, daß seiner vorübergehenden Abwesenheit nichts von Belang zu Grunde gelegen, und in der That schien dieselbe nicht weiter aufgefallen zu sein.

Am Abend kehrte der Brandstätter vom Schießen mit dem zweiten Preis heim, bestehend aus einer seidenen Fahne und etlichen zehn Guldenstücken daran. Aber sein Humor war deswegen um nicht viel gehobener. Der Branner Hiesl hatte auf dem „springenden Hirsch" das Erste gewonnen, hatte sich mit einem einzigen Schusse nicht nur eine stattliche Beute, sondern auch einen Karolin geholt und, was noch schwerer wog, die Aussicht auf einen Dienst beim Herzog Max.

„Aber wenn der Hiesl glei' der Herzog selber war', mei' Diandl kriagt er dengert nöt", knurrte der Brandstätter finster in sich hinein und mit diesem verbissenen Vorsatz näherte er sich jetzt seinem Gehöfte.

Um dieselbe Zeit saß der Branner Hiesl bereits daheim in seinem Häuschen zu Niklasreuth und erzählte der verwundert aufhorchenden Schwester von dem Glücke des heutigen Tages und von seinen Plänen für die Zukunft. Und die frohe Zuversicht, die Hiesl in seiner Brust trug, fing an, auch die Schwester zu beleben.

VIII.

Südlich vom Leizachthal und südwestlich vom Wendelstein liegt der Miesing. Vom Fuße des Berges, der sog. Miesebene, schlängelt sich durch prächtigen Hochwald ein Saumweg empor, auf dem man nach dritthalbstündigem Steigen zu zwei Almenhütten kommt, die auf der Südseite des Miesing in einer breiten Thalmulde, Kleintiefenthal genannt, eingebettet liegen. Ringsum zieht sich ein Kranz von Bergen: Der Jägerkamm, die Rote Wand, die Eipelspitze, die Marold-Schneid.

Die eine der beiden Almenhütten gehörte dem Heiß von Gschwendt. In der Nähe weidete auf saftiger Bergwiese schönes Rindvieh, und das melodische Geläute der Kuhschellen drang in weichen Tonwellen heran.

Drinnen in der Hütte scheuerte eine nicht mehr ganz junge, aber kräftige Senndirne den großen Kessel überm Herde. Sie war nicht hübsch und nicht häßlich, aber flink und gewandt bei der Arbeit, und ihre bloßgelegten, fleischigen Arme hätten ebensogut einem Metzger gehören können.

Ein langgezogener Juhschrei fesselte jetzt plötzlich ihr Ohr. Gundl erhob den Kopf von der Arbeit und trat unter den Eingang der Thür.

„Dös is der Heiß", sagte sie und blickte hügelabwärts, in derselben Richtung zugleich einen kräftigen Juchzer als Antwort entsendend.

Gleich darauf bog um ein Felseneck ein Mann, auf dem Rücken eine Kraxe (Butte) tragend und von Zeit zu Zeit die scharfe Spitze des Bergstockes in den Boden stoßend.

„Grüaß Gott", rief der Ankommende der Dirne entgegen.

„Grüaß Di Gott, Bauer", antwortete Gundl. „Bist endli da? Und bist alloans kemma?"

„Ganz alloans", bestätigte der Heiß von Gschwendt, der Herr dieser Alm. „Wia geht's enk da herob'n? Wo is denn 's Marei?"

So redend schritt der Bauer in die Hütte hinein, ließ die Kraxe vom Rücken gleiten und lehnte den Bergstock in die Ecke.

Unterdessen erstattete Gundl ihrem Brotherrn Bericht, wobei sie die muskulösen Arme in die Hüften stemmte.

„Bei uns is alles guat beianand, Gott sei Dank", sagte sie. „Der Goasbock hat sie neuli an Hax'n verstaucht, 's geht eahm aber scho wieder besser, 's Scheckei is in a Tuif'n (Tiefe) einig'fall'n, hat si aber nix than, und 's Marei hat viel Hoamweh. So, iatzt woaßt die ganz' Almneuigkeit, Bauer."

„So, 's Marei hat Hoamweh", redete der Heiß. „Und wo is 's Deandl?"

„Wasser holt s'", lautete Gundls Antwort. „Sie is erst vorhin furt, Du woaßt, zum Brunna is weit. A guate Viert'lstund wird's scho' dauern, eh' s' z'ruck kimmt."

Jetzt machte der Heiß einen Gang durch die Hütte, besichtigte den Milchkeller, die Buttervorräte und setzte sich dann auf die Gred draußen, sich der milden Herbstsonne erfreuend, welche ins Thal hereinflutete. Er dachte an Marei, seine Verwandte. Sie war seiner Schwester Kind. Morgen waren es bereits acht Tage, daß der strenge Vater sie da herauf geschickt auf die einsame Alm, von wo sie selbst nach dem Abtrieb der Herde nicht nach Hause kehren, sondern nach Gschwendt zum Bruder der Mutter gehen und dort bleiben sollte, bis sie mit Bezug auf den Branner Hiesl eines andern Sinnes geworden. Diese Botschaft hatte der Brandstätter seinem Schwager an Marei gestern noch eigens mitgegeben. Der Heiß, der Marei sehr zugethan war, hatte wohl Fürsprache beim Schwager für die verbannte Tochter eingelegt, aber den harten Kopf desselben nicht zu beugen vermocht.

Während der Bauer vor der Almenhütte saß, in Gedanken bei Marei weilend, befand sich diese weiter unten im Thale, wo zwischen Felsen an einer gewissen Stelle ein Brunnen plätscherte. Von hier mußte sie täglich das Wasser einige Male holen, eine ziemlich beschwerliche Verrichtung, da die Quelle gut gezählte zehn Minuten weit von der Hütte entfernt war, und der Weg von ihr zurück bergauf führte.

Eben wollte sich Marei mit ihren beiden gefüllten Eimern entfernen, als es hinter ihrem Rücken im Gebüsche rauschelte. Sie sah sich um. Ein Mann, mit einer Jagdflinte bewaffnet, trat auf sie zu.

Der Ausdruck höchster Überraschung legte sich zuerst auf Mareis Züge. Dann bemächtigte sich ihrer lebhafter Unwille.

„Was willst'n Du da Lenz? Was treibt denn Di aufa auf d' Alm? Mir brauchst nimma unter 's G'sicht z'kemma, Du falscher Tropf, Du."

Es war der Rangllenz, dem diese Worte galten. Noch wußte Marei nichts von dem, was seit ihrer Abwesenheit in Wörnsmühle vorgefallen. Sie hatte keine Ahnung, daß ein Verbrecher vor ihr stehe, nach welchem die Gendarmen fahndeten.

Jetzt erst fiel dem Mädchen das verlotterte Aussehen des Burschen auf. Die Züge des Rangllenz waren bleich und verstört, eine gewisse Angst lag in seinem Blicke. Seine Kleidung war schmutzig und zerfetzt.

„Und was thuast denn Du mit der Büchs'n da?" fragte Marei, auf die Flinte deutend. Ihre Stimme klang fast wie eine Anschuldigung.

„Spatz'n schiaß'n", lachte der Lenz in einer Weise, die lustig sein sollte, aber den Zwang nicht verhehlen konnte, den sich der Bursche anthat. Das Lachen stand ihm sehr schlecht zu Gesichte.

„Du bist scho' z'weg'n ebbs anderm da", nahm Marei wieder das Wort, und der Unwille wogte heftiger in ihr auf. „I kenn' Di iatzt, Lenz, i durchschau' Deine Finess'n. Der Branner Hiesl is mei' Bua und bleibt's, und wenn i glei' mei' ganz Lebn' lang a Sennerin macha muaß. Mit Deiner Falschheit hast nix, gar nix gwonna, als daß i Di hass', wia ma' nur an Mensch'n hass'n kann."

Mareis Gesicht glühte vor Zorn. Sie wandte sich von Lenz ab und wollte sich nach ihren beiden Eimern bücken, um aus solcher Gesellschaft hinweg zu kommen. Plötzlich aber fühlte sie sich rückwärts von zwei Armen umfaßt. Sie sah sich in der Gewalt des Rangllenz. Eine wilde Glut loderte in seinen Zügen. Marei erschrak bis ins Innerste bei dem Brand seiner Augen. Der versengende Atem seines Mundes streifte ihre Wangen wie der Atem eines Raubtieres.

„Laß mi aus, Lenz", befahl sie mit flammendem Gesichte. Sie that einen gewaltigen Schrei, in der Hoffnung, Gundl werde sie droben in der Almhütte vernehmen.

„Mir muaßt g'hör'n, Marei, mir, oder i bring Di um", keuchte Lenz von stürmender Leidenschaft getrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Malerische Briefe aus Franken an eine Münchnerin.

Von G. v. Bemming.

Bayreuth im Fichtelgebirge.

Gnädige Frau!

Wirklich, Sie wollen nach unserm Franken kommen, und ich soll Ihnen Eintrittskarten für den „Parsifal" besorgen? Glück auf! gnädige Frau, dabei werden Sie doch auch unsere Berge besuchen?

„Unsere Berge?" — Sie lächeln spöttisch und denken leuchtenden Auges an Ihre Wendelstein, Watzmann, Zugspitz, und wie Ihre Lieblinge der bayerischen Alpen alle heißen.

Nun ja, gnädige Frau, bayerische Alpen sind unsere Fichtelgebirger Höhen keine, aber doch Berge so eigenartig, eng und fest in sich abgeschlossen, daß sie auch alle nur mit dem einen Gesamtnamen „Der Vichtelberg" bezeichnet werden — Berge voll eines ernsten, fesselnden Zaubers, voll herrlicher, würziger Wälder und mächtiger Einsamkeit, voll frischester Quellen und köstlichster Luft, voll wilder, riesiger, zerfallener Burgen, voll sinniger Sagen und wundersamen Mahnens an eine untergegangene große, düstere germanische Götterwelt, voll geheimnisvollen Klingens aus uralten Bergwerksschachten — Berge, die auch ihre Sänger haben und hatten, zu jeder — aber vor allem vor alter Zeit.

Ja, ihr blauen, duftigen, vielbesuchten Alpengipfel, die ihr euch unserer königlichen Bavaria im Süden als Schemel ihrer Füße gelagert habt, diese granitenen, dunklen, fichtengrünen Berge, welche ihr das schöne, ernste Haupt krönen, sie waren nicht immer so gering geachtet, wie heute. Mancherlei Sänger und Lobredner priesen sie laut: „mons pinifer Germaniae altissimus" nannte sie einer und ein anderer gar „Paradisus pinifer" oder „Teutsches Paradeis" und sang dazu:

„Hier sproßt manch schönes Reiß,
Die Thiere finden Speiß,
Erz ist in gutem Preiß,
Schweigt aller Künste Fleiß.
Von Krieg man wenig weiß,
Die Seuchen sind was Neu's
Und gießt 4 Flüß im Kreis
— Heißt Deutschlands Paradeis."

Auch kann darüber kein Zweifel sein, daß, wenn ihr sie auch an reizvoller, mannigfaltiger Schönheit übertrefft, sie euch doch entschieden an Bedeutsamkeit und Vornehmheit der Stellung vorangehen. Denn erstens seid ihr nur eine bescheidene Seitenlinie der großen Familie „die Alpen", während das Fichtelgebirge einen eigenen, selbständigen, unabhängigen Stamm bildet. Zweitens kann es sich auch ohne Überhebung das Herz Deutschlands nennen, da es gerade im Mittelpunkt Deutschlands — fast kann man sagen Europas — gelegen ist. Drittens bildet es auf diesem erhabenen Standpunkt eine hochbedeutsame Wasserscheide und führt, den Funktionen des Herzens getreu, den drei Hauptadern unseres deutschen Landes, Donau, Rhein, Elbe, Nahrung zu.

Viertens aber — und dies ist für die gnädige Frau gewiß das Wichtigste — kann eine so begeisterte Wagnerianerin als Sie, für ihre „Pilgerfahrt" zum „Parsifal" gar keinen stilvolleren

Fuß- oder Umweg wählen, als über die romantischen, dämmer- und zaubervollen Thore und Grotten dieser granitenen Gipfel, den unzweifelhaften Vorbildern der „Wandeldekoration“ im „Parsifal“, wie einst wohl die rabenumrauschten Höhlen und götterdurchwandelten Waldheiligtümer der „Nibelungen“.

Und darum also, gnädige Frau, lassen Sie denn von Weiden aus Ihre Münchener Freunde „linkswärts“ weiterfahren und rollen Sie nach Markt Redwitz weiter, von wo aus Sie dann mit einem Schritt — —

Aber nein, — Sie wollen „den schnellsten Weg zu Ihrem Parsifal!“ — Nun auch gut — so lassen Sie denn zuerst auf goldenen, rauschenden Wogen das wunderbar tönende Traumbild an sich vorüberziehen. Um so lieber werden Sie danach Ihre seltsam gehobene, schönheits- und traumestrunkene Stimmung nicht in dem lärmenden Getriebe eines Eisenbahnwagens sich verstauben, sondern Sie werden sie um so lieber während einer erquickenden Fußwanderung durch eine stille, ernste, große Natur rein und voll ausklingen lassen.

Wandern wir denn, mit möglichst beschränktem Wanderbündelchen — Alpenausrüstung brauchen Sie keine, auch keine Bergschuhe, wiewohl wegen des scharfen Granitgesteins derbe Fußbekleidung ratsam ist — frischauf in die Berge hinein.

Zwei Wege stehen uns offen, von denen uns jeder durch ein schönes, frisches Thal dem Herzen des Gebirges zuführt, dem eigentlichen Fichtelberg, der Centralgruppe[1]), gebildet aus einer welligen Gesamterhebung, aus welcher als höchste Kuppen der Schneeberg und Ochsenkopf und die ebenfalls meist hierher gerechnete, aber durch einen breiten Sattel entrückte Kösseine hervorragen.

Der eine Weg führt uns über Weidenberg-Sophienthal durch das langgestreckte, hochgebirgisch schöne Steinachthal, der andere durch das weniger eigenartige, aber nicht weniger schöne Weißmainthal.

Bei beiden Wegen müssen wir zuerst die hochgelegene, frischlustige, äußere Fichtelgebirg-Bergebene, auf welcher Bayreuth liegt, überschreiten. Darum wählen wir den kürzeren der Wege über Goldkronach-Berneck in das Mainthal. Fürchte ich doch, daß selbst auf diesem nichts Ihrer halb spöttelnden, halb gelangweilten Laune Beachtung ablocke, als etwa — wann blieben denn Damen gegen Toilettenfragen gleichgültig? — der eigentümliche Kopfschmuck, welcher als so ziemlich der letzte Rest einer wirklichen Tracht — die der Mistelgauer ausgenommen — noch recht häufig hier herum sichtbar ist.

Dieser Kopfschmuck besteht aus einem hohen Kamm, welcher einen vielteiligen, handbreiten Zopf feststeckt, und um welchen, die übrigen Haare vollständig verbergend, ein schwarzes, zusammengefaltetes Tuch, gleich einem Turban, gelegt und mit breiter Stirnschleife gebunden ist.

Um nichts zu übergehen, was allerwärts als bemerkbar gilt, führe ich Sie den Umweg über den vielgenannten Fichtelgebirger Badeort Berneck. Nicht als ob ich Ihnen damit imponieren wollte — behüte! Ich will ihn auch nicht als einen direkten Repräsentanten meiner lieben Waldberge genommen sehen. Aber im Vorbeigehen möchte ich nur einen kurzen Blick erbitten für das anmutig-romantische Städtchen mit seinem alten, vom Bärenwappen geschmückten Turm, das in die hohen, ruinengekrönten Felswände der perlenhaltigen Ölsnitz eingebettet ist.

Also lassen wir die Ölsnitz (itz ist slawisch Flüßlein) mit ihrem slawischen Anklang und steigen das urgermanische Mainthal hinauf. Mit dem letzten der lustwandelnden Kurgäste schwindet auch das Laubholz, und bald tritt das prächtige, hochstämmige Nadelholz mit seinen dunklen Farben, seinem machtvollen Rauschen, mit seinem würzigen Duft, welcher die von jetzt an auffallend frische und reine Luft durchsetzt, in sein Recht — das ist das charakteristische Merkmal des Fichtelberges.

Ja, so sehr ist dieser Duft die Seele, sind diese Hochwälder dunkler Tannen und Fichten das Wesentliche dieser Berge, daß man gewöhnlich den Namen von „Fichte“ ableitet. Gewiß mit Unrecht; das wird auch der sagen, welcher mit den geistreichen Auseinandersetzungen Scherers nicht einverstanden ist. Dieser läßt den Namen vom alten deutschen Wort: vichtil = heilig, herkommen. Nach ihm wäre der „Vichtelberg“ eine Kultusstätte der Alten Deutschen gewesen; ja sogar jene Hauptkultusstätte, von welcher Tacitus in seiner Germania, Cap. XXXIX, also berichtet: „. . . zu einer festgesetzten Zeit kommen alle stammverwandten Völker (der Semnonen, Haupt der Sueven) durch Gesandte vertreten, zusammen in einem durch der Ahnen Weihe und Ehrfurcht heischendes Alter heiligen Wald und beginnen da mit öffentlicher Menschenopferung ihres barbarischen Götterdienstes grauenhafte Feier. Niemand betritt ihn anders als gefesselt, zum Zeichen der Unterwürfigkeit vor der Gottheit Allmacht. Fällt jemand zu Boden, darf er weder aufstehen, noch sich aufrichten lassen: auf der Erde muß er sich hinwälzen. Bei diesen Gebräuchen geht man von der Anschauung aus, daß hier die Wiege des Volkes, hier der alles beherrschende Gott, alles andere abhängig und unterthan sei.“ —

An der Pforte zu diesem geheimnisvollen Waldheiligtum liegt das Dörfchen Goldmühl, mit seinem Namen an die alte Fichtelberger Herrlichkeit mahnend und an das Bischofsgrüner Glassprüchlein:

> „Von Gold und Silber ganz durchflochten
> Ist mein edles Eingeweid'.
> Adams graues Alter reichet
> Nicht an meine Frühlingszeit.“

Aber ach, die Goldmühle mahnt nur an verschwundene Schätze, an eine versunkene Herrlichkeit.

O, lächeln Sie nicht ungläubig, gnädige Frau, wirklich gab es hier einst eine Herrlichkeit. Die Herrlichkeit eines Bergbaues, der anerkannt der älteste in Deutschland war, welcher so früh begann, daß ein tiefes Dunkel über die ersten Bergleute herrscht, daß über die Richtigstellung ihrer Namen: Wahlen = Wälsche?, Wenden = Veneter = Venediger? noch immer zweifelnd gedeutelt wird, und der doch noch bis zum Dreißigjährigen Krieg reiche Beute an Gold, Silber, Zinn,

[1]) Das ganze Gebirge, (14 Quadratmeilen außer den Vorlanden) besteht aus einem Centralknoten und zwei Armen: der Waldstein- und Weißensteiner Kette, welches Dreieck die innere Hochebene (7 Quadratmeilen) — das weite Egerthal — umschließt. — Das Gebirge gehörte mit zu dem Nordgau, welchen Karl der Große Bayern übergab, der aber bald wieder abgetrennt wurde, um 1000 Jahre später wieder in die alte Hut zurückzukehren. — Die Bewohner des Gebirges werden als von Slawen (Serben, Wenden) und von Germanen herstammend angenommen, und zwar hätten, wenigstens nach Scherer, die Slawen in den Thälern, die Germanen auf den Höhen gesiedelt.

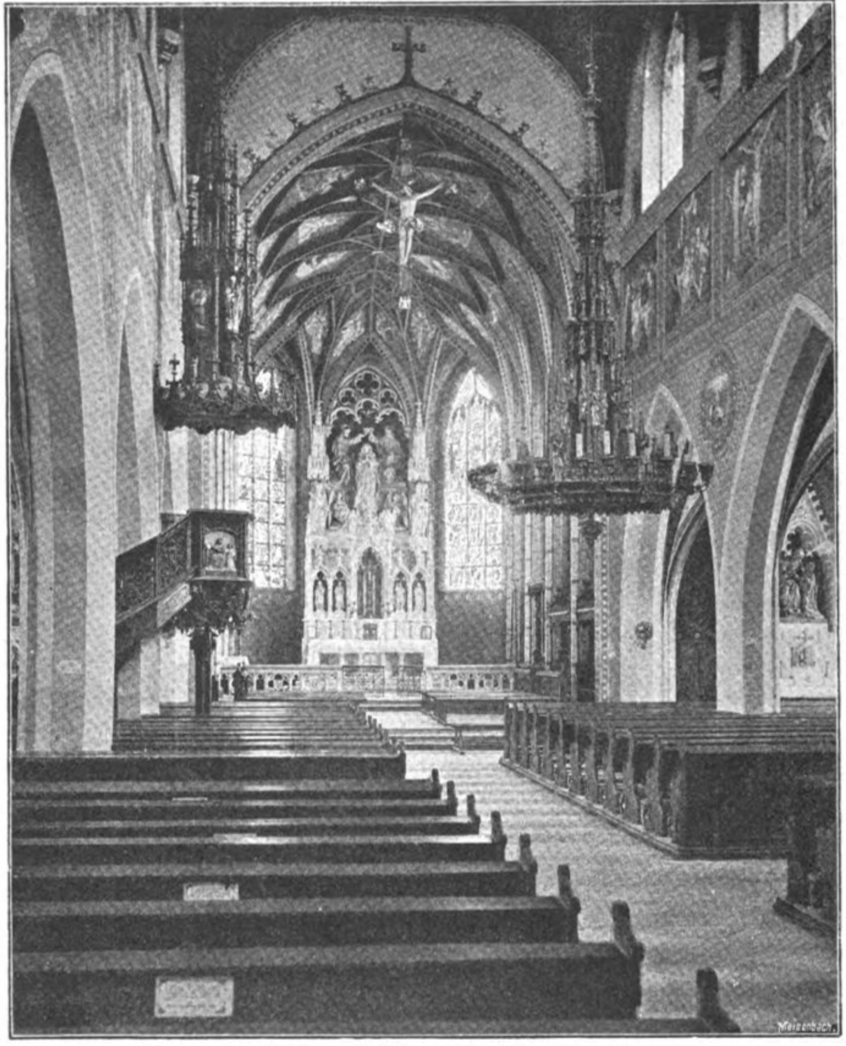
Kupfer, Eisen 2c. 2c., selbst an edlen Gesteinen an das Licht brachte.

Jetzt freilich sind diese Schachte ausgenommen, die in den östlichen Gebirgsausläufern liegenden Arzberger Eisenwerke, in Schlummer gesunken, verschüttet, verwachsen sind die Einfahrten, und nur Sagen, reich quellende Sagen bringen die gewandelte Kunde auf den heutigen Tag.

Ja, die Sage mit dem traumhaft verschleierten Blick ist die Künderin dieses fest geschlossenen granitenen Waldheiligtums, darin „selbst die römischen Adler nicht horsteten" — die Sage, nicht die kläräugige Geschichte, welche selbst die von den äußeren Abhängen aufragenden, verfallenen, längst zerstörten wilden Burgen nur mit flüchtigem Griffel in ihre Tafeln aufgezeichnet hat.

Um so reicher quillt der Sage stets sich erneuernder Born; wundersam vermischt sie Gestalten alter Götter, alter Kaiser, vermischt sie Alben, Schatzgräber und Bergleute. Wodan und seine Walküren brausen als „wilde Jagd" durch die Thäler, Karl der Große schläft im Berge, goldene Kirchen öffnen sich dem Sonntagskinde.

Überall klingt es in diesem armen, karg gesegneten Lande von unermeßlichen Schätzen von Gold und Silber und funkelnden Edelsteinen.



Inneres der Kirche zu Kelheim. Ostansicht. (Zu Seite 118.)

Ach, wie gespannt Sie jetzt aufhorchen: „Einen Schmuck, o wie schön!" Wollen Sie ein wenig schatzgraben? Dafür kann Rat werden — wofür gäbe es denn die berühmten Fichtelberger alten und uralten „geheimen Bergbüchlein", deren älteste schon von den „Wahlen" stammen sollen.

Aber, ob wir etwas finden werden, wenn wir den Ort suchen: „gegen den Berg, daselbst stehet eine Fichten, daran habe Ich ein + gehauen", und dann den Rat befolgen: „raume die wurtzel auff vndt stoß das wasser aus der Grube, so findestu einen mächtigen Goldgang".

Vielleicht würde uns dann die Goldmühle weiter helfen können.

Aber nein, diese hat ja längst nichts mehr mit edlem Golde zu thun, jämmerlich ist sie zur Sägemühle degradiert worden.

Auch alle die vielen übrigen Wasserwerke, die einst dem Bergbau gedient haben, alle ehemalige Hämmer und Hütten sind ähnlich umgewandelt worden, denn fleißig muß der junge Main trotz allem immer noch sein, fleißig, wie die unermüdlichen, intelligenten Bewohner dieses Berglandes, dessen unwilliger Boden und langer Winter sich nur kärgliche Nahrung abringen läßt, und welche an sich des Geologen Cotta Wort voll bewahrheiten: „Jede Schwierigkeit, welche der Bodenbau dem Leben darbietet, regt zur Besiegung, jeder Vorteil zu seiner Ausnutzung an. Das alles übt und stärkt den Geist. Je mannigfaltigere Hemmnisse 2c. 2c., um so mehr geistige Anregung."

Ja, fleißig muß er sein, der kräftig strömende Main, — da stehen wir schon wieder vor einem Werke — (ein schönes deutsches Wort, wofür man anderwärts wohl gewiß „Fabrik" gebrauchen würde). Diesmal ist's eine Papiermühle geworden, die nicht aus Lumpen, sondern aus Holz Papier fertigt. Nicht lange nachdem sie an uns vorüber, arbeiten seine Wellen in Glasschleifen (Polierwerk).

Dazwischen freilich rauscht er oft lange Zeit einsam dahin und endlich bleibt er auch einsam, und nichts von Menschen regt sich mehr ringsum. Keine anderen Laute mehr sind hörbar, als das Wellenspiel des verborgen im Waldesdickicht dahineilenden Mains, als das Plaudern der frischen Quellen, die zu ihm hinunter rinnen, als das Rauschen des Hochwaldes, der die Bergwände hinaufdunkelt, jenes wundervolle Rauschen, leise heranziehend, mächtig aufschwellend, träumend verhallend, gleich einem Wogenschlag des geheimnisvoll anwachsenden, geheimnisvoll verklingenden Wagnerschen Orchesters, gleich einem Mahnen an Wodans Nahen.

Und wirklich dort im Dickicht, wie seltsam liegen dort kräftige Stämme, zersplittert, gebrochen, als sei eben Wodan,

der Wanderer, im flatternden Mantel durch den Wald geschritten und habe mit machtvollem Griff sie geknickt.

Freilich der Förster, der hier zu allen Zeiten, sein Pfeifchen im Munde, das Revier abgeht oder das Balzen des Auerhahnes erlauschen will und des königlichen Hirsches mächtigen Schrei, der wundervoll von den Höhen durch die einsamen Thäler dringt, freilich der wird Ihnen sagen, die Stämme habe nur ein Windbruch niedergeworfen.

Aber, nicht wahr, gnädige Frau, wir wissen es besser und lassen uns lieber von den rauschenden Wellen des Mains Märchen erzählen, rastend hingelagert auf den köstlichen Waldboden.

Ah, dieser einzig schöne Fichtelberger Waldboden. Dieser tiefe leuchtend grüne Moosgrund! Niedlich lugt zwischen ihm das herbe, frische Fichtelberger Waldeskindchen, die eben sich rötende Preißelbeere (Vaccinium Vitis idea L.) die freundliche Nährerin der sammelnden Kinder und Frauen.

Ist sie erst einmal aus den emsigen Händen der kleinen Leutchen in die der zahlreichen Händler übergegangen, so wandert sie in riesigen Mengen weit, weit in die Lande, ja bis über das Meer, und trägt so ein Stück von der würzigen Frische des stillen, verschlossenen Fichtelberges in die große Welt hinaus.

Über ihr steht ihr dunkeläugiges Schwesterlein, die Schwarzbeere (Vaccinium Vitis myrtillus L.). Auch sie wird in dem armen Ländchen, da man jede, auch die kleinste Gabe der Natur sorglich verwertet, gesammelt; teils eingekocht und teils getrocknet wandert auch sie bis über die See, wird auch in Apotheken zu Heilmittelchen verbraucht und außerdem auch zu — hm — ja — sie hat ja ein süßes rotes Blut, die kleine Beere — aber ich will Ihnen doch die Freude an Ihrem nächsten Glas „echten Bordeaux“ nicht nehmen — ich schweige und pflücke Ihnen das Edelweiß, die Alpenrose des Fichtelberges: die geheiligte Johannisblume (Arnica Montana L., Bergwohlverlei).

Steht sie auf ihrem hohen, schlanken Stengel nicht da, wie ein sonnengoldener, aus den lichten Haaren Freyas gewobener Stern? Einst hat sie bei der alten heidnischen Sonnwendfeier, dem christlichen Johannistage, dem Beginn ihrer Blütezeit, auch eine Rolle gespielt, und noch umschwebt sie ein wunderkräftiger Zauber. Da ist fast kein Haus oder Hüttchen, wo nicht die gelben Sterne getrocknet oder in Spiritus gesetzt werden, um ein heilsames Mittelchen, „das für alles gut ist“, im Hause abzugeben. Aber auch zum Verkauf wird die, medizinisch sehr geschätzte Blume gesammelt; ihre braune Wurzel wandelt sich den kleinen Leutchen zu ausgegrabenen Schätzen, ihre goldfarbenen Sterne zu klingender Münze — freilich sind's nur Pfennige.

Nun aber ist genug gerastet, steigen wir wieder zur Straße hinauf, die sich in gleicher einsamer Schönheit Viertelstunde auf Viertelstunde dahin zieht. Wie leicht geht es sich in dieser köstlichen, reinen tannenduftigen Frische, kaum merken wir, daß wir steigen und doch sind wir, da wir jetzt auf die Bischofsgrüner Reuttung heraustreten, seit Berneck ganz beträchtlich „emporgekommen“: Berneck liegt 290 m, Bischofsgrün 680 m.[1])

Nun stehen wir vor der Bischofsgrüner Flur, nicht eine blühende, reiche saatengoldene, wie sie sich um altbayerische

Inneres der Kirche zu Kelheim. Westansicht. (Zu Seite 118.)

[1]) Bischofsgrün, an einem Abhang des Ochsenkopfes, ist der höchstgelegene größere (1400 Einw.) und vermutlich älteste Ort des Gebirges, seine Glashütten bestanden schon vor 800 Jahren. Der Name ist nicht gedeutet; die slawische Endung „grün“ = Hang, weist auf die slawische Gründung hin; doch ist hierum germanische Wortbildung ꝛc. vorherrschend. Der Ansicht Scherers, daß die Slawen stets die Thäler, nicht die Höhen suchten, widerspricht Bischofsgrün nicht, da es zwar hoch, aber immerhin an dem zum Mainthal gehenden Hange des Ochsenkopfes liegt. Im Jahre 1887 ist der Ort zum großen Teile abgebrannt.

Dörfer lagert. Nein, die Getreidefelder, welche hier reifen zu einer Zeit, da in anderen fruchtbaren Gegenden längst nur mehr Stoppeln stehen, sind gar dünn, klein, kärglich bestellt. Nur der derbere Hafer und der heimische Lein, welcher besonders in den nördlichen Vorlanden, um Münchberg, das bleiche, stille Völkchen der Weber geschaffen hat, steht gedeihlich. Am üppigsten aber breiten sich die Kartoffeln aus, welche mit ihrem dunklen Grün wesentlich zu dem äußeren, ernst gefärbten Bilde des Ländchens gehören, wie ihre Frucht das bedeutsamste Nahrungsmittel bildet, und deren Wachsen, Gedeihen, Reifen allzeit und überall die große Frage des Tages ist.

Durch diese stille Flur führt der Versuch einer Allee zum Orte hinan, eine Allee aus der Vogelbeere, dem Zierbaum des Fichtelbergers, welchen er wohl auch um der farbigen Pünktchen willen, die seine grellrote Frucht in die einförmig dunkle Landschaft malt, besonders liebt. Der Obstbaum ist ihm ja ohnedies versagt. Nur in einzelnen besonders günstigen Plätzchen gedeiht, oder besser verkümmert hier und da einer, und wenn Sie dem kleinen Jungen, der dort drüben am Bächlein Lützelmain Geißen hütet, von den süßen Pflaumen, welche die sorgliche Freundin aus der reichen Bamberger Gegend uns in das Ränzchen steckte, anbieten, so werden Sie erfahren, daß der Junge noch niemals solche gesehen hat und daß er die schwellende Frucht empfängt wie Kinder andrer Gegenden die südlich-fremde Orange.

Wir verschmähen die Allee und steigen lieber, dem Main noch etwas nachgehend, über den einsamen „Rangen“ hinauf. Es ist dämmerig geworden und ebenso rasch auch sehr kühl — in diesen bergumschlossenen Weltwinkeln dunkelt der fröstelnde Abend so früh! Ein kleines Häufchen von Häusern steht um das Kirchlein geschart, die anderen — besser Hüttchen genannt — liegen weit, weit nach echter Fichtelberger Art von einander entfernt, über die Wiesen und Hänge in schweigender Einsamkeit hingestreut. Zerrissene, leise wallende Wolken hängen tief über die Berge in die weite Reuttung herein und umziehen das dunkle Haupt des ernst und mächtig sich wölbenden Ochsenkopfes.

Als ich früher einmal durch dieses Waldland wanderte, ging ein Freund mit mir, der war verliebt damals — und ist's wohl noch — in ein dunkeläugiges Frauenbild seiner sonnigen Heimat. Drum wird es ihm abends gar oft ein bißchen schwermütig, und da er etwas — Sie kennen ihn sicher, gnädige Frau — von einer Dichterseele ist, so wandelt sich ihm jede äußere Stimmung, auch die der Landschaft, zur lauten, tönenden Stimmung eines Liedchens. Besser als aus meinen nüchternen Worten werden Sie aus diesem kleinen, heimwehvollen Ding, das ich auf der Rückseite eines Skizzenblattes gekritzelt fand, das Bild des stillen Abends, desselben stillen Abends wie er sich um alle Fichtelberger Ansiedelungen lagert, wieder erkennen.

„Nun ist die Sonne schon hinunter
In meinem Thal,
Da sie noch Deinen fernen Höhen
Gibt vollen Strahl.

Nichts regt sich mehr, nur Raben flattern
Dem Walde zu;
Dort lauschet schon aus schweren Schatten
Die nächt'ge Ruh'.

Die Einsamkeit, der Berge stete
Allwalterin,
Sie schreitet größer noch und stiller
Durchs Dämmer hin.

Rings in den armen niedern Hüttchen
Wird allgemach
Da, dort und hier ein kleines Lichtchen
Leis' zitternd wach.

Dort eins am Wald, eins dort am Hange,
Eins näher her,
Jetzt eins am Pfad, den ich betrete —
Wenn's Deines wär'!

„Melancholisch“, murmeln Sie verdrießlich, „nichts als melancholisch!“

Nun ja freilich, ernst und still ist die Stimmung, ist der Charakter — es ist aber doch wenigstens einer! — dieser Waldberge; ernst und still wie seine Bewohner überall, wo sie nicht durch Bauten 2c. mit großstädtischen Proletariats-Elementen zusammenstießen. Wenn Sie aber diese Stimmung nicht lieben, nun gut, dann suchen wir das Wirtshäuslein! Es freut mich, daß der Abend die Straße schon verdunkelt, denn ich liebe das neue Bischofsgrün, das nach dem letzten Brande entstand, nicht — weder das plumpe, charakterlose Kirchlein, noch die städtischen Neubauten, noch der Anblick des neuen Dutzendwirtshauses — oder muß ich Gasthof sagen?

Aber gut aufgehoben sind wir darinnen. Während man uns ein Gericht der herrlichen Fichtelberger Forellen bereitet, will ich Ihnen die Bischofsgrüner „Merkwürdigkeiten“ vorzeigen. Leider sind seit kurzem die Glasbläsereien eingegangen, welche jahrhundertelang, besonders durch die altberühmten Bischofsgrüner Ziergläser, so hell klingendes Lob hinaustrugen. Keinen geringeren als den Venedigern, den Meistern kunstvoller Glaswaren, will man ihren Ursprung zuschreiben — nach anderen ist freilich statt „Venediger“ „Wenden“ zu lesen.

Wie dem auch sei, — jedenfalls bliesen die Deutschen tapfer weiter und bemalten ihre Gläser so fein und zierlich mit Bildchen und Reimen, daß uns die Kunde: Veit Hirschvogel, der berühmte Nürnberger Glasmaler des 15. Jahrhunderts, sei hierorts geboren, ganz harmonisch zusammenstimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Bernhard Franz Friedrich v. Heß.

Dieser um König und Vaterland hochverdiente Mann, der besondere Freund und Wohlthäter der Stadt Hammelburg, war daselbst am 22. Mai 1792 als der jüngste von drei Söhnen des fuldaischen Hofrates und Gutsbesitzers Philipp v. Heß und seiner Gemalin Gertraud, geb. Wankel, geboren.

Den ersten Unterricht erhielt er an dem damals noch bestandenen, von Franziskanern des nahen Klosters Altstadt geleiteten Hammelburger Gymnasium und besuchte dann die Universität Würzburg, wo er sich besonders dem Studium der Mathematik und anderer Hilfswissenschaften der Kriegskunst hingab.

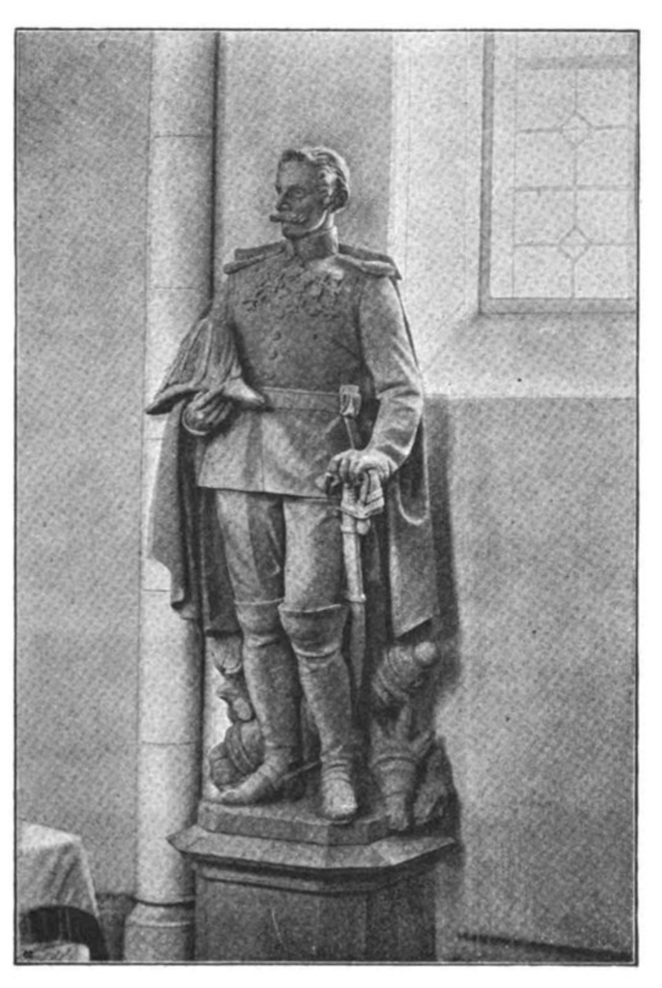
Es war zu Anfang dieses Jahrhunderts, als der korsische Tyrann mit seinen blutgierigen und raubsüchtigen Franzosen unser deutsches Vaterland durch fortgesetzte Kriege immer wieder aufs neue verwüstete. Endlich war im Jahre 1812 seine große Armee auf den Schneefeldern Rußlands erlegen; der Frühling des folgenden Jahres erweckte mit warmem Hauche die Begeisterung der deutschen Jugend, welche sich sammelte, das Vaterland vom Übermute des fremden Unterdrückers zu befreien. Unter ihnen war auch unser Heß.

Dem Rufe der damaligen Regierung von Frankfurt folgend, trat er, auf eigene Kosten ausgerüstet und beritten gemacht, in das freiwillige Jägerbataillon der Fuldaer Landwehr und ward hier alsbald durch das Vertrauen der Kameraden zum Hauptmann erwählt, als welcher er 1814 unter Fürst Schwarzenberg über den Oberrhein ging, über Lyon und Grenoble gegen den Marschall Augereau vordrang und den Feldzug der Verbündeten in Süd- und Mittelfrankreich mit mehrfacher Auszeichnung mitmachte.

Nachdem Fulda an die Krone Bayern gekommen war, trat er in bayerische Dienste und war Hauptmann im 2. Jägerbataillon, als der bayerische Prinz Otto zum König von Griechenland berufen wurde.

Heß begleitete das nun mit dem jungen König nach Griechenland ziehende bayerische Truppencorps als Freiwilliger und erwarb sich dort in Gemeinschaft mit dem späteren Generallieutenant v. Feder durch kluge Umsicht, Unerschrockenheit und Energie bei Unterdrückung des Aufstandes in der Maina, fast mehr noch aber durch die Menschenfreundlichkeit und Milde, mit der er die zur Ruhe gebrachte Provinz behandelte, so große Verdienste und so hohe Anerkennung, daß ihn König Otto von Stufe zu Stufe beförderte; er ernannte ihn zum Kommandanten von Athen, zum Flügel- und dann zum General-Adjutanten, zum Hofmarschall, zum Kommandanten der gesamten griechischen Streitkräfte und zum Kriegsminister.

Aber die bittere Enttäuschung, welche die Griechenfreunde erlebten, mußte auch Heß teilen. Infolge des Aufstandes vom 3. September 1843 mußten alle Bayern die griechischen Civil- und Militärdienste verlassen. Heß zeigte in jenen Tagen seine ganze Unerschrockenheit; er wurde in seiner Wohnung förmlich belagert und wich erst, nachdem der Wille seines Königs es ihm zur Pflicht gemacht hatte.



Denkmal des Generals Bernhard Franz Friedrich v. Heß in Hammelburg.

Nach zehnjähriger Abwesenheit kehrte er wieder nach Bayern zurück und sah auch seine Vaterstadt Hammelburg wieder. Bald trat er aufs neue in das bayerische Heer, und zwar abermals als Hauptmann, der er schon vor 30 Jahren gewesen.

Indes konnten seine Verdienste nicht lange unberücksichtigt bleiben. Am 18. Oktober 1844 wurde B. v. Heß zum Major im 8. Infanterieregimente und am 7. April 1847 zum Obristlieutenant im 3. Jägerbataillon befördert. Mit diesem kam er nach Aschaffenburg und 1848 nach Frankfurt. Seit Oktober 1849 Oberst im 1. Infanterieregiment, nahm er an den Operationen in Baden, später in Kurhessen teil und wurde am 11. Oktober 1853 Generalmajor und Brigadier der Infanterie.

Im Jahre 1861 wurde er zum Vizepräsidenten des Generalauditoriats ernannt, war dann seit 23. Januar 1862, als Generallieutenant charakterisiert, Verweser des Kriegsministeriums, wurde am 25. November 1863 zum wirklichen Generallieutenant befördert und endlich am 16. März 1863 zum Präsidenten des Generalauditoriats ernannt. Auf Ansuchen ward er dann am 17. Juli 1867 unter allergnädigster königlicher Anerkennung der langjährigen, mit Treue und Hingebung geleisteten Dienste pensioniert.

Nach einem vielbewegten Leben und insbesondere nach den in Griechenland ausgestandenen Strapazen war der Körper hinfällig geworden, und auch die beste und liebevollste Pflege, welche B. v. Heß nun bei seinem Bruder Karl v. Heß zu Kissingen erhielt, vermochte die fliehenden Kräfte nicht zu ersetzen. Er starb am 20. April 1869 zu Kissingen. Seine Leiche wurde am 24. April in feierlichem Zuge nach Hammelburg gebracht, dort in der Spitalkirche ausgesetzt und am 26. d. M. auf dem Friedhofe beerdigt. Jetzt ruht sie neben den Leichen seiner zwei Brüder in der Gruft der auf dem Hammelburger Kirchhofe auf Kosten der Gebrüder v. Heß erbauten schönen gotischen Kapelle, in der sich die Standbilder der drei Brüder v. Heß, aus weißem Sandstein gemeißelt, befinden. Mit der Statue des Bernhard v. Heß hatte der Bildhauer einen harten Stand, da der Verlebte sich niemals hatte porträtieren lassen. Endlich trieb man doch ein Porträt von ihm auf, und zwar im adeligen Damenstifte zu Waizenbach. Heß war nämlich einmal da auf Besuch gewesen, und bei dieser Gelegenheit hatte eines der Stiftsfräulein unbemerkt den Gast abgezeichnet.

Bernhard v. Heß war Ritter des Verdienstordens der bayerischen Krone, Komtur des Verdienstordens vom heil. Michael, Inhaber des Militärdenkzeichens, Inhaber des Dienstalterszeichens für 40 Jahre, Großkomtur des griechischen Erlöserordens, Inhaber des griechischen Denkzeichens für Freiwillige, Kommandeur II. Klasse des kurhessischen Wilhelmordens, Inhaber des kgl. preuß. Roten Adlerordens II. Klasse, Komtur II. Klasse des kgl. sächs. Civilverdienstordens und Inhaber des fürstl. schwarzburgischen Ehrenkreuzes I. Klasse.

Kleine Mitteilungen.

Die Pfarrkirche zu Kelheim. Das „Bayerland" hat in Wort und Bild manches herrliche Gotteshaus, manchen stolzen Dom beschrieben, den der fromme Sinn unserer Vorfahren erbaut. Fast könnte es dünken, als seien wir in dieser Beziehung auf dem Gebiete der kirchlichen Baukunst klein geworden; wir können den Vorwurf nicht vollständig zurückweisen, aber wir wollen ihn wenigstens etwas entkräften, indem wir heute eine Kirche beschreiben, welche in ihrer Ausführung mit den besten Werken der Alten verglichen werden kann. Es ist die katholische Stadtpfarrkirche in Kelheim. Mußte es nicht die Manen des großen Königs Ludwig I. in ihrer Ruhe stören, daß unmittelbar vor dem erhabenen Marmortempel, welchen er bei Kelheim den Helden der Befreiungskriege errichtete, heute die Schlote und Kamine einer Cellulosefabrik qualmen und dampfen. War es da nicht eine schuldige Sühne, wenn man im Geiste des Königs, des Beschirmers der kirchlichen Kunst, die Hauptkirche der uralten Herzogsstadt in neuer Pracht erstehen ließ. Das Werk ist in großartiger Weise gelungen; die neue Kirche ist das Vorbild für kunst- und stilgerechte Restaurierungen. Domvikar Dengler war der Meister, welcher die Pläne schuf, zu deren Ausführung die Opferwilligkeit und Hochherzigkeit hervorragender Mitglieder der Bürgerschaft sowie die ganze Gemeinde die Mittel beschaffte. Der Meister fand auch den Mann, welcher seine Pläne verstand und ihnen Verwirklichung zu geben wußte. Der in Kelheim unvergeßliche Landtags- und Reichstagsabgeordnete Karl Anton Lang, Besitzer der weltberühmten Kalksteinwerke Ihrlerstein, sicherte die Geldmittel. Die alte Kirche war ein kleiner ärmlicher Bau; der im Jahre 1464 erbaute Turm stand, von der Kirche getrennt, vereinzelt da. Die Kirche selbst war nieder, gedrückt und beengt. Ihr Umbau ist ein Meisterwerk, das einer neuen Schöpfung gleich zu schätzen ist. Das alte ärmliche Kirchlein ist ein Prachtbau, eine Blüte spätgotischen Stiles geworden. Als merkwürdig heben wir hervor, daß es ausschließlich bayerische und vorzüglich Kelheimer Meister waren, welche an dem Baue, sowie an den einzelnen Teilen mitwirkten. Wir geben in zwei Bildern die Ansicht des Innern der Kirche von Osten und Westen. Man ist nur zu geneigt, den spätgotischen Stil abfällig zu beurteilen; unsere Bilder widerlegen die Klage. Willkürliche Behandlung der Formen, Nüchternheit und Trockenheit der Überladung in der Dekoration, kahle Wandflächen, bedeutungslose Formen, so rufen die Gegner der Spätgotik; von alle dem ist hier nichts zu bemerken. Beim Eintreten in die Kirche wenden wir unsere Aufmerksamkeit zunächst dem Presbyterium mit dem unvergleichlich schönen Hochaltar zu. Ein Sohn Kelheims, der in München verstorbene Bildhauer Hans Obermayer, entwarf die Komposition und vollzog die Ausführung. Seine „Krönung Mariens" zählt zu den bedeutendsten Werken kirchlicher Kunst und bildet für ewige Zeiten das schönste Denkmal für den zu früh verschiedenen Künstler. Nach dem Hochaltare fesselt unsere Aufmerksamkeit die Kanzel, ein Werk des Kelheimschen Kunstgewerbes. Den unteren Teil fertigte Schreinermeister Riebel, den oberen Teil Schreinermeister Schreiner. Die Chorstühle des Presbyteriums, der Kredenztisch, die Sedilienbank rührt von Schreiner Rupert Amann. Die sämtlichen Steinmetzarbeiten stammen aus den C. A. Langschen Werkstätten, die Ausführung leitete der Steinmetzmeister Grundl. Der prächtige gotische Kronleuchter ist ein Werk des Bildhauers Schropp aus Bamberg und gehörte einst der Franziskanerkirche zu Tölz. An einem Seitenaltar finden wir eine Pietà, welche dem großen Holzschnitzer Veit Stoß zugeschrieben wird, während am gegenüberliegenden Altare eine Statue der hl. Anna von dem berühmten Bildhauer Professor Knabel herrührt. Die Wandflächen unter den Fenstern sind mit Fresken bedeckt, die Stationen des Kreuzwegs nach Professor Hendricks in Düsseldorf. Die Originale befinden sich im Dome zu Antwerpen. Sie wurden von Maler Ronge in Regensburg in Wachsmalerei ausgeführt. Der wunderschönste Schmuck gotischer Kirchen sind die Glasmalereien. Die Kirche Kelheims besitzt hierin wahre Kunstwerke; die Kartons zu den Fenstern im Presbyterium sind von dem bekannten Professor Klein in Wien. Die edlen Hallen des Gotteshauses gewähren einen unvergleichlich schönen Anblick, wenn die Strahlen der Sonne in den farbenglühenden Fenstern sich brechen, und die zitternden Lichter Säulen, Halle, Altäre und Bilder mit zauberhaftem Schimmer überfluten.

Der Winguffsfänger von Forst. Eine neue pfälzische Sage. Vor langen, langen Zeiten lebte und jagte in der Pfalz Dagobert, der Frankenkönig. Und er liebte das Land und dessen Leute und schenkte ihnen große Gerechtigkeiten und Besitzungen. So stiftete er sich ein dauernd Andenken in dem Herzen seines Volkes, und dieses ließ keine Feierlichkeit vorübergehen, ohne Dagoberts, des Königs, sich zu erinnern. Nicht Schank, noch Nahm, nicht Tausch, noch Kauf, nicht Gericht, noch Gebot wurde geschlossen, ehe man durch einen herzhaften, allgemeinen Trunk vom feurigen Naß der Hardter Hügel des edlen Franken gedacht. Geschlechter kamen und gingen, und die Erinnerung an den König trat zurück; doch der Brauch, der alte, schöne Trunk, er blieb und lebte weiter in allen Weistümern und Zunftbüchern als Winguff, d. i. Weinkauf. Notariell wurde die (Mindest)-Summe des pflichtmäßigen Winguffgeldes im Akte bestimmt, der Verkäufer zahlte und oft, besonders bei geringen Käufen, ging die ganze Kaufsumme in Winguff auf. Denn die Zeugen, die Nachbarn, die Freunde, die Gerichtsleute, ja die ganze Gemeinde trank bis in unsere Gedenken herauf mit zum Winguff.

Im Laufe der Jahrhunderte nun fand sich allgemach eine stattliche Zahl solcher pfälzischen Bauerngeister in den Höhen des Himmels ein. St. Peter, der die Macht einer pfälzischen Winzerlunge noch nicht kannte, ließ die sonst Braven arglos passieren. So dauerte es nicht lange, bis dort oben eine förmliche pfälzische Kolonie sich ansiedelte, die ihr Dasein durch eine ungewöhnlich laute Fröhlichkeit darthat. Vergebens wetterte St. Hermandad, vergebens wies man die ganze Sippe unter besondere Aufsicht in die Vorstadt St. Petri; vergebens sprach der himmlische Kammerherr persönlich bei seinen neuen Bürgern vor; sobald auch nur zwei „Krischer" beisammen waren, ging der „Höllenlärm" von neuem los.

Ernstliche Maßregeln schienen angezeigt, doch welche? Trennung war gegen die himmlische Freiheit, Ausweisung verstieß gegen das Heimatrecht, und freiwillig ging keiner. In dieser Not kam unerwartet Hilfe.

Eines Tages wurde Petrus zur Verbescheidung eines schwierigen Falles ins himmlische Hauptmeldeamt gerufen; ein ehrsamer Kellermeister aus Forst hatte sich zur großen Armee gestellt. Bedenklich runzelte der Heilige die Stirn, denn die Weinproduzenten auch aus der Rheinpfalz stehen bei ihm nicht im Geruche der ungetrübten Reinheit, und das Personale unseres Kellerkünstlers lautete nicht zum glänzendsten. Doch plötzlich heitern sich die Mienen des Himmelsfürsten auf.

„Höre, Freund", sprach er, und den armen Sünder durchrieselte es wie Engelswonne bei dieser Anrede, „höre, Du sollst Gelegenheit haben, das Dir noch fehlende Verdienst zur Seligkeit zu erwerben. Schaffe mir Ruhe vor Deinen Landsleuten drinnen, und meine Wohnungen sollen Dir offen stehen!"

Der Kellermeister lächelte verschmitzt und erbat sich eine Stütze, [1]) eine hohe schwarzseidene Schniebenkappe und einen weißen Küferschurz. Mit beiden angethan, die leere Kufe nach Winzerart auf der Schulter, verfügte er sich in die pfälzische Abteilung. Neugierig schaute ihm St. Peter nach und noch neugieriger die bereits verständigten Diener der metaphysischen Polizei.

Am Ziele nun angekommen, öffnete der Schlaue die Thüre und ruft mit Stentorkraft in den Redeschwall das verlockendste der Wörter: „Winguff!" und noch einmal „Winguff!"

Momentane Stille! Dann aber packt's und reißt's wie mit Feuermacht, das uralte, längst nicht mehr gehörte „Winguff!" Und ein mehr als hundertfaches Echo tönt nach, und Winguff! rief's im Saale, Winguff! im Flur, Winguff! im Garten, Winguff! in allen Gassen und Winguff! Winguff! lockte der Stützenträger. Da strömen sie herbei, die edlen Winguffsfreunde alle, in der Eile oft nur notdürftig gekleidet; von überall kommen sie, reihen sich an den Kufenträger, und eine lange Prozession bildet sich. Denn von Mund zu Munde schwillt es fort der alten Pfälzer Zauberwort: „Winguff, Winguff!" Wie leuchten die Gesichter da unter dem Hambacher oder Dreimaster, unter Nebelstecher und Bummekessel! Die Lippen spitzen sich, und auf der besonnten Antlitzoberfläche taucht, einem Fische in der Sommerhitze vergleichbar, lechzend und schnalzend, die Weinzunge erwartungsungeduldig auf. In Winguffs Banne schmachten die Geister, vergessen sie sich selbst, vergessen sie St. Peter und sein Amt, übersehen sie für den Augenblick Himmel und Hölle. Mit Winguff! geht's an den erstaunten Himmelsbeschließer vorüber und eilig zum Thore hinaus; denn eben verschwindet um die Ecke Vinifer, der Winguffsfänger von Forst!

Da — ein dröhnender Schall! Des letzten Winguffs Schwitzenszipfel war kaum in der Portenlichtung verblaßt, als die Himmelsthür sich knarrend schloß. Die Pfälzer Weinseligen waren draußen!

Spät in der Nacht gelangte der Kellermeister zurück. Winguff aber kam nicht wieder und ungesagt blieb es, wohin sich die überlisteten Geister gewandt. Doch, wenn die Kerwen kommen und das Madenburg- und das Haarder Fest, wenn der Dürkheimer „Worschtmark" fällt und der Neue bitzelt: Dann zeigt an den Bergen der Hardt sich ein geheimnisvoll nächtlich Treiben, und dunkle Gestalten ziehen in viertdimensionalen Bögen über Graben und Gosse: Die Winguffsgeister suchen und finden Wohnung und Gesellen. L. Eid.

Warum die Schuhmacher von München den Mönch im Wappen führen. Vier Zünfte Münchens sind es, von deren Kriegs- und Heldenthaten man die Erinnerung bis auf den heutigen Tag erhalten findet, das sind die Bäcker, Kupferschmiede, Tuchmacher und die Schuster. Die ersten beiden fochten rühmlich in der Kaiserschlacht von Ampfing im Jahre 1322. Dafür hat ihnen Kaiser Ludwig große Ehren angedeihen lassen. Man sieht noch bis zur Stunde den kaiserlichen Adler auf ihren Fahnen. Die Tuchmacher, vor Zeiten Gschlachtgewandter genannt, besitzen auch den alten Flamberg und die Fahne, die sie im Jahre 1422 den Feinden abgewannen. Alljährlich am Fronleichnamstag eröffneten sie in ihrer Ehrentracht, die Siegeszeichen tragend, den Zug.

So sieht man auch auf der Standarte der Schuhmacher nebst dem Bilde der heiligen Jungfrau und dem hl. Patrone Crispinus und Crispinian das „Münchener Kindl" abgemalt. Über die Art und Weise, wie sich die Zunft die Auszeichnung erwarb, meldet Dr. Otto Titan v. Hefner, er habe in einem alten Pergamentbuche von 1440, das die Sätze löblichen Handwerks enthielt, folgende, wenn auch etwas im Sagentone gehaltene Nachricht gefunden.

„Volgt zu einer Gedächtniß des Handwerks Freiheit des Paniers verzeichnet. Item es ist zu wissen, warum das Handwerk der Schuhmacher den Mönch führet wie die Stadt in dem Panier. Das ist wohl wissentlich, daß bei einem Kaiser, dem Gott gnadig sei, ein Streit gefochten ist worden. Da ging sein Panier unter und alle Panier, denn das der Schuhmacher, das blieb. Da ward der Streit untter gewonnen und behabt. Darum begabt der Kaiser die Schuemacher von München mit dem Mönch, daß sie ihn fürbaß ewiglich führen sollten mit der Stadt. So steht in dem rothen Buch geschrieben, daß mein Herrn von einem Rath haben. Item mein Herrn vom ganzen Rat haben geordnet zu dem Umgang unsers Herrn Fronleichnam, daß die Schuster und ihr Knecht sollen gehen vor den Kupferschmieden."

Auf einer andern alten Tafel standen folgende Verse:

„Als sich zu Kaiser Ludwigs Zeit
Erheben thet ein harter Streit,
Dermassen, daß in kurzer Stund
Alle Paner gingen zu Grund
Ausgenommen der Schuhmacher Werth
Blieb aufrecht und ganz unversehrt
Der Feind kein Müh und Fleiß nit spart
Diesem Fähnlein zusetzet hart.
Mit aller Macht zu untertreiben.
Standhaft thut es vor ihm bleiben
Mit herzhaft männlicher Handt
Und fandt so großen Widerstand
Die Ritter sich lagen ob
Den Sieg erhielt mit Preis und Lob
Von wegen dieser ritterlichen That
Begabt kaiserliche Majestat
Die Schuhmacher insonderheit
mit einer ewigen Freiheit,
daß sie dörfen an menniglich Irren
den Münch in ihrem Wappen führen
Und die Schumacherknechte, weil sie so treu
Ihren Maistern seint gestanden bei
Und dargestreckt Ihr Leib und Leben
Hat Kaiserliche Majestät ihnen geben
Auch eine ewige Freiheit zwar,
daß sie zu Altenhofen alle Jahr
in der fürstlichen Kürchen herrlich
Ihren Gottesdienst verrichten ehrlich
Ein ewigs Licht prönnen daneben
Solch Freiheit hat Kaiser Ludwig geben.
Dies ist geschehen offenbar,
Als man nach Christi Geburt klar
Zählt 1200 Jahr
und 95 Jahr und wahr."

Das Jahr 1295 ist nun wohl nicht zu „Kaiser Ludwigs Zeit" wie der Reim sagt. In diesem Jahre regierte in Bayern Herzog Rudolph, des Kaisers älterer Bruder, der hatte eine harte und langwierige Fehde mit den Augsburgern und verbrannte ihnen

[1]) Wei nkufe.

mit seinem Volke ihr Schloß Mergenthau. Bei diesem Kampfe wird es wohl gewesen sein, daß sich die Tapferkeit der Münchener Schuster den „Münch" erkämpfte.

Bayerische Nationaltrachten. Unsere Suche nach den malerischen Trachten des Landes führt uns fast in jeder Nummer in einen andern Regierungskreis. Heute halten wir wieder in Schwaben Rast und besehen uns die erste Gruppe des Bezirksamts Nördlingeu, welches sich außerordentlich zahlreich am Festzuge der 70. Geburtstagsfeier S. K. H. des Prinz-Regenten beteiligte. Die ausführliche Beschreibung der Tracht folgt bei dem Bilde der zweiten Gruppe.

Stilleben aus alter Zeit. Zu Schwabing befand sich einst im Spital eine Stube, darin man der armen „sundersiechen" Kindlein pflegte, die man um Gottes willen dort aufgenommen hatte. Gutherzige Leute beeiferten sich, durch ansehnliche Gaben das Leben dieser siechen Kleinen zu verschönern. Solch eine milde Stiftung ward auch von einem reichen, frommen Bürger Münchens, Ludwig Sänftl, und Ursula, seiner Hausfrau, im Jahre 1482 am Freitag nach St. Thomastag gemacht worden. Viermal im Jahre an jedem Quatember sollten nach dem Willen der beiden Eheleute alle Kinder in den Siechstuben zu Schwabing ausgespeist werden. Die beiden Pfleger des Hauses und ein Mitglied der Sänftlschen Familie warteten eigenhändig den armen Kleinen auf. Die Speisen und Getränke, so den Kindern gereicht werden mußten, sind von dem Stifter mit großer fürsorgender Genauigkeit angegeben, und es wird gewiß von Interesse sein, wenn wir den Speisezettel sowohl in, als außer der Fasten nach dem Wortlaute der Stiftungsurkunde hier einsetzen.

„Item zu der ersten Richt zehn Pfund Rindfleisch zu einer guten Suppen. Zu der andern Richt ein gut Schüsselhefen voll guts Kraut mit schweinem oder castränem Fleisch. Zu der dritten Richt ein gut Braten um 24 Pfennige; zu der vierten Richt ein guts Schüsselhefen voll Semmelmus wohlbereit. Auch jeglichem Kinde alle Quatember und zu jegleichem mal am Trinken guts Landweins oder Neckarweins und jedem Kind ein Pfennig werth Brots. Und dann zu der Quatember in der Fasten zu der ersten Richt ein guts Schüsselhefen voller guter Milchsuppen oder Kässuppen wol gemacht mit Stupp, Gilb und Schmalz und jedem Kind besondert ein hellerswerth Pretzen in die Suppen. Fund man aber nit Pretzen, so soll man jedem Kind ein hellerswerth Semmel dafür geben. Zu der andern Richt einen gut Schüsselhefen voll Kraut, und Fisch darauf um 40 Pfennig gebacken, gesotten oder gesulzt. Zu der dritten Richt ein gut Schüsselhefen voll gut Semmelmus. Zu der vierten Richt ein gut Gebackenes von einem ganzen Vierling Mehl und abermal jeglichem Kinde Wein und Brot als vorgeschrieben steht. Kinderstube, Siechhaus und Stiftung bestehen längst nicht mehr.



Nationaltracht aus dem Ries.

Alte Sinnsprüche aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche.

Unter einer Wascherin steht:

Waschen, waschen ist mein Leben,
Meine Freude, meine Lust.

Unter der danebenstehenden Fischträgerin steht:

Wie die Fisch der Flut ergeben,
So ist waschen mir bewußt.

Unter einer Korbträgerin steht:

Wie der Korb das Wasser hält,
So verhalt ich, was ich weiß.
Waschen, waschen uns gefällt,
Das ist vieler Mägde Fleiß!

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



D' Marei vom Brandstätterhof.

Eine oberbayerische Hochlandgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Otto v. Schaching.

(Fortsetzung.)

Mit aller Gewalt suchte Lenz das sich verzweifelnd wehrende Mädchen zu fassen. Aber er kannte Marei doch nicht zur Genüge. Plötzlich empfing er von ihrer Faust einen so wuchtigen Schlag ins rechte Auge, daß er vor Schmerz aufschrie und das Mädchen freiließ.

„So, iatzt woaſt, was Dir g'hört", rief sie in lodernder Entrüstung. „Du rührſt mi nimmer an, Du schlechter Tropf, Du!"

Sie täuschte sich. Lenz stürzte jetzt abermals, schnaubend vor Wut, auf Marei los. Es war vorauszusehen, daß sie diesmal unterliegen müsse, obschon sie sich zu thatkräftiger Verteidigung anschickte, denn eben erfaßte sie einen Wassereimer in der festen Absicht, ihn samt Inhalt ihrem Gegner an den Kopf zu schleudern.

Aber es bedurfte dessen nicht. Auf einmal dröhnte eine laute, kräftige Männerstimme, die in gebietendem Tone rief:

„Was is da los? Wer hat um Hilf' g'schrie'n?"

Erschrocken wandte sich Lenz, überrascht Marei um. Von beiden unbemerkt, hatte sich ihnen vom nahen Saumweg her ein Jäger genähert. Ihn sehen und mit einem Gewaltsatze davonspringen, war für den Rangllenz das Werk eines Augenblicks; er verschwand, als hätten ihn die Felsspalten verschlungen.

„Wer is denn dös gwen?" fragte der Jäger, eine hohe, kräftige Gestalt, im reinsten Gebirgsdialekt, obschon ein scharfes Auge sofort herausfand, daß die Sprache und die Hochlandstracht des Jägers mit seinem ursprünglichen Gesellschaftsrange sich nicht deckten. Aber Marei fiel nichts auf.

„A Lump is er, an elender Lump!" antwortete sie glühend und keuchend vor Entrüstung über den niederträchtigen Angriff, dessen Ziel sie gewesen. „Schau, Jager, wennst iatzt Du nöt kemma warst, nacha war's mir heilig schlecht ganga. I dank' Dir halt recht vielmals. Aber 'm Rangllenz soll sei' Lumperei teuer z' steha kemma."

„Was? Dös is der Rangllenz von Wörnsmühl' gwen?" stieß der Jäger hervor. „Woaßt Du denn, Deandl, was 's mit eahm is?"

„Mit dem? Nix is 's mit eahm, a Lump is er", versetzte Marei erbost.

„Ja, dös is er", bestätigte der Weidmann. „Der Rangllenz wird steckbriefli verfolgt wegen Münzfälschung."

„Der Lenz?" ... schrie Marei mit stockender Stimme und überwältigt von solch ungeahnter Kunde.

Der Jäger erzählte, was er von der Sache wußte, und daß Lenz flüchtig sei. Jedes Wort mehrte das Erstaunen Mareis, und ihr häufiges Kopfschütteln bewies, wie schwer es ihr wurde, dem Berichte mit ihrem Glauben zu folgen.

„Aber wia kimmt's, Deandl", fragte der Jäger jetzt, „daß Du 'n Rangllenz kennst? Bist ebba gar selber von Wörnsmühl?'"

„I bin d' Tochter vom Brandstätter, vom Gmoandvorsteher in Wörnsmühl'", versetzte Marei. „Und wo bist

nacha Du her, Jaga, wenn a Frag' erlaubt is? I woaß nöt, wo i Di hin thun soll, Du kimmst mir so bekannt vür."

„I bin a Jager vom Herzog Max in Tegernsee. I und der Herzog sand heut' früah von Tegernsee wegg'fahr'n und hab'n in Geitau drunt unser Fuhrwerk eing'stellt. Woaßt, in a paar Tag'n geht der Herzog nach Münka und bleibt durt an ganz'n Winter; vorher möcht' er aber no a bißei auf'n Berg'n umanandakraxeln und nach die Gams schau'n."

„Und wo is nacha der Herzog?" forschte Marei begierig. „I möcht'n gern wieder seh'n. Wia i no' in d' Schul ganga bin, als a kloan's Deandl, hab' i 'n amal g'seh'n, aber seit der Zeit nimmer. I glaub', daß i 'n nimmer kennet."

„Er hat so mei Größ'", sagte der Jäger und ein leichtes Schmunzeln huschte um seine Mundwinkel. „Wenn Dir ebba a Jager begegnet mit an Schnurrbart und an saubern Gesicht, der sell is der Herzog Max. Was i sag'n will, Deandl — bist g'wiß auf der Alm vom Heiß von Gschwendt, gelt?"

Marei bejahte.

„I kenn' den Heiß, den alten Schlankl, guat", redete der Jäger weiter. „Er hoaßt 'n Herzog Max alleweil an ‚Herrgott Max'."

„Kehrst nöt a bißei ei' auf der Almhütt'n, Jager?" fragte Marei. „Thät mi scho' verschmocha[1]), wennst mein Schmarrn nöt versuacha willst."

Der Weidmann nickte zusagend und bemerkte mit einem launigen Anflug der Stimme:

„Soviel i woaß, kimmt der Herzog zu der Almhütt'n. Und i kimm a' hin."

„Is recht, aber sei' gwiß", mahnte Marei, die mit dem Jäger gern noch länger geplaudert hätte, denn in seinem ganzen Wesen lag etwas unwiderstehlich Anziehendes.

Der Jäger verschwand in der Richtung nach links, während Marei mit ihren zwei Eimern jetzt den geraden Weg aufwärts einschlug. Kaum war sie jedoch einige Schritte gegangen, als ihr ein Mann entgegenkam, in dem sie sogleich den Heiß von Gschwendt erkannte.

Eine kurze, aber warme Begrüßung der beiden Verwandten erfolgte. Seit mehreren Tagen schon hatte man auf der Alm die Ankunft des Bauern erwartet; Marei war daher durch diese Begegnung keineswegs überrascht.

Umsomehr war es der Heiß, als ihm Marei erzählte, was ihr zugestoßen, und seine Überraschung gedieh bis zu einem solchen Grade, daß er für den Augenblick vergaß, seiner jungen Verwandten all' die Neuigkeiten zu eröffnen, deren Träger er war. Und er hätte so viel zu melden gehabt vom Branner Hiesl, der Jagdgehilfe beim Herzog Max geworden, vom Haberfeldtreiben, von Mareis Bruder, dem Toni, der wegen Anteilnahme an demselben in Miesbach in Untersuchungshaft sitze. Aber er kam nicht zum Reden.

Plötzlich brach durch die hehre Stille dieser Höhen ein „Ju — hu — — hu — — hu!"

Marei antwortete mit einem lauten Freudenschrei, unter dem die innerste Faser ihres Herzens zu erklingen schien. So jauchzte nur einer — und das war ihr Hiesl. Den Bauer und ihre Eimer stehend lassend, flog sie nach der Richtung, welche das Jauchzen entsendet hatte. Aber, was war das? Ein Jäger erschien vor ihren Blicken. War denn das ihr Hiesl? Marei stutzte, sie blieb stehen, mit weit geöffneten Augen sah sie dem Ankömmling entgegen, der den Saumpfad heraufkletterte. Und dennoch! Es ist keine Täuschung! Das ist das Gesicht, die Gestalt ihres Hiesls. Und nun erklang auch schon die alte, liebe Stimme.

„Grüaß Di Gott, Marei!" rief der Bursche und schwang jubelnd den grünen Jägerhut. „Was schaust denn so? Gelt, kennst mi nimmer! 's Gwand macht d' Leut, hoaßt's im Sprichwort. Denk Dir nur, Marei, i bin iatzt Jagdg'hilf' beim Herzog Max in Tegernsee."

„A Jager?" kam es in höchstem Erstaunen von Mareis Lippen. „Und beim Herzog Max?"

„Ja", bestätigte Hiesl. „Warum machst denn so a spaßig's G'sicht? Is Dir's ebba gar nöt amal recht? Schau, die G'schicht is die —", und mit einigen Worten weihte er das Mädchen in die Entwickelung seiner jüngsten Verhältnisse ein. Sie horchte fast atemlos auf, ihre Sinne gefangen gebend.

„Und wia schaut nacha der Herzog aus?" forschte Marei etwas beklommen, denn ein sonderbarer Gedanke durchzuckte sie jetzt.

Hiesl wollte eben antworten, da kam der Heiß mit seinem „Grüaß Di Gott, Hiesl!" dazwischen, um sogleich fortzufahren:

„Hab's scho' g'hört, was D' für a Glück g'habt hast. Aber dös muaß i Dir scho' sag'n, wenn der Brandstätter wüßt', daß Du bei sei'm Deandl auf der Alm steckst, nacha gab's a sakrisch Dunnerwetter. Brauchst aber koa Angst z' hab'n, i verrat' nix."

Der Bauer hatte das letzte Wort noch auf den Lippen, als Hiesl halblaut rief:

„Da is der Herzog!"

Hinter einer Hügelschwellung, welche sich der Almhütte vorlagerte, kam derselbe Jäger hervor, welcher sich der Tochter des Brandstätters gegenüber vorhin als Jagdgehilfe des Herzogs Max ausgegeben hatte.

Der Heiß begrüßte den Fürsten in biederer, treuherziger Weise. Marei aber, tief errötend, stotterte in ärgster Verlegenheit eine Entschuldigung heraus. Allein der Herzog fiel ihr lachend in die Rede:

„Da braucht's kei' Entschuldigung, Marei. Dös is mir scho' öfters passiert, daß mi d' Leut nöt kennt hab'n; so 'was freut mich jedesmal, wenn i für 'was anders g'halten werd', als für an Herzog."

Hierauf wandte sich der hohe Herr an den Bauer.

„So, mei' lieber Heiß, iatzt geh'n wir glei' zur Almhütt'n, i komm' g'rad' davon her, weil i glaubt hab', i find' mein' Jagdg'hilfen schon dort. Wir zwei marschier'n schön stad voraus, und die zwei verliebten Leut' da" — der Herzog widmete bei diesen Worten dem Hiesl einen verständnisvollen Blick — „laß'n wir hint'n drei' marschier'n."

„So mach' ma's, Herr Herzog", entgegnete der Heiß, und sein ehrliches, treues Gesicht glänzte vor Freude über das Glück, den edlen Fürsten bewirten zu dürfen. „Woaßt, Herr Herzog", setzte er, in seiner naturwüchsigen, aber goldlautern Weise sich gebend, hinzu, „wenn i so laut schreia kunnt, nacha steiget i z' höchst auf 'n Miesing aufi und schreiet, daß ma's bis nach Münka ein höret: ‚der Herzog Max is herob'n auf der Kloantief'nthaler Alm.'"

[1]) beleidigen.

So ging's der Almhütte zu, der Herzog Max und der Heiß von Gschwendt voraus, Hiesl und Marei folgten in einiger Entfernung. Wie glückselig doch die beiden letzteren waren! Jetzt erst konnten sie auskramen, was in ihrem Innern an Fragen, an Neuigkeiten, an Gefühlen und Regungen aufgespeichert lag, da quoll Wort für Wort hervor aus den heißen Herzen, und der Redefaden spann nicht ab. In rascher Folge drängte sich der Wechsel der Empfindungen in Hiesls Brust, jetzt durchglühte ihn tiefste Dankbarkeit gegen den Fürsten, der ihm die Geliebte aus den Händen eines Verworfenen gerettet, dann wieder schlug die Lohe brennenden Hasses gegen den elenden Buben auf, der sich vermessen, an Marei Hand zu legen.

„Gnad eahm Gott", rief Hiesl mit bebender Lippe, „wenn mir der Lump in mein Weg kimmt! Wia an Hund schieß i 'n z'samm."

Marei suchte den Geliebten zu beschwichtigen. Hiesl erzählte ihr sodann, daß er den Herzog auf dessen Befragen, warum er aus dem Dienst des Brandstätters geschieden, alles gebeichtet habe; sogar über seiner Schwester Verhältnis zu Mareis Bruder sei der Herzog unterrichtet. Ferner betonte Hiesl, daß es kein Zufall sei, wenn der Herzog heute seinen letzten Jagdausflug, auf dem man übrigens doch keinen Schuß gethan, bis auf den von Tegernsee ziemlich weit entlegenen Miesing ausgedehnt. Es sei des Herzogs Absicht gewesen, früher als Hiesl und, wie er hoffte, unerkannt in der Almhütte zu erscheinen, denn es mache ihm jedesmal viel Spaß, wenn er mit den Leuten verkehren könne, und diese ihm seinen Rang nicht anmerkten.

„Ja, Marei", schloß Hiesl begeistert, „i hon a Glück g'habt, an solch'n Herrn z'kriag'n. Es gibt nur oan Herzog Max, und 's Herz liaßet i mir glei aus 'm Leib für eahm schneid'n, wenn er's hab'n wollt."

„Geh weiter", that Marei zum Scheine ein wenig erbost, „was hätt' denn nacha i no'? An Hiesl ohne Herz mag i nöt."

„No ja, der Herzog hat a' an Einseh'n", lachte Hiesl heiter, „und verlangt 's Herzaußaschneid'n nöt."

Jetzt tauchte Herzog Max und sein Begleiter hinter dem Hügel vor der Almhütte hinab. Diese köstliche Gelegenheit durften die beiden Liebenden nicht verpassen, und wie auf ein gegebenes Zeichen lagen sie einander in den Armen, den Augenblick durch einen Kuß weihend.

In der Almhütte wurde alles aufgeboten, um den hohen Gast nach Kräften zu ehren. Marei mußte einen fetten Schmarren kochen, welchen der Herzog gern aß, Butter, Käse, würziges Brot und alter Enzian wurden aufgetragen, der Herzog selber entnahm dem Rucksacke seines Jagdgehilfen eine Flasche Wein und kaltes Fleisch und bot seine Vorräte in leutseligster Weise an.

Bald waltete eine ungezwungene, gemütlich heitere Stimmung, denn wo immer Herzog Max erschien, da lebten Frohsinn und Freude auf. Eine verstaubte Zither wurde aus der Hütte geholt, und der fürstliche Herr, bekanntlich selbst ein vorzüglicher Meister auf diesem Instrumente, welches ihm auch seine bisherige Salonfähigkeit verdankt, griff in die Saiten, während auf sein Geheiß hin, Hiesl und Marei zum „Schuhplattler" sich vereinigen mußten. Der erlauchte Spielmann folgte mit sichtlichem Vergnügen den geschmeidigen und dennoch kraftvollen Bewegungen des hübschen Paares.

Endlich brach der Herzog mit seinem Weggenossen auf. Marei und Hiesl gelobten sich beim Abschied ewige Treue, möge kommen, was auch wolle; Hiesl insbesondere ließ durchblicken, daß er all' sein Hoffen auf seinen fürstlichen Herrn und Gönner setze, und auf Mareis Herz träufelten diese Worte wie stärkender Balsam.

Noch eine Strecke weit geleitete der Heiß seinen vornehmen Gast. Dann kehrte er nach der Almhütte zurück, wo er bis zu dem in einigen Tagen erfolgenden Abtrieb der Herde bleiben wollte. Dem Hiesl gereichte dieses Vorhaben des Bauern zu erheblicher Beruhigung, denn er hätte sonst für Marei gebangt, wäre sie, so lange der Rangllenz die Berge unsicher machte, ohne männlichen Schutz gewesen.

Immer bergab kletternd, erreichte Herzog Max mit seinem Jagdgehilfen nach einer Viertelstunde eine Stelle, wo rechts der zerklüftete Felsen schräg emporwächst, während links vom schmalen Steige das Berggewände zu tiefem Absturz jäh sich senkt.

Der Herzog war etwa zehn Schritte voraus, schweigend seinen Gedanken nachhängend. Plötzlich bemerkte Hiesl, daß vom Felsenhang links Steinchen niederkollerten. Er warf einen hurtigen Blick aufwärts und sah über dem Rande oben ein menschliches Gesicht schweben.

„Der Rangllenz!" entschlüpfte es in heller Überraschung dem Munde Hiesls.

In dem nämlichen Augenblicke aber löste sich ein gewaltiger Stein von der Höhe und polterte, das ihm entgegenstehende Strauchwerk niederreißend, gerade nach dem Steig herab. Mit einem einzigen Blicke erkannte Hiesl die fürchterliche Lage. Ohne Besinnen that er einen Sprung vorwärts, wie die Gemse, wenn sie über den gähnenden Spalt schnellt, erfaßte mit behendem Griffe den Herzog, der das drohende Getöse nicht zu beachten schien, und riß ihn so heftig zurück, daß der Fürst fast zu Boden taumelte.

„Hoheit!" schrie Hiesl, bleich wie der Tod.

Da raste auch schon das offenbar in teuflischer Absicht losgelassene Felsstück, in dröhnendem Aufschlage den Steig berührend, dicht an des Herzogs Fuß vorbei, mit schwindelerregendem Wirbel in die Tiefe fahrend. Noch einen Schritt vorwärts, und Herzog Max von Bayern lag zerschellt in einem Abgrunde des Miesing.

„Was war dies?" rief der Fürst erregt, und sein entsetzter Blick fuhr wie eine grausige Frage in den Felsschlund vor ihm.

„Der Stoa hat mir golt'n, Hoheit", belehrte Hiesl, und seine breite Brust arbeitete ungestüm. „Da drob'n", — er wies nach der Höhe — „hab' i 'grad' vorhin 'n Rangllenz g'seh'n. Kaum hab' i'n erblickt, is der Stoa scho' daherkemma. Der Lump hat uns den Weg abpaßt, Hoheit, er hat si rächa woll'n weg'n 'm Marei."

„Glaubst Du, Hiesl? Ja, Du magst recht hab'n", versetzte Herzog Max tiefernst. „I dank' Dir, i bin Dei Schuldner von heut' an."

„Schuldner bin i", sagte Hiesl mit glänzenden Augen, „für dös, was Sie, Hoheit, 'm Marei 'than hab'n."

An eine Verfolgung des Schurken Lenz, wie Hiesl sie wünschte, war bei der Unzugänglichkeit der Höhe nicht zu denken. Im stillen erneuerte Hiesl aber den Schwur, den Elenden, wo immer er ihn treffen würde, fürchterlich zu strafen.

Der Herzog Max setzte den Weg fort, und nach zweistündiger Wanderung langten die beiden zu Geitau im Thale unten an.

IX.

Einige Tage später schnob ein grimmiger Nordwind übers Land und blies glitzernde Schneesternlein ins Thal und auf die Berge. Die Herden wurden von den Almen getrieben. Auch der Heiß von Gschwendt wanderte mit seinen Rindern hernieder, Marei und Gundl mit ihm. Marei blieb natürlich bei ihrem Verwandten in Gschwendt, denn die Liebesgedanken hatte ihr noch immer kein Wind aus dem Kopfe zu blasen vermocht, und sie wußte, an welche Bedingung ihre Rückkehr ins Vaterhaus geknüpft war. Sie zog es also vor, eine gehorsame Tochter und verbannt zu bleiben.

Am nämlichen Tage, an welchem der Heiß zu Thal stieg, wurde der Ranggllenz an der bayerisch-tirolischen Grenze verhaftet. Die Berge waren winterlich unwirtlich geworden und stießen den flüchtig Umherirrenden aus. So mußte er den Wächtern der öffentlichen Sicherheit zur Beute werden.

Zwei Wochen waren seit dem Haberfeldtreiben in Wörnsmühle verstrichen. Eines Abends wollte der Brandstätter, dessen Stimmung in der letzten Zeit eine sehr saure geworden war, eben sein Bett aufsuchen, als jemand ans Fenster klopfte. Ein Bote aus Miesbach mit einem wichtigen Schreiben sei draußen, rief eine jugendliche Stimme. Für den ersten Augenblick wähnte Gschwendtner, es handle sich um seinen Sohn Toni, der am Ende in seiner Untersuchungshaft zu Miesbach erkrankt sei, oder mit dem sich irgend etwas anderes zugetragen habe. (Schluß folgt.)

Der Ehrensaal der Preysinger.

Historische Skizze von Heinrich Leher.



Schloß Moos. Originalzeichnung von Robert Raudner.

Es war im Juni des Jahres 1891, als Seine Königliche Hoheit Prinz Ludwig Niederbayern mit einem längeren Besuche beehrte und hierbei gastlichen Abstieg auf Schloß Moos, dem Sitze des Grafen Konrad von Preysing, nahm. Welche Bedeutung Seine Königliche Hoheit diesem Besuche beimaß, tritt aus den Worten zu Tage, mit welchen der Prinz die Begrüßungsansprache des hochw. Herrn Pfarrer Hartl erwiderte. Er sprach:

„Schon lange habe ich mich gefreut, dem Haupte des uralten Hauses Preysing einen Besuch abstatten zu können. Ich verehre in ihm nicht nur einen Jugendfreund — ich kenne ihn von Kindheit an —, sondern auch einen der treuesten Anhänger des Königshauses, der zu jeder Zeit für dasselbe gethan, soviel in seinen Kräften stand. Es freut mich, in diesem alten Schlosse Einkehr zu halten; es freut mich von der Umgebung, daß sie sich in so großer Anzahl versammelt hat, mich festlich zu begrüßen. Die Gesinnungen, denen der Herr Pfarrer Ausdruck gegeben, bekunden vor jedermann nicht nur die bayerische, sondern auch die deutsche Geschichte. Wie das Volk für das Haus Wittelsbach, so treten auch die Wittelsbacher für ihr Volk ein. Möge es so bleiben für und für!"

Die Worte Seiner Königlichen Hoheit sind eine Aufforderung für das „Bayerland", die Geschichte des Hauses Preysing seinen Blättern einzufügen.

Es ist vermessenes Beginnen, in die wenigen Zeilen eines Essays die Geschichte eines Hauses drängen zu wollen, über welches ein Quellen- und Urkundenmaterial vorliegt, das die volle Kraft und die ganze Lebensdauer eines Gelehrten zur Bearbeitung erforderte. Das Schicksal des Geschlechtes ist so innig mit der Geschichte des Landes verwachsen, daß eine Geschichte der Preysing schreiben zu gleicher Zeit eine Geschichte Bayerns verfassen heißt.

Es kann sich in vorliegender Arbeit nur darum handeln, um figürlich zu sprechen, einige Strahlen zu fassen, damit der Leser aus denselben den Glanz des Ganzen ahnen möge.

Wann und wo haben wir die ersten Preysing zu suchen?

Wir finden sie in einem großartigen Augenblicke der Geschichte, da die Donner des Weltgewitters der Völkerwanderung langsam verhallten, das wilde Chaos sich zu ordnen, das Reich der Karolinger zu entstehen begann. Es ist hier aus räumlichen Rücksichten nicht gestattet, die historischen Beweisgründe für die Richtigkeit dieser Annahme aufzuführen.

Freisingische Urkunden frommer Schankungen nennen uns den Namen Preysing bereits in den Jahren 770—824 zur Zeit Pipin des Kleinen und Karl des Großen.

Die noch heute stehenden Namen der Orte sind uns ein sicherer Leitfaden, wo wir den Stammsitz der Preysing zu suchen haben; Langenpreysing, Preysenberg, Preysendorf sind die Hauptorte des von der Isar, der Isen, Amper, Vils und Sempt umspülten, vom Sundergau und Eisengau begrenzten Preysinggaus.

Dieselben Ortsnamen geben auch einer seit Jahrhunderten im Hause Preysing gepflegten Sage historische Begründung, daß nämlich das Geschlecht einst vom Westen gekommen sei. Die Preysing zählen wie die Törring zu jenen fränkischen oder

alemanischen Geschlechtern, welche als gewaltige Hüter das Land gegen die Einfälle der Avaren und ähnlicher wilder Völker des Ostens zu schirmen hatten.

Viel gestritten wurde über die Frage, ob die Preysing als ein Dynastengeschlecht zu betrachten seien.

Es gibt Historiker, wie von der Borch, welche die Frage bejahen, andere, welche sie verneinen. Die letzteren haben immerhin unrecht, sich zu ängstlich an das Wort zu klammern. Sie können allerdings für sich aufführen, daß das Geschlecht früher in einer gewissen Abhängigkeit zum Stifte Freising, zum Herzogtum Bayern stand, Ämter übernahm; wir finden die Preysing sehr bald als Erbschenken des Stiftes Freising und im Herzogtum Bayern. — Weit entfernt, hierin eine Herabminderung des Ranges der Familie zu sehen, erblicken wir nur den Beweis einer gesunden klugen Hauspolitik. Alle, wenn auch noch so mächtigen Geschlechter, welche versuchten, ihre Dynastenherrlichkeit aufrecht zu erhalten, gingen im Kampfe mit den Mächtigeren zu Grunde. Wir beschränken uns bezüglich der Genealogie des Hauses darauf, mitzuteilen, daß die Erhebung in den Reichsfreiherrenstand 1465 erfolgte, das Diplom lautet für Joachim Albert v. Preysing, herzogl. bayerischen Rat, späteren Stadtoberrichter zu Landshut.

Das Grafendiplom stammt vom 15. März 1645 für Joh. Warmund Freiherrn v. Preysing, genannt zu Kronwinkel aus dem Aste der Familie zu Moos, Pfleger zu Vilshofen — vom 10. Februar 1664 für Joh. Christof Freiherrn v. Preysing aus dem Aste Hohenaschau, kurbayerischen Hofrat und Erbschenk von Ober- und Niederbayern, vom 30. Juli 1768 für den gesamten Lichteneggschen Ast des Geschlechtes. Die Teilung in drei Linien Kronwinkel — Kopfsberg — Wolnzach, welche beide letztere schon lange ausgestorben sind, geschah schon in früherer Zeit. Die Linie Kronwinkel schied sich später in drei Äste: Moos — Hohenaschau — Lichtenegg.

Der Ast in Moos erlosch mit dem Urenkel des Grafen Johann Warmund, mit dem Grafen Johann Maximilian Nikolaus, geb. 1760, gest. 25. November 1806, k. bayer. General. Das Majorat desselben ging auf einen Nebenzweig des Astes Lichtenegg über. Der Ast Hohenaschau — früher als erste Linie aufgeführt — erlosch im Mannesstamme, 5. Februar 1853, mit dem Grafen Christian Karl, geb. 1775 — von dem Empfänger des Grafendiploms Joh. Christian im dritten Gliede abstammend. — Der erste Ast Lichtenegg hatte sich durch zwei Söhne des Freiherrn Joh. Konrad Adam, geb. 1628, gest. 1697, wieder in zwei Äste geteilt. Der ältere Sohn Johann Philipp Jakob gründete den älteren, Johann Sigismund Paul den jüngeren Zweig. Aus dem älteren trat Ferdinand, geb. 1704, gest. 1782, in die k. preußische Armee und verbreitete den Stamm in Schlesien, wo er bis in unsere Tage fortblühte und erst mit dem Grafen Friedrich Wilhelm Heinrich Martin Franz Xaver (geb. 3. Dezember 1792, gest. 20. Oktober 1850) k. preußischem Major der Kavallerie, erlosch. Der ältere Ast oder der Ast in Bayern schied sich mit zwei Söhnen des Grafen Ignaz Ludwig Georg, geb. 1765, gest. 1836, wieder in zwei Zweige. Es stiftete nämlich der letzte Sohn Maximilian, welcher 1836 die Majoratsgüter der ausgestorbenen Grafen von Moos erbte, einen neuen älteren Zweig „Preysing-Lichtenegg-Moos“ und der jüngere Anton den andern jüngeren Zweig „Preysing-Lichtenegg“. Die Häupter der Äste „Preysing-Moos“ und „Preysing-Hohenaschau“ wurden 1818 zu erblichen Reichsräten der Krone Bayerns erhoben, und die erbliche Reichsratswürde ging später von „Preysing im Moos“ auf „Preysing-Lichtenegg-Moos“ über.

Das Stammwappen des Geschlechts hat in Rot eine silberne Mauer mit zwei Zinnen, auf dem Helm zwei Hörner, ein weißes und ein schwarzes.

Ein hervorragender bayerischer Historiker sagt: „Das Preysingsche Geschlecht erscheint mir als das geeignetste, einer Monographie über die Entwickelung des landständischen Adels, sein Wirken, seine Verdienste um das Land und die Kirche als Grundlage zu dienen. Im Krieg wie im Frieden als Träger von Würden im Dienste des Herrscherhauses wie der Kirche findet sich fast in jeder Periode eine hervorragende, die Zeit charakterisierende Persönlichkeit.

In der That, es wird dem Historiker eine leichte Aufgabe, einen Ehrensaal dieses Geschlechtes aufzubauen.

Wir wollen nur bei Betrachtung der vorzüglichsten Männer des edlen Hauses verweilen. Wir grüßen zuerst Held Adelhard und Grimoald, die Waffengenossen Ottos von Wittelsbach bei seinen glorreichen Thaten in Italien 1155, als das bayerische Schwert in Rom und an der Veroneserklause den Kaiser Rotbart vor dem Untergange bewahrte. Welch gewaltige Erinnerung! Aus dem Dunkel der fernen Jahre steigt eine liebliche Jünglingsgestalt empor, Konradin der letzte Hohenstaufe, der Traum von Königskrone, von Herrschermacht endet auf dem Schafott zu Neapel. Auch in dieser erschütternden Tragödie finden wir einen Preysing, Heinrich, der mit ihm über die Alpen zog, in die Gefangenschaft der Welschen geriet und nur mit schwerem Lösegeld seine Freiheit wieder erlangen konnte.

Die glorreiche Epoche Bayerns im 14. Jahrhundert, als Ludwig der Bayer die deutsche Kaiserkrone trug, ist auch reich an Ehren und Würden für die Preysing, die dem Herzog und den Kaisern gegen seine zahlreichen Feinde in unentwegter Treue stets zur Seite standen.

Eine Belehnung an Heinrich den Preysinger von Wolmutsach, gegeben zu Rom, 28. Januar 1328, drückt es in folgenden treuherzigen Worten aus: „Für die getreuen genemen und nutzbaren Dienst, die er Uns als Herzog und seyt Wir zu dem Reich chumen sein, getan und täglich tut“.

Während der bayerische Adel vielfach in lebhafte Opposition gegen die Fürsten trat, finden wir die Preysing stets auf der Seite des Landesherrn und vergebens suchen wir ihre Siegel von 1392 an unter den „Einigungen“ und „Handvesten“. Die meuterischen Bürger von Landshut sollen sogar Erasmus Preysing in den Löwenzwinger der Trausnitz geworfen haben, aus dem er wunderbar gerettet wurde. Leider stimmen die Jahrzahlen mit der Sage nicht überein.

Wieder schirmt das Schwert eines Preysings des deutschen Kaisers Majestät. Friedrich IV. wird 1465 in seiner Burg zu Wiener-Neustadt von seinem Bruder Albrecht dem Verschwender und den rebellischen Bürgern von Wien hart bedrängt. Leben und Freiheit des Kaisers und seiner Gemahlin und seines Sohnes schweben in höchster Gefahr. Sie verdanken ihre Rettung nur dem Mute des Burghauptmanns Hans v. Preysing.

Der von Kaiser Rudolf II. 1607 zu Prag ausgestellte Freiherrenbrief gedenkt ausdrücklich dieses Helden. Auch dieser Hans v. Preysing unternahm eine Romfahrt; er geleitete

Friedrich IV. in die ewige Stadt; dieser Kaiser war der letzte, der zu Rom gekrönt wurde.

Das 16. Jahrhundert ist für das Geschlecht der Preysing reich an Lorbeeren des Kriegsruhms, die mit manchem teuern Leben bezahlt wurden. Zu Regensburg bei den Predigern liegt Thomas Preysinger zu Kopfsperg und Cronwinkel begraben, der im Kampfe gegen die Böhmen fiel.

Vor Algier erhielt Michael v. Preysing von Kaiser Karls V. eigener Hand den Ritterschlag für seine Tapferkeit im Kampfe gegen die Muselmänner. Auch er fiel auf blutiger Heide. Wiguleus Hund erzählt uns: „Michael, des Wolffen Sohn, ein redlicher Mann, war Herrn Hans Christoph's von Bern Oberster-Lieutenant über ein Regiment Knecht, ist mit ihm und vielen anderen redlichen guten Leuthen, sonderlich Bayern, in der Schlacht von Karignana im Piemont vmbkommen Anno 1544". Das war ein Trauertag für den bayerischen Adel, da sank die Blüte seiner kriegslustigen Jugend unter den Speeren der Knechte des französischen Feldherrn Grafen von Enghien; wir nennen nur flüchtig zwei Herren v. Bern, einen Machslrainer, Thorer zu Irinspurch, jetzt Euraspurg, Rohrbach-Sandelzhausen u. s. w. 1572 stirbt zu Messina an seinen im Kampfe gegen die Türken erhaltenen Wunden Hans Georg Preysing, venezianischer Feldhauptmann.

Im 17. Jahrhundert, welches die Greuel des Dreißigjährigen Krieges und des spanischen Erbfolgekrieges sah, finden wir die Preysing der verschiedenen Linien in hervorragenden Stellungen, als Berater der Fürsten, als Krieger, als Besitzer hoher geistlicher Würden. Von den letzteren ragt insbesondere Johann Franz Graf von Preysing-Hohenaschau hervor. Mitglied der Domkapitel von Passau und Salzburg, Obersthofmeister des Salzburger Fürst-Erzbischofs Guidobald Grafen von Thun, wurde er 1670 zum Fürstbischof von Chiemsee ernannt, der 35. in der Reihe dieser Prälaten. Siebzehn Jahre lang bekleidete er die Würde. Sein Bruder Graf Johann Jakob trug das Kleid des hl. Benedikt im Kloster zu Tegernsee. Die geniale Gestalt des Bischofs verdiente eine eigene Beschreibung, so großartig ist seine Erscheinung. Heute noch ist sein Name im segensreichen Andenken in jenen Gegenden, welche sich seiner weisen Regierung erfreuten.

Eingangsthor des gräflich Preysingschen Schlosses Moos.

Gleich zu Beginn des nächsten Jahrhunderts finden wir (1715) einen Grafen Preysing in hoher Weise ausgezeichnet. Kurfürst Max Emanuel ernennt durch Dekret vom 16. Januar 1715 seinen Oberst-Hofmeister Grafen Johann Maximilian von Preysing zum Landesadministrator in Bayern; das Dekret ist im Schlosse von St. Cloud unterzeichnet.

Reichen Anteil nahm das Geschlecht an der bewegten Regierungsepoche des Kurfürsten Karl Albrecht, dem zweiten Wittelsbacher, welcher als Karl VII. die deutsche Kaiserkrone trug. Die Preysing sind im Besitze der höchsten Hof-, Staats- und Militärämter.

Wir wollen zur Illustration einem zeitgenössischen Werke die Titulaturen entnehmen.

„Ihro Excellenz der Hochgeborne Herr, Herr Johann Maximilian Emanuel Franz Adam Xaverius Pancraz Graf von Preysing, Freiherr zu Altenpreysing, genannt Cronwinkl, Herr der Herrschaft Hohenaschau, dann der Hofmarch Reichenspeyrn, Sachsenkam, Greiling, Farnach, Alt- und Neuenbeuren, Ainhofen. Frauenberg und Redenfelden 2c. In Ober- und Niederbayern, des fürstlichen Stifts Freysing Erbschenk, des Churbayerischen hohen Ritterordens St. Georgii Großkreuz und Großkanzler, weyland Kaiserl. Majestät Karl des 7ten würklicher wie auch Churbayerischer geheimer Rath und Conferenzminister dann Pfleger zu Tölz.

Sein Bruder wurde also tituliert:

Ihro Excellenz der Hochgeborne Herr Johann Carl Joseph Clement Maria, des hl. römischen Reiches Grav von Preysing, Freiherr von Altenpreysing, genannt Kronwinkl, Herr der freyen Reichsherrschaften Rechberghausen und Ramsperg, dann Schenkenau, Frein- und Adlzhausen, Sr. Churfürstlichen Durchlaucht in Bayern wirklicher geheimer Rath, Kämmerer des hochadeligen Ritterordens St. Georgi Commenthur General-Feldmarschalllieutenant und Oberst über ein Regiment zu Fuß, Statthalter zu Ingolstadt, in Ober- und Niederbayern auch des Hochfürstl. Hochstiftes Freysing Erbschenk, Verordneter des Rentamts München.



Innerer Hof im gräflich Preysingschen Schlosse Moos.

Über 80 Burgen, Städte und Flecke zählte man im Lande, welche die Preysing als Eigen, Lehen, Pfandschaft oder Bestallung für längere oder kürzere Zeit inne gehabt hatten.

Die Zahl der vornehmen Geschlechter, mit denen sie in Blutsverwandtschaft getreten waren, belief sich auf weit über hundert.

Eine Aufzeichnung aus den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts nennt folgende:

Herzoge von Teck, Grafen von Zollern, Truchseß, Thun, Khuen, Wolkenstein, Haag, Abensberg, Spaur, Fugger, Pappenheim, Hörmansdorf, Portia, Törring, Maxelrain, Freiherren v. Fraunhofen, Fraunberg, Gumpenberg, Rechberg, Haslang, Nothaft, Rohrbach, Tannberg, Thurn, Pienzmann, Closen, Franking, Stadion, Haunsberg, Baumgarten, Molard, Wensin, Weber, Sprinzenstein, Leiblfing, Prennberg, Freyberg, Seiboldsstorf, Taufkirchen, Muggenthal, Weichs, Spett, Blaarer, Layming, Velden, Wolfstein, Kopf, Hilkertshausen, Waldeck, Zenger, Falkenegg, Aheim, Voggt, Marschalk zu Oberndorf, Schaumburg, Hirnheim, Achberg zu Moos, Trainer, Judmann, Pflueg, Hofstätten, Peuschen, Zitwitz, Tandorf, Neudegg, Kraft zu Gruenbach, Massenbach, Schmichen, Satzenhofen, Freudenberg, Gleissenthal, Maroldingen, Adlzhausen, Nußdorf, Than, Auer von Winkel, Schlamersdorf, Prandt, Maidorf, Weitmoser, Kuttenau, Hundt, Aydersheim, Waller, Waidegg, Lampolding, Kärgl, Nußberg, Pusch, Ox, Ehinger, Zilhardt, Feningen, Sandizell, Ueberacker. Gekeriz, Breiten-Landenberg, Staufen, Eher, Steinrich, Loser, Bayerbrunn, Kammerau, Kuchler, Gundelfing, Marschalk von Poxberg, Sigertshofen, Schwarzenstein, Faltenegg, Vöhlin zu Neuburg, Clamm, Tattenbach. (Schluß folgt.)

Malerische Briefe aus Franken an eine Münchnerin.

Von G. v. Bemming. (Fortsetzung.)

Die zweite der Merkwürdigkeiten aber, die ebenso altberühmten Paterlhütten (Paternoster aus Glasperlen) blühen lebensvoll weiter; seit Jahrhunderten, gleich der älteren Warmensteinacher, bestehend, hat sich nur in der Art der Verwertung der gläsernen Dingerchen manches verschoben; ursprünglich Knöpfe, dann Paternoster, dann schon im vorigen Jahrhundert „zu den Wilden“ als Schmuckgegenstände gesandt, sind jetzt die Knöpfe ganz verschwunden, die Paternoster nur

noch unwesentlich, während die Hauptmassen allüberall in die weite Welt und in alle, auch in der neuen Zeit sich öffnenden überseeischen Absatzgebiete, wandern.

Treten wir ein, die mächtigen Glutöfen leuchten uns aus der offenen Hüttenthür lockend entgegen. Hier ist trotz des Feierabends stille, aber emsigste Thätigkeit, denn die einmal in Fluß gebrachte Glasmasse, das „Gemeng", darf im Schmelzen nicht unterbrochen werden, und so arbeiten denn die Männer, sich von zwölf zu zwölf Stunden ablösend, Tag und Nacht.

Ihrer etwa 20 sitzen auf Schemelchen vor je einer kleinen Öffnung des riesigen, gewölbten Ofens. In dieser Öffnung steht in der leuchtenden Feuersglut je ein Hafen, worinnen das schmelzende Gemeng, bestehend aus einem feinen Fichtelberger Quarzsand, aus Salpeter, Soda und einem Metalloxyd (Kobalt ꝛc.), sich befindet. Aus dieser Masse nimmt der Arbeiter mit einer langen, riesigen eisernen Nadel einen Tropfen, dreht ihn mit merkwürdiger Behendigkeit um die Nadel, und die Perle ist fertig. In dem Zeitraum von nicht einer Minute ist etwa schon ein Dutzend aufgereiht und rasch, zu großen, runden, roten, blauen, gelben, schwarzen, weißen, grünen Perlen erhärtet, in den Abkühlungshafen gestreift. Der allergeschickteste Arbeiter macht den Tag 36 Borden, die Borde hat 5 Stränge, ein Strang 100 Perlen. Für eine Borde bekommt er 9 Pfennige, das ist freilich nicht viel, wenn auch der Korb voll der Tausende Perlen, die er gearbeitet hat, der Frau und den Kindern noch etwas Verdienst gibt, da sie diesen Korb zum „Anfassen", Aufreihen in Stränge und Borden, nach Hause bekommen. Zudem ist die Arbeit wenig gesund, die Männer sehen bleich und verhockt aus, und die Augen leiden meist trotz der blauen Brille, welche manche tragen. Nichtsdestoweniger liebt der Fichtelberger, der in seinem unfruchtbaren Bergland, dem jeder eigentliche Bauernstand abgeht, auf derlei Beschäftigungen: Weben, Glasblasen, Steinhauen ꝛc. angewiesen ist, gerade diesen Erwerb, welcher ihm in dem langen, harten Winter sein Plätzchen am warmen Ofen anweist.

Nun aber zurück zu unseren Forellen und dann schleunigst zur Ruhe! Morgen müssen Sie gar zeitig aus den Federn, denn die Bischofsgrüner machen Ansprüche auf hochgebirgische Sonnenaufgangseffekte und schweizerische Rigische Gepflogenheiten und werden Sie unbarmherzig beim ersten Grauen des Tages „zur Besteigung des Ochsenkopfes" wecken, wenn auch Ihnen, der kühnen Bergsteigerin, der Weg nichts als ein kurzer, sanft ansteigender Spaziergang ist.

Aber folgen Sie nur der hausknechtlichen Mahnung — es ist ja doch schön, im wallenden Morgennebel dem Hochwald zuzuschreiten.

In den kleinen winzigen Häuschen regt sich's hier und da, da und dort surrt und klappert schon der Webstuhl eines überfleißigen Plüschwebers. Wollen wir in eines der Häuschen eintreten? Aber halt doch! — ordentlich auf dem schmalen gewundenen Pfädchen bleiben, nicht quer über die Wiese! Natürlich, da haben wir's — bis über die Knöchel im Nassen! ja, die Fichtelberger Wiesen, die so harmlos aussehen und voll von quellenden, sumpfigen Tücken sind.

Das ärmliche Häuschen, eines gleicht in diesen Bergen dem andern genau, nüchtern, völlig schmucklos, nur ein Stockwerk hoch aus Steinbrocken aufgemauert, von keinem blühenden Gärtchen umgeben, schaut aus winzigen Fensterchen in die kahle Wiese hinaus. Drinnen wohnt auf der einen aus Zimmer und Geißstall bestehenden Hälfte der Hausbesitzer, ein Holzhauer, der längst auf den Schneeberg zur Arbeit ging, und dessen Frau und blondhaarige, klug aus blauen Augen blickende Kinderchen, Ketten auf Ketten bernsteingelber Perlen anfassen (anreihen). In der anderen Hälfte, einem niedern, bemerkenswert reinlichen Stübchen arbeitet unser Weber, während sein schmächtiges Frauchen eine Suppe im riesigen Ofen kocht und aus einer an der Decke sich wiegenden, aus einem Tuch gefertigten Hängematte zwei Kinderstimmchen ein, für die hierorts fast allgemeine Schweigsamkeit überraschend mitteilsames Geschrei erheben.

Dem Vater, trotz unseres Besuches emsig an einem Stück Möbelplüsch weiter arbeitend, scheint eine gleiche Mitteilsamkeit weniger geläufig, nur von dem Frauchen erfahren wir, daß er für eine Kulmbacher Fabrik arbeitet, in ungefähr 14 Tagen ein Stück fertigt, für das er 25 Mark bekommt.

„Ja, wenn man dafür alles kaufen muß!" setzt sie hinzu, und erzählt uns mit einer gewissen, halb unbewußten Bitterkeit, welche schlecht zu der stillen, fast philosophischen Genügsamkeit des Mannes stimmt, daß sie beide eben „zwei Blutarme" seien. Doch horcht sie willig und lächelnd auf die Lobsprüche, die Sie ihren schreienden Kinderchen geben — natürlich, wann bliebe der Mutterstolz unempfindlich, besonders hierorts in diesem Gebirge, wo Vater und Mutter mit einer geradezu rührenden zarten, innigen Liebe an ihren Kindern hängen. Ganz bereits selbst überzeugt, wiederholt sie mit einem gewissen Behagen, indessen der Weber ernsthaft dazu nickt, Ihre Darlegung daß auch der Reichste keine schöneren Kinder haben und ihnen keine gesündere, kräftigere Luft geben könne, als sie. Die ächte Fichtelberger Freundlichkeit, um nicht zu sagen Liebenswürdigkeit, ist bereits ganz zum Durchbruch gekommen, als sie Ihnen für „das Andenken" dankt, das Sie den schreienden „Schönheiten" in die „hohe" Wiege gelegt haben.

Immerhin aber beweist uns dies kleine Familienbildchen wieder einmal, daß die Frauen im allgemeinen entschieden mehr zur Unzufriedenheit neigen, wie ja auch schon Allmutter Eva kundthat, als sie nicht einmal mit dem Zustand im Paradiese zufrieden war, sondern ihn durch den Apfelbiß noch besser haben wollte und — — —

Oh, oh, wie blitzen Sie mich zornmutig an! — Verzeihung, das kommt davon, wenn man sich zu lange bei den Menschen verhält und sich auf soziale Zustände und kritische Bemerkungen einläßt. Schnell wieder hinaus in die unkritische Natur!

Auf einem herrlichen Waldwege weisen uns Wegzeiger des „Alpenvereins" (Sektion Fichtelgebirg) zur Weißmainquelle und bald stehen wir vor der Wiege des „hochentsprossenen, langgenossenen, vielverflossenen Mains".

Ein echter Gebirgssohn, quillt er aus einer Granitspalte hervor. Weil er aber eine so bedeutende Persönlichkeit ist, fand man es für gut, schon dem frischen Jungen eine repräsentationsfähige Gewandung zu geben, ihm eine steife „Fassung" aufzuoctroyieren.

Auch der schüchterne Versuch einer künstlichen Anlage, bestehend in Bank und Tisch und Ahornbäumchen, stört den Anblick der Waldesheimat des „hochentsprossenen". Aber es ruht sich doch gut auf der Bank, und der Blick über eine

Waldblöße hinüber zu der höchsten Erhebung des zwei Meilen langen Bergrückens des Ochsenkopfes ist schön und fesselnd. Deutlich ragen hier zwischen Tannen und Fichten seine höchsten Granitgruppen, der Dreiadlers- und Friedrichsfels, stürzenden, gewaltigen Mauern gleich, empor und verraten die wilde Natur des alten Bergkönigs, der nur dem fernen Auge sich in den unscheinbaren dunklen Mantel einförmiger, stumpfer Wälder hüllt.

Einen Becher deiner frischen Mainquelle auf dein Wohl, du grauer Gewaltiger, und dann weiter den Waldweg hinan!

Die Granitblöcke, die überall in diesen Wäldern, Denkmälern gleich, da und dort zwischen den Bäumen hervorlugen, werden von Schritt zu Schritt mächtiger und treten näher und näher an uns heran. Immer wundersamer wird es um uns, und wir würden wohl kaum mehr erstaunen, wenn Mime, der schmiedende Zwerg aus dem düstern Waldgeklüft auftauchte, oder wenn uns das erste Rauschen des Morgenwindes den ernsten Gesang der Nornen zutrüge. Wahrlich, diese wilden, mächtigen Felsenthore, die uns jetzt zum Weißmannsfelsen hineinführen, erscheinen uns so wundersam, als habe sie nur eine kühne Phantasie aufgebaut, als seien sie nur die Wandeldekoration, durch welche Gurnemanz den Parsifal geleitet. Mit einem leisen Schauer treten wir in den feierlich-düstern Felsensaal, und leicht ist's, sich hierher die schicksalsspinnenden Schwestern, die großen, gewaltig finsteren Gestalten germanischer Götterwelt zu träumen.

Nein, nicht nur zu träumen, auch kritische Forscher sehen hier eine dem Götterdienste geweihte Stätte, und Scherer, der „Götterfrohe“[1]) will, daß der Felsensaal als ein Aufenthalt germanischer Priester genommen und demnach der Name von viz (weiß) und mannus (Mann) abgeleitet werde.

Wie dem auch sei, wir glauben ihm gern, allzu leicht weckt der düstere Zauber des wundersamen Ortes in uns den schweren, tiefsinnigen Sang germanischer Götterlieder.

Nun aber genug — es habe neben den „uralten Träumen“ auch der junge Morgen sein Teil! Besteigen wir die Höhen dieser Felsen, jetzt eben, da das strahlende Lächeln Freyas den nebligen Morgenhimmel durchbricht. Ist es nicht schön hier oben? Unter uns, neben uns, rings hinaus ruht, leise von weißen Schleiern umzogen, ein Meer dunkler Waldeswogen, — erst ganz fern hin liegen bewohnte Thäler, blauen duftige Höhen. Ist es nicht schön hier, ernst, still und groß?

Sie schauen mit weit offenen Augen hinaus in das dunkelschöne Bild und versichern mir endlich gnädig: dieser Blick allein sei der ganzen Wanderung wert. (Fortsetzung folgt.)

Aus armem Land.

Ein Nachtstück nach dem Leben.

Von Ludwig Zapf.

„Du dürftig Land! — nicht reicht dein Kleid,
Der Armut Blöße zu verhüllen,
Die Teiche spiegeln rings ihr Leid,
Gleich Augen, welche Thränen füllen.

Sie fragt die Sterne jede Nacht,
Ob keiner zum Messias zeige,
Das Volk am Webstuhl harrt und wacht,
Er knarrt und ächzt, ob alles schweige.

Doch sieh, wie morgens Berg und Thal
Ein Goldstrom feurig überflossen!
Und wie des Abends Purpurstrahl
Der Schönheit Zauber ausgegossen!

Wie lächelnd nun dein Antlitz blickt!
Der Himmel lieh dir Prachtgewande,
Und auch das ärmste Herz erquickt
Das heil'ge Licht, das gottgesandte.“

So schrieb ich einst auf abendlichem Gange nieder, als herbstöde, umdüstert und wie verlassen das Bereich des östlichen Frankenwaldes vor meinen Augen lag, über die einsamen Waldrücken aber, wie ein tröstlicher Gruß aus himmlischen Höhen, noch ein verklärender Schimmer flog, und die Wolkensäume in wunderbarem Farbenspiele erglühten.

Und in der dämmerigen, ergreifend stillen Landschaft erstand ein Lebens- und Todesbild aus harter Winterzeit vor meiner Seele, das ich einmal einer Gruppe von Webern aus diesem Bereiche abgelauscht, und das tief sich mir eingeprägt.

* * *

Von Veilchenschein überflogen, starren die dunkeln, zackigen Nadelwipfel des breit hingelagerten Döbrabergs hinauf in den klaren, unendlichen Äther, der, bis zum Zenith von Gold durchhaucht, ein weites, in eintöniges Weiß gekleidetes Rund überwölbt. Die tiefliegende Landschaft umhüllt schon dämmeriges Grau, die Halden des gedehnten Berges aber prangen noch in dem milden Rosenlichte, das der Abend über die Schneefelder gießt, und die Fichten des östlichen Waldsaumes zeichnen langgestreckte tiefblaue Schattenbilder in die zartgefärbten Flächen. Ernste Ruhe liegt über dem mächtigen Winterbilde. Nur eine Krähe, die wohl noch das leblose Revier nach Nahrung durchspähte, naht in der lichten, reinen Glut müden Flügelschlages dem Wipfelmeer und versinkt in demselben. Das Reich der Nacht beginnt; bald wird sie, ihr grimmes Scepter schwingend, umwoben vom Demantglanz der Sterne, zu diesem Bergthrone emporsteigen.

Und sieh, wie vorhin in den goldenen Lüften, so regt sich nun auf der winterlichen Erde ein lebendes Wesen. Ein Mann, den hohen gefüllten Sack auf dem Rücken, der ihn als einen Weber erkennen läßt, der vom Fabrikgeschäfte mit dem neuen Garnvorrat heimkehrt, wandert einem jener wenigen, zerstreut liegenden Häuschen zu, die dort droben am Walde sichtbar sind. Der Mann scheint im Kampfe zu sein mit dem Gewichte der Last, die er trägt, mit der Ermattung, die der weite Weg, den er heute hin und her auf schmalem mühevollen Pfade zurückgelegt, nach sich gezogen. Sein Oberkörper ist vorgebeugt, ungleich sind seine Schritte, und häufig sinkt er in die Schneemasse bis an das Knie, um dann mit Mühe sich wieder herauszuarbeiten und, einen riesigen Schatten über das bestrahlte Feld werfend, den Weg in gleicher Weise fortzusetzen. Eben taucht die Sonne in unbeschreiblicher Pracht unter den Gesichtskreis.

[1]) Wilhelm Scherer, Regierungsrat, Über die ethnographische und religiöse Bedeutung des Fichtelgebirges ꝛc. Eine Studie. Sulzbach 1874.

Nicht aber die gewohnte, oft getragene Bürde, nicht die zeitweise Erschöpfung ist es, die den Wanderer überwältigt; wohl gefördert durch beide, wuchs auf dem langen Marsche eine schon wochenlang gefühlte, sich täglich stärker geltend machende Krankheit rasch zur gefährlichsten Höhe. Dies wird der Mann mit stiller Qual gewahr. Kaum vermag er noch, die heimatliche Schwelle zu erreichen. Kein Weib erwartet ihn daheim — die Gefährtin seines ärmlichen Daseins, die Arbeit und Sorge redlich mit ihm geteilt, liegt schon seit vier Jahren droben im Kirchhof des Dorfes — aber sein einziges Kind, ein Mädchen von neun Jahren, harrt der Rückkehr dessen, der es väterlich liebt, der es ernährt und kleidet, der allein sein Schutz und seine Stütze ist. Was soll nun mit der Kleinen werden?

Das Kind ist eben bemüht, die Flamme im kleinen Blechofen, welche die alte Spulerin vor ihrem Weggange entzündet, zu unterhalten; da hört es eine Hand an der Thüre rütteln, sie fliegt auf, und irren Blickes, totenbleich wankt der Vater herein, mit der Last auf das Bett sinkend, zu dem ihn seine Schritte noch tragen. Sprach- und ratlos steht das zum Tode erschrockene Mädchen vor ihm — dann aber bricht es in helle Klagetöne aus. „Der Vater ist krank, wer hilft dem Vater?" Das ist der Notschrei, der das kleine Herz durchbebt. Der Vater aber erhebt die Hand und deutet gegen das Fenster; sein Kind versteht den Wink und im Fluge eilt es in die Winternacht hinaus, der Hütte des „Nachbars" zu, deren Umrisse sich dunkel von dem bleichen Schneefelde, von dem sternbesäeten Himmel abheben.

Der „Nachbar" — der nächstwohnende Weber — war auf den Angstruf des Kindes ohne Säumen gekommen, und mit ihm seine Frau. Es galt, Trost zu spenden und hilfreich Hand anzulegen, und beides geschah in liebevollster Weise. Eine belebende Suppe wurde bald dem Ohnmächtigen eingeflößt, und dieser dann zu Bette gebracht. Erst nach stundenlangem Verweilen, und nachdem sie noch dieses und jenes dem Mädchen anempfohlen und Wiederkehr am frühesten Morgen versprochen, hatten beide das Haus verlassen.

Der Kranke liegt nun im Bette, vor ihm sitzt auf dem Schemel, das Gesicht mit den Händen bedeckt, das leise weinende Kind. Es kann sich vor Furcht und Jammer nicht dazu bringen, sein Lager aufzusuchen.

Die Stube ist niedrig, dumpf und zum größten Teil durch den Werkstuhl ausgefüllt, ohne allen, auch den geringsten Schmuck. Feucht schillern die Wände im matten Schein der Lampe, die auf dem Tische neben dem Spulrad steht, den Raum längs der Wand am Ofen nimmt das Bett ein, dessen Decke nun eine blasse Mannesstirn, ein geschlossenes Augenpaar umfängt. Der Pendel der Schwarzwälder Uhr dort im Winkel, dessen regelmäßiger Schwung sonst mit der emsigen Weberschütze wetteiferte, ruht wie diese.

Immer düsterer wird es in der Stube, das Mädchen preßt die müden nassen Augen in die Decke und murmelt ein schönes Lied dabei, das es allnächtlich mit der seligen Mutter als Abendgebet gesprochen:

„HErr, Dein Auge geht nicht unter,
Wenn es bei uns Abend wird,
Denn Du bleibest ewig munter
Und bist wie ein guter Hirt,
Der auch in der finstern Nacht
Über seine Herde wacht . . ."

Hu, wie kalt ist diese Nacht! Der Frost schüttelt das erregte Kind, es zieht die umgeschlagene Hülle fester an, sein Blick fällt dabei auf die Fenster, und sie glitzern wie aus kleinen Sternen zusammengesetzt, wie der Abglanz der Strahlenwelt, die draußen so wunderbar schön sich ausgebreitet hat in der Höhe. Das Kind gedenkt am Krankenbette des Vaters mit sehnsüchtiger Liebe seiner guten toten Mutter droben im Himmel, es sieht dann wieder seine einstige Kameradin, die seit vorigem Sommer begrabene Bauerstochter von einem benachbarten Hofe vor sich. Die kleine Freundin hatte abends auf dem Heimwege von diesem Hause den Totenvogel sein schauerliches „Komm! komm!" rufen hören und sich derart entsetzt, daß sie bald darauf in Fieberschauern ihr Leben aushauchte. Das Mädchen sieht sich wieder mit den anderen schwarz gekleideten Leuten an dem offenen Grabe stehen und hört die Glocken läuten, den Geistlichen sprechen, die Bäuerin weinen.

Regungslos liegt der Vater inzwischen da. Das Kind sucht seinem Blicke zu begegnen — wenn der so stille Mund doch nur ein Wörtlein sagen wollte! — Und rufen soll sie den Kranken nicht, seinen Schlummer nicht stören, so hat ihr die Nachbarin geheißen. Da — plötzlich tiefes Dunkel. Die Lampe hat den letzten Tropfen Öl verzehrt und ist erloschen. Grausen überfällt das junge Gemüt; zwei Händchen langen krampfhaft nach der Bettdecke, im Nu ist das Mägdlein unter derselben verborgen. Mit beiden Armen umschlingt es den Hals des noch immer schweigenden Vaters, das thränenheiße Antlitz birgt es an seiner Brust. „Vaterla, schläfst noch?" ringt es sich aus des Kindes Munde . . . Aber kein Ruf erweckt ihn mehr, selbst nicht die Stimme seines zagenden Lieblings.

Der Morgen kommt herauf. Sieh, das Totengemach ist mit Blumen geschmückt, silbernen Glanzes, überglüht vom Frührot, ranken sie empor an den kleinen Fensterscheiben. Und das junge Licht breitet ihr Abbild, seltsame Blätter und Blüten, feierlich über das Lager, in dem die beiden nun ruhen, wie im Schimmer der Verklärung: der entseelte Vater — und, innig an seine Brust geschmiegt, das schlummernde Kind.

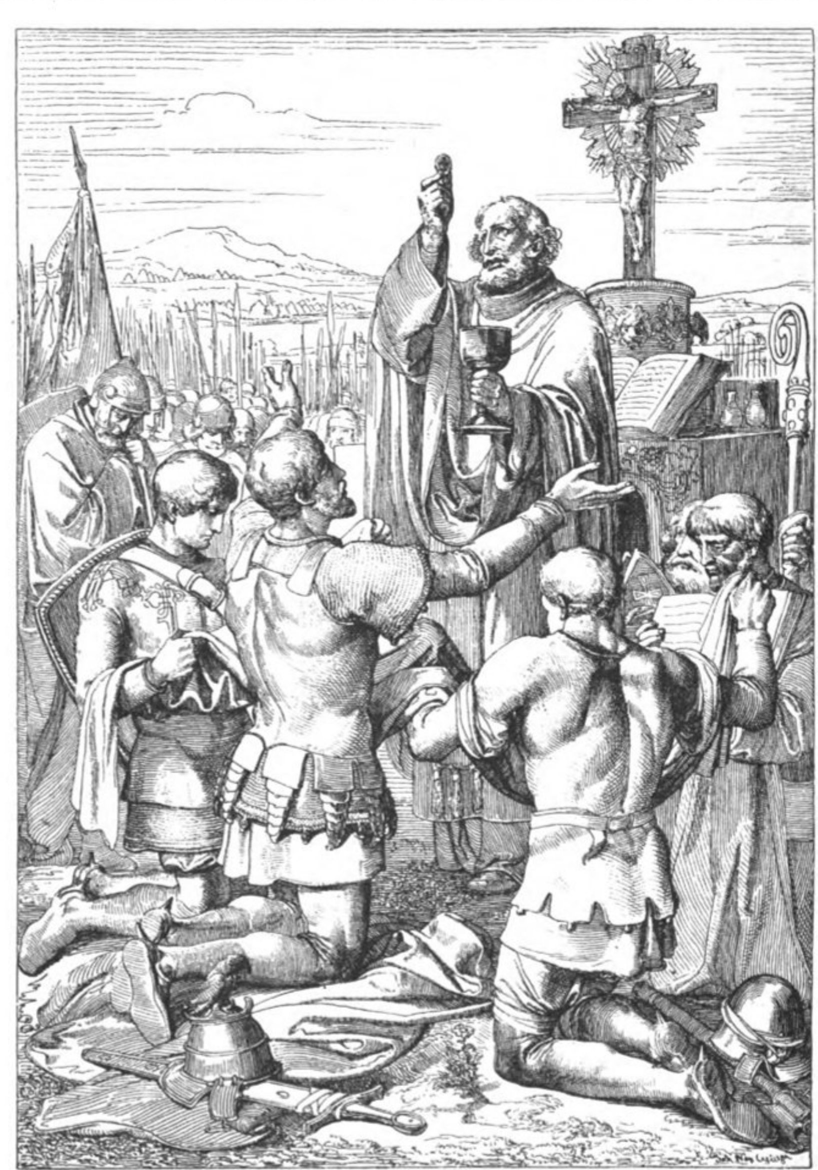
Kleine Mitteilungen.

Des Törringers Nachtritt. Bevor wir auf die hier zu erzählende Sage von Caspar dem Törringer eingehen, soll uns vergönnt sein, mit ein paar Worten dieses gräflichen Geschlechtes, dessen ehrwürdiges Alter weit in ferne Zeiten hinaufreicht, zu gedenken. Wenigen Adelsfamilien ist es vergönnt, sich in Betreff des alten Adels mit den Törring zu messen. Als der erste Törringer wird Herzog Thassilos Jägermeister und Mitstifter des Klosters Wessobrun (um 760) bezeichnet. Alwig Törring führte das Salzburger Volk in die große Ungarnschlacht auf das Lechfeld (955). Bei Kaiser Karls IV. Krönung in Rom gewann die unerschrockene Mannhaftigkeit Seiz Törringers den Bayern den Vorrang vor den Böhmen. Als dem ersten erteilte ihm der Kaiser auf der Tiberbrücke den Ritterschlag. Weil derselbe Recke in den Fehden um Tirol (1363—1369) das bayerische Banner so sieghaft schwang, sollte jederzeit, wenn die Fürsten von Bayern zu Felde zögen, ein Törring die Heerfahne der Bayern führen.

Herzog Ludwig von Bayern-Ingolstadt, den während des Konzils zu Konstanz Herzog Heinrich auf öffentlicher Straße angefallen und verwundet, schloß sich an Caspar den Törringer an, unter dem sich schon 1416 die unzufriedene Ritterschaft vereinigte, und welchem Bunde 1420 auch die Städte und Märkte von Niederbayern beigetreten waren. Jene Rittervereinigung hatte die Klausel, daß, wenn ein Landesherr ihre Freiheiten verletze und den Beschwerden keine Abhilfe verschaffe, die Ritterschaft den andern Herzog von Bayern-Ingolstadt anrufen und künftig für ihren rechten Herrn halten wolle. Das war ein wenig bemäntelter Versuch, dem Herzog Heinrich zu Landshut unter dem Vorwande nicht abgestellter Klagen die ganze Ritterschaft von Niederbayern abwendig zu machen. Das konnte Herzog Heinrich dem Törringer nie vergeben und schwur ihm furchtbare Rache. Er entsetzte ihn des obersten Jägermeisteramtes und erschien mit Blitzesschnelle vor dem Stammhause Törring unfern des stillen Tachensees, erstieg es nach männlicher Gegenwehr in der Abwesenheit Caspars, plünderte, brannte die alte Burg aus und erschlug ihm seine treuen Hunde, um welche der Törringer am meisten jammerte. Selbst die Steine sollten die Stätte dieser Burg nicht mehr bezeichnen, denn diese wurden größtenteils in das benachbarte Burghausen verschleppt. Ungefähr in jene Zeit, als Herzog Ludwigs von Ingolstadt Pfleger in Lauf, Christof von Leiningen, die fürstliche Burg zu Nürnberg überfiel und in Rauch aufgehen ließ, während die nichts ahnenden Bürger auf dem Rathause tanzten, versetzt das Volk jene eigentümliche Sage von dem Nachtritte. Caspar der Törringer besuchte nicht ungern Kirchhöfe und betete da häufig für die Ruhe der abgeschiedenen Seelen. Führte ihn sein Weg nachts vorbei, unterließ er nie, ihnen eine ewige Ruhe zu wünschen, auch schloß er die armen Seelen häufig in seine sonstigen Gebete ein und sprach sie um ihren Beistand an, wie dies heutzutage noch viele thun. Im Volke erhielt sich nun der Glaube, daß, als einstmals Caspar der Törringer um die Mitternachtsstunde, nur von einem Knappen begleitet, heimritt, er von überlegener Zahl angefallen wurde. Sein Knappe erlag den wutentbrannten Streichen der Nachfolgenden. Caspar hieb sich, obwohl ihm sein Schwert im Getümmel abgeschlagen worden, durch den feindlichen Haufen und erreichte mit äußerster Not einen nahegelegenen Kirchhof, wo sein keuchendes Roß stürzte. Seiner Sinne nicht mehr mächtig, lag er unter dem schnaubenden Gaule. Flugs erhoben sich aus ihren Gräbern die armen Seelen, deren der Törringer im Gebete schon so oft gedacht, der ganze Friedhof belebte sich, und die Geister der Verstorbenen trieben die nachsetzenden Scharen ab, die eben angesprengt kamen. Wie Spreu zerstoben diese nach allen Seiten, und der von seinem Sturze betäubte Caspar konnte, wieder zu sich gekommen, ungehindert seinen Ritt vollenden. Als der trotzige Biedermann bei Kaiser und Reich kein Recht fand, lud er den Herzog Heinrich von Landshut auf die Rote Erde in Westfalen vor die Wissenden des heimlichen Gerichts. Auch da wurde die Sache durch schändliche Ränke gegen ihn gewendet. Herzog Heinrich von Landshut säumte nicht, dort zu erscheinen, als ihn der Törring durch die Schöffen der Feme geboten. Er ritt nach Westfalen, von seinem Schwager, dem Kurfürsten von Brandenbnrg, und tapferer Mannschaft begleitet. Am Tage der Feme fehlte aber Caspar von Törring vor dem heimlichen Stuhle. Nun ward der Beklagte Kläger, der Abwesende als Meineidiger zum Strange verurteilt. Niemand hat wieder von ihm gehört. In einer Urkunde vom 26. März 1430 wird seiner schon als eines „seligen" gedacht. Ein Unbekannter soll den im Kölner Dom Betenden durch einen Dolchstich ins Genick getötet haben, ehe es ihm möglich war, sich vor dem heimlichen Gerichte zu stellen. Niemand weiß sein Grab. Kurfürst Friedrich von Brandenburg aber und der Herzog Heinrich von Landshut traten als Wissende in des Reiches heimliches Gericht.

Die Schlacht auf dem Lechfelde (10. August 956). Nachdem die Ungarn zu wiederholten Malen raubend und mordend in den deutschen Landen erschienen waren, schickten sie im Jahre 935 Gesandte an den Hof des deutschen Königs Otto des Großen, scheinbar in friedlicher Absicht, in der That aber, um zu spähen, wie es in Deutschland stehe, und ob sie nicht bald wieder einen Raubzug dahin wagen können. Kaum hatte Otto die Gesandten entlassen, so meldete man aus Bayern, daß die Ungarn in diesem Lande eingefallen seien. Sogleich brach der tapfere König nach Bayern auf. Die Ungarn hatten bereits dieses Land überschwemmt, waren in Schwaben eingedrungen, und einzelne ihrer Reiterscharen schwärmten bis zum Schwarzwald hinaus, während die Hauptmasse des Heeres sich in der großen Ebene am Lech oberhalb Augsburg gelagert hatte. Hunderttausend Mann stark sollen sie in Bayern eingebrochen sein, und sie prahlten, daß sie nichts auf der Welt fürchteten, außer wenn der Himmel einstürze oder die Erde sie verschlinge. Nie zuvor hatten sie schlimmer gehaust und größere Greuel verübt. Bewunderungswürdigen Mut zeigte in diesen Tagen der Not der heilige Bischof Ulrich von Augsburg, der treue Freund Ottos. Augsburg war damals stark bevölkert, aber nur schwach befestigt, daher schien die Verteidigung der Stadt unmöglich. Dennoch beschloß Ulrich im Vertrauen auf Gottes Beistand, die Stadt zu halten. Als die Ungarn näher gegen die Stadt heranrückten, machte er mit den tapfersten seiner Ritter einen Ausfall. Es entspann sich ein hitziger Kampf. In der Mitte seiner Schar ritt durch das Schlachtgetümmel Ulrich im bischöflichen Ornat ohne Helm und Panzer; aber es widerfuhr ihm nichts, obwohl es Steine und Pfeile rings um ihn regnete. Mit beispielloser Tapferkeit kämpften die Seinigen und schlugen die Feindeshorden glücklich zurück. Da der heilige Bischof wußte, daß die Feinde am andern Tage den Kampf erneuern würden, so ließ er die Mauern in der Nacht eiligst ausbessern. Die Frauen und Greise beteten, er sebst lag die ganze Nacht auf den Knieen. Am frühen Morgen hielt er ein Hochamt, stärkte alle durch das heilige Abendmahl und sprach ihnen Mut und Gottvertrauen ein. Mit dem ersten Strahle der Morgensonne griffen die Ungarn von allen Seiten die Stadt an, kehrten aber bald um, da sie hörten, daß König Otto mit einem großen Heere heranrücke. Der deutsche König war, als er den Feind nicht mehr in Bayern fand, ihm zum Lech nachgezogen. Auf dem Zuge sammelten sich immer mehr Streiter um seine Fahnen, aber doch war sein Heer nicht von Ferne zu vergleichen mit den unermeßlichen Scharen der Ungarn. Als er diese zuerst sah, meinte er, eine solche Unzahl könne nicht besiegt werden, wenn nicht Gott der Herr selbst dreinschlage. Daher verschob er besorgt den Kampf, bis er noch mehr Mannschaft an sich gezogen hatte. Aber den Seinigen wuchs, je mehr ihrer wurden, der Mut und die Kampfeslust. Nun ließ der König einen Fest- und Bußtag verkündigen, um Gottes Beistand zu erflehen und für den kommenden Tag alles zum Kampf zu rüsten. Als es am 10. August, am Tage des heiligen Laurentius, morgens dämmerte, wohnte das Heer einem Gottesdienste bei. Als die Sonne am wolkenlosen Himmel strahlte, stellten sich beide Heere zur Schlacht auf, zur wildesten, denkwürdigsten und folgenreichsten Schlacht, die in alter Zeit auf deutschem Boden geschlagen worden. Der König warf sich auf die Kniee und that unter Thränen das Gelübde, daß er, wenn ihm Gott den Sieg über den Feind des Reiches verleihe, in Merseburg dem heiligen Laurentius zu Ehren ein Bistum errichten wolle, dann nahm er aus der Hand des Bischofs Ulrich das heilige Abendmahl. Alle im Heere entsagten feierlich aller Fehde und Feindschaft untereinander und gelobten sich Beistand in jeder Not und ihren Führern Treue. Die Fahnen wurden erhoben, lustig wehten sie in den Lüften, und mutig verließen Ottos Krieger das Lager. Sie waren in acht Züge geteilt. Die drei ersten waren Bayern, die am zahlreichsten erschienen waren.

Der vierte Zug waren die Franken unter Anführung des Herzogs Konrad, des gefeiertsten Helden im ganzen Heere. Der stärkste Zug war der fünfte, von Otto selbst befehligt. Bei diesem wurde die Lanze des heiligen Erzengels Michael getragen, und wo die war, da hatte noch nie der Sieg gefehlt; dicht umringte sie und den König eine Schar heldenkühner, todesmutiger Jünglinge, die Auswahl der Tapferſten aus jedem Zuge des Heeres. Der sechste und siebente Zug waren Schwaben; den letzten bildeten tausend böhmische Reiter in schimmernden Waffen. Bei diesem Zuge im Nachtrabe war auch das Gepäck des Heeres, das man hier am meisten gesichert hielt. Aber es kam anders, als man es erwartet hatte. Das Heer hatte bei dem Vorrücken manche Beschwerde zu bestehen, denn der Weg ging durch Gebüsch und über ungeebnete Felder. Ein Teil der Ungarn hatte das deutsche Heer im Rücken umgangen und griff unvermutet den Nachtrab an. Ein Pfeilregen, dann ein Reiterangriff unter furchtbarem Geheul. Die Böhmen stoben auseinander, viele wurden getötet, viele gefangen, das ganze Gepäck wurde eine Beute der Räuber. Sofort stürzten diese auf die schwäbischen Heerhaufen, und auch diese hielten dem Sturm nicht stand. Da schickte Otto den tapfern Herzog Konrad mit seinen Franken gegen die Feinde, und diese zerstoben, als die jungen, kräftigen Krieger sie angriffen. Die gefangenen Böhmen wurden befreit, das Gepäck wieder gewonnen, und mit siegreich wehenden Fahnen stieß Konrad wieder zum Hauptheere. Als der Feind im Rücken nicht mehr zu fürchten war, ordnete Otto sein Heer zum eigentlich entscheidenden Kampfe und sprach seinen Kriegern Mut zu. Darauf ergriff er den Schild und die heilige Lanze und sprengte allen voran gegen die Feinde. Das ganze Heer stürmte ihm nach, und sofort entspann sich der Kampf nach allen Seiten. Bald wichen die Ungarn, nur die Verwegensten hielten noch einige Zeit stand, begaben sich endlich aber auch auf die Flucht. Viele eilten in die umliegenden Dörfer und wurden da von den Bauern erschlagen, viele eilten zum Lech und ertranken. Das Lager der Ungarn fiel noch am selben Tage in Ottos Gewalt. Schon läuteten die Abendglocken, als der siegreiche König Otto und der heilige Bischof Ulrich in das jubelnde Augsburg einzogen. Am andern Morgen empfing der König abermals das Abendmahl aus den Händen seines bischöflichen Freundes, dann brach er auf, um den fliehenden Feind zu verfolgen. Seitdem verging den Ungarn die Lust, in die deutschen Länder einzubrechen. Später gaben sie ihr wildes Leben auf und gründeten sich in dem fruchtbaren Ungarn bleibenden Wohnsitz. Auch stand es kein Jahrhundert mehr an, bis die Boten des Evangeliums zu ihnen kamen und ihnen mit dem Lichte des Glaubens mildere Sitten brachten.



Der hl. Ulrich spendet Kaiser Otto I. vor der Schlacht auf dem Lechfelde das hl. Abendmahl.
Von J. N. P. Geiger.

Fahrende Heilkünstler. Das 15. und 16. Jahrhundert war ein besonders fruchtbarer Boden für Wundermänner aller Art. Die einen bereiteten den Stein der Weisen, gruben Schätze aus der Erde, beschworen des Teufels Hilfe oder machten wohl gar das lautere Gold; andere kurierten die Leiden und Krankheiten ihrer Mitmenschen durch die seltsamsten Mittel. Je unbegreiflicher ihr Wust war, desto erstaunlicher und anziehender für das unwissende Volk. Unter allen aber die gefährlichsten für die Menschheit waren jene Wunderdoktoren, Quacksalber und Waldhansen, denn ihre Kunst ging ans liebe Leben. Da hatte jeder wenigstens ein Universalmittel, das alle bisher gewesenen übertraf, sei es ein Goldwasser, einen Balsam, ein Elixirium Paracelsi oder eine kostbare Wurzel. Das Land war reich gesegnet mit fahrenden Ärzten. Zwar suchten fürstliche Verordnungen dahin zu wirken, daß jedweder fremde Doktor durch bestellte Ärzte vorher sollte seine Mittel untersuchen und bestätigen lassen, allein das Gebot fand wenig Beachtung, sonst wäre es nicht nötig gewesen, es zu wiederholen. Wurde aber einmal so ein Wundermann auf offenem Betrug entdeckt, so mochte er Gott um Beistand zu seiner Flucht anflehen. So fingen z. B. die Münchener i. J. 1529 den fahrenden Doktor Hans Goldstein von Antwerpen und machten ihm mit seinem Hokuspokus ein schnelles Ende durch den Strang.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



No. 12. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

D' Marei vom Brandstätterhof.

Eine oberbayerische Hochlandgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Otto v. Schaching.

(Schluß.)

Der Gemeindevorsteher von Wörnsmühle empfing den Boten, einen dem Knabenalter kaum erst entwachsenen jungen Menschen, der ihm ein Schreiben vom Bürgermeister Miesbachs überreichte. In demselben wurde dem Brandstätter mitgeteilt, er möge sich mit dem Überbringer schleunigst nach Miesbach verfügen, denn im Laufe des Abends sei dort die Nachricht eingetroffen, daß auf Veranlassung des Landgerichts Miesbach eine Kompagnie Soldaten aus München in den Bezirk Miesbach zur Strafe für das letzte Haberfeldtreiben gelegt werden solle, und zwar auf Kosten der einzelnen Gemeinden. Dieser für den Geldsäckel so schwer empfindlichen Maßregel vorzubeugen, müsse unverzüglich eine Deputation nach München zum Könige; dieselbe solle aus dreien der angesehensten und beredtesten Männer des Landgerichts bestehen, und er, Gschwendtner, sei als einer von ihnen auserlesen.

Was wollte der Brandstätter thun? Er durfte das in ihn gesetzte, ehrende Vertrauen nicht täuschen, und zudem glaubte gerade er, die Verpflichtung zu haben, eine Maßregelung abwenden zu helfen, welche sein eigener Sohn mitveranlaßt hatte.

Übrigens war Gschwendtner für eine solche Sendung wie geschaffen. Er besaß Unerschrockenheit, einen sehr beredten Mund und vermochte in der Darstellung der Dinge einen überraschenden Scharfsinn zu entfalten.

Der Brandstätter machte sich reisefertig, nahm von seinem Weibe Abschied und wanderte mit seinem jugendlichen Gefährten in die kalte Nacht hinaus und dem hohl schnaubenden Winde entgegen über Berg und Thal und durch langgestreckte Wälder.

In Miesbach traf er seine Reisegenossen, zwei angesehene Bürger des Ortes, bereits zur Abfahrt gerüstet. Auf seinen Vorschlag, man möge vorher nach Tegernsee zum Herzog Max gehen und ihn um seine Vermittelung in der Sache bitten, erhielt er zur Antwort, der Herzog sei schon nach München übergesiedelt. Also bestieg die dreihäuptige Abordnung die Reisekutsche, denn damals wiederhallte noch nicht wie jetzt der schrille Pfiff des Dampfrosses an den Geländen jener Bergwelt, und fort ging's in die Nacht hinein.

Aber der Morgen brachte den Reisenden eine höchst unangenehme Überraschung, denn außerhalb des Dorfes Sauerlach, einige Stunden von München, stießen sie bereits auf die nach Miesbach unter der Führung eines Lieutenants v. Gumppenberg entsandte Kompagnie. Letzteren kannte der Brandstätter zufällig und er rief ihm vom Wagen aus zu:

„Herr Leitnant, kehrn S' nur glei' wieder um. Wir fahr'n 'grad' zum Küni, weil ma' enk nöt braucha könna!"

In München angekommen, verfügte sich die Deputation sofort in die Regierung, dann ins Justiz- und ins Kriegsministerium — aber es war merkwürdig, nirgends wollte man um die angeordnete Maßregelung ein Wissen tragen. Es blieb also nichts übrig als eine Audienz beim Könige. Das war aber nun keine gar so leichte Sache. Zwar hatte König Max II. auch für den geringsten seiner Unterthanen ein

geneigtes Ohr; allein die Schwierigkeit für die Deputation lag darin, morgen schon Zutritt zum Landesvater zu erlangen. Es war heute bereits spät am Nachmittag, und eine Anmeldung für morgen zu einer Audienz nicht mehr angänglich. Anderseits sollte aber kein Tag verloren werden, um die Aufhebung der schädigenden Maßregel zu bewerkstelligen.

Da wußte der Gschwendtner Rat und Einschlag.

„Zum Herzog Max geh' ma'", sagte er, „der muaß uns an Audienz erwirka. Und der thuat's, dös bezweifl' i nöt."

Das Wort ließ sich hören und gewann Beifall. Alsbald steuerten die drei Männer in die Ludwigsstraße und nach dem Palais des Herzogs Max. Aber der Herzog war eben ausgefahren und kam erst in einer Stunde wieder. Nach Verlauf derselben fanden sich die drei Oberländer neuerdings im Palais ein, diesmal mit mehr Erfolg. Sie wurden vor den Herzog geführt, der jeden von ihnen kannte, grüßte und voll Herablassung nach ihren Wünschen fragte.

„Königliche Hoheit", begann Gschwendtner, dem die Rolle des Sprechers zugefallen war, „a wichtige Ang'legenheit bringt uns zu Eahna."

Herzog Max horchte aufmerksam auf den nun folgenden Bericht. Sein Gesicht wurde sehr ernst, und als der Brandstätter fertig war, sagte er:

„Meine lieben Männer, das is kein leichter Fall. Es fragt sich, ob Seine Majestät in der Ang'legenheit eine Audienz bewilligt."

„Aber, Hoheit, Sie müaß'n uns helfa", drängte Gschwendtner, dem es bei dem Gedanken, unverrichteter Dinge heimkehren zu sollen, siedheiß übern Rücken lief. Er fühlte sein ganzes Ansehen auf dem Spiele stehen.

„Wir müaß'n zu Seiner Majestät, 'm König", betonte er aufs hartnäckigste. „Hoheit, es kost't Eahna ja bloß a Wort."

„Meint Ihr?" lachte der Herzog kurz, aber eigentümlich. Er durchmaß sinnend einige Male das Gemach.

„Kommt in einer halb'n Stund' zurück, meine lieben Männer", sagte er jetzt. „Ich muß mir die Sach' erst besser überleg'n, wie ich 'was thun kann für euch."

Die Deputation schied mit zwischen Hoffnung und Befürchten schwebenden Gefühlen. Als sie gemäß der ihr gegebenen Weisung wieder im Palais des Herzogs erschien, wurde Gschwendtner von einem Kammerdiener aufgefordert, ihm allein ins Privatgemach des Herzogs zu folgen; die anderen sollten einstweilen im Vorzimmer warten.

„Jatzt is 's Spiel scho g'wonna", meinte der eine von ihnen. „Der Herzog kann den Brandstätter guat leid'n, und der reißt's durch. Wenn der Gschwendtner was anpackt, setzt er koan Fleck neb'n 's Loch."

Aber die Zuversicht der beiden sank rasch, als der Brandstätter lange nicht wiederkehren wollte. Er hatte also einen harten Stand mit dem Herzog. Ja, das hatte er in der That.

Endlich, nach dreiviertel Stunden, kam er zurück. Er schien sehr erregt, seine Gesichtsfarbe war um ein Beträchtliches dunkler.

„Hast nix bezweckt? Wia is 's ganga?" fragten ihn erwartungsvoll die anderen.

„Morg'n um zehni in der Früah müaß'n ma' in der Residenz sei', d' Audienz kriag'n ma'", antwortete Gschwendtner kurz und mit sonderbarer Barschheit.

Das war eine Freudenbotschaft. Nun konnte es nicht mehr fehl gehen.

Des andern Tags zur festgesetzten Stunde befand sich die Deputation in der Residenz. Ein in glänzende Livree gekleideter Diener empfing sie und geleitete sie durch eine Menge von Gängen und Gemächern zu einem prächtigen Saale. Hier harrten vornehme Hofherren, Staatsbeamte, Generäle, hohe kirchliche Würdenträger, jeder des Augenblicks, in welchem er vor den Herrscher beschieden wurde.

„Die hab'n d' Aug'n weiter nöt aufg'riss'n", erzählte der Brandstätter hernach launig, „wia s' uns drei Bauernfrack hab'n durch'n Saal steig'n seh'n."

Die ländliche Deputation wurde in ein Vorzimmer geführt, mit der Weisung, hier der ferneren Dinge zu harren.

Eine Viertelstunde verrann, da that sich vor den Wartenden eine hohe Flügelthür auf, und ein stattlicher Offizier in reicher Uniform erschien, der Adjutant des Königs.

„Wo ist der Herr Gschwendtner?" lautete seine Frage.

„Hier bin i, Herr Adjutant", antwortete der Gemeindevorsteher von Wörnsmühle und warf sich, eingedenk seiner soldatischen Vergangenheit, stramm in die Brust.

„Seine Majestät der König läßt Ihnen sagen", eröffnete der Adjutant, zu Gschwendtner redend, den regungslos aufhorchenden Männern, „die Deputation möge nur getrost nach Hause gehen, es ist alles in Ordnung."

Der Offizier verneigte sich leicht und war aus dem Gemache, ehe der Brandstätter noch die Lippen zu einem Dankesworte lösen konnte.

So verlief, wie Gschwendtner selbst dem Erzähler dieser Geschichte mitteilte, die „Audienz", die zwar die Deputation nicht bis vor den König, aber doch ans Ziel brachte.

Die wackeren Oberländer empfanden wohl, wem sie den raschen Sieg zu danken hatten. Im Vollgefühle dieser bedeutsamen Errungenschaft verließen sie freudetrunken und mit Herzen, die von innigster Dankbarkeit für ihren erhabenen Gönner, Herzog Max, überströmten, die königliche Residenz.

Und dennoch war dieser schwerwiegende Erfolg nicht ohne Opfer errungen worden. Dies fühlte der Brandstätter, wie kein Sterblicher außer ihm.

* * *

Am darauf folgenden Sonntag — drei Tage nach der Münchener Fahrt — saß der Brandstätter nachmittags mit seinem Weibe allein in der Stube. Beide redeten viel und eifrig, beider Gesicht war über alle Maßen ernst, und so waren auch die Dinge, denen ihr Gespräch galt.

„Dei' Bruader, der Heiß", sprach der Gschwendtner zu seiner Ehehälfte, „hat 's Kraut no' fett g'macht. Der Herzog selber hat mir's g'sagt, daß 'n Dei' Bruader neuli auf der Alm drob'n bitt' hat, er möcht halt für 'n Hiesl und 's Marei a Wörtl einleg'n bei mir."

Die Brandstätterin entgegnete nichts; sie saß mit verschlungenen Armen auf der Ofenbank und beobachtete scheinbar das graue Kätzchen, das sich zu ihren Füßen im neckischen Spiele streckte und wälzte.

„Mein'tweg'n thuast, was D' magst", fuhr sie heftig aus ihrem Sinnen auf. „Hätt'st Di nöt so weit einlass'n."

„Ja, moanst ebba, Du hättst d' Sach besser z'weg bracht beim Herzog?" versetzte Gschwendtner ärgerlich. „Du moanst, es braucht weiter nix als nach Münka einiz'fahr'n und zum

Küni z' laufa, der woart natürli scho' auf Di. J hab' 'n Herzog nöt bloß weg'n der Audienz bitt, sondern a' weg'n 'm Toni, damit der Bua am End' dengert a bißei gut wegkemma war weg'n der Haberfeldtreiberei, denn es hat si' bei eahm nöt nur ums Haberfeldtreib'n, sondern a' um Widerstand geg'n die Staatsgewalt g'handelt. „Ja", hat der Herzog g'sagt, „i will thua, was i kann, unter der Bedingung, Brandstätter, daß Ihr mei'm Jagdg'hilfen Branner Hiesl Eure Marei und seiner Schwester Euren Toni gebt. Wenn Ihr mir dös versprecht, nachher bin i a' bereit zu Eurer Hilf'." So, g'rad' so hat er g'sagt. Und wennst mir's nöt glaubst, nacha fragst 'n selber. Der Toni war nöt frei word'n, und die andere Sach' hätt'n ma' a' nöt durchg'setzt, wenn nöt..."

Der Brandstätter wurde hier durch das Geräusch der sich öffnenden Stubenthür unterbrochen. Eine hohe, blühende Mädchengestalt schritt über die Schwelle — es war Marei. Ihr auf der Ferse folgte Toni. Seit gestern befand sich dieser wieder auf freiem Fuße, dank des weitreichenden Einflusses des Herzogs Max. Heute war Toni vom Vater nach Gschwendt gesandt worden, um die Schwester aus der Verbannung heimzuholen.

„Grüaß Gott, Vater! Grüaß Gott Muatter!"

Das waren des Mädchens erste Worte.

„Grüaß Di Gott", sagte der Brandstätter trocken.

„So, bist da?" sagte die Mutter ziemlich frostig, ein Empfang, der auf Marei wie ein Eisumschlag wirkte.

Einige Minuten hindurch brütete in der Stube eine Lautlosigkeit, die nur streifweise durch irgend ein flüchtiges oder abgerissenes Wort seitens der Brandstätterischen Eheleute unterbrochen wurde. Gschwendtner erkundigte sich ein wenig nach dem Viehstande und der Almenwirtschaft seines Schwagers, die Bäuerin ein wenig nach Weib und Kind desselben. Wie es Marei die Zeit über ergangen, danach fragte niemand. Dem Mädchen wurde so wehe zu Mute, sie hätte sich am liebsten wieder fern vom Elternhause gesehen; auf eine derartige Behandlung hatte sie nicht gerechnet. Wozu hatte man sie denn eigentlich zurückgerufen? Marei schnürte es die Brust zusammen, sie mußte sich anstrengen, den Thränen zu wehren. Hätte man sie doch viel lieber gescholten, gezankt, es wäre ihr noch immer wünschenswerther gewesen als diese fürchterliche Gleichgültigkeit, diese martervolle, unheimliche Kälte gegen sie.

Da erschollen auf der Hausflur draußen Schritte. Abermals ging die Thür auf, und wer beschreibt Marei's Überraschung, wer ihren freudigen Schreck, der ihren ganzen Körper durchbebte? Der Branner Hiesl, ihr Hiesl, stand leibhaftig vor ihr und neben ihm seine Schwester Leni. Und wie der Marei, so erging es dem Hiesl, so erging es dem Toni und der Leni, als sie sich unvermutet hier trafen. Erstaunen, Verlegenheit, Wonne und dann wieder geheime Befürchtung, geheimes Bangen lösten sich in den Herzen der vier jungen Leute ab. Keines war über den Zweck dieser Zusammenkunft vorher verständigt worden. Marei und Leni wurden bald rot wie Pfingstrosen, dann wieder blaß wie Maiglöckchen, Hiesl und Toni sahen bald sich einander, bald die Mädchen an, nach Worten haschend und sie nicht findend. Dazu eine Grabesstille, wie draußen in der Natur vor dem Ausbruche eines Gewitterorkans. Doch der Sturm brach nicht los. Wohl aber erhob sich jetzt der Brandstätter von seinem Sitze und sprach zu Hiesl und dessen Schwester:

„J hab enk zwoa hol'n lass'n, nöt recht gern, dös muaß i glei' b'steh', aber i hab's an g'wiss'n hoh'n Herrn z'liab than, und dös is der Herzog Max. Hiesl, Du hast mei' Marei gern — nimm s' von mir aus, mehr sag i nöt. Und Du, Toni, Du hast mir in der letzt'n Zeit so viel Verdruß g'macht, daß mir 's ganz deutsche Wörterbuach nöt ausreichet, wenn i Di schimpfa wollt'; aber i mag mi nimmer ärgern, i seh' scho', 's hilft dengert nix. Wennst moanst, Du muaßt d' Leni hab'n, heirat zua meinetweg'n, i will Dir koa Prüg'l unter d' Füaß' werfa. Aber oans mirkst Dir, Bua, übergeb'n thua i no' nöt, auf dös brauchst nöt z'rechnen. So, i hab mei' Sach' g'sagt, iatzt wißt's, wia's dran seid's. Wenn der Herzog Max nöt gwen war, nacha hätt enk koa Gott Vater z'sammbracht."

In feineren Kreisen hätten diejenigen, welche ein derartiger Augenblick zum höchsten irdischen Glücke vereinigte, Thränen der Freude und der Rührung vergossen, hätte man einem Vater, der seines Sohnes, seiner Tochter Liebessehnen durch eine Verlobung stillte, Worte des heißesten Dankes gestammelt, wäre man ihm zu Füßen, der Mutter um den Hals oder umgekehrt je nach der Neigung des einzelnen gefallen und hätte man eine herzbewegende Scene sich abspielen lassen. Nicht so diese unverfälschten Naturmenschen. So lange der Brandstätter redete, war alles so ruhig, daß man fast ein Haar hätte fallen hören. Kaum aber hatte er das letzte Wort aus dem Munde, da riß der Hiesl seinen schmucken Jägerhut vom Kopfe, that einen Sprung bis an die Stubendecke und schrie, daß die Wände zitterten:

„Juhu — hu — hu! Der Herzog Max soll leben!"

Und wie der Hiesl, so jauchzte der Toni, und auch die Mädchen machten ihren vor Freude höher schlagenden Herzen in begeisterten Rufen auf den guten Herzog Max von Bayern Luft. Selbst die Brandstätterin, die sich innerlich am längsten gegen diese Wendung der Dinge sträubte, konnte nicht umhin, ihr unzufriedenes Gesicht nun endlich in einen milderen Ausdruck umzuschmelzen, und ehe noch viele Minuten verwichen waren, fühlte sie, als echte Mutter, das Herzensglück ihrer Kinder, Toni und Marei, mit und war sie ausgesöhnt mit der vollendeten Thatsache. — — — — — — — — — — —

Kurze Zeit hernach wurde derjenige, der in seiner Weise, ob zwar auch unbewußt und sicher gegen seinen Willen, daran mitgearbeitet, vier junge Herzen glücklich zu machen, zu zehn Jahren Zuchthausstrafe verurteilt. Die Anklage gegen den Ranglenz hatte auf Mordversuch und auf Münzfälschung gelautet. In beiden Fällen war er, von der Hoffnung auf einen milderen Richterspruch bestimmt, geständig. Er räumte unumwunden die Absicht ein, daß er den verhaßten Jagdgehilfen Branner Hiesl hatte töten wollen, er gestand ferner, daß er als Mitglied der Münzfälscherbande ein dem Rentamtssiegel von Miesbach nachgemachtes Siegel besessen; mit demselben verschloß er, so oft er aus den Geldrollen seines Vetters, des Müllers Obermaier, echte Halbguldenstücke gegen gefälschte umgetauscht, die Papierhüllen wieder, so daß der Vetter nie etwas von der Sache gemerkt. Francesco Lodini, dessen man übrigens niemals habhaft wurde, betrieb hauptsächlich die Herstellung der Münzen, wobei ihm als Münzstätte eine alte verfallene Kohlenbrennerhütte tief im Walde diente, in welcher bei einer Untersuchung sorgfältig gearbeitete Formen, Gießlöffel, Prägestöcke, Formsand, Putzpulver und sonstiges Zubehör

gefunden wurden; der Ranglenz und der Geroldshauser verlegten sich ihrerseits fleißig darauf, das Fabrikat in Umlauf zu setzen, was ihnen unter den Bauern beim Spiele, auf den Jahr- und Viehmärkten nicht besonders schwer fiel, vorzugsweise wenn bei letzteren im Wirtshause durch geistige Getränke das Unterscheidungsvermögen beeinträchtigt war.

Der edle Herzog Max fand, als er im Sommer wieder seinen Aufenthalt nach Tegernsee verlegte, seinen Jagdgehilfen Hiesl und Marei bereits als ein glückliches Paar vor.

Und Toni und Leni? wird der freundliche Leser fragen.

Ach, es ist ein eigen Ding um des Menschen Schicksal, und nichts ist unbeständiger, treuloser als das Glück. Heute erhebt es den Sterblichen bis an den Himmel, morgen zerschellt es ihn im tiefsten Abgrund.

Tonis und Lenis Verheiratung mußte aus Familiengründen noch um zwei Jahre verschoben werden. Und diesmal war verschoben so viel wie aufgehoben. An einem Wintertage des zweiten Jahres beteiligte sich Toni einmal am Holzziehen im Gebirge, bekanntlich eine sehr anstrengende und auch gefährliche Arbeit. Was brauche ich denn noch mehr zu sagen? Jener Tag war Tonis letzter — der rasend niedersausende, schwer beladene Schlitten schleuderte seinen Lenker, den armen Toni, gegen einen Baumstamm — und dahin war Liebe und Leben.

Im wildherrlichen sogenannten Drachenthal bei Wörnsmühle, besagt dem Wanderer ein „Marterl“ zur linken Seite des Leizachufers, daß an dieser Stelle der Bauerssohn Anton Gschwendtner beim Holzziehen verunglückte. Leni, die bejammernswerte Braut, starb zwar erst nach vielen Jahren, aber treu ihrem Toni bis zum letzten Atemzuge.

Am 15. November 1888 segnete auch der vielgeliebte Herzog Max von Bayern das Irdische, aufrichtig betrauert von einem ganzen Volke und insbesondere von seinen ihm allzeit treuen Oberländern, in deren Herzen er fortleben wird,

So lang der Alpen Wunderbau
Mit seinen glüh'nden Firnen strebt
Zum Bayernhimmel weiß und blau.

Seitdem ist ihm gar mancher treue Gebirgler ins Jenseits nachgefolgt, der den hohen Herrn und seine gewinnende Leutseligkeit gekannt hat, unter ihnen auch der biderbe, geradsinnige Heiß von Gschwendt und, als der letzte von denen, die in dieser Geschichte eine hervorragende Rolle gespielt, der Brandstätter selbst. Er starb drei Jahre nach dem Hintritte seines fürstlichen Gönners, und während diese schmucklose Erzählung, die seinen mündlichen Mitteilungen ihr Entstehen verdankt, niedergeschrieben wurde. Gschwendtner war ein kerniger, obschon etwas derber Oberländer, beseelt von glühender Liebe zu seinem Vaterlande und seinem Fürstenhause. Noch glaube ich ihn zu sehen, den Achtzigjährigen, dessen umfangreiche Belesenheit, unterstützt von einem wirklich erstaunlichen Gedächtnis, einem geradezu Hochachtung abnötigte. Es war dem alten, halb erblindeten Manne ein Leichtes, entlegene Geschichtsdaten mit einer Genauigkeit wiederzugeben, als hätte er ein Buch aus seiner reichhaltigen Bücherei, die seinen Stolz bildete und fast alle Wissensgebiete umfaßte, vor sich. Das allein bereitete ihm Schmerz, daß ihm die verfallene Sehkraft nicht mehr gestattete, Bücher und Zeitungen zu lesen. „A Mensch, der nix mehr sieht, is überflüssi auf der Welt“, behauptete er. „I bin froh, wenn 's gar is mit mir, 'n Tod fürcht' i nöt.“ Es lebte eine starke Seele in diesem schlichten, reich veranlagten Sohn der Berge, dessen Name zu seinen Lebzeiten weit und breit mit hoher Achtung genannt wurde und noch lange genannt werden wird.

Führt Dich, lieber Leser, Dein Weg einmal in die Gegend von Miesbach, so versäume nicht, dem schönen Leizachthale und seiner „Wörnsmühle“ einen Besuch abzustatten. Auf letzterer, sowie auf dem Brandstätterhof hausen heute jüngere Brüder des armen Toni. Es sind würdige Nachkommen des alten Gschwendtners, kraftvolle Sprößlinge desselben und unverfälschte Träger eines durch Jahrhunderte in Tüchtigkeit fortgeerbten Namens, der menschlicher Berechnung nach durch eine reichgegliederte Verwandtschaft vor dem Aussterben gesichert ist.

Malerische Briefe aus Franken an eine Münchnerin.

Von G. v. Bemming. (Fortsetzung.)

Nun denn, dann weiter, mit getröstetem Mute, zum Gipfel des Ochsenkopfes! Nicht als ob der Ausblick dort schöner sei, nein, er ist sogar weniger stimmungsvoll. Aber wir müssen doch oben gewesen sein und das oft genannte, in den Stein gehauene Sinnbild des Ochsenkopfes gesehen haben.

Das Felsenstück, welches dieses Sinnbild trägt, ist freilich von seinem alten Platze abgestürzt, und so können wir noch schwerer die schwachen, von unbekannter Hand eingehauenen, stetig verschwindenden Umrisse eines Ochsenkopfes erkennen.

In früherer Zeit, noch bis 1491, wußte man von dem betrüblichen Namen, mit welchem man den alten, ehrwürdigen Bergkönig belastet hat, nichts. Immer wurde die Höhe um Bischofsgrün, also die eigentliche Centralgruppe, mit dem Gesamtnamen, „der Vichtelberg“ bezeichnet.

Natürlich geben sich die verschiedenen Fichtelgebirgsbeschreiber, besonders ältere, wie Helfrecht (1799) die größte Mühe, den Namen oft auf das abenteuerlichste zu erklären. Auch ernste Gelehrte beschäftigen sich damit, und so wird denn von einer Seite Ochsenkopf von Ossek, dem obersten Gott der Slawen, abgeleitet, von der andern Seite von os = osci = Wodan (Kopf bedeutet selbstverständlich Kuppe).

Ich meinerseits, gnädige Frau, glaube, ganz bescheiden und ganz unter uns gesagt, daß hinter dem Namen weder etwas Geheimnisvolles, noch etwas Tiefsinniges stecke, sondern, daß auch hier, wie überall bei Bergnamen, welche das Volk, meist sehr treffend charakterisierend, gibt, die einfachste Erklärung als die nächstliegende zu nehmen sei. Nach Grimm aber hat im Gotischen os dreierlei analoge Bedeutung: hoch (erhaben), Gott, Berg. Ochsenkopf mag demnach vielleicht nichts weiter als der Bergkopf (Kuppe) oder auch der hohe (große) Kopf bedeuten. Diese Erklärung liegt um so näher, als in der That der Ochsenkopf allseits beherrschend über die Berge des Gebirges seinen mächtigen Rücken emporwölbt. Zwar sind ihm weise, der Meßkunst erfahrene Männer mit ihren haarscharfen

Instrumenten auf den Leib gerückt und haben ihm von seinem althergebrachten Ruhm der „Höchste im Lande“ zu sein, manchen Fuß abgezwackt, und erklärt, daß der Ochsenkopf nur 1026 m, der Schneeberg aber 1063 m hoch sei. Diese betrübende Degradierung ist aber nur für Karten ꝛc. entscheidend; für das Auge — und das allein gibt bei Bergnamenbildung die Losung — bleibt nach wie vor der Ochsenkopf der König und Herr. Gleich neben dem genannten abgestürzten Felsenstück, finden wir jenes oft erwähnte Schneeloch, worin sich bis tief in den Sommer Schnee erhält. Es ist der verschüttete Eingang zu einem verfallenen Schachte, von welchem schon vor hundert Jahren nichts mehr als nur sagenhafte Kunde herausdrang. In grabestiefen Schlummer ist er gesunken, nichts hören wir mehr von dem geheimen Pochen rätselhafter Bergleute, nichts von dem Waffenlärm, den ein unermeßliches Heer zu Gewitterszeit in seiner Tiefe erregt, selbst Barbarossa (das gewandelte Bild Wodans und der ihm geheiligten Raben) ist nicht erwacht von dem Siegesjubel des großen deutschen Einheitstages und schlummert weiter, bis sein Bart dreimal um den Tisch gewachsen ist, die Götterdämmerung naht, und er zu einem letzten Streite hervorbricht.

Ja, wenn wir Sonntagskinder wären und ständen gerade hier am Johannistage oder am güldenen Sonntag, wenn es in Bischofsgrün zur Kirche läutet! Dann spränge der Berg weit auf, und offen läge vor uns eine schimmernde Halle, funkelnd von Gold und Edelstein.

Einem armen Weibe, das hier, sein kleines Kindchen am Arme, Beeren sammelte, dem geschah es also, es eilte hinein, setzte das Kindchen zu Boden und raffte an Schätzen zusammen, was es fassen konnte. Da verhallte der letzte Ton des Geläutes, ein Donnerschlag fuhr durch die Halle, es stürzte erschrocken hinaus — und die Mutter hat ihr Kindlein vergessen! Was sind ihr nun Gold und alle Schätze der Welt? Jammernd kehrt sie Tag für Tag zu derselben Stelle, vergebens; nirgends ist mehr eine Spur von dem Eingang zu finden. Erst als ein Jahr um und wieder es zur Kirche läutet, springt der Berg wieder auf, die Halle liegt wieder offen da im funkelnden Schimmer, und das Kindchen sitzt schlafend am Boden. Sie stürzt hinein, nimmt ihr Kindchen empor und eilt hinaus ohne einen Blick für alle Schätze ringsum.

Uns selbst fast unbemerkt sind wir, derweilen wir uns also mit „alten Mären“ den Weg verplauderten, auf kleinen Pfaden zum „Crassemann“ gekommen. Sie verzeihen mir schon, gnädige Frau, die kleinen Pfade und die unscheinbaren Winkel abseits von der getretenen Straße? Schreibe ich Ihnen doch keinen „Touristenführer“, sondern wir schauen aus nach „malerischen“ Momenten, zu welchen uns auch die stillsten Winkel, und oft gerade diese, die charakteristischen Töne leihen können.

Und gerade diese winzige Ansiedelung von nicht einem Dutzend kleiner Wohnstätten hat, trotzdem die Häuschen auch hier von Steinbrocken aufgemauert sind, etwas so Ursprüngliches, etwas so entschieden Germanisches, daß auch Sie der Worte Tacitus' gedenken: „daß die germanischen Völker keine Städte bewohnen, ja, daß sie nicht einmal zusammenhängende Wohnsitze lieben, ist allbekannt. Einsam und abgesondert siedeln sie sich an, wo gerade eine Quelle, eine Au, ein Gehölz einladet. Ihre Dörfer bestehen nicht wie die unseren aus verbundenen zusammenhängenden Häuserreihen; jeder umgibt sein Haus ringsum mit einem freien Platz —“
(Germania, Kap. 16, Oberbreyersche Übersetzung).

Wirklich es ist, als sei eben erst eine Sippe Germanen durch das Dickicht des endlosen, oder besser des Hercynischen Waldes herangezogen, habe auf dem breiten, von einer krystallenen Quelle berieselten Abhange, der einen weiten Ausblick hinab und hinaus eröffnet, stillgestanden und Umschau gehalten, habe die Krüge am Brünnlein gefüllt, das Ochsengespann ausgeschirrt, die Äxte von den Schultern genommen, mit mächtigen Hieben eine Reuttung in die dichte, wildreiche Waldung geschlagen und Raum geschaffen für die Hütten und einen freien Platz um eine jede.

Die vollkommene „stilgerechte“ Staffage des Tacitusschen Bildes gibt uns ein Holzhauer, der mit kraftvollen Streichen eine stolze Tanne fällt und genau „das trotzige blaue Auge, das rotblonde Haar, den mächtigen Wuchs“, besitzt, welche zu des alten Römers Schilderungen germanischer Ureinwohner gehören. Nur das „Trotzige“ der blauen Augen müssen wir beschränken, gar zu hell und herzerfreuend ist die natürliche Freundlichkeit, mit welcher uns der „Germane“ den Weg zum Steinachthal weist.

Aber kaum sind wir ein paar hundert Schritt von ihm weitergewandert, so hören wir ihn eilends hinter uns herkommen. Fürchten Sie aber nichts — Landstraßenstrolche gibt es in diesem armen Ländchen nicht —; er hat sich einzig deshalb außer Atem gelaufen, um uns zu sagen, daß wir irre gegangen seien und uns mehr linkswärts halten müssen!

Es wäre auch schade, wenn wir das Steinachthal, wohl das schönste unseres kleinen Gebirges, verfehlt hätten. In romantischer Wildheit rücken dessen hohe Felswände eng zusammen. Kaum der Straße, geschweige einer Siedelung Raum gebend, schützen sie der in starkem Falle abwärts eilenden, laut rauschenden Steinach die waldige Bergeinsamkeit und hüten den geheimnisvollen Tummelplatz — flüsternd erzählt sich der Fichtelberger — des „wütenden Heeres“ —

Horch, kommt nicht aus der Ferne, mahnend wie schwacher Donner etwas hinter uns heran? Der Himmel verdunkelt sich, schwarze Wolken ballen sich, hastend dahinziehend, finster zusammen, in den Bäumen beginnt es zu rauschen, erst leise, dann mächtiger und mächtiger, Staub wirbelt auf, feurig zuckt es, Äste knicken vom sausenden Winde zerschlagen, — so braust sie heran, die „wilde Jagd“, voran Wodan in flatterndem Mantel und seine Walküren in fliegenden Haaren.

Geschwind, geschwind, daß wir dem Thale und seinen Göttern entfliehen! — Gottlob, daß am Ausgang ein ehemaliger Waffenhammer uns ein schützendes Dach bietet. Ist hier die Heimstätte des Fichtelberger namenlosen Schmiedes, der in der Edda „Wieland“, in nordischen Liedern „Meister Oluf“, bei Ihrem Freund Wagner „Mime“ heißt? Pochte es hier mit gewaltigem Dröhnen um Mitternacht den Schmied aus dem Schlaf, und da er öffnete, stand ein riesiger Reiter auf riesigem Rappen vor ihm und hieß ihn, sein Roß beschlagen. Und als es geschehen:

> Der Reiter sitzt auf, es klirrt sein Schwert:
> „Nun, Meister Oluf, gute Nacht!
> Wohl hast du beschlagen Odins Pferd;
> Ich eile hinüber zur blut'gen Schlacht.“

Ah, sieh da — das Gewitter ist vorüber, Freya lächelt wieder aus verziehenden Wolken. Schnell wieder hinaus!

O, wie wonnig ist jetzt der Atem des Waldes, wie wonnig! Und doch gehen wir nicht in das Dunkel der leise noch zitternden, tropfenden Bäume zurück — wir treten hinaus in den weiten Kessel, da sich die schöne Steinach mit ihrer fleißigen Schwester, der Warmensteinach, vereinigt und das Dorf Warmensteinach, gern „das Prototyp des Fichtelgebirgsdorfes“ genannt, sich ausbreitet.

Unten in der Thalsohle glühen die Öfen der hiesigen altberühmten Paterlhütten, eine kleine Zahl Häuser hat sich darum gelagert, die anderen liegen, wie immer, weit umhergestreut in Reuttungen, die hohen waldigen Berge des Kessels hinan und ziehen sich in gleicher Vereinzelung auch dort, wo die Höhen sich wieder zum engen Thale schließen, noch lange — der Fichtelberger nennt Warmensteinach das „längste Dorf der Welt“ — Viertelstunde auf Viertelstunde dahin.

Alles überschauend, streckt hoch oben auf dem Berge das kleine Kirchlein sein Türmchen gen Himmel und ruft — 's ist Sonntag heute — mit hellem bescheidenen Glöcklein zum Gottesdienst.

Steigen wir empor, das fleißige Völkchen auch in seiner Sonntagsruhe zu sehen! Tracht zwar werden Sie — es gibt ja hierlands keinen eigentlichen Bauernstand — an all den Leutchen, welche aus den nahen und fernen Häuschen und aus den winzigen, weit umherliegenden, hierher einpfarrenden Örtchen den schmalen Kirchsteig daherwandeln, nicht entdecken. Alles ist städtisch, bescheiden, besser ärmlich gekleidet, die jungen Mädchen, meist Anfasserinnen, durchgehends wie einfache Dienstmädchen, sparsame Fabrikarbeiterinnen.

Aber vielleicht werden Sie aus den meist fein geschnittenen Gesichtern der kleinen, frommen Gemeinde nicht weniger Charakteristisches herauslesen. Bemerken Sie dort den weißhaarigen, ernst und klug blickenden Alten und neben ihm den jüngeren Mann, dem die Sorge und Arbeit wohl die Stirne gefurcht, aber nicht den Ausdruck fester Geduld und gefaßter Ergebung verscheucht, nicht das klare Auge getrübt hat? Erscheinen Ihnen die Gesichter der beiden, da sie mit heiliger Frömmigkeit das Lied aus ihrem Gesangbuche absingen, nicht, als spiegle sich in ihnen das Bild des stillen, ernsten Landes? Überkommt es nicht auch Sie mit einer leisen, fast beschämten Rührung, da wir die beiden, gleich der ganzen kleinen Gemeinde, in tief überzeugter, inniger Andacht den Worten des Predigers — wohl selbst ein Kind dieser Berge — lauschen sehen, welcher, Gott dankend, die Pracht des Sommertages draußen, die Herrlichkeit der reifenden Fluren preist? Und wir beklagten, da wir heraufstiegen, die karge ärmliche Dürftigkeit dieser farbenmatten, so spät vom Frühling gegrüßten, so bald vom Winter verlassenen Fluren! (Fortsetzung folgt.)

Der Ehrensaal der Preysinger.

Historische Skizze von Heinrich Leher. (Schluß.)



Schloß Kronwinkl.

Graf Johann Maximilian hat sich in der Stadtgeschichte Münchens ein dauerndes Denkmal durch die Erbauung der nunmehrigen Hypothek- und Wechselbank gesetzt. Die Entstehung dieses Palastes ist so eigenartig, daß sie der Erinnerung überliefert werden muß. Koch v. Sternfeld erzählt sie in seinem verdienstvollen Büchlein „Johann Maximilian V., Graf von Hohenaschau“ folgendermaßen: Der Kurfürst Karl Albert hatte öfter den Grafen Maximilian über der Preysinger einfache Wohnung an der Residenz aufgezogen. Da ließ dieser insgeheim alle Vorrichtungen zur schnellsten Erbauung eines Palastes treffen, schon während Karl Alberts Siegeszug nach Böhmen. Und als der Kaiser 1742 nach einigen zu Mannheim und Frankfurt den Festen der Kaiserwahl und der Krönung gewidmeten Monaten nach München zurückkehrte, erblickte er der Residenz gegenüber den großen, im Äußern ganz vollendeten Palast der Preysinger. Durch ein Aufgebot von Handwerkern und Künstlern war, selbst in den Nächten bei Fackelschein, das Werk gefördert worden. Im Innern währte die kostbare und reiche Ausführung freilich noch mehrere Jahre. Beich, Amigoni und andere Künstler fertigten darin die Malereien. Aber die große, von Karyatiden getragene Doppeltreppe von Marmor, welche die Hauptwand hinausdrückte, mußte mit einer hölzernen in gleicher Gestalt vertauscht werden. Die ungeheuren Summen, die der Bau verschlungen, erfuhr niemand; nur der Erbauer wußte sie. Sein Nachfolger, Graf Max V. suchte neugierig nach den Rechnungen, sie waren vernichtet bis auf den zufällig verlegten quittierten Konto des Schlossermeisters, der die Summe von 25 000 Gulden betrug.

Ehe wir von dem 18. Jahrhundert scheiden, haben wir zu erwähnen, daß der bereits oben genannte Graf Johann Karl Klemens auf all den zahlreichen Schlachtfeldern Max Emanuels und Karl Alberts sich mit hohem Ruhme bedeckte.

In den letzten Tagen des scheidenden Jahrhunderts sehen wir Graf Johann Maximilian in der verantwortungsvollen Stelle eines bayerischen Gesandten beim Kongresse zu Rastatt; fürwahr Graf Maximilian nimmt einen hervorragenden Platz im Ehrensaale der Preysinger ein. Wir wissen nicht, was wir am meisten zu rühmen haben, die staatsmännische Geschicklichkeit, den Scharfblick, mit welchem er inmitten der dunklen Intriguen und Ränke dieses Kongresses, welchem die traurige

Aufgabe geworden war, den deutschen Kaisermantel zu zerstückeln und zu verschachern, das Interesse seines Fürsten und Landes zu schützen verstand, die Energie, mit welcher er den perfiden Plänen des österreichischen Gesandten Grafen Lehrbach entgegentrat, welcher mit satanischer Bosheit Bayern zu vernichten drohte. Die hier genannten Eigenschaften haben dem Grafen Maximilian V. den Ruhm des Staatsmannes gesichert, aber es ist noch hinzuweisen auf die patriotische Aufopferung, mit welcher er die ungeheuren Kosten dieser Sendung im Hinblick auf die erschöpften Staatskassen aus eigener Tasche bestritt, obwohl die Kosten eine ganze Hofmark verschlangen. Fürwahr, Graf Maximilian V. verdient es, daß kein Bayer seinen Namen vergesse, er, der Patriot und Edelmann in des Wortes schönster Bedeutung war.

Wir stehen an der Schwelle des gegenwärtigen Jahrhunderts, bei den blutgetränkten Jahren der napoleonischen Ära. Auch in diesem Zeitpunkte nimmt das Haus Preysing jenen Anteil an der Geschichte Bayerns, der, wie wir anfangs bemerkten, die Geschichte der Preysinger zur Landesgeschichte macht.

Die Glorie jener Zeiten gebührt der Armee, und in ihr kämpfte als einer der ersten Führer Johann Maximilian Nicolaus Graf von Preysing-Moos. Seine Lebensgeschichte ist ein Heldenbuch zu nennen, und gern wünschten wir, daß das treffliche Büchlein, in welchem unser hochverdienstvoller bayerischer Geschichtsforscher Oberstlieutenant Würdinger in der ihm eigenen Meisterschaft das Kriegsleben des Grafen Max von Preysing-Moos schildert, in allen Reiterregimentern unserer Armee zum Gemeingute der Mannschaft werde und nicht verstaubt in den Bibliotheken liegen bleibe. Wenn wir das Wort Heldenthaten gebrauchen, so geschieht es vollbewußt, wer vermag es einem General zu weigern, der z. B in der Schlacht bei Iglau mit 800 Reitern die Angriffe von 30000 Österreichern zurückwies, in der Schlacht von Heilsberg fünfmal die russischen Angriffe zurückwarf. Zwei Drittel verlor das von Preysing kommandierte erste bayerische Chevauleger-Regiment in den Kämpfen gegen Preußen und Rußland 1807. Wie viel wäre zu erzählen von Preysings Reitern und ihren Thaten im Kriege von 1809; wir erwähnen nur die brillante Attacke in der Schlacht von Znaim, in der Preysing vor den Augen des staunenden Marschalls Marmont die österreichischen Grenadiere an der Tajebrücke bei Teschwitz niederritt, die der bayerischen Infanterie in vierfacher Übermacht gegenüber gestanden waren.

General Maximilian Graf von Preysing-Moos. (Geb. 1760, † 1836.)

Wir sind beim Drama des russischen Krieges angelangt. Graf Preysing übernahm hierbei das Kommando über jene vier berühmten Reiterregimenter, (3., 4., 5., 6. Chevauleger-Regiment), welche Napoleon persönlich erlas, um sie seiner Garde zuzuteilen. Die Leiden und der tragische Untergang dieser Elitetruppe sind bekannt. Graf Preysing passierte glücklich die Beresina, dagegen brach er bei Ilje beim Überreiten eines gefrorenen Teiches mit seinem Gefolge durch die Eisdecke. Pferde und Diener ertranken. Der General wurde im letzten Augenblicke durch die Aufopferung seines Adjutanten, Oberlieutenants v. Flotow, gerettet. Noch am selben Tage fielen beide in die Gefangenschaft der Kosaken. Der General wurde von den Russen mit hoher Auszeichnung behandelt und in Jaroslaw interniert. Am 13. Februar 1814 kehrte der General wieder nach Augsburg zurück, das er vor zwei Jahren weniger einer Woche verlassen hatte. Er hatte die Fahrt von Jaroslaw nach Nürnberg (800 Stunden) in ein und demselben Schlitten zurückgelegt. Ein anderer Sprosse seines Hauses war nicht mehr zurückgekehrt. Graf Friedrich v. Preysing-Hohenaschau fiel als Oberst des 5. bayerischen Infanterie-Regiments in der Schlacht von Polotzk. Eine Kartätsche riß ihm den linken Arm weg. Treue Freunde brachten das Herz in silberner Urne dem trauernden Vater zurück.

General Graf Preysing nahm wieder frischen Anteil an dem Feldzuge von 1815 gegen den von Elba zurückgekehrten Napoleon. Am 10. August 1815 schlug der General sein Hauptquartier in Orleans auf. Am 25. November 1836 starb der greise Held auf Schloß Moos, nachdem seine dankbaren Könige Max Josef und Ludwig I. ihn mit den höchsten Auszeichnungen bedacht hatten. Am 2. Mai 1825 wurde er mit dem Großkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone geschmückt, den militärischen Max-Josef-Orden hatte er bereits nach den Feldzügen in Böhmen für die Schlacht von Iglau erhalten, kurz vor seinem Tode wurde er als Ritter in den Hausorden des hl. Hubertus aufgenommen. Nicht allein seine kriegerischen Thaten bewahren seinen Namen bei der Armee in Erinnerung, sondern auch seine großartige Schenkung, mit welcher er in seinem Testamente in echt Preysingerscher Freigebigkeit ein ihm gehöriges Bräuhaus in München (es wurden dafür 83000 Gulden gelöst) zu einer Wohlthätigkeitsstiftung bestimmte, aus der bedürftige Offiziere und Unteroffiziere der Armee unrefundierliche Vorschüsse, bezw. Unterstützungen erhalten sollten. König Ludwig I. mit seinem

regen Sinn für die Weckung der Vaterlandsliebe durch Förderung der großen Erinnerungen des Landes, ordnete an, daß die Fronten 8—11 der Festung Ingolstadt den Namen Preysing tragen sollten.

Auch in den letzten Jahren sind die Preysing den Traditionen ihres Geschlechtes treu geblieben, in reger Arbeit sich dem Wohle des Staates zu widmen. Wir haben das politische Wirken der Grafen Konrad und Kaspar miterlebt. Wer Gefühl für die Macht historischer Erinnerungen hat, der muß herzliche Freude darüber empfinden, daß auch im deutschen Parlamente ein Wahlkreis Niederbayerns durch sein uraltes Grafengeschlecht vertreten ist.

Aus der Frühzeit des Tabaks in Bayern.

Von Hans Boesch.

Es ist jetzt schon über 300 Jahre, daß aus der Neuen Welt ein Kraut nach Europa gelangte, das ob seiner Wirkung als Universalheilmittel für alle Krankheiten seiner Zeit beinahe ebenso viel Aufsehen erregte, als heutzutage das Kochin oder Tuberkulin. Dieses Kraut steht auch in der Gegenwart noch in größtem Ansehen, ja sogar in viel höherer allgemeiner Wertschätzung als vor 300 Jahren, aber nicht mehr in seiner Eigenschaft als Arzneimittel, sondern als Genußmittel. Glaubte im 16. Jahrhundert das Abendland ein Allheilmittel in dem Tabak, denn von diesem Kraute reden wir, gefunden zu haben, so ist es heute als Genußmittel über alle Teile der Erde gleichmäßig verbreitet: civilisierte und wilde Menschen, alte und junge, reiche und arme, Mann und — die schönen Leserinnen bitten wir um Verzeihung — Frau, sie alle stellen eine große Anzahl von Verehrern des edlen Krautes „Tabak“ und sind einig darüber, daß dasselbe ein unentbehrliches Genußmittel ist, in welcher Form und Weise immer es gebraucht werde.

Das Land Bayern, in dem Umfange, wie es heute sich uns darstellt, war den übrigen deutschen Ländern in der Kenntnis des Tabaks in dessen Wiegenjahren um eine Kopflänge voraus. Von Amerika aus gelangte der Tabak zuerst nach Spanien und Frankreich. Die älteste deutsche Nachricht über denselben stammt aus dem Jahre 1565, in welchem Stadtphysikus Adolf Occo in Augsburg von einem Freunde in Frankreich getrocknete Tabakblätter erhielt. Sie waren ihm unbekannt, weshalb er sich um Aufschluß u. a. an den berühmten Naturforscher Konrad Gesner in Zürich wandte, der zuerst vermutete und dann später feststellte, daß hier Tabak vorliege. Die Meinung, in dieser Pflanze das reinste Lebenselixir gefunden zu haben, trug sehr viel zu ihrer raschen Verbreitung bei. Aus einem an den Kurfürsten August von Sachsen im Jahre 1578 gerichteten Briefe geht hervor, daß schon damals in Böhmen Tabak angebaut wurde. Kurfürst August, einer der größten Handelsherren seiner Zeit, erhielt von dem Augsburger Kaufmann Konrad Roth auf seine Anfrage über einen ihm zugegangenen Wundbalsam unterm 23. April 1579 folgenden Aufschluß: „Es ist ein indianischer Samen vor wenig Jahren von Lissabon kommen, der tabaco genannt wird, welchen ich allhier jährlich gesäet und ist in gut Perfektion kommen, von welchem die Indianer obbemelten Balsam gemacht. Hab es allhier den Balbierer geben, die aus den Blättern ein Salb gemacht, damit sie alle Wunden und alte Schäden von Grund aus geheilen; darob sich zu verwundern. Ich hätt Euch gern diesen Samen gesandt, aber meine Leute haben denselben in meiner Abwesenheit gänzlich versäet, daß er schon aufgeht; wollt Ihr Stöckchen oder grüne Blätter haben, werde ich Euch derselben in einem Körblein einmachen, bis mir Samen wieder von Lissabon zukommt, alsdann werd ich Euch davon mitteilen.“

Aber nicht allein gegen Wunden und alte Schäden sollte die Tabakspflanze helfen, auch die Lungenschwindsucht, den Husten, alle Arten Hautausschläge, die Wassersucht, den Krebs, alte Geschwüre, Augenleiden, Kopfschmerzen, Magenkrämpfe, Koliken, Gichtschmerzen, Zahnweh, Eingeweidewürmer, Verstopfungen, Kröpfe und Gott weiß was sonst noch sollte das Kraut vertreiben. Die Ärzte überboten sich im Ruhme und Lobe des Tabaks; sie erklärten ihn für das kostbarste Geschenk, das der Himmel jemals den Sterblichen zukommen ließ; ja, sie machten der Natur sogar Vorwürfe, daß sie das köstliche Kraut den abgöttischen Indianern schon lange gewährt, dem christlichen Abendlande aber versagt habe.

Als das an Überraschung so reiche 16. Jahrhundert zu Ende ging, sollte Europa, oder wenigstens dessen westliche Länder, noch durch eine ganz besondere, bis dahin unerhörte Verwendung des nur als Arzneikraut betrachteten Tabaks überrascht werden; Seeleute, die von der Neuen Welt heimkehrten, rollten die Blätter desselben und rauchten sie. Wie mag das Volk gestaunt, wie mag es Maul und Augen aufgerissen haben, als es diese wandelnden Schornsteine zum ersten Male herumstolzieren sah!

Im allgemeinen wird angenommen, daß holländische und englische Truppen, welche der Dreißigjährige Krieg nach Deutschland führte, das Tabakrauchen daselbst verbreitet hätten. Für manche Gegenden mag dies wohl richtig sein, daß aber größere Städte, mit weitverzweigten Handelsbeziehungen schon früher diese Sitte — oder auch Unsitte — kennen gelernt hatten, zeigt das Beispiel Nürnbergs, das den Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf, daß aus ihr die älteste deutsche Nachricht über das Tabakrauchen herrührt. In einem Briefe des Nürnberger Arztes Bernhard Doldius an den bischöflichen Leibarzt Sigism. Schnitzer in Bamberg vom April 1601 wird erzählt, daß eine persische Gesandtschaft an den Kaiser Rudolf auch Nürnberg berührte und, kaum daselbst angekommen, nach Tabak fragte. Sie war hochbeglückt, daß sie solchen reichlicher als an anderen Orten vorfand. Wozu ihn die Perser benutzten, konnte Doldius nicht erfahren; er vermutet aber, daß sie ihn gebrauchten, um Rauch in Röhrchen zu blasen; denn dieser Gebrauch hat schon so überhand genommen, daß man ihn auch bei uns fast täglich sehen kann. Er fragt, was Schnitzer vom Gebrauche des Tabaks hält, und äußert, daß er sich nicht vorstellen könne, wozu das Rauchen gut sein solle, denn wenn es auch momentan vielleicht Schnupfen und Katarrh vertreibe, so scheine ihm doch, daß die Kopfschmerzen sich später steigern. — Das Volk hat die Bedenken des Nürn-

berger Arztes nicht geteilt: die Sitte des Tabakrauchens hielt ihren Triumphzug nicht allein durch Deutschland, sondern über den ganzen Erdball!

Einer der ersten, der über das Tabakrauchen sich äußerte, war der kurpfälzische Abgesandte im Haag, J. J. v. Rusdorff, der in seiner „Metamorphosis Europeae" vom Jahre 1627 schrieb: „Ich kann nicht umhin, mit einigen Worten jene neue erstaunliche und vor wenigen Jahren aus Amerika nach unserm Europa eingeführte Mode zu tadeln, welche man eine Sauferei des Nebels nennen kann (man bezeichnete damals allgemein das Tabakrauchen mit Tabaktrinken), die alle alte und neue Trinkleidenschaft übertrifft. Wüste Menschen (merkt es euch, ihr Tabakraucher!) pflegen nämlich den Rauch von einer Pflanze, die sie Nicotiana oder Tabak nennen, mit unglaublicher Begierde und unerlöschlichem Eifer zu trinken und einzuschlürfen, was sie folgendermaßen thun: Sie haben hohle Röhrlein von weißem Thon, die an dem Teile, wo sie in den Mund gesteckt werden, spitz zulaufen; an dem andern Ende ist ein Ansatz im Umfange einer Wallnuß, worein sie die gedörrten Blätter der Nicotiana klein zerschnitten oder zerkrümelt stopfen, dann mit einer Kohle oder irgend einem brennenden Zunder und Daraufblasen anstecken, das Röhrlein vorn zwischen die Lippen nehmen und zugsweise mit Schlürfen und Spucken den Rauch zwischen Zähnen und Backen einziehen, und wenn letztere bis zum Strotzen davon voll sind, ihn wiederum durch Mund und Nase von sich geben und gleichsam eine greuliche Pest, die alles mit Gestank erfüllt, aushauchen."

Angesichts der neuen Sitte teilte sich Europa in zwei Lager: in eines, welches das Rauchen als einen Hochgenuß betrachtete und fortwährend neue Anhänger gewann, und in ein zweites, das die Gegner des Tabakgenusses umfaßte, in welchem namentlich die hohen Obrigkeiten, teilweise auch die Christlichkeit stark vertreten waren. Der bekannte Münchener Jesuit, der „Weltberühmte Teutsche Horatius" Jakob Balde, stand in letzterem Lager und richtete in lateinischen Versen eine heftige Strafrede wider den Mißbrauch des Tabaks, von welcher im Jahre 1658 bei Michael Endter in Nürnberg eine deutsche Übersetzung unter dem Titel „Die trunkene Trunkenheit" — analog der Bezeichnung des Rauchens als Trinken — erschien. In der Vorrede heißt es von der Satyre: „Ein Edles Gedichte, und von dem großen Geist seines Urhebers stammend, voll herrlicher Red-Künste und Wohlredenheits-Blumen". Uns aber erinnert die deutsche Übersetzung an die Predigten, wie sie etwas später Abraham a Santa Clara von Stapel ließ.

Wie fest der Tabak seine Anhänger an sich zu fesseln verstanden hatte, die ihn auch „Erfröhlichungskraut" nannten, lehrt folgende Stelle aus dem bezeichneten Werke: „Decket ihnen eine lange Tafel und setzet sie voll der köstlichsten Speisen, daß sie sich biegen möchte, sie werden lieber beim Tabaktische sitzen bleiben. Lasset Birkhühner, Fasanen, Schnepfen und ander Federwildbret ihnen gebraten vor das Maul fliegen: sie werden die Pipe so lange nit können absetzen, damit sie ihnen vollends möchten in den Hals fliegen. Setzt ihnen vor einen Federgestirnten Pfauen, in seinem Pastetennest, anstatt der Eyer auf Krametsvögel brutend, sie werden lieber in die Dosen nach Tabak langen, als diese Vögel ausnehmen. Lasset Barben, Lampreten, Lachse, Forellen und dergleichen Leckerfische samt den besten welschen Austern ihnen zu Tische schwimmen: sie werden eher nach dem Klafterlangen Aal einer Tabaks-Rolle greifen."

Die Raucher werden mit allerlei schönen Namen bezeichnet, die wir den diversen Rauchklubs als Muster für die Kneipnamen ihrer Mitglieder nicht vorenthalten wollen. Sie heißen: Rauchpfeifer und Tabakpfeifer, Pipensauger, Rauchschlauch und Rauchfang, Rauchbart und Rauchtopf, Feuersäufer und Feuerwürmer, Tabakvulkan und Tabakdüthorn. Der Tabak, der damals geraucht wurde, wird als Varinas, Brasilischer Tabak und hanauisches Kräutergift bezeichnet, die Tabakspfeifen oder „Tabaktrinkgeschirre" als Brasilische Rauchflöten, als Tabakflöten, als Rauchludeln. Wir erfahren, daß die gemeinsten derselben aus Thon, die besten aus englischer Kreide hergestellt waren, also wohl unseren sog. kölnischen Pfeifen entsprachen. In Köln stand auch in der That schon im Jahre 1628 der Handel mit importierten und in der Stadt selbst gefertigten Tabakspfeifen in großer Blüte; ja, einige Kölner Bürger suchten sich sogar schon im genannten Jahre ein Privilegium auf ihre Fabrikate zu verschaffen, indem sie den Rat baten, keine außerhalb der Stadt hergestellten Pfeifen auf den Markt zuzulassen. Die Pfeifenköpfe waren nicht immer einfach glatt, sondern oft von grotesker Gestalt; nach Balde fanden sich Köpfe großer Türken — wohl den heutigen noch ähnlich, die also ein hohes Alter haben — wilde Perser, ein düstrer Ziska, hunderterlei Köpfe von Löwen, Tigern, Drachen u. s. w., nach welchen die Pfeifenköpfe dann genannt wurden.

Das Schnupfen des Tabaks war nach Balde bereits ebenso verbreitet als das Rauchen; er nennt im Spott den Schnupftabak eine köstliche Mahlzeit für das Gehirn, welches durch denselben genährt und gemästet werde. Ebenso erfindungsreich und vielseitig wie die Alten in Bezug auf die Form ihrer Trinkgeschirre waren, ebenso waren sie dies, wie Balde berichtet, bezüglich der Schnupftabaksdosen, die aus Elfenbein, Cypreß- oder Cedernholz, ja aus Silber gefertigt wurden: „Ihr soltet meynen, als sähet ihr kleine Weinlegel, Sanduhren, Black-, Pulver- und Posthörner, Kindsludeln, Schreibsandbüchsen, Ostereyer, Artischoken, Schneckenhäuser, Kürbisse, Muscheln u. dgl., aber es sind Tabakbüchsen. Da werden sich finden allerley Thiere, Wallfische, Eulen, Meerkatzen, Fabianen, Affen, wie auch Mohren, Meerweiblein u. a. m." Auch die Gestalt des Pantoffels der Liebsten wird der Dose gegeben. „Am allerschicklichsten aber bilden sie einen Stiefel: Dann die Sporen ligen darinnen, von welchen dieser Esel einer sich genugsam gestochen fühlet, wann ihm der Kopf anhebt zu schwanken, zunießen, zubrausen, und zusausen, und seine hohe Midas-Ohren, wie einem Schnecken die Hörner beginnen hervor und empor zu stürzen, gleich als wann sie dem Rüssel wollen zu Hilfe kommen. Solche starke Würkung hat dieses heilige, wollte sagen heillose, dieses himmlische Pulver."

Ungleich vielen anderen katholischen Geistlichen, welche mit Leidenschaft namentlich dem Genusse des Schnupftabaks sich hingaben und ihn sogar vor dem Altare während der Messe nicht missen wollten, achtet Balde diejenigen, welche der „Rauchsaufluft" frönten, den Selbstmördern gleich. Von der Hinterlassenschaft eines Rauchers denkt Balde sehr gering: „Wer aber bey ihm wollte sonst etwas von Geld oder Geldeswerth finden, der würde Wasser im Sieb, Delfinen im Wald

und wilde Schweine in dem Meer suchen. Es würde, wer ihn beerben wollte, anders nichts finden, als etwan (welches noch das beste von allen Stücken wäre) eine alte magre Katze, bey dem Heerd ligend und den Hunger verschlafend. Doch, oben über der Tür stehet ein stiefelweites knorrichtes Glas, aus welchem er pflage die Gurgel zu waschen und anzufeuchten, wannt sie ihme vom Rauch ware rauch und trucken worden. Dorten, in einem Winkel, neben seinem Bette, (welches vielmehr eine Streu zu nennen, als bestehend nicht in Gansfedern, sondern in Strohhalmen) sind etliche Schachteln über einen Haufen gesetzt. Womit meynt ihr wohl, daß diese angefüllet sein? Vielleicht liegt hierinnen der Schatz verborgen? Wisset aber! Es ist eitel Asche von Tabak, welche er, vermuthlich zu dem ende gesammlet, damit man daraus abnehmen könne, wieviel er sein Leblang Tabak verbrennet, und wie ein großer Schmäucher er gewesen."

Der Verleger und Drucker unseres Büchleins, Herr Michael Endter in Nürnberg, aber wollte es mit keinem Teile verderben; nachdem in dem ersten Teile des Buches die Verehrer des Tabaks gründlich hergenommen, nimmt er im zweiten das edle Kraut und diejenigen, welche es mäßig gebrauchen, in Schutz. Es gebricht uns an Raum, auf diesen zweiten Teil näher einzugehen, der auch weit entfernt von der Originalität des ersteren ist. Der Kampf zwischen Rauchern und Nichtrauchern ist übrigens auch heute noch nicht zu einem Ende gelangt; trotzdem die Zahl der Genießer des Tabaks ins Unendliche gestiegen ist, treten doch immer wieder neue Eiferer gegen den Tabaksgenuß auf den Plan, nicht eingedenk des alten „Tabakslied":

„Gegen dich streiten ist völlig vergebens,
Schöner Tabak, der Gelehrten Confect,
Pflege-Kind der Sonnen, Gewürze des Lebens,
Welches viel besser als Mandel-Milch schmeckt . ."

Kleine Mitteilungen.

Ein Diebs- und Wolfssegen. Zauberei und Aberglaube sind auch jetzt noch — im aufgeklärten 19. Jahrhundert — stark im Schwunge; wir wollen es daher unseren naturwüchsigeren Ahnen nicht zu hoch anrechnen, wenn sie dieselben gleichfalls trieben. Die alten Gerichts- und Malefizbücher des 15. und 16. Jahrhunderts verzeichnen eine Menge Straffälle wegen Zauberei, Wahrsagerei und „anderer Läpperei" und wegen dergleichen Dinge mehr. Bald ist es eine Frau, die ihrer Nachbarin und ihrem Vieh die Milch mit Zauberei nimmt oder „macht, daß sie alle gerinne". Bald hinwieder sind es Manns- und Weibsbilder, welche die armen Sünder auf dem Rabenstein oder auf dem Rade einiger Glieder und Kleidungsstücke berauben, um Zauberei damit zu treiben. Ein ander Mal läßt eine Frau Wurzeln weihen, die sie dann einbindet und „wider christenliche Ordnung" gebraucht. Auch treffen wir Teufelbeschwörer und Segensprecher, die mit den Gebräuchen der Kirche und mit heiligen Dingen und Worten Mißbrauch und Zauberei treiben. Und so ist das Geschlecht der Zauberer und Abergläubigen ein gar mannigfaltiges und unter allen Ständen verbreitet.

Zauberei wurde mit Gefängnis, Landesverweisung und in schweren Fällen mit dem Tode bestraft. Die Todesstrafe bestand darin, daß man den Zauberer in einen Sack steckte und also ertränkte. Das Verbrennen kommt auch vor, aber etwas später.

Wir haben es hier nur mit einem Segensprecher und seinem Geständnis zu thun. Es ist Hanns Bressel von Leimdorf bei Altdorf, der die Diebe und Wölfe mit seinem Segen meistern wollte. Dieses menschenfreundliche Bemühen brachte ihn in Kollision mit der Justiz, die dasselbe nicht gelten lassen wollte und ihn im Jahre 1480 in Gewahrsam nahm. Hier sein Geständnis, das er im Gefängnisse ablegte:

„Hanns Bressel von der Leimburg hat bekannt, daß ungefährlichen bey dreien Wochen Hanns Schützen des Metzlers Weib gen dem Türrenhof zu ihm kommen sey und ihm fürgehalten, wie sie einen Paternoster verloren hab, mit Begehr, ihr des mit seiner Kunst wieder zu helfen. Also hätt er aus einem Brunnen ein lauter Wasser in ein Schüßl gethan und diese Worte darüber gesprochen:

Es soll das Wasser so wohl gesegnet sein
Als das Wasser und der Wein
Und als das heilig Himmelbrot,
Als unser Herr Gott
Sein zwölf Jüngern am Gründonnerstag bot,
So kum (komme) der, der den Paternoster genommen hot,
In das Wasser, in dem Namen des Vaters und Suns
Und des heiligen Geists.

Und solichen Segen hätt er dreimal gesprochen, und allweg ein Kreuz darüber gethan, und den, der ihme als argwöhnig (verdächtig) angezeigt was (war), mit Namen genannt. Also hätt er die Gestalt des Schützen Knecht, Heintz genannt, den er von Angesicht kennet hätt, in demselben Wasser gesehen, und die Schützin obgenannt ihm drei Grosch darumb zu Lohne geben. Und vor drei Wochen hab er einer Wildnerin (Wildprethändlerin) bey Unser Frauen Kapellen (zu Nürnberg) mit solichem Segen verholfen, daß ihr bey 150 Gulden, die verstohlen (gestohlen), wieder angezeigt wären."

Item vor fünf Wochen hab er einem zum Gostenhofe etlicher Hämmel, die ihme verstohlen waren, mit solchem Segen wieder geholfen:

Der Wolfs-Segen:

Du Wulfin (Wölfin) und du Bock, (Wolf),
Ich verbeut dir deinen Geith (Begierde),
Mit den 14 Nothhelfern und dem lieben Herrn St. Veit,
Daß er mir kein Kuh, noch kein Kalb nit beiß',
Noch ihr Haut zerreiß',
Und ihr Blut nit lauf',
Als lang Unser liebe Frau reine Maid (Jungfrau) ist.
Und soll das Viehe als wohl gesegnet sein
Als das heilige Wasser und der Wein
Und als das heilig Himmelbrot,
Das Unser lieber Herr sein 12 Jüngern bot,
Und wo ichs hab unter meinem Stab
Zu Dorf und zu Felde und zu Walde.
Im Namen des Vaters und Sohns
Und heiligen Geists.

Ueber solchen Segen hab nie kein Wolf dem Viehe, so er gehütet hab, nie nichts gethan.

Er mochte dies noch so sehr beteuren, es half ihm nichts. Er wurde des Landes verwiesen „ewiglich über Thunaw (Donau) zu sein"; darauf mußte er einen Eid und eine Urfehde (eidliches Gelöbnis, daß er sich wegen der ihm auferlegten Strafe nicht rächen wolle) schwören.

Spessartjagd. Das freundliche Mainstädtchen Lohr besitzt einen bedeutenden Hochwald, welcher ca. 10000 Tagwerk groß ist und zumeist aus wertvollen Eichen- und Buchenbeständen besteht. Das Erträgnis aus demselben ist derart, daß es der Stadt ermöglicht war, Mitte der 70er Jahre aus eigenen Mitteln eine steinerne Brücke über den Main zu bauen und damit das Frankenland mit dem Spessart zu verbinden. Der stattliche Bau erforderte mit Hafen- und Kai-Anlagen nahezu eine Million Mark. Diese enorme Summe, welche den Voranschlag weit überschritt, bedingte zwar eine Erhebung von Gemeinde-Umlagen und Einführung eines Accises, welche jedoch nach einigen Jahren wieder in Wegfall kamen. Lohr gehört jetzt wieder zu den wenigen Gemeinden Bayerns, die keine Gemeinde-Umlagen erheben. Wie sehr übrigens schon in den frühesten Zeiten die Stadtverwaltung auf diesen ihren Waldbesitz stolz war, wie sehr sie sich bemühte, denselben im besten Stande zu halten, geht u. a. auch daraus hervor, daß sie energisch darüber wachte, daß freie Stellen bestockt werden mußten, was durch Fronarbeiten der Bürger geschah. Noch im März des Jahres 1737 mußten sämtliche Bürger stadtviertelweise in den Wald, und hatte jeder ein Stück Eichen zu setzen.

Alljährlich Ende November kommt des Königreiches Bayern Verweser — Se. Kgl. Hoh. Prinz Luitpold — zur Wildsau-Jagd in den kgl. Park im Spessart, weshalb bei Rohrbrunn ein reizendes Jagdschlößchen im Stile der Spessarter Wohnhäuser des 17. Jahrhunderts erbaut wurde. In dem allseitig mit einem Plankenzaune umgebenen, mit Parkthoren versehenen 17000 Tagwerke großen Park sind heuer ca. 700 Sauen, von denen etwa ein Drittel abgeschossen wurden.

An diesen Jagden nahmen heuer außer den Königl. Hoheiten, Prinzen Ludwig und Leopold, nur wenige Hofkavaliere und eingeladene Gäste teil, denen das entsprechende Forstpersonal beigegeben ist, während aus den Bewohnern der nächstgelegenen Dörfer geeignete Leute gegen Bezahlung als Treiber angestellt sind.

Wie ehedem die Jagden im Spessart abgehalten wurden, geht aus einer von Kurfürst-Erzbischof Johann Philipp von Mainz im Jahre 1666 erlassenen „Jagd-Wild-Weydwercks-Ordnung“ hervor. Danach mußten z. B. bei den Wolfsjagden sämtliche Gemeindenachbarn im „Jagtfrohn“ unter Führung ihrer Jagdschultheiße anwesend sein von Anfang bis Schluß. Ausgenommen war nur der Fauth (Schultheiß) oder Landschöpf, der Häimberger (Hirt) und der Dorfhüter. Alte Leute und Witwen konnten sich durch einen Dienstboten vertreten lassen. Wer zu spät kam oder sich zu früh entfernte, mußte 15 Albus (ein Albus gleich 2 Kreuzer = 6 ₰ deutsch. Reichsw.) zahlen, eine für damalige Verhältnisse sehr empfindliche Geldbuße.

Bei den übrigen Jagden („die für roth Wildprett von Trinitatis bis Andreas, schwartz Wildprett von Michaelis bis Weynachten“ stattfinden durften), hatten, „die aus Gnaden des Jagens befreyt sein“, nicht zu erscheinen. Dagegen mußte sämtliches Anspannvieh der betreffenden Gemeinden, und zwar „vmb 8 Uhr früh“ bereit sein, an die „Zeuch-Wägen“ gespannt zu werden, und waren auch hier strenge Strafen gegen Zuwiderhandelnde, ebenso gegen solche, welche „Zeuch von dem Wind- oder anderen Leinen“ stehlen oder bei Beendigung der Jagd nicht richtig abliefern, festgesetzt.

Niederbayerisches Kostümbild.
Nach einer Votivtafel in der Kapelle zu Stallöck Anno 1565.

Votivtafeln und Kostümkunde. Der fromme Sinn der Gläubigen schmückt seit vielen Jahrhunderten die Wallfahrtskirchen gern mit Votivtafeln, bildlichen Darstellungen der Erhörungen ihrer Wünsche und Gebete. — Die Bilder sind durchgängig weit entfernt, den künstlerischen Sinn zu befriedigen; sie sind meistens das Werk einfacher Dorfmaler. Es herrscht in den Darstellungen eine rührende Kindlichkeit, zu gleicher Zeit aber eine gewissenhafte Sorgfalt, die Treue des Thatbestandes, wenn auch oft in greller Form, wiederzugeben. Und so bilden diese von der Frömmigkeit zusammengetragenen Bilder nicht allein ein Denkmal des Glaubens und des religiösen Eifers, sie geben zugleich eine fortlaufende Bilderchronik der Jahrhunderte, eine Chronik der Kriegsläufe, der Überschwemmungen, Teuerungen, Feuersbrünste, Seuchen, Hagelschläge, kurz aller Heimsuchungen, mit welchen das Land, die betreffende Umgebung geprüft wurde. Diese Votivtafeln sind eine unerschöpfliche Fundgrube für den Historiker, insbesondere für die Kulturgeschichte. Tracht und Sitte des Volkes werden uns in rauher, aber überaus anschaulicher Weise überliefert. Es ist leider unendlich viel gesündigt worden, indem man in unverantwortlicher Mißverkennung des historischen Wertes dieser Bilder gerade in unserm Jahrhundert eine Massenzerstörung vornahm. Was damit vernichtet wurde, beweist das Ergebnis einer kritischen Suche unter den Tafeln in zwei Kirchen Niederbayerns, einer der hl. Anna geweihten Kapelle zu Stallöck und der Pfarrkirche zu Kirchdorf, beide bei Simbach am Inn. Wir vermögen an der Hand dieser Tafeln, welche der verdienstvolle Altertumsforscher Hauptzollamtsverwalter Groß, nunmehr in Memmingen, im Jahre 1860 genau kopierte, eine fortlaufende, ununterbrochene Bildergalerie zu formen, welche uns in der gründlichsten Weise die mannigfachen Veränderungen vor Augen führt, die die Volkstracht jener Gegend seit 350 Jahren erfuhr. Die Zusammenstellung gibt die überraschendsten und merkwürdigsten Ergebnisse. — Wie behäbig und würdig schreitet doch das erste Paar einher; die Sorgfalt und Kostbarkeit des Kostüms ließe uns den Stand der Leute nicht erraten. Es ist der Dorfbader Rudolf Besser zu Julbach und seine Hausfrau Regina, so sich nach Stallöck verlobt 1565. Die Kleidung der beiden zeigt hohen Wohlstand. Rudolf Besser ist fast kokett frisiert, ein breiter weißer Hemdkragen wird mit zierlichen Quästchen zusammengeknüpft; der dunkelbraune Staatsrock ist am Ellbogen geschlitzt und läßt die gelbe Weste hervortreten. Seine Ehegattin Regina hat ihre Kleidung städtischem Muster entlehnt. Ihr schwarzer Hut ist eine komische Erfindung der Mode, welche sich nahezu 150 Jahre erhielt. Dieser

Hut, von dem mehrere Exemplare im Nationalmuseum aufbewahrt sind, war in Wirklichkeit kein Hut, nur Zierat; er besaß keine Höhlung, der Cylinder war nicht hohl, saß unmittelbar auf der ununterbrochenen Scheibe, die mit Bändern u. dgl. kräftig an dem goldgestickten Häubchen befestigt war, welches die eigentliche Kopfbedeckung bildete. Die Votivtafel von Stallöck ist eine der ältesten Darstellungen, und Frau Regina Besser war mit den neuesten Erscheinungen der Mode wohl vertraut. Die Kleidung der Dame ist schwarz, der Schurz weiß; an der Seite hängt an zierlichem Gehänge der Köcher mit dem Eßbesteck.

Ernst und feierlich tritt uns ein zweites Paar nach einem Vorbilde in der Kirche zu Ering entgegen; doch sind es nur einfache Bauersleute, „der Bauer Schmalhofer von Griespöcken, so in schwerer Krankheit gelögen. Apollonia seine Hausfrau und Kinder auf dieß Verlöbniß seint's sy hernach bösser worden im 1649. Jahr". Das Paar ist in tiefes Schwarz gekleidet und trägt die steife Halskrause mit dem Anstande gewichtiger Patrizier irgend einer Reichsstadt.



Niederbayerisches Kostümbild.
Nach einer Votivtafel in der Pfarrkirche zu Ering Anno 1649.

Zwei Wittelsbachische Inschriften aus der Pfalz. Bei einem wissenschaftlichen Streifzuge nach Altertümern gelangte Referent im September 1891 auch nach dem pfälzischen Dörfchen Kirkel, das etwa 2½ Stunden nordwestlich von Zweibrücken liegt. Mitten im Forste, dem ausgedehnten „Kirkeler Walde", erhebt sich hier auf kreisrundem Hügel[1]) eine gebrochene Feste der Wittelsbacher, Schloß Kirkel; noch ragen zwei Turmstümpfe zum Himmel empor. Das Schloß selbst sprengten die Franzosen 1689. — Am Eingang war von Herzog Johann I., dem Sohne von Herzog Wolfgang von Zweibrücken (Johann I. regierte 1569—1604), das Wappen der pfälzischen Wittelsbacher, der gekrönte Löwe, angebracht worden, mit zwei Inschriften, welche in deutscher und lateinischer Sprache des Wappens Ursprung in selbstgemachten Versen schilderten. Leider sind Wappen und Inschriften eine Beute der welschen Zerstörung geworden. Um so mehr war Referent erfreut, im Orte selbst noch zwei andere Inschriften zu entdecken, welche des gelehrten Herzogs Johann I. und seiner Gemahlin Magdalena (gestorben 1663 zu Meisenheim) Andenken auf die Nachwelt bringen.

Die eine Inschrift ist am Fuße der Burg neben einem Thore eingemauert. Der Besitzer heißt Ludwig Berndt. Die Platte, aus Sandstein gefertigt und mit Rand versehen, hat 78 cm Breite und 40 cm Höhe. Die lateinische Inschrift hat folgenden Wortlaut:

MAGDALENAE · D · G · DUCESSA · IVLICENSIS · & CLIVENSIS · & BERGENS · COMITISSA · DE · MARK · & RAVENSBV · DOMINA · IN · RAVENSTEIN · EIVS CONIVNX · AO · CHRISTI · 1595 ·

Zu deutsch:

„Der Magdalena, von Gottes Gnaden Herzogin von Jülich Cleve und Berg, Gräfin von Mark und Ravensburg, Herrin in Ravenstein, seiner Gemahlin im Jahre Christi 1595." —

[1]) Daher wohl der Name: circulus = „Kirkel" = Zirkel.

Das Pendant hierzu fand sich in einer nach Westen zu ziehenden Seitengasse des Örtchens am Hause des Ökonomen Spieler. Die Tafel ist konform der obigen gebildet und hat 70 cm Breite und 40 cm Höhe. Ihr Text lautet also:

IOHANNE · D · G · COM · PAL · RHENI · DUX · BAVA · ET · BIPON · COMES · IN · VELDENTZ · ET · SPONHEIM · ANNO CHRISTI · 1 · 5 · 9 · 5

Zu deutsch:

„Dem Johannes, von Gottes Gnaden Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Bayern und Zweibrücken, Graf in Veldentz und Sponheim im Jahre Christi 1595." —

Der Dativ (Magdalenae und Johanne für Johannae[1]) auf beiden Inschriften beweist, daß beide Inschriften zum Andenken an die erlauchten Ehegatten hier am Eingang zum Schloß Kirkel gesetzt wurden, denn daß beide Inschriften vom Schlosse herrühren, das weiß die mündliche Tradition noch sicher zu berichten. Nach J. G. Lehmanns „Geschichte des Herzogtums Zweibrücken" S. 402 ließ Herzog Johann I. Burg Kirkel, seinen Lieblingsaufenthalt, 1597 erneuern und teilweise erweitern. Nach obigen Inschriften fällt jedoch diese Arbeit schon ins Jahr 1595. — Pfarrer H. Jung hat in seinem Büchlein „Kirkel-Neuhäusel" S. 13 beide Inschriften schon 1878 veröffentlicht, jedoch nicht ganz richtig. —

Beide wohlerhaltene Inschriften verdienen, zum Andenken an den tüchtigen Herzog Johann, den Bruder Karls I., des Stifters der Birkenfelder Linie, sowie an seine Gemahlin Magdalena, die würdige Mutter Johann Kasimirs, des Stifters der Linie der Wittelsbacher Zweibrücken-Kleburg, die den schwedischen Thron bestiegen haben (Karl X., Gustav, Karl XI., Karl XII.) in ein öffentliches Museum des Königreiches Bayern verbracht zu werden. Dr. Mehlis.

Alte Sinnsprüche aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche.

Unter dem Schüler, der eine der vier Leichenkerzen trägt, steht:

Die Lust und Lieb zum Hören
Kann bringen mich zu Ehren.

Unter einem mit Schildchen dekorierten „Spruchsprächer" (bei Hochzeiten u. s. w.) steht:

Schauet an mich eben
Ich kann euch schöne Reime geben.
Das zeigen diese Schildt, wie ich hab vernommen
Ich hab sie all von denen löblichen Handwerkern überkommen.

[1]) Der Nominativ der Titel ist eine Ungenauigkeit der Zeit.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.





Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

No. 13. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Im Jahre 894.

Von Ludwig Zapf.

1.

Die Sonne hat den höchsten Stand erreicht, die Natur ihren reichsten Schmuck entfaltet. In üppiger Segensfülle wogen die Fluren, das duftende Korn, der hellgrüne Flachs, in dem da und dort die mildblauen Blüten prangen. Die Wiesen sind mit einem bunten Flor überzogen, Sterne, Dolden, Rispen schwanken in der fächelnden Sommerluft durcheinander, überragt von dem Abbilde des Tagesgestirns, der heilspendenden, die Saat schützenden goldgelben Blume, die, zur Sommerwendezeit aufgeblüht, der Landmann an seinen Beeten und in der Wohnung aufsteckt, damit alles Übel ihnen fern bleibe [1]).

Nun wird der wonnige Einzug der Segenszeit des Jahres nach alter Sitte von der dankbaren Menschheit gefeiert. Dem Walde abgerungen ist das reich bebaute Ackerland und der Wiesengrund, den ein vielgewundenes Bächlein, die Lošnitz, durchplätschert; die alten von mächtigen Laubbäumen überwölbten Höfe des wendischen Dorfes lassen erkennen, daß hier schon seit Jahrhunderten der Pflug durch das Land geht. Inmitten der einzeln liegenden Gehöfte, die aus Ulmen- und Lindengrün die moosigen Giebel strecken, auf freiem Plane, steht ein hoher, kahler Fichtenbaum aufgerichtet, mit rotem Bande bewimpelt, und um den Stamm ist aus Brettern ein geräumiger Tanzboden aufgeschlagen, dessen Einfassung, gleich den Pfosten der Eingangsthüre, ein Gewinde von Fichtengrün umhüllt, das in der Sonne angenehmen Duft verbreitet. Pfeifen- und Saitenklang tönt lustig aus dem überdachten Aufbau, in dem die Spielleute sitzen.

[1]) Johannisblume (arnica montana).

Der feierliche Aufzug der Dorfjugend ist längst vorüber, der Umtanz derselben mit dem bebänderten Laubzweige, der mit jedem Paare der Reihe nach herumgewirbelt, beendet, und eine dichte Menge füllt den Bretterboden, bald im munter wogenden Tanze sich bewegend, bald schreitend. Immer sind die Glieder nach dem Takte der Musik in Regsamkeit, die Tänzer — stampfend, singend oder jauchzend — und die Tänzerinnen trennen sich und drehen sich einzeln im Kreise, fassen sich wieder, und da und dort wird eines der Mädchen hoch emporgehoben [1]).

Nicht allein aus den umliegenden wendischen Dörfern, auch aus den zwischen diesen zerstreuten einzelnen fränkischen Niederlassungen haben sich die jungen Leute zu der Lustbarkeit eingefunden, letztere freilich größtenteils nur als Zuschauer. Denn es scheint ein besonders freundliches Einvernehmen zwischen den beiderseitigen Volksgenossen nicht zu bestehen. Die Wenden, denen das Fest gehört, bewegen sich mit Selbstgefühl, ja Übermut, und bei dem kleinsten Anlasse ist aus wendischem Munde das Scheltwort: „Du wüster Christ!" vernehmbar [2]).

Eben endet die Musik mit einem schrillen Klang. Die Jünglinge entlassen die Mädchen bis zum Beginn des nächsten Tanzes mit einem kräftigen, laut schallenden Handschlag, und die dichte Reihe der Paare löst sich in eine durcheinanderwogende Masse auf.

Drei Mädchen, die Arme gegenseitig um die Hüften oder über die Schultern gelegt, suchen sich den Maienbaum zur

[1]) Tanzweise, wie sie noch heute bei den „Maientänzen" üblich ist.

[2]) Noch in neuerer Zeit im bayerischen Vogtland gebräuchlich gewesen.

Deckung auf, um hier die kurze Pause unbehelligt verbringen zu können. Es sind schmucke Dorfkinder, welche die wendische Festtracht wohl kleidet. Ein dunkles Kopftuch mit hellfarbigen Blumen, wie sie kunstfertige Hände überall in der slawischen Mark zu wirken verstehen, umrahmt die vom Tanze geröteten Gesichter, die Schläfen zieren silberne, an einem Bande befestigte Ringe, das weiße Leinengewand mit bauschigen Ärmeln ist am Halse geschlossen und hier mit einem bunten Saume verziert, während von einer Kette von Perlen, wie sie aus der Ölschnitz gefischt werden, vergoldete zierliche Scheiben von Erz auf den Busen herabfallen, den auch ein aufgesteckter Blumenstrauß schmückt. Um das Kleid ist von den Hüften abwärts ein kurzer brauner Überwurf geschlungen, in den wiederum Blumen eingewoben sind [1]).

Es läßt diese fast morgenländische Gewandung die Wendinnen sofort von den draußen um den Tanzplatz gescharten oder infolge der Aufmerksamkeit eines wendischen Burschen hier und da im Reihen befindlichen Frankenmädchen unterscheiden.

Während aber zwei der Jungfrauen mit dem Ausdrucke vollster Festesfreude die Augen über das Gewühl hinstreifen lassen, ist der inmitten derselben stehenden dritten anzusehen, daß sie die Beseligung ihrer Gefährtinnen nicht teile. Ein fast schwermütiger Zug ruht auf dem zarten Antlitz und die Blicke des Mädchens schweifen wie im Traume hinaus in die Ferne.

Ein junger Mann tritt auf sie zu. Aus dem gebräunten Gesichte von echt slawischem Typus blitzen ein paar dunkle Augen in wilder Laune, ein schwarzer Bart säumt die aufgeworfenen Lippen. Auf der Mütze von Marderfell steckt eine Geierfeder und ein knapper Rock umschließt die gedrungene Gestalt. Das Mädchen fährt erschreckt zusammen, als sich diese stechenden Augen in die ihren bohren.

„Nun Lada“, spricht der junge Wende, „was ist mit Dir? Schon wieder träumen und schweigen, statt lachen und jubeln wie die anderen! — Mädchen“, raunt er ihr leiser zu und seine Augen glühen unheimlich auf, während er sie am Arme faßt und einen Schritt seitwärts zieht — „Dir fehlt der armselige Flachskopf von Friedemannsdorf droben, der Frankenhund, den ich erwürgen könnte vor Deinen Augen! Darum freilich durfte Dich Bogol nicht zum Tanze führen — das Sorbenkind, pfui! hängt an einem Christen! — Laß Dir etwas sagen, Lada“, fährt er boshaft fort, „Dein Vergnügen scheint heute nicht groß zu sein, ich werde Dir daher wohl mit der neuesten Nachricht den Tag nicht verderben. Wir werden heuer viel zu thun bekommen. Nach dem Kornschnitt gibt es — Christen zu mähen. Da heißt's, die Sicheln schleifen! — Swatopluk, der große Fürst und Held im Lande Morawa [2]), ist im Anzug, unsere Brüder reichen uns über die Sala herüber die Hand, und den verwünschten Franken, die sich zwischen uns herein gedrängt, ist der Untergang geschworen. Mit Feuer und Schwert werden sie vernichtet, ihr Name wird ausgelöscht werden, bevor noch der Winter ins Land kommt. Den flachshaarigen Schleicher aber, den werde ich, Bogol, dann mit eiserner Faust fassen, mir sei er vorbehalten — und statt der schmachtenden Lada wird ihn“ — er deutet dabei hinüber auf den hohen dunkelbewaldeten Gebirgszug, der die Landschaft nach Süden zu abschließt — „ja, erschrecke nur, abtrünnige Sorbin, wird ihn der Schrez [1]) empfangen. Wehe dann aber auch Dir, wenn das Gericht kommt, Du Heuchlerin, sofern Du Deinen Sinn nicht bald änderst. Denke an Bogol, den Verschmähten!“

Die Musik beginnt — ein Juhschrei der antretenden Tänzer, an deren Arm sich im Nu ihre Mädchen hängen, unterbricht den Zornigen. Er ist im Gedränge verschwunden — Lada steht allein, und Zähren rollen ihr über die Wangen. Unbemerkt verläßt sie den Tanzplatz, um das elterliche Haus aufzusuchen. —

Am Saume des Fichtenwaldes liegt er, von einer mächtigen Ulme, von Linden- und Ahornbäumen überschattet, der langgestreckte Bauernhof, in dem Ladas Vater mit seinen drei Kindern haushält. Das Mädchen weiß hier die Einsamkeit zu finden, deren sie bedarf — der Vater sitzt in der auf dem Festplatze erbauten Streuhütte, in der die älteren Dorfbewohner bei einem Trunke, wie er aus Gerste bereitet wird, sich vergnügen, die kleinen Brüder treiben sich mit andern Kindern herum. Sie läßt sich in das beschattete Grün nieder und ergibt sich stillem Sinnen.

Ihre Mutter, deren Ebenbild Lada ist, hat sie bereits vor sechs Jahren verloren. Sie ersetzt nun deren Stelle im Hauswesen und in der Landwirtschaft. Der Vater, ein gutmütiger Mann und der ruhigsten Dorfbewohner einer, kümmert sich nur um sein Besitztum, dessen Erhaltung und Vermehrung seine einzige Sorge ist. Von der Mutter aber hat Lada ebensowohl die geistige Regsamkeit als die Güte des Herzens und vor allem die innige Liebe zum Christentum geerbt. Ihr Ahne war Christ geworden und hatte ein Frankenmädchen zum Weibe genommen; während aber die christliche Lehre unter den Slawen durch die unausgesetzte Einwanderung heidnischer Siedler und bei dem Mangel eines die Glaubensgenossen vereinigenden und festigenden Gotteshauses bald wieder derart vom Heidentume überwuchert war, daß die männlichen Familienglieder sich offen zu den alten Göttern bekannten, glomm im sanften Frauenherzen der empfangene göttliche Funke, sorgsam verwahrt, fort bis zur Enkelin Lada, die nun seine treueste Hüterin wurde.

Wie konnte sie da einem wilden, heißblütigen Wenden, wie es Bogol war, ihr Herz zuwenden? — Bogol haßte die Christen, um so mehr aber, seitdem er die tiefe Neigung Ladas zu Gardomar, einem Bauernsohne der fränkischen Siedelung Friedemannsdorf, entdeckt hatte.

Die Franken feiern das gleiche Sommerfest wie die Wenden. Die Sitten beider Völker haben sich in solchem vermischt. Mit dem Symbol des entfalteten Reichtums der Natur: des geschmückten Laubzweiges, mit dem der Festbaum umtanzt wird, wurde die anmutige wendische Tanzweise von den Franken angenommen, während das Umschreiten des Platzes seitens derjenigen, welche eben vom Tanze aussetzten, so daß abwechselnd immer ein Teil der Paare tanzt und ein anderer schreitet, ein altgermanischer Brauch ist. Bei Franken und Wenden wird der Maientanz alljährlich in einem andern Dorfe abgehalten, und in Zeiten einträchtigen Zusammenlebens,

[1]) Hier wurde zum Teil das Bild der Sclarinia aus dem Evangeliarium Kaiser Heinrichs II. (k. Bibliothek zu München) zur Grundlage genommen.

[2]) Mähren.

[1]) Wendischer Opferpriester.



wie während der letzten Jahrzehnte, wurde auch das Fest gemeinsam von den beiderseitigen Volksgenossen begangen. Nun aber beginnen die Elemente sich zu sondern,

Es war im vorigen Sommer, am Maientanz in Friedemannsdorf, als Gardomar und Lada sich kennen und lieben lernten. Der fränkische Bauernsohn, ein schlanker, elastischer Bursche mit blonden Haaren und blauen Augen, wie sie Lada besaß, hatte sich die schmucke Wendin zur Tänzerin erkoren und sie auch in lauer stiller Nacht, unter sterndurchfunkeltem Himmel, zur Heimat geleitet. Wie sich da die beiden Herzen verstanden, wie sie erkannt, daß sie zusammengehören sollen für immer — in jedes war es mit goldener Schrift unauslöschlich eingeprägt!

(Fortsetzung folgt.)

Die Grafen Wrbna zu Freudenthal.

Historische Skizze von Heinrich Leher.

Das Haus benedei und preis ich laut
Das empfangen hat eine liebliche Braut.

Die süßen Worte eines alten deutschen Hochzeitliedes, sie tönen in diesen Tagen froh im Lande. Eine Tochter unseres erlauchten königl. Hauses schmückt sich mit dem duftenden Kranze der Myrte, um zum Traualtar zu schreiten. Ihre Königl. Hoheit Prinzessin Elvira vermählt sich mit dem Grafen Rudolf Wrbna zu Freudenthal.

Das Land fühlt sich mit seinem Königshause zu innig verbunden, um nicht mit lebhaftem Interesse nähere Mitteilungen über das edle Grafengeschlecht zu vernehmen, welches soeben in seiner Reihe eine Prinzessin des Wittelsbachischen Königsstammes empfängt.

Die Geschichte der Grafen Wrbna verliert sich in die fernsten Jahrhunderte. Lange bevor Schrift, Pergament und Inschriften auf Denkmälern u. dgl. uns die Namen des Geschlechtes überliefern, ist es Frau Sage, aus deren Märchen und Liedern der Name uns entgegenklingt.

Die Wrbna führen im Wappen einen goldenen Querbalken im blauen Schilde; über und unter dem Balken stehen jedesmal drei goldene Lilien nebeneinander. Auf dem Schilde trägt der gekrönte Helm eine goldene Säule, durch welche ein schräger, links in die Höhe gekehrter Pfeil hindurch geht. Während nun die Heraldiker in der Säule den Weidenbaumstamm als sprechendes Namenssymbol der in Polen verbreiteten Wrbna, die sich dort Wrbno und Wierzbna nannten, erblicken, hat Frau Sage sich eine ganz hübsche Historie ersonnen, die von Mund zu Mund ging, bis sie endlich in die Bücher ihren Eingang fand.

Ein Ahne des Geschlechts, Held Wrboßlaw, habe wahrscheinlich unter Kaiser Otto I. in Italien und Frankreich mit großem Ruhme gekämpft; sein Wurfspieß streckte in den Straßen Roms den römischen Feldherrn aus dem Hause der Colonna nieder. Zum ewigen Angedenken verlieh ihm der Kaiser die durchbohrte Säule (colonna) als Helmzier. Und der französische König ehrte die Tapferkeit des kühnen Recken, indem er nach Weise der Tafelrunde den Brudernamen mit ihm wechselte und die drei Königslilien Frankreichs unter die Säulen setzte, worauf der Kaiser die drei Lilien oberhalb beifügte. Der Historiker, welcher Frau Sage in ein Kreuzverhör nimmt, wird allerdings ihre Angaben insbesondere bei einer Prüfung an der Hand der Jahreszahlen als nicht beweiskräftig gelten lassen können; aber er wird zugestehen, daß das Wappenschild und die Sage gewichtige Andeutungen bieten, daß die Wrbna einem alten Dynastenhause entstammen. Er wird Frau Sage aus dem Verhöre mit der dringenden Mahnung entlassen, in Zukunft mit den Jahreszahlen gewissenhafter zu sein. — Wären wir ein genealogisches oder heraldisches Fachjournal, so müßten wir genau über das Vorkommen des Wappens und seine Wandlungen berichten. So verzeichnen wir nur, daß sich der erste Siegelgebrauch im Jahre 1250 findet, bei einer Urkunde für die Stadt Brieg. Wir registrieren die sinnige Wappendevise Hyneks (Heinrichs) v. Würben, Oberstlandkämmerer des Fürstentums Troppau; „Wssecky vieczy do Cziassu“. (Alles währt nur eine Zeit).

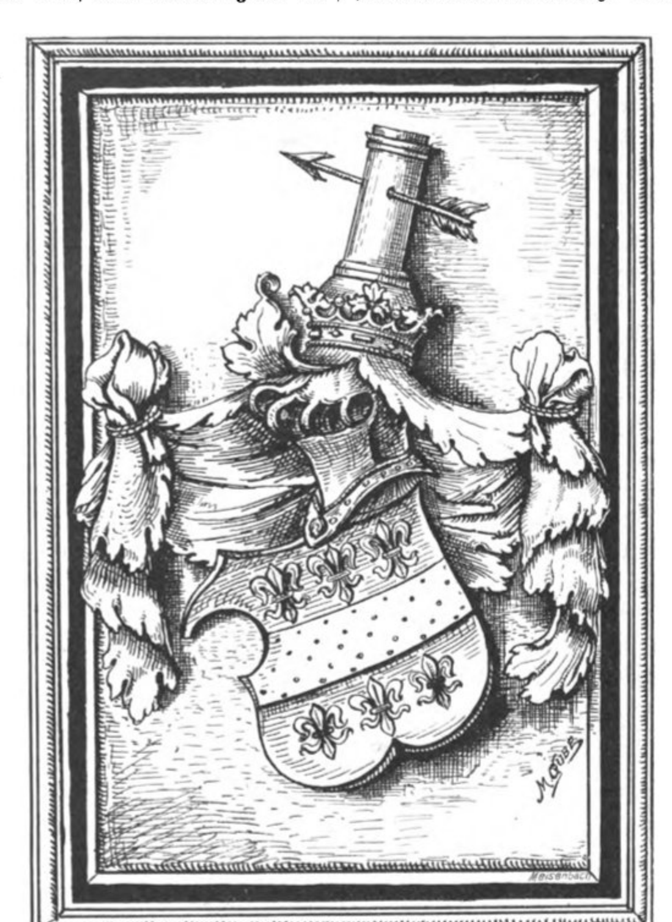
Die Grafen Wenzel, Georg, Stefan und Bernhard zu Würben und Freudenthal erhielten 1624 das Vorrecht, über ihrem Wappenschild eine königliche Krone zu führen.

Es würde die Leser ermüden, wenn wir sie einladen wollten, mit uns in Urkunden nach dem ersten Vorkommen des Namens Wrbna zu suchen und nach dem Zusammenhang der thüringischen und schlesischen „Würben“ zu forschen. Zahlreich tritt uns der Name in schlesischen Urkunden des 13. Jahrhunderts entgegen. Ein Nikolaus de Wirbina war am 26. Oktober 1262 Zeuge bei der Heiligsprechung der hl. Hedwig von Schlesien. Die Urkunden des 13. Jahrhunderts zeigen uns die Familie in regem Verkehr mit den schlesischen Landesfürsten, bei denen sie in Kastellans- und Hofmarschallsämtern bedienstet standen. Gegenüber ihren Vasallen und Unterthanen bedienen sich die Comites (Grafen) de Wirbina des Titels „Wir“ in den Urkunden. Das Endergebnis der Forschungen faßt der Genealoge Graf Seldern treffend in folgende Worte: Die Grafen von Wrbna lassen sich in ihrem Bestande mit dem Familiennamen und dem Grafentitel als ein Dynastengeschlecht höchst wahrscheinlich im Burggrafentum Meißen, ferner zuverlässig als das älteste schlesische Grafenhaus über die Epoche von 700 Jahren bis 1147 beurkundet, mit der Führung ihres beinahe unveränderten Wappens an 620 Jahre bis 1261 vollständig nachweisen. Das Geschlecht der Wrbna hat seiner Bedeutung gemäß an den Ereignissen der Geschichte hervorragenden Anteil genommen. Wir wollen in gedrängtester Kürze die merkwürdigsten Bilder ihrer Ahnenreihe betrachten.

Im Jahre 1241 wälzt sich wie eine verderbende Sturmflut ein ungezähltes Heer der Mongolen unter Batu-Chan an die deutsche Grenze. Nur ein Häuflein schlesischer und polnischer Ritter unter Herzog Heinrich II. wirft sich ihnen entgegen und findet in der Schlacht bei Wahlstadt, nahe bei Liegnitz, seinen Untergang. Ihre fast übermenschliche Tapferkeit hätte vielleicht den Sieg errungen, wenn nicht die Mongolen eine Kriegsmaschine hätten spielen lassen, welche „Menschenantlitz besaß, Feuer spie und erstickenden Rauch und Qualm verbreitete“. Erschrocken über den Heldensinn der deutschen

Männer kehrte der Chan wieder gen Osten zurück. Auf dem Felde der Ehre lagen die Leichen von Stephan und Andreas Wrbna. 1336 verteidigt Hieronymus von Würben Stadt und Schloß Militsch gegen König Johann von Böhmen, 1386 wird Johann v. Wirbna an den Hof von Ungarn gesandt, damit er und sein Vetter Johann v. Melstein Geiseln seien für die Königstochter Hedwig, die Braut Jagellos von Litauen. 1454 fällt Graf Johann von Wrbno mit dem polnischen Reichskanzler und vielen Starosten in der Schlacht von Chonitz gegen die Deutschherren. Albert Graf von Wirbna gerät in Gefangenschaft der Tataren und trägt viele Jahre die Sklavenketten. Die Hussiten empfanden wiederholt die Schärfe des Schwertes der Wrbna; insbesonders wird Hinko v. Wrbna genannt, der mit Erfolg seine kleine, aber kühne Schar gegen Prokop den Großen führte (1431). 1522 wird bei Essegg in einem Treffen gegen Sultan Soliman Albert Graf v. Wrbna von den Türken gefangen.

Mit Georg Grafen Wrbna tritt die Familie zum ersten Male in Beziehung zu den Wittelsbachern. Er war einst der Günstling Kaiser Rudolfs II., des Erzherzogs Maximilian, gewesen, welcher dem schwedischen Prinzen Sigismund die polnische Königskrone streitig machen wollte, aber in der Schlacht von Biskupic, 25. November 1588, aufs Haupt geschlagen und gefangen genommen wurde. Georg v. Wrbna teilte sein Schicksal. Als die böhmischen Wirren ausbrachen, da erhoben sich auch Mährens und Schlesiens Stände gegen Habsburg, und Georg v. Würben trat an ihre Spitze als ihr „Direktor und Defensor" und erschien als ihr Abgeordneter vor dem Wittelsbacher Friedrich V. von der Pfalz, ihm Böhmens Krone zu bringen. Als Kaiser Ferdinand nach der Schlacht am Weißen Berge in Böhmen furchtbares Gericht hielt, wurde Georg in den Kerker geworfen, das Todesurteil und Konfiskation der Güter gegen ihn ausgesprochen. Die Hinrichtung fand nicht statt, denn Georg starb zuvor im Gefängnisse am 20. Mai 1625. Sein Sohn Johann Georg trat in den Orden der Jesuiten; seine Tochter Judith Rebekka Eleonora wurde die Ahnfrau der Fürsten Lamberg. Sein Bruder Johann zog in die Verbannung, lebte dürftig und kümmerlich in Holland und Brandenburg; dessen Sohn glänzte durch Gelehrsamkeit und wurde Rektor Magnifikus der Universität zu Frankfurt a. d. Oder. Im Gegensatze zu den beiden Brüdern stand Wenzel v. Wrbna in unerschütterlicher Treue zum Kaiser, dessen Huld an ihm sühnte, was die Strenge an den anderen Zweigen der Familie geschädigt hatte. Kaiser Ferdinand II. erhob ihn am 5. August 1642 in den Reichsgrafenstand, „da er in der ganzen Rebellion standhaft geblieben, dann wegen seines uralt angesehenen Geschlechts, auch weil dessen Vorfahren früher schon sich des Grafenstandes bedienten und ihre Vettern in Polen sich noch desselben erfreuen". Am 20. September 1648 erfolgte ein neues Diplom, die goldene Bulle. Sie besteht aus 28 Punkten, welchen die einstigen gewöhnlichen Palatinatsfreiheiten und Privilegien, wie sie ehemals den höchsten Adelsfamilien erteilt wurden, zu Grunde liegen. Sein Sohn Johann Franz vermählte sich mit Gräfin Theresia Martinitz. Sie erhielt 5000 fl. rheinisch Heiratgut; der Bräutigam widerlegte die Gabe mit 12500 fl. und machte der Braut 37500 fl. zum Geschenk. Er sicherte ihr zur Kleidung monatlich 1000 Reichsthaler, ferner 10000 fl. Kleinodien und Schmuck zu. Johann Franz starb als oberster Kanzler von Böhmen am 22. August 1705.



Wappen der Grafen Wrbna zu Freudenthal.
Originalzeichnung von k. b. Hofgraveur Max Gube.

Ein kühner Degen war Georg Stefan, k. k. Generalfeldmarschall-Lieutenant, † 9. Februar 1682. Er hatte im Dreißigjährigen Kriege unter Mercy, Hatzfeld und Montecuculi, dann im schwedisch-polnischen Kriege und gegen die Türken gekämpft. Von seinen neun Söhnen fielen zwei in den Türkenkriegen. Sein Sohn Ferdinand Oktavian vermählte sich mit Maria Sibylla, Herzogin zu Holstein-Sonderburg, Urenkelin des Königs Christian III. von Dänemark.

1745 findet die erste Verbindung der Grafen Wrbna mit bayerischen Geschlechtern statt, indem sich der Feldzeugmeister Ludwig Wilhelm mit Maria Anna, verwitweten Gräfin von Öttingen-Wallerstein, geborenen Gräfin Fugger-Zinneberg, vermählte. Im Siebenjährigen Kriege zahlte das gräfliche Haus dem Vaterlande den Blutzoll, indem Graf Karl Wenzel als Generalmajor in der Schlacht von Breslau am 22. November 1757 den Heldentod starb. Einer der bedeutendsten Männer des edlen Hauses ist Graf Rudolf, Oberstkämmerer, gestorben am 30. Januar 1823. Die Schilderung seiner Verdienste, insbesondere als Landeshofkommissar bei dem Einfalle der Franzosen 1805, würde einen gesonderten Artikel beanspruchen. Als Kaiser Franz seinen Tod erfuhr, rief er tief erschüttert: „Ich verliere an ihm einen Freund, der durch 20 Jahre seine Ehre darein setzte, mir im Glücke wie im Unglücke unverhohlen die Wahrheit zu sagen". Es verdient, bemerkt zu werden, daß Graf Rudolf Ritter des Goldenen Vließes und des bayerischen

Hubertus-Ordens war. Das goldene Bließ trugen im Laufe der Jahre vier Grafen Wrbna. Nicht unerwähnt bleibe Graf Ladislaus Wrbna, der am 7. Juli 1793 bei Longville den Heldentod starb, nachdem er an der Spitze von 50 Kinsky-Dragonern 500 Franzosen niedergesäbelt und ein österreichisches Bataillon aus der Gefangenschaft befreit hatte.

Diese wenigen Zeilen bieten nur ein annäherndes Bild der Größe des Hauses. Diese ergibt sich aus der, wenn auch unvollständigen Zusammenstellung der edlen Familien, mit welchen die Wrbnas in Blutsverwandschaft getreten sind. Wir nennen die Abensperg und Traun, Auersperg, Chorinski, Chotek, Colloredo, Dohna, Erdödy, Fürstenberg, Gallas, Hardegg, Haugwitz, Holstein-Sonderburg, Hoyos, Kageneck, Kaunitz, Kinsky, Kolowrat, Lamberg, Liechtenstein, Lobkowitz, Martinitz, Ruffo, Wilczek, Zierotin.

Wir begannen mit einer Sage und wollen mit einer Sage schließen. Der Astrolog Seni lebte nach Wallensteins Tode auf dem Schlosse des Grafen Max Waldstein. Er wurde aufgefordert, einem jungen Grafen Wrbna das Horoskop zu stellen. Er prophezeite ihm, er werde nach drei Jahren in Mähren durch einen Löwen seinen Tod finden. Man lachte ob der kuriosen Weissagung, aber als die Frist sich nahte, verschloß man den Grafen sorglich in seine Zimmer. Zornig und erbittert, nicht mehr an den Freuden der Jagd teilnehmen zu können, hieb er mit der Faust auf ein im Zimmer hängendes Bild. In der Ecke unten war ein von Löwen gehaltenes Wappen, die Leinwand riß und ein verborgener Nagel drang hervor und verletzte die Hand. Die Wunde verschlimmerte sich rasch, und der Tod durch Blutvergiftung bewahrheitete Senis Prophezeiung.

Ihre Kgl. Hoheit Prinzessin Elvira von Bayern
mit ihrem Bräutigam Reichsgraf Rudolf von Wrbna zu Freudenthal.

Wir scheiden von dem edlen Hause der Wrbna, um eine kleine Wanderung durch die Ahnenhalle des Königshauses der Wittelsbacher anzutreten. Unser Zweck ist hierbei ein besonderer. Von der Größe und Erhabenheit des Wittelsbachischen Stammes erzählt ja jede Nummer des „Bayerland“. Der Genius der Genealogie soll diesmal unser Führer sein.

Wir haben jüngst die Verbindungen des Hauses Wittelsbach mit dem Hause Bourbon aufgezählt und heute wollen wir den wittelsbachischen Stammbaum durchforschen, wie oft das hohe Herrscherhaus mit gräflichen Familien in Blutsverwandtschaft trat.

Wir beginnen mit Otto I. Er selbst führt Agnes, die Tochter des Grafen Ludwig II. von Loos, zum Altare; seine Töchter wechseln die Ringe mit den Grafen von Wasserburg, Plain, Geldern und Zütphen, Dillingen, Vohburg und Cham, Ortenburg. In glühender Leidenschaft wirbt Ludwig der Kelheimer um Ludmilla, die reizumflossene Witwe des Grafen Adalbert III. von Bogen und löst seiner Liebe Schwur am Traualtar. Seine Enkelin Sophie vermählt sich mit dem Grafen Gebhardt von Sulzbach und Hirschberg. Margaretha, die Tochter Kaiser Ludwigs des Bayern, Witwe des ungarischen Königssohnes Stefan von Anjou, Herzogs von Kroatien und Slawonien, findet in der Verbindung mit dem Grafen Gerlach von Hohenlohe neues Lebensglück. Die Töchter Ernsts des Sanftmütigen einigen Wittelsbach mit den Grafengeschlechtern von Cilly und Leiningen; am niederbayerischen Herzogshofe zu Landshut werben um Prinzessinnen Graf Poppo von Henneberg, Graf Albrecht von Hals, Graf Heinrich von Murach und Ortenburg, die Grafen Heinrich und Johann Heinrich von Görz, und Herzog Friedrich der Weise erkürt Gräfin Anna von Neyffen, Griesbach und Marstetten als sein ehelich Gemahl. Wilhelm I. der Tolle von Straubing-Holland vermählt sich mit Anna, Gräfin von Derby und Lincoln aus dem Herzogshause Lancaster; Jakobäa, die stürmische Tochter Wilhelms II. erhebt als vierten Gemahl Franz von Borselen, Grafen von Ostervant zu sich. Stefan der Kneiffel von Bayern-Ingolstadt ehelicht Elisabeth, Gräfin von Cleve, Witwe Reinolds von Falkenburg, Borne, Sittert und Ravenstein. Unschätzbare Reichtümer erwirbt Ludwig der Gebartete mit der Hand Annas, Gräfin von Mortague. Ludwig des Höckers Witwe, Margarethe von Brandenburg, vermählt sich morganatisch mit dem Grafen Martin von Waldenfels. Auch Max Philipp, der Bruder des Kurfürsten Max I., wählte seine Gattin aus Frankreichs Adel, Mauritia Febronia de la Tour d'Auvergne. Dies die Verbindungen der 1777 erloschenen Ludovigischen Linie.

Fast erschreckt blicken wir auf den vielfach verzweigten Stammbaum der Rudolfinischen Linie. Wie sollen wir hier den Leser führen, daß er nicht durch die Wanderung ermüdet werde? Er möge uns getrost folgen; die Geschichte dieses Zweiges überragt durch die Großartigkeit ihrer Schicksale

die Ludovigische Linie bedeutend, und nimmer müde wird der Hörer, ihrer Erzählung zu lauschen.

Den Reigen eröffnet bei der Hauptlinie eine Gestalt im ernsten Gewande der Dominikanerinnen, Irmgard, Gräfin zu Öttingen, Adolf des Redlichen Witwe. Zu Kloster Liebenau bei Worms nahm sie den Schleier.

Die Linie Moosbach verbindet sich mit Hanau-Münzenberg und Rieneck. Simmern-Sponheim vereint sich mit Mörs und Sarverdern; Margaretha, Tochter Stefans des Zweibrückers, wird als zweijähriges Kind mit Graf Emich VII. von Leiningen-Hartenburg verlobt, im Jahre 1426 entführt der Tod die achtjährige Braut. Wir finden ferner bei dieser Linie die edlen Namen Öttingen, Schwarzenberg, Erbach, Hanau, Wied, Runkel und Ysenburg. Aus Thränen und Blut starrt uns ein Name entgegen „Sabina“, die edle Sabina von Bayern, Gemahlin Lamorals, Fürsten von Gavre, Grafen von Egmond, enthauptet 5. Juli 1568.

Eine Prinzessin der I. Sulzbacher Linie verbindet sich mit Böhmens Adel, die 17jährige Prinzessin Sabine, Tochter Otto Heinrichs von Sulzbach-Hilpoltstein, Enkelin des großen Kriegshelden Pfalzgraf Wolfgang, vermählte sich mit Johann Georg Freiherrn v. Wartenberg, oberstem Erbschenken des Königreichs Böhmen, Herrn zu Rohrschitz, Neuschloß und Böhmisch-Lippa. Ein Bündnis des Herzens war die Vermählung der Prinzessin Amalia Jakobäa, Tochter des Pfalzgrafen Johann I. des Historikers, mit Jakob Franz, Baron von Pestacalda, spanischer Gouverneur von Trier (2. Dez. 1638). Rasch gefreit wurde Charlotte Amalie, Tochter Friedrich Ludwigs von Zweibrücken-Landsberg. Sie wurde am 19. Juli 1678 mit dem Grafen Johann Philipp von Isenburg-Offenbach verlobt, und schon 5 Tage später, am 24. Juli, fand die Vermählung statt. Wir finden die oben genannten Linien ferner verschwägert mit Porcien-Beaumont, Hohenlohe, Rietberg, Öttingen, Leiningen, Dohna.

Auf drei Häuptern der Linie Zweibrücken-Kleeburg ruhte Schwedens Krone; der wittelsbachische Stamm schenkte in dieser Linie dem nordischen Heldenvolke drei seiner größten Könige, Karl Gustav, Karl XI. und Karl XII. Die Verbindung mit dem Nordlande tritt folgegemäß in den Heiraten der Linie wirksam zu Tage. Der Begründer der Linie, Joh. Kasimir der Schwede, vermählte sich zu Stockholm mit der schwedischen Königstochter Katharina, an deren Seite er im Dome zu Strengnäs ruht. Seine Tochter Maria Euphrosina wurde die Gemahlin des berühmten Reichskanzlers Grafen Magnus de la Gardie zu Lockö und Arensberg. Die innigen Beziehungen mit der schwedischen Aristokratie werden bestärkt, indem Adolf Johann, Bruder König Karls X. zuerst Elisabetha Beata, Tochter des schwedischen Reichstruchsesses Grafen Peter Brahe zu Wisingsborg, und dann Elsa Elisabetha, Tochter des Grafen Nikolaus Brahe, Witwe des schwedischen Reichskanzlers Erich Oxenstjerna ehelicht. Von den Kindern zweiter Ehe vermählte sich Prinzessin Katharina mit dem Grafen Christof von Gyllenstjerna und Maria Luise mit dem kursächsischen und königl. polnischen Oberrechnungsrat Christian Gottlob v. Gersdorf auf Oppach. Da wir bei Schweden verweilen, wollen wir hier die Verbindung des Pfalzgrafen Christian von Sulzbach mit Amalia Magdalena, Gräfin von Nassau-Siegen, Witwe des schwedischen Feldmarschalls Herrmann Grafen Wrangel registrieren.

Mit polnischen Familien verband sich Wittelsbach durch die beiden Gemahlinnen des Kurfürsten Karl III. Philipp von der Pfalz, Luise Charlotte, Fürstin Radziwill und Theresia Katharina, Fürstin Lubomirski.

Eine Prinzessin der Linie Sulzbach, Augusta Sophia, Tochter des Herzogs August, reichte am 6. Februar 1653 ihre Hand dem Fürsten Wenzeslaus Eusebius von Lobkowitz, Herzog zu Sagan.

In strenger, historischer Gewissenhaftigkeit registrieren wir die Verbindungen der Linie Veldenz mit Hanau-Lichtenberg, Falkenstein und den Wild- und Rheingrafen zu Kyrburg; Pfalz-Neuburgs mit Fürstenberg-Heiligenberg, Birkenfelds mit Hohenlohe-Neuenstein. Pfalzgraf Georg Wilhelm von Birkenfeld vermählte sich mit drei Gräfinnen, mit Dorothea zu Solms-Sonnewalde, Julia, Wild- und Rheingräfin von Daun zu Grumbach, und in dritter Ehe führte er Anna Elisabetha zum Altare, geborene Gräfin v. Öttingen, Witwe des berühmten Reitergenerals des Dreißigjährigen Krieges, Grafen Gottfried Heinrich von Pappenheim. Nach dessen Tode in der Schlacht bei Lützen vermählte sie sich mit dem Grafen Johann Philipp von Leiningen-Hartenburg als dessen dritte Frau, um nach sechsjähriger Witwenschaft von dem Pfalzgrafen gefreit zu werden, den sie ebenfalls um vier Jahre überlebte. Birkenfeld-Bischweiler verbindet sich mit Helfenstein und Leuchtenberg, Hanau-Lichtenberg, Hohenlohe-Neuenstein und Gleichen und Rappoltstein.

Unsere Wanderung ist zu Ende; eine lange Reihe hoher Paare ist an uns vorübergezogen, möge alles Glück und alle Freude, die sie auf ihrer Erdenbahn empfunden, von Gott dem neuen Bunde beschieden sein.

Malerische Briefe aus Franken an eine Münchnerin.

Von G. v. Bemming. (Fortsetzung.)

Wie mag es erst hier sein zur Winterzeit, wenn das ganze Thal, das wir vom Kirchhof aus vor uns sehen, bis fast an die Dächer der Häuschen verschneit ist? Wie viele werden dann dem Ruf des Glöckleins folgen können?

Und doch ist der Ausblick von dieser Kirchhofmauer zwar kein heiterer, lachender, sonnengoldener, doch voll eines bescheidenen stillen Reizes, voll des ernsten Friedens genügsam beschränkter Weltabgeschiedenheit.

Freilich die Steinach, die schöne, will — welche Schönheit wollte das auch? — nicht im Verborgenen bleiben, sie eilt, was sie kann, aus dem hochumschlossenen Kessel und weiter aus dem engen, köstlich einsamen Thale hinaus zu kommen. Aber sie muß noch mehr als ein Stündlein laufen, bis sie endlich bei Sophienthal eine breite, von Menschen bebaute Ebene erreicht. Durch diese treibt unser eitles Bergkind jetzt mit sittig gezähmter Hast ihrer Vereinigung mit dem Roten Maine und dem ersehnten „Stadtleben“ Bayreuth zu.

Wir folgen ihr nicht in ihrem Lauf, sondern wenden uns wieder in die Berge hinein, das schöne Thal der Warmensteinach hinauf. Wirklich, das ist die fleißige Schwester: emsig treiben

ihre klar rauschenden Wellen mancherlei einsam gelegene Werke — Ah! warum fahren Sie erschreckt zurück? Ist's wegen der großen Männergestalt, die von Kopf bis zu Füßen feurig rot daher kommt, als wäre sie eben der Hölle entstiegen? Fürchten Sie nichts, der Mann hat nichts mit dem Bösen zu thun; das ist gerade der Bravsten einer im Ländchen, der Poliermeister der vor uns liegenden Glasschleife (Polierwerk). Wollen Sie einmal zusehen, wie hier Spiegelglasscheiben mittels Schmirgel, Sand und jenem roten Thon, dessen makartisch leuchtende Farbe Sie eben erschreckte, durch die Kraft unseres Flüßleins platt geschliffen werden?

Füglich sollten wir freilich, bevor wir dem Schleifen der Scheiben zusehen, das Blasen derselben im nahen Örtchen Fichtelberg geschaut haben. Also denn frisch hinüber in das Thal der Fichtelnab geschritten. Wir kommen an einem zweiten, in friedsamer Abwechselung diesmal katholischen Kirchlein vorbei, zur zweiten Hälfte der langen Thalansiedelung, „Oberwarmensteinach" genannt, gehörig; wir werfen einen Blick in das kistenreiche Packhaus der großen „Herren" des Thales, der Besitzer der Paterlhütten, Trasselt, woselbst in einem Jahre mehr als eine halbe Million Umsatz stattfindet, und worinnen von den Anfasserinnen die bunten Perlen nicht nur als Borden, sondern auch als Körbchen, Arm- und Halsketten, Paternoster ꝛc. angereiht werden.

Weiter kommen wir bei dem wirklichen Gehöft eines echten Großgrundbesitzers (240 Tagwerk, hauptsächlich Wald, da Feldbau nicht rentiert) vorbei, einer ganz vereinzelten Erscheinung in dieser Berggegend, deren größere Hälfte dem Staate gehört. Sagen wir „glücklicherweise", denn schwerlich möchte außerdem der Reichtum und die Schönheit der herrlichen Waldungen erhalten geblieben sein.

Nun nochmals eine Paterlhütte, mit stillem Wirtshäuslein, woselbst Sie sich zu einem Gläschen des herb-würzigen Fichtelberger Preißelbeerweins herablassen, und dann noch eine kleine Wegstrecke, die uns der von einem nahen Häuschen herüberklingende, sehr anmutige, vierstimmige Gesang Sonntagsruh haltender Anfasserinnen kürzt, und wir sehen in dem weiten Kessel der Fichtelnab, in welchem das Dorf Fichtelberg sich lagert, ein überraschend schönes Landschaftsbild vor uns ausgebreitet.

Schnell suchen wir die Fichtelberger Merkwürdigkeit, die Spiegelglashütte, auf, sehen zu, wie die Scheiben als große Cylinder geblasen, wenn erkaltet, aufgeschnitten und dann auf dem Streckofen „gestreckt" und „gebügelt", später in den Polierwerken geschliffen werden.

Von der Glut der feurigen Öfen, die ebenfalls keine Sonntagsruhe gestatten, flüchten wir in die Frische der Wälder und suchen den stillen Winkel des sagenumsponnenen Fichtelsees.

Umschlossen von den Bergen der Centralgruppe liegt vor uns die weite Fläche eines dunklen Moorgrundes, dessen Fluten längst, längst verronnen sind. Nur ein kleiner Spiegel blauschimmernden Wassers gibt noch Kunde von dem „mächtigen, ungeheuren" See, der einst hier wogte, und von dem in „alten Mären des Wunders viel gesagt ist". „O, der ist tief!" sagt der junge Eingeborene, der uns den Weg wies, mit einem Ausdruck geheimnisvoller Ehrfurcht, da Sie ihn fragen, ob der stille blaue Wasserspiegel noch irgend welche Tiefe habe.

In den kleinen Hüttchen der Torfstechereien, welche den Moorgrund zu ihrer Beute gemacht haben, ist heute Ruhetag, und so stört keinerlei menschliches Regen und Bewegen die schlummertrunkene Einsamkeit, die über der verlassenen Stätte webt. Nur leise, ganz leise spielen die kaum bewegten Wellen an den Waldsaum, daran wir ruhen, leise und träumend wie die Weise eines süß-schwermutsvollen Lenauischen Liedes. — Da horch! ein Pfiff, der schrille Pfiff einer Lokomotive! Vorbei das Träumen an eine vergangene Vergänglichkeit, „das Leben hat uns wieder". Ja, leider, leider, gnädige Frau, hat sich die eiserne Schlange der neuen Zeit jetzt auch bis an das Herz des verschlossenen Fichtelberges geschlichen, Fichtelberg, das kleine verborgene Nestchen hat einen Bahnhof und damit die Aussicht auf eine Zukunft bekommen.

Freilich, vom praktischen Standpunkte aus sollte sich unser „leider" in ein „glücklicherweise" verwandeln, ein „glücklicherweise", welches das stete Näherrücken des Schienenverkehrweges preist, durch welchen der armen Gegend die bessere Verwertung ihrer industriellen Erzeugnisse, ihrer Steine, ihres Torfes, Holzes ꝛc., ja selbst ihrer köstlichen, nervenstärkenden Luft möglich gemacht wird. Ja, ja, wer weiß, wie bald die eiserne Schlange der Neuzeit unser stilles Waldland um seinen eigenartigsten Reiz, den seiner abgeschiedenen Einsamkeit, betrogen und diese hochgelegenen, tannenfrischen Bergnestchen zu komfortablen Sommerfrischen mit lauten, geputzten Menschenkindern gewandelt haben wird!

Leider, leider sagen wir trotz aller Vernunft, wenden dem bahnhofbeschenkten Zukunftsorte den Rücken und suchen die dunklen Urwälder, die unwirtlichen Höhen des Schneebergs.

„Urwälder?" wiederholen Sie spottend, mit einem bedenklichen Seitenblick auf meine Wahrhaftigkeit. „Urwälder nun auch gar noch! Ihre übertriebene, sonderliche Vorliebe für diese höchst bescheidenen Waldberge scheint Sie zu einer immer freieren Anwendung des besten Jägerlateins zu verleiten."

Aber — aber, gnädige Frau! Denken Sie denn, ich fürchtete mich nicht vor Ihnen und vor unserem gestrengen Herrn Redakteur? Ei, wenn Sie mir nicht glauben, so begleiten Sie doch einmal den Förster aus dem einfachen „Silberhaus" oder aus dem noch einsameren „Zechenhaus" (wieder Anklänge an die alte Bergmannsherrlichkeit!) in einer mondhellen Septembernacht auf den Anstand. Lassen Sie sich es aber nur nicht einfallen, wenn Ihnen einer der königlichen Hirsche, die hier ihre Heimat haben, „kommen" sollten, ihm durch das Dickicht nachzuschleichen, darinnen doch jeder Fußtritt, jede Bewegung durch knackende, knisternde Zweige Sie dem Wilde verrät. Bald möchten Sie sich also verlaufen haben, daß Sie stundenlang in der Irre gehen und an Stellen geraten, von welchen Sie Ihrem Förster gern glauben, daß die dicht verwachsene Wildnis dieses Hochwaldes noch von keinem menschlichen Fuße betreten wurde.

Fürchten Sie aber nicht, daß ich Sie selbst unwirtliche Pfade führe, o nein, ich führe Sie ganz civilisierte Alpenvereinspfade. Über die Höhen der Farnleiten und des Nussert, mitten durch dessen wundersame Felsenhöhlen, die wir willig als die Behausung Fafners oder des namenlosen Lindwurmes der Fichtelberger Sage annehmen würden, steigen wir zum Gipfel des Schneeberges empor.

Ich konstatiere bei diesem Anstieg mit stolzer Genugthuung, daß Sie selbst den Weg „ganz unausstehlich steinig" finden, konstatiere, daß die Bäume immer hochgebirgischer zusammenschrumpfen, daß sogar Latschen sich zeigen, daß endlich

die Vegetation vollständig erstirbt und wir, auf der Höhe angekommen, nur mehr vor einem weiten, eine halbe Stunde ringsum ausgebreiteten Steinmeer stehen.

In diesem Steinmeer, dem ironisierenden Bilde des sprichwörtlichen Steinreichtums unseres Ländchens steht ein Wetterhäuschen des Alpenvereins, daneben türmt sich von Granitschichten der höchste Punkt des Schneeberges und damit des ganzen Gebirges auf, einen weiten Ausblick über Wälder, Thäler und Dörfer bis nach Thüringen und Böhmen eröffnend.

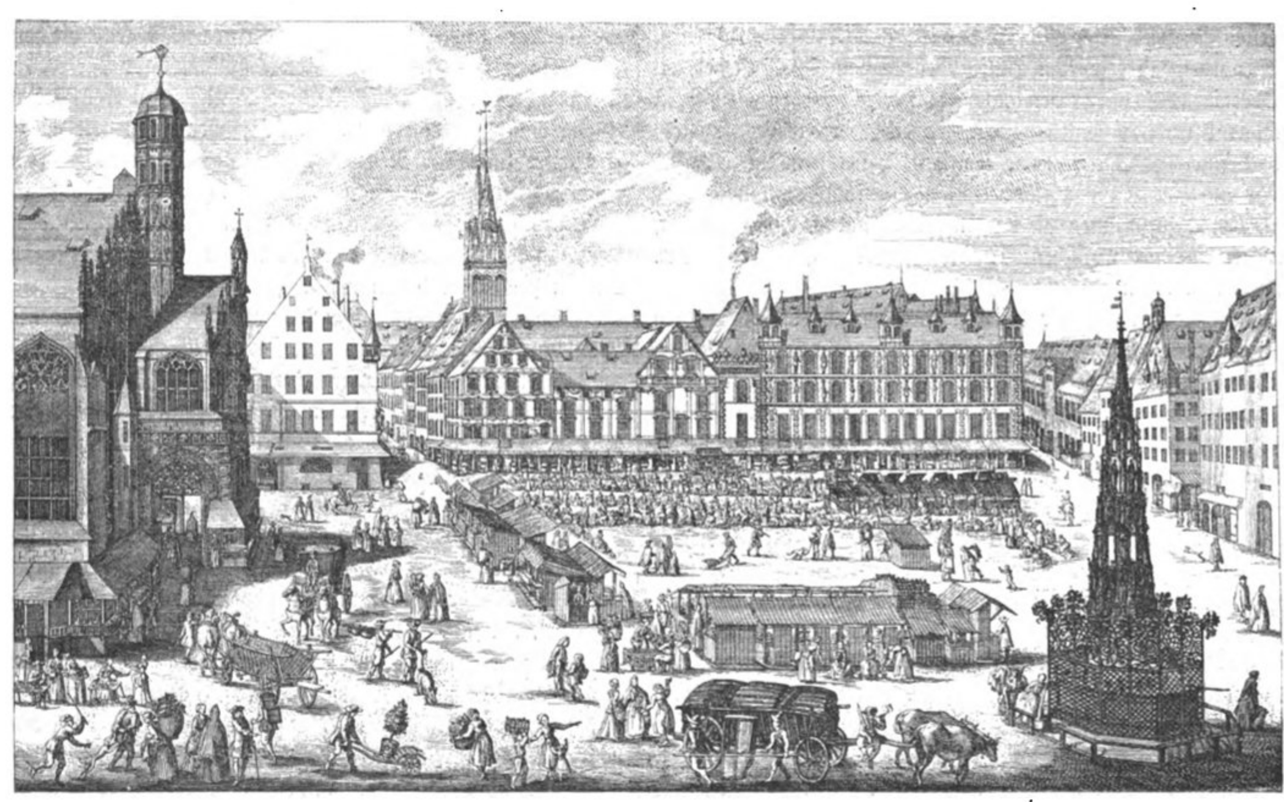
(Fortsetzung folgt.)

Nürnbergs Wochenmarkt.

Von Georg Lehmann.

Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht die Welt dem Morgen entgegen, da beginnt eine ameisenartige Geschäftigkeit vor Nürnbergs Thoren und innerhalb seiner Mauern, eine Geschäftigkeit, welche zum Zwecke hat, den am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend, und zwar am letzteren als Haupttag, stattfindenden Wochenmarkt mit allen seinen Bedürfnissen rechtzeitig zu versehen, und von welcher Hackländer am Eingang seines „Eugen Stillfried" ein so getreues Bild entworfen hat, daß man glaubt, es habe ihm der Nürnberger Markt Modell gestanden. Leider dienen diese frühen Morgenstunden nicht bloß dazu, die Waren zum Verkaufe an die Verbraucher aufzustapeln und herzurichten, sondern es gilt von ihnen vorzüglich, was Hackländer an der angezogenen Stelle sagt:

„Da sind Verkäufer und Aufkäufer, die ganze Ladungen übernehmen, um sie in kleineren Partien wieder an andere zu verkaufen, von welchen sie erst das Publikum erhält. So verteuert sich die Ware nach und nach, und das Ei und das Gemüse, welches sehr harmlos und so wohlfeil zum Thore hereinkam, ist wohl auf das doppelte des ursprünglichen Preises gestiegen, ehe es in die rechte Küche gelangt."



Der große Markt zu Nürnberg. Aus Delsenbachs Sammlung von Nürnberger Prospekten 1716.

a Unserer lieben Frauen Kirche. — b Sct. Lorenz. — c Der schöne Brunnen. — d Der Weg zur Fleischbrücke. — e Weg zur Königsbrücke.

Wir denken an das auf der Stange befestigte Fähnchen zurück, vor dessen Fall der Fremde nicht kaufen durfte.

Ein von diesem Dämmerungsbild grundverschiedenes gewährt unser Wochenmarkt, wenn er sich uns fix und fertig im hellen Tageslicht in seiner vollen Höhe zeigt. Am lebhaftesten geht es zweifellos auf demjenigen Teile des Hauptmarktes zu, welcher auf drei Seiten von den kolonnadenförmigen Krämen eingefaßt ist, welche sich jetzt in einem so bußwürdigen Zustande befinden, daß man dem Zeitpunkte, in welchem sie zu sein aufgehört haben werden, nur mit Freuden entgegensehen kann. Hier sitzt sie beieinander die große Schar der „Gutsbesitzersgattinnen" vulgo „Knubelasbäuerinnen"[1]), wie hier entgegen aller Kultur und allem Fortschritt der Volksmund sie immer noch zu benamsen sich erkühnt, hier sitzen sie bei einander mit den runden, roten, wohlgenährten Gesichtern, welche die wendische Abstammung immer noch unschwer erkennen lassen, den meist violetten Kopftüchern — die burgundische Haube ist ein Teil des Sonntagsstaates und

[1]) Knoblauchsbäuerinnen, von Knoblauchsland, wie die große mit Gemüse bebaute Fläche zwischen Nürnberg und Erlangen heißt.

wird deshalb zur Marktfahrt nicht aufgesetzt —, den an den Schläfen glatt herunter gekämmten, beinahe die hervorstehenden Backenknochen berührenden Haaren und mit der Taille unter den Achseln, die ganze Erscheinung mehr quadratisch als lang, mit einem Wort „hitschetbrot"[1]) umgeben von ihren Kraut- und Kohlköpfen, „Peiterla"[2]) und „Göllerrouben"[3]), „Käsköhl"[4]) und Storzanöierla"[5]) u. s. w. und stets bereit, einen womöglich noch höheren Preis aus ihrer Ware herauszuschlagen, als er sich aus dem wirklichen und richtigen Verhältnis zwischen Nachfrage und Angebot ergibt, ein Versuch, welcher um so eher das Gebiet der vollendeten Handlung beschreiten kann, als er auf keinen Widerstand mehr stößt, wie er früher wohl derartigen potenzierten eigensüchtigen Bestrebungen, sei es von der Behörde, sei es von dem Publikum, und zwar manchmal in sehr drastischer Weise entgegengesetzt wurde. Wir erinnern hier nur an den „Bauernpranger", dessen Vorhandensein allein schon lange Zeit hindurch genügte, den Ausbeutungsgelüsten der ländlichen Produzenten einen Dämpfer aufzusetzen, ohne daß dessen Anwendung notwendig geworden wäre. Die Chronik sagt hierüber:

„Am 28. Juni 1622 hat der Rat mitten auf dem Markt einen hohen hölzernen Pranger mit einem breiten Fußtritt und zweien Halseisen eingraben und aufrichten lassen, diejenigen Manns- und Weibspersonen, welche sich mürrisch und ungehorsam zeigen, das Fleisch, Eier, Schmalz, Salz, Zimmet, Weck, auch grüne Gartenfrüchte, Rüben, Salat, Peterle, Zwiefel, Kohl, Kraut den Leuten versagen oder nicht nach dem Satz und Tax geben, auch das kupferne Geld nit nehmen würden oder wollten, daran zu stellen und dazu in die Halseisen zu schließen."



Der große Markt zu Nürnberg in der Gegenwart.

Er scheint in der Folge entfernt worden zu sein und wurde erst im Jahre 1693 wieder aufgerichtet, „als die Gärtnersleute und das Bauernvolk ihre Ware wieder überteuer verkaufen wollten". Erst am 9. September 1704 wurde derselbe wegen der bevorstehenden Ankunft des römischen Königs Josef I. weggenommen.

Ferner ist hier zu gedenken des „Tax- und Exekutionsamtes", welches im Jahre 1621 eröffnet wurde, weil um diese Zeit die Lebensmittel und das Holz zu sehr im Preise gestiegen waren. Es war mit sechs Ratsherren und einem Schreiber besetzt. Denselben standen als Vollzugsorgane außer den zwei Stadtpfändnern noch vier Marktaufseher zu Gebote, wovon zwei am Mehlmarkt, zwei unter den Fleischbänken, zwei am Obstmarkte darüber zu wachen hatten, daß die Konsumenten von den Verkäufern nicht im Preise übernommen wurden. Von diesen Aufsehern hatten die zwei Stadtpfändner als Amtszeichen schwarze Stäbe mit dem silbernen Adler darauf, die vier anderen Aufseher lange rot und weiße Stäbe mit dem Nürnbergischen gemalten Adler darauf. Das Volk hieß sie deshalb die „Steckenmänner".

Von den Preissatzungen, wie sie vom Rate besonders zu Zeiten der Teuerung gemacht wurden, können wir nicht umhin, eine Aufzählung aus verschiedenen Jahrhunderten zu geben, da dieselbe besonders die Hausfrauen interessieren dürfte:

1632 nach dem Abzug Gustav Adolfs und Wallensteins kostete: das Simmer Korn 36 Thlr., 1 Metz Salz 1 fl 30 kr., 1 Diethäuflein Gerste 36 kr., Hirse 28 kr., Mehl 24 kr., Linsen 20 kr., Heidel 26 kr., Erbsen 24 kr., Erbsenmehl 26 kr., Habermehl 20 kr., Gerstengries 24 kr., die Maß hiesiges rotes und weißes Bier 3 1/2 kr., fremdes Bier 9 bis 10 kr., das Pfund Fleisch 9 bis 12 kr., ein Ei 3 bis 4 kr., 2 gelbe Rüben 1 kr., 1 Mäß Eichenholz 8 fl., 1 Mäß Föhrenholz 5 fl., ein Sechserlaib wog 1 Pfund, ein Kreuzerlaiblein 2 Lot. Ein junges Huhn kostete 45 kr., ein altes Huhn 1 fl., ein Kapaun 3 bis 4 fl., die Maß schlechten Weins 24 bis 28 kr.

1693 am 26. Oktober wurde befohlen, daß die grüne Ware und das Köchet höher nicht gekauft und verkauft werden soll, als nachher folgt: Weiße Rüben der größten Gattung das Hundert um 8 kr., die kleinere Gattung 6 kr., gelbe Rüben das Hundert um 4 kr., Kohlstauden das Stück um 1 Pfg., Krauthäubl das Stück um 2 Pfg., Peterlein des größeren 2 Büschel um 1 Pfg., Milchraum (gestöckelte Milch) die Maß um 8 kr., Milch die Maß um 3 Pfg., Eier 10 Stück bei jetzo gelindem Wetter um 6 kr., ganze Erbsen das Diethäuflein um 9 kr., Linsen das Diethäuflein um 8 kr., Borsdorfer Äpfel das Stück höchstens 1 kr., Süßkern das Hundert um 10 kr., die kleineren das Hundert um 8 kr. Wer diesen Satz überschreitet soll, Käufer und Verkäufer, um 10 fl. gestraft werden.

1701. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts waren die Viktualienpreise folgende: Das Simmer Korn 6 fl., das Simmer Hafer 7 fl., das Simmer Gerste 10 fl., das Hundert Äpfel 1 fl. bis 1 fl. 30 kr., das Hundert Birn 30 kr. bis 45 kr., das Pfd. Rindfleisch 5 kr., Schweinefleisch 5 1/2 kr., das rote Bier die Maß 10 Pfg., das weiße 9 Pfg., Weizenbier 11 Pfg.

[1]) Hitschetbreit, so breit, wie ein Frosch. [2]) „Petersilie" mit „Schwemmknietla" (Schwemmklösen), das Nürnberger Nationalessen. [3]) Gelbe Rüben. [4]) Blumenkohl. [5]) Schwarzwurz.

1702. Hierher gehört auch das Senatsdekret vom 20. Oktober 1702, wodurch allen „Waldsverwandten und Waldsgenossen", d. h. Waldholz-Bezugsberechtigten auf dem Lande geboten wurde, daß ein jeder von allem seinem geholzten Brennholz, es sei in Schröten oder aufgescheitet vorhanden, jedoch in seiner gehörigen Länge vom Tage der Affigierung dieses Dekretes an bis Lichtmeß 1703 den halben Teil herein in die Stadt zu offenem Markt und sonst nirgends hin führen durften, und zwar um den billigen Wert von: „Das harte höchstens 2 fl., das föhrene und geschält fichtene um 1—2 fl. oder höchstens 24 Batzen, das tannene oder ungeschälte fichtene um 20—21 Batzen verkaufen sollten bei unausbleiblicher Strafe von 10 fl. für jeden Zuwiderhandlungsfall und Sperrung des Waldes. Auch bezüglich der Herren Holzhauer, deren Übergriffe in diesem Dekrete schon damals erwähnt sind, wurde festgesetzt: „als ist auch diesen, daß sie von einem Mäß harten Holzes mehr nicht, denn 14 kr., von weichem aber nur 10 kr. bis 12 kr. zu hauen nehmen sollten, hiemit von Alters her gewöhnliche Tax wiederholet und gesetzet worden".

1709. Am Anfang dieses Jahres galt das Simmer Korn 5¾ fl. und Kern 9½ fl., es wog nach grober Raitung ein Sechskreuzerlaib 4 Pfund, 18 Lot, 3 Quint 2 ₰, nach der klaren Raitung 3 Pfund, 20 Lot, 2 Quint 2 ₰. Zu Ende dieses Jahres aber galt das Korn 11 fl., der Kern 14½ fl., ein Sechskreuzerlaib wog der groben Raitung nach 2 Pfd., 30 Lot, 2 Quint 3 ₰., nach der klaren 2 Pfd., 15 Lot, 1 Quint 9 ₰., das Brennholz wurde vom Rat auf 22½ bis 25 Batzen für ein Mäß Fichtenholz, auf 25 bis 28 Batzen für ein Mäß Föhrenholz und auf 2½ fl. für hartes Holz gesetzt.

1740 wog ein Sechskreuzerlaib 1⅔ Pfd., und die Maß Bier kostete 3 kr.

1748 kostete das Pfd. Kalbfleisch 6 kr., Rindfleisch 6 kr. die Maß Bier 2½ kr., Korn 7 fl. und Kern 11½ fl.

1762 kostete das Simmer Korn 24 fl., ein Sechskreuzerlaib wog 1¼ Pfd., die Maß Branntwein kostete 20 kr.

1764 kostete das Simmer Korn 33 bis 24 fl., ein Sechskreuzerlaib wog 1 Pfd. 17 Lot.

1771 im Mai kostete das Simmer Korn 68 fl., Kern 78 fl., die Gerste 106 fl., Haber 48 bis 52 fl., ein Zwölfkreuzerlaib wog 1 Pfd, 13 Lot, 1 Pfd. Rindfleisch kostete 8 kr., Schweinefleisch 8 kr., Schöpsenfleisch 6½ kr., Schmalz 1 Pfd. 18 bis 19 kr., Butter 28 kr.

1774 kostete das Simmer Korn 8 bis 9 fl., wog der Sechskreuzerlaib 3 Pfd. 14 Lot, kostete die Maß Braunbier 10 Pfg., das Weizenbier 13 Pfg.

1795 kostete das Simmer Korn 18 bis 20 fl., der Kern 26 bis 30 fl., eine Maß Braunbier 3½ kr., Weizenbier 4 kr., 1 Pfund Schmalz 20 kr., ein Ei 1 bis 2 kr., das Mäß Holz 6 fl., das Pfd. Butter 23 bis 24 kr., das Pfd. Schmalz 24 bis 30 kr.

Aber auch das Publikum fügte sich nicht immer gutwillig den oft unmotivierten Preissteigerungen unserer wackeren Landbewohner. So haben am 16. November 1793 die Rotschmiede Brot, Fleisch und Bier vom Lande in die Stadt geschafft trotz den Schützen (Stadtknechten), und der Rat ließ sie gewähren. Am 19. haben dann die Rot-Ahlen- und Zirkelschmiede den Bauern den Obstpreis vorgeschrieben, so daß z. B., wenn die Bauern für das Hundert Äpfel 1 fl. verlangten, sie den Preis auf 24 kr. herabsetzten und, wenn die Bauern es nicht geben wollten, die Körbe ausschütteten, so daß bis Nachmittag kein Apfel mehr auf dem Markt zu sehen war. Heutzutage ist freilich das umgekehrte Verhältnis eingetreten.

Hier sitzen[1]) nun, wie gesagt, die Verkäuferinnen vom Lande, wie die großen Kreuzspinnen, harrend der harmlosen Stadtfliegen, welche sich in ihrem Netze fangen. Zuerst hüpft, gefolgt von kräftigen, weiblichen Dienboten, heran des „gutsituierten" Hauses zarte, liebliche, kaum 15 Lenze zählende Tochter, im Arme das niedliche Strohkörbchen wiegend, im Händchen das elegante Geldtäschchen, sie, die vor wenig Monden noch die Schulbank drückte, nun in „Vertretung" der Hausfrau bereit, die Markteinkäufe zu „leiten". Das sonst so trutzig dreinschauende Gesicht der Verkäuferin erhellt sich sichtlich. Gilt es doch hier, einen guten Fang zu thun, und weiß sie nur zu gut, daß die „junge Dame" es mit dem guten Tone gänzlich unvereinbar und tief unter ihrer gesellschaftlichen und sonstigen Würde hält, zu „handeln". Man zahlt den geforderten Preis, ohne zu „zucken", und rauscht vornehm weiter. Nicht lange, so surrt eine zweite Fliege an, etwas älter, aber nicht viel erfahrener. Es ist dies die moderne „junge Frau", derjenige Schmetterling, welcher sich mit Naturnotwendigkeit aus der vorgeschilderten Mädchenraupe entpuppen muß. Ihre Erscheinung ist bunt, glänzend, reizend, wie die eines tropischen Falters. Auch sie ist eine nicht minder gern gesehene Kundin der Bäuerin. Auch sie weiß dem ungeheuerlichen Übergebot keinen wirklichen, mit Gründen versehenen Widerstand entgegenzusetzen, begnügt sich, der Form halber mit einem der Hausfraustellung Rechnung tragenden kleinen Abgebot, welches in der Regel nicht berücksichtigt wird, und — „berappt". Folgt hierauf eine von der Bäuerin weniger gern gesehene Abnehmerin, nämlich der selbständig einkaufende weibliche Dienstbote, besonders, wenn er älteren Datums ist. Gewaschen mit allen Wassern, vollkommen kundig der niedrigsten Sätze des heutigen Marktpreises, ausgerüstet mit einer Suade, welche in Bezug auf Gewandtheit einer- und eventuell Derbheit andrerseits der Zunge der Verkäuferin zum mindesten die Wage hält, gewohnt, „sich etwas zu machen", d. h. die Differenz zwischen dem von ihm wirklich gezahlten Preis und dem höchsten Satz des Marktpreises für sein wohlverdientes und gewohnheitsrechtlich zu beanspruchendes Extrahonorar zu halten, und endlich bestrebt, diese Differenz im Verlaufe des Kaufaktes zur thunlichsten Höhe emporzuschrauben, nimmt er den Feilschkampf mit dem ländlichen Weibe mit einer solchen Thatkraft auf, daß er aus demselben nicht selten als Sieger hervorgeht, was bei der Hartköpfigkeit unserer Bäuerinnen etwas heißen will. Frohen Herzens sieht letztere endlich die hartnäckige Feilscherin abziehen, und schon wieder kommt ein „Backfisch mit Gefolge" in Sicht. Da schiebt sich, wie schwarzes Gewölk vor die Sonne, plötzlich dazwischen der schrecklichste ihrer Schrecken, ihre gefährlichste Feindin, die ihr in allen Kniffen und Praktiken vollkommen ebenbürtige Gegnerin, mit einem Wort, „sagt alles nur in allem", die „kluge verständige Hausfrau" von der Spezies, welche leider auf dem Aussterbetat steht. Mit scharfem kritischen Blick mißt

[1]) Und zwar sitzen sie auf Stühlchen (Dreifüßen ohne Geländer), welche, als der Stadt gehörig, in einem dem Marktplatze benachbarten Hause aufbewahrt werden. Für jede Verkaufsstelle ist eine Nummer in einen Pflasterstein eingegraben.

die Städterin das ländliche Weib und ihre Ware, besonders, ob dieselbe frisch und nicht „aufgebächelt“[1]) ist. Es erhebt sich zwischen den beiden ein ernstliches Ringen darum, wer den besten Handel macht, ein wahrer Kampf, gegen welchen der vorige nur ein Geplänkel war. Die Hausfrau weiß, daß sie der Produzentin, bzw. Händlerin gegenüber nicht bloß die heiligsten Interessen ihrer eigenen Wirtschaft, sondern der städtischen Verbraucher, als solcher, vertritt, erachtet es auch außerdem für einen Ehrenpunkt, der städtischen Intelligenz die ländliche „Dummbauset“[2]) nicht „über“ sein zu lassen, und so folgen Schlag auf Schlag, Gebot und Abgebot. Wir wünschen der mutigen Kämpferin, der braven Hausfrau von ganzem Herzen einen glänzenden Sieg! Von den männlichen Habitués des Marktes fällt uns vor allem in das Auge die wohlgenährte Gestalt des Gastwirts oder Garkochs mit dem fettglänzenden Antlitz, welcher „in g'strikten Sock“[3]) sich sammelt, was er zu seines Geschäftes Notdurft und seiner eigenen Nahrung braucht, sich natürlich auf den Handel versteht und keineswegs gutwillig den Preisforderungen des Produzenten fügt. Hierher gehört auch als ein Erzeugnis der neuzeitlichen Kultur der Kellner aus der nahen Kaffeeschenke, welcher mit der Serviette über dem Arm auf dem Kaffeebrett den süßduftenden Mocca und „wos Gout's“[4]) den Bauernweibern, welche übrigens nach „gemachtem Markt“ noch ein Gabelfrühstück, womöglich mit Wein, darauf setzen, an den Verkaufsplätzen präsentiert. Ein ständiger Besucher des Wochenmarktes ist natürlich auch der Marktreporter, welchen man eifrig die Preise der verschiedenen Nahrungsmittel für irgend eine Zeitung notiren sieht. Außerdem erblickt man besonders in der Zeit kurz vor Beginn der Bureaux und Komptoirs eine große Anzahl Flaneurs, welche oft einen Umweg machen, um den Marktplatz zu passieren, natürlich nicht, um sich von der auf- und abwogenden Menge herumstoßen zu lassen, sondern um das Auge an den verschiedenen Formationen, welche hier in die Erscheinung treten, zu weiden. Und sie finden vollauf ihre Rechnung, diese verschiedenen Stillbewunderer, denn Nürnberg hat seinen alten Ruf, die Wiege von Frauen mit schönen Gesichtern und plastischen Gestalten zu sein, wohl bewahrt, und es gibt nichts Reizenderes, als an einem sowohl kaufender- als verkaufenderseits wohl besuchten Samstagsmarkt der Menschheit „zartere Hälfte“ hier ihrem eigentlichsten Berufe, der Sorge für des Hauses Nahrung und Notdurft, nachgehen zu sehen. Man hat zu derartigen Beobachtungen eine um so bequemere Gelegenheit, als sich deren Gegenstände bei Ausübung ihres oben erwähnten Berufes manchmal Unterbrechungen gestatten, welche, im Anfange für ein Zeitgeringstes berechnet, bei einem hervorragend wichtigen Gesprächsstoff und einer besonders vertrauten Partnerin gegenüber ungeahnte Umfänge anzunehmen im stande und verschrieen sind, die Schuld daran zu tragen, daß es der den Hauptbestandteil der Mittagskost bildenden Speise nicht mehr möglich ist, diejenige Garheit zu erlangen, welche für einen sich nicht gerade eines Wolfsgebisses erfreuenden Gemahl eine nicht zu unterschätzende Annehmlichkeit des Daseins bildet. Der alles entweihende Volksmund hat für derartige Pausiererinnen die ungalante Bezeichnung „Marktwaschen“ erfunden, und einer unserer alten Nürnberger hat von ihnen und von dem, was eine gut situierte Nürnberger Bürgersfrau auf einem Samstagsmarkt einkauft, eine launige Einzelmalerei in der heimischen Mundart gegeben, welche wir unter „Kleine Mitteilungen“ unseren Lesern bringen werden.

Will man, nachdem man sich diese Einzelbilder mit Typen des Wochenmarktes betrachtet hat, sich einen Gesamtüberblick über denselben verschaffen, so wird man gut thun, hierzu einen Samstagsmarkt und als Standpunkt die höchste Höhe des Nürnberger Ponte Rialto[1]) zu wählen. Von hier aus hat man erstens die oft belobte, in dieser eigenartigen Mischung von Mittelalterlichem und Modernem sonst in keiner zweiten Stadt Deutschlands zu treffende Scenerie bis zur Burg hinauf, und zweitens ist diese Scenerie so belebt von einem Gewoge und Gewimmel sitzender, gehender, fahrender, schiebender, drängender, redender, schreiender und kreischender Menschen, rollender, haltender und sich stauender Wagen, wiehernder Rosse und brüllenden Rindviehs u. s. w., daß das Auge stundenlang, ohne zu ermüden, auf dem kaleidoskopischen Bilde verweilen kann. Will man aber über das Herz des Marktes, dem von den kolonnadenförmigen Krämen auf drei Seiten umschlossenen Platz, Umschau halten, so wird man gut thun, auf den vor den Läden am Sandelshause befindlichen Stufen Posto zu fassen. Keinesfalls ist es rätlich, sich länger als die schnellste Fortbewegung mit sich bringt, an den Straßenkreuzungsstrecken nächst dem Plobenhof oder dem „Krebsstock“ aufzuhalten, denn dort ist, wenn der Markt seine Höhe erreicht hat, der Zusammenfluß von Menschen und Fuhrwerken ein so ungeheurer, daß ein längeres Verweilen daselbst unbedingt mit Lebensgefahr verbunden ist. (Fortsetzung folgt.)

[1]) D. h. vom vorigen Markte herrührend und durch Legen in das Wasser u. s. w. mit einer künstlichen Frische versehen, wie dies z. B. von den ländlichen Verkäuferinnen mit Vorliebe bei Spargel und Rettig geübt wird. [2]) Dummbosheit gleich Schlauheit mit Beschränktheit gemischt. [3]) Tragnetz. [4]) Etwas Gutes, d. h. feines Gebäck.

[1]) Fleischbrücke nach dem Ponte Rialto mit einem Bogen gebaut.

Kleine Mitteilungen.

Französisches in der Pfalz. Ein sehr merkwürdiges schätzbares Büchlein ist soeben der Rheinpfalz gegeben worden: „Französische Familiennamen in der Pfalz und Französisches im Pfälzer Mund“ von Prof. Dr. Philipp Keiper in Zweibrücken (Kaiserslautern, August Gottholds Verlag). Der Verfasser hat seine Zusammenstellungen so gründlich gemacht, daß wenige Gallicismen im Pfälzer Munde ihm entgangen sein mögen. Höchst interessant ist der Inhalt des Werkchens für den Pfälzer schon deshalb, weil er eine große Anzahl von gut französischen Ausdrücken tagtäglich im Munde führt, ohne ihren französischen Ursprung zu ahnen. Einige derartige Sprachgebräuche können ihre Abstammung nicht verleugnen, da sie das ursprüngliche Gewand fast gar nicht verändert, während andere sich so umgewandelt haben, daß sie erst bei genauer Prüfung als Franzosen, die sich gut zu naturalisieren verstanden, erkannt werden. Daß gerade die Pfalz viele Anklänge an die französische Sprache aufzuweisen hat, ist leicht erklärlich. Schon der jahrhundertelange unmittelbare Verkehr mit dem französierten Elsaß-Lothringen bewirkte, daß sogar französische Art in dem Pfälzer einen sehr willigen Nachahmer fand. Und als nun gar der Rausch der französischen

Revolution auch die Bewohner der Pfalz bestrickte, da wurde auch die französische Sprache wieder, wie in der Zeit der Zersplitterung, die Sprache der Gebildeten, und aus den höheren Sphären sickerten allmählich französische Ausdrücke herab zu den ungebildeten Ständen, wo sie willige Aufnahme und rasche Verbreitung fanden. Wie tief sich diese Gallicismen in unserem Volksleben eingebürgert haben, das beweist die Hartnäckigkeit, mit der sie festgehalten und als vollständig gleichberechtigt mit der deutschen Sprache anerkannt werden. Einige derartige Sprachgebräuche lassen sich auch deshalb nicht gut ausrotten, weil sie schwer durch ein deutsches Wort in ihrem vollen Umfange wiederzugeben sind, während einige Unarten, die der Pfälzer gegen seine Muttersprache begeht, doch einmal abgelegt werden sollten. Der „Hannes“ für Johann war von jeher eine echt pfälzische Erscheinung, gerade wie der Toni und der Seppel den Niederbayern darstellen. Heute läßt sich der biblische Johannes und der pfälzische Hannes mit Vorliebe noch Jean schimpfen, weil es nach seiner Meinung schöner und nobler klingt. Man kann in dieser Beziehung oft sehr eigentümliche Erfahrungen machen, die so recht die Eitelkeit und die Sucht, das Ausland nachzuäffen, auch im Volksleben kennzeichnen. So gab es — und das ist Thatsache — in einem pfälzischen Dorfe — bis vor etwa 20 Jahren noch keinen einzigen Jean. Man dachte nicht im entferntesten daran, daß „Hannes“ der fortschreitenden kulturellen und — Luxusentwickelung nicht mehr entspreche, bis natürlich das ewig Weibliche eine vollständige Revolution fertig brachte. Das junge Weib eines „Hannes“ mußte jedenfalls den Namen ihres Auserwählten in seiner ursprünglichen Form für zu alltäglich und trivial klingend gehalten haben, resolut wie es war, taufte es den Hannes in Jean um und hatte die Genugthuung, es durchzusetzen, daß diese Umtaufe nach und nach allgemeine Anerkennung fand. Anfangs freilich wurde über diesen Eingriff in die theologischen Funktionen gespöttelt, allmählich aber gab man der verschönerungssüchtigen Frau recht, und heute gibt es im ganzen großen Dorfe nur Jeans, und der Hannes figuriert nur noch in der dörflichen Mythe! Hoffentlich kommt auch mit der Zeit der urdeutsche Johann wieder zu Ehren und verdrängt im Bunde mit dem Hannes den Salontiroler Jean.

Um nun zu dem Werkchen des Herrn Dr. Keiper zurückzukommen, so verzeichnet dasselbe zuerst französische Familiennamen in der Pfalz. Gar mancher, der sich für einen guten Deutschen hielt, entsprossen uraltem germanischen Blut, wird zu seinem Leidwesen erfahren müssen, daß in seinen Adern gallisches Blut rollt. Wer sucht z. B. hinter dem bekannten Familiennamen Bozung oder Bossung den urfranzösischen Baudeson, oder in Kruel — was gewiß nahe liegen würde — das französische cruel. Aus Croissant hat man Grassant gemacht, aus Chevalier einen Schwalie, aus Cherdron einen Scheddrung, und die Familie der Dantrimont wird im Volksmunde sogar als die „Dandermänner“ bezeichnet, ähnlich wie der berühmte Grammatiker Philipp Buttmann früher Boutemont geheißen hat. Die Familie Coquerelle, welche in der Pfalz eine Zufluchtstätte gefunden hatte, fand es wegen der Nähe der Grenze geratener, ihren Namen in Händchen zu verwandeln, und so lebt dieselbe noch heute fort. Der Dichter Ludwig, dessen Gedichte in Westricher Mundart soeben in zweiter Auflage bei Cotta erschienen sind, soll früher Chandin geheißen haben u. s. w.

Einen hervorragenden Boden für das Aufwuchern französischer Sprachpilze hat ehedem Landau abgegeben. Die Stadt, welche sich jetzt zu einer der schönsten und ansehnlichsten in der Pfalz entwickelt, obwohl sie wegen des Fehlens bedeutender Industrie immer vorzugsweise eine Garnison-, Beamten- und Rentnerstadt bleiben wird, war früher eine auf engsten Raum beschränkte Festung, wie denn auch der sonst so höfliche Gustav Freytag ihr noch im Jahre 1870 die Ehrenbezeichnung eines „Biernestes“ nicht versagen will. Bei diesem engen Zusammenwohnen und den nahen Beziehungen von Bürgerschaft und Militär waren allerdings alle Vorbedingungen gegeben, um dem Französischen einen mächtigen Einfluß auf die Sprache des täglichen Lebens zu gewähren. Einen „Amblochierten“ nennt der Landauer den angestellten Beamten (= employé: im Elsaß spricht man ja auch mit besonderer Hochachtung vom „fonctionaire“); „Ambuschur“ bedeutet die Mundstellung beim Blasen eines Instruments (= embouchure); amisamé rufen während der Karnevalszeit die Jungen auf den Straßen den Masken zu (Dr. Heeger glaubt dies aus „amis, amis!“ entstanden, vielleicht aus mes amis à moi?). Ein schönes Wort ist „verbombaschieren“, z. B. in der Verbindung: „Der hott sein ganz Verme'e (Vermögen) verbombaschiert!“ (d. i. vergeudet, von bamboche, liederliches Leben.) Ein Schwätzer wird „Barlewu“ genannt (von parlez-vous?), und man gebraucht hieran anschließend die scherzhafte Redensart: „Barlewu Frankenthal?“ (parodiert aus parlez-vous francais?), worauf die geographische Antwort erteilt wird: „Drei Schdunn (d. i. Stunden) von Worms!“ „Barreau“ wird noch viel für Gericht gebraucht, z. B.: „er isch uff'm Barroo gewest“. Hüssjee (huissier) ist der Gerichtsvollzieher, Buschdur — Positur — gebraucht man, um Gestalt und Körperhaltung damit zu bezeichnen, z. B.: „Was der e scheeni Buschdur hott!“ Defoo (= defaut) bedeutet das Versäumnisurteil, z. B. „e Defoo nemme“. Witzig wird der Gefangenhausverwalter „Dralljewert“ genannt (von trailles, Gitter, also Gitterwirt). Merkwürdig sind auch tautologische Häufungen, wie „Fodällstuhl“, „Bläsiervergniege“, „Mozionsbewegung“; auch „Regenparapluie“ kann man hören.

Schwierigkeiten bietet das Wort „Mullafär“, das man mit Maulaffe in Zusammenhang bringen möchte, wenn es sich um Niederdeutschland handelte; Dr. Heeger leitet es von „mille affaires“ ab, Mullafär wäre also ein Mann, den man in München einen „Gschaftlhuber“ nennt, cui mille negotia semper per caput et circa saliunt latus, wie Dr. Keiper aus Horaz anführt. „Brosseverbal“ (procèsverbal) für Protokoll, „Schosseegard“ für Straßenwärter mag doch schon ziemlich selten geworden sein, aber Ausrufe wie „O mundjee!“ (ô mon dieu) oder Flüche wie „Sackernundidjee!“ (sacré nom de dieu) sind noch beliebt. In dem Werkchen Dr. Keipers haben wir trotz der genauen Umarbeitung des Stoffes noch ein bei den Kindern, besonders im Westrich, sehr beliebtes Spiel, das zweifellos französischen Ursprungs ist, vermißt, nämlich das sog. „Tenneh-Spiel“. Der eine Spieler ruft dem andern in reinem Französisch zu: „tenez“ und erhält die verstümmelte Antwort: „Fujmasseh!“, was weiter nichts heißen soll als: oui monsieur! Ferner findet man, allerdings sehr vereinzelt, in der Gegend am Donnersberg noch den Ausdruck: Läffee ma tranke, weiter nichts als die verdorbene Aussprache von: Laissez me tranquille, laß mich in Ruh! Leider haben auch französische Ausdrücke minder edler Art sich einen Platz in der Pfalz zu erobern verstanden; doch sind dieselben nicht mehr gang und gäbe, und man hört sie fast gar nicht mehr.

Wollte man von diesen Gallicismen auf eine französische Gesinnung des Pfälzers schließen, so würde man selbstverständlich einen breiten Holzweg einschlagen. Die Pfalz ist gut bayerisch, kerndeutsch und nationalgesinnt bis in die letzte Herzfaser. M.

Erntegebräuche aus Schwaben. In Obermedlingen in Schwaben war es Brauch, dem Knecht oder der Magd, welche die letzte Handvoll Ähren schnitt, die Hände mit einem Strohband auf den Rücken und dazu die „Mockel“ zu binden. Die Mockel war eine aus Haberähren samt Halmen, Gerste und Kornblumen gemachte menschliche, weibliche Figur. Der (oder die) letzte im Schneiden mußte sie bis in den Bauernhof tragen. Die Kinder sprangen ihm nach, die Nachbarn kamen nnd lachten ihn aus, bis ihm der Bauer die Mockel abnahm.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 14. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Im Jahre 894.

Von Ludwig Zapf. (Fortsetzung.)

So manches Mal war der Franke seitdem ins Wendendorf gekommen zu heimlichem Geplauder. Er harrte still, aber sehnsüchtig der Zeit — und die feste Hoffnung beseelte ihn, daß diese Zeit kommen müsse —, wo das Kreuz triumphiere, und die Erwählte, durch die Taufe geweiht, ihm als sein inniggeliebtes Weib angetraut werde.

Bogol hatte der schön erblühten Dorfgenossin, mit der er als Kind so oft gespielt, längst besondere Aufmerksamkeit erwiesen, seit er aber von einem Glücklicheren — überdies einem Franken! — vernommen, war er durch offene Liebeswerbungen ernstlich bedacht, diesen zu verdrängen, und er hätte sich, als er mehr und mehr von der Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen überzeugt wurde, in seinem Ingrimme wohl nicht gescheut, durch einen seiner scharfen Pfeile, wie er sie, der eifrige Jäger, fast stets bei sich trug, den verhaßten Christen aus dem Wege zu räumen, wenn er nicht erwogen hätte, daß Lada dann um so sicherer für immer auch für ihn selbst verloren sein würde.

„Lada", tönt es plötzlich halblaut, und erschreckt und doch erfreut sieht das Mädchen den Geliebten zwischen den Fichtenstämmen heraustreten. „Herziges Mädchen", spricht Gardomar in liebevollem Tone, und seine Hände umschließen die ihm gereichte Rechte, „ich blieb heute weg vom Fest, auf daß niemand Anlaß habe, Dir Deine Freude zu schmälern. Nur oben, vom Waldhügel aus, wollte ich mich an Deiner Lust weiden — und siehe da, Du bist fern vom Tanzplatz, und Dein Auge blickt traurig — wagte der wilde Geier doch, seine Krallen nach Dir auszustrecken, Du Täubchen?"

„Nicht, daß mir der Unhold in den Weg getreten, hat mich betrübt, Gardomar! — aber Schlimmeres hat er mir zugeraunt. Swatopluk, von dem alle Zungen reden, ist mit einem großen Heere nahe, die Franken und das Christentum auszurotten auf diesem Boden, so sagte mir Bogol. Und an Dir will Bogol dann grausame Rache üben. — O Gardomar!" — und das Mädchen verhüllt das Antlitz mit beiden Händen — „Schreckliches hat er Dir zugedacht!"

„Beruhige Dich, meine Liebe", erwidert der Jüngling mit heiterem Lächeln. „Ich weiß Besseres zu sagen. Swatopluk kann nicht kommen, so laut man ihn auch rufe; er, der Herrschsüchtige, liegt im Mährenland in heißem Kampfe mit König Arnulf. Aber — sichere Kunde ist eingelangt! — der Frankenherzog, er wird seinen Arm erheben, die Ostgrenze den Wenden für immer zu entreißen. Sie nennen uns Eindringlinge und haben vergessen, daß der Boden unser ist, daß vor ihnen Siedler germanischen Stammes ihn besessen. Der Herzog wird sie, deren der Vogt zu Rekkenitzhof nicht mehr mächtig ist, den sie verhöhnen und ohne Zins und Steuer lassen, zu Paaren treiben. Mit dem Herzog kommt ein Diener des Herrn, und die Heiden müssen zum Kreuze schwören oder Haus und Hof verlassen und über die Sala ziehen."

„Dann Lada", fährt Gardomar freudig erregt fort, „dann wird auch uns das Glück erblühen, und Friede und Freude werden einkehren in unsere Häuser und Herzen. Du wirst die Meine werden!" —

Die Worte Gardomars flossen wie süße Musik in Ladas Ohr. Was von seinem Munde kam, es konnte nicht täuschen —

ein felsenfester Grund, auf den sicher zu bauen war. Wie verklärt leuchteten die Augen des Mädchens zu ihm empor, und in traulichem Zwiegespräch ruhten zwei Glückliche im blumigen, schattenkühlen Grün, während aus dem Dorfe die Fiedel heraufklang und der wilde Jubel der dort den Becher der Freude auskostenden Jugend.

„Geh nicht mehr in den Wald hinauf, Gardomar!“ hob Lada auf einmal an, und ihr hell gewordenes Antlitz überflog abermals ein Schatten — „ich weiß, Du liebst es, von den Felsen in die Lande zu schauen. Bogol jagt häufig da oben.“

„Wohl klimme ich zuweilen gern die gewaltigen Steine empor“, entgegnete Gardomar mit seinem milden Lächeln, „bis die Weite sich aufthut, und drüben gen Mittag die Thäler der Baiowaren vor mir liegen, während gen Mitternacht die Berge, um welche die Duringi wohnen, in blauem Duft aufragen. Vor wenigen Tagen erst erzwang ich es mit harter Mühe, mich auf die höchste Kuppe zu schwingen, wo Leute Deines Volkes manchmal ein Festfeuer entzünden. O, es war ein prächtiges Schauen! Ich kam unten auch an dem Götzentempel vorbei, um den sich eine hohe Mauer zieht. Er lag still und wie verlassen da, und fast wie Schauer ergriff mich's. Ich eilte vorüber.“

„Der Opferplatz!“ fiel Lada erschreckt ein, „bleibe dieser Stätte fern, ich bitte Dich!“

„Warum nicht, wenn es Dein Wille ist? Gern will ich es Dir versprechen, obwohl mir rätselhaft bleibt, was plötzlich Dich bewegt. Nie traf im Wald ich Bogol, und wenn immer — auch er steht unter unserem Recht, und dies heischt das Blut des Meuchelmörders. Das weiß der Schlaue. Im Zweikampf aber fürcht' ich Bogol nicht — die kurze Waffe, die mir Bär und Wolf vom Leibe hält, sie reicht auch wohl für jenen! — Jetzt aber, Lada, geh fröhlicher hin zum Maientanz, wie Du ihn verlassen. Wohl mir, daß es mir vergönnt gewesen, Dich zu sehen und den Stein Dir vom Herzen zu nehmen. Halte geheim, was ich Dir vertraut, denn noch ist die Zeit nicht gekommen; Deiner Freude aber, die Dir eben aus den holden Zügen geleuchtet wie seliger Sonnenschein, lege keinen Zwang an. Thu es Bogol zu Leide!“ Und in herzlicher Umarmung schieden die beiden.

2.

Der Herbst war eingetreten. In gesteigerter Erregung hatte sich seither bei den Slawen die Zuversicht kundgegeben, daß nun die Zeit der Erfüllung ihrer Wünsche da sei — in stiller, freudiger Hoffnung harrten die Franken den Befreiern von wendischem Drucke entgegen. So verging Woche um Woche.

Auf dem Hochwald droben hatte sich das Laub der Buchen mit einem Male lichtgelb gefärbt, in milden Tönen vom satten Grün der Fichten und Tannen sich abhebend, und über der Salaniederung bis zu den Thüringer Bergen hinüber lag, vom Gebirgskamm aus gesehen, ein blauer Schleier, wie ihn nur die Jahresneige zu weben vermag.

Da, wo riesige graue Granitmassen, an- und aufeinandergeschichtet, sich kühn zum Himmel erheben, umgrünt von mächtigen Bäumen, die noch auf den höchsten Lagen ihren Lebensbedarf gefunden haben, und zwar auf der Nordseite der Felsen, steht seit alter Zeit ein Tempel, den die Wenden ihrem höchsten Gott errichtet haben. Und wahrlich, es ist eine erhabene Stätte! — Hoch über dem Thale, in tiefer Waldwildnis gelegen, von gewaltigen Felsmassen beschirmt und gen Mitternacht durch die Wipfel und Gezweige der jäh abfallenden Bergflanke den Blick auf die Siedelungen der Volksgenossen gestattend und wiederum diesen sichtbar, konnte sie nicht geschickter ausgewählt, nicht weihevoller gefunden werden.

Von dem westlichen Abfall der höchsten Felsenwand, die wie eine gerade, oben pyramidal zulaufende Mauer in den Äther aufsteigt und wegen ihrer eingetieften Kuppe „die Schüssel“ genannt wird, bis zu einem am östlichen Ende derselben gegen Norden zu heraustretenden Vorsprung des Gesteins zieht sich ein aus mächtigen Quadern errichteter Steinwall im Halbbogen um die heilige Stätte. Der Boden des inneren Raumes senkt sich von der erwähnten gewaltigen Rückenwand, welche die unübersteigliche Deckung derselben gegen Süden bildet, bis zum Walle jäh ab. Den größten Teil desselben nimmt der Tempelbau ein, dessen Holzdach oben auf dem Felsgrunde aufliegt, während es unten gegen den Wall zu durch Mauerwerk aus zugehauenen Quadern gestützt wird und auf diese Weise eine geräumige Halle bildet.

Es ähnelt solche freilich in keinem ihrer Teile den marmornen, säulengeschmückten Kunstschöpfungen der Hellenen, in denen diese ihren Göttern dienten. Aus den Steinen und dem Holze dieser Berge geformt, ist das Gebäude in seiner rauhen, einfachen Erscheinung dem Charakter des Landes und Volkes angemessen. Am westlichen Ende der Halle öffnet sich eine in die Felsen führende natürliche Höhle, während oben im Sockel des Schüsselfelsens eine Felsnische bemerkbar ist, vor der ein länglicher großer Granitblock liegt. Den oberen Teil desselben durchschneiden zwei tiefe Rinnen, die in nördlicher Richtung abfallende Seite zeigt eine muldenförmige Aushöhlung. Es hat dieser Block eine höhere Lage als der gegen Westen gerichtete Eingang zur Halle, zu welchem einige Stufen herabführen.

Im Hintergrunde des Tempels steht ein Steinaltar. Auf demselben thront ein silbernes Idol, Suantewit, den Vater des Lichtes, darstellend. Er ist hier als eine in einem Sessel sitzende Mannesgestalt mit unschönen, ältlichen Zügen aufgefaßt, die in der rechten, aufwärts gestreckten Hand einen Stab emporhält.

Der westliche Teil des Wallraumes, über den die Quadermauer herabzieht, um sich sodann in gerader Linie gen Osten zu wenden, besteht aus felsigem Geklüft, zwischen dem da und dort alte Bäume aufragen [1]).

Dem Sturme, wie er oft um diese Bergkuppe braust, ist die Stätte unzugänglich, aber auch die Sonne hat hierher selten Zutritt. Nur die Schüssel oben leuchtet eben in mildem goldenen Glanze.

Ein Mann, bewehrt mit Bogen und Köcher, schreitet durch den dämmerigen Wald eilig dem Steinwall zu. Behende, mit sicherem Tritt, übersteigt der Jäger die Felsentrümmer, die den Pfad verlegen. Dann verschwindet er im Dunkel

[1]) In Nr. 39 Jahrg. I des „Bayerland“, woselbst über die im Jahre 1881 begonnene Aufgrabung dieser Wallstelle berichtet wurde, ist die Örtlichkeit bereits beschrieben. — Es hat jene Untersuchung der alten slawischen Niederlassung mit ihren hochinteressanten Fundstücken die Anregung zu gegenwärtiger Erzählung gegeben; und wenn auch die Zerstörung der ersteren und die Gründung der Feste Waldstein (diese durch einen Grafen von Vohburg) wohl richtiger in das elfte Jahrhundert zu verlegen ist, so glaubte der Verf. die Dichtung doch so wiedergeben zu dürfen, wie sie nach dem ersten Eindruck entstand.

mächtiger Stämme, um bald darauf im Wallraum, zwischen der Umfassungsmauer und dem Tempelgebäude, zu erscheinen. Vor der in Nacht gehüllten Felsengrotte hält er an und schlägt dreimal die Hände zusammen.

Nach einer Weile wird im Innern der Höhle ein schwacher Schimmer sichtbar, der sich rasch verstärkt. Jäh erhellt sich nun der Vordergrund, und ein Greis, in langem kuttenähnlichen Gewande, eine Fackel in der Hand, erscheint in solchem.

„Hier bin ich, Schrez!“ spricht der Jäger, indem er die Rechte zum Gruße erhebt, „gewärtig Deines Befehles. Du hast mich entboten.“

„Bjelbog, der Herr der Welt, möge Dir's lohnen, Bogol“, erwidert der Alte, dessen aschfarbiges, runzliges Gesicht ein langer weißer Bart umgibt, „daß Du willig dem Rufe seines Dieners folgest. Ich habe Dich zu Wichtigem ersehen“, fährt er fort, indem er die Fackel in eine Felsspalte steckt und sich auf einen Schemel, der am Eingang der Grotte steht, niederläßt. „Bogol, schwarze Wolken stehen über uns – höre das Schreckliche! — Swatopluk, unser Stolz und unsre Hoffnung — — er ist tot!“

Bogol war unwillkürlich einen Schritt näher getreten, so hatte ihn diese unerwartete Botschaft ergriffen.

„Ja, staune und teile meinen Schmerz. Der siegreiche Streiter Bjelbogs, der kommen wollte, um die Unterdrücker zu verderben — sein tapferes Herz steht still, das Schwert entsank seiner Hand, und wir sind unseren Feinden preisgegeben. Sie werden uns nun überfallen und vollends knechten. Unsere Götter werden sie verdrängen — schon sehe ich, wie hier im alten Heiligtum der Christ einzieht statt unser, wie er an Suantewits Altar seinem Gotte dient. Das Herbstfest steht bevor, das Volk wird hoffnungsfreudig zur Feier erscheinen, nicht ahnend, daß wohl zum letzten Male dem Vater des Lichtes hier das heilige Feuer lodert. Bogol, hoch schlage die Flamme auf, der Christenheit ein Schrecken! Dem Gotte möchte ich ein Fest bereiten, wie seit den Tagen der Väter keines mehr gefeiert worden. Nicht das stolze Pferd blute ihm, nicht das Rind mit den geschmückten Hörnern — Bogol! — was könnten wir Suantewit Gefälligeres bieten, als einen der Feinde, die ihn frech verhöhnen? — Drum, ein Christ lasse ihm sein Leben! Es gilt, schnell zu handeln. Dir, Bogol, dem kühnen und tapfern, dem schlauen und gewandten, dem volks- und glaubenstreuen Jüngling, Dir übertrage ich die ehren- und ruhmvolle Aufgabe“, und die Stimme des Priesters ward hier zum halblauten Murmeln, als fürchtete er, von einem unberufenen Lauscher vernommen zu werden, „dem Schertwennik[1]) das Opfer zu liefern. Wer vermöchte das, wenn nicht Du? Willst Du mir Deine Hilfe zusagen? — Die Zeit ist kurz, aber — Dein die Wahl!“

Bogols Auge blitzte im roten Fackellichte wieder auf, wie damals unter dem Maienbaum in Losnitz. Was er dort ohne nähere Überlegung, ohne Aussicht auf Erfüllung hingeworfen, nur um ein liebendes Mädchenherz mit dem scharfen Pfeile des Wortes zu verwunden — es konnte, es sollte nun zur schrecklichen Wahrheit werden. Welche Gelegenheit, an seinem Todfeinde und zugleich an Lada Rache zu nehmen! — Schon war ein teuflischer Plan in ihm gereift.

„Ich sage Dir es zu, mit Hand und Mund, und danke Dir für Dein väterlich Vertrauen, Schrez! Noch heute will ich mit verlässigen Freunden Rats pflegen, denn ihrer Hilfe bedarf ich. Du sollst nicht lange ohne Nachricht sein.“

„So gehe, mein Sohn, mit meinem Segen! Ich vertraue auf Deine Klugheit und Entschlossenheit. — Noch eins! — es schweige, wer da weiß! Überraschen will ich das Volk — das Winseln des Opfers soll sein Jubelschrei übertönen.“

Der Schrez bewegte die Rechte als Zeichen der Verabschiedung, und Bogol verließ den Wallraum auf demselben Wege, auf dem er in solchen eingetreten war. „Mein ist die Wahl — die Wahl ist schon getroffen!“ murmelte er in wilder Freude im Abgehen vor sich hin.

Es war inzwischen dunkler geworden, flink aber glitt der ortskundige Wanderer am Fuße der hochgetürmten Granitwände durch das Gestrüpp und über die Felsblöcke, die allenthalben im Wege lagen. Nun hemmte er unwillkürlich den Fuß. Er war an der letzten großen gegen Abend gelegenen Felsengruppe angelangt, und diese stand in feierlichem Lichte tiefrot über dem finstern Walde — ein ergreifender Anblick! — Nur auf Bogol hatte er weiter keine Wirkung — eilig setzte er seine Wanderung auf dem nun wohl zugänglichen Gebirgsrücken fort. Wie schwarze Gerippe hoben sich da, wo er den Grat verließ, um sich dem Thale zuzuwenden, die schon dünner belaubten, vieläſtigen Buchen ab von dem blassen Abendhimmel und von bunten Wolkensäumen, die, purpurn und golden, in langen Linien über der tiefschwarzen Niederung sich hinzogen.

In Bogols Gemüte aber kochte und gährte es — die hehre herbstliche Abendfeier ließ ihn unberührt. Schwarz wie die Umgebung des Ruhelosen waren die Gedanken, die ihn durchflogen, und das stille, heilige Rot am Himmel — es wurde ihm zum Blute des armen Gardomar, den er sich nun überliefert wußte.

3.

Auf den grünen Auen, inmitten deren die beiden Arme des Mainstroms zusammenfluten, herrschte buntes Treiben. Zelte waren aufgeschlagen, Pferde wieherten, und kriegerisch gerüstete Männer trieben sich umher.

Hier lagerte der Frankenherzog Udalric, um die zur Niederdrückung der unbotmäßigen Wenden im Gebiete der oberen Sala bestimmte Heeresmacht an sich zu ziehen. Fürchtete man auch nicht einen bewaffneten Widerstand, eine offene Empörung der Salwenden, so war an einen durchschlagenden Erfolg der Mission des Herzogs doch nur zu denken, wenn derselbe sich im stande zeigte, seinen Forderungen einen entsprechenden Nachdruck zu geben, die Widerstrebenden zu zwingen. Überdies waren die aus dem Wendenlande rechts der Sala herüberdringenden Nachrichten derart, daß man auf einen Einbruch sorbischer Streitkräfte gefaßt sein mußte.

Die Bewohner der im Maingebiet zerstreuten einzelnen Wendenniederlassungen zeigten sich den Franken gegenüber durchaus unterwürfig; sie schienen den Verlauf der Dinge ruhig abwarten zu wollen.

Der Herzog, ein stattlicher, breitschulteriger Fünfziger mit dunklem Vollbarte, der bis auf die Brust herniederwallt, und wohlwollenden Zügen, sitzt, die Hände auf dem Schwertknauf, vor seinem Zelte, ihm gegenüber ein wohl zwanzig Jahre jüngerer Priester, mit dem er sich lebhaft unterhält.

„Für alle Fälle wird es gut sein“, fährt der Herzog fort, „dem Wendenvolk mit dem Kreuze auch das Schwert

[1]) Opferstein.

zu zeigen. Das Bekehren wird dann leichter gehen", fügt er lächelnd bei, „die starren Nacken werden sich williger beugen. Gewiß aber könnte ich die Spatha ruhig in der Scheide lassen, wenn der uns gestern gemeldete Tod des Wendenabgottes Swatopluk sich bestätigen sollte. Der wilde Trotz würde sich im Handumdrehen in Demut verkehren — denn das ist Slawenart."

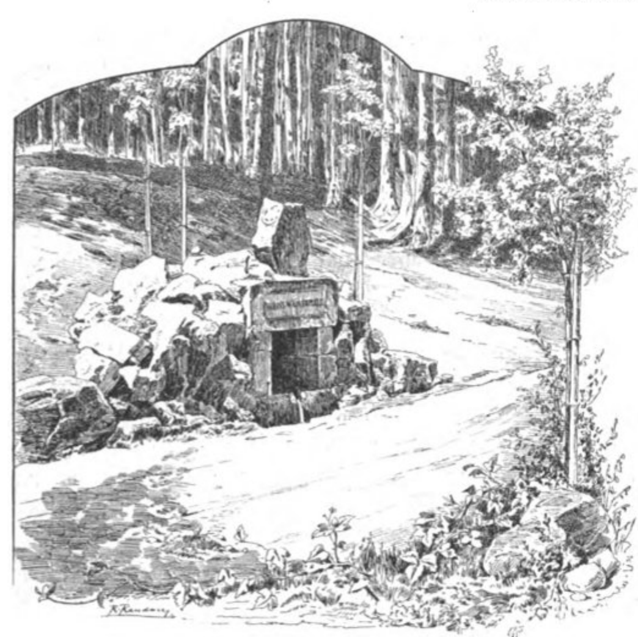
„Gebe Gott, daß uns Gewalt und Zwang erspart bleibe", entgegnet der Priester, „ich hasse beides. Allein es scheint mir jenes Volk, sowie ich es vom Hörensagen kennen gelernt, nicht so nachgiebig zu sein, wie Euch, Herr Herzog. Es soll blutige Grausamkeit lieben und Schwert und Bogen nicht minder, wie den Pflug.

Hoch droben im Gebirge, in schauerlichem Felsgeklüft, so hört' ich, hat es einen Tempel stehen und dort opfert es seinen Götzen. In alter Zeit ritt ein frommer Bruder hinauf, nur mit dem heiligen Zeichen bewehrt, den Götzen wollt' er vom Stuhle stürzen und den Opferplatz zur gottgeweihten Erde wandeln — aber niemals hat man mehr von ihm vernommen. Sie haben ihn wohl wie sein Eselein ihrem Moloch geschlachtet!"

„Armer Bruder!" lächelte der Herzog, „wer wird sich auch allein in die Löwenhöhle wagen?" (Fortsetzung folgt.)

Malerische Briefe aus Franken an eine Münchnerin.

Von G. v. Bemming. (Fortsetzung.)



Die Quelle des Weißen Mains. (Zu Seite 128.)

In dem Namen der den Gipfel des Schneebergs bildenden Felsgruppe, das Backöfle — das einzige, was von einem, während der Zeit der Bauernkriege hier errichteten Wartturm noch übrig blieb —, wäre recht eigentlich eine der „etymologischen Mäuse" einzufangen, welchen Robert Kleinpaul so gern nachstellt. Zur Erklärung dieses Namens hat sich nämlich allmählich die behagliche Mär gebildet, es habe allda während des Dreißigjährigen Krieges die hier heraufgeflüchtete Einwohnerschaft der Umgegend ihr Brot gebacken. Damit aber auch die Suppe dazu nicht fehle, erklärt das Märlein die rundlichen Vertiefungen [1]) auf mehreren der umherliegenden Granitblöcke für Schüsselein, aus welchen die Wächter ihre Suppe aßen.

Zweifellos hat Scherer recht, wenn er „Backöfle" von bac = Rücken (Bergrücken) und ufli = Gipfel herleitet. Ob aber seine weitere Behauptung: Schneeberg müsse eigentlich „Suevenberg" heißen (siehe die eingangs erwähnte Stelle der Germania), auch zutreffend ist, ist eine andere Frage. Zwar sagen wir uns selbst, daß nicht der Schnee der Taufpate gewesen ist. Schwerlich konnte dieser, gegenüber den umliegenden, nur ganz unwesentlich unterschiedenen Höhen, ein hervorstechendes, charakterisierendes Merkmal gerade dieses Berges abgeben. Indessen ließen sich auch außerdem noch mancherlei andere etymologische Ableitungen denken, auf welche näher einzugehen uns jedoch heute zu weit führen würde.

Scherer zieht übrigens auch die ganze Umgebung mit zur Begründung seiner Ansicht heran. Die Farnleiten ist ihm der Ort, wo die Opfer-Farren bereit gehalten, der Nussert die Stätte, wo Menschenopfer hingeschlachtet (nusseren) wurden.

Trotz aller Mühe und Phantasie, mit welcher Scherer einen Stein nach dem andern zum Aufbau seines „Nationalheiligtums" herbeiträgt, und zu dem wir leicht, folgen wir einmal seinem Gedankengange, selbst noch da und dort ein Steinchen dazulegen könnten, sehen wir doch nicht ein, warum wir die Ruinen Rudolf- oder Rollenstein, auf welche wir jetzt zusteuern, „gar so weit her", nämlich vom Gotte Eru (der bayerische Name für Ziu oder Zio) herkommen lassen sollen und nicht lieber viel einfacher von einem Grafen Rudolf, für den oder von dem im 9. Jahrhundert diese Burg, eine Warte gegen die Sorben, errichtet wurde.

Um so weniger zögern wir, die adlige Sitte des Mittelalters, Burgen nach den Namen der Erbauer oder der ersten Herren zu benennen, für die Namengeberin zu halten, als uns ohnehin der östliche Abhang des Schneeberges, welcher diese Burgreste trägt, aus dem eng verschlossenen Kreise der Centralgruppe mit ihren Mythen und Sagen aus dunkler Vorzeit heraus in die innere Bergebene und das weite Egerthal und damit wieder zu Geschichte und Zahlen leitet, vor allem mit greifbarer Deutlichkeit in die mittelalterliche Zeit des wildesten Faustrechts, des ältesten Raubrittertums.

Wohl gehörte der Rudolfstein eine Zeit lang dem Kloster Waldsassen und erwarb sich damals (1346) den friedlichen Ruhm, ein ausgezeichnetes metartiges Bier aus Honig und Habermalz zu brauen. Bald aber wurde die Burg, wieder an ihre alten Herren, die Hirschberge, gekommen, zum vielgefürchteten Raubnest. Herablugend auf die große Heerstraße, welche von Franken nach Böhmen führte, lagen die Herren, im edlen Vereine mit denen vom nahen Epprechtstein, Wald-

[1]) Derlei schüsselartige, ziemlich regelmäßig gebildete Vertiefungen finden sich an verschiedenen Stellen im ganzen Gebirge. Sie wurden lange als von Menschenhand herrührend betrachtet und sollten, nach einigen slawischen, nach anderen germanischen religiösen Bräuchen gedient haben. Immer mehr kommt man aber jetzt zu der viel wahrscheinlicheren Annahme, daß solche Vertiefungen nur Witterungseinflüssen zuzuschreiben seien.

stein, Borberg ꝛc. — sieben Burgen, so sagt der Volksmund, verständigten sich durch Zeichen vom Rudolfstein aus untereinander — also eifrig dem ritterlichen Straßenraube ob, daß sich endlich die Egerer Bürger, 1412, aufmachten, die Burg überfielen und ausbrannten. Freilich, meint ein älterer Reisebeschreiber nachsichtsvoll, der Landbau trug wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens doch auch gar zu wenig ein!

Wild und gewaltig, ein lebendiges Bild jener wilden, gewaltsamen Zeit, ragen die massigen Trümmer am Horizonte in den Abendhimmel hinein. Noch sind sie von dem düster brennenden Glanz der untergehenden Sonne beleuchtet, da aus dem Wald, in dem unsere Straße jetzt verschwindet, schon dunkle Schatten lauern. Wohl mögen einst die Reisenden mit bangem Schauer den Weg gezogen sein.

Uns glücklichen Kindern eines lichteren Jahrhunderts begegnet im dämmernden Walde nichts anderes mehr, als die schwarze Gestalt eines Kohlenbrenners, der seinen rauchenden Meiler hütet, oder ein paar Kinderlein, die mit hochgehäuften Holzkörben Weißenstadt zuwandern, derweilen wir zum Schloßberg hinansteigen.

Die Flammen, die einst die Egerer Bürger anfachten, und die stetig fallenden Tropfen des ewigen Vergehens haben nur wenig mehr von dem einstigen Bau von Menschenhand übrig gelassen. Und doch geben uns die ragenden Trümmer noch ein furchtbares Bild einer wilden Burg, eines schier unbezwinglichen Nestes für Raubvögel. In die gewaltigen Mauern, welche die Natur selbst aus mächtigen, 1 m dicken Granitschichten bis zu 30 m Höhe aufgetürmt hat, war es leicht, durch eingefügtes Bauwerk eine sichere Burg aufzurichten, einen kühnen Luginsland hinab auf die Straße im Thal und hinüber zu dem nördlichen Gebirgszweig, der Waldsteinkette, der Heimat der sächsischen Saale.

Schier grausig schaute von dort das ungeheure „Rote Schloß“ des Waldsteins herüber. Auch seine düsteren riesigen Trümmer geben von drüben, selbst in dem schweren Rahmen der darüber emporwachsenden dunklen Wälder gesehen, ein überwältigend stimmungsvolles, großartiges Bild. Doch aber bietet diese ganze Waldsteinkette im allgemeinen für Sie zu wenig anderes, als was Sie schon diesseits kennen lernten, so daß ich es unterlasse, Sie zu diesen entrückten Höhen hinüber zu führen.

Hier, wie dort, sind die Burgen längst, längst gesunken. Über die Brandstätte rings um das Schloß Rudolfstein hat sich die mildfarbige Blütendecke des süßduftenden Fichtelberger Heidekrautes gebreitet.

„Wie Honig!“ rufen Sie, tief einatmend.

Natürlich, wie Honig. Tragen ja doch die emsigen Bienlein gerade aus dieser Blüte den meisten Honigseim nach Hause.

Die emsigen Bienlein, die recht eigentlich zu den alteingesessenen Fichtelbergern gehören! Ja, die Bienenzucht (Zeidelwald) — wohl von den Sorben eingeführt — war hierorts schon vor Jahrhunderten dermaßen heimisch, daß dort unten in dem nahen Städtchen Weißenstadt ein eigenes „Zeidlergericht“ saß.

Erst der Dreißigjährige Krieg brach die Blüte der süßen Zunft. Aber der schwellende Duft des Fichtelberger Heidekrautes weht uns auch heute noch reich und weich von Waldblößen, Waldwiesen, Waldsäumen entgegen. Auch in dem weiten Egerbecken, das wir jetzt, Weißenstadt zuwandernd, durchschreiten, breitet sich der liebliche Blütenteppich über einen großen Teil des granitdurchbrochenen Bodens, welchen einst ein 300 Morgen großer See überflutete.

Jetzt spielen nur noch leise Wellen des Abendwindes darüber — das Schlummerlied träumender Einsamkeit. Niemand regt sich ringsum; nur ein Schäfer im weiten dunklen Mantel, groß und ruhig vom Abendhimmel sich abhebend, steht still in Mitte seiner friedlichen Herde, seinen Stab auf die am Boden liegenden Säulen eines antiken römischen Tempels gestützt.

Die Säulen eines antiken römischen Tempels? Seltsam schauen sie uns an in diesem armen, düsteren Ländchen, das der Kunstgeschichte keinerlei Bilder bietet. Auch diese Säulen sind keine Ruinen eines hier heimischen Baues, sie sind nichts als die übriggebliebenen Fichtelberger Granitsäulen, deren Schwestern an der Befreiungshalle stehen, und die hier einst gemeißelt wurden.

Ja, wir stehen hier vor einer der Vorwerkstätten der rühmlichst bekannten Ackermannschen Steinhauereien, um derentwillen wir jetzt Weißenstadt zustreben.

Ja, wäre das uralte Städtchen — vor Jahrhunderten hauptsächlich durch Verarbeitung des in der Nähe an das Licht geförderten Zinnes und durch seine Bierbrauerei reich und blühend — nicht 1823 vollständig abgebrannt und hätte das sauber-nüchterne Kleid der neuen oberländischen Städtchen angezogen, so möchte es Ihnen wohl „ganz interessant“ vorkommen. So aber bin ich froh, Ihnen hier wenigstens etwas sehr Interessantes, eine der bedeutsamsten Unternehmungen des ganzen Ländchens, zeigen zu können, ein Unternehmen, welches seine Erzeugnisse weit und breit durch alle Lande, selbst über das Meer schleppt.

Nur ein einfacher, bescheidener Steinhauer war er, der alte Ackermann, als er vor mehr als 50 Jahren anfing, den Steinreichtum des Landes zu verwerten[1]), anfing, diese ungehobenen Schätze des Bodens, die ihm, trotz des Schlummers des erschöpften Bergbaues noch geblieben waren, auszugraben, anfing, diese Gesteine — wertvoll, wenn auch keine Edelsteine — zu schleifen und ihnen jenen Glanz zu verleihen, der allein in der Welt den Dingen die rechte Geltung verschafft.

Das Unternehmen wuchs gedeihlich empor. Jetzt beschäftigen die Ackermannschen Erben mehr als 200 Arbeiter. Ein Teil von diesen bricht draußen in den Bergen und Thälern die brauchbaren Gesteine, bricht oft zu unserm Leide die natürlichen Felsentürme und Burgen, welche die stillen Höhen so reizvoll schmücken. Da ist kein Waldwinkel einsam, kein Weg abseits genug, daß Sie nicht das Pochen und Meißeln des Steinhauers erschallen hören, der das Gestein dem heimischen Boden abringt und ihm den ersten Behau gibt. Hier in Weißenstadt wandert der also roh behauene Block, oft von riesigem Umfang und Gewicht, von Hand zu Hand, bis in die mit Dampf betriebenen Polierwerkstätten und verläßt endlich in hunderterlei Formen: als Denkmal-Sockel, Denksteine, Grabmäler, Säulen, Thürgewände ꝛc. seine Heimat.

(Schluß folgt.)

[1]) Eigentlich müssen wir sagen, wieder zu verwerten, denn vor dem Dreißigjährigen Kriege wurden Granitarbeiten vom Fichtelgebirge hauptsächlich nach Nürnberg geliefert.

Nürnbergs Wochenmarkt.

Von Georg Lehmann. (Fortsetzung.)

Vom „grünen Markt“ [1]), welchen wir bisher betrachteten, wenden wir uns zu den Nebenmärkten, und zwar zu dem zur Herbstzeit unbedingt größten derselben, dem Obstmarkt. Hier fallen uns sofort die verschiedenen Klassen der verkaufenden Personen auf. Die Verkäuferinnen teilen sich in solche mit roten Kopftüchern und in solche ohne diese. Von den ersteren hat wieder ein Teil unverkennbar die ganze Tracht, die Sprache, kurz das ganze Gepräge der Landbevölkerung aus Ober- und Unterfranken. Dann sehen wir aber auch einen Teil da sitzen, welcher zwar mit dem erwähnten Kopftuch behaftet ist, aber auch bloß hierdurch an ober- und unterfränkische Landbevölkerung erinnert. Es sind dies „imitierte Bambergerinnen“. Sobald sie den Mund öffnen, hört man die reine „Petersilie“, und zwar mit parterrster Färbung an das Ohr schlagen. Zweck dieser seit einigen Jahren besonders von unseren jüngeren und hübscheren „Higlerinnen“ [2]) geübten „Rassenfälschung“ ist offenbar der, dem kaufenden Publikum, welches den ländlichen Verkäuferinnen wegen deren wirklich oder vermeintlich ursprünglicheren Preise beim Einkauf größeres Vertrauen entgegenbringt, hinsichtlich der landsmännischen Identität Sand in die Augen zu streuen, eine Liebesmühe, welche sich jedoch bei den eingeborenen Nürnbergern in der Regel als eine verlorene erweist. Unsre „Higlerinnen!“ Wer kennt sie nicht, besonders denjenigen Teil von ihnen, welcher die zwar alte, aber in hohem Grade streitbare Garde repräsentiert, daß sie nächst unseren „Käuflinnen“ sich in Deutschland einer nicht geringeren Berüchtigtheit erfreuen, als die Pariser „Damen der Halle“. Wer kennt sie nicht, diese wandelnden Lexika alles desjenigen, was in dem bekannten illustrierten Buch „Nürnberger Schimpfwörter“ von Ambrosius Gabler niedergelegt ist? Wehe, dreimal wehe über denjenigen, welcher den Unwillen eines Areopags von solchen Beisitzerinnen erregt hat! Die Lage eines Verbrechers, welchem eben die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt worden sind, ist beneidenswert gegen die seinige! Nur durch die Flucht, durch schleunigstes „Verduften“ kann er sich dem Zorn der rachsüchtigen Göttinnen entziehen, welche sich von den Furien bloß dadurch unterscheiden, daß sie sich nicht „an die Sohlen des flüchtigen Verbrechers heften“ können, sondern, mehr der delphischen Seherin ähnelnd, wie diese auf ihrem Dreifuß, so über ihrem „Kuhlenhofen“ [1]) festgebannt sitzen bleiben müssen. So wird manches Augenlicht gerettet. Stand hält hier nur der oberfränkische Obstbauer, welcher allein es fertig bringt, durch urwüchsige Grobheit oder stoischen Gleichmut die weibliche Bissigkeit zu dämpfen oder ihr die Spitze abzubrechen. Die bei den „Higlerinnen“ beliebtesten und mit den süßesten Locktönen, wie „Schöner Herr, löis i nix?“ [2]) oder „Dau krög'n S' was



Der Obstmarkt zu Nürnberg. Nach Delsenbachs Nünberger Prospekten 1719.

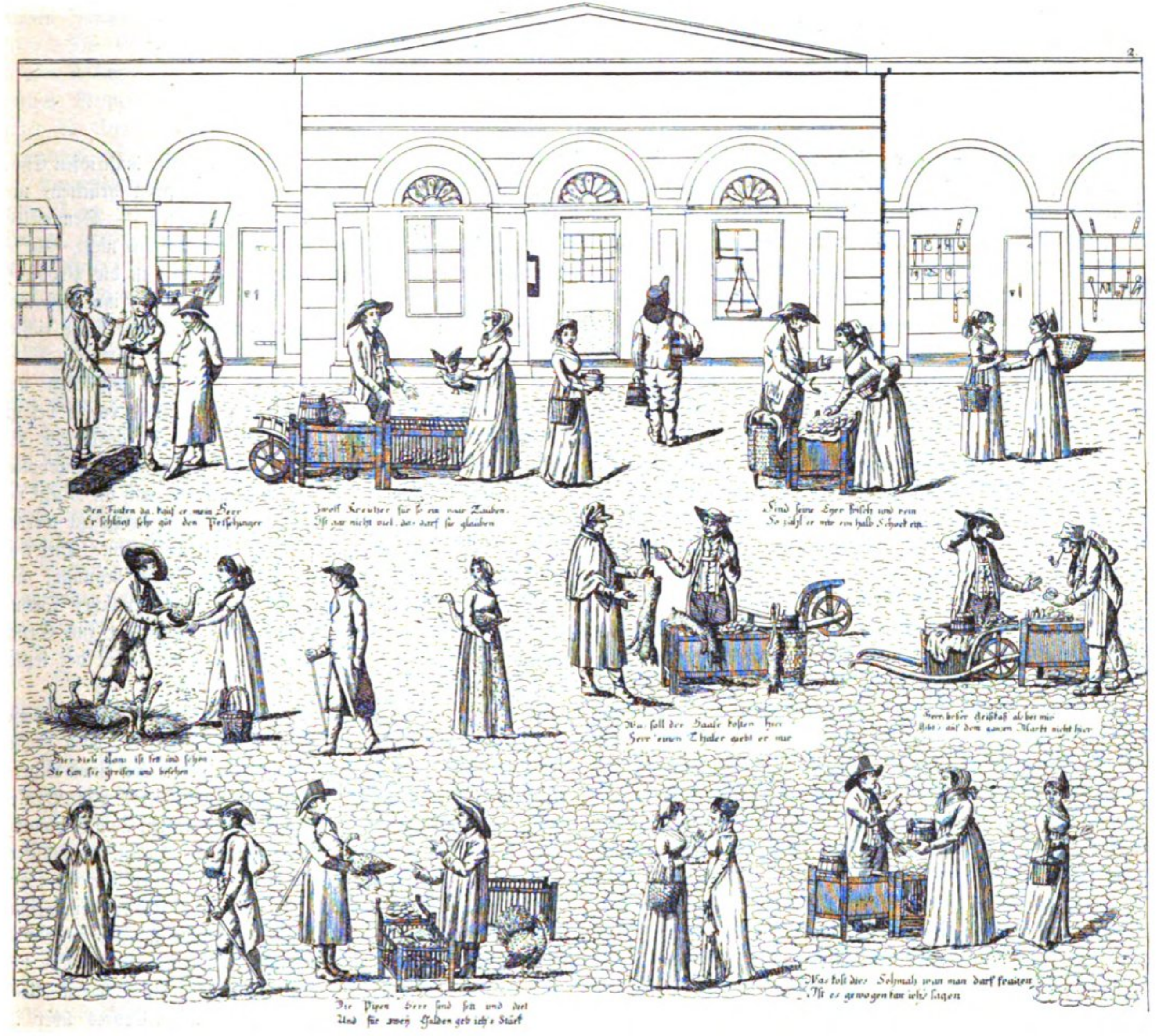
[1]) Gemüsemarkt, auch „Hauptmarkt“ genannt. [2]) Höckerinnen.

[1]) Kohlenhafen.

[2]) Schöner Herr, löse ich nichts?

Schöins und Billigs“ [1]) oder „Ba mir verkofen Se si niet“ [2]) herumgeschmeichelten Kunden sind die „Herren, welche nicht handeln“. Denn durch ein zu heftiges Angebot erleidet verkaufenderseits die „Milch der frommen Denkart“ rasch eine bedenkliche Trübung, und Beharren darauf hat mit fast mathematischer Sicherheit die oben geschilderten fürchterlichen Folgen in der Richtung gegen den unseligen Kaufliebhaber

Vom Platze, wo Pomona ihre Gaben in so reicher Fülle beut, nach einer dieser Gassen, dem Hans Sachsengäßchen zuschlendernd, bleiben wir plötzlich, wie gebannt, stehen. Ein Ton, „herzzerreißend, markdurchbohrend“, trifft unser Ohr, der aber keineswegs ein ihm entsprechend widerliches Gefühl, sondern zart duftige Bratengedanken in uns wachruft. Und richtig, da kommt es heran, ein niedliches Ferkel, getragen von



Nürnberger Markttypen aus dem Jahre 1810.

zur Folge. Doch genug, diese Höckerinnen sind, wie sie sind, und darum spielt nicht mit dem Feuer. Am reichsten ist der Nürnberger Obstmarkt Ende September und Anfang Oktober bestellt und, mit Ausnahme von Kirschen und Aprikosen, dürfte es um diese Zeit nicht leicht eine Obstsorte geben, welche auf ihm nicht vertreten ist; auch reichen die Stände der Verkäufer dann weit in die auf den hinter der Frauenkirche nordöstlich und östlich von derselben um das „Gänsemännchen“ herum befindlichen Platz mündenden Straßen hinein. Der Beeren- und Pilzmarkt ist dicht hinter der Frauenkirche.

einer dienenden Jungfrau, und zwar dank den Bemühungen des Tierschutzvereins nicht an dem Fuße nach abwärts gehalten, sondern streng in der vorgeschriebenen wagerechten Lage, das Köpfchen sanft auf die volle Büste der Trägerin gebettet. Ein wirklich rührendes und anmutendes Bild! Ein Schritt, und wir befinden uns an dem Orte, wo der eben geschilderte Ton uns aus Hunderten von zarten Schweinchenkehlen entgegenschallt — dem **Saumarkt** [1]). Hier tritt mehr die Männer-

[1]) Da bekommen Sie etwas Schönes und Billiges.

[2]) Bei mir verkaufen Sie sich nicht, d. h. kaufen Sie nicht schlecht ein.

[1]) Derselbe befindet sich jetzt auf dem Hans Sachsen- oder Spitalplatz nördlich von der Spitalkirche, während er bis vor einigen Jahren seinen Platz östlich vom Schönenbrunnen hatte, wo er den Seefischen weichen mußte.

welt „handelnd“ auf, und insbesondere sind hier in großer Anzahl die Gastwirte vertreten. Da gibt es Handschlagen herüber und hinüber, ein gegenseitiges Beteuern bei allem, was hoch, heilig oder schrecklich ist, ein ungefähres Prüfen der Tierchen dem Gewichte nach, ein Geschrei von Tieren und Menschen zu den Füßen des Meistersängers, daß wir wohl inne werden, es herrsche auch auf diesem Teile des Marktes ein so reges Leben wie auf dem andern. Wohl dem Manne, der endlich nach manchem Drängen und Stoßen, Handeln und Feilschen seine „Spohsau“ im Triumphe nach Hause trägt zu der Gattin und den harrenden Kleinen!

(Schluß folgt.)

Die erste Aufführung des Don Juan in München.

Zu Mozarts 100jährigem Todestage.

Von Albert Clementi.

Es war Abend — ganz München befand sich in nicht geringer Aufregung. Seit langer Zeit hatte unter den friedlichen Einwohnern der bayerischen Hauptstadt keine gleiche Bewegung stattgefunden. Männer und Frauen aller Stände füllten in ihren Sonntagskleidern die Straßen. Equipagen mit ihren glänzenden Insassen rollten eilig über das Pflaster, einfachere Lohnwagen folgten ihnen. Jedermann war festlich geschmückt. . . . Alles bewegte sich nach ein und derselben Richtung. Wer nicht selbst mitkonnte, stand wenigstens an seinem Fenster oder in seiner Hausthür und blickte den anderen nach.

Es handelte sich um nichts Geringes. Man gab diesen Abend in München zum ersten Male den „Don Juan“; das unsterbliche Meisterwerk, dessen Schöpfer selbst des Morgens von Wien angekommen war, die letzte Probe zu leiten und der Aufführung beizuwohnen.

Deshalb strömte man nach dem Theater, gierig, die berühmte Musik zu vernehmen, den großen Meister zu sehen, dessen Name als ein glänzendes Gestirn für Deutschland, für ganz Europa aufgegangen war: Wolfgang Amadeus Mozart.

Nur mit Mühe konnten die Herren und Damen der Hautevolée sowohl wie die Bürgersfrauen und Mädchen mit ihren Begleitern in die Logen gelangen, denn am Eingang des Hauses rissen sich die Leute der unteren Klassen um die wenigen Billets, die noch übrig waren, so daß es beinahe unmöglich schien, an dem Fensterchen des Kassierers vorbeizukommen.

Indessen füllte sich das Haus, erst zur Hälfte erleuchtet, mit reißender Schnelligkeit. Die Logen garnierten sich rings mit Personen, die sich auf ihre Stühle niederließen und ihre Bekannten neben sich oder gegenüber zu erkennen suchten. Fast alle waren durch das Helle, das sie eben verlassen, und das rötliche Lampenlicht, in das sie getreten, geblendet. Begrüßungen herüber und hinüber, Freundschafts- und Höflichkeitsbezeigungen; man wünschte sich und den Nachbarn Glück, der großen Feier beiwohnen zu können.

Jedermann war freudig erregt, außer einem armen geplagten Tropf, dem Gehilfen des Theaterregisseurs, dem subalternen Marterholz, dessen Funktionen darin bestanden, eines Teils verantwortlich für die Verstöße seines Vorgesetzten zu sein, andern Teils sich für diesen anschnauzen zu lassen, denn da man sich fürchtete, die betreffenden Grobheiten diesem ins Gesicht zu sagen, so entschädigte man sich im vollsten Maße an seinem Stellvertreter.

Hatte einer der Arbeiter eine Coulisse zu nahe an die andere gesetzt, rief der Direktor sogleich nach Sennefelder; dampften die Lampen etwas, daß die kleinen, malitiösen Chorsängerinnen die Spitzentücher vor die Lippen drückten, und behaupteten, keinen Ton singen zu können — Sennefelder mußte helfen; gefiel einem Sänger sein Kostüm nicht, fuhr er Sennefelder an; kam eine Sängerin zu spät in die Probe, so hatte Sennefelder sie unrichtig bestellt. — An ihm ließ man die üblen Launen, die man gegen sich oder andere hätte richten müssen, aus.

Kein Märtyrer hatte jemals unter so geschickten und unbarmherzigen Henkersknechten gelitten. War es so bei gewöhnlichen Vorstellungen, so kann man sich leicht die Beklemmung des armen Teufels an diesem festlichen, ereignisvollen Abend denken. Man hatte nur dafür gesorgt, daß die Musik mit ihrer Begleitung würdig ausfiel, wie sie in Scene gesetzt werden sollte, hatte man ganz dem Regisseur überlassen. Dieser in seiner grenzenlosen Faulheit hat sich damit begnügt, nur wenige unbestimmte Instruktionen dem unvermeidlichen Sennefelder zu geben und diesem noch dazu die Liste der zum Stücke nötigen Erfordernisse erst den letzten Tag, ja in der letzten Stunde erst zustellen lassen.

Hinter dem noch heruntergelassenen Vorhang lief dieser nun rechts und links, bald hinter die Coulissen, bald zurück. Er hatte heute viel zu thun. Er besorgte in der einen Minute die Laterne des Leporello, in der andern fabrizierte er die Papierrolle, welche die Namen der verlassenen Geliebten Don Giovannis enthalten sollte, dann schaffte er die Knittel herbei, die Bauernburschen zu bewaffnen, und stimmte die Saiten der Guitarre. Jetzt untersuchte er den Balkon, von dem Elvira der falschen Serenade ihres treulosen Buhlen lauschen mußte, warf noch einen letzten prüfenden Blick auf die Figuranten, zupfte hier und da einen Anzug zurecht, schminkte seine Scharen, klebte ihnen die Bärte an und gab ihnen einige Ordres über ihr Verhalten im Stück.

Endlich war der große Augenblick gekommen.

Man hörte, wie die Musiker auf ihren Sitzen im Orchester Platz nahmen. Der Souffleur streckte sein kahles Haupt aus seinem Luftloch, und man sah den berühmten Tondichter in Begleitung des Direktors und eines jungen Regierungsassessors aus Posen, eines bedeutenden Dilettanten, eintreten.

Letzterer war eigens nach München gekommen, um sich Mozart vorzustellen und der Aufführung der Oper beizuwohnen.

Es war Theodor Hoffmann.

Der Oberregisseur folgte der Gruppe und erwartete, daß der Direktor das Zeichen zum Anfang geben werde. Dieser, nachdem er mit Mozart gesprochen und sich durch ein Guckloch im Vorhang versichert, daß sich die Musici auf ihren Plätzen

befanden, der Kapellmeister an seinem Pulte bereit stand, winkte dem Regisseur. Der Regisseur nahm aus den Händen Sennefelders einen kurzen Stock, und die drei feierlichen Schläge ertönten.

Sogleich begann die große ergreifende Ouverture, die so wunderbar den Zuhörer in die Geheimnisse der Hölle führt. Thränen und Klagen hört man drinnen, abscheulichen Hohn und schallendes Gelächter, und dazwischen dröhnen die marmornen Fußtritte des Komturs auf den marmornen Treppenstufen. Die Akteurs standen und lauschten den wunderbar schönen Klängen — sie vergaßen die Wirklichkeit über das herrliche Meisterwerk; sie atmeten kaum und hoben keinen Fuß, hinter die Coulissen zu treten, und der Vorhang mußte im Augenblick aufgehen.

Sennefelder befiel eine schreckliche Angst; er vernahm die letzten Töne der Ouverture, er sah den Vorhang sich schon bewegen, bereit, emporgezogen zu werden, und niemand rührte sich, selbst der Regisseur war ganz ruhig, er beschäftigte sich angelegentlich mit einer kleinen Figurantin, auf die er Ansprüche hatte. Sennefelder glitt also in höchster Bestürzung auf die Bühne zwischen die stummen, unbeweglichen Gruppen.

„Platz auf der Scene!“ schrie er leise, aber durchdringend. „Der Vorhang hebt sich!“

Wie durch einen Zauberschlag schnellten alle in die Höhe und flüchteten hinter die Coulissen. Sennefelder folgte — aber er stieß mit dem Fuße an ein schlecht gelegtes Brett und stürzte der Länge nach mit dem Kopf an eine Coulisse, in dem Augenblicke, wo die Lampen ihr Licht über die Bühne warfen. Der Vorhang wurde langsam, feierlich in die Höhe gezogen. Sennefelder raffte sich noch rechtzeitig genug auf und verschwand, ohne von dem Publikum gesehen zu werden. Hinter der Coulisse wurde er ohnmächtig.

„So geht's, wenn man sich in Dinge mischt, die einen nichts angehen“, sagte der Regisseur, indem er dem leblosen Körper mit dem Fuße einen Stoß gab.

Einer der Maschinisten war mitleidigerer Natur; er besprengte den Besinnungslosen mit kaltem Wasser und wischte das Blut ab von der Stirn des armen Gesellen. So brachte er ihn einigermaßen wieder in den Zustand, seine Geschäfte weiter besorgen zu können, den Chor anzuführen und seine Figuranten zu leiten. Er ist es nämlich, der mit den Fackeln herbeieilen wird auf das Geschrei der Donna Anna, der den toten Komtur aufrichten und, darauf verschwunden, als Bauernbursch ein hübsches Mädchen am Arm, die Evolutionen der Koryphäen dirigierend, sich im Tanze drehen wird.

Nie war eine Aufführung Don Giovannis besser als diese! Hoffmann hat sie uns in einem seiner Phantasiestücke vergegenwärtigt, und man wird mir gestatten, einige seiner seltsamen Noten über die Hauptmitspielenden hier einzuschalten:

Don Juan stürzt heraus; hinter ihm Donna Anna, bei dem Mantel den Frevler festhaltend. Welches Ansehen! Sie könnte höher, schlanker gewachsen, majestätischer im Gange sein: aber welch ein Kopf! — Augen, aus denen Liebe, Zorn, Haß, Verzweiflung, wie aus einem Brennpunkt, eine Strahlenpyramide blitzender Funken werfen, die, wie ein griechisches Feuer unauslöschlich, das Innerste durchbrennen; des dunkeln Haares aufgelöste Flechten wallen in Wellenringeln den Nacken hinab. Von der entsetzlichen That umkrallt, zuckt das Herz in gewaltsamen Schlägen. — — — Und nun — welche Stimme! Non sperar se non m'uccidi. Durch den Sturm der Instrumente leuchten, wie glühende Blitze, die aus ätherischem Metall gegossenen Töne!

Don Juan und Leporello treten im rezitierenden Gespräche weiter vor ins Proscenium. Don Juan wickelt sich aus dem Mantel und steht da, in rotem, gerissenem Sammet mit silberner Stickerei, prächtig gekleidet. Eine kräftige, herrliche Gestalt: das Gesicht ist männlich schön; eine erhabene Nase, durchbohrende Augen, weich geformte Lippen, das sonderbare Spiel des Stirnmuskels über den Augenbrauen bringt sekundenlang etwas vom Mephistopheles in die Physiognomie, das, ohne dem Gesichte die Schönheit zu rauben, einen unwillkürlichen Schauer erregt. Es ist, als könnte er die magische Kunst der Klapperschlange üben, es ist, als könnten die Weiber, von ihm angeblickt, nicht mehr von ihm lassen und müßten, von der unheimlichen Gewalt gepackt, selbst ihr Verderben vollenden. Lang und dürr, in rot und weiß gestreifter Weste, kleinem roten Mantel, weißem Hut mit roter Feder, trippelt Leporello um ihn her. Die Züge seines Gesichtes mischen sich seltsam zu dem Ausdruck von Gutherzigkeit, Schelmerei, Lüsternheit und ironisierender Frechheit. Man merkt es, der alte Bursche verdient, Don Juans helfender Diener zu sein. — Glücklich sind sie über die Mauer geflüchtet. — Fackeln — Donna Anna und Don Octavio erscheinen, ein zierliches, geputztes, gelecktes Männlein von einundzwanzig Jahren höchstens.

Die lange, hagere Donna Elvira, mit sichtlichen Spuren von großer, aber verblühter Schönheit schilt den Verräter Don Juan, und der mitleidige Leporello bemerkt ganz klug: Parla come un libro stampato.

Die kleine, verliebte Zerlina tröstet mit gar lieblichen Tönen und Weisen den gutmütigen Tölpel Masetto.

Mozart, in den Fesseln jener langwierigen Krankheit, der er schon im 35. Jahre erlag, genoß hier das Vergnügen, sein Werk mit Geist vorgetragen zu sehen. Er saß melancholisch lächelnd hinter den Coulissen. Von Zeit zu Zeit drang das Applaudieren der entzückten Menge zu ihm. Als die Primadonna die große Arie beendet, so voll von unaussprechlichem Schmerz, jene Arie, in der sie entsetzt erkennt, daß sie den Mörder ihres Vaters liebt, und daß der Tod allein sie von diesem Flecken, der sie verunreinigt, reinigen kann, nähert sich die Künstlerin, noch Thränen in den Augen, welche, diese umschleiernd, seltsam die griechische Glut dämpften, dem Meister, und dieser sprang auf und hielt in seinen abgemagerten Fingern die feuchten, bebenden Hände der Sängerin.

„Dank Ihnen!“ sagte er, „Sie haben mir Gewißheit gegeben über mein Genie. Ich werde ruhiger sterben, denn ich weiß jetzt, daß mein Name nicht ganz mit mir zu Grabe getragen wird.“

„Sterben! Sterben! Sie so jung, so talentvoll, so berühmt . . . und dieser schreckliche Gedanke!“

„Jugend, Talent, Ruhm hindern nicht am Sterben, Donna Anna. Die beiden letzteren töten die erste. Ach! und dann verfolgt mich auch eine Ahnung meines nahe bevorstehenden Todes auf Schritt und Tritt! Sie klammert sich an meine Fersen, neckt mich gräßlich in der heitersten Gesellschaft, hält meine Seele, meinen Geist in ihren grauen Teufelskrallen und läßt mich nicht mehr los! Es ist entsetzlich!“

Und Mozart erzählte der Sängerin von jenem Unbekannten, der ein Requiem bei ihm bestellt habe. Vor einigen Tagen

habe er ihn daran gemahnt und heute habe er ihn in München gesehen, wie er in seinen Wagen gestiegen sei.

Mozart war bei dieser Erzählung bleich geworden, aber Donna Annas Antlitz übertraf das seine noch in dem Ausdruck des Entsetzens. Es hatte sich schrecklich verändert!

„Ihre Geschichte gleicht der meinen“, sagte sie, sich fassend. „Zwei Tage bin ich in dem Augenblick aufgewacht, als sich ein schwarzes Phantom, blaß wie ein Leichnam, grinsend über mein Bett beugte und mir zuflüsterte: Donna Anna ist tot! Donna Anna ist tot!“

„Eben, als ich die letzten Noten meiner Rolle sang, erhob es sich im Parterre und machte mir ein schaurig düstres Grabeszeichen. „Gott erbarme sich meiner!“

„Gott erbarme sich unser, Donna Anna!“

Mozart verließ die junge Sängerin, und weder die Bitten des Direktors, noch das Rufen der Menge, die ihn zu sehen wünschte, konnten ihn im Theater fesseln. Er eilte nach Hause, verschloß sich in sein Kabinett und brachte die halbe Nacht, an seiner Messe schreibend, zu.

Während dem trug Sennefelder sein möglichstes dazu bei, die Vorstellung des Don Juan zu einem glorreichen Ende zu bringen; er verschwand von der Bühne und stieg in die unterirdischen Räume hinunter, wo er sich unter die Versenkung schanzte, um Don Giovanni dort zu empfangen und dann durch die Öffnung in die Flammen zu schleudern, welche die jubelnde Hölle herausspeit.

Als die Oper beendet war, stieg er wieder hinauf, um die Zuthaten des Stückes, d. h. Laterne, Guitarre, Knüttel u. s. w. in Empfang zu nehmen, dann legte er die Kostüme der Figuranten zusammen, ordnete sie, versicherte sich, daß keine Feuersgefahr vorhanden, und wanderte ermüdet und abgespannt nach seinem armseligen Kämmerlein. Dort hätte er sich nun auch gern schlafen gelegt wie die anderen Leute, aber er mußte noch die Kontremarken für die nächste Vorstellung stempeln und sie mit einem Zeichen versehen, um zu verhüten, daß sich jemand mit einer früheren Karte einschmuggeln konnte.

Als Sennefelder am andern Morgen zum Direktor kam, um ihm die Marken abzuliefern, fand er diesen in Verzweiflung. Die Wiederholung Don Juans war für diesen Abend unmöglich. Die Actrice, welche die Donna Anna gesungen hatte, war diese Nacht plötzlich gestorben. Die Anstrengung der Rolle hatte ihr ein Herzgefäß zersprengt. Man hatte sie knieend und tot am Fußende ihres Bettes gefunden.

Gott erbarme sich Deiner, Donna Anna!

Mozart frühstückte gerade mit dem jungen Regierungsassessor, als ihm die traurige Nachricht hinterbracht wurde. Aus den Augen des Meisters rannen zwei Thränen.

„Die Engel hatten eine süße Stimme mehr nötig“, sagte er, „um die himmlischen Gesänge zu singen, und sie haben ihre Schwester zu sich geholt. Bald werden sie auch einen Bruder haben, der sie neue Lieder lehren wird.“

Er ordnete sogleich alles an, um nach Prag reisen zu können.

Der junge Assessor aus Posen aber machte aus dem wunderbaren Tod der Donna Anna eine Geschichte, der er den Titel: „Don Juan“ gab. Im ersten Teile seiner Phantasiestücke ist sie zu lesen, und obige Stellen sind aus ihr entnommen. Voll Bizarrerie und Empfindsamkeit machte sie dennoch den Namen Theodor Amadeus Hoffmanns zu einem der gelesensten in ganz Deutschland.

Was das arme Marterholz Sennefelder betrifft, den Chorsänger und Unterregisseur des Münchener Theaters, so hat er bekanntlich später die Lithographie erfunden.

Der Traghimmel in der Kirche von Parsberg.

Oberpfälzische Sage von J. Müller. 1688.[1]



Es schlagen die Teutschen auf Save's Sand,
Sie wollen Fest' Belgrad in Kaisers Hand.
Mit „Jesus, Maria!“, dem Losungswort,
Geht's stürmend hinan zum Türkenmord.

Der jugendlich' Kurfürst aus Bayern thut
Schier Wunder auf Wunder mit kaltem Blut;
Petard' und Karthaune, sie öffnen Pfad,
Und siegend nimmt Bayern die Türkenstadt.

Für Mühe und Wunden, für Blut und Schweiß
Gibt Max d'rauf die Feste der Plünderung preis.
Da raubt sich die Meng' mit Gewalt und List,
Und leer steh'n Gewölbe, leer Schrank und Kist'!

Doch einer der Krieger verschmäht all' Geld,
Und nimmt sich zum Lohn dort ein Paschazelt.
Er reißt von den Pfählen in wilder Hast
Die seidenen Wände, voll Frans' und Quast'.

Und glücklich bringt er nach Jahreszeit
Zur pfälzischen Heimat die Türkenbeut',
Und opfert er voto im Vaterort
Der Kirche die Seide mit Quast' und Bort!

Da werden zum Himmel und Baldachin
Die seidenen Wände hochrot und grün.
Und oft wallt jetzt unter dem Türkenzelt
An festlichen Tagen der Herr der Welt.

[1]) Stürmung von Belgrad.

Kleine Mitteilungen.

Aus dem Nürnberger Volksleben. Von F. Lehmann[1]).

1.

Mei Nachberi göiht af'n Mark.
Wos döi all's braucht, na dös is stark,
Döi kaft an Bünd'l Woar euch z'amm,
Die Mad trögt wöi an Isel[2]) hamm.

2.

Sie braucht a Schmalz und Gackala[3]),
An Salwei, Storzernöierla[4]),
A Sauerkraut, an Milerum[5]),
A Büdendla[6]), a fetze'n[7]) Trum.

3.

Nau af Mittag an Peiterla[8]),
Dau kröigt s'an Bünd'l Büschela,
Potacken[9]) in an Körbla ah[10]),
Döi ober senn nu[11]) herzli klah[12]).

4.

An Sparges und an Stengel Kröih[13]),
An Blumascherm, der is schöi[14]),
Die Källerroub'n[15]) fehlen niet,
Von denen woar scho lang die Ried[16]).

5.

Döi Kimmerling, dös is a Stoat,
Und nau dös Körbla vull Spinoat,
An Butter, der ka G'schmäckla haut[17]),
Döi streicht mer[18]) oabends af des Braud[19]).

6.

Dös Nagla[20]) Kähl[21]) kaft s' ah goar z'amm,
A Gerten für die Katz derham[22]),
A Gohs[23]), doch derf's ka alta seih,
An Schniedling[24]) in die Suppen neih.

7.

An Rehma[25]), der wöigt fufzi Pfund,
Und nau an Brunnkreß, der is gs'und,
An Kölberfouß, an Masseroh[26]),
An Büschel Schmälla[27]) fürn Moh.

8.

A Böfela[28]), dös nehmt's ah miet
Für's Madla, nau gibt döi an Fried,
A Körbla routhi[29]) Rouben[30]) ah,
Zwa Muckadorfer Feuerstah.

9.

An Retti und an Krautsalot
An Beifouß und a Laurbierblot[31]),
Zwa Taben[32]) und a Göckerla,
Wacholder a Poar Becherla.

10.

An Schunken[33]) und a Hemmettouch[34])
Und nau a Spohsau, dau git's gnoug,
Su Maiablümla on an Stiel
Und Krebs, döi kosten heunt[35]) nit viel

11.

An Köskehl[36]), der is g'schmalzen[37]) no,
Su daß mer'n nit derkafen[38]) koh[39]),
Sie nehmt halt um Sechsbatzen ner,
Döi Stauden, döi senn ober schwer.

12.

An gröin Salot, der is fei schöi,
A Suppenwoar[40]) neih in die Bröih,
Staußzwiefela[41]) und graußi[42]) ah
Und nau a rechts Trumm Raihrenbah[43]).

13.

Latuki, a weng Morchala[44]),
Dös Ding göiht, wöi an Orgala,
An Hopfen[45]) und an Gaskäs ah,
Dön aber ißt der Moh allah[46]).

14.

Und wall's[47]) ka Obst nit göben thout,
Senn dörri Zwetschger ah recht gout,
A bisla Hutzel no derbei,
Dös kaft mer für die Kinder eih.

15.

An ahres Braud, an Lafferweck[48]),
Den nehmt mer mit ban[49]) Blumabeck,
Sie sagt: Af Moring[50]) freu i mi,
Dau git's an Allabatteri[51]).

16.

Wos döi nu alles eihkaft haut,
Dau dörft si ahner merkn z'taudt
No korz und gout a Bünd'l Woar,
Bis daß das Göld ist wurn goar.

17.

Oeitz[52]), wöi s' die Wauggaß[53]) wolln neih,
Dau fällt der Frau die Stärk[54]) no eih,
Der Zucker ah und der Kaffee
Und um drei Batzen gröiner Thee.

18.

Die Mad thout ihren Korb gleih roh
Und löst so gschwinck[55]), als lasen koh,
Dort in an Kafmesloden neih
Und läßt si alles wöigen eih[56]).

19.

Die Frau vom Korb ka Aug verwendt,
Hält Gohs und Spohsau in der Händ
In Ohfang. Doch öitz kummt' d' Fra Vos,
Natürli, döi derziehlt' ra wos.

20.

Und, wöi all's is von ungefähr,
Dau kummt nu die Fra G'vattri her
Und öitza göiht a Tänzla oh,
Su schöin mer's si's ner denken koh,

21.

Es bleibt verschont ka Nachbershaus,
Sie richten Gott und Menschen aus . .
Oeitz kummt die Mad und thout an Schrah[57]),
Und sinkt gleih zamma[58]) af an Stah[59]).

22.

Der Korb is weg — d'Frau dreht si um.
Zeierscht redt s' ka Wurt[60]). Vur Schreck is stumm.
Doch endli fängt s' zon lärma oh
Und schreit: „Mei Korb" komordio.

23.

Die Gohs läßt's foahren, d' Spohsau ah,
Döi lafen nau gleih fort allzwa[61]).
Mer mahnt vur Schrecken kröigt s' in[62]) Klamm[63]),
Döi gouta Frau, si haucht[64]) ganz zamm.

24.

Die Gohs brat[65]) ihri Flügel aus,
Die Sau springt in a Nachbershaus,
Die Mad, döi stolpert drüber her,
Dau liegt s' als ob s' nit g'standen wär.

25.

Die Frau, döi löst die Kreuz und Quer,
Schreit immerfort: „Mei Korb mouß her".
Sie überrumpelt alles z'samm
Und alles schaut af döi Madam.

26.

A Haft'n[66]) Bouben hinten dreih,
Es koh der Sput[67]) nit gröißer jeyh,
Sie sicht ganz z'rafft[68]) und z'wörrigt[69]) aus,
Bis hihkummt dort ons Sandelshaus[70]).

27.

Dort löst öitz grod an Ochs dervoh[71])
Und eih mer sich's versögen[72]) koh,
Dau rumpelt s' der on Eck dort um,
Sie kugelt af der Erden rum.

28.

Natürli werd der Lärma grauß[73]),
Dau von den gruben Ochsastauß[74])
Af amoal bringa s' überquer,
In graußen Kollerakorb[75]) daher.

29.

Und wall s' ka Zachen[76]) geben thout,
Und wall s' im Gsicht is vuller[77]) Blout,
Su glaben s' alli, si is taudt,
Und daß der Ochs derstaußen haut.

30.

Und eih mer sich's versögen thout,
Liegt s' in den Korb dauinna[78]) gout,
Dann richten sie s' schöi orndli zamm
Und trogen s' ihren Mändla[79]) ham

31.

Drum meidt ihr Weiber allizamm
Des Patschen[80]). Geht schöi zeiti ham
Und patscht er[81]) doch, seit af der Hout[82]),
Daß euch ka Ochs nit staußen thout.

---

[1]) „Aus dem Nürnberger Volksleben" von Friedrich Lehmann. Druck und Verlag von Schärtels Offizin (Theodor Häßlein) Nürnberg 1882. Der Verfasser, Nürnberger Volksdichter (geb. 1800, gest. 1863), war Rentenverwalter in Nürnberg. [2]) Esel. [3]) Eier. [4]) Schwarzwurz. [5]) Milchrahm. [6]) Stück vom Schwein am Bauch. [7]) großes. [8]) Petersilie. [9]) Kartoffeln. [10]) auch. [11]) noch. [12]) klein. [13]) Meerrettig. [14]) schön. [15]) Kohlrabi. [16]) Rede. [17]) hat. [18]) man. [19]) Brod. [20]) Näglein. [21]) Kohl. [22]) daheim. [23]) Gans. [24]) Schnittlauch. [25]) Schenkelstück vom Rindvieh. [26]) Majoran. [27]) Schmälchen zum Pfeifenreinigen. [28]) kleiner Besen. [29]) rothe. [30]) Rüben. [31]) Lorbeerblatt. [32]) Tauben. [33]) Schinken. [34]) Hemdentuch. [35]) heute. [36]) Blumenkohl. [37]) teuer. [38]) erkaufen. [39]) kann. [40]) Grünzeug in die Suppe. [41]) Kleine Zwiebeln. [42]) große (Zwiebeln.) [43]) Röhrenknochen. [44]) Morcheln. [45]) Hopfenkeime, woraus in Nürnberg vorzüglicher, im Geschmack an Spargel erinnernder Salat bereitet wird. [46]) allein. [47]) weil es. [48]) Weck aus der Nachbarstadt Lauf, beliebtes Schwarzbrot, besonders wenn es neugebacken ist. [49]) bei dem. [50]) Morgen. [51]) Ollapotrida. [52]) Jetzt. [53]) Waaggasse. [54]) Waschstärke. [55]) geschwind. [56]) einwiegen. [57]) Schrei. [58]) zusammen. [59]) Stein. [60]) Wort. [61]) alle zwei. [62]) den. [63]) Konvulsionen. [64]) knickt. [65]) breitet. [66]) Hause. [67]) Spott, Skandal. [68]) zerrauft. [69]) zerwürgt. [70]) Sandels= früher Rietershaus, Eckhaus am nordöstlichen Brückenkopf der Fleischbrücke, berühmtes Absteigequartier der deutschen Kaiser. Diese Ecke heißt auch Krebsstock, weil sich dort der Krebsmarkt befindet. [71]) Weil sich dort die Fleischbank befindet. [72]) versehen. [73]) groß. [74]) Ochsenstoß. [75]) Unglückskorb, worin die Verunglückten transportiert werden [76]) Lebenszeichen. [77]) voll von. [78]) da innen. [79]) Männchen. [80]) Klatschen. [81]) ihr. [82]) Hut.

Kleiderordnungen auf der Universität in Ingolstadt. Wie auf anderen Hochschulen, so bestanden auch auf der in Ingolstadt in früheren Zeiten bestimmte Kleiderordnungen für Professoren und Studenten. Und da die letzteren von ersteren sich mehrfach unterschieden, so seien einige derselben hier angeführt. Kein Student durfte bei Strafe eines halben Guldens solche Kleider tragen, die nicht ganz bis an die Füße hinabreichten, kein geistlicher Studierender durfte das Haar oder Haupt bekränzen. Die Graduierten unterschieden sich nach den verschiedenen Fakultäten nicht wie auf anderen Hochschulen durch die Farben der Mäntel, sondern durch die der Barette. Die Doktoren des Jus und der Medizin hatten rote, die Meister der Künste violette und die Theo=

logen schwarze Barette. Der Rector magnificus trug eine Kapuze, die wenigstens sechs Goldgulden Wert haben mußte und am Rande mit Grauwerk oder Pelz gefüttert war. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts gehörte zu den Kleidungsstücken der Meister der Künste in Ingolstadt auch das Cingulum, und sie baten, es nicht tragen zu müssen. Bald darauf erschien die Verfügung: Jeder Meister soll einen vollständigen und angemessenen Magisterrock tragen. Jeder andre, der keinen Lehrstuhl hat, sondern die Freiheit der Fakultät genießt, trage mit Seide gefütterte Magisterflügel, die mit dem Kleide einerlei Farbe haben. Den Artisten oder Lehrlingen der philosophischen Fakultät befehlen wir, daß sie einen bis an die Füße reichenden Habit entweder in Form eines Mantels oder Kleides haben. Kein Magister darf einen Mantel tragen, der an einer oder beiden Seiten offen ist, ebenso wenig ein Mäntelchen, das nicht bis an die Kniee reicht. Später erschien folgende Verordnung: Wir befehlen, daß unsere Studierenden schickliche Kleider von der gehörigen Länge tragen, die sich von außen nicht durch bunte Farben auszeichnen. Theologen sollen ihre Haare nicht bekränzen bei Strafe von vier Groschen. Die anderen können wohl an Festtagen in bloßen Haaren oder Locken dahergehen, obwohl wir es nicht gerne sehen. Dann befehlen wir ernsthaft, daß die Studenten weder nach Art der Reiter kleine Hüte oder Kapuzen tragen, noch zerschnittene Kleider oder Schuhe, bei Strafe von einem Gulden, sondern lange Röcke ohne hängende Ärmel. Als die Adeligen behaupteten, daß ihnen allein das Recht zustehe, Federn auf den Hüten zu tragen, machte ihnen der akademische Senat dieses Recht nicht streitig, sprach aber dieselbe Freiheit auch Nichtadeligen zu. Die kostbaren Amtskapuzen der Rektoren, Professoren und Vizerektoren kamen von Padua nach Ingolstadt. Bei der Wahl erschienen sie mit ihren Prachtmäntelchen in der Kirche, wo man ihnen ein mit Geld und Perlen gesticktes uud mit Pelzwerk verbrämtes Kapuzium anlegte, das sie auch auf der Schulter trugen. Diese Auszeichnung hatten nur die Rektoren. Die Professoren trugen bei ihrer Einweihung rote, bis auf die Füße herabgehende Röcke, schwarzsammtene Mäntel, solche Hüte und Schuhe. Die Stolen waren von roter Farbe. So weit wie in Paris ging man in Ingolstadt nicht. Dort war selbst für die vor- und nachmittägigen Vorlesungen eine Kleiderordnung vorgeschrieben. Meister der Künste, sagt z. B. eine Verordnung von 1370, welche in der Straße Vorlesungen halten, dürfen morgens nicht anders lesen, als in langen, schwarzen Kleidern, deren Kapuzen mit Grauwerk gefüttert sind. Nach Tisch können sie in gefalteten oder zusammengelegten Röcken lesen, deren Kapuzen man mit demselben Tuche gefüttert hat.

Die „Seesbrücke" in Bamberg. Das „Bayerland" bringt in Nr. 6 eine Geschichte der nunmehr dem Untergange geweihten Kettenbrücke zu Bamberg; dabei wird der gewaltigen Sturmflut gedacht, unter deren Wucht die damalige „Sees"- (Seeser) Brücke" zusammenbrach. Den Lesern der Zeitschrift dürfte die Notiz nicht unwillkommen sein, daß ein zeitgenössischer Dichter dies unheilvolle Ereignis in volltönenden, langatmigen Versen besungen hat. Kein Geringerer war der Poet, als jener Franziskanermönch Eulogius Schneider, geboren zu Wipfeld am Main, der spätere Revolutionsheld des Elsaß, der zuletzt selbst sein Haupt auf die Guillotine legen mußte, ein Beleg für das Wort Alfred Meißners:

„Die Revolution gleicht dem Saturne
Und sie verschlingt ihr eigenes Geschlecht".

Von den 52 Strophen des Gedichtes seien nur einige herausgerissen. Emphatisch hebt dasselbe an:

„Hemme deiner Thränen Lauf!
Heb, o Bamberg! deiner Wehen
Ganzes Heer zu übersehen,
Deine trüben Augen auf!"

Später, auf die Seesbrücke übergehend, wird die Regnitz angefleht:

„Schone doch, o! schone doch,
Regnitz, deiner schönsten Brücke:
Laß uns nur von unsrem Glücke
Diesen Rest, nur diesen noch!"

„Doch vergebens! Strom und Wind
Stürmen wilder — Sieh! erschüttert
Sträubet sich die Seeser — zittert,
Spaltet sich — zerfällt — verschwindt."

Herzbrechend wird der Tod des Zimmermanns Straus und des Gardewachtmeisters Wachter bejammert, die von den Wogen weggerissen wurden, und sodann der Opfermut des Domkapitulars von Bubenhoffen gefeiert:

„Wie, wenn sich Neptunus zeigt.
Von Tritonen hergezogen;
Die Rebellion der Wogen
Und die Wut der Winde schweigt":

„So erscheint ein Retter: Er
Kömmt, beseelt mit Göttermute:
Auf der halb ersäuften Stute
Schwimmt der Held der Liebe her." 2c.

Zum Schluß erblickt Schneider Bambergs Trost in der werkthätigen Hilfe des edlen Fürstbischofs Franz Ludwig v. Erthal:

„Ach! wer wird dich trösten? wer?
Bamberg! wer wird deine Beulen,
Deine tiefen Wunden heilen?
Einer nur! Franz Ludwig! Er!"

O. Herzfelder.

Ein schöner Spruch. Im Ansbacher Rathaus, in dessen Vorhalle 1792 zum Andenken an den Aufenthalt des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen eine Gedenktafel mit dem Spruche „Civium salus summa lex esto" angebracht wurde, findet sich auch eine den Ratsherren aus dem Jahre 1566 gewidmete Marmortafel mit folgender schöner lateinischer Inschrift:

„Auf nie wankendem Grund thront hier die erhabene Tugend,
Die da Recht und Gericht pfleget mit sorglichem Sinn.
Sträflicher Hunger nach Gold sei fern hier, fern die Bestechung,
Fern, wer Schnödes begehrt oder Verderbliches plant.
Allhier tagen der Stadt Ratsherrn in heil'ger Versammlung,
Hier wird jedem sein Recht, so, wie die Pflicht es gebeut.
Guten verleihen wir Schutz, wir verdammen die Bösen und immer
Hält sich die würdige Schar nur in den Schranken des Rechts.
Hüten wir treu doch Gottes Gesetz und kirchliche Ordnung,
Auch das natürliche Recht, endlich des Kaisers Gebot.
Gebe nur Gott, daß es nie an der Wahrheit Wage und Richtschnur
Mangle für Arm und Reich, heiliger Ordnung gemäß."

Holzfräuleingarn. Der dichterische Sinn des Volkes war immer geschäftig, anmutige Sagen zu erdenken. So nennt das Volk in der Gegend von Windisch-Eschenbach in der Oberpfalz die von Spinnen und Raupen um die Baumstämme gewickelten zarten Gespinste von Moosfäden Holzfräuleingarn. Holzfräulein hätten sie aus Moos gesponnen, und die Äste hätten ihnen als Haspel gedient. Die Leute hieben mit Vorliebe solche Äste ab, von denen die Fäden abgewunden und sorgfältig aufbewahrt wurden. Das „Holzfräuleingarn" sollte dem Hause Glück und Segen bringen.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Im Jahre 894.

Von Ludwig Zapf. (Fortsetzung.)

Da tritt ein Kriegsmann vor und meldet eine Botschaft aus dem Wendenlande. — Der Herzog erhebt sich — ein Mann mit vergrämten Zügen fällt vor ihm auf die Kniee, mit ihm ein Mädchen in wendischer Tracht.

„Laß Dir mein Leid klagen, edler Herr" — beginnt der Knieende — „Unerhörtes ist geschehen! Mein einziger Sohn Gardomar wurde mir von der elterlichen Schwelle weggeraubt — er ist verschwunden, und niemand vermag, eine Spur von ihm zu finden. In finsterer Nacht hörten wir Stimmen vor unserm Hofe, wie Notschrei — Gardomar ging vors Haus und kehrte nicht wieder. Ich vernahm Getümmel und den unterdrückten Ruf meines Sohnes, und als ich hinzugeeilt, sah ich nur noch ein Roß in der Dunkelheit davonjagen, während drei Gesellen seitwärts flüchteten. Der Knabe hat einen Todfeind unter den Wenden dieses Mädchens halber, die, dem Herzen nach eine Christin, dereinst unser werden sollte. Wer anders hätte ihn überfallen, als dieser mit seinen Helfershelfern? Wenn die Sonne abermals aufgeht aber begehen die Wenden ihr heidnisches Fest auf dem Walde — meinen Sohn werden sie ihrem Götzen schlachten, Herr, und Dich flehe ich an um Deine Hilfe!

In alle Dörfer wollte ich laufen und unser Volk aufbieten, allein Lada, dies Mädchen, hat mir anderes geraten. Statt meinem Kinde zu helfen, würde ich hierdurch es dem sichern Verderben überliefern, denn wer weiß, wo Gardomar in Ketten und Banden schmachtet? — Heimlich würde ihn die Mörderfaust durchbohren, ehe wir zu ihm zu gelangen vermöchten. Lada nun hieß mich zu Dir eilen, Herr, wir wußten von dem Boten, den Du dem Vogt geschickt, daß Du nahe seiest mit Deinem Heere. Sende einen Teil Deiner Krieger auf den Wald vor Beginn des Heidenfestes. Ich werde ihnen Weg und Steg zeigen und die Stelle, wo sie sich in Hinterhalt legen, bis uns ein Zeichen wird, von Mittag her unbemerkt die Sturmleitern anzulegen und in den Opferplatz einzudringen. Dies Zeichen gibt uns Lada. Sie wird zum Scheine dem Feste ihres Volkes beiwohnen wie andere Wendinnen — weiß niemand doch, daß sie den Plan durchschaut, und ihr Herzeleid wird sie tapfer bekämpfen — so wird mein Sohn gerettet werden, bevor ihn der Mordstahl berührt.

Willfahre edler Herr, dem Flehen des alten Wilfried. Nicht allein ich, der arme Vater, dem Du seine Altersstütze zurückgibst, nicht allein die wehklagende Mutter daheim und diese Maid, deren Herz der Gram zerfleischt wie das meine — ganz Frankenland wird Dir Lob und Preis wissen ob solcher That!"

Mit steigendem Interesse hatten Herzog und Priester den Worten des Alten gelauscht. Nun faßte Udalric Lada ins Auge.

„Was hast Du zu sagen, Mädchen? — Du scheinst die Franken mehr zu lieben, wie Dein eigen Volk. Wißt ihr denn auch so sicher, daß der Bursche dem Heidengott sterben soll, und ob nicht Räuber ihn erschlagen haben?"

„Herr", erwiderte Lada, „in meinen Adern fließt so gut fränkisches Blut wie wendisches. Die Mutter meiner Mutter war eine Frankin, und fränkische Sprache und Sitte leben in unserem Hause fort neben dem Wendentum. Nicht allein Sprache und Sitte aber — auch der Glaube! Ich verabscheue

den blutigen Götzendienst und sehne mich, ganz und voll in christliche Gemeinschaft einzugehen."

„Dein Verlangen soll gestillt werden, Tochter", fällt nun der Geistliche ein, „früher vielleicht, als Du es ahnst" — und er legte seine Hand wie segnend auf das blonde Haupt des Mädchens. Dann hebt er sie sanft empor, und auch Wilfried steht auf, nachdem ihm der Herzog zugewinkt.

„Und was nun den Raub Gardomars anbelangt", berichtet Lada weiter, „so hat schon im Sommer Bogol zu Losnitz mir gedroht, den von ihm Gehaßten dem Schrez zu liefern. Was ihm damals unbedacht entfahren, das hat er nun geplant und ausgeführt, und mit dem Vater flehe ich um Hilfe."

„Auch ich möchte Euch ersuchen, Herr Herzog", fällt der Priester ein, „den beiden Gehör zu schenken. Mag auch der Schreck ihnen ein Trugbild vorgegaukelt haben, so zeigen sie uns doch den Weg, ein Fest, das unseren fränkischen Boden nur schändet, durch unsere Gegenwart zu hindern. Sollte aber Wahres an der Sache sein, so würde sich die Eile doppelt verlohnen — es wäre doch allzutraurig, wenn dieser Jüngling nun jenem Bruder nachfolgen sollte. Gestattet mir, mit zum Heidentempel zu ziehen, ich möchte die Schauerstätte sehen, wo jener schlichte Glaubensbote sein Leben aushauchte, vielleicht kann ich noch seine Spuren entdecken."

„Wie weit ist's nach dem Opferplatz, Mann?" fragt der Herzog nun Wilfried.

„Wir können ihn recht wohl vor Tags erreichen, Herr. Das Thal aufwärts ziehend, gelangen wir schon nachmittags zum Bäreneck, wie wir den Kessel nennen, da der Perlenbach einmündet — die Ölschnitz heißen ihn die Wenden. Von da führt unser Weg durch Hügelland bis an den Fuß des Bergzuges, den wir auf mäßigem Anstieg betreten. Den Rücken entlang sind wir dann bald am Ziele. Das Mondlicht wird uns durch den Wald an die Felsen weisen. Der Wendentempel liegt drüben auf der mitternächtigen Seite, kein Späherauge wird uns erblicken, kein Ohr von uns vernehmen, bis die Zeit gekommen."

„Reicht diesen Leuten Speise und Trank!" ruft der Herzog seitwärts. — „Es sei", fährt er dann fort. „Ohne Säumen soll eine Abteilung meiner Leute mit euch dem Gebirge sich zuwenden, während das Heer morgen nachfolgt. Wir aber werden mitreiten — der fromme Mann da mit dem Kreuz, ich mit dem Schwert. Es soll den wendischen Teufelsplan zerhauen, daß dem Volk die Ohren gellen, und einen Opferstoß will ich entzünden, der weit in die Lande leuchtet. — Nun pflegt der Ruhe, bis ich zum Aufbruch blasen lasse."

4.

Das große Herbst-Opferfest der Slawen war gekommen. Es ist ein düsterer Tag. Unaufhörlich schieben sich flüchtige Nebelmassen aus dem Thale in die Zweige, um hier zu zerflattern.

Trotz des unschönen Tages aber ist das wendische Volk aus allen Dörfern herbeigeströmt; die Kunde, daß heute Außerordentliches stattfinde, war in jede Hütte gedrungen. Die Umfassungsmauer des Tempelplatzes ist gleich den Felsen ringsum dicht mit Schaulustigen besetzt.

Auf dem Altar am Bilde Suantewits liegt das blinkende Schlachtmesser; eine große dickwandige Schüssel, im Innern mit erhabener wellenförmiger Verzierung geschmückt, steht ihm zu Füßen [1]).

In der Felsnische droben erscheint der Schrez. — „Modlitwa!" ertönt es halblaut, das Stimmengewirr verstummt, und ein Gebet eröffnet die Handlung.

Der Schrez bittet den Vater des Lichts, statt der herkömmlichen Opfertiere eine vornehmere Gabe anzunehmen — das Christenweib möge ihr Haar zerraufen, dessen Sohn heute dem Gotte bluten werde zur Sühne des schweren Leides, welches das Wendenvolk von den Franken zu erdulden habe. Wie die Nebel heute das Haus des Gottes umlagern, so laste tiefe Trauer auf des Priesters Herz. Swatopluk, der Arm Bjelbogs, auf den die wendischen Brüder gehofft, er sei nicht mehr — nach so vielen ruhmreichen Thaten ruhe er für immer. Ratlos sei das Volk der Wenden, der Herde gleich, deren Hirten der goldene Speer Peruns [2]) erschlagen, während sie gierig der Wolf umkreist. Möge der Vater des Lichtes den Gläubigen einen andern Helden senden, der sie errette aus den Händen der Ungläubigen.

„Nimm hin das Opfer, großer Gott, und sei dafür Deinem Volke gnädig", schloß der Priester. „Und können wir Dir nicht mehr leben, laß uns sterben für Dich!"

Ein dumpfes Gemurmel durchläuft die Volksmenge. Die Kunde von dem Tode des Führers, dem die slawischen Stämme als dem Erlöser aus aller Not entgegengeharrt, hatte mächtig gewirkt und die dem Priester für die vorbereitete Opferscene erwünschte Stimmung im Nu hervorgerufen.

Der Schrez winkt. Es erscheinen zwei Dienende, und mit ihnen schreitet er selbst die Treppe zum Tempel hinab, um alsbald mit dem Opfermesser und dem großen Gefäße, welche beide von den Dienern getragen werden, wiederzukehren. Denn nur der Priester darf das Allerheiligste betreten, wo die Geräte niedergelegt waren. Das Messer legen die Diener auf den Block, die Schüssel stellen sie unter demselben auf, da, wo die Rinnen herablaufen.

Abermals winkt der Schrez. Die beiden bewegen sich am Opferstein vorüber einige Schritte abwärts und machen an einer Felsenspalte Halt.

Diese ist mit drei Quadern verblockt, von denen die Männer die zwei unteren mit einem Eisenpickel herauslösen und zur Seite werfen [3]).

Der eine Diener verschwindet sodann in der nun offenen schmalen Kluft — wenige Augenblicke vergehen, und statt seiner erscheint ein blasses Antlitz und ein schlanker Körper in derselben, den alsbald die Hände des Zurückgebliebenen in Empfang nehmen. Hinter dem bleichen Jüngling, dessen Hände gefesselt sind, schwingt sich der erste Opferwärter aus der engen Höhle empor, und jener wird nun zum Schrez geleitet.

Laute Zurufe und Verwünschungen werden in der Volksmenge laut, wilde Freude an dem zu erwartenden schrecklichen Schauspiele gibt sich kund — nur ein Mädchenherz möchte zerspringen vor Wehmut.

(Schluß folgt.)

---

[1]) Bruchstücke solcher Gefäße wurden bei den Ausgrabungen gefunden.

[2]) Der Blitz.

[3]) In dieser Weise wurde die Zelle bei den Ausgrabungen im Jahre 1881 verschlossen gefunden, s. Nr. 39, 1890.

Nürnbergs Wochenmarkt.

Von Georg Lehmann. (Schluß.)

Wir schreiten weiter nach Osten am „Grübelsbrünnchen“ vorbei und „am Sand“ und gelangen so, die Grübelsstraße ansteigend, auf den Lauferplatz, wo an den gewöhnlichen Wochenmarkttagen auch abgehalten wird der — Holzmarkt. Von ihm haben die Nürnberger ein ihn besser als eine langatmige Beschreibung kennzeichnendes Bild hergenommen, nämlich das Sprichwort: „Des Wöter stöiht, wöi der Bauer afn Hulzmark“ [1]), wenn sie ein Wetter bezeichnen wollen, von dem man nicht sagen kann, was aus ihm werden wird. So weiß auch der Holzbauer nie so sicher, wie ein Marktverkäufer anderer, an jedem Markttage abgehender Lebensbedürfnisse, seinen Marktpreis und kann bei geringem Kaufbedürfnis, welches z. B. vor den großen kirchlichen Feiertagen oder den Zielterminen u. s. w. einzutreten pflegt, den am Anfang des Marktes geforderten Preis nicht bis zu Ende aufrecht erhalten. Ist nun ein Tag, wo der Markt nicht von Abnehmern überflutet ist, oder sind letztere gar rar, dann beginnt dem biedern Bäuerlein „die Katz den Buckel hinaufzulaufen“ und ruft in ihm diejenige Unschlüssigkeit in Abgabe seiner Ware hervor, welche zu obigem Sprichworte Veranlassung gab. Eine wahre Wohlthat für die Verbraucher ist diesem Markte gegenüber der Ludwigskanal. Wäre dieser nicht, so hätten die Nürnberger wohl Grund, nach einem Wiederaufleben des obigen Senatsdekretes vom Jahre 1702 zu seufzen, denn die amtliche Zusammenstellung hat ergeben, daß die Preise auf fraglichem Holzmarkte gleich sind den Preisen der Holzhändler am Kanale plus Fuhrlohn von dort zu den Wohnungen der Verbraucher, also die Preise der Produzenten diejenigen der Händler übersteigen! Darum ein Hoch, Blühen, Leben und Gedeihen genannter Verkehrsmittel. Vom äußersten Ostende des Marktes wenden wir uns wieder zum entferntesten Westen, vom Lauferplatz zur — Fleischbank, zur großen und zur kleinen. Erstere, im Jahre 1551 erbaut und an der Fleischbrücke gelegen, ist es, die uns hauptsächlich interessiert. Hier residieren Metzger während des Wochenmarktes. Ehe wir uns in die Höhle des Löwen wagen, betrachten wir noch einen Augenblick uns den Eingang, über welchen die bekannten, auf den Ochsen, der nie ein Kalb gewesen, bezüglichen Worte stehen. Treten wir nun ein in die Halle, genannt „die grauß Bänk“ [2]). Beim Herabsteigen von der Ochsenpforte aus belehrt uns ein Blick nach links, daß wir leider gerade dazu gekommen sind, dem Akte einer Ochsentötung beiwohnen zu müssen [3]). Die Tötung geschieht natürlich streng nach alter Sitte durch die bekannte Manipulation mit dem Handbeil. Treten wir nun endlich in den Verkaufsraum ein, so sehen wir die Herren Verkäufer bzw. Verkäuferinnen stolz und trutzig in ihren Abteilungen hantieren und den Jeremiaden der Hausfrauen, z. B. über die schrankenlos vorhandene und in der ausgiebigsten Weise ausgenutzte Befugnis der Knochenzuwage entweder mit „dreifachem Erz um die Brust“, d. h. mit unverwüstlich stoischer Ruhe oder mit den ihnen so ungemein reizend lassenden Urwüchsigkeiten oder endlich mit manch sinnigem Scherzwort, z. B. dem

[1]) Das Wetter steht, wie der Bauer auf dem Holzmarkt.

[2]) Die große Bank. [3]) Die betreffenden Schlachtungen finden vom 17. September 1891 auf dem neuen Schlachthof an der Straße nach Schwabach zwischen Kanalhafen und St. Leonhard statt.

berühmten und geistreichen „der Ochs löft nit af Brautwörschten“ [1]) begegnen. Man sollte glauben, wir hätten in diesem Gebahren der Metzger eine historisch berechtigte Eigentümlichkeit vor uns. Trieben es doch ihre Gewerbsvorfahren in hiesiger Stadt um kein Haar besser. So heißt es von ihnen in Siebenkees, Materialien zur Nürnberger Geschichte, „daß der Rat im Jahre 1621, weil sie mit dem Fleisch der Rinder und Kälber zurückhielten und es zu einem ungewöhnlich hohen Preis auswogen, in den Fleischbänken Täfelchen aufhängen ließ, worauf die Fleischpreise festgesetzt waren, und eigene Aufseher zur Kontrolle setzte, daß auch eine Strafe für die Preisüberschreitung sowohl dem Verkäufer als Käufer angedroht war, daß aber die Metzger dennoch thaten, was ihnen gefiel, und die Taxe beharrlich in der Weise überschritten, daß sie für das Pfund Schweinefleisch anstatt 8 kr. verlangten 15 kr. und für das Pfund Rindfleisch anstatt 6 kr. forderten 12 kr und für Kalbfleisch anstatt 8 kr. ebenfalls 12 kr, so daß sich die Bürger bloß durch eigene Einkäufe größerer Vorräte helfen konnten! Überschreiten wir hinter der großen Bank den den Verkehr zwischen der Lorenzer und Sebalder Stadtseite in höchst frequenter Weise vermittelnden Schleifersteg, so gelangen wir zur „kleinen Bank“. Während in der „großen Bank“ bezüglich des vom Rinde stammenden Fleisches bloß Mastochsenfleisch „angekündigt“ wird, gibt es in der kleinen das Fleisch des Rindes überhaupt, und ist sie deshalb der Ort, wo sich besonders viele der sogenannten „kleinen Leute“ ihren Fleischbedarf holen. Jedenfalls kauft man hier billiger und nicht immer geringwertiger [2]). Hier sind auch die „Kuttler“, welche die Eingeweide des Rindes, z. B. die sogenannte „Kuttelwamma“ (Magen) und Extremitäten, wie Fuß und Maul, welche zu dem berühmten Nürnberger „Ochsasouß“ [3]) verarbeitet werden, verkaufen.

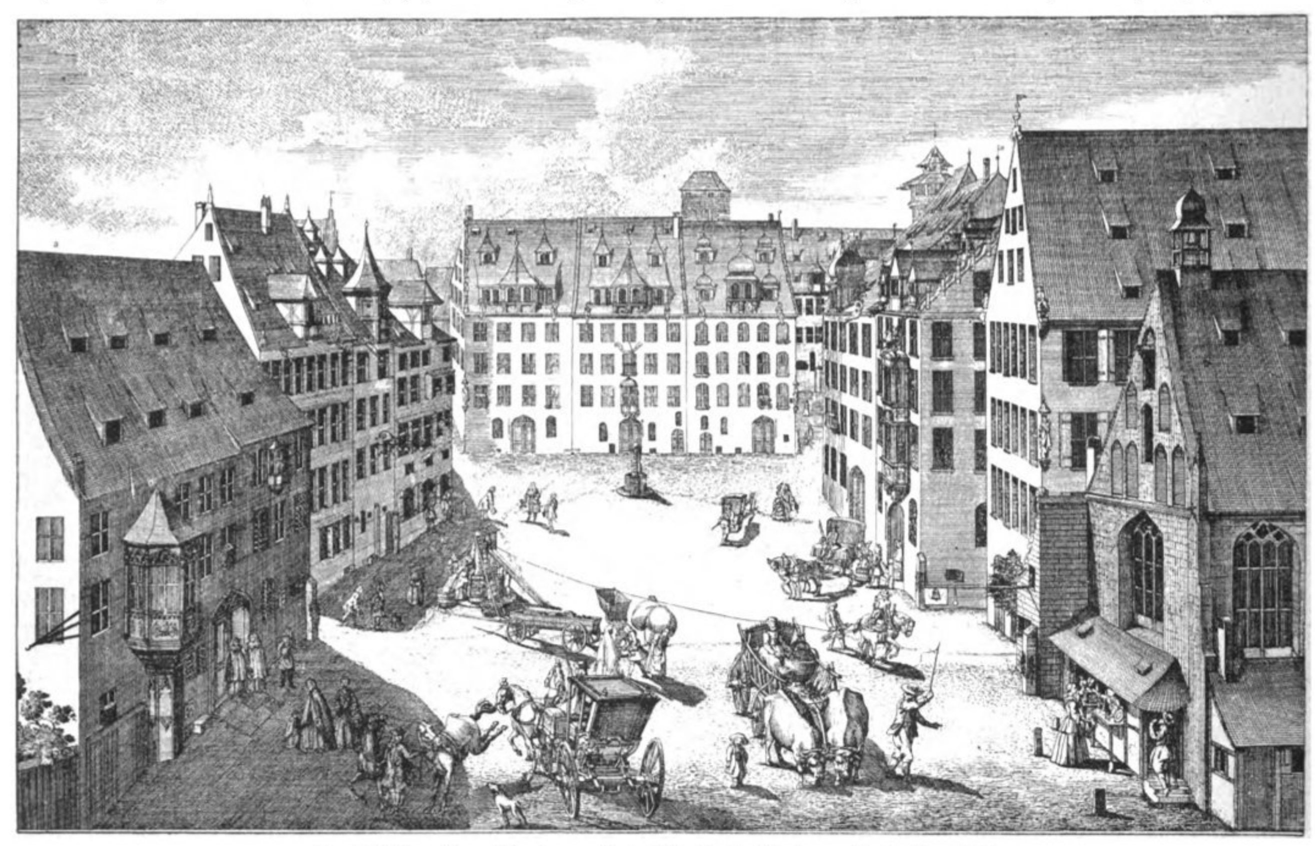
Getrennt von den drei Haupt-Wochenmärkten werden am Freitag abgehalten der Fisch-, Krebs- und Reffmarkt. Gar mancher, der im Vorbeigehen sich den von der Hauptwache bis zur Waaggasse hinabziehenden Fischmarkt bloß im Vorbeigehen betrachten und einer der vielen Neugierigen sein wollte, welche zwischen den Feilschenden hindurch sich den schnalzenden Inhalt der Bottiche und Schäffer lüstern besehen sowie den Stand der Preise behorchen, wurde, plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt erfaßt von dem so wohlthuenden Gedanken an das noch wohlthuendere Mahl, das ihm hier winkte, im Nu in einen „Handel“ verstrickt und trug, ehe er sich's versah, einen „Zwapfündin“ [4]) im „Saktöüchla“ [5]) nach Hause.

[1]) Der Ochse läuft nicht auf Bratwürsten. [2]) Die einzelnen Stücke des Rindes, welche in der großen und kleinen Bank verkauft werden, haben im Volkmund nachstehende originelle Bezeichnungen: „Spohwöisten“ (Stück vom Rückgrat), „Zwerchwöisten“ (Stück vom Bauch), haucha und niedera Riep“ und „Krankenstückla“ (Stücke vom Brustkorb), „Trudenstückla“ oder „Brustkern“ (Stück vom Hals, wo der Rücken angeht), „Hüftrehma“, „Doktorsrehma“ und „Schoalen“, sämtlich Stücke in der und um die Keule, „Mäusla“ (Stück von den Füßen bei den Schenkeln). Besondere Stücke vom Schwein sind „Braustenstückla“ (Rippenstück), „Büdendla“ (Stück vom Bauch), „Hexla“ (Stück von den Füßen). [3]) Ochsenmaulsalat, welchen es gesulzt und geschnitten gibt. Der letztere ist der feinere.

[4]) Zweipfündigen. [5]) Sacktüchlein, als improvisiertes Tragnetz.

Eine große Beruhigung auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet muß auch die Betrachtung der äußeren Erscheinung des fischekaufenden Publikums gewähren, denn gut zur Hälfte gehört es keineswegs den „oberen Zehntausend“ an, sondern den „Enterbten“, und liefert den schlagenden Beweis, daß auch für die minder gut Situierten der „Tisch des Lebens gedeckt ist“. Am besten befahren ist der Fischmarkt während des Oktober. Ob man aber auf ihm gerade besser und billiger kauft als bei den hiesigen Fischern wollen wir dahingestellt sein lassen, es sind eben auch die Fische der Bauern ordentlich „geschmalzen“ [1]). Zum Fischmarkt gehört auch der in der nächsten Nähe befindliche Markt von Seefischen in totem, aber lebendfrischem Zustand, welcher in der Neuzeit um den „schönen Brunnen“ herum etabliert wurde, eine sehr verdienstvolle Unternehmung, welcher nur der beste Fortgang zu wünschen ist. Weiter gehört zum Fischmarkt auch derjenige Markt, welchen die Salzfischer hinter der Frauenkirche mit eingesalzenem Stockfisch und in Tonnen oder einzeln mit Heringen abhalten. Schließlich sei noch bemerkt, daß auf dem Wochenmarkt Krebse am „Krebsstock“ feilgeboten werden. Der Blumenverkauf wird an den drei Wochenmarkt-Haupttagen von den Kunstgärtnern auf der Straßenstrecke von der Waag- bis zur Tuchgasse und außerdem von Höckerinnen auf dem von den kolonnadenförmigen Krämen eingeschlossenen Platz dann abgehalten, wenn derselbe von den Bäuerinnen geräumt ist, was so ziemlich von Mittag an der Fall ist. Auf der nördlichen Seite dieses Platzes wird Freitag nachmittags der Reffmarkt abgehalten, wo Geflügel, Schmalz, Butter, Eier, geräuchertes Fleisch u. s. w. in reichster Auswahl feilgehalten wird.

[1]) Teuer.



Der Milchmarkt zu Nürnberg. Aus Delsenbachs Nünberger Prospekten 1716.

Filialwochenmärkte für Gemüse werden an den gewöhnlichen Markttagen seit einigen fünf Jahren abgehalten auf dem Platze hinter der Lorenzkirche, dem inneren Läuferplatze und dem Plerrer. Berühmt ist auch der ungefähr 14 Tage vor Weihnachten beginnende große Markt von Christbäumen, welcher sich hauptsächlich um die Sebalduskirche herum gruppiert und den Burgberg hinaufzieht, das Material hierzu, bestehend in den prachtvollsten Fichtenbäumen jeder Größe, liefert der benachbarte Reichswald.

Hat man so den Wochenmarkt nach der ganzen Windrose durchstreift, so macht sich so gegen zehn Uhr in unserm Innern das Nagen eines Wurms so intensiv fühlbar, daß man sich beeilt, denselben mit einem sehr probaten Mittel abzutöten, welches in drei den Markt umgebenden Garküchen in vorzüglichster Weise geliefert wird, wir meinen nämlich mit den berühmten, in gleicher Güte sonst nirgends im ganzen Deutschen Reich zu bekommenden Rostbratwürsten, deren drei Quellen benamst sind „Herzlein“, „Drei Röslein“ und „Glöcklein“. Die beiden erstgenannten haben mehr einen örtlichen Charakter, während das Glöckleinspublikum besonders während der Reisezeit einen vollständig internationalen Anstrich aufweist. Im Herzlein herrscht an Wochentagen ein „Gemenge und Getriebe“, welches lebhaft an eine der Münchener Augenblicksrestaurationen erinnert, jedoch sind die örtlichen Bestandteile viel mit Elementen aus den nahen Landstädtchen gemischt. Ein Hauptvorzug des Lokals ist, daß man außer mit trefflichen Bratwürsten, welche ihren Glöckleinsschwestern durchaus nichts nachgeben, auch mit einem Süpplein, das „die Taudten aufweckt“ [1]) oder auch mit

[1]) Die Toten aufweckt.

dem Fleische des Schweins in Gestalt von Gesottenem, Gebratenem, Preßsack u. s. w. oder des Rindes den verrenkten Magen wieder einzurichten in der vormittägigen Lage ist. Ein wundernettes Kneipchen sind „Die drei Röslein“ hinter dem „Gressershaus“ [1]) am Obstmarkt. Auch dieses thut sein Möglichstes, um in der Qualität — die Quantität ist natürlich nicht der Rede wert — die Güte der Erzeugnisse seiner vorbelobten Schwestern zu erreichen, und sucht außerdem auch das „Glöcklein“ in möglichst altertümlichem Aussehen nachzuahmen. Und nun zu dem „Glöcklein“, welchem als der berühmtesten unter den Nürnberger Bratwurstquellen in späterer Besprechung ein größerer Raum gebührt. Es ist vor allem auch unbestritten die „Nestrix“ derselben. Ist doch schon in der Chronik über dasselbe zu lesen: „1592. Am 26. Dezember starb Hans Stromer, der vor Zeiten Stadtrichter gewesen und im markgräflichen Krieg dem Rat mit etlichen Pferden gedient, aber bald hernach wegen einiger Frevelreden auf einem versperrten Turm verhaftet worden, auf welchem er, nachdem er 38 Jahre auf demselben gesessen, gestorben; dem hat man allemal neben andrer Speis eine Bratwurst aus dem ‚Glöcklein‘ bei St. Sebald auffetzen müssen, daß er die Zeit über 28000 Bratwürst gegessen.“ Wahrlich, ein stattlicher Berg von Würsten, wenn man bedenkt, daß die damaligen Ahnen der modernen Erzeugnisse dieses Etablissements sich vor diesen ihren „Epigoninnen“, welche dem unbewaffneten Auge gerade noch erkennbar sind, durch Mächtigkeit des Körpers ausgezeichnet haben sollen, worauf auch die tägliche Einzahl der Stromerschen Wurst schließen läßt.

Malerische Briefe aus Franken an eine Münchnerin.

Von G. v. Bemming. (Schluß.)



Kössein.

Bitte, gnädige Frau, betrachten Sie den Fichtelberger Granit, der hier in drei Spielarten verarbeitet wird: grau, weiß, rot, und dessen feinkörnige Gattungen, geschliffen, an Schönheit dem Marmor nahekommen, und den Fichtelberger Syenit, ebenfalls in drei Spielarten: schwarz, grau, rötlich, aber halten Sie sich nicht zu lange bei dem schönen, mächtig großen, griechisch stilisierten Grabdenkmal aus schwarzem Syenit, welches für einen Berliner Friedhof bestimmt ist, auf, denn schon legen die Arbeiter die Brillen, welche sie zum Schutze gegen die Steinsplitterchen tragen, ab, und die Werkstätten werden geschlossen. Suchen auch wir uns ein Abendbrot und ein Nachtquartier in der „Post“.

Wir treffen hier zwar bescheidene, aber immerhin „fremdländische“ Gäste, besonders Sachsen, welche fleißige Besucher des Fichtelgebirges sind. Wir horchen, behaglich vor einem Gericht köstlicher Forellen sitzend, vergnüglich zu, wie sie laut preisend die Gegend „heechst merkwürdig“ und „ganz wunderscheene“ finden, und freuen uns des frohen Trubels, mit dem eine wandernde Forstschule, und des hellstimmigen Gesanges der „Wacht am Rhein“, mit dem eine Leipziger Knabenschule, von Waldstein kommend, einmarschiert.

Freilich am andern Morgen, nicht wahr, gnädige Frau, da seufzen Sie entrüstet über den jugendlichen, thatendurstigen, lauten Reisejubel, mit dem sich die munteren Gesellen schon beim ersten Tagesgrauen auf die Socken machen. Da bleibt Ihnen auch nichts andres übrig, als selbst das Bündlein zu schnüren! Erst das Wandern in der ersten goldenen Morgenfrühe, das Erwachen des jungen, hoffenden Tages löst Ihre Verstimmung und verklärt uns den etwas reizlosen Weg, welcher uns durch eine wohlbebaute Ebene von einer andern Seite zu den Höhen der Centralgruppe führt, nämlich zu der zweigipfeligen Kössein mit ihrem hochberühmten Abhang, der Luisenburg, dem Glanz- und Schlußpunkt unsrer Wanderung.

Bald haben wir Wunsiedel, das freundliche Geburtsstädtchen Jean Pauls, erreicht. Doch lassen wir uns von den luftigen, schwebenden Tannenbüscheln, welche von den Dachluken aus über viele der Häuser herabhängen, nicht verlocken, der Einladung zu einem privatim geschenkten Glase Bier zu folgen. So uralt auch des Städtchens Ursprung ist, so nennenswert auch seine einstige Bedeutung als Hauptstadt des Brandenburger Egerlandes und der Sechs-Ämter und seine frühere, teilweise jetzt noch nachblühende Betriebsamkeit, so rühmlich es sich auch in den Hussitenkriegen hervorgethan hat, so haben doch auch hier große Brände jegliches Altertümliche zerstört, und wir wandeln, den stillen Platz, welcher eine Schwanthalersche Jean Paul-Büste trägt, überschreitend, nur durch neue, kerzengerade Straßen zum Städtchen hinaus, dem nahen Alexanderbade am Fuße der Luisenburg zu.

Ah, diesmal kommt kein verächtliches „Badenestchen!“ über Ihre Lippen. Ja, ich bemerke, da wir in herrlicher Lindenallee dem Stahlbrunnen zuschreiten, mit Genugthuung, daß Sie es der Mühe wert halten, Ihr Reisehütchen ein wenig zurecht zu schieben und die Stulpen Ihrer Wildlederhandschuhe strammer aufzustreifen. Auch Sie sind angemutet von dem vornehm stillen Charakter, der dieses Bad vor hundert anderen auszeichnet, und fühlen sich gefesselt von dem wohlthuenden Eindruck, welchen dasselbe durch die große, weite Art seiner Anlagen und seiner schönen Gebäulichkeiten, durch die tiefe Ruhe, welche über allem liegt und auch den gesunden Menschen zu stiller, sommerfrischelnder Erholung einladet, macht. Unmittel-

[1]) Das nördlich von der Frauenkirche befindliche, einen ganzen Block bildende große Haus.

bar aus den herrlichen Parks, welche in eins mit prachtvollen Nadelholzwaldungen verwachsen sind, führt uns der Weg sanft und mühelos zur Luisenburg hinan.

Unter Luisenburg versteht man heute nicht mehr nur die spärlichen Reste der einst übelberüchtigten Loos- oder Luxburg, der Schwesterburg des Rudolfstein, sondern man versteht darunter die ganze zusammengesunkene Bergkuppe der östlichen Abdachung der Kösseín, das gesamte granitene, waldumwobene Felsenwirrsal, welches in einer Länge von über 600 m und einer Breite von 200 m den ganzen Bergrücken in wildester Gestaltung bedeckt, und sozusagen die gesamte Prachtausgabe aller Schönheiten, Eigenartigkeiten und Merkwürdigkeiten, welche wir bisher auf verschiedenen Höhen unseres Gebirges kennen lernten, bildet.

Furchtbar und mächtig, wie in grauser Gewalt von einem ungeheuren Riesengeschlecht herniedergeschleudert, liegen die Felstrümmer in erdrückender Größe übereinandergeworfen und bilden, überwachsen von Moosen und Farnen, übersponnen vom geheimnisvollen Dämmer eines dunkeln Hochwaldes eine wundersame, finstern Zaubers volle Welt von feuchten Höhlen und bangen Klüften, schwarzen Spalten und drohenden Pässen, ragenden Wänden, hängenden Dächern und stürzenden Warten, aber auch von lauschigen Grotten, reizvollen Winkeln, träumerischen Verstecken.

Von der alten Luxburg finden wir nur noch spärliche Reste. Nur ein paar von unten heraufdugende umrahmte Fensterhöhlen, ein paar halbverschüttete Gräben, nur eine über hundert Stufen hohe, schmale, in den Fels gehauene wahrhaft schaurig zwischen die wilden Wände hineingezwängte Treppe lassen noch etwas Deutliches von dem einstigen Dasein erkennen. Und doch baut sich hier in dieser wilden düstern Umgebung die Phantasie noch leichter als am Rudolfstein das Bild einer schier unbezwinglichen, in das natürliche Boll- und Mauerwerk der granitenen Massen hineingefügten Ritterburg aus einer rohen Zeit finsterer Gewaltthat und blutiger Willkür.

Von wem und wann die Burg erbaut wurde, weiß man nicht, nur so viel ist bekannt, daß auch in ihr ein streit- und beutelustiges Geschlecht hauste, das, in edler Gemeinschaft mit denen vom Rudolfstein und anderen, ebenfalls fröhlich und guter Dinge sich vom Straßenraub ernährte.

Erst im 13. Jahrhundert wurde dem Treiben von dem Burggrafen von Nürnberg und von der Stadt Eger ein Ende gemacht und die Burg zerstört. Menschenstimmen und Waffenlärm verhallten; in die Trümmer zurück, aus denen es emporgewachsen war, sank das Gemäuer, das alte Chaos brach wieder herein.

Nur sagenhaft klingt aus späteren Jahrhunderten, aus der Zeit, da in dieser Gegend der Bergbau noch blühte, der Name der Burg in einem Walenbüchlein wieder. „Dort" — so meldet das Büchlein — „liegt im Keller ein großer Stein, darinnen liegt ein eiserner Kessel mit einem unglaublichen Schatz von Gold, Silber, Kleinodien. Dieser steht auf einem viereckigen kupfernen Kessel, der ist voll gemischter Gulden einer Ellen hoch und breiter denn einer Ellen, oben auf stehet ein kupfern Gefäß, darinnen ist eine güldene Krone und schöne Kleinodien und Edelgesteine, so ehemals die Herren von Loosburg einem Könige abgeraubet und darin vergruben, wie das Schloß zerstört worden ist. Wenn du ihn suchen willst, so suche ihn unter der Staffel, da ist ein viereckig Loch, darinnen ein Schatz stehet. Darum müssen die Staffel von oben herab abgebrochen werden. Am Sonntag am besten. Probatum est. Carnero."

An Sonntag Epiphanias ist unter Markgraf Friedrich von Bayreuth 1504 nachgegraben worden (mitgeteilt vom alten Pachelbel).

Das klingt märchenhaft aus der verfallenen Burg, über die tiefes Schweigen gesunken, und über die das Leben des Waldes verbergend und verschleiernd langsam und stetig weiter spinnt.

Erst in später Zeit — vom Ende des vorigen Jahrhunderts an — meldet die Geschichte des Berges wieder wirkliche Namen und Daten. Und zwar das sei Ihnen, der Fichtelgebirg-Ungläubigen, vor allem gesagt, große, weltberühmte Namen.

Humboldt ist der erste davon. Derselbe war von der preußischen Regierung in den Jahren 1792—96 im Interesse des Bergbaues in das Fichtelgebirge gesandt worden und soll, so wird von einigen berichtet, hier auf dem wundersamen Berge „seine eigentliche Lebensaufgabe erkannt haben."

Goethe ist der zweite der Namen. Die Jahre 1785 und 1820 melden seinen Besuch. Er hat des Berges des öfteren in seinen Werken als etwas ihm sehr Bedeutsamen und Merkwürdigen gedacht. Ihn zog das großartige Wirrsal nicht nur um seiner machtvollen romantischen Schönheit willen an, ihm war dasselbe auch wissenschaftlich sehr bemerkenswert, wie es ja auch in keinem ausführlicheren geognostischen und geologischen Werke unerwähnt bleibt. Plutonisten und Neptunisten, die verschiedensten gelehrten Herren, welche der Frau Natur bei der Zubereitung unseres Erdbodens so gern in die Töpfe gucken möchten und auch wirklich schon manchem kleinen Häfelein das Deckelchen aufgehoben und ihm ein klein wenig in das Innere geschaut haben, stehen mit allerlei Ansichten vor dieser granitenen Welt und sprechen von Wassers- und Feuersgewalt, von mächtigen Katastrophen und leise wirkenden Verwitterungen.

Goethe, der selbst immer Maßvolle, stellt sich auch hier gegen die Erklärung, daß dies wundersame Naturspiel durch gewaltsame Ereignisse entstanden sei, und will es durch langsames Verwittern einzelner Teile und dadurch herbeigeführtes Voneinanderlösen und Zusammenstürzen der verschiedenen Massen und Schichten erklärt wissen.

Über diesen beiden gewaltigen Namen muß ich Ihnen nun einen dritten nennen: Dr. Joh. Georg Schmidt[1]) Stadtphysikus zu Wunsiedel — welcher Ihnen zwar recht unbedeutend dünken mag, dem Berg selbst aber hochbedeutsam ist. Dieser Schmidt unternahm es im Jahre 1790, das merkwürdige Felsenwirrsal, welches bis dahin nicht ohne wirkliche Gefahr, geschweige denn ohne die größte Mühsal zu durchdringen war, der Allgemeinheit zugänglich zu machen.

Infolge dieser Civilisation des wilden Berggesellen wurde der dritte große Name in die Annalen der Luxburg eingezeichnet, der Name der Königin Luise, der Mutter des heimgegangenen Heldenkaisers Wilhelm.

Luise weilte 1805, da das Land noch zu Preußen gehörte, im Alexanderbad und machte von da aus die Luxburg

[1]) Ein Nachkomme dieses Schmidt, Apotheker Schmidt in Wunsiedel, hat eine ebenso erschöpfende, als anziehende Monographie der Luisenburg herausgegeben.

mit ihren einsamen, waldesheiligen Plätzen zu ihrem Lieblingsaufenthalte. Gern wurde sie bei einem glänzenden Tauffeste, das die Wunsiedler hierzu veranstalteten, die Patin des wilden von Luxburg in Luisenburg umgetauften Berges.

Freilich hat die Civilisation — wann nähme sie denn nicht auch zugleich, da sie gibt! — durch hölzerne Treppen und Geländer, durch Rindenhäuschen und niedliche Brückchen, und allerlei feine und zierliche Namen dem Berg manches von seiner wilden, großen Naturgewalt genommen, und hat manchmal den überwältigenden Eindruck, welchen der Blick auf dies elementare Sein und Werden gibt, gestört. Auch wird wohl mancher es beklagen, daß die mächtigen Felswände als Blätter eines Fremdenbuches behandelt wurden, in welche die Namen, (ach, oft mit blauer, leuchtender Farbe!) eingezeichnet sind.

Indessen gibt es ja auch viele, welche einen eigenen Reiz darin finden, in Fremdenbüchern zu lesen, ja, wie ich sehe, macht es auch Ihnen ein wirkliches Vergnügen in diesem Fremdenbuch, sicher dem wunderlichsten von allen, ein bißchen zu blättern.

Als gute Bayern entdecken wir natürlich zuerst die vertrauten Namen unserer Wittelsbacher, seit langem durch Bande der Verwandtschaft und Freundschaft mit den Hohenzollern verbunden. Wir lesen auf dem größten Raume, welchen die Felsen freigelassen haben, und welchen die Wunsiedler sich zur Bühne eines seit vorigem Jahre eingerichteten Festspiels: „Die Loosburg“ ersahen, den Namen: Maximiliano Josepho; Wir lesen auf hoch aufragender Wand: König Ludwig Heil! wir lesen auf einem furchtbar drohenden Kolosse, just neben dem merkwürdigen, riesigen, auf einer verhältnismäßig winzigen Fläche aufliegenden und doch unerschütterlichen Felsblock, welcher Napoleonshut oder das Schiff getauft wurde: Maximilian Maria am 10. Juli 1851, wir lesen auf einer lauschigen Höhe: Prinz Ludwig von Bayern 1878, wir lesen an einer ungeheuerlichen Felsgruppe: Therese, Otto, Amalie am 17. August 1836.

Gleich neben dieser Gruppe, genannt „das Kleeblatt“, kommen wir zu dem vielbekannten „Luisensitz“, einem köstlichen, erkerartig umfangenen Raume voll schöner Waldeinsamkeit, welchen ein ungeheuerlicher Erguß jetzt verblichener, überschwenglicher Poesie also geziert hat:

Seh'n wir den milden Strahl der holden Frühlingssonne
Auf diesem Bergkolosse glüh'n,
So denken wir des Blicks der sanften Huld und Wonne,
Mit dem Luise heut' uns Glücklichen erschien;
Und bei dem Felskolosse denken wir
An uns're Lieb' und Treu' zu dir.

Klinger 1805.

Überhaupt finden wir die eigentümliche Sentimentalität, die rührungsreiche Gefühlsseligkeit, welche Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts so üppig wucherte, uns auch sonst noch fast auf Schritt und Tritt entgegenblühen. Da wird eine Grotte, welche die Inschrift trägt: Die trauernde Schwester der Verklärten am 13. August 1816,“ Therese (Fürstin von Thurn und Taxis, Schwester der Königin Luise) „die Thränengrotte“ genannt, ein anderer Platz heißt „die Dianenquelle“; ein dritter, „der Bundesstein“, trägt die Mahnung: Findet, ihr Freunde, je Zwist unter Euch statt, Besteiget diesen Felsen, Blickt um Euch und fraget Euer Herz, Söhnt Ihr Euch dann nicht aus, so seid Ihr niemals Freunde gewesen.

Manchmal wurden, zu Ihrer Entrüstung, von einzelnen, sich jedenfalls bedeutsam dünkenden Menschen, die armen Felsen dazu benutzt, ganz private schöne Gefühle auszudrücken und uns mitzuteilen: Ich liebe Gott, nebst Gott die Tugendhaften, oder sie müssen gar pädagogischen Zwecken dienen und uns — von dem natürlichen Dach eines reizenden Wasserbeckens herab — hofmeisterlich ermahnen: Tief verborgen im Fels erquicket die Nymphe des Brunnquells, Lerne, o Mensch, so geben und so den Geber verbergen.

Wieder eine andere Gruppe — aber wie? Sie wollen nichts mehr dergleichen wissen? Mißgestimmt erklären Sie mir, nicht deshalb diese Fußreise mitgemacht zu haben, um sich in Namen und Verse und Daten zu vertiefen. Auch gut, gnädige Frau! Der wundersame Berg kann getrost aller menschlichen Zier und Verschnörkelung entraten. Er wird um seiner gewaltigen Natur willen auch den, welcher auf den Reiz, in Fremdenbüchern zu blättern, verzichtet, welchen der Nimbus großer Namen nicht blendet und welcher keinerlei geologischen und geognostischen Beuten nachgeht, nicht ohne schöne, bedeutsame Eindrücke, nicht ohne reichlichen Lohn für die kletternde Mühsal entlassen.

Also nur immer weiter hinan bis zum höchsten Punkte, dem „Burgstein“. Weiter durch gigantische Höhlen und Hallen, den deutlichsten Vorbildern Wagnerischer Dekorationen, weiter durch all den Zauber einer düster-großen Welt, darinnen uns verständlicher als je die Gestalten germanischer Mythe lebendig werden. Viertelstunde auf Viertelstunde geht es hinan, steigend und gleitend, springend und schlüpfend.

Aber Sie dringen mit frohem Mute vorwärts, leichten Fußes, mit leuchtendem Auge. Sie sind gefesselt von dem überraschend großen Charakter einer aufs höchste gesteigerten echten Romantik, entzückt von der malerischen Schönheit der kühn gelagerten, reizend von Farnen und Moosen umsponnenen granitenen Massen, sie fühlen sich lebhaft angeregt zu einem reichlohnenden Streifzug in die kleine Welt dieser Moose, mit ihren zahllosen Arten von der bescheidensten Flechte bis zum wundersam leuchtenden Goldmoos, Sie erfreuen sich, ausruhend, an dem schönen Blick, der da und dort durch die dunklen Zweige hindurch in das friedliche Thal hinab sich eröffnet; Sie sind begeistert von der Umschau auf dem Burgstein, welcher die gegenwärtige düstere, gewitterhafte Beleuchtung einen wahrhaft großartigen Zauber verleiht; Sie belauschen mit Wonne das wundervolle Leben und Weben eines echten deutschen Hochwaldes prachtvoller Tannen und Fichten, das geheimnisvolle Rauschen, Meereswogen gleich durch die mächtigen Zweige heranschwellend, das liebliche Spiel des Sonnenlichtes, goldig durch das waldige Dämmer brechend; Sie sind seltsam angemutet von der eigenartigen, in abendlichen Momenten fast bangen und grausen Weltabgetrenntheit, von der tiefen Einsamkeit, welche wir da und dort in einem weglos von Blöcken umstarrten Felsengemach schlummern finden.

Immer aber, so Schönes auch hier oben sei, können wir staubgeborene Menschenkinder uns eines leisen, bedeutsamen Schauers nicht erwehren. Es ist uns, als öffne sich hier vor uns ein Blick in die erdrückende Größe der Werkstatt der Natur, ein Blick auf die langsam, langsam schreitende Uhr unserer Erdenzeit. Welche Theorien auch recht haben mögen über die Entstehung dieses Wirrsals, immer ist der Blick auf

ein Werden und Vergehen, auf ein Wechseln und Wandeln, das nicht nach Menschenjahren, nein nach Jahrtausenden zählt.

Jung, wie das Sein eines Kindes webt das Leben der Pflanzenwelt über dieser Welt der Gesteine; jung, wie Kinder, umschlingen und durchdringen uralte Tannen das ergraute Urgestein.

Da, horch ein Pfiff, ein greller scharfer Pfiff! Was weckt uns aus unseren dämmernden Träumen, darinnen wir dem Walten der Allmutter Erde, dem Gesang der schicksalspinnenden Nornen lauschten? Dort unten im Thal windet sich hastig dampfend und rollend der eiserne Drache unseres Erdentages dahin und mahnt uns, daß unsere Zeit nach Minuten rechnet, und wir uns sehr, sehr eilen müssen, wollen wir heute noch einen Zug erreichen, der Sie heimwärts trägt.

Also hinunter! Die Besteigung der Kössein, 942 m, erlasse ich Ihnen. Wohl ist der Blick dort oben über die Berge und Lande ein so weiter, daß sich die Volkssage hierher die Versuchung Christi durch den Satan verlegt hat, aber der Berg bietet uns doch nichts, was wir nicht schon bisher ganz ähnlich, oder schöner sogar, gesehen haben.

Auch die ganze südliche Kette des Gebirges: die Weißensteiner Kette sei Ihnen geschenkt. Ich könnte Ihnen, außer dem Arzberger Eisenbergwerk, dem einzigen, das von dem Fichtelberger Bergbau übrig blieb und sogar seit kurzem wieder lebhafter betrieben wird, wenig Eigenartiges und Hervorragendes zeigen.

So wandern wir denn in einem kurzen Wegstündchen der Eisenbahnstation Markt Redwitz zu. Eben reicht es noch, daß wir einen Blick auf das Schloß werfen — übrigens schon seit 1383 zum Rathaus umgewandelt — welches, meines Wissens das Stammschloß jenes Geschlechts ist, dem unser jüngstverstorbener lieb- und liederreicher Sänger Oskar v. Redwitz angehörte.

Und dann rasch hinein in den Wagen! Noch einen frischen Waldesstrauß auf die staubige Fahrt und für Ihr Hütchen einen Flügel von Wodans heiligen Raben!

Vom Bayern-Plateau vor Paris.

Von Otto Sigl.

V.

Der erste Tag.

Am 18. September 1870 waren wir durch das Städtchen Longjumeau, dessen Name sich in der Opernwelt so guten Klanges erfreut, marschiert und hatten in Chilly Kantonierung zu beziehen, dem ersten gänzlich verlassenen Ort, den wir trafen. Die Einwohner, welche vor den Barbaren geflohen waren, hatten in ungastlicher Weise die Hausthüren versperrt, so daß wir, um von unseren Quartieren Besitz nehmen zu können, uns des soldatischen Hauptschlüssels bedienen mußten. Schon vor Sonnenaufgang waren wir wieder zum Aufbruch bereit — im Morgenrot des ersten Tages vor Paris, welcher mit einer Enttäuschung begann und mit einem Siege endete. Nach den erfolgreichen Schlachten glaubten wir nicht mehr an ernstlichen Widerstand, und wenn uns ein Blick auf die Karte zeigte, wie nahe wir schon der feindlichen Hauptstadt gerückt waren, so meinten wir wohl, wie der alte Blücher im Arndtschen Gedicht:

„Wo liegt Paris? Paris dahier.
Den Finger d'rauf, das nehmen wir."

Und nicht einmal ans Nehmen dachten wir, sondern hofften, daß uns die schöne Stadt, wenn auch widerwillig, doch ohne Kampf ihre Thore öffnen würde. In solcher Zuversicht verließen wir das ungastliche Chilly und marschierten auf der nach Versailles führenden Straße; dicht uns zur Rechten bewegte sich Infanterie und Artillerie der 9. preußischen Division.

Es war dies eine ungewöhnliche Marschordnung — Abteilungen zweier Corps neben einander auf derselben Chaussee — aber es handelte sich auch um Ungewöhnliches. Galt es doch nichts Geringeres, als die im voraus genau bezeichnete Einschließung der feindlichen Hauptstadt zu vollziehen. Ein prachtvoller Sonnenaufgang erhöhte die allgemeine frohe Stimmung und mit den neben uns ziehenden Preußen ward mancher kameradschaftliche Gruß, manch Scherzwort gewechselt, mitunter auch „Auf Wiedersehen in Paris!" zugerufen.

Nun trat der Moment der Enttäuschung ein; plötzlich schlugen unverkennbare Töne an unser Ohr, immer stärker werdendes Gewehrfeuer, dazwischen Kanonenschüsse, und schon zeigten sich nicht mehr fern, vom blauen Himmel malerisch sich abhebend, die weißen Wölkchen platzender französischer Granaten.

Daß die Franzosen noch im stande waren, außerhalb ihrer Befestigungen uns entgegenzutreten, kam uns höchst überraschend. Es sah nicht ganz danach aus, als ob uns die Väter der Stadt die Schlüssel auf sammetnen Kissen überreichen wollten. Das Feuer nahm an Heftigkeit zu; ein Seitendetachement der nach Versailles bestimmten 10. preußischen Division war von weit überlegenen Streitkräften angegriffen worden. Diese wurde von General Ducrot befehligt, welcher in Pont a Mousson sein als Gefangener von Sedan gegebenes Ehrenwort so unritterlich zu „umgehen" verstanden hatte.

So ging denn unser Marsch weiter, nunmehr in ernster Stimmung, aber in dem beschleunigten Schritt, den der Soldat von selbst annimmt, wenn es gilt, bedrängten Waffengefährten Hilfe zu bringen. Von der Chaussee nordwärts in die nach Paris führende Straße abbiegend, trafen wir bei Bièvres bereits auf Verwundete des 3. bayerischen Jägerbataillons, welches dem tapfer kämpfenden preußischen Detachement, das sich kaum mehr der Übermacht zu erwehren vermochte, die erste freudig begrüßte Unterstützung gebracht hatte. Immerhin blieb die Lage hier noch ernst genug. Nachdem wir das stattliche Bièvres, welches wir später eingehend kennen lernen sollten, durchschritten, gelangten wir an den Fuß der ausgedehnten Hochfläche. Auf Befehl des Brigadiers hatte das Regiment von der Straße abzugehen, um auf dem kürzesten Wege in die feindliche Flanke zu gelangen. Dieser kürzeste Weg war ein sehr steiler, der Hang der Hochfläche westlich vom Gehölz von Verrières. „Unser" Plateau bereitete uns von allem Anfang schon einen unholden Empfang, denn kaum oben, begrüßten uns Granaten und etliche Chassepotgeschosse.

Eine ausführliche Schilderung des Gefechtes, das in zwei durch kurzen Zeitraum getrennte Abschnitte zerfiel, würde

außer den Rahmen dieser Darstellung weichen, und ich bescheide mich nach seitheriger Gepflogenheit damit, nur Selbstgeschautes zu erzählen. Während des ersten Gefechts-Aktes war meiner Kompagnie ohnedem eine besondere Aufgabe zugewiesen, die Deckung der linken Flanke, wobei wir bald an die große, das Plateau durchschneidende Straße Chevreuse-Paris gelangten. Die prächtigen schattenspendenden Bäume, welche, wie überall in Frankreich, die Chaussee zieren, waren zum Teil umgehauen und bildeten, quer über die Straße geworfen, unpassierbare Verhaue — für uns Infanteristen allerdings kein Hindernis, da wir über die Felder nebenan vorrücken konnten. Nachdem zu beiden Seiten sogar Kavallerie und Artillerie leicht hätte passieren können, so mußte man solch zwecklose Zerstörung für die betreffenden Einwohner bedauern.

Nach einer Viertelstunde stießen wir auf Plänklertrupps, zuerst vom bayerischen 14., dann vom preußischen niederschlesischen Regiment Nr. 47, welches nunmehr den Namen Sr. Kgl. Hoheit unseres Prinzen Ludwig führt. Hier hatte ich zum ersten und einzigen Male Preußen unter meinem Befehl, indem ein jugendlicher Lieutenant des genannten Regiments, ein frisches Soldatenblut, sich mit seinem Zuge meiner Kompagnie anschloß. Unsere neuen Kameraden, welche zu dem schon erwähnten Seitendetachement gehörten, waren seit dem frühen Morgen in heißem Kampfe gestanden. Etwa in der Höhe des Kirchhofes von Plessis-Piquet wurde unserm rastlosen Vorwärts Halt geboten, da wir sonst in den Bereich der eigenen Batterien geraten wären, welche gegen die Nordseite des Plateaus und die Redoute bei Chatillon ihr Feuer eröffneten. Gleich darauf wurde Kavallerie in Sicht gemeldet, und wir besetzten im Verein mit dem preußischen Zuge eine lebendige Hecke, welche auf drei Seiten den Garten neben einem kleinen Hause umschloß. Zu unserm Bedauern ging die Kavallerie nicht weiter vor, denn hinter der dichten Hecke, den Rücken vom Gebäude gedeckt, hätten wir ihr schon die Wege gewiesen. Unwillkürlich mußte ich des Moments gedenken, wo wir zum ersten Male gegen Reiterei Stellung genommen hatten; es war dies im Jahre 1866 gegen Husaren bei Helmstadt. Jetzt, nur vier Jahre später, standen wir Schulter an Schulter mit den preußischen Waffenbrüdern gegen den gemeinsamen Feind! Gleich darauf konnte sich die junge Kameradschaft im Infanteriefeuer bewähren, da wir solches in der rechten Flanke aus einem Park von Plessis-Piquet erhielten und uns zur Abwehr dagegen im Chausseegraben einnisteten. Bayerische Granaten, welche in die Parkmauer einschlugen, schafften uns von dieser Seite einigermaßen Ruhe. Sehr gefiel uns, wie der junge Lieutenant der 47er die Gefechtspause dazu benutzte, die Gewehre, welche morgens gar heiße Arbeit gethan, so ruhig wie in der Kaserne von seiner Mannschaft nachsehen zu lassen, obwohl immer noch Kugeln herüberflogen. Nun traf bei den preußischen Plänklern der Befehl ein, bei ihrem Regiment einzurücken, welches, wie ursprünglich bestimmt, nach Versailles zu marschieren hatte. Ein kurzer warmer Abschied, wohl auf Nimmerwiedersehen, und die Glücklichen zogen ab, den wohlverdienten Fleischtöpfen von Versailles entgegen, während wir selbst noch ohne Ahnung waren, welch' magere Monate uns bevorstehen sollten.

Eine Viertelstunde darauf erging auch an uns die Ordre, zu unserm Regiment einzurücken, was nicht ganz glatt auszuführen war. Der Feind hatte von der Schanze aus, welche bald die bayerische heißen sollte, ein heftiges, die Pariser Straße der Länge nach bestreichendes Geschützfeuer begonnen, doch erreichten wir trotz bedenklicher Einschläge wohlbehalten das Bataillon, welches bei dem in der Frühe heftig umstrittenen Petit-Bicêtre hielt. Der erste Akt des Gefechtes war vorbei, und uns eine kurze Rast vergönnt; dagegen fanden die Ärzte blutige Arbeit in dem genannten, von Granaten durchlöcherten Gehöft, worin ein Verbandplatz eingerichtet ward. Der erste Erfolg vor Paris war errungen, und der gegen den Plateaurand zurückgedrängte Feind hielt südwärts nur noch die wie eine Bastion vorspringenden festen Umfassungsmauern des Parks von Plessis-Piquet besetzt. Es galt jetzt, ihn auch daraus zu vertreiben. Nachdem die 6. Brigade in den Wald von Verrières gerückt und Anschluß an die 5. gefunden, hatte mein Bataillon vorerst mit einer Batterie und dem halben 5. Chevauleger-Regiment auf der Straße nach Chatenay in Reserve zu bleiben. Wir blieben nur kurze Zeit in Reserve, denn bald mußten wir an dem umfassenden Angriff teilnehmen. Der Zufall fügte es, daß wir in Plessis-Piquet nebst anderen auch unsere eigene Regimentsnummer zu bekämpfen hatten, das 15. Marschregiment. Dieses Vorgehen über völlig freies Feld gegen die ausgedehnte und feste Stellung war ein gewagtes Unternehmen, das einem zum äußersten Widerstand entschlossenen Feinde gegenüber weit größere Opfer erfordert hätte, als uns das glückliche Gelingen kostete.

Unser Oberst, Freiherr v. Treuberg, erhielt hierbei das Kommando über den rechten Flügel der Brigade. Man gibt nur der Wahrheit die Ehre, wenn man diesen bewährten Offizier, der sich an die Spitze des ersten Bataillons gestellt hatte, als die Seele des Angriffs bezeichnet. Teils durch Ordonnanzen, teils persönlich gleich einem Feld-Obrist aus Frundsbergs Zeit mit seiner weithin schallenden Stimme anfeuernd und vorwärtstreibend, leitetete er nicht nur unser Bataillon, sondern auch die zu beiden Seiten befindlichen Abteilungen und gab schließlich den Anstoß zu dem allgemeinen, mit überraschendem Erfolg gekrönten Anlauf. Zuerst wurde, Plänkler voraus, sprungweise mit kurzem Halten vorgegangen, unter heftigem, aber schlecht gezieltem Feuer des Feindes. Auf 300 Schritt vor der, unten durch Schießöffnungen, oben mittels Gerüsten zur Verteidigung eingerichteten Mauer angekommen, erfolgte der unaufhaltsame Ansturm. Mit schlagenden Tambours, unter brausendem Hurrah ging es im Laufschritt vorwärts; zur Deckung der linken Flanke galoppierte in dem freien Terrain die Chevauleger-Division eine Strecke vor.

Rasch war von den vordersten Infanteriegruppen die Mauer erreicht, aber nun trat eine unliebsame Stockung ein. Die Angreifer standen wohl dicht an der hohen Mauer, aber zunächst bot sich kein Zugang zu derselben, und von der noch besetzten Gartenumfassung erhielten die dicht gedrängten Plänkler Flankenfeuer. Es handelte sich zwar nur um eine Anzahl von Sekunden, die aber in solcher Lage unheimlich lang erschienen. Glücklicherweise fand sich bald eine Einbruchstelle an einem von unseren Geschützen in Trümmer geschossenen Gartenhäuschen, und auch über rasch hinweggeräumte Barrikaden der Parkeingänge drangen die Angreifer ein. Der Feind räumte schleunig die noch besetzt gehaltenen Stellungen, von Abteilungen beider Brigaden auf seinem fluchtartigen Rückzuge verfolgt. Die spätere Feldwache II, nämlich meine und die 3. Kompagnie, mußten als Rückhalt für alle Fälle

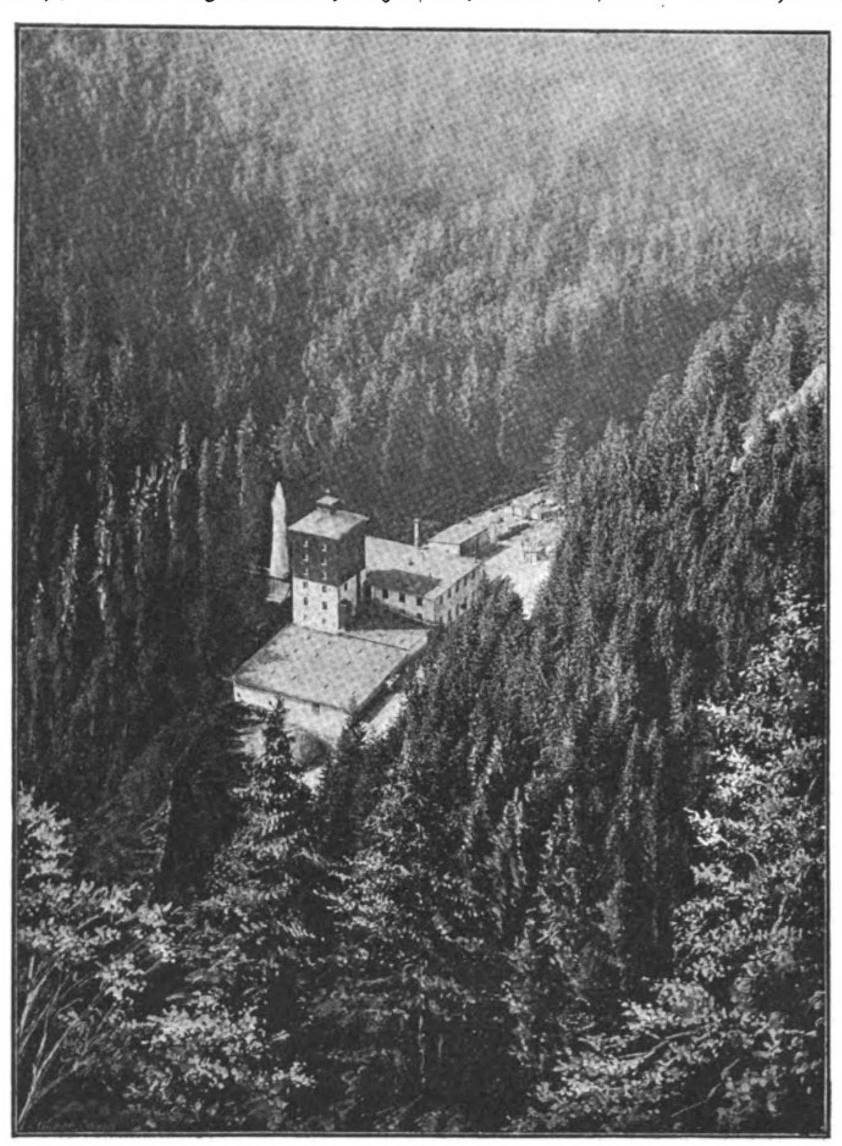
an der Mauer verbleiben. Wir durften sohin an dem ausgiebigen Hallali, das dem Regiment, namentlich einem auf eine Mitrailleuse anstürmenden Zuge, noch einige Opfer kostete, nicht teilnehmen. Für den unfreiwilligen Halt ward den beiden Kompagnien eine kleine, wenn auch prosaische Entschädigung zu teil, denn hinter der Parkmauer fanden sich Hunderte von Tornistern, welche, aus dem nagelneuen Inhalt zu schließen, höchstens den zweistündigen Feldzug von Paris bis Plessis-Piquet mitgemacht hatten. Somit konnten unsere Soldaten ihre strapazierte Wäsche und Fußbekleidung gegen frische umtauschen und noch manche während der Belagerung dienliche Gegenstände, wie Decken, Halsbinden u. s. w. erlangen. Ich selbst nahm eine der malerischen blauen Kapoten an mich, welcher fortan in den vielen bettlosen Nächten mich schützend umhüllte.

Wir waren noch nicht lange im Rückhalt gestanden, so kam die hocherfreuliche Kunde, daß die Redoute von Chatillon in die Hände unserer Brigadekameraden, der 14er, gefallen sei, und der Feind sich auf der ganzen Linie hinter die schützenden Wälle zurückzuziehen beginne. So war durch kühnen und thatkräftig ausgeführten Entschluß die für die Cernierung so wichtige Hochfläche in unseren Händen, und auch die IV. Division zur Rechten nach glücklichem Gefecht in ihre fernerhin festgehaltene Stellung eingerückt. Abends wurde die ganze Brigade zunächst der eroberten Redoute, der Bayernschanze, im Bivouac vereinigt. Welch ein Anblick, der sich unserm Gedächtnis unauslöschlich eingegraben, als wir vom Höhenrand aus das Lichtmeer der, wie wir wähnten, schon bezwungenen Hauptstadt erschauten! Solche Momente sind die Silberblicke im kriegerischen Dasein, welche alle vorhergegangenen Drangsale vergessen lassen.

Die Einrichtung unseres ersten Freilagers vor Paris, welches die Reihe der feuerlosen Bivouacs eröffnete, erforderte nicht viele Umstände. Die Nacht war nicht kalt, und für innere Heizung sowie für kalte Küche war durch ein vorgefundenes, reichlich gefülltes Proviantmagazin gesorgt. Gleich mir verbrachten viele in freudiger Erregung schlaflos die Nacht und harrten mit Sehnsucht des Sonnenaufgangs, der uns die geheimnisvoll durch Lichtpunkte angedeutete Riesenstadt in ihrer stolzen Schönheit enthüllen sollte. Die Nacht verlief ohne die geringste Störung, nicht einmal ein Gewehrschuß, geschweige einer aus den Geschützen ertönte. Waren auch die Forts noch nicht völlig armiert, so hätten doch schon etliche auf gut Glück gegen das dichtbesetzte Plateau abgefeuerte Granaten die sorglose Siegesstimmung beeinträchtigen können. Indessen an eine solche Möglichkeit dachten wir in jenen Stunden der überschwenglichen Hoffnungen natürlich nicht, welche sogar die Kapitulation von Paris schon am folgenden Tage als nicht undenkbar erscheinen ließen.

„Es wär' zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein",

und es war auch besser so, denn sonst wäre Frankreich nicht so gründlich besiegt worden, und wir — wären um unsere reichen Plateau-Erinnerungen gekommen!



Aus dem Höllenthale bei Naila.

Eine Höllenfahrt.

Von H. Lippert.

Wir verlassen den Zug, der uns von Hof nach Marxgrün, Endstation der Lokalbahn Hof-Naila-Marxgrün gebracht hat und steuern, dem Laufe der Selbitz folgend, der „Hölle" mutig zu. Einer Volkssage nach stand hier vordem, etwa 200 Schritt unterhalb der Mühle an der Selbitz, der Steinsche Hammer, welcher im 17. Jahrhundert von einem Wolkenbruche zerstört und fortgerissen wurde, weil die Hammerschmiede von ihrem harten und gottlosen Herrn gezwungen

worden waren, das Himmelfahrtsfest durch Arbeit zu entheiligen.

Dorf und Thal sollen davon ihren Namen haben.

In geognostischer Beziehung gehört das Höllenthal ganz der älteren Grauwackenformation an, vermischt mit rotem und gelbem Thonschiefer, der auch mit Diabas und Quarz verbunden ist und in gewaltigen Felsmassen hier zu Tage tritt. Sie enthalten bis zu 60 Prozent Thon- und Spateisenstein und die Stahlquellen, welche im Dorfe Hölle, wie im Höllenthale vorhanden sind, sie weisen die Eisenhaltigkeit des Gesteines augenscheinlich nach.

Im Jahre 1866/67 baute das königliche Forstärar durch das Thal eine Kunststraße, welche am letzten Hause des „Hölle“ genannten Ortes beginnt und deren Ende sich in der Nähe der Selbitzmühle befindet.

In ihrer ganzen Länge führt sie den Touristen, welcher zu Fuß oder im Wagen das Höllenthal bereist, eine Reihe hoch interessanter Landschaftsbilder vor Augen. Unter dem Brausen der durch wildes Gestein sich windenden Selbitz reichen bald reizende Waldpartien, bald barocke Felsgruppierungen sich die Hand.

Von den einzelnen Felsbergen sind der Teufelsfels, die sogenannte Kanzel, der Gruppen-, Stufen-, Uhus- und Spitzfelsen, der Zuckerhut, der große und kleine Hirschsprung besonders bemerkenswert.

Außerdem hat das königl. Forstamt Steben seine Waldungen zu beiden Seiten des Flusses durch Fußwege erschlossen und auf der linken Uferseite reizende Ruhepunkte wie die Höllenthalquelle, den Wolfsbauer, Fuchswechsel und die Schutzwand geschaffen, während rechts der Selbitz der „König David“ mit seiner herrlichen Fernsicht den Fußgänger anzieht und fesselt.

Der rasche Fall der Selbitz, der am letzten Hause des Dorfes Hölle bis zur Selbitzmühle 51 m beträgt, hat in neuester Zeit die Industrie bestimmt, inmitten des Höllenthales eine Holzschleiferei zu erbauen. Die Fabrik wurde im Jahre 1886 nach den neuesten technischen Erfahrungen und Mechanismen eingerichtet, ist elektrisch beleuchtet und wird von drei Turbinen mit 500 Pferdekräften getrieben, die ihr Wasser in einer 1402 m langen und 1,60 m weiten Rohrleitung erhalten.

Hat auch die Romantik des Thales dadurch etwas gelitten, so bildet das Etablissement nicht minder eine neue Zierde, dessen Besitzer, Herr Bergwerksdirektor A. Wiede, in zuvorkommendster Weise nicht nur Fremden den Besuch der Fabrik gestattet, sondern während der Saison des benachbarten königlichen Mineralbades Steben an jedem Sonn- und Feiertage eine herrliche Fontäne springen läßt, deren mächtiger Strahl sich zu einer Höhe von vielen Metern emporhebt. —

So haben denn Kunst und Natur hier sich vereint, um den Liebreiz eines der schönsten Punkte im ganzen Frankenwalde zu erhöhen und zu neuem Besuche immer wieder einzuladen.

Nach einstündigem Marsche gelangen wir an das Ende des Thales, von welchem wir uns westlich nach Lichtenberg wenden, das wir auf schattigem Pfade in wenigen Minuten erreichen, oder nördlich der Saale zu, jenem viel besungenen Flusse, der Bayern von Reuß j. L. und von Preußen trennt.

Möge nun die Wahl fallen, wie sie immer wolle, wir sind fest davon überzeugt, daß die Erinnerung an jene herrliche Tour für jeden Naturfreund eine der angenehmsten sein wird.

Kleine Mitteilungen.

Eine Totschlagssühne. Hanns Von und Hännslein Weber ermordeten im Jahre 1472 den Knecht des Pfarrers zu Adelsdorf an der Aisch, Namens Lug. Die Mörder flüchteten sich auf das in der Nähe gelegene Schloß Neuhaus, das Darius v. Heßberg vom Bischof zu Bamberg zu Lehen hatte. Hier erhielten sie Schutz, und einer von ihnen wurde sogar als Schloßkellner aufgenommen. Aber nicht zufrieden damit, verlangte Darius v. Heßberg, die beiden Söhne des Ermordeten sollten sich mit den Mördern vertragen. Als diese darauf nicht eingingen, fiel Darius eines Abends mit einer starken Mannschaft zu Roß und Fuß in Adelsdorf ein. Er ließ den Pfarrhof stürmen und erbrechen, den Pfarrer und seine Leute in das Taubenhaus treiben, die Söhne des ermordeten Lug, obwohl sie des Bischofs freies und starkes Geleite hatten, gefangen nehmen und auf das Schloß Neuhaus schleppen, wo sie in harter Gefangenschaft gehalten wurden. Der über die Ermordung des Lug und die Gewaltthätigkeiten seines Lehnsmannes aufgebrachte Bischof schickte seinen Hofmeister mit mehreren Edelknechten und Reitern nach Neuhaus, um mit Darius vor der Hand in Güte zu reden und Befreiung der Gefangenen und Genugthuung zu verlangen. Als der Hofmeister in die Nähe des Schlosses kam und Einlaß begehrte, schrieen die auf den Wehren, sie wollten schießen, wenn er nicht abzöge. Er ließ sich aber nicht abschrecken, sondern beharrte auf seinem Begehren. „Itzt zünten sie“, wie der Bischof schreibt, „die Büchsen an und schussen ab auf unnsern hofmeister und die unnsern, das die kugeln auf der wisen sprungen und unterstanden sich, die unsern mit dem Zeug (Geschossen) zu morden, den wir im vormals zu gute und behaltung seines sloss (Schlosses) gnediglich geschickt hatten.“ Als der Bischof Miene machte, diese Handlungsweise seines Lehnsmannes gebührend zu ahnden, gab Darius die Gefangenen heraus, indem er zugleich bemüht war, die Sache durch Vermittelung des Markgrafen Albrecht von Brandenburg und seiner Statthalter und Räte in Güte auszutragen.

Das geschah, und in dem Vertrag ward den Mördern des Lug zur Sühne aufgelegt, sie sollten von des Totschlags wegen auf einen bestimmten Tag, der des ermordeten Witwe und Söhnen zu verkünden, der armen Seele ein gesungen Seelamt samt fünf Messen in der Kirche zu Adelsdorf lesen lassen, und dabei bestellen, daß zwanzig ihrer Freunde und Gesellen je eine halbpfündige Wachskerze zum Altare tragen und opfern, und nach dem Amt, wenn man für die Seelen bittet, mitsamt den Thätern und ihren Helfern des Lugen Witwe und Söhne bitten, ihnen die That durch Gottes Willen zu verzeihen. Die Kerzen sollen dann der Kirche verbleiben, und die Thäter der Seele zu Trost eine Ach- und eine Romfahrt machen, d. i. nach Aachen und Rom wallfahrten. Überdies sollen sie den Hinterlassenen des Lug 30 fl.

zahlen und die Bezahlung durch zwei Personen verbürgen, und schließlich in einer halben Meile Wegs in der Gegend, da der Totschlag geschehen, ein steinern Kreuz setzen lassen, wie es des Ermordeten Freunde anordnen werden.

Bezüglich des Darius v. Heßberg enthielt der Vertrag die Bestimmung, daß der Bischof desselben gnädiger Herr sein, Darius dagegen diesem seinem Lehnsherrn während der nächsten drei Jahre jährlich mit 50 Pferden 14 Tage lang gewarten und dienen soll. Doch soll er zu einem Zug nach Kärnten, wo das Hochstift Bamberg große Herrschaften besaß, nicht verpflichtet sein.

J. B.

Votivtafeln und Kostümkunde. Wir schreiten in Fortsetzung der in Nr. 12 begonnenen Abbildung der Votivtafeln aus Wallfahrtskirchen der bayerischen Innebene zum Jahre 1709. Die Tracht ist einfach; man beobachtet die Verarmung, welche die schweren Heimsuchungen jener Zeit über das Land gebracht hatten. Noch ist bei dem Manne der breite weiße Halskragen in Ehren, während ein Votivbild aus dem Jahre 1748 bereits das schwarze Halstuch in der noch heute üblichen Knotenverschlingung zeigt. Schnitt und Knöpfe des Rockes zeigen, daß der Schneider mit Ungeschick die städtische Form nachzuahmen versuchte. Der Rock ist blaugrau, die Beinkleider aus gelbem Naturleder, die Strümpfe sind blau; Absätze und Sohlenrand der Schuhe grell gefärbt. Die Frau trägt eine dicke Pelzkappe, der Hals ist in sauberes Linnen gehüllt, die Jacke und das Kleid, beide von schwarzbraunem Stoffe, sind sehr praktisch und gewähren der Trägerin Schutz gegen die Unbill des Wetters. Froher Farbensinn herrscht im Kostüm des Kleinen, rotes Jäckchen, schwarzes Höschen, weiße Strümpfe. Das Bild des Mannes ist einer Votivtafel der Annenkapelle zu Stallöck, das der Frau und des Kindes einer solchen der Kirche zu Kirchdorf am Inn entnommen.



Ländliche Tracht aus dem Jahre 1709. Nach niederbayerischen Votivtafeln.

Das Dorf Neuhausen ist heute Vorstadt Münchens geworden. Es bildet einen Bestandteil der mächtig emporstrebenden Residenz. In Bälde wird niemand mehr wissen, daß Neuhausen einst ein Dorf war. Wir aber wollen eine ländliche Sitte verzeichnen, welche vor vielen Jahren am Pfingstmontag geübt wurde. An diesem Tage fand ein Umritt statt, bei welchem Hansl und Gredl, die beliebten Typen von Münchener Straßenumzügen, die Hauptpersonen bildeten. Hansl sagte vor jedem Hause einen Spruch her. Bei jedem Hause wurde ihnen Butter, Brot und Eier gereicht. Früher waren Hansl und Gredl ausgestopfte Puppen, welche an den entgegengesetzten Enden eines umlaufenden Rades befestigt, sich wie zum Tanzen die Hände reichten. Nach anderen Überlieferungen saß nur die Gredl auf dem Rade und der Wassermann (der Hansl) wurde nachgetragen; jene wurden in den Brunnen, dies dem Bauer, der im Jahre etwas verschuldet hatte, in die Haustenne geworfen. Man nannte den Brauch Sandrigl, die Burschen, welche den Umzug machten „Sandriglbuam“.

Drei weiße Rosen. Auf einer der zahlreichen Burgen des Hardtgebirges herrschte ein altadeliges Rittergeschlecht, der Schloßherr in ständiger Fehde mit seinen Nachbarn, die Schloßfrau überaus stolz und anmaßend. Am Fuße der Burg gegen das Elmsteiner Thal war die Wohnung des Försters, eines biederen Weidmannes, der in seiner frommen Gattin und seinem einzigen liebreizenden Töchterlein sein höchstes Glück besaß. Leider wurde dieses rasch zerstört, denn unvermutet erkrankte das Kind und starb. Der Förster und seine Gattin waren untröstlich. Das Antlitz des einem schlummernden Engel gleich daliegenden Kindes mit Rosen zu schmücken, stieg die Förstersgattin zur Burg empor und bat die Herrin, ihr aus dem Schloßgarten drei weiße Rosen zu schenken; weiter begehre sie keinen Schmuck. Aber die Schloßfrau fuhr heftig empor und wies zornig die Bitte zurück. Die Rosen seien nur für adeliges Antlitz, wenn sie ihre Tochter schmücken wolle, müsse sie Nesseln nehmen! Vor Schmerz über diese schroffe Abweisung stand die Förstersfrau wie erstarrt da, aber dann faßte sie sich und sprach in tonloser Stimme: „Es sei, wie Ihr gesagt, Frau Gräfin, die weißen Rosen sollen Eure adeligen Töchter schmücken“. Und nach einem Moment des Zauderns setzte sie prophetisch hinzu: „Noch vor Eintritt des Winters wird dies geschehen!“ Und in der That, noch vor Winters Anfang, lagen die drei Töchter auf der Totenbahre, geschmückt mit weißen Rosen. Die Schloßfrau verschwand spurlos, der Ritter fiel in blutiger Fehde, die Burg zerfiel. Aus den Ruinen aber wachsen allenthalben die Rosen, und zur Sommerszeit erfüllt der Duft der weißen Rosen weithin die Luft.

D.

Ein Vorläufer des rauchlosen Pulvers. Büchsen ohne Knall gab es zu Nürnberg schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Der Schlosser Paulus Dümbler war der Erfinder und Verfertiger. Die Art und Weise, wie sie beschaffen und angefertigt wurden, ist uns nicht überliefert. Als der Rat zu Nürnberg von der Erfindung Kenntnis erhielt, verbot er dem Meister die Anfertigung solcher Büchsen, „weil solches ein mörderisch waffen, dadurch man einen Menschen hinrichten könne, unvermerkt, wo es herkume“.

Ein Lob auf Altmünchens Religion. In dem schon einmal an dieser Stelle erwähnten „Christlichen Granatapfel“ vom 16. Jahrhundert spendet der Verfasser der Stadt München nachstehendes Lobgedicht hinsichtlich der Verehrung der patrona Bavariae:

München der Statt diß Lob gebührt;
Wer da gwest, muß ihrs geben:
Das sie im Schild MARJA führt,
Darzu zway starcke Löwen.
Wo man zu förchten niemand hat
Bey so bestellten Dingen,
Wer wolt dann ein so feste Statt
In frembde Macht bezwingen?

W. A.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Illustrierte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№. 16. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Im Jahre 894.

Von Ludwig Zapf. (Schluß.)

Der da zum Tode geführt wird, es ist — Gardomar. Bogol hat Wort gehalten. Eine — so kurz sie gewesen — ihm unendlich lang dünkende Zeit schon hat der Arme in der vermauerten Felsenzelle des wendischen Götterhains als Gefangener zugebracht — das Schreckliche, das ihm bevorstand, ahnend, von unbeschreiblichen Gefühlen gefoltert. Wie viele Tage, wie viele Nächte es waren — er konnte es nicht bemessen, immer war es tiefe Nacht um ihn. Nur ein schwacher Dämmerschein fiel seitlich in die Steinkammer — war es der Abglanz des Tages, war es Mondeslicht? — Was ihm dort, zwischen den Steinen hindurch, zur Fristung des Lebens gereicht worden, Speise und Trank, es war fast unberührt geblieben. Der Gedanke an sein zerstörtes Glück, an Lada, an den martervollsten Tod hatte ihn überwältigt. Nun aber, angesichts seiner Feinde und seines Endes, richtet er sich wie gestählt empor. Nicht als Feigling stirbt der Franke. So schreitet er zwischen den Schergen elastisch die kleine Anhöhe hinan.

Der Schrez, dessen kleine Augen unruhig hin- und herrollen, faßt gierig nach seinem Opfer, um es von der Nische aus dem Volke zu zeigen.

Da, wie Wetterleuchten fährt es dort, wo der Steinwall oben an der Felswand beginnt, und drüben der südliche Abhang steil abfällt, durch die neblige Luft — es war der Blitz einer Schwertklinge. Ein bewaffneter Krieger springt über die Mauer in den Raum. Zwei, drei, sechs, zehn andere folgen. Der Schrez sieht sich den Jüngling von starker Faust entrissen, er hat die Lage im Augenblick erkannt und mit dem Messer, das er vom Opferblock an sich rafft, stürzt er hinab zum Tempel und vor des Gottes Bild.

„Die Franken!" ertönt es mit Wehgeschrei unter den Wenden, sie springen dem Walde zu in eiliger Flucht.

Und sieh — eine neue Erscheinung! Eine hohe Gestalt im Priesterkleide der Christen, das Zeichen des Heils, ein goldenes Kreuz, hoch aufreckend, und ihm zur Seite ein Wendenmädchen — Lada! — das den befreiten blassen Gardomar umschlungen hält, neben beiden aber der ritterliche Führer der Franken mit erhobenem Schwerte! Da bricht der Wendenpriester am Altar zusammen. Er hat sich das Opfermesser in das Herz gestoßen. Zwischen der Tempelhalle und der Wallmauer aber tauchen dunkle Gestalten auf, und ein Hagel von Pfeilen schwirrt nach der Gruppe auf dem Felsen. Nicht eines der Geschosse jedoch trifft, wie machtlos dem Kreuze gegenüber schlagen sie klirrend ans Gestein und fallen in die Tiefe.

Die Schützen schwingen sich über die Mauer und springen hinab, flinke Frankenkrieger folgen ihnen, allein, der Örtlichkeit kundig, sind jene bald im Walde und zwischen den Felsen unsichtbar geworden. Nur einer wendet sich links und flieht über Blöcke und Gesträuche einer Felsgruppe zu, in der sich ein großes, von der Natur gebildetes Thor aufthut. Hier hält er an und nach einer spöttischen Geberde, mit der er sich gegen seinen Verfolger wendet, ist er wie im Boden versunken.

Noch sind die Franken unschlüssig, ob eine weitere Nachstellung zu versuchen sei, da deutet einer von ihnen lautlos

in die Waldestiefe. Unten am Fuße der hoch aufgebauten Felsblöcke, inmitten deren der Flüchtling plötzlich verschwand, windet sich dieser nun einem Marder gleich am Boden hin — ein fränkischer Wurfspieß zischt, und mit einem dumpfen Aufschrei, das tödliche Eisen im Nacken, rollt die Gestalt in die Farnbüsche. Es ist Bogol — das Geschick hat ihn erreicht. Der Tag, an dem Gardomar verbluten sollte, war ihm selbst zum Todestage geworden. Selbst hatte er sich das Verderben bereitet.

Feurige Lohe schlägt den Zurückkehrenden entgegen. Auf das Geheiß des Herzogs war der Slawentempel an vier Ecken in Brand gesteckt worden. „In Asche zerfalle sie, die Burg des Heidentums, den alten Götzendiener begrabe die stürzende Decke, und zu Schlacken schmelze das Götzenbild!" — so lautete sein Machtwort, und geschäftige Hände beeilten sich, es zu vollziehen.

„Eine Kapelle will ich hier erbauen", spricht der Herzog, „und mit ihr eine fränkische Burg auf diesem Stein im Walde — Waldstein sei sie geheißen! — Kreuz und Schwert sollen hier Wacht halten an der Wendengrenze. Dort unten aber", und sein Schwert zeigt in das Thal hinab, „will ich Gericht halten. Die Wenden werden des heutigen Tages gedenken — weithin im Lande verkünden diese Rauchsäulen das Ende ihres Glaubens, ihres Volkstums. Enkel und Urenkel werden zu sagen wissen von dem letzten Opferfest der Wenden! Du aber, Mädchen, habe Dank — Deine Liebe und Treue hat, nebst Gott, uns zur rechten Stunde hierhergeführt. Erfüllt in Freude wird alles werden, was Du in Bangen ersehnt — ihr glaubt zu träumen — welch ein schöner Traum!"

5.

Das ungeahnte Ereignis am Tempel des Suantewit, die Vernichtung des letzteren und der Tod des alten Wendenpriesters hatten die Lage der fränkischen Volksgenossen mit einem Male umgewandelt. Sie waren es, die jetzt siegesfroh, voll Vertrauen in die Zukunft, das Haupt erhoben, während die Zügellosigkeit der Wenden sich in namenlosen Schrecken, in Ratlosigkeit und tiefste Unterwürfigkeit verwandelt hatte. Energisch führte Herzog Udalric seine Sendung ihrem Ziele zu. Wer nun nicht den heidnischen Göttern entsagte für immer, dem Reiche Gehorsam schwor und Friede und Demut gelobte, der sollte, wie einst Gardomar vorausgesagt, „von Haus und Hof über die Sala getrieben werden".

An einen Brunnen, der unten vor dem Waldsaum in sprudelnden Quellen aus einer Wiese bricht, waren die Wenden heute entboten worden. Und sie waren, Mann, Weib und Kind, erschienen aus jedem Dorfe des Gebietes rechts der Sala, in weitem Halbkreise Kopf an Kopf um den Born geschart, den sie so oft besucht, um hier zu weihen und zu opfern. Auf der andern Seite stand der Frankenherzog und seine vereinigten, wohlbewehrten Streiter — kaum wagten die Sorben, den Blick zu ihm zu erheben — Gardomar und Lada ihm zur Seite, vor allen aber im schlichten Priestergewande der milde Apostel mit dem Zeichen der Bekenner Christi, des Heils, das er nun Tausenden spenden sollte. Auch die fränkischen Siedler waren herbeigeeilt und bedeckten die Anhöhen ringsum, den Anblick des denkwürdigen Vorganges, von dem in später Zeit noch die Enkel sagen würden, sich nicht entgehen zu lassen.

Zürnend und doch wieder mild verheißend war die Rede des Dieners Gottes. „Die Quelle hier", so schloß er seine Worte, „sie heiße der Teufelsbrunnen für und für zum Gedächtnis eurer Abgötterei, die Aue aber, auf der ihr euch heute reuig versammelt, sie sei die Himmelswiese genannt, zum Zeugnis der Vergebung der Sünden und der Spendung des ewigen Heils, das euch heute Gott in seiner Gnade zu teil werden läßt. Komm meine Tochter, die du schon längst eine Christin dem Herzen nach" — er winkte, und Lada trat vor und freudig leuchtenden, wenn auch gesenkten Auges tauchte sie den entblößten Fuß, nach frühchristlichem Taufgebrauche, in die klare Quelle, während die Hand des Priesters auf ihrem Scheitel ruhte — „Christiana, die Christin, so sollst Du fortan genannt werden." Dann beugte sich der würdige Mann zur Quelle, schöpfte mit der hohlen Hand das krystallhelle Wasser und ließ es niederrieseln auf das blonde Mädchenhaupt. Eben stieg die Sonne über die Bodenwelle im Osten, und wie Perlen in den Farben des Regenbogens flimmerten die rinnenden Tropfen gleich einem Heiligenschein, während die Lippen der Jungfrau das ihr vorgehaltene kleine goldene Kreuz berührten, das im ersten Strahle weithin erglänzte. Christiana sank auf die Kniee nieder und mit ihr Gardomar, und der Priester segnete beide, deren Augen nun heiße Thränen der tiefsten Bewegung entquollen, und verband sie als ein gottgeliebtes Paar vor dem Angesicht des Herrn, vor allem versammelten Volke.

Und auch viele der Wenden hatte Rührung ergriffen. Sie drängten sich herbei, jeder wollte zuerst in die Quelle treten und die Taufe empfangen. Das Kreuz hatte gesiegt für immer.

* * *

Ein Jahrtausend ist seitdem dahingeflossen im Strome der Zeit. Die Burg Waldstein liegt, nachdem sie lange der Wohnsitz eines edlen Geschlechtes gewesen, seit 368 Jahren in Trümmern, vom Wendentum reden nur noch die Namen von Dörfern, Bächen und Bergen, es ist voll und ganz aufgegangen im deutschen Volkselement, aber heute noch kennt und nennt man den Teufelsbrunnen und die Himmelswiese, gelegen unweit des Dorfes Großenau am Abhange des Waldsteinzuges.

Die Fugger.

Von Professor Dr. Dieppold.

Wohl jedes Geschlecht mag sich gern in kräftigen Söhnen und blühenden Töchtern vervielfältigt, und was von ihm entsproß, zu Glück und Ehren gebracht sehen. Solch edler Stolz gab den deutschen Städten der mittleren Jahrhunderte große Kraft bei geringen Unfrieden; die Geschlechter in den Reichsstädten, die in den lombardischen zur fast gleichen Zeit wie die von Rom in früheren Jahrhunderten, haben sich in den Munizipalverfassungen mit nicht unähnlicher Gediegenheit ausgeprägt, der Adel neuerer Zeiten sich aber zumeist durch dies Gefühl erhalten. Der Ursprung, wie gering er



auch sei, beschämt nie, wenn das Geschlecht nur in gleicher Würde bleibt oder höher steigt; und so mag ein erlauchter Nachkomme mit demselben Stolze auf seinen geringen, wenn nur wackern Ahnen zurück sehen, mit welchem dieser, wenn er's vermöchte, auf Kinder und Kindeskinder blicken würde, die mit jeder Generation höher gestiegen. In solchem Geiste haben auch der Sänger von Mantua, wie der göttliche Meister von Reggio sinnreich von Wachstum und Größe des Geschlechts prophezeien lassen, unter dessen Fittich sie sangen: Virgil läßt seinen Helden in den Seligen Inseln die Ahnen Augusts schauen, und Ariosto das erlauchte Haus Ferrara in Geschichten der Vorzeit als zukünftig verherrlichen. Sie sangen als prophetisch, was bereits in der Zeit erfüllt worden; wem aber je vergönnt wurde, seines Geschlechts glorreiche Zukunft, seines Namens lange Reihe und unverhofftes stetes Steigen im Bilde vorauszusehen oder nach Jahrhunderten auf einen Augenblick wieder zu kennen, so daß er sich in der fruchtbaren, ruhm- und glanzvollen Nachkommenschaft kaum selbst erkennte und wiederfände, der müßte staunen, wie Hans Fugger, der arme Leineweber, staunen würde, dessen Geschlecht sich binnen einhundert und sechzig Jahren Sitz und Stimme auf den Reichstagen erwarb. Er, der Ahne, besaß einige Morgen Landes bei Augsburg, sie, die Nachkommen, gebieten über eine ganze Grafschaft am östlichen Ufer der Donau, der übrigen Güter und Schätze nicht zu gedenken. Er war froh des täglichen Unterhalts und trug seines Fleißes Frucht selbst zur nahen Stadt; sie lebten in Fülle, schossen Königen und Kaisern, welche die Welt erschütterten, vor und ließen die Flaggen ihrer Schiffe, im Mittelmeer wie auf der Ostsee, auf dem Ozean bis zu beiden Indien wehen. Er trieb ein geringes Gewerbe, nach alter Weise, sie hegten alle Künste in neuem Aufblühen und thaten für sie und die Wissenschaften mehr als manch gekröntes Haupt. Unser Jahrhundert hat durch merkwürdige Schicksale, durch das Glück der Waffen das Gestirn einer Familie Bonaparte emporsteigen sehen, wie so ganz anders das Emporblühen des Hauses Fugger. Die Fugger sind ohne Kriegsglück, ohne Sturz der Staaten, nur durch friedlich Gewerb und des Handels blutlose Künste zu solcher Höhe gestiegen, in Zeiten, wo die Weise des Handels mühsamer, die Scheidung der Stände schärfer war.

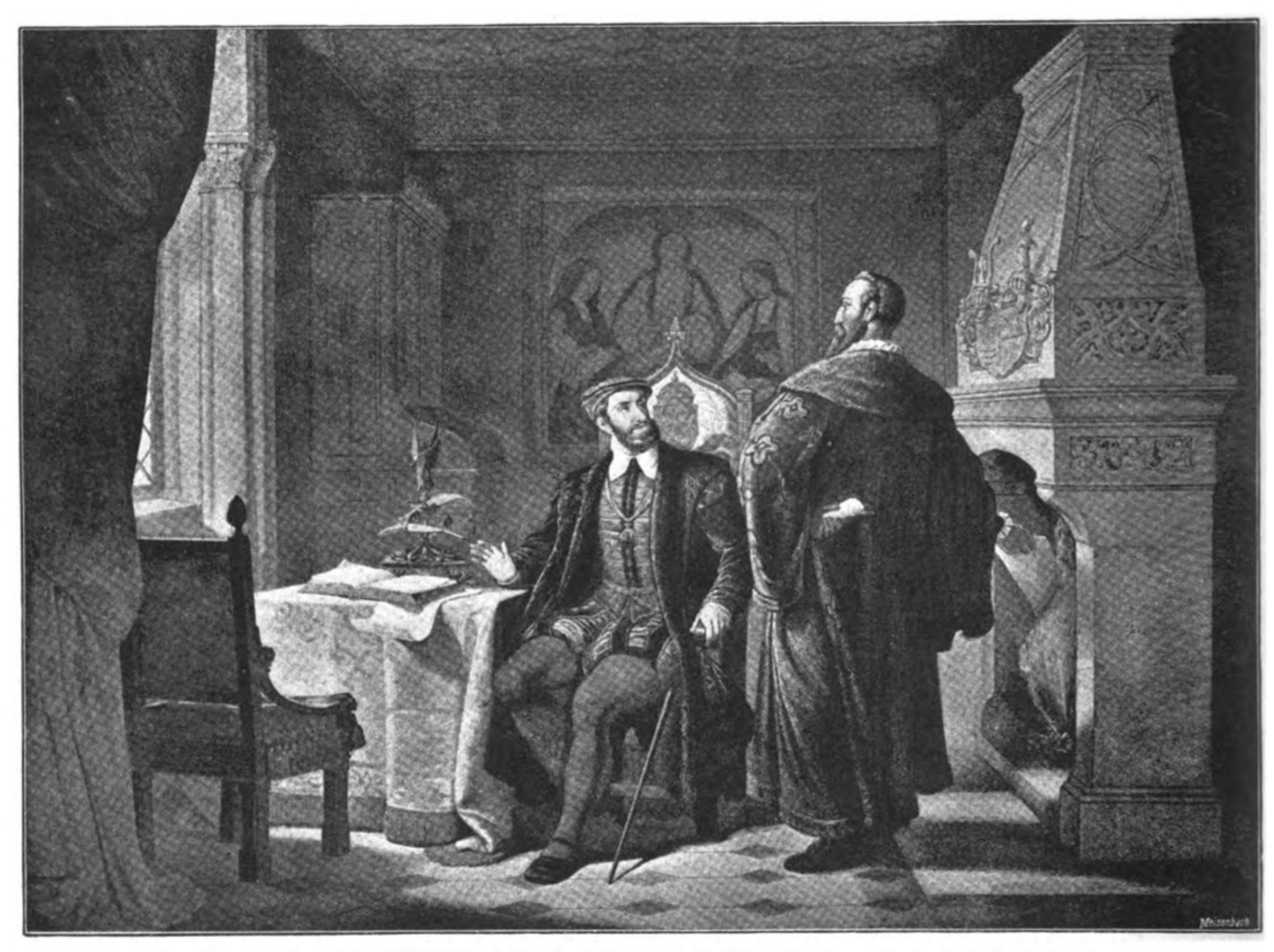
Östlich von Augsburg, jenseit des Lech, dehnt sich nach Mittag eine weite Steppe, das Lechfeld, hin, allbekannt durch Schlachten, die dort über das Schicksal von Tausenden entschieden. Da, im Dorfe Graben, an der vormaligen Straße webte Hans Fugger an seinem Webstuhl, außer welchem er einige Tagwerke Wieswachs, sonst wenig besaß. Er zeugte mit Anna Meisner aus Kirchheim zwei Söhne, Hans und Ulrich. Hansen mochte das Stadtleben besser behagen, und die ehrsame Zunft der Weber, die als solche schon Kaiser Ottos Sieg über die Ungarn auf dem Lechfelde mit errungen, auch eines feindlichen Heerführers Schild erbeutet haben wollte, ihn nicht minder in die Mauern locken. Darum verkaufte er sein Erbteil, erheiratete sich das Bürgerrecht mit Klara Widdolph im Jahre 1370 und verhalf auch seinem Bruder zu einer guten Heirat und zum Bürgerrecht. Als Klara gestorben, strebte Hans schon höher empor: er ehelichte eines Ratsherrn Tochter, Elisabeth Gfattermann, im Jahre 1382, mit der er zwei Söhne und vier Töchter zeugte.

Unter den siebzehn Zünften der Stadt in damaliger Zeit werden die Kaufleute, die Kramer, die Weber genannt. Jede hatte ihre Zunftmeister und Zwölfer, von deren einigen Rat und Gericht besetzt war. Einer dieser Zwölfer war nun Hans; also saß er mit im Rate und trieb dabei des Vaters Gewerbe mit solchem Fleiß und Geschick fort, daß er sich mit Weberei und Handel dreitausend Gulden, damals schon viel, erwarb. Er mochte ein stattlicher Bürger, auch sonst ein schlauer Kopf, rüstig und betriebsam sein; denn er war Freischöffe der westfälischen Feme, und diese wählte keine Untauglichen. Möglich ist, daß sich auch dadurch sein Vermögen mehrte. Er starb 1409. Von seinen zwei Söhnen handelte der ältere, Andreas, schon so glücklich, daß er nur der reiche Fugger hieß, auch mit Barbara, aus dem alten Geschlechte der Stammer vom Ast, die adelige Familie der Fugger vom Reh (1452) — dies das Wappen, das Kaiser Friedrich III. den Söhnen gab — stiftete. Angesehen, mit namhaften Geschlechtern befreundet und dessen nicht wenig stolz, verfiel sie durch Unglück im Handel doch so, daß sie von den Wohlthaten ihrer verachteten Vettern leben und zuletzt wieder handwerkern mußte. Sie starb nach 1683 ganz aus. Den zweiten, Jakob, hat man als eigentlichen, obwohl dritten Stifter des Hauses anzusehen. Auch er war Zwölfer der Weberzunft, von dieser im Rat, sonst ein stattlicher Handelsmann, der den Armen viel Gutes that und ein Mittel zu erfinden gedachte, wie das Korn auf ewige Zeiten um gleiche Preise zu verkaufen wäre. Also ruhte des Vaters mildthätiger, betriebsamer Geist auf ihm, und sein Thun war gesegnet in alle Wege. Mit seiner Frau Barbara Bäsinger, eines Münzmeisters Tochter, ererbte er ein Haus am Göppinger Thore, das erste in Augsburg, so die Fugger ihr eigen nannten. Barbara gebar ihm unter elf Kindern drei Söhne, Ulrich, Georg und Jakob, die bei dem in ihrem Hause erblichen Aufstreben noch höher als die Väter wollten und sich an die vornehmsten Geschlechter verheirateten. Zwar stammen alle Fugger nur von Georg und seinem schönen Ehegemahl, der Regina Imhof, ab, da Jakob gar keine, Ulrich keine männlichen Erben hinterlassen; aber des Geschlechtes Größe, Reichtum und Einfluß haben alle drei insgesamt begründet, sie, die Kaiser Friedrich als die Fugger von der Ilgen (Lilie) in den Adelsstand erhob (1473). Wie und wodurch sie das geworden, werden wir alsbald hören.

Augsburg hatte vor dem Jahre 1313 wenig oder gar keinen Handel. Zu Köln, Aachen, Mainz gab's fast zweihundert Jahre früher schon Gewerbe, und bereits im Jahre 1214 bezog man die große Messe zu Frankfurt, den großen Jahrmarkt zu Speier. Aber diese Städte lagen zum Teil am Rheine, zum Teil ihm doch noch näher als Augsburg. Also war auch Augsburg weder im rheinischen Bunde, noch hatte es an der ebenso gewaltsamen, als reichen und weit verbreiteten Hansa teil. Selbst die Natur schien nichts für den Handel gethan zu haben. Diese vormals freie Reichsstadt, vor alters eine Kolonie des Römers Drusus, ist gesund und anmutig zwischen zwei Flüssen gelegen, die unweit derselben ihre reißenden Wellen mischen. Gen Morgen stürzt der Lech, ein frisches Wasser, das den Kiesel am Boden sehen läßt, gen Abend die Wertach vorbei, aber keine ist schiffbar, und die Donau ziemlich entlegen. In der Nähe gibt's weder Bergwerke, noch sonst einen Naturschatz; am besten mochte noch

nach der Donau zu der Flachs gedeihen. Damit half sich der Ort auf, gewebt wurde fleißig, an gutem Wasser war kein Mangel, Gruben und Kanäle waren bald gezogen, und auf den weichen Angern um die hügelige Stadt mochte man die Leinwand bequem breiten. Der feinen Leinwand geschieht schon im Jahre 1282, der Weber sechs Jahre später Erwähnung. Aber nach etlichen dreißig Jahren war der Webstuhl schon sehr in Aufnahme. Die Stadt nahm einen Leinwandzoll, der beträchtlich war, und hatte Mangen (Maschinen zur Glättung der Weberwaren, durch ein Pferd getrieben), Bleichen, Bleichmeister und Knechte, alles auf öffentliche Kosten, zu öffentlichem Nutz. So ward die Weberzunft die zahlreichste, zwar die zweite der Ordnung nach, aber die wichtigste, einflußreichste, wie denn selbst das zünftische Stadtregiment von Leinewebern durchgesetzt wurde.

Augsburg hätte ohne Verkehr den Ruhm trefflichen Gewebes umsonst gehabt. Aber der fand sich um dieselbe Zeit. Am Oberrhein war ein emsiger Handelsgeist rege, und Italien hatte in seinen freien Städten den Reichtum morgenländischer Natur, wie Erzeugnisse eigener Kunst aufgehäuft. Zu allen Zeiten hat der Mensch, wenn nicht ganz Barbar oder Tier, ein Gelüste nach dem Fremden gehabt, und ein Volk das erst seit kurzem die Wohlthat bürgerlicher und städtischer Verfassung genossen, mag nun gern mehr haben, als das Notdürftige. Der Handel mit Italien begann auf zwei Wegen. Einen zeigte die Natur, zu Schiffe auf dem Rhein, den andern fand die Liebe zum Gewinn, die jeglich Hindernis überwindet. Am Lech hinauf über Füssen, dann durch finstere Wälder, über das steile Tyroler Alpengebirge, über Meran und Bozen zog sich die neue Handelsstraße nach Venedig, auf der es bald von Krämern und Treibern wimmelte. Mühsam trug nun das Maultier des Orients Spezereien und Gewürze, die Gold- und Silberarbeiten, die seidenen Waren welscher Künstler über die hohen Pinnen und Forsten in das gewerbfleißige Deutschland hinab, und von Füssen mochte dem reißenden Lech zum Trotz manches belastete Fahrzeug bis Augsburg oder bis zum Donaustrom hinab rudern. Bald lag Augsburg voll levantinischer und italienischer Waren; die brachte es mit seiner Leinwand, seinem Hausgerät, Borten, Gürteln, Schleiern, seinen schwarz oder schön gefärbten Zeugen, die berühmt waren, späterhin mit seiner berühmten, beliebten Poußler-Arbeit, auf Lastwagen nach Frankfurt am Main und Nürnberg. Für alles, was hier oder in Augsburg gefertigt oder gefeilscht wurde, eröffneten sie zu Erfurt und Braunschweig neue Lagerstädte, und so zog sich nun ein neuer belebender Handelsweg vom adriatischen Golf bis an Niedersachsens Küsten durch das Herz von Deutschland hinab.



Anton Fugger verbrennt den Schuldschein Kaiser Karls V. Nach N. Baders Freskogemälde im k. b. Nationalmuseum.

Der Städte wie des Handels größten Flor haben die verschiedenen Handwerker herbeigeführt, und wenn auch die Kaiser im 13. Jahrhundert die Macht der Zünfte und Gilden nicht begünstigten, so erwiesen sie sich doch im 14. und 15. freigebig mit Begnadungen, zumal gegen Augsburg (1349). Sie machten es zollfrei in allen Reichsstädten (1352), gaben ihm durch ganz Bayern freien Handel mit Salz und anderen Waren (1361), wie auch das Geleite durch Böhmen, Mähren und Schlesien. So war Augsburg wie zum zweiten Male erbaut, als der rheinische Städtebund das große Beispiel gegeben, wie der Bürger vereintes Geschick mit Mut und Kraft durchzusetzen vermöge, was bis dahin weder Königen noch Kaisern gelungen. Die Herren und Barone, dem niederen Gewerbe wie dem Handel gleich feind, die ihrem Stolz unedel dünkten, streiften fehdelustig im Lande umher, warfen unbewehrte Krämer nieder und schleppten mit ritterlichem Jubel Schätze auf ihre Adlernester hinauf, die sie durch Fleiß nicht gewinnen, doch auch nicht mehr entbehren mochten. Da traten die schwäbischen Städte, 33 an der Zahl, nach der rheinischen Weise in einen Bund zusammen, Augsburg war an der Spitze. Der gedieh so glücklich, daß er im Jahre 1381 mit dem rheinischen, den er an Macht übertroffen, eins ward. Binnen sieben Jahren war er bis auf 70 Städte angewachsen, unter welchen Nürnberg, Ulm und Augsburg vor allen glänzten, und war dem Kaiser Wenzel so furchtbar geworden, daß dieser seine Trennung befahl. Leinwand, Barchent, Zwillig, Poußlerarbeit wurden allenthalben gesucht; die vielen Mühlen, Getriebe und Hammerwerke am Lech walkten und hämmerten so fleißig, und mit fremden Erzeugnissen, wohl auch Rheinweinen, ward solcher Verkehr getrieben, daß Kardinal Äneas Sylvius Piccolomini, nachmals Papst, wohl schreiben mochte: „Augsburg übertreffe an Reichtum alle Städte der Welt“. — Unter Maximilian I. und Karl V. gedieh sein Handel zur höchsten Vollkommenheit. Jährlich kamen 350000 Stück Barchent zur obrigkeitlichen Schau, 70000 Stück Leinwand auf die Bleiche, die Zitzfabrik lieferte 60000 Stück, 6000 Webermeister hatten vollauf an ihren Werkstühlen zu thun, und ein Kapital von 300000 Gulden, wohl so viel als jetzt vier Millionen, war jährlich im Umlauf. Die Stadt hielt sich, wie andere große Städte, reitende Boten und fahrende Landkutschen aus eigenen Mitteln.



Durchlaucht Fürst Carl Maria Ludwig Fugger-Babenhausen.

Solchen Flor hatten die Fugger begründet, sie hinwiederum wurden groß durch Augsburgs Kunstfleiß und Verkehr. Hans schon besaß 3000 Gulden, wie oben gemeldet, sein ältester Sohn hieß der Reiche, und seine drei Enkel vom jüngsten, Ulrich, Georg und Jakob, betrieben der Väter Gewerbe lebhaft. Ulrich gab der Größe seines Hauses ein bleibendes Unterpfand: er fing den Handel mit Österreich an. Als Kaiser Friedrich III. Zwiesprach halten wollte mit dem stolzen und kühnen Karl von Burgund zu Trier (1473), wobei es Pracht galt, versah Ulrich Fugger ihn und sein ganzes Hofgesinde mit Röcken und Mänteln von Wolle, Seide, Gold und Silber. Ulrich handelte ins Große und weithin; in Deutschland, Polen, Italien und den Niederlanden machte er Geschäfte, er hatte schon eine Schreibstube, die wegen ihrer Kostbarkeit nur die goldene hieß, und Brüder und Söhne liehen und lieferten fortan den Fürsten von Österreich. Damals schon mochten sie alles, was käuflich war, in ihren Verkehr ziehen; Hans Fugger hatte nur Leinwand feilgeboten, sie versandten, wie andere Augsburger, fast alle Stücke Albrecht Dürers nach Italien. Befriedigung gebiert neues Verlangen, und wer Ehre oder Gewinn sucht, thut sich selten Genüge. So die Fugger. Wie weit auch ihre Waren und Wechsel nun schon gingen, allüberall suchten sie neuen größeren Verkehr. Im Jahre 1503 zogen sie mit den Welsern nach Antwerpen, dessen damalige Blüte und Reichtum ans Unglaubliche grenzte, um auch am ostindischen Handel teilzuhaben, weshalb sie auch ein eigenes Handelshaus in dieser Stadt gründeten. Drei Jahre nachher rüsteten sie mit etlichen von Nürnberg, Florenz und Genua drei Schiffe für 60000 Dukaten, schickten sie mit der Portugieser Flotte nach Calcutta, und als sie zurückkehrten, und der König Emanuel von Portugal den vierten (1509) und über das noch den zwanzigsten Teil behalten, hatten die Fugger doch 175 Prozent Reingewinn. Auch die Welser, Föhlin, Gassenbratt und Hoffstetter legten über 30000 Dukaten zum indischen Handel an, wodurch Augsburg in große Aufnahme gekommen. Nun war nicht leicht eine Handelsstraße, ein beschifftes Meer, wo man nicht Fuggerische Güter gesehen. Die Hansa, zur Zeit immer noch mächtig, nahm ihnen auf einmal 20 Schiffe, mit ungarischem Kupfer befrachtet, weg, das sie auf der Weichsel über Krakau nach Danzig hatten verschiffen lassen (1510). Und als die Holländer abermals 60 Schiffe durch die Hansa einbüßten, erhielt niemand etwas von Gütern wieder, als die Fugger, auf Vorsprach des Königs von Polen und des Kaisers. Wenn Graf Anton Fugger, Georgs und der Imhof Sohn,

allein 6 Millionen Goldkronen bar, Kostbarkeiten und Juwelen in Menge und Güter in allen Teilen Europas, wie in den beiden Indien besessen, so kann Kaiser Karl, als er den königlichen Schatz in Paris beschaute, wohl gesagt haben: „Zu Augsburg ist ein Leinweber, der kann das alles mit Gold bezahlen!“

Österreich, das unerschöpflich reiche Österreich, allerwärts so freimildig von der Natur begabt, die seine Fürsten groß machen half, erhob auch unsere Kaufleute unter jenen drei Brüdern. Ulrich erhandelte groß Gut, Georg pflanzte das Geschlecht fort, Jakob gab den Handel auf und verlegte sich auf den Bergbau. Damals war Tyrol überaus reich an Gold- und Silbergruben; die Gegenden an der Etsch galten als die ergiebigsten Geldquellen in ganz Deutschland, und Italien, Frankreich und Spanien empfingen ihr Silber aus den Händen deutscher Kaufleute. Zuerst pachtete Fugger die kostbaren Erzadern zu Schwatz in Tyrol. Bald wurde seine Gewerkschaft die vornehmste in den dortigen Halden und Gruben. Schwatz lieferte das beste Reingold, jährlich 55 855 Mark Silbers, bei 20 000 Zentner Kupfer, also nach damaliger Währung etwa 700 000 Gulden. Hiervon zogen die Fugger allein 200 000 Gulden reinen Gewinn, obwohl sie monatlich 200 Mark Bandsilber abliefern mußten (1488). Also konnten sie wohl den Erzherzogen von Österreich 150 000 Gulden vorstrecken und ein prächtiges Schloß, Fuggerau, in den Tyroler Gebirgen aufführen. Noch heutigen Tages werden die ehernen und steinernen Grabmäler etlicher Fugger in der Pfarrkirche von Schwatz gesehen. Zu Zell liegt Jakob begraben, einer der glücklichsten Greise seiner Zeit, der viele Kinder und Enkel vor seinem Ende sah, in hohem Alter starb (1503) und von Kaiser Max selbst, dessen Rat er gewesen, mit zur Erde bestattet wurde.

Zu den Tyroler Gruben kamen noch die in Kärnten, Krain und Ungarn. Wie ergiebig die letzteren gewesen, mag man aus jener Schiffsladung, welcher vorhin gedacht wurde, wie aus der Strafe von 60 000 Dukaten ermessen, die sie und ihr Schwager Georg Thurzo v. Betlenfalva an König Ludwig ob des schlechten Goldes zahlen mußten, das sie dort eingeführt (1514). Zwanzig Jahre trieben sie mit diesem Schwager unter mancherlei Mühe und Gefährlichkeit den Kupferbau zu Neusohl in Ungarn, wo sie Spleißhütten und Hämmer besaßen. Selbst die Kammer zu Kremnitz hatten sie eine Zeitlang inne, und im Jahre 1526 nahm Anton, der nach Jakobs Tode den Bau und Handel in Ungarn nicht mehr fortsetzen mochte, doch die Neusohler Gewerkschaft gegen 20 000 ungarische Gulden jährlich wieder auf 15 Jahre von König Ludwig zur Miete, streckte diesem auch zum Türkenkriege 50 000 ungarische Gulden vor.

Wenn man in den Geschichten jener Zeit liest, wird man zu glauben versucht, daß außer den Fuggern niemand etwas Bedeutendes an Geld und Gut besessen. Für sie war die Erde außen und innen allerwärts ergiebig, die See nicht arm, und wie reich sich ein klug angelegtes Gut in des Handels vielfacher Verkettung bei Fleiß, Geschick und Glück verzinse, sieht man an ihnen. Kaiser Max, dieser liebenswürdige Abenteurer, hätte nichts vermocht ohne die Fugger, da sein Schatz nicht selten leer war. Für 70 000 Goldgulden verpfändete er ihnen die Grafschaft Kirchberg und Weißenhorn auf zehn Jahre (1507), und als ihm Papst Julius II. samt den Königen von Spanien und Frankreich, Ferdinand und Ludwig (1509), 170 000 Dukaten zum Venedigerkriege bewilligt, zahlte das Fuggerhaus die Summe binnen 8 Wochen durch Wechsel. Auch dem Kaiser Karl streckte es vor, namentlich zum Seezuge nach Tunis (1573), und so konnte Graf Karl Fugger dem Herzoge Alba in die Niederlande (1619), Graf Otto Heinrich dem Kaiser Ferdinand nach Böhmen, je ein Regiment zuführen, das sie auf eigene Kosten geworben.

Bisher mag geschienen haben, als sei dies seltene Geschlecht nur auf Erwerb und Gewinn bedacht gewesen. Aber es verdiente sich schon früh durch Mildthätigkeit jenen überschwenglichen Segen nach der Altvordern frommem Glauben, daß ein allschauender, allgerechter Gott auf vielen, unverhofften Wegen vergüte, was ohne Rücksicht auf Vergeltung gethan werde. Darum sagt der Ehrenspiegel: „An ihnen sei des Heilands Zusage erfüllt worden: gebet, so wird euch gegeben!“ Schon Hansens jüngerer Sohn, Jakob, wird hierinnen gepriesen. Mehr vermochten und thaten dessen Söhne, Ulrich, Georg und Jakob. Sie kauften in der Jakober Vorstadt von Augsburg mehreren Bürgern am Kapfeneck und Saumarkt ihre Häuser ab, rissen sie nieder und bauten 106 kleine, in welche sie arme Bürger gegen geringen Zins aufnahmen (1519). Jakob vollendete diese kleine Stadt, die Fuggerei, die, mit Mauern und Thor versehen, noch bis auf den heutigen Tag unverändert unter dem Namen besteht. Er stiftete auch im selben Jahre nicht weit davon das Holzhaus für 32 Fremde, die mit den bösen Blattern behaftet waren, welche in jener Zeit viel Menschen hinrafften (1538). Hieronymus, bei Lebzeiten mildthätig, vermachte sterbend den Armen 2000 Gulden und eine namhafte Summe zu einem Spital für 500 Fuggerische Unterthanen zu Walterhausen. Anton stiftete zu Babenhausen eine Schule, ein Jahrgeld für Studierende, ein Legat zur Aussteuer dreier junger Mädchen, das Schneidhaus auf dem Roßmarkte zu Augsburg (1571), und dessen Söhne brachten das Holzhaus am Gänsebühl für Aussätzige zu stande.

(Fortsetzung folgt.)

Die Salzburg.

Von Friedrich Richter.

Wenn der Goldschmied eine Münze, ein Geschmeide auf den Wert des Metalles prüft, ob es auch lauteres, echtes Gold oder Silber sei, so träufelt er einen Tropfen ätzenden Wassers drauf, um daraus die Art des Metalles zu erkennen, oder er prüft es durch Reiben an einem harten Steine, um aus der Spiegelfläche sein Urteil geben zu können.

Was soll dies Gleichnis an dieser Stelle?

Der Name „Salzburg“ ist ein Prüfstein für die Kenntnis der Geschichte und Landeskunde. Im Nordwesten des König-



reichs erhebt sich am Strande der Saale eine Ruine, welche mit Heidelberg und Werthheim verglichen werden kann. Wer kennt sie, wer weiß ihren Namen im Lande? In den fränkischen Kreisen ist er noch etwas bekannt, aber wir möchten in weiterer Ferne nicht forschen, man würde gar oft die Antwort uns schuldig bleiben. Die Burg aber sollte vor allen im Lande gekannt sein. Wir haben zuvor zwei Ruinen genannt, welche für Süddeutschland bedeuten, was für Spanien die Alhambra, und haben gesagt, daß die Salzburg ihnen zur Seite gestellt werden kann; wir dürften sie also Unterfrankens Alhambra nennen. Der Wanderer, der aus dem Saalgrunde von Bad Neuhaus zu ihr hinauf pilgert, wird reich belohnt. Seinem Blicke öffnet sich ein entzückender Ausblick ins Thal der Saale, nach Neustadt, Neuhaus, Mühlbach, Selz, auf die Berge der Rhön, den Kreuzberg, Eierhunk, Roßberg, Himmeldankberg, die Hohe Rhön. Er erfreut sich bei dem Gange durch die Trümmer der Burg an prächtigen Architekturstücken, welche zum Studium der Baugeschichte einladen; doch noch gewaltiger sind die Erinnerungen der Geschichte, sie adeln und erheben die Stätte zu einer der bedeutendsten des Königreiches. Die Riesengestalten der ersten Karolinger steigen aus dem Nebel der Vorzeit herauf. Der Frankenkönig Pharamund soll die Burg im 5. Jahrhundert nach Christus erbaut haben, und Karl Martell, der die Mauren in der Schlacht von Tours vernichtete und Frankreich dadurch vor der Herrschaft des Halbmonds errettete, soll sie im 8. Jahrhundert erweitert haben. Pipin der Kleine hielt hier Hof. Von hier aus strahlte das Licht des Christentums in die heidnische Finsternis, und der große Apostel der Deutschen, der hl. Bonifazius, weihte hier die ersten Bischöfe Frankens und übertrug den Stuhl von Würzburg dem hl. Burkard, den Stuhl von Eichstädt dem hl. Willibald 742.

König Ludwig I., unermüdet thätig, den Sinn für Geschichte im Volke zu erwecken, hat zum Gedächtnis des Ereignisses am 12. Juli 1841 im Hofe der Salzburg in Gegenwart der Bischöfe von Fulda, Eichstädt, Würzburg, den Grundstein zu einer Kapelle gelegt, welche 1848 vollendet und eingeweiht wurde. In den Räumen der Burg weilte mit Vorliebe Karl der Große. Er hielt hier Hoflager im Jahre 790. Seine Reise von Worms nach der Salzburg verdient in unseren Tagen besondere Bemerkung. Wir wissen, welche Sorgfalt der große Kaiser, seinem Jahrhundert vorauseilend, den Wasserstraßen zuwendete, wie er es war, der durch sein Machtgebot die Verbindung der Donau mit dem Rheine herbeiführen wollte. Unter ihm wurde der erste Spatenstich zu dem Werke gethan, welches erst nach 1100 Jahren durch Bayerns König Ludwig I. vollendet werden sollte, der Donau-Main-Kanal. Und ein Enkel des großen Königs, Se. Kgl. Hoheit **Prinz Ludwig**, hat vor wenigen Tagen in der Kammer der Reichsräte in Aufnahme der Gedanken der beiden großen Fürsten dem Lande die Wichtigkeit seiner natürlichen Verkehrswege bewiesen.

Der Kaiser kam zu Schiffe nach der Salzburg; der Chronist Eginhard erzählt — „um die Zeit nicht müßig hinzubringen, fuhr er zu Schiffe von Worms den Main hinauf nach dem Palast, den er zu Selz in Deutschland an der Saale erbaut hatte“. Diese Reise bekundet die Vorliebe des Kaisers für den Weg zu Schiffe, und schon damals mag sein genialer Geist den zuvor genannten Riesenplan erwogen haben, drei Jahre später begann die Ausführung desselben.

Die Salzburg bei Neustadt a. d. Saale. Nach K. Geist.

Hier auf dem fränkischen Berge empfing der Kaiser die Gesandten des Kaisers Nikophorus von Byzanz (803). Eginhard erzählt, „Karl sei bei ihrem Eintritte am hellen Fenster gestanden, strahlend wie die Sonne beim Aufgang, mit Gold und edlen Steinen geschmückt“. Hier nahm Karl die Unterwerfung Wittekinds entgegen.

Eine süße, minnige Sage verknüpft Karls Namen mit der Entstehung Neustadts. Der Kaiser sei mit seiner Gemahlin am Eckfenster des Gadens gestanden, der noch heutzutage als sein Gemach gezeigt wird. Da habe die Kaiserin, erfreut von dem Anblick des schönen, gesegneten Saalthales geäußert, es wäre ein Wunsch ihres Herzens, daß am jenseitigen Ufer des Flusses angesichts der Hofburg eine Stadt entstünde und eine Kirche zur Ehre Gottes errichtet würde. Der Kaiser habe den Wunsch seiner Gattin erfüllt und eine Stadt in Gestalt eines Herzens erbauen lassen.

Außer Karl dem Großen weilten hier die Kaiser Ludwig der Fromme, Ludwig der Deutsche; ferner Arnulf von Kärnten, Ludwig III. das Kind und Kaiser Otto I. der Große. Otto III. schenkte im Jahre 1000 die Burg dem Bischof Heinrich von Würzburg; die Bischöfe gaben sie Vögten zum Lehen. Mit dem 15. Jahrhundert beginnt der Verfall der Burg. Ende des vorigen Jahrhunderts erhielten sie die Grafen von Hasthausen, von welchen die Familie v. Brenken und jetzt v. Guttenberg das Besitztum ererbt hat.

Der alte Welf.

Ein Gedenkblatt zum 15. Dezember.

Von Lorenz Werner.

Als das Jahr 1000 der christlichen Zeitrechnung heranrückte, nach welchem gemäß der Anschauung damaliger Zeit die sichtbare Welt untergehen und das himmlische Zion errichtet werden sollte, da hatte sich der Gemüter der Menschen eine furchtbare Angst bemächtigt. Dieselbe wurde nicht gemindert durch das Eintreten außerordentlicher Naturereignisse, wie Erdbeben, Sonnenfinsternisse, Nordlichter und Kometen. Überdies hatten die Menschen schon von gewöhnlichen Schrecknissen, den Folgen des Krieges wie Hunger und Pest zu leiden. Kein Wunder, wenn man an den allgemeinen Weltuntergang glaubte, und ein jeder der Retter seiner Seele zu werden suchte. Die Armen legten sich Marter auf, die Reichen machten fromme Stiftungen und gründeten Klöster.

So hielten es die damaligen Glieder der im schwäbischen und bayerischen Oberlande, auf Bodmann, in Memmingen, Ravensburg und Kaufring seßhaften reichbegüterten Welfenfamilie. Sie gründeten Ammergau, dessen Mönche Altomünster besiedelten, Steingaden am Lech, wo sie nach ihrem Tode beigesetzt sein wollten, und Weingarten bei Ravensburg, nördlich vom Bodensee. Ähnlich wie die Familie der Schyren mit ihrer Burg in der Nähe der Ilm verfuhren, welche sie den Mönchen einräumten und zum Kloster umschufen, während sie selbst sich die Burg Wittelinspach an der Paar erbauten, so machten es die Welfen mit ihrer Stammburg Altdorf. Sie überließen dieselbe, welche nunmehr den Namen Weingarten annahm, den Benediktinern und hausten fürderhin im nahen Ravensburg. In diesem Ravensburg nun ward im Jahre 1116 als der Sohn Herzog Heinrichs des Schwarzen von Bayern und der Wulfhilde, Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, jener Welf geboren, der, obwohl nicht selbst regierend, aber für die Interessen seines Geschlechtes stets thatkräftig eintretend, in der Geschichte des Welfenhauses eine hervorragende Rolle spielt und gemeiniglich den Namen „der alte Welf“ führt. Diese Bezeichnung wurde ihm mit Rücksicht darauf, daß er seinen Bruder, den Herzog Heinrich den Stolzen von Bayern, lange überlebt hat und für dessen jugendlichen Sohn, den späteren Löwen, auf dem politischen Schauplatz erschien. Im Jahre 1126 verlor Welf, mit Einberechnung der älteren im Jahre 1055 ausgestorbenen Linie der Sechste dieses Namens, seinen Vater, der sich der Sitte damaliger Zeit gemäß kurz vor seinem Tode in seinem Schloß zu Ravensburg als Mönch einkleiden ließ; im gleichen Jahre war auch sein ältester Bruder Konrad gestorben, der, in der Entsagung noch weiter gehend, schon in jugendlichen Jahren Ehren und Würden floh und in Clairvaux Mönch wurde, als welcher er in einem Kloster Unteritaliens, zu Bari, früh das Zeitliche segnete. Ein Jahr darauf wurde im grellen Gegensatz zu solcher Weltverachtung auf der durch Lied und Sage gefeierten Burg Gunzenlee bei Augsburg jene prunkvolle Hochzeit gefeiert, welche dem Bräutigam in der Folge den Beinamen Superbus, der Stolze, einbrachte. Derselbe, Welfs älterer Bruder Heinrich, führte eine Kaisertochter Gertrud, die des Supplinburgers Lothar II. heim. Mit dieser und bereits mit der Ehe Wulfhildens kamen die Gebietsteile des Herzogtums Sachsen und dessen herzogliche Würde an das Welfenhaus, das schon 1070 über das Herzogtum Bayern herrschte. Welf VI. selbst verehelichte sich zwar mit keiner Tochter eines mächtigen Dynastengeschlechtes, doch brachte diese, Uta von Kalw als die Erbin des reichen Pfalzgrafen Gottfried von Kalw, am Schwarzwald, ihm eine Mitgift zu, durch welche sein ohnehin vorhandener Reichtum beträchtlich vergrößert wurde. Die Ehe war keine glückliche, und zwar lag die Schuld nicht auf Seite der Gattin. Welf huldigte der Frauenschönheit, und so lebte die Gattin, nachdem sie ihm einen Sohn geboren, die ganze Zeit ihres Lebens von ihm getrennt. Neben dem lockern Lebensgenuß war Fehdelust das Hauptvergnügen Welfs, und sein ganzes Mannesalter füllen blutige Kämpfe aus. Bald bot sich schon dem Jüngling hierzu eine Gelegenheit. Als sein Bruder Heinrich 1138 eines frühzeitigen Todes gestorben war, und dessen Witwe, sich bald tröstend, sich mit dem Babenberger Leopold von der Ostmark verheiratete, brachte sie diesem das Herzogtum Bayern zu, auf das ihr 13jähriger Sohn Heinrich verzichten sollte. Da war es der fehdelustige Oheim, der sofort bereit war, für den Minderjährigen das Schwert zu ziehen. Er führte es mit einem leidenschaftlichen Heldenmute, der an den grimmen Hagen erinnert, allerdings auch nicht ohne dessen Neigung zu Ränken. Auch wußte er selten die Rechte anderer billig zu beurteilen und den kaiserlichen Machtbefugnissen achtungsvolles Verständnis entgegenzubringen.

Es ist ein großartiges Geschichtsdrama, der vielgenannte Kampf der Welfen mit den Ghibellinen. Kaum glätteten sich einmal die Wogen des Bürgerkriegs, so schlugen sie alsbald mit vermehrter Gewalt empor. Erhabene Ideen neben rücksichtslosen Leidenschaften treten zu Tage. Häufig wurden die Schranken des Rechts und der Notwehr durchbrochen. Auch die Hohenstaufen, die einen weitschauenden Blick besaßen, haben sich von Fehlern nicht freigehalten. Wenn Kaiser Konrad III. bei seinem Regierungsantritt von Heinrich dem Stolzen verlangte, eines seiner Herzogtümer herauszugeben, und — als der Welfe sich dessen weigerte — ihn beider Länder für verlustig erklärte, so vergaß er, daß unter der vorangehenden Regierung sein eigenes Haus eine ganz ähnliche Haltung angenommen hatte. Die Hohenstaufen hatten nämlich damals neben dem Herzogtum Schwaben auch das von Franken inne und setzten dem Reichsgesetze, daß zwei Herzogtümer nicht in einer Hand vereinigt sein dürfen, den beharrlichsten Widerstand entgegen. Damit begann im Grunde der große Streit zwischen den beiden Geschlechtern. Allerdings wußten die Hohenstaufen später ihre Interessen mit denen des Reiches zu verknüpfen, während die Welfen lediglich Hauspolitik trieben und das Gefühl der Nachgiebigkeit nie auf die Dauer verwinden konnten.

Die Welfen betrachteten jede Pflicht an den Gegner, zu welcher die Umstände einmal zwangen, als eine Art Schimpf, und grimmig und grausam wurde jedesmal das Werk der Rache vollzogen. Wie in die Gebiete der Hohenstaufen, so fielen sie in jene Gebiete ein, die ihnen einmal selbst zu eigen gewesen. Nicht weniger als drei große Einfälle — von einzelnen zahlreichen Plünderungszügen abgesehen — unternahm der alte

Welf in das Gebiet, in welchem sein Bruder Heinrich als Herzog gewaltet hatte, und sein Neffe Heinrich nunmehr walten sollte. Der erste Einfall geschah im Jahre 1140, nachdem Kaiser Konrad der Dritte den Stiefvater des letzteren, den Babenberger Leopold mit dem Herzogtum Bayern belehnt hatte. Welf verwüstete einen Teil des bayerischen Gebietes, während freilich auch Leopold es nicht daran fehlen ließ. Er verheerte Teile des eigenen Landes, soweit deren Herren, z. B. die Grafen von Valley, es mit den angestammten Welfen hielten. „So litt jene Provinz unter der größten Kriegsnot", klagt der Mönch von Weingarten, der Geschichtschreiber der Welfen. Auch Pfalzgraf Otto IV. von Wittelsbach ergriff gegen Leopold die Waffen, allerdings nicht gerade den Welfen zuliebe. Kaiser Konrad hatte ihm auf Bitte seines Halbbruders, des Bischofs Otto von Freising, genannt der Große, die Schirmvogtei über dessen Bistum geschmälert. Dies führte eine Spannung zwischen Wittelsbach und dem Bischof herbei, welche den Grund zu den mißfälligen Äußerungen des Geschichtschreibers über die Pfalzgrafen bilden dürfte. Nach mehrfachen Verheerungen that der Tod Leopolds der Fehde einigen Einhalt; allein er brachte keinen Abschluß, im Gegenteil, er wurde durch mehrere Jahre mit größter Erbitterung weitergeführt. Erst als Kaiser Konrad dem Babenberger Heinrich Jasomirgott, Leopolds Bruder und Nachfolger, zu Hilfe eilte, endete der unselige Kampf, und zwar durch eine Versöhnung, die i. J. 1147 der Abt Bernhard von Clairvaux herbeiführte. Dieser hatte schon einmal an den hohenstaufischen Brüdern Konrad und Friedrich einerseits und dem Kaiser Lothar anderseits ein ähnliches Friedenswerk vollzogen. Ein Jahr nach jener Versöhnung nahm der alte Welf sogar an einem Kreuzzuge teil, den Konrad III. in Verbindung mit dem König von Frankreich unternahm. Auf diesem Zuge, der übrigens den gewünschten Erfolg nicht hatte, erkrankte Welf in Jerusalem, und auch der Kaiser lag an einer Verwundung danieder. Dieser leistete seinem Waffenbruder, wie er Welf nannte, alle mögliche Hilfe und teilte ihm von allem mit, was der griechische Kaiser (Manuel) ihm dargeboten hatte. „Nachdem Welf über das Meer gefahren", berichtet der Mönch weiter, „kam er als Wiedergenesender nach Sizilien, dort empfing ihn Roger unter dem größten Jubel seines Hauses, und nachdem er ihn mit den reichsten Geschenken zur Wiederauflehnung gegen Konrad bestimmt hatte, entließ er ihn mit Ehren."

Nun ging der Waffentanz aufs neue, zum dritten Male, los. Anfang Februar, also zur Strenge der Winterszeit, fiel Welf in hohenstaufisches Gebiet ein, wurde aber diesmal weidlich geschlagen. Er war froh, als Herzog Friedrich von Schwaben, sein Schwester- und Kaiser Konrads Brudersohn, den Frieden vermittelten. Nachdem dieser selbst Kaiser geworden, als welcher er den unvergänglichen Ehrennamen Barbarossa führt, gab er in seiner Großmut dem Welfen die Mark Tuscien, das Herzogtum Spoleto und das Fürstentum Sardinien als Erbgut von Seite Mathildens von Tuscien zurück, die mit Welf II. vermählt gewesen war. Auch der Löwe erhielt zu Sachsen, in dessen Besitz er bereits wieder war, das Herzogtum Bayern [1]) zurück und erhob bald darauf (1158) die Villa Munihha zur Stadt. Der alte Welf aber freute sich seiner italienischen Besitzungen, führte mit Vorliebe deren Titel und erscheint mehrmals in denselben, um seine Herrscherrechte zu üben; auch leistete er einmal Barbarossa Heeresfolge auf einem Römerzuge 1160.

Von seiner unbezähmbaren Abenteuerlust und Willenskraft zeugt es übrigens, daß der streitbare Degen trotz seiner früheren Erkrankung in Palästina eine wiederholte Fahrt gen Jerusalem unternimmt. Im Jahre 1167 feierte Welf das Osterfest am Grabe des Herrn. Aber auch diesmal sollte seine Heimfahrt nicht ohne ein Mißgeschick geschehen. Nachdem er in Italien gelandet, trifft er seinen Sohn der mit dem Hohenstaufen vor Rom gezogen war, um den Gegenpapst daraus zu vertreiben. Dieser, sein einziger Nachkomme, erlag jener furchtbaren Krankheit, welche nach Ansicht der kirchlich gesinnten Chronisten jener Tage als Strafgericht Gottes für die Plünderung der Kirchen und des Volkes in der ewigen Stadt über das kaiserliche Heer hereingebrochen war. Der größte Teil des Heeres ging hierbei zugrunde. Schrecklich wütete die Furie der Pest. In weniger als einer Stunde war der kräftigste Mann eine Leiche. Reiter fielen leblos vom Pferde; ja, diejenigen, welche die Opfer bestatteten, sanken am offenen Grabe um und wurden von demselben selbst aufgenommen. Unter den Toten befanden sich außer dem jungen Welf die Bischöfe von Speyer und von Regensburg, sowie ein Neffe des Kaisers. Den Leichen der Edlen wurde durch Kochen das Fleisch von den Gebeinen genommen und die letzteren wurden in das Heimatland übergeführt. Der siebente Welf fand seine Ruhestätte in der Familiengruft zu Steingaden.

Seit dieser Zeit tritt ein Umschwung im Leben des Alten ein. Er verliert alle Lust an Kampf und Streit; fehlt ihm doch, da sein einziger Sohn gestorben, ein Ziel, für das er sich schlagen konnte. Da suchte er sich nun durch die Genüsse des Lebens zu entschädigen. Mit der offenen Hand des Verschwenders teilte er von seinem Reichtum jedem mit, der sich ihm nur zu nahen wußte. Abenteurer beiderlei Geschlechts, Sänger und Spielleute erschienen an seinem Hof zu Memmingen und auf Gunzenlee. Am letzteren Orte feierte er die Pfingsttage des Jahres 1175 mit außerordentlicher Pracht, wozu er die Großen aus Bayern und aus Schwaben geladen hatte; außerdem bewirtete er die von allen Seiten zusammengeströmte Menge. Den Rittern, die bei ihm vorsprachen, verehrte er prächtige Waffen und kostbare Kleider. Sogar Walther von der Vogelweide verschmähte es nicht, bei ihm zu erscheinen und sein Lob zu singen. Allerdings vergaß Welf bei Verteilung seiner Schätze auch die Armen nicht und insbesondere wandte er sich bei Ausübung seiner Wohlthätigkeit den Klöstern zu, die ihrerseits auch ihn nicht vergaßen und ihren Dank in nachdrucksamen Lobsprüchen entrichteten. So nennen ihn die Ottobeurer Annalen den Freigebigsten der Sterblichen.

Daß solche Ausgaben auch bei großem Reichtum fühlbar werden, ist natürlich. Welfs Schätze schmolzen zusammen; es trat Ebbe und schließlich Mangel ein. Er wandte sich daher

---

[1]) Jasomirgott erhielt als Entschädigung die zu einem Herzogtum erhobene Ostmark, d. i. das Land von der Enns bis zur Leitha, das nachmalige Österreich. Fünfunddreißig Jahre später ereignete sich jener Vorgang im Gelobten Lande, an welchen die Sage die Entstehung des österreichischen Wappens knüpft. Leopold von Österreich, der sich bei der Belagerung von Akton rühmlich hervorthat, löste nach beendigtem Kampfe den breiten Gürtel von seinem blutgetränkten Waffenrock; die weißgebliebene Spur trat wie ein Querbalken im roten Felde hervor, und seitdem führt Österreich denselben im Wappen. Das war vor 700 Jahren, am 12. Juni 1191, im gleichen Jahre, da der erste beglaubigte Hohenzoller als Burggraf von Nürnberg erscheint.



nach Braunschweig und bat seinen Neffen Heinrich den Löwen, für den er so viel geleistet hatte, gegen Verpfändung seiner Allodien um ein Darlehen. Allein dieser, dem nach dem Tode des alten Mannes dieselben ohnehin zufallen mußten, hatte kein geneigtes Ohr und reichte nur spärliche Gaben. Da sollte sich im alten Welf noch eine weitere Änderung vollziehen: er ruft den Vertreter des hohenstaufischen Geschlechts, das er einst so sehr gehaßt, um Hilfe an und setzt für den Fall des Gewährens dieser den Kaiser Barbarossa zum Erben seiner deutschen und italienischen Hausgüter ein. Der Kaiser nimmt keinen Anstand, zu gewähren, und so entgehen dem kargen Löwen in Braunschweig seine süddeutschen Stammlande.

Von dem erborgten Geld bestritt der Alte weiter die großen Ausgaben, welche seine Verschwendungssucht erheischte. Erst als ihm „durch Gottes Barmherzigkeit eine Prüfung zu seinem Heile auferlegt war", indem er erblindete, da ging er in sich und verwandte seine Mittel lediglich zur Übung frommer Werke. Auch ließ er seine Gemahlin, die „hochedle und ganz unbescholtene Frau Oute", zu sich kommen und söhnte sich mit ihr aus. Bald darauf verfiel er in Memmingen, wo er sich gern aufhielt, in eine schwere Krankheit, von der ihn im 76. Jahre seines Lebens der Tod erlöste.

Das war am 15. Dezember des Säkularjahres **1191.** Und gleich als ob das Schicksal selbst an dem Umschwunge hätte teilnehmen wollen, der sich im alten Welf vollzogen hatte, so ereignete sich noch vor der Bestattung des Toten ein Vorgang, der verdient, nicht vergessen zu werden. Welf hatte vor seinem Verscheiden seinen Ministerialen das Versprechen abgenommen, ihn nirgend anders als in dem von ihm gegründeten Steingaden zu begraben. Als nun der Leichenzug sich dorthin bewegte, begegnete er ungefähr auf der Hälfte des Weges einem andern Zuge, der von den bläulichen Bergen im Süden herannahte. Es war Kaiser Heinrich VII., der Sohn des kurz vorher im fernen Orient verstorbenen Barbarossa, der eben von Italien nach Deutschland zog. Welch ein Gegensatz: hier der lebensfrische, mutig aufstrebende Hohenstaufe, nahe der Höhe seines irdischen Glücks; dort der tote Welf, der frühere grimmige Gegner des Hohenstaufengeschlechts, der schon vor seinem Ende die schönsten Hoffnungen des Lebens begraben hatte! Bei Kaufbeuern in Schwaben war es, wo das denkwürdige Zusammentreffen stattfand.

Der Hohenstaufe, der keinen Groll mehr gegen den Welfen kannte, empfand eine tiefe Rührung. Und wie es die den Zug begleitenden Mönche und Ritter als eine Fügung des Himmels und eine Ehre, welche Gott selbst dem Toten erwiesen, betrachteten, indem derselbe von dem Kaiser angetroffen wurde, so erblickte dieser hierin eine Pflicht, demselben die letzte Ehre zu erweisen. Der ehrwürdige Text der Steingadener Fortsetzung (des Mönches von Weingarten) möge in deutscher Übersetzung zum Schlusse hier eine Stelle finden.

„Von Memmingen wurde er von seinen Ministerialen, welche er noch lebend auf ihr Wort dazu verpflichtet hatte, nach Steingaden gebracht. Bei dieser Übertragung begegnete ihm bei Buorron Kaiser Heinrich auf dem Rückwege aus Italien, eine Ehre, welche nach unserm Dafürhalten die Gottheit selbst dem würdigen Fürsten zuteilwerden ließ; der Leichnam wurde dahin gebracht, und der Kaiser nahm in würdiger Weise an den Exequien teil. Als aber der Kaiser weiterzog, wurde der ehrwürdige Leichnam unter zahlreicher Begleitung von Äbten, Pröpsten, Klerikern, Adeligen und Rittern, sowohl von seinem eigenen Hause als auch aus der Nachbarschaft, an den bestimmten Platz gebracht, woselbst er von dem Bischof Udalschalk von Augsburg, seinem vertrautesten Freunde, neben seinem Sohne beerdigt wurde und ruht."

Die Meldungsglocke vom Kreuzberg[1].

Oberpfälzische Sage von J. Müller.



Bei dem Pater auf der Höhe
War ein Pilger eingekehrt,
Hatte da von Schmerz und Wehe
Beichtend all sein Herz entleert.

Und bei seinem frommen Scheiden
Geht mit ihm der Pater dort,
Will den Pilger noch begleiten
Zu des stillen Hauses Pfort'.

Und in trauter Wechselrede,
Kommen sie bis an die Thür,
Die von innen, früh und späte,
Festgeschlossen für und für.

Dort am Glöcklein silberhelle,
Das von auß' die Fremden ziehn,
Stehn sie jetzt mit warmer Seele
Und die hellen Augen glühn.

Da reißt's mit dem Glockenzuge
Dreimal rasch die Glocke an,
Und die Thür springt auf im Fluge
Aber — niemand hat's gethan.

Wundernd sinnt der Pilger drüber,
Wundernd schaut der Pater drein,
Und die Augen gehn ihm über,
Und der Pilger zieht allein.

Und nach dreien trüben Tagen
Liegt der Pater tot im Haus,
Und die Leichenträger tragen
Ihn zum Friedhof betend 'raus.

[1]) Kreuzberg, eine Wallfahrtskirche bei der Stadt Schwandorf.

Kleine Mitteilungen.

Kirchen- und Gottesdienstordnungen bei St. Lorenz zu Nürnberg. Ich habe eine alte Handschrift vor mir liegen. Sie ist vor 400 Jahren verfaßt und enthält einige Vorschriften für den Kirchner bei St. Lorenzen zu Nürnberg und für seine Knechte, insbesondere aber enthält sie viele schöne Ordnungen, wie die Kirche, ihre Altäre und Kapellen an den verschiedenen Fest- und Feiertagen des Kirchenjahres geziert, wie der Gottesdienst gehalten, welcher Ornat dazu genommen, und wie geläutet werden soll. Einige kurze Auszüge daraus wollen wir hier mitteilen:



„Zu dem Ersten soll ein Kirchner haben den halben Theil von dem Gräbermachen in der Kirche, auf dem Kirchhof und in den Klöstern, als das die Ordnung ausweist. Den Zeug zum Graben soll er selbst schaffen und bessern. Von jeder Kindstauf soll er haben vier Pfenning, von dem großen Todtengeläut 24 Pfg., wovon er den Knechten 4 oder 5 Pfenning gibt, und von dem kleinen Todtengeläut 18 Pfenning. Von der Begräbniß (Gottesdienst an dem Begräbnißtag), von dem Siebenten, Dreißigsten, von den Jahrtägen und dem Ausläuten der Leiche soll er haben den altherkömmlichen Lohn und von dem Weihbrunnentragen über die Gräber von jedem Grabe jährlich 32 Pfenning, wovon 4 Pfenninge dem Kirchenknecht gebühren. Von dem Aufthun der Votiven, Altäre und Tafeln (Flügelaltäre) und dem Setzen der Bänke soll er haben den altherkömmlichen Lohn und bei den Hochzeiten die Hälfte des Weines. Die andere Hälfte gebührt den Knechten. — Der Schaffer (zweite Pfarrer) gibt ihm etliche Festessen, wie von Alters herkömmlich; auch soll der Kirchner und sein Knecht etliche Tage im Jahre im Pfarrhof essen, wie auch von Alters herkömmlich. Aber die Mahlzeiten, Pietanzen und Präsenzen (Reichnisse an Speisen und Geld), die er vorher von dem Kirchenmeister (Kirchenpfleger) an etlichen Festtagen erhalten hat, sollen absein und aufhören. Für dies Alles aber soll ihm der Kirchenmeister aus dem Einkommen des Gotteshauses zu jeder Quatember 52 Pfund, je 30 Pfenning für 1 Pfund geben. Von dem Allen gibt der Kirchner dem Grabknecht alle Quatember 60 Pfenninge. Auch soll er den Kirchenknecht bei sich in der Kost haben."

„Der Kirchenknecht soll alle Nacht in der Kirche liegen, die altherkömmliche Ordnung halten und den Lohn haben von dem Setzen der Leuchter und Bahren in der Kirche. Von dem Anzünden der gestifteten Kirchenlampen und dem Weihbrunnentragen über die Gräber gebührt ihm nach altem Herkommen der halbe Lohn. Dazu soll ihm der Kirchenmeister für etliche Mahlzeiten, Schickungen (Stiftungen) und Präsenzen alle Quatember 6 Pfund Pfenninge reichen. Auch soll er haben die Präsenz von den Vigilien und gestifteten Jahrtagen, wie in dem Jahrtagbuch des Sagrers (der Sakristei) bestimmt ist."

„Der Grabknecht soll seine eigene Kost haben und in dem Thürmlein wohnen, das ihm der Zinsmeister von Raths wegen um einen Zins läßt. Er soll auch alle Nacht in der Kirche liegen und dem andern Knecht läuten helfen, es sey Tag oder Nacht, und ihm helfen die Lampen anzünden. Dafür hat er den Lohn von den gestifteten Lampen mit dem Kirchenknecht zu theilen. Er soll alle Gräber, groß und klein, in der Kirche, auf dem Kirchhof und in den Klöstern versorgen und graben nach aller Nothdurft und so tief, als ihm befohlen wird. Und ob ihm das allein zu viel würde, mag er sich einen Gehilfen dazu bestellen auf eigne Kosten, dafür soll er haben das halbe Grabgeld, den Zeug aber muß er selbst schaffen und bessern. Er soll auch alle Bahren und Leuchter zu den Leichen in die Häuser und von dannen wieder in die Kirche tragen und davon den Lohn allein haben. Der Kirchner gibt ihm alle Quatember 60 Pfenninge; darum soll er ein Aufsehen auf denselben haben und ihm gehorsam seyn; der Kirchenmeister aber soll ihm für etliche Mahlzeiten, Schickungen und Präsenzen alle Quatember 8 Pfund geben. In dem Sagrer soll der Grabknecht nichts zu schaffen haben, es sey dann, daß er von dem Kirchenmeister oder Kirchner zur Beihilfe hineingefordert würde. Der Kirchner soll Kirchenhunde halten, und dafür soll ihm der Kirchenmeister aus Gunst und Gnaden denselben Kirchenhunden zugut jährlich auf St. Lorenzentag 2 Sümer Korns geben."

Nach dieser Instruktion folgt noch eine andere, wie nämlich der Kirchner an den Feier- und Festtagen des Jahres die Kirche und Altäre zieren, und wie es mit dem Läuten und Gottesdienst bei St. Lorenzen gehalten werden soll. Aus diesen Ordnungen heben wir hier einige aus:

„An U. L. Frauen Lichtmeß-Abend (Vorabend) bereitet man alle Altäre mit den gemeinen (gewöhnlichen) Tüchern, stellt aber die silbernen Tafeln (Bilder) nicht auf die Altäre. Man läutet des Abends Schreck (zusammen) mit allen Glocken. Die Thürmer läuten die Sturmglocken. Auch stehen alle Pfründner des Abends zu Chor, und der Pfarrer soll auch zu Chor stehen. Er trägt weiße Mäntel und geht mit dem Rauchfaß zu der Vesper um; und man nimmt das beste Rauchfaß, bedeckt alle Pulte mit Teppichen und thut den Fußteppich an den Altar. Auch thut man die großen weißen Fahnen und die kleinen goldnen Fähnlein hervor."

„An St. Kunigunden-Abend kehrt man die Kapelle und hebt an Kirchweih zu läuten. Man singt und liest in Weiß (weißem Ornat). Man thut auch St. Kunigunden Bild auf den Altar setzt ihr einen Schleier und auf den Schleier eine Krone auf. Dann gibt man ihr eine Kirche mit 2 Thürmen in die Hand, und thut den Altar auf und bereitet ihn ganz lustig (schön). Auch setzt man zwei Engel neben das Bild in der Kapelle. St. Katharinen-Altar thut man auch auf und belegt ihn mit dem schönen Tuch. Dann geht man unter der Vesper vor den Altar und singt das Magnificat und nimmt den weißen goldnen Mantel dazu. Auch nimmt man das schlecht (gewöhnliche) silberne Rauchfaß und setzt 6 oder 7 Stück Heiligthum (Reliquien) heraus zu St. Kunigunden Kapelle.

An Mariä Verkündigung thut man St. Lorenzen und U. L. Frauen Altar ganz auf und hängt unten schöne Tücher vor; an allen Altären werden die Särge aufgemacht; oben läßt man sie bedeckt, unten hängt man schöne Tücher. Und die Pfründner sind alle in der Vesper mit ihren Chormänteln, und der Schulmeister singt die Metten mit den Knaben, und die Pfründner gehen alle um mit dem Weihbrunnen. Im Chor steckt man die weißen Fahnen und die gewöhnlichen goldnen Fähnlein auf; und der Meßner und sein Knecht essen im Hof (Pfarrhof)."

„Am Pfinztag (Donnerstag) vor dem Palmtag macht man die Schranken auf dem Kirchhof bei des Holzschuhers Haus zu dem Esel (Palmesel), und thut den Esel herab und sucht allen seinen Zeug und sieht, ob ihm etwas gebreche. Dann führt man ihn 2 oder 3 Tag vor dem Palmtag in des Hallers Haus bis zum Palmtag; an diesem aber führt man ihn geziert in die Kirche und vor St. Johannisaltar; allda setzt man 2 Schrägen und 4 große Zinnleuchter und 4 große Kerzen darauf, auch 2 Fähnlein mit weißen Kreuzen, und sodann singt man die Tagmesse. An dem Palmabend läutet man mit der Sturmglocke zu der Vesper und schlägt auch damit zusammen, desgleichen zu der Metten, und der Pfarrer steht an dem Palmabend zu der Vesper allein mit seinen Gesellen im Hof (Pfarrkaplänen) zu Chor. Des Morgens an dem Palmtag soll man bei Zeiten eine Kohle anmachen zu dem Rauch und das kleine Kesselein mit dem Weihbrunnen und einen Wedel nehmen und dieselben tragen auf den Predigtstuhl. Auch soll man nicht vergessen, daß man an dem Palmabend um 10 oder 15 dl. Palmen kaufe. An dem Palmabend setzt man die großen Palmen, die in dem Chörlein sind, auf St. Lorenzen Altar, und man trägt keinen Rauch hinaus an dem Palmtag, wenn der Pfarrer auf den Kirchhof geht, und man gibt den Herrn die Palmen vor St. Lorenzen Altar in die Hände."

„An dem Gründonnerstag zu Nacht zu der Complet und zu dem Avemaria, und an dem Charfreitag zu der Metten, Messe und Complet und am Osterabend zu der Complet tafelt (klappert) man allweg um den Kirchhof. An dem Donnerstag zu Nacht soll man das Grab aufmachen in der Kirche auf der Kressin Stein (Leichenstein) und einen Stein der Barmherzigkeit dareinlegen, auch 4 rothe Schrägen um das Grab setzen und 4 neue Zinnleuchter mit Kerzen und 2 silberne Engel auf das Grab stellen. Item an dem Donnerstag soll der Kirchner von dem Gewölb das Seil herablassen, an dem man das Kreuz auf- und abläßt. An dem Char-

freitag tafelt man Metten, wann es 6 schlägt in die Nacht, und so die Metten ein End hat, hebt man die Passion zu predigen an."

„An dem Ostertag steht man um 6 Uhr auf, und weckt der Knecht die Herrn im Hof mit einer hölzernen Tafel (Klapper) auf. Und wenn man Unsern Herrn erheben will, so trägt man 2 Kerzen und 2 Fähnlein vor und nimmt den Rauch und Weihbrunnen. Bei dem dritten Respons geht man herab zu dem Grab und trägt abermals 2 Kerzen und 2 Fähnlein vor, und wenn der Pfarrer an die Kirchthür klopft, so gibt ihm der Kirchner den Künhofer- (von Dr. Künhofer gestifteten) Mantel. Und so Unser Herr erstanden ist, so singt man „Christ ist erstanden", und trägt ihn der Kirchner zur Stund an Unsers Herrn Urstand auf St. Lorenzen Altar und gibt ihm ein roth und weißes Fähnlein in die Hand. Am Ostertag stehen alle Vicarii in Chor und geht der Pfarrer und alle Vicarii um die Tauf (Taufstein), die aufgethan wird."

„An St. Margarethen-Abend begeht man St. Heinrich den heiligen Kaiser im Chor, und öffnet den Sarg an St. Lorenzen Tafel rc. Auch bereitet man auf denselbigen Margarethen Abend St. Katharinen Altar mit dem besten Tuch, und das Bild soll man jungfräulich zurichten und soll ihm eine Krone aufsetzen und einen Kranz auf die Kron und einen Lindwurm an die Hand. Und man läutet an St. Margarethen Abend zu der Vesper mit 5 Glocken Schreck, und singt der Schulmeister nach der Vesper Metten mit 9 Lektionen, und man läutet auch Schreck darzu mit 5 Glocken, und man nimmt des Abends zu dem Rauch (Räuchern) einen grünen Sammtmantel, und des Morgens an St. Margarethen Tag früh läutet man mit der andern Vesperglocke eine halbe Stund vor dem Garaus [1]). Das Ave Maria läute mit der Predigtglocke, und alsbald läuten die Thürmer ein Zeichen mit der großen Glocke zu der ersten gesungenen Messe, die man vor der Predigt auf St. Lorenzen Altar in grünsammtnen Meßgewand singt, man ministrirt (levitirt) aber nicht darzu. Dann läutet man 3 Zeichen zu der Predigt, und wenn die Predigt ein End hat, so läutet man ein Zeichen mit der Tagmeßglocke zu der Mittelmesse. Diese singt man im Chor im grünsammtnen Meßgewand. Und wenn man das Evangelium singt, so läut' ein Zeichen mit der großen Glocken zu Unser Frauen Messe. Darnach so läut' das Erst zu der Tagmesse mit der Tagmeßglocken. Und wenn man gewandelt hat, so soll man zusammenschlagen mit der großen Glocken. Und die Tagmeß singt man im grünen Sammt, und des Nachts zu der Vesper singt man 2 Magnificat, das eine im Chor, das andere vor St. Katharinen Altar. An demselbigen St. Margarethen Tag zu der Vesper mach einen Rauch vor St. Katharina Altar, und gib einen weißen goldnen Mantel zu dem Rauch, und an dem nächsten Tag nach St. Margarethen Tag früh singt man auf St. Katharinen Altar ein Patrocinium von St. Margarethen. An dem Tag zu Nacht singen die Herrn eine Mette mit 3 Lectionen, und diese singen die Herrn im Hof. Und die 8 Tage soll man alle Tag zusammenschlagen mit 4 Glocken."

„Die große Kirchweih ist an dem Sonntag vor St. Maria Magdalena Tag. Da bereitet man alle Altäre mit den bessern Altartüchern, und an St. Lorenzen Altar soll man den Pesler- (den vom Pesler gestifteten) Ornat auflegen, und man soll auch setzen die silbernen Tafeln und St. Michels Chor zurichten. Wenn es 7 schlägt, soll man das erst Zeichen mit der Predigtglocken läuten, darnach mit der Tagmeßglocken, dann mit der großen Glocken und hernach mit der Tagmeß- und Sturmglocken und sofort eins um das andere, bis man Schreck läutet zu der Vesper. Wenn es 9 schlägt, läutet man Vesper und Schreck mit der Sturm- und allen Glocken. Denselben Abend soll man dem Pfarrer geben den rothen Perlenmantel, von Rumel gestiftet, dem Schaffer (zweiter Pfarrer) den rothsammtnen des Schön, und dem Custer den rothsammtnen des Dr. Knorr. Und man singt des Morgens früh das Tagamt in rothen Röcken. Wenn man die Vesper gesungen hat, predigt man, und alsbald man gepredigt hat, so läutet man mit der Sturmglocke und allen Glocken Schreck zu der Metten. Dann singt der Schulmeister mit seinen Schülern die Mette mit 9 Lectionen. Dem Pfarrer und den 6 Gesellen gib Chormäntel zu dem Venite in dem Chor, und gib ihnen nicht die besten Mäntel zu der Metten. Und die Vicarier stehen zu der Metten nicht zu Chor, aber zu der Vesper. Auch so hängt man 30 oder 40 schöne Teppiche auf in der Kirche, an den Altären und anderswo, und in die Stühl macht man Bänklein auf und steckt Bäume und streut Gras und stellt im Chor die großen goldnen Fahnen auf. Und des Morgens früh um Eins gegen Tag läut' das erste Zeichen zu der Kirchweih mit der Predigtglocken, darauf ein Zeichen mit der Tagmeßglocken, dann mit der großen Glocken und zuletzt mit der Tagmeß- und Sturmglocken, dann folge das Ave Maria und hernach ein Zeichen mit der großen Glocken. Des Morgens singt man 6 gesungene Messen; die erste singt man im Chor in rothem Sammt und ministrirt nicht dazu, und man singt sie alle in Roth, und sie werden gesungen auf St. Lorenzen Altar und auf Unser Frauen Altar. Bei der Tagmesse gehen alle Vicarier mit dem Weihbrunnen und den goldnen und weißen Fahnen um, und man soll ihnen die Pulte aufsperren zu der Metten und ihre Bücher herausthun." J. B.

[1]) Das noch gegenwärtig übliche Geläute, das während des ganzen Jahres um 9 Uhr abends stattfindet.

Ein uraltes verwittertes Feldkreuz findet sich in der Nähe von Aschaffenburg. Einige grob eingehauene Vertiefungen stellen einen Säbel und ein Messer dar. Die Sage erzählt, es seien einst hier zwei gute Freunde, ein Metzger und ein Soldat gegangen und im Laufe ihres Gespräches in so heftigen Streit geraten, daß beide ihre Waffen zogen und mit Messer und Säbel sich hart traktierten, bis sie schwer verwundet niedersanken. Nun kam ihnen die Reue, sie verziehen einander und fanden in der letzten Umarmung ihren Tod. Ihre Leichen wurden fest umschlungen hier gefunden und zur letzten Ruhe bestattet. Dst.

Mainsage. Bei Wertheim am Main liegt das freundliche Pfarrdorf Haßloch mit üppigem Rebengelände. Einst begegnete ein armer müder Greis einem Winzer, der den reichen Segen seiner Weinberge nach Hause brachte. Der Greis bat flehentlich um ein Träublein, da er dem Verschmachten nahe sei, jedoch der hartherzige Winzer verweigerte es. Da that sich plötzlich der Boden auf, und in der Tiefe versank Mann und Roß. Aber alljährlich, wenn im jungen Wein sich neues Leben zu regen beginnt, regt's sich auch dort unten. Der Geist des versunkenen, nun uralten Weines dringt durch alle Spalten, und des Rößleins Schelle klingt hell durch die Nacht. Und je lauter und je länger es tönt, desto froher und glücklicher sind die Leute, und des nächsten Herbstes Segen wird durch das Läuten vorausgesagt. Leider, leider hat man der Schelle sehnsüchtig erwarteten Ton seit Jahren nicht mehr gehört! Dst.

Alte Sinnsprüche aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche.

Unter einem armen Sünder steht:

Mein verruchtes Frevelleben führet mich in alle Not,
Aus dem Leben muß ich gehen in den mir benannten Todt
Kann man gleich das Lebenszil nicht auf weitren Grad erstrecken
So kann man doch solches Zil sich genauer einherstecken.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Nach schwerem Leid.

Erzählung von Dr. Alphons Steinberger.

„Diser zeit kam gar überaus ungewondlich ein schöns weter dermassen, das die päume im jenner plüeten."

(Avent. Chron. VII, 76.)

„Ehre, wem Ehre gebührt", sprach der alte Kammerloher zu seinem Sohne Jörg, „aber seitdem der Roritzer die Leitung überkommen hat, sieht man unsern Dom ordentlich wachsen!"

„Besonders mit dem Turme auf der nördlichen Seite geht es rasch vorwärts", bemerkte der Sohn, ein schöner, hochgewachsener Mann Anfang der dreißiger Jahre, „das dritte Stockwerk ist fast vollendet."

„Und, was die Hauptsache ist", fuhr der Vater mit steigendem Interesse an dem Gespräche fort, nachdem er, sich behaglich in seinen Lehnstuhl setzend, einen Trunk rheinischen Gewächses zu sich genommen hatte, „auch im Innern geht es frisch vorwärts; wenn man das prächtige Sakramenthäuschen — eigentlich ist's freilich ein Haus — betrachtet, wie es sich mit seinen Türmchen und Säulen und seinem Laubwerk so lustig emporrankt, möchte man schier selber mit zum Himmel emporsteigen — für einen alten Mann, wie ich bin, ein sehr naheliegender Wunsch!"

„Den auch jüngere gern teilen", erwiderte Jörg lächelnd.

„Jüngere?" versetzte der alte Kammerloher, „das mag ich nicht recht glauben! Wenn die jüngeren vom Himmel sprechen, da denken sie sich auch immer ein gutes Stück irdischen Glückes dabei; kann's ihnen nicht verargen, habe es in meiner Jugend gerade so gemacht."

Jörg gab keine Antwort darauf, er sah durch die runden, mit Blei umfaßten Fensterscheiben in den Garten hinaus, welcher das stattliche Haus seines Vaters auf der Längsseite gegen die Straße zu abschloß.

Die Apfel- und Aprikosenbäume hatten schon ihre weichen, rotweißen Blüten entfaltet, und fleißige, summende Bienen luden sich bereits bei ihnen zu Gaste.

Der Vater hatte ja wohl recht! Vor zehn Jahren, da der Sohn noch auf der Wanderschaft war, hatte er auch so ein Stück irdischen Glückes zwar nicht kosten, aber ahnen lernen und in zwei blauen Augen, wenn ihre Blicke auch nur sekundenlang die seinen trafen, viel von Glück und Himmel geschaut!

Und während der junge Mann damals so träumte und hoffte, da war jenes Mädchen mit ihrem Vater, einem ehrsamen, aber wenig vermögenden Bürger, aus dem freundlichen Ulm auf einmal hinweggezogen, und Jörg mußte nun verwinden und vergessen lernen; aber es kam ihm schwer an, besonders des Abends, wenn er von der Arbeit des Tages befreit war, und nun der Lauf seiner Gedanken freie Bahn erhielt.

Eines Morgens aber, es war an einem Sonntage, bekam der fleißige Wandergeselle von seinem Vater aus der alten Donaustadt durch Vermittlung eines Schiffers einen Brief, in dem stand, daß sich sein Freund, der weitberühmte Dombaumeister Roritzer, mit einem schönen, braven Mädchen aus der schwäbischen Reichsstadt verehelicht habe. „Du kennst vielleicht die junge Frau Meisterin bereits von Ulm her", hieß es am Ende des langen Briefes, „dann braucht sie Dir unser guter

Noritzer nimmer eigens vorstellig zu machen und ihre Tugenden zu preisen. Neulich, am Johannistage, war ich bei ihnen zum Mittagstische, ein prächtiges Paar Eheleut', Gott geb' seinen Segen dazu!" Dann stand in dem Briefe noch vieles geschrieben von der Sehnsucht, die der alte Vater nach seinem einzigen Sohne habe, und wie er recht froh wäre, wenn er bald zu ihm nach Regensburg zurückkehrte und das blühende Geschäft übernähme!

Als Jörg diese in gewaltigen Zügen geschriebenen Zeilen gelesen hatte, trat er vom Fenster weg, schob den Riegel vor die Thür seiner Stube, setzte sich auf einen Stuhl nieder und sah lange vor sich hin; dann aber — was war doch das? — mußte er auf einmal mit der Rückenfläche der Hand nach den Augen fahren und ein paar Thränen hinwegwischen, die daraus langsam hervorsickerten.

Als ihn später nach der Messe ein Mitgesell für den Nachmittag zur Teilnahme an einer Kahnfahrt aufforderte, lehnte er die Einladung dazu unter irgend einem Vorwande ab, wandelte aber allein bis zum Abend im Walde umher.

Dies alles hatte sich vor gar langer Zeit zugetragen, seit drei Jahren aber leitet Jörg das väterliche Geschäft in Regensburg, und das ohnedies bedeutende Vermögen mehrte sich von Jahr zu Jahr.

Mit Wolfgang und Anna Noritzer hatte er gleich seinem Vater einen edlen und innigen Freundschaftsbund geschlossen, obgleich er ein Zusammentreffen mit dem Ehepaar möglichst vermied. Jörg Kammerloher galt aber in der ganzen Stadt als ein tüchtiger und angesehener Bürger, und eine Stelle im Rate hielt man für ihn im kommenden Jahre für sicher. Auch war er leutselig und zeitweise sogar fröhlich; wer ihn aber näher kannte, merkte gar bald, daß er sich zu letzterer Stimmung nur ungern fortreißen ließ.

* * *

Noch saß der alte Kammerloher in seinem Lehnstuhle, von Zeit zu Zeit durch einen Trunk aus dem Becher Stärkung erholend, während der Sohn eben im Begriff war, zur Leitung der Arbeit in die Werkstätte hinabzugehen, als es heftig an die Hausthür pochte, und die alte Leni gleich darauf dem Einlaß Begehrenden öffnete. „Wo ist der Meister?" fragte der Eintretende. „Oben in der Stube, Herr Rat!" antwortete die Magd, indem sie wieder die Thür verschloß.

Mit wenigen Sätzen war Herr Balthasar Engl, obwohl schon in Mitte der fünfziger befindlich, oben an der Stube angelangt, und ohne erst die Aufforderung zum Eintreten abzuwarten, öffnete er nach kurzem Pochen die Thür.

„Was bringst Du uns?" fragte der alte Kammerloher nach rascher Begrüßung das Mitglied des inneren Rates, besorgt auf das verstörte Gesicht des alten Freundes blickend, während Jörg einen Stuhl zum Tisch heranschob.

„Wißt ihr", fragte Herr Balthasar Engl, von dem raschen Gehen noch halb atemlos, „was geschehen ist?"

„Wir wissen nichts", entgegneten Vater und Sohn fast gleichzeitig, „Du erschreckst uns, rede!"

„Noritzer ist bei der Verschwörung beteiligt!"

„Um Gotteswillen", stöhnte der alte Kammerloher, erbleichend und auf seinen Stuhl zurücksinkend, während Jörg sprachlos und gleichfalls blaß wie der Tod die schreckliche Nachricht entgegennahm, „wer sagt denn das? Es ist ja nicht möglich!"

„So gut wie erwiesen", versetzte der Rat, „gestern Nachmittag schon hat der Fuhrknecht Lorenz auf der Folter behauptet, er sei von dem Dombaumeister zu dem Angriffe auf die Wohnung des kaiserlichen Stadthauptmanns angestiftet worden, und heute morgen . . . ."

„Nun?"

„Heute morgen hielt man in der Wohnung des Noritzer während seiner Abwesenheit — er ist in dem Steinbruche bei Kelheim — Haussuchung und nach langer Mühe fand man das Gewünschte, zwei Zettel, von dem gefangenen Schmied an den Meister aus dem Gefängnisse gerichtet; die geheimen Zeichen hat man durch den ‚Jungfernschoß' [1]) mit leichter Mühe herausbekommen. Noritzer ist verloren!"

Der alte Kammerloher bedeckte auf diese schreckliche Nachricht hin das gefurchte Gesicht mit beiden Händen, vor Schmerz und Jammer war er nicht im stande, zu reden.

Jörg aber eilte zu dem Kleiderschranke des Nebengemaches und griff rasch nach dem nächsten besten Rocke, der sich darinnen befand.

„Wo geht Ihr hin, Jörg?" fragte der Rat den wieder in die Stube Tretenden.

„Zu ihr, zu wem anders, als zu ihr, der unglücklichen Frau und Mutter", antwortete der Gefragte in erregtem Tone, und wenige Augenblicke darauf befand er sich schon auf der Straße.

Alle Rücksicht auf die Augen oder Zungen der Menschen hatte der brave, von tiefstem Mitleid erfüllte Mann in diesem Augenblicke abgelegt; wenn man es noch nicht wußte — und niemand wußte es, am wenigsten Noritzers Weib, das einstige Mädchen von Ulm —, so sollte es in dieser so schrecklichen Stunde bekannt werden, daß ihm Anna teuer wie sein eigenes Leben war, daß er jetzt, wo feige Furcht entlief, nicht den Posten verlassen wollte, wohin ihn die Freundschaft und — still verborgene Liebe rief.

Als er das Haus des Dombaumeisters, das in der Nähe der St. Kassianskirche gelegen war[2]), betrat, wurde er sogleich von zwei Stadtknechten [3]) gestellt. Nachdem sie aber Jörg Kammerloher erkannt hatten, und dieser sie hoch und teuer versicherte, daß er nur komme, um der Frau des Angeschuldigten Trost und Beistand zu bringen, wurde ihm in Begleitung eines solchen Knechtes der Eintritt in die Wohnstube gestattet.

Ein unsäglich ergreifendes Bild bot sich hier den Blicken des Freundes. Anna Noritzer lag, ihre drei Kinder, wovon das jüngste kaum ebenso viele Jahre zählte, dicht an sich geschlossen, vor dem Bilde des Gekreuzigten, der mit seinen ausgestreckten Armen und dem schmerzgebeugten Haupte wie tröstend auf sie herniederblickte.

Als das gequälte Weib des treuen Mannes ansichtig wurde, erhob sie sich, soweit es die erschöpften Kräfte gestatteten, vom Boden und, in lautes Schluchzen ausbrechend, reichte sie Jörg Kammerloher die zitternde Hand. „O mein Gott", rief sie, „Ihr kommt wie ein Retter daher! Sprecht, Meister, ich beschwöre Euch, was geht vor, was ist geschehen? Seit dem frühen Morgen bewacht man mich wie eine Ver-

[1]) Folterwerkzeug im Rathause zu Regensburg.

[2]) Vgl. Verhandl. des histor. Vereins der Oberpfalz und Regensburg, Bd. XL. S. 248 ff.

[3]) Gerichtsdiener.

brecherin, alle Kästen und Truhen wurden durchwühlt, und, ob ich in stummer Klage hier am Boden liege oder flehend um Auskunft, um Erbarmen bitte — man bleibt stumm wie das Grab und schaut auf mich wie eine Verurteilte!"

„Seid gefaßt, Frau Anna", erwiderte Jörg, der beim Anblicke all' dieses Jammers selber nur mit Mühe nach Fassung rang, „es wird schon recht werden!"

„Was wird recht werden, Meister, o sprecht, ich beschwöre Euch auf den Knieen! Ein schreckliches Geheimnis, scheint es, wird mir verborgen . . ., Ihr wißt davon, ja, — leugnet es nicht, Eure bestürzte Miene verrät Euch!"

Im selben Augenblicke vernahm man draußen auf der Flur eine Art Wortwechsel, der rasch heftiger wurde und dabei der Thür der Wohnstube immer näher kam. Atemlos lauschte Anna Roritzer auf den Ton der verschiedenen Stimmen, da leuchtete auf einmal hohe Freude aus den trübgeweinten, sonst so hell blickenden Augen der armen Frau, sie hatte die Stimme Wolfgangs, ihres Mannes, vernommen. O, jetzt wird alles gut! rief es jubelnd in der Brust des liebenden Weibes, ein Wort nur von ihm, und diese Schreckensscene hier wird wie ein häßliches Traumbild verschwinden!

Ehe sie aber noch im stande war, dem Sturme dieser inneren Empfindungen nach außen hin einen Ausdruck zu geben, öffnete sich die Thür, und der Dombaumeister erschien auf der Schwelle derselben. Sein Blick war gebrochen, die Kniee zitterten ihm heftig, und Totenblässe bedeckte das Antlitz.

„Bei allen Heiligen", schrie bei diesem Anblicke Anna auf, „rede, Wolf, nicht wahr, ... es ist ein Irrtum, was da geschieht?"

(Schluß folgt.)

Die Fugger.

Von Professor Dr. Dieppold. (Fortsetzung.)

Außer der Präbende bei St. Moritz, über welche die Fugger das von Leo X. (1513) für 1000 Dukaten erkaufte Vergebungsrecht dem Kapitel zum Troß behaupteten, außer den Begräbniskapellen bei St. Anna und Ulrich (1578) stifteten sie noch, in weniger denn 20 Jahren (1596), die Michaeliskapelle, die St. Andreaskapelle und St. Markuskirche in der Fuggerei, die Kapelle des heil. Benedikt und Franziskus bei St. Ulrich und die des heil. Bartholomäus am selben Orte. In der Väter Glauben unterwiesen, hingen sie fest an der katholischen Kirche und blieben unerschüttert, als sich die christliche Gemeinde in zwei feindliche schied, mitten im Schoße einer Stadt, wo die neue Lehre höchlich gebilligt, bekannt, mit Mund und Hand verfochten ward. Als daher Kaiser Karl der Stadt, wie dem ganzen Schmalkalder Bunde heftig zürnte und besonders über den verwegenen wackern Schärtlin, wirkte Graf Anton, Georgens Sohn, der des Stadtregiments Veränderung am eifrigsten betrieben (1538), der Stadt Versöhnung mit ihm aus, dessen Feindschaft jedem so fürchterlich ward. Anton liebte seiner Väter Wiege, der Kaiser ihn, also daß man den Grafen an die Spitze der Ratsherren stellte, welche mit dem mannhaften Dr. Claudius Peutinger dem hochfahrenden in Ehingers Hause zu Ulm feierlichen Fußfall thaten (29. Januar 1548). Augsburg ward um 150000 Gulden und 12 Stück Geschütz gestraft; da erweichte Graf Anton kniefällig mit aufgehobenen Händen, nicht ohne Thränen, den Kaiser, daß er 50000 Gulden an der Strafe erließ, welches zum ewigen Gedächtnis ins Rathausbuch eingetragen wurde. Nach der Hand sollte ein neuer Orden die Wunden wieder heilen, die man der katholischen Partei geschlagen, es waren die Jesuiten. Diese kamen durch die Fugger nach Augsburg (1580). Christophs Erben, zumal Philipp Eduard, gaben ihnen ein ansehnlich Kapital, was jener zu milden Stiftungen ausgeworfen. Dessen Häuser in der Kolergasse wurden ihnen zu Kollegium, Kirche und Schule eingeräumt (1581), dazu zwei Zwinger an der Stadtmauer, auch sonst viel Güter geschenkt. Gleicherweise wurden die minderen Brüder des heil. Franziskus von Johann, Georg Hieronymus und Max Fugger begünstigt (1588). Bisher hatten diese Religiosen nur einen Domhof in Augsburg gehabt (1609). Da kauften — im Jahre 1609 — jene drei Herren die Rhemischen Häuser auf dem Gänsebühl, brachten sie aus der Stadtsteuer, rissen sie nieder und bauten Kirche und Kloster von Grund aus. Den Kapuzinern schenkten die Brüder Max und Christoph ihr Haus in der Schönauengasse, und deren Vettern Georg, Anton und Albrecht richteten Kirche und Kloster auf. Die Corpus Christi-Brüderschaft wurde von Max erneut und noch im allverheerenden (1631) Dreißigjährigen Kriege traten die Grafen Johann, Ernst und Ott Heinrich den Barfüßerkarmelitern einen Garten vor dem Rothenthor zum Kloster, halb durch Schenkung, halb durch Kauf ab, obschon die Absicht, wie auch des Werkes Vollendung durch den Krieg vereitelt ward.

Nicht leicht sind einem einzelnen, einem Geschlecht Dienst und Hilfe so durch fürstliche Gnade vergolten worden, als den Fuggern. Wenn die Erde durch Geld und Waffen beherrscht wird, so hatten sie, die Kaufleute, durch jenes die Gewalt der Herrscher und wankende Throne fest, unmöglich Scheinendes möglich gemacht. Die Kaiser waren ebenso groß in ihrem Danke, als sie in geleisteter Hilfe. Friedrich III. gab doch wohl dafür, daß sie den kaiserlichen Glanz in wichtigen Augenblicken erhöht (1473), den Wappenbrief der zwei Lilien und Büffelhörner an Ulrich, Georg und Jakob; Maximilian erhob sie förmlich in den Adelstand. Daher ward Jakob des Rats, in welchem er von den Zünften gewesen, wie dieser, und des Steuereides auf kaiserliche Zumutung entlassen. Als sie darauf nach wie vor in Treue gegen das Haus Österreich und den katholischen Glauben verharrt, wurden sie von Karl V. mit der Großmut eines Spaniers belohnt. Eben ward jener denkwürdige Reichstag zu Augsburg gehalten (1530). Da lag der Kaiser Jahr und Tag in Antons Behausung am Weinmarkt, die mit Kupfer gedeckt ist; Anton aber hatte freien Zutritt. Also erhob Karl ihn und seinen Bruder Raimund in den Grafen- und Pannerstand, gab ihnen das verpfändete Kirchberg und Weißenhorn erb- und eigentümlich, nahm sie auf der schwäbischen Grafenbank unter die Reichsstände auf (14. November) und stellte ihnen einen Siegelbrief des Inhalts zuhanden:

1. Alles, was Maximilian verliehen, wird bestätigt.
2. Das Geschlecht wird zu Grafen und Freiherren erhoben.

3. Sie und ihre Nachkommen stehen für Hab und Gut in kaiserlichem Schutze, weder sie, noch ihre Diener und Verwandte sollen vor ein fremdes, besonders rotwälsches oder westphälisches Gericht geladen werden.

4. Frei von bürgerlichen Beschwerden sind die Vorrechte ihres Wohnortes so weit für sie aufgehoben, als sie den ihren zuwider.

5. Sie sind bloß zu belangen vor dem Stadtgerichte zu Augsburg, in der Stadt bürgerlichen oder peinlichen Ansprüchen an sie aber nur vor dem Kaiser rechtständig.

Dieser Freiheiten sollten sie sich alsbald oder in Zukunft bedienen, die Unterschrift niemals herausgeben, und des Gnadenbriefes Übertreter um hundert Mark Geldes gestraft werden; zu Richtern, Fürsehern und Beschirmern des Verliehenen wurden Bischöfe, Herzoge, Äbte, Grafen, Pröpste und Reichsstädte, vor allen der römische König Ferdinand gesetzt. Und obschon Karl im Gefühle seiner stolzen Gnade ausrief: „Noch niemals habe er dergleichen verliehen, sei auch nicht gesonnen, es jemals wieder zu thun!“ gab er ihnen doch nach vier Jahren das Vorrecht, goldene und silberne Münzen zu schlagen, welches sie auch fünfmal ausgeübt!

Acht Jahre darauf (1538), als Karl das zünftige Regiment der Stadt wieder aufhob, kam Anton sogleich in den neuen geheimen Rat, in welchen ihm zwölf seines Geschlechts folgten. In den an den Rat gerichteten Schreiben wurden sie insonders als „Wohlgeborne“ angeredet, und war bei neuer Wahl eben ein Fugger zu Augsburg, so fragte man vorerst an, ob er sie wohl annehme. Aber den letzten und größten Gnadenbrief, welcher nichts übrig ließ, gab Kaiser Ferdinand II. den Grafen Hans und Hieronymus zu Augsburg (10. Nov. 1620). Nach aller vorigen Freiheiten Bestätigung erhielten sie das sogenannte große Comitiv mit allen Rechten für die beiden Ältesten der Familie. Sie durften Bergwerke in ihren Herrschaften anlegen, Freiungen, Jahr- und Wochenmarkte aufrichten, Lehen und Afterlehen reichen, Unterthanen beerben oder deren vom Reiche eingezogene Güter nehmen, jagen, fischen, Mühlen anlegen, Schenkstätten errichten, Ungeld, Aufgeld, Ein- und Abzug fordern und über das alles erhielten sie ein beständiges Geleit, durch Beschirmer vergewissert.

Gesegnet waren die Fugger an Ehre, Kindern, Geld und Gut, alles gedieh und mehrte sich unter ihren Händen. Fast jede ihrer Ehen war fruchtbar, und die Alten schaukelten nicht selten Urenkel auf den Knieen. Raymund, Georgens mittlerer Sohn, Kaiser Karls V. und Ferdinands I. Rat, ein schöner Mann, stark an Leib und Gemüt, zeugte mit Katharina von Betlenbach aus Ungarn 13, sein jüngster Bruder Anton mit Anna Relingen von Horgau 11 Kinder. Alle aber übertraf Hans Jakob, Raymunds Ältester, der, noch nicht 60 Jahre alt, starb (1575) und doch von seinen zwei Frauen, Fräulein Ursel v. Harrach, und Fräulein Sidonie v. Golaus 13 Söhne und 5 Töchter sah. Also stammen von einem Manne binnen drei Generationen 79 Nachkommen ab, von welchen 28 jung gestorben. In fünf Hauptästen — sagt der Spiegel der Ehren — zweigte der edle Stamm so um sich, daß er im Jahre 1619 bei 47 Grafen und Gräfinnen und junger und alter Nachkommen, beiderlei Geschlechts, so viel als das Jahr Tage zählte. Man denke sich ein so reich fortgepflanztes Geschlecht, mit solchen Geldquellen — denn Raymund und Anton handelten als Grafen fort — solchen Freiheiten und solchem Ehrtrieb, und man findet begreiflich, wie sie binnen 94 Jahren an liegenden Gütern 941000 Gulden zusammengekauft — soweit die Summen nämlich angegeben — und im Jahre 1762 noch zwei ganze Grafschaften, sechs Herrschaften und fünfzig andere Ortschaften besaßen, die Häuser und Gärten in und um Augsburg nicht einmal gerechnet. Von je waren sie durch Testamente, Vergleiche und Fideikommisse bedacht, alles Erworbene bei der Familie zu erhalten und zu mehren, so daß ihre eigenen Kanzler und Ratmänner zu Augsburg genug hatten. Nun ist nicht mehr befremdlich, wenn wir Stadtpfleger zu Augsburg und Landshut, Landvögte in Schwaben, herzoglich-bayerische, erzherzoglich-österreichische und kaiserliche Räte und Kämmerer, Vorsitzer des Reichshofrates, des Reichskammergerichts, Kommandanten, Generäle, Ritter vom Orden de l'Espada und Calatrava unter ihnen erblicken. Nicht anders mit den geistlichen Würden. Da waren Domherren zu Augsburg und Regensburg, Dechanten zu Salzburg, Pröpste zu Augsburg, Freising, Regensburg, Speyer, Bamberg und Würzburg, päpstliche Kämmerlinge, Bischöfe zu Kostnitz, gefürstete Pröpste zu Ellwangen — alle aus Fuggerschem Geblüt. Eleonora Siguna, Hans Jakobs Tochter, war allein zweier gefürsteten Bischöfe, zu Prag und zu Gurk, Mutter; verwandt und verschwägert ward ihr Haus zu höherem Glanze mit Grafen und Fürsten; unter anderen mit den Hohenzollern, Lichtenstein, Pappenheim, Fürstenberg und Schauenburg. Eine geborene Fugger, die Gräfin Katharina von Montfort, war Kaiser Ferdinands II. Oberhofmeisterin.

„Er ist reich wie ein Fugger“, pflegte man unter Karl V. jenseit der Pyrenäen zu sagen, denn selbst im „Don Quixote“ kommt die Redensart vor. Um wie viel mehr ward ihre Pracht, ihr Aufwand in Augsburg zum Sprichwort, wo sie köstliche Lustbarkeiten, glänzende Hochzeiten und Gastereien, Mummereien, Tänze und Schlittenfahrten anstellten, wo viele Genossen, jeder Zeuge ihrer Herrlichkeit war. Als Ulrich eine seiner Töchter an den von Bubenhofen verheiratete, kam dieser zur Hochzeit mit 160 Pferden und ward mit 260 von Augsburg eingeholt (1560). Graf Hans Jakob Fugger hielt mit Fräulein Sidonie Beilager in der Herzogin von Bayern und ihrer Mutter, der römischen Kaiserin, Gegenwart. Herzog Albrecht von Bayern stand nachmals bei ihm Gevatter. Hans des Jüngeren Braut, ein Fräulein v. Pienzenau aus Bayern, (1466) soll von 400 Pferden heimgeführt worden sein (1579). Bei der Doppelhochzeit des Octavian Secundus und eines Freiherrn v. Rechberg zogen 548 Gäste und Bediente auf, die ganze vier Tage an jedem von 200 Schüsseln schmausten. Die Vermählung von Marxens Sohne Anton mit der Gräfin von Montfort dauerte vier Tage, 24.—28. Januar (1590), am ersten zogen mehr als 700 Pferde und etliche Sechsspänner auf. Am dritten gab man ein Ritterspiel zu Roß und zu Fuß; am vierten ward — gleich spaßhaft und bedeutsam — ein Musenberg von weißer Leinwand auf dem Weinmarkte herumgefahren: obenauf saßen und standen Musikanten, die wacker musizierten. Ihm folgte ein bretternes Schloß, das um den ganzen Weinmarkt geführt und, nachdem man aus kleinen Stücken daraus Freudenschüsse gethan, zu männiglichem Ergötzen den Flammen preisgegeben wurde. Ein zweites Ritterspiel am fünften Tage beschloß das Fest. Im März darauf gaben die Fugger ein Faschingsspiel auf

demselben Platze. Da ritten drei Haufen, jeder zu zwölf Herren, alle in Seide gekleidet, den Markt auf und rannten nach einem hölzernen Manne, der, am rechten Flecke getroffen, sich umdrehte und dem Reiter, wenn er nicht schnell entrann, eine tüchtige Ohrfeige gab. Anton gewann den Preis. Darauf sprangen die edlen Herren nach einer lebenden Gans, die am Seile aufgeknüpft hing. Augsburg war berühmt durch jene Lustbarkeiten, die an die Kampfspiele der Alten mahnen, wo der friedsame Bürger sein Geschick alljährlich einmal in einer Waffe erprobte, als wollte er sich des früheren Lebens, ehe er die Städte bezog, erinnern und bei ruhigem Gewerb, hinter der Stadtmauer sicher machenden Wehr sein Geschoß wie seinen Mut nicht ganz verrosten lassen. Wir meinen jene großen Schießen mit Büchse und Armbrust. Bei großer Herren Anwesenheit wurden sie feierlich ausgeschrieben, die ganze Nachbarschaft eingeladen, und jenes herrliche von 1508 hat Dr. Konrad Peitinger einer eigenen Schilderung wert geachtet. Da eiferten zu Ehren Herzog Wilhelms von Bayern 544 Armbrustschützen und 919 Büchsenschützen um den Preis. Zehn Jahre darauf ward eins auf Maximilians Befehl gehalten, wozu er selbst eine silberne vergoldete Schale, einen Ochsen, sechs Ellen Sammt, einen Damast, der Kurfürst Joachim von Brandenburg aber 20 Gulden verehrte. Ein glänzendes Schießen gab Graf Hieronymus Fugger, da waren 273 Schützen, und der beste Gewinn galt 80 Gulden; also immer viel, das auf eigene Kosten ging.

(Schluß folgt.)

Burg Falkenstein im Bayerwald.

Von Meinrad Lenz.



Burg Falkenstein. Originalzeichnung von F. X. Brunner.

Der scharfäugige und scharfbewehrte Falke war ein edles Tier im Haushalte unserer Altvordern, mit dem Hunde ihr liebster Gefährte auf der Jagd nach Federspiel; neben dem königlichen Aar galt er als der adeligste Vogel. Darum darf es nicht wundernehmen, daß er in den Wappen gar vieler edler Geschlechter prangt, daß eine ganze Reihe von ritterlichen Burgen nach ihm den Namen empfing, die wie seine Horste hochragende Berge oder steile Felsen krönen: Falkenstein, Falkenberg und Falkenfels wiederholen sich unzählige Male in den deutschen Gauen, und ihre Herren rechneten zu den vornehmsten Geschlechtern in deutschen Landen. Auch im schönen Bayerlande erhoben sich einst viele nach dem edlen Falken benannte Festen von der stolzen Grafenburg am rauschenden Inn bis zum verödeten Bergschloß in der rheinischen Pfalz; sie sind in Trümmer gesunken, und nur eine einzige hat, wenn auch von Wettersturm und Kriegsunbill mitunter hart mitgenommen ihr Dasein bis auf unsere Tage gerettet: Falkenstein im Bayerwald an der uralten Straße, die von der herrlichen Königs-, Herzogs- und Bischofstadt, vom vieltürmigen Regensburg hinüberzieht zur altersgrauen Grenzfeste an der böhmischen Mark, nach Cham.

Welliges Hügelgelände, mit breiten Rücken und runden Kuppen zu ansehnlichen Höhen und Bergen aufsteigend, füllt den Raum zwischen den Thälern des silberblitzenden Donaustromes und des dunkelflutenden Regenflusses. Leuchtende Wiesen und goldige Äcker breiten sich auf den Sohlen der Thäler und der Niederungen, dunkle Wälder bedecken die Hänge der Höhen und ihre Kuppen und verleihen der Landschaft trotz einzelner lieblicher Züge meist ein ernstes Gepräge.

Die „Prähistorie", die Urgeschichte, macht an den Schwellen dieser Thäler und vor diesen Bergen Halt. In der Urzeit war der finstere Wald wohl wenig gelichtet, und nur wenige Jäger wagten sich in das unwegsame Dickicht hinein. Die weltbeherrschenden Römer, die über den ganzen damals bekannten Weltball ihre Adler trugen, fanden die Wildnis nicht wert der Besitznahme, von Regensburg ab endete ihr Reich am Gestade der Donau, und sorglos äugten die Posten auf den Wällen der Uferkastelle und die Soldaten auf den Borden der von Lorch aus aufwärts kreuzenden Ruderboote wohl hinüber in den schwarzen tiefdunklen Tann jenseit des Stromes.

Erst die aus dem Bergkessel des Böhmerwaldes herüberwandelnden Bajuwaren drangen in den Wald ein, lichteten das Dickicht und bauten hier ihre Siedelungen. Später, als das Land urbar und bewohnbar gemacht worden war und einen beutelustigen Feind zu locken vermochte, türmten die Adelsgeschlechter ihre festen Burgen an sicheren Orten. Ein Horst auf steiler Felsenklippe war Falkenstein. Ungebrochen stehen noch die aus dem Felsen emporwachsenden Mauern von Pallas und Kemenate, und von der höchsten Kuppe ragt der verwitterte, im Viereck trotzig aufsteigende, vom Zinnenkranze gekrönte Bergfried, an den eine kleine Kapelle mit niederem Kuppelturm sich schmiegt. Die Gebäude sind nicht bewohnt, nur im alten Pflegerhause, das sich an die Ziegelmauer lehnt, haust ein fürstlicher Forstbeamter. Ehedem war hier das Bildnis eines Ritters zu sehen mit dem Pokale in der Hand, und darum sangen das Volk und die Studenten ihm das Lied zu:

„Ich bin der Herr von Falkenstein,
Sauf' aus und schenke ein!"

Die Erbauer der Burg sind die mächtigen Grafen von Bogen und Windberg, deren Grafschaft sich von der Donau bis nördlich über den Regen hinaus erstreckte, und denen noch Güter über die Grenze des Slawenlandes hinein nach Böhmen gehörten; ein Zweig von ihnen, welcher der Regensburger Domvogtei waltete, saß auf Falkenstein, und seine Sprossen trugen meist den Namen Friedrich. — Der Burghut warteten Dienstmannen, welche den Namen nach der Burg führten, sie waren mit vielen Familien des niederbayerischen Adels verschwägert und besaßen ihr Erbbegräbnis im Stifte Metten. Zum ersten Male begegnet uns in der Geschichte die Burg Falkenstein unter dem Bayernherzog Heinrich X., dem Stolzen, aus dem Welfengeschlechte. Er zog die Zügel seiner landesfürstlichen Herrschaft strenger an als seine Vorgänger auf dem Herzogsstuhle und rief dadurch den Widerstand der vornehmen Adeligen hervor, die in ihrem bisherigen eigenmächtigen Schalten sich keine Einschränkung gefallen lassen wollten. Zu diesen gehörte der Regensburger Vogt Friedrich II., dem Herzog Heinrich die sehr einträgliche Vogtei entzog und an sich nahm, wofür derselbe sich dadurch rächte, daß er einen adeligen Dienstmann (Ministerialen) der Regensburger Kirche, der dem Herzoge als stellvertretender oder Untervogt mit aller Treue diente, hinterlistig an sich lockte und ermordete. Auf die Kunde von dieser Greuelthat eilte der gerade aus Bayern abwesende Herzog zurück, sammelte seine Macht, zu der außer den meisten bayerischen Grafen auch Friedrichs eigener Stammesvetter Graf Adalbert von Bogen stieß, und rückte vor den festen Falkenstein (Juli 1129). Als ihn ein Befehl König Lothars zum Angriff auf das von dem Staufer verteidigte Speier abrief, eilte er mit 600 Rittern an den Rhein und übertrug die Fortsetzung der Belagerung seiner streitbaren Schwester Sophie, die durch den Tod ihres Gemahls, des Markgrafen Luitpold von Steiermark, Witwe geworden und mit 800 Gepanzerten eben in die Heimat heimgekehrt war. Nach dem Fall von Speier erschien Heinrich wiederum vor der Feste, und nun fiel (bald nach Neujahr 1130) der zäh vertheidigte Falkenstein in seine Hände. Der Burgherr Friedrich entkam nach Italien, wo er sich dem staufischen Gegenkönige Konrad anschloß; Heinrich aber sicherte Falkenstein durch eine starke Besatzung.

Nach dem Aussterben der Grafen von Bogen (1242) befindet sich die Herrschaft Falkenstein in den Händen der Herren von Hohenfels, deren Stammsitz die gleichnamige Burg im Bezirksamte Parsberg ist. Sie waren mächtige, aber unruhige und rauflustige Herren, deren Gewaltthätigkeit sie in eine Unmasse von Händel verwickelte. Die Lage der Burg Falkenstein an der vielbefahrenen Straße benutzten sie zur Wegelagerung, sie überfielen und plünderten die wandernden Händler und Bürger der benachbarten Städte und wurden dadurch zum Schrecken der ganzen Umgebung. Ja, Konrad von Hohenfels befleckte seinen Schild mit hochverräterischem Meuchelmord. Er war ein fanatischer Anhänger des Bischofs Albert von Regensburg, eines erbitterten Gegners des staufischen Königs Konrad. Der Hohenfelser und noch einige seiner Dienstmannen ließen sich zu dem schrecklichen Gedanken der Ermordung des Königs hinreißen, als dieser nach alter Sitte im Kloster St. Emeram Herberge genommen hatte. In der Nacht des 28. Dezember 1250 drangen die Verschwornen in das Stift ein, sprengten die Thür des königlichen Schlafgemaches, trafen dort fünf Personen, wie man ihnen gesagt hatte, hieben zwei davon nieder, darunter, wie sie glaubten, den König, und schleppten die drei anderen als Gefangene fort; vor der Stadtmauer harrten ihre bewaffneten Freunde auf den Ausgang des Frevels. Aber durch Zufall war noch ein sechster Mann von des Königs Leuten während der Nacht in die Stube gekommen, und diesen hatten die Mörder statt des unter einer Bank verborgenen Königs getötet. —

Die Greuelthaten der Hohenfelser auf Falkenstein veranlaßten die bayerischen Herzoge wie die Regensburger Bischöfe, einzuschreiten, worauf die Raubritter sich auch feierlich verpflichteten, niemand mehr zu schädigen. Als aber Konrad, dem für seinen Meuchelmordsversuch keine Strafe widerfahren war, trotzdem seine Wegelagerung fortsetzte, sandte Bischof Leo seine Mannen aus, ließ Konrad gefangen nehmen und gab ihn nur gegen Verpfändung von Burg und Markt Falkenstein nebst den Burgen Segensberg und Schönberg frei (1270).

Schon 1232 hatten die Hohenfelser die Burg Falkenstein dem Hochstift Regensburg zu Lehen aufgetragen, 1290 schworen sie von neuem dem Bischof ewige Treue und Dienstmannschaft. Indessen währte es nicht mehr lange, bis ihrem Unwesen das Ende blühte. Heinrich v. Hohenfels geriet in neue Händel, erhob gegen den Grafen Alram von Hals und die Ritter Reimar v. Brennberg, den Minnesänger, und Hartwig v. Degenberg die falsche Anschuldigung, sie hätten den Herzog Heinrich von Niederbayern dem Kaiser Ludwig dem Bayern verraten und als Gefangenen ausliefern wollen. Darüber verfiel er in die Reichsacht (1322) und verkaufte, um dem Verluste seiner Güter zuvorzukommen, die Burg zu Falkenstein und sein Erbteil an Hohenfels an den Kaiser selbst um 4000 Pfund Regensburger Pfennige, nur den lebenslänglichen Nießbrauch des am Forsterberge (an der Donau) wachsenden Weines behielt er sich vor. — Sein Konterfei soll das oben erwähnte Bildnis der Nachwelt überliefert, und auf diese Kaufsbedingung und seinen gewaltigen Durst soll sich der mächtige Humpen bezogen haben, den er dort in der Hand hielt. — Nun, heute erfreut der an den Hügeln des Donauufers gezogene Wein infolge unserer Geschmacksverfeinerung sich keiner sonderlichen Wertschätzung mehr, obwohl der Volksmund behauptet, daß er in manchen Weinstuben als rheinisches Traubenblut verhandelt werde.

Dieser Verkauf an den Kaiser scheint jedoch nicht zum Vollzuge gekommen zu sein, denn Herr Heinrich v. Hohenfels verkaufte seine Herrschaft Hohenfels nochmals an den Landgrafen Ulrich von Leuchtenberg und dieser vertauschte sie gegen die Burg Pfreimt an den Herzog Heinrich XV. von Niederbayern (1332). Als nach dem Tode des letzteren (1339) und seines minderjährigen Sohnes Johann (1340) Niederbayern wieder mit Oberbayern vereinigt wurde, fiel Falkenstein nun wirklich an Kaiser Ludwig, der es aber nicht lange behielt, sondern (1344) beim Abschlusse der Versöhnung mit Regensburg an diese „Freie Stadt“ nebst Peilstein, Abensberg und Kalmünz versetzte. Kurz darauf (1349) wurde Falkenstein an die Herren v. Satzenhofen verpfändet, von denen es Herzog Albrecht I. von Bayern-Straubing-Holland (1379) einlöste. Nach dem Erlöschen der Straubinger Linie (1425) entstanden um die Teilung ihres Erbes vielfache Streitigkeiten, infolge deren die Feste und das Landgericht Falkenstein an Herzog Wilhelm III. von der Münchener Linie fielen (1429).

Inzwischen hatte Falkenstein böse Tage gesehen. In Böhmen war das fast mehr noch auf nationaler wie auf

religiöser Grundlage entstandene Hussitentum zum gefährlichen Gegner der Deutschen geworden, und Jahr um Jahr wiederholten die fanatisierten Scharen Ziskas ihre räuberischen Einfälle in die deutschen Grenzlande. Auf einem solchen Plünderungszuge erschien ein hussitischer Haufe 1425 vor der Burg und dem Markte Falkenstein, aber die Weiber verteidigten bei der Bestürmung den Zugang zur Burg mit Dreschflegeln und Steinwürfen so heldenmütig, daß die Feinde abziehen mußten, und die behauptete Stelle heute noch davon den Namen „Weiberwehr" trägt. Der äußere Feind war schmählicherweise von einem inneren gerufen worden. Ein Ritter Tristram Zenger zum Schneeberg hatte behauptet, daß ihm durch den verstorbenen Herzog Johann Unrecht widerfahren sei, er griff trotzig zur Selbsthilfe, raubte und plünderte im offenen Lande und veranlaßte den Einfall der Hussiten. Auf die Klagen des Landes nahmen die Münchener Herzoge den Kampf mit dem Ruhestörer auf, Herzog Ernst belagerte im April 1427 die Burg Falkenstein, in die jener sich geworfen hatte. Die Fehde währte noch zwei Jahre und wurde durch einen Schiedsspruch des Pfalzgrafen Johann 1429 friedlich beendet.

Fast ein Jahrhundert hindurch befand sich Falkenstein im Besitze der bayerischen Fürsten; dann verkaufte es Herzog Wilhelm IV. 1514 an den Hofmeister Hieronymus Stauffer Freiherrn v. Ehrenfels, der nach einer glänzenden Laufbahn wegen Hochverrates 1516 sein Haupt zu Ingolstadt auf den Block legen mußte; von dessen Sohn Hans Ruppert erwarb Herzog Ludwig die Herrschaft (1526) zurück und trat sie seinem Marschall Ludwig v. Pienzenau ab. Von nun an ging die Burg in raschem Wechsel durch verschiedene Hände: der Herren v. Preysing, Seiboltsdorf, Khuen-Belasi, Maxlrein, Haslang, Törring-Jettenbach; endlich 1829 gelangte sie durch Kauf an den Fürsten Maximilian von Thurn und Taxis und gehört seitdem zu dem reichen Kranze schöner Besitzungen, welche das fürstliche Haus sein eigen nennt.

Mancherlei Ungemach suchte den Ort heim. Kaum hatte er sich von den Hussitendrangsalen erholt, verheerten ihn in den 50er Jahren des 15. Jahrhunderts heftige Brände, nach deren einem mitgeteilt wird, daß „der Markt ganz ausgebrannt war bis an zwei Zimmer". — Schrecklich litt der Markt unter dem Einfalle der schwedischen Heere, die General Vitzthum befehligte (Februar 1634). In der Burg lag eine Besatzung von 70 Mann; der Oberstlieutenant Waldau erstürmte das Schloß und ließ die Besatzung Mann für Mann über die Klinge springen. Als die zur Hilfe herbeigeeilten Bauern den Markt verteidigen wollten, umringte sie Waldau, metzelte alle nieder, die Widerstand leisteten, plünderte den Ort und steckte ihn darauf in Brand, wobei viele der in den Keller geflüchteten Einwohner im Rauche erstickten. — Nach einem Jahrhundert verübten die wilden Scharen des Pandurenführers Freiherrn von der Trenk im österreichischen Erbfolgekriege (1742) wiederum arge Greuel im Markte, und große Opfer mußte (1809) die Bürgerschaft beim Durchmarsch der französischen Reiterei unter General Montbrun bringen, welche die Österreicher auf dem Rückzuge nach Böhmen nach den Schlachten bei Regensburg verfolgte. Noch einmal litt der Ort schwer durch Brand 1847, doch seitdem ist er verjüngt mit schönen und wohnlichen Gebäuden aus der Asche erstanden, und traut schmiegen sich seine Häuser an den Fuß des Felsenstockes an, von dem die verwitterte Burg in das anmutige Thal herabsieht.

Festgefügt, wie das Urgestein des Granit, aus dessen gewaltigem Block sie mächtig emporwächst, bildet die stolze Feste, um deren blutgerötete Mauern so oft das Wüten des Kampfes tobte, das Wahrzeichen und den Stolz des Ortes. Doch während ihre Erinnerungen nur von Streit und Fehde erzählen, erstreckt sich zu ihren Füßen ein Landschaftsbild mit dem Charakter ernster und lieblichster Idylle, das an malerischem Reize mit dem altersgrauen Herrensitze den Wettbewerb aufnimmt. In einem weiten Halbkreise umschließt die Burg, die unter Deutschlands alten Ritterschlössern nur wenige an pittoresker Erscheinung überbieten können, ein prächtiger Wald, von künstlerischer Hand mit weisester Benutzung der natürlichen Schöpfung zum wundervollsten Parke umgeschaffen. Läge Falkenstein in der Nähe einer Schienenstraße, so wäre es längst durch die Mode ein Wallfahrtsziel schaulustiger Touristenströme geworden, und in der That übt es auf die Kenner landschaftlicher Schönheit, die den Bayerwald aufsuchen, eine starke Anziehungskraft aus; die große Menge aber, welche die Mühen eines Marsches zu Fuß oder den Aufwand für ein Fuhrwerk scheut, verirrt sich nicht auf die Pfade, die durch eine entzückende Gegend, durch herrliche Waldthäler vom Donaustrande dorthin führen.

Wir lassen zur Schilderung einem feinsinnigen Dichter das Wort, dem Staatsmanne Eduard v. Schenk, der als Regierungspräsident der Oberpfalz ehedem auch Falkenstein zu seinem Verwaltungssprengel zählte. Er schreibt in dem von ihm herausgegebenen Almanach „Charitas", Jahrgang 1836, folgendermaßen: „Schloß Falkenstein ist kühn auf einen hohen Berg hingebaut, der vor Jahrtausenden gleich einem Vulkane eine Menge Trümmer aus seinem Innern herausgetobt und um sich geworfen zu haben scheint, so daß sein Fuß jetzt wie von einem Felsenmeere umgeben ist Diese toten Steinmassen aber hat die rastlos bildende Natur teils mit alten herrlichen Tannen und Eichen durchstockt, teils mit jüngerem Buschwerke überzogen. Aus der Tiefe erhebt sich ein durchlichteter Wald, dessen Bäume ein mächtiges Gewölbe, gewaltige Bogengänge bilden, in deren Öffnungen das Sonnenlicht mit den Zweigen spielt, das Grün der Blätter zu den mannigfaltigsten Tönen verklärt und so in das Innere jenes lebendigen Domes wie durch farbige Fenster hinabfällt. Von diesem Haine aus leiten vielfache Wege und Stege zu der Burg empor, die bald auseinanderlaufen, bald sich wieder vereinigen oder labyrinthisch verschlingen. Sie führen teils über hervorspringende Felsen, auf denen sich ein lachender Anblick in das Thal öffnet, teils durch enge Felsenhöhlen oder weite Felsenthore, über die Wurzeln mächtiger Bäume, welche wie Riesenschlangen die mit Moos überkleideten Steinmassen durchwinden und umklammern, über kleine Quellrinnen, die bald mit leisem Geplauder ruhig in die Tiefe hinabwandern, bald, wie von Angst getrieben, sich über Felsen stürzen, um an ihrem Fuße in weißen Schaum zu zerschellen. Und in diesen vollen, oft wilden Reichtum der Natur hat die Hand des Besitzers nirgends auf störende Weise eingegriffen; die Kunst hat nur nachgeholfen, Hemmnisse beseitigt, das Steigen erleichtert, dem Auge die schönsten Anblicke geöffnet, die Wege gezogen, die Wassergräben mit schlichten Brücken von Baumstämmen überwölbt, einzelne Felsen gesprengt und die an Abgründen vorüberführenden Pfade mit einfachen schützenden Geländern umgeben aber keine sogenannte Anlage schaffen wollen, nichts Wesentliches genommen, nichts Fremdartiges hinzugethan."

Wanderungen in bayerischen Bergen.

Von Otto Grashey.

I.

Der Hirschensprung im Algäu.

Vom Bodensee hinweg, von der altehrwürdigen Inselstadt Lindau, dem bayerischen Venedig, steigt, aufs feste Land gekommen, durch rebenumgürtete Hügel die Bahn in langen Schlangenlinien hinan den Hoyerer Berg. Rings umgeben herrliche, ganze Waldungen bildende Obstanlagen, den Bahnkörper, und liebliche Villen, mit üppig blühenden Blumenparketts reich ausgestattet, winken halb versteckt in schattigen Parks dem vorübersausenden Wanderer den Gruß zu. Ist der Höhepunkt des langgestreckten Berges erreicht, wo die Bahn nach rechts abbiegt, da nimmt die Landschaft einen andern Charakter an, den des Alpenvorlandes mit dem tiefgelegenen Garten des Bodenseeufers vertauschend.

Weit blickt man da hinein in die felsgezackten Berge des Rheinthales, und der Säntis begleitet uns mit seiner bewölkten Spitze noch ein gut Stück Weges, bis endlich die waldigen Berge des Bregenzer Waldes und Vorarlbergs, sowie jene des Algäus den weiteren Fernblick abschließen. Tief eingeschnittene grüne Wiesenthäler mit saftigen Alpenweiden und parzellenweise hinanziehenden Fichtenwäldern, lebhaft unterbrochen durch zahlreiche Einzelgehöfte, schließen mit hochgelegenen Nagelfluhwänden ab und charakterisieren den Gebirgsstock zwischen Bodensee und Iller und bilden einen geognostisch für sich abgeschlossenen Gebirgsstock, welcher, am Fanachgrat (5786′) beginnend, sich bis zum Steineberg (5429′) bei Immenstadt fortzieht und der tertiären Nagelfluhbildung angehört.

Mit diesem Gebirgsstock beginnt der Zug der bayerischen Hochalpen — von hier aus reiht sich Berg an Berg, größere und kleinere, oft hochromantisch gelegene Hochthäler einschließend, die teilweise durch freundliche Gebirgsstädtchen, teilweise durch saubere Dörfer und im Algäu namentlich durch Hunderte reinlich und schön gehaltener stattlicher Einzelngehöfte belebt sind. Zwischen hinein dräuen von vorspringenden Felsnasen mehr oder weniger gut erhaltene Ruinen der alten Zwingherren ins Thal hinab, stattlich thronen die Königsschlösser dazwischen, und im unteren Thalbecken glänzen gar oft die spiegelblanken Flächen klarer Bergseen — ein schönes Stück Welt, der Stolz, die Freude jedes Bayern! Und wie viele überwältigend schöne Einzelpartien birgt dieses Land vom Anfang bis zum Ende der weißblauen Grenzpfähle, die am Bodensee beginnen und hinten im fernen Osten an den mächtigen Felswänden des Untersberges und den Bergriesen des Berchtesgadener Ländchens ihren Abschluß finden.

In vertikaler Richtung dehnen sich immer mehr neue Eisenbahnstränge hinein in die Hochthäler der Alpen bis zum Fuße ihrer Bergriesen, hier dem Wanderer überlassend, weiter hinein oder nach links und rechts vorzudringen.

Und wenn wir nun, dem angefangenen Zuge folgend durch die grünmattigen Hügel der Algäuer Vorberge um den stillen melancholisch gelegenen Alpsee bei Immenstadt herumbiegen, an dessen östlichem Ufer das historisch bekannte, namentlich aber aus der Schwedenzeit berühmte Dörfchen Bühl malerisch gelegen ist, und am Gestade der rauschenden Iller angekommen sind, da stehen wir im eigentlichen Herzen des bayerischen Algäus. —

Wir wandern hinauf durch das breite Illerthal. Größere und kleinere, zahlreich am Gelände hin verteilte Ortschaften, weiter oben Dutzende von Einzelgehöften, das Gebimmel der Glocken von vielen hundert Stück des herrlichsten Alpenviehs, das ringsum weidet, Sprache und Eigenart des dortigen kernigen Volksschlages, sie drücken in Verbindung mit dem ernsten Charakter der ganzen Umgebung, diesem Ländchen einen so eigenartigen Stempel auf, daß wir ihn ähnlich in der Fortsetzung der bayerischen Gebirge gen Osten hin nirgends mehr wiederfinden.

Noch eine kurze Strecke benutzen wir die von Sonthofen nach dem bekannten Oberstorf führende Lokalbahn, verlassen aber dieselbe bei dem großen, am Fuße des Rubihorn gelegenen, weit ausgedehnten Orte Fischen und wenden uns gegen Westen; so steht uns eine Reihe bis zum Gipfel bewaldeter Berge vor Augen, deren mächtigste Erhebung der rundliche Rücken des „Bolgen" (5325′) bildet. Dieser Berg, von Sagen über sein Inneres im Volksmunde reich umwoben, ist durch seine mineralogischen zu Tage tretenden Fragmente in der Gelehrtenwelt berühmt und hat viele Männer der Wissenschaft beschäftigt. Der von den Höhen des Bolgen herausfallende wilde Bergbach, die „Schönbergerach", führt gar viele Versteinerungen mit sich. Mit der Wendung des Weges gegen das Dörfchen Obermaiselstein ist uns das freie breite Illerthal entrückt, und wir stehen am Beginne der wilden waldumgürteten Seitenthäler, dem eigentlichen Ziele unserer heutigen Wanderung.

Ein breiter, langgedehnter Bergrücken, besteckt mit dem schönsten, aber tiefdunkeln Fichtenwalde an steiler Hänge, legt sich quer in das Thal hinein — es ist der Schwarzenberg, mit Recht so genannt. Einzelne Felswände unterbrechen das monotone Dunkelgrün des Waldes, und in diesen Wänden findet sich manche interessante Höhle, so das sog. „Sturmannsloch", eine Höhle, welche mehrere hundert Fuß in den Schwarzenberg hineinführt; im Anfang ziemlich hoch und weit, wird der Schacht immer enger, bis ein kaminartiger Schlund in die Tiefe des Berges zu führen scheint. — Es ist wohl nicht viel über diese Höhle bekannt, denn mir war es nicht möglich, etwas Genaueres hierüber zu erfahren, obgleich ich bei Jägern und Anwohnern der Umgegend vielfach Nachfrage hielt. Es scheint überhaupt, daß an diesem Berge eine große Umwälzung stattgefunden hat, denn als mich bei einer Gemsjagd der Weg zunächst auf jenem schön planierten Reitwege, welchen König Max II. in hübschen Serpentinen anlegen ließ, um zu Pferd zu den dort sehr lohnenden Gemsjagden gelangen zu können, dann über den Kamm des Berges steil aufwärts führte, da traf ich oben eine eigene Wildnis an. Der Grund des Plateaus, obgleich mit mächtigen Fichten besteckt, ist nichts als ein Meer von übereinandergeworfenen Felsblöcken, welche Löcher und Erhebungen bilden, die mit Moos und Farnkräutern im Laufe der Jahrhunderte überwuchert sind, so daß man sehr vorsichtig steigen muß, um nicht in die unter dem Unterwuchse versteckten Löcher und Spalten hineinzufallen — eine recht liebliche Promenade. —

Allerdings bietet dieser Berg für den Jäger großes Interesse, denn der Stand an Gemsen ist dort ein vorzüglicher, und diesem Genusse opfert ja der Jäger alle Mühsale der Wanderung.

Nach dieser kleinen Abschweifung in das Gebiet des heiligen Hubertus kehren wir an den Fuß des Berges zurück, wo wir ihn plötzlich wie durch eine mächtige kahle Felswand gespalten antreffen. Wir stehen vor dem „Hirschensprung"; rechts der Zug des Schwarzenberges, links jener des Ochsenberges und zwischen durch führt ein Felsenthor, so eng, daß gerade zwei Fuhrwerke notdürftig aneinander vorbeikommen. Am Fuße der westlichen Wand steht, teilweise in den Felsen hineingekeilt, ein unscheinbares Kapellchen und an der gegenüberliegenden Wand ist ein Kruzifix in denselben eingelassen, den Wanderer einladend, frommen Betrachtungen sich hinzugeben. Einstens mag der Rücken des Schwarzenberges sich im Ochsenberg fortgesetzt haben, bis irgend eine schon erwähnte Umwälzung diesen Riß in die Weichen des Berges gemacht hat und die jetzt verschieden genannten Berge trennte.

Der „Hirschensprung" ist eigentlich heutzutage nichts als eine Trockenklamm, auf deren Sohle dann die Fahrstraße künstlich hindurchgeführt wurde. Früher mag es anders gewesen sein, denn wenn man durch diese Klamm hindurchgeschritten ist, breitet sich eine filzartige Ebene in den rings jäh abfallenden Berghängen aus. Der Grund dieser Ebene ist moorig und nach größerem Regen teils mit Wasser gefüllt und mag einst einen See gebildet haben, welcher sich durch den Berg gewaltsam den Weg hinaus zur reißenden Iller bahnte und den sog. Hirschensprung gebildet und erweitert haben mag.

Die Klamm wird „Hirschensprung" genannt, weil im Volksmunde die Sage geht, daß einst über dieses Felsenthor vom Ochsenberge her, durch einen Luchs verfolgt, ein Hirsch den Sprung über die Klamm, der allerdings bedeutend gewesen wäre, in seiner Angst gewagt hätte und so den Nachstellungen dieses Räubers entgangen wäre. Allerdings war gerade das Algäu seinerzeit sehr mit diesen gefährlichen Raubtieren gesegnet. Noch in den fünfziger Jahren wurden hin und wieder Luchse gespürt und gesehen. Doch erlegten wohl die letzten die königl. Förster Zeller in Fischen und Agerer in Hindelang. Heute noch prangen ein Dutzend verwitterte Luchsschädel über der Thür des Agererschen Forsthauses in Hindelang als die schwachen Fragmente einer früheren reichlicheren Fauna dieser Berge.

Der Hirschensprung bei Tiefenbach im Algäu mit den Naswänden.
Originalzeichnung von Otto Grashey.

Vor dem Hirschensprung ist das Hügelland freundlicher und lieblicher, sobald wir aber die Klamm passiert haben, nimmt die Landschaft einen ganz andern Charakter an, und wir stehen in einem wilden, finstern Berg- und Waldkessel, gegen welchen steile Berghalden sich herabsenken, häufig von Felsblöcken und Geröllhalden unterbrochen. Gegen Süden recken die Naswände ihre scharfen kahlen Spitzen in die Höhe, wo noch einzelne Wände des Falkenberges herüberblicken. Das ist der „Hirschensprung" und zugleich der Eingang in das hoch gelegene Tiefenbacher Thal, und so wild und unwirtlich, aber doch grotesk und interessant er dem überraschten Wanderer erscheint, so sehr mildert sich der Charakter der Gegend, wenn wir noch ein paar hundert Schritt weiter wandern und, plötzlich um eine Felsecke biegend, ins eigentliche Tiefenbach eintreten.

Friedlich still liegt das Kirchlein mit einigen zerstreuten Häuschen an sanft ansteigendem Wiesenhang, und zwischen durch schlängelt sich die Straße hinab nach der Schlucht des Falkenbaches. Versteckt in einem Einschnitte liegt hier das „Bad Tiefenbach" mit seiner altberühmten Schwefelquelle, welche schon um das Jahr 1644 dadurch berühmt wurde, daß sie den bekannten Grafen Haug von Königseck, den Sprößling eines der berühmtesten Algäuer Geschlechter, von seinen Leiden heilte. —

Wenn wir uns gegen Süden wenden, grüßen uns die Spitzen der Engenköpfe, Kretterköpfe und der Gottsackerwände und schließen mit der Spitze des Hohenifer (6871') gleichzeitig auch mit der Landesgrenze gegen Vorarlberg das Panorama ab.

Viele reiche Alpen befinden sich in diesem Gebirgsstocke und geben einem nach Tausenden von Stücken zählenden herrlichen Stande an Gebirgsvieh Nahrung. Aber auch der Weidmann findet hier reichliche Befriedigung seiner Wünsche, denn in den tief eingerissenen Schluchten und rauhen Wäldern fühlt sich der edle Geweihträger, der stattliche Berghirsch, heimisch, und auf den Zinken und Schrofen der Wände stehen zahlreiche Rudel flüchtigen Gemswildes. Weite Kreise zieht im duftigen Äther der dort heimische Steinadler, und auch das geheimnisvolle Mankei läßt seinen schrillen Pfiff durch die Steinhalden des Moosberges ertönen. Schöne weidmännische Erinnerungen ließen mich diesen stillen Fleck unserer heimischen Gebirge lieb gewinnen, und gleich mir wird jeder Freund großartiger Bergnatur aus jenen Thälern nur scheiden mit dankbarer Erinnerung an die Genüsse, welche seine Wanderung ihm bot.

Kleine Mitteilungen.

Die alten Handwerksgebräuche. „Gott ehre das Handwerk! Meister und Gesellen lassen Euch freundlich grüßen von wegen des Handwerks!"

Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts konnte bei keiner Innung ein Lehrling aufgedingt werden, wenn er nicht mittels seines Geburtsbriefes seine eheliche und ehrliche Geburt nachzuweisen vermochte. Auch hatte er zwei Bürgen zu stellen, welche für seine Aufführung und sein Verbleiben in der Lehre verantwortlich waren. Hatte er nun seine Lehrzeit, während der er in den meisten Fällen nur der Sklave des Meisters und der Gesellen und der härtesten Behandlung schutzlos preisgegeben war, glücklich überstanden, so ward er zwar von einem ehrsamen Gewerke vor offener Lade freigesprochen, hatte aber damit noch keineswegs das Recht erlangt, sich Geselle zu nennen. Um in den Gesellenstand aufgenommen zu werden, mußte er sich mit den Gesellen abfinden, sich „zum Gesellen machen" lassen, welche Handlung mit möglichstem Ceremoniell vorgenommen ward, wozu er auch einer „Kranzjungfer" bedurfte, und wobei schließlich auf seine Rechnung tüchtig getrunken wurde.

Das schwere Felleisen auf dem Rücken, den unvermeidlichen, mit Wachstuch-Futteral überzogenen Cylinder auf dem Kopfe, einen tüchtigen Knotenstock in der Hand und die in einer Blechkapsel wohlverwahrte „Kundschaft" umgehängt, zog der Handwerksbursche, allen Unbilden der Witterung trotzend, seine Straße. In einer Stadt angekommen, wo Meister seines Gewerbes sich befanden, wanderte er auf seine Herberge ein und begrüßte den Herbergsvater, um ein freundlich Nachtlager bittend.

Sprach der Wandernde in einer Werkstätte seiner Zunft ein, so hatte er sich streng an gewisse Regeln zu halten. Er mußte z. B., je nachdem er diesem oder jenem Gewerbe angehörte, das Felleisen über die rechte oder linke Schulter hängen, den Stock in der rechten Hand und den Rock wenigstens mit zwei Knöpfen zugeknöpft haben. Mit der linken Hand den Hut etwas lüftend, sprach er den üblichen „Gruß", und letzterer galt den Meistern als genügende Legitimation zur Verabreichung des „Geschenkes".

Wenden wir jetzt einmal einen Blick auf die Aufnahme eines Kupferschmiedes in den Gesellenstand, wie sie noch im Jahre 1799 mit allen Ceremonien stattfand.

Der Junggeselle erschien nach damaliger Sitte wohlfrisiert und gepudert, mit Haarzopf und Seitenlocken, auch mit dem von der Kranzjungfer ihm dargebrachten Kränzchen (wofür er sich bei letzterer mit einem Geschenk abzufinden hatte) geziert, in der Versammlung der Gesellen. War nun alles gehörig vorbereitet, der Willkommen mit Bier gefüllt und dieses mit Zucker, Muskate und Zimmet gewürzt, so forderte der Altgeselle die übrigen auf, sich zu setzen (wobei der Daumen der rechten Hand auf dem Tische liegen mußte), und sprach:

Also mit Gunst, günstige Gesellen und Kupferknaben, dieweil mir der liebe Gott einen fremden Rummelsmann beschert hat, so habe ich zum guten Willen bitten lassen. Ist einer oder der andere noch nicht gebeten, so werde ich's thun. (Antwort von allen: Bei mir ist's geschehen.) Ich bitte, ihr wollet mir helfen, meinen fremden Rummelsmann fein lustig machen, und ihm aus dem ehrlichen Willkommen zutrinken. Also mit Gunst, mein lieber Rummelsmann, hiermit bringe ich Dir den ersten Jungferntrunk aus diesem ehrlichen Willkommen, in Gesundheit meiner und Deiner und aller ehrlichen Kupferknaben, die auf grüner Heide gehen. Du sollst leben Friedrich v. N.! (Jeder Geselle trank nun dem Junggesellen zu, und dieses ward dreimal wiederholt.)

Es mögen nur noch wenige Sprüche wörtlich folgen, wie sie bei den Maurern galten.

Beim Einwandern in die Herberge.

Also mit Gunst! Gott grüße einen ehrbaren Herrn Vater; ich soll den Herrn Vater grüßen vom Herrn Vater, Frau Mutter, Herrn Bruder und Jungfer Schwestern aus der Stadt, wo ich herkomme, und wollte den Herrn Vater angesprochen haben um ein ehrbares Nachtquartier.

Gebrauch beim „Willkommen".

Also mit Gunst, daß ich den ehrbaren Willkommen mit meiner Hand ergreifen und ihn von der ehrbaren Handwerkstafel aufheben und ihm sein Haupt entblößen mag. Also mit Gunst, daß ich den ehrbaren Willkommen an meinen Mund setzen und einen Ehrentrunk daraus trinken mag. Die Gesundheit des ganzen löblichen Handwerks, wie auch der ehrbaren Meister, der ehrbaren Altgesellen, wie auch einer ganzen ehrbaren Gesellschaft. Also mit Gunst, daß ich den ehrbaren Willkommen auf die ehrbare Handwerkstafel niedersetzen mag, mit Gunst, daß ich dem ehrbaren Willkommen sein Haupt bedecken mag; mit Gunst, daß ich den ehrbaren Willkommen meinen Nebengesellen zubringen mag, wie er mir ist zugebracht worden.

Beim Brüderschafts-Trinken.

Prosit, Bruder! auf Du und Du trink' ich Dir's zu; nicht aus großem Durst, sondern aus Lieb' und Lust; aus Lieb' und Freundlichkeit, meine und Deine, auch aller braven Maurergesellen Gesundheit!

Heil unserm König Heil! Unsere Königshymme ist ursprünglich ein englisches Volks- und Nationallied. Text und Weise wurden fast in allen deutschen Staaten angenommen. Ja, selbst in verschiedenen Kantonen der Schweiz sang man es mit möglichst angepaßten Worten. Lange war man der irrigen Meinung, die Melodie sei von Händel. Die sorgfältigsten Ermittelungen aber ergaben, daß Händels Beteiligung sich lediglich darauf beschränkt, daß er die ihm gegebene Melodie gelegentlich harmonisierte und instrumentierte. Daher der Irrtum. Händel kam erst 1710 nach London, wo er 1712 seinen bleibenden Wohnsitz nahm, eine große Anzahl Opern und Oratorien komponierte und 1759 starb. Unser Lied hingegen wurde zum ersten Male in London aufgeführt am

16. Juli 1607 bei einem Feste, welches die Innung der großen Kleiderhändler dem Könige Jakob I. gab, um ihn wegen der Errettung nach der Pulververschwörung zu beglückwünschen. Es ist also anzunehmen, daß es kurz zuvor, im selben Jahre, verfaßt worden sei. Der Text ist von dem damals berühmten Dichter Ben Johnson, die Musik von Dr. John Bull. John Bull wurde geboren 1563 und starb 1622 zu Lübeck. Er war durch Verwendung der Königin Elisabeth Professor der Musik am Grashamschen Institute zu London und bezog als Hoforganist 40 Pfund Sterling jährlichen Gehalt. Der Text lautete damals: „God save great James our King". Als durch Cromwell die Stuarts gestürzt waren, wagte niemand mehr, es zu singen, und so kam es in Vergessenheit, bis es erst nach 100 Jahren wieder hervorgezogen und der Dynastie Hannover angepaßt wurde. Mistreß Cibber sang es im Drurylane-Theater — ihr Bruder Dr. Arne, der Komponist des Rule Britania hatte das Lied fürs Orchester instrumentiert — nach der verunglückten Unternehmung des Prätendenten in Schottland mit stürmischem Beifall, und seither blieb es Volkslied. G. Rot.

Taglöhnerkost. Im 15. Jahrhundert belief sich in Augsburg der gemeine Taglohn in gewöhnlichen Preisjahren auf den Wert von 5—6 Pfund des besten Fleisches. In wohlfeilen Jahren konnte sich der Taglöhner für seinen Lohn täglich ein Pfund Fleisch oder sieben Eier, ein Viertel Erbsen, eine Maß Wein und das nötige Brot dazu verschaffen und erübrigte doch noch die Hälfte der Einnahme für Wohnung, Kleidung und sonstige Bedürfnisse. Im Fürstentume Bayreuth verdiente ein Taglöhner um 1464 täglich 18 Pfennige, während ein Pfund Bratwurst einen Pfennig, ein Pfund des besten Rindfleisches zwei Pfennige kostete. Nach einer Hausordnung des Grafen Joachim von Öttingen († 1520) erhielten die Taglöhner und Fronbauern sowie die Ökonomieknechte täglich folgendes Essen: „des Morgens ain Suppen oder Gemues; ain Millich den Arbeitern, den andern ain Suppen. Des Mittags: Suppen und Fleisch; ain Kraut; ain Pfeffer oder eingemacht Fleisch, ain Gemues oder Millich: 4 Essen. Des Nachts: Suppen und Fleisch; Ruben und Fleisch oder eingemacht Fleisch; ain Gemues oder Millich: 3 Essen." Den Frauen, die Hähne, Hühner oder Eier brächten, sollte gegeben werden „ain Suppen, darzu zway Brot"; wenn sie aber über eine halbe Meile weit herkämen, „noch ain Essen zu der Suppen und ain Krawsen mit Weyn!" — In Aschaffenburg galt das Pfund Fleisch durchschnittlich zwei Heller. Ein Meßstipendium war auf den Betrag von 4—5 Pfund Fleisch, neun Heller oder etwas mehr angesetzt.



Kostümbild. Nach niederbayerischen Votivtafeln. 1793—96.

Aus dem Bauernkriege. Eine der entsetzlichsten Episoden dieses bedauerlichen Krieges trug sich in Kitzingen am Main zu. Diese fränkische Stadt gehörte zwar dem Fürstbischof von Würzburg, war aber an die Markgrafen von Ansbach verpfändet. Die Bürger hielten es mit den aufständischen Bauern, versammelten sich Ostern 1552, „vmb das heil. Evangelium helffen zu vertheidigen", und schlossen sich dem großen Haufen der fränkischen Bauern in Heidingsfeld an. Als der Aufruhr gedämpft, Tausende von Bauern gefallen waren, kamen auch Abgesandte von Kitzingen zum Markgrafen Kasimir und boten ihre Unterwerfung an gegen Schonung des Lebens. Letzteres wurde ihnen zugestanden. Auf Pfingsten rückte der Markgraf, der selbst der neuen Lehre zugethan war, in Kitzingen ein. Die ganze Bürgerschaft wurde aufs Rathaus zur Huldigung befohlen. Hierauf wurden die, so sträflich waren, verlesen, die übrigen durften heimgehen. Die Verlesenen wurden in den Keller eines Hofes geführt und — da ihnen das Leben versprochen war — ihnen durch den Henker Augustin die Augen ausgestochen! Diese raffinierte Grausamkeit wurde an 57 Bürgern verübt, deren Namen noch aufbewahrt sind, wie auch der Hof noch immer den damals erhaltenen Namen „Leyden-Hoff" trägt.

Zur Charakteristik Wallensteins. Im Jahre 1625 unterhandelte Nürnberg mit Wallenstein wegen Abwendung der Muster- und Sammelplätze des Kriegsvolkes, die derselbe in das Gebiet Nürnbergs verlegen wollte. Wolle Nürnberg von denselben verschont bleiben, so müsse es 100000 Thaler bezahlen. Der markgräfliche Kanzler Urban Caspar v. Feilitzsch und Graf Friedrich von Solms rieten der Reichsstadt, sie möge nur alle Mittel anwenden, um Wallenstein von ihrem Gebiete fernzuhalten, „denn er sei eines heftigen, tyrannischen Gemüts, also daß, wenn die Soldaten, die er hängen lassen, noch am Leben und beisammen wären, ein starkes Regiment machen würden; wie er denn seinen Kammersekretarius, der ein wohlqualifizirter Mann gewest, nit verschonet, sondern denselben allein darumb, daß er ihn wegen eines angekummenen kayserlichen Kuriers unzeitig aus dem Schlafe aufgeweckt, aufhenken lassen".

Votivtafeln und Kostümkunde. Ganz anders als die vorhergehenden Bilder zeigen sich zwei Votivtafeln aus der Kirche zu Stubenberg bei Simbach am Inn. Das Bild des Mannes datiert aus dem Jahre 1796. Er trägt einen mächtigen weitkrempigen schwarzen Filzhut, dessen Formen wir heute noch in einzelnen Tiroler Thälern finden. Die reinliche weiße Leinenwäsche tritt zurück. der Hemdkragen spitzt spärlich über das schwarze, in geschmacklosen Knoten geschlungene Halstuch hervor. Die jackenförmige Weste ist rot; eine Farbe, von welcher der grüne breite Hosenträger sich gefällig abhebt. Der Rock ist von blauem Tuche; die schwarze lederne Hose endet am Knie, wo die blauen derben Strümpfe beginnen. — Das Bild der Frau stammt aus dem Jahre 1793. Sie hat sich mit einem zierlichen aus Draht aufgebauten Flügelhäubchen geschmückt. Um den Hals schlingt sich die im „Bayerland" bei der Beschreibung der Oberaudorfer Tracht geschilderte, heute noch beliebte „Florkette". Die Brust ist sittsam und züchtig durch ein rotes Tuch verhüllt, welches in die braune Wollenjacke eingesteckt ist. Blauer Schurz und grüner Rock vollenden die reiche, wenn auch nicht besonders geschmackvolle Zusammenstellung der Farben. — Im Gruppenbilde finden wir drei Jahrhunderte zusammengedrängt. Das erste Mädchen zur Linken des Beschauers ist ein Bild aus dem Jahre 1668. Die Tracht ist überaus zierlich und elegant. Das Häubchen macht



der weiblichen Eitelkeit alle Ehre, vorn aus schwarzer Seide und zarten Spitzen, am Hinterkopfe ein Käppchen dunkelrot und goldgestickt. Treu der Vorliebe jenes Jahrhunderts für blendendes Weißzeug trägt das Mädchen einen Linnenkragen, feingefältelte Manschetten, weiße Schürze. Das Kleid ist orangefarbig, die Jacke schwarz am Innerärmel geschlitzt, um die Wäsche hervortreten zu lassen. Ihre Nachbarin ist ein Kind unseres Jahrhunderts, Bild aus dem Jahre 1800. Originell ist die Haartracht und von einem Raffinement, welches der heutigen ländlichen Bevölkerung völlig fremd ist. Der vor den beiden Mädchen stehende Bursche ist einer Votivtafel aus dem Jahre 1791 nachgebildet. Der „Junker" tritt uns hier zum ersten Male entgegen. Sein Nachbarpaar repräsentiert das Jahr 1820. Der lange blaue Tuchrock, die kurze Weste, die unter dem Kinn gebundene Halsbinde, der cylinderartige Filzhut geben dem Manne eine gewisse spießbürgerliche Behäbigkeit; die Gattin trägt eine kostbare Pelzmütze, Jacke und Kleid aus feinem braunen Stoffe, die dunkelblaue Schürze ist rosa gesäumt. Unsere kleine Auswahl hat unseren Lesern gezeigt, welch kulturgeschichtliches Material aus den schlichten Täfelchen von einem findigen Auge und einer geschickten Hand hervorgeholt werden kann.



Kostümbild. Nach niederbayerischen Votivtafeln. 1668—1820.

Regensburger Kleiderordnung. Der Rat von Regensburg, der im Jahre 1485 „das hoffärtig übermüthig Wesen, das Mannen und Frauen in überflüssiger Kostbarkeit auf allerlei Kleidern und Kleinoden bisher getrieben" hinlegen wollte, gestattete den vornehmen Bürgersfrauen und Jungfrauen als erlaubt: acht Röcke, sechs lange Mäntel, drei Tanzkleider und einen geflügelten Rock mit nicht mehr als drei Ärmeln von Sammet, Damascat oder anderer Seide. Jede durfte besitzen und tragen: zwei Haargebünde von Perlen, je zu zwölf Gulden (für 12 fl. bekam man damals etwa drei fette Ochsen) an Wert; ein Kränzlein von Gold und Perlen, doch nicht über fünf Gulden; Schleier je einen nicht über acht Gulden und nicht mehr als drei Schleier für eine Person, auch zur Leiste in keinem mehr eingewirkt als eine Unze Goldes (ungefähr zwei Lot), seidene Fransen an den Kleidern, aber keine von Perlen oder Gold; ein Goller von Perlen, aber nicht über fünf Gulden an Wert, eine Perlenbrust nicht über zwölf Gulden; ein Breis von zwei Reihen Perlen um die Ärmel, das Lot zu fünf Gulden; ein golden Kettlein mit Gehäng zu fünfzehn, ein Halsband zu zwanzig Gulden, außer dem Braut- oder Ehering keine anderen Ringe über vierundzwanzig Gulden an Preis; Paternoster drei oder vier, aber nicht über zehn Gulden; Gürtel von Seide oder goldene Börtlein nicht mehr als drei.

Arbeitseinstellung der Blechschmiedegesellen in Nürnberg. Diese erreignete sich 1375. Als die Blechschmiedemeister wegen Teuerung die Kost der Gesellen herabmindern wollten, gaben die Gesellen sich damit nicht zufrieden, stellten die Arbeit ein und verließen die Stadt. Sie zogen nach Wunsiedel und Dinkelsbühl, erklärten sämtliche Meister in Verruf und ließen vermöge der Verbindungen ihrer Brüder denselben keinen Gesellen mehr zukommen, infolgedessen kam das Handwerk der Blechschmiede, in Nürnberg eines der ältesten und angesehensten, so herunter, daß aus denselben kein Mitglied mehr zu Rate gezogen werden konnte. Mehrere Meister begaben sich nach Amberg und Donauwörth, die zurückgebliebenen verarmten, und allmählich ging das ganze Handwerk ein.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Nach schwerem Leid.

Erzählung von Dr. Alphons Steinberger.

(Schluß.)

Die Kinder drängten sich dicht an die Mutter heran, denn sie fürchteten sich vor den wilden Männern, die zugleich mit dem Vater ins Zimmer traten und ihn mit festem Griffe am Arme gefaßt hielten.

„Laßt mich los, Leute“, bat der Dombaumeister die Knechte, während der Angstschweiß ihm auf die Stirn trat, „laßt mich los, nur einen Augenblick, daß ich mit meinem Weibe rede!“

Der Führer der Wache gab seinen Leuten ein Zeichen, dem diese sofort im Sinne des Gefangenen willfahrten; aber sie blieben dicht hinter demselben stehen.

„Macht es kurz, Meister“, befahl jener, „je länger, desto mehr Schmerz und Gejammer!“

Der Mann sprach in rauhem, barschem Tone, aber die Hand an dem Schwertkorbe zitterte leicht, man konnte unschwer entdecken, daß es ihm selber hart fiel, kein Mitleid zeigen zu dürfen.

„Sei gefaßt“, sprach Wolfgang Roritzer, sein der Verzweiflung nahes Weib in die Arme schließend, „ich habe nichts Schlechtes gethan, — man wird mich bald wieder frei geben! Nimm Dich aber der Kinder wie bisher an, sie sollen . . . “ Da konnte der starke Mann nimmer weiter reden, die Thränen drangen ihm mit Gewalt aus den Augen; er küßte eines nach dem andern, die kleine Barbara aber hob er zu sich empor und preßte die bleichen Lippen lange auf deren kleines Lockenhaupt.

Jetzt umringten ihn die Schergen des Gerichtes, noch einen letzten Blick auf sein im Schmerze zusammenbrechendes Weib und einen Händedruck dem treuen Kammerloher, dann wurde der Gefangene ins „Haus“ [1]) abgeführt.

Eine große Menschenmenge hatte sich auf den Straßen angesammelt, mit scheuen, angsterfüllten Blicken sah man das unerhörte Ereignis vor seinen Augen vorüberziehen.

Wolfgang Roritzer, der berühmte, hochangesehene Dombaumeister und Künstler, der bisher so unbescholtene, brave Bürger, Gatte und Vater ins Gefängnis gebracht! Und warum? Weil er, der Mann voll des glühendsten Freiheitssinnes und der treuesten Fürsorge für das Wohl seiner Mitbürger, dem unerträglichen Regimente des kaiserlichen Stadthauptmanns und seines Anhangs ein Ende bereiten wollte!

Doch still, — daß kein Verräter lausche! Verrat war seit einiger Zeit an der Tagesordnung, es herrschten in der alten Reichsstadt gegenwärtig gar schlimme Verhältnisse!

* * *

Am 12. Mai des Jahres 1514 wurde am frühen Morgen vor dem Rathause eine schauerliche Arbeit vollführt. Kaum daß sich im Osten die ersten Sonnenstrahlen zeigten — es schien ein heiterer, wolkenloser Frühlingstag zu werden —, so wurde die Pia [2]) aufgeschlagen; um 7 Uhr sollte die Enthauptung des Dombaumeisters Wolfgang Roritzer als eines Anstifters zu Aufruhr und Widersetzlichkeit gegen die kaiserliche Obrigkeit vollzogen werden.

[1]) Gefängnis unter dem Rathause.

[2]) Schafott.

Nicht die Kerkerhaft hatte den Mann eigentlich gebrochen, auch nicht das Bewußtsein einer aus bösem Herzen gekommenen That, denn derartiges hatte er sich nicht vorzuwerfen; — aber der Gedanke, von Weib und Kind scheiden zu müssen — dieser Gedanke brachte den sonst so festen und willensstarken Meister der Verzweiflung nahe.

„Ihr werdet sie wiedersehen", sagte ihm der Geistliche ein über das andere Mal, „seid getrost, Meister, geht unverzagt dem Tode entgegen!"

Roritzer aber starrte auf die feuchte Steinplatte des Kerkers, und tiefstes Seelenleid sprach aus den Zügen des todblassen Gesichtes.

„Wiedersehen", sagte er leise, „Ihr meint es ja gut mit Eurem Troste, ich weiß das! Aber Ihr wißt nicht, was es um Weib und Kind ist, nein — das wißt Ihr nicht! Wär' ich allein, das Sterben fiele mir — ich rufe den ewigen Richter als Zeugen für meine Worte an — nicht schwer! All' meine Sünden habe ich Euch bekannt, sie bereut in innerster Seele, was soll ich also das Sterben fürchten, dem ja doch kein Mensch entrinnen kann? Aber seht", der Sprechende machte eine Pause, wie um erst Kraft zur Fortsetzung seiner Rede zu gewinnen, — „da tritt mein Weib an mich heran mit den drei Kinderchen, sie haben die Augen rot geweint, und der Hunger und die Schande haben ihnen die frische Farbe von den lieben Gesichtern hinweggetilgt und dafür die Sorge und das Elend daraufgemalt!"

Der Mann stöhnte vor Schmerz, die Thränen rannen ihm unaufhörlich hernieder und benetzten den grau gewordenen Bart und die abgemagerten Hände.

Da hörte man draußen vor dem Kerker mit einem Schlüsselbunde rasseln; Roritzer schreckte zusammen, und der Geistliche faßte nach der Hand des Verurteilten, um ihm so nahe wie möglich zu sein.

Die Kerkerthür öffnete sich, doch statt der erwarteten Gerichtspersonen und des Henkers trat in Begleitung des Kerkermeisters Jörg Kammerloher herein.

Roritzer erhob sich beim Anblicke des Kommenden von seinem Strohlager; er konnte nichts sprechen, stumm sank er dem treuen Freunde an die Brust, die selber den großen Jammer kaum zu ertragen vermochte.

„Jörg", sagte der Dombaumeister nach einiger Zeit, „Du — verzeihst mir?"

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen, Wolf", entgegnete der Gefragte mit halb erstickter Stimme, „ich soll Dich noch grüßen . . . ."

„Von wem?" schrie der Gefangene auf, er faßte den Boten nimmer erhofften Glückes an den beiden Armen und hing mit trunkenen Blicken an den Lippen des Sprechenden.

„Von ihr", erwiderte Kammerloher, „von Deinem Weibe und den Kindern, . . . sie wollen beten für Dich in alle Zeit und ich . . . ."

„Und Du, Jörg, was willst Du?"

„Werde die Deinen nicht verlassen!"

Da ließ Roritzer die Arme des Mannes los, und auf die Kniee sinkend, faltete er seine Hände und sprach ein heißes Dankgebet. Als er sich wieder erhob, trat eben das Gericht herein und forderte den Verurteilten auf, sich zum letzten Gange bereit zu machen. Keine Angst sprach aus den Zügen Roritzers, fast heitere Ruhe war über das bleiche Gesicht gebreitet; eine halbe Stunde später war der Gerechtigkeit Genüge geschehen.

* * *

Der Winter des kommenden Jahres war so seltsam, daß sich alles darüber höchlich verwunderte. War der Herbst kalt und unfreundlich gewesen, so änderte sich in den darauffolgenden Monaten die Witterung derart, daß im Dezember die kleinen Maßliebchen mit ihren weißen Blättern und den gelben Sternchen in der Mitte aus dem Boden kamen, und schon im Januar, noch mehr aber im Februar begannen die Knospen an den Apfel- und Aprikosenbäumen aus dem Schlafe zu erwachen und ihr weißes Festkleid zum Empfange des Frühlings anzuziehen.

Des Frühlings! Die meisten Menschen erleben den rechten Frühling nur einmal und von diesen wiederum die größere Hälfte nur auf kurze Zeit; ja man sagt, daß es Herzen gebe, die überhaupt nicht wüßten, was es um den Frühling ist.

Die Witwe Anna Roritzer saß um jene seltsame Jahreszeit wie gewöhnlich in der Stube der kleinen Wohnung, die sie nach dem schrecklichen Ende ihres Mannes alsbald bezogen hatte, und war emsig mit Nähen beschäftigt. Die Kinder aber spielten zu ihren Füßen mit runden Kieselsteinen, legten sie in Reihen schön geordnet zusammen oder bildeten mit ihnen verschiedene Figuren.

Jetzt ging ja die Mutter wieder der völligen Genesung entgegen, ach, monatelang, bald nach jenem traurigen Tage, an dem der gute Gott den Vater zu sich in den Himmel genommen hatte, war sie schwer krank gewesen, mit bleichen Wangen und erloschenen Blicken dagelegen und, wenn nicht ein meist unbekannt bleibender Wohlthäter für die nötigen Mittel zu Speise und Trank gesorgt haben würde, so hätten sie wohl alle hungern, ja selbst die bitterste Not erleiden müssen. Aber nun verdiente die Mutter selbst wieder Geld, viel Geld, denn sie arbeitete den ganzen Tag, und der sechsjährige Dionys behauptete seinen Geschwistern gegenüber, daß er die Mutter einmal sogar des Nachts habe arbeiten sehen.

Es war dies in der That einige Male der Fall gewesen, aber die Mutter hatte hiervon bald wieder abstehen müssen, die Nachtarbeit wäre ihr lebensgefährlich geworden. Lebensgefährlich? Für die arme Verlassene hatte dieses Wort nur mehr in dem Falle eine Bedeutung, wenn sie auf ihre Kinder blickte: für das Leben dieser süßen Zeugen entschwundenen Glückes betete sie alle Tage zu Gott, sie war die Mutter — auch ihr Leben mußte erhalten bleiben!

Sonst aber war dies Dasein für sie von keiner Bedeutung mehr, und am liebsten hätte sie sich diejenige Ruhe gewünscht, welche nur das Grab zu bieten vermag! Wie war sie doch einstmals als Mädchen in den Tagen der Rosen so glücklich gewesen! Wie so heiter, so lebensfroh, als sie noch in Ulm des Sonntags mit ihren Eltern sittsam, mit gesenkten Blicken zur Kirche ging und da gar mancher schmucke Gesell den Hut oder die Mütze zog, wenn sie vorüberschritt und leise errötend den Gruß erwiderte!

Ja, damals glaubte sie noch an Liebe und Glück, so fest, wie an die einstige Seligkeit und — eines Tags, als ihr ein gar treuer Gesell, der sie kaum von fern zu grüßen wagte, und dessen Namen sie nicht einmal kannte, einen Strauß von Primeln und Veilchen unvermerkt durchs Fenster sandte als schüchternen Gruß der erwachenden Liebe — o damals hätte

sie nicht mit Prinzessinnen tauschen mögen, denen doch — die Mutter hatte es oft des Abends erzählt — Feenhände Gold und Silber in die Wiege legen! Und sie war damals nur ein armes Bürgermädchen gewesen!

„Mutter", unterbrach Dionys die schmerzlich-süßen Erinnerungen der Witwe, „bitte, erzähle uns doch die Geschichte von der armen Frau, weißt Du, die immer weinen mußte, bis sie die schönen verzauberten Blumen fand!"

„Ja, Mutter, bitte, erzähle uns", unterstützten die anderen Kinder den Wunsch ihres Brüderchens.

„Später, Kinder", versetzte die Mutter, „wenn es dunkel wird! Aber, ihr wißt ja, so lange der liebe Gott die Sonne scheinen läßt, muß die Mutter arbeiten!"

Annas schlanke, fast mädchenhafte Gestalt erhob sich und trat einen Moment an das bleiumrahmte Fenster; der eine Flügel war leicht geöffnet, noch immer strömte warme, würzige Luft durch den kleinen Zugang herein; kaum aber war sie wieder davon weggetreten, um ihr Arbeitszeug vom Tische zu holen und mit dem Stuhle dem Fenster näher zu rücken, als sich ein Geräusch wie von einem fliegenden oder geworfenen Gegenstand vernehmen ließ. Die Witwe, leicht erschreckend, wandte sich um und erblickte auf dem Boden, nahe der Stelle, wo sie eben gestanden war, einen kleinen Blumenstrauß, aus Primeln und Veilchen gewunden. Während die Kinder jubelnd die kleinen Frühlingsboten begrüßten, wurde die Brust des jungen Weibes von einer unbeschreiblichen Empfindung durchströmt; „mein Gott", sagte sie in einer Art süßen Schreckens zu sich selber, „was soll das? Welche Erinnerungen rufen in mir diese kleinen Blumen wach?"

Wenige Augenblicke darauf pochte es an die Thür, und dieselbe langsam öffnend, trat Jörg Kammerloher herein. „Verzeiht, Frau Anna", sprach er zu der etwas verwirrten Frau, „daß ich so spät noch bei Euch eintrete; ich wurde aber durch das Geschäft abgehalten, früher zu kommen! Die Blumen, die ich noch eigens im Garten pflückte, sollen statt meiner um Verzeihung bitten!"

„Von Euch stammt also die Überraschung?" fragte Anna, indem eine leichte Röte ihre blassen Wangen überflog, während sie zugleich den Meister einlud, Platz zu nehmen.

„Ja, von mir", antwortete Jörg in scheinbar absichtlich gleichgültigem Tone, zog die Kinder an sich und teilte an jedes ein kleines Spielzeug aus; „der Weg übrigens von der Oswaldkirche bis zum Weichselpeter Thor[1]) ist nicht der nächste Weg", fuhr der Meister fort, er wollte dem Gespräche offenbar eine andere Wendung geben. „Aber ich muß Euch doch sagen", sprach er nach einer kleinen Pause weiter, „weshalb ich komme: es geschieht im Auftrage meines Vaters! Er hätte Euch selber aufgesucht, aber, Ihr wißt ja, sein Alter verbietet ihm, in dieser Jahreszeit, so schön sie auch heuer ist, die Stube zu verlassen. So hat er denn mich geschickt, um in seinem Auftrage an Euch die herzliche Bitte zu richten, endlich einmal diese enge und dumpfe Wohnung zu verlassen und — zu uns, zu ihm zu ziehen!"

„Meister", entgegnete die Witwe, „der Antrag Eures edlen Vaters rührt mich in tiefster Seele, aber — verzeiht, ich — kann nicht!"

[1]) So im Volksmunde statt „Weih Sankt Peter-Thor" im Süden Regensburgs; vgl. Verhandl. des Histor. Ver. der Oberpfalz und Regensburg, Band XXIX, S. 221.

„Und weshalb nicht?" fragte Jörg in nicht geringer Erregung, „was hindert Euch, diesem Wunsche des treuen Freundes Eures verstorbenen Gatten zu willfahren?"

Anna kämpfte sichtbar einen schweren Kampf. „Die Frau Noritzers", stieß sie endlich unter lautem Schluchzen heraus, „die Frau des enthaupteten Empörers kann nicht . . . ."

„Nicht weiter, Anna", fiel Jörg der Sprechenden lebhaft, fast zornig in die Rede, „so sagt Ihr, solch niedriger Gesinnung zeiht Ihr uns?"

„Nicht euch", entgegnete die Witwe mit fast flehender Stimme, „o vergebt! Aber bedenkt, Meister, was würden die Leute sagen?"

Vergebens bemühte sie sich, durch einen erdichteten Grund den wahren zu verschleiern; wozu aber sollte sie ihr ohnedies gequältes und enttäuschtes Herz in näheren Verkehr treten lassen mit einem Manne, dessen Edelsinn sie zu sehr erkannt hatte, als ihm bloße Achtung mehr entgegenzutragen, wozu in ihrer leidgeprüften Seele das Emporkommen von Hoffnungen begünstigen, die sich ja nie verwirklichen könnten!

Jörg Kammerloher aber hatte sich aus dem Stuhle erhoben, ein Zug des Schmerzes, der bittern Enttäuschung spielte um seine Lippen. Es sollte nicht sein, ihm sollte für so viel Lieb' und Treue kein Lohn mehr werden.

„Ich hab' Euch traurig gemacht, Meister", sagte die Witwe Noritzers mit ungewohnt weicher Stimme und sie trat dem Manne näher, so daß ihre Augen in nächster Nähe in die seinigen schauten, „wo habt Ihr doch die Blumen gefunden? In Eurem Garten sagt Ihr — ist's denn wirklich draußen schon Frühling geworden?"

Jörg Kammerloher faßte — es geschah beinahe unbewußt — die schmale Hand der Fragenden und auf den goldenen Schwingen der Jugendtraumes eilte er zurück in die Vergangenheit.

„Zehn Jahre sind's wohl her", sprach er leise, wie im Selbstgespräche vor sich hin, „da lebte ein feines, wundersam schönes Mädchen in Ulm und die hatte ein junger Gesell über alles lieb, und wenn der Lenz mit seinen Primeln und Veilchen ins Land zog, da sandte er ihr manch' stillen Blumengruß und war froh und glücklich darüber. Eines Tages aber, noch ehe die Blumen starben, war sie fort, die Donau hinuntergezogen, der schüchterne Gesell aber, dessen Namen sie nicht einmal erfahren, weinte ihr viele Thränen nach!"

„Jörg", sprach Anna, ihre Stimme bebte, und die Brust hob und senkte sich wie in gewaltigem Ringen, „was für Erinnerungen ruft Ihr doch wach? O, laßt sie begraben sein, kein Frühling wird sie mehr wecken!" Die Blicke ihrer dunklen Augen irrten wie suchend umher, auf einmal aber — eine sanfte, doch unwiderstehliche Gewalt hieß sie das thun — begegneten sie denen des treuen Mannes, der so viel Liebe und so viele Entsagung in seinem großen Herzen barg!

Fest und lange sahen sie sich einander an, eines wollte in der Seele des andern lesen, und plötzlich verstanden sie die Schrift und eine große Seligkeit erfüllte die Herzen der Liebenden.

„Du kommst zu uns, Anna? fragte der Meister, und die Hand und die Stimme des Mannes erbebten wie von Frühlingsahnung durchschauert.

„Ja", entgegnete die Gefragte, und zum ersten Male nach langer Zeit und schwerem Leide leuchteten die Rosen der Freude auf ihren Wangen, „ich komme zu Euch, zu . . . D i r!"

Die Kinder standen ganz ruhig um die beiden herum — sie hatten wohl keine Vorstellung von dem, was hier zwischen der Mutter und dem braven Herrn Jörg Kammerloher vorging — erst als sie sich der Reihe nach von einem jeden emporgehoben sahen und stürmisch geliebkost fühlten, da fragte die kleine Barbara, wieder auf den Boden gesetzt, mit der heiteren Unschuld des Kindes: „Nicht wahr, ihr seid so fröhlich, weil der Frühling gekommen ist?"

Die Fugger.

Von Professor Dr. Dieppold. (Schluß.)

Man rühmt an den großartigen Kaufleuten der mittleren Jahrhunderte, an dem freien Gemüt der Florentiner und Augsburger Medicäer, daß sie bei der Künste aufblühender Morgenröte mit reichen Händen hinausgestreut haben in die weite Welt, und doch des Staates Pulsader, das Geld, wieder zurückgeführt in ihres Vaterlandes Herz. Denn was sie handelnd von der Welt gewonnen, gaben sie Gelehrten, Künstlern und Handwerkern wieder. Für ihr Geld ward ihnen gegraben, gezimmert, geschnitzt und gemalt, viele hundert Arme durch sie in Bewegung, viele Familien in Nahrung gesetzt. Sie hinwiederum schickten ihren Gewinn nach Welschland, Sizilien und Griechenland, für Trümmer einer untergegangenen herrlichen Welt, an welchen eine neu aufblühende sich groß sog. Für das Wiederaufleben der Künste haben unter Augsburgs Geschlechtern die Walter, die Peitinger, die Welser, die Hainzel wie die Söhne des Bürgermeisters Schwarz, des seltsamen Mannes, der sich in allen Gestalten und Trachten seines Lebens, von Kindheit an bis in sein hohes Alter, abkonterfeien ließ, viel, das meiste aber die Fugger gethan. Sie bauten viel, wohnten prächtig und sammelten viel Sehenswürdiges, einige aus wahrem Wohlbehagen an Kunst und Gelehrsamkeit, andere aus Liebe zum Aufwand, alle aber aus erblicher Neigung. Ihre mit Kupfer gedeckten Häuser zu Augsburg glichen mehr Palästen und mögen meist von den Zwitzeln, namhaften Architekten, aufgeführt worden sein. Nach der Lieblingssitte jener Zeit, Süddeutschlands und Augsburgs insonderheit, waren sie von außen mit großen Bildern (al fresco) bemalt, und hierbei mag man auch Ausländer, unter anderen den berühmten Schweizer Maler und Architekten Josef Heinz zu Rate gezogen haben. Viele dieser Bilder waren von Christof Ambergers Pinsel; der war aus Nürnberg, des jüngeren Hollbein Schüler und glücklicher Nachahmer, an dem man richtige Zeichnung, sorgfältige Perspektive und schönes Kolorit bewunderte. Mit der Zeit sind die Bilder erloschen, um in diesem Jahrhundert am fürstlich Fuggerschen Palais in wunderbarer Schönheit neu zu erstehen. Aber was der Zeit länger trotzen konnte, die kunstreiche Schreiner- und Schlosserarbeit wird noch gegenwärtig in ihren ehemaligen Häusern bewundert. — Dem Johannes Fischer, der Bildnisse und Historien meist auf Kupfer mit Farben von bewunderter Dauerhaftigkeit malte, gaben die Fugger die meiste Arbeit. Und nicht nur die vaterländischen Maler, die Hollbeins, ein Hans Birkenmaier, Hagenauer und andere, hatten für sie und ihre Nachahmer vollauf zu thun, auch fremde Künstler wurden durch sie nach Augsburg gelockt, die ihnen gegen ihre fürstlichen Gaben die Meisterstücke ihres Pinsels gern überließen. Ihnen und der Stadt gereicht zur Ehre, daß sich der treffliche Titian, dem Karl V. gern und oftmals saß (1530) geraume Zeit da aufgehalten; ihm vergalten die Fugger, was sein großes Talent für sie geschaffen, mit 3000 Kronen. Auf gleichen Antrieb kam der italienische Maler Giulio Licinio, nach seinem Lehrmeister immer nur der jüngere Pordenone genannt, zum Augsburger Reichstage (1559), wo ihm der Kaiser gestattete, seine Kunst und Malwerk, die allein auf römische Art, wie es heißt, gestattet war, zu treiben. Nach der Hand erhielt er das Bürgerrecht umsonst. Ihm folgten Hans Vorberger aus Salzburg, Peter Witt oder Candido aus den Niederlanden, Johann von Ach und Hieronymus von Kessel, die sämtlich Angedenken ihrer Kunst in dem kunstliebenden Augsburg zurückgelassen. So ward ferner der berühmte Architekt Elias Holl (geboren 1573, † 1636), der Fugger Landsmann, durch den Grafen Hans Jakob geweckt, der sich zu Venedig nach welschen Mustern bildete, halb Augsburg baute, und in dem bewunderten Rathause ein stattlich Denkmal stiftete. Noch steht der Fugger prächtige Kapelle und Chor in St. Annens Kirche, wie sie 1512 gebaut worden. Da sieht man noch viele erhabene Arbeit von weißem Marmor und die in Holz geschnitzten Brustbilder von Heiligen, Aposteln und Propheten, die geschnitzte Architektur und Säulenwerke, die dem Künstler nicht zur Unehre gereichen; es haben sich in aller Frische noch die großen Gemälde an den Thüren der Orgel erhalten, welche Johann v. Doubraro, mutmaßlich ein Niederländer, ihnen für 16000 Gulden baute, und die, wenn auch für unsern Geschmack nicht prächtig, doch noch immer wegen des vortrefflichen Tones hoch geachtet wird. Einem vorzüglichen Künstler und Freunde Rubens', Georg Peteln, gaben die Fugger viel Arbeit in Holz und Elfenbein; denn damals liebte man Schnitzwerk an allem Hausgerät und zur Verzierung der Zimmer. An solcher Arbeit war Antons Behausung besonders reich. Von marmornen Säulen getragen, deren Knäufe dem Muster der Alten nachgebildet waren, stieß ein geräumiges und geschmücktes Gemach, ein warmes Bad, ein bedeckter Lustgang an den andern, in welchen man die getäfelten Decken und andern Zierat in reichlicher Menge bewunderte. Im Schlafgemache zog der vergoldete Stubenhimmel, wie das ungemein reiche Bett des Hausherrn selbst aller Augen auf sich, und in dem anstoßenden Betstübchen des heil. Sebastian freute man sich höchlich in der an Stoff und Arbeit so kostbaren Sitze. Also sah es Beatus v. Reinach, der auch in Raymunds Hause, die Bäder die ungeheuren Säle mit Kaminen und genau aufeinander stoßenden Thüren in des Hauses Mitte nicht genug bewundern konnte, dabei aber versichert, daß, wie ausgesucht auch alles, doch nichts verschwenderisch, alles nur nett und bürgerlich gewesen. An den Wänden sah man prächtige Gemälde von den besten, nicht wenige von italienischen Meistern hängen. Am meisten wurden die wohlgetroffenen Bildnisse von der Hand eines Lukas v. Kronburg bewundert. In den Gemächern daran waren die Antiken aufgestellt, welche Graf Raymund mit ungemeinen Kosten — denn er sparte da nichts — fast aus

der ganzen Welt, zumeist aus Griechenland und Sizilien herbeigeschafft. Er soll mehr als irgend ein Privatmann seiner Zeit in Italien besessen haben. Im ersten Zimmer standen die Bronzen: ein Jupiter mit dem Blitze, ein Neptun mit dem Dreizack, ein Merkur mit dem Beutel und Flügelhute, eine Pallas mit der Ägide und manche andere, kaum kenntlich unter dem Roste des Altertums. Im zweiten Gemache lag eine Circe aus Stein, auf den rechten Arm gestützt, und auf dem Rande der marmornen Tafel um sie her gewahrte man die kläglichen Opfer ihrer höllischen Zauberkünste, viele Bestien, deren eine gerade in der Verwandlung festgebannt worden. Ein drittes Zimmer war gefüllt mit erhaltenen und zertrümmerten Werken alter Skulptur. Zu jenen gehörten Diana mit Köcher und Mond, Apoll, Minerva, Venus mit dem Cupido und der Jupiter als Stier mit der Europa auf seinem Rücken. Der Münzsammlung in einem andern Zimmer gedenkt Beatus nur mit einem Worte. Sie mag aber, wie Reichtum und Pracht vermuten lassen, die Peutingerische bei weitem übertroffen haben. In allem nämlich war Peutinger Vorgänger gewesen. Er hatte, doch mehr als Antiquar, den Sammlergeist rege gemacht. Die Fugger überragten ihn bald, ihnen folgten dann die Hopfer, Baroner, Steininger und Hainhofer, die treffliche Sammlungen zu stande brachten, welche alle ein Raub des Dreißigjährigen Krieges geworden. In so fürstlichen Wohnungen beherbergten die gräflichen Kaufleute ihren Kaiser zum öftern, mit welcher Pracht, ist aus allem leicht zu ermessen. Also ist nicht unglaublich, daß, als er von Tunis zurück und bei ihnen eingekehrt (1535), im Kamin ein Feuer von Zimmtholze, einer damals sehr kostbaren Ware, angezündet wurde, und Graf Anton die beträchtliche Schuldverschreibung Seiner Majestät hineinwarf. Wie angenehm mag solch ein Weihrauch dem Weltmonarchen geduftet haben! Ebenso sehenswert, vielleicht noch mehr als die Häuser, müssen die Gärten der Fugger gewesen sein, die teils im Bezirk der Ringmauer, teils vor den Thoren lagen und die schönsten des gartenreichen Augsburg waren. Wir, in der Natur wieder an sie selbst zurückgewiesen, mochten uns an der sorgfältig geschnittenen Buchsbaumwelt, den schnurgeraden Baumgängen und steifzierlichen Lauben wenig ergötzen; aber einen Dichter seiner Zeit, der entzückt zwischen den mehr als dädalischen Labyrinthen, Springbrunnen, Wasserwerken, Bäumen und italienischen Gewächsen lustwandelte, nahm es wunder, daß sich doch die Götter selbst nicht ganz behend vom gestirnten Firmament herunterließen, um ihre Lust auf den sammetnen Wiesen und des Gartens Tapezerei zu suchen. Da dufteten Hyazinthen, Narzissen, Tulipanen, die man vor kurzem erst aus Stambul gebracht, und was sonst der Sommer Schönes bringt: da wuchs ein edles Obst, Oliven und Lorbeer grünten das ganze Jahr — wenigstens für die Dichter — und Franzosenholz (Buchsbaum) und Weinreben gediehen vortrefflich. Hier standen Lusthäuser, d. h. Bäder, dort Springbrunnen, die ihr krystallhelles Wasser viele Ellen hoch warfen, inmitten Bildsäulen aus Erz. Da sah man Pomona, weiterhin Actäon und Diana, so vortrefflich gegossen, daß jeder schwur, sie hätten Leben, und Beatus v. Reinach in Entzücken über all' die Herrlichkeit ausrief, die königlichen Gärten zu Tours und Blois, die er doch auch gesehen, seien nichts dagegen. Nicht minder ansehnlich, als die oben erwähnten Sammlungen, waren die Büchereien der Fugger. Die Klosterbibliothek zu Hirschau (1100), die in des 12. Jahrhunderts Anfang 60 Bände zählte, galt ihrer Zeit für sehr ansehnlich und 329 Jahre später enthielt die Sammlung, so Kurfürst Ludwig von der Pfalz der Universität Heidelberg schenkte, noch nicht mehr als 252 Stück. Größer war Peutingers Vorrat, doch nichts gegen den der Fugger. Die meisten hatte schon Jakob angeschafft, seine Neffen, die Grafen Raymund und Anton, nächst ihnen Hans Jakob und Philipp Eduard die Bibliothek so vermehrt, daß wenig königliche ihr beikamen. Sie zählte 15000 Stück und war reich an Büchern jeder Art, zumal an kostbaren Handschriften von den Werken der Griechen und Römer, die ihnen ihr Sachwalter am kaiserlich-türkischen Hof und im Orient, Johann Doreschwan, mit unglaublicher Mühe verschaffte, die ihm gern und reichlich vergütet ward. Da saßen nun die Gelehrten jener Zeit, ein Hieronymus Wolf, ein Xylander und andere in den dazu bestimmten Gemächern, die der Fuggerschen Prachtliebe nicht unwürdig gewesen sein mögen, verbrachten die einsamen Stunden zu Nutz und Ergötzen unter den stummen Lehrern, lasen und dachten mit Fleiß und pflückten sich Blumen, wie dies der erste selbst in griechischen Versen gesagt, die ihm Graf Antons Heldenmut und huldreiche Aufnahme eingegeben. Der ward nachher von Hans Jakob zum Bibliothekar gemacht, ward Rektor des Gymnasiums bei St. Anna und gab den Sokrates und Demosthenes, aus Fuggers Bibliothek den Äschines, Zonaros, Niketas und Nikephoros, Gregoras mit lateinischen Übersetzungen heraus, worin ihm Jeremias Martius, nachmals berühmter Arzt zu Augsburg treulich beigestanden. Wieder andere Werke gab Xylander, den Sidonius Raphael Sayler heraus, alles mit der Fugger Vergünstigung. So besoldete Ulrich den berühmten Heinrich Stephan II. zu Paris, der manches Buch selbst schrieb, setzte und druckte, zur Herausgabe alter Handschriften, daher sich dieser auch am Schlusse verschiedener Ausgaben als „des erlauchten Ulrich Fuggers Buchdrucker" genannt hatte. Nächst anderen Seltenheiten sah man in dieser Bibliothek zwei künstliche Sphären, die eine von Martin Furtenbach, die andere von Albrecht Dürers kunstgeübter Hand. An jener war das damals angenommene ptolemäische System des Weltgebäudes auf das genaueste und künstlichste in stark vergoldetem Messing dargestellt, zu großer Verwunderung der Zeitgenossen. Dieser ganze gelehrte Schatz ist nach Wien gekommen. Philipp Eduard, Hans Jakobs Neffe, mußte ihn wegen Graf Friedrichs Schuldenlast verkaufen, und ob er schon vor des Dreißigjährigen Krieges Ausbruch auf 80000 Gulden geschätzt worden, erhielt ihn doch Kaiser Ferdinand III., vielleicht aus Dank gegen sein Haus, für 10000 Thaler. Der kaiserliche Bibliothekar, Mathäus Mauchter, der heiligen Schrift Doktor und Kanonikus zu Wien, schaffte ihn in 52 großen Fässern und 12 Kisten auf einem Schiffe und fünf Flößen die Donau hinab. Verschieden hiervon waren die Sammlungen der einzelnen aus der Familie. Besonders wandte Ulrich Fugger, päpstlicher Kämmerling und wohl gelitten bei Paul III., große Summen auf die schönsten alten Handschriften, kaufte auch ganze Bibliotheken an sich, namentlich die des Dr. Achilles Pirminius Gasser, der, ein beliebter Arzt, die Geschichten seiner Vaterstadt aufgezeichnet und nicht satt der Bücher werden konnte. Als die Brüder Hans, Jakob und Marx diesen Ulrich ob seiner Schuldenlast von mehr denn 200000 Gulden gerichtlich für einen Verschwender erklären ließen, blieb ihm nichts

übrig, als sein Bücherschatz. Diesen vermachte er nach gewonnenem Rechtshandel aus Dank für die Zuflucht, die er am Hofe Kurfürst Friedrichs III. von der Pfalz gefunden, der kurfürstlichen Bibliothek zu Heidelberg, von wo sie durch Kurfürst Maximilian von Bayern teils nach Rom (1622), teils nach München gekommen. Wo so die Kunst, die Wissenschaft unter den Grafen Huld und Geld, Schirm und Gedeihen gefunden, da suchten auch einige des Geschlechts selbständig die Wissenschaft zu fördern. Georg soll in den meisten, sonderlich in den mathematischen Wissenschaften sehr erfahren, sein Sohn, Graf Raymund, kaiserlicher Rat, ein Liebhaber der Geschichtsschriften, freien Künste und guter Baumeister gewesen sein. Der Stadtpfleger Marx Fugger verdeutschte des Nikephos Kallixtos Kirchengeschichte, wie auch den ersten Band von des Baronius Kirchen-Annalen. Allen aber war, wie an körperlicher, so an geistiger Fruchtbarkeit der Graf und kaiserliche Rat Hans Jakob überlegen. Der übte sich von Jugend auf in allen guten Künsten, studierte lange in Welschland, Frankreich, Spanien und den Niederlanden, ward aller dieser Sprachen wie der lateinischen und ungarischen Meister, vermehrte die Bibliothek und sammelte mathematische Instrumente, viel tausend Wappen, auch Konterfeis von Städten, wie von hohen ausgezeichneten Männern. So reich auf jede Weise ausgestattet, vermochte er ein in seiner Anlage viel umfassendes Geschichtswerk zu beginnen, in welchem er des Hauses Ehre, dem das seine so viel, wohl alles verdankte, sich spiegeln ließ, also daß die Gabe den Geber verherrlichte.

Dies die Geschichte vom Aufblühen eines Geschlechtes, das sich mit jedem Sproß schöner und kräftiger ausdehnte und heute noch in mehreren Linien in frohester Blüte entwickelt ist.

Thalkirchen.

Von J. Oswald.



Arme Tochter der Berge! In froher Ungeduld eilt die Isar aus den Alpen neugierig zur Hauptstadt des Landes. Doch bevor sie in dieselbe gelangen soll, da kommen die klugen Menschen; ihre Dämme, Wälle, Schleusen regeln das Ungestüm der Flut und zwingen sie, ordentlich, geduldig und sittsam durch die Stadt zu wandern. Sie war einst eine arge, ungefügige Gesellin, und Münchens Vorstädte wußten viel von ihrem Übermut und ihrer Zerstörungslust zu erzählen. Das ist vorüber; bei Thalkirchen endet ihre Freiheit. Das Naturbild wiederholt sich im Leben; der Glanz der Stadt wird mit dem Verlust der Freiheit bezahlt. Langsam fließen die Wellen den Überfällen und Schleusen zu, gerade als wenn sie zurückströmen wollten, wieder rückwärts in das waldumrauschte Thal, aus dem sie soeben gekommen sind. Es ist ein reizender Fleck Erde unmittelbar vor den Thoren der Stadt, man dürfte bald sagen — in der Stadt, die Haus an Haus nach allen Richtungen vorschiebt. Nicht mehr lange, und Thalkirchen wird eine Vorstadt Münchens sein. Heute besitzt es noch den Charakter eines hübschen, reinlichen Dorfes, neben der eleganten Villa das bescheidene Häuschen des fleißigen Bauers.

Was hat das „Bayerland" von ihm zu berichten? So werden die Leser des „Bayerland" fragen und mit einem Gefühl, aus Mißtrauen und Neugierde gemischt, die Antwort erwarten. Wohlan, unsere Aufmerksamkeit gelte der Kirche, ein schmucker, dem Auge wohlgefälliger Bau aus der Renaissance, kein Wunder der Gotik, kein merkwürdiges Denkmal alter Zeit, des romanischen Baustils. Eine sinnige Legende hat sich um ihre Erbauung geknüpft. Zwei Bilder unter dem Musikchore veranschaulichen uns die Vorgänge der Überlieferung, welche aus der Erzählung des Volkes bereits in die Bücher gewandert und schon nahe daran war, als beglaubigte Thatsache zu gelten. Die Legende führt uns über ein halbes Jahrtausend zurück. Im Jahre 1372, so erzählt Dr. G. Westermayer im zweiten Bande der statistischen Beschreibung des Erzbistums München-Freising, seien die Brüder Christian und Wilhelm v. Frauenberg bei einer Fehde mit den Augsburgern von diesen verfolgt und bei Thalkirchen in die Isar gedrängt worden; in dieser Gefahr hätten die Brüder gelobt, für den Fall ihrer Rettung zu Thalkirchen ein Gotteshaus mit Kloster zu Ehren der seligsten Jungfrau erbauen zu wollen, den Bau der Kirche brachten sie zur Ausführung, der eines Klosters unterblieb. Zwei öfter restaurierte Verlöbnistafeln beim Eingang der Kirche stellen die Rettung der beiden Ritter und den Bau des neuen Gotteshauses dar.

Dr. Westermayer nennt als Quelle Wiguleus Hundt und dessen berühmtes „bayerisches Stammenbuch". In der That findet sich daselbst im ersten Bande, S. 52, die Erbauung des Gotteshauses in der eben erzählten Weise geschildert. Das Erreignis war zu romantisch, als daß es nicht bereitwilligen Glauben gefunden hätte. Selbst die Historiker von Fach nahmen es in ihre Werke, wenn sie auch vorsichtig ein „es soll", „man sagt", voraussetzten; Novellisten und Dichter behandelten den Stoff. Die Phantasie formte bereitwillig das Bild der kühnen Ritter, deren Streitrosse sich in die wildbewegten Fluten der Isar stürzten, während die verfolgenden Feinde bestürzt am Ufer hielten, und nicht wagten, den wilden Wassern Trotz zu bieten.

Nur eins war auffällig, daß Wiguleus Hundt die einzige Quelle blieb; nirgends fand sich eine Bestätigung seiner Nachricht. Die Augsburger Chroniken, welche mit der Ausführlichkeit amerikanischer Reporter über die Einzelheiten jener

Kämpfe berichten, wissen nichts zu erzählen. Ein so keckes Reiterstück hätte unfehlbar Aufsehen erregt und wäre von ihnen getreulich verzeichnet worden. Ihr Schweigen war in seiner Art eine halbe Verneinung der Erzählung des braven Wiguleus.

Endlich sollte sich das Dunkel lichten; Reichsarchivrat Dr. Häutle fand bei seinen Forschungen im Reichsarchive zu München unvermutet eine Urkunde vom 22. Juni 1487, welche die Erbauung der Kirche in ganz anderer Weise erzählt, in einer Weise, durch welche der bisherigen Tradition der Boden völlig abgegraben wird.

Die betreffende Urkunde verdankt ihre Entstehung einem damals zwischen der Pfarrgemeinde Thalkirchen-Sendling und dem Herrn v. Frauenberg ausgebrochenen Zwiste über die Meßstipendien. Der Pfarrer Hanns Sampuchler von Albaching erschien in Begleitung des Freisingschen Notars Andreas Fuchs am 22. Juni 1487 in der sechsten Stunde des Vormittags, um in der unteren Stube des Hauses von Thomas Weiß in Gegenwart dreier frommer Männer und zweier Zeugen die Frage von der Erbauung der Kirche urkundlich festzustellen. Es wurden die ältesten Männer der Gemeinde, an ihrer Spitze Weygel Schmidt, „über achtzik Jare alt", verhört. Keiner weiß ein Sterbenswörtchen von dem Ritte auf der Flucht zu erzählen; ihre Angaben einigen sich darin, daß Graf Christian von Frauenberg als der Erbauer und Donator der Kirche zu betrachten sei, sein Bruder Wilhelm war sichtlich nicht beteiligt.

Es schwindet allerdings angesichts dieses Protokolls die schöne Sage; aber die neue Entstehungsgeschichte der Kirche übertrifft sie an Großartigkeit. Glaubenstreue und innige Frömmigkeit haben den Grundstein gelegt; die Kapelle war die erste Schuldzahlung eines großen Gelübdes. Graf Christian baute das Kirchlein, als er 1396 mit dem Pfalzgrafen Rupert Pipan, dem ältesten Sohne des späteren deutschen Königs Rupert Clem, gegen die Türken zog. Und die Zeugen erzählen, daß der Graf gelobt habe, „wenn er wieder aus der Heydenschaft komme, wolle er einen halben Dom stiften". Graf Christian kehrte nicht mehr aus der „Heydenschaft"; er fiel mit so vielen braven deutschen Rittern in der furchtbaren Schlacht von Nikopolis, in welcher Sultan Bajazet, der Blitz, die Heeresmacht des Königs Sigismund vernichtete.

Vielleicht hat das letzte Gebet des Grafen der Gnadenstätte am Isarufer gegolten?

So erinnert uns die Kirche in Thalkirchen an ein edles, in Krieg und Frieden viel erprobtes, altbayerisches Geschlecht und an eine der blutigsten und furchtbarsten Katastrophen in dem langen Kampfe zwischen Kreuz und Halbmond.

Niederalteich.

Von K. Muth.

Wo gäbe es wohl einen Freund und Kenner der vaterländischen Geschichte, dessen Interesse und Teilnahme nicht rege würden beim Anblicke der imposanten Niederalteicher Kirche mit ihren ragenden Türmen, welche bis heute weit in die Runde einen der schönsten niederbayerischen Gaue beherrschen: altersgraue Zeugen vergangener Größe und Herrlichkeit, überlebende trauernde Riesen neben den kümmerlichen Resten und Ruinen der einst so prächtigen, nun toten Abtei am Donaustrande.[1]).

Läßt sich der Wanderer von Deggendorf aus im Kahne auf dem breiten Wogenrücken des Stromes zu Thale gleiten, fährt er die Poststraße gen Hengersberg oder kommt er auch von einer der drei anderen Weltgegenden her, überall erblickt er schon von weitem die Alteicher Türme über der alten Klosterhofmark. Während links die Ausläufer der Waldberge in malerischen Höhenbildungen und Hängen an die Donau herantreten, dehnt sich auf deren rechtem Ufer nach Süden und Westen die fruchtbare Ebene des „Tungawe" oder Donaugäubodens aus, ein Landschaftsbild voll Reiz und Leben mit gewerbs- und verkehrsreichen Städten und Märkten, stattlichen Dörfern und Gehöften im weiten grünen Rahmen, hoch anmutend besonders im Lichte eines schön anbrechenden Sommermorgens, wie der heimatliche Dichter[2]) es begeistert schildert:

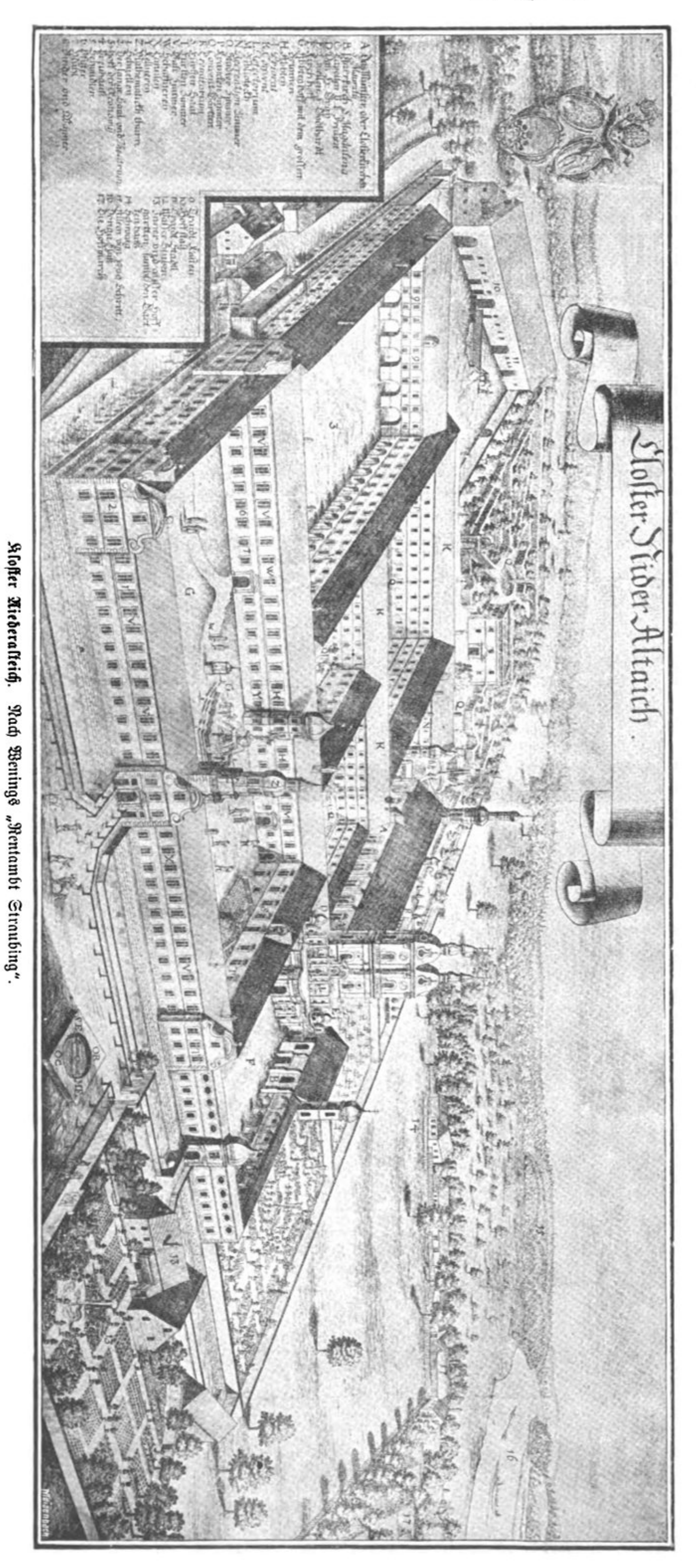
„Die Sonne steigt, es glüh'n Altären gleich,
Der Berge Reih'n: von Wald- und Wiesenwegen
Braust ihr das Leben neu erwacht entgegen,
Wie seinen Fürsten grüßt ein glücklich Reich!"

Es wird bald ein Säkulum sein, seitdem die laus perennis, nachdem sie über ein Jahrtausend hindurch da ertönt, Chorgebet und Psalmensang in den geweihten Tempelhallen zu Niederalteich verklungen sind. In Reihen, wie sie einst hinterm Kapitelkreuz einhergingen, schlafen die Benediktusmönche den langen, traumlosen Schlaf drunten in der kühlen Gruft. Einfache Verschlußsteinplatten an den Wänden überliefern uns in schlichter Schrift des Meißels kurz Namen und Sterbedaten. Doch das sind nur ein paar Generationen, und die letzte ist nicht dabei. Die Prälaten und Konventualen der früheren Jahrhunderte aber, wo ruhen sie? Wohl lesen wir von ihnen in den Annalen und Chroniken des Hauses sowie in den Geschichtsbüchern des Landes; indes bezeichnet uns keine Spur mehr eines ihrer Gräber. Ohne Kenntnis davon schreiten die Nachgeborenen über die Stätten hinweg, wo unterm Flur des ehemaligen Kreuzganges oder tief unter dem Marmorestrich der Kirche der Staub ihrer Gebeine sich längst mit der Erde vermischt hat.

Es ist altgeschichtlicher Boden, auf dem wir in Niederalteich stehen. „Hic locus aetatis nostrae primordia novit" kann man, das Wort Alex. Nechams von seiner Studienzeit zu St. Alban auf ein Volksleben anwendend, von dieser einstigen Kulturstätte sagen, die den Bayernstamm schon kannte, da er noch im Kindheitsalter seiner christlichen Entwickelung stand. Niederalteich war bekanntlich eine Schöpfung des um die Christianisierung Bayerns hochverdienten Herrschergeschlechtes der Agilolfinger. Seine Gründung und erste Dotierung erfolgte unter Mitwirkung des fränkischen Missionsbischofs und Klosterorganisators Pirmin durch Herzog Odilo um 741. (731.) Zwölf Mönche aus dem Mutterkloster Reichenau im Bodensee übernahmen die junge Pflanzung an der Donau und

[1]) Unser Bild zeigt das Kloster, wie es sich nach seiner Restaurierung durch Abt Joscio Hamberger im vorigen Jahrhundert präsentierte.

[2]) Hermann v. Schmid.



Kloster Niederalteich. Nach Wenings „Rentambt Straubing".

konstituierten unter ihrem Genossen Eberswind als erstem Abte die Benediktinerfamilie Niederalteich. Da galt es denn, zu bauen und zu schaffen, zu reuten und zu lehren und die vielfach noch an heidnisch germanischen Bräuchen hangenden rauhen Baiwaren durch Wort und Beispiel bildend zu erwecken. Ein rechtschaffen Stück Arbeit; die wackeren Mönche aber thaten's. Und nach der Agilolfingerzeit: Gozbald, Erzkanzler Ludwigs des Deutschen, Piligrim, Bischof von Passau, St. Gotthard, der Freund und Vertraute Kaiser Heinrichs des Heiligen, Richer, Abt von Monte Cassino, Thiemo, der Meister in den Künsten und Inhaber des erzbischöflichen Stuhles von Salzburg, sie alle waren Söhne und Zöglinge Niederalteichs. Hier sind im elften Jahrhundert die viel genannten Alteicher Jahrbücher geschrieben worden, wie denn nicht bloß die Stellung seiner Äbte zum Reichsoberhaupt, sondern auch die Lage des Klosters an der von Regensburg, der alten Landeskapitale, die Donau entlang nach dem Osten und nach Ungarn führenden Heeresstraße, auf welcher allezeit ein großartiges Leben herrschte, zur Weckung des geschichtlichen Sinnes und seiner Bethätigung naturgemäß sehr beitragen mußte[1]).

Seit 1152, in welchem Jahre Niederalteich seinen Charakter als Reichsabtei für immer verlor, indem es Lehen des Hochstiftes Bamberg wurde, treffen wir seine Prälaten nur mehr selten an den Stufen des deutschen Thrones, da sie und ihr Kloster nun der Bamberger Bischof am kaiserlichen Hoflager zu vertreten hatte. In der bayerischen Heimat indessen erscheinen sie fort als Dignitäre ersten Ranges, geschätzt von den Landesfürsten, einflußreich als Mitglieder der Landschaft und des Landschaftsausschusses, angesehen beim Adel und noch mehr beim Volke.

Besonders rühmlich glänzt uns von den Geschichtstafeln der Name des Abtes Hermann entgegen, der, um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an der Spitze Niederalteichs stehend, gleich ausgezeichnet war als Wirtschafter, Religios und Annalist[2]). Der von ihm um 1244 geschaffene Kanal, welcher das Wasser der Schwarzach (Ohe) von Hengersberg herein ins Kloster leitete, besteht bis auf

[1]) Vgl. Riezler, Geschichte Bayerns I. und Braunmüller, Der Natternberg, Verh. des hist. Ver. f. N. Bayern XVII. Bd., 2. Hft.

[2]) Vgl. Braunmüller, Hermann, Abt von Niederalteich. Verh. des hist. Ver. f. N. B. IX. Bd., sowie Riezler, Gesch. Bayerns II. 248 u. f., auch Kehr, Hermann von Alteich und seine Fortsetzer. Inaugural-Dissertation. 1883.

den heutigen Tag. Und noch manch trefflicher Mann begegnet uns in der stattlichen Reihe jener, welche nach Hermann dem Stifte vorstanden. Zwar spielten diesem Unglücksfälle, besonders Feuersbrünste, Schäden durch Elementarereignisse, namentlich durch die Fluten des Donaustromes, finanzielle Krisen, politische und innere Wirren im Verlaufe der Jahrhunderte des öfteren übel mit; allezeit jedoch erhob es sich wieder zu geordneten Verhältnissen und weiterer Blüte. Auch die lutherische Bewegung pochte mit ihrem Wellenschlage an die Klosterpforte, vermochte aber nicht einzudringen. Seine letzte Glanzperiode erlebte Niederalteich unter Abt Joscio Hamberger (1700—1739), einem geborenen Münchener, der das Kloster in vordem kaum gekannter Pracht herstellte und auch im Konvent einen vorzüglichen Geist zu pflegen verstand, so daß der Ruf hiervon edel veranlagte Jünglinge aus nah und fern anzog.

Im Jahre 1803 wurde das Stift aufgehoben.

Von all der einstigen Herrlichkeit ist heute nichts Ganzes mehr übrig außer der Kirche. Mit Stolz und Liebe hängen die Niederalteicher an derselben, jedes Kind kennt den Namen ihres Restaurators bezw. Erbauers Joscio. Die einem Neubau fast gleichkommende Umgestaltung der Kirche fällt in die Jahre 1718 bis 1726. Am 2. September 1727 wurde sie vom Passauer Fürstbischof Josef Dominikus Graf Lamberg feierlich eingeweiht. Es war diese Renovation nicht der puren Lust zur Umänderung entsprungen, sondern infolge der schweren Brände von 1671 und 1685, die namentlich das Gewölbe der Kirche schädigten, notwendig geworden. Daß sie sich dann in dem damals herrschenden Geschmacke und Stil vollzog, kann nicht wunder nehmen. Derselbe hat immerhin auch seine Schönheiten, und es ist und bleibt das Niederalteicher Münster mit seiner herrlichen Sakristei eines der namhafteren kirchlichen Baudenkmale Bayerns aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Niederalteich liegt, wie gesagt, in einer landschaftlich sehr schönen Gegend. Die nicht ferne Eisenbahn, der mächtige Donaustrom, die nahen Vorberge des Bayerischen Waldes, darunter die Rusel und der Büchelstein, machen es mit dem zwischen Rohrberg und Frauenberg, den beiden kirchengekrönten Höhen, ungemein malerisch gelagerten Nachbarsmarkte Hengersberg auch zu einem frequenten lebhaften Platz. Seine Reize gewinnen noch wesentlich durch das traditionell gute Bier aus dem alten Klosterkeller, besonders wenn das kühlende Naß im grauen Steinkrug dem Passanten an einem heißen Sommernachmittag auf dem herrlich gelegenen Altan des Bräuhauses kredenzt wird. Diese Vorzüge sind namentlich verschiedenen Meistern und Jüngern der edlen Studia nicht unbekannt geblieben, und wenn die heiligen Hallen der hehren Musentempel längs des bayerischen Donaustromes sich alljährlich schließen, findet in manchem Ferienprogramm sich ein fröhlich Stelldichein zu Niederalteich-Hengersberg mit Sternchen angemerkt und vorgesehen. Sprossen unseres erhabenen Herrscherhauses haben bei ihrer Anwesenheit in der Gegend wiederholt den althistorischen Boden Niederalteichs betreten und mit Interesse Kirche und Sakristei besichtigt. Bekanntlich besitzt die Kirche auch das Grabmal des Herzogs Berthold († 947) und — letzteres steht indes nicht fest — dessen Sohnes, des Herzogs Heinrich III. Neben dem schönen Weihbrunnstein, einer auf fein gearbeitetem Schaft ruhenden, aus einem Stück hellgrauen Salzburger Marmors gefertigten ovalen Schale decken (rechts) die Pflastersteine das Grab des aus dem österreichischen Erbfolgekriege bekannten Johann Peter Freiherrn v. Prielmayer. Derselbe befehligte ein von ihm selbst gesammeltes, zum Teil aus gelernten Jägern bestehendes kaiserlich bayerisches Freicorps. Es war am Pfingstmontag, 14. Mai 1742, als er bei einem Scharmützel mit den Kroaten in Zeinach bei Winzer eine Musketenkugel in die Brust erhielt. Ins Kloster Niederalteich überführt, erlag der tapfere Mann hier der schweren Verwundung am 30. Mai. Tags darauf um 6 Uhr abends fand die Bestattung seiner irdischen Hülle in der Klosterkirche unter dem Geläute aller Glocken und mit militärischen Ehren durch den Pater Prior statt. Der Verstorbene war vordem Seerichter zu Diessen am Ammersee gewesen. Und somit scheiden wir von Nieder-Alteich, dessen Andenken und Geschichte wir diese kurze Skizze widmen wollten.

Die Martersäule bei Fürth.

(Um das Jahr 1350.)



Um die Zeit des Mittelalters
Lebte Rapot zu Burgpfarrnbach,
Rings bekannt als tapfrer Ritter,
Den, trotz seines rauhen Handwerks,
Frömmigkeit und Gottvertrauen,
Adel der Gesinnung zierten.
Seine tugendreiche Gattin,
Muster deutscher Art und Sitte,
Ward einstmals von schwerer Krankheit
Unvermutet überfallen.

Menschenkunst und menschlich Wissen
Standen hier vor einem Rätsel.
Und in diesen dunklen Stunden
Schwang sich Rapots bange Seele
Auf zu jenen lichten Höhen,
Wo der letzte Hoffnungsschimmer
Tröstlich ihm entgegenstrahlte.

Dem Geheiß des frommen Vaters
Wie dem eignen Trieb gehorchend,
Rüstete sich Rapots Tochter,
Eine minnigliche Jungfrau,
Daß im nahen Martinskirchlein
Für der Mutter teures Leben
Brünst'ge Andacht sie verrichte.

Schon in altersgrauen Tagen
Hatte Frankens größter Herrscher
Hier sein Lager aufgeschlagen.
Neben seinem eignen Zelte
Wurde auf Befehl des Königs
Noch ein zweites aufgerichtet,
Um des Dionysius' Reste
Und des heil'gen Martins Kappe
Unter sichre Hut zu bringen
Und der Geistlichkeit des Hofes
Schutz und Obdach zu gewähren.
Weil sonach der Ort geheiligt,
Gab Karol die fromme Weisung,
Dort ein Gotteshaus zu bauen

Und zu weih'n dem heil'gen Martin,
Den der König als Verbreiter
Hoher Lehre warm verehrte.
Fortan wurde diese Stätte,
Weil besonders wunderthätig,
Viel besucht von Wallfahrtsscharen.

Auch des Ritters edle Tochter
Zog indes aus gleichem Grunde
Frommen Sinns zum Heiligtume.
Durch ein heftig Ungewitter
War jedoch das Thal des Flusses[1])
Weithin grause Wasserfläche.
Schwere Sorgen um das Leben
Der zum Tod erschöpften Mutter
Ließen alle Hindernisse
Aus den Augen ihr entschwinden.
Rasch bestieg die Jugendschöne
Mit den vielgetreuen Dienern
Einen Nachen, um in Kürze
Jene Stätte zu gewinnen,
Die, des Herzens Bürde lösend,
Traut dem Blick entgegenwinkte.
Aber, ach, ein wilder Strudel,
Der das Fahrzeug schnell ergriffen,
Riß es jählings in die Tiefe,
Daß die Holde samt den Knappen
Fand den sichern Tod im Schoße
Jener ungestümen Wogen.

Schon begann der Dämm'rung Schleier
Mählich sich herabzusenken,
Und, erfüllt von düstrer Ahnung,
Eilte Rapot angstbeklommen
Jetzo seinem Kind entgegen.

Welch ein Jammer, welch Entsetzen,
Als man schon nach wenig Schritten
Seiner lieben Tochter Leiche
Und zugleich die toten Knappen
Klagend ihm entgegenbrachte!

Leblos lag sie da, die Schöne,
Leicht gerötet ihre Wangen,
Um den weißen Schwanennacken
Dicht die blonden Locken fallend,
Auf dem engelgleichen Antlitz
Tiefe Andachtswonne ruhend,
Selbst die zartgeformten Hände
Fromm noch zum Gebet gefaltet
Welche Hoheit, welch ein Zauber!
Nur das Leben, nicht die Schönheit
Schwand vom holden Angesichte!

Übermannt vom stummen Schmerze,
Ringend mit Verzweiflungsqualen,
Sank vor dem entseelten Liebling
Als vor einem Hochaltare
Ritter Rapot schluchzend nieder,
Einen Thränenstrom vergießend
Über die geknickte Rose!

Tiefgebeugt von Gram und Kummer,
Ließ an jener Unglücksstätte
Rapot einen Stein errichten
Mit dem Bild der Schreckensscene.
Noch steht dieses Trauerzeichen
Aus der Vorzeit dunklen Tagen
Als ein stetes Angedenken
Und belegt vom Mund des Volkes
Mit dem Namen „Martersäule".

Fürth. Ernst Zick.

[1]) Rednitz.

Augsburg und die bildenden Künste im vorigen Jahrhundert.

Von Lorenz Werner.

Die alte Reichsstadt am Lech hat als Kunststadt schon mehrmals eine größere Rolle gespielt denn heutzutage. Im vorigen Jahrhundert waren es, wie schon früher einmal, die bildenden Künste und unter diesen die Malerei und Kupferstecherei nebst der Schabmanier, welche den Ruf der Stadt weit über die Grenzen Deutschlands hinaustrugen. Alle Arten der Darstellung, Tier- und Landschaftsmalerei, Genre und Stilleben, namentlich aber das Porträt, erfuhren liebevolle Pflege. Obrigkeit und Bürgerschaft der Stadt ließen sich die Kunst eine Herzenssache werden, während sich die Künstler selbst zu Genossenschaften zusammenthaten. Im Jahre 1712 gründeten diese eine Akademie, einen Verein zu gegenseitiger, auch materieller Förderung, der freilich nicht lebensfähig war, und an dessen Stelle im Jahre 1735 „die Kaiserliche Akademie der freien Künste" trat. Um das Jahr 1770 entstand ein Institut, das sowohl von Kunstliebhabern als von Künstlern gebildet wurde, die sog. Kunstakademie, welche größere Thatkraft als die beiden früheren Einrichtungen entfaltete. Sämtliche machten bedeutende Anstrengungen, sich innerhalb Deutschlands den Rang vornehmer Kunstinstitute zu verschaffen. So ernannte die Kaiserliche Akademie Künstler, die sich, wie Raphael Mengs, einen Weltruf erworben hatten, zu ihren Mitgliedern. Sie ließ eine periodische Zeitschrift erscheinen, die ein gewisser Reifstein aus Kassel redigierte, und welche allerdings neben vielem Achtungswerten manches Mittelmäßige brachte. Die neue Kunstakademie endlich veranstaltete öffentliche Ausstellungen und verteilte Prämien an die sich bewerbenden Künstler, sowohl um diese anzueifern, als auch um in Kreisen des Publikums Interesse und Verständnis zu wecken.

Freilich hielten diese Institute nur teilweise vor den Augen strenger Kritiker stand. Bekannt ist das Urteil, welches der gelehrte Buchhändler Nikolai aus Berlin in seiner „Reise durch Deutschland 1783 bis 1786" über das Augsburger Kunstleben fällt. Er tadelt insbesondere, daß die vornehmen Kunstliebhaber im Rate den Künstler nicht selten mit dem Handwerker verwechseln und durch ihre Herablassung denselben eher demütigen als ihn zu verdienter Ehre emporheben. Geradezu abfällig aber äußert sich der große Kunstkenner und Archäologe J. J. Winckelmann, allerdings privatim in einem Briefe vom 29. Januar 1757, über die Kaiserliche Akademie der freien Künste in Augsburg. Dieselbe „hat mich", schreibt er, „zugleich mit Mengs zu ihrem Rat und Mitglied ernannt. Ihre Absicht war, ihnen Nachrichten von Kunstsachen aus Rom mitzuteilen zu ihrer Monatsschrift. Ich habe aber teils keine Zeit, teils wollte ich nicht gerne unter so elendem Gewäsche erscheinen. Wenn aber die Akademie sollte guten Rat, den man ihr gegeben, annehmen und sich auf einen vernünftigen Fuß einrichten, alsdann könnte etwas geschehen." Noch weniger als die Monatsschrift scheinen gewisse Erzeugnisse von Augsburger Malern vor den Augen des Gewaltigen Gnade gefunden zu haben, wie aus einem Briefe an den Grafen Bünau in Dresden vom 26. April 1758 hervorgeht. Gelegentlich einer Besprechung eines Palastes des Königs von Neapel in Portici sagt er: „Derselbe ist von abscheulicher Bauart, und kein Augsburger Fratzenmaler könnte einen schlechteren Entwurf machen". Aber dieser Hinweis bezieht sich zweifelsohne nur auf die Unzulänglichkeit der Augsburger Massenfabrikate und zeugt durch die Gemeinverständlichkeit des Ausdrucks wenigstens von dem weitverbreiteten Rufe des dortigen Kunsthandwerks. Waren doch ungefähr dreißig Kunsthandlungen beschäftigt, die Produkte der meist einheimischen

Maler, Zeichner und Kupferstecher an den Mann zu bringen. Auch seinem Tadel über die Monatsschrift gibt Winckelmann später eine thatsächliche Beschränkung, wie ein Brief an seinen Vertrauten Genzmer in der Heimat vom 20. November 1757 bezeugt, in welchem Briefe er ankündigt, daß er nachträglich Beiträge an die Zeitschrift in Augsburg geliefert hat. Überdies trat mit der neuen um das Jahr 1770 gegründeten Kunstakademie ein wesentlicher Umschwung ein, mit dem ein frisches Leben erwachte. Namen wie Nilson, Rugendas und Ridinger wogen bald nicht nur das schablonenhafte Handwerkertum vollständig auf, sondern erfüllten die gebildete Welt mit ihrem gerechten Ruhme. Es dürfte sich deshalb schon verlohnen, von den Höhen unserer Gegenwart herab eine Rückschau auf dieselben zu halten.

Die Kunst knüpfte sich infolge der damaligen zünftischen Einrichtung naturgemäß an bestimmte Familien. Unter diesen ist, wenn auch nicht die hervorragendste, so doch die am meisten verzweigte die der **Haid**. Haupt derselben war Jos. Lorenz Haid, der sich um die Hebung der damals in Mode kommenden Schwarz- oder englischen Kunst, einer Nebenart der Kupferstecherei, große Verdienste erwarb. Sein Bruder Gottfried gelangte an den kaiserlichen Hof nach Wien, wo er infolge seiner Leistungen ein Stipendium zum Besuche Englands erhielt. Sein Neffe Philipp, Sohn des ersteren, porträtierte den Kaiser Josef II. Einen weitverbreiteten Ruhm erwarb sich Jakob Haid, welcher ein Prachtwerk, den „Ehrentempel deutscher Gelehrten“, herstellte. Unter den letzteren figurierte z. B. Samuel Cocceji, Friedrich des Großen Justizminister und Großkanzler, Urheber des Codex Fridericianus und Reformator des milderen preußischen Gerichtswesens. Zu dem Werke schrieb J. Brucker, der Senior des evangelischen Predigtamts bei St. Ulrich den begleitenden Text. Dieser Mann hatte eine reichhaltige Bibliothek, in welcher sich viele seltene Bücher, zumal Inkunabeln, befanden. Bei seiner starken Neigung zum Sammeln hatte er sich ein umfassendes Wissen angeeignet, das ihn besonders zu jener Mitarbeiterschaft befähigte. Er war jener „berühmte“ Brucker, den Winckelmann auf seiner Reise nach Italien in Augsburg besuchte, um dessen Bekanntschaft zu machen. Nach dem Tode desselben setzte sein Sohn Jos. Elias Haid (1739—1809), ebenfalls Schwarzkünstler, das Bilderwerk des Vaters fort. Der letzte Künstler aus der Haidschen Familie geht auf Wunsch Friedrichs des Großen nach Berlin, um für denselben eine Arbeit zu übernehmen. Aber ihm ist das Glück nicht treu; der König stirbt noch vor Vollendung des Werkes; dem Nachfolger fehlt für dasselbe das Interesse, und da es dem Autor niemand abnimmt, verfällt er in Not und Wahnsinn. Seine Tochter Maria Anna Werner war die Gattin des Akademiedirektors Christoph Joseph **Werner** in Berlin geworden, dessen Vater gleichfalls in Augsburg seinen Ruf begründet hatte. Auch sie bildete sich zur Künstlerin aus und malte Bilder für Berlin und Dresden von vortrefflicher Erfindung und Ausführung.

Ein ausgezeichneter Darsteller von Kriegs- und Schlachtenscenen und gleichfalls Haupt einer Künstlerfamilie war Georg Philipp **Rugendas**, bereits 1666 geboren. Seine Gemälde (deren viele von seinem zweitgeborenen Sohne herausgegeben wurden) „zieren die Galerien der Großen“, wie Paul v. Stetten sagt, und sein Biograph ist der Schweizer Heinrich Füßli geworden, ebenso bedeutend als Staatsmann wie als Kunstschriftsteller. Rugendas' ältester Sohn Georg Philipp, unglücklich durch sein leidenschaftliches Temperament, malte gleichfalls Feld- und Lagerbilder, sowie Tierstücke. Ein Enkel, der Tier- und Genremaler Johann Moritz Rugendas, reicht in unser Jahrhundert herein, machte Reisen in Brasilien, Peru, Chile und Bolivia und kehrte von da mit einer reichen Sammlung von Zeichnungen heim, die vom Staate angekauft wurden. Einen bleibenden Wert für alle Zeiten haben die Werke des in Ulm 1698 geborenen Tiermalers Johann Elias **Ridinger**, der im Jahre 1747 Direktor der Kunstschule in Augsburg wurde und daselbst im Jahre 1767 starb. In der Auffassuug der Charaktere von einzelnen wilden Tieren ist er geradezu genial zu nennen. Als seine vorzüglichsten Bilder gelten die „Vorstellungen der wilden Tiere nach ihrer Natur, Geschlecht, Alter und Spur“, ferner „die von Hunden gehetzten jagdbaren Tiere“, und „das Paradies“. Auch Ridingers Söhne, auf die das Talent des Vaters übergegangen, sind den Spuren der Natur gefolgt und zeichnen sich durch geschickte Charakteristik aus. Martin Elias Ridinger stellte überdies seinen Vater im Walde vor der Staffelei sitzend und einen Hirsch malend dar, sein Bruder Joseph Jakob denselben im Zimmer nachts vor seiner Lampe arbeitend. Unter dem Bilde des ersteren sind die Worte Jakob Bruckers zu lesen:

„Wer hat das Tierreich so in seines Pinsels Macht?
Wer gibt des Schöpfers Hand in aller ihrer Pracht
An Tieren und dem Wald dem Auge so zu sehen?
Wer weiß so der Natur im Bilde nachzugehen?
Wo trifft Original und Bild so ähnlich ein?
Es muß es Ridinger, sonst kann es keiner sein.“ —

Seine berühmten Mitbürger waren der Miniaturmaler Andreas und der Kupferstecher Johann Esaias Nilson, welch letzterer viele Helden des Siebenjährigen Krieges, wie Daun, Laudon und den Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig durch seine weitverbreiteten Kupferstiche verewigte. Unter dem Bilde des letzteren steht die Bemerkung: Fait par J. E. Nilson qui se vend à Augsbourg et à Paris chez Raffelia Rue St. Jacques à l'Hôtel Saumur. Aber nicht nur in der Weltstadt an der Seine, an zwar kleineren, aber nichtsdestoweniger gewichtigeren Orten stand Augsburgs bildende Kunst in hohem Ansehen. Der Maler unserer deutschen Klassiker Schiller und Goethe, Anton Graf, gehörte eine geraume Zeit zu der Zunft der Augsburger Maler. Zwar aus Winterthur gebürtig, kam er schon frühzeitig nach Augsburg als „Malergeselle“ zu Jakob Haid, dem bereits erwähnten Kupferstecher und Verleger großer Bilderwerke. Infolge gegnerischen Neides mußte er die Stadt verlassen, kam aber nach dem Tode desselben 1759 abermals dorthin. Im Jahre 1766 ging er als Hofmaler nach Dresden, wo er 1785 Schiller malte.

Solches waren die Männer, welche die Kunststadt Augsburg im 18. Jahrhundert hervorbrachte. Freilich sind sie nicht mit den Klassikern des deutschen Cinquecento, mit einem Holbein oder Burgkmair, zu vergleichen. Aber die Nachwirkungen dieser Koryphäen waren noch nicht erloschen; der Sinn für Malerei, für Kunst überhaupt, war lebendig geblieben, selbst durch die trostlosen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges hindurch, und in diesen Männern hatte er im Geiste des Jahrhunderts wieder Gestalt angenommen. Sie standen auf der Höhe ihrer Kunst, und haben nicht bloß deswegen, weil sie den Besten ihrer Zeit genug gethan, gelebt für alle Zeiten.

Kleine Mitteilungen.

Der treue Grenadier. Als im Herbst des Jahres 1791 der Prinz Max von Zweibrücken, spätere König Max Joseph I. von Bayern in Straßburg weilte, und infolge der zunehmenden Gärung seine Freiheit gefährdet ward, war es ein Grenadier des Regiments Royal-Alsace (sein früherer Bursche), welcher um Mitternacht im Zweibrücker Hofe in der Brandgasse erschien, den Prinzen warnte und ihn zur schleunigen Flucht aufforderte. Prinz Max verließ mit dem treuen Soldaten, der sich ihm als Führer angeboten, sein Hotel, schlug die Richtung nach der Ruprechtsau und der Wanzenau ein, wo der Grenadier einen ihm befreundeten Schiffer weckte, der den Prinzen, der ihm einige Goldstücke in die Hand drückte, sowie seinen Begleiter in einem Nachen über den Rhein führte. Der Prinz schlug dann mit seiner Familie für einige Zeit seinen Wohnsitz in dem kurfürstlich pfälzischen Schlosse von Mannheim auf, bis ihn die Kriegsunruhen auch von dort vertrieben.

Das Theresienmonument bei Aibling. Vor kurzem meldeten die „Neuesten Nachrichten“ daß das Thersienmonument bei Aibling dringend einer Nachbesserung und Restaurierung bedürfe, wenn es nicht vom Zahne der Zeit in bedenklicher Weise geschädigt werden solle. Wir zweifeln nicht, daß der Ruf schnelle und ausgiebige Hilfe herbeigeführt hat, und wollen seine Bitten heute dadurch unterstützen, daß wir das Monument im Bilde bringen. Die Zeichnung rührt von Karl Lebschée, das Denkmal selbst ist eine Schöpfung Friedrich v. Zieblands. Es erhebt sich an der nahe bei Aibling über den Mangfall führenden Brücke. Die drei Inschriften geben die Geschichte der Entstehung des Denkmals.

Die Westseite trägt folgende Inschrift:

Bayerns Königin
THERESE
weinte hier um ihren vielgeliebten Sohn
OTTO
herbe Abschiedsthränen
Möchten sie zu Freudenthränen werden.

Die Inschrift der Nordseite lautet:

Die Bewohner des Landgerichts Rosenheim
und theilnehmende Frauen aus allen Gauen
Bayerns verewigten hier ihre und ihrer
Königin-Mutter aufopfernde Liebe
Am 1. Juni 1835

Die Ostseite meldet:

König Ludwig zweitgeborner Sohn
OTTO
riß sich hier vom Mutterherzen
um der König und Retter
Griechenlands zu werden
Am 3. Dezember 1832.

Das Theresienmonument bei Aibling.
Von Karl Lebschée.

Badegang der Schustergesellen in Nürnberg. Am Fastnachtstage versammelten sich in Nürnberg jährlich die Schustergesellen auf ihrer Herberge und machten von dort aus in weißen Bademänteln und den Badehut auf dem Kopfe, unter Vorantritt von Trommlern und Pfeifern einen feierlichen Umzug in der Stadt nach dem Badehause und von da wieder zurück in die Herberge, wo sie sich gütlich thaten.

Die Keller von Womburg. In Mombris an der Kahl stand einst die Womburg, eine Ruine. Die Herren von Rieneck haben sie im 14. Jahrhundert erbaut, König Ruprecht hat sie 1404 eingenommen und zerstört. Die Sage läßt große Schätze in den Kellern des Schlosses vergraben sein.

Die Mühle von Frammersbach. Bei Frammersbach an der Lohr soll einst die Kupfermühle gestanden haben. Ein Sohn des Besitzers, welcher der Jagd huldigte, erstach einen Grafen von Rieneck, von dem er am Weidwerke betroffen worden war. Des Erstochenen Vater ließ den Thäter vor der Mühle aufhängen. Nach der Sage verließ des Gehenkten Vater die Mühle, aus der dann ein Eisenhammer wurde.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 19. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Die Begutte von Speier.

Historische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert v. F. X. v. Badhauser.

1.
Marie.

In der am nördlichen Ende der mächtigen Reichsstadt Speier vor dem Weidenthore gelegenen Vorstadt Alt-Speier stand im Jahre 1347 in der Weltgasse ein bescheidenes Häuschen, worin seit ungefähr 16 Jahren die Witwe Lambrecht mit ihrer Tochter wohnte. Aus dem Pfälzischen herübergekommen, hatte sie um billigen Preis die zur Zeit der großen Pest im Jahre 1314 herrenlos gewordene und seither leer stehende Behausung erkauft und durch weibliche Handarbeit, wobei sie später von der heranwachsenden Tochter thätig unterstützt wurde, ihren Unterhalt sich verschafft. Obwohl sie dadurch mit mancherlei Leuten in Berührung kam, so wußte doch niemand über ihre Herkunft und sonstigen Verhältnisse Aufschluß zu geben, indem sie neugierigen Fragen geschickt auszuweichen verstand, ohne daß sie die Fragenden beleidigte.

Mit deutlichen Schriftzügen hatte eine kummervolle Vergangenheit dem Antlitz der Witwe Lambrecht ihren Stempel eingeprägt, und aus dem zurückgezogenen, menschenscheuen Leben sowie aus der Bitterkeit ihrer Lebensansichten war zu entnehmen, daß von menschlicher Bosheit oder Tücke eine nimmer heilende Wunde ihrem Herzen einstens geschlagen worden war. Wie die Welt jetzt noch ist, so war sie auch vor 500 Jahren; nur wenige, die entweder ein besseres Gemüt oder größere Lebenserfahrungen hatten, schrieben ihre Abgeschiedenheit tiefer liegenden Beweggründen zu und empfanden Scheu, sich in ihr Vertrauen zu drängen.

Spott und Kränkungen hatte dieselbe in diesem langen Zeitraume erfahren müssen; allein sie hatte alles mit der Ruhe eines Gemüts ertragen, welches bereits das Herbste erlitten hat und deswegen für geringere Leiden unempfindlich geworden ist, und nur an ihrem Kinde, welches sie mit der größten Sorgfalt erzogen und gebildet hatte, besaß sie ein Wesen, welches sie an die Welt kettete und ihr das Leben noch wert machte.

Die gute Mutter sollte jedoch nicht lange mehr der holden Marie Schutz und Freundin sein, denn ein schleichendes Fieber zehrte an ihrem Lebensmark, und schon seit langen Wochen lag sie auf dem Krankenbette, welches zugleich ihr Sterbelager werden sollte. Der Winter war den beiden Frauen kummervoll vergangen, und auch jetzt, wo der März die Natur zum Leben erweckte, und jedes Herz mit neuer Lust und Hoffnungen sich schwellte, wichen Trübsal und Gram nicht aus dem kleinen Hause, sondern breiteten ihre Gaben nur um so reichlicher aus.

Es war ein rauher Märztag, und der Sturm fegte mit unheimlichem Geheul die letzten Schneespuren von den Feldern des Speiergaues, als in der ärmlichen Wohnstube im trüben Dämmerlichte ein Greis neben dem Bette der Kranken saß, mit seiner Hand den schleichenden Puls der Witwe prüfend und mit bedenklicher Miene die starrer werdenden Züge derselbe beobachtend. Dieser Mann, welcher das Amt eines Arztes verrichtete, war der Jude Bendit. Das Vorurteil des Mittelalters hielt die Heilkunde für etwas dem ehrlichen Manne Unziemliches. — Mehrere Verfolgungen hatten zwar die Nachkommen Israels aus Speier vertrieben, aber teils der eigene Nutzen der Stadt, teils auch das Gebot der Kaiser, welche von diesen ihren Kammerknechten eine nicht unbedeutende Steuer bezogen, bestimmten den Rat jedesmal wieder, dieses unglückliche Volk in seine Mauern aufzunehmen,

und schon war es den Juden gelungen, sich über die ihnen ursprünglich angewiesene Vorstadt Alt-Speier auszubreiten und in der Stadt selbst festen Fuß zu fassen, wo ihnen wie anderwärts eine eigene Zeile, die Judengasse, eingeräumt wurde. Sie besaßen auch eine Synagoge, einen Friedhof in Alt-Speier und ein Bad, der Juden Badstube genannt.

Bendits Behausung war in Alt-Speier gelegen, und der menschenfreundliche Greis, welcher gern seine Hilfe jedermann widmete, war ebenso sehr geachtet, als andere seiner Glaubensgenossen verachtet und von dem Pöbel mit Mißtrauen und mit dem finstern Hasse des Vorurteils angesehen wurden. Vielleicht war auch die dem Juden Bendit gewordene Achtung mehr Scheu vor seiner Kunst; denn in seinem Arbeitszimmer befanden sich allerlei rätselhafte Gegenstände, welche der Aberglaube für Werkzeuge der Zauberei hielt, und einen Zauberer wollte keiner zum Feinde haben. Bendit war allerdings kein gewöhnlicher Quacksalber, sondern er hatte der Natur durch langjähriges Forschen und vielfache Erfahrung so manche Geheimnisse abgelauscht, und da er ein ziemliches Vermögen besaß, so war ihm seine Kunst nicht Erwerbsquelle. Begeistert von dem schönen Berufe, der leidenden Menschheit Gesundheit oder wenigstens Linderung des Schmerzes zu gewähren, kannte er keinen Unterschied zwischen der Hütte des Armen und dem Prunkzimmer des Reichen und unaufgefordert erschien er, wenn er irgendwo ein seiner Hilfe bedürftiges Wesen wußte. So war er denn auch der unweit seiner Behausung wohnenden Witwe Lambrecht zu Hilfe geeilt, und kein Mittel der Kunst ließ er unversucht, ihre ersterbende Lebenskraft zu längerer Dauer zu stärken. Nicht nur die Arznei reichte er unentgeltlich, sondern er ließ der Kranken auch mancherlei Unterstützung zufließen, denn obwohl Marie unermüdet arbeitete, so fehlte ihr doch jetzt die Beihilfe der Mutter, und sie allein war nicht im stande, so viel zu verdienen, um die Kranke gehörig pflegen zu können.

Lange war Bendit jetzt neben dem Lager der Witwe Lambrecht gesessen, und die Stille war nur durch das zeitweise wiederkehrende Pfeifen des Sturmwindes unterbrochen worden, als die Kranke mit einem Seufzer sich gegen den Greis wendete, dessen Hand krampfhaft faßte und mit matter Stimme begann: „Meister, ich fühle den Tod in mir, und bald wird der Kampf beendet sein. Ihr habt so großmütig und edel an mir gehandelt, daß ich glaube, Ihr werdet mir eine weitere Hilfe, vielleicht die letzte, nicht versagen; ein Schleier liegt über meiner Vergangenheit, niemand, selbst Marie nicht, weiß von meinen Schicksalen. Dort im Kasten liegt ein Pack Schriften; nehmt sie und bewahrt sie auf, sie werden Euch Aufschluß über mein Leben gewähren, und wenn Ihr es für nützlich erachtet, so mögt Ihr meinem Kinde sie nach meinem Tode zustellen, vielleicht ist es aber besser, Marie erfährt die Leiden ihrer armen Mutter nie, und Ihr werdet wohl thun, nur im Falle der Not ihr Kenntnis davon zu geben."

Schweigend ging Bendit zum Schranke und fand nach einigem Suchen ein Päckchen, welches die Kranke mit stummem Nicken als das rechte erkannte, worauf er es zu sich steckte und, die Hand auf die Brust legend, sprach: „Ich gelobe Euch, von diesen Schriften nur im Falle der Not einen Gebrauch zu machen".

Die Witwe schien mit diesem Versprechen zufrieden zu sein, denn sie versank wieder in das vorige Schweigen, und als bald darauf Marie in das Zimmer trat, entfernte sich Bendit, nachdem er der Tochter noch einige Anweisungen und das Versprechen gegeben hatte, im Verlaufe der Nacht die Mutter wieder zu besuchen.

Mit Thränen des Schmerzes und der Dankbarkeit drückte Marie die Hand des Greises an ihre Lippen, und dieser, ihr einige Worte des Trostes spendend, entfernte sich mit einer Miene, deren Ausdruck mit den oben gesprochenen Worten keineswegs im Einklange stand. Als das Mädchen allein war, packte es die in der Stadt gekauften Sachen aus, kochte der Mutter eine kräftige Suppe, richtete das Lager der Kranken zurecht und setzte sich alsdann mit ihrer Arbeit neben dasselbe, um bei der teuren Mutter zu wachen und ihr jede kindliche Hilfe zu gewähren. Marie stand im 18. Lebensjahre, in der Blüte weiblicher Schönheit. Ihr schwarzes Haar ringelte sich in reichen Locken auf den Nacken herab, und das dunkle Auge, aus welchem jetzt manche stille Thräne rollte, verriet ein Gemüt, das in Liebe wie im Hasse leidenschaftlich sein mußte. Marie war das Abbild der Mutter, noch war dies zu erkennen; allein in dem Auge der letzteren war nunmehr der Ausdruck erloschen, und die einst ebenso blühende Gestalt lag abgezehrt auf dem Totenbette. Was ist Jugend, was Schönheit? Beide entrinnen dem versengenden Hauch der Zeit niemals, und glücklich dasjenige Weib, welches diese Güter nicht früher zu beweinen hat, als bis die Jahre sie ihr entreißen.

Wenige Tage später lag Witwe Lambrecht in kühler Erde, und Marie kniete weinend an ihrem Grabe; die einzige Freundin war ihr jetzt tot, und verlassen stand das Mädchen, welches niemals des Schutzes so sehr bedürftig gewesen wäre als gegenwärtig. In ihrem Schmerze und in Gebet versunken, hatte sie es nicht bemerkt, daß hinter ihr schon längere Zeit ein junger Mann stand, welcher seiner Kleidung nach von vornehmer Herkunft sein mußte. Er mochte etwa 25 Jahre zählen, allein die Jugendfrische war von seinem Antlitz, welches übrigens einen edlen und männlich schönen Ausdruck hatte, verwischt, und auch das blaue Auge strahlte nicht mehr in jugendlichem Glanze, sondern drückte die kalte Berechnung und kluge Mäßigung eines Mannes aus, welcher die Welt in allen ihren Beziehungen kennen lernte, und für den es keine Poesie, sondern nur Prosa des Lebens mehr gibt. Als endlich Marie sich erhob und zum Gehen sich anschickte, da bebte sie beim Anblick des Jünglings vor Schreck zusammen, und tiefe Röte überzog ihr bleiches Angesicht. Der Fremde jedoch trat ihr näher und ihre Hand fassend sprach er mit wohltönender Stimme: „Schönes Mädchen, denn schön bist Du, wie keine andere Deines Geschlechts, fürchte nichts, ich war Zeuge Deiner Thränen und Deines Gebets. Dieser Grabhügel deckt wohl ein Dir teures Wesen, vielleicht den Vater oder die Mutter, oder wohl auch den Geliebten?"

Abermals errötete die Jungfrau und mit Thränen im dunkeln Auge lispelte sie mit gepreßter Stimme: „Es ist meine teure Mutter, edler Herr! meine einzige Freundin und Stütze."

„Ach", seufzte der Fremde, „auch ich habe vor nicht gar langer Zeit am Grabe meiner Mutter geweint; ich weiß Deinen Schmerz zu würdigen, Mädchen! Und wüßte ich nicht, daß nur die Zeit, nicht aber Zuspruch der Freunde, solche Wunden heilt, so würde ich versuchen, Dir Worte des Trostes zu sagen."

„Schon Eure Teilnahme ist Trost für mich", erwiderte Marie mit dankbarem Blicke; „denn nichts ist dem Unglücklichen wohlthuender, als wenn er Mitgefühl bei anderen sieht. Darum nehmt dafür den Dank einer armen Waise", setzte sie abermals errötend hinzu, und zugleich versuchte sie, sich zu entfernen; der Fremdling aber hielt ihre Hand noch fest in der seinen und entgegnete ihr: „Warum willst Du so schnell fliehen, wie ein schönes Traumbild verschwindet, wenn der anbrechende Morgen den Schlaf von unseren Augen verscheucht? Auch ich bin verlassen, ohne Eltern und Geschwister, und wie ein freundlicher Engel des Himmels bist Du mir erschienen. Laß mich an Deinem Schmerze teilnehmen und laß es nicht das letzte Mal sein, daß wir uns gesehen."

Diese freundliche Sprache drang in der Jungfrau Herz, also hatte noch niemals ein Mann zu ihr gesprochen, und es schmeichelte ihrem weiblichen Stolze, daß ein Ritter, wenigstens schien er es nach seiner reichen und zierlichen Kleidung, solchen Anteil an einem armen Mädchen zeigte.

Gewandt wußte der Fremde Marie in ein Gespräch zu verstricken und ihre Aufmerksamkeit auf Gegenstände hinüber zu leiten, worüber sie für den Augenblick ihren Gram vergaß; bald kannte ihr neuer Freund ihre sämtlichen Verhältnisse und zuletzt schied er mit dem Versprechen, daß er ihrer nicht vergessen, und sie bald von ihm hören werde.

Als Marie ihre einsame Wohnung wieder betrat, kehrte auch der Schmerz in ihren Busen zurück; allein sie trug ihn jetzt mit Festigkeit; denn sie wußte, daß wenigstens ein Mensch auf der Erde an ihrem Schicksale teilnahm, und die süßen Worte des Ritters klangen noch in ihrem Herzen wie die Töne einer lieblichen Musik.

Bendit hatte zwar die Waise noch nicht vergessen, aber der Zuspruch des Greises drang nicht so kräftig in das jugendliche Gemüt, und Marie konnte auch die Scheu und Ehrfurcht, welche sie vor ihm hatte, nicht ganz überwinden. Mit anderen kam sie jetzt nicht in Berührung; früher war es freilich anders gewesen, als noch des reichen Kürschners Volkert Sohn, der muntere Georg, in den neben dem Lambrechtschen Hause gelegenen Garten seines Vaters kam, wobei er dann nicht verfehlte, die Witwe zu besuchen und sie wohl auch einzuladen, mit Marie, die er scherzweise seine Schwester nannte, in dem blumenreichen Garten die Schönheit des Tages zu genießen. Das fröhliche, offene Wesen Georgs und seine Gutmütigkeit hatte auf die heranblühende Marie einen tiefen Eindruck gemacht, und sie empfand wohl mehr als bloße Schwesterliebe für ihn.

Georgs Vater starb, und der Sohn folgte nun seinem Hange; das väterliche Gewerbe konnte er nicht leiden, ein Schwert schwang er lieber, und ein Roß behagte ihm mehr, als das väterliche finstere Verkaufsgewölbe; darum gab er denn auch sein Gewerbe auf, überließ sein schönes Haus auf dem Kornmarkt der Obhut seiner ehemaligen Wärterin und ihrem Manne, zwei biederen alten Leuten, die seit dreißig Jahren im Dienste der Familie standen, und eines Tages kam er in Frau Lambrechts Haus, um Abschied zu nehmen. Jäher Schreck trieb Marien das Blut zum Herzen, und nur der jungfräuliche Stolz ließ sie ihre Fassung behaupten.

„Ich kann kein Handwerker sein", sprach Georg. „Zum Heere des tapfern Kaisers Ludwig will ich ziehen und mir mit meinem Schwerte Ansehen erwerben, welches ein anderer durch seine Geburt erlangt; darum lebt wohl, und wenn ihr hören solltet, daß ich auf dem Schlachtfelde mein Leben verblutet, so schenkt mir ein andächtiges Vaterunser und ein freundliches Andenken." Damit reichte er die Hand zum Abschiede und zog von dannen. Marie weinte aber ob ihrer stummen Liebe manch heimliche Thräne, und obgleich Georgs Kälte ihren Stolz tief verletzt hatte, so konnte sie ihm darob nicht grollen, viel weniger ihn vergessen.

Etwas mehr als ein Jahr war seitdem verflossen, und sie hatte von Georg nichts mehr gehört; als sie nun in ihrer stillen Stube saß und den fremden Ritter mit jenem verglich, da trat des Jugendfreundes Bild in den Hintergrund; denn so herzinnig hatte sich dieser niemals gegen sie bewiesen, und ihrer Eitelkeit war geschmeichelt, daß der Fremde ihre Schönheit anerkannt hatte, für welche Georg unempfindsam gewesen war.

Schon am andern Tage fand sich bei Marie eine Dame ein, welche sich als eine Muhme des fremden Ritters zu erkennen gab, und ihre Freundlichkeit flößte dem Mädchen ein so großes Vertrauen ein, daß Marie bald wähnte, eine zweite Mutter gefunden zu haben. „Du kannst nicht hier allein bleiben, liebes Mädchen", sprach die Dame bei einem weiteren Besuche; „ich werde für Deine Zukunft sorgen. Du sollst bei mir wohnen und sein, so lange ich lebe, oder bis ein schmucker Gesell Dich zur Ehe begehrt."

Marie errötete zwar bei diesen letzteren Worten, allein sie konnte nicht umhin, der Absicht ihrer neuen Freundin beizupflichten. Mit Einwilligung ihres Vormundes wurde daher das Häuschen alsbald verkauft, und der nach Tilgung der Schulden verbliebene Rest dem Vormunde zur Aufbewahrung übergeben; die Muhme des fremden Ritters aber nahm Marie mit sich auf ihr Schloß, welches wenige Stunden von Speier gelegen war.

2.

Die Münzer.

Was in anderen Städten Deutschlands die Patrizier und Geschlechter, das waren in Speier die Münzer oder Hausgenossen; sie bildeten eine mit großen Freiheiten begabte Genossenschaft, waren von des Rates Gerichtsbarkeit, und ihre Häuser, die „Münzen", waren Freihöfe, so daß ein dahin Geflohener nicht gefaht werden durfte. Obgleich die Zünfte schon längst auf die Macht dieser adeligen Bürger eifersüchtig waren, und infolge dieser Zwiste erst im Jahre 1330 zwischen beiden Teilen eine „Rechtung" zu stande gekommen war, wonach die Hausgenossen viele ihrer Freiheiten aufgeben sollten, so wurde doch diese Übereinkunft nicht vollzogen; denn die Hausgenossen hatten im Gegenteil von Kaiser Ludwig einen Brief zu erhalten gewußt, der sie in ihren Freiheiten schützte, und sie besetzten fürderhin, wie bisher, den halben Rat mit ihren Gliedern.

So lange der Kaiser lebte, wagten die Zünfte es nicht mehr, gegen sie aufzutreten; da nun aber nach Ludwigs Tode der schwache Karl von Luxemburg die deutsche Krone erhalten, erwachte auch die alte Zwietracht wieder, und die Zünfte erlaubten sich jede Kränkung der Münzer.

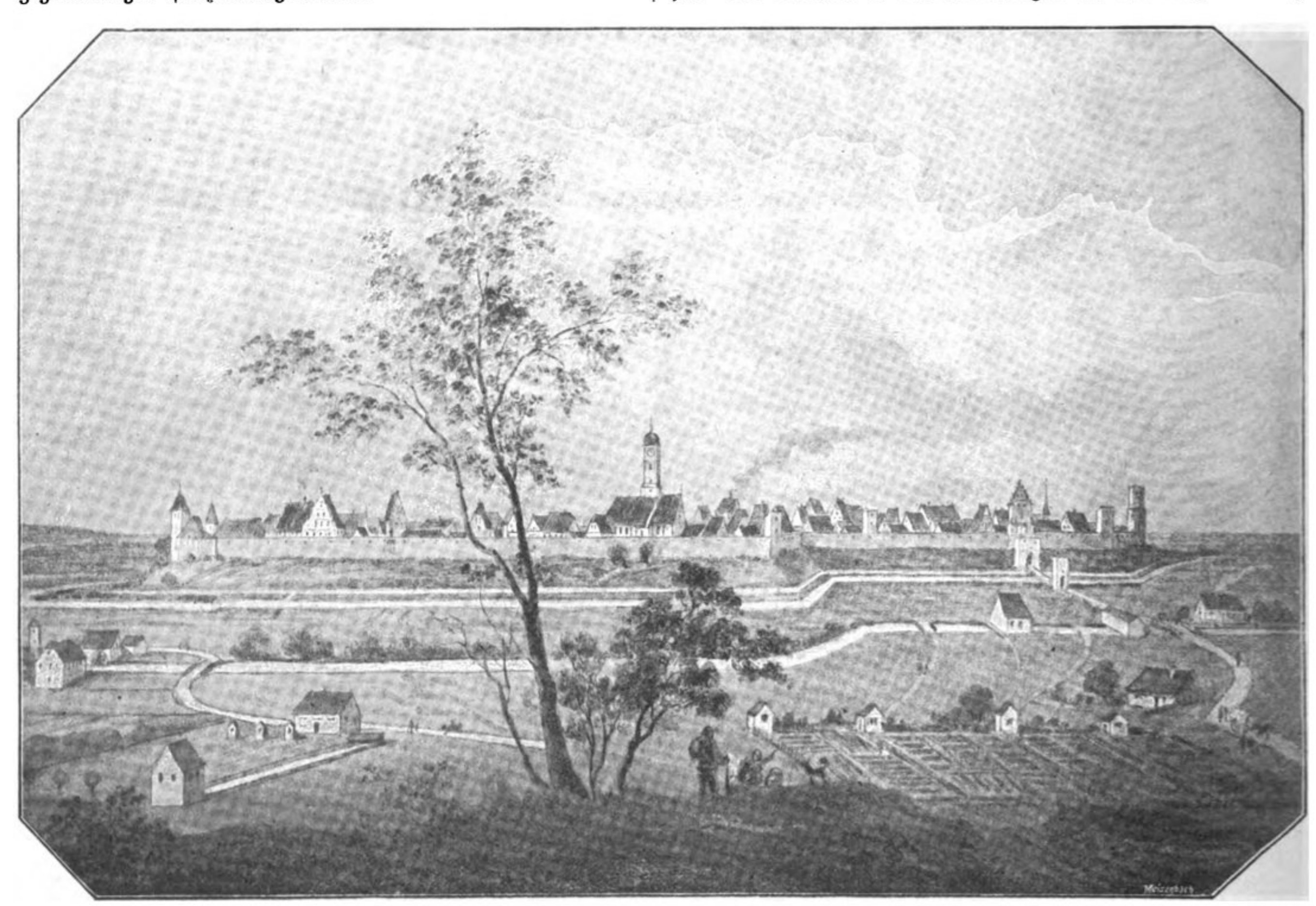
(Fortsetzung folgt.)

Rain, ein Bollwerk Bayerns.

Von L. Roland.

„Hie das Pairland 1439“, so lautet die Inschrift einer alten Grenzsäule an den Scheidemarken zwischen dem schwäbischen und bayerischen Stamm jenseit des Lechflusses in pfadloser Einsamkeit. Einstmals zog da die Straße vorüber westwärts „in das Reich“, in die Neckar- und Rheinlande über die Lechbrücke, die ehedem viel näher bei der Stadt Rain über den Fluß setzte und erst im Jahre 1545 weiter abwärts an ihren gegenwärtigen Platz verlegt wurde.

Die Lage machte Rain zum wichtigen Knotenpunkte verschiedener Straßen, auf denen im Mittelalter sich ein reger Handelsverkehr von Ost nach West bewegte, die aber durch die modernen Schienenwege verödeten. Auch in ältester Zeit berührte der Zug großer Straßen den Punkt Rain nicht, offenbar darum, weil die Ingenieure jener Zeiten den Aufwand von Mühen scheuten, welche die Führung und der Unterhalt von Straßen in den Niederungen an der Lechmündung wegen der ständigen Überschwemmungsgefahren verursachten. Darum zieht die große Heeresstraße der Römer, welche den Donaustrom auf seinem rechten Ufer begleitet, nicht durch Rain selbst, sondern südlich hart an der Stadt vorüber. Sie kommt von Wertingen her durch Mertingen, wo sie von der aus Italien über Augsburg auf dem linken Lechufer nach Donauwörth und im Wörnitzthale zum Limesscheitel bei Gunzenhausen ziehenden römischen Heerstraße (der „via Claudia“) geschnitten wird, übersetzt die Schmutter an der Hagmühle und zieht zu Füßen der wahrscheinlich auf den Resten römischer Befestigungen ruhenden Burg Druisheim vorbei in schnurgerader Linie zum Lech, den sie auf einer Brücke überschritt. Dieser Punkt ist, wie wir später erfahren, auch in der neuesten Zeit denkwürdig geworden. Auf dem rechten Ufer des Lech läuft sie dann, als „Hochstraße“ noch heutzutage bekannt, von Oberpeiching quer in der Diagonale nach Staudheim,



Rain am Lech. Nach Peter Candids Freske im k. Antiquarium zu München gezeichnet von C. A. Lebschée.

Wo die Höhenzüge, die das zwei Stunden breite Lechthal auf beiden Ufern begleiten, sich gegen Norden zu verflachen, um den reißenden Sohn des Hochgebirges in auenerfüllter Niederung dem Donaustrome in die Arme eilen zu lassen, da im unteren Lechrain liegt auf einem mäßig sich erhebenden Hügel vor der Ecke des Höhenzuges am rechten Ufer das Städtchen Rain, just die Ecke des Bayerlandes im Winkel zwischen Lech und Donau bildend und gleichsam von der Hand der Natur selbst dazu bestimmt. Ihm gegenüber auf dem linken Ufer des Donaustromes sehen die Höhen herab, welche einst die festen Burgen der Grafen von Lechsmund (jetzt Lechsend) und Greifsbach (jetzt Graisbach) trugen, und einige Stunden weiter gegen Westen, wo im Wörnitzthal die Pforte ins jenseitige Schwabenland sich öffnet, da ragte zu Donauwörth einst die mächtige Feste Mangoldstein, eine Burg der Grafen von Dillingen.

um von da in gerader Richtung gegen Neuburg und weiter am Strome bis weit nach Ungarn hinab zu führen. Das ist eine der Hauptstraßen, welche die entferntesten Provinzen des Römerreiches, welche Gallien mit Pannonien, den Occident mit dem Orient verbanden, und auf denen in den Jahrhunderten des römischen Regiments sich die eisenklirrenden Heersäulen der Weltherrscher und zahlreiche Handelszüge bewegten.

Obwohl in den Ortschaften nahe bei Rain römische Funde nicht selten sind, ist aus der Stadt selbst kein einziger bekannt geworden, und sie selbst wird auch erst ziemlich spät im Mittelalter genannt, urkundlich zum ersten Male im Jahre 1257. Der Name stammt vom althochdeutschen hrînan, d. i. berühren, bedeutet also Grenze und später auch langgestreckte niedere Anhöhe, trifft hier demnach vollständig zu. Damals schon erscheint Rain als „civitas“, als Stadt, in einem Salbuche Herzog Ludwigs des Strengen unter Umständen, welche auf ein weit höheres Alter schließen lassen. Zu jener Zeit hatte der Straßenzug sich bereits Rain zugewendet, und wir entnehmen dieser Urkunde sowie weiteren aus dem Beginne des 14. Jahrhunderts, daß es der Sitz eines herzoglichen Kassenamtes und eines mit dem Blutbanne bekleideten Gerichtes war, daß es eine Brücke über den Lech und dabei einen herzoglichen Zoll, zwei Jahrmärkte und ein eigenes Getreidemaß, einen Rat aus ehrbaren, d. i. lehensfähigen Geschlechtern und einen Stadtschreiber hatte, daß es ein eigenes Siegel führte, Sitz einer Pfarrei war und eine herzogliche Burg in sich schloß. Die letztere wurde zwischen 1310 und 1326 niedergelegt, denn in jenem Jahre wird sie zum ersten Male genannt, dagegen im Vertrage von Pavia (1326) nicht mehr; die Stätte führt noch heute den Namen „Bürg“.

Von der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts an beginnen die einheimischen, die Stadt unmittelbar betreffenden schriftlichen Nachrichten. In einer Reihe von Freiheitsbriefen, wie sie wohl nur wenige Städte des Landes aufzuweisen haben — über 20 an der Zahl — beurkunden die bayerischen Fürsten von Kaiser Ludwig bis auf Kaiser Karl Albrecht ihre Huld und Sorgfalt für die Stadt, zugleich aber auch die erprobte Treue und opferbereite Anhänglichkeit der Bürger an das Haus Wittelsbach. Kaiser Ludwig begnadigt die Stadt 1332 mit einem Stadtrechte nach dem Muster des Münchener, weitere wichtige Privilegien erteilten die Herzoge Ludwig der Brandenburger 1356, Stephan mit der Hafte 1363, Friedrich 1372, Stephan II. 1392, 1394, 1396, 1403, Ludwig der Reiche 1455; Georg der Reiche stiftete die sogenannte „reiche Spende“ (1465), vermöge deren alljährlich Kleider und Brot an die Armen verteilt wurden; Albert V. verlieh ihr die niedere Gerichtsbarkeit und gab ihr mehrere Polizei-Ordnungen (1557—1579).

Im Besitze verschiedener Rechte und Privilegien gedieh die Stadt immer mehr und erreichte im Laufe des 15. Jahrhunderts durch ihr Stapelrecht bei dem damaligen Verkehrszuge die höchste Blüte des Wohlstandes, als dessen Zeichen nicht bloß namhafte Stiftungen, sondern auch die Existenz eines „deutschen“ und eines „lateinischen Schulmeisters“ im 15. und 16. Jahrhundert zu betrachten sind. Auch zahlreiche Bauten entstanden damals: die alte Feste noch unter Ludwig dem Bayern (jetzt vollständig eingelegt), das neue Schloß unter Ludwig dem Gebarteten, dessen Bau 1421 begann, das während der österreichischen Herrschaft von 1710—1715 als Reiterkaserne diente und jetzt als Amtsgerichtsgebäude benutzt wird; ein Spital; 1594 das von dem Augsburger Kaufherrn Imhof erbaute Knappenhaus, eine Tuchfabrik; 1447—1480 die ansehnliche Pfarrkirche des heiligen Johannes.

Vom 16. Jahrhundert an begann der Wohlstand der Stadt allgemach zu sinken; Ursache dazu war der mit dem Umschwunge der Zeit unvermeidliche Rückgang des Wertes der bisherigen Rechte und Freiheiten, die Gründung der „Jungen Pfalz“ zu Neuburg, welche fast unmittelbar vor den Thoren der Stadt die Schlagbäume neuer Landesgrenzen schuf, die Ablenkung des Welthandels in neue Bahnen durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und Amerika und nicht in letzter Reihe die vielen Kriege. Manchmal zwar traten Ereignisse ein, welche frischen Aufschwung zu versprechen schienen, aber dieser blieb nur vorübergehend und schwand rasch wieder. Als 1539 die Hörsäle der Universität zu Ingolstadt wegen Ausbruchs einer Seuche geschlossen werden mußten, siedelten die philosophische und juristische Fakultät unter dem Rektor Wiguleus Hundt nach Rain über, wo sie die Katheder im Rathause aufschlugen; doch nach einem Jahre kehrten sie nach Ingolstadt zurück. — Kurfürst Max Emanuel suchte die Stadt durch Einführung von Industrie zu heben und errichtete 1680 eine „Tabakspinnerei“ (Tabakfabrik), welche sich jedoch nicht entfalten konnte nnd nach 50 Jahren wieder einging; auch der damals versuchte Anbau der Tabakspflanze gedieh nicht und wurde bald mit besserem Erfolge durch Hopfenkultur ersetzt. Ebenso war die 1768 errichtete Salzniederlage nicht von langer Dauer. Rain lag eben abseits der modernen Verkehrswege und im Winkel unmittelbar an der Grenze des „Pairlands“.

Als „Gränitz- und Festungsstadt“, als Bollwerk des bayerischen Landes spielte Rain dagegen aus dem gleichen Grunde eine hervorragende Rolle bei jedem Kriege, dessen Wolken sich über dem Donauthale entluden, aber eben darum, weil es an der Ecke des Bayerlandes gelegen war, prallte jeder Sturm mit ungebrochener Wucht gegen seine Mauern an, und die Stadt hatte unendlich darunter zu leiden. So gleich bei dem großen Kriege der schwäbischen, fränkischen und rheinischen Reichsstädte gegen Fürsten und Adel 1370—1390, während dessen der untere Lechrain der Schauplatz eines höchst verderblichen Krieges war. Besonders heftig wütete der Kampf 1380/81; im letzteren verwandelten die Augsburger die Burg der Marschälle von Oberndorf im gleichnamigen, Rain benachbarten Dorfe in einen Steinhaufen, eroberten Rain und legten es in Asche. 1388 nahmen die Reichsstädter Rain auf dem Zuge nach Regensburg wiederum hart mit; doch gelang es den Bürgern von Rain, eine Schar von Augsburgern zu vernichten, die ihnen ihre Herde geraubt hatten. Darum ließ Herzog Stephan II. 1392 die Ringmauern, Thore und Thürme der Stadt wieder herstellen, baute das Schloß neu, und Herzog Ludwig der Gebartete verstärkte 1417 die alten Befestigungen ganz außerordentlich, so daß die Herzoge von München und Landshut auf ihrem Zuge gegen Ludwig 1419 Rain nicht zu nehmen vermochten. Als der unruhige Ludwig der Gebartete schließlich mit seinem eigenen Sohne Ludwig dem Höcker in Krieg geriet, eroberte der letztere Rain. Ihm huldigte darauf die Stadt, wodurch sie sich die Reichsacht zuzog; im weiteren Verlaufe des Krieges wurde sie vom Markgrafen Albrecht

Achilles von Brandenburg-Ansbach besetzt und blieb auch nach dem Ableben Ludwigs des Höckers in den Händen der Feinde des alten Herzogs bis zu dessen Tode 1447.

Nun fiel Rain an Bayern-Landshut. Der neue Herr, Heinrich der Reiche, ließ die Werke der Stadt abermals verbessern und bediente sich Rains als eines Hauptstützpunktes in seinen Kriegen gegen Donauwörth (1458) und gegen den Kaiser und den Markgrafen Albrecht Achilles (1460—1462). Im Jahre 1462 weilte der Herzog fast vier Monate in Rain und führte von hier aus sein Heer zum Siege bei Giengen (19. Juli), wofür der geschlagene Albrecht sich später durch einen Einfall in Bayern rächte, auf welchem er alle Orte bis nach Neuburg hinab plünderte, der festen Stadt aber nichts anzuhaben im stande war.

Im Landshuter Erbfolgekriege huldigte die Stadt dem Pfalzgrafen Ruprecht und blieb während des ganzen Krieges in den Händen der Pfälzer, fiel deswegen in die Reichsacht, verlor die Salzniederlage, kam aber durch den Kölner Spruch dessenungeachtet an Bayern und nicht an die „Junge Pfalz" zu Neuburg.

Im Schmalkaldener Kriege (1546) kapitulierte die kleine kaiserliche Besatzung unter dem Obersten Konrad v. Bemelberg vor den Verbündeten, dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen und dem Landgrafen Philipp von Hessen, die Rain hierauf sechs Wochen hindurch besetzt hielten.

Bald nach Beginn des Dreißigjährigen Krieges schuf Kurfürst Max I. die Stadt durch Verbesserung der alten und Errichtung neuer Werke zu einer förmlichen Festung im Stile der Neuzeit um. Lange Zeit sah sie zwar keinen Feind, dann aber zog sich das Kriegsungewitter über Rain zusammen, um sich desto furchtbarer zu entladen.

Nachdem der Schwedenkönig Gustav Adolf auf den Gefilden von Breitenfeld einen glänzenden Sieg errungen hatte (16. September 1631), verwendete er die folgenden Monate auf die Eroberung von Südwestdeutschland. In schwerer Bedrängnis hatte Kaiser Ferdinand Wallenstein wieder an die Spitze seines Heeres gerufen, und Tilly hatte im Sinne, sich in Böhmen mit ihm zu vereinigen, bekam aber vom Kurfürsten Max den Befehl, zur Verteidigung Bayerns heranzurücken, als die Schweden vom Rhein durch Franken gegen die Donau marschierten. In den ersten Tagen des April 1632 bemächtigten sich schwedische Streifparteien der Städte Günzburg, Gundelfingen, Lauingen, Höchstädt und Dillingen; Donauwörth nahm der König selbst weg, so daß er nun die ganze obere Donaulinie und an ihr das Ausfallthor nach Bayern in Händen hatte. Vor dasselbe legte sich jetzt Tilly, der am 5. April bei Neuburg über die Donau gegangen und bis Rain marschiert war. Am 9. April folgte der Kurfürst, er wollte bei seinem Heere sein, um an der Abwehr des nordischen Gegners teilzunehmen, welcher als der seit Jahrhunderten erste fremdländische Feind, Bayerns Boden zu betreten, sich anschickte.

Die Bayern standen in vorteilhafter, durch Schanzen verstärkter Stellung von Rain über Oberpeiching bis Münster, eine Vorpostenkette bewachte den Lech. Von Donauwörth aus rückten die Schweden heran, und Tage lang standen die beiden Parteien einander rekognoscierend gegenüber. Gustav Adolf selbst untersuchte die ganze Strecke des Flusses auf das genaueste, um einen geeigneten Übergangspunkt zu finden, setzte dabei, allen Gefahren trotzend, über den Lech und kam den bayerischen Verschanzungen ganz nahe.



Tilly fällt in der Schlacht bei Rain.

Eine auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek liegende, aus jener Zeit stammende Handschrift berichtet über eine derartige Kundschaftung: Gestern (13. April) früh ist der König nahe vor die feindlichen Werke gewesen, mit der Schildwacht geredet und gesagt: „Guten Morgen Monsieur, wo ist der alte Tilly?" Die Schildwache antwortete: „Habt Dank, Tilly ist zu Rain, im Hauptquartier" — worauf die Schildwacht fragte: „Kamerad, wo ist der König?" Der König antwortete: „Er ist auch im Quartier". Hierauf die Schildwacht abermals gefragt: „Gibt der König auch Pardon?" Rex respondirt: „O ja, kommt nur zu uns herüber, ihr sollt gut Quartier haben". Der König entfernte sich wieder und erzählte bei seiner Rückkehr diese Anekdote den anwesenden Potentaten und Kavalieren.

Im schwedischen Kriegsrat waren verschiedene Generale, darunter auch Horn, gegen den Übergang, aber der König entschied mit den Worten: „Wie, wir, die wir über die Ostsee gefahren und so viele große Ströme in Deutschland überschritten haben, sollten von einem solchen Bache aufgehalten werden?"

(Schluß folgt.)

Vor 300 Jahren.

Von K. Köstler.

Es wird vielleicht den Lesern des Bayerlandes nicht uninteressant erscheinen, wenn sie erfahren, wie es am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts bei Belagerung, in Lagern und auf Märschen zuging, und wie die Aufbringung der Heere damals von statten ging.

Zu diesem Behufe sei in nachfolgenden Zeilen ein Auszug aus einer Kriegsordnung[1]) gegeben, der uns in Bezug auf kriegerische Handlungen und Vorschriften einen Einblick in die früheren Verhältnisse gestattet. Der Verfasser ist zwar nicht genannt, aber die Ausdrucksweise sowie der Stand der Bewaffnung weisen auf die oben genannte Zeitperiode hin.

Das Schriftchen selbst ist, wie die zeitgenössischen Publikationen alle, sehr schwülstig und breit angelegt und wirkt durch häufige Wiederholungen ermüdend auf den Leser ein. Darunter befinden sich aber auch wieder köstliche Proben naiver Anschauungen, die ihrer trefflichen Vergleiche wegen unverkürzt und durch Anführungszeichen kenntlich gemacht zum Abdruck gelangen sollen.

Gleich der Titel muß vollständig seinen Platz hier finden, da er den ganzen Inhalt des Schriftchens darlegt und so die Stelle eines Inhaltsverzeichnisses vertritt. Er lautet: „Kriegsordnung — neu gemacht. Von Besatzung der Schlößer, was dazu gehört und tröstlich ist. Artikelbrief der Kriegsleute, sammt derselben Eide. Wie viel und was Leut dazu brauchen. Ordnung und Regiment der Artelerey oder Geschütze, des Kriegsraths, der Wacht und was ehrlich oder nicht in Besatzungen gehandelt werden mag, von allen Geschlechtern der Büchsen und ihrer Wagen, so in einem Zeughaus dürftig, was Unkostens an Pulver und Anderem darauf geht, wie viel Pferd man dazu haben muß, sammt einem nachfolgenden Regiment eines gewaltigen Feldzugs und aller Mundizey (Munition), die man dazu bedarf mit weiterer Tapferer Anzeige, fast dienlich in Kriegslaufen."

Wollen wir uns jetzt zuerst mit den Anforderungen, die der Verfasser an den Kriegsherrn stellt, sowie mit dessen Pflichten und Rechten befassen. In verschiedenen Abschnitten verteilt, lassen sie sich kurz in folgende Sätze zusammenfassen, die uns, wenn auch anders in Form und Umfang, die Ähnlichkeit mit den jetzigen Zuständen in manchen Dingen zeigen werden.

Zuvörderst gibt der Verfasser dem Kriegsherrn zu bedenken, ob er Geld genug habe, um einen Krieg führen zu können, und gibt ihm den Rat, wenn das Facit seiner Berechnung ungünstig ausfalle, lieber den Gedanken an einen Feldzug fallen zu lassen. Letzteres würde heutzutage unter gewissen Umständen nicht immer leicht werden, denn manchmal sind es nicht die Fürsten, sondern das Volk, welches zum Kriege drängt, und zwar entweder direkt oder indirekt, wenn den inneren Spannungen ein Abflußrohr geöffnet werden soll. Viel summarischer als es in unseren jetzigen langatmigen Budgetverhandlungen genommen wird, wird die Verwendung der vorhandenen Gelder dem Kriegsherrn vorgeschrieben und dieselben einfach in drei Teile — für jede Waffengattung ein Teil — festgesetzt. Die ganze notwendige Summe beziffert sich auf 45 000 Gulden für jeden Monat zur Erhaltung eines „großen" Kriegsheeres. In unseren Tagen würden wir ebenso wenig wie damals der fortwährenden Kriegszüge ledig sein, wenn diese Summe auch nur für einen Tag hinreichen möchte.

Der Verfasser hält es auch für notwendig, dem Kriegsherrn die natürlichsten und selbstverständlichen Pflichten ans Herz zu legen, denn er verlangt, daß derselbe die befestigten Orte seines Landes, deren Lage und Beschaffenheit, sowie die zur Verteidigung notwendigen Stücke der Besatzung kenne. Er soll auch wissen, von welcher Seite, ob nur von einer oder mehreren der Angriff zu gewärtigen sei, also nach unseren Begriffen von den weniger verteidigungsfähigen Grenzen des Landes, den schwächeren Fronten der festen Orte Kenntnis haben.

In der Festung selbst soll er sich nicht aufhalten, sondern dem Feinde außerhalb derselben Abbruch thun, gegebenenfalls dieselbe entsetzen, dann — so wird gefolgert — würde sich der Gegner andernfalls unbesorgt um Rücken- und Seitenangriffe mit seiner ganzen Macht gegen den Aufenthaltsort des Befehlshabers wenden, wo er „Vogel und Nest bei einander weiß".

Das Regiment jener Zeit war ein ganz persönliches, weshalb auch die Unterthanen ihrerseits mit den nötigen Kautelen sich versehen mußten, um nicht dem Eigennutz ihrer Herren geopfert werden zu können. Aus diesem Grunde erklärt es sich auch, warum es dem Kommandanten einer Festung nach den Kriegsgesetzen geradezu verboten war, den Landesherrn in die Mauern aufzunehmen, es sei denn, daß er durch einen Eid versichere, er sei nicht in feindlicher Gefangenschaft gewesen oder nicht durch einen Vertrag gebunden, die Festung zu übergeben.

„Der oberste Feldhauptmann" war der Befehlshaber über die ganze Truppenmacht. Ihm war ein Kriegsrat beigegeben, der sich aus ständigen, d. h. ein für allemal bestimmten und an die Charge gebundenen Mitgliedern und aus den von letzteren kooptierten zusammensetzte.

Die ständigen Mitglieder waren:

1. Der Feldmarschall — der Oberkommandant über die Kavallerie. Sie war die erste und geachtetste der auch damals schon bekannten drei Waffengattungen. Sie setzte sich aus den Fürsten, Herren samt deren Reisigen und dem Reitervolk zusammen. Der Autor ergeht sich nicht näher über die Bestimmung, läßt sogar genauere Angaben über die Einteilung derselben weg. Er sagt nur, daß der Feldmarschall über die reisigen Hauptleute, deren der „Eine so viel, der Andere so viel, der Dritte ein Geschwader, der Vierte zwei Geschwader" u. s. w. kommandieren, den Oberbefehl führe. Daraus ergibt sich, daß die Größe der Unterabteilungen wahrscheinlich sich nach der mehr oder minder zahlreichen Abstellung der kleinen und kleinsten Staatengebilde als Grafschaften, Ritterlehen, freie Städte, Bistümer und Abteien richtete.

2. Der Oberstfeldzeugmeister, der höchste Befehlshaber der Artillerie, als der zweitwichtigsten Waffengattung, deren

[1]) Diese Kriegsordnung befindet sich mit mehreren andren hochinteressanten alten Schriften zusammengebunden in der k. Hof- und Staatsbibliothek unter dem Titel: „Busteter Hans, Bericht wie man sich .... in Kriegsnöthen verhalten soll." (IX s. sc. Mil. 6.)

Verwendung als Festungsartillerie hervortritt, während sie im Bewegungskampfe eine untergeordnete Bedeutung hat.

3. Der Fußknechte Oberst, der sich seine Offiziere selbst wählte, wie die Mannschaft berechtigt war, dies in Bezug auf die Waibel und übrigen Unteroffiziere zu thun.

Wir erfahren aus dem eben Gesagten, daß die in heutigen Tagen als erste Waffengattung betrachtete Infanterie damals an letzter Stelle stand. Dieser Umstand berechtigt uns aber auch, einen Rückschluß auf die Abfassungszeit des kleinen Werkes zu machen und sie auf jeden Fall vor den Dreißigjährigen Krieg, in welchem das Fußvolk wieder mehr zu Ehren gelangt war, festzustellen.

Wie des Autors Ausdrucksweise und Vergleiche immer naiv sind, so auch bei dem Urteil über die Eigenschaften der drei Waffen. Er meint, der Fußsoldat könne den Reiter nicht erlaufen, wohingegen jener dem Fußknecht in Gebirg, in Wald und Sumpf wenig anhaben könne, denn damals war die Ausrüstung der Reiterei noch eine sehr gewichtige, so daß von einer leichten Reiterei nicht die Rede sein konnte. Dann fährt er wörtlich fort: „Darzu kann man mit den Roßköpfen und langen Spießen Mauern, Thüren, Bohlwerk und Basteyen nit wohl umstoßen".

4. Der Profos. Dem obersten Feldhauptmann war der oberste Feldprofos mit Steckenknecht, Schultheiß und Henker, jedem der übrigen drei Kommandanten ebenfalls ein solcher mit Steckenknecht und Nachrichter zugeteilt, da jede Waffengattung ihre besondere Jurisdiktion, ihre besonderen Rechte hatte. Jeder fremde Eingriff in das abgeschlossene Gebiet wurde mit Eifersucht überwacht und zurückgewiesen. Nur Verhaftungen wegen eines Verbrechens durften auch von dem außerhalb der Waffengattung stehenden Profosen vorgenommen werden, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Arrestant sofort an das zuständige Gericht abgeliefert werde. Die Artillerie hatte eine besondere Ausnahmestellung, von der später noch die Rede sein soll.

Bezüglich der nicht ständigen Beisitzer des Kriegsrates mußte jede Waffengattung durch die gleiche Anzahl vertreten sein, „daß man nit denken mög' es sind zum Vortel des Einen Regiments".

In einer Festung setzte sich der Kriegsrat anders zusammen; er bestand außer dem Kommandanten des Platzes noch aus:

1. Einem vom Adel als Lieutenant — Lokotenent — welcher aber ein Lehnsmann des Kriegsherrn, landsässig oder mindestens ein langjähriger Diener und beim Hofgesinde war — also kein Ausländer sein durfte,

2. dem Zeugmeister oder Zeugwart und

3. dem Fähnrich.

Auch dieser Kriegsrat ergänzte sich durch Zuziehung, und zwar eines Abgeordneten vom Adel (den Reisigen), eines gemeinen Landsknechtes der gewöhnlichen Ehehalten der Bürger, Handwerker oder Bauern.

Der so zusammengesetzte Kriegsrat schwur dem Landesherrn Treue, hatte Gewalt über Leib und Güter der Heeresangehörigen oder der Besatzungen und sollte täglich mindestens eine Stunde Sitzung halten. Die Abstimmung begann der Feldmarschall, welchem der Reihe nach der Feldzeugmeister, der Oberst der Fußknechte, gegebenenfalls der Profos und dann die übrigen Beisitzer folgten.

Nichts illustriert die Verschiedenheit der Zeitperioden besser als das Rechtsgebiet. Während die ganze Richtung unserer Zeit dahin strebt, für alle gleiches Recht zu schaffen, hatte damals jedes Land und Ländchen und jeder Stand seine besonderen Rechte und Vorrechte. Wollen wir uns daher dieses Gebiet etwas näher betrachten.

Der Profos, von dem eben die Rede war, ist nicht zu verwechseln mit jenen Personen, welche man jetzt damit bezeichnen will. Er war Richter und Verwaltungsbeamter in einer Person. Als Richter konnte er bei offenbaren Übertretungen, so besonders bei schweren Zuwiderhandlungen, die durch den „Ehrnhold" (Herold) unter Trompetenruf verkündet worden waren, auf Befehl des Feldzeugmeisters das Urteil fällen oder dies mit Zuziehung von Schöffen thun. Ob diesen Befehl auch der Feldmarschall und der Oberst der Fußknechte erteilen konnte, ist nicht gesagt. Im Verneinungsfalle wäre darin schon eines jener Vorrechte der Artillerie zu erkennen, welche wir später weiter ausführen werden.

Als Verwaltungsbeamter oblag ihm die Aufsicht über die Proviantmeister, sowie über die Marktverhältnisse und die Herbeischaffung der Lebensmittel, endlich auch die Festsetzung der Preise für dieselben.

Von den ihm zustehenden Rechten fordert ein eigentümliches Erbrecht in erster Linie unsere Aufmerksamkeit. Wenn jemand starb, der unbekannt war, dessen Name nicht in der Musterrolle stand, und sich keiner seiner Angehörigen durch einen abzulegenden Eid als nächster Verwandter — Eltern, Geschwister und Ehefrau — dokumentieren konnte, so fiel dem Profosen die ganze Erbschaft zu, die wohl unter Umständen eine recht unbedeutende gewesen sein mochte.

Der Monatssold des Profosen war sehr gering, nur 24 Gulden, weshalb er bei einem Zeugmeister Trabantendienste übernehmen durfte; in diesem Falle verlor er aber das Recht, einen Steckenknecht zu halten.

Wenn der Profos in der Lage war, jemand zu verhaften, so ließ er den Inhaftierten während des Marsches an einen Wagen anschmieden.

Als Aufsichtsorgan über das Proviantwesen durfte er nicht dulden, daß ein Fuhrmann ohne sein Wissen etwas verkaufe, auf die Ware aufschlage oder mindere Qualität verabreiche, wohl aber, daß er die Lebensmittel bei gleicher Güte unter dem festgesetzten Preis abgebe. Zuwiderhandelnden konnte der Profos die ganze Proviantzufuhr abnehmen.

Wie bekannt, wurden die Heere damals angeworben, zu welchem Zwecke in der Regel zwei Musterherren über die Tauglichkeit und Verwendbarkeit der Angeworbenen zu befinden hatten. Ohne deren Einwilligung konnte kein Hauptmann Einstellungen vornehmen. Sehr tüchtigen Leuten wurde Doppelsold — daher Doppelsöldner, duplex genannt — zugesprochen.

Den Angeworbenen wurde durch den Oberst der Artikelbrief — Eid und Kriegsartikel zusammenfassend — vorgelesen. Jedem so Verpflichteten stand es frei, über vergessene Punkte beim Hauptmann sich Aufschluß zu erbitten, denn wie heute galt auch damals das Nichtwissen des Gesetzes weder als Entschuldigungs- noch als Freisprechungsgrund. (Forts. folgt.)

Neudek und die Schlüsselberger.

Von Karl Wulz.



Ruine Neudek. Von Th. Rothbart.

Fast dürfte es als ein sonderbares Unterfangen erscheinen, in unserer Zeit mit ihren Maschinen und Erfindungen, mit ihrem rastlosen Fluge und Drängen auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschungen wie des täglichen Lebens, den Leser zurückzuführen in vergangene Tage und ihn auf eine Ruine zu stellen, statt auf einen Centralpunkt mitten hinein in das Leben, wo er das rastlose Wogen und Ringen zeitgemäßer Bestrebungen beobachten kann. Ein sonderbares, aber doch berechtigtes Unternehmen. Denn auch auf den Trümmerstätten zerstörter Burgen gibt es ein bedeutungsvolles Leben für den, der mit aufmerksamem Auge die Geschichte der Menschen verfolgt, der in dem „Kommen und Gehen“ eine auf eine endliche Entwickelung hinzielende Führung menschlichen Denkens und Schaffens findet, der an dem zerfallenen Gestein, welchem umrankendes Laubgebüsch und die darüber wegziehenden Wolken romantische Schönheit verleihen, nicht allein ästhetische Gefühle befriedigen, sondern auch sein geschichtliches Urteil schärfen will.

In die vielgenannte Fränkische Schweiz mit ihren lieblichen Thälern und anmutigen Bergen führen wir den Leser, und zwar ziehen wir mit jugendlichem Mute, an der rauschenden Wisent entlang, auf der Straße von Forchheim nach Muggendorf und erfreuen uns am idyllischen Thalgrund, der umsäumt ist von bewaldeten Höhenrücken, und aus dem bald hier am schattigen Abhange, bald dort in grünender Wiese malerisch schön ein Kirchlein uns begrüßt. Das Dampfroß, das auch in diese stille Gegend jetzt eingedrungen ist, lassen wir an uns vorbeisausen und pilgern hin nach unserem Ziele, zur Neudek.

Einer echten Warte gleich steht die Ruine am Eingange in das von Streitberg an sich verengernde Thal, unten am Fuße eilt geschäftig die Wisent vorüber und spiegelt in ihren Wellen das Bild aus vergangenen Tagen, während hart auf felsigem Grate hoch oben die noch stehenden Überreste des Turmes zum Himmel ragen, mahnend an die Hinfälligkeit aller irdischen Macht und Pracht. Wo vor Zeiten thatkräftige Männer für den Waffendienst sich übten oder im frohen Gelage bei Spiel und Sang sich erholten, da ist jetzt schattiges Strauchwerk einzig zu Gast und lispelt uns bei sanftem Neigen im Winde ein Lied vor aus verklungenen Tagen. Die noch erhaltenen Wände des runden Turmes, von dem der Wächter in das Land hinaus lugte, die fast ganz zerstörten Umfassungsmauern lassen uns einen Schluß ziehen auf die einstige Größe und Festigkeit dieser Burg. Wenn wir auf einem schmalen Pfade den eigentlichen Hauptteil der Burg erreicht haben, der vor Zeiten durch eine Zugbrücke mit den anderen Räumen verbunden war, dann blicken wir hinab in das Thal, auf die einst zum Burggehege gehörigen Ortschaften. Wißbegierig fragen wir bald, „welches ritterliche Geschlecht lebte denn hier auf dieser Burg?“ Mit der Beantwortung der Frage treten wir in den Bereich der Geschichte des Schlüsselberger Geschlechtes, soweit es bis jetzt nachforschendem Eifer geöffnet war.

Das Schlüsselberger Geschlecht, dessen Wappen — ein einziger schräg liegender Schlüssel im Schilde — uns dasselbe deutlich unterscheiden lehrt von dem der Schlüsselfelder von Nürnberg, welche drei Schlüssel im Schilde führen, können wir zurückverfolgen bis in das 12. Jahrhundert. In den Stammtafeln findet sich um 1128 ein gewisser Liudolf v. Othlehesdorf (Attelsdorf), und als dessen Söhne werden Eberhard, Heinrich, Meingoz als Herren v. Kreussen genannt. Diese Thatsache, sowie die, daß ein zweiter Meingoz den Namen v. Greifenstein führt um 1188, zeigt, wie irrig die Annahme ist, daß die v. Waischenfeld und Schlüsselberg ein und desselben Geschlechtes seien, und erweist vielmehr die Herren v. Attelsdorf, Kreussen, Greifenstein als die ersten Ahnherren des Schlüsselberger Geschlechts. Den Namen „Schlüsselberger“ trägt dieses Geschlecht seit dem Jahre 1219, in welchem sich Eberhard I., ein Sohn jenes zweiten Meingoz, eine Burg bei Waischenfeld erbaute, welche er Schlüsselburg benannte, und von welcher das Geschlecht selbst den Namen bekam. Zwing und Bann desselben umfaßte die ganze heutige fränkische Schweiz und reichte auf der einen Seite über Gößweinstein bis Betzenstein, auf der andern bis Greifenstein, sein Adelstand war derjenige der nobiles, und die Schlüsselberger gehörten zur Klasse der eigentlichen Reichsfreiherren; Grafen waren sie nicht, wie uns ihr Titel in 320 Urkunden erweist. Verfolgen wir die Stammurkunden weiter, dann begegnet uns ein bekannter Name, Eberhard II. (1243—1282); er ist der Gründer von Schlüsselau. Im Jahre 1260 trat er als Schiedsrichter in den meranischen Erbschaftsangelegenheiten auf und gründete in demselben Jahre das Cisterzienser-Nonnenkloster für Adelige zu Seppendorf, welchen Ort er — so will es die Überlieferung — in Schlüsselau umgenannt haben soll, der vielen dortselbst blühenden Schlüsselblumen halber. Die Geschichte dieses Klosters, die selbst wieder einen geschichtlichen Abriß erfordert,

nennt uns noch zwei Schlüsselberger Herren, die hier ihres Zusammenhanges mit dem Geschlechte wegen erwähnt werden, nämlich Konrad I. (1273—1308), der eine Tochter des Burggrafen Konrad III. von Nürnberg zur Frau hatte, eine gewisse Leukard, und dessen Tochter Sophie mit Friedrich von Hohenzollern vermählt war, und Gottfried, der in Schlüsselau beigesetzt ist. Sein Grabmal ist das einzige, das sich im Frankenland von dieser berühmten Familie erhalten hat. Dieser Schlüsselberger war ein sehr begüterter Ritter, dem die Burgen Senftenberg, Hirschaid, Gailenreuth, Gößweinstein gehörten, und der auch Anteil hatte an der Herrschaft Klingenberg-Prozelten.

Kriegerisch von Natur, machte er 1304 den Feldzug nach Böhmen mit und befehdete den Bischof von Würzburg. Die Beschädigungen, welche er bei dieser Fehde den Leuten von Kröttenbach, Augsfeld, Marburg zufügte, machte er durch eine testamentarische Verfügung vom 13. Mai 1308 wieder gut. Aber noch Wichtigeres bringt uns die Geschichte dieses Ritters, sie führt uns auf den Namen Neudek. Als Eigentümer dieser Burg wird uns nämlich von den Urkunden Gottfried genannt, und die Vermutung, daß er sie auch erbaut habe, liegt sehr nahe; in den Jahren 1285 und 1286 fertigte er eine Urkunde auf derselben aus. Gemeinschaftlichen Anteil hatte noch an der Burg der Graf Konrad von Vehingen der Jüngere, welcher Elisabetha, die Tochter Gottfrieds, aus dessen erster Ehe mit Mechthildis v. Wertheim geheiratet hatte. Ihm überließ nämlich der Schlüsselberger die Halbscheid der Burg. Gottfried starb am 5. Juni 1308. Fast vier Jahre später, am 5. März 1312, verkaufte Konrad von Vehingen seinen Burganteil an Konrad III. von Schlüsselberg, der um das Jahr 1300 „der junge Herr“ genannt wurde. Dieser war ein Sohn Eberhards III. und ein Neffe Gottfrieds; sein Großvater war Ulrich I. († 1295), und seine Großmutter Hedwig v. Grindlach.

Die Lebensgeschichte dieses Ritters, des Letzten seines Geschlechts, welche eine tragische genannt werden kann, gibt uns über seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu vornehmen Familien, wie über sein Verhältnis zu Kaiser und Reich Aufschluß. Konrads III. erste Gemahlin war eine gewisse Leukard aus bis jetzt unbekanntem Geschlechte; im Jahre 1327 vermählte er sich mit der Tochter des Grafen Ulrich III. von „Wirtemberg“, Agnes. Aus erster Ehe stammt Reichza, die sich mit Günther von Schwarzburg vermählte, aus zweiter Ehe Agnes, Gemahlin Heinrichs von Plauen († 8. Mai 1348), und Beatrix, Gemahlin Ulrichs v. Helfenstein.

Wir machen die traurige Bemerkung, daß die Doppelehe Konrads III. nicht mit einem einzigen Nachkommen gesegnet war, und daß der Tod dieses Ritters die Schlüsselberger zum Aussterben brachte. Die am neuen Horizonte der Nation aufglänzende Sonne städtischer Blüte und Macht sollte mit dem verschwindenden Rittertum überhaupt auch diesem alten Geschlechte zu Grabe leuchten.

Daß der Schlüsselberger als Freund des Kaisers Ludwig, der die Städtebewegung beförderte, gerühmt wird, läßt uns einen Schluß auf Konrads III. politische Stellung ziehen. Wir meinen, daß er die Fingerzeige seiner Zeit verstand und den, „wenn auch manche Spinnengewebe veralteter Zustände vernichtenden Sonnenschein der neuen Zeit der mondbeglänzten, zauberisch schönen Nacht des Mittelalters vorgezogen habe“. Nur ein Umstand ist es, welcher den Verfasser hindert, diese Vermutung in eine mit gutem Gewissen verteidigte Behauptung umzugestalten, nämlich Konrads III. Fehde mit den Bamberger und Würzburger Bischöfen im Jahre 1347, deren Ursache eine Zollerhebung, verbunden mit dem Baue einer Maut war.

Wir wissen, daß um diese Zeit es Sitte der Rittermäßigen war, für den Durchzug durch ihr Gebiet Zoll zu erheben oder sich das Recht schützenden Geleites für die Warenzüge städtischer Kaufleute beizulegen, ein Unterfangen, das natürlich den Handelsverkehr der Städte unter einander erschwerte. Der Grund zu diesem Verhalten lag teils in dem tiefgegründeten Hasse der Ritter gegen die emporkommenden Städte, teils in schnöder Gewinnsucht. G. Freytag sagt in seinen „Bildern aus deutscher Vergangenheit“, daß selbst bei den Häuptern alter Adelsfamilien solches Vorgehen sich findet. In einer Urkunde der Geschichte Konrads III. finden wir nun den merkwürdigen Satz „er wollte sich das Geleite beilegen, was aber die Burggrafen von Nürnberg nicht gestatteten“, und in einer andern, daß die Bischöfe von Bamberg den von Konrad begonnenen Bau einer Maut verhinderten. Also ganz die oben erwähnte Thatsache. Hier wäre es von großem Werte, Aufschluß über das Verhalten Konrads III. in diesen seinen letzten Lebensjahren gegen die Städte und über sein „Freundschaftsverhältnis“ mit dem Kaiser in dieser Zeit zu erhalten. Eine solche urkundliche Beleuchtung würde dann Konrads III. Charakter völlig ins Licht kritischer Beurteilung stellen. Dem Verfasser fehlen eben die Nachrichten über Konrad III. von 1322—1347.

Von diesem zeitgeschichtlichen Überblick und von der kritischen Frage gehen wir wieder zu den historisch feststehenden Thatsachen in Konrads III. Leben. Der Schlüsselberger Held hat sich ruhmvoll an den Schlachten bei Gammelsdorf Anno 1313 und bei Mühldorf Anno 1322 beteiligt. Beide Thatsachen werden uns verbürgt durch eine Urkunde über die Mühldorfer Schlacht, welche lautet: „Zuguter Vorbedeutung trug die Heerfahne der Bayern ein wohlbekannter Name, der Schlüsselberg, der vom Gammelsdorfer Heldenwerke her bekannt war“. Friedrich der Schöne, der Gegner Ludwigs des Bayern, selbst suchte ihm die Reichssturmfahne zu entreißen, aber durch Konrads Tapferkeit wurde der Angriff abgeschlagen. Dem gefangenen Friedrich wurde der Schlüsselberger als Bedeckung beigegeben, als er durch Ratisbona nach Trausnitz übergeführt wurde. Zur Belohnung für solch treues Stehen zu des Reiches Sache, verlieh Ludwig dann Konrad III. das Reichspanier mit der Burg und Stadt Gröningen, wie auch das Stadtrecht von Ebermannstadt, welches durch einen Gnadenbrief Ludwigs im Jahre 1323 zur Stadt erhoben wurde. Über weitere Thaten des letzten Schlüsselbergers schweigen die Urkunden; sie führen uns sofort zu dem verhängnisvollen Jahre 1347. Wie schon erwähnt, befehdeten die Bischöfe von Bamberg und Würzburg in Gemeinschaft mit den Burggrafen Johann und Albrecht von Nürnberg Konrad III. und warfen ihn in seine Burg Neudek zurück; eine energische Belagerung siegte über den, der im offenen Felde bestanden hatte. Am 8. Mai 1347, es war ein Montag, suchte sich der Held durch einen Ausfall zu retten, fiel aber von dem Wurfgeschoß einer Bleyde zu Tode getroffen. Er fiel, und mit ihm sein Geschlecht, nachdem es über 200 Jahre geblüht hatte. Seine Leiche wurde nach Schlüsselau übergeführt und dort beigesetzt. Die Sieger teilten sich in seine weitläufigen



Besitzungen in einem Vertrage vom Jahre 1349 und trafen in der Teilungsurkunde noch folgende ehrende Bestimmung:

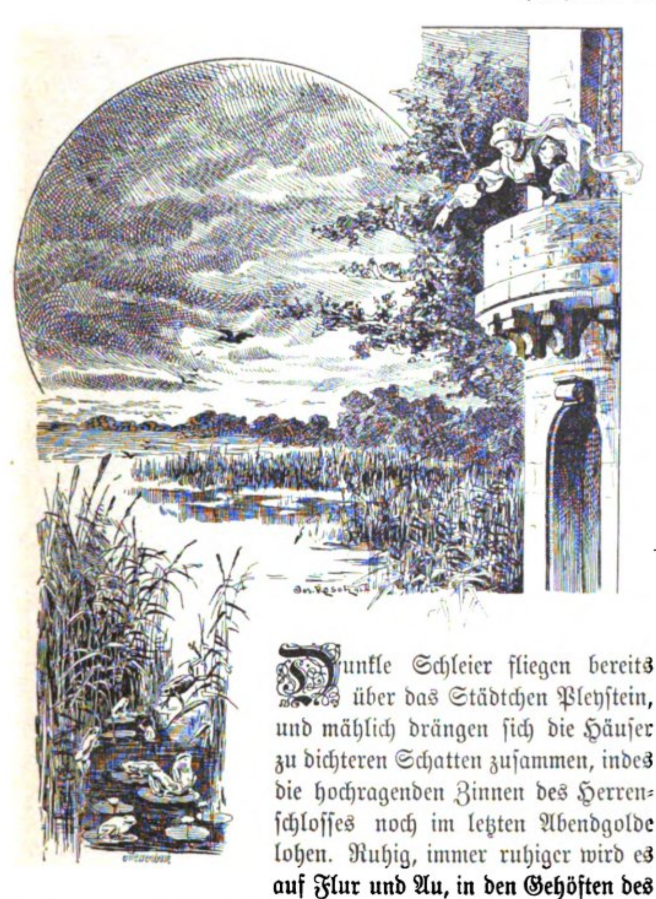
„Vierzig pfund haller jährlichen guld zur selgered des von Sluzzelberg dem frawenkloster zu Sluzzelawe, da er begraben ist."

Die Geschichte der Schlüsselberger ist mit dem Tode dieses von der Vorsehung zum Letzten seines Stammes bestimmten Ritters beendet, aber die ihrer Burg Neudek dauert noch bis zum Jahre 1553. Die ältesten Burgmänner, die Stübiche — Walter-Stübich war um das Jahr 1312 Amtmann Konrads III. — blieben nach dem Aussterben des Geschlechts Burghüter von Neudek, da sie in den Dienst des Fürstbistums Bamberg übertraten. Das Jahr 1553 sollte für die Neudek das Schlußjahr ihres Bestehens werden. Die Scharen des Albrecht Alcibiades von Brandenburg nahmen die Burg ein, nachdem sie von drei Bürgern aus Waischenfeld in feiger Weise bei der Belagerung verlassen worden war.

Ritter hatten die Burg erbaut und geschützt, Bürger verließen sie. Wie sollte ihnen auch das ritterliche Pflichtbewußtsein innewohnen, mit dem ein letzter Schlüsselberg seinen Ahnensitz verteidigt hatte. Die Zeit war eben eine andere geworden. Das tragische Geschick eines Rittergeschlechtes und seiner Burg rührte sie nicht mehr.

Die stummen Frösche von Pleystein.

(Nach einer oberpfälzischen Sage.)



Dunkle Schleier fliegen bereits über das Städtchen Pleystein, und mählich drängen sich die Häuser zu dichteren Schatten zusammen, indes die hochragenden Zinnen des Herrenschlosses noch im letzten Abendgolde lohen. Ruhig, immer ruhiger wird es auf Flur und Au, in den Gehöften des Landmannes, in den Straßen der Stadt; bald liegen wie im Schlafe Haus an Haus; des Marktes bunt geschäftig Leben ist erstorben, nur der Kleinhandel in einigen Krämerläden muß noch ein Stündchen wachen, um den letzten kleinen Bedürfnissen der ärmeren Einwohner zu dienen. Jetzt erklingen die Töne des Ave von den Kirchenglocken des Städtchens, und von den näher gelegenen Kirchdörfern hört man in kurzen Zwischenräumen den christlichen Abschied vom Tage hereinklingen — endlich verzittern die letzten Töne im Abendfrieden der Landschaft. Da hat es die Seelen auch erfaßt von süßer Sehnsucht nach dem unbegreiflich Ewigen, und in Hof und Hube, in Haus und Hütte hat man die Hände gefaltet, wie alltäglich zu benedeien die Magd des Herrn. Doch horch! —

Auch vom hohen Schloßaltan
Hebt ein ernstes Singen an.

Die drei Burgfräulein, von holdseliger Artung und sittiger Anmut, grüßen, als sängen sie in einem Klostermünster die Gebete des Herrn, in zarten Weisen Maria und den Sohn. So bereiteten sie dem abendfrohen Städtchen der Andacht hehre Wonne, und nicht selten sah man es, daß einzelne fromme Beter in ehrerbietiger Stille sich dem Schlosse näherten, um den Sang vernehmlicher zu hören.

Aber wie alles in der Welt hämische Feinde und böswillige Gegner hat, so auch der fromme Brauch der Herrenfräulein. In dem schilfumwachsenen Schloßteich, wo die Röhrichtkolben düster in den fahlen Abendhimmel hineinragten, hausten Unken und Frösche in überreicher Zahl. Sobald nun „Sei gegrüßt, Maria!" vom Söller erklang, quakten jedesmal die grünen Schwätzer, als spotteten sie jenes Liedes, in ungestümem Lärm. Eines Abends aber war das ruhelose Schnarren und Quaken der unheiligen Schreier einer der drei Schwestern, Luitgarden, gar zu frech geworden, und sie rief wie beschwörend voll heiligen Zornes:

„Hat's dem Bösen wohl behagt,
Unsern Sang durch euch zu stören,
Sei es nun mit Gott gewagt,
Fluch zu bieten euern Chören.
Seid auf ewig allesamt,
Stumm zu sein, von mir verdammt!"

Sofort wirkte der Zauberfluch der hohen Frau. Es regte sich kein Laut mehr aus dem Schilfe bis auf den heutigen Tag. Ja, so oft man es versuchte, fremde Grünröcke hierher zu versetzen, wurden sie sofort stumm. — Also raunt uns die Sage, wie sie teilweise noch im Volke lebt, in die Ohren, die Sage von den stummen Fröschen im Stadtweiher von Pleystein.

Dr. Karl Zettel.

Kleine Mitteilungen.

Fehdebrief. Aus welch geringfügigen Ursachen im Mittelalter Land und Leute mit Raub, Mord und Brand oft heimgesucht wurden, beweist folgender von uns zum Verständnisse der Leser in der Schreibweise etwas modernisierter Fehdebrief, den Ritter Wolf vom Stein zu Klingenstein im Jahre 1432 an die Stadt Landsberg am Lech sandte. Der Brief lautet: „Meinen willigen Dienst zuvor Lieben die von Landsberg! Als Euch wohl zu wissen ist von einem Hengste, wegen den mir mein Herr



Herzog Ernst geredet und geheißen hat, dabei und mit etlich Euer Rathgesellen gewesen sind; denselben Hengst ich seit diesmal mit Briefen und mündlich erfordert habe, das alles mir nichts geholfen hat. Nun habe ich ihm geschrieben, daß es mich ausricht bei diesem meinem Boten Zeiger dies Briefs um den Hengst. Geschieht das nicht, so will ich ihn angreifen in seinen Landen und Leuten und Gütern. Da bitte ich Euch fleißig und ernstlich, daß Ihr dazu helfen und thun wollet, daß ich von meinem Herrn, Herzog Ernsten ausgericht werde bei diesem meinem Boten, Zeiger dies Briefs. Beschähe das nicht, so lasse ich Euch wissen mit diesem Brief wo Ihr, Euer Leute und Gut mir werden mögen, daß ich das heben und nehmen will, bis ich bezahlt werde um den Hengst und den Schaden den ich sein genommen habe und nehmen werde. Gegeben zu Gundelfingen am Freitag nächst vor Sct. Franzisci Tag 1432. Ritter Wolf vom Stein zu Klingenstein.

Die Bürger von Landsberg sandten den Brief an Herzog Ernst, welcher sie durch die Mitteilung beruhigte, daß er dem unholden Ritter bereits 40 fl. angeboten habe, damit er sich selbst den Hengst kaufen könne, er sei geneigt, sogar bis zu 50 fl. zu geben, damit Wolf sein Schwert in der Scheide lasse.

Elsaß und Bayern. Drei elsässische Regimenter standen im Solde und Dienste des Kurfürsten Maximilian von Bayern, dem Haupte der katholischen Liga, und kämpften gegen die Schweden, obwohl deren Inhaber und Obersten evangelisch waren. Es waren dies die Regimenter v. Fleckenstein, v. Gayling v. Altheim und Voltz v. Altnau. Die Fleckenstein waren ein unter-elsässisches Geschlecht, dessen Stammburg im Sauerthale lag, und deren stattliche Ruinen noch heute des Wanderers Erstaunen erregen. Die Fleckenstein waren besonders im Ried begütert; sie besaßen ein Schloß zu Niederrödern, wo der Letzte des Stammes, Herr Johann Jakob v. Fleckenstein, zu Anfang des 18. Jahrhunderts starb; sie hatten auch einen Hof zu Hagenau (den heutigen Gasthof zur Post). Die Gayling waren ein fränkisches Geschlecht, das im 17. Jahrhundert ins Elsaß einwanderte. Heinrich Christoph v. Gayling v. Altheim errichtete zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges ein Kürassier-Regiment und stellte es in den Dienst des Kurfürsten Maximilian von Bayern. Er stieg bis zum Range eines kurfürstlich-bayerischen Generallieutenants empor. Nach dem Westfälischen Friedensschluß nahm er seinen Abschied und starb zu Frankfurt am Main den 20. Dezember 1650. Die Voltz v. Altnau kommen schon in der Hohenstaufenzeit vor. Einer dieses Geschlechts war der Hüter der Reichskleinodien in der Hohenstaufenburg zu Hagenau. Ferner gab es noch zwei elsässische Regimenter, nämlich diejenigen v. Waldner v. Freundstein und v. Schauenburg (die Stammburg dieses elsässischen Geschlechts erhebt sich eine Stunde von Liestal im Kanton Baselland in der Schweiz).

Die elsässischen Regimenter v. Fleckenstein und Voltz v. Altnau waren Dragoner-Regimenter. Bekanntlich wurden die Dragoner im Dreißigjährigen Kriege bald als Reiter- bald als Fußtruppen verwendet.

Das Alzenauer Freigericht. Das frühere Dorf Wolmutesheim, das Kurfürst Johann von Mainz mit Erlaubnis des Königs Ruprecht im Jahre 1401, zu einer Stadt gemacht hat, war der Hauptort des sogenannten Freigerichtes. Dasselbe hatte 15 Stunden im Umfange und auf seinen Märkerdingen unter einer Linde zu Alzenau beriet es durch seine Eingesessenen die wichtigen Angelegenheiten des Gerichtes. Jeder Inwohner wurde zugezogen, der so viel eigenes Gut hatte, um einen dreibeinigen Stuhl darauf setzen zu können. Das Freigericht war in alter Zeit im Besitze der Grafen von Verbach, nach deren Aussterben 1152—1190 es an das Reich fiel. Später kam es durch kaiserliche Belehnung an Kurmainz und Hessen-Hanau, und dieser Teil nach Absterben des letztern Hauses 1736 an Hessen-Kassel. Die Gerichte Alzenau und Hörstein blieben aber als Cente bei Kurmainz, kamen 1802 an Hessen-Darmstadt und 1816 an Bayern.

Über die **Fleischschau** zu Nürnberg heißt es in einem Lobgedichte auf die Stadt:

„Der fleischkauf ist also bestellt:
Schlägt man eine kuh oder stier,
So sind dazu zwei oder vier,
Die das fleisch schätzen gar eben,
Wie man jeglichs pfund soll geben,
Um drei pfennig oder um zween,
Muß an einem brett gemalet steen,
Das geld und auch das thier dabei,
So sieht auch jeder, was es sei,
Und die leuth nicht schätz für narren,
Verkauft kuhfleisch für farren."

Das Bärenfräulein von Pfreimt. In grauer Vorzeit ging einmal ein Edelfräulein aus Pfreimt (den Leuchtenbergern gehörig) vom nahen Nabburg zurück nach Hause. Als es eine Strecke Weges gegangen war, da sprang ihm auf einmal ein ungeheures Tier auf den Rücken. Die erschrockene Maid wehrte sich, so gut sie konnte, und suchte die Last abzuschütteln, allein es half kein Ringen, und sie mußte das Tier tragen. Der Angstschweiß stand ihr auf der Stirn, und es wichen die Kräfte. Da blieb sie stehen und gelobte die Erbauung einer Kirche an der Stelle, wenn Gott sie von dem Ungeheuer befreie. Und siehe! Das Tier ließ ab, und das Fräulein sah kaum noch, wie ein großer Bär dem Walde zutrollte. Die Kirche entstand und ist die von Perschen zwischen Nabburg und Pfreimt, von der Sage Bärsen genannt, das alte wendische Bresan. Auch am Main und Rhein besteht die Sage, daß Tiere den Menschen auf den Rücken sprangen und sich schleppen ließen. Man nannte solche Tiere „Muhkälber".

Der Ochsenfurter Kauz. In der Stadt Ochsenfurt am Main haben im Bauernkriege 1525 die Bauern 500 Fuder Wein vertilgt. Im Schwedenkriege wohnte vom 1. bis 13. November 1631 König Gustav Adolph in einem kleinen Stübchen des Hauses des Kaufmanns Peter Weigand. Interessant war der Ochsenfurter Kauz, ein Trinkgefäß in Form einer Eule von Silber, wo drei Maß Inhalt, welches im 17. Jahrhundert bei der Weinlese in der Domkapitelschen Kellerei den vornehmen Gästen mit Wein gefüllt präsentiert und von diesen geleert wurde. Der Kauz ist leider abhanden gekommen.

Auf der Wahlstatt. Bei dem Pfarrdorfe Hafenlohr am Einflusse der Hafenlohr in den Main, fand im Walde gegenüber am 8. Dezember 1224 eine äußerst blutige Schlacht statt zwischen dem Erzbischofe von Mainz und dem Fürstbischofe von Würzburg einerseits, und ihrem Adel andrerseits. Der Adel unterlag, und viele Glieder derer v. Kastell, Henneberg, Wertheim, Thüngen, Schwarzenberg, Grumbach, Seinsheim ꝛc. sind da gefallen. Die Relikten ließen an der Stelle, die sie Mordstatt hießen, später Matterstadt, eine Kapelle erbauen, die Bischof Hermann am 3. Mai 1226 einweihte, die aber nun in Ruinen liegt.

Die Keller von Partenstein. In dem Pfarrdorfe Partenstein an der Lohr sind auf einem nahen Berge die Ruinen des früher gräflich Rieneckschen Jagdschlosses Partenstein. In dessen Kellern, sagt die Sage, soll der Wein, nachdem die Fässer vermorscht sind, in seiner eigenen Haut verborgen liegen und dazu noch viele Schätze.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 20. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Die Begutte von Speier.

Historische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert v. F. X. v. Badhauser.

(Fortsetzung.)

Unglücksvoll war jene Zeit, und die Welt schien mit dem Tode des gewaltigen Bayern, der Chronik nach, untergehen zu wollen. Erdbeben erschütterten Europa und begruben manche Stadt in Trümmer. Heuschreckenschwärme überschwemmten die Gefilde; das schrecklichste Übel aber war eine Pest, die mit schonungslosem Schritte Süden wie Norden, Ost und West Europas durchwanderte, und welcher Hunderttausende zum Opfer fielen.

Auch Speier war nicht verschont geblieben, und wer es vermochte, hatte sich sogleich beim Herannahen des „Schwarzen Todes" auf das Land geflüchtet, um sein Leben zu retten.

So saß denn im September des Jahres 1348 der Hausgenosse Johann Pfrumbaum auf seinem Meierhofe zu Dudenhofen, bei ihm der edle Herr Kaspar Grand, und besprachen sich die beiden von des Tages Ereignissen. Es war ihnen heute Botschaft geworden, daß die Pest in Speier mit unerbittlicher Wut täglich neue Opfer fordere, und daß die Stadt einem Leichenhause gleiche, da die Totengräber die Menge der Toten nicht mehr begraben könnten, und diese in allen Straßen und Häusern liegen bleiben müßten.

„Laßt uns zu heitereren Gegenständen übergehen", rief endlich Grand aus, „denn das herrschende Elend könnte einen zum Wahnsinn bringen. Es ist kürzlich mein Vetter Lothar bei mir gewesen; der Junge hat sich jetzt lange genug in der Welt herumgetrieben, und es ist Zeit, daß er sich häuslich niederlasse und ein Weib heimführe. Da habe ich denn an Eure Elisabeth gedacht, sie ist ein herziges Mädchen, und es wäre eine anständige Verbindung. Ihr wißt selbst, daß unsere Familie reich und angesehen ist, und die Heirat wäre für Euch gerade so ehrenvoll, wie für uns erwünscht."

Herr Pfrumbaum zog die buschigen Augenbrauen herab und war einige Augenblicke lang in Nachdenken versunken, dann aber entgegnete er dem Gaste:

„Glaubt nicht, daß ich Euer Anerbieten nicht zu würdigen weiß, weil ich nicht sogleich freudig zustimme, allein es handelt sich hier um mein höchstes Gut, um das Glück meiner lieben Elsbeth, und da kann ich ohne ihre Einwilligung eine Zusage nicht geben. Seid jedoch versichert, daß ich die Bewerbung Eures Vetters kräftig unterstützen werde, und es soll mir angenehm sein, wenn er uns demnächst besuchen wird."

„Die Sache ist so viel wie richtig", erwiderte Grand, denn mein Lothar weiß mit den Jungfrauen umzugehen und er wird Elsbeths Gunst sicherlich erlangen."

Bald darauf entfernte sich der Münzer, Pfrumbaum aber ging in den Garten hinaus, wo er seine Tochter in tiefes Sinnen versunken antraf.

Sie hatte den Vater nicht bemerkt, sondern unverwandten Blickes nach dem Gebirge geblickt, hinter dessen Gipfeln soeben die Sonne hinabsank.

Als nun Pfrumbaum die Schulter des Kindes sanft berührte, fuhr sie erschrocken in die Höhe, und in ihrem Auge glänzte eine Thräne, die nun über ihre blühende Wange hinabrollte.

„Elsbeth", rief der Vater, „schon wieder Thränen? Willst Du mir auch noch Kummer bereiten?"

Die Tochter versuchte zu lächeln, und zärtlich ihren Arm um des Vaters Hals schlingend, sprach sie mit sanfter Stimme:

„Lieber Vater! Das Schweigen der Natur rings um mich her war so feierlich, daß mich meine Gefühle überwältigten".

„Du bist immer dieselbe Schwärmerin", entgegnete Pfrumbaum, sein Kind liebkosend; „allein ich bin überzeugt, daß Deine Gedanken nicht über die schöne Natur schwärmten, sondern wieder bei Georgen weilten."

Dunkle Röte übergoß bei diesen Worten das Antlitz der Jungfrau und, den zarten Finger auf ihre Lippen legend, das blonde Lockenköpfchen sanft wiegend, sprach sie:

„Ach Georg, wo wird er jetzt wohl sein und wird er seiner Elsbeth noch in Liebe gedenken?"

„Kind", sprach Pfrumbaum unwillig und rüttelte dabei die Jungfrau aus ihren Träumereien, „ich habe Dir schon oft gesagt, daß ich von dieser Liebe nichts wissen will, und daß Georg Dich niemals wird besitzen können. Warum gibst Du Dich daher, Deiner Gemütsruhe zum Nachteile und Deinem Vater zum Herzeleid, dieser thörichten Liebe hin? Die Tochter des reichen Münzers, kann nicht das Weib des Handwerkers werden."

„Vater", erwiderte ihm die Tochter mit Ehrfurcht, aber Würde, „Georg ist so reich wie wir, aus Liebe hat er seines Vaters ehrliches Gewerbe aufgegeben und das Schwert ergriffen, um sich den ritterlichen Adel zu erkämpfen. Ein Fremdling irrt er jetzt durch die Welt, um meiner würdig zu werden, während er zu Hause ein ruhiges, gefahrloses Leben genießen könnte; diese Liebe ist doch einer Erwiderung wert! Ach, vielleicht bleichen seine Gebeine schon auf einem Schlachtfelde, und er blickt jetzt verklärt auf uns nieder. Mag er leben oder tot sein, seine Elsbeth wird ihm ihre Treue bewahren."

„Armes Kind", sprach der Hausgenosse sanfter, „Du bist zu gut gesinnt, Du wirst vielleicht in Deiner Leichtgläubigkeit noch bittere Erfahrungen machen müssen; aber bedenke und überlege reiflich, möge der Himmel Dich beschützen!"

Bei diesen Worten nahm sein Gesicht wieder einen finstern Ausdruck an, und eilenden Schrittes verließ er seine Tochter.

Elsbeth blickte ihm erstaunt nach.

„Was will mein Vater damit sagen?" sprach sie bei sich, und ihr Antlitz überflog ein schmerzlicher Ausdruck des Bedenkens; sodann aber beschaute sie den goldnen Reifen an ihrem Finger und, ihn küssend, rief sie fröhlich aus: „Mein Georg liebt mich und wird auch mir treu sein, wie ich es ihm bin. Der Ring ist ja unser Wahrzeichen, wäre der Geliebte treulos, so hätte das Gold — so sagt man — diesen Glanz nicht mehr, oder der Ring wäre gar gesprungen. Bittere Erfahrungen! sagt der Vater. Gott, wenn Georg tot, wenn er in der Schlacht gefallen wäre? — Nein, nein, der Himmel wird dessen walten." Nochmals blickte sie dann in den flammenden Abendhimmel hinaus und entfernte sich mit langsamen Schritten.

Einige Wochen vergingen, und die Pest hatte ihre Wut noch nicht befriedigt. Die Familie Pfrumbaum befand sich daher noch immer auf dem Lande; hätte sich nicht fast täglich eine neue Trauerbotschaft eingestellt, so wäre es daselbst ein behagliches Leben gewesen.

Herr Grand mit seinem Vetter Lothar, einem jungen hübschen Manne von etwa 26 Jahren, war angekommen, und der alte Pfrumbaum bot alles auf, seinen Gästen den Aufenthalt recht angenehm zu machen.

Lothar hatte alsbald bei Elsbeth seine Bewerbungsversuche begonnen, allein eine kühle Aufnahme gefunden; das war allen seinen bisher bei den Frauen gemachten Erfahrungen zuwider, und er argwöhnte, daß wohl schon eine andere Liebe in Elsbeths Herz flammen müsse, denn außerdem konnte er nicht begreifen, daß ein Mädchen einem jungen reichen Münzer, der zierliche Worte sprechen und zärtliche Lieder singen konnte, ihre Gunst versagen sollte. Bald hatte er durch Bestechung von der Jungfrau Dienerin das Geheimnis derselben erfahren, und nun war er auch schnell mit sich über die Mittel einig, durch welche er zum gewünschten Ziele gelangen sollte.

„Es ist Gottes Zorn, der die Menschen züchtigt", sprach er eines Tags, als eben neue Nachrichten über das Fortschreiten der Pest in Speier angelangt waren, „und besonders verdient die Stadt Speier diese Strafe, da sie zu ihren Bürgern Menschen zählt, deren Übermut und Lasterhaftigkeit laut zum Himmel schreit. So soll ein reicher Kürschnerssohn, der Name wurde mir nicht genannt, sich vor einiger Zeit in die Fremde begeben haben, angeblich dem Kriegshandwerke sich zu widmen, allein er trieb sich stets in der Umgegend umher, bethörte ein armes Mädchen, und als er desselben überdrüssig war, verstieß er es, und das arme Geschöpf schmachtet nun bei den Beguinen in der Hundgasse und kann die Pestkranken pflegen, wenn nicht vielleicht der Gram oder die Krankheit seinem Leiden bereits ein Ende gemacht."

Bei den ersten Worten des Junkers war Elsbeth erblaßt, als er aber seine Erzählung geendet hatte, da verließ sie die Stube und warf sich, in ihrem Gemache angekommen, schluchzend auf das Bett, ihr Antlitz in die Kissen bergend.

Lothar blickte ihr mit der scheinbaren Miene eines Verwunderten nach.

Der alte Pfrumbaum war tief bewegt, allein er wußte, seine Aufregung zu dämpfen, und mit gleichgültigem Tone sprach er, das Erstaunen seines künftigen Eidams begreifend: „Meine Elsbeth ist ein gefühlvolles Mädchen, und es ist nur das Schicksal der armen Begutte, das sie tief ergriffen hat".

„Die Frauen nehmen stets mehr an dem Unglücke anderer Frauen, als an deren Glücke Anteil", entgegnete Lothar mit einem heimlichen höhnischen Lächeln und lenkte hierauf das Gespräch auf andere Gegenstände.

Des alten Ratsherrn Gedanken aber weilten bei dem einzigen, zärtlich geliebten Kinde, und so sehr er sich bemühte, die Unterhaltung auf eine schickliche Weise zu beenden, so gelang es ihm erst nach einigen Stunden, als sich Lothar bei einbrechender Dämmerung in sein Zimmer zurückzog.

Mit unnennbarer Angst suchte er sogleich sein Kind auf, welches er auch im Garten antraf und zärtlich ans Herz drückte.

Keine Thräne glänzte mehr in Elsbeths Auge, und mit wehmütigem Blicke deutete sie nur nach dem eben aufsteigenden Abendsterne und lispelte: „Nur dieser Stern ist nicht wandelbar, er strahlt stets in demselben Lichte, mein Stern aber ist erloschen".

Der Vater drückte ihr schweigend die Hand und führte sie in das Haus, des Vorfalls mit keinem Wort gedenkend, denn er wußte wohl, daß jeder Trost das Herz des Kindes nur schmerzlicher verwunden mußte.

Tiefe Ruhe herrschte bereits auf dem Pfrumbaumschen Meierhofe, und alles lag im Schlafe; da trat Elsbeth vor das Bett ihrer Dienerin und rüttelte sie aus dem Schlafe.

„Steh auf!“ sprach sie mit gebieterischem Tone, und als diese, im Bette sich aufrichtend, nach ihrem Begehren fragte, erwiderte sie: „Du mußt mich nach Speier begleiten“.

„Um Gotteswillen Fräulein! laßt das“, rief das Mädchen bestürzt, „dort wartet der Tod auf Euch.“

„Feigherzige“, sprach Elsbeth, „Du fürchtest den Tod! Wohlan, so gehe ich allein; gib mir Deine Kleider, damit mich niemand erkenne.“

„Ihr thut mir Unrecht“, entgegnete die Dienerin, sich ankleidend, „wenn Ihr glaubt, ich fürchte für mein Leben; für Euch bin ich besorgt. Sagt mir, was Ihr in Speier wollt, und ich will statt Euer hingehen. Ihr aber bleibt hier, denn was würde die Welt sagen, sähe man Euch zur Nachtzeit umherschleichen; erspart Eurem Vater, Euch selbst diese Schande.“

Der letztere Grund machte Elsbeth in ihrem Entschlusse wankend, und nach einigen Bedenken erwiderte sie: „Du willst also für mich gehen, edles Mädchen! Ich nehme Dein Erbieten an und will's Dir reichlich lohnen.“ Sodann erzählte sie ihr, was Lothar über den Geliebten ausgesagt, und mit vor Scham glühenden Wangen rief sie zuletzt: „Gewißheit über diese Nachricht muß mir werden, und weil ich einsehe, daß mir nicht ziemt, selbst nach Speier zu gehen und diese Begutte zu sprechen, so nehme ich Dein Erbieten an, beste Mechtild, und ich werde morgen Gelegenheit finden, Dich unter irgend einem Vorwand zu entfernen; Du aber wirst mir dann berichten, ob die Begutte die schändliche Nachricht bestätigt.“

Das Mädchen versprach, den Befehl des Fräuleins zu vollziehen; am andern Tage gab ihr Elsbeth die Erlaubnis, ihre Verwandten zu Neustadt besuchen zu dürfen, und am folgenden Abende schon kehrte sie mit der Nachricht zurück, daß Junker Lothar die Wahrheit gesprochen, und sie aus der Begutte Munde selbst deren Leidensgeschichte vernommen habe. Die treulose Dienerin hatte aber teils aus Furcht vor der Pest, teils durch Lothars Geschenke verblendet, die Stadt Speier gar nicht betreten, und es kümmerte sie wenig, ob durch ihre lügenhaften Worte ihrer Gebieterin Herz brach.

Schweigend vernahm Elsbeth die Erzählung, kein Laut, keine Klage tönte von ihren Lippen; als sie sich allein befand, zog sie Georgs Ring von ihrem Finger und legte denselben in ihr Schmuckkästchen mit dem feierlichen Gelübde, den Treubrüchigen zu vergessen. Sie hatte nun das Wort von der bittern Erfahrung empfunden. Nach drei Tagen trat sie vor ihren Vater und erklärte ihm, seinem Willen sich zu fügen und Lothars Ehefrau werden zu wollen.

Der alte Pfrumbaum hatte den Kampf in der Tochter Brust wohl bemerkt und er wußte auch, welches Opfer ihre kindliche Liebe jetzt brachte. Mit Thränen im Auge drückte er sie an die Brust und mit gepreßter Stimme sprach er: „Wollte Gott, daß es nicht so gekommen wäre, ich weiß, was Du gelitten und leidest. Vielleicht kommen fröhlichere Zeiten, mein Kind, und Gott wird das Opfer, welches Du mir bringst, mit Segen belohnen.“

Verneinend senkte Elsbeth das Haupt, und schwermütig sprach sie: „Vergessen wäre einziger Trost, und wer so geliebt wie ich, kann nicht vergessen“.

Bei diesen Worten rollten Thränen über ihre bleichen Wangen; es waren die letzten, welche sie ihrer unglücklichen Liebe zollte. Mit erkünsteltem Lächeln wußte sie, selbst die düsteren Mienen des Vaters zu erheitern, und über den Vorbereitungen zur Hochzeit, welche zu Ostern nächsten Jahres gefeiert werden sollte, war die Vergangenheit scheinbar vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Rain, ein Bollwerk Bayerns.

Von L. Roland.

(Schluß.)

Unmittelbar der bayerischen Stellung gegenüber bildete der Lech einen gegen Westen ausladenden Bogen mit der Sehne gegen die Bayern; das linke Ufer überhöhte das rechte um 10—11 Fuß. Diese Beschaffenheit des Geländes benutzte der König zu einer die Bayern irre führenden Demonstration. An dem Flußbogen ließ er drei große Batterien erbauen, sie mit 72 Geschützen bestücken, die Batterien durch einen Schützengraben verbinden und unter dem Feuer der Geschütze aus den Schanzen und der Musketiere im Graben Material zum Brückenschlag herbeischaffen. Dadurch wurde Tilly getäuscht. Zur Abwehr des vermuteten Überganges ließ er einige Regimenter Infanterie über die Ach (ein in geringer Entfernung mit dem Lech parallel laufendes Flüßchen) gehen und hinter diesem Bache eine Batterie von 20 Geschützen auffahren, zwei weitere Batterien auf seitwärtigen Höhen kreuzten damit ihr Feuer. Zwei Tage hindurch währte die Kanonade über den Fluß hinüber, wobei aber die Schweden geringere Verluste als die Bayern erlitten, und letztere mehr Schaden durch abgeschossene Äste und Baumsplitter als durch Kugeln erfuhren.

Die Vorbereitungen der Schweden an ihrem wirklichen Übergangspunkt hielt Tilly dagegen für ein Blendwerk. Dieser Platz war eine Stunde flußaufwärts von Rain bei Oberndorf; der Fluß bildete hier eine Insel und von dieser aus führte eine Furt auf das rechte Ufer hinüber. Das Material zu drei Bockbrücken wurde in Oberndorf und Nordheim, wo der König sein Hauptquartier hatte, zugerichtet, auf Wagen wurden Schiffe herangefahren, Batterien wurden aufgeworfen und aus angefeuchtetem Stroh Feuer angezündet, deren qualmende Rauchwolken der Wind so dicht gegen das rechte Ufer trieb, daß die Arbeiten den Bayern lange Zeit hindurch verborgen blieben; freilich scheint der Kundschaftsdienst nicht auf das beste betrieben worden zu sein. 300 Finnen setzten zuerst auf Kähnen über den Fluß und warfen einen Brückenkopf auf. Ihnen folgten 2000 Mann Infanterie mit 18 Kanonen unter Oberst Wrangel, ehe die Fertigstellung der Brücke noch vollendet war.

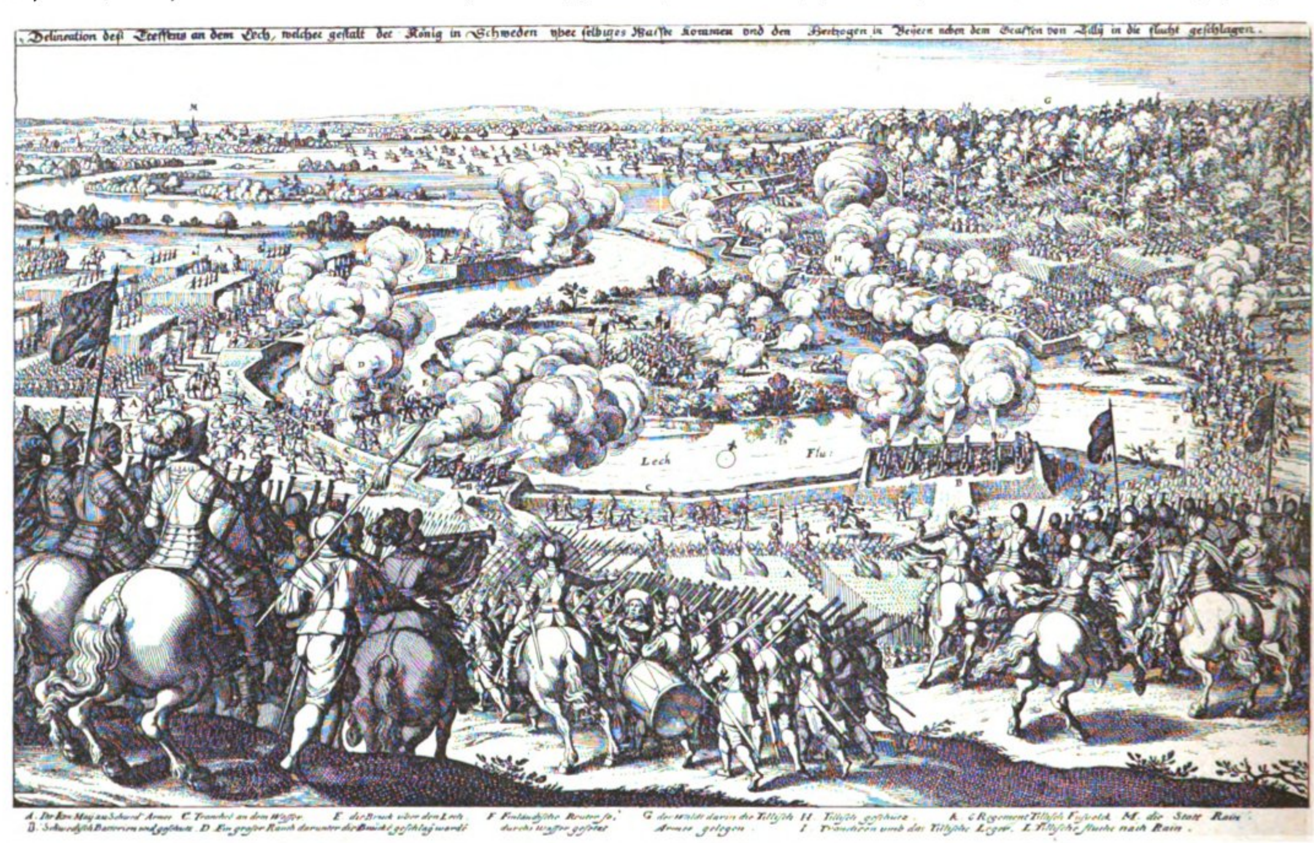
Jetzt erst bemerkte Tilly die drohende Gefahr und sandte Truppen zur Wegnahme des Brückenkopfes und der Insel, sowie zur Zerstörung der Brücke ab, allein sie waren hierfür zu

schwach. Wrangel wies, vom Feuer der Geschütze auf dem linken Ufer unterstützt, alle Angriffe zurück, die Vollendung der Brücke gelang, und nun gingen unter Führung des Königs selbst die schwedischen Heersäulen über. Von der andern Seite rückte Tilly mit seinen Scharen heran, und es entspann sich ein heftiger Kampf. Während die Schlacht tobte, entdeckte Herzog Bernhard von Weimar weiter oben am Flusse (vielleicht bei der alten Römerbrücke?) eine zweite Furt, ging mit seiner Reiterei durch dieselbe und trieb nach längeren Gefechten die sich ihm entgegenwerfende bayerische Reiterei zurück. Hin und her wogte der Streit.

Die Entscheidung brachte eine andere Reiterkolonne der Schweden, welche mit 400 Musketieren auf der Kruppe der Sänfte führten sie den auf den Tod getroffenen Feldmarschall Tilly mit sich, der am 30. April zu Ingolstadt seinen Heldengeist aushauchte.

Vorsichtig, im Abzuge der Bayern eine List befürchtend, rückte Gustav Adolf nach, besetzte Rain am 16. April, legte der Stadt eine Brandsteuer von 6000 Reichsthalern auf, ordnete die Verstärkung der Werke an, ließ eine starke Garnison zurück und zog darauf gegen das von einer bayerischen Besatzung geschützte Augsburg.

Einige Monate später erschien der General Graf Montecuculi vor Rain und erzwang nach kurzer Belagerung die Übergabe (6. Oktober), doch schon nach wenigen Tagen, am 10. Oktober, stand Gustav Adolf wieder vor der Festung und



Die Schlacht bei Rain. Nach einem zeitgenössischen Kupferstiche.

Pferde über den Lech geschwommen war und nun die linke Flanke des bayerischen Fußvolkes bedrohte. Dieses war ohnedies durch das Kreuzfeuer der feindlichen Batterien erschüttert und trat den Rückzug an, der bald in Flucht ausartete, wozu die Unbehilflichkeit der taktischen Form seiner Heerkörper — die großen Vierecke — im durchschnittenen Gelände nicht wenig das Ihre beitrug. Da eilt Tilly herbei, hemmt die Flucht und führt die alten Schlachtgefährten wieder ins Feuer. Aber ihr Vorgehen bricht sich an der unerschütterlichen Standhaftigkeit der Schweden, die durch ihren königlichen Feldherrn angefeuert werden; die wiederholten Angriffe Tillys scheitern. Sechs Stunden mochte der Kampf gedauert haben — plötzlich werden zu gleicher Zeit Tilly und sein General Aldringer verwundet, nun weichen die Bayern und ziehen sich unterm Schutze der einfallenden Nacht hinter ihre Verhaue. In der Nacht vom 15. zum 16. räumten sie die Schanzen und gingen auf Neuburg, von da auf Ingolstadt zurück, wo der Kurfürst am 18. April eintraf. In einer beschoß sie so heftig, daß die nur 400 Mann starke bayerische Besatzung, unter Oberstlieutenant Binder die Waffen streckte. Dem früheren schwedischen Kommandanten, Oberst Mützschefahl, ließ der König zu Neuburg den Kopf vor die Füße legen, wandte sich darauf gegen Ingolstadt, kehrte aber schon am 18. Oktober nochmals nach Rain zurück und traf neue Anordnungen für die Befestigung des Platzes, den er für den Schlüssel Bayerns hielt; sechs Wochen darauf fiel er, wie Tilly, auf dem Schlachtfelde (bei Lützen).

Nun hielt Kurfürst Max den Augenblick für gekommen, Rain wieder in seine Hände zu bringen. Im November begann er mit General Aldringer die Belagerung, mußte sie aber wieder aufgeben, da Wallenstein letzteren nach Böhmen abrief, und jenseit des Lech Pfalzgraf Christian von Birkenfeld zum Entsatze eintraf. So blieb Rain bis zum 22. März 1633 im Besitze der Schweden. An diesem Tage überrumpelte Aldringer die Festung im Einverständnisse mit der Bürgerschaft;

was von der Besatzung nicht entkam, wurde niedergemacht, der Kommandant, Major Erlach, im Hemd gefangen. Dafür rächten sich die Schweden später durch gräßliche Martern, als ihnen der Bürger in die Hände fiel, der jenes Einverständnis vermittelt hatte.

Der lange Krieg ging nicht zu Ende, ohne daß er nochmals um die Grenzfestung tobte. Als die verbündeten Schweden und Franzosen 1646 in Bayern einfielen, belagerte General Wrangel Rain und beschoß die Festung aus zahlreichen Geschützen und mit glühenden Kugeln. Doch der tapfere Befehlshaber, Oberstlieutenant Sibert v. Beck, widerstand der feindlichen Übermacht wie den Bitten der erschreckten Bürger, bis ihm eine Kugel das Bein zerschmettert hatte, sämtliche Außenwerke genommen und Bresche geschossen worden war, dann erst übergab er am 21. September die Festung. Die Besatzung zog ab mit Sack und Pack, klingendem Spiele, brennenden Lunten, die Kugel im Munde. Sie bestand aus 700 Jägern mit grünen Röcken (wie uns die Memoiren des berühmten französischen Marschalls Turenne berichten), 600 Mann Landfahnen und 140 regulären Soldaten. — Rain erhielt eine starke schwedische Besatzung, welche ringsum im Lande streifte, plünderte und 150 Dörfer verbrannte, bis sie infolge des Ulmer Waffenstillstandes abzog (1. April 1647) und den Bayern wiederum Platz machte.

Nach Kündigung der Waffenruhe begann der Krieg mit erneuter Wut. Am 17. Mai 1648 verlor das kaiserlich-bayerische Heer das Treffen bei Zusmarshausen und zog sich hinter den Lech zurück, gefolgt von der französisch-schwedischen Armee. Bei Rain standen sich die Feinde in den nämlichen Stellungen gegenüber wie einst Gustav Adolf und Tilly. Feldmarschall Graf Gronsfeld räumte aber die Lechlinie auf falsche Gerüchte hin und gab dadurch Bayern der feindlichen Überschwemmung Preis. Rain wurde eingeschlossen, aber von dem bayerischen Obersten Freiherrn v. Puech mit glücklichem Erfolge verteidigt. Als Johann v. Werth nach dem Überfall bei Dachau (vgl. „Bayerland“ Nr. 48 vom Jahre 1891) die flüchtenden Schweden bis Rain verfolgte, erdröhnten von den Wällen der Festung (23. Oktober 1648) die letzten Kanonenschüsse im unglückseligen Dreißigjährigen Kriege.

Der spanische Erbfolgekrieg führte nach der Schlacht auf dem Schellenberg (2. Juli 1704) neue Feinde vor die Mauern Rains: Kaiserliche, Engländer und Holländer. Eine Hand voll Leute, Landfahnen und Flüchtlinge, unter Oberst Mercy, widerstanden 13 Tage lang der ungeheuern Übermacht, erst nach vierzigstündigem Bombardement kapitulierte der Kommandant und zog mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen ab.

Im österreichischen Erbfolgekriege lösten sich Kaiserliche (diesmal die Bayern) und Österreicher im Besitze von Rain ab. Im Feldzuge 1742 war es einer der wenigen festen Plätze, welche den Feinden nicht in die Hände fielen, 1743 räumten es die Bayern, und ungarische Truppen zogen ein (22. Juni). Damals (27. Juni) wurde im benachbarten Kloster Niederschönenfeld jener Vertrag geschlossen, der ganz Bayern den Österreichern überlieferte. Im folgenden Jahre (10. Oktober) befreite der Einzug des Marschalls Grafen Seckendorf die Stadt vom Feinde, Franzosen nahmen hier Quartier und verschanzten sich auf das furchtbarste, verließen die Festung aber dessenungeachtet (17. April), worauf Ungarn sie wieder bis zum Abschlusse des Friedens von Füssen besetzten.

Das Jahrhundert sollte nicht scheiden, ohne Rain nochmals alle Schrecken des Krieges erleben zu lassen. Im Jahre 1796 trafen zuerst die Österreicher auf dem Rückzuge des Erzherzogs Karl vom Rheine hier ein (15. August) und zogen ab (24. August); am 26. folgten ihnen Moreaus Franzosen. Inzwischen hatten die glänzenden Erfolge des Erzherzogs über Jourdan auch Moreau zum Rückzuge genötigt, auf dem er Rain am 19. und 20. September wieder passierte.

Als Moreau im Jahre 1800 abermals aus Schwaben gegen Bayern vordrang, wichen die österreichischen Vortruppen am 26. Juni nach leichtem Widerstande vom Lech zurück, worauf der linke Flügel des französischen Heeres bei Rain über den Lech ging und am folgenden Tage das Treffen bei Unterhausen unweit Neuburg lieferte, in welchem Frankreichs erster Grenadier, Latour d'Auvergne, fiel.

Nochmals kam es bei Rain im Kriege 1805 zu einem Vorpostengefechte, 6. Oktober, in welchem die Österreicher nach leichtem Kampfe die Brücke aufgaben. Am 9. Oktober ritt Napoleon mit glänzendem Stabe durch. Im Jahre 1809 war Rain von Napoleon, der am 19. April selbst passierte, zu einem festen Brückenkopfe an der von ihm als Operationsbasis ausersehenen Lechlinie bestimmt, und er ließ mit Aufgebot großer Kräfte an den Fortifikationen arbeiten; allein sein Schlachtenglück wendete alle Gefahr von Rain ab, und von nun an tranken die so oft vom Kampfgewühl zerstampften Fluren der Stadt kein Blut mehr, obschon diese durch unaufhörliche Truppendurchmärsche, Transporte und Requisitionen in den folgenden Jahren bis zum Pariser Frieden noch schwere Lasten zu tragen hatte.

Fünf Jahrhunderte hindurch hatte Rain eine Bastion des Bayerlandes gebildet und gegen seine Türme und Wälle zuerst die Stürme tosen gesehen, die aus Westen und Norden herangezogen; nun liegt es still, und friedlich vergoldet die Sonne die Dächer des bescheidenen Landstädtchens, wenn sie im Westen versinkt. Schon nach dem österreichischen Erbfolgekriege sah man es nicht mehr als eigentliche Festung an, 1803 wurde dann die Erlaubnis erteilt, die Wälle einzulegen, seitdem fiel ein Turm und ein Thor nach dem andern dem Abbruche zum Opfer, und an Stelle der abgetragenen Bollwerke erstanden bescheidene Heimstätten friedlichen Schaffens. Und an der Stelle, über die ehedem das Donnerkonzert brüllender Kanonenschlünde raste, die Zeuge der mutigen Thaten so vieler Helden war, vernahm die ersten Harmonien hehrster Musik, das glänzende Dreigestirn der Tonheroen, der Gebrüder Ignaz, Vincenz und Franz Lachner!

Niemals aber vergessen die Nachkommen, daß die Stadt der Altvordern „eine Gränitz- und Festungsstadt“, ein Bollwerk und ein Hort der Treue gewesen, und über den Trümmern der blutgetränkten und so oft in Trümmer geschossenen Mauern hallt die fort- und forterbende Losung: „In Treue fest!“

Schloß Egg.

Von Ludwig Weiß.

Wenn Du von der freundlichen Stadt Deggendorf am lachenden Donauufer weg gegen Nordwesten die Straße in den Bayerwald verfolgst, so heißt es ziemlich steigen die ansehnliche Höhe hinan, auf welcher, die Gegend weithin beherrschend, das Dorf Berg liegt. Halbwegs grüßt uns das von hohen alten Linden beschattete Kirchlein Uttobrunn (auf der Generalstabskarte unbegreiflicherweise Ottobrunn geschrieben). Es führt seinen Namen nach dem heiligen Utto, dem Gründer des berühmten, in unmittelbarer Nachbarschaft hart am Donauufer an die Berge geschmiegten Klosters Metten, der sich hierher in die Stille des Waldes zurückgezogen und eine Zelle gebaut hatte. Da an diesem Platze Wasser mangelte, richtete er ein inbrünstiges Gebet zu Gott, so berichtet die Legende, und darauf entquoll ein reicher Born vortrefflichsten Wassers dem Boden. Hier lebte er der Andacht, und hier traf den frommen Einsiedler Karl der Große, als er auf seinem Zuge gegen die Avaren 792 in den nahen Forsten jagte. Utto war gerade mit dem Lichten des Waldes beschäftigt, wollte beim Erblicken des Kaisers das Beil weglegen, übersah aber den Baumstumpf, auf den er es zu legen beabsichtigte, und der Herrscher schaute mit Erstaunen, wie es ein Sonnenstrahl schwebend in den Lüften hielt. Ergriffen von diesem Wunder, als einem Zeugnisse der göttlichen Huld, forderte der Kaiser Utto auf, sich eine Gnade zu wünschen, worauf der fromme Mann die Errichtung eines Mönchsklosters und einer dem hl. Michael geweihten Kirche erbat. Karl gewährte das Begehren und bewilligte Grund und Boden nebst den Mitteln zum Bau. Utto aber wollte die Stelle des Klosters nicht nach eigenem Gutdünken wählen, sondern ihre Bestimmung der göttlichen Fügung überlassen; er warf daher sein Beil in die Luft — und siehe da! von einer unsichtbaren Hand getragen, schwebte es fort und fiel eine halbe Stunde von seiner Zelle entfernt, dort zu Boden, wo jetzt die Gebäude von Metten sich erheben, des einzigen Klosters, welches Karl der Große in bayerischen Landen gestiftet hat. Sein erster Abt wurde Utto.

Das Wasser der auf sein Gebet entsprungenen Quelle besaß nach dem frommen Glauben eine besondere Heilkraft, vornehmlich gegen die Blattern, die in früheren Zeiten oft so entsetzliche Verheerungen anrichteten. Daher strömten viele Menschen bei ihr zusammen, sogar eine Badeanstalt wurde errichtet, die aber das Kloster später wieder eingehen ließ, und 1699 wurde der Grundstein zu dem Kirchlein gelegt, das noch heute von vielen Andächtigen besucht wird und eine große Menge Votivtafeln enthält.

Im Dorfe Berg befand sich ehedem der Sitz der Pfarrei, die erst 1805 nach Edenstetten verlegt wurde, sowie die Burg eines gleichnamigen Edelgeschlechtes, welche nach demselben im Besitze der Freiherren v. Schleich zu Harbach und im vorigen Jahrhundert in Händen der Freiherren v. Schuß auf Peilstein war. Für das graue Alter der Kirche zeugt das Patronat des heiligen Petrus, erwähnt wird sie bereits im Jahre 1299. Wegen der hohen Lage genießt man von Berg eine herrliche Fernsicht.

Über die Höhe hinab setzen wir die Wanderung fort dem Thale zu, auf dessen schmaler Sohle der Mühlbach sich der Donau entgegenwindet. Plötzlich leuchten uns von mäßigem Felsenhügel herab ein hochragender Bergfried und abgetreppte Giebelwände entgegen: das stolze Schloß Egg, eine der wenigen Ritterburgen Deutschlands, deren Mauern allen Stürmen der Jahrhunderte trotzten, und an der kunstsinnige Hände verständnisvoll die Schäden besserten, welche der Zahn der Zeit ihr zugefügt hatte. So bewahrte es das echte Gepräge eines mittelalterlichen Herrensitzes und rechtfertigt den Ruhm als Krone der ritterlichen Burgen Niederbayerns: noch ragen die trutzigen Vorwerke und Türme, die gezinnten Ringmauern, Pallas und Kemenate, und vom Bergfried flaggt im Winde die Fahne zum Zeichen, daß der Herr des Schlosses auf demselben weilt.

In den dreißiger und vierziger Jahren des laufenden Jahrhunderts ließ der damalige Besitzer, Graf Armannsperg, durch den Erbauer der königlichen Villa in Regensburg, den Architekten und Bildhauer Professor Ludwig Foltz, die aus dem 14. Jahrhundert stammenden Gebäude der Burg restaurieren und ihrem Äußern die Erscheinung geben, die sie gegenwärtig zeigt. Dies geschah in jener Gotik, welche dem Geschmack der damals blühenden Romantik entsprach, nach der heute herrschenden Anschauung jedoch zu viel Niedlichkeit und Süßlichkeit an sich trägt, um die Prüfung auf Wahrheitstreue vor dem Auge des Kenners bestehen zu können. Doch wir stoßen uns daran nicht, die Kleinigkeiten verschwinden vor dem Eindrucke des Ganzen, und dieser ist, wie kein Besucher leugnen wird, bestechend und imponierend. Dazu trägt wesentlich bei, daß das ganze Innere des Schlosses, die gesamte Einrichtung mit dem Äußern in Übereinstimmung gebracht wurde, es herrscht eine einheitliche Stimmung, die durch nichts Fremdartiges oder Unpassendes gestört wird. Allerdings war nicht beabsichtigt, die Burg auf jenen Zustand zurückzuführen und ihr den Charakter zurückzugeben, den sie etwa vor Erfindung des Schießpulvers zeigte; der Wehrbau mußte den Anforderungen moderner Wohnlichkeit weichen, und die zum Schutze bestimmten Einrichtungen sich gefallen lassen, als Zierde und Schmuck verwendet und angebracht zu werden. Wenn wir also vorher von der Echtheit des Burgcharakters sprachen, so ist dies cum grano salis zu verstehen, und die Burg ist nicht als wehrhafte Feste zu betrachten, die jede Stunde auf den Empfang reisiger Feinde gerüstet ist, sondern als Herrensitz zu friedlicher Muße. — Es rückt ja auch heute kein Sprosse der alten Rittergeschlechter mehr im schweren Panzerkleide in die Schlacht, sondern im Rocke des Königs.

Eine feste gemauerte Brücke, nicht mehr wie ehedem eine schwanke, hölzerne Zugbrücke, führt über den Graben, und durch zwei Thore hintereinander, die schwere Fallgatter nötigenfalls verrammeln, gewinnen wir den Einlaß in den engen Zwinger zwischen „Zingel" (d. i. Ringmauer) und Herrenhaus. Auf einer hohen Steintreppe ersteigen wir den Schloßhof, und unsere Blicke ruhen zuerst auf dem Brunnen, den die Bildsäule eines ritterlichen Herrn von Egg schmückt.

Das eigentliche Herrenhaus zeigt die Form eines mit der offenen Seite dem Hauptturm, dem Bergfried, zugewendeten Hufeisens, eine Gestalt, welche allen Burgen in den Donaugegenden eigen ist. Das Erdgeschoß enthält eine reichhaltige,

vom Grafen Armannsperg angelegte Bibliothek. Der große Ritter- und Ahnensaal im ersten Stock ist reich mit alten Bildnissen und Waffen ausgestattet; ein runder Holzschild zeigt das Wappen der alten Herren von Egg: einen von der Rechten zur Linken schräg geteilten Schild, das obere Feld weiß, das untere schwarz, und um dasselbe den Turnierreim des bayerischen Ehrenheroldes Johann Holland (er schrieb um 1424):

Die Ekker von Ekk
haben guet pfenning sekk
gelert an (d. i. ohne) alle schandt
nach ern in dem lannt.

Im großen Speisesaale sind von besonderm Interesse der alte Renaissance-Kachelofen mit Darstellungen aus dem Leben Simsons und die Spruchschilde, welche die Felder des Getäfels an der Decke schmücken; im Billardzimmer ein in die Wand eingelassener alter Weinschrank von grauem Sandstein; den Gesellschaftssaal zieren die lebensgroßen Standbilder dreier Herren von Egg. Auf den Korridoren gewähren die Ahnenbilder reiche Gelegenheit zu Trachtenstudien.

Vom Herrenhause weg begeben wir uns zum Hauptturm, für welchen der Sprachgebrauch den Namen „Bergfried“ in Übung gebracht hat, obwohl damit eigentlich in ritterlichen Zeiten etwas ganz anderes bezeichnet wurde. Der Turm ist massiv aus Quadern aufgeführt, hat nur einen Eingang, fünfzig Fuß über dem Boden des Schloßhofes, und man gelangt zu demselben nur durch eine auf der Sturmmauer aufliegende Fallbrücke. Die Plattform des Turmes umschließt eine Zinnenmauer, die an den vier Ecken in niedliche Erkertürmchen auslädet, und in ihrer Mitte steigt der Turmhelm empor; die spitzen Dächer dieser fünf Türmchen verleihen dem Bergfried eine ungemein malerische Erscheinung und bilden im Verein mit den hohen Giebeln und Zinnen des Herrenhauses das Entzücken romantisch beanlagter Beschauer. Ich weiß nicht, ob diese Erkertürmchen eine spätere Zuthat des Restaurators der Burg, des Herrn Professors Foltz, sind oder ob sie früher schon vorhanden waren; in diesem Falle stammen sie wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert und geben dadurch einen Anhaltspunkt für die Erbauungszeit der jetzt noch stehenden Gebäude, ein chronologischer Fingerzeig, der mit der Blüte des Geschlechts der Egger zusammenfällt und somit große Wahrscheinlichkeit bietet. Sehr zu loben ist, daß bei der Restaurierung der Burg der Burghelm auf dem Bergfried belassen oder — wenn er im Laufe der Zeiten verschwunden gewesen sein sollte — neu errichtet worden ist; wir wollen das ausdrücklich hervorheben, weil man bei verschiedenen Restaurierungen von Burgen und Türmen verständnislos die Plattformen der darüber sitzenden Helme beraubt und sie dadurch sowohl im Äußern wie in ihrem Wesen arg „verschandelt“ hat. Wie dies das Gewissen des ernsten Historikers mit hoher Genugthuung erfüllt, so erfreut sein Auge von der Höhe des Turmes herab die herrliche Aussicht auf die Waldberge ringsum in weiter Runde.

Aber neben der heitern Seite des Lebens steht die düstere; schauerlich war der Einblick in das Innere des Turms und seiner Geheimnisse, als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der damalige Besitzer, Freiherr v. Armannsperg, eine Untersuchung vornehmen ließ. Mehrere Gewölbe über einander bilden den Innenraum, und der unterste diente als Verließ, in dessen Schlund die Gefangenen auf einer noch vorhandenen Holzplatte, wie der Eimer in den Brunnen, hinabgesenkt wurden, um dort unten in finsterer Tiefe einem entsetzlichen Schicksale entgegenzugehen. Als man damals einen Mann hinabließ, zeigte sich der ganze Boden mit menschlichen Gebeinen bedeckt, und, nachdem man die Mauern durchbrochen hatte, um die traurigen Überreste schauriger Justiz zu entfernen, füllten diese einen großen Wagen; auf dem Kirchhofe zu Berg wurden sie bestattet. — Es wird zwar ebenso wie über die Raubritter, auch über die Verließe und ihre Schrecken viel gefabelt, und je gruseliger diese Märlein klingen, desto lieber werden sie aufgenommen; allein hier scheinen die Berichte zuverlässig zu sein und keinem Zweifel Raum zu gewähren.

Schloß Egg. Originalzeichnung von A. Brunner.

Von diesem Orte des Jammers flüchten wir uns in die hübsche gotische Schloßkapelle vor den Altar, den ein schönes Bild der Gottesmutter mit dem Heilandkinde schmückt, es ist von Philipp Volz gemalt, und von da weg geben wir uns noch einmal der Romantik gefangen, um uns von ihr jetzt nicht wiederum zu Greueln, sondern in die Arme mysteriöser Geheimnisse geleiten zu lassen. Von den Kellern aus führt eine runde, in den Felsen gehauene Öffnung, durch die gerade ein schlanker Mann durchschlüpfen kann, in einen etwas tiefer liegenden, ebenfalls in den Felsen gehauenen unterirdischen Gang, welcher in gerader Richtung gegen den inneren Schloßhof aufsteigt und nur wenige Schritte lang ist. An seinem Ende leitet eine senkrechte, ebenso große Öffnung nach dem Schloßhofe hinauf und eine andere seitwärts zu einem zweiten etwas erhöhten und breiteren Gange. Dieser endet mit einem Rondell, an dessen Wänden Nischen mit Sitzen in den Felsen gehauen sind, weshalb die Volkssage hierher den Sitz eines

heimlichen Femgerichtes verlegt. — Eine genaue Untersuchung und Aufnahme dieser geheimnisvollen Örtlichkeit, die wohl einen Zufluchtsort für die Burgbewohner im Falle einer Einnahme vorstellt, durch einen Sachverständigen wäre wohl einmal höchst wünschenswert, weil die Anlage so vieler unterirdischer Gänge in Ober- und Niederbayern — die freilich nie in Felsen gehauen, sondern in feste Erde (Sandboden) spitzbogenförmig eingegraben sind — große Ähnlichkeit mit diesem Gange in Burg Egg hat, und jene meist gleichfalls solche Kammern und Nischen besitzen; in der Regel münden sie unter den Hochaltären uralter Kirchen. Als ich seinerzeit Schloß Egg besuchte, reizte mich dieser Gang ganz außerordentlich, allein der Umfang meines Leibes verbot schon damals derlei bedenkliche Expeditionen, und in der That blieb ich später einmal schier stecken, als ich doch neugierig eine solche wagen wollte. —

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Geschichte der Burg und ihrer Herren. Sie ist nicht leicht zu schreiben, weil der Name Eck von verschiedenen Burgen getragen und der Name Ecker, in älterer Form Ekker und Egger, von einer ganzen Reihe von Adelsgeschlechtern geführt wird, die man wohl irrtümlich mit unseren Eggern in Zusammenhang bringt. Letztere waren Dienstmannen (Ministeriales) der mächtigen, bereits 1242 erloschenen Grafen von Bogen; der rühmlichst bekannte Geschichtsforscher Johann Franz Ecker von Kapfing, der seine eigene Familie für einen Zweig der Egger von Egg hielt, leitet ihren Stammbaum bis ins 11. Jahrhundert hinauf und nimmt als ersten Ahnherrn einen Thiemo de Ekke an, der in einem Schenkungsbuche des Bistums Freising in den Jahren 1103—1108 als Zeuge gefunden wird. — Als erster unseres Geschlechts wird Ulrich 1289 in einer Urkunde nachgewiesen; er und seine Hausfrau erwählen zu ihrem Begräbnisse die St. Martinskapelle beim Kloster Metten, die sie auch vermutlich erbaut und dotiert haben. Diese Kapelle wurde später zur Kloster-Pfarrkirche bestimmt, ist jedoch schon seit langer Zeit samt ihren herrlichen, aus rotem Marmor gearbeiteten Grabdenkmälern, welche die Heldengestalten der alten Egger in ritterlicher Rüstung darstellen, von Grund aus zerstört.

(Schluß folgt.)

Das Denkmal auf der Todesstätte Kaiser Ludwigs des Bayern.

Von H. Leher.


Das Denkmal Kaiser Ludwigs des Bayern bei Fürstenfeldbruck.

Es ist in vorletzter Nummer des „Bayerland“ von einem Denkmale berichtet und dasselbe sorgenden Händen empfohlen worden, damit es gegen Verfall und Zerstörung geschützt werde, das Theresiendenkmal bei Aibling. Der erste Notruf fand in Bälde ein Echo in der Bitte für ein anderes Denkmal, indem eine Stimme in den „Neuesten Nachrichten“ auf den betrüblichen Zustand des Gedenksteins hinwies, der die Stätte kennzeichnet, an welcher der große Wittelsbacher, Kaiser Ludwig der Bayer, am 11. Oktober 1347 eines jähen Todes verblich.

Das „Bayerland“ will nicht säumen, in Wort und Bild von dem Denkmale zu berichten.

Der Kaiser hatte an dem genannten Tage in fröhlicher Laune zu Mittag gespeist. Er hatte liebe Gäste bei sich begrüßt, denen er hold und gewogen war, die Gräfin-Witwe Agnes von Marstetten-Neuffen und die Herzogin Johanna von Pfirt, Gemahlin Albrechts II. von Österreich. Gegen Ende der Mahlzeit verspürte er Unwohlsein; er glaubte, dasselbe seiner kräftigen körperlichen Anlage nach am besten durch einen scharfen Ritt zu beseitigen; starke Bewegung und die Abhaltung einer Bärenjagd sollten Heilung bringen. Meister Petz hauste damals noch in der Nähe von München. Nach Fürstenfeld trugen die Rosse den Kaiser und sein Gefolge. Ludwig ritt an der Spitze und, wohl infolge des körperlichen Übelbefindens in Sinnen vertieft, beachtete er nicht das allmähliche Zurückbleiben der Gefährten. Plötzlich in der Nähe des Dorfes Puch übermannte ihn die Schwäche, er stürzte vom Pferde. Ein Schäfer eilte herbei, und in dessen Schoße hauchte der große Kaiser seine Seele aus.

Die meisten Chronisten, Heinrich v. Rebdorf, Adlzreiter, Meichelbeck u. s. w. berichten einstimmig, daß ein Schlaganfall die Ursache des Todes gewesen wäre. Die Person des Kaisers war zu gewaltig, als daß nicht die Sage neben seiner Leiche sich erhoben hätte; das Volk raunte sich zu, der Kaiser sei vergiftet worden. Die düstere Mär fand ihre Verzeichnung in mehreren Chroniken, so bei Nikolaus Burgmann von Speier, Vitus Prior von Ebersberg und Udalric Ohnsorg.

Der Tag des jüngsten Gerichts wird lichten, wo die Wahrheit ruht. Wir wollen nicht bei der kritischen Suche verweilen, statt dessen wollen wir die merkwürdige Vision erzählen, wie fern in den Bergen Tirols ein Freund des sterbenden Kaisers in merkwürdiger Ahnung das Unheil erschaute.

Zu Kloster Stams in Tirol, welches durch Gründung und Geschichte mit dem Wittelsbachischen Hause zu inniger Verbindung verwachsen ist, lebte damals der wie ein Heiliger verehrte Pater Johannes von Kempten, ein siebzigjähriger Greis, dessen Rat und Freundschaft Könige und Fürsten sich erbaten. Als er am Morgen des 11. Tages des Weinmonats das heilige Meßopfer feierte, fiel er plötzlich, wie das öfter geschah, in Verzückung und schmerzlich rief er dreimal: „Wie weh ist Dir!“ und endete mit dem Ausrufe: „Es wird Dir schier doch viel besser!“ Er hatte hellsehend den Tod des Kaisers geschaut.

Das merkwürdige Vorkommnis erregte ungeheures Aufsehen und wurde getreulich in den Geschichtsbüchern registriert.

So viel der Wahrheit und der Dichtung über den Tod des Kaisers!

Wir wenden uns zum Denkmale. Die gewissenhaften Forschungen Franz S. Hartmanns von Bruck seien ausschließlich unser Führer. Die erste Ruhestätte des kaiserlichen Leichnams war die Kirche der Cisterzienser zu Fürstenfeld, er wurde dort an der Seite seines Vaters, Ludwigs des Strengen, des Stifters des Klosters, beigesetzt und verblieb dort, bis ihn Münchens Bürger holten, um ihn in Unser Lieben Frauen-Kirche (der alten) zu begraben. Schon früh scheint die Absicht bei den Äbten des Klosters geherrscht zu haben, den Platz durch ein Denkmal auszuzeichnen, doch mag der auf dem Dahingeschiedenen ruhende Bannstrahl und die öfters gedrückten finanziellen Verhältnisse des Klosters die Ausführung dieses Vorhabens gehindert haben. Schon Abt Tezelin Katzmaier von Grafing, erwählt 1779, ging mit dem Plane um, dem großen Wohltäter seines Stiftes ein Denkmal zu widmen. Er ließ einen Wald durchhauen, damit der Kurfürst, wenn er zu Fürstenfeld speiste, was in der That oft geschah, vom Tische aus auf das in Puch zu errichtende Denkmal blicken könne.

Sein Nachfolger, Abt Gerhard, der vierzigste und letzte Abt von Fürstenfeld, der Sohn eines unbemittelten Bürgers zu Erding, nahm das begonnene Werk seines Vorgängers mit Eifer auf. Der in München heute noch durch zahlreiche Meisterwerke wohlbekannte Bildhauer Roman Boos sollte das Monument in Stein ausführen. Das Kloster Ettal lieferte unentgeltlich den Marmor, das Kloster Dießen die Tuffsteine. Im Jahre 1797 sollte die Aufstellung erfolgen, und zwar auf dem Kaiseranger selbst. Der Krieg, die Aufhebung des Klosters vereitelten die Ausführung. Der Posthalter Ludwig Weiß von Bruck richtete nun im Jahre 1804 eine Eingabe an den Kurfürsten Max Josef, das Monument an der Landstraße von München nach Augsburg bei dem Orte Puch zu errichten. Die allerhöchste Entschließung lautete bejahend, jedoch wurde eine andere Form der Aufstellung des Monuments befohlen. Die Aufstellung begann im Jahre 1808. Um die nächste Umgebung des Monuments desselben würdig zu zieren, wurde der Königl. Hofgarten-Intendant v. Sckell beauftragt, das Arrangement zu übernehmen und durchzuführen. Das Monument sollte mit einer englischen Anlage umgeben werden, in welcher Boskets und sanfte Hügel abwechseln sollten; die im Berge bei Puch befindliche Quelle sollte zu diesem Monument benutzt werden, teils zur Verschönerung der Anlage, teils zur Labung und Erfrischung der vorüberziehenden Wanderer. Die finanziellen Mittel entsprachen nicht dem großartigen Projekte, und die Vollendung hatte sich bis zum Mai 1812 verzögert. Da kam der damalige Staatsminister Graf Montgelas nach Bruck und wurde durch die Besichtigung des Denkmals für dasselbe lebhaft interessiert. Die Angelegenheit kam in raschen Fluß. Es wurden die nötigen Gelder bewilligt und in Bälde gelangten die Anlagen um das Monument zur Vollendung.

Der Platz um das Monument hält 76 Dezimalen, ist mit Sträuchern und Bäumen besetzt, welche stattliche und schattige Gruppen bilden. An der Ostseite des Monuments befindet sich ein künstlicher Fels, aus welchem sich Wasser in ein Marmorbecken ergießt. Das Monument selbst befindet sich mitten in der Anlage, wo das Terrain sich hügelförmig erhebt. Es ist ein Obelisk gegen 40 Fuß hoch, aus grauem Ettaler Marmor, oben mit dem gekrönten Haupte des Kaisers geziert. Dieses Relief, sowie die übrigen Verzierungen am Monumente sind Arbeiten von Roman Boos, in Metall gegossen und im Feuer vergoldet. Das Monument trägt an seinen beiden Seiten die von dem gefeierten bayerischen Geschichtsforscher v. Lipowsky, dessen 50jährigen Todestag wir im nächsten März begehen, verfaßten Inschriften. Auf der Vorderseite:

Piis manibus divi Ludovici Bavari Rom. Imperat. libertat. German. defensoris legum boicarum viri fortis et constantis monumentum posuit Maximilianus rex Bavariae MDCCCVIII.

Auf der Rückseite:

Hier starb in den Armen eines Bauers, von dem Tode überrascht, den 11. Oktober 1347 Ludwig der Bayer, römischer Kaiser.

Über letzterer Inschrift prangt ein in Metall gegossener und vergoldeter Reichsadler, dessen Brust das bayerische Rautenschild ziert.

In den dreißiger und vierziger Jahren wurde beabsichtigt, auf der wirklichen Todesstätte, dem Kaiseranger, ein Denkmal zu errichten. Im Juli 1846 erschien Kronprinz Maximilian persönlich, um von der Örtlichkeit und dem Denkmale Einsicht zu nehmen.

Der Plan fand keine Verwirklichung, dagegen wurde die Grundfläche der Anlage des jetzigen Monuments durch Kaufvertrag vom 10. August 1857 von der Gemeinde Puch für den Staat erworben.

Die Gegenwart wird sich ihrer Pflicht bewußt sein und durch sorgliche Hut und Pflege des Denkmals das Gedächtnis des erhabenen Kaisers würdevoll bewahren.

Vor 300 Jahren.

Von K. Köstler.

(Fortsetzung.)

Die Artikelbriefe waren je nach Stellung und Charge verschieden. Sie bieten für den sittlichen Zustand dieser Zeit aber so charakteristische Andeutungen, daß wir die wichtigeren Punkte hier anführen wollen.

1. Anwerbung. Es muß jeder seinen rechten Vor- und Zunamen, sowie seinen Geburtsort angeben, damit es nicht vorkommen könne, daß er sich dem Dienste entziehe oder doppelt und dreifach anwerben lasse. Der Nachdruck, welcher auf die richtigen Angaben gelegt wird, läßt wohl darauf schließen, daß eine mehrfache Anwerbung — des Werbegeldes wegen — häufig vorgekommen sein mag.

2. Fahnenflucht. Keiner darf sich vor Ablauf der eingegangenen Dienstzeit entfernen oder das Lager ohne Vorwissen seines Hauptmanns verlassen, wobei er als Erlaubnisnachweis

ein „gestämpft Billet“ erhält. Zuwiderhandelnden kann alles genommen werden, was sie bei sich tragen. Jeder ist verpflichtet, die Flucht eines Kameraden anzuzeigen, und darf diesen, wenn er ihn auf der That ertappt, niederschießen.

3. Wache und Alarm. Wer sich der Wache entzieht wird mit einem „dicken Pfennig“ oder nach Gutdünken des Hauptmanns bestraft. Dieser Dienst darf nur mit Erlaubnis desselben vertauscht werden. Beim Alarm hat jeder an seinem Platze sich einzufinden.

4. Meuterei und Aufruhr mag nicht selten vorgekommen sein, denn der Verfasser beklagt sich bitter, daß die Hauptleute oft genötigt gewesen seien, davonzureiten, wollten sie nicht den Meuterern in die Hände fallen, und daß bei dem desfalls gegebenen Alarmzeichen einige nur lässig, andere gar nicht sich einfanden. Es ergibt sich daher die Notwendigkeit der strengen Bestrafung von selbst, und es wird nicht auffallen, daß die Aufrührer durch Henkers Hand an Leib und Leben bestraft wurden.

5. Verrat. Jeder, der von einer Verräterei Kenntnis bekommen, sollte zuerst abmahnen, dann mit der Anzeige drohen, und wenn auch dies nichts fruchtete, wirklich zu letzterer schreiten. Mit dem Feinde oder Herold ohne Erlaubnis zu sprechen, war verboten. Jeder abzusendende Brief mußte dem Kommandanten zur Einsicht vorgelegt werden, worauf dieser sein Handzeichen beisetzte. Daraus geht wohl klar hervor, daß nur wenige ihren Namen zu schreiben verstanden.

6. Mannszucht. Sie verbietet Streitigkeiten unter den Kameraden, die sich vielmehr bei Meinungsverschiedenheiten einem Schiedsgerichte unterwerfen sollen. Wer diesen nicht achtet, kann von dem andern geschlagen, ja sogar getötet werden. Thätliches Vergreifen an Kameraden wird mit Leibesstrafen gesühnt. Keiner soll wegen verjährter Sachen Rache nehmen, nicht einmal an einem Überläufer. Der Henker soll in seinen Freiheiten nicht beeinträchtigt, und die Verhaftungen nicht behindert werden. Trunkenheit war schon damals kein Milderungsgrund, weshalb auch das Zutrinken verboten war. Schwere Strafe traf denjenigen Deutschen, welcher mit einem Ausländer spielte. Gewiß ganz charakteristisch!

7. Marschdisziplin. Verboten war, eigenmächtig seine Einteilung zu verlassen, ohne Befehl zu schießen oder dem Proviantzuge etwas zu entnehmen. Ein jeder soll mit seinem Quartier sich zufrieden geben; doch war der Fußknecht gehalten, dem Reiter das bessere zu überlassen — ein großes Vorrecht desselben dem Infanteristen gegenüber.

Bei Plünderungen mag es recht sauber zugegangen sein, weil man es für nötig erachtete, diejenigen Personen zu bezeichnen, welche für unverletzlich gelten sollten, wenn sie sich nicht der Waffe widersetzen. Es sind Kinder und alte Leute, Jungfrauen, minderjährige Knaben und Priester.

Von Zerstörung, Plünderung und Brandschatzung sind ein für allemal die Mühlen ausgenommen, offenbar wegen der Wichtigkeit der Mehlbereitung — nicht aber die Kirchen, welche jedoch nie mit Mannschaft zu belegen sind.

8. Plünderung. Hierüber bestanden ganz detaillierte Vorschriften, welche die Plünderung als eine selbstverständliche Bedingung des Siegers erscheinen läßt. Es war verboten, vor dem erlangten Siege sich dieser Freude jedes habgierigen Mannes hinzugeben, aber selbst nach dem errungenen war — obwohl erlaubt — diese Erlaubnis eine sehr gefährliche, denn mancher Sieg verkehrte sich ins Gegenteil, wenn der geschlagene Feind zurückkehrend den Sieger beim Plündern überraschte.

Mit Ausnahme von den Proviantvorräten, den Geschützen und dem Pulver, welches dem Kriegsherrn von Rechtens gehörte, durfte der Gemeine die gemachte Beute behalten.

Wenn eine Festung erstürmt worden war, gehörten alle fiskalischen Rechte und Güter dem Kriegsherrn, wogegen Waffen und Munition zum größten Teil dem Zeugmeister zufielen. Die von den Leuten erbeuteten Waffen mußte er ablösen und soll sich — wie es heißt — zufrieden geben, wenn er von der geforderten Loskaufssumme ein Drittel abgehandelt habe. Der Zeugwart erhielt das in den Büchsen oder in den Schanzen und Werken in angebrochenen Fässern befindliche Pulver, sowie die dortselbst sich vorfindenden Kugeln und außerdem noch als ein ganz eigentümliches Geschenk — die große Glocke des eroberten Platzes.

Alles Holz aber, welches man nicht auf Wagen weiter transportieren konnte, wie auch die Hürden, Brücken, Schanzkörbe u. s. w. gehörten dem Schanzmeister.

Die erbeuteten Fähnlein gehören dem, der sich dieselben angeeignet hatte, doch konnte sie der Hauptmann um einen ganzen Monatssold abkaufen. Die Besitzer dieser Fähnlein waren berechtigt, neben dem Fähnrich ihrer Abteilung zu marschieren, mußten aber zum Zeichen, daß es erbeutete Fahnen waren, die Spitze nach unten, den Schaft nach oben tragen; dies wohl deshalb, um Irrungen und Mißverständnissen vorzubeugen.

Für jede Schlacht oder jeden Sturm wurden noch besondere Belohnungen gegeben. Der Gemeine wie der Doppelsöldner hatten Anspruch auf einen ganzen Monatssold, selbst in dem Falle, wenn es gar nicht zum Sturm kam, und die Belagerer unverrichteter Dinge abziehen mußten. Die Obersten und Feldhauptleute dagegen erhielten vom Kriegsherrn Geschenke. Selbst der letztere ging nicht leer aus, weil er das Recht hatte von aller in die Festung und die Schlösser gebrachten Habe den dritten Teil des betreffenden Wertes zu erheben; von den zur Besatzung gehörenden Leuten durfte er aber im gleichen Betreffe nur den fünften Teil fordern.

Den Grund zu dieser Angabe findet der Anonymus im Bestreben, möglichst wenig wertvolle Gegenstände aufnehmen zu müssen, damit der Gegner durch diesen Umstand in der Aussicht auf reiche Beute nicht zu größeren Anstrengungen gereizt werden möge.

Der Umstand, daß mit dem Eide zugleich die bedeutenderen Verpflichtungen angelobt werden mußten, bedingte, wie oben schon angedeutet, für jede Funktion einen anders verfaßten oder ergänzten Artikelbrief; so mußte z. B. der Hauptmann noch eigens geloben, daß er keinen Mann ohne Genehmigung anwerbe u. s. w. Das Dokument mußte auch den Beginn und das Ende der Werbezeit sowie den Vermerk enthalten, ob der Angeworbene Vorschuß erhalten habe oder nicht. Für jeden abgängigen Mann mußte der Hauptmann dem Obersten Ersatz angeloben. Es war ihm verboten, unbeeidigte Schreiber zu halten oder seine Leute zu beurlauben oder gar zu entlassen, und ihm zur besondern Pflicht gemacht, die Gebühren voll und rechtzeitig auszuzahlen. Endlich durfte er — was eigentlich selbstverständlich wäre — dem Musterherrn nicht mehr Sold verrechnen, als er wirklich bezahlt hatte.

Der Hauptmann konnte sich einen Lieutenant, auch Unterhauptmann genannt, bestellen, der aber höchstens ein Fähnlein

oder bis zu 200 Mann führen durfte; ihm war eine zwanzigtägige Kündigungsfrist zugestanden.

Streitigkeiten zwischen Hauptleuten entschied der Oberst.

Die Besoldungsverhältnisse bei der Infanterie waren wie folgt:

Für den Hauptmann war kein bestimmter Sold festgesetzt; der Unterhauptmann erhielt monatlich 40, der Wundarzt 30 Gulden, der einfache Sold des Gemeinen — 4 Gulden — bildete den Einheitssatz für die Bemessung der höheren Bezüge. So sagte man nicht, der Waibel erhalte 16 Gulden, sondern einen vierfachen Sold, ebensoviel der Wachtmeister, der Schultheiß und die Spielleute, dreifachen Sold der Fähnrich, während die Schreiber zwei- bis dreifachen, der Dolmetscher, der Kaplan, Fourier und Barbier, die Gerichtsleute, sowie Gerichtsschreiber, Quartiermeister und Trabanten zweifachen, letztere manchmal nur anderthalbfachen Sold bezogen.

Aus dem Sold in Verbindung mit den Beutegeldern mußte der Mann alles bestreiten, Nahrung und Kleidung, ja selbst den Kürisch (Harnisch) mußte er bezahlen. Kein Wunder, daß Beutemachen, als zum Lebensunterhalt absolut notwendig, sehr im Schwange war.

Auch bezüglich des für den persönlichen und Kanzleidienst notwendigen Hilfspersonals waren bestimmte Festsetzungen getroffen. Der Hauptmann war berechtigt, zwölf Trabanten, einen Knaben, je einen Schreiber, Dolmetscher, Spielmann und Diener zu halten, wogegen der Unterhauptmann nur zwei Trabanten, einen Kaplan und einen Diener beanspruchen konnte. Außer diesen Chargen durften sich noch der Waibel und Fähnrich — deren je einer auf 1000 Mann traf — sowie der Wundarzt und Schultheiß einen Diener halten.

Für die Artillerie, als eine besonders bevorzugte Waffengattung enthielt der Artikelbrief mancherlei vorteilhafte Vorrechte und Freiheiten.

Alle bei dieser Waffe Angeworbenen waren kost- und postfrei und brauchten keine Wachen zu machen. Jeder Mißbrauch der Waffen wurde mit dem Tode bestraft.

Ganz abnorm aber war das Asylrecht.

Wenn sich nämlich jemand wegen eines in der Hitze des Zornes oder aus leidenschaftlicher Erregung begangenen Mordes, sei es aus Rache, Eifersucht, infolge des Spiels oder gereizt durch Schmähungen, zur Artillerie flüchtete, so konnte ihn kein Profos einer andern Waffengattung belangen. Ausgenommen war nur, wenn der Mord an einem Vorgesetzten verübt oder die Frucht reiflich überdachten Vorsatzes war, da er alsdann zu den gemeinen Verbrechen zählte. Griff ein Profos einer andern Waffengattung ein, so machte er sich der Verletzung der kaiserlichen Freiheit schuldig und es waren in diesem Falle die belangten Artilleristen nicht mehr gebunden, weiter zu dienen. Verletzte er aber dieses Vorrecht freventlich, so hatte er seinen Kopf verwirkt. Stellte sich im Laufe des Prozesses heraus, daß der Geflüchtete keinen Anspruch auf das Asylrecht hatte, so verfiel er dem ordentlichen Gerichtsverfahren. Dies mußte aber sofort der ganzen Artilleriemannschaft bekannt gegeben werden, damit sich keiner des Verbrechers annehme oder dessen Auslieferung sich widersetze.

Während des Marsches durfte der zu einem Geschütz Geflüchtete dasselbe nicht verlassen, wenn er sich nicht des Asylrechtes begeben wollte; er durfte zwar auf einem Wagen Platz suchen, sich aber nicht weiter als 24 Schritt davon entfernen.

Bei Besprechung der verschiedenen Verpflichtungen entwirft der Verfasser das Bild der tüchtigen ordentlichen Soldaten und Kriegsleute: er verlangt, „daß sie tauglich, fromm und ehrlich seien — und alles unnütz Gesind, zu jung, zu alt, zu krank und was hadrisch (zänkisch) ist, soll nicht daher. Solch laß (lässig) Gesindel macht viel Meuterei unter den Kriegsbrüdern.“ Diese sowie die Weibspersonen — außer einigen, von denen später die Rede sein wird — solle man entfernen.

Weil der Autor wahrscheinlich die Einteilung und Formation der Infanterie und Kavallerie als bekannt voraussetzt, behandelt er nur das Geschützwesen ausführlicher.

Man übertrug den Namen des Raumes, wo die Geschütze, Gewehre und Munition aufgehoben waren auf die Abteilung und nannte die Dotation an Geschützen für eine Heeresabteilung von 20- bis 30000 Mann Infanterie und Kavallerie ein „Zeughaus“. Es hieß daher der oberste technische Leiter bei der Artillerie „Zeugmeister“ auch „oberster Zeugmeister“.

Ein „Zeughaus“ bestand aus 55 Büchsen auf Rädern. Stieg die Armeeabteilung auf 40- bis 50000 oder gar auf 90- bis 100000, so vermehrte sich die Anzahl der Zeughäuser auf zwei bzw. drei.

In den Festungen sollte der Zeugmeister in dem Zeughause selbst oder doch in dessen Nähe wohnen, damit er den Büchsenmeistern ihren Bedarf an Materialien abgeben und die Hakenschützen in Aufbewahrung und Behandlung der Munition anweisen könne. Er besorgte die Aufbewahrung der Zündschnur, des Pulvers u. s. w. und die Ergänzung der abgegebenen Munition, wobei er acht haben mußte, „daß das Pulver nit am Wege liege, d. h. offen, dagegen bei jeder Büchse, welche man auf der Schulter schießt (also unseren heutigen Wallbüchsen entsprechend) einige Kugeln in Bereitschaft seien, dazu noch Wischer, Ansetzkolben und Ladeschaufeln u. s. w. für die größeren Geschütze“.

Der Stellvertreter des Zeugmeisters war der zweite Zeugmeister oder der Zeugmeisterlieutenant. Ihm waren speziell die Schanzmeister unterstellt, während dem Zeugmeister die Zeugdiener, Schneller, Schützen- und Büchsenmeister untergeordnet waren. Der Schanzmeister hatte als technischer Leiter der Arbeiten in der Regel 400 Schanzbauern unter sich.

Die Hauptaufgabe der Zeugdiener war die Beaufsichtigung des Trains während des Marsches. Es gab deren zwei Kategorien — adelige, die beritten und daher zur Haltung je eines Dieners berechtigt waren — und unadelige, unberittene, welche sich zu zweit mit einem Diener begnügen mußten. Acht Zeugdiener rechnete man auf ein Zeughaus.

Ebenso viele Schneller waren von nöten. Ihre Aufgabe bestand in der Erhaltung und Reinigung der Geschütze, Verbringung derselben von ihren Gesätzen (Lafetten) auf die Transportwagen — nachdem sie getrennt von diesen zu befördern waren — Wiederauflegen auf dieselben und Herstellung der Bettungen. Sie durften die ihnen zugeteilten Geschütze nie verlassen, damit sie im Notfalle hilfreiche Hand anlegen konnten. Dieses Verbot bezog sich natürlich nur auf den Dienst während des Marsches und der Belagerungen. Zur Hilfeleistung waren 53 Holzarbeiter zur Anfertigung und Ausbesserung von Rahmen, Bettungen, Brücken und Stegen, ferner 2 Wagner, 3 Schmiede und 1 Faßbinder — wegen der Fässer zum Pulvertransport — zugeteilt.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Die Achtherren. Der Markt Kreuzwertheim am Main mit fürstlich Löwensteinschem Schlosse, wo mit Erlaubnis des Königs Ruprecht Graf Johann von Wertheim die Münze zu Wertheim und Kreuzwertheim nebst Geleite, Zöllen rc. über seine Städte 1408 erhielt, soll im Mittelalter durch die Pest (Schwarzer Tod) bis auf acht Bewohner entvölkert worden sein. Diese sollen den Besitz unter sich geteilt und nun die Achtherren geheißen haben. Der letzte derselben soll bei seinem Tode seinen Söhnen befohlen haben, zum Gedächtnisse der traurigen Zeit jährlich den schönsten Baum zu fällen, ihn mit Weib und Kind zu umtanzen und aus dem Erlöse bei dessen Verkaufe ein Gelage zu halten.

Ein Asyl. Prichsenstadt, urkundlich Brisendorf, da es erst König Wenzel 1367 zur Stadt erhob, erfreute sich eines kaiserlichen Asyls für alle, die sich nicht eines vorsätzlichen Mordes schuldig gemacht hatten.

Schloß Kollenburg. Wir geben als Seitenstück zu Schloß Egg das Bild eines andern Schlosses des Bayerischen Waldes: Kollenburg bei Viechtach. Die Phantasie des Volkes weiß von Haufen Goldes und Silbers zu erzählen, welche in den verschütteten Kellern des Schlosses liegen sollen. Die historische Begründung dieser Sage wäre in der Vermutung zu suchen, daß im 12. Jahrhundert hier die Hauskleinodien der Grafen von Bogen verwahrt gewesen sein sollen. Im Böcklerkriege war Hans Nußberger, der damals auf Schloß Kollenburg saß, einer der schlimmsten Rebellen; Herzog Albrecht der Weise erstürmte das Schloß, und Hans mußte sich nach Böhmen flüchten. Reuig kehrte er nach Jahren zurück und erbat sich die Gnade des Herzogs, die ihm huldvoll gewährt wurde. Im Dreißigjährigen Kriege wurde das Schloß von den Schweden zerstört. Inmitten der Trümmer erhebt sich jetzt eine Kirche. Das Schloß ist wundervoll gelegen, besonders gefällig bietet sich dem Auge von der Südseite der Hirschstein. Ein staunenswertes Werk des Fleißes und der Geschicklichkeit unserer Vorfahren ist ein tiefer bis zum Grunde in den Fels gehauener Brunnen. Ein freundliches, sehr schmuckes Bräuhaus bietet dem Wanderer treffliche Unterkunft und vorzügliche Labung.

Schloß Kollenburg.
Originalzeichnung von A. Brunner

Ein Kriegskünstler. Graf Tilly schrieb am 29. Oktober 1629 an den Kurfürsten Maximilian von Bayern, daß bei ihm sich ein sächsischer Oberst, Johann v. Schwalbach, eingefunden habe, der ihm gegen Bezahlung von 40 000 Reichsthalern folgende Geheimnisse lehren wolle: 1. daß man mit 5000 Mann Fußvolk auf einer Ebene ohne Wagenburg und Geschütz von 6000 Reitern nicht könne überwunden werden; 2. daß 5000 Mann gegen 10 000 Mann Infanterie im Felde nicht allein bestehen können, sondern auch solche sogar in die Flucht schlagen können; 3. mit Fußvolk in aller Eile trockenen Fußes über alle Flüsse zu kommen; 4. in aller Eile sich vor einer Festung auch im Feld gegen des Feindes Geschütz zu decken; 5. zu Wasser die Schiffe in Brand, auch die Segel und Seile abzuschießen; 6. aus einer Festung beinahe alles zu verstehen geben, Brief zu schreiben, solchen auf eine ganze Meile Wegs zu lesen; 7. zu wissen, was bei dunkler Nacht im Festungsgraben geschieht; 8. daß Musketen, wenn's auch acht auf's Pfund schießen, nicht stoßen; 9. daß ein einzelner Mann eine Petarde von 200 Pfund schnell anbringen kann und 10. Instrumente, eine Zugbrücke oder Staket niederzureißen.

Der Kurfürst bemerkte eigenhändig auf das noch vorhandene Schreiben: „Die angebotne geheime Kunststuck betreffend, wolle man selbe zu wissen unnöthig ermessen, weil Tilly schon mehrmalen im Werk erwiesen, daß er die Kunst, den feund im Feld zu rumpiren und zu trennen besser könne, als er würdt zu lernen wissen.“

Eine seltsame Labung. Die in der Stadt Schwarzach am Main, dem Geburtsorte des Bamberger Geschichtsforschers und Rektors Gutenäcker, zur Hinrichtung Verdammten genossen das sonderbare Privileg, daß sie, ob Sommer oder Winter, ehe sie den verhängnisvollen Weg antraten, ein Gericht mit Spinat mit etlichen gebackenen Fischen vorgesetzt erhielten.

Ein Kinderfreund. In dem Pfarrdorfe Wetzhausen bei Hofheim, dem Stammschlosse der Freiherren v. Truchseß, besteht die Stiftung, von Hans v. Truchseß gemacht, daß jedes Kind nach der Frühschule ein Pfund Brot erhält.

Heldenmütige Bauern. In dem Pfarrdorfe Sulzfeld am Main, wo der große Julius ein Rathaus erbaute, lagerte am 12. Dezember 1461 der Markgraf Albrecht von Brandenburg „vor dem Orte mit seinem gantzen gezeug und vermeinte, dasselbe aus dem stegreiff zu gewinnen“, mußte aber wieder abziehen, nachdem ihm zwei Karren voll seiner Leute getötet und verwundet worden.

Weinsegen. Im Bauernkriege zogen die Bauern durch den Ort Großenlangheim bei Kitzingen. „Die zu Lankheim hatten Weines genug in Butten, Gelten, Flaschen u. s. w. auf die Gasse gesetzt, das trunken die Bauern im Durchziehen mit Lust“, die Lankheimer aber mußten ihre Gastfreundschaft schwer büßen, denn ihrer vier wurden später hingerichtet.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Illustrierte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde
Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 21. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Die Begutte von Speier.

Historische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert v. F. X. v. Badhauser.

(Fortsetzung.)

3.

Die Rückkehr.

Die Abendsonne vergoldete die Fluten des Rheinstroms und die unzähligen Türme und Zinnen der freien Reichsstadt Speier, welche damals in ihrer größten Blüte stand und eine der mächtigsten Städte am Rhein war. Durch Geschenke der deutschen Kaiser und das Wohlwollen der Speierschen Bischöfe war der Dom zu Speier eine Zierde der Stadt, ein Denkmal der Frömmigkeit und Kunst für das deutsche Vaterland geworden, und mit Stolz sprach der Bürger von Speier von diesem Denkmale deutscher Baukunst, dessen vier Türme weit in den Speiergau hinausschauten, und dessen Glocken mit mächtigen Tönen der Umgegend den Segen der Kirche verkündeten.

Schande, ewige Schande, daß ein Volk, welches sich für das gebildetste hält, mit Barbarenwut dieses Meisterstück der Kunst, an welchem Jahrhunderte gebaut hatten, zerstörte. Ehre aber und Preis dem deutschen Fürsten König Ludwig I., deutsch in Gesinnung und That, welcher, gerührt von dem traurigen Geschicke des prachtvollen Gotteshauses, wieder herstellte, was undeutsche Roheit vernichtet hatte.

Als nun, einem Schattenspiele ähnlich, die Stadt mit ihren altertümlichen Zinnen und zackigen Türmen in schwarzen Umrissen am lichten Horizonte sich darstellte, da rauschte über den Rhein eine Fähre, und ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, dessen gebräunte Wange durch eine breite Narbe geziert war, stand sinnend am Vorderteile des Schiffes, den Arm auf sein Schwert gestützt und sehnsüchtig das Auge nach der mächtigen Reichsstadt gerichtet.

Jetzt stieß der Nachen an das Ufer; hastig sprang der Kriegsmann aus demselben, dem Schiffer eine Geldmünze zuwerfend, und mit eiligem Schritte schlug er den Weg gegen das Marxthor, nun Weißes Thor genannt, ein.

Obwohl die Pest beim Eintreten der kühleren Jahreszeit an Heftigkeit verloren hatte, so war sie doch nicht ganz erloschen, und die reichen Bürger weilten daher immer noch auf dem Lande, während die minder wohlhabenden und armen Einwohner Speiers, die dem Tode entronnen waren, in ihren Häusern eingeschlossen blieben und jeden Verkehr mit einander vermieden. Die Straßen waren daher verödet, ja teilweise sogar mit Gras bewachsen, und die Tritte des Fremdlings hallten in denselben einsam wieder.

„Armes Speier, arme Vaterstadt“, murmelte Georg, denn dieser war es, vor sich hin, als er durch die Straßen dahinschritt, und ihm keines Freundes Gestalt begegnete, mit treuem Händedruck nach altdeutscher Art ihn zu begrüßen. Nur im Dome hörte er, als er vorüberschritt die Stuhlbrüder über den Kaisergräbern ihre Paternoster beten, und gerührt blieb er stehen, sein Haupt entblößend und sein Gebet mit dem Chore jener verbindend. „So scheint denn alles dahin“, sprach er nach einer Weile, seinen Weg fortsetzend, „alles gestorben und der Vergessenheit verfallen; nur diese fromme Stiftung der Kaiser besteht noch als einziges Denkmal der einst so berühmten und nun veränderten Reichsstadt.“ Rasch ging der junge Mann nun weiter, und immer ängstlicher

schlug sein Herz, je mehr er sich dem Hause der Pfrumbaums nahte.

Es war verschlossen und öffnete sich nicht, so laut und ungestüm er auch pochte. Seine Kniee wankten, und er mußte sich an die Mauer lehnen, um nicht zur Erde zu stürzen.

„Elisabeth, Elisabeth", rief er endlich verzweiflungsvoll aus, „nein, es ist unmöglich, der Tod konnte nicht so grausam sein, er hatte keine Gewalt über Dich!"

Kein Laut regte sich aber, sondern nur der Wiederhall erscholl, und beklommen stürzte Georg weiter, bis er vor seiner Wohnung stand, welche ihm nach langem Pochen geöffnet wurde.

„Himmel, Ihr seid's, Herr Georg!" rief die alte Margarethe, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, „wie könnt Ihr Euch in diese Stadt des Todes wagen?"

Georg erwiderte auf diesen Ausruf nichts, sondern, seine Hand auf ihre Schultern legend und sie heftig drückend, fragte er mit vor Angst erdrückter Stimme: „Wo ist Pfrumbaum?"

„Ach, Ihr erdrückt mir ja die Schulter", rief die Alte, sich losmachend, und als ihr das gelungen, fuhr sie fort: „Ich denke, sie sind wohlbehalten; denn als der Schwarze Tod nahte, da verließen uns alle Münzer und zogen auf ihre Landgüter, und nur wir, die armen Leute, verblieben."

„Genug, ich danke Dir", entgegnete der Jüngling, und mit eiligen Tritten ging er von dannen, durch das Altpörtel dem Dorfe Dudenhofen den beflügelten Schritt zuwendend. Als er den Pfrumbaumschen Meierhof vor sich sah, da schlug sein Herz wieder stärker, und er hielt inne, den Sturm seiner Gefühle zu beschwichtigen suchend. Was sollte er nun beginnen?

Es war die Dämmerung bereits eingebrochen, und nur am äußersten Rande des Horizonts zeigte sich noch ein roter Streifen, die letzte Spur der geschiedenen Sonne verkündend. Da tönte die Abendglocke. Von ihren ernsten Tönen ergriffen, faltete Georg die Hände, und sein Haupt im Gebete zu Gott richtend, schaute er hinauf zu den unzähligen Sternen, die durch den Schleier des abendlichen Himmels bereits hervortraten und mit zitternden Strahlen auf die Erde herabblinkten.

Plötzlich wurden Schritte hörbar, und als der späte Wanderer näher kam, erkannte Georg in demselben den alten Anton, einen Diener im Pfrumbaumschen Hause.

„Anton!" rief Georg mit freudigem Erstaunen aus und stürzte gegen diesen zu, welcher erschreckt anfangs zurückwich, aber beim Erkennen des stets so freundlichen Georgs näher trat und seinen Gruß erwiderte.

„Was macht das Fräulein?" fragte der junge Mann rasch, und als er von dem alten Anton erfahren, daß die Familie kein Opfer der Pest zu beklagen hatte, fiel er, in helle Thränen ausbrechend, dem Alten um den Hals und bat diesen, ihn sogleich zum Fräulein zu führen.

Anton schüttelte bedenklich das Haupt und suchte diese Bitte abzulehnen, jedoch scheute er sich, den Grund seiner Weigerung zu entdecken. Als aber seine Einwendungen nichts fruchteten, da sprach er: „Geht nur in den Garten, woselbst Ihr das Fräulein sicher noch finden werdet; und da mein Herr heute nach Neustadt geritten ist, so könnt Ihr's wohl wagen."

Diese letzten Worte hörte aber Georg nicht mehr; denn schon war er dem Garten zugeeilt, und Anton, welchem die Neigung Georgs zu Elisabeth kein Geheimnis geblieben war, ging kopfschüttelnd und den jungen Mann bedauernd in das Haus.

„Elisabeth, geliebtes Mädchen!" rief der Jüngling mit aller Leidenschaft der ersten Liebe, und zu ihren Füßen sinkend bedeckte er ihre Hand mit Küssen und Thränen der Freude.

Diese Stimme weckte die Jungfrau aus ihren Träumen, und die Hand heftig zurückziehend, erhob sie sich mit Würde und sprach mit Verachtung:

„Wie, Ihr wagt es noch, diese Hand zu berühren? Hinweg, zwischen uns ist keine Gemeinschaft mehr; Ihr selbst habt das Band, das uns vereinte, zerrissen. Entfernt Euch, kommt niemals wieder!"

Sie wollte gehen, allein Georg hielt sie fest und, mit zornigem Blicke sie anstarrend, rief er:

„Ha, Treulose, reuen Dich Deine Schwüre, und hast Du meiner vergessen; o, ich Thor, der ich auf Deine Liebe baute und von ihr mein Glück hoffte. Wenn ich unter dem Sternenhimmel auf dem Felde lag und des kommenden Schlachttages gedachte, da warst Du mein Gedanke; und Deinen Namen mir zuflüsternd, Dein Bild im Herzen tragend, war ich tapfer und erwarb mir Ehre, um als Freier vor Deinen stolzen Vater hintreten zu können. Das ist aber nun der Lohn für meine Treue, das die Erwiderung meiner Liebe? Ja, ich erkenne es, ein Thor war ich; das hochgeborne Fräulein war kein Weib für den Sohn des Handwerkers, und es wäre besser gewesen, wenn ich das ehrliche Gewerbe des Vaters getrieben und nie diese unselige Leidenschaft genährt hätte, die mich jetzt vernichtet."

„Ihr beurteilt mich falsch", entgegnete Elisabeth minder heftig, „wenn Ihr glaubt, meine Liebe sei unecht, und ich hätte seit unserer Trennung die Liebe dem Standesunterschied geopfert; nein, das ist fern von mir; aber nicht lieben kann ich den Mann, der meiner unwürdig ist; geht hin nach Speier zu Eurer Begutte, und ich brauche dann nicht weiter zu sagen, was uns trennt."

„Begutte", rief Konrad erstaunt aus, „was wollt Ihr damit sagen? Ich kenne keine derselben".

„Dieser Schein der Unwissenheit lehrt mich, Euch noch mehr verachten", antwortete die Jungfrau mit Würde, „und" setzte sie mit schmerzlichem Tone hinzu, „es wird mir nun leichter werden, Euch zu vergessen".

In diesem Augenblicke tönten Männerschritte, und Lothar stand neben Georg, mit höhnischer Stimme sprechend: „Wer ist dieser Bursche, der es wagt, meine Braut mit seiner unangenehmen Gegenwart zu belästigen; kommt, Jungfrau, es will sich nicht ziemen, daß Ihr hier eine Zusammenkunft habt."

„Bursche?" knirschte Georg, und seine Hand griff nach dem Schwerte, „dieses Wort sollt Ihr bereuen, wenn Ihr kein Wicht seid, der meiner Klinge nicht einmal wert ist. Wäre nicht des Fräuleins Gegenwart, Ihr ginget nicht ungestraft von dieser Stelle."

„Macht, daß Ihr fortkommt", erwiderte der junge Grand, „sonst muß man die Hunde auf Euch hetzen; denn mit Bürgerblut färbt ein Münzer seine Klinge nicht."

„Mit Hunden hetzen? Ha, versucht, ob Euer Arm so tapfer, als Eure Zunge giftig ist."

„Georg", rief Elisabeth aus, mit dem Tone der früheren Empfindung, und kraftlos sank des Jünglings Arm herab.

„Verzeiht", entgegnete er demütig, „daß ich einen Augenblick Eure Gegenwart vergessen konnte; ich sehe, daß ich verleumdet, schändlich verraten worden bin, allein ich werde dieses Lügengewebe zerreißen, und wehe demjenigen, der mich angeklagt. Ihr aber, mein Herr", fuhr er, zu Lothar gewendet fort, „habt es diesem Fräulein zu danken, daß Euch mein Arm für diese mir zugefügte Kränkung nicht sogleich gezüchtigt, allein ich werde Euch zu finden wissen, wo Euch kein Weib schützt."

Mit Ehrfurcht verneigte er sich vor Elisabeth, einen tiefen Blick der Verachtung warf er dem Münzer zu, und stolz schritt er von dannen, wie ein Manu, der seiner Unschuld, zugleich aber auch seiner Kraft bewußt ist, erlittenen Schimpf männlich zu rächen.

„Ich muß sagen", sprach nach einer kleinen Pause Lothar, „Eure Stimme übte einen großen Zauber aus; es wäre übrigens besser gewesen, mich nicht Zeuge einer zärtlichen Zusammenkunft werden zu lassen."

„Ich bin zu stolz", entgegnete Elisabeth, „mich zu verteidigen; ich habe dieses Zusammentreffen nicht gesucht und nicht geahnt und ich hätte es vermieden, wenn ich es vorausgesehen hätte. Ich wäre dann doch nicht Zeuge geworden, wie wenig Ihr meine Gegenwart zu ehren wißt."

„Zürnt mir nicht", bat Lothar jetzt mit schmeichelnder Stimme, „meine Liebe zu Euch ist so groß, daß mich die Wut der Eifersucht überwältigte."

Elisabeth erwiderte diese Äußerung mit einem bitteren Lächeln, und so sehr sie Georg auf die ihr gewordenen Mitteilungen hin verachtete, so mußte sie doch gestehen, daß er sich weit ritterlicher benommen, als ihr Bräutigam, und nur der Gedanke an die Wünsche ihres Vaters hielt sie zurück, Lothar ihren Abscheu deutlicher zu zeigen. Schweigend gingen sie in das Haus, wo ihrer der alte Pfrumbaum bereits harrte.

Georg aber war, als er den Meierhof verlassen hatte, fortgerannt, ohne zu wissen, wohin; sein Kopf glühte fieberhaft, und im Taumel der aufgeregten Leidenschaften raste er dahin ohne Plan und Ziel. Als endlich der Tag anbrach, da stand er wieder zu Speier am Altpörtel und mit wankenden Knieen schleppte er sich weiter, seiner unbewußt; denn im Kreise drehten sich vor ihm die Häuser und blutige Flammen züngelten aus denselben hervor. „Elsbeth", stöhnte er und fiel bewußtlos zusammen.

4.
Die Begutte.

Es bestanden zu Speier mehrere Vereine der Beguinen oder Begutten, deren Beruf vorzüglich die Krankenpflege war. Ihre Mitglieder waren größtenteils Mädchen, welche aus Reue oder Zwang in diese Klausen kamen, um durch Übung der Nächstenliebe die Sünden zu büßen. Sie legten kein Gelübde ab, trugen aber eine gleichförmige Tracht, welche in einem Kleide von weißer Leinwand und einem kurzen Überwurfe von gleichem Stoffe und derselben Farbe bestand.

Einer der ältesten dieser Vereine war der Verein der Beguinen der Geßoltie, die schon in einer Urkunde vom Jahre 1298 erwähnt werden, und deren Haus am Eck der Hundgasse gegenüber dem Altpörtel gelegen war.

In dieses Haus war Georg aufgenommen worden, und an seinem Lager saß eine Beguine, auf deren Antlitz der Gram seine tiefen Schriftzüge geschrieben hatte, ohne daß jedoch die Spuren früherer Schönheit ganz verschwunden waren. Mit sorglicher Miene belauschte sie die Atemzüge des jungen Mannes, und als sie sich über ihn hinneigte, rollte manche Thräne über ihre Wange herab.

Endlich öffnete Georg das Auge, und jubelnd rief sie: „Er ist gerettet!"

„Wo bin ich?" sprach er mit matter Stimme, und im Zimmer umherblickend fuhr er mit der Hand über das Antlitz, als wolle er sich aus dem Schlafe ermuntern. „Ich habe einen schweren Traum gehabt", sprach er dann vor sich hin, „und ich bin glücklich, daß er jetzt vorüber."

„Seid ruhig", flüsterte die Begutte, „Ihr sollt alles erfahren, wenn Ihr nicht sprecht, denn nur vollkommene Ruhe kann Euch erhalten; man fand Euch vor drei Tagen einige Schritte von diesem Hause besinnungslos auf dem Boden liegen und brachte Euch hierher; wenn Ihr mehr zu Kräften gekommen seid, werde ich Euch mehr sagen."

„So war es kein Traum", seufzte der junge Mann und verfiel in düsteres Hinbrüten; nach einiger Zeit schien aber sein Entschluß gefaßt, und er wollte sich vom Bette erheben; es versagten ihm jedoch die Kräfte, und seufzend sank er auf sein Kissen zurück, mit stumpfer Gleichgültigkeit sich in sein Schicksal ergebend.

Einige Wochen waren dem Kranken in dieser Weise langsam verflossen, und die sorgsame Pflege, sowie die jugendliche Kraft hatten ihn so weit hergestellt, daß er das Bett verlassen konnte.

Es war inzwischen Winter geworden, und der Schnee fiel in dichten Massen zur Erde; Georg saß neben seinem Bette am Fenster und blickte sinnend in das geräuschlose Treiben der weißen Flocken hinaus. Da trat seine Pflegerin zu ihm, und er drückte ihr mit den wärmsten Worten seinen Dank aus für die ihm gewordene Pflege.

„Ich habe Euch irgendwo in meinem Leben schon gesehen, armes Mädchen!" sprach er sodann teilnehmend, „und Eure Züge scheinen mir nicht fremd. Sagt mir, ob Ihr vielleicht früher schon in Speier wart, oder wo Ihr sonst Euch befandet."

Hohe Röte überzog der Begutte Antlitz und, den Blick zur Erde senkend, sprach sie: „Kennt Ihr nicht mehr die kleine Marie, mit der Ihr oft spieltet?"

„Marie, Du bist es, arme Marie", rief Georg wehmütig aus, „und hier muß ich Dich wiederfinden?" Ohne daß er es wollte, hatte er auf das Wort „hier" einen Nachdruck gelegt, der dem Mädchen schmerzlich in das Herz drang.

„Verachte mich nicht, Georg!" sprach sie, in Thränen ausbrechend, „mein Unglück ist nicht meine Schuld; ich bin tief, o tief gefallen, allein, wenn Du meine Geschichte gehört haben wirst, so wird mir Mitleid, gewiß aber keine Verachtung von Dir zu teil werden."

Georg schwieg, und Marie, ihm näher rückend, begann mit flüsternder Stimme, um von den im Zimmer anwesenden Personen nicht gehört zu werden:

„Du warst mein einziger Umgang in meinen Mädchenjahren, und daß meine Neigung zu Dir mehr als Freundschaft sei, wurde mir erst klar, als Du von Speier weggzogst! Ach! wie fühlte ich damals mein Herz so leer und mich so einsam! Deine Kälte hatte mich tief verletzt, und dennoch konnte ich meine hoffnungslose Liebe nicht ganz aus dem Herzen reißen. Bald darauf erkrankte meine Mutter und als sie nach langem

Leiden gestorben war, blieben zu meinem einzigen Troste die Thränen, die ich an ihrem Grabe weinte.

An dieser Stelle fand mich eines Tags ein fremder Ritter; er schien teil an meinem Schicksale zu nehmen, und seine freundlichen Worte gewannen mein Herz, welches von Leidenschaft glühte und sich ihm um so eher zuneigte, als dadurch mein durch Hoffnungslosigkeit früherer Liebe verletzter Stolz befriedigt wurde."

Hier hielt sie einen Augenblick inne, das Antlitz von dem Jugendfreunde abwendend; dann fuhr sie fort: „Bald wurde mein Häuschen verkauft, und eine Tante des Fremden nahm mich mit sich auf ihr Landhaus im Gebirge. Dort sah mich der Ritter zu öfteren Malen, dort gestand er mir seine Liebe, dort wußte er durch seine Schwüre und Schmeicheleien den Widerstand des armen liebenden Mädchens zu entfernen. Ich will kurz sein: als er meiner überdrüssig war, verstieß er mich, und als ich, seine Kniee umklammernd, um Gnade, nein um Recht ihn anflehte, da stieß er mich höhnisch zurück, und auf sein Geheiß wurde ich hierher gebracht als Landstreicherin, um meine Sünden zu büßen."

„Schurke!" stieß Georg hervor, und sein Auge flammte in gerechtem Zorne. „Sprich Marie, wie heißt er, ich gelobe Dir, Dich blutig zu rächen."

„Ach", seufzte das Mädchen, die heißen Thränen von den harmvollen Wangen wischend, „das weiß ich nicht, jene Frau war nicht seine Tante, nur seine schurkische Helferin; den Namen des Landhauses, welches ich niemals verlassen hatte, erfuhr ich nie, da ich mit niemand außer mit ihm und ihr Umgang haben durfte; gegen mich äußerte er, daß er mit Namen Rudolph heiße, allein ich hörte einmal, als ein Fremder bei ihm war und ich im Seitengemach lauschte, ihn Lothar nennen."

„Das sind wenige Spuren, den Elenden ausfindig zu machen, murmelte Georg in Nachsinnen versunken, „und doch könnte ich diese Spur erreichen", sprach er nach einiger Zeit, „wenn Du mir die Gegend beschreiben kannst, wo jenes Landhaus liegt."

„Wir reisten von Speier ab und kamen am Abende dort an", erwiderte Marie, „und ich weiß nur so viel, daß es in der Nähe einer Stadt, welche ich von meinem Zimmer aus erblickte, gelegen ist. O, der Betrüger war schlau; um meinen Argwohn zu täuschen, gab er vor, er müsse meine Liebe so lange verheimlichen, bis er zu unserer Ehe die Einwilligung seiner mächtigen Verwandten erhalten hätte. Ich glaubte ihm, denn ich liebte ja und dachte in meiner Seligkeit nicht einmal daran, seine Geheimnisse zu erforschen."

„Arme Marie!" sprach Georg tröstend, „trockne Deine Thränen und sei versichert, daß ich nicht rasten werden, bis ich Dich gerächt habe."

„Rache?" rief die Begutte, und ihr erloschenes Auge zuckte. „O, ich hätte selbst morden, das treulose, falsche Herz durchbohren können, welches das meinige gebrochen hat. Aber Georg!" und ihre Stimme sank wieder zum Flüstern herab, „ich habe hier vergeben gelernt, und mein Gebet kann Dich nicht begleiten, wenn Du mich rächen willst. Mein Leben währt nicht mehr lange, bereits nagt der Tod in mir, und die unsäglichen Anstrengungen, die ich bei der Pflege der Kranken erlitten, haben die Zeit meines Scheidens näher gerückt. Wie oft beneidete ich diejenigen, welche, vom Hauche der Pest vergiftet, dahinstarben; wie oft wünschte ich mir den Tod, allein er verschonte mich, während so viele meiner Genossinnen erlagen!" Sie schwieg und saß da in ihrem weißen Kleide wie ein Engel, der, von seinem Schöpfer abgefallen, reuig wieder zu ihm zurückkehrt.

Georg war tief erschüttert durch der Jugendgespielin trauriges Schicksal, und er mußte sich abwenden, um seine Rührung zu unterdrücken. Wenn er schon ursprünglich ein edles Herz und Hochsinn besaß, so hatten sich diese Anlagen während seiner Abwesenheit noch weit mehr veredelt; er hatte den ritterlichen Sinn gegen das Frauengeschlecht kennen gelernt und in sich aufgenommen, und es entrüstete ihn um so mehr, daß ein Mann, der allem Anscheine nach dieser edlen Genossenschaft angehörte, also gegen alle Gesetze des Menschen und Ritters mit einem Weibe verfahren konnte. (Forts. folgt.)

Schloß Egg.

Von Ludwig Weiß.

(Schluß.)

Ein Sohn Ulrichs, Peter, gelangte zu hohen Würden und Ehren, aber auch zu einer traurigen Berühmtheit. Er war 1344 Kaiser Ludwigs des Bayern Feldhauptmann, dann Vizedom (d. i. etwa Regierungs- und Oberlandesgerichts-Präsident, dazu noch Brigadekommandeur im heutigen Sinne) zu Straubing. Sein gleichnamiger Sohn fiel 1347 in einem Scharmützel bei Cham gegen die über die Grenze eingefallenen Böhmen. Dieses Unglück benutzte die Sage, um sich entstellend an des Vaters und Sohnes Fersen zu heften. Sie berichtet nämlich, der Sohn sei in diesem Treffen feig vor dem Feinde geflohen, und der Vater habe ihn in unnatürlicher Strenge auf dem Marktplatze zu Straubing enthaupten lassen. Würde der Sohn wirklich der ersten Soldatenpflicht schmählich vergessen haben, so hätte der Vater nur seiner Pflicht gemäß gehandelt, obwohl ihm dies jedenfalls schwer genug gefallen wäre; allein wir brauchen uns darüber das Herz nicht gram werden zu lassen, denn der ganze Vorfall ist glücklicherweise bloß eine Schauermär.

Dagegen trifft den Vater Peter ein anderer, sehr schwer lastender Vorwurf; er brach seinem Landesfürsten die Treue, ein Verrat, den er freilich mit seinem Untergange büßen mußte. — Der Nachfolger Kaiser Ludwigs des Bayern auf dem Throne Karls des Großen, der Luxemburger Karl IV., hatte sein ganzes Streben auf das Verderben der Wittelsbacher gerichtet, was ihm nur zu gut gelang. Ein alter Zankapfel zwischen den Herzogen von Bayern und den Bischöfen von Regensburg, Burg und Herrschaft Donaustauf, um deren Besitz schon oft Blut geflossen war, wurde von dem arg verschuldeten Regensburger Bischofe Friedrich, einem Burggrafen von Nürnberg, an den Kaiser verkauft (1355), der somit seine

oberpfälzischen Besitzungen bis an die Donau vorschob und den Schlüssel zur Donaustraße in die Hände bekam, womit er jeden Augenblick die Verbindung Straubings mit Regensburg und den oberen Donaulanden absperren konnte. Und dazu half pflichtvergessen Peter der Egger, der Vizedom Herzog Albrechts von Niederbayern-Straubing, während sein Fürst in der Gefangenschaft des Markgrafen von Jülich schmachtete. Als dieser die Freiheit wieder gewonnen hatte und in sein Land zurückgekehrt war, entsetzte er den ungetreuen Vizedom des Amtes, und das Land sah das bisher noch nicht erlebte Schauspiel, daß der Herzog zu einem Waffengange gegen seinen obersten Beamten auszog. Peter hatte sich, vor dem Zorne des Herzogs flüchtend, in die Burg Natternberg bei Deggendorf geflüchtet, wo ihn Herzog Albrecht belagerte (1357). Als der Kaiser zu dessen Entsatze heranzog, scheute Albrecht doch, mit demselben anzubinden, wiewohl die Übermacht auf seiner Seite war, und schloß mit ihm einen Waffenstillstand, laut dessen Herzog Albrecht von Österreich zum Schiedsrichter zwischen Peter dem Egger und seinem Herrn bestellt wurde. Dieser entschied, daß der Natternberg dem Herzoge ausgeantwortet, Peter aber bis zu weiterer Einigung unangefochten bleiben solle. Ehe letztere aber noch erfolgte, starb der durch die Strapazen einer sechswöchigen Belagerung erschöpfte alte Herr. — Indessen gibt es manche Geschichtsschreiber, welche der Anklage widersprechen, daß Peter Egger bei Übergabe der Burg Donaustauf sich Verrat habe zu Schulden kommen lassen, vielmehr den Herzog gröblichen Undankes beschuldigen; das wollen wir unparteiisch ebenso erwähnen.

Peters Sohn Albert war gleichfalls Vizedom zu Straubing, und unter seinen Enkeln spaltete sich das Geschlecht: Georg behielt das Schloß Egg, und mit seinem kinderlosen Absterben erlosch der Hauptstamm 1403, während das gleiche Schicksal die von Ulrich auf den Schlössern Saldenburg, Söldenau und Bainling gegründete Nebenlinie 1425 mit Peter Egger zu Steffling ereilte. Somit war die gesamte Familie der Egger zu Egg verblichen.

Im Besitze von Egg folgten 1403 die Fraunberger von Haag, welche die Herrschaft schon 1427 an den Herzog Heinrich von Landshut verkauften. 150 Jahre verblieb sie nun im Eigentum der Landesfürsten, während welcher Zeit sie allerdings fast fortwährend bei der ständigen Geldnot der Herzoge als Pfandobjekt in den Händen verschiedener Adeliger sich befand, ein Umstand, der trotz seiner anscheinenden Geringfügigkeit besser als viele andere die damaligen staatswirtschaftlichen Verhältnisse beleuchtet. Auf Egg sitzen: 1428 Kaspar Hauzendorfer zu Hauzendorf, 1458 Jörg v. Seiboltsdorf, 1476 Graf Sebastian von Orttenburg, 1504 Kaspar Nothhaft zu Wernberg, 1508 Hans v. Dachsberg zu Aspach, 1518 Ott der Zengl zu Thannstein, 1523 Frau Euphemia, Gemahlin Albrechts v. Nothhaft in erster und Ludwigs v. Pinzenau in zweiter Ehe. Nach dem Tode des letzteren 1540 ging die Pfandschaft von Egg auf den Gemahl seiner Tochter Veronika, Wolf v. Maxlrain, über. Endlich 1581 löste Herzog Wilhelm das Schloß wieder ein und verkaufte es mit allen Zugehörungen an den fürstlichen Rat und Kämmerer Karl Kekh zu Prunn. Unter dessen Sohn Rudolf suchten am 28. November 1633 die Schweden von Deggendorf aus Egg heim, plünderten das Schloß und steckten dasselbe bei ihrem Abzuge in Brand; doch waltete ein gütiges Geschick über ihm, indem nur der Dachstuhl von den Flammen verzehrt wurde. Nun folgten im Zeitraum von 100 Jahren in raschem Wechsel sieben adelige Geschlechter im Besitze der Burg: 1648 Graf Franz von Spaur, 1660 Freiherr v. Wagner zu Sarntheim, 1698 Graf Anton von Montfort, 1719 Ignaz Freiherr v. Schrenk zu Notzing, 1726 Freiherr Johann Anton Joseph Freiherr v. Armannsperg, bei dessen Nachkommenschaft Egg wiederum länger als ein Jahrhundert verblieb. Der rasche Besitzwechsel erscheint nicht bloß bei Egg, er bildet überhaupt ein Zeichen jener Zeit, in welcher die adeligen Geschlechter nicht bloß, wie man vielfach behaupten hört, durch übermäßigen Luxus, vielmehr mindestens ebenso durch den standesgemäßen Aufwand im Hof- und Staatsdienste bei ungenügender Besoldung als Beamte und Offiziere zurückkamen und ihren Ruin durch die allmählich fortschreitende Umwandlung der sozialpolitischen und ökonomischen Verhältnisse beschleunigt sahen. Letztere trafen vornehmlich den grundbesitzenden Adel, ebenso wie im Mittelalter der freie Bauernstand unter der Bürde seiner Lasten zu Grunde ging, und in der Gegenwart wiederum der Grundbesitz die bittersten Klagen führt. Mit beredten Ziffern sprechen die Zahlen, die der bekannte Ritter v. Lang anführt: im Jahre 1557 betrug die Zahl der landtagsmäßigen Familien nach der Landtafel in Bayern 772, von denen nach 276 Jahren, im Jahre 1833, alle bis auf 55 ausgestorben waren, und zwar eine große Zahl in der tiefsten Armut.

Im Anfange dieses Jahrhunderts erbte Schloß Egg Joseph Ludwig Graf von Armannsperg, dessen Name der Geschichte angehört. Er trat früh in den Staatsdienst, bekleidete hervorragende Ämter und wurde in der damals noch jungen Kammer der Abgeordneten zum Präsidenten gewählt, wo er zu den hervorragendsten Parteimännern gehörte. Bald nach der Thronbesteigung König Ludwigs I. wurde er Minister des Innern, des Auswärtigen und der Finanzen, Staatsrat und lebenslänglicher Reichsrat, und ihm kam der vorzüglichste Anteil an der Umgestaltung und Besserung des bayerischen Verwaltungswesens zu. Als er mit der Volksvertretung in Zwiespalt geriet, wollte er weder seine Ansicht zum Opfer bringen, noch dem Willen der Kammer Widerstand leisten, verzichtete auf sein Portefeuille und zog sich in die ländliche Abgelegenheit von Egg zurück. Aus der stillen Muße des Landsitzes berief ihn das Vertrauen des Königs Ludwig an die Spitze der Regentschaft, welche dem zum Könige von Griechenland erwählten Prinzen Otto beigegeben wurde (1832).

Das Wirken des Grafen Armannsperg im schönen Hellas an dieser Stelle zu verfolgen, würde zu weit führen; er befand sich in seiner dortigen Stellung unendlichen Schwierigkeiten gegenüber, denn das erst von der türkischen Herrschaft befreite Land war der Tummelplatz einheimischer Parteien und des Intriguenspiels der Großmächte Frankreich, England und Rußland. Dessenungeachtet gelang es ihm, in dem jungen Staate manche nützliche Einrichtung zu schaffen und seinen Namen mit der sprossenden Blüte von Hellas dauernd zu verknüpfen. Nachdem König Otto 1835 persönlich die Regierung übernommen hatte, leitete Graf Armannsperg als Staatskanzler die Geschäfte noch bis 1837, worauf er nach Bayern zurückkehrte und seinen Aufenthalt zu Schloß Egg nahm, zu dessen Restaurierung er nun schritt. 1853 schloß er sein ereignisreiches Leben. Die Güter hinterließ er den

Söhnen seiner mit einem walachischen Bojaren, dem Fürsten Kantakuzenos, verheirateten Tochter; Schloß Egg wurde später an den Freiherrn Karl v. Eichthal und vor einigen Jahren an den Grafen von Hohenthal und Bergen verkauft, den Sprossen eines alten sächsischen Adelsgeschlechtes, der eine Tochter des altbayerischen Grafenhauses der Törring als Herrin nach Schloß Egg heimgeführt hat.

Zur Rückkehr nach dem gastlichen Deggendorf wählen wir den Weg über das blühende Stift Metten. Doch davon, lieber Leser, werden wir ein andermal erzählen.

Am Grabe Ihrer Königl. Hoheit der Frau Herzogin Maximilian.

Von Heinrich Leher.

Wenn wir die Säle des Nationalmuseums durchwandern und die zahlreichen Bilder betrachten, in welchen die Schicksale des bayerischen Volkes und seines Königshauses verewigt sind, da weilt unser Auge mit herzlichem Wohlgefallen auf einem Bilde idyllischen Familienglücks. Es tritt in einen wundersamen Gegensatz zu den anderen Gemälden, welche uns die blutigen Schlachten und Kämpfe zeigen, die unsere Herrscher und unser Volk im Laufe der Jahrhunderte gefochten haben.

Es ist ein Bild des Friedens und der Ruhe, welches Herz und Auge erfreut. Es bietet eine erquickende Rast bei der Wanderung, und niemand wird sich dem beseligenden Zauber stillen Familienglückes entziehen können, der von dem Bilde ausstrahlt.

Das von uns gemeinte Gemälde zeigt König Max Josef I. zu Bad Kreuth im Kreise seiner Familie, an der Seite der Königin Karoline, umgeben von dem herrlichen Kranze blühender Kinder.

In diesem Gemälde finden wir aus der Geschichte geschöpft eine unvergleichliche Illustration zu den gemütreichen Worten Goethes:

„Der ist am glücklichsten, er sei
Ein König oder ein Geringer, dem
In seinem Hause Wohl bereitet ist.“

Prinzessin Ludovica Wilhelmine von Bayern als Braut. Von A. Gatterer.

Daß ein solches Glück enden muß, daß ihm nicht beständige Fortdauer gewährt ist! Die Schönheit der Prinzessinnen, der Ruf ihrer Liebenswürdigkeit und Anmut wurde bald in weiten Landen bekannt, und rasch kamen die Freier, des Königshofes Zierden zu entführen und die Prinzessinnen aus der Heimat zu holen. Elisabeth Ludovica wurde von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen erkoren; Amalia Augusta vermählte sich mit König Johann Nepomuk von Sachsen; Sofia reichte ihre Hand dem Erzherzoge Franz Karl Johann von Österreich und wurde die Mutter von zwei Kaisern, Sr. Majestät des jetzt regierenden Kaisers Franz Josef I. von Österreich und des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko. Maria Anna wurde Gemahlin König Friedrich Augusts II. von Sachsen.

Die Jahre sind dahingezogen, und immer kleiner wurde der Kreis; und nun sind sie alle heimgegangen in das Land des ewigen Glücks, wo es keine Trennung gibt. Die jüngste des Kreises, Prinzessin Luise, war die letzte. Am 29. Januar 1892 empfing die herzogliche Gruft zu Tegernsee die Leiche Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Herzogin Ludovica Wilhelmine, Witwe des Herzogs Maximilian Josef in Bayern.

Die hohe Frau wurde geboren am 30. August 1808 zu München als zwölftes Kind Seiner Majestät des Königs Max Josef I., als siebentes aus seiner zweiten Ehe mit Prinzessin



Ihre Königl. Hoheit Frau Herzogin Max im Kreise ihrer Familie mit Herzog Ludwig, Herzoginnen Helene und Elisabeth.
Von Kaiser.

Karoline Friederike Wilhelmine, Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden.

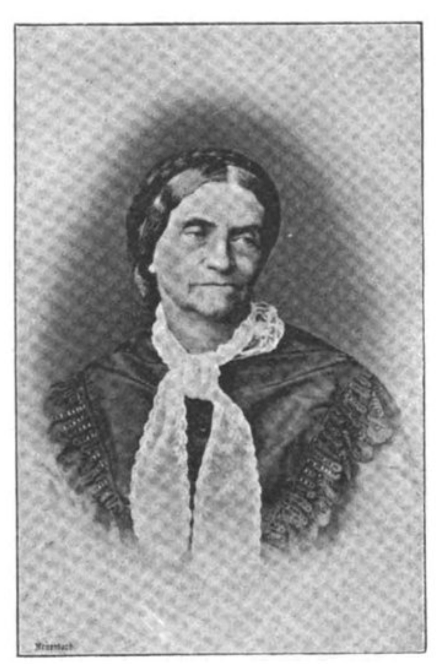
Prinzessin Luise war der Liebling ihres Vaters, welcher sich an ihrem heitern kindlichen Sinne gar nicht genug ergötzen konnte. Wir können einen reizenden intimen Zug hiervon erzählen. Prinzessin Luise besaß jenen schon von den Römern gepriesenen Schmuck der deutschen Frauen, prachtvolles Haar in seltener Fülle, welches sie in einen breiten Zopf gewunden trug. Sie hatte ein allerliebstes zahmes

Kanarienvögelein, welches sie in den Zopf wie in ein Nestchen setzte. Das Vöglein verhielt sich dort ganz ruhig. Der König pflegte öfter den Lehrstunden der Prinzessin beizuwohnen und konnte immer herzlich lachen, wenn zur nicht geringen Überraschung der Lehrer während der Unterrichtsstunde das muntere Tierchen aus dem improvisierten Neste hervorflatterte.

Der königliche Hof besuchte damals oft von Nymphenburg aus, wo König Max Joseph gern residierte, Dachau. Die Prinzessin gewann diesen Ort ihrer Jugendspiele besonders lieb und noch in späten Jahren kehrte sie dahin zurück, um bei dem Besuche die Erinnerung der süßen Jugendzeit zu genießen. In einem Baume des Schloßgartens befinden sich jetzt noch die Eisen einer Schaukel, auf welcher die Prinzessinnen sich tummelten.

Während, wie oben bemerkt, die Schwestern ferne Throne zierten, sollte Prinzessin Luise der Heimat erhalten bleiben. Es sollte ihr das Glück beschieden sein, ihr liebes Bayern nicht verlassen zu müssen; Herzog Maximilian warb um ihre Hand.

Die Trauung fand am 9. September 1828 zu Tegernsee statt Heutigestags erzählt man sich im Gebirge immer noch von jenen herrlichen Festtagen. Die gespendeten Segenswünsche haben sich kräftig erwiesen. Erst nach 60 Jahren löste der Tod das geknüpfte Band, indem am 15. November 1888 Herzog Maximilian zu seinen Ahnen versammelt wurde. Herzogin Ludovica schenkte ihrem Gemahl zehn Kinder, fünf Söhne, von denen zwei früh verstarben, fünf Töchter, von denen eine, Helene Karoline Therese, vermählt mit Maximilian Anton Lamoral Fürsten und Erbprinzen von Thurn und Taxis, der Mutter im Tode vorangegangen ist.



Frau Herzogin Max. Nach einer photographischen Aufnahme von Hofphotograph Albert.

Die Herzogin erblickte die Aufgabe ihres Lebens darin, das Vorbild einer deutschen Fürstin, einer deutschen Mutter zu sein. Milde, Güte, Frömmigkeit und Wohlthätigkeit waren die Hauptzüge ihres edlen Charakters. Die Herzogin zählt zu jenen Frauengestalten von welchen Schiller sagt:

„Mächtig seid ihr, ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber.
Was die stille nicht wirkt, wirket die rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Manne, des Gesetzes Würde behaupt' er.
Aber durch Anmut allein herrscht und herrsche das Weib.
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und durch Thaten,
Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen entbehrt.

Wir wenden uns zu dem Bilde des Anfangs, dem glücklichen Familiengemälde von Kreuth. Die Herzogin war die letzte, es war ihr die Prüfung und der Schmerz beschieden, alle übrigen voranwandeln zu sehen. Ihre letzte Schwester, Maria Anna, Witwe König Friedrich Augusts II. von Sachsen, starb am 13. September 1877. Während aber die Vorsehung hier in ihrem unerforschlichen Ratschlusse Leiden und Dulden hieß, gab sie anderseits wieder Glück und Freude. Um die Mutter und Großmutter vereinte sich (wir nehmen bei der Zählung den Tag vor der letzten Erkrankung an) eine neue blühende Familie. Drei Söhne, die Herzoge Ludwig, Karl Theodor und Max Emanuel, vier Töchter, Kaiserin Elisabeth von Österreich, Königin Maria von Neapel, Mathilde, Gräfin von Trani, Sofia Charlotte, Herzogin von Alençon, 17 Enkel und Enkelinnen und 11 Urenkel und Urenkelinnen. Einen Tag nach dem Tode der hohen Frau ward die Zahl der Urenkelinnen um eine vermehrt durch die Geburt eines Töchterleins der Frau Erzherzogin Marie Valerie.

Die Bilder sollen unsere Worte ergänzen. Unser erstes Porträt von A. Gatterer zeigt Prinzessin Ludovica in prangender Jugendschöne, als Herzog Maximilian sich ihre Hand erbat. Das zweite Bild von A. Kaiser weist uns die glückliche Mutter. Zur Linken steht Herzog Ludwig, damals sechs Jahre alt, die kleine Herzogin Helene neigt sich sorgend, wie ein Schutzengel, über die Wiege, in welcher das Schwesterlein Elisabeth schlummert, die einst Österreichs Kaiserin werden soll. Die Gruppe der beiden Schwestern ist überaus anmutig, ein Familienbild, welches mit dem von Kreuth verglichen werden könnte. Unser drittes Bild führt uns nach einer Photographie vom Hofphotograph Albert die edle Heimgegangene in ihren letzten Lebensjahren vor Augen.

Vor 300 Jahren.

Von K. Köstler.

(Fortsetzung.)

Ein wesentlicher Unterschied bestand zwischen den Schützen- und Büchsenmeistern. Letztere waren höher geachtet, weil sie die größeren Stücke, dem heutigen Belagerungsgeschütze entsprechend und „Mauerbrecher" genannt, zu bedienen hatten, erstere bei den leichteren Feldgeschützen Verwendung fanden. Dagegen mußten sie sich nicht wie die Büchsenmeister bei ihrer Anwerbung einer Prüfung unterziehen.

Nach abgelegter Prüfung wurde jenen ein eigener Revers vom Zeugmeister ausgestellt, der folgende Punkte enthielt:

Name des Geschützmeisters,
Name der ihm zugeteilten Stücke,
Höhe der Besoldung und der Abfindungssumme, welch' letztere gewöhnlich einen ganzen Monatssold betrug,
Zeit und Dauer der Anwerbung.

Bei zeitweiliger Beurlaubung erhielt er nur die Hälfte des Monatssoldes, dagegen erhielt er in der Regel schon gleich bei der Anwerbung einen halben oder ganzen Monatssold oder eine noch höhere Summe im voraus ausbezahlt.

Der Büchsenmeister mußte tagsüber immer bei seinem Geschütze zu finden sein, während der Nacht bei demselben liegen und das Zündzeug gehörig bereit halten. Mußte er sich „aus ehrhaften Ursachen von der Büchsen entfernen, so soll dieselbe Zeit sein Gesell dabei bleiben". Bei eintretendem Alarm aber mußte er unfehlbar sich bei seinem Geschütze wieder einfinden. Wurde dieses unbrauchbar, so hatte er die anderen Büchsenmeister in ihrem Dienste zu unterstützen. Überhaupt hatte er, wie auch die Schützenmeister und Hakenschützen, öfters Visitationen vorzunehmen, um sich von der Brauchbarkeit und dem Vorhandensein aller ihm zur Verwaltung und Bedienung übergebenen Materialien und Waffen zu überzeugen. Bezüglich des Pulvervorrates hat er vornehmlich darauf zu achten, daß nicht der ganze an einem Orte untergebracht werde, damit, wenn durch Feuer ein Teil zerstört würde, nicht die gesamte Munition verlustig gehe. Niemand war es gestattet, mit brennender Lunte ins Zeughaus einzutreten, wie auch Handgeschütze dortselbst unter keinen Umständen niedergelegt werden durften.

Das Mengen der einzelnen Pulverbestandteile wurde erst im Bedarfsfalle durch den Büchsenmeister vorgenommen, wodurch natürlich keine so innige Vermischung herbeigeführt werden konnte wie heute. Die Trennung und Einzelnaufbewahrung aber hatte den Zweck, das Feuchtwerden, namentlich durch den hygroskopischen Salpeter, zu vermeiden.

Die Oberaufsicht über alles, was Munition und Materialien sowie Handwaffen betraf, lag dem Zeugwart ob, wie auch die Erhaltung und Ergänzung dieser Dinge. Er besorgte teils gegen, teils ohne Bezahlung die Abgabe von Schieß- und Zündpulver, Zündstricken, Büchsen, Handröhren, Harnischen, Spießen, Helmen, Kniebuckeln, Hufeisen, Hufnägeln, Stirnschutz für die Pferde, worüber dem Zeugschreiber Mitteilung gemacht werden mußte, damit dieser mit dem Hauptmann abrechnen könne.

Derartige Abgaben fanden in der Regel vor einem beabsichtigten oder erwarteten Sturm statt. Zur Feststellung des Bedarfes visitierte der Hauptmann die Fähnlein, zählte den Mannschaftsstand ab und regelte danach die Anzahl der zu empfangenden Waffen und Quantitäten an Schießmaterial. Das Resultat ließ er durch den Trabanten auf einem versiegelten Zettel dem Zeugwart zukommen, welcher seinerseits eine Zusammenstellung aller eingelaufenen Bedarfsanzeigen anfertigte und ebenfalls versiegelt dem Zeugmeister einhändigen ließ.

Man rechnete auf jeden Schützen ein Viertelpfund Pulver und ein Halbpfund Blei. „Damit", meint der Verfasser, „könne der Schütze schießen mehr als der Ritter Pfeil; denn, wenn er mehr habe, so brauche er auch mehr." Was würde wohl der Verfasser zu dem heutigen, durch die Magazins- und Schnellfeuerwaffen bedingten hohen Bedarf an Munition sagen?

Hatte auch der Mann die Verpflichtung, die größeren ihm zum Gebrauche überlassenen und selbstverständlich in sein Eigentum übergehenden Stücke zu bezahlen, und mußte er sich, wenn er dies nicht auf einmal und in barem erlegen konnte, eine Kürzung seines Monatssoldes um einen Gulden gefallen lassen, so fand er anderseits wieder eine Einnahmequelle im fleißigen Aufsuchen und Einliefern von Blei und Geschossen, die ihm zu den üblichen Preisen abgelöst wurden.

Beispielsweise wurde bezahlt für

die Kugel eines Mauerbrechers . . . . . . 4 Kreuzer
„ „ eines Feldgeschützes mit Ausnahme der eines Falkonetts . . . . 2 „
„ letztere . . . . 1 „

Der Lieutenant besorgte die Ablösung der gefundenen Dinge, deren Einlieferung und Liquidierung, die der Zeugwart zu begleichen hatte. Die eingelieferten Geschosse wurden dann von diesem nach verschiedenen Kaliber-Lehren sortiert. „Was nit gerecht," (d. h. für die vorhandenen Geschütze nicht kalibermäßig befunden wurde), das thut er besonders, „behalt' sie bis ihm die Pichsen auch dazu werden" (d. h. bis die dazu gehörigen Geschütze erbeutet werden). „Amen, daß es nur bald geschäh', wär' uns gut."

Wenn in irgend einer Richtung Mangel entstand, hatte der Zeugwart dem Zeugmeister hierüber vertrauliche Mitteilung zu machen. Dies letztere deswegen, damit „desto weniger Weiche (d. i. Fahnenflucht) unter das Kriegsvolk kommen möge".

Während des Marsches war der Zeugwart verantwortlich für die genau bestimmte Fahrordnung der Wagen und für die Sicherung der verschlossenen Pulverwagen. Zu letzterem Zwecke waren ihm zwei Pulverhüter beigegeben, die abwechslungsweise bei der Nacht Wache hielten und bei Tag jede Annäherung nicht Berechtigter zu verhindern hatten. Wenn ein oder mehrere Wagen entleert waren, und dadurch Pferde und Fuhrknechte überzählig wurden, so konnte er letztere mit Pferd und Wagen beurlauben. Endlich hatte er auch die Bildung der Wagenburg bei Beziehen des Lagers oder Biwaks zu übernehmen.

Als ganz besondere Funktion in den Festungen lag ihm ob, daß er die Feuerbereitschaft der Pechpfannen zu sichern hatte. Damit auch bei Wind und Regen das Feuer nicht verlöschen könne, wurde das Brandzeug aus Seilen oder alten Lumpen mit Pech, Schwefel und Harz getränkt.

Der Schanzbauern wurde oben schon gedacht; der Anonymus scheint ein sehr großes Gewicht auf die Vollzähligkeit derselben zu legen, denn er sagt wörtlich: „So ein Feldläger ein Tag still liegt und nit von Land mag (das will sagen, nicht weiter kann) etwan Brücken, Furth, Stegen oder Weges halber, die durch die Schanzbauern gemacht wurden, was geht dem Kriegsherrn für ein Unkosten auf das ganze Lager? Wie geht es dann, wenn man schlagen soll auf eine Nacht und mag in dreien nit geschehen? Was bringt es dem Lager und etwan dem ganzen Kriege Nachteil und Zerrüttung? Was mögen der Feind zu derselben Zeit entgegen bauen, daß man etwan fünf oder sechs Tage zu schießen hat, denn sonst ja zu viel Zeiten gar mit Schanden davon ziehen müssen, das sonst nit geschehen, was (d. h. wenn) feindlich geschanzt und geschossen wird? Darum soll ein jeder Kriegsherr sich nit dauern lassen, was die Schanzbauern für Kosten brauchen. Eine Stunde gibt's wieder, was zwei Monat auf sie geht." Der Verfasser geht so weit, zu sagen, daß man eher 400 Kriegsleute weniger halten, als die Schanzbauern weglassen dürfe. Ihre Arbeit war aber auch eine vielseitige, sie hatten Schanzen zu bauen, Schanzkörbe zu flechten, Bauhölzer zuzubereiten, Wege und Brücken auszubessern, Holz zu fällen u. s. w., kurz und gut den Dienst unserer jetzigen Pioniere zu versehen.

Wie schon gesagt, waren die Schanzbauern in technischer Hinsicht dem Schanzmeister, der auch die Wagen behufs recht-

zeitiger Anordnung zu Vorbereitungen vorher rekognoszieren und die ausgeführten Bauten kontrollieren mußte, in disziplinärer Hinsicht aber einem eigenen Hauptmann unterstellt.

Letzterer hatte für die Einquartierung, in möglichster Nähe der Artillerie, Sorge zu tragen und war verantwortlich für den vollzähligen Stand der Abteilung, weshalb er über jeden Abgang dem Zeugmeister, ohne dessen Genehmigung er weder einen Mann anwerben oder beurlauben und entlassen durfte, Meldung erstatten und bei der Musterung anwesend sein mußte. Das Abteilungsfeldzeichen war ein minder kostbares Fähnlein wie bei der Infanterie, auf welchem Hacke und Schaufel angebracht waren. Wenn durch den Fähnrich dasselbe geschwungen wurde, mußte die ganze Abteilung sich versammeln, sollte nur ein Teil derselben zusammengerufen werden, so geschah dies durch den Trommler. Zwölf Schanzbauern bildeten eine Rotte, die sich ihren Schanzmeister selbst wählten.

Die Schanzbauern hatten sich auf eigene Kosten mit Pickeln und Schaufeln zu versehen, deren Verlust oder Unbrauchbarwerden aber durch den Zeugwart ersetzt wurde.

Endlich ist noch der Funktion des Geschirrmeisters zu erwähnen, die aber nicht selten in die des Zeugwarts hinübergriff. Da seine Hauptaufgabe in der Beaufsichtigung der Fuhrleute, sowie deren Pferde und Wagen bestand, hatte er allmonatlich unvermutet zu visitieren und das Untaugliche auszuscheiden. Der Ersatz geschah durch die Fuhrleute, oder es wurde die Entschädigung an ihrem Lohn einbehalten. Bei der Anwerbung der Fuhrleute hatte er namentlich auch darauf Rücksicht zu nehmen, daß sich darunter einige des Landes Kundige befanden.

Es war den Fuhrleuten verboten, eignes Gepäck über die Maximalbelastung auf die Wagen zu laden. Geschah es dennoch, so hatte der Geschirrmeister dies zu „verpeuten" (verbieten) oder „dem Gepövel" (Pöbel) einen gemeinen Lärmen darüber zu machen. Ebenso war verboten, Leute, die das „Faulweh" hatten, auf die Wagen aufzunehmen, da sie die Plätze für Verwundete und Kranke wegnehmen würden. Überhaupt, meint der Verfasser, seien „die Fuhrleut allweg Kriegsleut, aber einesteils Schweinsleut".

Die Fourage für die Zugtiere wurde zwar vom Geschirrmeister beschafft, mußte aber von den Fuhrleuten bezahlt werden. Man rechnete auf 200 Zugpferde einen Geschirrmeister; es war anempfohlen, eine Reserve von 50 bis 100 Zugpferden mitzunehmen. Die Gründe für die Schaffung derselben füllen ein ganzes Kapitel aus.

War nur ein Geschirrmeister bei der Armeeabteilung, so war sein Platz während des Marsches bei der Vorhut. Ein zweiter hatte mit dem großen Train zu reiten. Hat die Vorhut das Marschziel erreicht, begibt sich der Geschirrmeister zur Hauptkolonne, damit dieselbe den richtigen Weg einschlage. Auch während des Marsches, namentlich bei der Nacht, hat er durch persönliche Anwesenheit sich hiervon zu überzeugen.

Sein Augenmerk hat sich auf dem Marsche und bei den Vorbereitungen zu denselben darauf zu richten, daß das Pulver in den Fässern vor Nässe geschützt, je nach der Beschaffenheit des Weges die Geschütze zerlegt, bei steilen Stellen des Weges die Pferde der anderen Wagen als Vorspann benutzt, bei Durchfurtungen die Geschützmündungen hochgestellt und die Zündlöcher mit Wachs verklebt werden u. s. w.

An jedem Abend wird ihm das Marschziel für den nächsten, aber, um Verräterei zu vermeiden, nur für den nächsten Tag bekannt gegeben, worauf er sich mit dem Schanzmeister auf den einzuschlagenden Weg macht, um ihn bezüglich seiner Wegsamkeit, Wegkrümmungen, Ausweichstellen, Geleisweite, Breite der Engnisse, Tragfähigkeit der vorhandenen Brücken, Furten u. s. w. zu untersuchen.

Beispielsweise sei hier der Sold der Artilleriemannschaft detailliert beigesetzt:

Einfachen Sold, also 4 fl., erhielten die Diener, Schanzbauern, Fähnrich und Trommler.

Eineinhalbfachen (6 fl.) erhielten die Schneller, Zimmerleute, Schmiede, Wagner und die Schützenmeister der Falken und Falkonetten.

Zweifachen (8 fl.) die Trabanten des Zeugwarts und Zeugmeisters, die Kapläne, die Bedienungsmannschaft der Artillerie, die Dolmetscher, Schreiber, Fouriere, Barbiere, Gerichtsleute, Gerichtsschreiber, Quartiermeister und Steckenknechte, die Schreiber des Zeugmeisters, endlich die Schützenmeister der Drachen und Schlangen.

Zweieinhalbfachen (10 fl.) die Büchsenmeister der Kartaunen.

Dreifachen (12 fl.) die Schreiber der Hauptleute, der Profos, welcher zugleich Trabantendienste versah (vgl. oben), der Gegenschreiber, der nicht adelige Zeugdiener und die Büchsenmeister der Nachtigallen und Singerinnen.

Dreieinviertelfachen (13 fl.) der Geschützmeister des Mortiers, wenn er nicht selbst laborieren konnte.

Dreieinhalbfachen (14 fl.) die Geschirrmeister und Büchsenmeister der Basilisken.

Vierfachen (16 fl.) der Nachrichter, der Zeugschreiber, der Pfenningmeister, die Trabanten des Schanzmeisters, der adelige Zeugdiener, die Büchsenmeister der Scharfmetzen, die Schützenmeister der Mortiers, wenn sie laborieren konnten, der Zeugwart und der Hauptmann der Schanzbauern.

Sechsfachen Sold (24 fl.) der Profos, welcher keine Trabantendienste versah.

Siebeneinhalbfachen (30 fl.) der Wundarzt, welcher aber von den Verwundeten kein Entgelt zu beanspruchen hatte.

Zehnfachen (40 fl.) der Zeugmeisterlieutenant und der Schanzmeister.

Fünfundzwanzigfachen (100 fl.) der Zeugmeister. Über das ihm zufallende Erbrecht wurde oben schon gesprochen.

Für jedes zu haltende Pferd wurde eine monatliche Entschädigung von 10 fl. bezahlt.

Je ein Pferd durfte sich der Zeugschreiber, der Pfenningmeister, der Wundarzt, der adelige Zeugdiener, die mit vierfachem Sold gelöhnten Schützen- und Büchsenmeister, welche in diesem Falle zur Aufsicht auf dem Marsche verwendet wurden, endlich der Zeugwart und Geschirrmeister halten, ferner gebührten dem Zeugmeisterlieutenant und Schanzmeister 1 bis 2 Pferde (aber nicht mehr), dem Zeugmeister dagegen 6 Pferde und 1 Troßpferd, für welch' letzteres jedoch nur 6 Gulden Entschädigung bezahlt würden. Außerdem durfte er Kammer- und Küchenwagen mit 8 Pferden und einen vierspännigen Arzneiwagen für den Wundarzt mitführen.

Die eben bezeichneten Schützen- und Büchsenmeister, welche sich „ein Klepperlein" hielten, konnten zu je zwei einen Diener beanspruchen, desgleichen je zwei unadelige Zeugdiener.

Auf einen Diener hatte jeder adelige Zeugdiener, Geschirrmeister, Schanzmeister, Zeugwart, Zeugmeisterlieutenant und Zeugmeister Anspruch. Ferner auf je einen Trabanten der Schanzmeister und der Zeugwart, auf zwei derselben der Zeugmeisterlieutenant, während der Zeugmeister sich deren zwölf halten durfte. Letzterer außerdem noch einen Kaplan, einen Dolmetscher, einen Spielmann, einen Zeugschreiber, einen Gegenschreiber, einen Pfenningmeister oder Zeugzahlschreiber und einen Wundarzt.

Absichtlich wurde dieses Kapitel etwas ausführlich behandelt, um einesteils Einblick über die vielgestaltigen und häufig in einander greifenden Funktionen zu gestatten, andernteils einen Begriff zu geben, wie viel schon damals für eine mobile Abteilung verlangt wurde. Zugleich ist die ins einzelne gehende Vorschrift ein Beweis, daß nicht nur die jetzige, sondern auch schon die früheren Generationen es verstanden haben, möglichst verwickelte Verhältnisse zu schaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Die Retterin von Neustadt an der Hardt. Als im Jahre 1689 die Mordbrennerscharen Ludwigs XIV. die Pfalz verheerten, sollte auch Neustadt dem Untergange geweiht sein. Doch hatte die Stadt das Glück, diesmal noch von den allenthalben auflodernden Flammen verschont zu bleiben; der Grund zu dieser Rettung war folgender: Ein hübsches Neustadter Mädchen, Namens Kunigunde Kirchnerin, Enkelin des ehemaligen kurpfälzischen Kanzlers, hatte die Aufmerksamkeit des französischen Kriegskommissärs de Werth auf sich gelenkt und dessen Herz gefesselt. Seine Neigung zur schönen Kirchnerin blieb nicht unerwidert; aber als de Werth endlich mit seinem Heiratsantrag hervortrat, machte Kunigunde das Zustandekommen ihrer Ehe einzig davon abhängig, daß der Ort ihres Aufenthaltes vor Zerstörung bewahrt bleibe. Und was vermag nicht die Liebe? de Werth, heiß entbrannt davon, wußte bei der Generalität über die Nützlichkeit der Erhaltung Neustadts so viele und triftige Gründe vorzubringen, daß von dieser nicht bloß ihre Zerstörung untersagt wurde, sondern daß sogar die Franzosen die schon zum Teil niedergerissenen Stadtmauern wieder aufführen ließen. Freilich war damals Neustadts Verderben nur aufgeschoben. Die Ehe des de Werth mit der hochherzigen Neustadterin kam wirklich zustande und soll eine recht glückliche gewesen sein und noch zur Zeit der französischen Revolution hätten Zweige davon gegrünt. Um eben diese Zeit soll auch noch das Bildnis unserer Patriotin in Neustadt aufbewahrt gewesen sein; „aber“ — fragte vor etwa hundert Jahren ein für ihre That Begeisterter — „warum setzt man ihr keine Ehrensäule?“

Burgruine Homburg a. d. Wern. Nordöstlich vom Pfarrdorfe Gössenheim an der Wernbahn von Gemünden nach Arnstein erheben sich die bedeutenden Reste der ehemaligen Feste Homburg. Wenn Ruinen schön genannt werden dürfen, so gehören die von der Homburg zu den schönsten in Franken. Soviel wir erfuhren, sind sie jetzt Eigentum der benachbarten Pfarrgemeinde Karsbach.

Fragen wir nach dem Schicksal der Burg, so sagt uns die Geschichte folgendes:

Der Dynast Arnold von Homburg (Hohenburg) an der Lahn hatte zwei Söhne, Adolf und Reinhard, welche infolge von Zerwürfnissen in der Familie ihre hessische Heimat verließen und um das Jahr 1008 nach Franken übersiedelten.

Adolf von Homburg, Gemahl der Gräfin Lise von Hessen, erbaute auf einem Berge in der Nähe des Mains und der Wern das Schloß Adolfsbühl, jetzt Adelsberg genannt. Sein Bruder Reinhard war damals noch sehr jung und blieb vorerst noch auf Adolfsbühl. In das Alter der Selbständigkeit eingetreten, heiratete er Anna v. Trimberg und baute auf dem Setzberge bei Gössenheim die Hohenburg, welche er in den Jahren 1028—31 mit Hilfe seines Bruders bedeutend vergrößerte, um sich der Feindseligkeiten der Nachbarn auf Saaleck und Trimberg besser erwehren zu können.

Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts war am Haupteingange der Homburg zu lesen: »1028 Adolphus et Reinhardus de Hohenburg incip. conf. hoc opus«, und an der Wohnung des Burgherrn:

„Das Haus mit seinem Slos und Tor
Baut Adolph und Reinhard im III. Johr.
Im uf wart gen Trimburg und Saaleck zu stan,
Daß sie nimmer hieher können rauben gan.“

Die Brüder Hohenburger bewährten sich als kraftvolle und intelligente Männer in allem, was sie thaten. Sie wußten sich nicht nur ihre Feinde vom Leibe zu halten, sondern verstanden es auch, Wildnisse in Kulturland umzuschaffen, zweckmäßig zu bestellen und von allen Seiten Arbeiter heranzuziehen, denen sie Häuser bauen und Ländereien anweisen ließen. Aus solchen Ansiedelungen sollen die Orte Wernfeld, Gössenheim, Karsbach, Heßdorf hervorgegangen sein, und wenn dies wohl nicht so wörtlich zu nehmen ist, da ja z. B. Karsbach weit älter ist, so dürfte doch außer Zweifel sein, daß besagte Orte unter den Herren von Homburg sich beträchtlich vergrößert und ihre ökonomischen Verhältnisse verbessert haben werden.

Aus der Reinhardschen Linie stammt jener Theodorich von Hohenburg, welcher von 1223—25 Bischof von Würzburg war.

Von Adolfs Nachkommen kennen wir einen Sigismund, der im Jahre 1042 bei einem Turniere in Halle das Leben verlor, und einen Jobst (1217—1222), mit welchem diese Linie abschließt.

Jobst von Hohenburg gab dem Rieneckschen Dienstmanne Michael v. Diemar in Wiesenfeld auf Adolfsbühl einen Platz zu einem Burgbau, und so entstand in der Nähe des Schlosses Adolfsbühl die Diemarsburg. Auf Homburg war Jobst der letzte der Hohenburger. Von seinen Töchtern heiratete Margaretha den Andreas v. Thüngen, Magdalena aber wurde Nonne im Kloster Schönau. Nach ihres Mannes Tode trat auch Margaretha da ein.

Durch letztwillige Verfügung vermachte Jobst seinem Bruder Konrad auf Hohenburg das Dorf Adolfsbühl nebst den Dörfern, welche das nachmalige Amt Homburg bildeten. Margaretha erhielt das Schloß Adolfsbühl mit Gericht und Amtshof, Magdalena verschiedene Gefälle an der Saale, welche das Kloster Schönau überkam.

Jobsts Testament ist noch vorhanden und schließt mit den Worten: „Die Bestatygung mynes Leib wann ich verstorbe bin, soll in de fromme Kloster zu Schönau gsche, unter myn Altar zur schmerzliche Mutter unsers Erlösers — darzu vermag ich 60 Punt Heler, zu Jesu Christi Name. Amen.“

Er starb im Jahre 1222 und wurde in Schönau feierlich bestattet.

Dietrich von Hohenburg und seine Frau Elisabeth waren ohne männliche Nachkommen und gaben ihre einzige Tochter Christine dem Konrad v. Bickenbach zur Ehe. Im Jahre 1357

schloß Dietrich mit seinem Schwiegersohne Konrad einen Vertrag, in welchem er dem letzteren die Herrschaft Hohenburg mit Adelsberg und den übrigen Ortschaften und Gütern übergab, die Nutznießung aber für Lebenszeit sich vorbehielt. Als er kurz darauf seine Frau durch den Tod verlor, heiratete er die Schonette von Erbach.

Dietrich war ein guter Haushalter, machte viele Erwerbungen und trug dann seine Hohenburg mit Zubehör dem Bischofe Albrecht v. Hohenlohe zu Würzburg zu Lehen auf in der Weise, daß, wenn er keine männlichen Nachkommen erhielte, die Bickenbacher oder deren nächste Verwandte Erben sein sollten.

Er starb als der letzte des Geschlechts um das Jahr 1382. Sein Schwiegersohn Konrad folgte ihm bald nach, und so traten dessen Söhne Dietrich und Konrad die Erbschaft an. Sie wohnten aber gewöhnlich in Adelsberg.

Die Vermögensverhältnisse der Bickenbacher waren übrigens schon lange nicht mehr glänzend und gestalteten sich zuletzt so mißlich, daß auch Konrad, gleich seinem Vater, ein tüchtiger und angesehener Mann, den wirtschaftlichen Ruin der Familie nicht mehr aufzuhalten vermochte. Er hatte nur zwei Kinder, eine Tochter Susanna und einen Sohn Konrad, welcher „durch Verhengknis des allmächtigen Gottes an Glydern und Vernunft etwas mergklich gebrechentlich“ war.

Dieses häusliche Mißgeschick mochte ihm mehr Sorge machen als die drückende Schuldenlast, und darum suchte er, seiner Tochter Susanna eine gesicherte Existenz zu verschaffen, indem er eines seiner verschuldeten Güter im Oberrheingau, wo die Frankfurter im Jahre 1362 das Bickenbachsche Stammschloß gebrochen hatten, frei zu machen strebte. Er trat daher mit Fürstbischof Rudolf von Würzburg in Unterhandlung und verkaufte demselben seine sämtlichen Besitzungen in Franken um 22000 Gulden; „ein schlecht Geld; der Amtskeller hat auch dazu geholfen und vom Bischof 300 Gulden zum Lohn erhalten“. Der Fürstbischof verpflichtete sich, 6000 Gulden Schulden zu übernehmen, der Susanna 5100 Gulden und dem kranken Konrad jährlich 1000 Gulden auszubezahlen, dem Vater aber sämtliche Güter zu lebenslänglicher Nutznießung und seiner Frau Agnes, geborene Gräfin v. Nassau und Schwester des Erzbischofs Adolf von Mainz, im Falle sie ihren Gemahl überleben sollte, das Schloß Adelsberg nebst einigen Gütern zum Unterhalte zu überlassen.

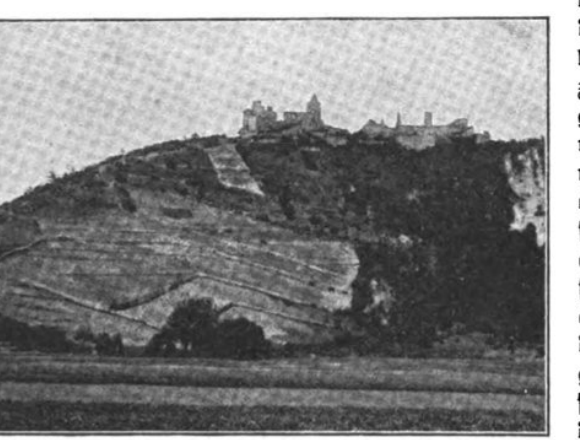
Am 18. Januar 1469 zeigt Konrad v. Bickenbach seinen Lehusmännern an, daß er dem Fürstbischofe Rudolf von Würzburg die Schlösser Hohenburg und Adelsberg 2c. zu kaufen gegeben habe.

Konrad fühlte sich nun auf Adelsberg nicht mehr heimisch, es zog ihn nach dem Rheine, und im Jahre 1481 ging er mit Genehmigung des Erzbischofs Diether ins Mainzische ab, wo er 1483 starb, zwei Jahre vor seiner Gemahlin Agnes. In der Stiftskirche zu Aschaffenburg liegen sie begraben.

Ihre Tochter Susanna heiratete 1473 den Grafen Albrecht von Mansfeld und nach dessen Tode 1485 den Heinrich v. Hohenstein, bekannt durch seine Fehde mit Bischof Lorenz von Würzburg.

Ihr Sohn Konrad fristete sein trauriges Dasein noch zwölf Jahre, und mit ihm trug man den Letzten des edlen Geschlechtes der Bickenbacher zu Grabe.

Das Hochstift Würzburg verlegte nun nach Homburg den Sitz des Amtes Homburg. Später kam dasselbe nach Gemünden, und die Gebäude der Homburg verfielen immer mehr und mehr, und Homburg wurde zur Ruine. „Ihre Dächer sind zerfallen und der Wind streicht durch die Hallen, Wolken ziehen drüber hin.“



Burgruine Homburg a. d. Wern.

Verbot der heimlichen Ehen zu Landsberg. Die Stadt Landsberg in Oberbayern erließ im Jahre 1361 am „negsten Mitwochen nach sant Urbanstag“ ein Verbot über die heimlich geschlossenen Ehen. In der betreffenden Urkunde heißt es: „Wann wir sothanne Gebresten und Leiden gehabt und gelitten haben, von haimlichs Heurats wegen, der in unser Stadt zu Landsberg beschach, als offt und vill, also, daß wir deß nicht mehr leiden noch gestatten wolten noch mechteu, darumb seind wir mit veraintem Willen und mit gueter Vorbetrachtung unsers Raths und der Gemain über ain worden, und haben gesetzt und gebotten gemainiklich mit rechter Willkhur, daß Niemand in unser vorigen Statt fürbas ewigelichen sich haimlich beheuraten soll, es sei Frau oder Mann, wie er genannt ist. Wer aber das fürbas thätt, und das vorgenannt Gesetzt und Gebott überfuer, oder wer des Zeüg wolt seyn, es wer Mann oder Frau, wurde der oder die damit begriffen, der oder die sollen yegliches besonderlichen der Stadt zue Landsperg zu Besserung geben zechen Pfund gueten Augspurger Pfenning: und welliches oder welliche des nicht hatten an dem Guet, dem oder den soll man zur Besserung ain Hand oder ainen Fueß abschlagen, es seyen Frauen oder Mann. Wer aber, daß Ir ains oder mer davon entrunnen, und nicht begriffen wurden, dem oder den soll man zur Besserung hundert Jar und ainen Tag die Statt zu Landsperg verbietten, ohn Gevärd.

Etikette und Wohlthätigkeit. Die Braut des spanischen Königs Karl II., die bayerische Prinzessin Maria Anna von Neuburg, unternahm nach ihrer Ankunft in Spanien vor ihrem Einzuge in Madrid eine Wallfahrtsreise nach St. Jago, dem berühmtesten Wallfahrtsorte jenes Landes. Auf der Reise verteilte sie mit eigener Hand viel Almosen an herbeikommende Arme. Als die Hofleute die Bemerkung machten, es sei nicht Sitte, daß Ihre Majestät in Person Almosen reiche, erwiderte sie, wenn eine Königin von Spanien nicht das Vergnügen haben dürfe, Almosen eigenhändig auszuteilen, so wolle sie lieber keine Königin sein.

Das Pestgeläute. Im Markte Hörstein am Hahnenkamm mit seinem berühmten Weine, wo schon im Jahre 1000 die Abtei Seligenstadt Weinberge besaß, wütete 1625 die Pest so sehr, daß in wenigen Wochen 400 Personen starben. Dasselbe war der Fall 1666, seit welcher Zeit des Auftretens der Pest am Vorabende vor dem Bernhardifeste und am Morgen desselben um 5 Uhr ¼ Stunde mit allen Glocken geläutet, und dann Predigt, Prozession und Amt abgehalten wird.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 22. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Die Begutte von Speier.

Historische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert v. F. X. v. Badhauser.

(Fortsetzung.)

Mit einem plötzlichen Entschluß war Georg aufgestanden. „Deine Erzählung“, sprach er, „hat mir meine Kraft zurückgegeben; ich fühle mich stark genug, dieses Haus, dem ich meine Rettung verdanke, verlassen zu können. Überlasse mir alles; bald sollst Du von mir hören: Ich werde übrigens einen tauglichen Ort ausfindig machen, wo Du in Ruhe von Deinen Leiden Dich erholen und das Leben wieder lieb gewinnen kannst.“

„Laß mich“, sprach Marie kopfschüttelnd, „entehrt wie ich bin, ist dieses Haus die beste Zuflucht für mich, und ich gedenke, es lebendig nicht mehr zu verlassen. Du aber bleibe noch einige Tage, um noch mehr zu erstarken; dann magst Du gehen, aber versprich mir, so zu handeln, daß meine Gebete Dich geleiten können.“

„Der Himmel wird die Vergeltung übernehmen“, endete Georg. Nach einigen Tagen verließ er das Haus der Begutte.

5.
Die Judenverfolgung.

Die Pest hatte aufgehört. Die Münzer und andere wohlhabende Bürger waren in die Stadt zurückgekehrt, und es regte sich hier wieder das alte Leben. Die Furcht hatte die Wut der Krankheit bedeutend vergrößert gehabt; denn jetzt erst zeigte das lebendige Treiben, daß bei weitem nicht so viele Opfer, als der Schwarze Tod im Jahre 1314 dahingerafft hatte, gefallen waren. Mit dem Verschwinden der Pest waren auch die kleinlichen Interessen, welche durch Gottes strafende Gerechtigkeit eingeschüchtert und verstummt waren, wieder rege geworden, und die Zwistigkeiten zwischen Münzern und Bürgerschaft begannen aufs neue. Nicht allein die Hausgenossen aber hatten vielerlei Anfechtungen zu dulden, sondern der Unwille des Volkes richtete sich jetzt vorzüglich gegen die Juden, welche wegen ihres Reichtums verhaßt waren, und die von boshaften Zungen ausgestreuten Gerüchte, als seien sie durch Vergiftung der Brunnen Ursache der Pest gewesen, fanden bei dem Pöbel leicht Eingang, da er schon längst begierig war, durch eine abermalige Judenverfolgung die Schätze der Söhne Israels zu erhaschen. Eine Judenverfolgung lag indes nicht im Interesse der Hausgenossen, da sie mit den Juden in vielen Handelsbeziehungen standen, und es hatten daher die letzteren an jenen eine mächtige Stütze, jedoch nur so lange, als die Münzer sahen, daß sie es ohne eigenen Nachteil thun konnten. Da aber die Volkswut sich gegen sie zu kehren drohte, so entzogen sie den Juden ihren Schutz, und es bedurfte jetzt nur einer geringen Veranlassung, um Tod und Verderben den Verlassenen zu bereiten.

Bendit saß in seinem Gemache, und vor ihm lagen mehrere Briefe, von welchen er eben Abschriften genommen hatte.

„Es ist der letzte Versuch, unser Verderben abzuwenden“, sprach er bei sich selbst, „und ich will ihn machen; die Christen sind ein grausames Volk und treulos gegen uns, denen man kein Wort halten zu müssen glaubt; Vorsicht schadet daher nicht, und ich will die Urschriften so lange sicher verwahren, bis uns Rettung geworden ist.“ Er schichtete nun die Abschriften und die Urschriften in gesonderte Päckchen, und diese im weiten Ärmel seines Kleides verbergend, schlich er sich im

abendlichen Dunkel nach dem Hause der Goßoltie, dringend um eine Unterredung mit Marie bittend. „Ich habe“, sprach er, als das Mädchen ihm gegenüberstand, „durch Zufall Deinen Aufenthalt in Erfahrung gebracht und komme jetzt, Dich um einen großen Dienst zu bitten. Verwahre diese Papiere, bis ich sie wieder hole; komme ich nicht binnen drei Tagen, so lies sie, und Du wirst dann Dinge erfahren, welche für Dich von höchster Wichtigkeit sind. Gelobe mir aber, vor dieser Zeit das Päckchen nicht zu öffnen.“

„Ich gelobe es“, erwiderte Marie; „denn es gibt nichts mehr für mich, was meine Neugierde reizen könnte.“

Bendit schien mit dieser Zusage zufrieden und entfernte sich; Marie aber verbarg das Päckchen sorgfältig, ohne über dessen Inhalt nachzugrübeln.

Es war am Sonntage nach dem Feste der heiligen drei Könige, im Jahre 1349, als der alte Pfrumbaum im behaglich erwärmten Zimmer saß, vor sich einen Haufen Schriften, mit deren Lesung er eifrig beschäftigt war.

Da öffnete sich leise die Thür, und Bendit trat ein, in geziemender Ferne stillstehend und die Anrede des Ratsherrn erwartend.

„Ha, Ihr, Bendit!“ sprach Pfrumbaum, vom Tische aufblickend, „was führt Euch hierher?“

„Gestrenger Herr!“ antwortete der Jude, „verzeiht, wenn Euch mein Besuch unangenehm ist; allein es betrifft eine wichtige Sache, das Leben und Vermögen meiner Glaubensgenossen steht auf dem Spiele. Ein Aufstand des Pöbels bedroht uns, und wenn uns nicht der Rat schützt, so sind wir verloren. An Euch wende ich mich, Euch flehe ich um Schutz an; Ihr seid beliebt beim Rate und bei der Bürgerschaft, Euer Einfluß ist groß, und wenn Ihr wollt, so wird die Gefahr abgewendet.“

„Bendit“, sprach Pfrumbaum nach einigem Schweigen, geschmeichelt durch die Meinung, welche der Jude von ihm hatte, „Ihr überschätzt mein Ansehen; es ist wahr, ich bin vielleicht der einzige Münzer, der nicht gehaßt wird, allein woher rührt diese günstige Stimme des Volkes, als daher, daß ich, rein von den Fehlern und Lastern der Habsucht und des Stolzes, stets der allgemeinen Meinung nicht entgegentrat, und wenn ich es auch manchmal meiner Überzeugung gemäß thun mußte, so war mein fleckenloser Wandel und mein altes Geschlecht ein Hebel, welcher meinen Anstrengungen Gehör verschaffte. Ihr wißt selbst, daß ich niemals gegen die Juden hart und unduldsam gewesen bin, allein die gegenwärtige Stimmung ist zu erbittert, als daß ich mit Erfolg und ohne Nachteil für mich selbst, etwas für Euch thun könnte. Viele im Rate teilen das Vorurteil des Pöbels, und glaubt mir, es wäre schon längst zum Ausbruch gekommen, wenn nicht der Rat, aus Furcht, es möchten im Taumel der Leidenschaft auch gegen die Bürger selbst von dem gehetzten Pöbel Greuel verübt werden, durch kluge Maßregeln es verhindert hätte; ein geringer Anlaß aber, und ihr seid verloren.“

„Das weiß ich“, seufzte Bendit, „und deshalb suchte ich bei Euch Hilfe; sie muß uns werden, ich bitte Euch darum, im Namen der Katharina Lambrecht.“

Pfrumbaum erblaßte und sank bebend in den Lehnstuhl zurück; sogleich sich sammelnd, rief er aber dann: „Warum, Jude, rufst Du mir eine schmerzvolle Vergangenheit zurück; woher weißt Du diesen Namen?“

„Ich wollte Euch schonen“, entgegnete Bendit, „allein da mir kein anderes Mittel bleibt, so bin ich gezwungen, ob unserer Rettung Euch zu kränken.“

„Eigennütziges Judenvolk!“ rief Pfrumbaum verächtlich.

„Christen!“ erwiderte Bendit, „seid ihr frei von Eigennutz?“ Und sein Blick ruhte mit vorwurfsvollem Ausdruck auf dem Ratsherrn, welcher ihm mit der Hand ein Zeichen gab, die an ihn gerichtete Frage zu beantworten.

„Katharina Lambrecht gab mir auf dem Sterbebette“, begann Bendit mit wiedergewonnener Ruhe, „alle Papiere, die auf Euch Bezug haben, und aus diesen habe ich meine Wissenschaft.“

„Wo hast Du diese Papiere?“ fragte Pfrumbaum hastig und riß dem Juden das Päckchen aus der Hand, entfaltete es und durchlas den Inhalt der Schriften. „Das ist nicht meine Handschrift“, sprach er nach einer Pause, die Papiere zurückgebend, „wo hast Du die Urschrift?“

„Diese sollt Ihr bekommen, wenn wir um den Preis einig sind“, erwiderte kaltblütig Bendit; „rettet uns, und noch heute überliefere ich sie Euch.“

„Und wenn ich mir diese Bedingung nicht gefallen lasse?“ fragte der Ratsherr und heftete den Blick forschend auf den Arzt; dieser aber zuckte die Achseln und antwortete mit kaltem Lächeln:

„Wie Ihr wollt, ich weiß dann das Papier zu verwerten; es wird Euch wenig frommen und wenig Ehre bringen, wenn ich der Welt bekannt gebe, daß auch der hochgeehrte Herr Pfrumbaum einen Fehltritt der Jugend zu bereuen habe.“

„Gehe hin, Thor“, erwiderte der Ratsherr, „und sieh, ob man Dir glaubt; Dein Haar ist grau genug, daß Du wohl wissen könntest, daß die Wahrheit, von den Lippen des Ohnmächtigen gesprochen, in den Lüften verhallt und dem Vornehmen nicht schaden kann.“

„Wenn auch vielleicht diese Papiere Euch nicht als wichtig erscheinen“, entgegnete Bendit nach einigem Stillschweigen, „so werdet Ihr gewiß nicht ganz ohne menschliches Gefühl sein, wenn ich Euch sage, daß ich weiß, wo Eure unglückliche Tochter schmachtet, deren Elend Ihr verschuldet habt. Mann des Reichtums und der Ehre, sind diese Worte Euch auch gleichgültig? Ihr liebt Eure Tochter Elisabeth mit solcher Innigkeit, das ist ein Beweis für die Tiefe Eures Gemüts, und dieses Gemüt kann doch deren Schwester nicht verstoßen. Seid Ihr nun taub für meinen Ruf um Hilfe, so bin ich auch taub gegen Eure Worte, und keine Folter soll meine Zunge lösen, ich schwöre es bei dem Gotte meiner Väter.“

Pfrumbaum hatte das Gesicht in die Hände verborgen, und eine tiefe Stille herrschte im Gemache, als der Jude seinen feierlichen Schwur vollendet hatte. Endlich erhob sich der Ratsherr und, zu Bendit hintretend, sprach er:

„Sagt mir, wo mein Kind ist, gebt mir die Papiere, und ich will Euch helfen, wie ich's vermag. Ich kann Euch nicht viel versprechen, allein ich will wenigstens versuchen, freien Abzug aus der Stadt für Euch und Eure Glaubensgenossen zu erwirken; mehr zu thun, ist unmöglich.“

„Es muß uns dieses genügen, da uns keine Wahl bleibt“, entgegnete Bendit, „und zum Danke bringe ich Euch heute Abend die Briefe und das Mädchen; sorgt dafür, daß wir unbemerkt in das Haus kommen.“

Während er dieses sprach und die Papiere wieder zu sich nahm, war Lothar leise in die Stube gekommen, jedoch sogleich zurückgetreten, als er den Besuch seines künftigen Schwiegervaters erblickte. Pfrumbaum und Bendit hatten ihn nicht bemerkt, wohl aber hatte er so viel von dem Gespräch vernommen, daß seine Neugier im höchsten Grade rege wurde; und er verließ eiligst das Haus, um das Weggehen des Juden abzulauschen.

(Forts. folgt.)

Vor 300 Jahren.

Von K. Köstler.

(Fortsetzung und Schluß.)

Bei den Mortieren macht der Verfasser den Zusatz: „Die gehen durch all' Gewölb' ein und erschrecken die Leut', so saüberlich an einem Tisch sitzen und fällt ein Stein durch alle Pühnen (Bohlen) und mitten auf den Tisch in ein Pfeffer oder in's Kraut, so macht es sehr bleich Nasen". Das will heißen, daß mancher zu Tode getroffen wird.

Für die Wagenkolonne gab es eine vollständig festgesetzte und bis ins Detail bestimmte Aufeinanderfolge.

A. Vortrab: (Ebenso war auch der Nachtrab zusammengesetzt.) Er wurde auch laufender oder verlorener Haufe oder Rennfähnlein genannt.

1. 1 Wagen mit Munition, Pulver, Kugeln, Zündpulver, Zündstock, Raumer von einem berittenen Zeugdiener begleitet.
2. 1 Wagen mit Hauen, Hacken, Äxten und Schaufeln.
3. 1 Wagen mit der Brückenequipage.
4. 1 Zeugwagen mit allerlei Utensilien, namentlich Handwerkszeug.
5. 1 oder 2 Feldgeschütze. Summa 5—6 Wagen.

B. Das Gros:

1.	Die Wagen der Feldgeschütze Falkonetts	14	Wagen
	Falken	10	„
	Schlangen	6	„
	Drachen	5	„
	also mit den kleinern Kalibern beginnend	35	Wagen
	Abzüglich 2—4 Geschütze beim Vor- und Nachtrab Rest 31—33.		
2.	1 Wagen von einem berittenen Zeugdiener, wie Nr. 1 des Vortrabs	1	„
3.	Ein kleiner und ein großer Zeugwagen, worauf Eselsböcke, Untersetzeln, Setzbäume Streben und Winden	2	„
4.	2 Wagen mit Hebeisen, Hämmern, Schlegel und Zangen	2	„
5.	Die Mauerbrecher nach demselben Prinzip der Reihenfolge wie bei den		
	Feldgeschützen also Kartaunen	4	„
	Singerinnen und deren Lafetten / Nachtigallen „ „ „	16	„
	Basilisken „ „ „	4	„
	Scharfmetzen „ „ „	8	„
	ferner die Mortiers als sind		
	Feuerbüchsen und ihre Lafetten	2	„
	Kleine Böller „ „ „	1	„
	Halbe Mörser „ „ „	2	„
	Große Mörser „ „ „	2	„
6.	1 Wagen beladen wie Nr. 2 des Gros	1	„
7.	Die Feldschmiede	1	„
8.	Wagen mit Wischer, Ladeschaufeln, Ansetzkolben für die großen Geschütze	1	Wagen
9.	Handwerkszeug für Zimmerleute, Wagner und Schmiede	1	„
10.	Handwerkszeug für Maurer und Steinmetzen	1	„
11.	„ mit Lomseilen, Lomnägeln, Hämmern, Brecheisen, Zangen, Nägel und Schlegel	1	„
12.	Handwerkszeug mit Hebetrommeln (Radschuh)	1	„
13.	„ mit Fett und Öl	1	„
14.	„ mit Pulver	45	„
15.	„ mit Kugeln f. Feldgeschütze	10—12	„
16.	„ mit 3 Tonnen Büchsenpulver à 3 Zentner, 1 Zentner Zündpulver, 2 Fässer mit großen Stricken, 1 Faß mit kleinen Zündstricken, 1 Faß mit Hakenkugeln	1	„
17.	1 Wagen mit Faßdauben für die kleineren Pulverfässer, welche aus den großen abgefüllt werden	1	„
18.	Kugeln für die schweren Geschütze nach der Reihenfolge ihrer Geschütze	74	„
19.	Je 1 Wagen für Picken, Helme, Schaufeln, Äxte und Beile	4	„
20.	Wagen mit Stein- und Feuerkugeln für die Mortiers	15	„
21.	Wagen mit Hufeisen und bis zu 1256 Hufnägel	1	„
22.	Wagen mit Hakenbüchsen und deren Munition nebst Ladstock	3	„
23.	Wagen mit 600 Handrohren	3	„
24.	„ mit 300 Hellebardeu	3	„
25.	„ mit 100 Reiterspießen, Schaft und Klinge getrennt	1	„
26.	Wagen mit 3000 großen Spießen	6	„
27.	„ mit Ersatzteilen, Schäften und Klingen für 3000 große Spieße	6	„
28.	Wagen mit 60 Zentner Blei für Schlangen, Falken und Handrohre	3	„
29.	Wagen mit Modeln und Zangen zum Kugelgießen, dann Gußlöffel und Kohlen sowie Eisenschrot zum Füllen der Hohlkugeln	1	„
30.	Wagen mit Salpeter und Schwefel	1	„
31.	„ mit Ladezeug, nebst Heu und Stroh zum Verladen der großen Geschütze	1	„
32.	Wagen mit Rauch- und Feuerpfannen und etlichen Fässern mit Pechkränzen	1	„
33.	Wagen mit 1000 Harnischen, 100 Stirnbuckeln für die Pferde und 500 Kniebuckeln	26	„

34. Wagen mit Pferdegeschirr als Reserve (Kummet, Sattel, Reitseil, Hintergeschirr . . .	1	Wagen
35. Wagen mit Stahl und Schmiedeeisen für die Schmiede	1	„
36. Wagen mit Reserverädern (je 2 für jede Geschützart)	5	„
37. Wagen mit beschlagenen Lonstangen und Silscheiter	1	„
38. Wagen mit verschiedenem Seilwerk und Stricken	1	„
39. Wagen mit Tragkörben für Verwundete .	1	„
40. „ mit Schanzzeug, Schanzkörben, Schubkarren, Kübeln, Steinbrechern und Kretzern	1	„
41. Wagen mit großen Achsen für Geschütze .	1	„
42. „ mit kleinen Achsen und Randteilen (Felgen, Speichen, Naben)	2	„
43. Wagen mit Rundstangen, Zeltnägel, Leitersprossen und Leiterbäumen	2	„
44. Wagen mit halben Lafetten und Rahmen .	4	„
45. „ mit großen und kleinen Bauhölzern	1	„
46. „ mit Sturmleitern	3	„
47. „ mit Utensilien für den Zeugmeister z. B. Laternen, Unschlittkerzen, Leuchter, Kerzenstecken, Windlichter, Bücher, Papier, verschraubtes Tintenfaß u. s. w.	1	„

Wir haben demnach im ganzen, wenn wir für den Vor- und Nachtrab zwei Geschütze annehmen:

bei dem Vortrab . . .	6	Fahrzeuge
bei dem Gros	313	„
bei dem Nachtrab . . .	6	„
Summa	325	Fahrzeuge

mit 1648 Pferden.

Hinter dem Gros folgen aber noch die Wagen des obersten Feldhauptmanns, Feldmarschalls, des Obersten der Fußknechte, die Küchen-, Kammer- und Zeltwagen sowie die Wagen der Grafen, Herren und Hauptleute, endlich die Proviantwagen.

Man darf also die Länge der Wagenkolonne mit Einrechnung der notwendigen Abstände auf 7 bis 8 km berechnen, was eine Zeit von ca. zwei Stunden in Anspruch nimmt, wenn man dieselben an sich vorbeimarschieren lassen wollte.[1])

Es wurde absichtlich diese Zusammenstellung im Detail wiedergegeben, weil man einesteils auf die Bedürfnisse der damaligen Armeeabteilungen, anderenteils auf manche Gebräuche, wie z. B. bezüglich des Transportes der Verwundeten, schließen kann.

Der Verfasser kommt sodann auf die Verteidigung von festen Plätzen zu sprechen. Er verlangt fünf Stücke dazu, „wenn es deren eines oder mehr nit hat, so soll der Herr keine Verteidigung oder Kosten darauf legen und sunst in ander Weg und Mittel versuchen, wie er mit seinem Feind Kirchweih oder Fried' mach" u. s. w.

Diese fünf Stücke sind:

1. Die Befestigung muß an einem günstigen („wehrlich guten") Platze liegen.

2. Muß Geschütz und Munition in nötiger Anzahl und Menge vorhanden sein.

[1]) Dabei sind aber nur die ausgewiesenen 325 Wagen ohne die Gepäck- und Proviantwagen in Anschlag gebracht.

3. Ebenso mit Proviant reichlich versehen sein.

4. Muß die Festung, ehe noch letzterer aufgebraucht worden ist, gerettet sein — eigentlich ein sehr naives Verlangen, weil sich dies doch nicht voraus berechnen läßt.

5. Die Besatzung muß aus „frommen, notfesten Leuten bestehen, daran ist wenig gelegen, denn wo das nit, so war Chrysam und Tauf' aller verloren, da hilft keine Stärk', wanns nit biedere Leut' hat".

Außerdem verlangt er, daß zu rechter Zeit die Wachen abgelöst werden sollen, „damit die besten Leut' nit matt und abgemergelt, nit toll und taub werden vom Wachen und anderer Unruh".

Die Wache soll ein Achtel bis ein Viertel der Besatzung betragen und wurde während des Tages und der Nacht je zweimal gewechselt. Die Wachzettel werden aus dem Musterbuch zusammengestellt und enthalten den Namen des Mannes nach einzelnen Kategorien, deren es drei gab: 1. Adelige und Reisige, 2. Landsknechte und Ehehalten des Hauses und 3. Handwerker und Bauern, geschieden. Aus diesen drei Abteilungen wird das Wachquantum in gleicher Stärke gebildet.

Diese Zettel wurden für jede Kategorie gesondert in eine besondere Schublade gelegt. Nach dem Nachtessen und in der Frühe zog der Wachtmeister aus der Schublade, für die Edelleute bestimmt, einen Zettel heraus und verkündete den Namen des Gezogenen. In gleicher Weise geschah dies durch einen des Lesens unkundigen Mann aus den Schubladen der beiden anderen Kategorien. Dieses Verfahren wurde so lange fortgesetzt, bis die ganze Wachstärke erreicht war. Die gezogenen Zettel wurden sodann in ein leeres Fach oder zu den schon tags vorher u. s. w. gezogenen Zetteln gelegt, bis jeder Mann die Wache bezogen gehabt hatte, worauf dieselbe Prozedur von neuem begann. Die Aufführung der Posten — es waren jedesmal Doppelposten, von denen je einer auf den Türmen und ein zweiter auf den Thoren seinen Platz hatte — besorgte der Wachtmeister. Keiner durfte vorher wissen, wann der Posten zu beziehen sei, und wo er aufgestellt werden würde; der Ort der Aufstellung mußte sogar jedesmal ein anderer sein.

Zur Kontrolle wurden Wachen und Posten unter Tags öfters vom Wachtmeister visitiert. Keine Wache und kein Posten durfte eher abgehen, als bis die Ablösung eingetroffen war.

Alle Letzinen,[1]) wie auch die Hakenbüchsen waren mit einem Namen oder Nummer versehen, und war für jede derselben zur Leitung des Feuers ein Rohrmeister bestimmt, der die ihm zugeteilten Leute nach Bedarf verwendete.

Besondere Bestimmungen waren für die Thorwachen aufgestellt. Sie mußten aus allen drei Kategorien zusammengesetzt sein, wahrscheinlich um beim Durchlassen der Passanten keine Bevorzugungen einreißen zu lassen.

Ehe die Thore geöffnet wurden, mußte von den Mauern Ausschau gehalten werden, ob keine Gefahr drohe. Wenn dies nicht der Fall war, wurden drei bis vier Mann ins Vorterrain entsendet, um dasselbe abzusuchen zur Hintanhaltung einer Überrumpelung. Sie wurden vom Thore aus, das zu diesem Behufe außer dem festen Verschluß noch einen solchen von Lattenthüren hatte, beobachtet.

[1]) Letzinen sind eigentlich die äußersten Grenzwehren und können hier zugleich als die Mauerzinnen gedeutet werden. Die Stammsilbe „letz" findet sich noch in den Worten verletzt und zuletzt.



Beim Einlassen von Passanten durfte nur eines der Thore — jeder Einlaß hatte am äußeren und inneren Eingang ein solches — geöffnet werden, um ein Nachdrängen Unbefugter zu vermeiden oder das Entwischen des Einlaß oder Auslaß Begehrenden während der Prüfung seiner Legitimation zu verhindern. Erst wenn das geöffnete Thor wieder geschlossen war, durfte das zweite geöffnet werden. Die Erlaubnis- und Einlaßscheine wurden auf der Wache gesammelt und an den Kommandanten abgeliefert.

Letzterer durfte einem Fremden den Eintritt in das Schloß nicht gestatten, sollte dies aber unumgänglich notwendig werden, so hatte dies so zu geschehen, daß er von der Besatzung nichts zu sehen bekam.

Der Verfasser empfiehlt dem Kommandanten, sich mit kriegsverständigen, d. h. praktischen Leuten zu umgeben, die frühzeitig genug die feindlichen Absichten zu durchschauen vermögen, und sagt wörtlich: „Der Markt lernt kramen, die Gegenwürf lernen kriegen, die Not lernt den Weg suchen und die Armut lernt genau fischen“.

Zu der Besatzung einer Burg gehören außer der Besatzung ein Küchenmeister mit zwei bis drei Köchen, welche auch des Metzgerhandwerks kundig sind, ein oder zwei Kellermeister, zugleich Faßbinder, Küfer oder Büttner, ebenso viele Bäcker und Müller in einer Person, einige Schneider und Schuster, ein Schmied mit Knecht und Schlossergesellen, ein Schreiner mit Knecht und zwei oder drei Zimmergesellen wie ebenso viele Maurer und Steinmetzen. Ferner war ein Priester, ein Kaplan und ein Wundarzt mit seinem Knechte, welch' letztere auch schröpfen und zur Ader lassen konnten, von nöten.

An weiblichem Personal ist vor allem eine Näherin mit ihrer Helferin notwendig, welche das Material zur Anfertigung von Wäschezeug vom Amtmann oder Kastenvogt geliefert bekommen, dann „zwei starke Frauenzimmer“, welche nicht allein in der Krankenpflege, sondern auch in der Küche, beim Stein- und Mörteltragen, beim Waschen und Backen Verwendung finden, kurz und gut, wie der Berliner sagt, „Mädchen vor Allens“ sein sollen.

Die kleinlichsten Dinge werden in der vorliegenden Vorschrift erwähnt und behandelt. Neben den notwendigsten Handwerksgeräten, Pickeln, Schaufeln, Hauen, Holzäxten und Beilen führt er auch Tragbahren, Küchengeschirre, Schäffel, Balken, Wassereimer, Schüsseln, Teller und Trinkgeschirre, endlich lederne Löscheimer und Leitern, um die zusammengeschossenen Verbindungen zu überschreiten und so die Kommunikation mit den benachbarten Werken wieder herzustellen.

Auch Unschlitt zu Kerzen oder mindestens Öl zu Ampeln verlangt er, nebst Glaslaternen zur Bedienung der Geschütze während der Dunkelheit, denn „gläserne Laternlein seind fast gut, man gesicht hint und vorn dabei“. In den Gängen und Wendeltreppen waren Hängelampen angebracht.

Das Wasser muß in genießbarem Quantum zum Trinken und Tränken, zum Kochen, Backen und Schlachten, zum Waschen, Reinigen und Feuerlöschen vorhanden sein. Ingleichem auch muß für Holz und Kohlen für Beheizung hinreichend gesorgt sein.

Zur Verproviantierung verlangt er Korn, Mehl, Brot, Wein, Bier, Hopfen, Gerste und Haber, dürres und frisches Fleisch, Stockfische und Heringe, dann Salz, Pfeffer, Butter, Schmalz, Erbsen, Linsen, Kraut, Rüben, Zwiebel, Äpfel, Birnen, ja selbst an anderes Gewürz denkt er wie Kümmel, Wacholder, Ingwer, Nägelein (Nelken), Zimmt und Muskat „für die Kinder“. Endlich an lebende Häupter, das zur Fleischlieferung notwendige Rindvieh, dann mindestens zwei Kühe und zwei bis drei Ziegen für die Kranken, „wo die nit seind, ist den Gesunden auch gut“.

Zur Postbeförderung drei bis vier Postpferde, die bei Tag wie bei Nacht bereit stehen müssen, und Lastpferde oder statt deren Esel für die Mühlen, zum Wasserholen, zum Herbeiführen von Steinen, Zimmerholz sowie zum Verbringen der Büchsen auf die Basteien. Dagegen sollen alle nicht zum Dienst notwendigen Pferde und andere Tiere in der Festung nicht belassen werden. In den Gräben derselben soll man Schwäne, Elstern, Enten oder Pfauen halten, weil sie wie die Frösche gute Wächter seien.

Deshalb werden auch die Posten dahin instruiert, auf das Verstummen des Quakens und auf das Ins-Wasserspringen der Frösche zu achten, weil dann gewiß jemand in der Nähe ist. In trockenen Gräben können auch Hunde, die tagsüber an der Kette liegen, gehalten werden.

Der Verfasser kommt nun zur eigentlichen Vorbereitung der Verteidigung.

Nachdem die Burg verproviantiert und mit der gehörigen Munition versehen, auch die betreffende Mannschaft nebst Hilfspersonal gesichert sind, wird alles überflüssige Heu und Stroh vor den Mauern verbrannt, um die Feuersgefahr, durch Unachtsamkeit, Blitzschlag oder Bombardement verursacht, zu vermeiden.

Die über die Mauer hervorragenden Türme (natürlich die der Befestigung selbst ausgenommen) werden bis auf die Höhe der ersteren abgetragen, die Brunnen, Zisternen, Küchen, Keller und die zu den Werken führenden Gänge werden bombensicher eingedeckt. Die Dächer der hohen Gebäude werden der Ziegeln und des Schiefers entkleidet, wie auch alles Balken- und Holzwerk beseitigt wird, „denn es kommt oft vor, daß die Sprießel (die abgeschossenen Splitter) den Weichbrunnen unsauber geben, so von dem Schießen umb sich wirft“. An den so verstümmelten Dächern sind aber Rinnen und Traufen anzubringen, um das Regenwasser in die untergestellten Geschirre zu leiten.

Die abgenommenen Balken u. s. w. sind vor Feuersgefahr gut zu verwahren oder aber zum Kochen und Heizen zu verwenden, obwohl der Verfasser eigentümlicherweise zum ersteren den Gebrauch der Kohle vorzieht, weil dieselben keinen Rauch geben, und dadurch die Lage der Küchen dem Gegner nicht verraten wird. Zu den Brunnen sind unterirdische Gänge anzulegen, um sie ungefährdet erreichen zu können.

Während der Belagerung darf nicht geläutet werden, ja muß sogar das Schlagwerk der Uhren außer Funktion gesetzt werden. Bei notwendig gewordener Alarmierung begibt sich der Kommandant mit dem Fähnrich auf den Alarmplatz, von wo aus die Trommler und Pfeifer die betreffenden Zeichen geben, und der Fähnrich mit dem Fähnlein winkt. Gleichzeitig wird auf den höchsten Türmen die Lärmfahne ausgehängt.

Vor dem Einrücken von einem Alarm sind die abgeschossenen Büchsen wieder zu laden und vor dem Eindringen von Feuchtigkeit zu verwahren, indem die Zündlöcher der Büchsen mit Wachs verklebt und mit dem ersteren nach abwärts gelegt werden.

Bemerkt man, daß der Gegner an das Einfüllen des Grabens geht, so soll dies durch „Staketen und Blankzäune“



Oberpfälzische Nationaltracht. (S. 264.)

(Palissaden und Sturmpfähle) erschwert, und das zu ersterem Zwecke feindlicherseits in den Graben geworfene Holz durch Brandzeuge, gefertigt aus alten, mit Pech und Schwefel gemischten Lumpen, verbrannt werden.

Wenn Bresche geschossen ist, so verlangt der Autor die Anlegung einer Mine unterhalb derselben und das Einschneiden von Schießscharten in die hinter der Bresche befindliche Abschnittsmauer. Beides dürfte aber wohl schon vorher vorbereitet und teilweise ausgeführt worden sein.

Kommt es zum Sturme, so ist die Besatzung, wie auch heute, in drei Teile zu scheiden, das erste Treffen zur unmittelbaren Abwehr, das zweite zur Unterstützung und zum Ausfüllen der Lücken, das dritte zur Reserve.

Ein ganzes Kapitel befaßt sich mit dem Verhalten bei einer Übergabe. Der Verfasser soll selbst sprechen, was zugleich als Stilprobe gelten kann.

Die Überschrift lautet:

„Was man aus gedrängter Not aufgeben mußt.
Wie das mit Ehren geschehen mag oder nit.“

„Item wenn es sich begab wieder noth und handlung das der Herr befund Mangel an Proviant, an Pulver, Kugeln oder anderer mehr, an gelt oder Rettung, oder Mangel an Leuten, das der Schelm (d. i. Verrat) oder Pestilenz under sie käme, als offt beschiecht und er fände das Hauß unmöglich zu erhalten, so mag man aus der not ein tugend machen und mit einheitlichem Rate oder wissen der gantzen Besatzung einen gemeinen Abzug zu thun, es geschehe bei tag oder nacht, aber allerbest bey der nacht, so man vorliegt, da wird Feckauß (d. i. Gefangenschaft) und viel unrath erspart, wo man heymlich auskommen mag.“

Zuerst wird sich die Verhandlung dahin richten, den Abzug mit Waffen und Eigentum, das fiskalische natürlich ausgenommen, bewilligt zu erhalten. Sollten aber die herrschaftlichen oder geflüchteten Güter nicht mehr zu retten sein, so sollen die Kriegsleute auch ihre eigenen Güter hintansetzen und statt langer Gefangenschaft sich mit dem freien Abzug mit „weißen Stuben“ begnügen.

Eine Übergabe auf Gnade und Ungnade darf der Kommandant nicht eingehen, es sei denn, daß der Kriegsherr selbst damit einverstanden wäre. „Denn“, heißt es, „es ist viel besser mit Ehren (als bieder Leut) gestorben, denn ohne Ehren (als Pößwicht) gelebt.“

Er ist verpflichtet, als Gefangener sein Wort zu halten (was in der französischen Armee heutzutage nicht mehr üblich zu sein scheint). Erst wenn der Gegner seinerseits den Vertrag nicht hält, ist ersterer berechtigt, sich selbst zu befreien. Bei Auslösung von Gefangenen soll das Lösegeld nie mehr als den dritten Teil des Vermögens ausmachen.

Kommt kein Vertrag zustande, so sollen sich die Kriegsleute, soweit es sie nicht an dem Gebrauche der Waffen hindert, mit Gold, Silber und Kleinodien versehen; fremdes Eigentum mitzunehmen, ist strengstens verboten, und wird der sich dagegen Verfehlende als „Schelm und Meineidiger“ angesehen.

Die Vorbereitungen zum Abzug haben hauptsächlich den Zweck, dem Feinde nur einen Steinhaufen zurückzulassen. Deshalb werden die Festungswerke zum Sprengen vorbereitet, alle Büchsen so überladen, daß sie beim Abfeuern springen, überdies gegen die Festung gerichtet und sodann nach dem Abzug durch eine alle Minen u. s. w. verbindende Zündschnur zum Sprengen gebracht.

Unmittelbar vor dem Abzug sind die gewöhnlichen Lichter in der Burg anzuzünden, so daß der Feind getäuscht wird, worauf dann der Abzug selbst in aller Stille vor sich zu gehen hat, während innerhalb der Festung Trommel- und Hornsignale gegeben werden.

Sehr naiv denkt sich der Verfasser die Situation, wenn während des unternommenen Abzugs der Gegner angreift. In diesem Falle soll die als Arrieregarde zurückgelassene Wache unter dem Rufe: „Her, her, her, stich todt, stich todt“ einen Ausfall machen, worauf sich der Feind in Schlachtordnung stellen und nicht wissen wird, ob die Besatzung noch in der Festung sich befindet oder nicht. Die Kriegslisten der damaligen Zeit waren aber nicht alle so einfach wie die soeben angeführte, sondern es kamen auch oft welche zur Ausführung, die gerade nicht zu den redlichsten Handlungen, selbst dem Feinde gegenüber gehören.

Den Schluß bildet der im Schriftchen enthaltene, zu allen Zeiten und für alle Verhältnisse gültige Grundsatz, daß Mannszucht und Gerechtigkeit die Grundlage aller Kriegshandlungen seien, und schließen wir mit den Worten des Verfassers: „Sobald man Freundschaft, Gevatterschaft, Gesellschaft in Oberkreisen (d. i. Obrigkeiten) und Vogtämtern verschont, ist die recht' Wurzel, daraus mehr Pößwicht, denn Biederleut wachsen“.

Vom Schlittenfahren der Münchener Geschlechter.

Ein kulturhistorisches Bild aus alter Zeit.

Von Dr. Max Jäger.

Der Säckelmeister der Haupt- und Residenzstadt München mag in diesem Winter mit hohen Freuden die Hausmeister und Diener betrachtet haben, welche mit Besen den Staub von den Straßen kehrten, da, wo sie in anderen Jahren zu solcher Zeit gewaltige Schneewälle aufzutürmen pflegten. Blieben ihm doch die riesigen Ausgaben für Entfernung und Transport der winterlichen Bescherung erspart, wenn auch die letzten Tage des Januar und die des Februar nachzuholen versuchten, was die eigentlich zu strenger Wintermanier bestimmten früheren Wochen versäumt hatten. Indessen gibt es ja nichts Neues unter der Sonne; auch die Altvordern sahen manchen Winter, in dem keine blendende Decke die Erde überzog. Zu Urkund dessen ist uns eine ergötzliche Geschichte aufbewahrt, die volle zwei Jahrzehnte hindurch vor nahezu drei Jahrhunderten den Landesfürsten und die „Geschlechter“ der herzoglichen Hauptstadt München in Atem hielt. Westenrieder bringt im 7. Bande seiner „Beiträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik“ die einschlägigen Aktenstücke in Abdruck, aus welchen im folgenden das Wesentlichste nacherzählt werden soll; auch in der „Bavaria“ I. S. 736 ist kurz davon berichtet.

Es handelt sich um einen althergebrachten Brauch, demzufolge die Münchener Geschlechter am Sonntag nach dem Dreikönigsfeste eine große Schlittenfahrt veranstalteten und dieselbe mit Schmaus und Tanz auf der „Trinkstube" — im abgebrochenen Regierungsgebäude an der Stelle des neuen Rathauses — beschlossen. Aus allerlei Gründen, unter welchen die erlaufenden ansehnlichen Kosten wahrscheinlich nicht die letzten waren, war aber diese Lustfahrt den ehrsamen Patriziern höchst lästig geworden, und sie versuchten, die alte Übung abzuschaffen, indem sie den Herzog um Erlaubnis zur Einstellung der Fahrt baten.

Damit kamen sie aber beim Landesherrn übel an. Der fromme Wilhelm V. war ein äußerst leutseliger Herr, hielt jedoch mit unbeugsamer Strenge an jeglichem alten Brauche und der alten Sitte ebenso fest, wie am alten Glauben der Ahnen; er war der Hort des konservativen Prinzips. Daß die Väter seiner Hauptstadt es wagen konnten, die übliche Schlittenfahrt so ganz ohne Sang und Klang kurzweg abzuschaffen und dazu noch des Regenten gnädigste Erlaubnis der Form wegen einzuholen, das dünkte ihm ein Frevel, und um solchen Greuel bereits im Keime zu ersticken, erließ er darum am 11. Januar 1592 folgendes Dekret „an die von München, Deren von Geschlecht daselbs gebreichiges herumbfaren, so alle Jar den Sontag nach Trium Regum beschieht".

„Se. fürstl. Dtl. Herzog Wilhalm In bayrn rc. vnnser gestr. Fürst vnnd Herr, hatt von seiner fürstl. Dtl. lieben vnnd getrewen bürger Maister vnnd Innerem Rath allhie mitt nit geringem befrembden vernommen, das sy Sr. fürstl. Dtl. mit ausdrücklichen worten zuschreiben, wie sy die von München das gewehnlich vmbfahren, so, Irem angeben nach, etwan andere Jare beschehen einzuestellen vorhabens seyen. Weil sich dann Se. fürstl. Dtl. des alten vblichen herkhommens zu erinnern wissen, und solches dahero Ihnen denen von München In Ir Willkhür vnnd vorhaben zu stellen keineswegs gedacht. Als ist Sr. fürstl. Dtl. ernstlicher beuelch, will vnnd mainung, das sy morigen tags alle massen vnnd gestallt wie gebreichig, veblich vnnd würcglich herkhommen, die Herumbfahrt anstellen vnnd seiner ftl. Dtl. der gebür biblich: vnnd schuldigkheit nach vnderthenigist gehorsamben, Wellen sich Se. ftl. Dtl. In ernnst vnd mitt Gn. vnnachleßig versehen. Signatum zu München.

Darauf geht eine Deputation an den Herzog, um den vorstehend erhaltenen Befehl rückgängig zu machen. Die Abgesandten werden aber vom Fürsten nicht empfangen und deshalb reichen sie auf Verlangen eine kurze Vorstellung ein:

— — „So Piten E. Dhtl. wir nochmalen in aller vnderthennigkeit, So uer bis auf khünfftige Faßnacht khein schnee fallen wurde, vnser, auch vnserer Haußfrawen, vnd Töchtern, mit dem Vmbfahren gnedigist zu uerschonen, Wa aber ein schnee vorhanden, wollen wir von Suntag yber acht tag, gern herum fahren vnd thuen E. Fl. Dchtl. vnns zu genaden vnd gewerlichen beschaidt vnderthenigist beuellen

E. F. Dchtl.

vnderthenigiste
burgermaisten und Inner rath,
sambt mitgeschlechtsverwandten."

Damit scheint ihnen nicht genug gethan, sie schließen daraus, daß „die abgeordneten für E. F. Dtl. mit khomen khönnen, vnd ir werbung durch Camerdiener einen vnderthenigist anmelden lassen" müssen, auf keinen günstigen Erfolg ihres Anliegens und dem kurzen ersten Gesuche lassen sie deshalb sofort noch ein zweites ausführlicheres folgen, in dem sie den Vorwurf des Ungehorsams und der Widersetzlichkeit von vorneherein von sich abwälzen und als Ursache ihrer Bitte angeben: „Das nemblich khein schnevngewitter, etlicher Haußfrawen vnbäßlich vnnd derrwegen in gefahr, vnd das es also auf dem Plossen Pflaster herumb zufharen Unbequemblich". Diese „Untertheniqste Purgation" trägt das Datum vom 12. Januar 1592, also jenes Tages, an welchem die unterlassene Schlittenfahrt hätte nachgeholt werden sollen. Es scheint auch für dieses Mal der Zweck der Bitte erreicht worden zu sein; in den folgenden Jahren jedoch geschah die altübliche Fahrt ohne Widerstand, wahrscheinlich weil es keine Ausrede gab.

Weniger gut erging es aber dem „Burgermaister und Innerem Rath der frl. Haubtstatt München" unter des Herzogs Nachfolger Maximilian, dem späteren Kurfürsten. Er führte stramm und seiner Herrscherwürde vollbewußt die Zügel der Regierung, und als die guten Münchener Geschlechter im Jahre 1604 wieder die willkommene Gelegenheit, daß kein Schnee auf der Straße lag, zur Einstellung der verhaßten Schlittenfahrt benutzen wollten, faßte Herr Caspar Reiffenstuel, des Herzogs „geheimer Canzley verwanther" den „Burgermeister Im Amt" [1]) in der „Herrn Augustiner Kirchen" am 18. Januar ab und stellte ihn im Namen seines Herrn zur Rede, warum die Geschlechter nicht herumfahren, oder warum sie deshalb beim Herzoge „nichts angebracht" hätten; S. fürstl. Durchlaucht trage darüber ungnädigstes Mißfallen, wolle sich die Strafe vorbehalten, im übrigen lasse er unter erneuter Strafandrohung die Auflage machen „auf nechsten Sonntag, es schneye oder nit, herumb zefahren".

Am gleichen Tage noch that „der Burgermaister im Ambt Relation" über die ihm auf so unglimpfliche Weise zugefügte Unbill, und Bürgermeister und Rat wandten sich aus diesem Grunde mit einer langatmigen Eingabe an den Herzog, worin sie die Gründe des Unterlassens der Schlittenfahrt auseinander setzen, und um Zurücknahme der Strafandrohung bitten. So devot dieselbe lautet, mit ebensolcher Schlauheit benützt sie alle Umstände zu Gunsten der Geschlechter und entgegnet darum in allererster Reihe und in einem schalkhaft-ironischen Tone mit der Sparsamkeit des Fürsten selbst. In Bezug darauf und die Maßregeln, durch welche er dem Luxus zu steuern versuchte, heißt es: „Dann soviel erstlich das Willprettmahl belangt, weil E. Frl. Drtl. diß Jar, vns das Willprett nit zueordnen lassen, haben wier nit vnbillig geschlossen, weil ohne das dieß Jar gemainer Statt, vnd sonderlich den Geschlechts verwanthen ain nit geringen vnchosten aufgangen, E. Frl. Drtl. sechen selbs genedigist nit gern, das man dergleichen Zuesammenkhünfften, für dieß Jahr anstellen, vnd noch verneren vncosten aufwenden solle, So haben wier auch nach verspürrten E. Frl. Drtl. Sistem willen, nit Vrsach gehabt, von selbsten an dieselbige dergleichen zuebegern, in ansechung nit allain gemainer Statt, mit dem Umbgang vnd ein Zug, nach gestaltsambe derselben vermügens, sonder auch insonnderhait, allen vnsern Innern Rathsfreundten, vnd etlich andern Geschlechts verwanthen, von irem priuatvermügen, ain

[1]) Die Stadt hatte damals vier ordentliche und zwei außerordentliche Bürgermeister, welche vierteljährlich im Amte wechselten.



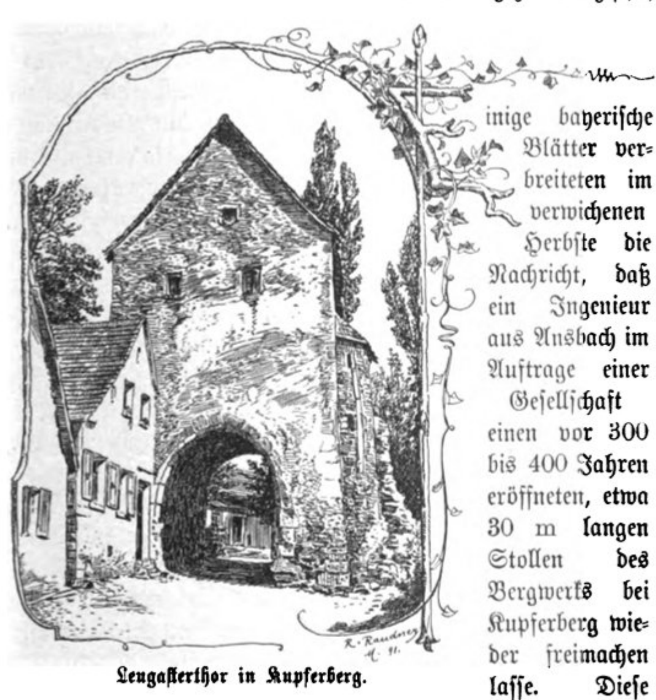
merkhliches, etlichen in die 100, etlichen wol bis in die 200 fl., vnd daryber aufgangen, Zuegeschweigen das vnserer etliche, mit abrichtung der vngeyebten burger, nit geringe leibs vnd lebens Gefahr außgestandten. — Betreffenth aber das Herumbfahren, halten wier vnderthenigist dafür, solches sei bißherr E. Frl. Drtlt. vnd Dero hochgeehrten geliebsten Voreltern, vnd regierenden Landtsfürsten zue vnderthenigster ehr erzaigung, vnd vnsern frawen vnd Junckhfrawen zue ergezlichhait beschechen, so wier aber obuermelter massen verspüertt, das E. Frl. Dtl. die Mahllzeiten selbst genedigist einzuestellen gemainth, also haben wier auch zue ersparung verneren vnchostens, diß Jar das Herrumbfahren gleichfalls einstellen wollen. Bitten derowegen E. F. Dtl. vns genedig für entschuldigt Zehalten, Im fahl aber dieselbe, vneracht angezogner vnserer motiven das Herumbfahren, dannoch genedigist begern, dasselbig allein so lang einzuestellen, biß wier ain schlitten Pann haben mügen, dann E. Frl. Dchl. selbs genedigist Zuermessen haben, etliche vnsere Hausfraweu thails krank, thails allt, oder sonsten schwach, wie schwerlich vnd gefehrlich es Inen sein wurde, auf den plossen stainen herumb zuefahren, Zuemalen man auch vermainen mechte, solch Herumbfahren geschechę E. Frl. Drtl. nit zue vnderthenigsten ehren, sondern vilmehr vns zur verclainerung, so doch nit allein die geschlechts verwanthen, sondern auch Dero Herrn Obristen Canzlers, vnd Herrn Jegermaisters Hausfrawen, vor disem Jeder Zeit mitgefahren, wie Wier dann noch der vngezweiffenlichen Hoffnung sein, es solle auch noch fürterhin, so oft man herumb fahret, also gehalten werden." —

Trotz aller Beteuerungen von Ehrfurcht und Anhänglichkeit hatte dieses Gesuch bloß den Erfolg, daß der Herzog in seiner zwei Tage darauf erteilten Antwort es bei den vorgebrachten Entschuldigungen bewenden ließ und — „mugen gnädigst leiden, weil wir ohne das auf etliche tag zu verreisen vorhabens das ir solches Fahren biß zu vnserer Widerkunfft einstellet, als dann Ir euch der gebür nach gehormblich zu erzaigen wissen werdet".

(Schluß folgt.)

Schorgast zum Kupferberg.

Ein Beitrag zur Ortsgeschichte Bayerns. Von J. Gareis.



Leugasterthor in Kupferberg.

Einige bayerische Blätter verbreiteten im verwichenen Herbste die Nachricht, daß ein Ingenieur aus Ansbach im Auftrage einer Gesellschaft einen vor 300 bis 400 Jahren eröffneten, etwa 30 m langen Stollen des Bergwerks bei Kupferberg wieder freimachen lasse. Diese Anzeige veranlaßte den Verfasser dieser Zeilen, den Lesern des „Bayerland" an der Hand gesammelten Materials einen kurzen Überblick über die im Titel angedeutete, merkwürdige Kulturstätte zu bieten.

Wer von Bamberg, der vieltürmigen, anmutigen Bischofsstadt, nordwärts wandert und die landschaftliche Schönheit des auch in völkergeschichtlicher Beziehung höchst merkwürdigen Mainthales bewundert hat, der verläßt in der Regel — sei es auf staubiger Heerstraße oder auf bequemeren Stahlschienen — im Anblicke des ehemaligen Fürstensitzes, der hochragenden Plassenburg, zu deren Füßen das gewerbthätige Kulmbach hingebreitet ist, das Rinnsal des segentragenden Fichtelkindes. Außer einigen gebrochenen Burgen und verlassenen Klöstern, begegnete bisher dem wohlgemuten Wanderer wenig, was seine gehobene Stimmung für länger hätte drücken können, aber hier, wo er von den eilenden Wassern des Mains Abschied zu nehmen gedenkt, drängen sich der merkwürdigen Erinnerungen viele in seine Brust. Der einstige Glanz und die fürstliche Pracht der ehemaligen Markgrafenherrschaft ist bis auf wenige traurige Spuren verschwunden. Die stummen Wände der alten Burg wiederhallen nimmer vom Gejauchze und Jubel wein- und liebetrunkener Kavaliere; Kettengerassel, Flüche und Seufzer festgehaltener Verbrecher stören jetzt die unheimliche Ruhe in den gespenstischen Räumen. Selbst der Schmuck der köstlichen Reben an den Gehängen der umliegenden Höhen wurde von den Frostnächten des Jahres 1709 zu Grunde gerichtet.

Oberhalb Kulmbach führen Straße und Eisenbahn in ein wiesenreiches, aber reizloses Seitenthal, das von einem plätschernden Flüßchen, von der Schorgast, bewässert und belebt wird. Diese hätte sich freilich schon zwei Stunden vor ihrer Mündung mit dem Sohne des Ochsenkopfes vereinigen können, wenn sie die zwischen Mauermarkt und Trebgast sich hinziehende Erdwulste hätte durchbrechen mögen. Aber stolz, wie die dereinst in ihrer Nähe hausenden Fremdlinge, wollte sie ihren Namen weitertragen in die Lande. So friedlich sie heute ihrem Ziele zueilt, so wildbrausend und verheerend ergoß sie sich zu anderen Zeiten über ihre Ufer, gleich den Wogen vorzeitlicher Völkerkämpfe, die in ihren damals finsteren Gründen zum Austrage kamen.

Die ältesten Niederlassungen, die von der Schorgast den Namen tragen, entwickelten sich nicht unmittelbar am Flüßchen selbst. Eine derselben verlor im Laufe von Jahrhunderten sogar die angestammte Bezeichnung. Außer Markt- und Ludwigschorgast bestand, wie aus vorhandenen, aber unbeachtet gebliebenen Urkunden ersichtlich ist, noch ein drittes Schorgast, das von keinem Historiker nach seines Namens Herkunft Erwähnung findet. Es ist dies Kupferberg.

Man erreicht es am bequemsten von Untersteinach aus auf der alten, von Kulmbach zur volkreichen Saale führenden

Heerstraße. Bei immerwährender Steigung durchschneidet diese, in kleinen Windungen nordöstlich führend, einen fruchtbaren Getreidegau und biegt später in die schluchtartige Wasserrinne des Arnitzbaches ein, beiderseits von finsteren Nadelwaldungen begleitet. In einer kesselartigen Erweiterung dieser Hochsenke liegt, in zwei Häuserreihen der Straße entlang gebaut, das bescheidene, von zerfressenen Mauern umringte Städtchen. Die nach drei Seiten geschlossene Umrahmung desselben bilden mäßig hohe Hügel, über welche des Segens Füllhorn von je her nur spärlich ausgegossen wurde. Der Getreidebau wird auch des rauhen Klimas wegen die aufgewandte Arbeit nie entsprechend lohnen; nur die Kartoffel hat zu reichem Gedeihen und gewünschter Güte die günstigsten Bedingungen gefunden. Noch üppiger, als diese, gedeiht die bastreiche Lieblingspflanze der Uransiedler, die, gesponnen und verwebt, als blendendweißes Linnen zum Stolz der Hausfrau die bunt bemalten Truhen füllt.

Die Höhen selbst gewähren eine sehr umfangreiche Fernsicht, allen voran der sonst gefürchtete Galgenberg, auf dem sich ein großer Teil des Fichtelgebirges, des Frankenjura und des Frankenwaldes überschauen läßt. Im Anblick all der Erdenherrlichkeit mag es den zum Strang Verurteilten hier recht schwer gefallen sein, auf lustiger Höhe unter Zwangsbeförderung aus dem Leben scheiden zu müssen. Nur der Name des Hügels gemahnt noch beim Gekrächze der darüber hinziehenden Raben an die Tage der hochnotpeinlichen Gerechtigkeit. Nach dem südlich vom Galgenberge liegenden, erzreichen Hügel erhielt das Städtchen seinen jetzigen Namen.



Schorgast zum Kupferberg.

Kupferberg war durch zwei Thore gesperrt; das untere mußte dem längst wachsenden Verkehre Platz machen, das obere, die Straße nach Leugast abschließende, ist noch erhalten, aber bereits auf den Abbruchsetat gesetzt. Die Stadtmauern, stellenweise ganz dem Boden gleich gemacht und seit 1723 durch Nichtbewilligung der bis dahin jährlich zur Ausbesserung verwendeten 25 Gulden dem fortschreitenden Verfall überlassen, stammen nachweislich aus dem 14. Jahrhundert, nachdem vom Fürstbischof Heinrich zu Bamberg 1326 den dortigen Inwohnern „wegen einer Stadtmauer ein Umgeld ausgesetzt und einzunehmen vergünstigt“ war.

Schorgast zum Kupferberg, wie es urkundlich genannt wird, verdankte seine Entstehung slawischen Ansiedlern, deren Väter im fünften Jahrhundert an der oberen Saale saßen und west- und südwestwärts langsam vorrückten. Die bergbaukundigen Eindringlinge mögen auch hier in den Bergen an der Schorgast, wie in jenen des Fichtelgebirges, Erze gemutet und gefunden haben. Wenn nicht zu behaupten ist, daß Niederlassungen schon vor Eröffnung der Bergwerke bestanden haben, so ist doch sicher anzunehmen, daß mit der Anlage der Bergwerke seitens der Ausbeuter derselben die Gründung von festen Wohnsitzen Hand in Hand gegangen sein wird.

Obwohl das Alter der Kupferbergwerke am Arnitzbach nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen werden kann, so läßt sich doch aus der großen Ausdehnung derselben, aus den nach Millionen Fuhren zählenden Schutt- und Schlackenmassen und aus dem frühzeitigen Aufblühen der daran entstandenen Ansiedelung der sichere Schluß machen, daß sie viel älter sein müssen, als nach den vorhandenen wenigen Urkunden angenommen wird. Möglich, daß sie dem Bergbau im nahen Fichtelgebirge, zu welchem die Landschaft geognostisch gerechnet wird, an Alter nicht nachstehen. Zweifellos waren sie schon vor 1340 in schwunghaften Betrieb genommen und lieferten reiches Erträgnis. Wäre das nicht der Fall gewesen, dann würde in einem Lehensbriefe desselben Jahres ein Rabin von Waldenfels den Ertrag aus Bergwerken, die auf seinen Gründen entdeckt werden können, nicht für sich und seine Nachkommen vorbehalten haben. Auch die Brüder Plassenberger eigneten in einem Einigungsbriefe von 1346 dem Hospital zu Kupferberg unter derselben Bedingung oder wie es in der Urkunde heißt, „dergestalt einen Acker vor dem Berge“ zu, daß, wenn Bergwerke darauf „erfunden werden sollten“, ihnen „ein Teil“ zufallen solle. Nutzbare Erze sind sonach in jener Gegend überall gemutet worden, und es muß auch deren Ausbeute lohnversprechend gewesen sein. Leider sind nur einige Bergwerksrechnungen an Ort und Stelle erhalten geblieben, weshalb eine Einsicht in den frühesten Betrieb unmöglich ist.

Nach dem Siebenjährigen Kriege waren die Werke bedeutend zurückgegangen, und beschränkte sich der Abbau durch 1 Steiger, 12 Häuer, 5 Knechte und 1 Jungen nur mehr auf wenige Gruben. Namentlich aufgeführt erscheinen damals als abbauwürdig die Martinsfundgrube mit Erbstollen, der Würmberger-, Veiter- und Kaiser Heinrichs-Zug mit Erbstollen, der blaue Schacht, die äußere Schachtgrube und die Franz Ludwig-Fundgrube. Ungefähr zwölf Jahre vor Auflösung des Hochstiftes Bamberg standen nur noch 7 Doppelhäuer neben 1 Schichtmeister, 1 Bergmeister, 1 Rechnungsleister, 1 Berg- und 1 Gegenschreiber in Arbeit. Der Ertrag aus den Bergwerken war damals schon so gering, daß nicht einmal die gemachten Ausgaben davon bestritten werden konnten, und doch bewegten sich die Schichtlöhne der Bergarbeiter nur zwischen 8 bis 12 Kreuzer.

Neben den Bergwerken stand die Vitriolhütte, in welcher blauer und weißer Vitriol erzeugt wurde. Aus der Grube „Falke", die etwas entfernter liegt und wohl als eine der ältesten der vorhandenen Gruben gelten mag, wurde Schwefelkies gewonnen, der in der Goldenen Adlerhütte am Kosserbache zur Herstellung von Schwefel und Vitriol diente. Der Name goldener Adler erinnert an die Anfang des 18. Jahrhunderts hier bestandene ansehnliche Zeche auf Kupfer und Vitriol, welche aber wegen starken Wasserzudranges und verminderter Ergiebigkeit der Kiese dem Verfall überlassen werden mußte. Noch vor wenigen Jahren wurde dort in besonderen Kästen und Trögen eine rötliche Erde geschlämmt. Gegenwärtig ist in den geschmackvoll hergestellten Gebäuden der Adlerhütte eine Türkischrotfärberei eingerichtet.

Nach der Aufhebung des Hochstiftes Bamberg wurden sämtliche Gruben des Bergreviers Kupferberg aufgelassen. Eine abermalige Inbetriebsetzung derselben wird einzig und allein von der Mächtigkeit der im Berge lagernden Erze abhängig sein. Der eingangs erwähnte Ingenieur, Leroux aus Amberg, besichtigte das Kupfererzbergwerk Marienzeche bei Ludwigschorgast, das Kupfer- und Zinkerzbergwerk Wilhelmszeche bei Neufang und ein Bergwerk bei Kupferberg; in letzterem werden seit mehreren Monate einige Bergleute beschäftigt.

Wie kam es nun, daß Kupferberg, welches ursprünglich Schorgast hieß, den angestammten Namen verlor?

Die junge Ansiedelung am Arnitzbach war seit ältesten Zeiten andechsisch, dann wurde sie meranisch und kam nach dem Vertrage von Langenstadt 1260 an das Hochstift Bamberg, welches schon lange vor der Besitzergreifung die Christianisierung der heidnischen, seßhaft gewordenen Slawen im nordöstlichen Franken mit besonderem Nachdrucke betrieb und mit Gründung vereinzelter Kirchen im Radenzgau das begonnene Glaubenswerk zu festigen strebte.

Eine Kirche von Scoregast ist bereits 1109 beurkundet. Propst Eberhard III. von St. Jakob in Bamberg opferte von 1170 an dem Altare St. Maria in Scoregast jährlich 40 Heller. Das Pfarr- und Patronatsrecht der Kirche wurde 1330 unter Bischof Wernthо der Scholasterie St. Jakob überlassen. Unterstellt blieb dieselbe dem Archidiakonat Kronach. Diese frühe Gründung in der entferntesten und unwirtlichsten Gegend des Hochstiftes beweist, daß dort schon längst blühende, reich bevölkerte Kulturstätten vorhanden waren.

Die Träger des Krummstabes wußten es klugerweise zu vermeiden, die eingewanderten Slawen, die mit außerordentlicher Zähigkeit an dem reizend Sinnlichen der heidnischen Gebräuche festhielten, plötzlich oder gar gewaltthätig zur christlichen Heilslehre hinüberzuführen. Sie trachteten vielmehr dahin, daß die alten Vorstellungen stückweise abgehoben und gegen neue Anschauungen ausgetauscht wurden, und waren besonders eifrig bemüht, die fremdsprachlichen Namen ihrer Niederlassungen durch einheimische zu ersetzen.

Scoregast, wahrscheinlich von Czorny = Finsternis (nicht von Schor = Feuer) und gast = Gauvorsteher hergeleitet, mag durch seine Lage am Kupferberg, aus dem die Anwohner den hauptsächlichsten Nutzen zogen, die günstigste Gelegenheit geboten haben, seines slawischen Namens entkleidet zu werden. Es wird in den ältesten Urkunden der dortigen Registratur, wenn auch noch immer Schorgast, doch mit dem Beisatze „zum Kupferberg" bezeichnet. Der Stammname Schorgast scheint jedoch nur kurze Zeit beibehalten worden zu sein, denn er kam später als Nebenbezeichnung in Minderwert, und die bereits zur Stadt erhobene Niederlassung wird noch aufgeführt als: „Kupferberg, gemeiniglich Schorgast geheißen". Endlich kam auch das überflüssig gewordene Schorgast außer Gebrauch. Der urkundlich geführte Stadtname blieb lange Zeit: „zum und auf dem Kupferberg".

Es scheint hier am Platze zu sein, auch eine dunkle, aber im Volke noch lebendige Sage hinzuweisen, die in Beziehung zur Nebenbezeichnung der beiden anderen Schorgast steht. Diese Sage kennt zwar den Stammsitz der Edlen de Scoregast auch nicht, aber sie nennt einen Ludwig und Marko dieses Namens. Ausgebrochene Fehden zwischen beiden wegen mutmaßlicher Verkürzung bei Raubverteilungen sollen zu Entzweiungen und dauernder Feindschaft geführt haben. Ersterer habe sich auf seinen festen Sitz Ludwigschorgast zurückgezogen und von dort aus die Landschaft unsicher gemacht, letzterer sei der Schrecken in der Umgebung seines Schlosses Markoschorgast geworden. Die älteste Schreibweise ist auch nicht Markt-, sondern Markschorgast.

Bischof Wernthо, Erbschenk von Reicheneck, erhob 1335 das mauerumfaßte Kupferberg zur Stadt. Die Bevölkerung daselbst muß in kurzer Zeit so rasch angewachsen sein, daß innerhalb der Mauern nicht mehr genügend Raum vorhanden war. Dies wird ersichtlich aus einem „Vertrag und Ordnung zwischen Bürgern in und außerhalb der Stadt".

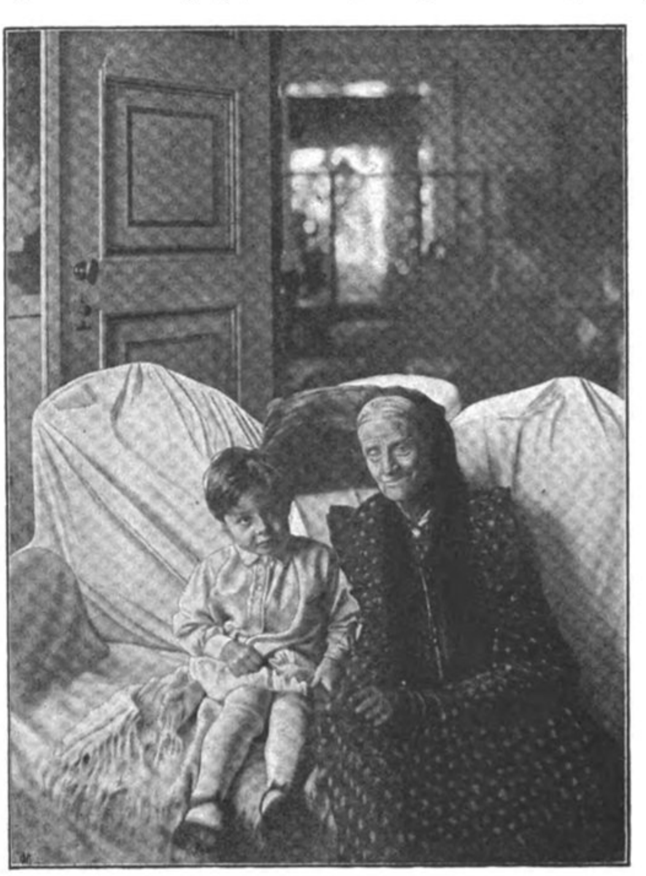
Vor den Stadtmauern lag auch die „Kirche auf dem Kupferberg" was schon aus dem Zusatze: prope villam Schorgast hervorgeht. Sie wurde später mit einem Hospital verbunden und dürfte als die älteste Kirche der Umgebung anzusehen sein. Sie muß sich auch eines besonders heiligen Rufes bei den Neubekehrten erfreut haben, weil Bischof Wernthо 1331 Veranlassung nahm, allen Besuchern derselben nach würdigem Empfang des heiligen Altarsakramentes einen Ablaß zu gewähren, zu dessen Erinnerung noch alljährlich im Herbste ein besonderes Fest gefeiert wird. Leider ging diese Kirche ihrem Verfalle entgegen, und das Hospital erhielt eine eigene, der heiligen Katharina geweihte Hauskapelle. Unter welchem Patrone die verfallene Kirche stand, das ist nicht anzugeben, denn die darauf bezüglichen Urkunden verschwanden im Albrechtschen Kriege 1552. Übrigens blieb die Kirche auf dem Kupferberg lange ein Sammelpunkt von Wallfahrern und erhielt sich dieses Ansehen bis zur Erbauung jener in Mariaweiher 1189 ungeschwächt fort. Wallfahrer kommen zwar noch jeden Sommer nach Kupferberg, aber nur zu kurzer Rast und Labe, denn das wunderthätigere Madonnabild in Weiher zog im Verlauf der Jahrhunderte die Verehrer der Schutzheiligen von Kupferberg (St. Maria oder St. Veit) größtenteils an sich.

(Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

† **Ihre Königl. Hoheit Frau Herzogin Maximilian.** Wir haben in letzter Nummer unter anderem ein Bild der glücklichen Mutter gegeben im Kreise ihrer geliebten Kinder. Es ist uns heute die Freude gewährt, ein seltenes hochwertvolles Seitenstück daneben zu stellen, Großmutter und Enkel. Wir geben die Reproduktion einer von Ihrer Königlichen Hoheit Frau Herzogin Karl Theodor vorgenommenen Aufnahme. An der Seite der Großmutter der jüngste Enkel, Herzog Franz Josef, das vierjährige jüngste Söhnchen des Herzogs Karl Theodor. J. K. Hoheit die Frau Herzogin geruhten huldvollst, uns die Wiedergabe des Bildes zu gestatten.

Oberpfälzische Nationaltrachten. Unsere letzten Bilder von Nationaltrachten führten Typen vergangener Jahrhunderte vor. Wir kehren mit unserem heutigen Bilde in die Gegenwart zurück. Wir erblicken die Gruppe oberpfälzischer Landleute, welche im September verflossenen Jahres beim landwirtschaftlichen Feste zu Neunburg vorm Wald Sr. Excellenz den Herrn Regierungspräsidenten Dr. v. Ziegler begrüßte. Die jungen Bursche tragen schwarzen flockigen Filzhut mit künstlichem Blumenschmucke, die Weste ist von geblümtem Sammet, die Jacke (Janker) von schwarzem oder blauem Tuche ist mit silbernen Knöpfen besetzt; die Lederhosen stecken in den hohen Stiefeln. Bei den älteren Männern tritt an Stelle des „Janker" der lange Rock. Die Mädchen sind mit der sogen. Bänderhaube geschmückt, einem kleinen weißen oder roten, bei den Verheirateten schwarzen Mützchen mit breiten gezackten Bändern. Ein seidenes Umschlagtuch ist über die Brust gebreitet, die Enden desselben werden in das Mieder oder „Röckl" gesteckt. Tuch, „Röckl" und Schurz sind in frohen bunten Farben gehalten. — Die Tracht wird von den Männern noch allgemein getragen, während leider das schöne Geschlecht sich der modernen Kleidung zuzuwenden beginnt. Im Hintergrund der Gruppe erblicken wir die Stadt Neunburg v./W. mit Kirche und Schloß. Das Arrangement des Bildes und die Hauptzeichnung verdanken wir der Liebenswürdigkeit des Herrn Sekretärs Dorrer von Neunburg.



Letztes Porträt I. K. Hoheit der Frau Herzogin Max.
Nach einer Aufnahme von J. K. Hoheit Frau Herzogin Karl Theodor.

Das Schlegelhängen. Schlegelhängen, was soll das heißen? In mehreren Orten des mittelfränkischen Kreises war nicht bloß in der „guten alten Zeit", sondern noch bis etwa vor fünfzig, sechzig Jahren das „Schlegelhängen" im Gebrauche. Was „drum und dran" ist, will das „Bayerland" erzählen.

Der Schlegel ist ein hölzernes Instrument von etwas über 2½ Fuß; das obere, ansehnlich dicke Ende verliert sich in einen stielartigen Auslauf. Also ein wirklicher, wahrhaftiger Schlegel, eigentlich Schlägel, der in den Türkenkriegen am richtigen Platze gewesen wäre. Aber dessen Bestimmung war eine ganz andere.

Die Romandichter schreiben, es gebe Augenblicke im menschlichen Leben, von denen man so recht sagen könne, sie „gefallen uns nicht", und so mag auch ein solcher gedacht haben, dem von amts- oder gemeindewegen der Schlegel an die Hausthür gehangen wurde. Um diesen den Blicken der schaulustigen Menge, die nötigenfalls auch für „den Spott" sorgte, bald zu entziehen, mußte er bei dem Gemeindeamte gegen eine entsprechende Summe ausgelöst werden.

Das kam so. Sonnenschein und Regen wechseln wohlthätig ab, wie Freud und Leid, und so soll in alter Zeit auch in der Ehe manchmal der Streit die Eintracht zur Thür hinausgejagt haben, und wie man von einem auf das andere kommt, gab es auch Donnerwetter und Hagelkörner. Wurde nun im Orte ruchbar, daß die männliche Ehehälfte grüne, blaue oder gelbe Stellen auf erhöhtem Grunde, oder Spuren eines Nachlasses von Fingernägeln im Angesichte erspähen ließ, so fällte der Gemeinderat das Urteil des Schlegelhängens, was der Büttel besorgte, und alsbald hing an der Hausthür des von zarten Händen bearbeiteten Hausherrn der Schlegel. Dieses Mittel muß von wunderbarer Wirkung gewesen sein, denn in unseren Tagen wurden diese Schlegel als überflüssig an die historischen Vereine abgegeben, in deren Sammlungen sich solche als Antiquitäten befinden.

Aus einer alten Reichsstadt. In den meisten Reichs- und anderen Städten stritten im 15. Jahrhunderte die Zünfte mit den „ehrbaren Geschlechtern", die seit langer Zeit das Stadtregiment in Händen hatten, um die wohlbesoldeten Ämter, und der Erfolg war fast überall, daß die Zünfte obenauf und zum Regimente kamen. So war es auch in der schwäbischen Reichs-, nun bayerischen Stadt Memmingen. Die Geschlechter rächten sich aber an dem neuen Stadtrate, wo und wie sie nur konnten. Als im Jahre 1470 der Kurfürst Albrecht von Brandenburg nach Memmingen kam, beschloß der Rat, daß, wer Pferde besäße, demselben entgegen reiten sollte, und ließ solches durch den Ratsknecht ansagen. Einer aus den Geschlechtern gab zur Antwort, „er hätt' kein Roß, sollt' ihm einen Zunftmeister satteln, darauf wollt' er hinaus reiten". Der Rat verwies den Hochmütigen aus der Stadt, „denn es wär' ein unziemlich Ding, daß ein Mensch den andern reiten sollte".

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Das Bayerland.
Illustrierte Wochenschrift für bayerische Geschichte und Landeskunde
Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.
№ 23. Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. 3. Jahrgang 1892.

Die Begutte von Speier.

Historische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert v. F. X. v. Badhauser.

(Fortsetzung.)

Als Bendit aus dem Hause trat, war Lothar ihm schnell zur Seite und versuchte, in der Furcht schwebend, jener könnte ihn verraten haben, anfänglich durch List die Ursache des Besuches bei dem Ratsherrn zu erfahren. Als er auf diese Weise nicht zum Ziele gelangte, begann er zu drohen:

„Elender Jude!“ rief er, „Du wagst es, mir zu trotzen, wo ist das Papier, das Du in Deine Tasche stecktest? Gib es her, oder ich werde Deine Taschen selbst durchsuchen.“

„Das werdet Ihr nicht thun“, entgegnete der Arzt mit Festigkeit, „Ihr würdet dadurch dem gestrengen Herrn Pfrumbaum einen schlechten Dienst erweisen.“

Lothar achtete der Worte nicht, sondern fuhr hitziger fort: „Heraus mit dem Papier, Verräter! oder ich mache meine Drohung zur Wahrheit, wenn ich gleich dadurch meine Hände verunreinigen würde.“

„Eure Worte machen Eurer Jugend wenig Ehre“, versetzte Bendit, „und ich weiche Eurer Gewalt. Habt Geduld, ich will Euch die Papiere geben.“

Bei diesen Worten fuhr er mit den Händen in die Tasche und nach einigem Zögern zog er das Päckchen heraus. Lothar griff hastig danach, allein ehe er es erreichte, flog es über ihn weg und im Augenblicke darauf schwamm es in der Flut des Speierbaches, welcher die Korngasse, wo sie sich eben befanden, durchschnitt und damals noch nicht überwölbt war.

„Nehmt es“, sprach Bendit spöttisch und wendete sich gegen den Kornmarkt, um seine Behausung in Alt-Speier zu erreichen. Einen Augenblick war Lothar sprachlos vor Wut dagestanden; alsdann aber rief er mit lauter Stimme: „Herbei Bürger, herbei, fahet den Brunnenvergifter, soeben hat er Gift in den Speierbach geworfen“.

Schnell hatte sich ein Pöbelhaufe zusammengerottet, welcher mit jedem Schritte an Zahl wuchs, und auch Bürger kamen mit in der Eile ergriffenen Wehren heran, das Verbrechen zu sühnen. Der unglückliche Bendit hatte das Weidenthor noch nicht erreicht, als er von einer wütenden Volksmenge angefallen und mit unzähligen Streichen zu Boden geschmettert wurde.

Wilder Jubel tönte durch die Straßen, und der Pöbel, welcher nun einmal Blut gesehen, war mit dem Morde des einzelnen nicht mehr zufrieden; das Haupt des unglücklichen Greises auf eine Stange gesteckt, zogen sie im Triumphe der Judenstraße zu, und das ihnen vorauseilende Geschrei war den Juden das Zeichen ihres Unterganges. Schnell verrammelten sie Thore und Fenster ihrer Häuser, um gegen den ersten Anlauf gesichert zu sein, einige gewannen auch noch Zeit, sich in der Stadt zu verbergen oder aus Speier zu entfliehen. Während sich nun die Juden auf den Angriff gefaßt machten, und das Volk mit wildem Geschrei gegen sie heranzog, war Lothar wieder gegen das Haus Pfrumbaums zurückgegangen, als er plötzlich hinter sich ein gebieterisches Halt vernahm. Als er sich umwandte, stand Georg vor ihm mit vor Zorn geröteten Wangen und die Hand an den Griff seines Schwertes gelegt.

„Was wollt Ihr?“ fragte Lothar mit gleichgültigem Tone, und mit einem verächtlichen Lächeln maß er den jungen Mann.

„Ihr könnt noch fragen", sagte Georg, mit vor Wut gepreßter Stimme, „Ihr, Verführer von armen Mädchen, Räuber meiner Braut, Mörder der armen Juden? Nicht abermals soll die Gegenwart eines Weibes Euch schützen; heraus mit Eurer Klinge und setzt Euch zur Wehr!"

„Ich bin kein Landfriedensbrecher", erwiderte Lothar kalt, „und es wird gut sein, Ihr steckt Eure Waffe ein, wenn Ihr nicht getürmt werden wollt."

„Feigling", entgegnete Georg, „sieh nur um Dich, ob keine Hilfe naht; Du hast Dich selbst ins Verderben gestürzt, denn der Aufruhr, den Du gestiftet, hat alle Leute aus dieser Straße weggezogen. Also zur Wehr, oder ich renne Dich nieder, wie einen räudigen Hund!"

Mit diesen Worten drang er auf den Münzer ein, welcher die Unmöglichkeit, dem Kampfe auszuweichen, einsehend, sich zur Wehr stellte. Lothar ersetzte die geringere Fertigkeit seines Armes durch kalte Besonnenheit, und so hatte der geübtere, aber vom Zorn erhitzte Georg einen gefährlichen Gegner. Einige Minuten währte der Kampf unentschieden, da erschollen die Schritte von Bewaffneten; es waren die Stadtsöldner, welche die Straße herauf kamen. Schon glaubte Lothar von dem wütenden Gegner sich befreit, aber in demselben Augenblicke drang seines Gegners Schwert in seine Brust, und röchelnd stürzte er zu Boden. Georg, der nahenden Wache vergessend, senkte sein Schwert und blickte schweigend auf den Sterbenden nieder; da faßten ihn die Soldaten; er aber, aus seinen Betrachtungen erwachend, schleuderte sie mit übermenschlicher Kraft bei Seite und mit drohendem Schwerte schlug er den Weg gegen den Dom ein, wobei ihm die Söldner auf dem Fuße folgten, ohne daß jedoch einer ihn zu fassen wagte. Da nahten aus einem Seitengäßchen andere Stadtsoldaten und diesen schrieen die hinteren entgegen: „Verrennt ihm den Weg nach dem Napfe!" Allein ehe diese den Sinn dieses Rufes noch recht verstanden, war Georg schon am Napfe angelangt, die drei Stufen hinaufgestiegen und mit einem raschen Sprunge stand er in dem steinernen Gefäße, welches als Asyl jedem Verbrecher Zuflucht gewährte.

Dieser große Behälter von Stein, in Speier unter dem Namen „der Napf" bekannt, stand auf dem Münsterplatze in Mitte der Straße auf einer drei Stufen hohen Grundlage und bildete die Grenze zwischen dem städtischen Gebiete und jenem des Doms. Wenn ein neugewählter Bischof in Speier einritt, so gab ihm die Bürgerschaft bis zu diesem Napfe das Geleite, wo sich alsdann der Bürgermeister und seine Begleitung mit den Worten zurückzog: „Gnädiger Herr! allhie geht unser Gebiet aus".

Hier stand alsdann bereits der Klerus, welcher den Kirchenfürsten in den Dom einführte. Zur Feier des Einzuges ließ der Bischof jedesmal ein Fuder Wein in den Napf laufen, woraus jedermann schöpfen und des neuen Seelenhirten Gesundheit trinken durfte. Zugleich aber diente der Napf auch als Zuflucht für Verbrecher, und Georg hatte, keinen Ausweg zur Flucht vor sich sehend, hier ebenfalls eine Freistätte gefunden. Auf sein Schwert gestützt, blickte er nun trotzig herab auf seine Verfolger, welche sich in Flüchen und leeren Drohungen erschöpften, alsdann aber sich entfernten, nachdem sie einige von ihnen zurückgelassen hatten, um ein Entrinnen des Totschlägers aus der Freistätte zu verhindern. Es war indessen dunkel geworden, und die Straßen waren still und öde, denn wer nicht sich dem Zuge gegen die Juden angeschlossen hatte, floh eiligst nach Hause, um nicht von der wütenden Menge Unbilden zu erfahren. Aus der Judengasse herüber ertönte aber verworrenes Getöse und wildes Geschrei, welches jedoch bald von der Hofglocke übertönt wurde, welche mit ernstem Rufe die Räte in den Rathof beschied. Ehe jedoch der Rat über die zu wählenden Maßregeln einig war, hatte sich das Schicksal der Juden bereits entschieden. Diese, in ihren Häusern eingeschlossen, versuchten anfänglich sich und die Ihrigen zu verteidigen; allein als die Menge Brechwerkzeuge herbeibrachte und zum Stürmen sich anschickte, als bereits die stark verrammelten Thore zu krachen begannen, und die Unglücklichen sich von jeder Hilfe entblößt sahen, da warfen sie verzweiflungsvoll den lodernden Feuerbrand in ihre Gemächer, um nicht lebend dem wütenden Volke in die Hände zu fallen und die gräßlichsten Mißhandlungen zu erdulden. Der aus den Häusern alsbald wirbelnde Rauch und die herausschlagenden Flammen trieben die Menge zurück, und sprachlos blickte sie auf das vor ihnen sich entwickelnde Schauspiel; binnen kurzer Zeit stand das ganze Judenquartier im Brande und das zum Himmel lodernde Feuer warf seinen roten Schein über die Stadt hin, und weit hinaus im Speiergau beleuchtete die Totenfackel der Juden die beschneiten Gefilde.

Dem Triebe der Selbsterhaltung folgend, hatten sich die Juden, obgleich sie den Brand selbst verursacht hatten, in die höheren Stockwerke zurückgezogen; mit Weib und Kindern den allmählich nahenden Tod erwartend, klammerten sie sich an einander, selbst jetzt noch fürchtend, getrennt zu werden, und durch die prasselnden Flammen tönten ihre lauten Gebete und Verwünschungen. Jetzt stürzte hier, jetzt dort ein Haus mit Krachen zusammen. Ein lauter Schrei ertönte, dann ward es wieder still, und die Flamme loderte wieder empor, gleichwie die Flut, wenn sie ihr Opfer verschlungen hat, wieder unaufhaltsam dahinrollt, ein Bild der Welt, wo der einzelne spurlos untergeht, und Millionen gefühllos über sein Grab wegschreiten. Zu spät hatte sich der Rat darüber verständigt, das Leben der Juden zu schonen, und die jetzt nahenden Söldner kamen eben recht, um den Pöbel zurückzutreiben und die Straße zu sperren, damit wenigstens die Schätze der Gemordeten dem Gemeindevermögen erhalten blieben. Das Volk wich willig zurück, denn das gräßliche Schauspiel hatte die Wut und Mordlust der Mehrzahl befriedigt, und die Minderheit, welche nebenbei reiche Beute zu machen gehofft hatte, mußte sich dem bewaffneten Befehle des Rates, wenn auch murrend, fügen.

Der in der Nähe sich begebende Vorfall hatte die Aufmerksamkeit der Söldner von dem Napfe abgewendet, und mit neugierigen Blicken schauten sie nach der Gegend hin, wo die Feuersäulen gen Himmel wirbelten, und woher das wilde Geschrei des Volkes erscholl. Diesen Augenblick benutzend, sprang Georg rasch herab und war schon etwa dreißig Schritte entfernt, als die Wächter seine Flucht bemerkten.

„Auf, ihm nach", schrie der Hinterste dem Georg zunächst Stehenden zu; allein dieser, ein Schwabe, schüttelte den Kopf und sprach: „Na, Peterle, lauf Du. Der verfluchte Kerl hat vorhin mich so gepackt, daß ich ihm nicht wieder in die Klaue fallen möchte." Während sie darüber stritten, wer ihn verfolgen solle, war jener bereits im Dunkel des zunächst gelegenen Seitengäßchens verschwunden und schon nach

kurzer Zeit befand er sich im Hause der Gossoltie, Marien gegenüber.

„Ich habe Dich und mich gerächt", sprach er hastig, „allein ich muß auch schnell aus Speier fliehen. Hier hast Du Geld, verlaß dieses Haus, meine alte Dienerin wird Dich aufnehmen; und dann erweise mir einen Dienst! Ich liebe die Tochter des Ratsherrn Pfrumbaum; jener schlechte Mensch hat mich verleumdet; gehe hin zu ihr, überbringe ihr meinen Gruß und erzähle ihr Deine Leiden, sie wird ihren Irrtum bereuen und soll mir treu bleiben, wie ich es bleibe; bald, wenn der erste Lärmen vorüber ist, sieht sie mich wieder."

Mit diesen Worten verließ er die vor Erstaunen sprachlose Marie, und ehe sie sich noch besinnen konnte, war Georg schon am Altpörtel, welches jedoch schon geschlossen war, und wo ihm der Thorwächter bedeutete, es dürfe auf Befehl des Rates niemand die Stadt verlassen.

„Dieser Befehl gilt ja nur den Juden und anderem Gesindel", erwiderte Georg mit erzwungenem Lachen; „kennst Du mich denn nicht, alter Thorwart, bin ich vielleicht auch ein Jude?"

„Nun, ich glaube selbst, daß ich es bei Euch wagen darf", erwiderte der Thorschließer, und ein Geschenk Georgs bestärkte ihn in seiner Meinung; er öffnete daher das Thor, und bald befand sich der Flüchtling außer dem Weichbilde der Stadt.

6.

Der Vater und sein Kind.

Die Nachricht von dem unglücklichen Ende Bendits, des von vielen geachteten Greises, hatte bei niemand eine größere Bestürzung und Teilnahme verursacht, als bei dem Ratsherrn Pfrumbaum. Wo befanden sich nun jetzt die Briefe, welche Bendit im Besitze hatte, und konnten sie jetzt nicht in Hände fallen, die sie zu seinem Nachteile gern benutzen würden? Zugleich waren aber auch durch des Juden Mitteiluug die edleren Gefühle in ihm aufgeregt worden, und er dachte mit bekümmertem Herzen an sein verlassenes Kind, an dessen Elend er Schuld trug. Die längst vergessene Jugend war aus der Vergangenheit aufgetaucht, Scham und Reue folterten sein Gemüt, und vergebens bemühte sich die zärtliche Elsbeth, den düstern Gram des geliebten Vaters zu bannen. Sie glaubte, Lothars plötzliches Ende habe den Vater so sehr angegriffen; allein, als sie ersah, daß derselbe mit Mißbilligung und Unwillen von dem getöteten Verlobten der Tochter sprach, welcher durch eine so schändliche Lüge, was freilich nur er wußte und die heller Denkenden vermuteten, das Verderben der armen unschuldigen Juden verursacht hatte, da konnte sie sich nicht verhehlen, daß dieser Gram eine tiefer liegende Ursache haben mußte, und sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit, um den Vater wieder fröhlich zu stimmen.

Pfrumbaum aber blieb düster und wortkarg; denn wie konnte er der engelreinen Tochter, welche ihn stets mit abgöttischer Liebe verehrt hatte, seine Sorge bekennen? Mochte es auch die Welt erfahren, mochte es ihn um Ansehen und Achtung bringen, es schien ihm nicht so schmerzlich, als die Achtung des Kindes zu verlieren, und er bangte daher vor jedem neuen Tag, befürchtend, sein Geheimnis möchte ruchbar werden.

Die Ruhe war bald wieder hergestellt worden; einige Juden, welche dem Tode entronnen waren, ließen sich taufen; die anderen erhielten mit Zurücklassung ihrer Habe freien Abzug, und die Aufmerksamkeit der Bürger lenkte sich nun auf den Prozeß gegen Georg, wegen des an Lothar begangenen Totschlages. Es hatte zwar ersterer geglaubt, daß ihn niemand erkannte, allein es fanden sich doch bald einige Personen, welche vom Fenster aus zugesehen hatten, und welche nun den Thäter anzeigten. Nachdem dieser bekannt war, trat alsbald die Familie Lothars klagend auf, und da die Zeugenaussagen einstimmig gegen Georg lauteten, so erstatteten die Montrichter [1]) an den Rat Bericht, welcher nun die Einleitung des Ungehorsamsverfahrens gegen den Flüchtling anordnete.

Während dieses sich im öffentlichen Leben der Reichsstadt begab, war auch im Hause der Familie Pfrumbaum eine Änderung eingetreten.

Der Ratsherr saß, in trübe Gedanken vertieft, eines Tages wieder in seinem Gemache, als sich die Thür öffnete, und Marie schüchtern eintrat. Als er dieselbe erblickte, blitzte die Erinnerung an die Geliebte seiner Jugend in ihm auf, und mit dem Ausrufe: „Katharina!" eilte er auf das Mädchen zu, mit den Armen sie umschlingend und seine Lippen auf ihre Stirne pressend. Heiße Thränen quollen aus den Augen des Münzers und rollten auf das Haupt des Kindes seiner Jugendliebe nieder, welches schluchzend in seinen Armen lag.

Lange hatten sie sich in stummer Umarmung gehalten; endlich wand sich Marie sanft aus des Ratsherrn Armen und mit wehmütigem Ernste sprach sie:

„Euer Benehmen gegen mich, gnädiger Herr, sind mir Beweis, daß leider Wahrheit ist, was ich nie hätte erfahren sollen. Ich bin übrigens nicht gekommen, Euch Vorwürfe zu sagen oder die Rechte des Kindes geltend zu machen. Ich habe keine Verwandte, keine Freunde, der Allmächtige allein ist mein Vater, denn er war es, als ich nicht wußte, daß ich noch einen irdischen Vater habe."

„Halt ein, Kind!" rief Pfrumbaum, „Deine Worte sind Dolchstiche; doch", setzte er dann sanfter bei, „fahre fort, ich habe die Schuld zu büßen", und das Haupt in die Hände verbergend, ließ er die Begutte weiter sprechen.

„Hier ist der Rücklaß meiner unglücklichen Mutter", fuhr sie fort und legte ein Päckchen Papiere auf den Tisch; „wäre ich nicht mit dem Unglücke schon vertraut gewesen, der Inhalt dieser Papiere hätte mich vielleicht tiefer ergriffen, als er es wirklich gethan hat. Nun aber habe ich noch eine Bitte an Euch, es ist die erste und letzte des Kindes an den Vater. Ihr habt eine Tochter, sie ist von einem jungen Manne geliebt, der ihr nicht gleich im Stand, wohl aber an Tugend und Vermögen ist; laßt sie glücklich werden, wenn sie des jungen Mannes Liebe erwidert. Ich bin demselben viel, sehr viel schuldig, er war mein Jugendgespiele, und aus Mitleid hat er es übernommen, den Verführer der schutzlosen Begutte zu strafen; sein Leben ist nun dafür dem Gesetze verfallen. Euer Einfluß wird seine Schuld mildern können, und darum fleht Euch Euer verstoßenes Kind an!" (Schluß folgt.)

[1]) Vier Räte mußten je einen Monat lang zu Gericht sitzen, woher sie Montrichter genannt wurden.



Eine alte Herzogsstadt.

Von J. G. Stark.

Wer je auf der Ostbahnlinie von Nürnberg nach Amberg fuhr, hat sicher die freundliche Stadt Sulzbach nicht übersehen, die auf hohen Dolomitfelsen weithinschauend sich aufbaut; und wen der Weg noch nicht in diesen Teil der Oberpfalz geführt hat, dem kann doch nimmermehr das Bild des Städtchens ein fremdes sein, das der Sulzbacher Kalender alljährlich weit und breit ins Land hinausträgt.

Möge es den lieben Lesern des „Bayerland" gefallen, sich heute einmal von dieser Stadt und ihrer ehrwürdigen Vergangenheit erzählen zu lassen.

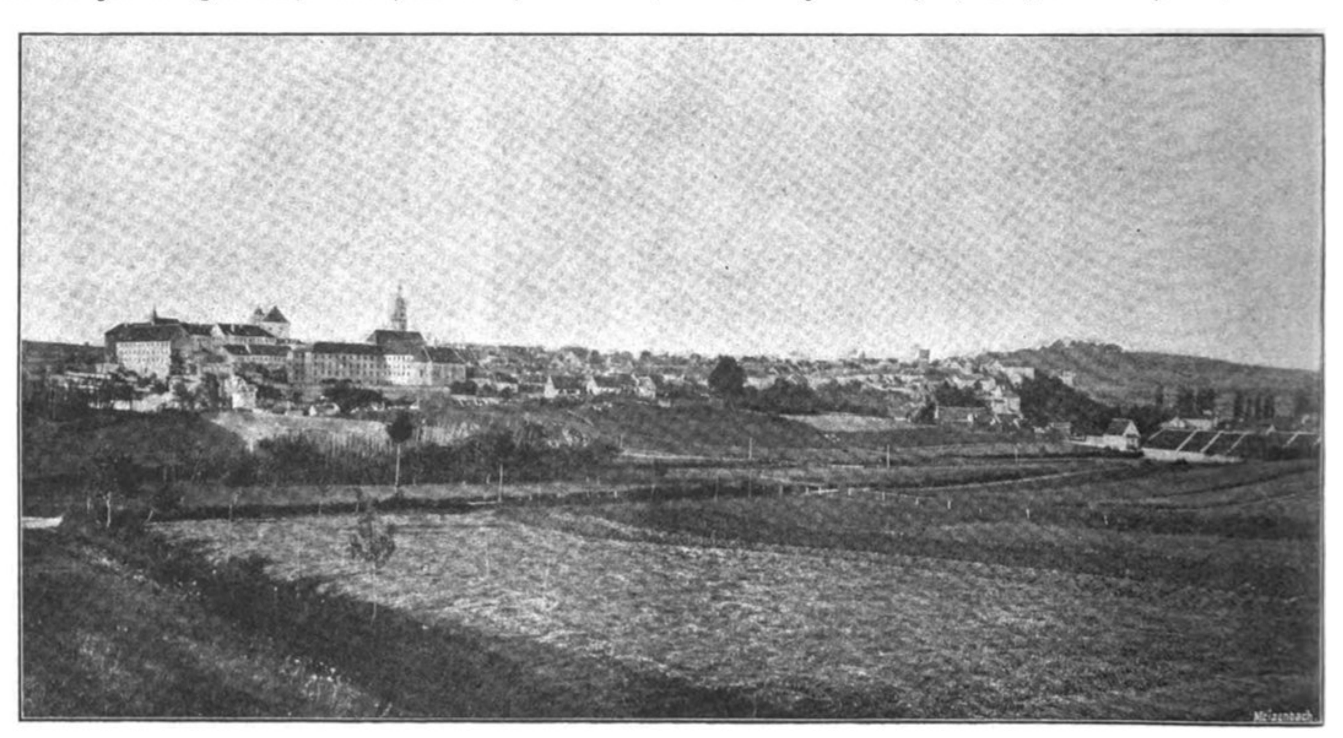
Mächtige Grafen und Herren haben hier das Regiment geführt, und Fürsten und Könige oft und gern in ihren Mauern geweilt. Zwei Kaiserinnen haben von hier aus den Thron bestiegen, Gertrude, die Gemahlin Konrads III. des Hohenstaufen, und Bertha, die sich dem griechischen Kaiser Emanuel Romanus vermählte. Und eng verwandt ist Sulzbachs Geschichte mit dem erhabenen Hause der Wittelsbacher, deren nicht wenige im hohen Schloß dahier gewohnt und in der Fürstengruft der Stadtkirche ihre letzte Ruhestätte gefunden haben.

Ins elfte Jahrhundert zurück reicht der Anfang der Geschichte unserer Herzogsstadt. Graf Gebhard I. von Kastl, ein Abkömmling der reichen und angesehenen Grafen von Babenberg, erbaute sich ums Jahr 1050 auf einer steilen Felsenhöhe, die er auf seinen Jagdzügen lieb gewonnen hatte, eine statttliche und feste Burg und gab ihr von dem tief im Thale fließenden Bach den Namen Sulzbach. Er verlegte seinen Wohnsitz hierher und nannte sich von da an Graf von Sulzbach. Seine Dienstmannen und Leibeigenen scharten sich um ihn, schufen sich in der Nähe der Burg gleichfalls ihre Wohnungen, und legten solcherweise den ersten Grund der Stadt.

Was Gebhard begonnen, vollendete sein Sohn Beringar I. Er umgab die Stadt mit Mauern und Türmen und verlieh ihr sein eigenes Wappen, das sie noch heute führt, sechs weiße Lilien in rotem Felde.

Mit Gebhard II. den sein kaiserlicher Schwager Konrad im Kreuzzug des Jahres 1147 mit der Führung des ersten Heerhaufens betraut hatte, endete die Reihe der Grafen von Sulzbach aus dem Hause Sulzbach, und die weibliche Linie der Grafen von Hirschberg gelangte zur Herrschaft, bis auch diese im Jahre 1305 ausstarben.

Der letzte von ihnen, Gebhard VII. hatte sein Land den Herzogen Rudolf und Ludwig vermacht, den Söhnen Ludwig des Streugen, und ein halbes Jahrhundert lang regierten von da an zum ersten Male Wittelsbachsche Fürsten über die Grafschaft Sulzbach.



Sulzbach in der Oberpfalz.

Doch schon 1354 wurde sie der Krone Böhmen verpfändet, und Kaiser Karl IV. nahm Besitz von der Grafschaft. Unendlich vieles hatte ihm die Stadt zu danken. Er erhob sie zur Hauptstadt von Neuböhmen, vergrößerte ihre Mauern, erweiterte ihre Kirche, bereicherte ihr Spital und Siechhaus und war insbesondere auf Hebung und Förderung des Bergbaus bedacht, der noch immer in unerschöpflichen Erzgängen fortblüht. Sie hat darum auch zu des Kaisers Ehren sein lebensgroßes Standbild mit Harnisch, Schwert und Wappen an der Außenseite der Pfarrkirche aufgerichtet.

Aber sein Sohn Wenzeslaus, dem er den Titel eines Grafen von Sulzbach gegeben hatte, verpfändete einen Teil der Herrschaft um 100000 Gulden neuerdings an Bayern,

und Herzog Johann, derselbe, welcher nachmals bei Gilters-ried die Hussiten aufs Haupt schlug, war Herr in Sulzbach.

Andere Bayernfürsten folgten ihm, bis durch den Landshuter Erbfolgekrieg das Sulzbacher Land wieder von den bayerischen Herrschern losgerissen wurde und an Ottheinrich I., den Pfalzgrafen von Neuburg gelangte. Unter ihm erfolgte 1542 die Einführung der Kirchenreformation in Stadt und Land, die sein Nachfolger Wolfgang aufs eifrigste förderte und befestigte.

Nach des kinderlosen Ottheinrichs II. Ableben fiel das Herzogtum Sulzbach an seinen Bruder Philipp Ludwig, dessen zweiter Sohn August das Haupt des Pfalz-Sulzbachschen Hauses wurde. Ihm folgte Christian August, der im Köllner Vergleich 1652 durch Aufrichtung des Simultaneums in seinem Lande die Teilung der Kirchengüter unter Protestanten und Katholiken durchführte und die Gotteshäuser den beiden Konfessionen zu gemeinsamem Gebrauch aufschloß.

Mit Karl Theodor, dem Kurfürsten in der Pfalz, der diese mit Bayern vereinigte (1777), erlosch nach einem Jahrhundert auch die Sulzbachsche Linie wieder, und das Herzogtum Sulzbach ward von nun an ein Bestandteil des bayerischen Staates. Und wechselvoll, wie die genannten Reihen ihrer Beherrscher waren auch die Geschicke unserer Stadt gewesen.

Festlicher Jubel erfüllte die Straßen, wenn Karl IV. in seiner neuböhmischen Hauptstadt Hof hielt. Prunkender Aufwand wurde entfaltet, als Ottheinrich II. mit seiner jugendlichen Gemahlin Dorothea Maria, des Herzogs Christoph von Württemberg blühender Tochter, in Sulzbach einzog; und als Herzog August 1620 seine Neuvermählte, die schleswig-holsteinische Fürstentochter Hedwig heimführte, da zogen dem jungen Paare die stattlich gerüsteten Bürger samt dem Rat der Stadt entgegen und geleiteten es unter Trompeten- und Paukenschall, unter Kanonendonner und Glockengeläute durch die freudig erregte Menge des Volkes zum festlich geschmückten Hoflager.



Aber oftmals im Lauf der Jahrhunderte wütete dagegen Pest und Hungersnot im Herzogtume, tobten Husiten und Schweden vor den Mauern der Stadt, unsägliches Elend verbreitend; verheerende Feuersbrünste durchzogen die Straßen, und religiöse Wirren schufen Verfolgung und Jammer.

Heute ist Sulzbach eine gewerbfleißige Stadt, deren Bürger, wenn auch konfessionell geschieden, friedlich und einträchtig zusammenwohnen, mit treuer Liebe ihrer Heimat wie ihrem Fürstenhause zugethan.

Von reinlichen Straßen durchzogen, gesund gelegen, mit schöner landschaftlicher Umgebung, verdient sie es, daß zahlreiche Gäste von nah und fern in ihr einkehren. Und wenn der freundliche Leser sich meiner Führung anvertrauen mag, will ich ihm noch ein Stündchen als Geleitsmann dienen durch die Stadt und um die Stadt; ich bin gewiß, er wird den kleinen Spaziergang nicht bereuen.

Vom Bahnhof auf einem hübschen Wiesenpfad gelangen wir über den forellenreichen Rosenbach an den Eingang der Stadt und dürfen uns nun freilich eine ziemlich steile, aber sehr gut gehaltene Straße nicht verdrießen lassen, bis wir den Marktplatz erreichen.

Schon unten im Thale fiel uns das stattliche Schloß in die Augen, das im Westen der Stadt auf jäh abfallendem Felsen thront. Es ist die einstige Residenz der Sulzbacher Herzoge, zuletzt von Franziska Maria Dorothea bewohnt, der Urgroßmutter unseres vielgeliebten Prinzregenten, welche am 15. November 1794 das Zeitliche segnete und als Letzte aus der Reihe der Wittelsbacher in der Sulzbacher Fürstengruft bestattet wurde.

Bald nach dem Tode der Pfalzgräfin gingen die weit-

läufigen Gebäude durch Kauf an den Kommerzienrat Johann Esaias v. Seidel über, der mit außerordentlichem Kostenaufwand die ehrwürdige Stammburg des Sulzbachschen Zweiges der erlauchten Wittelsbacher vor der Vernichtung rettete und die Druckerei seiner weitbekannten Buchhandlung in einen Teil des Schlosses verlegte, bis dasselbe im Jahre 1862 vom Staat zurückerworben und als weibliche Gefangenanstalt eingerichtet wurde.

Die nördliche Seite des Marktplatzes wird von der in gotischem Stil gehaltenen Simultanpfarrkirche begrenzt, die aus dem 15. Jahrhundert stammt, aber, von Feuersbrünsten und Erdbeben heimgesucht, durch öftere Umbauten und Neubauten ihren ursprünglichen Charakter teilweise eingebüßt hat. Sie birgt, wie schon erwähnt, die Gruft der Sulzbacher Fürsten, in welcher 14 Eichensärge ruhen. Ältere Zinnsärge aus den Jahren 1582 bis 1664 wurden, weil sie beschädigt befunden waren, 1781 auf kurfürstlichen Befehl geöffnet und nebst den Kleinodien, die sie enthielten, nach München verbracht, während ein gemeinschaftlicher Steinsarkophag die noch vorhandenen Überreste der fürstlichen Leichen aufnahm.

Vor wenig Jahren hat die königliche Huld des Prinz-Regenten die Fenster im Chor der Kirche mit zwei prachtvollen Glasgemälden geschmückt, die Anbetung der Hirten und der Weisen darstellend.

Nahe der Kirche dürfen wir das altgotische Rathaus nicht übersehen, mit zierlichem Giebel und kunstreicher Rosette über dem vorspringenden Erker, in welchen der geräumige Saal des oberen Stockwerks ausmündet.

Ansehnliche Privatgebäude, nach einem verheerenden Brande im Jahre 1822 neu erstanden, bilden die südliche Front des Marktplatzes, von welchem wir noch einen Blick in die breite lichte Rosenbergerstraße werfen und uns dann durch die Neustadt in die prächtige Lindenallee begeben, welche im Norden und Osten der Stadt sich hinzieht.

Von Herzog Theodor zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gepflanzt, gewähren die mächtigen Bäume einen weiten schattenreichen Laubgang, um den manch andere Stadt die Sulzbacher beneiden möchte. Jenseit des Grabens sehen wir noch wohlerhalten die alten Mauern mit ihren Wehrtürmen, da und dort von üppigen Epheuranken überkleidet, ein Bild, wie es uns etwa in Nürnberg oder Rothenburg wieder begegnet.

Nun aber lenken wir unsere Schritte nach dem Annaberg, dieser Perle unserer Herzogsstadt. Mäßig steigt ein kleines Viertelstündchen der baumreiche Pfad den Hügel hinan, auf welchem Christian August zum Gedächtnis seines Übertritts zur katholischen Kirche (1656) eine Kapelle, der heiligen Anna geweiht, erbauen ließ. Eine wundervolle Rundsicht belohnt uns dort oben für die leichte Mühe des Weges.

Da zeigt sich nordwärts der Rauhe Kulm und hinter ihm das ganze Fichtelgebirge von der Kösseine bis zum Ochsenkopf und Schneeberg den überraschten Blicken. Östlich auf steiler Höhe erhebt sich die Mariahilfkirche der Nachbarstadt Amberg, und weit am äußersten Horizont sehen wir die runde Kuppe des Arber sich wölben. Südwärts gewendet, qualmen dicht zu unseren Füßen die mächtigen Essen des ausgedehnten Rosenberger Hüttenwerkes, welchem die Drahtseilbahn aus den reichen Gruben am Annaberg selbst und am Etzmannsberg Tag um Tag gewaltige Mengen des wertvollen Erzes zuführen. Und fern im Westen reihen sich zum lieblichen Kranz die schön geschwungenen Wellenlinien und zackigen Kronen der waldigen Höhen, welche bei Hersbruck das Thal der Pegnitz begleiten, während in nächster Nähe auf der Sohle des fruchtbaren Thales das Hochbild unserer alten Fürstenstadt sich aufbaut.

Hast Du, lieber Leser, diese Umschau genossen, wenn die scheidende Sonne über die weite Landschaft ihr Licht in goldenen Fluten ausgoß, gewiß, Du wirst Sulzbach und seinen Annaberg nimmer vergessen!

Vom Schlittenfahren der Münchener Geschlechter.

Ein kulturhistorisches Bild aus alter Zeit.

Von Dr. Max Jäger.

(Schluß.)

Die Münchener hatten nun wenigstens etwas gewonnen, und wenn es auch nichts weiter war, als eine kurze Frist. Immer noch schwebte über den wohlweisen Häuptern der ehrsamen Patrizier dräuend das Schwert des Damokles: Die Schlittenfahrt ohne Schlittenbahn. Noch hatte der Himmel sich ihrer nicht erbarmt und immer noch nicht die holperigen Straßen erbarmungsvoll zu einer glitschrigen Gleisbahn verwandelt, darum richteten sie bei der Rückkehr des Herzogs nach München am 31. Januar neuerdings an ihn die Bitte, sie von der beschwerlichen Fahrt zu entbinden, weil „es nit allain etlichen vnseren alten schwachen Frawen, auf den plossen Stainen ohne ainicher schlittenbann herum zu fahren ganz beschwerlich fallen, sonder auch bey der gemain etwas verclainerlich sein wurde, So dann noch bis dato khein schnee wetter, auch morgen der heilig Abent vnnser lieben frawen Liechtmessen“ u. s. w. —

Am 7. Februar erfloß darauf aus der „Gehaimen Canzley“ „aus gstn bevelch Sr. Dl. Herzog Maximilian in bayrn“ die Antwort, daß der Fürst trotz der Ursache zur Ahndung, „daß sie zu bestimbter vnd gewohnlichen Zeitt nit vmbgefahren, nochmals mit Ernst befohlen haben wolle, das sie ain solches noch zwischen hie und Fasnacht Unfelbarlich verrichten, es wäre dann, das sies nit schuldig zu sein für vnd auf Zu legen hetten, des wöllen als dann S. H. Dl. von Inen vernemen vnd sich darauf verner gst. resolviren“. —

Nun, sollte man glauben, hätten die guten Geschlechter wohl keinen Ausweg mehr gehabt und sich dem unbeugsamen Willen des Herzogs fügen müssen; allein wie in der Komödie sich Scene um Scene steigert, bis der Knoten der dramatischen Verschlingung sich durch die plötzlich hereinbrechende Peripetie entwirrt, so gestalten sich die Verhandlungen um die Schlittenfahrt immer bewegter, selbst wenn die ins Treffen geführten Argumente bloß auf Trug und nicht auf dem Boden der Wahrheit beruhen. Um jeden Preis wollen die Münchener sich der Schlittenfahrt entledigen und, wie der Herzog zäh an seinem Scheine festhält und weder etwas davon sehen

noch etwas davon hören will, daß noch immer kein Schnee vom Himmel fiel, da entsagen sie diesem Vorsatze selbst dann nicht, als der Umschlag der Witterung sie des triftigsten und vernünftigsten Weigerungsgrundes beraubt. Der inzwischen eingetretene Schneefall hat den Boden für die Schlittenfahrt geschaffen und ihnen den Boden für den Widerstand entzogen, darum wandten sie sich, mit Verschlagenheit ein neues Hindernis entdeckend, am 13. Februar abermals mit einer Entschuldigungsschrift an den Herzog, worin sie ihre Treue, Ergebenheit und — ihren guten Willen ausdrücklich betonen. Dann fahren sie fort:

„So dann etlicher massen ajn schlittenpan angefallen, alls weren wier vnderthenigist vorhabens gewesen, E. F. Drtl. zue vnderthenigisten Ehren, vnd vnsern Frawen vnnd Jungfrawen zue ergezlichkhait auf khünfftigen Sontag herumbzuefahren, Aber E. Frl. Drtl. khünden wier vnberichtet nit lassen, das vnerhofft verhünderung und ungelegenheit eingefallen, dann nit allein wir auf dero herrn hofraths vnnd Casstners Casparn Lerchenfelders vnd seines Sohnes Albrechten Lerchenfelders, auch E. Fr. Drlcht. Cammerraths, alls vnsers Geschlechts verwanthen, anhalten vnd ersuchen zue sein Albrechten Lerchenfelders vorhabenden hochzeitlichen ehrentag, alten gebrauch nach, vnser Drinckhstuben vergunnth, vnd mehrers thails auch selbst geladene Gast sein, alsio zue dem herumbfahren, die Trinckhstuben, wie vonnötten, nit haben, noch den Jenigen, so auß E. Frl. Drlt. Officieren, vnd anderen, dem Geschlecht zugethanes Hofgesünd, so alten brauch nach auch mitfahren, ainiche Ehr, nit beweisen khundten, sonder es thun auch etliche auß vnserm Innern Raths mittl, alls Michael bart vnd hanshörl, alls vnter der vier eltisten Bürgermaister, vnd auf den ersten schilden (Schlitten), alten gebrauch nach, fahren sollen, khranckh sein, nit weniger etliche vnser Frawen in der Kündelpöth, vnd theils sonsten ybel auf, alsio vns für diß Jar solch Herumbfahren, nit allain solcher eingefallner vnuerhoffter verhinderung, anch anderer zuuor vnderthenigist angedeutter vrsachen halben, ganz vngelegenlich, sonnder besorglich wier in solcher clainen anzahl sein wurden, das E. Frl. Dtl. wier hiemit wenig ehr erzaigen khunden". Ganz wehmütig bitten sie deshalb, sie entweder von der Schlittenfahrt ganz zu entbürden oder wenigstens „bis auf den andern Sontag hünumb, da anders ain schlittenbann sein wierdet, genedigiste dilation zu erlassen". Den auferlegten Beweis, „das wier solch Herumbfahren nit schuldig", können sie vorläufig nicht liefern, deshalb wollen sie „mit ehisten weiteren vnderthenigisten bericht anfüegen" und rufen unter abermaliger Versicherung des Gehorsams die herzogliche Gnade an.

Trotz diesen stets sich wiederholenden Beteuerungen und trotz der zu Schau getragenen Biederkeit und Treuherzigkeit war es schließlich mit der Geduld des Herzogs zu Ende. Zwar schien er nicht zu wissen oder wenigstens nicht wissen zu wollen, daß die Hochzeitfeier des „Lerchenfelders" eitel Vorwand war, indem die wirkliche bereits acht Tage vorher zu Augsburg stattgefunden hatte, und hier nur eine Fortsetzung davon begangen werden sollte, indessen schlägt seine „Signatur" an „Die von München" diesmal einen ganz kategorischen Ton an. Er macht ihnen den Standpunkt klar: „S. Frl. Drtl. gar nit begern, das die von München allein ir Frl. Drlt. zur vnderthenigisten ehren, auch ir frawen vnd Junckfrawen ergözlichkhait, wie sie öfters andeutten, sondern wöllen, das sie von allem gebrauch vnd herkhomens wegen herumbfahren sollen. Kühnden auch in fürgewandter entschuldigung für erhöblich nit halten, danach Jr. Frl. Drlt. nit sechen, warum des Lerchenfelders Hochzeit mit dem Herumbfahren hindere, noch warumb sie der trinkhstuben darzu so hoch bedürffen, vnd versehen sich selbsten, das dieienige, so kranckh vnd erhebliche bekhante Vrsach haben nit mit herumbfahren khünden. Es werden aber die von München für sich selbsten darauf zu gedenkhen wissen, das sie dennoch in solcher anzahl herumbfahren, das es inen selbst nit mehr verkhleinerlich seie. Wie sie dann, wenn sie mit Vleiß darobhalten, wol thun khünden, vnd stellen Jr. Dlt. inen gleichwol haimb, ob sie morgen Sontags herumb fahren wöllen." Dann heißt es weiter, sie hätten es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie bei allenfallsiger Witterungsänderung „auf den stainen" herumfahren müssen. Ganz ironisch behält die Weisung zum Schlusse sich noch vor, auf den erwarteten angebotenen Nachweis, daß sie zur Fahrt durch keine Verbindlichkeit gezwungen seien, „sich der gebür darüber zu resolviren".

Dessen ungeachtet lassen „die von München" den Mut noch nicht sinken. Der „Burgermaister Im Ambt" Christoph Schrenckh versammelt nach der „Abends spatt vmb halbe fünff Vhr" erhaltenen Zustellung oben angegebener „Signatur" noch „einen Inneren Rhat" und liest den Erlaß vor, der nach der edlen Herren Ansicht Unmögliches heischt. Darum schicken sie wiederum eine Petition an den Herzog ab (datiert vom 14. Febr.) und stellen ihm unter den üblichen Erklärungen vor: „Nun were vnns nichts liebers gewesen, dieweil E. Frl. Dlt. berürtes Herumbfahren auf morgen gnädigist begert, dann dissals daroben vnnterthenigist zu wilfahren. Wenn aber in solcher eil die nottwendige Zuebereitung vnd Bestellung der schlitten vnnd all aunderer sachen wie auch das ansagen, so sonnst allezeit ein tag oder zwen zuvor sein sollte, nit mer khünden geschehen, angesehen Jr vil des Geschlechtes selber nit Roß haben, sonder sich erst annder werz herr miessen fürsehen, wie auch die Stuben bereit E. Fürstl. Drlt. Camerrath dem Jungen Lerchenfelder auf Morgen zu seiner abent hochzeit znegesagt, darinnen sonnsten des ganzen Geschlechts zusamen Khomfft zum Herumbfahren angestelt, Item nach dem Herumbfahren den alten Gebrauch nach ain Refection den geschlechts verwonnten gegeben wirdt, Welches sie als ein alt herkhomen auch nit dahinden noch abkhomen lassen." — Aus diesen Gründen singen sie das alte Lied um Entschuldigung für dieses Mal, doch den „Konnfftigen Sonntag" wollen sie fahren, soferne noch „ain Schlitten weg". „Auf den Gegenfahl" wird natürlich des Fürsten gnädigste Nachsicht erbeten.

Sie fuhren also in der That nicht. Schlau diplomatisierend fanden sie aber einen neuen Schleichweg, um auch dem „Herumbfahren auf khinfftigen Sonntag" zu entrinnen. Der Herzog hatte sich nämlich inzwischen auf sein Schloß Lichtenberg am Lech begeben, und seine Abwesenheit ward zu einem neuen Kniff benutzt, indem sie an „deroselben geheimen Rhat, Obristen Canntzler vnnd Pflegern zu Marquartstein Herrn Joachimen Donrsperger als der Zeit Obristen Marschalckh-Ambtsverwalter" (er ist der Ahnherr der Freiherrn v. Donnersberg) ersuchen „das zu solchem Herumbfahren, wie von Alters die hof Trometer vnnd gefert von E. fürstl. Drlcht. Marstall auch verordnet würden". Da aber „mergedachter Herr Obrister Canntzler solches nit für Rhatsam gehalten",

so wird die willkommene Gelegenheit benutzt, um die Fahrt „biß auf khonnfftigen Sonntag hernach als Herrn Faßnacht abermals ein (zu) stellen“. In ehrerbietigster Weise wird dies dem Landesherrn unterbreitet, selbstverständlich wieder mit dem Zusatze, man bitte unterthänigst um gänzliche Dispens für den Fall, daß „weitter khein schlittweeg sein wurde“. Datum den 20. Februar.

Was blieb dem Herzog übrig? In seinem „bschaid“ von Lichtenberg am 21. Februar läßt er es bezüglich der Einstellung und Verschiebung auf den Fastnachtsonntag „bewenden“ und behält sich bloß bis zu seiner „Anhaimbskonfft“ vor „genedigst (zu) resolvirn auf den Fahl es kain schlitten Pann haben sollte“.

Diese gab es aber zum großen Leidwesen der unglücklichen Rathsherren, sie fanden keinen Ausweg mehr, dem alten Brauch nicht zu genügen. — Allein sie hatten sich einmal in den Kopf gesetzt, die odiose Pflicht ganz von sich abzuwälzen, und ehe das laufende Jahr zu Rüste ging und geraume Zeit bevor das neu beginnende sie wieder in die Schlitten zwang, am 26. Dezember 1604, nahte „Burgermaister vnd Rath“ vorbauend wiederum dem Herzoge mit einer wohlstilisierten, äußerst umfangreichen, herzerweichenden Bittschrift um gnädigsten Erlaß der Schlittenfahrt im kommenden Jahre. Höchst weitspurig wird die altbewährte Treue, der pünktliche Gehorsam aufs neue zum Zeugen guter Gesinnung aufgerufen; es wird zugestanden, daß sie den Nachweis einer Nichtverpflichtung zur Fahrt nicht zu liefern im stande seien, der Ursprung der hergebrachten Sitte beruhe jedoch sicherlich nicht auf „ainicher schuldigkheit“, sondern bestimmt nur in ihrem freien Willen, um wie in anderen fürstlichen Haupt- und Reichsstädten gleichfalls die „fürnembsten aines Jeden orts Ihrer Obrigkeit“ zu ehren. Das wird weitläufig auseinandergesetzt. Nun spielen sie aber ihren letzten, den Haupttrumpf, aus: ihre eigene Ehre, denn alle anderen Mittel: Krankheit der Frauen sind schon zu sehr verbraucht, um noch Wirkung zu versprechen, und ob der Winter wieder ohne Schneefall verlaufe, darauf konnte man doch nicht so ohne weiters rechnen. Wären die wohlweisen Geschlechter bereits in unseren Klassikern belesen gewesen, wie es Männern von Bildung und Erziehung zukommt, so hätten sie wahrscheinlich citiert: „Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu zieh'n“. Da aber die Anführung dieser Sentenz damals noch nicht möglich war, so klagen sie: „Wie aber sonnsten in andern sachen auch beschicht, vnd die welt beschaffen, das gemainclich das Gute zum Argen gedeutet würde, alls ist vns auch mit diesem Herumbfahren nunmehro etlich Jar heero beschehen, das man nit allain gemainclich vnter dem Pöfel, sonder auch wol an ander orthen dauon spötlich geredt, alls geschehe es vns, vnd den Geschlechtsverwanthen zu sonderem spott, vnd wegen ainer vor alters verschuldter straff. Vnd obwoln solches an Ime selbs der vngrund, so ist es doch soweit erschollen, das nit allain, vnd zwaar eben dieses Herumbfahrens vnd desshalben entstandener verclainerung halben niemand in diese patriciatus dignitatem zu vnns zuestellen begert, sonder auch Ire vil die von Iren Eltern heero vil Jar darinnen gewesen, sich selbs dauon abziehen, vnd entëüssern, vnd daraus nunmehr vns so uil verachtung entstanndten, das wir es mit vnnseren khündern, in heürathen vnd anderm merkhlich entgelten müessen, auch die Geschlechts verwanthen also abgenommen, das wir khaum die 6 Geschlechts Personen des äussern Raths, wie bisheero in brauch gewesen, ersezen mögen“.

Aus diesen Ursachen beteiligen sich, so wird weiter ausgeführt, überhaupt nur mehr wenige Personen an der Schlittenpartie, es gereicht jedoch nicht bloß ihnen zur „verclainerung“, sondern auch „E. fürstl. Dlcht. hierdurch ain schlechte Ehr erzaigt“ wird, wenn man glaubt, daß die Fahrt sein müsse und „zwaar aus vnserer voreltern verwarchung“. In beweglichster Tonart wird das Thema noch seitenlang variiert.

Aber der Herzog ließ sich nicht erweichen. Die Patrizier mußten ungeachtet aller Bitten und all' ihres Sträubens auch im Jahre 1605 die Schlittenfahrt vollenden und ebenso noch drei Winter hindurch. Nirgends steht jedoch zu lesen, ob der sparsame Herzog sich durch das Herkommen selbst so weit gebunden erachtet habe, um das Wildbret zu dem üblichen Mahle zu liefern, wie es einst der Brauch gewesen war, und woran man ihn unterthänigst zu mahnen nicht vergessen hatte: es wird wohl kaum der Fall gewesen sein.

Endlich, im Jahre 1608, erbarmte sich der Fürst der armen Geplagten und erließ die Fahrt, weshalb „Bürgermaister und Rath“ unterm „10. Martij“ sich langausholend und tiefgerührt über diesen Akt landesväterlicher Huld gebührend bedanken.

Schorgast zum Kupferberg.

Ein Beitrag zur Ortsgeschichte Bayerns. Von J. Gareis.

(Schluß.)

Mit dem raschen Aufblühen Kupferbergs ging, wie überall, die Verarmung einzelner Hand in Hand. Aber der Niedergang auf der einen Seite spornte anderseits die Mildthätigkeit der Vermöglicheren zur werkthätigen Liebe für den entbehrenden Mitmenschen an. Dafür legen in dem Städtchen die milden, aus frühesten Zeiten stammenden Stiftungen beredtes Zeugnis ab. Wo ist eine Ortschaft in jener Gegend, die eine gleich alte und großartige Stiftung aufweisen kann, wie jene des Hospitals zu Kupferberg? Gründer desselben war der dortige Inwohner Konrad Kürschner, 1332. Thomas Kürschner, Bruder oder Verwandter des Vorgenannten, stiftete fünf Jahre später noch vieles hinzu, so daß jetzt die ganze Schankung mit weiteren Zuwendungen anderer Gutthäter 517 Tagwerk Gründe, meist Waldungen, umfaßt. Der Zweck dieses Stiftes besteht in der „Erhaltung, Labung und Ernährung armer, kranker, dürftiger und schwacher Menschen“.

Aus einer Beschwerde der Spitalpfründner von 1634 gegen den anscheinend spitzbübischen Pfleger Hopf ist zu ersehen, was der Inhaber einer Pfründe außer Verköstigung und Beherbergung zu erhalten hatte: 1. Geld zur besonderen Labung in Krankheitsfällen, 2. Heringsgeld in der Fastenzeit, welches sich auf eine 1484 um 60 Gulden gestiftete, ewige Tonne

Heringe zurückführen läßt, 3. Eiergeld im Sommer, am Karfreitag und zu Ostern, 4. Bier während der ganzen Fasten- und Adventszeit und 5. Sommer- und Winterkleider. Im ganzen mußten für die Pfründner 14 Lachter Holz — ein Lachter = eine schwere Fuhr mit zwei Pferden — abgegeben werden. Trugen die Spitalinwohner dieses Holz selbst heim, so konnten sie für ihre Arbeit den ortsüblichen Lohn beanspruchen. Zur Charakteristik des Pflegers ist noch bemerkt, daß er für Anschaffung eines schwarzwollenen Rockes zwei Reichsthaler verrechnet habe, während derselbe Pfründner sich einen gleichen um fünf Batzen gekauft habe, der ihm ebenso lieb sei.

Das stetige Anwachsen der Bevölkerung des Städtchens, sowie der starke Zudrang der Wallfahrer hatte selbstverständlich auch eine Erschwerung der Seelsorge im Gefolge, und diese sollte durch fromme Stiftungen Erleichterung finden. Eine Konfirmationsurkunde von 1357 legt Zeugnis ab von der Stiftung eines Frühmeßbenefiziums, welchem die Errichtung eines Engelmeßbenefiziums folgte. Von Rats- und anderen Bürgern wurde 1396 ein Mittelmeßbenefizium gegründet, so genannt, weil der Nutznießer dieser Stiftung wöchentlich ein Mal auf dem Katharinenaltare in der Pfarrkirche während der durch den Pfarrer zu lesenden Pfarrmesse die Stiftsmesse lesen mußte. Das Spitalbenefizium stammt aus dem Jahre 1450.

Nach einem Vertrage von 1511 mußte dem Pfarrer der Zehent von Kälbern, Schweinen, Schafen, Geißen und Gänsen gereicht werden. Seine Gegenleistung bestand in der Haltung eines Zuchtstiers, Schweinsbären und Geißbockes. Bezüglich des Schweinezehents war noch besonders bestimmt worden, daß „derjenige, welcher einmal eine Suz (d. h. weibliches Schwein) gab, das andere Mal einen Recken zu geben hatte“.

Als „Präsent“ erhielt damals der Pfarrer für eine Messe 10 Pfennig bezahlt und, wenn sie gesungen wurde, noch 3 Pfennig für Bier.

Der Schulmeister hatte während der ganzen Fastenzeit jeden Tag das Essen im Pfarrhause nebst 3 Pfennig für ein Quart Bier zu erhalten, an den übrigen Tagen im Jahre jedoch nur nach einer gesungenen Messe oder Vesper. Ausgenommen hiervon waren die Wochenfasttage, an welchen er 3 Pfennig für Bier bekommen mußte.

Das Gründungsjahr der Pfarrei kann nicht nachgewiesen werden. Aus einer Konfirmationsurkunde ist aber zu vermuten, daß sie schon lange vor der Gründung des Hospitals bestanden haben dürfte. Im Dreißigjährigen Kriege wurde sie aufgelöst, um 1649 wieder neugegründet zu werden; wenigstens fangen in diesem Jahre die vorhandenen Pfarrmatrikel an.

Das jetzige Kirchengebäude, innerlich rein gotisch ausgeführt, stammt aus dem 15. Jahrhundert, also aus jener Zeit, da die Hussiten unter Procop, dem Geschornen, die Kirche bei Neufang 1430 schon zerstört hatten.

Von der Marienkirche (Heilingkirche) auf dem Pfarrfelde unweit des Dorfes Neufang und in nächster Nähe bedeutender Bergwerke hat sich ein altersgrauer, aber wetterfester, 15 m hoher Mauerbrockenrest bis auf den heutigen Tag erhalten. Nach den Grundmauern muß dieselbe von beträchtlichem Umfange gewesen sein. Sie stand hoch oben auf dem Westufer des in finsterer Tiefe dahinbrausenden Kosserbaches. Eine größere Ortschaft wird um dieselbe nicht gegründet worden sein, weil der Zuzug neuer Ansiedler seine Grenzen gehabt haben wird, und die bereits bestehenden Niederlassungen ohne zwingende Gründe nicht aufgegeben werden mochten.

Kehren wir wieder zu Kupferberg zurück!

Es war früher nicht leicht, Bürger des Städtchens am Arnitzbach zu werden, denn seit 1610 betrug die Gebühr für das Bürgerrecht 200 Gulden nebst 12 Gulden Bürgergeld. Wiederholte Bestätigung fand diese Gebühr 1728 durch die Bambergische Regierung, nachdem vom Rate der Stadt wahrscheinlich wegen allzu großer Ermäßigung dieser Taxen „viele liederliche Personen als Bürger aufgenommen wurden, vor denen auf der Flur nichts sicher sei“.

Die hochfürstliche Regierung ist im übrigen den Kupferbergern sehr zugethan gewesen. In einer Verordnung von 1717 bezüglich eines Bierstreites zwischen Kupferberg und Guttenberg heißt es, daß in ungemischten Dörfern, also in solchen ohne Bambergische Unterthanen, das Bier geholt werden kann, wo es zu haben, daß es aber in gemischten Dörfern nur aus Kupferberg bezogen werden dürfe. Besagter Streit endete mit einer Niederlage der Guttenberger nach fünf Jahren. Hieraus läßt sich freilich nicht ersehen, ob das Bier auch gut und kräftig gewesen, aber gern muß es getrunken worden sein, weil über häufige Gassen- und Wirtshausschlägereien geklagt wird, wobei dem Nachtwächter zur Pflicht gemacht wurde, bei dergleichen Vorkommnissen sich durch „lautes Schreien und Rufen auf das allerbeste bemerkbar“ zu machen.

Nicht lange nach jener Begünstigung des Bierausführens sah sich der Rat der Stadt in die Lage versetzt, einen Bierbeschauervertrag zu errichten, nach welchem die Visitatoren das Gelübde abzulegen hatten, gutes Bier für gutes und geringes für geringes anzusehen und mit keinem Wirte zu heucheln oder ihm durch die Finger zu schauen. Zugleich wurde auch den Fleischbeschauern der strenge Auftrag erteilt, das Fleisch zu untersuchen, ob es nicht „toll“ oder „unsinnig“ oder gar räudig sei. Von 1745 an mußte bei Vermeidung von 10 Gulden Strafe jeder Bürgermeister monatlich selbst Visitationen bei Wirten, Bäckern und Metzgern vornehmen. Es durfte kein Metzger ein Kalb unter dem Alter von drei Wochen schlachten, auch war er gehalten, wenigstens im Winter nur von gemästeten Ochsen Fleisch zu verkaufen.

Von den vielen Drangsalen, die seit Jahrhunderten das Städtchen heimsuchten, sei hier nur auf das Elend hingewiesen, das die häufige Einquartierung fremder Truppen sowie die Bereitstellung fast unerschwinglicher Kriegskosten im Hussiten-, Dreißigjährigen-, Albrechtschen-, Siebenjährigen- und französischen Kriege im Gefolge hatte. „Fast nicht der halbe Teil kann sich mit dem lieben Haberbrod ersättigen“, so wird in einem Dokumente ohne Jahreszahl geklagt. „Das Getreide muß teils unreif geschnitten, teils auf dem Felde stehen gelassen werden.“

Die großen Brände von 1725, 1756 und 1768, denen leider auch viele Urkunden zum Opfer fielen, dann die mehrmaligen Hagelschläge rafften vom Wohlstand noch vollends hinweg, was die Furien des Krieges übrig gelassen hatten. Zwar schwang sich die Stadt im gegenwärtigen Jahrhundert wieder etwas empor, vermochte aber nimmer so aufzublühen, wie in der ersten Zeit seines Bestehens unter der Herrschaft des Krummstabes.

Kupferberg war früher der Sitz des Oberamtes von sieben umliegenden Halsgerichten. Nachdem es 1803 bei der Aufhebung des Hochstiftes Bamberg bayerisch geworden, der

städtischen Verfassung verlustig gegangen und im sog Tausch- und Grenzpurifikationsvertrage mit Preußen diesem Staate zugefallen war, wurde 1805 das Oberamt aufgehoben und das in Marktschorgast aufgelöste Justizamt dorthin verlegt.

Nach der Schlacht von Jena blieb es unter französische Administration gestellt, bis es nach dem Vertrage mit Frankreich 1810 Bayern wiederholt einverleibt wurde.

Das Justizamt wurde hierauf auch aufgehoben; das Amtsgebäude blieb leer stehen, 1823 nach langwierigen, inneren Kämpfen ward es von der Gemeinde zu Schulzwecken angekauft.

Hatte schon mit der Aufhebung des Oberamtes das Städtchen empfindliche Schädigung erlitten, so mußte mit der gänzlichen Einstellung des Bergbaues und der gleichzeitigen Auflösung der Bergamtsverwaltung seine letzte und stärkste Hilfsquelle versiegen. Die ärmere Bevölkerung war daher genötigt, sich naheliegenden Industriezweigen zuzuwenden, während der Minderteil der Einwohner nach wie vor aus dem Betriebe der Landwirtschaft und Vieh-, hauptsächlich Schweinezucht möglichen Nutzen zu erzielen strebte. Kupferberg hat die Erlaubnis zur Abhaltung von Viehmärkten; diese können aber jenen begünstigteren von Kulmbach und Stadtsteinach gegenüber nicht aufkommen; nur fünf Standmärkte bringen im Jahre noch etwas Leben und Bewegung in das einsame Bergstädtchen.

Der spätere Bürger von Kupferberg hielt im Gegensatze zu seinen ältesten Vorfahren stets an der Scholle fest, neben welcher er aufgewachsen war. Der Gedanke, sein Glück in der Fremde aufzusuchen, kam ihm nie in den Sinn. Lieber wollte er bei kärglichstem Verdienste am eigenen Herde unter Mühe und Schweiß sein Schwarzbrot essen, als getrennt von der Heimstatt den Freuden ungewissen Überflusses sich hingeben.

Das in großer Menge vorhandene, wertvolle Gestein seiner Heimatberge nicht minder wie der außerordentliche Reichtum an Nutzholz muß nun dem fleißigen Völkchen dazu dienen, neue Quellen des Segens aufzuschließen. Der Päterlesberg, 20 Minuten nördlich von Kupferberg, eine 593 m hohe, mächtige Felskuppe mit spärlicher Vegetation, besteht größtenteils aus Serpentin, der schon in ältesten Zeiten zur Paterlafabrikation Verwendung fand. In eigenen Öfen geschmolzen, diente die flüssige, glasartige Masse zu Knöpfen, Paternosterkugeln und Rosenkranzperlen. Leider sind mit der Erkaltung des frommen, mittelalterlichen Glaubenssinnes auch die Paterlaöfen kalt geworden. Jetzt werden auf künstlerischem Wege noch Mörser, Reibschalen, Briefbeschwerer u. dgl. aus Serpentin hergestellt.

Die an der Straße südlich von Kupferberg vereinzelt zu Tage tretenden Basaltkegel werden seit Jahrzehnten ausgesprengt und liefern vortreffliches Material zur Beschotterung der Straßen. Der vorkommende gelbe Schiefer wird zum Dachdecken verwendet.

In neuerer Zeit bürgerte sich die Holzschnitzerei dort ein und werden solch' feine und begehrte Artikel angefertigt, daß die jetzt beschäftigten 60 Schnitzer vollauf zu thun haben, um den Bestellungen aus den Absatzgebieten Nürnberg, Frankfurt, Berlin, Liegnitz &c. nachzukommen.

Ein Teil der ärmeren Inwohner nahm seine Zuflucht zum Webstuhl, um wenigstens geringen Ersatz für entgangenen Verdienst zu finden, indes die schwächere Ehehälfte mit den erwachsenen Töchtern durch Weißstickerei und Handschuhnäherei den kärglichen Webelohn zu ergänzen trachtet. Aber eine gründliche Besserung in den Lebensverhältnissen der Bewohner von Kupferberg kann nur dann wieder eintreten, wenn die erwähnte Instandsetzung der verlassenen Kupferbergwerke Thatsache wird.

Der Berggeist am Rauhen Külm.

Von Karl Zettel.



Hastig wirft der alte Ull Axt und Säge sich um den schon gebeugten Rücken; er achtet nicht der tief verschneiten Wege, will er ja heute wieder zu des Rauhen Kulmes Höhen emporklimmen, wo der Himmel nicht geweitet ist in durchsichtiger Klarheit, sondern nur schneebedeckte Fichten, vom Winternebel eingesponnen, düster emporragen. In den Nadeln schrillt und klagt der Wind.

„Brause nur da droben, braunes, altes Geäste!" höhnt der Mann mit der Axt, „du mußt doch nieder in den Schnee, find' ich anders die bekannte Steige!"

Martha, des wildfahrigen Mannes Eheweib flehte noch unter der Thür: „Ach, Ull, laß Dich beugsam finden! Geh heute nicht wieder zur Kulmerhöh'! Suche Dir Abholz und Reisig in den tieferen Gründen! Ach, wüßtest Du, wie weh mir ist ums Herz! Der Berggeist zürnt Dir, Du weißt es, und nimmermehr blüht Dir Segen dort oben! Hast Du's denn vergessen, daß Dir der ungnädige Geist schon sieben Äxte vom besten Stahl genommen hat, worauf Du leer und ohne Ausbeute zu Thale steigen mußtest? Darum bleibe; die frühe Morgenstunde ist Dir unhold; mich weht es an wie kalter Schauer, Ull bleibe!"

„Alte, was jammerst Du da in alberner Weiberfurcht? Ich soll mich beugen? Ich, der Ull, dem neidischen und grämlichen Kulmvogt! Sind sieben Beile hin, so sei es auch das achte! Ich hole mir die Fichte." Sprach's und nahm kecktrotzig seinen Anstieg. Im fahlen Frühschein wählte er sich lachend die höchste und schönste im ganzen Fichtenkranze. Bald weckten hundert Schläge den Wiederhall, bis endlich der stolze Baum niederprasselte. Mit einem wilden Siegesjauchzen schwenkte der Alte das verschweißte Hütlein, doch schnell des unheimlichen Geistes gedenkend, preßte er krampfhaft die frevlerische Axt an sich. Aber schon zieht und zerrt es wieder an derselben, und so heftig der Uller sich stemmt und wehrt, mit einem Ruck ist sie weg aus Arm und Auge. Er starrte eine Weile, dann wollte er eine gräßliche Verwünschung ausrufen,

doch, horch, aus den Wipfeln grauer Stämme tönt's wie dumpfer Geisterchor, und schaurig dringt es ihm zu Ohren:

„Geh, Du starrsinniger Thor, und dank es meiner Güte, daß ich Dir nur die Axt nahm und Dich selbst verschonte! Die Bäume sind in meinem Bann und Schirm, und Götterzorn erfaßt mich, wenn ein Frevler naht. Jede Axt ist meine Beute. Mit den Äxten aber, die ich hole, schlage ich dann nach den Schlimmen im Lande. Wer es aber wagen sollte, auf die zu schmählen, die in liebendem Vertrauen nach meinem Bergwald ziehen, um dort Schutz und Rast zu suchen, der wird meiner Rache nicht entfliehen, und selbst die geweihte Klosterzelle entgeht nicht der Strafe des Berggeistes!"

Tiefer Goldglanz spielte sich durch das Gefieder des Waldes. Der Uller aber stieg bebenden Herzens zu Thale. Er war ein anderer geworden; mit reuevollem Eifer kündete er in Feld und Forst, allüberall, wohin sein Fuß sich kehrte, die Macht des Berggeistes am Rauhen Kulm.

Kleine Mitteilungen.

Gedenktage der Königl. Familie. Vor fünfzig Jahren, am 23. Februar 1842, verlobte sich Kronprinz Maximilian mit Prinzessin Marie von Preußen. Am 8. März desselben Jahres fand mit außerordentlichem Ceremoniell die feierliche Anwerbung Seiner Königl. Hoheit des Erzherzogs von Österreich und Erbprinzen Franz Ferdinand von Modena um die Hand Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Adelgunde von Bayern statt. Mit dem feierlichen Anwerbungsakte war betraut der außerordentliche Gesandte, Staatsrat, Kämmerer und Obersthofmeister Excellenz Graf von Forni. Die Vermählung fand am 30. März 1842 statt.

Nachruf an Wallenstein. Im k. Archiv zu Nürnberg befindet sich folgender, zur Zeit der Ermordung Wallensteins (25. Februar 1634) geschriebener Nachruf an diesen berühmten Feldherrn:

Valet des Herzogen von Friedland:
Hinweg der Albertus fährt,
Dem große Herzogtümer gehört,
Von fremden Gütern sich ernährt,
Kaiser, König und Fürsten bethört,
Grafen und Herrn betteln gelehrt,
Den Feind gestärkt und gemehrt,
Viel Bäum und Galgen beschwert,
Wider seinen Herrn sich empört,
Die Kirche Gottes verstört,
Sich zum Catechismus bekehrt.
Die Welt ist sein nit werth,
Jetzt sei er dem Henker verehrt,
Zum Galgen, Feuer, Rad und Schwert,
Der Teufel sein nit lang entbehrt,
Weil er ihme im Anfang beschert.

Zwei Berchtesgadener Sagen. 1. Die stoanern Schwestern. Links von der Achen, wenn man von Berchtesgad'n nach Schellenberg will, san zwoa hoche Felsspitzen, des san dö stoanern Schwestern. Da war sunst a guate Alm. Do oben san, 's is aber scho lang her, zwoa Sendrinen gwesen, scho jung und sauber, wies da bei Berchtesgad'n wachs'n und da Brauch is. An am Sunta, do hobns woll'n zum Tanz gehn und scho in aller frua habns sich putzt und g'richt und b'sunders die älter hat schöne Zopf'n gmacht ganz künstli und a greans Bandl dazwischen. Do hat's grod im Kloster unten d'Wandlung g'läut und die jünger hats Kreuz g'macht und 's Herz klopft, und a die älter g'stoßn, aber dö hot g'spöttelt und g'sagt: „Wandlung hi, Wandlung her, a schöner Zopf'n gilt mir mehr!" Aber bald danach is a schiechs Wetter kumma gar bittern scharf, und die ganze Alm is versunk'n und d' Madl san zu Stoan worn, und konntst's heunt no segn als g'rechti Straf für ihren Frevel.

2. Der stoanerne Tanzplatz. Wenn's d' von Dürrnberg herüber auf's Roßfeld gehst und von do übern Hahnakam, Bertlsgod'n zua, na kummst bei der Ofneralm grod untern hohen Göll an den Platz, den stoanern Tanzplatz. Eb'n is, schnur eb'n, aber Stoaner liegn do grod gnua, von Zähl'n gar koa Red. Dös is aber a so kumma. Do san zwoa Bauernhöf g'standen; Viech, Geld und Sach gnua habn's ghabt, und dorum san dö Bauern stolz und hoffärti worn, der Übermuath hot's plagt und die Arma habn's veracht. A mal habn's mit Buttalaib kugelt und tanzt dazua. Jetz is dös Maß vollgwes'n. Vom Göll hat's auf oamal runter donnert, tausend milliona Stoaner san runter kugelt, habn alles z'trümmert, bedeckt und verschütt, die Bauernhöf mit samt die Bauern.

Ein lustiger Kauz. 1564 kam ein Hexenbeschwörer nach Augsburg und verkündete, daß er am 20. April alle Hexen in der Nachbarschaft bei Mühlhausen, einem nahegelegenen Dorfe, zusammen beschwören wolle und verursachte, daß „viele fürwitzige „Leute, an denen zu Augsburg niemal Mangel gewesen, diese „schöne Versammlung mit an zu sehen, hinaus gelauffen, und da „sie niemand, als sich selbst, dorten gesehen, mit großem Spott „zurückgekommen".

Der Neujahrstanz der Nürnberger Tuchmacher. Wir geben heute ein Bild der farbenreichen, phantasievollen Feste, wie sie früher hervorragende Innungen und Gewerbe zu begehen pflegten. Unser Bild ist die Reproduktion eines Stiches, zu finden bei J. C. Berndt, Kupferstecher, wohnhaft am Bohnersberg, im blauen Löwen, das Exemplar kostet 6 Kreutzer. Es ist die „Wahre Abbildung des schönen Umzuges, so in der Heil. Röm. freyen Stadt Nürnberg mit Oberherrlicher Erlaubnis von der Löblichen Brüderschaft des Tuchmacher-Handwerks zu ihrem gewöhnlichen Neujahrstanz nach Wöhrd anno 1768, den 11. Januarius solenniter ist gehalten worden. Dem Originalkupferstiche ist folgender erklärender Text beigegeben: „Historische Nachricht, der Übergabe nach woher es kommt, daß die löbliche Tuchmacherprofession Kron, Scepter, zwei burgundische Kreuz, wie auch den Mohren im Wappen führen dürfen. So dienet hiemit, daß dieselben von Kaiser Karolo V. freyheit erlanget, weil sie ein ganzes Leibregiment ausmachten, mit dem Kaiser nach Afrikam gezogen und unter Anführung des tapferen Feldherrn Cortesio anno 1521, nachdem sie sich sechzigmal mit den Mexikanern geschlagen, das ganze große Königreich in drei Monaten durch die Waffen Caroli unter österreichische Gewalt gebracht und den Mohren zum Gedächtnis in ihren Fahnen zu führen erhalten haben.

Als nun Ihre Kayserliche Majestät, Carl V., 1527 aus Afrika nach Italien wieder zurückgekommen und die Not allda abermalen aufs Neue vor Augen sahen, und sich nicht genugsam helfen konnten, wandten sie sich wieder zu den Tuchmachern und sagten: Ich habe Euch herzlich werth und ist mir leid für Euch, indem ich vermeinet, Wir hätten vor diesmal Ungemach und Gefahr genug überstanden. So sey es denn noch einmal, wie mein Symbolum allzeit ist, plus ultra, kämpfet.

Ich habe Euch Macht gegeben, Kron und Scepter auf Euren Herbergen zu führen. Ich will Euch auch das Burgundische Creutz dazu verehren, wann Ihr Euch abermalen ritterlich haltet und

meine Feinde überwinden helfet. Gleich darauf haben wir den Herzog so männlich und tapfer angegriffen, daß im dritten Angriff nicht nur seine ganze Armee zertrennet und totaliter geschlagen sondern Er auch selbsten gefangen und sich daher an Ihre kayserliche Majestät ergeben und Gnade bey denselben suchen müssen. (Wir brauchen unsere Leser nicht besonders darauf aufmerksam zu machen, welch naive historische Unwissenheit der gute Stecher Berndt in seiner Erklärung kundgibt.) Um nun diese Kayserliche Gnade der Welt bekannt zu machen und nicht ausser Augen zu setzen, ist auch den Tuchmachern auf geziemendes Ansuchen vergönnt worden, zu gewissen Zeiten, nemlich mit Anfang des Neuen Jahrs unter Herbeytragung oben berührter Insignien nebst andern auf ihrer Herberge habender Pretiosis mit Federbüschen auf den Hüten und zierlichen Kleidungen, sowohl in der Stadt als zu Wöhrd, einen öffentlichen Umzug und sodann auf dem Wöhrder Rathaus einen Tanz zu halten, von dannen sie sich in das Wirtshaus zur „Goldenen Schwane" verfügen und nach gehaltener Mahlzeit und gewöhnlicher Lustbarkeit diesen Aktum drei Tage fortgesetzt und mit Einigkeit friedlich beschlossen haben.

Erklärung der angemerkten Ziffern: 1. Das Wirtshaus zur „goldenen Schwane" in Wöhrd. 2. Das Tuchmacherwappen mit ihrem Privilegio. 3. Ein Korporal. 4. Zwei Soldaten. 5. Die Musikanten. 6. Der Keller, mit einem Pokal roten Weins. 7. Ungefähr 12 Knaben mit goldenen Bechern. 8. Der Umsager im Habit. 9. Der Fähnrich mit der Staatsfahne. 10. Zwei Platzgesellen führen einen Meister. 11. Zwei Platzgesellen führen den Ladenschreiber. 12. Ladengesell mit dem Scepter. 13. Zwei Ladengesellen mit der Kron. 14. Der zweite Fähnrich. 15. Zwei Gesellen tragen das erste burgundische Kreuz. 16. Zwei derselben das zweite burgundische Kreuz. 17. Der vierte Ladengesell trägt den Willkomm. 18. Trägt die Schenkkandel, die andern zwei Weinkandeln. 19. Der andere zinnerne Willkomm, wird getragen von zwei Mann begleitet. 20. Trägt den Gesellenbecher. 21. Tragen die Schuß-Spuhlen. 22. Trägt den Kard-Span. 23. Die übrige Bruderschaft zwei und zwei gehen mit Mänteln, Federhüten und Degen. 24. Zwei Soldaten beschließen den Zug.



Der Neujahrsumzug der Nürnberger Tuchmacher. Nach einem Kupferstich von J. C. Berndt.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Die Begutte von Speier.

Historische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert v. F. X. v. Badhauser.

(Schluß.)

Bei dem Worte Begutte war der Münzer aufgefahren und hatte Marien mit stieren Blicken betrachtet; ihre Kleidung bewies die Wahrhaftigkeit ihrer Worte, und als sie jetzt schwieg, rief er, verzweiflungsvoll die Hände ringend: „O Gott, so straffst Du an dem unschuldigen Kinde den Fehltritt des Vaters, und so büßt nun zugleich der Vater durch das Kind sein Vergehen! Lothar, unglückliches Mädchen, der Verlobte meiner Elisabeth, Dein Verführer, und Georg unschuldig! Ha, diese schändliche Tücke, die meinem Kinde das Herz brach und mir bittern Gram bereitete!" „Ja, liebes Kind!" setzte er nach einer Pause hinzu, „Deine Bitte soll gewährt sein, wenn es in meiner Macht steht. Nun aber höre auch Du den Vater, den Du lieben, nicht verachten sollst. Ich liebte Deine Mutter warm und innig, wie die erste Liebe zu lieben vermag. Da meine Verwandten das Geheimnis meines Herzens erfuhren, suchten sie anfangs durch Vorstellungen meine Leidenschaft zu erkälten, und als dieses mißlang, wußten sie meine Eifersucht rege zu machen; von dieser gefoltert, bewachte ich Deine Mutter mit mißtrauischen Blicken, und ein unglücklicher Zufall brachte es dahin, daß ich sie für treulos hielt; vergebens beteuerte die Arme ihre Unschuld, vergebens flossen ihre Thränen, geblendet von der Leidenschaft, verließ ich sie. Wie oft habe ich in heißem Gebet Vergebung für mich und Segen für sie vom Himmel erfleht! Ich sah sie in diesem Leben nie mehr; o, wie bitter ist die Erinnerung an sie! Sie war sanft wie ein Engel, und sie hat mir gewiß in ihrer letzten Stunde verziehen, daß ich die Blume ihrer Jugend geknickt und ihre Ruhe gestört habe."

„Ja, sie war sanft wie ein Engel", schluchzte Marie, „und ihr Verlust war der Anfang meines Unglücks, mit ihr starb meine Freundin und Beschützerin."

„Beruhige Dich", entgegnete Pfrumbaum, „ich will, wenn auch spät, Dein Schirmvogt sein; schwer lastet der Gedanke auf mir, daß ich die Schuld Deines Unglücks trage, und meine künftige Handlungsweise soll der Beweis meiner echten Reue sein. Erzähle mir nun die Geschichte Deines Lebens, gutes Kind, und sei versichert, daß nicht Neugier, sondern die Teilnahme des Vaters dieses Begehren stellt."

Marie nahm den ihr gebotenen Sitz an und begann, ihren Lebenslauf seit den frühesten Tagen ihrer Erinnerungen bis zum gegenwärtigen Zeitpunkte dem Ratsherrn mitzuteilen. Als sie von ihrem stillen, häuslichen Leben im Hause der Mutter, von deren Krankheit, von deren Sterben sprach, da flossen seine Thränen mit den ihrigen, als sie aber endlich von Lothar erzählte, da ward sein Gesicht von Zorn gerötet, welchen er durch laute Äußerungen des Unwillens zu erkennen gab.

„Den Frieden Deines Herzens kann ich Dir nicht zurückgeben, armes Kind", sprach er, als sie ihre Erzählung geendet hatte, „allein ich will wenigstens für Deine Zukunft sorgen, und werde jeden Deiner Wünsche, der im Bereiche der Möglichkeit liegt, erfüllen."

„Für mich habe ich nichts zu bitten", sprach Marie sanft, gönnt mir dieses Kleid, das ich lieb gewonnen, und laßt mich jetzt wieder scheiden. Ich habe die Bitte des flüchtigen Georg erfüllt, Ihr werdet demnach das Weitere zu thun wissen, und somit ist meine Aufgabe vollendet. Kein Mensch soll von

meinen Lippen erfahren, was ich Euch bin, es ist für Euch, für mich so besser; darum lebt wohl und denkt, alles sei nur ein Traum gewesen, und ich sei gestorben, dann wird Euch Eure Reue weniger schmerzlich sein."

„Edles Mädchen", rief der Münzer und drückte Marie an die Brust, „Du hast Recht, ich bin bereits verachtet von einem Kinde; wenn meine Elisabeth Deine Abstammung erführe, müßte mich auch mein anderes Kind verachten, und dieses könnte ich nicht ertragen."

„Ich verachte Euch nicht, ich fluche Euch nicht", entgegnete Marie mit feierlichem Ernst; „mein Fluch traf nur einen, und auch mit diesem hat nun der Tod mich jetzt ausgesöhnt. Lebt wohl!"

„Leb wohl", entgegnete der Münzer, „wir sehen uns wieder, und ich werde Deine Bitte nicht vergessen."

Als Marie schon längst sich entfernt hatte, ging Pfrumbaum noch immer mit raschen Schritten im Zimmer auf und nieder, sein Gemüt war sonderbar erregt, doch war es nicht die wilde Leidenschaft des Stolzes oder die Zerknirschung der Reue, die ihn beseelte, sondern es war das beglückende Gefühl, eine böse Handlung zu sühnen und gute Menschen glücklich machen zu können. Heitern Blicks trat er endlich in dem Gemache Elsbeths ein, und seine frohe, ruhige Miene erzeugte dieser freudiges Erstaunen. Mit klopfendem Herzen vernahm sie Georgs Rechtfertigung, und als der Vater zuletzt selbst den Wunsch äußerte, dem armen Flüchtling ihre Hand zu reichen, da sank sie ihm weinend an die Brust und stammelte Worte des höchsten Dankes und Glückes.

„Noch ist zwar nichts gewonnen", sprach endlich Pfrumbaum, „denn Georgs Prozeß beginnt erst, und wir werden sein Schicksal nicht abwenden können; allein Du wirst es gern mit ihm teilen, und so werden wir doch glücklich sein, wenn auch die Mauern unserer Vaterstadt unser Glück nicht umschließen."

Ein neues, frohes Leben begann jetzt wieder in des Ratsherrn Hause, und bald kam auch eine Botschaft von Georg, wonach er wohlbehalten bei seinem Herrn, dem Kurfürsten von der Pfalz, zu Heidelberg angekommen war.

7. Das Gericht.

Ungefähr fünf Wochen nach Lothars Tode, an einem Donnerstage, als dem gewöhnlichen Rechtstage, verfügten sich morgens 9 Uhr vier Montrichter mit dem Heimburger und seinem Knechte auf den Weinmarkt, zu dem Hause zur „Werdenau" genannt. An diesem war ein Vordach, Schapf, angebracht, unter welchem der Gerichtsknecht die Richterbank herrichtete, und nachdem die Montrichter auf derselben sich niedergelassen, trat der Heimburger vor den Schapf hinaus und rief mit lauter Stimme, daß es weithin durch die von einer schweigenden Volksmenge erfüllte Straße tönte: „Hör zu, hör zu, die vier Richter von Burgermeister und Rats der Stadt Speier heischen dich Georg Volkert, des Totschlags halber, den du freventlicherweise an Lothar Grand begangen, zu erscheinen und dich dessen zu verantworten, zum ersten Mal." Nach diesem Aufruf mußten die Richter eine Stunde lang zuwarten, und wenn während dieser Zeit der Angeklagte, oder sein Verteidiger erschien, so mußte er sich auf den vor der Richterbank angebrachten Stein setzen, worauf nach Abfluß der Stunde sein Verhör begann.

Für Georg kam aber weder ein Verteidiger noch er selbst, und wenngleich Elsbeths Vater seinen ganzen Einfluß aufwendete, um im gegenwärtigen Falle ein milderes Verfahren gegen Georg zu erwirken, so scheiterten seine Bemühungen an der strengen Rechtlichkeit der damaligen Zeit, und zwar um so mehr, als er sich nicht herbeilassen konnte, die den Totschlag veranlassenden Familiengeheimnisse zu enthüllen. Da nun nach Ablauf einer Stunde niemand erschienen war, so wurde am Donnerstag über vierzehn Tagen Georg zum andern Male, und wieder nach vierzehn Tagen zum dritten Male vorgerufen. Da auch dieses Mal der Angeschuldete ausblieb, so verurteilten die Montrichter nach Ablauf der Stunde Georg zum Tode, und wieder trat der Heimburger vor den Schapf hinaus und rief mit lauter Stimme: „Dieweil Georg Volkert auf der vier Richter Rufen nicht fürkommen und sich des freventlichen Totschlages nicht öffentlich verantwort, so du denn in der Stadt Speier Zwingen, Bannen und Gebieten betreten, alsdann sollst du um begangenen Totschlag gericht werden." Dieser Urteilsspruch wurde sogleich von den Montrichtern dem Gerichtsbuche einverleibt, und somit war das Verfahren geendet.

Jetzt löste sich das Schweigen der versammelten Menge, und während sie sich zerstreute, wurden viele Meinungen teils für, teils gegen den Verurteilten geäußert. Die Mehrzahl war ihm günstig gesinnt, denn die That war im ehrlichen Zweikampfe geschehen, und in jener Zeit stand ja persönliche Tapferkeit hoch in Ehren; zudem war ein hochmütiger Münzer, ein Glied des am meisten gehaßten Münzergeschlechtes, gefallen, und manche erdreisteten sich, die That öffentlich zu loben, während andere, wenn auch nicht durch Worte, doch durch Schweigen ihre Zustimmung äußerten. So viel ist gewiß, daß manche in Georg einen Märtyrer des Volkes erkannten, und daß durch seine Verurteilung der in den Zünften gärende Haß gegen die Hausgenossen neue Nahrung erhielt. Bald traten noch andere Ursachen hinzu und also kam es, daß noch im Laufe des Jahres 1349 die Macht der Münzer gebrochen, ihre Freiheiten ihnen genommen und sie eingezünftet wurden.

8. Ende.

Die Verfolgung der Juden als der kaiserlichen Kammer-Knechte hatte Kaiser Karl höchlich verdrossen, und wäre er bereits im Besitze der kaiserlichen Macht befestigt gewesen, so hätte die Reichsstadt Speier gewiß diese That zu bereuen gehabt.

Allein eben noch waren zu Frankfurt die Kurfürsten von der Wittelsbacher Partei versammelt und gelobten dem von ihnen zum Kaiser gewählten Günther von Schwarzburg ihren kräftigsten Beistand. Karl von Luxemburg erkannte daher wohl, daß es jetzt nicht an der Zeit sei, durch Behauptung seiner fiskalischen Rechte sich die Feindschaft einer mächtigen Reichsstadt zuzuziehen, und er begnügte sich daher, dem Rate von Speier seine Mißbilligung in ziemlich gelinden Worten auszudrücken. Bald darauf kam er selbst nach Speier, wohin er einen Reichstag ausgeschrieben hatte, und jetzt wurde zugleich auch die Angelegenheit in Bezug der Juden geschlichtet. Der Rat wies nach, daß er an der unglücklichen Verfolgung keine Schuld trug, und da der Kaiser sowohl des Geldes, als der Waffen von Speier bedurfte, so stellte er der getreuen

Reichsstadt am Sonntage Judika, im Jahre 1349, einen Brief aus, worin er nicht allein der Stadt alle liegende und fahrende Habe der getöteten und entflohenen Juden als Eigentum überließ, sondern auch bestimmte, daß künftig alle Juden, wenn solche wieder in Speier aufgenommen würden, mit Leib und Gut der Stadt zu eigen sein sollten. Für diese Begünstigung wurde ihm aber auch der Beistand gegen Günther von Schwarzburg zugesichert. Um mit diesem ein Übereinkommen zu erzielen, waren die Kurfürsten ins Mittel getreten, und Botschafter gingen häufig zwischen Frankfurt und Speier. Da schickte auch, nachdem die Reichsstadt freies Geleite zugesagt, der Kurfürst von der Pfalz eine Gesandtschaft zum kaiserlichen Hoflager, und im Gefolge des kurfürstlichen Abgesandten befand sich Georg.

Mit errötenden Wangen und Thränen der seligsten Freude sank ihm Elsbeth an die Brust, und ihre Blicke sagten, was ihr Mund nicht aussprach, daß sie die tiefste Scham fühle, den Geliebten so sehr verkannt zu haben.

Der Ratsherr drückte den künftigen Eidam mit väterlicher Zuneigung an das Herz, und durch den Segen, welchen er über das liebende Paar aussprach, glaubte er, die Schuld gegen Marien und deren Mutter gesühnt zu haben.

Wenige Tage dauerte dieses glückliche Zusammensein; die gütlichen Unterhandlungen zerschlugen sich, und Georg mußte mit dem kurfürstlichen Gesandten die Reichsstadt wieder verlassen.

Einige Monate hernach aber ging es fröhlich auf dem Meierhofe des Münzers in Dudenhofen zu, denn Georg hielt mit der geliebten Elsbeth das Beilager, und da es dem Verbannten verwehrt war, seine Vaterstadt zu betreten, so blieb er mit seiner Gattin in Dudenhofen, welches sich im Gerichtsbanne des Bischofs von Speier befand, und oftmals kam dann der Ratsherr hinaus, um seine Lieben zu sehen und Zeuge ihres ehelichen Glückes zu sein.

Nicht lange nachher wurden die Hausgenossen ihrer Freiheiten beraubt und in eine Zunft vereinigt; viele von ihnen wanderten aus Unlust darüber aus, und unter ihnen waren auch die Grands.

Da nun Georg eine Anklage derselben nicht mehr zu befürchten hatte, ohne Anklage aber der Rat gegen ihn das Urteil nicht vollzog und gesetzlich nicht vollziehen durfte, so siedelte er in die Stadt über, wo man bald seine That vergessen hatte, und nach einigen Jahren saß er im Rate, geehrt und geliebt von seinen Mitbürgern.

Elsbeth hatte aus seinem Munde mit innigster Teilnahme das Unglück Mariens erfahren und säumte nicht, ihr freundliche Sorge zu spenden, welche sie verdoppelte, als der alte Pfrumbaum nach einigen Jahren auf dem Sterbebette ihr Marien dringend empfahl. Diese hatte endlich, seinem Wunsche sich fügend, den Aufenthalt im Hause der Gossoltie mit dem väterlichen Dache und das Kleid der Begutte mit der weltlichen Tracht vertauscht. Mit rastloser Sorgfalt hatte sie sich mit Elsbeth in die Pflege des Vaters geteilt. Sein Tod beschleunigte auch ihre im Herzen nagende Krankheit, und bald stand Georg mit Elsbeth, die mit der Unglücklichen innigste Freundschaft geschlossen, an ihrem Lager, um ihr die Augen zu schließen. Mit heiterem Lächeln und verklärten Zügen lispelte sie: „Lebt wohl ihr Lieben", und, ihre Hände drückend, sank sie in die Kissen zurück. Georg, welchem der Ratsherr das Geheimnis geoffenbart hatte, schloß die schluchzende Elsbeth in seine Arme und, ihr die Thränen trocknend, sprach er: „Weine nicht, die Unglückliche ist jetzt selig, sie ist mit ihrer Mutter und unserm Vater vereint, denn sie war Deine Schwester".

Feldmarschall Fürst Wrede.

Von L. Roland.

Hoch vom Siegesthor herab, am Eingange der via triumphalis grüßt Bavaria auf dem vom Löwenviergespann gezogenen Triumphwagen die von den Siegesfeldern ruhmgekrönt heimkehrenden Truppen, und die breite lange Straße schließt der edle Bau der Feldherrnhalle, wo von hohem Sockel die Heerführer herniedersehen auf die Enkel ihrer Soldaten, die sie einst auf blutiger Wahlstatt zu Sieg und Ehren führten; aus dem Erz der Kanonen gegossen, ragen die Standbilder von Bayerns größten Marschällen, des Grafen Tilly und des Fürsten Wrede, und dort erhebt sich das Denkmal, von der Huld Sr. Königl. Hoheit des Prinz-Regenten, des ersten bayerischen Soldaten, dem bayerischen Heere geweiht zum Gedächtnisse seiner glorreichen Thaten im glänzendsten aller Kriege, in denen die blauweißen Fahnen leuchtend durch die Pulverwolken flatterten.

Des Feldmarschalls Grafen Tilly hat „Das Bayerland" zu wiederholten Malen in Wort und Bild gedacht; es hat den Zoll dankbaren Gedächtnisses noch abzutragen an den Feldmarschall Fürsten Wrede, der mit der an Kraft und an Leistungen wachsenden kurpfalzbayerischen und königlichen Armee groß geworden ist und an ihrer Spitze die Lorbeeren unvergänglichen Ruhmes um seinen Feldherrnstab wand. Und wenn wir zu den beiden Heerführern aufblicken, dann wollen wir, eingedenk der großen Tage, die wir selbst erlebt und selbst durchfochten haben, in treuer Dankbarkeit der Helden nie vergessen, die den Ruhm und Namen des bayerischen Heeres so hoch getragen haben!

In den eichenbeschatteten Gauen des alten Sachsenlandes, in Westfalen, blühte das edle Freiherrngeschlecht der Wrede. Ein Sprosse desselben kam im Beginne des 18. Jahrhunderts an den Hof des Pfälzer Kurfürsten Karl Philipp, trat in dessen Dienst und verheiratete sich dort; sein ältester Sohn, Ferdinand Josef, wurde 1766 als gelehrter (d. i. nichtadeliger) Rat bei der Regierung der Pfalz angestellt. Vater und Sohn bedienten sich nämlich des Adelstitels nicht, bis der letztere nach des Vaters Tode in seinem Nachlasse die Papiere fand, welche den Freiherrnstand der Familie sicherten, worauf er sich vom Kurfürsten Karl Theodor während dessen Reichsvikariates den Freiherrntitel bestätigen ließ. Freiherr Ferdinand Josef starb 1794 und hinterließ vier Söhne und zwei Töchter. Der älteste Sohn folgte den Fußtapfen der Ahnherren als Beamter, den zweiten trieb sein unruhiges Blut nach Amerika, wo er sich eine angesehene Stellung errang, der dritte starb als österreichischer Feldmarschallieutenant, und der vierte, Karl

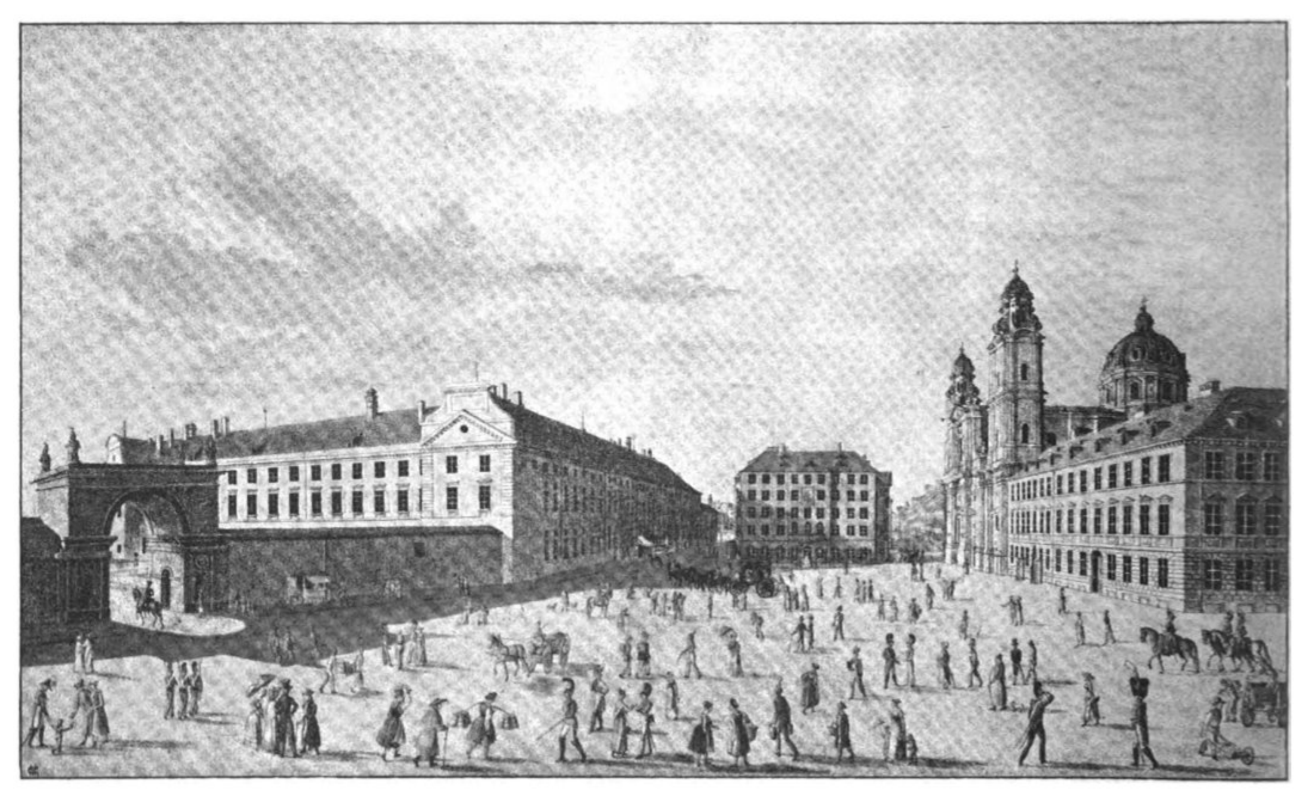
Philipp, sollte der berühmteste Mann seines Geschlechtes werden.

Am 29. April 1767 erblickte er in der Musenstadt Heidelberg das Licht der Welt. Er war ein hochbegabter Knabe von wildem Temperament. Schon mit 16 Jahren bezog er die Universität, studierte zwar Jura ganz fleißig, widmete sich aber mehr als den Wissenschaften noch den „noblen Passionen" eines vornehmen Kavaliers jener Zeit und ward insbesondere ein verwegener Reiter. Als Sohn eines adeligen hohen Beamten eröffnete sich ihm rasch eine bevorzugte Laufbahn, denn noch als junger Studiosus empfing er 1785 die Ernennung zum wirklichen Hofgerichtsrat und Assessor beim Oberamte Heidelberg, eine Stelle, die er freilich erst nach zwei Jahren, nach vollendeten Studien und nachdem er 1786 bei dem Vierhundertjährigen Jubiläum der Universität Heidelberg als Marschall der Studenten fungiert hatte, wirklich antrat.

Doch nicht am grünen Tische und im Aktenstaube sollte der junge frische Freiherr zu einem würdigen Bureaukraten versauern; ein günstiges Geschick führte ihn in die kriegerische Laufbahn. Anfänglich erhielt er zwar nur als Civilbeamter militärische Verwendung, indem er bei Ausbruch des französischen Revolutionskrieges 1793 zum pfälzischen Oberlandes-Kommissär bei der am Rhein sich sammelnden österreichischen Armee unter Wurmser ernannt wurde und in dieser Stellung bis 1798 blieb, nachdem er bereits am 18. Juni 1794 den Titel und Rang eines Obersten im Generalstabe erhalten hatte. In solcher Eigenschaft machte Freiherr v. Wrede alle Feldzüge am Rheine mit, in den Hauptquartieren Wurmsers, des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, Clerfaits und des Erzherzogs Karl, wohnte vielen Gefechten bei, wurde oftmals zu diplomatischen Missionen verwendet, zu zahlreichen Verhandlungen beigezogen und vollendete im Mittelpunkte der Operationen einen lehrreichen praktischen Hochschulkurs der Kriegführung. Am 1. März 1798 wurde er zur Belohnung seiner Dienste zum Oberkriegskommissär in der Rheinpfalz ernannt.

Als nach Karl Theodors Tode Kurfürst Max Josef die (dringend notwendige) Reorganisation der kurpfalz-bayerischen Armee vornahm, trat Wrede in den aktiven Heeresdienst über und wurde auf Wunsch des Erzherzogs Karl am 19. August 1799 mit dem Range der vorausgegangenen Charakterisierung zum wirklichen Oberst im Generalstabe ernannt, mit dem Auftrage, in der Rheinpfalz die Organisation eines Freiwilligencorps durchzuführen und dasselbe gleich dem vom kurmainzischen Minister Albini auf die Beine gestellten Landsturm zur Landesverteidigung zu verwenden. Ursprünglich war er nur befugt, aus Deserteuren, die von dem ausgeschriebenen Generalpardon Gebrauch machten, den Depotmannschaften der pfälzischen Infanterie-Regimenter, der Zweibrückener Leibwache und den Beurlaubten des Regimentes Herzog Karl ein Bataillon zu bilden, doch ergänzte er letzteres bald durch allgemeine Werbung. Trotzdem das so zusammengebrachte Soldatenmaterial nicht das allerbeste war, zeichnete sich das Bataillon im Feldzuge 1799 widerholt aus und schlug sich insbesondere gut am 4. November bei Obrigheim und Langenzell (in welchem Gefechte Wrede sein eigenes väterliches Schloß in Langenzell beschoß und seine Mutter aus den Händen brutaler Feinde befreite), am 20. November bei Wimpfen und am 3. Dezember bei Lobenfeld. Hierfür wurde Wrede mit dem militärischen Ehrenzeichen belohnt, der Dekoration, welche später in den Max Josef-Orden umgewandelt wurde.

Das Jahr 1800 rief Wrede zu höherer Bestimmung, das Bataillon „Wrede" erhielt nunmehr den Namen seines zweiten



Der Odeonsplatz vor Erbauung der Feldherrnhalle. Nach G. Kraus (1825).

Kommandanten „Zoller“, den es bis Juni 1801 behielt, zu welchem Zeitpunkte es dem dritten Infanterie-Regimente Herzog Karl, jetzt Prinz Karl von Bayern, einverleibt wurde.

Wrede wurde zum Kommandeur der zweiten Brigade der „Subsidien“-Division unter Generallieutenant Freiherr v. Zweibrücken ernannt, welche vom Kurfürsten in englischen Sold gestellt worden war und einen Teil der österreichischen Armee unter Feldzeugmeister Kray bildete. Mit Auszeichnung focht er an ihrer Spitze in den Schlachten bei Möskirch am 5. Mai und bei Memmingen am 10. Mai, wofür er am 14. Mai außer der Tour zum Generalmajor befördert wurde, ferner am 5. Juni bei Weidenbühl und Schwendi, am 24. Juni bei Monheim und am 27. Juni im Treffen bei Oberhausen unweit Neuburg a. D., in welchem bekanntlich Frankreichs erster Grenadier Latour d'Auvergne unter den Lanzen österreichischer Ulanen fiel. In der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden am 3. Dezember vermochte Wrede zwar das Schicksal des Tages nicht zu wenden, da seine Brigade in die allgemeine Katastrophe mitverwickelt wurde, allein er rettete wenigstens, soviel er konnte, die Ehre seiner Truppe und eilte mit dem letzten ihm gebliebenen Bataillon an den gefährlichsten Punkt. Doch als seine Anstrengungen scheiterten, sammelte er die flüchtenden Bayern und Österreicher, die er zusammenbringen konnte, und schlug sich mit ihnen mitten durch die Feinde. Einen Franzosen, der bereits auf ihn angeschlagen hatte, stach er mit eigener Hand nieder. Er machte dann Halt und sammelte nach und nach einen Teil der österreichischen Grenadierdivision, die er nach Dorfen führte, wo des bereits Totgesagten Erscheinen lebhafte Freude erregte.



Die Feldherrnhalle nach ihrer Vollendung. Von Sauer (1844).

Nach dem Eintritt des Friedens wurde Wrede zum Mitgliede einer aus Generalen zusammengesetzten Kommission ernannt, welche über die Neubildung der Armee zu beraten hatte. Im März 1801 wurde der General nach Wien entsendet, um bei dem dort wohnenden englischen Armeeminister Wickham die Auszahlung der rückständigen Subsidiengelder zu betreiben und im Auftrage des Ministers Montgelas mit dem österreichischen Kabinett wegen eines Austausches des Innviertels gegen die österreichischen Besitzungen in Schwaben zu verhandeln. Die Erfüllung der ersten Aufgabe gelang wenigstens teilweise, indem Wrede eine für die leeren Kassen des Landes höchst willkommene Abschlagszahlung erhielt, jene der letzteren scheiterte an der Weigerung Österreichs. Im Jahre 1802 marschierte Wrede mit der pfälzischen Brigade nach Franken und nahm von dem an Bayern gefallenen Bistum Würzburg Besitz. 1803 ging er zur Übernahme der schwäbischen Brigade nach Ulm.

Wie die durch den Reichsdeputationshauptschluß erworbenen Lande mit dem Staate Bayern verschmolzen werden mußten, so galt es auch, die Armee neu zu organisieren und die ihr einverleibten Kontingente zu assimilieren, eine nicht gerade leichte Arbeit, an welcher Wrede sein reichgemessen Teil hatte, indem er mit dem General Deroy das „Kriegsreglement“ in eine neue Gestalt brachte. In Fortsetzung der ernsten Friedensarbeit versammelte der Kurfürst im Herbste 1804 fast sein ganzes Heer in einem Übungslager bei Nymphenburg und führte beim Schlußmanöver ohne Disposition die eine Partei gegen Wrede, wobei dieser ihn besiegte und fast gefangen nahm. Mit Aufhebung des Lagers, 29. September, erfolgte seine Beförderung zum Generallieutenant.

Hatte Wrede sich bisher durch Tapferkeit und Umsicht ausgezeichnet, so fand er in dem nun ausbrechenden Kriege Gelegenheit, die vorzüglichen Eigenschaften eines höheren Führers zu bewähren; die Gunst des Glückes, die ihm schon bei Beginn seiner Laufbahn so hold gelächelt hatte, blieb ihm treu zur Seite. Der Kurfürst war, von politischen Erwägungen geleitet, auf die Seite Frankreichs getreten und hatte seine Truppen unter die Befehle des großen Schlachtenkaisers Napoleon gestellt, als die Österreicher im September 1805 in Bayern einmarschierten und München besetzten. In Franken stießen die Bayern zu den Franzosen und rückten nun mit diesen zur Vertreibung der Österreicher vor; General Deroy führte den Befehl über dieselben. Wrede kommandierte die Avantgarde. Der Vormarsch geschah unter Verletzung des neutralen preußischen Ansbacher Gebietes über Eichstädt und Ingolstadt gegen München. Die österreichischen Vorposten standen am Schleißheimer Kanal. Am 11. Oktober überfiel sie Wrede bei der Kaltenherberge nnd hielt am folgenden Tage, am Namensfeste des Kurfürsten, seinen Einzug in die vom Feinde geräumte Hauptstadt durch das Schwabingerthor, wo sich später sein Denkmal erheben sollte. Als er auf dem Schrannen- (jetzt Marien-) Platze angelangt war, brachte er mit hochgeschwungenem Degen ein Hoch auf den Kurfürsten aus, in das die zahlreich versammelte Menge mit lautem Jubel einstimmte. Wrede aber hielt sich nicht auf, sondern verfolgte die Österreicher mit ein paar hundert Reitern vom 1. Dragonerregiment (nun 1. Chevauleger-) und 3. (nun 5.) Chevaulegerregimente so lebhaft, daß er den Weg bis Parsdorf in 1 ½ Stunden zurücklegte. 17 Geschütze, viele hundert

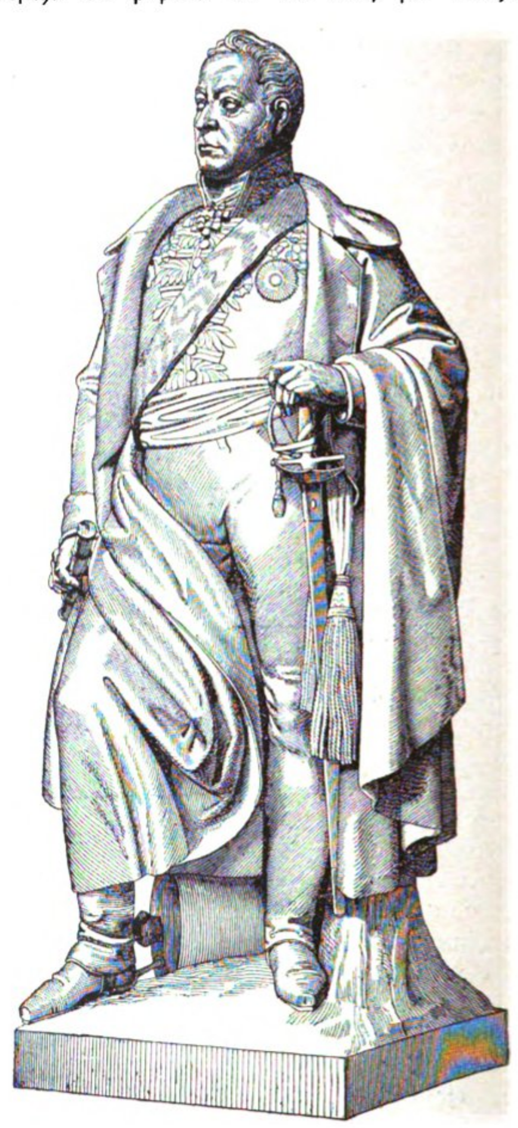
Gefangene und Pferde, Gepäck u. s. w. wurden den Feinden abgenommen. Über Salzburg rückte Wrede dann mit seiner Division an die Donau vor und übernahm nach der Verwundung Deroys (am 2. Nov.) im Strubpasse den Oberbefehl über die Bayern, welche den Österreichern durch Böhmen nach Mähren folgten. Während Napoleon in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz den Sieg an seine Fahnen fesselte, leistete Wrede am 2., 3. und 5. Dezember mit schwachen Kräften bei Iglau und Stecken durch kluge Führung und Tapferkeit ganz Außerordentliches, namentlich in dem blutigen Nachtgefechte des letzten Tages mit seiner Reiterei, dem 1. und 2. Chevauleger- (jetzt 3. und 4.) und 2. Dragoner- (jetzt 2. Chevauleger-) Regiment.



Graf Tilly.
Standbild von Schwanthaler.

Nach Abschluß des Friedens erhielt Wrede das Kommando der in Schwaben stehenden Truppen und während der Abwesenheit des Generallieutenants v. Deroy auch jene in Bayern, der Oberpfalz und im Neuburgschen. Bei der Stiftung des Militär Max Josef-Ordens am 1. März 1806 ward er zu dessen Großkreuz ernannt, und am 13. März 1806 ward ihm auch das Großoffizierskreuz der französischen Ehrenlegion verliehen.

Als der Krieg gegen Preußen 1806 ausbrach, war Wrede durch Krankheit an das Bett gefesselt, erst im März des folgenden Jahres konnte er seiner Division nachfolgen, über welche der Kronprinz Ludwig den Befehl übernommen hatte. Im Gefechte bei Poplawi am 16. Mai, für welches der Kronprinz das Großkreuz des Max Josef-Ordens erhielt, zeichnete er sich aufs neue rühmlichst aus. Nach der Rückkehr aus dem Felde erhielt er das Generalkommando in Schwaben mit dem Stabsquartier Augsburg und wurde am 27. November 1808 „außerordentlicher Geheimer Rat“, später „effektiver Geheimer Rat“.



Feldmarschall Fürst Wrede.
Standbild von Schwanthaler.

An diesen Feldzug, insonderlich an den Aufenthalt der Bayern in Schlesien knüpft sich eine trübe Affaire, über die wir am liebsten weggegangen wären, die wir aber in einer Lebensbeschreibung des Marschalls nicht verschweigen dürfen. Die Veranlassung dazu gaben die Plünderungen und Erpressungen seitens der französischen Generale und Marschälle, welche von

den Preußen auch den Bayern und namentlich dem General Wrede in die Schuhe geschoben wurden. Unter anderm ließ sich damals der schwedische Gesandte in Wien, ein Graf von Düben, beigehen, in einer Depesche „die bayerischen Truppen unter General Wrede“ mit den gröbsten Beschuldigungen zu überhäufen. Diese Depesche wurde aufgefangen und im französischen Moniteur veröffentlicht, worauf Wrede in der bayerischen Nationalzeitung eine geharnischte Erwiderung erließ und Herrn von Düben einen Verleumder nannte. Letzterer sandte darauf dem General eine Herausforderung zum Zweikampfe, der am 12. Februar 1808 bei Simbach ausgefochten wurde, aber nach zweimaligem Kugelwechsel unblutig verlief. Wredes Pistolen hatten beide Male versagt, worauf er wütend zum Degen griff und nur von den Sekundanten an der Fortsetzung des Kampfes verhindert werden konnte.

Diese Verleumdungen des Marschalls pflanzten sich leider bis in die Neuzeit fort. Der so hochverdiente deutsche Patriot, der greise Ernst Moritz Arndt, beschuldigte ihn in einem 1858 erschienenen Werke „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich v. Stein“, er habe in dem damals dem Herzoge von Braunschweig (jetzt, wenn wir nicht irren, dem kleinen Kronprinzen von Preußen) gehörigen Schlosse zu Öls in Schlesien das Silbergeschirr sich angeeignet, und zwar in der Zeit zwischen 23. Februar und 8. März 1807. Das führte zu einer sehr gereizten Polemik in öffentlichen Blättern, während deren Oberst Erhard, der jetzige verdienstvolle Vorstand unsers Kriegsarchivs, (in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1860 Nr. 213 und 214 und in der Beilage zur Allgemeinen Militärzeitung 1860 Nr. 10) die Unwahrheit dieser Behauptungen nachwies, und schließlich zu einer Verhandlung vor dem Assisengericht in Zweibrücken, welche mit einer Verurteilung Arndts zu einer Gefängnisstrafe von zwei Monaten, einer Geldbuße von 50 Gulden u. s. w. endete. Dabei wurde gerichtlich u. a. das Alibi Wredes nachgewiesen, denn er reiste erst am 17. März von München ab, und außerdem ist kein gegründeter Beweis dafür geliefert worden, daß überhaupt jener Diebstahl in Öls jemals begangen worden sei. Nichtsdestoweniger ist jene infame Lüge in den weiteren Auflagen des Arndtschen Werkes stehen geblieben, und der Professor v. Treitschke hat sogar in seiner 1880 veröffentlichten deutschen Geschichte sich nicht entblödet, zu schreiben: „Im Stehlen und im Plündern hatte es Wrede den verworfensten napoleonischen Marschällen gleichgethan, vornehmlich während des schlesischen Winterfeldzuges im Jahre 1807“.



Das Heeresdenkmal in der Feldherrnhalle. Von Ferdinand v. Miller.

Der Marschall Wrede scheint eben das Geschick seines Heldenkameraden Tilly teilen zu müssen, denn auch diesem heftet sich trotz aller Gegenbeweise beharrlich die Verleumdung an die Sohlen, er habe Magdeburg durch die Flammen zerstören lassen! Übrigens dürfen unsere preußischen Bundesbrüder sich ein warnendes Beispiel daran nehmen, wie ihnen selbst die Franzosen alle erdenklichen Schauermären aus dem Kriege 1870 nacherzählen, und gerade darin eine ernstliche Mahnung erblicken, uns Bayern endlich die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen!

Die Feldherrnhalle und das Denkmal der bayerischen Armee in München.

Von Heinrich Leher.

Der Geschichtsschreiber, welchem die Aufgabe zu teil wird, das Leben, die Regierungsthätigkeit Sr. Königl. Hoheit des Prinzregenten zu schildern, der wird vor allem eine strahlende Eigenschaft hervorheben müssen, die geniale Erfassung der Ideen seines erlauchten Vaters, des unvergeßlichen großen Königs Ludwig I. Die segensvollsten Epochen in der Geschichte der Völker sind jene, da uns berichtet wird, daß die ruhm- und glorreiche Regierung des einen Herrschers in der Regierung seines Nachfolgers Wiederholung fand. Wir Bayern empfinden im Augenblick dieses Glück; in Luitpolds Herrschaft strahlt die Größe der Regierung Ludwigs I. wieder herauf.

Es würde die Aufgabe dieser Skizze überschreiten, diese Behauptung in den einzelnen Punkten nachzuweisen, wir möchten nur zwei der wichtigsten hervorheben, welche in unmittelbarer Beziehung mit dem im Titel genannten Ereignisse des Tages stehen. König Ludwig I. war ein Beschützer und Schirmer der Künste, er hätte hierdurch allein seinem Namen in der Geschichte der Welt einen dauernden Platz erworben; wer Perikles, Augustus, die Medici nennt, muß auch Ludwig I. nennen. Und wir sehen, wie auch sein Sohn der Erbe dieser hohen Neigung geworden, sehen unter seiner Huld die edlen Künste froh erblühen. — Stolze Prachtgebäude, herrliche Gebilde der Malerei, der Bildhauerkunst sind heute noch sprechende Zeugen von der Größe Ludwigs Augustus. Wir haben noch eine andere Seite des erhabenen Charakterbildes zu betrachten. Wo und in welchem Lande finden wir einen Fürsten, welcher der Geschichte, den ruhmreichen Erinnerungen der Vergangenheit solche Bedeutung und Wertschätzung entgegenbrachte, wie der große Ludwig. Sein genialer Geist begriff, daß die Geschichte einen der mächtigsten Faktoren in der Erziehung des Volkes bilde, und sein Wort wurde nimmer müde, darauf hinzuweisen in Rede und That. Die Ruhmeshalle, die Befreiungshalle, das Siegesthor, die Walhalla, die Feldherrnhalle das sind die marmornen Monumente dieser echt königlichen Gesinnung. Und auch hierin erblicken wir den Prinz-Regenten als den Erben seines Vaters, der aus himmlischen Höhen verklärt herabblicken mag auf die Fortsetzung seines Strebens in den beiden für die sittliche Entwickelung seines Volkes so wichtigen Gebieten.

Am 12. März 1892 fällt die Hülle von dem Denkmale, welches Seine Königl. Hoheit der Prinz-Regent aus eigensten Mitteln dem bayerischen Heere errichten ließ.

Die Feldherrnhalle bildet den Abschluß der stolzen Ludwigsstraße; durch das Siegesthor ziehen die kampferprobten Scharen, und an der Schwelle des Königsschlosses grüßen sie die Bilder der großen Feldherren, welche einst Bayerns Heere in die Schlachtenwetter des Dreißigjährigen Krieges, der napoleonischen Kriege führten: Tilly und Wrede.

Die Feldherrnhalle wurde von 1841—44 durch den Architekten v. Gärtner erbaut. Sie gehört zu jenen Gebäuden, zu welchen der Künstler die Impulse aus Italien empfing, die Loggia dei Lanzi in Florenz diente als Vorbild. König Ludwig liebte Florenz; wir sehen den Palazzo Pitti im Königsbau der Residenz, den Palazzo Vecchio im Rathause zu Fürth.

Über dem 34 m breiten und 17 m tiefen Unterbau erhebt sich die nach drei Seiten offene, 24 m hohe Halle, zu welcher eine 3 m hohe Freitreppe führt. An der die Halle krönenden von vier 19 m hohen Säulen getragenen Galerie befinden sich Waffen und Trophäen von Schwanthalers Meisterhand geformt, unter derselben läuft um das Ganze ein Fries mit Ornamenten und Löwenköpfen; an dem Rundbogen befindet sich das bayerische und sächsische Wappen, letzteres in Beziehung auf Königin Therese. Die Gesamtkosten betrugen 246257 Gulden, welche der König aus seiner Privatschatulle bestritt. Er schenkte den Bau dem Lande durch testamentarische Bestimmung vom 13. November 1859.

Verweilen wir einen Augenblick bei dieser Schenkung; sie zählt zu jenen Handlungen, welche uns Thränen der Rührung in die Augen drängen, wenn wir sehen, wie innig der König sein Volk und Land geliebt. Möge das bayerische Volk niemals vergessen, daß es ihm ewige Dankespflicht schuldet. Die Halle empfing zunächst, wie bereits bemerkt, die Standbilder Tillys und Wredes. Wir ergänzen unsere Worte am besten durch die Abbildung derselben. Die beiden Statuen sind je 3½ m hoch, sie wurden von Schwanthaler modelliert und von Stiglmayer in Erz gegossen. Beide Feldherren erscheinen auf Wunsch des Königs unbedeckten Hauptes in der Kriegstracht ihrer Zeit in möglichster Porträttreue dargestellt. Die Herstellungskosten jeder Statue beliefen sich auf 13319 fl.; die beiden Erzbilder sind in die erwähnte testamentarische Überlassung mit eingeschlossen.

Lassen wir eine zeitgenössische Stimme über die am 8. Oktober 1844 erfolgte Eröffnung der Halle sprechen.

Nr. 286 der „Allg. Ztg." von 1844 sagt: „Es ist hier nur eine Stimme über die herrliche unserer Ludwigsstraße mit der Feldherrnhalle und ihren Bildern gewordene Zierde, die jeden der sie Beschauenden zur Bewunderung hinzieht und München, sowie das gesamte Vaterland seinem kunstsinnigen König, der dieses großartige Kunstgebilde wieder aus eigenen Mitteln schuf, zu neuem Dank verpflichtet. Unerwähnt glauben wir hier auch nicht lassen zu sollen, daß Wredes Standbild aus dem Metall von Kanonen solcher Mächte gegossen wurde, von welchen er derlei Geschütze in den Feldzügen, worin er Heerführer der Bayern war, erobert hatte."

König Ludwig I. sprach bei der Enthüllung folgende denkwürdige Worte:

„Ein Zeichen, daß ihre Verdienste nicht vergessen, stehen hier der Heerführer Tilly und Wrede Standbilder. Arg verleumdet war ersterer zwei Jahrhunderte lang, aber durch des Vorurteils Nebel drangen der Wahrheit Strahlen. Noch sind es keine sechs Jahre, daß der Tod den Marschall Wrede uns schmerzlich entriß, des ruhmbedeckten bayerischen Heeres ruhmvollsten. Wir Älteren fochten unter ihm, wir kennen seinen Wert, und unauslöschlich lebt sein Andenken in unseren Herzen. Er war geborener Feldherr. Raum für künftige enthält diese Halle. Was sich auch ereignen mag, das weiß ich, immer werden meine Bayern kämpfen!"

Das bayerische Volk hat das Wort des Bayernkönigs in den gewaltigen Kriegen, die seither gefolgt, bewahrheitet. Und der Sohn und Erbe Ludwigs lohnte ihm durch Errichtung des prachtvollen Erzbildes, welches nunmehr die Halle schmückt. Die künstlerische Ausführung und der Guß wurde

Ferdinand v. Miller übertragen. Wir wüßten kein besseres Lob auszusprechen, als daß wir sagen, es ist würdig seines eigenen und des ererbten stolzen Künstlernamens. Wir haben unserm Bilde nur wenige Worte beizufügen. Die beiden Figuren versinnbilden den Frieden, welchen das Heer beschützt. Der Friede ist eine zarte, anmutige Frauenfigur, die Gestalt ist mit edler Milde und Sanftheit erfüllt. Das Heer ist durch eine mächtige Kriegergestalt verkörpert. Der rechte Arm schirmt mit dem Schilde den Frieden, der sich vertrauensvoll anschmiegt, die Linke hält stolz und majestätisch die Fahne empor. Zu Füßen liegt das Schwert; ein Augenblick, und es ist emporgehoben, die Brust des Feindes zu durchbohren. Die Züge des Kriegers zeigen würdevollen Ernst und entschlossene Mannheit. Neben den beiden Figuren ruht der bayerische Löwe, ein Meisterwerk der Plastik, sein gewaltiger Körper zeigt Ruhe und dennoch Wachsamkeit. Der Gesamteindruck ist ein überwältigender; die Gruppe nimmt nicht etwa durch eine frappante Überraschung unsere Sinne für sich gefangen, um so mächtiger ist aber der dauernde Eindruck. Das Bild spricht zu uns, aus dem Erze klingt es wie der Ton einer Memnonssäule: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein".

Die Errichtung des Denkmals ist nicht allein eine patriotische That im Sinne des für die Geschichte seines Landes begeisterten Königs, sie ist auch eine künstlerische That. Die Residenz, das Land ist mit einem neuen überaus kostbaren Kunstwerke beschenkt. Die Halle selbst litt bisher bei dem Vergleiche mit der Loggia dei Lanzi unter dem Vorwurfe, daß sie zu wenig Statuen besitze. Auch hierin hat der Sohn und Erbe das Werk des Vaters vollendet.

Die Fürsten von Verona, die letzten Della Scala als oberbayerische Edelleute.

Von Therese v. Winkl.

Durch die Blätter lief vor einigen Jahren die Notiz, der letzte Sprosse des glänzenden Fürstengeschlechts der Scaliger oder Della Scala habe zu Verona, der Residenzstadt seiner Ahnen, als Flickschuster in armseligen Umständen die müden Augen geschlossen. Nichts ist wohl mehr geeignet, an die Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit zu mahnen als solche wehmütig stimmende Kunde. Mehr als 100 Jahre gebot das mächtige Haus der Scala über einen großen Teil der Lombardei und Venetiens und übte bedeutenden Einfluß auf den Gang der politischen Ereignisse; kriegerische Tüchtigkeit und staatsmännische Klugheit hatten es auf den Thron gehoben, von dem es durch den Mißbrauch der Macht und des Reichtums wieder herabgestürzt wurde. Tausende von Reisenden erfreuen sich noch alljährlich an den stummen Zeugen seiner ehemaligen Größe, den herrlichen Bauten in Verona, insbesondere an den berühmten Denkmälern in der Kirche S. Maria antica.

Mag hierdurch das Gedächtnis des prachtliebenden und gewaltigen, aber auch gewaltthätigen Geschlechtes fort und fort erneuert werden, mag vielleicht auch der Musikfreund sich daran erinnern, daß der „steinerne Gast" in Mozarts „Don Juan" seine Existenz einer mit dem Denkmal Cansignorios verknüpften Sage verdankt, und der Kenner Dantes sich des Glanzes freuen, womit der große Dichter im „Paradies" den Namen seines Gönners Cangrande I. verherrlicht, an dessen Hofe er, wie viele andere Flüchtlinge, ein Asyl fand, so sei den geehrten Lesern dieser Blätter zur Kenntnis gebracht, daß die Scaliger bayerischer Abstammung gewesen, durch mehrfache Heiraten mit dem wittelsbachschen Herzogshause in Verschwägerung getreten sind, und Angehörige ihrer Familie nach der Vertreibung aus Verona in Bayern Zuflucht suchten, wo ihr männlicher Stamm vor nahezu 300 Jahren erlosch. In weiblicher Linie vererbte sich ihr Blut auf die Grafen und Fürsten von Dietrichstein und von Lamberg und von letzteren auf den Zweig der Freiherren v. Crailsheim-Rügland zu Amerang.

(Das „Oberbayerische Archiv" enthält im 7. und 31. Bande zwei wertvolle Beiträge zur Geschichte der della Scala oder „Herrn von der Leiter, Herrn zu Bern und Vinzenz", wie sie sich in Bayern nannten; ersterer aus der Feder des Freiherrn M. v. Gumppenberg, letzterer aus jener des Hauptmanns, jetzt Majors, Ed. Wimmer).

Sage und Fabel liebten es von altersher, die Stammbäume alter Geschlechter mit Gespinsten der Dichtung zu umflechten, was auch den Herren della Scala begegnete. In Wirklichkeit stand nämlich ihre Wiege höchst wahrscheinlich in den Tredeci communi, im sogen. Cimbernlande, auf dem Hochplateau zwischen Recoaro und Verona, in einer jener Ansiedelungen Tiroler Kolonisten bajuwarischen Stammes, die irrig so lange Zeit hindurch als Nachkommen der aus der Schlacht bei Vercelli (101 vor Chr.) geflüchteten Cimbern gegolten haben. Von dorther sind sie nach Verona gezogen.

Die Fabel aber verknüpft die Wurzel des Geschlechts mit zweien der hervorragendsten Häuser des alten bayerischen Herzogtums, mit den Grafen von Tengling, Beilenstein und Morlen, deren Hauptbesitzungen um den Waginger See, im Salzburgischen und in Oberösterreich lagen, und mit denen die im Isen-, Chiem- und Salzburggau und in Österreich reichbegüterten Grafen von Burghausen und Schala aller Wahrscheinlichkeit nach eines Stammes waren. Sprossen des letzteren Hauses sollen unter Kaiser Heinrich VI. nach Italien gekommen sein; sie führten den Namen nach dem Schlosse Schalaburg, das im Erzherzogtum Österreich unter der Enns, südlich von der Station Loosdorf der Eisenbahn von Wien nach Linz liegt, und ihren Namen sollen sie als della Scala dem welschen Munde lautgerecht gemacht haben. Nach diesem neuen italienisierten Namen gestalteten sie auch ihr Wappen, indem sie die weiße Leiter im roten Felde und zwei weiß und schwarz gefleckte Hunde als Wappenhalter in den Schild aufnahmen. Die Helmzierde bildete ein geflügelter weißer Hundsrumpf. Die Helmdecken waren weiß und rot. Als die Skaliger 1327 den Titel „kaiserliche Statthalter" erhielten, stellten sie auf die Leiter den kaiserlichen Adler (»il santo uccello«, „der heilige Vogel" bei Dante) und legten auf den Kopf des Hundes die kaiserliche Krone. Die wieder nach Deutschland übersiedelten Herren von der Leiter führten im Wappenschilde die Leiter bald allein, bald mit den Hunden, Helmzierde und Decken stets in der angegebenen Weise.

Auf die Geschichte der Scaliger einzugehen, würde zu weit führen; hier sei in Kürze das Nötigste berührt. — Mit Kaiser Friedrich dem Rotbart war ein armer deutscher Edelmann, Ezzelino, nach Italien gekommen und hatte das Geschlecht der Romano gegründet, das die Herrschaft über Verona und Vicenza errang. Mit Blut und Schrecken hielten seine Nachkommen sie aufrecht, bis die Städte sich erhoben und sie vertrieben. Zu den Gegnern der Romanos hatten die della Scala gehört, von denen mehrere grausam ermordet oder verbannt worden waren. Nun rief sie das Volk zurück, Mastino della Scala würde zum Podestà und Capitano gewählt (1262) und eröffnete die Reihe der Fürsten aus seinem Hause. In den entsetzlichen Wirren, welche Italien verheerten, standen sie treu auf Seite der Ghibellinen, und insbesondere Cangrande I. war eine Hauptstütze der Kaiser Heinrich VII. und Ludwig des Bayern, dessen italienischer Feldzug im Jahre 1327 ohne ihn vielleicht gar nicht unternommen und jedenfalls in den Anfängen nicht so glücklich verlaufen wäre. Sie wurden dafür mit dem Titel „kaiserliche Statthalter“ und außer mit Verona, noch mit Vicenza, Padua und Treviso belehnt; allein die Greuelthaten und die Sittenverderbnis, welche in ihrem Hause erblich geworden waren, brachen ihre Macht, und 1387 wurden sie durch den Fürsten von Mailand, Giangaleazzo Visconti, aus Verona und Vicenza vertrieben; die Versuche, wieder zur Herrschaft zu gelangen, scheiterten.

Da schien den Scala Hilfe durch einen bayerischen Fürsten zu werden. Cangrandes II. Gemahlin war Kaiser Ludwig des Bayern Tochter Elisabeth gewesen, und deren Neffe Herzog Stephan III. von Landshut kam mit seinem Sohne Ludwig im Bart und einem Heere 1390 nach Italien, um den gleichfalls von Giangaleazzo Visconti vertriebenen Franz von Carrara, Fürsten von Padua, mit Waffengewalt wieder in seine Herrschaft einzusetzen. Die Scala bauten nun ihre Hoffnungen auf die bayerischen Schwerter. Die Witwe des aus Verona verjagten Antonio della Scala, Samaritana de Polenta, schloß als Vormünderin ihres minderjährigen Sohnes Canefranzesco ein Bündnis mit Herzog Stephan, worin sie ihm im Falle der Wiedereinsetzung ihres Geschlechts in die Herrschaft über Verona und Vicenza als Lohn die Abtretung der Schlüssel zu Italien, der zwei wichtigen Etschklausen mit dem Turm und festen Haus zu Rivoli und die Herrschaft Riva verhieß. So eröffnete sich den Wittelsbachern die Aussicht, die südlichen Alpenthore, die mit dem Aufschwunge ihres Hauses und dem Ruhme ihres großen Ahnen Otto so eng verknüpft waren, und ungefähr dasselbe Gebiet, welches dieser Fürst als Grafschaft Garda kurze Zeit beherrscht hatte, an sich zu bringen. Aber diese nie wiederkehrende Gelegenheit ließen sie achtlos verstreichen.

Wohl errangen die bayerischen Scharen einige Vorteile über die Anhänger Viscontis, und Herzog Stephan eroberte das Gebiet von Padua seinem früheren Herrn zurück, aber an diesen Siegen und Errungenschaften ließ er sich genügen; den Scala versagte er die vorher zugesagte Hilfe und löste sein Heer auf. Damit war Verona und Vicenza für sie verloren, denn nur vorübergehend, auf zehn Tage, gelang es Wilhelm della Scala 1404, den Besitz von Verona zu erringen, den er nicht zu behaupten vermochte.

Dieser Wilhelm war ein natürlicher Sohn des von seinem eigenen Bruder 1359 ermordeten Cangrande II., des Eidams Kaiser Ludwigs des Bayern, er endete wahrscheinlich durch Gift. Seine Kinder wandten sich Deutschland zu und riefen Kaiser Sigmunds Hilfe an. Allein alle ihre Schritte blieben fruchtlos, sie mußten sich mit dem Titel: „Kaiserliche erbliche Vikare der Städte Verona und Vicenza“ begnügen. Wie das Geschlecht der Sage nach bei der Einwanderung in Italien seinen Namen umgewandelt hatte, so übersetzte es den angenommenen nun ins Deutsche als „von der Leiter“ und fügte ihm das Prädikat „Herren von Bern und Vizenz“ bei, als letzte Erinnerung seines ehemaligen Glanzes, ohne von dem durch Kaiser Sigmund eingeräumten Range als Reichsfürsten Gebrauch zu machen.

Wilhelm hinterließ sieben Söhne und drei Töchter, von welchen zwei bayerische Edelleute heirateten, die Herren Seitz von Törring zu Seefeld und Hademar von Laber. Der älteste Sohn Bruno verweilte bis zu seinem Tode (1434) am Hofe Kaiser Sigmunds als dessen vertrauter Freund und führte 1422—1425 als kaiserlicher Statthalter mit dem Titel eines Hofmeisters die Verwaltung des Ingolstädter Gebietes, aus welchem der unruhige Herzog Ludwig im Bart verbannt worden war. Der vierte Sohn, Nikodemus, erwarb sich hohe Verdienste, sowohl als stellvertretender Regent in Landshut, dessen Verwaltung ihm von Herzog Heinrich anvertraut worden war, und dessen Finanzen von ihm aus größten Nöten zur höchsten Blüte gebracht wurden, wie auch als Bischof von Freising (1422—1443). Viele Stiftungen dortselbst bewahren sein Andenken, er schenkte auch dem Dome das berühmte, der frommen Sage nach vom hl. Lukas gemalte Marienbild. Äneas Silvius, später Papst Pius II., war sein Geheimschreiber, ehe er in gleicher Eigenschaft in die Dienste Kaiser Friedrichs III. trat. — Der jüngste der Brüder, Bartholomäus, befand sich als Pfleger und Hauptmann am Hofe seines Bruders zu Freising, der sechste, Paulus, bekleidete die gleichen Würden, folgte seinem Bruder Bruno 1425 als kaiserlicher Statthalter von Ingolstadt und pflanzte mit seiner Gattin, Amalie von Frauenberg, das Geschlecht fort.

Seine Tochter Beatrix vermählte sich mit Graf Wilhelm von Öttingen, dem Ahnherrrn des Hauses; sein Sohn Johann war Herzog Georg des Reichen Vizedom in Niederbayern und kommandierte die bayerischen Scharen in der Schlacht bei Giengen (19. Juli 1462) gegen das Reichsheer unter dem Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg, während sein Herzog Ludwig der Reiche den Oberbefehl führte. Am Morgen des Tages war jener zum Ritter geschlagen worden und vergalt diese Ehre dadurch, daß er sich als einer der Tapfersten dieses Tages auszeichnete.

1484 erscheint er als Pfleger und Landrichter von Schärding und starb 1490. Die beiden Söhne aus seiner Ehe mit Helena v. Closen hießen Hans; außerdem hatte er noch drei Töchter.

Hans der Ältere war Landhofmeister in München und einer der Vormünder der minderjährigen Prinzen Herzog Albrechts IV; auch erscheint er als Pfleger von Schärding und Julbach. Wegen seiner großen Anhänglichkeit an Herzog Albrecht erlitt er im Landshuter Erbfolgekriege 1504 und 1505 großen Schaden, wofür er durch die Verleihung der Herrschaft Wald „zu einer ergetzlichkeit“ entschädigt wurde. Er starb in München 1542. Vermählt war er mit Margarethe von Laiming, die ihm als die Erbtochter dieses alten berühmten

Hauses Schloß und Herrschaft Amerang zubrachte. — Hans der Jüngere war herzoglich bayerischer Rat, Pfleger und 32 Jahre lang Statthalter zu Ingolstadt. In seine Zeit fällt der von Herzog Wilhelm IV. angeregte und von Graf Solms-Münzenberg und Daniel Speckle ausgeführte Festungsbau daselbst und die Belagerung Ingolstadts durch das schmalkaldische Heer (1546). Im folgenden Jahre starb er 76 Jahre alt.

Hans der Ältere hinterließ zwei Söhne und drei Töchter. Die beiden Brüder, Hans Christoph und Hans Bruno, waren, wie fast alle jüngeren Sprossen der oberdeutschen Adelsgeschlechter, in die Reihen der Landsknechte getreten und bezahlten beide in der unglücklichen Schlacht bei Carignan in Piemont (14. April 1544) gegen die Franzosen mit dem Leben den Fehler, daß sie mit ihren Regimentern dem vordringenden deutschen Centrum nicht rasch genug folgten. Hans Bruno war unvermählt, Hans Christoph besaß von seiner Gattin Elisabeth Gräfin von Zollern die Söhne Hans Warmund und Wilhelm, welch' letzterer als herzoglich bayerischer Rat und Pfleger von Wasserburg unverheiratet 1580 starb.

Hans Warmund weilte längere Zeit am Hofe Kaiser Ferdinands und begleitete ihn auf seinen Zügen nach Ungarn. Er und sein Bruder erbten von ihrer Großmutter Barbara v. Laiming noch bei Lebzeiten ihres Vaters die Herrschaft Eisolzried, welche beim Hinscheiden des letzteren an Wilhelm fiel, wogegen Hans Warmund Amerang erhielt, und Wald in gemeinsamem Besitze blieb. Aus seiner Ehe mit Elisabeth Freiin v. Thurn überlebten ihn ein Sohn, Hans Dietrich, und zwei Töchter, Anna Maria und Johanna.

Hans Dietrich starb kinderlos im 28. Jahre 1598, und mit ihm erlosch das alte berühmte Geschlecht der Scaliger von Verona in Bayern. Ihn beerbte seine Schwester Johanna, welche in erster Ehe, als Gattin des Grafen Sigmund von Dietrichstein, Ahnfrau der Grafen und Fürsten Dietrichstein zu Nikolsburg und in zweiter Ehe mit Georg Sigismund Freiherrn v. Lamberg auch die Stammutter der Grafen und Fürsten v. Lamberg wurde. Von ihren beiden Söhnen gründete nämlich der ältere, Maximilian, die österreichische Linie, und der jüngere, Wilhelm, die bayerische. Beide wurden 1641 von Kaiser Ferdinand III. in den Grafenstand erhoben und erhielten die Leiter mit den Hunden als Herzschild in ihr Wappen. Ihre Mutter Johanna liegt in Tittmoning begraben, wo sie 1654 oder 1655 starb. Amerang erbte Wilhelm, dessen Nachkommen 1836 mit dem Grafen Maximilian im Mannesstamme erloschen, worauf Amerang durch die Heirat der Erbtochter Wilhelmine an den Freiherrn Maximilian v. Crailsheim gelangte, dessen Enkel Krafft gegenwärtig als Herr auf Amerang sitzt.

Es dürfte noch interessant sein, zu erwähnen, daß drei außerordentlich schöne Grabsteine von Angehörigen des Geschlechtes der „Herren von der Leiter" sich erhalten haben: jener des Vizedoms Johann († 1490) zu Regensburg am Eingange im nördlichen Seitenschiff der „Alten Kapelle", ferner jener des Statthalters Hans des Jüngeren († 1547) in der ehemaligen Franziskaner-, nun Garnisonskirche zu Ingolstadt und jener vom Letzten des Stammes Hans Dietrich († 1598) in der Kirche zu Amerang.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, das Andenken eines um Bayern hochverdienten Geschlechtes in Ehren zu halten, obschon sein Name unter den Edlen des Landes verscholl, und ihr Schild und Helm gebrochen sind!

Kleine Mitteilungen.

Unsere Bilder. Der bildliche Schmuck der gegenwärtigen Nummer widmet sich ausschließlich der Feldherrnhalle und dem der Armee errichteten Denkmale. Wir geben zunächst eine Ansicht der Residenz- und Theatinerstraße vom Odeonsplatze aus, links vorn das Hofgartenthor, rechts das Arco-Palais und die Theatinerkirche, in der Mitte an Stelle der heutigen Feldherrnhalle das Graf Preysing-Palais. Die Zeichnung rührt aus dem Jahre 1825 und ist von G. Kraus gefertigt. Sie bietet außer dem Bilde der Örtlichkeit ein merkwürdig bewegtes und treues Bild des damaligen Münchener Lebens, der Trachten und Sitten. Jede Figur ist für sich eine ausgeprägte bestimmte Type. Wir sehen die prächtigen Uniformen der Gardes du Corps mit ihren blitzenden hohen goldenen Helmen, den Offizier des Leibregiments mit stolzer Grenadiermütze, den Hartschier mit Schiffhut, den Offizier der Landwehr mit dem Tschako. Milchmädchen eilen geflügelten Schrittes über den Platz; die schweren Eimer hängen an Tragbalken über die Schulter; leider, oder richtiger gesagt gottlob, gibt das stumme Bild nicht den unmelodischen, aber lärmenden Ruf, mit welchem sie ihre Ware auszurufen pflegten. Das Riegelhäubchen, heute nur auf Kostümfesten zu erblicken, bildet den reizenden Schmuck des Bürgermädchens, während der moderne, fashionable Frauenhut schon damals mehr durch bizarre Form, als durch Schönheit sich auszeichnet; ein zweites Bild von Sauer zeigt uns die Feldherrnhalle unmittelbar nach der Vollendung. Die Bilder der beiden Feldherren und des neuen Denkmals haben bereits in unserm Artikel Erläuterung gefunden.

Eine Ehrentafel. Am Ehrentage der bayerischen Armee geziemt es sich wohl, auch jener zu gedenken, welche sich in besonderer Weise hervorthaten. Bekanntlich wurden dem Kriegsministerium reiche patriotische Gaben für bestimmte tapfere Thaten im Jahre 1870 zur Verfügung gestellt. Dieselbe kamen in folgender Weise zur Verteilung:

Der Fabrikant Lothar v. Faber stiftete 1000 fl. mit der Bestimmung, 10 Unteroffiziere und Soldaten mit je 100 fl. zu bedenken, welche besondere Tapferkeit vor dem Feinde bewiesen. Diese Summe erhielten: 1. der Soldat Georg Hirsch von der 8. Komp. des 1. Inf.-Reg.; 2. Fahrkanonier Johann Pietz von der 4. Batterie „Naila" des 1. Art.-Reg. Prinz Luitpold; 3. Sergeant Jakob Henks vom 6. Inf.-Reg.; 4. Korporal Karl Metzger; 5. Soldat Joseph Pollety und 6. Soldat Heinrich Dürr, alle drei vom 14. Inf.-Reg.; 7. Landwehr-Korporal Richard Gruber von der 7. Komp. des 13. Inf.-Reg.; 8. Soldat Joseph Schätz von der 2. Komp. des 3. Jäger-Bat.; 9. Fahrbombardier Steingraber von der 6. Sechspfünder-Batterie Metz des 3. Art.-Reg. und 10. Soldat Anton Stückl von der 4. Komp. des 4. Jäger-Bat., welche sich in verschiedener Weise besonders hervorgethan.

Franz Schenck Freiherr v. Stauffenberg bestimmte 500 fl. für die Heeresabteilung, welche zuerst eine feindliche Kanone nehmen wird, und es erhielt diese Gabe die halbe 4. Schwadron des 3. Chevaulegerregiments, welche unter dem Kommando des Rittmeisters v. Nagel in der Schlacht von Wörth bei Niederbronn dem Feind im wirklichen Kampfe die erste Kanone abnahm.

Mehrere Bürger und Einwohner Simbachs stifteten 300 fl. für die erste im Kampfe genommene Fahne oder sonst eine bedeutende Waffenthat, und diese Stiftung erhielten je zur Hälfte das 1. Jäger-Bat. und das 13. Inf.-Reg. für die Abteilungen, welche in der Schlacht bei Beaumont am 30. Aug. 1870 gemeinschaftlich die dritte feindliche Kanone genommen.

Der Bankier Friedr. Feustel schenkte eine bayerische Staatsobligation (Wert 175 fl.) für denjenigen bayerischen Soldaten, welcher sich die erste goldene Medaille erworben, und es erhielt dieses Geschenk der Soldat August Hofmann vom 10. Jäger-Bat., welchem für sein überaus tapferes Verhalten bei Weißenburg die erste goldene Medaille zuerkannt worden.

Privatier Kreißelmayer in Rothenburg a. T. stiftete 500 fl. für die erste und, wenn für diese schon ein Preis ausgesetzt, für die zweite eroberte feindliche Kanone; ferner 1000 fl. für den bayerischen Krieger, welcher eine französische Fahne eroberte. Die Gabe zu 500 fl. erhielt ein Zug der 3. Schwadron des 3. Chevaulegerregiments, welche unter der Führung des Unterlieutenants Wolf in der Schlacht bei Wörth die zweite feindliche Kanone eroberte; das Geschenk von 1000 fl. erhielt das 2. Inf.-Reg., von welchem ein Soldat am 6. August 1870 bei Wörth während des Stürmens der feindlichen Höhen den Adler des 36. französischen Linien-Reg. erbeutete; da nach der Bestimmung des Gebers die Gabe an das betreffende Regiment gegeben werden soll, wenn nicht ein einzelner die Fahne genommen, so erfolgte die Auszahlung an das ganze Regiment.

Fürst Löwenstein-Wertheim-Freudenberg gab 1000 fl. für die erste Fahne, Adler oder Geschütz. Auch diese Gabe fiel der halben 4. Schwadron des 3. Chevaulegerregiments unter Führung des Rittmeisters v. Nagel für die in der Schlacht bei Wörth eroberte Kanone zu.

Georg Freiherr v. Lochner, Oberleutenant à la suite und Konsorten in Amberg stifteten 320 fl. für einen Unteroffizier und Soldaten des 1. und 3. Bataillons des 6. Inf.-Reg., welcher zuerst mit der silbernen Militär-Verdienstmedaille dekoriert wird, und es erhielt diese Summe der Feldwebel Friedrich Schneider des 6. Inf.-Reg., welcher für sein tapferes Verhalten in der Schlacht bei Sedan die goldene Verdienstmedaille erhalten.

Als Belohnung für eine von einem Unteroffizier und Soldaten des 7. Jäger.Bat. ausgeführte erste hervorragende Waffenthat hat Herr Regimentsquartiermeister Saint-George 100 fl. bestimmt, welche der Secondjäger Philipp Maier vom 7. Jäger-Bat. erhielt, der auch die goldene Verdienstmedaille und das Militärverdienstkreuz erhalten.

Vom Verein der „Roten“ in Nürnberg 60 fl. für die zweite eroberte Standarte wurde gegeben der Bedienungsmannschaft der 8. Sechspfünder-Feldbatterie des 3. Art.-Reg., weil der Unterkanonier Berger dieser Batterie beim Avancieren am 2. Dez. 1870 eine Fahne unter Leichen erbeutete.

Regimentsquartiermeister Saint-George gab ferner 50 fl. für die hilfsbedürftigen Hinterbliebenen eines im Felde gefallenen Unteroffiziers und Soldaten des 7. Jäger-Bat., und diese erhielten die Relikten des am 2. Dez. 1870 bei Loigny gefallenen Reservisten Xaver Bock vom 7. Jäger-Bat.

Baron Lobek Krukov stiftete 350 fl. für den oder diejenigen Soldaten, welche getrennt die beiden ersten Trophäen erbeuteten, und es erhielten je 175 fl. wiederum die halbe 4. Eskadron des 3. Chevaulegerregiments und das 2. Inf.-Reg., erstere für die erste eroberte Kanone, letzteres für den ersten erbeuteten Adler; die halbe 4. Eskadron des 3. Chevaulegerregiments erhielt ferner die für einen gleichen Zweck ausgesetzten 50 fl. der Redaktion der „Kemptener Zeitung“.

Martin Perels, Redakteur in Berlin, schenkte zwei Madrider 100 Fr.-Lose für zwei im deutschen Feldzuge besonders sich auszeichnende bayerische Militärs. Je ein Los erhielten der Gefreite Joseph Schroll vom 3. Bataillon des 11. Inf.-Reg., welchem auch das Eiserne Kreuz und die silberne Verdienstmedaille verliehen worden, und der Korporal Hugo Meiler vom 8. Jäger-Bat., letzterer für treffliche Ausführung mehrerer Patrouillendienste.

Herr Kaufmann Semler und Genossen stifteten eine Ehrengabe von 110 fl. für denjenigen Unteroffizier oder Soldaten, des 14. Inf.-Reg., der die erste goldene Medaille erhalten würde. Diese Gabe wurde dem Vizekorporal Zehe von diesem Regiment zuerkannt.

Es würde uns zu weit führen, die großen Dienste aller Beschenkten detailliert aufzuführen, und wir wollen nur bemerken, daß fast alle die staunenswertesten Thaten vollbracht, so daß ihnen sowohl als den edelmütigen Schenkern die höchste Anerkennung gebührt.

Die Helden von Furth. Im Spanischen Erbfolgekrieg drang bei Tagesanbruch am 13. September 1703 die Kunde in die alte Grenzstadt Furth im Wald, daß eine Schar feindlicher Reiterei von 1600 Mann aus Böhmen über Vollmau die bayerische Grenze bereits überschritten und nach Furth im Vormarsche begriffen sei. Die Bürger der Stadt, für kleinere Überfälle gut ausgerüstet, eilten nach gegebenem Aufbruchs-Signale auf den Sammelplatz zu ihrer Fahne, und rückten, 400 Mann stark im Vereine mit benachbarten Bauern, unter dem Commando ihres wackeren Hauptmanns durch das obere Stadtthor in geschlossenen Kolonnen kampfesmutig dem Feinde entgegen. Hoch flatterte die weißblaue Fahne, und auf der Hochstraße nächst Antlesbrunn, eine halbe Stunde von Furth, stießen sie auf den Feind. Mit Löwenmut und Todesverachtung stürmten sie auf den Feind, und es entspann sich ein wütender Kampf. — Die Bürger siegten, die Feinde flohen; aber neunzehn brave Bürger starben den Heldentod. Für diese auf dem Felde der Ehre Gefallenen wurde in der Stadtpfarrkirche zu Furth ein Seelengottesdienst gestiftet; jährlich am 13. September, dem Jahrestage ihres Todes, wird derselbe abgehalten, wobei der Priester die Namen der bürgerlichen Helden öffentlich verkündet. Im Laufe des folgenden Tages, am 14. September, kam der Feind unter Anführung des Feldmarschalls Herbeville mit verstärkter Macht wieder, nahm die Stadt im Sturme, wobei ein österreichischer General fiel. Herbeville achtete die Tapferkeit der Bürger hoch und ließ darum nur eine geringe Brandschatzung erheben.

Schwedische Greuel. Nach der Eroberung der Stadt und Feste Würzburg durch die Schweden i. J. 1631 erzählt uns die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges haarsträubende Dinge über die Behandlung der Bewohner des ganzen Herzogtums Würzburg. Der Pfarrer Liborius Wagner von Altenmünster, einem ansehnlichen Dorfe bei Königshofen, wurde von den schwedischen Soldaten auf unmenschliche Weise gemartert. Sie schnitten ihm die Tonsur vom Kopfe und begossen die wunde Stelle mit heißem Wachs; von den Füßen trennten sie die Sohlen und nagelten sie am Boden fest; Gesicht und Bart wurden mit Pech und Pulver beschmiert und angezündet; endlich erschossen sie ihn und warfen seinen Leichnam in den Main.

Segen der Reben. Im Jahre 1426 geriet der Wein so gut, daß in Würzburg der Eimer um einen böhmischen Groschen verkauft wurde, und wer Fässer herbeiführte, konnte ein Fuder um 2 Gulden haben. Die Fässer waren teurer als der Wein.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

1. Kapitel.

Das Jahr 1796 wird in allen Chroniken der vormalig freien Reichsstadt Nürnberg als ein wahres Unglücksjahr bezeichnet. Brachte ja doch jene Zeit allenthalben den deutschen Landen schwere Bedrückung, bittere Drangsal, Not und Elend durch einen Krieg, der entbrannt war zwischen dem Reiche und jener Nachbarnation, welche nach Greueln jeder Art unter Aufgebot all ihrer Kräfte um ihren Fortbestand stritt.

Bis zum Jahre 1796 waren nur die Gegenden jenseit des Rheines vom Feinde heimgesucht worden; unser diesseitiges Deutschland hatte nur wenig zu leiden gehabt, daher denn auch die jüngere Generation die Schrecknisse des Krieges nicht kannte und dessen Schilderungen vielfach als entstellt und übertrieben erklärte. Man hatte vernommen, daß sich die kaiserlichen Freicorps am Rhein und in Schwaben grober Excesse schuldig gemacht, aber die Franzosen dachte man sich im allgemeinen als feine und gesittete Leute, welche, nachdem sie im eigenen Lande die Schreckensherrschaft beseitigt, ausgezogen waren, allüberall in anderen Landen die Menschenrechte zu verkündigen, allen Unterdrückten die höchsten Güter: Freiheit und Gleichheit zu bringen. Diese Schlagwörter nun klangen den Bauern und dem kleinen Bürger gar verführerisch an die Ohren, und auch dem Gebildeten war es oft schwer, solche edle Apostel der reinsten Humanität als Feinde betrachten zu sollen. Atmete ja doch die Proklamation, welche Jourdan vom Rheine aus an die Bewohner des rechten Rheinufers erlassen hatte, nur Schonung und Milde, hätten nur die Thatsachen nicht da und dort den schönen Worten gar zu sehr widersprochen. Es konnte in der Folge nicht fehlen, daß der eine oder andere an der Vollkommenheit der Franzmänner bedeutend zu zweifeln begann, als der weitere Verlauf des Krieges deren wahre Natur mehr und mehr aufdeckte.

So sah man von mancher Seite nicht ohne Besorgnis in Nürnberg dem Besuche der Franzosen entgegen, denn in dem Maße, als die Botschaften von den Mißerfolgen der kaiserlichen Waffen in die alte Reichsstadt drangen, stieg die Angst der Inwohner, doch wurde das Bangen der Gemüter wieder etwas gehoben, als man erfahren, daß General Ernouf als Bevollmächtigter Jourdans von Würzburg aus dessen Proklamation ebenfalls zu erfüllen versprach.

Der 9. August war herangekommen; den ganzen Tag über herrschte in den Straßen der Stadt eine feierliche Stille, desto lebendiger war es vor den Thoren, wo sich eine große Menge Volkes eingefunden hatte, zu Fuß und zu Wagen den Franzosen entgegen zu gehen. Nachmittags hatte sich das Gerücht verbreitet von dem Vorüberziehen eines starken Corps kaiserlicher Völker, man sah jedoch nichts von kaiserlichen Truppen, dagegen sprengten gegen 7 Uhr abends von Buch her vier französische Husaren vor der äußersten Schanze an und machten dort, ohne von den flinken Rossen abzusitzen, Halt. Sie warteten auf Verstärkung, und die Menge hatte hinreichend Muße, sich die schlanken, beweglichen Kriegergestalten in den kleidsamen Uniformen, dem kurzen silberbetreßten und pelzverbrämten Dolman und den hohen Bärenfellmützen, anzusehen. Endlich, als es beinahe dunkelte, langten ungefähr 150 ebenfalls wohlberittene Chasseurs an, von denen der

größte Teil auf die benachbarten Dörfer Buch, Klein- und Großreuth gelegt wurde, während General Ney mit 50 Mann durch das neue Thor in die Stadt einzog und im „Roten Roß“ Quartier nahm, die Bedeckung wurde in den nächsten Gasthäusern untergebracht. Voll Vertrauen auf die mit dem General Ernouf abgeschlossene Konvention, heißt es in einer Familienchronik aus jenen Tagen, ließ man diese Gäste ungehindert zum Thore hereinziehen; niemand dachte daran, sie nur einen Augenblick aufzuhalten oder einen einzigen Kapitulationspunkt zu verabreden, denn man war fest überzeugt, sie würden sich streng an die mit ihnen abgeschlossene Übereinkunft halten. In der That versprach General Ney auch bei seiner Ankunft vollkommene Sicherheit der Person und des Eigentums und gelobte, die strengste Manneszucht zu halten. Aber ach, schon die nächsten Tage sollten den guten Nürnbergern die grausamsten Enttäuschungen bringen.

Es war am Abend dieses denkwürdigen 9. August, als der hochangesehene Kauf- und Ratsherr und damalige zweite Losunger Friedrich Wägel in dem Geheimzimmer des Erdgeschosses seines stattlichen Hauses am Milchmarkt (nunmehr Albrecht Dürer-Platz) verweilte in ernstem Gespräche mit seinem Freunde, dem Dr. Sartorius, und wahrlich kein unwichtiger Anlaß war es, der diesmal die Männer zusammengeführt hatte. Gab es doch in jenen schweren Zeiten eine überreiche Fülle des Stoffes zu hochwichtigen Besprechungen, und es schien, als hätten die letzten Tage die alte Reichsstadt wiederum vor eine wichtige Wendung ihres Geschickes geführt. Herr Wägel, ein angehender Vierziger von hoher, achtunggebietender Gestalt, gehörte einer der ältesten Familien der Stadt an, sein Freund Dr. Sartorius war ein geborener Würzburger, lebte aber seit längerer Zeit in Nürnberg, wo er seine ärztliche Praxis ausübte und sich einer ausgebreiteten Kundschaft in den besten Kreisen erfreute. Die Regelung einer angefallenen Erbschaft hatte ihn kürzlich an den Main hinunter geführt, erst am späten Nachmittage war er heimgekommen, und nun trieb es ihn, dem Freunde seine Erlebnisse mitzuteilen.

Die Herren saßen an dem mächtigen Eichentische, der inmitten des kunstreich getäfelten, aber sonst einfach ausgestatteten Gemaches stand und außer einem Stoß Bücher, Schriften und Zeitungsblättern auf einem Servierbrette eine Flasche Wein nebst zwei Gläsern und einigen Tellern kalten Imbiß mit Bestecken trug. Von der Decke hing an schwerer Kette ein sog. Lüsterweibchen herab, und zwei Kerzen verbreiteten eine ziemlich sparsame Helle in dem mäßig großen Raume.

„Vergeßt über dem Erzählen das Trinken nicht, werter Freund“, sagte Herr Wägel, indem er die Gläser aufs neue füllte, „den kalten Braten hier verschmäht Ihr ohnehin. Also kommt, laßt uns anstoßen: Auf bessere Zeiten!“

Mäßig that der andere Bescheid, dann sich auf dem geschnitzten Stuhle zurücklehnend und mit dem Finger die hohe Halsbinde lockernd, fuhr er in seiner Erzählung fort, ein trübes Lächeln spielte um die ausdrucksvollen Züge, als er sprach: „Und wenn ich Euch zehnmal wiederhole, daß diese vielgerühmten Republikaner großenteils nichts anderes sind als eine Horde elender Mordbrenner, so glaubt Ihr mir dennoch nicht und haltet mich womöglich für einen erbärmlichen Lügner und Verleumder“.

„Bitte doch recht sehr, Doktor“, entgegnete der Hausherr, „Eure Worte ganz in Ehren, aber Ihr müßt wohl zugeben, daß die Truppen, wie sie vor einer Stunde eingeritten sind, ganz und völlig den Eindruck von Kriegsmännern gemacht haben.“

„Ich widerspreche nicht, aber bedenkt doch nur, dies waren Chasseurs, die Elitetruppe, und zudem die Bedeckung des Generals Ney. Wartet nur ab, bis das Fußvolk hereinmarschiert, da könnt Ihr Euer blaues Wunder erleben. Mir grauste trotz der Sauvegarde, als ich vorgestern an einem sog. Feldlager — bei Schweinfurt war es — vorüber reiten mußte. Es war ein entsetzlicher Anblick, der sich mir darbot, und den ich so bald nicht wieder vergessen werde. Den meisten Soldaten fehlte es an Hemden, ihre Schuhe waren zerfetzt, und Strümpfe fand ich auch bei den Soldaten nur selten. Von den Monturen hingen ganze Lappen weg, selbst die Beinkleider waren nur Fragmente. An einem der Chefs bemerkte ich ein Hemd, das weiland ein blaugewürfelter Bettüberwurf irgend eines fränkischen Bauern gewesen sein mochte.“

„Also die richtigen ‚Sansculotten‘“, sagte Herr Wägel nachdenklich. „Aber was wollt Ihr, das ist der Krieg. Es fehlt dem Direktorium vor allem an Geld, um eine Million Soldaten auszurüsten, und ein offizieller Erlaß des gesetzgebenden Körpers sagte ja rund heraus, daß man nicht einmal die Armee im Innern erhalten könne, die auswärtige Armee dürfe nichts kosten und koste auch nichts.“

„Das heißt, die bezahlen wir, wir Deutsche.“

„So schlimm kann es nicht mehr sein, ich hoffe denn doch, daß die größten Opfer bereits gebracht sind.“

„Ah, Ihr meint die Kontribution, die der Kreis sich ganz jünst hat auferlegen lassen müssen? Genügt den Franzmännern nicht, verlaßt Euch darauf.“

„Ihr seid nicht klug, Doktor, vergebt mir die Rede. Aber denkt doch: acht Millionen, davon sechs in klingender Münze und zwei Millionen in Naturalien und Lebensmitteln und 2000 Stück Kavalleriepferde —“

„Ich weiß ja“, unterbrach der Arzt, aber der Herr des Hauses war aufgesprungen von seinem Sitze und rief, eifrig unter den Papieren und Zeitungsblättern suchend, mit erregter Stimme: „Wo finde ich denn das Blatt? Ah, hier, nun, da lest gefälligst. Übereinkommen. Würzburg, den 20. Thermidor, im vierten Jahre der französischen Republik (7. Aug. 1796) — hier die Namen, dann: ‚Die Zahlung der sechs Millionen geschieht‘ u. s. w. Hier aber, im Artikel 11, heißt es: ‚Vom heutigen Tage an soll alles, was zum Unterhalte der französischen Kriegsheere geliefert oder abgegeben werden muß (das freie Quartier allein ausgenommen), auf Rechnung dieser Kontribution gehen.‘ Diese Bestimmungen werden in hiesiger Stadt morgen öffentlich bekanntgegeben werden.“

„Sehr wohl, Herr Wägel, wer bürgt euch aber dafür, daß General Ney das respektiert, was ihr mit Ernouf abgemacht habt?“

„Aber Doktor“, rief der Kaufherr nun höchst erstaunt, ja fast bestürzt aus, „dafür haben wir nunmehr Brief und Siegel.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Dom zu Regensburg.

Von Heinrich Leher.

Die Diözese Regensburg feiert in diesen Tagen das erhebende Jubelfest der 50jährigen Priesterweihe ihres Hochwürdigsten Herrn Bischofs Ignatius v. Senestrey. Klerus und Volk bieten sinnige Gaben und Geschenke dar. Wir glauben, uns am besten mit ihnen zu vereinen, wenn wir zu Ehren des feierlichen Tages uns in Wort und Bild jenem erhabenen, großartigen Denkmale kirchlicher Kunst widmen, welches unter seiner Amtsführung nach mehr als 600jähriger Dauer des Baus zu Ende geführt wurde. Unsere Leser werden sofort unsere Wahl erraten haben: der Dom zu Regensburg. Ihm sei zu dem Festtage Bild und Skizze geweiht.

Wir beginnen zunächst mit der Erzählung der Geschichte des Baus:

Nicht leicht hat eine Stadt durch die Unbilden der Zeit, vornehmlich durch verheerende Feuersbrünste, mehr gelitten als Regensburg, und es ist nur zu verwundern, daß, wenn auch aus der römischen Zeit sehr wenig vorhanden ist, doch aus der frühmittelalterlichen Bauzeit noch bedeutende Denkmäler erhalten sind. Das Jahr 1152 legte den Dom, das Chorstift St. Johann, Niedermünster, Obermünster, die alte Kapelle, St. Paul, St. Emeran, St. Jakob in Asche. Damals bot Kaiser Friedrich Barbarossa, der bald darauf in die Stadt kam, die Hand zum Wiederaufbau. Im Jahre 1250 machten wiederholte Brände und schließlich die Verheerungen durch die Kriege Konrads I., denn Bischof Albert war ein Hauptgegner der Macht der Staufer, eine durchgreifende Restauration nötig, die fast ein Neubau zu nennen war. Ein Ablaß wurde verkündet, wie es dazumal üblich war, Ausschreiben zu freiwilligen Beiträgen ergingen, wie solches auch heutzutage noch üblich, und die Beisteuern flossen reichlich. Im Jahre 1254 konnte der neue Hauptaltar eingeweiht werden, und der Bau schritt rüstig fort. Aber am Donnerstag vor Georgi 1273 entzündete ein Blitzstrahl den alten Bischofshof, der nördlich am Dome stand. Ein furchtbarer Sturmwind führte bald das Feuer auf die nächstliegenden Gebäude. Nicht nur der Bischofshof, auch der Dom, die Kreuzgänge und viele andere Häuser wurden ein Raub der Flammen.

Bischof Leo aus der Patrizierfamilie der Thundorfer entschloß sich, eine neue Kathedrale zu bauen. Sie sollte in würdigster Weise aus gehauenen Steinen errichtet werden. Auf das beste wurde hierbei Leo nicht nur von den reichen Bürgern, sondern auch von Seite seiner gesamten Diözese unterstützt, insbesondere waren es die Zande von Regensburg, eines der hervorragendsten Geschlechter, deren Wappen am Chorbau angebracht ist, welche den Dombau mit allen Kräften unterstützten. So kam's, daß man ohne Aufschub ans Werk gehen konnte. Schon 1275 wurde der Grundstein am St. Georgstage gesegnet. Der Bau, der an dem südlichen Seitenchor, dem Andreas-Chor, begann, wurde rasch gefördert und konnte schon im nächsten Jahre am St. Pauls-Gedächtnistage Chor-Altar und Chor zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit, der Mutter Maria und des Apostelfürsten St. Peter eingeweiht werden. Meister Ludwig leitete damals den Bau, der auch nach seinen Angaben und Plänen zur Ausführung kam. Nach dem Tode des Bischofs Leo (1277) wurde der Dombau unter seinem Nachfolger Heinrich v. Rotteneck eifrigst gefördert; der Bau wurde gegen Westen hin fortgesetzt, und der Chor vollendet. Die rasche Fortsetzung der Arbeiten wurde ermöglicht durch den Umstand, daß Heinrich zu einer Zeit lebte, wo an allem, Wein und Getreide, ein solcher Überfluß war, daß den Arbeitern ganz geringe Taglöhne gezahlt werden konnten. Heinrich v. Rotteneck starb im Jahre 1296, ihm folgte Konrad v. Lupburg, diesem Nikolaus v. Stachowitz im Jahre 1313. Während der 27jährigen Regierung desselben geschah vieles am Dome; der Fortsetzung gegen Westen und insbesondere dem Beginne der beiden Türme standen aber Hindernisse entgegen. Mehrere Häuser, dann die St. Nikolaus-Kapelle und das St. Johannes-Münster standen an der Stelle, wo jetzt die Türme sich erheben, und es mußten erst manche Unterhandlungen gepflogen werden, bis der Abbruch derselben bethätigt werden konnte. Am 8. Juli 1325 versammelten sich die beiden Kapitel des Dom- und St. Johann-Stiftes, um über diese Fragen zu unterhandeln. Zwar gelang es, wegen Entfernung der Häuser und der St. Niklas-Kapelle das zunächst Nötige zu erzielen, so daß auch sofort der Abbruch geschehen, und mit der Gründung des südlichen Turmes begonnen werden konnte, doch wegen des Münsters, der am Platze stand, an den der nördliche Turm zu kommen bestimmt war, konnte noch keine Vereinbarung getroffen werden.

Meister Albrecht stand zu dieser Zeit dem Bau vor. Die nach Nikolaus' Tode im Domkapitel erfolgte spaltige Bischofswahl hatte auf die Fortführung des Dombaus manchen nachteiligen Einfluß. Heinrich v. Stein 1340—1345 suchte zwar sogleich, nachdem er den Bischofssitz bestiegen, im Jahre 1341 die wegen Entfernung der St. Niklas-Kapelle zwischen dem Dom-Kapitel und dem St. Johann-Stifte entstandenen Differenzen auszugleichen, doch geschah wenig für Fortführung des Baus. Auch sein Gegner Friedrich, Burggraf von Nürnberg 1340 bis 1360, that wenig für den Dombau.

Magister operis: Heinrich der Zehender.

Erst unter seinem Nachfolger Konrad v. Heimburg eröffneten sich erfreulichere Aussichten. 1380 kam endlich ein Spruch zu stande, auf dessen Grund das St. Johannes-Münster abgebrochen werden sollte, sobald das neue Münster zunächst nördlich erbaut sein würde. Dies geschah im folgenden Jahre, und jetzt erst waren die Hindernisse gründlich beseitigt, die der Vollendung des Dombaus so lange Jahre sich entgegengestellt hatten. Konrad v. Heimburg starb in demselben Jahre, 31. Juli 1831.

Unter seinem Nachfolger, dem Grafen Theodorich von Abensberg, der schon 1384 starb, konnte sachgemäß nur wenig geschehen; destomehr unter seinem Nachfolger dem Bischof Johann Graf von Moosburg in Bayern. Er vollendete den Turm des neuen Münsters zu St. Johann und legte den Grund zu dem nördlichen Turm des Domes und dem Portalbau im Mittelschiffe. 1404 wurde der steinerne Hauptaltar errichtet, der bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts den Dom zierte, und damals einem andern Platz machen mußte. Der jetzige Altar ist von Bischof Anton Ignatius Graf von Fugger gestiftet und im Jahre 1785 aufgestellt. Johann von Moosburg lebte bis zum Jahre 1409.

Ununterbrochen, wenn auch sehr langsam, wurde unter ihm und seinen Nachfolgern am Dome gebaut, viele Gaben flossen zwar zum Dombau — insbesondere waren es wieder Regensburgs Bürgergeschlechter, die aufs wärmste den Bau förderten. Unter vielen anderen hervortretend Gamered der Sarchinger und Stephan Notangst von Tundorf, die bei Wiederaufnahme der Arbeiten am Portal und Turmbau bedeutende Opfer brachten — doch Wiklefs († 1387) neue Lehre, welche Johann Huß († 1415) auf der Universität in Prag öffentlich bekannte und überall verbreitete, hatte große Aufregung und Unruhe hervorgerufen. Die Hussiten verwüsteten das Land, und nur schwer konnten die der Domfabrika gehörigen Zinsen und Renten eingetrieben werden. Es war eine unruhige Zeit, für die Fortführung des Baus höchst ungünstig; die Spaltungen in der Kirche, bis endlich durch die Reformation es zum völligen Bruch kam, zogen die Aufmerksamkeit des Volkes sowohl als des Klerus ab. Immer spärlicher flossen die Gaben. So kam es, daß der Turmbau, den Johann der Moosburger gegründet hatte, erst 1436 bis zur Höhe des Kirchendaches gediehen war. Man brachte damals die Glocken vom stehengelassenen nördlichen Turm des alten Domes (dem sog. Eselsturme) in den neuen Turm.

Im Jahre 1459 fand eine Zusammenkunft der berühmtesten Architekten Deutschlands in Regensburg statt, man weiß nicht recht, ob zur Beratung allgemeiner Angelegenheiten oder nur, um ihren Rat zur Vollendung der Fassade und Türme einzuholen.

Der Dom von Regensburg nach seiner Vollendung.
Nach einer Photographie von Hofphotograph Laifle.

1464 war das Seitenschiff und bald darauf das Mittelschiff eingewölbt. 1486 baute man den Giebel zwischen den beiden Türmen. 1496 war das dritte Stockwerk am nördlichen Turme so weit hergestellt, als wir es jetzt sehen. Von da an wurde nur wenig mehr gebaut.

Am Turmbau waren als Dombau- und Werkmeister beschäftigt:

Liebhart der Mynnär und Heinrich Dürnstetter, Wemzla, dann Meister Andreas Egl und die drei Roritzer, Konrad, Mathäus und Wolfgang — Vater und Söhne. — Letzterer wurde 1514 mit dem Bildhauer Lay als Rädelsführer bei einem Aufstand gegen die Stadtobrigkeit enthauptet, ihm folgte Erhard Heidenreich, der 1524 starb. Albert Graf von Törring (1613 bis 1649) ließ später den Dom in dem Geschmacke damaliger Zeit restaurieren. Er ließ ein reiches Gitter am Eingang in den Chor anfertigen, vor dem Hochaltar stellte er zwei große Leuchter auf, er ließ auch die Türme mit Dächern versehen. Unter seiner Waltung brach der 30jährige Krieg aus. Bernhard von Weimar eroberte 1633 Regensburg, der Domkirche bemächtigten sich die Protestanten; sie blieb bei dreiviertel Jahre im Besitze derselben. Am 15. Dezember 1633 wurde die erste protestantische Predigt im Dome gehalten.

Unter Bischof Klemens August, dem Sohne Max

Emanuels, wurde endlich Ende des 17. Jahrhunderts dem Dome wieder mehr Sorgfalt gewidmet.

Über der Durchkreuzung der Schiffe erbaute der Baumeister Anton Riva von Landshut eine Kuppel in italienischem Geschmack. Von da an ging es so fort. Das Innere wurde mit möglichst geschmacklosem Pomp ausgestattet, und dadurch der schöne Bau ganz verunstaltet. König Ludwig ließ in den Jahren 1834—1838 alles Stilwidrige entfernen, der Dom wurde mit vielen schönen Glasfenstern geziert, die Altäre meist erneuert oder stilgemäß renoviert. An Stelle der von Anton Riva an der Kreuzung hergestellten Kuppel wurde ein Kreuzgewölbe eingebaut.

Der damalige Bauinspektor Nadler hatte unter Oberbaurat Gärtners Leitung die Arbeiten durchzuführen und erfüllte in gewissenhaftester Weise die ihm gewordene ehrenvolle Aufgabe. Im Jahre 1839 wurde die Restauration glücklich vollendet, und der Dom wieder geöffnet.

Am 18. Mai 1839 hielt der Bischof Franz Xaver v. Schwäbl das erste feierliche Hochamt.

Die Restauration entfernte allen Tand, den im Laufe der Zeit Ungeschmack und Afterkunst angehäuft hatte; eine Unzahl von hölzernen Tribünen, Oratorien, Galerien, Treppen und anderen Einbauten wurden niedergerissen, von den vielen Nebenaltären und Bildwerken blieben nur die mit dem Stile der Kathedrale harmonierenden. Die Kreuzvierung, seit dem Jahre 1618 entstellend durch ein ovales, im neuitalienischen Stile mit Fresken und Stukkaturen ausstaffiertes Gewölbe geschlossen, wurde spitzbogig überwölbt, die Umgänge längs der Fenster der Seitenwände erhielten zierlich durchbrochene Steingeländer, die Altäre wurden an geeignete Plätze gesetzt, und hinter dem Hochaltar eine neue Orgel aufgestellt. Auch in Bezug auf die Glasmalereien hat der edle königliche Mäcen in diesem herrlichen Denkmale des Altertums alte und neue Kunst zu verbinden gewußt. Es wurden 15 größere und kleinere Fenster mit Glasgemälden eingelegt, welche von Heinrich Heß und Christof Stuben entworfen und von Max Ainmüller technisch ausgeführt wurden. Die Kosten im Betrage von 90730 Gulden wurden aus der Kabinettskasse Sr. Majestät König Ludwigs I. bestritten.

Der Dom von Regensburg nach dem ersten Plane des Dombaumeisters Denzinger.

Schon damals wurde der Ausbau der beiden Türme angeregt. Allein das eingeholte Gutachten der Techniker erklärte sich dahin, daß derselbe wegen der ungenügenden, fehlerhaften Substruktionen unmöglich sei. Gleichwohl wuchs mit dem erwachten Sinne für die Schönheit der alten Architektur, der in der Wiederherstellung des Innern neue Nahrung erhielt, auch der Wunsch nach Vollendung des Doms. Im Jahre 1857 setzte die Regierung eine Kommission von Technikern ein, die über die Tragfähigkeit der Substruktionen an den Türmen nähere Untersuchungen vornehmen sollte. Das Ergebnis derselben lautete, daß sowohl die vier Mittelpfeiler der Kreuzung, als die Substruktionen des südlichen Turmes nichts zu wünschen übrig lassen. Hinsichtlich des nördlichen Turmes wurde eine Verstärkung der Grundlagen als unerläßlich, aber auch als ausführbar erkannt. Auf Grund dieses erfreulichen Gutachtens wurde am 2. Februar 1859 unter der Ägide des hochwürdigsten Herrn Bischofs Ignatius ein Verein gegründet, der sich zur Aufgabe setzte, den Ausbau der beiden Türme herbeizuführen. Und der Segen des Herrn war bei dem gewaltigen Unternehmen. König Ludwig I., der erhabene Schirmer der Künste, widmete dem Verein seine huldvolle Unterstützung. Seiner Munifizenz, sagt Karl Theodor Heigel in seinem vortrefflichen Werke „König Ludwig I. von Bayern“ ist es zu danken, daß sich zum völligen Ausbau des Domes die alte Bauhütte

wieder aufthat. Als er Kenntnis erhielt, daß sich die Regensburger mit solchen Gedanken trügen, gab er sofort 10000 Gulden unter der Bedingung, daß der Bau der beiden Türme gleichzeitig in Angriff genommen würde. Es schreckte anfänglich ab, daß der Ansatz zu den Türmen vielfach verschiedenartig: Maßverhältnis, Mauerstärke und zumal ornamentale Ausstattung sind durchaus nicht gleich. Es entspricht dem Geiste der Gotik, daß namentlich bei großen Bauwerken mehr auf phantastischen Reichtum der Formen, als auf strenge Symmetrie gesehen wird, wie ja auch im Walde kein Baum dem andern gleich, und alle zusammen doch ein harmonisches Ganzes bilden. Es galt nun, bei dem Ausbau der Türme die vorhandenen Ungleichheiten einander zu nähern und zu versöhnen, bis endlich die Helme gleichförmig abschließen. Ludwig verfolgte die Berichte des Dombaumeisters Denzinger, der sich durch dieses Werk einen Ehrenplatz neben den Meistern des Mittelalters errang, mit großem Interesse. Namentlich warnte er vor Zersplitterung der Kräfte. „Von Giebel und Kreuzschiff kann meines Erachtens nicht die Rede sein, als bis die Türme vollendet sind!“ Als er im Oktober 1863 von der Weihe des Ehrenmals zu Kelheim nach Regensburg kam und vor das ehrwürdige Münster hintrat, war er hocherfreut, zu sehen, wie genial Denzinger das Unternehmen leitete. Sofort war der Entschluß gefaßt, den Ausbau des ehrwürdigen Denkmals altdeutscher Kunst mit gewohnter Energie zu fördern. Er wies einen jährlichen Beitrag von 20000 Gulden an unter der Bedingung, daß das Werk binnen sieben Jahren vollendet sein müsse. Dadurch wurde ein frischer Fortgang des Baus ermöglicht; das Donauthal wiederhallte von den Hammerschlägen der Baugesellen, rasch hoben sich die schlanken edlen Türme. Alle Jahre wurden an Ludwig photographische Aufnahmen des Baus geschickt. Am 17. Oktober 1867 vor seiner letzten Reise nach Nizza schrieb Ludwig noch an Denzinger: „Meine volle Anerkennung Ihren Zeichnungen über die Turmhelme, dann über Vollendung des Giebels und der Querschiffe. Ich erwarte aber, daß die auf Staatskosten in Angriff genommene Herstellung des Querschiffs keine Störung auf den Ausbau der Türme äußert, das Jahr 1870 muß eingehalten werden.“ Der große König sollte die Vollendung nicht mehr schauen. Die Schlußsteine wurden in feierlicher Weise am 30. Juni 1869 gesetzt. Bischof Ignatius sprach bei der Weihe derselben folgende herrliche Worte: „Die Schlußsteine sollen nun steigen zur Spitze der vollendeten Türme, um dort als Schluß der Kreuzblume den herrlichen Bau zu krönen. Es ist ein großes Werk, das zu Ende gebracht ist. Wie dieser Dom der erste war in Deutschland, der nach dem Wiedererwachen der deutschen Kunst im Innern wieder würdig hergestellt wurde, so ist er jetzt auch der erste, dessen seit fast 400 Jahren unfertige Türme in ihrem Außenbau vollendet worden sind. Es war an diesem heutigen Feste vor zehn Jahren, im Jahre 1859, als wir des heiligen Apostelfürsten Petrus altes Standbild in Mitte des Domes neu aufstellten und segneten und dann den Bau hier in den Tiefen zur Sicherung der Fundamente begannen. Es war am Pfingstmontage des Jahres 1860, als König Maximilian II., der in Gottes Frieden ruhe, an dieser heiligen Stätte den geweihten ersten Hauptstein zum neuen Hochbau des südlichen Turmes legte. Und wieder war es am St. Petersfeste des Jahres 1864, als wir an der nämlichen Stelle den Hauptstein zum Hochbau des nördlichen Turmes weihten. Was wir da ersehnten und erflehten, ist uns gewährt. Wir schauen die Türme in ihrer kunstprächtigen Vollendung.“ Der hochwürdigste Herr Bischof widmete nun herrliche Worte des Dankes den heimgegangenen Wohlthätern des Baus, König Ludwig I. und König Max II. Auch den Lebenden sei der Dank gebracht, König Ludwig II. und dem fürstlichen Hause Thurn und Taxis; den für das Werk begeisterten und es in aller Größe bewährter Kunst zu Ende führenden Meistern, allen Gebern und Spendern, insbesondere dem Dombauverein. „Mögen die Türme“, so schloß die Rede, „hoch emporragend und emporweisend zu den Himmeln, Gottes Ehre, Lob und Preis verkünden. Mögen sie eine Zier und Ehre und zugleich heilige Mahnung bleiben für die Stadt und das Bistum Regensburg. So wollen wir den Hammerschlag thun auf diese Steinkronen im Namen Gottes und zu Ehren des heiligen Petrus, des Apostelfürsten, dem dieser Dom geweiht ist. Und sind sie oben eingesenkt als Schluß der Kreuzesblume auf jedem Turme, so sei dies allen stets ein Zeichen, daß des Christen Ziel und Hoffnung in dem Kreuze ist, und daß wir nur im Kreuze siegen.“

Die Rede hat etwas sehr Bedeutungsvolles vergessen, die überaus großen Verdienste des hochwürdigsten Herrn Bischofs selbst. Die Mitwelt weiß sie zu schätzen, und auch die Nachwelt bleibt nicht undankbar; für die fernsten Zeiten bleibt der Name des Bischofs Ignatius v. Senestrey verknüpft mit der Wiederherstellung und Vollendung der wundervollsten Blüte der Gotik in bayerischen Landen.

Feldmarschall Fürst Wrede.

Von L. Roland.

II.

Es kam das blutige Jahr 1809, das den Kriegsruhm der Bayern so glänzend erstrahlen ließ. Wenn unsere Väter auch damals gegen Österreich fochten, und ihre Tapferkeit mit am meisten dazu beitrug, daß die Doppeladler in den Staub sanken, so zwingt uns doch die soeben aufgerufene Gerechtigkeit zur unumwundenen Anerkennung, daß Österreich damals allein für die deutsche Sache auf den Kampfplatz trat. Der Zeitpunkt war gut gewählt, weil Napoleon vollauf in Spanien beschäftigt war; allein die Kaiserlichen verscherzten von vornherein das Glück durch Langsamkeit und mangelhafte Dispositionen, so daß der im Fluge herbeieilende Kaiser noch rasch die Fehler seines Major-Generals Berthier wett zu machen Gelegenheit hatte. In meisterhafter Anordnung trieb er das Centrum der Österreicher zurück und keilte sich zwischen dasselbe und ihren linken Flügel in den Gefechten an der Abens (19. und 20. April) ein, warf dann den letzteren (am 21. April) bei Landshut über die Isar zurück und faßte nun von neuem das Centrum in seiner linken Flanke (am 22. April) bei Eggmühl, (am 23.) bei Regensburg, worauf Erzherzog Karl den Rückzug nach Böhmen antrat. Wredes Division focht in erster Linie (am 20. April) bei Biburg und Pfeffenhausen, wobei

Wrede sich persönlich des letztgenannten Ortes bemächtigte, und nahm am nächsten Tage an der Verfolgung des Corps Hillers nach Landshut teil, welche Stadt nach lebhaftem Kampfe erobert wurde. Von hier wandte sich Napoleon mit dem größeren Teile seiner Streitkräfte gegen Regensburg und ließ nur durch die Divisionen Wrede und Molitor (Franzosen) die Österreicher weiter verfolgen. Gegen diese kehrte sich aber Hiller mit einem kühnen kraftvollen Vorstoße bei Neumarkt a. Rott (24. April), wobei die Division Wrede arg ins Gedränge geriet, da der französische General Molitor sie allein „das Bad austrinken ließ", um populär zu sprechen. Indessen Erzherzog Karls Niederlage bei Regensburg hinderte Hiller an der Ausnutzung der gewonnenen Vorteile und veranlaßte ihn zur Fortsetzung des Rückzuges, worauf die Division Wrede unter leichten Gefechten bei Mühldorf und Trostberg gegen Salzburg vordrang und sich dieser wichtigen Stadt am 29. April bemächtigte. Hier vereinigten sich die drei bayerischen Divisionen. Wrede wurde zwar zur Teilnahme an den Operationen der großen Armee nach Innerösterreich bestimmt und marschierte infolgedessen gegen die Donau ab, erhielt aber bald wieder die Zurückberufung nach Salzburg, um unter dem Oberbefehle Marschall Lefebvres zur Unterwerfung Tirols mitzuwirken.



Feldmarschall Fürst Wrede.

Am 11. Mai nahm er den Lofer- und Strub-Paß, lieferte am 12. Mai bei Waidring, am 13. bei Wörgl (wo die im Münchener Armeemuseum prangende Fahne des Regiments Lusignan von den Chevaulegers des 3. und 5. Regiments genommen wurde), am 15. bei Brixlegg und Schwaz glänzende Gefechte und zog am 19. Mai in Innsbruck ein.

Auf diesem unter täglichen Kämpfen zurückgelegten Marsche kam es zu argen Ausschreitungen der bayerischen Soldaten, woran einesteils die Erbitterung über den heftigen Widerstand der Tiroler und die Erinnerung an die von letzteren beim Aprilaufstande verübten Grausamkeiten, anderseits ein Befehl Lefebvres die Schuld trugen, denn letzterer hatte angeordnet, daß jeder Tiroler, der mit der Waffe in der Hand betroffen würde, über die Klinge springen müsse. In einem flammenden Tagesbefehle, der seinem Gemüte wie seiner Klugheit alle Ehre macht, verwies Wrede dieses Benehmen den Truppen, aber trotzdem wird ihm fälschlich der Brand von Schwaz, als absichtlich von ihm veranlaßt, in die Schuhe geschoben, ein Gegenstück zu den Verleumdungen Tillys wegen der Zerstörung von Magdeburg.

Am 23. Mai erhielt Wrede den Befehl, von Innsbruck aufzubrechen und mit der Division Kronprinz in Eilmärschen zur großen Armee an der Donau zu stoßen, wo sich die Entscheidung des Krieges vorbereitete. Wrede besetzte Linz und bestand hier mehrfache Gefechte mit den Österreichern, bis er am 30. Juni die Ordre bekam, am 6. Juli bei Wien einzutreffen. In vier Tagen legte seine Division die 24 Meilen dahin zurück — einen der fünf schnellsten Märsche vollführend, den die Kriegsgeschichte kennt — und stand am 5. Juli früh 5 Uhr schlagfertig auf der Insel Lobau.

Tags darauf, in der heißen Schlacht bei Wagram, setzte sie Napoleon im entscheidenden Punkte inmitten des tobenden Kampfes ein. Ihr Eingreifen brachte den Sieg. Anderthalb Stunden weit trieb sie den Feind zurück, wozu insbesondere die Artillerie sehr viel beitrug; aber Wrede wurde zuerst das Pferd unterm Leibe erschossen, und gleich darauf erhielt er, da ein anderes Pferd nicht sofort zur Stelle war, einen Streifschuß von einer Kanonenkugel in die rechte Seite oberhalb der Rippen und mußte zurückgebracht werden.

Ruhmvoll focht die Division darauf noch im Treffen bei Znaim (11. Juli); der Feldzug kostete ihr 137 Offiziere und 3500 Mann. Zur Ehrung der Verdienste ihrer Führer ernannte Napoleon am 15. August Wrede zum französischen Reichsgrafen mit einem jährlichen Einkommen von 30000 Frank, welches König Max Josef vertragsgemäß im folgenden Jahre auf 30000 Gulden zu erhöhen sich verpflichtete. Hierfür wies Napoleon die Herrschaften Mondsee im Salzkammergut, Engelhardszell und Suben im Innviertel an, welche als Mannlehen des französischen Reiches erklärt wurden. Diese Schenkung Napoleons war eine von den wenigen, die auch nach seinem Sturze erhalten blieben.

Nach dem Abschlusse des Friedens von Schönbrunn begannen die drei bayerischen Divisionen, jetzt unter dem Oberbefehle des früheren Generalstabschefs von Lefebvre, des Divisionsgenerals Grafen Drouet d'Erlon, zum dritten Male den Einmarsch in das rebellische Tirol, dieses Mal mit mehr Glück als früher. Wrede führte seine Division von Teisendorf über Reit im Winkel und Kössen nach St. Johann im Leukenthale auf Wegen, die seit mehr als einem Jahrhundert kein Soldat mehr betreten hatte. Nach mehreren leichten Gefechten rückte er am 1. November in Innsbruck ein und erstürmte am nächsten Tage den Berg Isel. Hierdurch war die Unterwerfung des Landes entschieden, und bald vollzog sich seine Pacifikation. Wrede kehrte darauf nach Bayern zurück und übernahm das Generalkommando zu Augsburg.

Der Neujahrstag des Jahres 1811 brachte Wrede die Beförderung zum General der Kavallerie, und das nämliche

Jahr führte für ihn noch ein anscheinend kleines, aber in den sich daran reihenden Folgen schwer wiegendes Ereignis nach sich. Der General war nach Paris gereist, mit Auszeichnung empfangen und zu einer der kaiserlichen Jagden nach Fontainebleau geladen worden. Während derselben knüpfte Napoleon ein Zwiegespräch mit ihm an und befragte ihn über seine Meinung hinsichtlich eines Feldzuges gegen Rußland. Wrede hob die Schwierigkeiten desselben hervor — und nun sind über den weiteren Verlauf zwei verschiedene Lesarten vorhanden. Nach der einen habe der Kaiser, erzürnt über Wredes Einwendungen, mit dem Vorwurfe geantwortet, der General habe den Krieg satt, und, mit der Peitsche in der Erde wühlend beigefügt: „Noch drei Jahre, und dann werde ich der Herr der Welt sein"; — nach der andern (und diese hat sehr große Glaubwürdigkeit für sich) habe Napoleon in der heftigsten Erbitterung die Peitsche drohend gegen Wrede erhoben, so daß dieser zum Hirschfänger gegriffen und in solcher Stellung des Kaisers weiteres Vorgehen erwartet habe, worauf jener wütend sich zurückzog und die Jagd abbrechen ließ. — So viel ist indessen sicher, daß von diesem Momente an Wrede bei Napoleon in Ungnade gefallen war, denn einen Widerspruch ertrug der Allgewaltige nicht, und trotz der hohen kriegerischen Ehren, die Wrede unter Napoleons Fahnen errungen, trotz der hohen Auszeichnungen, die ihm von demselben zuteil geworden waren, war Wrede in Herz und Gesinnung deutsch geblieben und stand in Beziehungen zu der kleinen Partei, welche in Kronprinz Ludwig ihre Stütze fand und in Bayern den deutschen Gedanken rührig vertrat. Ihre Leiter waren Professoren der Landshuter Hochschule: Ast, Savigny, Schrenk, Winter, Sailer, Tiedemann u. a., und manchen deutsch gesinnten Mann empfing der General auf seiner stillen Besitzung Mondsee. Um so höher wollen wir es ihm aber anrechnen, daß er trotz dieser deutschen Gesinnung seinem Könige die geschworene Treue hielt und verständig die richtige Zeit zu finden wußte, um mit energischem Handeln zum Besten seines königlichen Kriegsherrn und seines Vaterlandes für die deutsche Sache einzutreten, wie bald zu berichten sein wird.

Noch einmal zwar mußte er für Napoleon das Schwert ziehen, der 1812 mit der über eine halbe Million Streiter zählenden „großen Armee" in Rußland einbrach. Die zwei bayerischen Divisionen Deroy und Wrede bildeten unter des Marschalls Oudinot (nach dessen Verwundung unter Gouvion St. Cyr) Oberbefehl das sechste Korps. Im März waren die Bayern aus der Heimat aufgebrochen, überschritten Anfang Juli den Grenzfluß Niemen und lieferten in den Tagen des 16., 17., 18. und 22. August die blutigen Kämpfe um Poloczk an der Düna, wobei sich Wrede insbesondere am 18. August in den Kämpfen um Spaß auszeichnete, während deren den „Vater Deroy" die tödliche Kugel traf, worauf Wrede das Kommando auch über dessen Division übernahm. Noch einmal kam es um Poloczk zu heftigen Gefechten, am 18., 19. und 20. Oktober; dann räumte Wrede diese Stadt und führte sein auf nicht mehr volle 4000 Mann zusammengeschmolzenes und täglich unter den unerhörtesten Strapazen mehr und mehr abnehmendes Corps nach Wilna, das er am 9. Dezember erreichte. Bis hierher hatte er sein Häuflein Getreuer zusammenzuhalten vermocht, doch nun, im Strome der retirierenden Überbleibsel der großen Armee mit fortgezogen, verfiel auch dieses der Auflösung: am Morgen des 20. Dezember vermochte Wrede nur mehr 300 Mann Infanterie und einige 20 Mann Chevaulegers zu sammeln, mit welchen er noch die Nachhut der gesamten Armee bildete, bis auch sie am Niemen (12. Dezember) vollständig vernichtet waren. Der ewige Ruhm der Bayern bleibt es, daß ihre Reste die letzten Truppen waren, die noch in geschlossener Ordnung und kampffähig am Grenzflusse des russischen Reiches anlangten.

Inzwischen waren aus Bayern Ersatzmannschaften eingetroffen; mit diesen zog Wrede nach Plozk, wo er sein nun 4000 Mann starkes Corps neu formierte (28. und 29. Dez.) Wrede hatte während des Feldzuges Großes und Rühmliches geleistet, von Napoleon aber üble Behandlung erfahren. Während dieser nach dem Einmarsche in Rußland den General Deroy und seine Division besonders auszeichnete, ignorierte er Wrede und dessen Truppen mit förmlicher Absichtlichkeit und gab demselben auch den Großadler der Ehrenlegion nicht — den einzigen, welcher der bayerischen Armee in der Person des Generals Deroy verliehen war —, als der letztere auf dem Felde der Ehre geblieben war. Wrede erhielt in dem ganzen russischen Feldzuge nichts — als eine Belobung, wodurch sein Ehrgeiz auf das bitterste gekränkt wurde. — Schon im Oktober, nachmals im November 1812 hatte er, vielleicht zum Teil deswegen, vielleicht unter dem niederschmetternden Eindrucke des entsetzlichen Krieges, ein Enthebungsgesuch von seinem Kommando eingereicht, und erst als er dasselbe zum dritten Male erneuerte, erhielt er im Februar 1813 die Erlaubnis seines Königs zur Heimkehr nach Bayern.

Hier hatte unterdessen allgemach ein Umschwung der Stimmung sich vollzogen. Man wagte indessen weder den offenen Bruch mit Napoleon, noch den sofortigen Anschluß an dessen Gegner und rüstete aus allen Kräften, um den kommenden Ereignissen gewachsen zu sein, so daß Bayern im Herbste 1813 trotz der großen Verluste in Rußland 60000 Mann und 13 Batterien im Felde hatte. Die an der Nordgrenze stehende Division Raglovich mußte zwar auf Napoleons Begehren nach Sachsen entsendet werden, wo sie in den Schlachten bei Bautzen und Dennewitz tapfer mitkämpfte, aber der größere Teil der Truppen blieb im Lande, und im Juli wurde ein Armeecorps bei München zusammengezogen, das im August an den Inn marschierte und bei Braunau Stellung gegen eine österreichische Beobachtungsarmee nahm.

Es begannen nun jene Verhandlungen mit Österreich, welche zuerst zu einer Neutralitätserklärung Bayerns und dann zum Übertritte desselben auf die Seite der Verbündeten führten. Gegen den Widerstand des leitenden Staatsministers Grafen Montgelas, welcher sich nur schwer von Frankreich zu trennen vermochte, betrieb Wrede denselben mit aller Energie seiner Feuerseele, reiste selbst zweimal nach München zur persönlichen Beratung mit dem Könige auf dem jetzt niedergelegten Landhause des Grafen von Montgelas in Bogenhausen und wußte dessen Zustimmung zu erhalten, so daß er am 8. Oktober den bekannten Vertrag zu Ried mit Österreich schließen konnte, der Bayerns seitdem geschichtlich gewordene Stellung bestimmte. Wredes Absichten gingen dabei, wie bei allen seinen späteren staatsmännischen Handlungen, zwar höher hinaus, indem sein Gedanke war, Bayern die Geltung einer Macht ersten Ranges zu verschaffen; wegen dieser Verkennung der wirklich obwaltenden Verhältnisse und der Überschätzung des Erreichbaren wollen wir nicht mit ihm rechten, sondern ihm als das höchste

Verdienst um Bayern und um Deutschland anrechnen, daß er damals den schwankenden König Max Josef und den widerstrebenden Grafen Montgelas durch seine Entschiedenheit und kluge Voraussicht in jene politischen Bahnen leitete, welche Bayerns Heil sicherten. Das war eine Großthat, welche schwerer wiegt, als alle seine so hohen, mit dem eigenen Blute besiegelten Verdienste auf dem Schlachtfelde. Hätte Bayern damals noch länger in der französischen Allianz verharrt oder nur noch weiter mit seinem Übertritte gezögert, so wäre es zum mindesten vom Schicksal der Zerstückelung ereilt worden, wie es Sachsen traf.

Nun stießen 24000 Österreicher zu Wrede; mit einer Armee von 50000 Mann brach er an den Main auf, um in Napoleons Rücken zu gelangen; er veranlaßte auf diesem Marsche den König von Württemberg zum Anschlusse an die Verbündeten, wie auch die Großherzoge von Hessen und Würzburg, besetzte die Stadt Würzburg und blockierte die Feste Marienberg, lieferte dann dem Kaiser die Gefechte und die Schlacht bei Hanau (28. bis 31. Oktober), durch welche er dem Gros der aus der Leipziger Völkerschlacht weichenden französischen Streitkräften den Rückzug zu verlegen trachtete. Das gelang der bedeutenden Übermacht gegenüber freilich nicht, Napoleon durchbrach die Bayern-Österreicher und setzte den Marsch auf Mainz fort. Wrede selbst wurde am 31. Oktober durch eine Flintenkugel, die er bis zu seinem Tode im Leibe trug, schwer verwundet.

(Schluß folgt.)

Der Bruderschaftsbund der Zimmerleute in der Au.

Historische Novelle von Alwine Heßner.



Herzog Wilhelm stand eines Abends in seiner herzoglichen Burg am Sendlingerthor in München am Fenster und schaute mit innerem Behagen hinaus auf die ersten Schneeflocken, welche der Wind umherwirbelte.

In dem Gemache, in welchem sich der Herzog aufhielt, war es wohlig warm, und es ließ sich daher der erste Wintertag von hier aus gemütlich betrachten. Auch die Dogge, ein prachtvolles Tier, das dem Herrn zur Seite stand, schien dieser Meinung zu sein, denn hin und wieder legte der Hund die Pfoten auf das Gesimse und blickte neugierig auf die Straße, die meistenteils von Frauen und Mädchen belebt war. Es dunkelte schon, und die Zeit war gekommen, den nötigen Abendbedarf für die Familien zu holen; besonders war es ein der Residenz des Herzogs gegenüberliegendes Wirtshaus, das fleißig von den Mägden besucht wurde, weil sein Bier eine besondere Berühmtheit in München hatte. Aber auch die Brauerei der Augustiner, deren Kloster in der Nähe war, konnte sich über schwachen Besuch nicht beklagen, denn das Bier war dort sehr billig, und in dem Bräustübchen im Hofe erhielten es die Armen und Reisenden sogar umsonst.

Erst als die Nacht vollständig hereingebrochen, trat Wilhelm vom Fenster zurück und setzte sich an den langen, dunkeln, vollständig mit Büchern, Rollen und verschiedenen Musikinstrumenten bedeckten Tisch.

„Wenn es heute Nacht so fortweht, und ein wenig Kälte eintritt, so ist übermorgen das prächtigste Jagdwetter", sprach der Herzog für sich. „Will doch wieder einmal hinaus in die Wälder bei Grünwald reiten und den Hirschen und Keilern einen Besuch abstatten. Es ist schon eine schöne Zeit verflossen, daß ich nicht mehr dem Weidwerk oblag, und fast könnten die Tiere da oben glauben, ich hätte für immer die Armbrust und den Spieß in den Winkel gelegt oder sei unfähig zur Jagd geworden."

Er klingelte, worauf schnell ein Diener erschien, der ehrerbietig an der Thür stehen blieb, um die Befehle des Herrn zu erwarten.

„Wer ist in dem Vorgemach anwesend?" fragte Wilhelm.

„Graf Larosee", erwiderte ihm der Diener.

„Der ist mir gerade erwünscht, er mag eintreten", befahl der Herzog. — In wenigen Minuten trat der Graf ein und verneigte sich vor seinem Gebieter.

„Was sagst Du zu diesem Wetter", fragte Wilhelm, „Du bist ja der berühmteste Weidmann im ganzen Herzogtum. Bei diesem Schneefall muß Dir doch das Herz im Leibe gelacht haben."

„Es wird mir zur größten Freude gereichen", erwiderte der Graf, „wenn mein gnädigster Herzog davon genießen wollte. Das viele Sitzen kann Eurer Gesundheit nicht zuträglich sein, und so ein Ritt hinaus in die Wälder würde Euer Blut in Wallung bringen."

„Ich habe das auch beschlossen und Dich deshalb rufen lassen. Wenn es bis übermorgen anhält, so wollen wir bis nach Grünwald hinauf; besorge deshalb alles Nötige und versäume nicht, den Grafen Hans von Törring einzuladen. Er rühmt sich immer seiner Kunst im Abfangen der Wildschweine; ich will ihm einmal Gelegenheit geben, diese vor meinen Augen zu erproben."

Der Graf versprach, genau dem Auftrag des Herzogs nachzukommen, und beeilte sich, noch am nämlichen Abende die notwendigen Befehle zu erteilen.

Am Hofe Wilhelms erregte dessen Entschluß allgemeines Erstaunen. Man hatte schon geglaubt, der Fürst habe für immer den Freuden der Jagd entsagt und denke nicht mehr daran, das fröhliche Jagdhorn erschallen zu lassen. Um so mehr beeilte sich nun jeder, von dem Grafen Larosee an bis herab

zum Küchenjungen, dem Wunsche des Herzogs nachzukommen, und Graf Törring ritt am andern Morgen schon in aller Frühe in die Wälder an der Isar, um den Stand der Wildschweine zu erforschen, damit eine lange Suche vermieden werden konnte. Und er fand, daß sie sich zahlreich vermehrt hatten, und daß darunter Kapitaltiere waren, denen ein einzelner Jäger wohlweislich aus dem Wege gehen durfte, wollte er mit ihren Hauern nicht unliebe Bekanntschaft machen.

Am andern Tage war reichlicher Schnee gefallen, und der eingetretene Frost hatte Wege und Stege fahrbar gemacht. So stand dem Jagdausfluge kein Hindernis mehr im Wege. Zu der festgesetzten Morgenstunde waren die Begleiter des Herzogs in dem Vorgemach versammelt, während die Jäger mit ihren Knechten, Spießträgern und den Hunden schon lange auf dem Wege nach Grünwald sich befanden. Sie hatten den Auftrag erhalten, den Herzog an der Spitze des Waldes zu erwarten, dessen Ausläufer sich am Bergesabhang bis hinab an die Isar zogen, wo diese mit ihren grünen Gewässern in vielen Armen die Ebene erreicht.

In der heitersten Laune ritt die Gesellschaft, an der Spitze Wilhelm im pelzverbrämten Jagdgewande, die beiden Grafen zur Seite, durch die Stadt, das Thal entlang, über die Isarbrücke und dann im raschen Trabe die Auen an der Isar hinauf, Harlaching zu.

„Meine Lieben", sprach der Herzog zu seinen Begleitern, „laßt uns da in dieser Kapelle vor dem Gnadenbilde der Muttergottes unser Morgengebet verrichten als unsere erste Pflicht, dann können wir desto ungestörter das Vergnügen genießen. Wohl eine Viertelstunde kniete der Herzog vor dem Altare, dann erst ging es dem dunkeln Walde zu, und bald schmetterten die Hörner und verkündeten, daß die Jagd begonnen habe.

Am Morgen des gleichen Tages war, als noch nächtliches Dunkel herrschte, ein Trupp Männer, bewaffnet mit Axt und Säge, aus den kleinen Häusern, welche oberhalb der Isarbrücke an dem Abhange zerstreut umherlagen, aufgebrochen und hatte ebenfalls den Weg nach den Wäldern genommen, in welchen der Herzog jagte. Es waren Zimmerleute von der Au, wie man damals die ganze Gegend an der Isar aufwärts nannte, und woraus nach und nach die jetzige Vorstadt entstand. Welch' kräftige Gestalten waren diese Männer! Frohsinn und Biederkeit leuchteten aus ihren Augen, und als sie dahinschritten durch den frisch gefallenen Schnee, kam manches Scherzwort aus ihrem Munde, und zuletzt steigerte sich ihre Fröhlichkeit bis zu einem hellen Gesange, der eigentümlich sich mit dem Brausen der Isar vermischte. Sie gingen an ihre Arbeit, um Bäume in dem Walde zu fällen und sie gleich zu behauen, damit sie bei günstiger Schneebahn nur abgeführt zu werden brauchten.

„Wir haben heute eine schwere Arbeit vor uns", sprach, nachdem der Gesang verstummt war, Fendt, der Altgeselle, zu dem neben ihm Schreitenden. „Besonders ihr jungen Leute dürft euch ein wenig zusammennehmen und die Vorsicht nicht außer acht lassen. Ich kann meine Augen nicht überall haben, und es wäre mir ein peinliches Gefühl, wenn nur das Geringste geschehen würde. Ihr wißt, erst voriges Jahr hat eine stürzende Tanne einen unserer Kameraden, den Brenz, die einzige Stütze seiner alten Mutter, erschlagen, und die gute Frau wäre dem größten Elende preisgegeben, wenn wir sie nicht unterstützen würden. Also nehmt euch zusammen und macht eure Augen auf!"

„Es wird heute doppelt notwendig sein, erwiderte ihm sein Kamerad Lamper, denn unser gnädigster Herr Herzog jagt einmal wieder in den Forsten, und es könnte leicht möglich sein, daß er auch auf unsere Plätze käme."

„Was, der gnädigste Herr kommt hier herauf, heute? Davon wußte ich ja gar nichts", antwortete Fendt.

„Heute in aller Frühe sind die Jäger mit den Hunden an meinem Hause vorbeigezogen. Du mußt noch tief in den Federn gelegen sein, wenn Du das Geschrei und das Bellen nicht gehört hast", erwiderte ihm der andere. Mich trieb es schon aus dem Bette heraus."

„Bei Gott, ich habe nichts davon gehört", war Fendts Antwort, „das muß ich offen gestehen. Man wird halt müde am Tage, und gerade gestern wurde es spät, bis ich heim kam, denn der herzogliche Forstmeister wurde gar nicht fertig, bis er uns alle die Stämme bezeichnet hatte, die heute gefällt werden sollen. Wir dürfen schon tapfer darauf loshauen, wenn sie alle bis zum Abende am Boden liegen sollen. Hört, ihr Kameraden", wandte er sich dann an diese, „wenn die Jagd so in eure Nähe kommen sollte, so stellt die Arbeit ein, bis die hohen Herren wieder entfernt sind. Man kann nicht wissen, wie manchmal so ein Baum fällt, und die Herren schauen nicht auf die Bäume, sondern auf das Wild, das sie verfolgen."

Die übrigen versprachen, seinen Weisungen genau nachzukommen, und als sie nun auf einem freien Platze des Waldes angekommen waren, auf welchem eine alte morsche Hütte stand, teilte Fendt die Gesellen in verschiedene Partien und wies jeder derselben eine Anzahl Bäume an, welche sie zu fällen hatten.

Rüstig und wohlgemut gingen sie an die Arbeit, und bald ertönten von allen Seiten die Axthiebe durch die Stille des Waldes und hörte man das Gekrach der stürzenden Bäume.

Herzog Wilhelm hatte am Anfange seiner Weidlust nicht freien Lauf gelassen, nachdem ihm Graf Törring versichert hatte, daß weiter hinauf, Grünwald zu, stattliche Rudel von Wildschweinen aufzutreiben wären. Dieser Nachricht verdankte mancher Rehbock und mancher stattliche Hirsch, daß er unversehrt in das Dickicht entfliehen konnte, und sein Leben vorerst gerettet war. Der Vormittag brachte auch reiche Beute, und das Glück war heute dem Herzog besonders günstig; die Jäger hatten schließlich genug zu thun, das erlegte Wild zu sammeln und aufzubrechen.

Als es Mittag wurde, ritt die ganze Gesellschaft in das Schloß Grünwald hinüber, um dort das bereitete Mittagsmahl einzunehmen, das auch jedem, besonders aber dem Herzog, trefflich mundete. „Ich fühle mich heute besonders wohl", sprach er nach Beendigung desselben zu dem Grafen Larosee, „und fast möchte ich Sanct Hubertus als Patron der Jäger absetzen und ihn als jenen der Ärzte erklären. So ein Aufenthalt im Walde und die Aufregungen der Jagd machen den Geist heiter und das Gemüt bewegter, was alles wieder günstig auf den Körper einwirkt. Ich werde von nun an, wenigstens jede Woche einmal wieder, dem edlen Weidwerk huldigen, und auch meine Söhne sollen mich begleiten; es wird sie stählen und kräftigen."

„Thut das, gnädigster Herzog", erwiderte der Graf, „und wenn ich auch sonst in jedem Winter mit Sehnsucht dem ersten Schnee entgegensehe, so muß ich den heurigen doch besonders

preisen, da er meinen gnädigsten Herrn auf solche Gedanken brachte. Würde der Schnee es verstehen, ich wäre fast geneigt, ein Glas Wein auf sein Wohl zu leeren."

Der Herzog lächelte. „Es scheint, der Wein schmeckt Dir auch ohne diese Libation", antwortete er. „Nun, einem solchen Nimrod wie Du, ist dieses zu verzeihen. Ein Jäger, welcher den Wein nicht liebt, ist meines Wissens nicht denkbar. Bist Du nicht der gleichen Meinung, Törring?" fragte er dann diesen. „Gewiß, gnädigster Herzog", war dessen Antwort. „So ein Tag im Walde zugebracht und dann am Abend in gut durchwärmter Stube ein Glas Wein vor sich, etwas Besseres kenne ich nicht. Da verschwinden alle Sorgen wie mit einem Schlage, und kein Jäger braucht ein Wiegenlied, um in den Schlaf zu kommen."

Die Hörner im Hofe schmetterten zur weiteren Fortsetzung der Jagd und unterbrachen das Gespräch. Mit neuem Eifer ging es hinein in den dunkeln Wald, und das Wild, das sich schon der Ruhe freute, wurde aufs neue aus seinen Schlupfwinkeln und Lagern aufgetrieben.

Während dieser Unterhaltung im Schlosse wurde eine andere in der Hütte des Waldes geführt.

Ein hübsches junges Mädchen war, mit einem Korbe am Arm, leicht wie ein Reh durch den Wald geeilt und, dem Klange der Axtschläge folgend, hatte sie bald den freien Platz vor der Hütte erreicht. Zuerst setzte sie den Korb in der Hütte nieder, zündete Feuer an, stellte die mitgebrachten Töpfe an dasselbe, um deren kaltgewordenen Inhalt aufs neue zu erwärmen. Dann eilte sie wieder hinaus, und ihre silberhelle, glockenreine Stimme rief in den Wald hinein, daß die Mittagsstunde gekommen, und das Essen bereit sei. Die Gesellen riefen diese willkommene Nachricht einander zu, bald waren sie alle versammelt, und es dauerte gar nicht lange, so waren die Schüsseln leer und der Inhalt zweier großer Krüge auf die Neige geleert.

(Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

München vor hundertfünfundzwanzig Jahren. Es gewährt einen eigenen Reiz, die Verhältnisse einer uns bekannten Stadt in einer vorübergegangenen Kulturperiode mit den jetzigen in Vergleich zu setzen. Es waren noch primitive Zustände einer Hauptstadt, welche uns Dr. Schreiber in seinem Buche „Max III., der Gute" (1745—1777), schildert. Der Kurfürst ließ z. B. Pfannenflicker, Pilger, Vaganten in das „Seidenhaus" am Anger stecken; wurden sie entlassen und brachten gutes Zeugnis mit, so mußte jeder Bürger sie in Dienst nehmen, wenn er nicht die nämliche Strafe, die der Entlassene gebüßt, selbst antreten wollte. Damals waren die überzähligen Abdecker die größten Beutelschneider im Lande; Max III. ließ sie einstecken, jeder Wasenmeister mußte Roßhaar ins Arbeitshaus liefern, und die Wasengesellen bildeten sich in der Verarbeitung desselben zu Posamentieren aus. Arme Leute heirateten damals, auf Bettelerwerb sich anbauend; Max ließ die Hütten einreißen und die Betteleheleute dem Pfarrer zur Ernährung übergeben, der sie eigenmächtig kopuliert hatte. Auf dem Laude schlichen fremde Emissäre herum, um die unzufriedenen Unterthanen zur Auswanderung zu bewegen. Jeder dieser Aufwiegler wurde, wenn er verhaftet worden war, binnen 24 Stunden aufgeknüpft. Alle Waldungen waren von verwegenen Wilddieben belagert. Ihr Abgott war der sog. bayerische Hiesel, welcher Matthias Klostermayr hieß und von Bauersleuten in dem Dörfchen Kissing bei Friedberg geboren war. Bei einer Rekrutenauswahl wurde er dem Militärdienste eingereiht und desertierte nach der Schweiz, da ihm das Kriegswesen verhaßt war. Er nahm Dienst bei einem Jägermeister, lernte das Weidwerk, wanderte nach einem Zerwürfnisse mit seinem Herrn nach Tirol, Schwaben, an die bayerische Grenze und hauste mit mehreren Spießgesellen und wohlabgerichteten Hunden 1770 in der Nähe Ulms und in den freiherrlich v. Racknizischen Waldungen. Hiesels phantasiereiche Abenteuer erwarben dem Helden der Wilddiebe Begeisterung und Nachahmung, bis er von einer fürstbischöflich-augsburgischen Grenadierabteilung unter Lieutenant Schedel bei Buchloe gefangen genommen ward. In Bayern organisierten sich die „Wildschützen" bandenweise, schwärzten ihr Gesicht und vermummten sich auf schauerliche Art. Die Jäger und Forstbedienten fürchteten für ihr Leben, so daß der Kurfürst mehrere Regimenter aufbot und für die Denunziation eines Wilddiebes 50 fl. Belohnung dekretierte; wenn ein verhafteter Wilddieb die Namen seiner Kameraden angab, wurde er straffrei und mit einer Belohnung von 50 fl. per Kopf entlassen. Da diese Anordnungen wenig Früchte trugen, und die Diebe und Räuber bis über die Zähne bewaffnet sich bis zu den Thoren der Residenzstadt am hellen Tage heranwagten, so rückte die ganze bayerische Armee aus und vereinigte sich mit der endlosen Schar der Jäger und Schergen; die Bauern wurden bewaffnet, und in allen Dörfern wurde die Sturmglocke geläutet, sobald man eines Wilddiebes oder Räubers ansichtig wurde. An allen Straßen und Wegen wurden „Straffäulen" errichtet, an welchen die verfolgten Verbrecher die fürchterlichsten Todesurteile lesen konnten. Dem Exekutionsheere gelang es nach einigen Jahren, die Sicherheit des Landes zu begründen. Die Thore sämtlicher Städte mußten im Sommer um 8 und im Winter um 5 Uhr geschlossen sein; die Thorschreiber und Zöllner hatten strenge Paßkontrolle zu halten. Wer nach der festgesetzten Zeit ein Thor passieren wollte, mußte ohne Standesunterschied, mit Ausnahme der Franziskaner und Kapuziner, doppelte Taxe zahlen. Max Joseph zahlte selbst sehr oft und persönlich die Thorsteuer. Da der Kleiderluxus und die französische Modesucht in den Städten, besonders in München, immer kostspieliger und allgemeiner wurde, so stellten die Ständedeputierten 1747 beim Kurfürsten das Bittgesuch, eine Kleidervorschrift zu erlassen. Sie fügten bei: „Wir getrösten uns hierüber eines gnädigsten Willfahrens um so mehr, als bekannt und tröstlich ist, daß Eure kurfürstliche Durchlaucht die Kleiderpracht selbst nicht sonderlich achten". Der Edelmann suchte seine Geburt durch einen kostbaren Kleiderstoff zu manifestieren; der Hofkavalier trug am Jagdhemd die feinsten Spitzen; die Tochter eines Patriziers ließ sich „gnädiges Fräule" titulieren und ihr Sonntagskleid mit 30 Ellen der wertvollsten Brabanter Spitzen besetzen; die Kaufmannstochter trug ein 7 bis 9 Ellen weites Gewand, das reich mit Goldblumen durchwebt war; keine Bürgersfrau wollte an Festtagen ohne rauschenden seidenen Oberrock die Kirche besuchen. Die Handlungskommis, welche um ihre neuesten ausländischen Kleidungsstoffe beneidet wurden, waren der Männerwelt die Tongeber der Modesucht. Eine geschärfte und ausgeführte Kleiderordnung (1747) schrieb für alle Stände die Kleidung vor. Keinem Bürger und Landmann war es erlaubt, ein Kleid von Tuch zu tragen, dessen Elle über zwei Gulden kostete. Niemand in ganz Bayern durfte sich ein Hausgerät von Gold oder Silber anschaffen. Zum Ankauf vergoldeter Möbel war bei Strafe von 10 Thalern und Einziehung des Gewerbes die spezielle Erlaubnis des Ministeriums erforderlich. Für die kurz ins Leben gerufene Polizei war es eine zu große Aufgabe,

die standesgemäß vorgeschriebene Kleidung zu beaufsichtigen. Der Kurfürst überzeugte sich bei seinen Spaziergängen, auf Jagden und Reisen, daß seine Mandate allseitig überschritten wurden; vorzüglich staunte er über die Schuster- und Schneidergesellen, welche blinkende Degen trugen. Er hob die fruchtlose Verordnung auf und setzte eine hohe Kleidertaxe fest, so daß man bei Spaziergängen das Vermögen des einzelnen nach der Gewandung berechnete. An die Kleiderordnung reihte sich ein Verschwendungsgesetz. „Da ein lüderlicher Haushälter", beginnt das Reskript, „mehr verdirbt als viele gute Hauswirte mit allem Fleiße verbessern können", so wurden die untergeordneten Gerichte verpflichtet, gegen leichtsinniges Schuldenmachen einzuschreiten und verschwenderischen Eigentümern das Anwesen zu verkaufen, wenn nicht die Gläubiger innerhalb sechs Wochen nach Abfluß des Zahlungstermins befriedigt seien. Auch unschuldig mit Anlehen überbürdeten Unterthanen sollten die Besitzungen verkauft werden, „indem es für sie ratsamer und besser sei, sich schuldenfrei zu machen und sich ein kleines Gut anzukaufen, als auf einem großen zum eigenen und der Kreditoren Verderben beschwerlichst fortzuhausen". In den Städten grassierte eine allgemeine Spiellust. In Kaffee-, Wein-, Wirts-, Gartenhäusern zu München wurde von Personen jeden Standes das Spiel mit Karten, Würfeln, das sogen Banko, Bassete, Pharao unter den rohesten Ausbrüchen der Verlierenden ganze Nächte getrieben. Kurfürst Max haßte diese Hazardspiele wegen „solcher der Gottesehre zuwiderlaufenden Unordnungen und ärgerlichen Gotteslästerungen". Der Wirt, welcher solche Spiele erlaubte, wurde zu einer Geldstrafe von 50 bis 100 Gulden und im Rückfalle zum Verluste des Gewerbes verurteilt; der Spieler mußte seinen Gewinn zurückgeben und den dritten Teil desselben als Strafe erlegen. Auf Kirchweihen, Hochzeiten und Jahrmärkten werden auf Kegelbahnen Schafe, Widder, Geisen, Warenartikel ausgespielt oder in den Gastzimmern Gänse, Enten, Braten und andere Viktualien ausgepascht. Diesen alten Volksbrauch ließ der Kurfürst bestehen und verbot nur jedes Geldspiel. Diese Verbote hemmten die Heiterkeit des öffentlichen Volkslebens zu München nicht. Die beliebtesten Vergnügungsorte waren Thalkirchen und Hesselohe, wohin man die Städter durch die Automatenspiele und Marionettentheater zu locken suchte. Es wurden eigene Einladungen gedruckt und in den Buchhandlungen verkauft. In denselben wurde die Gefährlichkeit andrer Gastorte mit grellen Farben ausgemalt, hingegen die Reize der eigenen Wirtsplätze ausführlich beschrieben. Jedem, welcher an einem Sonntage zum Besuche komme, wurde ein Freibillet zu einem Balle am nächsten Sonntage versprochen. An beiden Orten erreichte vornehmlich zur Kirchweihzeit die Prunk- und Genußsucht den höchsten Grad. Für die dienende Klasse waren die Kirchweihen zu Thalkirchen und Hesselohe Feiertage, an denen der Lohn des ganzen Jahres durch Kleidung, Tanz und Genuß vergeudet, und die Forderungen an den Dienstherrn gesteigert wurden. Die Ständeversammlung führte 1751 Beschwerde beim Kurfürsten über die Ansprüche der Dienstboten an Kost, Lohn, über ungesetzlichen Austritt zur Zeit der Ernte, so daß die Landwirtschaft Schaden leide. Es wurde vom Polizeiministerium eine neue Dienstbotenordnung verfaßt und diese zu jeder Quatemberzeit auf den Predigtstühlen verkündet. Die ununterbrochene Dienstzeit wurde gesetzlich auf ein Jahr bestimmt. Der Knecht und die Magd, welche nach gesetzlichem Austritte aus dem früheren Dienste nicht binnen 14 Tagen in einen neuen traten, wurden in das Arbeitshaus abgeführt. Der Jahreslohn für die einzelnen Klassen der Dienstboten war genau vorgeschrieben: ein Knecht erhielt 10 bis 18, eine Magd 8 bis 12 Gulden. Jener Dienstherr, welcher den Lohn erhöhte, wurde um die betragende Summe bestraft, der Dienstbote, welcher größeren Lohn begehrte, zur Schandsäule oder Geige verurteilt. Keinem Dienstboten war es erlaubt, an einem Werktage bei einer Hochzeit zum Tanze zu erscheinen, und so lange die Früchte auf dem Felde standen, unterblieb jede Tanzunterhaltung.

Verhalten bei einer Sonnenfinsternis. Unsere Leser kennen Pfalzgraf Christian August von Sulzbach aus dem Artikel im ersten Jahrgange des „Bayerland", „das Gastmahl der Greise". Wir geben heute ein originelles Aktenstück der umfassenden Fürsorge des Fürsten für seine Unterthanen in Form seiner landesväterlichen Vorschrift, wie sich die Unterthanen bei einer Sonnenfinsternis zu verhalten haben. Das Aktenstück rührt aus dem Jahre 1654 und lautet folgendermaßen: „Demnach auf künftgen 2 August alten und 12 neuen Kalenders abermal eine merkliche und sichtbare große Sonnenfinsternuß einfällt, bei welcher nach der Naturkundiger Erforsch- und Erfahrung gar böse Zeichen oder Aspekten sich befinden, die da allem Ansehen nach nicht viel Gutes, sondern hauptsächliche Veränderungen allenthalben ankündigen, annenhero beides von Nöthen sein will, daß des Gestirnes schädliche Wirkung mit Ablegung sündlicher Laster durch ernstliche Buß im Gebet vor Gott gebrochen und vorgekommen, als auch sonst im äußerlichen Leben und Wandel vorsichtiglich verfahren werde, damit weder an der Seelen noch an dem Leib Unfall und Verderben gelitten werden möge. — So ist hiemit unseres gnädigen Fürsten und Herren Christiani Augusti, Pfalzgrafen bei Rhein 2c. fürstlichen Gnaden gnädiger und ernstlicher Befehl auch fürstlich väterliche Erinnerung, daß jeglicher deroselben lieben und getreuen Unterthanen in den fürstlichen Landgerichten sich zu Eingangs ermeldeten Tags zeitiglich mit eifrigem Gebet zur Buß und Übung gottseliger Werk auch gegen seinen Nächsten vorbereite, dem Höchsten so irgend auch die Schaalen seines rechtmäßigen Zorns und Gerichts über dieses Fürstenthum oder Nachbarschaft ausgegossen werden wollte, in die Ruthen falle und sein liebreiches, väterliches Herz zur Erbarmung erweiche, ob etwann seiner göttlichen Allmacht gefallen möchten, die wohlverdienten Strafen diesem Lande, wo nicht gar zu schenken, jedoch mildiglich zu lindern.

Neben dem wird auch ein jeglicher treulich gewarnt, sich fleißig zu hüten, daß er sich vor dieser Finsternuß als die natürlich (wiewohl auch keineswegs zu verachten) nicht entsetze noch allzu viel scheue, doch aber deren leibliches den Augen gar verderbliches Anschauen meide, deßgleichen sich ein Tag oder drei vor und hernach in Speiß und Trank wie auch in übrigen Leibsübungen mäßig und nüchtern halte, sein Vieh im Haus mit der Notdurft versehe und die Brunnen oder Cisternen bedecken lasse. So kan auch von denen, so sich etwan von dieser Finsternuß halber bereit eine unnöthige Furcht einnehmen lassen, ein Präservativ oder Gegengift wohl gebraucht und also nach menschlichem Vermögen die Gesundheit und das Vieh vor Krankheit beschützt werden; dahingegen bei allzu großer Furcht oder Übermaß leichtlich beschwerlicher Krankheiten entstehen und wohl einige gar hinraffen können. Weßwegen sich dann ein jeglicher von selbsten zu hüten wissen wird. Der grundgütige Gott wolle alle die Seinigen in ihrem Gebete gnädiglich erhören, ihre Buß ansehen und vor allem Unheil Leibs und der Seelen diese Lande und Nachbarschaft bewahren!

Sinnspruch aus einem Stammbuche des germanischen Museums vom Beginn des 17. Jahrhunderts.

Allzeit dein gueter Freund ich bin
Dich zu befrieden steht mein Sinn
Drei Stück mein Herz ihm vorbehält.
Das erst: sprich mich nicht an um Geld
Die andre Bitt mich auch gewähre
Das ich für dich nicht Bürge wäre.
Zum dritten kannst wohl gedenken
Daß ich umsonst dir auch nichts kann schenken.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



No. 26. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß

(Fortsetzung.)

Der Doktor war vollkommen ruhig geblieben und erwiderte mit bitterm Lächeln: „Wie war es doch mit der Jourdanschen Proklamation, Herr Wägel? Habt Ihr solche bei der Hand?“

„Warum nicht? Geduldet Euch nur einen Augenblick“, und wieder suchte er unter den Papieren. Bald produzierte er dann eine Nummer des „Friedens- und Kriegskuriers“, jenes zweitältesten Blattes in Deutschland. „Hier steht es zu lesen.“

„Ganz recht“, sagte der Doktor, begierig nach dem Blatte greifend. „Nun hört 'mal, also: ‚Der General en chef der französischen Sambre- und Maas-Armee an die Bewohner des rechten Rheinufers‘. Da hören Sie diese schönen Redensarten: ‚Die rührende Stimme der Menschlichkeit, welche ohne Aufhören wiederholt, daß es Zeit ist, den Strömen Blutes Einhalt zu thun. — Friedsame Bewohner dieser unglücklichen Gegenden! Ihr seid es nicht, die wir vernichten wollen, euer Eigentum soll nicht verwüstet werden. Ihr könnt darauf rechnen, bei allen Chefs der Armeen, so ich kommandiere, Schutz zu finden.‘ All das lautet ganz schön, Herr Wägel. Nun aber seht Euch die Geschichte an, wie sie in Wirklichkeit sich abgespielt hat. Reiset, wie ich es soeben gethan, durch Franken, beschaut Euch Land und Leute und dann sagt mir Eure Meinung darüber. Ich wette meinen Kopf zum Pfande, daß Ihr alsdann keine andere Meinung über die Franzosen bekommt, als ich sie zur Stunde habe.“

„Ihr habt freilich vorhin Greuelscenen genug geschildert, von denen Ihr Augenzeuge gewesen seid, Doktor. Der Krieg bleibt immer schrecklich, aber kann denn nicht auch der Bauersmann da und dort durch sein unkluges Verhalten die Rache des Feindes herausgefordert haben? Man hat doch nicht gehört, daß die Franzosen in den Städten so gewütet haben.“

„Ja, ja, Herr Wägel“, entgegnete Sartorius mit trübem Lächeln, „Ihr nehmt die Franzmänner in Schutz, wo Ihr nur immer könnt. In etwas besser erging es den Städtern als den Bauern, das ist nun freilich wahr. Nun, man hat auch alles aufgeboten, sich den Feind geneigt zu machen. Da habe ich mir heute morgen erst in Bamberg ein nicht uninteressantes Dokument verschafft. Wo steckt es denn nur?“ Der Sprechende suchte in der Brusttasche seines langen Rockes, aus der er schließlich ein Zeitungsblatt hervorzog, es entfaltete und dem Freunde vorlegte. „Da lest, es ist die neueste Nummer der ‚Bamberger Zeitung‘. Ich lasse Euch das Blatt da, und Ihr mögt daraus entnehmen, wie gut dieses Organ der öffentlichen Meinung es vorhat mit den Franzmännern. Ihr könnt bald dieselbe Schwenkung am hiesigen ‚Friedens- und Kriegskurier‘ erleben, glaubt mir. Aber darüber laßt uns morgen weiter reden und erlaubt, daß ich für heute mich von Euch verabschiede. Meinen besten Gruß an Madame Wägel. Bleibt nur, ich finde den Weg. Eine geruhsame Nacht, Herr Wägel, der morgige Tag wird uns nichts Gutes bringen, fürchte ich.“

2. Kapitel.

Die düsteren Befürchtungen des braven Doktors sollten sich leider als wohl begründete erweisen. Die erste fürchterliche Enttäuschung, welche die Reichsstadt zu erfahren hatte,

war die, daß General Ney alsbald nach seiner Ankunft erklärt hatte, den seitens der Kreisdeputation mit Ernout abgeschlossenen Vertrag so lange nicht anzuerkennen, bis Jourdan es ihm direkt befehle. Alle Gegenvorstellungen erwiesen sich als fruchtlos; und nun mußten jedem Verblendeten die Augen aufgehen angesichts einer solchen Treulosigkeit, und an Stelle der früheren Vertrauensseligkeit traten bald Furcht und Bestürzung. Am 10. August morgens in aller Frühe begann dann der Einmarsch der Franzosen: Reiterei und Fußvolk in buntem Gemisch. Wenn auch die Kavallerie sich noch anständig ausgerüstet zeigte, da es meist Leute aus den besseren Klassen der Gesellschaft waren, so bot dagegen die Infanterie einen geradezu widerlich-empörenden Anblick dar, wie sie, kaum dem Kommandoruf der Führer gehorchend, regellos und lärmend sich fortwälzte auf der breiten Landstraße und dann durch die alten ehrwürdigen Thore in die Stadt einzog. Mit Grauen und Entsetzen erschaute der friedliche Reichsstädter jene wilde Soldateska, die sich äußerlich von einer Landstreicherhorde in gar nichts unterschied, diese zuchtlosen Gesellen, mehr halbwüchsige Buben als Männer, zum größten Teil betrunken, johlend und schreiend, in ganz zerlumpten Kleidern einhergehend, meist barfuß, auf den Bajonetten Bündel mit geraubtem Zeug oder auch Stücke rohen Fleisches tragend. Das sollten die Apostel sein jener neuen Lehre von den Menschenrechten mit dem Wahlspruch: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit? Und daß es trotz alledem Soldaten der französischen Republik waren, erkannte man an den Trikoloren, die sie mit sich führten und welche das mit einer roten Mütze gekrönte Liktorenbeil von zwei Zweigen umgeben und verschiedene Inschriften, wie: „A bas les Tyrans“ oder „Vive la Liberté“ aufzeigten.

Der Ab- und Zumarsch der Feinde dauerte an diesem und den nachfolgenden Tagen ununterbrochen fort. Da schon am allerersten Abend förmliche Beraubungen der Bürger auf offener Straße stattgefunden hatten, und die Requisitionen trotz vorhergegangener Abmachungen alsbald begannen, so schlossen die Kaufleute und Händler ihre Läden, die Wirte nahmen ihre Schilder ab, und jedermann, der auf Anstand hielt, hütete sich, die Wohnung zu verlassen, wenn nicht die Notwendigkeit ihn zum Ausgehen zwang. Ney und seine Generäle machten den Anfang im Requirieren, die Mannschaften folgten ohne weiteres dem gegebenen Beispiele. Man bezahlte mit Assignaten oder mit Mandaten, einem Papiergelde, welches damals so nieder im Kurse stand, daß das Pfund Butter, in solcher Münze bezahlt, auf 20 Lire zu stehen gekommen wäre. Bald hielt man es nicht mehr für nötig, überhaupt zu zahlen, das „Krippen“ (jener damals für „Stehlen“ gebräuliche Ausdruck) war ja weit einfacher. Kramläden und Gewölbe mußten geöffnet werden, oder der Soldat drang gewaltsam in die geschlossenen Räume ein. Besonders hart wurden Tuch- und Leinwandhändler heimgesucht, der Franzose nahm, was ihm anstand, und das war oft nicht viel weniger als alles. Manchem Kaufmann erwuchs auf solche Weise beträchtlicher Schaden. Viele der geraubten Sachen verkauften die Soldaten sogleich wieder an andere Leute, und auf den öffentlichen Plätzen wurden förmliche Auktionen abgehalten. Wenn sich Käufer fanden, so geschah es auch wohl, daß die Franzmänner deren Geld annahmen, die Ware aber dennoch für sich behielten und die Reklamierenden mit Schlägen bedrohten, ja sogar schwer mißhandelten.

Unter den vielen schönen Häusern, wie sie den Milchmarkt zierten, und noch heute das Entzücken der Fremden bilden, welche eine immer mehr anwachsende Reiselust nach unserm lieben Nürnberg führt, thut sich vor allen das Wägelsche Haus hervor durch die schier gewaltige Anlage des Baus, durch das stattliche Eingangsthor, durch die hohen und breiten Fenster mit den reichen Gesimsen und den erkerartigen Vorsprüngen, Chörlein genannt, die so herrlich die Ecke der beiden Fassaden bilden, von denen die eine auf den weiten Platz, die andere auf eine Seitengasse hinausschaute. Heute, am 11. August, war es auch hier still, das Geschäft ruhte an diesem und den folgenden Tagen, doch war es keinem von dem Personale, den einzigen Auslaufer Krudel ausgenommen, gestattet, sich aus dem Hause zu entfernen. Das große Thor, das sonst erst um 10 Uhr nachts sich schloß, war schwer verriegelt, ebenso die Thüren zu den Magazinen des Hinterhauses. Wer ein oder aus wollte, der mußte dem als Pförtner fungierenden Diener die besten Worte geben, daß dieser sich der umständlichen Prozedur des Öffnens und Schließens unterzog. Das Personal des Herrn Wägel, neun Köpfe stark, hatte sich seit früher Morgenstunde in dem geräumigen Hausflur versammelt, das Geschäft ruhte, und die Leute hatten vorerst nichts anderes zu thun, als das Haus zu hüten. So standen sie denn müßig gruppenweise umher und unterhielten sich lebhaft über die hochinteressanten Begebenheiten der jüngsten Zeit.

„Herr Wägel“, bemerkte Köhnlein, der erste Buchhalter, „ist in der Sitzung und wird kaum vor 5 Uhr heimkommen. Zwei fremde Arbeiter, oder sind es Bauernknechte, warten seiner seit Stunden schon.“

„Ja, ja, ich weiß, habe sie vorhin selbst gesehen“, beeilte sich Heldrich, der Korrespondent, zu sagen. „Wann werden wir aber hier das Geschäft wieder aufnehmen können?“

„Das weiß Gott“, seufzte der alte Prokurist Müller, „vorerst läßt sich noch gar nichts Gewisses sagen.“

„Horcht, es gibt 'was Neues“, rief Zweck, der zweite Buchhalter, an eines der vergitterten Fenster eilend. „Bleibt, Ihr könnt ja doch nicht hinausschauen, seid ja viel zu klein. Legt wenigstens ein Blatt Papier unter, damit Ihr höher steht“, spottete Ammon, der Hausknecht, aber der zierliche Zweck hatte die Fensternische bereits erklettert und einen freien Ausblick über den Platz gewonnen.

„Seht Ihr denn 'was?“ riefen die anderen.

„Das will ich meinen“, lautete die Antwort, „der ganze Milchmarkt steht voll Menschen; aha, es soll ein neuer Erlaß ausgerufen werden. Da erscheinen zwei Trompeter und ein Trommler. Hört: ‚Alle Bürger und Inwohner der Stadt haben binnen 24 Stunden ihre Gewehre und Waffen auf das Rathaus zu bringen. Wer zuwiderhandelt, soll als Feind der französischen Republik angesehen werden und hat Abführung als Gefangener in das Innere Frankreichs zu gewärtigen.‘

„Da habt ihr's“, grollte Gruber, der Kutscher, nachdem die Proklamation verkündigt, und der Ausrufer mit seiner Begleitung außen weitergezogen war. „Wir sind ganz und gar in der Gewalt der Feinde. Warum hat man es so weit kommen lassen? Ich hätte nicht übel Lust, auf eigene Faust mit den Franzmännern anzubinden.“

„Auch ich spüre so 'was in meiner Faust", sagte der Hausknecht.

„Hösch, wie steht es mit Euch?" rief Heldrich. „Wollen wir uns anschließen?"

„Kinder, keine Dummheiten!" mahnte der alte Müller. „Es ist nunmehr zu spät zu jedem Widerstande. Wir müssen uns fügen. Horch, wer klopft?" — „Der Krudel ist's", brummte Ammon.

Das mächtige Hausthor öffnete sich so weit, daß Auslaufer Krudel, ein mittelgroßes, schmächtiges Männlein, gerade hereinschlüpfen konnte.

„Kommt Ihr endlich? seid lange ausgeblieben! Jetzt erzählt, was Ihr alles gesehen", riefen die anderen durcheinander, den eben Gekommenen von allen Seiten umringend.

„Laßt ihn nur erst ausschnaufen", meinte der Hausknecht. „He, Sesselg'stell", — diesen Namen führte der Wackere seiner kurios geschweiften Beine wegen, — „komm nur zu Dir selber!"

Der also Gefoppte warf dem kühnen Spötter einen giftigen Blick zu. Dann aber begann er, sich stolz in die Brust werfend, seine Erzählung, wobei es ihm begegnete, daß er bei seiner Vorliebe für Fremdwörter, die er insgesamt falsch aussprach und anwendete, häufig unter dem unbarmherzigen Gelächter der Zuhörer sich Zurechtweisungen gefallen lassen mußte. Die Stadt befand sich in ungeheurer Aufregung. Überall war schon bekannt geworden, daß man sich von Seite der Feinde auf das Schlimmste gefaßt halten müsse, denn es hatten schon die Requisitionen im großen begonnen. Den Bäckern war aufgetragen, 100000 Laib Brod zu backen. Hiervon sollten große Mengen ins Hauptquartier nach Lauf geschafft werden. Von den Metzgern verlangte man sofort 25 Zentner Fleisch, dagegen war ihnen streng verboten, an die Bürger zu verkaufen. Diese mußten sich also an „Hausgemachtes" halten. Freilich war nunmehr zu fürchten, daß infolge des erhöhten Konsums bald der Preis des Schweinefleisches ein unerschwinglich hoher werden würde. Schon in früher Stunde wurden die Bürgermilizen auf der Schütt, wo sie ihr Lager aufgeschlagen hatten, entwaffnet und den Leuten, von denen noch nicht ein Mann eine Hand gegen die Franzosen aufgehoben, ein Eid abgenommen, in diesem Kriege nicht mehr gegen Frankreich zu kämpfen. Die Franzosen hatten auch schon das fränkische Zeughaus (längst seitdem abgebrochen, um dem Neubau der städtischen Handelsschule Platz zu machen) besetzt und alle darin befindliche Artillerie mit allen Gewehren, Waffen und anderen Kriegsgeräten mit Beschlag belegt. Zur Zeit waren die Eindringlinge bemüht, die auf den vier alten Haupttürmen befindlichen Kanonen herunterzuschaffen, um auch sie fortzubringen.

„Genug, genug", rief Hösch, der Musterreiter, ungestüm den Erzähler unterbrechend. „Müssen wir uns das von den verfluchten Sansculotten bieten lassen? Warum steht nicht das Volk in Masse auf, sich der Fremdlinge zu erwehren?"

„Juckt Euch Euer Hals, Mußi (monsieur)?" sagte bedächtig der Prokurist.

„Weil alle Leute so philisterhaft denken wie ihr", eiferte Hösch weiter, „hat es so kommen müssen. Euch geschieht im Grunde genommen ganz recht. Ja, euch sollten sie es noch weit ärger machen, ihr verdient es nicht besser."

„Wir hätten uns damals — fünf Wochen sind's erst her — den Preußen ergeben sollen, wir wären nicht so schlimm weggekommen", meinte bescheiden der Magazinsaufseher Grill, ein kleines, furchtsames Männlein.

(Fortsetzung folgt.)

Feldmarschall Fürst Wrede.

Von L. Roland.

(Schluß.)

Wrede hat wegen seiner Dispositionen betreffs des Marsches an den Main und namentlich betreffs der Schlacht bei Hanau vielen Tadel erfahren müssen, allein die Kritiker vergessen dabei, daß er vor allem von den Befehlen des Fürsten Schwarzenberg, des Oberfeldherrn sämtlicher verbündeten Armeen, abhängig war, und daß der Nachrichtendienst, wie es unter jenen Verhältnissen nicht anders sein konnte, sehr mangelhafte Ergebnisse lieferte; erst während der Schlacht, als die Kaisergarde in das Gefecht eintrat, erfuhr man, daß man den Kaiser selbst vor sich hatte. Gerade darum schlug sich Wrede nun mit äußerster Tapferkeit, und so war die verlorene Schlacht wenigstens von dem in seiner Wirkung einem Siege gleich zu achtenden Erfolge begleitet, daß die Franzosen und mit ihnen die Welt erfuhr, Bayern sei es blutiger Ernst mit seinem Übertritte zu den Verbündeten.

Am 13. Dezember 1813 traf Wrede wieder bei seinem Armeecorps ein und führte es im Verlaufe des Feldzuges 1813/14 nach Frankreich. Am 24. und 25. Dezember 1813 wurden die Bergfesten Landskron und Blamont genommen, und nach verschiedenen kleineren Gefechten verherrlichten die blutigen Schlachten bei Brienne und Rosnay l'Hôpital (1. und 2. Februar 1814), Bar-sur-Aube (27. Februar), und Arcis-sur-Aube (20. bis 21. März) aufs neue den Namen Wredes und seiner tapferen Bayern. Aus der Schlacht bei Brienne mag nur die eine Episode erwähnt werden, daß die dritte Kavallerie-Brigade des Obersten v. Diez (4. und 5. Chevauleger-Regiment) um ein Haar den großen Napoleon zum Gefangenen gemacht hätte, wie die Braunschweiger Husaren 57 Jahre später bei Metz seinen kleinen Neffen.

Ein weiteres großes Verdienst erwarb sich Wrede dadurch, daß er sich energisch für den Vormarsch nach Paris einsetzte, als im großen Hauptquartier vor den Mauern der Hauptstadt der Plan zum Rückzuge auftauchte.

Wredes hohe Verdienste wurden von den fremden Fürsten durch die Verleihung zahlreicher hoher Orden anerkannt, seitens seines Königs durch die Verleihung der höchsten kriegerischen Würde, die Beförderung zum Feldmarschall am 7. März 1814, welcher die Erhebung in den Fürstenstand am 9. Juni 1814 und die Dotation mit der ehemaligen Deutsch-

Ordens-Kommende Ellingen als Thron- und Standeslehen folgte (18. März 1815).

Den Aufenthalt in Paris benutzte Wrede dazu, um Kunstgegenstände, Manuskripte, wertvolle Bücher u. s. w. von der französischen Regierung zurückzuverlangen, welche ehedem von den Franzosen aus Bayern und der Pfalz mitgenommen worden waren; manches schätzbare Gut brachte er wieder in die Hände seines Eigentümers zurück.

Ganz gegen seine eigene Neigung wurde er darauf nach Wien geschickt, um dort Bayerns Interessen zu vertreten und die Regelung der Territorialverhältnisse herbeizuführen. Zum Diplomaten hatte er nun einmal keine Anlage, vor allem besaß er nicht die nötige Ruhe und kehrte mit hitzigem Temperamente den Soldaten heftiger heraus, als es gut war. Das bekam er auch im Laufe der Verhandlungen zu fühlen, und Bayern trug keinen Nutzen davon; doch gelang es ihm, am 2. und 3. Juni 1884 zwei Verträge abzuschließen, welche Bayern sehr ansehnliche Vorteile gebracht hätten, wenn sie durchgeführt worden wären. Im ersteren erhielt Bayern sofort gegen Abtretung von Tirol und Vorarlberg an Österreich das Großherzogtum Würzburg und das Fürstentum Aschaffenburg; im zweiten waren ihm gegen die Überlassung von Salzburg an Österreich für später die Gebiete von Mainz, Hanau und Frankfurt zugesagt. Der letztere Vertrag ging bekanntlich nie in Erfüllung; zur Vollziehung des ersteren begab sich Wrede im Juni 1814 nach Würzburg und Aschaffenburg, um diese Gebiete für Bayern in Besitz zu nehmen.

Im Herbste 1814 wurde er als Vertreter Bayerns auf den Wiener Kongreß entsendet. Es war keine glückliche Wahl, als man dem Marschall eine Aufgabe zuwies, welcher nur ein gewiegter Diplomat von Fach hätte gewachsen sein können; in dem Intriguenspiel zu Wien war der soldatisch-ehrliche, aber auch soldatisch-brüske Feldherr nicht am Platze. Der Vorwurf kann ihm allerdings nicht erspart bleiben, daß er sowohl die Stellung Bayerns, wie die Bedeutung seiner eigenen Person überschätzte und infolgedessen manchen Mißgriff beging.

Kaum konnte die Gefahr beschworen werden, daß wegen des Länderschachers auf dem Kongresse von neuem die Mächte sich untereinander entzweiten, und noch war die Regelung sämtlicher Angelegenheiten in Schwebe, da machte Napoleons plötzliche Rückkehr von Elba den Zettelungen und Reibereien ein Ende. Die Heere des wieder geeinigten Europa marschierten abermals gegen Frankreich (1815).

Bayern hatte — gegen englische Subsidien — 60 000 Mann auf die Beine gestellt; ihren Oberbefehl führte wiederum Feldmarschall Wrede. Sein Corps füllte am Mittelrhein mit dem Stützpunkte Mainz die Lücke zwischen den Armeen des Niederrheins (Blücher) und des Oberrheins (Schwarzenberg) und marschierte über Nancy gegen Paris und von da gegen die Loire auf Orleans. Da die Entscheidung bereits in der Schlacht bei Waterloo gefallen war, verlief der Feldzug für die Bayern ohne ernstlichen Zusammenstoß mit dem Feinde.

Am 27. November 1815 erfolgte Wredes Ernennung zum Generalinspektor der Armee. Noch einmal schien es, als ob die Schwerter aus der Scheide fahren sollten, denn als Bayern im Austausch das Inn- und Hausruckviertels und des Salzburger Gebietes nicht die ursprünglich vereinbarte Entschädigung durch Mainz, Hanau u. s. w. erhalten sollte und deshalb sich der Abtretung der erstgenannten Länder weigerte, mobilisierte Österreich ansehnliche Truppen; auf Wredes Gutachten hin, daß Bayern den Kampf nicht aufnehmen könne, gab Bayern nach und begnügte sich mit der rheinischen Pfalz und der Zusage des Anfalls der badischen Pfalz beim Aussterben der regierenden Linie des badischen Fürstenhauses, ein Versprechen, das bekanntlich unerfüllt blieb.

Von nun verlief das Leben Wredes in friedlichem Wirken für den Staat und für die Armee, wobei er freilich vielfach durch die Platz greifenden Ersparnismaßregeln gehemmt wurde, namentlich seitdem König Ludwig I. den Thron bestiegen hatte. Vergeblich blieb sein auf tiefster Überzeugung beruhender Widerstand gegen viele Vornahmen, seine Verwahrungen verhallten, weil man damals das Verständnis für die Wichtigkeit eines kräftigen Heerwesens nicht besaß. Eine Entschädigung suchte der Marschall dafür in der eifrigsten Pflege der Landwirtschaft auf seinen Gütern und u. a. brachte er den Ellinger Viehschlag zu seiner heute noch bestehenden Blüte.

An Auszeichnungen fehlte es ihm nicht. Nach dem Sturze seines alten Widersachers, des Grafen Montgelas, wurde er in das Ministerium berufen, ohne ein bestimmtes Portefeuille zu erhalten, und hier trug er wesentlich zum Zustandekommen der Verfassung von 1818 bei. Bei Eröffnung der Ständekammern (1818) wurde er zum ersten Präsidenten der Kammer der Reichsräte ernannt und bekleidete diese hohe Stelle bis zu seinem Tode. — Am 26. September 1822 erhielt Wrede die oberste Leitung der Armee-Angelegenheiten übertragen, deren er jedoch 1829 wieder enthoben wurde, wobei er jedoch General-Inspektor der Armee verblieb; am 19. Oktober 1822 wurde er zum Großkanzler des Militär-Max-Josef-Ordens ernannt, am 29. April 1831 zum Inhaber des 9. Infanterie-Regiments mit der Bestimmung, daß dasselbe seinen Namen für ewige Zeiten führen solle.

Nachdem der Marschall sich lange rüstig erhalten hatte, machten sich die ausgestandenen Strapazen und Beschwerden der Feldzüge an seinem Körper, geltend, und in der Nacht des 12. Dezember 1838 entschlief er auf seinem Schlosse zu Ellingen.

König Ludwig ehrte den Helden durch Aufstellung von Standbildern in der Feldherrnhalle zu München und in seiner Geburtsstadt Heidelberg, sowie seiner Büste in der Ruhmeshalle zu München und verfügte die Benennung von Vorwerken der Festungen Ingolstadt und Germersheim als „Wrede-feste“. —

Es hat Wrede sowohl im Leben wie nach dem Tode an heftigen Anfeindungen nicht gefehlt. Er war eine nach allen Seiten hin groß angelegte Natur, das wußte er und brachte er zur Geltung, mitunter in einem zu hohen Grade, und dadurch verletzte er die eingebildeten Mittelmäßigkeiten, welche das Übergewicht großer Männer nicht vertragen. Zu seiner abfälligen Beurteilung mochte auswärts auch beitragen, daß er sich als begeisterter Bayer fühlte und gab; wiederholt hatte er glänzende Anerbietungen ausgeschlagen, die ihn in fremden Dienst verlocken sollten.

Von der Huld des Glücks begünstigt, gewann er die höchsten Ehren des Feldherrn — und alle Eigenschaften des Feldherrn hatte ihm die Norne in die Wiege gelegt. Von hoher Statur, von kräftigem Körperbau, trotzte er allen Strapazen, als vollendeter Reiter war er eine prachtvolle, imponierende

Erscheinung, als strenger, aber gerechter und sorgsamer Befehlshaber war er der Abgott der Armee, der mit zündender Beredsamkeit seine Truppen zu elektrisieren wußte, seine persönliche Tapferkeit war sprüchwörtlich geworden und ins Soldatenlied übergegangen. Als Führer war er kein Mann des Zauderns und der langen Überlegung, sondern der Held des mutigen Wagens und der mannhaften Kühnheit, seine Parole war: „Vorwärts, dahin, wo der Feind am dichtesten steht!"

Darum wird, so lange die blauweißen Banner im Winde rauschen, niemals in den Reihen der Bayern das Andenken erlöschen, an

„General Wrede, den tapfern Degen!"

Aus dem Frankenwalde.

Von H. Lippert.

Das „Bayerland" hat im Jahrgange 1890 Nr. 28 und 29 und 1892 Nr. 15 bereits zwei Landschaftsbilder aus dem Frankenwalde gebracht. Ihnen reihen wir heute ein drittes an. Ludwig Zapf, der bekannte Sagenerzähler des Fichtelgebirges und Lokalhistoriker gibt in den Nummern 28/29 eine treffliche Schilderung vom Döbraberge und von einigen Thälern des Frankenwaldes. Wir wollen heute den Raum nicht beschreiben, welcher auf dem Aussichtsturm des Döbra vor unserm Auge sich aufrollt, vom Thüringerwald bis zum Fichtelgebirge, vom Steigerwald bis zur Rhön sich erstreckt, wohl aber ein liebliches Kulturbild unseren Lesern vorführen, das im innigsten Zusammenhange mit dem Rigi des Frankenwaldes steht.

Bildet es ja zugleich eine Ergänzung jener Touren, welche die beiden ersten Nummern des „Bayerland" behandelten.

Wir steigen vom Döbraberge auf der Südseite herab und erreichen in einer kleinen halben Stunde den großen und gewerbsamen Markt Schwarzenbach a./W. Da wir noch eine Fußreise vor uns haben, stärken wir uns zuerst und setzen dann auf der Distriktsstraße unsere Wanderung gegen Schwarzenstein fort, wohin wir in zwanzig Minuten gelangen.

Hier weilen wir am Eingange in ein Thal, das keinem der früher beschriebenen nachsteht und ebenso reich an Naturschönheit, wie an Geschichte ist.

Den Schlüssel dazu bildet die Ortschaft Schwarzenstein am Rosenbache mit 419 Einwohnern, die vorzugsweise von Weberei, Tuchschuhen, Schanzenbinden, Holzarbeiten sich nähren. Das Dorf liegt malerisch, teils im Thale, teils an und auf einer Anhöhe, deren Gipfel, der Schloßberg genannt, einst von einer Burg der Herren v. Reitzenstein gekrönt wurde. Nach der Chronik stand dieses Schloß schon im neunten Jahrhundert, und etwas tiefer ein zweites Schloß, das aus neuerer Zeit stammte.

Von diesen beiden Rittersitzen aus nannten sich die Schloßherren, und die Linie Schwarzenstein bildet einen der zehn Hauptstämme, in welche die freiherrliche Familie v. Reitzenstein im Laufe der Zeit zerfiel, und der nach der Lage der Schlösser wiederum in das Haus Ober- und Unterschwarzenstein sich teilte.



Schwarzenstein im Frankenwalde.

Die Herren v. Reitzenstein, eines der ältesten, vornehmsten und mächtigsten Geschlechter, gehörten neben den Wolfstriegel, Sparnecker und Waldenfels zu den vier Schutzherrschaften des ganzen Selbitzthales und waren namentlich im Frankenwalde reich begütert, da sie Besitzungen in 34 Gemeinden und Ortschaften hatten. In Schwarzenstein waren sie bis zum Jahre 1493 reichsfreie Herren, welche die peinliche Gerichtsbarkeit, Bergwerke auf alle Metalle, die Zölle, hohe Jagd und sämtliche Rechte, welche Kennzeichen der Landeshoheit waren, innehatten. In jenem Jahre aber trug Johann IV. v. Reitzenstein, der sich semperfrei nannte und ein sehr stolzer, herrschsüchtiger und unruhiger Kopf war, sein Gut zu Schwarzenstein mit dem Burgstall, die Herrschaft Schwarzenbach mit zwei Edelsitzen und 24 Höfen nebst Kirchenlehen und allen Gerechtsamen, das Dorf Meierhof, Gottsmannsgrün, Prunngrund (Poppengrund) und Lippertsgrün, und was er sonst für einen Anteil an den übrigen Gütern hatte, dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Kulmbach zu Lehen auf, wogegen er 500 Gulden in Gold, die Hauptmannschaft Hof und das Halsgericht zu Dorf und Feld Marlesreuth erhielt.

Vermählt mit Magdalena v. Zeyern, hinterließ derselbe drei Söhne, welche die Stammväter der noch blühenden Linien wurden. Die starke Verzweigung der Familie, öftere Teilungen, das Bestreben jedes einzelnen Erben, ein eigenes Gut mit Schloß zu haben, und zahllose Fehden, sie schwächten und brachen die Macht und das Ansehen dieses Geschlechts. Die Schlösser, welche felsenfest alle Stürme der Zeit überdauert hatten, sie sanken vor wenigen Jahren in Staub und Asche, um im verjüngten Glanze zu Reitzenstein, dem zweiten Stammsitze der Familie, neu zu erstehen, seitdem es in den Händen des Freiherrn Karl v. Reitzenstein, Ersten Kammerherrn Ihrer Majestät der Königin von Württemberg, sich befindet.

Wir richten vom Schloßberge den Blick auf das Steingeröll, Bruchteile eines Kellers und Verließes, die wenigen Überreste vergangener Herrlichkeit eines uralten Herrensitzes, welcher aus einem mehrstöckigen Rundbaue bestand und nach alter Sitte wohl auch von einem mächtigen Wartturme überragt war. Wir gedenken auch des Schlosses Unterschwarzenstein, ein Langbau mit Erdgeschoß und einem Stockwerke, der bis zum Jahre 1879 von dem letzten Besitzer des Gutes Schwarzenstein bewohnt wurde, und können von Oberschwarzenstein nicht scheiden, ohne Rundschau über Berg und Thal gehalten, nochmals einen grüßenden Blick auf die duftenden Matten und dunkelgrünen Wälder zurückgeworfen zu haben.

Unterhalb Schwarzenstein treten wir in das Gebiet der wilden Rodach ein, von welcher das ganze Thal seinen Namen hat. Dieselbe entspringt auf dem Rauhenberg bei Rodeck, und die Quelle ist so stark, daß sie alsbald die Bischofsmühle und die Dorschenmühle treibt. Von dem nächsten Triebwerke, dem Rauschenhammer, welcher um das Jahr 1551 Eigentum des Hans Sixtus v. Reitzenstein war, fließt die Rodach durch blumige Auen und zwischen moosbedeckten Höhen südlich gegen die Löhmarmühle zu, die wir in einer Stunde erreichen. Die Rodach bildet die Grenze der Bezirksämter Naila und Stadtsteinach und ist ein fischreiches Triftgewässer, worin zeitweise die Hölzer der anstoßenden Waldungen verflößt werden, die teils Staatseigentum sind, teils zu dem Rittergute Heinersreuth gehören. Letzteres, eine der schönsten Besitzungen im Umkreise, verlieh König Max I. nach dem Aussterben der Grafen Voit von Rineck dem Finanzminister Max Freiherrn v. Lerchenfeld als Thronlehen, und hier werden die Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei von dem dermaligen Besitzer, Reichsrat Freiherrn v. Lerchenfeld, bestens gepflegt.

In ihrem weiteren Laufe berührt die Rodach rechts den Weiler Schübelhammer, links die Einöde Fels und vereinigt sich sodann vor der Ortschaft Schnappenhammer mit der Thiemitz, welche aus dem gleichnamigen Thale kommt.

Das Rodachthal und der Thiemitzgrund haben einen ganz ähnlichen Charakter. Es wechseln steile Abhänge, ozonreiche Waldbestände und saftige Wiesgründe ab, die förmlich in einander sich schieben, so daß man einen Ausweg oftmals nicht mehr zu finden glaubt.

Durch ihre geschlossene Lage sind die Thäler auch gegen rauhe Winde geschützt, dabei staubfrei, erfrischend und nervenstärkend.

Für Personen, die abseits vom Weltgetümmel zeitweise ein ruhiges, behagliches Dasein führen wollen, ist der Aufenthalt in jenen Thälern zu empfehlen.

Der Frankenwald, dessen Naturschönheiten noch viel zu wenig bekannt sind, wird deshalb für Touristen und Sommerfrischler ein lohnendes Reiseziel abgeben, und dazu anzuregen, möge auch hier gestattet sein.

Der Bruderschaftsbund der Zimmerleute in der Au.

Historische Novelle von Alwine Heßner.

(Schluß.)



Ohne allen Unfall war die Arbeit von statten gegangen, und deshalb die Stimmung der wackeren Arbeiter eine ungemein fröhliche. Allein nicht lange war ihnen Zeit zur Ruhe gegönnt, und sie verließen bald wieder die Hütte, um an ihre Arbeit zurückzukehren.

„Ich werde heute Mittag bei Dir bleiben, Georg“, sprach das Mädchen zu Fendt, während sie ihn begleitete. „Ich versäume zu Hause keine Arbeit und kehre dann am Abend mit Dir zurück. Die Mutter sorgt für das Abendessen.“

„Mir wäre es lieber, wenn endlich die Zeit schon da wäre, wo wir für immer beisammen bleiben könnten“, erwiderte er. „Es ist doch recht hart, wenn zwei sich herzlich und rechtschaffen lieben und des Geldes wegen nicht im stande sind, sich einen eigenen Haushalt zu gründen. Und es wird noch viel Wasser die Isar hinabrinnen, bis wir dieses Ziel erreichen, Agnes!“

Das Mädchen seufzte und sah betrübt vor sich hin. „Mir wäre es freilich auch lieber, es wäre schon so weit. Aber was wollen wir anderes thun, als in Geduld uns in unser Schicksal ergeben? Mehr sparen, als wir beide es thun, damit Du bald Dich selbständig machen kannst, ist nicht möglich. Also tröste Dich, wir warten ja auf einander, und endlich nimmt alles auf der Welt ein Ende.“

„Ich wollte mich auch gern in das Unvermeidliche fügen“, antwortete Fendt, „wenn es nicht anders zu gestalten wäre. Aber es könnte ja leicht geholfen werden, wenn meine Base nicht so geizig wäre und . . . . . .“

„Kommst Du schon wieder darauf zu sprechen?“ unterbrach ihn Agnes. „Wie oft habe ich Dir schon gesagt, daß dieses ein ungerechter Vorwurf von Dir ist, und ich davon nichts mehr hören will. Komm, geh an Deine Arbeit, dann wirst Du gleich wieder auf andere Gedanken kommen. Ich will Dich begleiten und unterdessen von den gefällten Bäumen Äste abhauen, damit ist wieder eine Arbeit für Dich erspart.“

Unterdessen waren sie auf dem Schlage angekommen, und bald war Fendt wieder ganz bei seiner Arbeit, und Baum um Baum erlag seinen wuchtigen Streichen. Auch Agnes hieb tüchtig darauf los.

So mochten ungefähr zwei Stunden vergangen sein, als auf einmal Agnes einen furchtbaren Schrei ausstieß, welcher

Georg plötzlich in seiner Arbeit hemmte. Das Mädchen konnte vor Aufregung und Angst keinen Laut mehr hervorbringen und zeigte nur mit der ausgestreckten Hand auf den freien Platz hinaus, über welchen ein Mann, verfolgt von einem wutschnaubenden Eber, eilte. Die Kräfte dieses Mannes nahmen sichtlich ab und drohten, bald ganz erschöpft zu sein, so daß er in wenigen Minuten von dem wütenden Tiere erreicht und zerfleischt werden mußte. Es war allergrößte Gefahr.

Fendt hatte mit einem Blick die schlimme Lage des fremden Jägers erkannt. Er besann sich nicht erst lange, sondern stürzte dem Tiere entgegen, und im Nu sauste seine Axt auf den Kopf des Ebers nieder, daß er betäubt zurücktaumelte. Doch hatte auch Georg durch den wuchtigen Schlag das Gleichgewicht verloren und stürzte zu Boden. Aber ehe man es sich versah, war er wieder auf den Füßen, und ein zweiter Hieb, den er diesmal mit der scharfen Schneide führte, verwundete den Eber tödlich. Das Blut spritzte hoch aus der Wunde, der Eber drehte sich einige Male im Kreise herum und wankte taumelnd in den Wald zurück, eine lange blutige Spur hinter sich zurücklassend. Jetzt erst konnte sich Fendt um den aus der nahen Todesgefahr Geretteten umsehen, welcher bleich und zitternd vor ihm stand. Kaum hatte er ihn jedoch erblickt, so erblaßte auch er, denn niemand anders war es, als sein Herzog Wilhelm. Er wußte nicht, was er sagen sollte, und zeigte nur mit der Hand auf den Platz, welchen eine große Lache Blut bezeichnete.



Der Herzog war nämlich in seinem Jagdeifer seiner Gesellschaft in Verfolgung eines Hirsches vorausgeeilt und sah sich plötzlich allein mitten im Walde. Dies kümmerte ihn jedoch wenig, denn, mit Weg und Steg vertraut, konnte er leicht den Rückweg wieder finden. Der Hirsch war aber bald seinen Blicken entschwunden. Ärgerlich darüber, band er sein Pferd an einen Baum und drang immer weiter in das Dickicht vor. Da erblickte er plötzlich einen ungewöhnlich starken Keiler. Der Herzog eilte ihm nach, und es gelang ihm auch, mehrere Bolzen ihm nachzusenden, allein nur ein einziger traf; dadurch noch mehr gereizt, kehrte sich das Tier wutschnaubend gegen seinen Angreifer, welcher, die Gefahr erkennend, von den Hauern desselben in die Luft geschleudert oder zerfleischt zu werden, die Flucht ergriff. Es gelang ihm auch, dem Eber einen Vorsprung abzugewinnen, da derselbe in seiner blinden Wut gar manchen Fehlsprung machte oder gegen die Bäume anrannte; als sie aber den freien Platz erreichten, schien der Herzog verloren, da seine Kräfte abnahmen, und sein Verfolger sich bald wieder hinter ihm befand. Ohne Fendts Besonnenheit und Mut hätten die Begleiter des Herzogs statt eines fröhlichen Jagdeinzuges eine Leiche nach München zurückgebracht.

„Wie nennst Du Dich?“ fragte nun der Herzog den Überraschten. „Du hast mir das Leben gerettet, und nicht nur ich allein, sondern auch das ganze Land ist Dir zu Dank verpflichtet. Wie kann ich Dir diesen beweisen?“

Verwirrt nannte Fendt seinen Namen, und daß er dem ehrsamen Handwerke der Zimmerleute angehöre. Weiter aber fügte er nichts hinzu, denn er wußte in seiner Überraschung wirklich nicht, um was er bitten sollte.

Im nämlichen Augenblicke eilte das Gefolge des Herzogs, das ihn überall mit Bangen gesucht hatte, hocherfreut auf ihn zu. Wie erschraken sie aber, als sie vernahmen, was sich ereignet hatte, und wie dankten sie dem kühnen Manne, der die Gefahr abgewendet und in seiner Bescheidenheit nicht wußte, wie er die Dankesbezeigungen erwidern sollte. Jetzt erst begann er zu ahnen, welche Folgen sein Mut und seine Unerschrockenheit haben konnten, und dankte im stillen dem Himmel, daß er ihn zum Retter seines Herzogs erkoren hatte.

„Du kommst morgen am Vormittage zu mir, ich werde dann weiter mit Dir sprechen“, wandte sich nun der Herzog wieder an Fendt. „Nenne nur Deinen Namen, und Du wirst ohne Verzug zu mir geführt werden.“ Er reichte ihm noch die Hand zum Abschiede, bestieg sein Pferd und war bald darauf den Blicken des Zimmermanns entschwunden.

Langsam, mit den verschiedensten Gefühlen in seiner Brust, kehrte er zu Agnes zurück, welche an dem Saume des Waldes seiner harrte. Bald war ihr alles erzählt, und das Mädchen war außer sich vor Freude, als sie hörte, wem der Bräutigam das Leben gerettet hatte. Sogleich wurden alle Kameraden zusammengerufen, und ihnen das Ereignis mitgeteilt, worauf diese in laute Jubelrufe über die Heldenthat ihres Kameraden ausbrachen. Wohl noch nie wurde der Heimweg so fröhlich angetreten, wie an diesem Abende, und bald war Fendts Name in aller Munde, als die Kunde davon in der Stadt sich von Haus zu Haus fortpflanzte.

Unweit des freien Platzes, unter einer mächtigen Tanne, wurde der Eber von den Jägern des Herzogs verendet aufgefunden und in die Residenz gebracht, wo er aller Bewunderung über seine Größe und Stärke errang.

Hochklopfenden Herzens betrat am nächsten Vormittage Fendt die herzogliche Residenz. Er schien schon erwartet worden zu sein, denn als er über den langen Korridor schritt und unschlüssig bald diese, bald jene Thür betrachtete, kam ein Diener auf ihn zu und fragte ihn, ob er der Zimmergeselle aus der Au sei. Auf die bejahende Antwort befahl er ihm, zu folgen, ließ ihn dann im Vorgemache des Herzogs stehen, um diesem seine Ankunft zu melden.

„Nun heute wirst Du wohl freieren Mutes mit mir reden“, sprach der Herzog wohlwollend. „Die gestrige Situation war freilich für uns beide nicht dazu angethan, unseren Gefühlen Ausdruck zu geben. Nimm also noch einmal meinen herzlichen Dank für Deine mutvolle That, welche Du unter Gottes Beistand ausübtest, entgegen und nun sprich frei und offen, womit ich Dich lohnen kann.“

Graf Larosee winkte ihm, nur mutig zu sein, und diese Aufforderung war auch nicht vergebens.

„Gnädigster Herr Herzog", begann nun Fendt, zuerst mit leiserer, dann aber immer festerer Stimme, „ich hätte eigentlich zwei Bitten, durch deren Erfüllung meine Kameraden und ich glücklich gemacht würden."

„Nun, so laß hören", erwiderte ihm Wilhelm lächelnd, „und wenn es in meiner Macht steht, so werde ich sie auch erfüllen."

„Seht, gnädiger Herr Herzog, wir haben ein schweres Handwerk", berichtete er, „das mit vielen Gefahren verbunden ist, und selten vergeht ein Jahr, ohne daß ein Unglück vorkommt, der eine fällt vom Gerüst, den andern erschlägt ein fallender Baum, und meistens sind Hinterbliebene da, welche den Verlust schmerzlich empfinden. So haben wir Gesellen uns nun zusammengethan und eine Bruderschaft gegründet, um den göttlichen Schutz für uns zu erflehen, und zugleich eine Kasse damit verbunden, in welche wir jede Woche einen Beitrag niederlegen, um davon die Kranken und die Hinterbliebenen unserer verunglückten Kameraden unterstützen zu können. Nun vermochten wir aber bis jetzt die Genehmigung des Rates unserer Vaterstadt nicht zu erhalten, ja wir befürchten sogar eine abweisende Antwort. Warum? wissen wir freilich nicht: ist ja doch der Zweck gewiß ein guter. Und da würde ich Euch, gnädigster Herr Herzog, recht schön bitten, sich unser anzunehmen und die Sache in Ordnung zu bringen."

„Wer euch da hinderlich sein sollte, kann ich mir nicht enträtseln", antwortete der Herzog. „Doch sei nur beruhigt, noch heute werde ich erfahren, wo der Fehler liegt, und sofort Abhilfe treffen. Diese Bitte ist mir leicht, zu erfüllen. Doch nun zu der zweiten, die Dich betrifft."

Jetzt war es aber mit dem Mute Fendts doch vorbei. Verlegen zerdrückte er den Hut, den er in den Händen hielt, blickte bald den Herzog, bald den Grafen an, und fast schien es, als ob er dann mit den Fingern hinter die Ohren fahren wollte. Wilhelm, seine Verlegenheit bemerkend, lächelte und suchte, ihm die Zunge zu lösen.

„Ich kann es mir denken", sprach er mit seiner gewohnten Güte, „Du hast einen Schatz."

„Ganz richtig, gnädigster Herr Herzog", war die schnelle Antwort.

„Und den möchtest Du gerne heiraten?"

„Freilich, freilich!"

„Und das Geld fehlt, um Dein Geschäft als Meister betreiben zu können?"

„So ist's. Wie der gnädigste Herr Herzog das nur alles so wissen können?"

„Und Dein Mädchen ist brav und fleißig? Wahrscheinlich eine Nachbarin von Dir!"

„Die Agnes kann sich neben jede Bürgerstochter von München hinstellen. Sie ist auch hübsch und sittsam. Aber bis wir uns das nötige Kapital zusammengespart haben, fürchte ich immer, wird es noch lange hergehen."

„Nun, diese Sorge überlaß jetzt mir, vielleicht geht es doch schneller, als Du glaubst. In wenigen Tagen sollst Du das Weitere hören, und ich weiß gewiß, Du wirst mit mir zufrieden sein."

Freudestrahlend eilte der Zimmermann nun auf den Herzog zu, ergriff dessen Hand und bedeckte sie mit Küssen. So schnell, wie an diesem Tage, war er wohl nie in das kleine Häuschen am Berge zurückgekehrt, um seiner Mutter und Agnes die frohe Kunde zu überbringen, daß nun alle Not vorüber, und er bald mit seiner Geliebten vereinigt sein werde. Ein heißes Dankgebet der glücklichen Menschen stieg für das Wohl und Glück des geliebten Herzogs zum Himmel empor.

„Siehst Du, mein Lieber, wie wenig es bedarf, die Menschen glücklich zu machen?" sprach Wilhelm nach Fendts Entfernung zu dem Grafen. Ich will aber die Leutchen nicht lange warten lassen. Erkundige Dich daher heute noch, was es für eine Bewandtnis mit der Bruderschaft hat, und wie dieser wackere Mann steht. Mein Entschluß ist bereits gefaßt, denn ich weiß, daß ich von ihm nur Gutes hören werde."

Der Graf kam dem erhaltenen Auftrage gewissenhaft nach und schon am andern Tage konnte er dem Herzoge berichten, daß der Genehmigung der Bruderschaft keine weitere Bedenken mehr entgegen stehen, und man anfänglich nur gefürchtet habe, daß andere Zwecke damit verfolgt würden. Der Zimmergeselle und seine Braut seien die fleißigsten und bravsten Leute in der ganzen Au, und jeder gönne ihnen das Glück, und sie verdienten im vollsten Maße des Herzogs Gunst.

Sie wurde ihnen auch zu teil. Wenige Tage hernach erschien in der Behausung Fendts Graf von Törring und überreichte dem Erstaunten ein Dekret, nach welchem er zum herzoglichen Hofzimmermann ernannt wurde, eine Ernennung, welche ihm auch seine Verehelichung möglich machte. Außerdem hatte ihm der Herzog noch ein großes Stück Boden in der Au eigentümlich geschenkt für den Bau eines Hauses; soweit derselbe nicht die Arbeit des kundigen Zimmermanns erfordere, werde der Herzog schon Sorge tragen.

Auch die Bruderschaft hatte der Herzog nicht vergessen, und blanke fünfzig Goldgulden zählte der Graf dem Altgesellen auf den Tisch, damit der Fonds bald die nötige Höhe erreiche, um seinen Zweck erfüllen zu können.

Vier Wochen später stand ein glückliches Paar vor dem Altar. Aber nicht nur gelobten sie sich einander ewige Treue, sondern auch dem Herzoge und seinem Hause, dem sie ja ihr Glück allein zu verdanken hatten.

Und daß die Nachkommen Georgs noch von der alten Art waren, bewies in der Sendlinger Bauernschlacht am Christtage 1705 wieder ein Fendt, welcher als Anführer der Zimmergesellen von der Au den Heldentod für seinen Kurfürsten und sein Vaterland gestorben ist. Die Bruderschaft aber besteht noch, und die damals gegründete Kasse hat gar vielen schon die Thränen getrocknet bis zum heutigen Tage.

Susanna, Herzogin von Bayern.

Von Dr. Julius Meyer.

Die mächtigen wittelsbachischen Stammesherzoge von Bayern und die kühn emporstrebenden hohenzollernschen Burggrafen von Nürnberg standen schon im 13. Jahrhundert in freundnachbarlichen Beziehungen. Insbesondere war es der bayerische Herzog Ludwig († 1294), der mit dem Burggrafen Friedrich III. innig befreundet war. Zu diesem Freundschaftsbund trat als der Dritte Kaiser Rudolf von Habsburg hinzu. Zur Erinnerung an diesen Dreibund wurde erst noch im Jahre 1824 in der Klosterkirche zu Heilsbronn über der Grabstätte des genannten Burggrafen von Franz Maria Freiherrn v. Carnea-Steffaneo, Magnat in Ungarn, Johanniter-Ritter und kaiserlich österreichischer Geheimrat, ein in antiker Form gehaltener Marmoraltar errichtet, an dessen einer Seite sich in Goldschrift die Worte eingemeißelt finden: Amicitiae augustae sacram aram erexit 8. Febr. 1824 F. M. a Carnea Steffaneo Baro in Cronheim et Eppenstein. P. S. Auf jeder von drei Seitenflächen des pietätvollen Denkmals sind in Goldschrift die Namen, Wappen und Sterbetage der drei erlauchten Freunde angebracht, während auf der vierten Seitenfläche bemerkt ist, daß die Errichtung des Altars unter der Regierung des Königs Maximilian Josef von Bayern, des Kaisers Franz von Österreich und des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen geschah.

Eine besonders innige Freundschaft verband den wittelsbachischen Kaiser Ludwig den Bayern mit dem hohenzollernschen Burggrafen Friedrich IV. In ihm fand Kaiser Ludwig den Siegesgenossen von Mühldorf. Die Schlacht gegen Friedrich von Österreich (28. Sept. 1322) wäre verloren gewesen, wenn nicht Burggraf Friedrich IV. zur rechten Stunde mit seinen Mannen eingegriffen und den Sieg errungen hätte.

In der Folge fanden zwischen den befreundeten Dynastenfamilien eine Reihe von Ehebündnissen statt. So vermählte sich im Jahre 1359 Stephan, ein Sohn Kaiser Ludwigs, mit Margaretha, einer Enkeltochter des Burggrafen Friedrich IV., dann im Jahre 1374 Ruprecht, Herzog in Bayern und Pfalzgraf bei Rhein, nachmaliger römischer König, mit Elisabeth, der Tochter des Burggrafen Friedrich V. Die wichtigste Verbindung zwischen den beiden erlauchten Häusern war aber die, welche der Burggraf Friedrich VI., Kurfürst von Brandenburg im Jahre 1401 mit Schön Else, der Tochter des bayerischen Herzogs Friedrich von Landshut einging. Da von diesem Elternpaar alle nachfolgenden Kurfürsten von Brandenburg und späteren Könige von Preußen in direkter Linie abstammen, so haben wir in der bayerischen Prinzessin Elisabeth die Ahnfrau und Stammutter des deutschen Kaiserhauses zu ehren. Die nächste eheliche Verbindung zwischen Angehörigen der beiden hohen Häuser fand sodann im Jahre 1438 statt, indem der Sohn Ludwigs des Gebarteten, Herzog Ludovicus Gibbosus (der Höcker), sich mit Margaretha, einer Tochter des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg vermählte. Von da an trat eine längere Pause ein, da wegen verschiedener Streitigkeiten zwischen Wittelsbach und Hohenzollern eine gegenseitige Entfremdung Platz gegriffen hatte.

Zur Besiegelung der alten freundschaftlichen Bande schlossen Markgraf Friedrich der ältere zu Brandenburg-Onolzbach und Herzog Albrecht IV. von Bayern unterm 29. Dezember 1504 zu Ulm einen Vertrag, worin sie erklärten, daß sie „in Ansehung, das die Fürstenthumb Bairn und Brandenburg mit samt dem Burggrafentumb zu Nurmberg, lanng Zeit In gueter freuntschaft bey unnser bedertail voreltern und unns miteinander chomen und gesessen sein zu merung derselben, Auch umb Frides auffung“ ihre beiden Kinder, nämlich Markgraf Friedrich seinen Sohn Casimir, und Herzog Albrecht seine Tochter Susanna zusammengeben. Freilich war Susanna damals noch ein Kind von 4 Jahren, während Casimir im 24. Lebensjahre stand. Herzog Albrecht versprach in der erwähnten Urkunde, seiner Tochter dereinst eine Mitgift von 32 000 fl. rheinisch zu geben, während Markgraf Friedrich gelobte, diese Mitgift mit der gleichen Summe zu widerlegen. Außerdem sollte Prinz Casimir seiner Braut am Tage nach der Hochzeit eine Morgengabe von 10000 fl. verehren. Wenn Prinzessin Susanna das Alter von 16 Jahren erreicht haben werde, so sollte die Hochzeit stattfinden. Als diese Zeit herbeikam, wurde das Zustandekommen der Heirat namentlich von Susannas Bruder, dem Herzog Wilhelm von Bayern, sowie von Kaiser Maximilian, Susannas Onkel betrieben. Markgraf Casimir schreibt selbst hierüber in einem (späteren) Brief an den Kaiser: „Es hat mich ir Maiestät selbs mit einer Heirat versehen, und mir ir Mt. Schwester Tochter zu einer Gemahel gegeben, mir auch disselben auf einen großen Reichstag gein Augspurg erfordert, die Hochzeit gnediglich gehalten, die praut ir und mir zu gnaden selbs personlich gefurt“.

Über die Hochzeitsfeierlichkeiten während des Reichstages zu Augsburg im Jahre 1518 existieren verschiedene Beschreibungen. Eine interessante Nachricht hiervon hat uns Joh. Jakob v. Fugger im „Spiegel der Ehren des Erzhauses Österreich“ hinterlassen. Diese lautet:

„. . . Die fürstliche Braut kam in Geleitschaft ihrer Brüder und 300 wolgeputzten Pferde von München nach Friedberg und von dar am Morgen des 24. August (1518) nach Augsburg. Sie ware in Guldin Stuck gekleidet, truge auf ihrem Haupt einen köst Kranz von Edelsteinen und fuhr mit ihrer Hofmeisterinn, einer von Aheim, auf einem herrl Wagen. Ihr folgten auf noch 8 Wägen, welche alle mit Sammet bedeckt waren, viel Edle Matronen und Jungfrauen. Sie ward an der Wertach Brücken von Keyser Maximiliano, auch den anwesenden Chur- und Fürsten, die ihr sämtlich entgegenritten, herr eingeholet. Der Bräutgam ritte dem Keyser an der seite, und empfingen sie beyde die Braut mit fürstlichen Ehren: welche folgends der Keyser neben sich auf seinen Wagen genommen, der Bräutigam aber und Churfürst Joachim von Brandenburg zu beyden seiten geritten. K. Maximilian ließe vor sich herreiten etliche Edelknaben auf hohen Pferden und den Reichs-Marschalk mit dem bloßen Schwerd, aber neben der Kutschen liefen bey 150 Trabanten. Das ganze Feld erschallte von dem Klang der Trompeten; dann die Fürsten hatten der Braut zu Ehren alle ihre Trompeter mit sich hinausgenommen.

Als sie in die Stadt und vor S. Ulrichs Kirche gelanget, stiege der Keyser mit den Chur- und Fürsten ab, nahme die

Braut und jeder der andern eine aus dem Frauenzimmer unter die Arme, die führten sie also nach der Kirche. Als sie unter die Pforte gelanget, wurden sie durch den Cardinal von Mainz mit großer ehrerbietung empfangen, auch Markgrav Casimir an die Prinzessinn mit einem Ring, darin ein köstliche Rubin versetzt ware, Ehelich getrauet. Nach verrichteter Vermählung führte der Keyser die Braut wieder zum Wagen und nachdem sie alle aufgesessen, fuhr und ritte man fürter auf den Weinmarkt, alda man wieder ab- und in Philipp Adlers Behausung eingetretten und zum Anfang von vier Scharfrennen ein paar Treffen gehalten worden. Cunz von der Rosen machte hierbei ein Possenspiel . . ., das lockte dem Keyser, wie auch der Braut und den Frauenzimmer ein großes Gelächter ab . . . Hiernächst wurde die Braut und ihr Frauenzimmer vom Keyser, auch Chur- und Fürsten bei schöner Musik über den Weinmarkt in Ulrich Arzts Behausung auf den Rindermarkt, als in der Braut Herberge geführt und alda ein kostbares Mahl gehalten. Nach diesem und als die Braut in roth, weiß, gelb und rosenfarb sich umgekleidet, wurde sie abermals samt dem Frauenzimmer von vorigen Begleitern auf das Danzhaus geführt: daselbst der Keyser mit der Braut hinter zweyen Fürsten und vor zweyen Graven den ersten Danz gehalten. Es kame auch auf den Saal eine Mummerey in vorbesagten vier Farben, von deren allerhand Dänze fremder Nationen gedanzet worden. Inzwischen danzten auch die Churfürsten, Graven und Herren und währte die Kurzweil bis um Mitternacht: da die Braut vom Keyser in ihre Herberg, er aber, nachdem er sie ihrem Bräutgam empfohlen, von allen Anwesenden auf die Pfalz in sein Einlager begleitet worden.

Am folgenden morgen ritte K. Maximilian mit den Chur- und Fürsten vor der Braut Herberge, sie nach der Domkirche zum Hochamte zu begleiten. Als man vor der Kirche angelanget, wurde die Braut abermals vom Keyser und das Frauenzimmer von den Fürsten in den Chor begleitet und daselbst in ein mit Güldin Stük bekleidetes Gestüle eingewiesen. Der Keyser, auch die Chur- und Fürsten ingleichen die Cardinäle von Cajeta und Gurk begaben sich auch in ihre Stüle: worauf durch den Cardinal von Mainz das Amt gesungen worden. Nach endung dessen führte der Keyser die Braut unter den Armen nach der Pfalz, deme die Chur- und Fürsten nachgefolget, und bewirtete sie daselbst mit einem ansehnlichen Gastmahl, worbei die Trompeter dapfer aufbliesen. Nach diesem wurde die Braut vom Keyser und der ganzen Versammlung auf den Weinmarkt in Jacob Fuggers Behausung, deren Gemächer man vor dieselben aufs herrlichste ausgezieret, geführt, einem Scharfrennen zuzusehen: welches Herzog Wilhelm aus Bayern mit dem Bräutgam, Herzog Ludwig sein Bruder mit Grav Berchtoden von Henneberg und sonst noch 6 paare angestellt hatten, auch ritter und mit Freuden vollbrachten. Die Braut fuhre hierauf in ihre Herberg und der Keyser in die seine; welcher nach dem Nachtimbiß sie abermal abgeholet und unter seinen Armen zum Danzplatz geführet. Es erschienen daselbst wiederum eine Mummerey in roth und weißem Sammet und währte der Danz bis um Mitternacht: da die Braut wie zu vorigen mahlen nach ihrem Einlager begleitet worden. Am freytag morgens kame der Keyser abermal mit allen Chur- und Fürsten, auch andern Ständen des Reichs vor der Braut Herberg und begleitete sie, nachdem sie mit ihrem Frauenzimmer zu Wagen gesessen, zur Stadt hinaus bis über die Wertach: da sie dann dieselbe abgesegnet und nach der Stadt wiedergekehret. Aber Pfalzgrav Ott Heinrich, Markgrav Joachim der Jünger von Brandenburg und ein Grav von Nassau neben Markgrav Casimirn, welcher bey diesem Abzug neben den Keyser geritten, haben die Braut über Wörd nach Onolzbach begleitet."

Bekanntlich hielt sich während des Reichstags von 1518 auch Albrecht Dürer in Augsburg auf und hat derselbe viele der anwesenden Fürsten und andere bedeutende Persönlichkeiten gemalt. Auch die Herzogin Susanna von Bayern ließ sich nebst ihrem Gemahl, dem Markgrafen Casimir, von diesem Malerfürsten auf einer Votivtafel abbilden, die bestimmt war, zum Gedächtnis an die Feier ihrer Vermählung zu dienen. Der markgräfliche Hof- und Regierungsrat, Christian Freiherr v. Knebel in Ansbach (geb. 1728, † 1805) hat in der 1768 verfaßten im Manuskript vorhandenen Beschreibung seiner Gemäldegalerie ꝛc. Schilderung über das nunmehr verlorene Gemälde hinterlassen: „Des Heilands Salbung zum Grabe. Von Albrecht Dürer auf Holz gemahlet: 46 Zoll hoch, 37 Zoll breit . . . Im Vordergrund ist die gottselige Fürstin Susanna Herzogin in Baiern, die Andacht vor dem Fronleichnam auf einem prächtigen Betstuhl knieend verrichtend, vor welchem links ein großer Hund lieget. An ihrer Rechten stehet ihr Gemahl, der weise Markgraf Casimir von Brandenburg . . Das ganze Gemälde ist durchaus Miniatur und vortrefflich colorieret; wie denn bekanntlich Dürers Pinsel im schimmernden Schmelz der Farben unnachahmlich bleibet. Diese Tafel darin er auf einen Stein in goldener Schrift die Jahreszahl 1518 und sein Namenszeichen gesezet hat, ist in seinen letzten Jahren gemahlet und gewiß eine seiner besten und merkwürdigsten . . . „Hierzu (d. i. zu dem Fehler der Übereinstimmung der Zeit, des Orts und der Geschichte) wurde er wahrscheinlich durch den Befehl der Fürstin, seiner großen Beschützerin verleitet, die zum Gedächtnis ihrer Heimführung diese Tafel in eine berühmte Klosterkirche zum Gestift durch ihn verfertigen liese." v. Knebel merkt hierzu an: „Köhler weiset in seiner Münzbelustigung eine Medaille auf, deren vordere Seite das Bildnis dieser Fürstin, die Rückseite aber das Dürerische zeiget".

In Ansbach, wohin der Zug des neuvermählten fürstlichen Paares von Augsburg aus ging, gab es solenne Einzugsfeierlichkeiten. Es ist eine Beschreibung darüber vorhanden, nach welcher die Stadt Ansbach zur Feier der Anwesenheit König Ludwigs I. im Jahre 1827 von dem berühmten Architekturmaler Heideloff einen Gemäldecyklus anfertigen ließ, der zur Ausschmückung des in einen Ballsaal verwandelten Orangeriehauses zu dienen bestimmt war. Das erste Wandbild stellt die Ankunft des Hochzeitszuges in der Nähe der Stadt dar. Markgräfin Susanna sitzt im Wagen. Ihr Bruder, Herzog Ludwig von Bayern, der sie begleitet, winkt dem Gefolge, Halt zu machen, und übergibt und empfiehlt seine Schwester dem aufwartenden Adel. Markgraf Casimir drängt sich auf mutigem Rosse an den Wagen und bittet die Gemahlin, sie willkommen heißend, getrost zu sein. Auf dem zweiten Wandbilde sind zwei Genien gemalt, welche die vom Schwanenorden umschlungenen Wappenschilder von Wittelsbach und Hohenzollern halten. Das dritte Wandbild stellt einen zur Vermählungsfeierlichkeit gegebenen Schwerterkampf dar. Auf dem vierten hält der bayerische Löwe im Helme die drei pfalz-

bayerischen Wappen. Das fünfte und letzte Wandbild hat zum Gegenstand einen Fackeltanz, wie er heute noch bei Vermählungen Sitte am preußischen Hofe ist.

Der kunstverständige König Ludwig I. äußerte sich bei seinem Besuche sehr befriedigt über diese ebenso sinnige als schöne Saaldekoration, die von da an bleibend dem Orangeriehause überlassen wurde.

Von der Wirksamkeit Susannas während ihrer Ehe mit Markgraf Casimir ist nicht viel zu berichten. Sie wurde als Mitglied in den Schwanenorden aufgenommen, den Albrecht Achilles, der Großvater ihres Gemahls, von der wunderthätigen Marienkirche auf dem Harlungerberge in Brandenburg nach Onolzbach abgezweigt hatte. Ihrem Gemahl schenkte sie fünf Kinder, von denen zwei im jugendlichen Alter starben. Die älteste Tochter Maria vermählte sich an Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz, während die jüngste Prinzessin, Kunigunda, die Gemahlin des Markgrafen Karl von Baden wurde. Ihrem Sohn Albrecht ward in der Folge der Name Alcibiades beigelegt, weil er dem griechischen Jünglinge an Tugenden wie an Lastern auffallend ähnlich war.

Markgräfin Susanna erscheint neben ihrem Gemahl auf zwei Denkmünzen aus den Jahren 1525 und 1527. Casimir war viel von seiner Familie abwesend, da er für's Haus Österreich häufig ins Feld zog, daher er ‚Fidelis Domus Austriacae Assertor' genannt wurde. Den Bauernkrieg schlug er mit eiserner Faust nieder. Er war ein ebenso tapferer Haudegen als kluger Feldherr. Im ungarischen Kriege vom Jahre 1526 wurde ihm von König Ferdinand das Oberkommando übertragen. Er belagerte und eroberte Ofen. Im folgenden Jahre erkrankte er daselbst an der Ruhr und starb. Sein Leichnam wurde nach Heilsbronn überführt, wo er in der Klosterkirche bei seinen Ahnen die letzte Ruhestätte fand.

Nach Umfluß des Trauerjahres vermählte sich die markgräfliche Witwe mit Otto Heinrich, Herzog von Bayern, nachmaligem Kurfürsten der Pfalz, mit dem sie jedoch in kinderloser Ehe lebte. Auch aus der Zeit ihrer zweiten Ehe sind zwei Denkmünzen mit dem Brustbilde Susannas und ihres Gemahls vorhanden. Im Jahre 1543 starb Susanna zu Neuburg an der Donau. Ihr Sohn Albrecht Alcibiades stiftete in das Burggrafenhaus von Heilsbronn, wo seine Eltern oft und gern Einkehr gehalten, deren Bildnis. Es ist 16 Zoll hoch, 23 Zoll breit und hängt heute im nördlichen Seitenschiffe der Klosterkirche. Auf dem Bilde tragen beide klösterliche Kleidung und sind mit dem Schwanenorden geschmückt. Rechts ist das bayerische und links das hohenzollersche Wappen. Die Inschrift unter dem Bilde Susanna lautet: „Nach Christi unsers lieben Herrn und Seligmachers Geburt MDXLIII am Tag Georgii zwischen VIII und IX Uhr Nachmittag ist zu Neuburg an der Thonau in Got verschieden die durchlauchtig Hochgebohrne Fürstin und Frau Susanna Marggrävin zu Brandenburg, gebohrne Herzogin in Ober- und Nieder Bayern, und ist Ihrer F. G. Leib zu Munchen in unser lieben Frauen Kirchen fürstlich zur Erden bestattet: der allmächtig Got woll irer F. G. Seele in dem ewigen Leben gnedig und barmherzig sein. amen."

Kleine Mitteilungen.

Verarmung durch den Dreißigjährigen Krieg. Um unsern Lesern ein geringes Bild des Elends zu geben, führen wir einige Gerichtsverhandlungen der Jahre 1640 und 41 aus dem bayerischen Walde auf.

Am 26. Mai hat Hans Michl Erbner von Ried bei Gleißenberg (Ger. Waldmünchen) sein Haus und den öden Feldbau, unbebaute Felder und Wiesen, aus Not verkauft um 2 fl und 30 kr. Leihkauf. Davon zahlte der Käufer 44 kr. Taxen zum Gerichte.

Michl Regensteiner von Lixenried (ebendort) hat 1641 sein Söldengut mit Feld und Wismat, Heu und Stroh um 12 fl. mit der Bedingnis verkauft, daß das Geld bald erlegt werde. Taxen 2 fl. 54 kr.! Zwei Monate später kaufte der Regensteiner vom Hans Wudi ein Haus mit Wiesen und einem Gärtl um 30 kr. „Das Heu auf dem Boden und sunst eine Leiter voll soll beim Hause bleiben." Siegelgeld und Schreibgebühr trugen beide. Aber der Regensteiner konnte die 30 kr. nicht aufbringen, mußte darum am 23. Dezember das Haus zurückgeben. Die Gerichtskosten von 7 kr. hatte auch der Wudi nicht und mußte dafür dem Richter zehn Tage Stroh schneiden. 1642 teilte das Gericht in Cham eine großmütterliche Erbschaft unter drei Schwestern; jede erhielt 2½ kr. —

Wie es damals in der Gegend von Cham aussah, mögen uns nachbenannte Orte erzählen (die beigefügten Zahlen zeigen die heutige Anzahl der Häuser an).

Eismannsdorf (9) alles abgebrannt, eine Sölde bebaut; Rothmaißling (17) 11 Häuser, alle abgebrannt, alles öde; Ponholz (8) öde; Oberaign (5) nur 1 Sölde angebaut; Bayerberg, öde seit 1633; Perkhof und Glöcklsried, öde; Pützling (30) alles öde; Michelsdorf (21) öde, die Bewohner der ½ Stunde entfernten Stadt Cham bauten einige Äcker; Riedern, öde; Traitsching (13) nur 1 Hof bemaiert; Thürling (25) 12 Güter öde; Rauchenberg (3) öde; Ralhof, öde; Kalsing (12) 8 Güter öde; Woppmannsdorf nur ein Acker angebaut; Wieden (3) öde; Hof (18) ein Söldengut angebaut; Schloßgut Haberseige öde; Teschenried (6) öde; Ried am Pfahl (7) öde; Knobling (14) öde; Atzenzell (20) liegt öde, einige Äcker angebaut; Habersdorf (6) im Aufbau begriffen; Schorndorf von 23 Gütern die meisten öde; Raindorf (14) fast alles öde, der Schmied hat eine Kuh. —

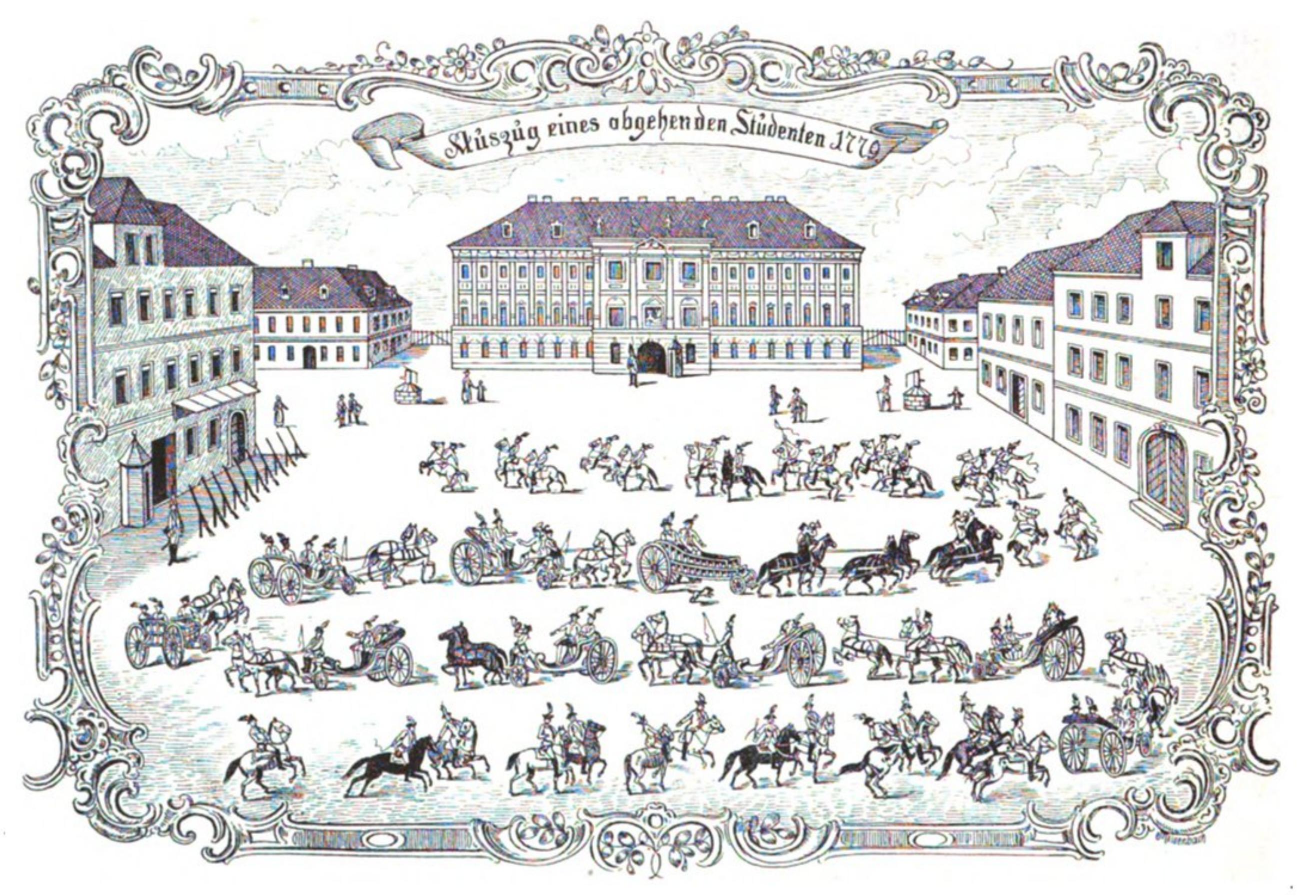
Lose Junker. Die adeligen Junker lebten gerne in den Städten und verübten da ungestraft gar manchen Unfug, namentlich bei der Nacht; aber auch oft wurden sie, wenn sie es gar zu arg trieben, mit Strafe belegt. Im Jahre 1361 ging zu Landshut Hänslein der Wernstorfer nachts umher und machte Rumor mit einer „Orgelpfeiffen", das wurde ihm verboten von „Geori über zwei Jar, tät er es darüber So ist Jme die Stadt verboten zwei gantz Jar one alle gnad". In Regensburg klagten die Klosterfrauen von Obermünster, daß der Guttensteiner nachts auf der Stadtmauer sitze und Schand- und Spottlieder auf die Frauen singe. Die Scharwächter fingen den Rumor und steckten ihn ins „Narrenhäuslein". —

Eine Erinnerung aus der Musenstadt Erlangen. Die Abbildung auf Seite 312 dieser Nummer, welche ein Erlanger „alter Herr" nach einem von seinem Großvater ererbten niedlichen Aquarell für das „Bayerland" zur Verfügung gestellt hat, führt uns auf den Marktplatz der Stadt Erlangen, wie er vor ungefähr hundert Jahren, einige Jahrzehnte nach der Stiftung der

Universität, ausgesehen hat. Vor uns erblicken wir das stattliche, damals markgräfliche Schloß, zur Linken die ehemalige Hauptwache, ihr gegenüber die einstigen Universitäts- und andere Gebäude, und als Staffage nimmt unser besonderes Interesse in Anspruch „der Auszug eines abgehenden Studenten“, wie uns die Überschrift über dem Bilde belehrt.

Der „bemooste Bursch“, ein Kandidat der Gottesgelehrsamkeit*) hat seine in Jena begonnenen Fachstudien in Erlangen rühmlich vollendet und zieht nun hinaus ins Philisterium, zum dauernden, vollen Ernst des Lebens.

Das darf nicht geschehen, ohne daß ihm seine bisherigen Genossen das Geleite geben mit all dem prunkenden, farbenreichen Ceremoniell, welches studentischer Brauch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts — wir stehen im Jahre 1799 — zu entwickeln vermag.



Sieben Paare Reiter sprengen voraus unter der Führung eines Kommilitonen, flotte Bursche, sämtlich in Wichs, mit den Hiebern an der Seite, den bebuschten, altmodischen Stürmer auf dem Haupte, angethan teils mit roten, teils mit grünen und gelben Kollern und ihnen folgt der scheidende Freund, zum letzten Male im Schmuck des studentischen Kleides, im blauen Wams, in offenem Korbwagen, gezogen von einem Sechsgespann feuriger Rappen. Die führenden Postillone blasen ein Abschiedslied, und das treue Hündchen springt nebenher, es darf mit seinem Herrn in die ferne Heimat ziehen. Dieser aber wendet der heitern Musenstadt einen letzten Scheideblick zu, und der Freund zu seiner Linken scheint ihn mahnen zu wollen, sich das Herz nicht zu schwer zu machen und allem eine warme Erinnerung zu bewahren, was ihm lieb und teuer war als Student in Erlangen. Dann folgen in acht, teils zwei-, teils dreispännigen, uns sehr altertümlich erscheinenden Kaleschen die übrigen Brüder der Landsmannschaft, und den Schluß bildet wieder eine Schar von schmucken, jugendlichen Reitern.

Wenig Volk ist auf dem Platze, es scheint noch früh zu sein am Tage. Nur die Schildwachen paradieren, und aus dem Fenster über dem Portale des Schlosses blicken zwei Frauengestalten.

Bald wird das Geleite die Stadt im Rücken haben, und dann folgt das Scheiden, wie das alte Studentenlied es uns so lebendig schildert:

„Im nächsten Dorfe kehret ein,
Trinkt noch mit mir von einem Wein!
Nun denn, ihr Brüder, sei's, weil's muß,
Das letzte Glas, der letzte Kuß!“

J. B.

Um einen Pfennig gebüßt. 1636 hatte der Krämer Sigmund Hasenörl von Zwiesel im Bayerischen Walde „am Tage der „allerseligsten Mutter Gottes Maria Himmelfarth gleich wohl nach „Kirchzeit seinen (Krämer-) Stand zu männiglichs Aergerniß auf„geschlagen und damit der Allerglorwürdigsten Mutter Gottes hoch„heiligen Festtag entheiliget, derwegen er der churfürstlichen durch„laucht Rath und Rentmeister zu Straubing in die Straf fürge„schrieben und selbigen Hasenörl nit gewandlet, sondern zu Ge„richt geschafft und daselbst gewandlet worden in Ansehung seines „schlechten Vermögens um ein Pfenning gestraft.“

*) Samuel v. Wachter, als Student kein Kopfhänger, in seinem späteren Wirken ein treuer, hochverehrter Hirte und Berater seiner Gemeinde Memmingen, geboren am 11. April 1757, gestorben im hohen Greisenalter von 92 Jahren den 3. April 1849.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 27. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

Der Schreiber Heldrich, welcher schon verschiedentlich von dem Putsch gehört hatte, wandte sich jetzt an Müller, um genau zu erfahren, wie sich die Sache eigentlich zugetragen.

„Na, so hört denn“, nahm der alte Prokurist Müller das Wort, „denn die Sache verdient wirklich, besprochen zu werden. Weil jetzt jeder Steine über Steine auf die Franzosen wirft, kann es nicht schaden, auch einmal das Gebahren der Preußen sich näher anzuschauen. Zudem ist die Geschichte noch nicht aus. Ihr wißt ja, daß vor vier Jahren Ansbach-Bayreuth an das Königreich Preußen gefallen ist. Nun ließ der Preußenkönig dem Nürnberger Rate anzeigen, daß er entschlossen sei, die ihm bis an die Stadtthore zuständige Landeshoheit in Anspruch und Besitz zu nehmen. Es rückten denn aus diesem Anlaß zu Beginn vorigen Monats Infanterie und Reiterei von der Ansbacher und Bayreuther Seite zugleich gegen die Stadt heran, die auf den Linien und äußeren Schanzen befindlichen Nürnberger Wachtposten wurden vertrieben. Um aber zu Ende zu kommen, muß ich noch erwähnen, daß die Preußen die Thore in Wöhrd außen gewaltsam erbrochen und diese Vorstadt, sowie die Vorstadt Gostenhof nebst dem an die Linien sich anschließenden Teil des Nürnberger Gebietes bis an die Stadtmauern und Thore besetzt haben. Dasselbe Schicksal hatte zu gleicher Zeit ein Teil der Pflegeämter Altdorf und Lauf. Kanonen wurden aufgepflanzt, an denen die Kanoniere mit brennenden Lunten standen, die an den Thoren angeschlagenen Nürnbergischen Mandate und Intimationen wurden abgenommen und dafür der preußische Adler angeschlagen, Beamte und Unterthanen auf dem Lande draußen sind durch Einquartierung des Militärs in ihre Häuser mürbe worden. Es ist dies ein sicher wirkendes Mittel, die Leute gefügig zu machen. So bequemten sich denn die allermeisten zur Landeshuldigung. Bei Zuchthausstrafe wurde die Entrichtung aller Steuern und Abgaben an die alte Obrigkeit verboten, was für die Stadt eine Mindereinnahme von mehr als 100000 Gulden ausmacht. Zugleich wurde verordnet, daß alle Abgaben wie auch die Thorzölle fortab an die Brandenburgischen Ämter einzuliefern sind. Den Geistlichen wurde eine eigene Gebetsformel zugesandt, und ein förmliches Kantonreglement, wie das Ding heißt, bekannt gegeben.“

„Und die Geschichte hat noch nicht ausgespielt?“ fragte Hösch.

„Die preußische Okkupation besteht noch immer“, antwortete Müller. „Ihr braucht nur wenige Schritte über das Wöhrder Thor hinaus zu gehen, so seid Ihr auf preußischem Gebiete, und dort darf kein Franzmann sich blicken lassen.“

„Also dort außen herrscht vollkommener Friede, und hier in der Stadt haben wir die Feinde, höchst sonderbar“, meinte Heldrich nachdenklich.

„Euch mag freilich manches sonderbar vorkommen in unserer Reichsstadt“, brummte Ammon, der Hausknecht. „Ihr seid eben noch ein Fremder.“

„Ja, ja, so ein Hereingeschmeckter“, sagte Heldrich humoristisch, „oder eigentlich nur ein „Hergeloffener“, wie es heißt. Nun, das ist ein Fehler, der sich mit jedem Tage mehr

verliert. Aber sagt doch", wandte er sich wiederum an Müller, „glaubt Ihr, daß die Stadt sich gutwillig solche Gewaltthätigkeiten preußischerseits gefallen läßt?"

„Was wird dagegen zu thun sein?" erwiderte achselzuckend Müller. „Der Rat hat freilich die Absicht, sich an des Kaisers Majestät zu wenden mit einer scharfen Beschwerde Aber zur Zeit haben sie selber in Wien alle Hände voll Arbeit, und wenn dann ja später einmal der Kaiser ein Machtwort sprechen sollte, wird Preußen sich nicht daran kehren. Durch den Baseler Frieden, den Preußen mit den Franzosen geschlossen, hat es sich vollständig von Österreich losgesagt, und dieser Schritt ist der Anfang vom Ende."

„Wie? Ihr meint die Auflösung des Reiches überhaupt?"

„Ja, so meine ich", sagte traurig der Prokurist. „Aber horcht! Es ist jemand am Thore. Ach, Herr Wägel ist heimgekommen. Wollen wir ein andermal darüber weiter sprechen."

In der That war der Herr des Hauses in den Flur getreten, achtungsvollst von dem gesamten Personal begrüßt. Er sah müde und erschöpft aus, doch gab er mit fester und lauter Stimme einige Befehle und traf Anordnungen, daß jedem einzelnen seiner Leute alsbald ein bestimmter Kreis der Beschäftigung zugewiesen war. Dann schritt er über den Hof seinem Geheimzimmer zu, vor dessen Thür zwei Männer, wie ländliche Arbeiter gekleidet, ihn erwarteten. Die beiden zogen mit devotem Gruße den Hut, als der Kaufherr sie mit prüfenden Blicken betrachtete.

„Was ist euer Begehr?" fragte er dann kurz.

„Wir sind abgesandt von seiten des Herrn Koller, Oberst im kaiserlichen Regiment —."

„Schweigt", unterbrach hastig der Losunger diese leise geflüsterte Rede mit gleichfalls gedämpfter Stimme, „schweigt und tretet ein." Habt ihr", begann dann der Kaufherr von neuem „mit irgendwem in der Stadt gesprochen von eurer Sendung?"

„Mit keiner Seele, Herr", versicherte der eine der beiden in stark österreichischem Accent. „Nur Ihnen allein habe ich vorhin die Parole gesagt. Wir sind Fuhrleute, die für fremde Rechnung den zum Bestellen der Felder notwendigen Dünger bester Güte ankaufen und verfrachten. Wir holen also von Ihnen: Borsten, Haare, Hornspäne, Klauen und Abfälle anderer Art. Wir bitten auch um einen Wagen samt Bespannung."

Der Mann hatte im ruhigsten Tone gesprochen, nur zwinkerte er dabei listig mit den Augen.

„Es ist gut", bemerkte der Losunger, und ein flüchtiges Lächeln zog über sein ernstes Gesicht. Dann setzte er hinzu: „Aber ihr führt doch sonstige Ausweise über eure Person bei euch, will ich hoffen?"

„Gewiß, Herr", entgegnete rasch der Angeredete, indem er Rock und Weste aufknöpfte, mit flinken Fingern das Unterfutter zerriß und ein verschlossenes Schreiben hervorbrachte. „Dies gab mir Oberst Koller für Sie mit, Herr. Ich hab's gut verwahrt gehabt, Herr, wie Sie sehen, und hätte es nur mit meinem Leben zugleich verlieren können. In dem Briefe finden Sie auch unser genaues Signalement, Herr."

Der Losunger hatte aufmerksam das Siegel geprüft, ehe er das mäßig große Schreiben erbrach. Er las langsam und hielt in der Lektüre oft inne, die beiden in strammer soldatischer Haltung vor ihm stehenden Männer scharf prüfend. „Ihr werdet mir empfohlen als durchaus zuverlässig, Josef Leibl und Wenzel Auracher. Ihr habt, heißt es hier, ein tapferes Herz und einen frommen Sinn, seid auch zu strengster Geheimhaltung vereidigt? Ist es nicht so?" fragte Herr Wägel.

„Es stimmt alles", bestätigte der Größere der Beiden, eine herkulisch gebaute Gestalt mit einem offenen, gutmütigen Gesichte.

„Werdet Ihr im stande sein, eine größere Last allein zu tragen?" fragte der Losunger weiter.

„O, Herr", entgegnete der Gefragte, „mich können zehn Zentner, einmal aufgeladen, nicht zu Boden drücken, und mein Freund da, der Wenzel, ist gleichfalls kein Schwächling. Zudem ist es ja kein weiter Weg von der Spitalkirche bis zu Ihrer Wohnung, Herr. Wir haben es heute morgen schon abgemessen."

„Und doch werden wir den Weg zweimal machen müssen", sagte mit nachdenklicher Miene der Kaufherr, „da es vier große, schwere Kisten sind, die vollständig gepackt bereit stehen. Es ist nicht zu fürchten, daß wir unterwegs aufgehalten werden, denn ich habe genügende Ausweise bei mir über meine amtliche Stellung, und diesen muß jede französische Streifwache ohne weiteres Glauben schenken. Die Überbringung der Kisten von der Kirche bis hierher hat freilich in aller Stille und Verschwiegenheit zu geschehen, aber ich hoffe bestimmt, daß dieser Teil der Unternehmung ohne Unfall gelingt; doch dürfen die kostbaren Güter nicht länger als eine Nacht unter meinem Dache verweilen, übermorgen mit dem frühesten müssen sie auf dem Wege gen Regensburg sein. Die Aufladung soll hier, besser im Hofe draußen, ebenfalls ganz verschwiegen vor sich gehen, und in aller Frühe habt ihr die Stadtthore zu passieren. Wenn die Wache Verdacht schöpft und eure Ladung untersucht, dann ist alles verloren."

„Wie sollte sie dies, Herr", rief der Herkules Leibl aus. „Ein Aufhalten gibt es nicht, das ließe ich mir gar nicht gefallen, denn wir beide sind sehr pressiert mit unserer Fracht. Zudem verstehe ich ein wenig Französisch und kann mich ganz gut aus der Falle ziehen, wenn uns eine solche gestellt werden sollte. Überhaupt", fuhr der Sprechende fort, indem er sich stolz in die Brust warf, „wenn's trotzdem krumm geht, dann weiß der Wachtmeister Josef Leibl für seinen Kaiser und Herrn zu sterben, und mein Kamerad Wenzel Auracher wird das Heiligtum nach Wien bringen."

„Ihr seid ein wackerer Mann", sprach der Losunger, dem als Bauer verkleideten Dragoner seine Hand reichend. „Dieser schlimmste Fall wird kaum eintreten, nur heißt es, vorsichtig sein. Besprechen wir nun das Nächstliegende. Der Wagen, den ihr übermorgen früh fortzufahren habt, wird noch heute beladen. Dies geschieht ganz öffentlich durch meine Leute, er faßt vier Kisten und einige Säcke mit losem Kompost, die schon zum Aufladen bereit stehen. Die ganze Verfrachtung wird in meiner Schreibstube als Kompost deklariert und soll durch euch nach Regensburg geführt werden. Auch hierüber erhaltet ihr formelle Ausweise, so daß unter meinem Personal niemand den geringsten Verdacht schöpfen wird über den eigentlichen Inhalt der Fracht, denn die Umladung, bezw. Auswechslung der Kisten wird durch uns selbst während der Nacht geschehen. An Stelle der in der That mit Kompost gefüllten Schreine, die wir wieder entfernen, sollen die Kisten verladen werden,

die wir heute Nacht aus der Spitalkirche holen. Habt ihr das genau verstanden?"

„Ganz wohl", nickte Wachtmeister Leibl. „Das Umladen ist unsere Sache, Herr; Wenzel und ich werden unter Ihren Angaben leicht damit zustande kommen. Wollen Sie nur gefälligst dafür Sorge tragen, daß wir samt unserer Ladung die richtigen Passierscheine erhalten und ungefährdet die Linien überschreiten dürfen. Drüben erwartet uns Oberst Koller mit einer genügend starken Reiterabteilung."

„Ich weiß", sagte der Kaufherr, „so hat er mir geschrieben. Jetzt aber noch einmal, Vorsicht! Keiner unter meinem Personal darf das Geringste ahnen von eurem wirklichen Charakter. Ihr seid österreichische Fuhrleute und weiter gar nichts."

„Versteht sich, Herr", nickten die beiden verkleideten Dragoner mit verschmitzten Mienen.

„Ich werde Anordnungen treffen, daß der Wagen alsbald gepackt werde, ihr könnt euch in der Küche zu essen geben lassen und hernach euch im Hofe oder im Magazin herumtreiben. Mein Prokurist wird euch später ein Plätzchen zum Schlafen anweisen. Wir machen uns erst nach Mitternacht auf den Weg, dann lasse ich euch rufen. Also, Verschwiegenheit. Wollt ihr außen Herrn Müller sagen, daß ich ihn zu sprechen wünsche?"

Die beiden Männer waren entlassen. Eine Minute später betrat Müller das Gemach des Kaufherrn. Zwischen dem Prinzipal und seinem ersten Bediensteten fand eine ernste Unterredung statt, die über eine Stunde währte.

3. Kapitel.

Am Nachmittag desselben Tages saß Dr. Sartorius in dem Studierzimmer seines am Spitalkirchhof, nunmehrigen Hans Sachs-Platz, gelegenen Wohnhauses, als ihm gemeldet wurde, daß ein fremder Herr ihn zu sprechen wünsche. Eine Minute später stand der Fremde vor dem Arzte, der seinem Besuche lange ins Antlitz starrte, bis er höchst verwundert in die Worte ausbrach:

„Erlaucht, so sind Sie es wirklich? Seien Sie mir herzlich willkommen! Was führt Sie in unsere Stadt zu solch trüber Zeit?"

„Geschäfte, lieber Doktor, dringende Geschäfte, und das darf Sie nicht wundern. Zwar habe ich schon seit Monden den leidigen Staats-Affairen, wie Sie ja wissen, Valet gesagt und lebe seitdem nur meinen Neigungen in meinem friedlichen Tusculum, Sassanfahrt geheißen."

„Ja, ja", bestätigte der Doktor, ganz wie es im Horaz heißt: Beatus ille qui procul negotiis!"

„Und so weiter und so weiter", unterbrach lebhaft den Arzt Reichsgraf Soden, denn kein Geringerer als der berühmte Jurist und Schriftsteller Julius v. Soden war es, der sich zu Dr. Sartorius bemüht hatte. „Aber es ist mir diesmal nicht so leicht geworden", fuhr er fort, „hierher nach Nürnberg zu gelangen. Da, sehen Sie her, welch Onus man mir sogar auferlegte." Und der Sprechende zog einen Bogen Papier hervor, den er entfaltete und dem Doktor hinreichte, der begierig danach griff.

„Da Erlaucht gestatten. Aha, ein Passierschein", und er las aufmerksam. Hernach gab er den Bogen höflich dankend zurück.

„Ich habe für dieses Papier tüchtig zahlen müssen", sagte Graf Soden; „da ich aber nach Nürnberg wollte, war dies die einzige Möglichkeit."

„Auch ich, Erlaucht, hatte die vorige Woche in Franken zu reisen und mußte manchmal mir Sauvegarde verschaffen, aber ich werde zeitlebens nicht ohne Entsetzen an jene wenigen Tage denken können. Es ist eine schreckliche Heimsuchung, ein solcher Krieg!"

„Und Sie haben, wenn Sie im Fluge nur das Land durchzogen, nicht die Hälfte, ja kaum ein Zehntel des Elends gesehen, das die Franzosen über unser Franken gebracht. Ich beabsichtige, an der Hand eines reichen Materials eine Geschichte des Einfalls der Franzosen in Franken zu schreiben."

(Fortsetzung folgt.)

Das erste bayerische Husarenregiment „Lidl von Borbula"[1]).

Von Leonhard Winkler.

> „Ihr sollet weit und breit Einen aussuchen, der da flüchtig ist".
> (Husarenmotto.)

Der Waffenstillstand von Vasvár de dato 10. August 1664, welcher die Kämpfe des deutschen Kaiserreichs gegen die Türken von 1661 bis 1664 nach der blutigen, für die Deutschen aber siegreichen Schlacht von St. Gotthard am 1. August 1664 beendigte, hatte den östlichen Landen für längere Zeit Ruhe gebracht. Aber der Ehrgeiz des türkischen Großwesirs Kara Mustapha rastete nicht, sein letztes Ziel, den Sturz der österreichischen Monarchie und die Aufrichtung eines westlichen Paschaliks, zur Ausführung zu bringen. Am 2. Januar 1683 erklärte die Pforte Österreich aufs neue den Krieg, welcher von 1683 bis 1697 dauerte und erst nach zweijährigem Waffenstillstand durch den glorreichen Frieden von Carlovic am 26. Januar 1699 seinen Abschluß fand. An diesem blutigen, aber für Deutschland ruhm- und ehrenvollen Krieg nahmen neben anderen Reichstruppen bekanntlich auch kurbayerische Truppen in den Zeitperioden 1683—1688 und 1691—1693 Anteil. Wir erinnern hier nur an die heute noch bestehenden Regimenter zu Fuß Degenfeld — jetzt 2. Infanterieregiment —, Mercy — jetzt 10. Infanterieregiment —, sowie an die Kürassierregimenter Arch (Arko) — jetzt 1. Chevaulegerregiment —, und Beauvau — jetzt 2. Chevaulegerregiment —, welche sich in diesen Feldzügen unverwelkliche Lorbeeren sammelten. Im Jahre 1688 nun, dem denkwürdigen Jahre der Erstürmung Belgrads, tritt uns unter den kurbayerischen Hilfstruppen zum ersten Male in der bayerischen Armee ein Regiment Husaren entgegen. Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß die große Überlegenheit der leichten türkischen Reiterei den Kurfürsten Max Emanuel veranlaßte, seiner schweren Reiterei durch Errichtung eines Husarenregiments ein leicht bewegliches Element, gleich geschickt zum Kampfe, wie zu Überfällen, Streif-

[1]) Quellen und Hilfsmittel: Akten des Kriegs- und Reichsarchivs; Graf Lippes Husarenbuch; Staudingers Geschichte des 2. Infanterieregiments.



zügen, zur Beunruhigung und Störung des Feindes 2c., hinzuzufügen, gewiß ein wesentliches Moment in der Organisationsgeschichte der bayerischen Kavallerie.

Da sowohl über dieses älteste bayerische Husarenregiment, wie auch über die späteren, zu verschiedenen Zeitperioden in der Armee errichteten Husarenregimenter nur sehr wenig bekannt sein dürfte, so möchte sich wohl der Versuch lohnen, den geschätzten Lesern dieses Blattes in kurzen Umrissen eine Geschichte dieser Regimenter vorzuführen, und wir beginnen heute mit dem ersten bayerischen Husarenregiment „Lidl“.

Die ersten Husaren gab es in der ungarischen Armee; dieselben wurden von den Kroaten als Miliz zu Pferde gestellt. Zügellosigkeit und militärische Unzuverlässigkeit hatten die Kroaten so in Verruf gebracht, daß der zahlreiche ungarische Adel die Gelegenheit eines neuen Aufgebots benutzte, sich ganz von den Kroaten zu trennen und ein eigenes Regiment zu bilden. Da gerade der zwanzigste Mann aus der Zahl der Ackersleute aufgeboten wurde, nahm dieses Aufgebot den Namen „Huszaren“ eigentlich „Zwanziger“ an (zwanzig heißt auf ungarisch husz; ar bedeutet Wirtschaft, Anwesen).

Bisher immer nur nach Bedarf von Kriegsfall zu Kriegsfall errichtet und wieder aufgelöst, wurden sie erst unter Kaiser Leopold I. auf einen beständigen Fuß und auch den deutschen Kavallerieregimentern an Stärke gleichgesetzt. Das erste auf diesem Fuße 1688 errichtete österreichische Husarenregiment existiert heute noch als das 9. Husarenregiment Fürst Franz von Liechtenstein. Historische Bedeutung gewann der Name Husar erst im Verlaufe des 18. Jahrhunderts.



Bayerische Husaren unter Max Emanuel. Nach Behringer.

Die Errichtung der ersten bayerischen Husaren fällt also in einen für die Geschichte unseres deutschen Vaterlandes denkwürdigen Zeitabschnitt. Wie einst zur Zeit des französischen Königs Franz I., hatte sich Frankreichs Politik mit dem Großtürken verbündet zur Zertrümmerung Österreichs und damit zum Untergange des Deutschen Reiches.

Schon im November 1687 hatte Kurfürst Max Emanuel dem bisherigen Oberstlieutenant und Generaladjutanten **Johannes Baptista Freiherrn Lidl von Borbula**[1]) den Befehl erteilt, ein Regiment „Gränzungarn zu Pferd“ zu errichten. Am 2. Januar 1688 ergingen vom Kurfürsten die näheren Formationsbestimmungen an den Hofkriegsrat bezw. an den Generalkriegskommissär, auch Hofkammer- und Hofkriegsrat Andreas Baron v. Hofmühlen. Aus denselben geht hervor, daß der Stab des Regiments — der inzwischen zum Oberst beförderte Lidl, die Stabsoffiziere, der Regimentsquartiermeister Adjutant, Sekretär und Auditor, letztere beide in einander vereinigt — vom 1. Januar 1688 ab Feldverpflegungsgebühren zu genießen hatten. Da aber nicht nur die kurfürstlichen Formationsdekrete, sondern auch die Patente für die Stabsoffiziere vom 2. Januar datiert sind, so hat dieser Tag zweifellos als Gründungstag des Husarenregiments Lidl zu gelten. Der Sollstand des Regiments wurde mit 8 Kompagnien à 100 Mann, also mit 800 Mann einschließlich der Prima plana, d. h. der auf dem ersten Blatt der Musterrolle verzeichneten, welches die Offiziere vom Rittmeister abwärts, sowie die Unteroffiziere bis exklusive der Korporäle in sich begriff, festgesetzt: jede Kompagnie mit 1 Rittmeister, 1 Lieutenant, 1 Kornett, 1 Wachtmeister, 3 Korporale, 1 Fourier, 1 Musterschreiber, 1 Feldscher, 2 Schalmeienpfeifer oder Trompeter, 1 Schmid und 87 gemeinen ungarischen Reitern. Gemäß der Kapitulation erhielt Lidl als Errichtungskosten für Anritt- oder Werbegeld, für Montur, Ausrüstung und Bewaffnung vom Korporal abwärts — Rittmeister, Lieutenant, Kornett und Wachtmeister hatten sich aus eigenen Kosten beritten zu machen und zu montieren — 16128 fl. ausbezahlt, das sind 21 fl. auf den Kopf, gewiß ein geringer Betrag für Reiter samt Pferd mit allem Zubehör. Und von diesen 21 fl. gingen noch 3 fl. 30 kr. Handgeld auf den Mann ab. Wohl gab sich Lidl alle Mühe, das Regiment möglichst schnell zusammenzubringen, da der Kurfürst bestimmt hatte, daß er damit so zeitig im Felde erscheinen sollte, daß er zu Anfang Juni bei dem Rendezvous zu Esseg eintreffen könnte, und war die Verpflichtung eingegangen, das Regiment am 20. Mai zur Musterung nach Paya unweit Pest (jetzt Baja) zu führen. Allein es traten dem mancherlei Schwierigkeiten entgegen, von denen gewiß

[1]) Johannes Baptista Georg Freiherr Lidl von Borbula entstammt einem altadeligen Geschlechte aus Österreich-Tirol. Einem im Adelsselekt des k. Reichsarchivs abschriftlich vorhandenen Adelsdiplom entnahmen wir, daß schon viele seiner Vorfahren in österreichischen Diensten gestanden sind. Auch er selbst diente zuerst in der k. Armee, führte im Kampfe gegen den ungarischen Insurgentenführer Grafen Tökely eine Kompagnie schwerer Reiter des „Regiminis Poyggeriani“ und nahm rühmlichen Anteil sowohl an der Verteidigung Wiens 1683, wie an der Erstürmung von Ofen im Jahre 1686. Für seine Verdienste von Kaiser Leopold I. samt seiner Frau, einer geborenen Thumbb von Neuburg und Descendenz, am 12. Oktober 1686 in den Reichsfreiherrenstand erhoben, dürfte er kurz vorher in kurbayerische Dienste getreten sein, und zwar als Generaladjutant und Oberstlieutenant der Dragoner — jedenfalls Arko-Dragoner — „propter virtutes heroicas ex benigno consensu

nicht die kleinste war, daß, wie Lidl selbst sagt, das Regiment „ungefähr von Hundert und fünfzig Meihl wegs“ zusammengezogen werden mußte, und der Oberst konnte erst am 17. Juni seiner Verpflichtung, und auch da nur bezüglich 7 Kompagnien, nachkommen. Die 8. Kompagnie wurde erst Mitte des folgenden Monats vollzählig. Immerhin hatte Lidl bis Mitte Mai zwischen Baja und Pest schon so viele Reiter beisammen, daß ihm vom 15. Mai ab die Geld- und Naturalverpflegung für das ganze Regiment genehmigt wurde. Dieser Tag dürfte demnach als eigentlicher Errichtungstag gelten. Der Verpflegungsetat war konform mit den anderen kurfürstlichen Regimentern normiert und bewegte sich in folgenden Sätzen für den Monat:

Regimentsstab.

	fl.	Pferde.	Mund-Portionen
Oberst	150	15	20
Oberstlieutenant	50	10	12
Oberstwachtmeister	70	9	10

(Diese drei bezogen außerdem noch die Gebühren des Rittmeisters als Inhaber der Oberst-, Oberstlieutenants- und Oberstwachtmeister-Kompagnie).

	fl.	Pferde-	Mund-Portionen
Feldkaplan	40	2	3
Regimentsquartiermeister	36	3	6
Auditor, zugleich Sekretär	30	2	2
Regimentsfeldscher	15	1	2
Wagenmeister	15	2	3
1 Pauker	7 1/2	1	2
Profoß mit seinen Knechten	20	4	5
Kompagnie.			
1 Rittmeister	80	7	8
1 Lieutenant	45	6	7
1 Kornett	35	3	4
1 Wachtmeister	12	2	2
1 Korporal	8	1 1/2	1 1/2
1 Fourier	7	1	1
1 Musterschreiber	7	1	1
1 Feldscher	7	1	1
1 Schalmeienpfeifer	6	1	1
1 Gemeiner	6	1	1

An Haber gebührte täglich für jedes Dienstpferd den Offizieren und Primaplanisten 6 Pfund, den übrigen 4 „

Nostro (Leopold I.) ad servitia Seren. Elect. Ducis Bavarie assumptus“, wie das Diplom besagt, welches ihn auch bereits „General Adjutant et Vicecolonellus Electoris“ nennt. Eine spätere Ordre der k. Kanzlei vom 22. August 1688 fügt dem Vicecolonellus noch „Draganeorum“ bei.

Im Jahre 1689, 30. März ernannte Max Emanuel den Lidl in seiner Eigenschaft als Oberst zu Pferd zum Generalkommissär seiner Truppen am Rhein, und noch im gleichen Jahre 1689 am 6. September starb er beim Sturm der Bayern auf die Kontreeskarpe der Festung Mainz, durch eine Kugel in den Kopf getroffen, den Heldentod. Seine sterblichen Überreste ruhen in der Pfarrkirche zu Weißenau bei Mainz. Lidl wird im Sterbeattest auch Kommandant der Festung Rothenberg (Oberpfalz) genannt, welchen Posten nach ihm Oberst Max Graf von Stagna (Stanga), der Inhaber der Stammkompagnie Berlo des jetzigen 10. Infanterieregiments, erhielt. Der Witwe Lidls und ihren Kindern bestimmte der Kurfürst als Versorgung die Pflege Wasserburg, statt welcher sie jedoch 500 Gulden bar jährlich erhielt.

Die Fourage, also Haber, Heu und Stroh wurde den Offizieren nicht in natura geliefert, sondern hierfür monatlich 4 fl. ausbezahlt.

Der Gagemehrempfang des Oberstwachtmeisters gegenüber dem Oberstlieutenant erklärt sich dadurch, daß ersterer auf seine Kosten fünf Spione, d. h. Aufpasser halten mußte, welche bei der Musterung die Kontrolle zu führen hatten, daß dieselbe rite, d. h. ohne die damals und bis in unser Jahrhundert hinein gebräuchlichen betrügerischen Manipulationen, den Effektivstand möglichst groß zu gestalten, um desto mehr Portionsgelder herauszuschlagen, vor sich ging. Der Oberstwachtmeister — das eigentliche Exekutivorgan des Regiments — war also hier vom Hofkriegsrat als offizieller Kontrolleur seiner unmittelbaren Vorgesetzten aufgestellt, eine etwas eigentümliche Erscheinung, welche uns deutlich macht, daß die damaligen Begriffe von Ehre grundverschieden von den jetzt geltenden waren.

Der monatliche Etat des Regiments betrug 6511 fl.

Die Musterung des Regiments wurde am 17. Juni 1688 auf dem Rendezvous-Platz zwischen Pest und Baja vom Oberkriegskommissär Wolf Gemmel v. Flischbach vorgenommen. Dieser Musterungsplatz war jedenfalls ganz in der Nähe von Baja gelegen und nicht bei Pest; denn wäre letzteres der Fall gewesen, so hätte die kurbayerische Armee wegen zu großer Entfernung nicht schon am 19. etwas nördlich von Mohacz die Donau überschreiten können, wie sie es wirklich gethan hat.

Eine aus dieser Zeit erhalten gebliebene Musterliste „der Gränitz Hungarn zu Pferdt“ de dato Pest 17. Juni — die Liste wurde zweifellos nachträglich in Pest gefertigt, und nicht an Ort und Stelle — gibt uns hinsichtlich der Offizierspersonalien folgende Aufschlüsse:

Regimentsstab: Oberst Lidl von Borbula.
- Oberstlieutenant: Graf Peter Andrassy.
- Oberstwachtmeister: Paul Nesztorowichz, sonst Pal Deak genannt.
- Kaplan: Pater Mathias Lango, Jesuit.
- Regimentsquartiermeister: Hanns Gg. Heymann.
- Auditor und Sekretär: János Memyavichs.
- Adjutant: Ferencz Nitmy.
- Regimentsfeldscher: Franz Leonh. Zahn.
- Wagenmeister: Martin Lensichs.
- Pauker: Georg Math. Pecher.
- Profoß: János Skalichi.
- Steckenknecht: Mihaly Pamy.

Kompagnien:

1. Leibkompagnie:
   - Kapitänlieutenant: Gaspar Joos (vordem Obristwachtmeister unter Graf Tököli, dem bekannten Führer der ungarischen Insurrektionspartei).
   - Kornett: Ferencz Fabrankovichs.
2. Oberstlieutenantkompagnie:
   - Lieutenant: Janos Gulijas, der berühmteste Parteigänger in ganz Ungarn.
   - Kornett: Peter Baktay, vordem Rittmeister.
3. Oberstwachtmeisterkompagnie:
   - Lieutenant: Prodany Pesti.
   - Kornett: Radivo Perkatay, vordem Oberstwachtmeister unter Graj Czadki.



4. Rittmeister: Baron György Andrassy.
   Lieutenant: Andras Loczy, vormals Oberstlieutenant.
   Kornett: Andras Vislay.
5. Rittmeister: Graf Istvan Csaky.
   Lieutenant: Istvan Szabo, früher Oberstwachtmeister.
   Kornett: Gergely Horvath.
6. Rittmeister: Ferencz Tittos.
   Lieutenant: György Szalay.
   Kornett: Janos Mezyery.
7. Rittmeister: Baron Ferenez Zennych.
   Lieutenant: Marton Nagy.
   Kornett: Istvan Boros.
8. Titularoberstlieutenant: Graf Simon Forgacz als Rittmeister.
   Lieutenant: Adam Györky.
   Kornett: Gergely Nagy.

Aus dieser Musterliste ist ersichtlich, daß viele von den Offizieren früher höhere Chargen bekleideten, und unter den Unteroffizieren und gemeinen Husaren befinden sich Leute, welche vordem als Rittmeister, Lieutenants und Kornetts — viele Gemeine als Wachtmeister, ja ein Soldat sogar 12 Jahre als Rittmeister — gedient hatten, die meisten unter dem bereits oben erwähnten Grafen Tökeli, welcher im fernen Südosten Führer und Haupt der ungarischen Insurrektion im Bunde mit der Türkei gegen Österreich war und am 17. September 1682 vom Sultan den Ferman als Fürst von Ungarn erhalten hatte. Unter diesen Leuten bezeichnet die Liste mehrere als berühmte Parteigänger der ungarischen Insurrektion und als Kern des Regiments. Mögen uns auch jetzt diese sonderbaren Erscheinungen ungewohnter persönlicher Unterordnung im Gegensatz zur früheren Charge etwas befremden und manchen der Leser vielleicht einen Schluß auf Mangel an Charakter und Ehrgefühl ziehen lassen — zu damaliger Zeit, wo die stehenden Heere erst kurze Zeit ins Leben getreten waren und auch sie nur aus Geworbenen bestanden, wo Entlassung und Abdankung nach jedem Feldzugsjahr auch die versuchtesten Krieger ohne eigenes Verschulden trafen, folgten die Abgedankten dem ersten besten Locken der Werbetrommel, und konnte man nicht in der früheren Charge unterkommen, so gab man sich auch mit einer niedrigeren zufrieden. So wurde z. B. bei der Reduktion der im Jahr 1664 aus Ungarn zurückgekehrten Hilfsvölker bestimmt, daß, wenn die Hauptleute als Kapitän-Lieutenants, die Lieutenants und Fähnriche als Feldwebel fortdienen wollten, ihnen die halbe Gage weiter verabfolgt werden sollte. Nur allein unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, dürften die berührten Erscheinungen kaum mehr auffallen. Stab und Offizierscorps war mit ganz vereinzelten Ausnahmen aus Vollblutmagyaren zusammengesetzt, und in den Musterrollen der gemeinen Husaren haben wir nicht einen einzigen deutschklingenden Namen gefunden, alle echt ungarisch. An Spielleuten besaß das Regiment einen Pauker — den damals alle bayerischen Kavallerieregimenter beim Stabe hatten — sowie acht Trompeter und acht Schalmeipfeifer, zwei bei jeder Kompagnie. Merkwürdigerweise führen Pauker und Trompeter alle deutsche Namen, während die Schalmeipfeifer durchgehends Ungarn sind. Vom Regiment waren um diese Zeit 114 Husaren unter Kommando des Lieutenants Martin Nagy unweit Esseg a. Drau kommandiert, 20 in Kecskemet, 5 mit dem kurbayerischen Oberst Sartori in Stuhlweißenburg, 1 in Mohacz. Vier lagen krank in Raab, einer in Tottis, drei blessiert in Pest.

Die 8. Kompagnie war am Tage der Musterung noch in Formation begriffen und wurde erst unterm 16. Juli vom Musterkommissär Gemmel v. Flischbach aus dem Feldlager bei Nestin als komplett beisammen gemeldet. Am 14. Juni hatte Oberst Lidl vom Hofkriegsrat die Mitteilung erhalten, daß die kurfürstlichen Völker und mit diesen auch sein Regiment unter das Kommando des kurbayerischen Generalfeldzeugmeisters Graf Johann Karl v. Sereni — auch Hofkriegsratspräsident und Stadtkommandant von München — zu stehen komme. Unter Sereni befehligten die Feldmarschall-Lieutenants Graf Johann Baptist Arco[1]) und Adolf Heinrich v. Steinau sowie die Generalwachtmeister Alexander Ludwig v. Seiboltsdorf und Graf Lamoral Latour, alles bekannte Namen in der bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in bayerischen Bergen.

II. „Jagern".

Von Otto Grashey.



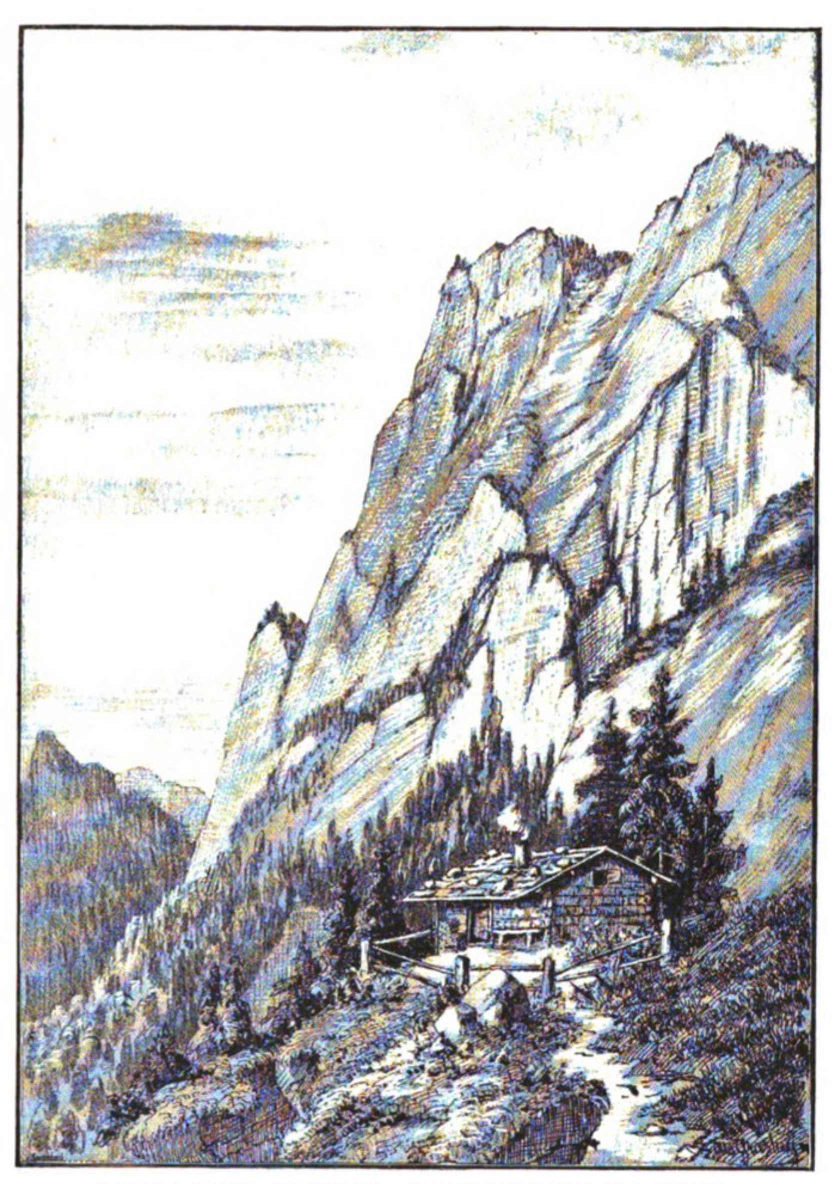
Wenn Du, mein lieber Leser aus dem Flachlande, in die behagliche Sophaecke gedrückt, bei wohlschmeckender Zigarre „Das Bayerland" zur Hand nimmst und dazu Deinen duftenden Mocca schlürfest, oder — falls du gar der grünen Gilde der Nimrode angehörst — einmal Lust verspürst, hinauszuwandern in den ewig jungen grünen Wald, da brauchst Du Dich gerade nicht viel darum zu kümmern, wie's mit dem Wetter jetzt und später ausschaugt. — Hast Du leichtes Gewand hervorgesucht, Deine Patrontasche gefüllt, ein Stücklein Brot in die Tasche und etwas Wein in die Feldflasche gethan, dann fährst Du getrost mittels Droschke oder Trambahn zum Bahnhofe, läßt Dich auf einer der nächsten Stationen abladen und schreitest guten Mutes auf Dein Jagdgebiet los, unbekümmert um die ferneren Aussichten auf Wetter und Wind. Taugt Dir dasselbe nicht, so kehrst Du in der nächsten Schenke ein und wartest bessere Stimmung ab, — oder Du arbeitest so lange, bis Du genug hast, fährst nach ein paar Stunden mit reich behängter Weidtasche nach Hause, wo Deiner jede Bequemlichkeit harret; was Du heute nicht mehr

[1]) Der spätere Feldmarschall und Generalissimus der kurbayerischen Truppen, zugleich auch Obristlandzeugmeister und Stadtkommandant von München seit 1698 Hofkriegsratpräsident, später Gouverneur von Luxemburg, starb am 21. März 1715 in München. Derselbe war auch Inhaber des jetzigen 1. Chevauleger-Regiments.

abmachen willst, das nimmst Du morgen — wie's Dir halt taugt.

Mit ganz anderen Verhältnissen hat der Mann des Hochgebirges zu rechnen, namentlich der Bergjäger. Der Laie, welcher die Jagderfolge hier so anzulegen gewohnt ist, wie man das im Flachlande kennt, der wird dem oft ohne Beute heimkehrenden Bergjäger entweder wenig Geschicklichkeit anmuten, oder zu der irrigen Ansicht kommen — es gibt nichts. Vielleicht wird der verehrte Leser anderer Anschauung, wenn er mir einmal auf einem kleinen Bergzuge folgt, und urteilt dann milder.

Wir wollen keine großen Kavalier-Jagden schildern, bei welchen ein mächtiger Troß von Trägern und Treiberwehren aufgeboten wird, welche längere Vorbereitungen erheischen, aber dann auch in vieler Beziehung mehr Bequemlichkeit bieten und meist doch zu guten Resultaten führen — nein, mein lieber Leser, folge Du mir auf einem schlichten Birschgange auf Hirsch, Gams oder Rehbock und Du wirst finden, daß diese Jagdart ganz andere Bedingungen von Ausdauer, Mut und Sachkenntnis an den Jäger stellt — sie ist aber auch die Würze des Weidwerks und befriedigt den wahren Jäger in weit höherem Grade, denn hier muß der Mann selbst handeln, sich ganz auf sich und seine Kraft verlassen und gewärtig sein, was Wind und Wetter, was überhaupt alle Umstände der Jagd mit sich bringen. Das Gelingen eines Planes hängt ganz davon ab, ob Wind und Wetter ruhig sind, ob ersterer von oben oder von unten kommt, ob er stetig ist oder alle zehn Minuten wechselt — von „grob Wetter", wie der Bergler sagt, wollen wir ganz absehen, denn oft zieht man beim schönsten Wetter aus, ist stundenlang gewandert und gestiegen, und wenn man endlich an seinem Ziele angelangt, da steigen schwarze Wolken unversehens auf, der Wind stürmt von oben herab, und über die Köpfe der Berge jagen mächtige Nebelballen brausend herein — dann, mein Freund, ist's nicht auf Stunden, dann ist's auf Tage und Wochen mit der Jagerei dahin; der hoffnungsvoll fast einen ganzen Tag gewanderte Weidmann sitzt dann in der nächsten besten rußigen Sennhütte und zählt die Stunden, bis das Wetter wenigstens so wird, daß er sich heimtrollen kann, wenn der mitgebrachte Proviant zu Ende ist. Und wenn in der Nacht der Sturm, mit Schnee und Regen vermischt, die lockeren Flanken der Hütte peitscht und durch alle Balkenritzen hereinpfeift, da kann man erst beurteilen, wie behaglich im heimatlichen warmen Neste sich's ruht.



Unter den Wänden der Reutalpe. Originalzeichnung von Otto Grashey.

Auf Tüchtigkeit, Ausdauer und Unverdrossenheit des Jägers selbst kommt sehr viel im Hochgebirge an. Schon die zu durchwandernden Entfernungen, mühsame Anstiege, mangelhafte Unterkunft, sie bedingen ein großes Quantum von Passion oder Pflichtgefühl.

Im Flachland gibt's Jaga g'rad g'nua
Auf Hähna, auf Hasen und Füchs,
Aber droben, wo's Edelweiß wächst,
Da taugen die Mehreren nix . . .

singt unser erfahrener Kobell und er wußte mit den wenigen Versen die Sachlage zu charakterisieren.

„Kämma's morgen eini in d'Aschau; am schiachen Boden wechselt a sackerisch guter Hirsch, er ziagt außa aus'm Luadagraben und in die sellen greane Fleckei eini, wo vor drei Jahren der Baron von Berlin, der so viel g'schwazt hat, an sellen Schadhirsch[1]), wurzweg g'feit hot; aber da Wind muaß halt richti wer'n, sonst bideut's uns nix; und da droben an die Wänd unterm Teufelsg'saß waren leicht a paar a drei gute Gamsböck — wannst d' di nit scheuchst eini z' steig'n — wissens ja selm, 's geht a weni schiach, aber g'rad nur a paar Schritteln, i setz enk schon da Bergstock für, brauchen's

[1]) Schadhirsch nennt der Jäger einen Hirsch, welcher sprossenlose, spießartige Geweihe trägt.

z'wegen dessen koan Angst z'haben — es waren schon guti Böck und auf d'Hütt'n is a nit weit eini, a kloans Stünderl oder anderthalbi, mehra nit —" so referiert der brave verlässige Jagdgehilfe, ein nicht mehr junger, aber wetterfester Bursche mit scharfer Hakennase, unter der sich ein buschiger Schnauzbart über die trockenen Furchen der schwarzgebrannten fleischlosen Gesichtszüge hinzieht, und wir wissen genau, daß er nicht übertreibt. Freilich hat's mit dem „kloanen Stünderl auf d'Hütt'n" so seine Sache, denn dies Stünderl hat der Fuchs gemessen, wie es bei den Entfernungsbezeichnungen der Gebirgsleute meistens der Fall ist, und von der Hütte ist's ein mühsamer Anstieg an steilen Graslahnen, welcher am hellen Tage seine zwei Stunden strengen Steigens beansprucht, des Nachts aber oder vor Tagesanbruch eine heikle Motion, die manchen Schweißtropfen verursacht, auf welche ein mehrstündiger Ansitz in der kühlen Bergluft einen mehr als angenehmen Kontrast bildet.

Verlockend ist des alten Hies Einladung ganz gewiß, denn er machte nicht den geringsten, sonst mit Kratzen hinter den Ohren oder Herumdrehen des verwetterten Hüterls, verbundenen Vorbehalt. „Ich nehme den Vorschlag an Hies! Morgen früh 7 Uhr erwartest Du mich an der Brücke vom Teufelsgraben — hast 'was z'leben in der Hütte?"

„Na, g'rad' recht viel nit, Herr! an Schmarr'n und von der letzten Birsch war a no a weni Kaffee d'rinn und von vorig's Jahr a Flasch'n Bier."

„So so, nun ich bringe das Nötige auf drei Tage mit — also wenn 's Wetter gut ist, um 7 Uhr an der Brücke!" So verabschieden wir uns, Hies nimmt grinsend die dargereichte Zigarre, macht einen unbeholfenen Knicks und stapft mit seinen schweren Bergschuhen weiter; ich gehe aber sofort daran, das Nötige beizuschaffen, Büchse und Rucksack in Stand zu setzen. Man beschränkt sich wohl auf das Allernötigste, nicht ein Schnupftüchel zu viel wird mitgenommen, weil jedes Lot den zu schleppenden Ballast vermehrt — ein guter Wettermantel, ein trockenes Hemd sind neben Proviant und Munition schon der Utensilien genug, die nicht entbehrt werden können.

Wohlgemut schreiten wir in den Morgen hinein, die Büchse am Rücken, den Bergstock zur Hand, durchs grüne Waldthal in der erquickenden Gebirgsluft; allmählich schließen duftende Fichtenbestände die Berghänge links und rechts ein — am Gipfel des „Hirschkopfes" hängt ein kleines von der Morgensonne hell beleuchtetes Nebelwölklein, sonst bereitet uns der klare Herbstmorgen kein Nachdenken, und wohlthätig wirkt auf das Gemüt die Waldesruhe und der frische Jagdschritt. An der Brücke ist Hies pünktlich mit seinem Schweißhunde; der brenzliche Knaster, den er schmaucht, hätte ihn schon auf fünfzig Schritt verraten, wenn nicht das Knurren des braven Hundes die Anwesenheit beider angezeigt hätte. — Freundlich grinst der Jäger uns entgegen. — „Bal 's Wetter gut bleibt, gibt's an schönen Tag, Herr!" lautet sein Orakelspruch. — „Glaub's selbst, Hies!" — Die Last wird verteilt, und wir, der Hies, sein Hund und ich beginnen sofort den Anstieg, schön sachte durch den rauhen Bergwald, um gegen Mittag die Hütte zu erreichen.

Auf einer kleinen, sanft geneigten Schlagblöße unter den gigantischen Wänden des Wartsteinkopfes steht das alte verwetterte Jagdhäusel, umrahmt von trockenem Leseholze unter dem schützenden „Fürdach"; seine schweren Dachsteine haben es den Stürmen trotzend unversehrt erhalten, nur das Blechrohr der Heizvorrichtung hängt etwas seitwärts; aus einem alten krummstehenden Rohre tropft langsam klares Bergwasser in den langen Trog und fällt von da leise plätschernd von Stein zu Stein hinab in den dunkeln Waldhang, unter Alpenrosensträuchern allmählich verschwindend. Es ist so friedlich und so heimlich da oben in der stillen Bergeseinsamkeit; über den nächsten tiefdunkeln Waldhang hinweg schweift das Auge an latschenbestockten Felsköpfen vorbei hinaus auf das weite, in duftigen Tinten verschwimmende Flachland; schmalen Einblick nur gewährt die Formation ins enge Waldthal, durch das, einem Silberfaden gleich, die Achen ihre schäumenden Wogen hinauswälzt ins weite, weite Land; kahle Wände streben in gigantischen Formen auf zum mattblauen Äther und heben sich grau in grau von der sonnigen Luft ab. — Noch habe ich nicht mein Rüstzeug abgelegt, der Blick in die Großartigkeit der uns umgebenden Bergwelt, in welcher der Mensch wie ein Sandkörnlein verschwindet, hat einige Augenblicke meine Aufmerksamkeit gefesselt und mich schwelgen lassen im Genusse des so selten Geschauten.

Nun wird's bequem gemacht; während Hies schon anfeuert, um seinen Schmarr'n zu kochen, stifte ich Ordnung im Mitgebrachten; am kleinen Ofenherd sitzt der verwetterte Knasterbart, kein Lot Fleisch zu viel auf dem Leibe, und während er in der brodelnden Pfanne seinen wohlgeschmalzenen Schmarr'n rührt, geht die kurze Pfeife nicht aus. Dann stampft er mit seinen grobgenagelten Schuhen, aus denen die nackten, vielfach benarbten Knöchel braun und stramm emporwachsen, während das rauhe Leinenhemd nachlässig der breiten Brust freien Luftzutritt gestattet, hinaus, holt frisches Wasser, und vor der Hütte auf der Bank ist die Mahlzeit bereit. Zu des Hiesen kräftigem Schmarr'n schmeckt ein tüchtiger Schluck Schnaps, und dann thut nach dem frischen Morgenmarsch die Ruhe bei wohlschmeckender Zigarre recht wohl; nebenbei halten wir mit der „Spektivi" Auslug nach etwaigem Wilde und schlürfen, um den Durst zu löschen, schwarzen Mocca. Kühle Schattenluft unter den Wänden verlockt manchmal den griesgrämigen Gamsbock, aus den „Zundern" (Latschen) herauszutreten und auf vorspringenden Bändern zu äsen.

„Bal's fünfe ist, müß' ma d'roben sein" — unterbricht der Jäger die weihevolle Stille — „netter um fünfe thut da Wind aba und anderthalbi Stund ham ma übri, da Hirsch kunnt zeiti außa treten und nocha war's g'feit."

Wir brachen auf; heiß brennt die Herbstessonne auf den Hang, den wir lautlos ansteigen, bis uns frisch hellgrüner Lärchwald aufnimmt, und wir dann über grobe Felsblöcke den Graben durchklettern hinüber aufs „greane Fleckei" das in der Nähe eine steile, respektable mit saftigem Alpengrase bewachsene Berglehne darstellt, die aufwärts kaum durch einen Büchsenschuß ganz bestrichen werden kann. So vergrößern sich die Formen in der Nähe, welche in der ungeheuren Bergwelt oft nur als kleine Punkte erscheinen. An einer isolierten Lärche machen wir uns nieder, so gut die steile Neigung bequemes Sitzen gestattet, und trotz der Wärme verleidet sich der übergehängte Wettermantel recht wohl.

„Herr, bal da Hirsch außatritt, laßt's enk Zeit, bis er außa ist, nacha aber muß's glei dusch'n[1]), sonst kimmt er in

[1]) Der Schuß krachen.

d'Fahrt eina und b'hüt di Gott Hirsch, da rollt er aba über d'Wand und kannst'n z'sam klauben, daß G'schpaß hast" — lispelte der Jäger.

Bald verschwand die Sonne hinter Wolken, die jetzt über den Kuppen des Sonntagshorns allmählich sichtbar wurden und sich zu fester Wand zusammenrogelten. Hies meinte, „da Wind thut nit aba[2]) 's wird grob Wetta —", noch saßen wir fast eine Stunde vergebens, bei dieser Windrichtung konnte der Hirsch nicht abwärts auf unser Fleckerl heraustreten; einzelne Regentropfen fielen, wir brachen auf; während wir abstiegen, regnete es in Strömen, so daß wir mit durchnäßtem Wettermantel zur Hütte kamen. So einfach die Stube — ein Sattelofen, zwei Lagerstellen, eine Bank — so behaglich ruht sich's doch unter dem schützenden Dache in dem durchwärmten Raume, wenn draußen Wind und Wetter toben, und die Nebel herumfahren wie in einer Hexenküche. — Bald krochen wir in den Kreister, denn früh drei Uhr sollten wir marschbereit sein, um an der „Schreck" zu birschen. Das eintönige Plätschern des Regens auf das Schindeldach der Hütte, die Anstrengung des Steigens und die frische Bergluft, sie wiegten mich rasch in Schlummer. Rechtzeitig, wie gewöhnlich erwacht, vernahm ich noch die alten Töne des Regens — wer's je gesehen und gehört auf einer einsamen Berghütte, kennt den Gesang zu gut —, doch trat ich vor die Hüttenthür, um Auslug zu halten, grau in grau wogte das Nebelmeer draußen und trieb mich rasch und verstimmt wieder in den Kreister, alles Weitere dem Schicksal überlassend.

Hies kochte Kaffee, draußen hingen und wogten die Nebel, der Regen hatte nachgelassen, und wir brachen auf in der Hoffnung, daß, bis wir an Ort und Stelle wären, der Nebel schwinden würde; alles triefte, in den Rinnen rieselte das Wasser bergab, dichter Nebel umgab uns und hemmte jede Aussicht. Wir stiegen und stiegen, bis wir, am Gries unter den Wänden angekommen, da klares Wetter abwarten sollten. Zeitweise schob sich der Nebel hinweg, und wir gewannen etwas Umsicht, dann aber wogte er wieder von unten herauf — kein Absehen auf Besserung, und nach ein paar Stunden vergeblichen Harrens stiegen wir wieder durch den Dunst zur Hütte abwärts, wie wir aufgestiegen waren — ohne Aussicht.

„Heut' gibt's 'was Feines", meinte Hies — ich nehme gern kalten Kalbs- oder Schweinebraten nebst einer Zwiebel und etwas Fett in einer Büchse mit, um dann dieses Fleisch, in dünne Scheiben geschnitten, gepfeffert und gesalzen, nochmals mit der in Fett gerösteten Zwiebel aufzuschmoren — eine etwas saftigere Nahrung als das Konservenfleisch oder der einförmige, wenn auch nahrhafte Schmarr'n, jedenfalls eine angenehme Abwechselung im einfachen Menu der Sennhütte. Als ich dieses Gericht zurechtmachte, rührte Hies seinen Schmarr'n um, welcher heute der Festlichkeit halber eine Zuthat von frischen Erdbeeren, die Hies gesammelt hatte, und welche in dieser Höhenlage noch frisch blühten, erhielt. Manche sorgsame Hausfrau sehe ich etwas lächeln, wenn sie die Vorbereitungen liest, die wir beiden lederbehosten Köche, stampfend mit den schweren Bergschuhen, trafen. Wir ließen uns Zeit, speisten behaglich, rauchten und warteten auf klares Wetter, denn draußen wogten nur Nebel und hüllten all unser Hoffen und Sehnen in grauen Dunst.

Am Abend klärte sich's auf, es war aber schon spät, und weiter Weg nicht mehr ratsam, wir setzten uns deshalb auf eine vorspringende Spitze des Berges, um von hier aus das Gehänge nach Wild abzuspähen. Weit unten auf einem Schlage treibt ein Rehbock seine Schmalgeis, sonst zeigt sich nichts, als schon die Dämmerung sich herabzusenken begann. Da rechts überm Graben bewegt sich's und zieht langsam durch die Latschen — endlich kommt das Haupt in die Höhe — es ist der Hirsch. Sichernd sucht er am Rande des Grabens und verschwindet dann in demselben, wir aber sehen ihn nicht weiter, die Dämmerung schreitet vor, und für heute ist's vorüber. Hies meint wohl, der Hirsch wird in der Nacht auf den Schlag austreten, und wir könnten früh morgens zeitig aufbrechen, um ihn dann am Einwechsel zu erraten — aber auch diese Hoffnung war eitel, denn das Wetter wurde wieder schlecht, und unsere Frühbirsche machte der Nebel abermals unmöglich. Unterwegs wollte ich zeichnen, da sich die Nebel verzogen, bis ich aber ansetzte, zog hier, zog da eine dichte Schwade herauf und verhüllte zeitweise wieder alles.

Der Abend war besser, wir versuchten, auf die Gemsböcke zu birschen, sahen wohl einen auf vorspringendem Latschenkopfe ruhig äsen, bis wir aber den Kopf umgingen, war der Nebel, aber kein Gamsbock mehr da. Schlecht gelaunt saßen wir wortkarg in der Hütte und — rauchten.

Wenn die Morgenbirsche wieder verdorben wird, dann ist's vorüber, denn der Mittag war für den Abstieg bestimmt, und so war's auch — Hies meinte: „Hob's glei g'sagt, bal's Wetter grob wird, bideut's uns nix . . ."

Gegen Mittag hellte sich der Himmel auf, die Nebel schwanden allmählich in sich zusammen, und nun regte der Jagdeifer sich aufs neue. Nach kurzer Rast in der Hütte wurde aufgeräumt und die paar Habseligkeiten zusammengepackt, dann aufgebrochen, um weiter unten in den dichten Schlägen, wo wir von oben Rehe beobachtet hatten, im Vorübergehen zur Mittagszeit einen Versuch mit „Blatten" auf den Rehbock zu machen. — Auch dieser letzte Versuch mißlang; Diana hatte nun einmal ihr hehres Angesicht uns abgewendet. Für den weidmännischen Mißerfolg entschädigte mich jedoch hier unten der landschaftliche Genuß. Zwei tief eingerissene „Gräben" (Schluchten) münden hier zusammen, durch welche die Wildwasser des Berges von den mächtigen Wänden und Felszacken herab zusammenrinnen, und auf den starken Regen der letzten Tage hin stürzte das reichliche Wasser schäumend und brodelnd von Block zu Block, von Wirbel zu Wirbel hinab in den engen, von der Welt abgeschnittenen Waldkessel — eine Wildnis sondergleichen, großartig in ihren Formen und in ihrer Verlassenheit; selten nur betritt der Fuß eines Menschen diese stille Waldeinsamkeit. Der Übergang machte einige Schwierigkeiten; mit Hilfe des Bergstockes lotsten wir uns hinüber, von Block zu Block springend, und stiegen das jenseitige steile Gehänge wieder aufwärts — heimwärts!

Hies verließ mich nach einiger Zeit, um seinen Dienstgang in anderer Richtung fortzusetzen. Etwas verstimmt, aber nicht mißmutig, wanderte ich frisch thalwärts, — 's ist nicht alle Tage Fangtag, ein andermal, dacht' ich mir, und marschierte baß nach Hause.

---

[1]) Bei konstanter Witterung geht in den Bergen morgens und abends der Wind abwärts, unter Tags aufwärts.

Theodolindes Grab.*)

Zu Monza klingt es durch die Domeshallen
In stiller Nacht, ob Sang und Orgel schweigen
Und keine Beter fromm die Häupter neigen,
Indes die Wolken sanft vorüber wallen.

Da blitzen Diamanten und Korallen;
Gekrönte Frauen zieh'n im Geisterreigen,
Um dann zur Königsgruft hinabzusteigen,
In die nur bleiche Mondesgrüße fallen.

Auf einen legen sie der Sarkophage
Ein Diadem von Myrtenkranz umwunden;
Dann strömt's in Liedern aus wie süße Klage:

„Theodolinde!" klingt's in diesen Stunden
Durch Monzas Dom — so geht die Sage —,
Bis draußen Mond und Nachtgewölk verschwunden.

Karl Zettel.

Kleine Mitteilungen.

Küchenzettel zu einer Hochzeit im Jahre 1584. Als Herzog Wilhelm V. von Bayern seinem Kämmerer Hortensius Tjriach im Jahre 1584 Hochzeit halten wollte, wurde der Küchenbedarf folgendermaßen angeschlagen:

a) Ain Iberschlag der Kuchennottdurft auf 6 rundt und 16 Gesindtische.

1. 1 guten geschnitten Ochsen 18 fl., 2 gute Rinder 20 fl., 24 Kälber 27 fl.; 14 Lämmer 7 fl.; 2 gute Schweine 16 fl.; 20 Ochsen- und Rindszungen 2 fl.; 12 Rindseuter 1¼ fl.; 25 Zentterling gut digen Fleisch (geräuchertes Schweinefleisch), 3 westfälisch Hannen (Schinken) 4 fl.; 12 Spannsäu 2 fl.; 3 Stückh Wildt, 7 Reher und Wildkälber — 12 Hasen 4 fl.; frisch Schwein auch Frischling oder gesalzen Wildprät, wann mans haben kann, Federwildpret was zu bekommen wär, groß und klein Vögel soviel des man bekhumen mag.

12 indianisch oder heimisch Pfauen 18 fl. 4 ₰ — 60 Kapaun 40 fl. — 70 Hennen 11 fl. 40 kr.; 100 Stadthenner (werden nicht zu bekommen sein) 13 fl. 20 kr.; 70 junge Tauben 3 fl. 30 kr.; 18 Gänß 3 fl. 36 kr.; 30 heimisch und Wildtenten 4 fl.

Fische. 25 Pfund Bachforellen 8 fl. 20 kr.; 30 Pfd. Aschen 6 fl.; 30 Pfd. Rutten 7 fl. 30 kr.; 25 Pfd. Barben; 50 Pfd. Hecht, darunter 3 große zum Sulzen 7 fl. 30 kr.; 30 Pfd. Weller oder Aalfisch; 80 Pfd. Karpfen 9 fl. 20 kr.; Krebse (trage Sorge werden nicht zu bekommen sein) geräucherter Fisch.

Von Gewürz und anderen Spezereien. ½ Pfd. Safran 4½ fl. 3 Pfd. Ingwer 2 fl.; 3 Pfd. Pfeffer 2 fl. 48 kr.; 1 Pfd. Zimmt 2 fl.; ½ Pfd. Nägelein 1 fl. 15 kr.; ¼ Pfd. Muskatnuß 28 kr.. Das alles muß gestoßen sein.

Ganzes Gewürz. 8 Loth Muskatnuß 28 kr.; 8 Loth Zimmt 30 kr.; 8 Loth Ingwer 10 kr.; ½ Pfd. Muskatblüthe 2 fl.; ½ Pfd. Pfefferkörner 28 kr.; 8 Pfd. gestossenen Kanarienzucker 4 fl. 48 kr.; 3 Hut Meliszucker 11 fl. 12 kr.; 6 Maß Honig 2 fl.; 1 Pfd. Hausenblase 50 kr.; 8 Pfd. Feigen 48 kr.; 8 Pfd. Zibeben — 12 Pfd. Mandeln 3 fl.; 8 Pfd. Weinbeer; 40 Pfd. Zwöspen; 15 Pfd. Reyß; 6 Pfd. große Kapern im Salz 54 kr.; 150 Lemoni 1 fl. 46 kr.; 20 Pfd. Maroner Kösten (Kastanien); 30 frisch Lemoni 1 fl. 30 kr.; 50 süß Pomeranzen 1 fl. 30 kr.; 10 süß margrinden Äpfel (Paradiesäpfel); 8 Pfd. Braunöl 1 fl. 36 kr.; 1½ Eimer Essig 9 fl. 36 kr.; 1 Zentner Schmalz 10 fl.; 3 Pfd. Butter 3 fl.; 700 Eier 2 fl. 40 kr.; 70 groß und klein Unschlittkerzen 7 fl.; 1 Scheiben Salz 1 fl. 8 kr.;

3 Metzen schön Auflegäpfel und Birn; 1 Bantzen Kochbirn und Äpfel; 1 Metzen große Flachäpfel; 1 Metzen Zwiebel 40 kr.; 25 gute harte kleine Gebißköpfl (Krautköpfe); bajrisch Rüben bei 3 Metzen: Wirsching, Kohl, Salat, Petersil, Rannen, Krenn, Salbei, Kümmel und Khrönpar (Wacholderbeeren), 3 Maß Senf 1 fl.; 4 Tegernseer Käs 3 fl. 12 kr.; 10 Pfd. Parmesankäs 2 fl. 30 kr.; 10 Dutzend Lebzelten, 800 Holhyzen 2 fl.; 6 Marzypan zu 30 oder 40 kr.; 18 Marzipanweckel 6 oder 7 kr.; Pyscate (Biskuit); 100 große Oblaten 16 kr.

Mehl. 3 Metzen schön, 6 Metzen Roggen; 1 Metzen Pfeffer; 1 Metzen Haber; 1 Metzen Gerstenmehl.

Für süßen und sauren Wein wurden 200 fl., für Brot und die Bewirtung der Gäste während ihres Aufenthaltes zu München, dann für Pferdefutter und anderes 400 fl. in Ansatz gebracht, so daß die Hochzeit dem Herzog über 1000 fl. zu stehen kam. Sie sollte im Altenhofe der vormaligen Residenz abgehalten und die Stallmiete von dem Bräutigam wie herkömmlich bezahlt werden. Außer mehreren Adeligen und ihren Hausfrauen und Töchtern wurden auf die Hochzeit geladen: Die Herzogin Anna, Witwe Albrechts V., Herzog Ernst, Kurfürst von Köln, Herzog Wilhelm samt Gemahlin und der Herzogin Maximiliana; der Prinz von Mantua, der Herzog Ferdinand, Bruder des Herzogs Wilhelm, der Markgraf von Baden, der Landgraf von Leuchtenberg; Ott Heinrich, Graf zu Schwarzenberg nebst Gemahlin und Mutter, der Dompropst von Augsburg, der Administrator von Regensburg, der Erzbischof von Helfenstein, Hans Fugger und die Söhne des Georg und Hans Jakob Fugger. Man nahm aber an, daß kaum die Hälfte der Geladenen erscheinen werde.

Freudenfeuer. 1519. „Als die Mär von Frankfurt nach Augsburg her kommen, das Kunig Karel zu einem Römischen Kunig erwelt war, da wollt der Villinger auf dem Weinmarkt vor seinem Haus ein köstlich Frädenfewr machen, desgleichen der Fugger vor seinem Haus auch ains, und der Höchstetter wollt auch ains haben. Nu war es vor der gebrauch nit gewesen, das Bürger in der Stadt zur Augsburg solten Frädenfewr machen. Es hatt die Stadt vor nye Frädenfewr gehabt. Also schickt ain Ratt zue dem Villinger und den anderen und ließ In sagen ain Ratt wollt den unkosten selb zalen. Und die Stadt ließ in die Vorstatt auch etliche machen, und auf dem berlach da ward das aller hüpschest gemacht. Es waren vil verborgenen bixen darin, die schuossend im Feur ab. Es kost dannocht vil gelt; es war hüpsch zuegericht."

Große Teurung. „Im Jahre 1622 ist aller Orten in Bayern so große Teuerung gewest, daß vil leidt Hungers gestorben und sonst große Noth gelitten und nichts zu bekommen gewöst. Ist auch das Geld in großen Aufschlag khomben, so daß 1 Ducaten 15 fl., 1 Daller 10 fl., 1 Goldgulden 12 fl., 1 silberner Gulden 6 fl. goldten hat, bis es im 1623 Jar wieder in den Werth gekommen, den es zuvor gehabt. Auch hat man in diesem Jar angefangen, kupferne Münz zu schlagen. Ist dieses und auch die zwey negst volgende Jar durch vielerlei Kriegsleut, theurung und anders übel erpärmlich zugangen und ellendte Zeiten gewöst."

*) Des bayerischen Königs Garibald Tochter, Theodolinde, Gattin des Longobardenkönigs Antharis, nach dessen Tode mit Herzog Agilulf vermählt, den sie ebenfalls zum König erheben ließ, baute den St. Johannisdom in Monza, woselbst sie begraben liegt.

Vor 300 Jahren. In Ergänzung des unter diesem Titel vor kurzem publizierten Artikels wird es für den Leser willkommen sein, wenn er auch einen Überblick über die verschiedenen Geschützgattungen erhält, nachdem man in historischen oder historisch sein sollenden Romanen die verschiedensten Namen zu lesen bekommt. Zugleich gibt dies Gelegenheit, uns eine Vorstellung über den imposanten Wagenzug machen zu können.

In nachfolgenden Tabellen sind die Namen und Gewichtsverhältnisse sowie der Bedarf an Munition für vier Tage bei einer täglichen Schußzahl von 30, endlich die zum Transport notwendigen Wagen und Pferde ersichtlich gemacht. Hierzu wird bemerkt, daß die Geschütze in die drei großen „Geschlechter“ der Mäuerbrecher (unsere heutigen Festungs- und Belagerungsgeschütze) und in die Feldgeschütze zerfielen; an diese reihen sich die „Wurfgeschütze“. Jede dieser Gattungen hat wieder vier an Kalibern verschiedene Arten.

Namen der Mauerbrecher	Anzahl für ein Zeughaus	Gewicht		Bespannung des Wagens (spännig)		Summe der notwendigen (zum Transport)		Kugelzahl für 4 Tage	Davon gehen auf einen Wagen	Anzahl der		Zahl der Geschützmeister für jede Gattung	Bemerkung
		Pfund der Eisenkugel	Zentner des Rohres	für das Rohr	für das Gefäß	Wagen	Pferde			4spännigen Wagen	Pferde		
1. Scharfmetzen (Metzikana)	4	100	100	18	6	8	116	576	20	29	116	8	Rohr und Gefäß (Lafette) getrennt transportiert.
2. Basilisken	2	75	75	14	5	4	38	288	26	11	44	4	Desgl.
3. Nachtigallen und Singerinnen (Duplikana und Triplikana)	4 4	50	50	10	4	16	112	1152	41	29 bis 30	116	16	Desgl. Beide Arten nur durch die Rohrlänge unterschieden, erstere um 2 Fuß länger.
4. Not- oder Viertelsbüchsen (Quartana, Kartaunen)	4	25	25	10	—	4	40	576	82	7	28	8	Rohr und Gefäß beim Transport nicht getrennt.
Summe	18	—	—	—	—	32	306	—	—	76	304	36	

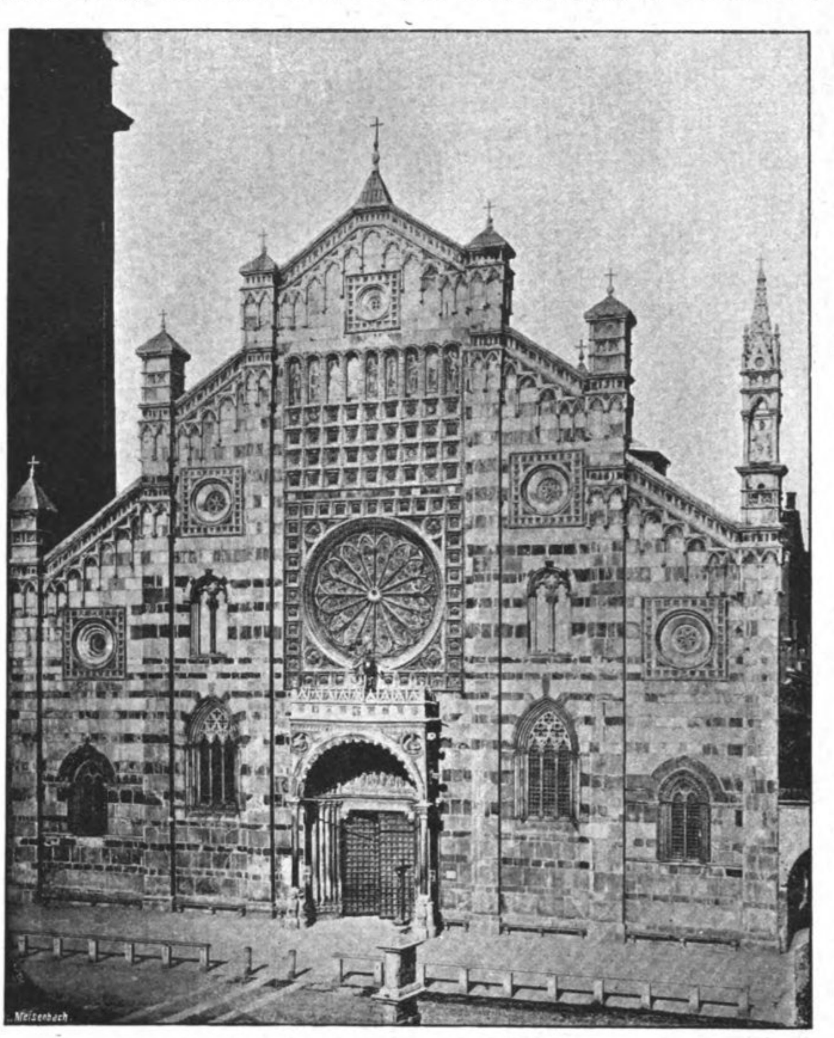
Totalsumme der Wagen 108
Pferde 610

Namen der Feldgeschütze	Zu einem Zeughaus gehören		Kugel		Zum Transport der Geschütze sind notwendig			Kugelanzahl auf 4 Tage	Auf einen Wagen gehen	Zum Munitionstransport notwendig		Summe	
					Wagen								
	Schützenmeister	Geschütze	Gewicht in Pfund	Material	Zahl	spännig	Pferde			4spännige Wagen	Pferde	Wagen	Pferde
1. Drachen (Notgeschütze, Dekakana)	10	5	10	Eisen	5	9	45	720	124	5	20	10	65
2. Schlangen (Schlängkana)	12	6	8	Eisen	6	8	48	864	356	3	12	9	60
3. Gelbschlangen (Valkana)	20	10	4	Eisen od. Blei	10	5	50	1440	556	3	12	13	62
4. Falken (Falkonett, Valkanet)	28	14	2	Blei	14	2	28	2016	672	3	12	17	40
					35		171			14	56		
										Summe		49	227

Namen der Mortiers	Geschützanzahl für ein Zeughaus	Gewicht		Zum Geschütztransport notwendig			Zahl der Kugeln auf 4 Tage	Davon gehen auf einen Wagen	Zum Munitionstransport notwendig		Summe	
				Wagen								
		der Steinkugel in Pfund	des Rohres in Zentner	Zahl	spännig	Pferde			4spännige Wagen	Pferde	Wagen	Pferde
1. Große Mortieren (Narren)	2	100	50	2	10	20	288	20	15	60	17	80
2. Halbe Mortieren	2	25	25	2	5	10	288	38	8	32	10	42
3. Kleine Mortieren (Böller)	12	c. 8	$1^1/_2$ mit Gefäß	1	5	5	864	247	4	16	5	21
4. Feuerbüchsen	2	—	—	2	10	20	144	28	5	20	7	40
										Summe	39	183
										Dazu für die Feldgeschütze	49	227
										und für die Mauerbrecher	108	610
										Totalsumme	196	1020

Der Verfasser weist hier nicht für die einzelnen Geschützgattungen die Zahl der Büchsenmeister aus, sondern nimmt an, daß außer der Hilfsmannschaft im ganzen 7 Büchsenmeister und ebensoviel Feuerwerksmeister notwendig sind.

Der Dom zu Monza. Der unseren Lesern stets willkommene vaterländische Dichter Dr. Karl Zettel hat auf Seite 322 dieser Nummer dem Grabmal der großen Longobardenkönigin Theodolinde einen poetischen Weihegruß geboten. Wir haben nicht gerastet, ein Bild des großartigen Domes zu erhalten, welcher die irdischen Überreste der Fürstin, der Stieftochter des bayerischen Herrschers Garibald I. birgt. Theodolinde, die strahlende Frauengestalt der Geschichte, lebt heute noch im Gedenken des Volkes durch die romantische Liebeswerbung des longobardischen Königssohnes Autharis. Unerkannt freite er um die Hand der bayerischen Prinzessin, verborgen im Gefolge der königlichen Gesandtschaft. Beim Aschiede an der Landesgrenze gab er sich den begleitenden bayerischen Edlen zu erkennen, indem er mit gewaltigem Schlage mit dem Kriegsbeil den Stamm einer Eiche zerschellte. „Solche Hiebe führt Autharis" jauchzte sein Königsruf. Die Gestalt Theodolindes in ihrer historischen Bedeutung wird das „Bayerland" später beschäftigen. Wir haben nur dem Bilde einige erläuternde Worte beizufügen. Der Dom wurde 550 von der Königin gegründet und im 14. Jahrhundert von Campione erneuert. Er bietet sich unserm Blicke mit seiner prächtigen Marmorfassade dar und birgt außer dem Sarkophage der Gründerin die „eiserne Krone".



Die Kathedrale San Giovanni di Battista zu Monza. Grabstätte der Longobardenkönigin Theodolinde.

Zur Geschichte des blauen Montags. In früheren Zeiten nannte man ihn „guten Montag". Er bildete wie heute eine Nachfeier zum Sonntage, bei der alles verjubelt wurde, was der Sonntag hatte übrig gelassen. Im Eifer der „guten Montag"=Feier standen die alten „Knechte" und „Gesellen" den modernen Herren Gehilfen nicht nach. Nürnberg mit seinen zahlreichen und blühenden Gewerben war in dieser Hinsicht nicht das letzte. Schon früh kommen Klagen über das Überhandnehmen des „guten Montags" vor. Der Gebrauch desselben wurde immer loser. Die Gesellen begnügten sich gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts nicht mehr mit dem Montag; sie widmeten nicht selten auch die nächsten zwei Tage der Völlerei. Zur Abwehr der aus dem Unfuge für den Geschäftsbetrieb entspringenden Nachteile erließ der Rat um das Jahr 1550 die Verordnung, daß die Gesellen an den Montagen für ihre Meister die nötigen Arbeiten verrichten und erst dann, wenn das geschehen, „guten Montag" machen, aber vor Vesperzeit (3 Uhr nachmittags) nicht damit beginnen sollten. In den Wochen, in denen außer dem Sonntag noch ein oder zwei Feiertage fallen, soll gar kein „guter Montag" mehr gemacht und derselbe, wenn die Verordnung nicht eingehalten werde, ganz abgestellt werden. Die Verordnung wendet sich übrigens auch gegen die Meister, welche mit schlechtem Beispiele vorangingen. Sie sagt: „Und dieweil sich auch augenscheinlich erfindet, daß dem jetzterzählten unnotdürftigen und überflüssigen Mißbrauch des „guten Montags" und anderer müßiger Zeit durch ihren Meister täglich Prassen und zum Wein gehen nit wenig Ursach gegeben worden, so läßt demnach ein Ehrbarer Rath dieselbe ihre Bürger, die Meister und Handwerker ganz väterlich und getreulich ermahnen und warnen, daß sie den gemeldeten ihren Gesellen auch anderm Hausgesindt in solchem ein guts Exempel vortragen, sich des überflüssigen Zechens und Weintrinkens in Wirtshäusern, sonderlich an Werktagen, enthalten und dermaßen erzeigen wollen, damit Gottes Zorn dadurch nit gemehret, auch einander kein Ärgerniß gegeben und sonderlich ihre Weib und Kinder von dem lästerlichen bösen Gebrauch, ihnen in die Wirtshäuser nachzulaufen und der Völlerei auch zu gewöhnen, abgezogen und ihnen also allen Nutz und Guts zu Seel und Leib geschafft werde." J. B.

Offene Mahlzeit. Im Markte Marksteft, urkundlich Stephe genannt, bestand bis 1646 der sonderbare Gebrauch, daß die Dompropstei Würzburg dreimal des Jahres, im Februar, Mai und Herbst, 24 Stunden lang eine Mahlzeit anrichten mußte, die der Amtmann von Creglingen mit anderen Beamten, Spielleuten und Hunden verzehren durfte; zugleich war in einer auf offener Straße stehenden Kufe für jedermann Wein zu trinken bereit.

Der geheimnisvolle Fahrgast. Von Langenprozelten am Main erzählt die Sage, daß der Überfahrer daselbst einst in der Nacht einen Mann auf das rechte Ufer überfuhr, bei dessen Aussteigen sein Geisfuß in das Gestein sich abgedrückt habe, der noch sichtbar sei.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß

(Fortsetzung.)

Zwischen den beiden Herren fand ein überaus lebhafter Gedankenaustausch statt über die Ereignisse der letzten Wochen, deren Ursachen und mutmaßliche Folgen. Dann sagte Graf Soden:

„Sie nannten mir vorhin Ihren Freund Wägel. Es ist dies ein Name von allerbestem Klange. Als geborener Ansbacher und mehrjähriger preußischer Gesandter im fränkischen Kreise kenne ich die Nürnberger Geschichte genugsam, um zu wissen, daß die Wägels ein altes ratsfähiges Geschlecht sind und somit dem Adel angehören. Es interessierte mich aber, zu vernehmen, daß Herr Wägel mit den Franzosen sympathisierte. Er gehört also auch zu den sog. Neufranken? Wie geht das zu, Doktor?"

„Je nun, Erlaucht, das ist im Grunde genommen nicht so sehr erstaunlich, als es für den ersten Augenblick scheinen möchte. Mein Freund ist in der Jugend viel gereist, ist in Paris gewesen, kennt daher Land und Leute doch ein wenig mehr und besser, als es bei so vielen anderen der Fall ist. Zudem ist seine zweite Frau eine Französin."

„Was Sie nicht sagen, Doktor!" rief Graf Soden erstaunt.

„Eigentlich eine Elsässerin. Madame Wägel ist eines Predigers Tochter aus Zabern oder Saverne. Ich weiß nicht, was richtiger ist."

„Das ist interessant, Doktor, bitte, erzählen Sie mir doch, was Sie von Madame Wägel wissen."

„Es ist wenig genug, Erlaucht. Die Frau meines Freundes verlebte ihre Jugend im Elsaß, verlor ihren Vater ziemlich früh, wandte sich, um ein Unterkommen zu suchen, nach Deutschland, kam vor vier oder fünf Jahren hierher nach Nürnberg und fand Aufnahme in Wägels Hause als Stütze der Hausfrau. Es gelang ihr, die Sympathien der ersten Frau bald in dem Grade zu erwerben, daß sie weit eher die Stellung einer vertrauten Freundin als die einer bezahlten Dienerin im Hause einnahm. Die erste Frau soll auf dem Sterbebette ihrem Gatten das Versprechen abgenommen haben, nach ihrem Tode der Freundin Gattenrechte einzuräumen. Aber trotzdem kostete es meinem Freunde alle Mühe, das Jawort zu erringen, und das Trauerjahr war längst, längst vorüber, bis Wägel seine zweite Frau an den Altar führen konnte."

„Wann geschah dies, Doktor?"

„Voriges Jahr im Frühjahr, Erlaucht."

„Ich erinnere mich, Madame Wägel gelegentlich meines Hierherkommens einige Male schon gesehen zu haben. Sie ist eine auffallend schöne Frau, aber für eine Französin hätte ich sie nun und nimmer gehalten. Ich sah sie nie anders als ernst und gemessen in ihrem ganzen Auftreten, dazu kommt noch, daß sie sich mit Vorliebe dunkel kleidet. Aber auch Herr Wägel macht ganz den Eindruck eines ernsten Mannes, dem es kaum gegeben ist, das Leben leicht und heiter zu nehmen. Sonst sind die Leutchen gut mit einander?"

„O, die Ehe ist die glücklichste, die man sich denken kann."

„Freut mich von Herzen. Ich habe schon ernstlich daran gedacht, wenn wieder einmal ruhigere Zeiten kommen, hierher nach Nürnberg zu ziehen, wo ich hoffen könnte, im Kreise weniger, aber feingebildeter und freisinniger Männer Anregung zu poetischem Schaffen zu finden. Doch wird sich dieser Plan

erst später ausführen lassen. Einstweilen bin ich hier, um verschiedene empörende Vorfälle, deren Augenzeuge ich sozusagen gewesen, zur Kenntnis der obersten Militärbehörden zu bringen. Hören Sie nur!“ Der Graf gab darauf dem gespannt horchenden Arzte eine eingehende Schilderung von einem brutalen Gewaltakt, den die Franzosen an einer Bauernfamilie verübt hatten.

„Schrecklich“, sagte der Doktor, der erschüttert dieser Erzählung zugehört hatte, „ja, das ist der Krieg, der die Bestie im Menschen entfesselt. Aber bei alledem muß man sagen, daß die Franzosen hier in unserer Stadt sich verhältnismäßig gut und gesittet aufführen.“

„Nürnberg ist eine große Stadt und wird daher dann auch im großen geplündert werden, verlassen Sie sich darauf, Doktor. Die Requisitionen haben bereits eine unerschwingliche Höhe erreicht, aber sie werden noch mehr gesteigert werden.“

„Unerhört, ein solcher Übermut, und keine Hilfe gegen einen solchen Feind!“

„Keine, Doktor, nunmehr ist es zu spät. Hätte Nürnberg als Reichsglied damals sich entschließen können, nur den vierten Teil von dem, was es jetzt gezwungen dem Feinde geben muß, für die Rettung des Vaterlandes zu opfern, es wäre nie so weit gekommen. Ach! Darüber ließe sich leider so vieles sagen, aber ich muß gehen, wenn ich die Herren heute noch sprechen will. Also leben Sie wohl für diesmal. Ich hoffe, Doktor, daß wir uns in Bälde wiedersehen werden.“

Graf Soden hatte sich verabschiedet. Doktor Sartorius blieb in tiefes Nachdenken versunken in seinem Zimmer am Schreibtisch sitzen, und es dunkelte bereits, als er außen in dem Hausflur lebhaften Wortwechsel vernahm. Es klang, als wolle sein Diener einen eben in die „Tenne“ Gekommenen in schroffster Weise aus dem Hause weisen. Sartorius sprang auf, öffnete rasch die Thür seines Zimmers und fragte, was es denn gebe.

„Ah, da sind Sie ja, Herr Doktor, zu Ihnen wollte ich eben“, rief eine noch jugendliche Stimme aus dem Dunkel heraus. „Gestatten Sie, daß ich bei Ihnen eintrete.“

„Nehmen Sie sich in Acht, es ist ein Lump, ein Landstreicher, der nichts Gutes im Schilde führt“, warnte der alte Diener. „Warten Sie nur wenigstens, bis die Babette mit der Laterne kommt, und sehen Sie sich erst den Kerl bei Beleuchtung an.“

Dies konnte denn alsbald geschehen, und der Herr des Hauses sah sich einer höchst abenteuerlich ausschauenden wahren Schreckensgestalt gegenüber.

Es war ein noch junger Mann, der kaum 25 Jahre zählen mochte. Die Kleider hingen ihm in Fetzen am Leibe, er war barfuß und barhäuptig, über und über mit Schmutz bedeckt. Auf einer kurzen gedrungenen Gestalt saß ein plumper Schädel, das kurz geschorene Haar sträubte sich wie die Stachelborste eines gereizten Igels, und das Gesicht mit der knolligen Nase, dem grob sinnlichen Munde, den listig funkelnden, grünen, kleinen Augen und der niederen Stirn bildete ein höchst abstoßendes Ganze, und es war Dr. Sartorius sicher nicht zu verargen, wenn er beim ersten Anblick dieser so widerwärtigen Erscheinung unwillig und wie von Ekel erfaßt einige Schritte nach rückwärts machte. Der Bursche, dem diese Bewegung nicht entgehen konnte, begann alsbald mit ängstlicher Stimme zu winseln. — „Ach, liebster Herr Doktor, verstoßen Sie mich nicht. Hören Sie mich nur einen Augenblick an.“ — „Kommt herein in mein Zimmer“, sagte kurz der Arzt, und er fuhr dann fort, nachdem der Bursche ihm gehorcht hatte, und die Thür wieder geschlossen war: „Nunmehr kenne ich Euch, Schleierer, wo kommt Ihr her und was wollt Ihr von mir?“ — „Erbarmen Sie sich meiner, Sie können mich vom sichern Tode erretten. Die Chasseurs sind mir auf den Fersen.“ — „Warum?“ fragte streng Sartorius. — „Ich habe drunten in Forchheim einem Offizier einen Schabernack gespielt“, winselte der Bursche. — „Die Sache wird sich wohl ein wenig anders verhalten. Ihr seid jedenfalls unter den Marodeurs gewesen und fürchtet nunmehr die Justiz, und da soll ich Euch nun schützen!“ — „Ach, Herr Doktor, Erbarmen,“ heulte der andere. — „Es wäre in der That nicht schade, wenn sie Euch an dem nächsten Galgen aufknüpften, Schleierer. Ihr seid längst reif dazu.“

Die kleinen Augen des solchermaßen Angeredeten begannen wiederum ganz unheimlich zu funkeln, halb war es verbissener Ingrimm, halb wahre Todesangst, was aus den häßlich gemeinen Zügen sprach. — „Wenn ich mich für Euch verwende“, sagte Sartorius mit eisiger Verachtung, „so geschieht es nur Euren braven Eltern zuliebe, die sich schlecht und recht nähren mit ihrem kleinen Weinhandel im Fränkischen drüben. Es trifft sie freilich nicht die allermindeste Schuld dafür, daß sie solch ein Früchtlein zum Sohne haben. Unter erheblichen Opfern haben sie Euch auf das Gymnasium geschickt, denn sie wollten einen großen Mann, einen Professor, aus Euch machen, und was seid Ihr denn nun geworden? Ja, knirscht nur mit den Zähnen und ballt die Fäuste. Ihr seid auch dabei gewesen, als dort unten in Hirschaid die Papiermühle geplündert wurde. Aha, jetzt habt Ihr Euch verraten, und Euer ferneres Leugnen ist völlig vergeblich, da ich ganz genau bekannt bin mit allen Einzelheiten der verruchten Schandthat. Jetzt kommt mit mir. Ich will, soweit es in meiner Macht steht, verhindern, daß man Euch ohne weiteres vor das Kriegsgericht stelle, aber dem Richter müßt Ihr Rede und Antwort stehen über alles, was Ihr gethan in den letzten Tagen.“

4. Kapitel.

Im Hause des Kaufherrn und Losungers Wägel am Milchmarkt war Abendtafel um 7 Uhr angesagt, und der alten bewährten Köchin war bedeutet worden, daß sie ihr Bestes thun solle, den jedenfalls verwöhnten Gaumen des neuen Gastes George Prüd'homme, Kapitän im 3. Husaren-Regiment, früher „Marie la Reine“, zufrieden zu stellen. In der Regel sollte der Offizier allein in den Zimmern, die ihm im zweiten Stockwerk eingeräumt waren, speisen, und es war zugesichert worden, dem Einquartierten die Portionen so groß und reichlich zu bemessen, daß sie auch noch einen allenfallsigen Gast des Kapitäns sättigen konnten. Heute wollte Herr Wägel in förmlicher Weise den neuen Hausgenossen der Madame vorstellen, die den Offizier noch nicht zu Gesicht bekommen. Um jedoch das Beisammensein möglichst unbefangen zu gestalten, hatte er seinen Freund Dr. Sartorius und den alten langjährigen Diener des Hauses, den Prokuristen Müller, gleichfalls geladen. Es fehlten nur wenige Minuten bis 7 Uhr. Die beiden letztgenannten Gäste hatten sich schon vor längerer Zeit eingefunden, und man harrte noch des Kapitäns, der bestimmt versprochen hatte, rechtzeitig zu kommen. Der heutige Tag, der 12. August, hatte

wiederum viel Trübsal über die Stadt Nürnberg gebracht. Gegen 1 Uhr nachmittags hatte sich mit einem Male — man wußte nicht, von wem ausgehend — das Gerücht verbreitet, daß noch am selben Tage eine allgemeine Plünderung erfolgen würde. Die Bürgerschaft geriet begreiflicherweise in größte Aufregung, alles eilte vor das Rathaus, und die dort sich aufstauende Menschenmenge zählte bald nach Tausenden. Allenthalben erblickte man nur Gesichter, denen die blasse, ohnmächtige Furcht vor den kommenden Schrecknissen den Stempel tiefster Niedergeschlagenheit aufgedrückt hatte. So wartete man in dumpfer Besorgnis, bis endlich Herr Wägel mit noch einem Ratsherrn erschien und der Menge die tröstliche Nachricht bringen konnte, daß an eine Plünderung nicht zu denken sei, indem der französische General auf das bestimmteste versichert habe, daß er das Eigentum eines jeden Bürgers zu schützen wissen werde. Gegen Abend wurde dann wirklich im Namen des Kommandanten Dücasse öffentlich bekannt gemacht, daß sich jedermann in Betreff einer bevorstehenden Plünderung beruhigen solle, indem man höheren Orts nie daran gedacht habe, eine solch barbarische Maßregel über die Stadt zu verhängen. Gleichzeitig mit dieser Bekanntmachung erfolgte eine andere, laut welcher der Bürgerschaft unter Androhung der schwersten Strafen jedes Zusammenlaufen und Beisammenstehen auf den Straßen verboten wurde.

Des langen und breiten wurden alle Vorkommnisse des Tages von den drei Herren im sog. Geheimzimmer Wägels besprochen, und Dr. Sartorius sagte nach einer Pause nachdenklich: „Ich kann mir doch nicht vorstellen, daß man überhaupt ernstlich daran gedacht hat, zum äußersten zu schreiten".

„Nein", stimmte Wägel mit Bitterkeit bei, „an eine Plünderung hat man feindlicherseits schon deshalb nicht gedacht, weil ja dabei die Kommissariate zu kurz gekommen wären. Das Requirieren ist einfacher und sicherer."

„Ja, ja", nickte traurig der Prokurist, „und darin sind die Franzosen unermüdlich. Sie werden uns das Hemd vom Leibe nehmen."

„Spricht man denn von neuen Forderungen?" fragte der Arzt.

„Das will ich meinen", rief Herr Wägel lebhaft. „Ich weiß es aus bestimmtester Quelle, daß schon morgen ganz ungeheure Forderungen gestellt werden sollen. Man spricht davon, daß die Armee großer Quantitäten Tuch, Leinwand, Futter von allerhand Farbe, Nähfaden, Nadeln, Seide u. s. w. bedarf, welche die Stadt zu beschaffen hat. Der Rat hat 200 Schneider aufzubieten, welche gleich von morgen an teils im Augustiner-Kloster, teils in der „Goldenen Gans" Tag und Nacht zu arbeiten haben, um die zerrissenen Uniformen der Franzosen auszubessern. Die Reiterei bedarf dringend neuer englischer Sättel, Halftern und Stränge."

„Ja, um Gottes willen! Und das alles soll die Stadt leisten", rief Sartorius empört aus. „Gehört denn Nürnberg so ganz und gar schon den Franzosen?"

„Leider ja", sagte dumpf Herr Wägel. „Morgen wird der Rat dem französischen Kommandanten als Zeichen gänzlicher Unterwerfung die Schlüssel der Stadt zu übergeben haben."

„O Nürnberg, alte stolze Noris, vielgeliebte Vaterstadt, es ist weit mit Dir gekommen!" klagte der alte Prokurist.

„Man sprach neulich, ganz leise natürlich, davon, daß die Franzosen mit dem Gedanken umgegangen seien, sich die Reichskleinodien anzueignen?" fragte Sartorius. „Ist denn daran etwas Wahres?"

„Beruhigt Euch, lieber Freund", beschwichtigte Herr Wägel mit vielsagendem Lächeln, „man war ihnen bereits zuvorgekommen und hat alles in der Stille vorher beseitigt. Thatsache ist es allerdings, daß General Jourdan sich in die Spitalkirche verfügte, um im Namen des Direktoriums die Auslieferung der alten deutschen Reichsinsignien zu verlangen. Er fand aber nur noch die geleerten Kästen vor und hat dann über den negativen Erfolg seiner Requisition ein Protokoll aufnehmen lassen."

„Aber was hat es eigentlich für eine Bewandtnis mit den Reichskleinodien", fragte wißbegierig der Arzt. „Ich habe schon des öfteren davon sprechen hören und wüßte doch nichts Gewisses darüber zu sagen."

„Freund Müller, den wir nicht ohne Grund eine lebende Chronik Nürnbergs nennen, wird Euch in aller Kürze alles Wissenswerte darüber mitteilen."

„Recht gern", entgegnete der Angerufene. „Also hört: Zur Zeit der Hussitenkriege, ums Jahr 1422, glaubte Kaiser Sigismund die in Schloß Karlstein in Böhmen verwahrten Reichskleinodien und Heiligtümer dort nicht mehr sicher und beschloß, den Schatz der von ihm sehr geehrten Stadt Nürnberg anzuvertrauen. So wurden denn in aller Stille und Heimlichkeit die Kostbarkeiten aufgeladen und herausgeschafft und erst vor den Thoren der Stadt mit großen Feierlichkeiten vom Rat in Empfang genommen. Die Heiligtümer sind Reliquien unsers Herrn und Heilands und seiner Jünger, die Reichskleinodien bestehen aus 19 Stücken, als da sind: Krone, Reichsapfel, Schwert Karls des Großen, dann die Kleidungsstücke: Dalmatika, rote Gugel, Alba, Stola, Pluviale, Handschuhe, Schuhe, Sporen u. a. m. Diese Schätze wurden lange Zeit hindurch jedes Jahr zwei Wochen lang vor allem Volk zur Schau ausgestellt; später wurden sie in der Sakristei der Kirche zum heil. Geist oder in der Kanzlei des Spitals vorgezeigt. Ihr wißt wohl schon, daß unser erster Losunger — es gab auch schon viele des Namens Wägel — gleichzeitig Kaiserlicher Wirklicher Rat und als solcher Kronhüter und Verwahrer der Reichskleinodien und Heiligtümer wie auch Pfleger der Spitalapotheke zum heiligen Geist war. Zur jedesmaligen Kaiserkrönung aber wurden die Reichsinsignien von Abgeordneten der Stadt Nürnberg an den Ort der Krönung hin und von dort wiederum hierher zurückgebracht."

„Ach ja", fiel Dr. Sartorius, der aufmerksam der Rede gefolgt war, hier ein, „ich erinnere mich sehr wohl, vor vier Jahren — es war im Monat Juli — bei Würzburg den Zug gesehen zu haben, der auf dem Wege nach Frankfurt das bischöfliche Gebiet passierte. Es waren einige 30 Husaren, nicht ganz so viele berittene Stadtgardisten, eine Menge städtischer und Kronbeamten. Der Kronwagen war mit sechs Pferden bespannt und mit einer roten Decke behängt, welche oben den kaiserlichen Adler mit Krone, Reichsapfel und Scepter, auf den Nebenseiten kleine kaiserliche Adler, vorn das Nürnbergische einfache, hinten das Nürnbergische Jungfernadlerwappen prachtvoll aufgestickt trug. Den Wagen umgaben vier Kronkavaliere zu Pferd, während deren weitere vier in einem

vierspännigen Galawagen folgten. Es war ein glänzender Aufzug."

„Aber mit dem Glanze der alten Reichsstadt ist es nun vorüber für alle Zeiten", sagte der alte Prokurist sehr traurig.

„Horch, ich höre den Kapitän kommen, endlich einmal; gehen wir hinauf in das Speisezimmer", gebot Wägel, und die drei Herren verließen das Geheimzimmer, um sich, über den Hof gehend, in das erste Stockwerk des weitschichtigen Hauses zu begeben.

(Fortsetzung folgt.)

Das erste bayerische Husarenregiment „Lidl von Borbula".

Von Leonhard Winkler.

(Fortsetzung.)

Im Kriegsplan Kaiser Leopolds I. lag es, die Festung Belgrad, der Türken Hauptbollwerk, zu belagern: Als Vorbereitung für diesen Zweck bestimmte er die Konzentrierung der Hauptarmee von 40 000 Mann bei Esseg, einer starken Festung am rechten Ufer der Drau, wenige Meilen von der Einmündung in die Donau entfernt. Kurfürst Max Emanuel hatte vom Kaiser das Oberkommando über die Hauptarmee erhalten. Bis zum Eintreffen des Kurfürsten führte der österreichische Feldmarschall Caprara das Interimskommando. Aus dem Berichte des Oberkriegskommissärs Gemmel vom 23. Juni geht hervor, daß in den Tagen des 14. bis 17. Juni die ganze kurfürstliche Armee in dem mehrerwähnten Feldlager bei Pest gemustert wurde.[1]) Am 18. Juni brach die kurbayerische Armee von Baya aus nach Esseg zum Zwecke der Vereinigung mit Capraras Truppen auf und überschritt am 19. bei Szeköze nördlich von Mohacz die Donau vom linken Ufer aus. Die in der mehrgenannten Musterliste aufgeführten 114 nach Esseg Kommandierten waren zweifelsohne dem Corps vorausgeeilt, um das Lager unweit Esseg für die kurbayerische Armee und im speciellen für ihr Regiment abzustecken und einzurichten. In Verfolgung des Kriegsplanes beschloß man, die Türken aus ihren Stützpunkten Illok und Peterwardein, zwischen der Drau und Save gelegene Städte, zu vertreiben, sodann die Save zu überschreiten und Belgrad einzuschließen.

Große Überschwemmungen verzögerten jedoch die Konzentrierung der Hauptarmee bei Esseg so sehr, daß Caprara Ende Juni kaum 15000 Mann beisammen hatte. Auch die Bayern wurden dadurch abgehalten, zur bestimmten Zeit in Esseg einzutreffen, und wir finden sie und das Regiment Lidl erst am 12. Juli in Capraras Lager bei Vaczin, eine Meile westlich von Illok. Im Laufe des 18. Juli traf Caprara mit der Armee vor Peterwardein ein, am 19. Sereni mit den Kurbayern, der Kurfürst selbst erst am 28. bei der Armee, welche er noch am gleichen Tage Revue passieren ließ. Inzwischen hatte Caprara die kaiserlichen Generäle Baron Wallis und Heißler über die Donau detachiert und bei diesem Detachement befand sich neben fünf Bataillonen Infanterie und drei Schwadronen Kavallerie das Husarenregiment Lidl unter Kommando seines Obersten. Weil aber die Infanterie wegen der seeartigen Moraste nicht fortkommen konnte, bekam Lidl den Auftrag, mit seinen Husaren das Kastell von Titel, nahe dem Einfluß der Theiß in die Donau, wegzunehmen, um in den Besitz der Flußkommunikationen zu kommen und den Weg nach Oberungarn freizuhalten. Lidl überwand mit seinem Regimente schwimmend die 2000 Schritt breiten morastartigen Hindernisse, berannte das Schloß am 26. und erzwang am folgenden Tage die Übergabe gegen freien Abzug der 400 Mann Janitscharenbesatzung. 18 Kanonen fielen dabei in seine Hände, welche im Kastell verblieben. Der kühne gefährliche Ritt kostete nur zwei Husaren und drei Pferde. Unter Zurücklassung einer kleinen Besatzung schloß sich das ganze Detachement am 29. wieder an die Hauptarmee vor Peterwardein an. Am gleichen Tage brach der Kurfürst nach Slankamen, am Einfluße der Theiß in die Donau, auf, welches er den 31. erreichte, von da nach Semlin am linken Ufer der Save, wo der Festung Belgrad gegenüber Lager geschlagen wurde. Von hier aus rekognoscierte Max Emanuel mit 500 Dragonern und 3 Husarenregimentern, darunter auch Lidl, die von den Türken über die Save geschlagene Brücke und zum Übergang geeignete Stellen. Der Kriegsrat hielt denselben angesichts des am jenseitigen Ufer stehenden Feindes für zu bedenklich. Aber des Kurfürsten Feuergeist und seine bestimmte Erklärung, mit seinen Bayern allein das Wagnis ausführen zu wollen, verscheuchte die Bedenken des zögernden Kriegsrates. Der Uferwechsel gelang ohne viele Verluste, dank den vortrefflichen Anordnungen des Kurfürsten, und am 10. August konnte die Armee vor Belgrad Lager beziehen.

Über die Beteiligung des Husarenregiments beim Save-Übergang berichtete Lidl in seinem Schreiben vom 12. Februar 1689 an Max Emanuel folgendes:

— — — „daß ich der erste mit meinem Regement über die Sau war mit Verlurst viller meines Regements, das feindliche völlige gehabte Viech und etwelche beladtene Wägen erobert, der churbayr. Infanterie hundert groß und 200 glein schlachtvich darvon verehrt, über welches Ihro churfürstl. Dlcht person gegen mir allergndst selbsten gemelt, warumben ich mirs nit hatte bezahlen lassen; fünftens habe ich zu dem churfürstl. Hofstab 80 grosse und 100 gleine schlachtvich ebenfalls verehrt".

Demnach war das Regiment zweifellos bei der Avantgarde, welche der Kurfürst am Morgen des 7. August über die Save setzen ließ, und es ist geradezu ausgeschlossen, daß jenes Husarenregiment, welches nach den geschichtlichen Quellen mit anderen vier Kavallerieregimentern zur Bedeckung des Trains am linken Ufer der Save Verwendung gefunden hat, das Lidlsche war. Der erbeutete Viehpark wurde jedenfalls der Arrieregarde des fliehenden türkischen Generals Jegen Pascha abgenommen. Nach eigener Angabe Lidls marschierte derselbe gleich nach dem Save-Übergang mit seinem Regiment nach Semendria an der Donau, vier Meilen unterhalb Belgrads und eroberte und besetzte die Festung, wobei 38 Kanonen in seine Hände fielen. In der Nähe dieser Festung war es in einem

---

[1]) Diese Frühjahrsmusterung war selbst dem feinen und gründlichen Forscher Staudinger in seiner Geschichte des 2. Infanterie-Regiments noch unbekannt.

griechischen Kloster, dessen Mönche beim Einzug der Husaren sich geflüchtet hatten, wo Oberst Lidl in der Erde vergraben jenes interessante Muttergottesbild fand, welches noch — nach Petrus Hölzls Geschichte der Klosterpfarrkirche zu St. Anna — bis zum Jahre 1782 in der St. Annakirche am Lehel über dem Tabernakel des Hochaltars hing, ein kleines, schwärzlich aussehendes Bild auf Goldgrund, welches aus der St. Annakirche am Wallersee nach München verbracht worden war und eine Madonna mit dem Jesuskinde in byzantinischem Stile darstellte. „Einen Ausdruck besonderer Herzlichkeit“, sagt Hölzl, „hat im Gegensatz zur sonstigen Steifheit dieser Bilderart das Christuskind.“ Lidl zeigte das gefundene Bild seinem Kurfürsten, welcher es aufheben ließ und nach der Rückkehr in die Heimat seiner Gemahlin Maria Antonia verehrte. Diese machte es dem Eremiten am Wallersee zum Geschenk. Auf der Rückseite des Bildes war auf rotem Stoff eine serbische Aufschrift sichtbar, welche nach der Übersetzung Sprachverständiger besagte, daß das Bild im Jahre 1677 aus dem Kloster Milleschefze nach Semendria verbracht worden sei.

Nach dieser kurzen kulturhistorischen Abschweifung kehren wir wieder zu den militärischen Operationen zurück.

Der Kurfürst betrieb nun mit allen Kräften die Belagerung Belgrads, und wir wissen aus der Geschichte, daß diese Festung am 6. September 1688 mit blutigen Opfern erstürmt wurde. Ein Freskogemälde unter den Arkaden — allerdings ohne großen historischen Wert — ist der Erinnerung an den heldenmütigen Erstürmer Belgrads und seine tapferen Bayern gewidmet. Auch die im Schiff der Metropolitankirche zu U. L. Frau dahier hängende grüne Türkenfahne rührt von diesem Sturme her, welche einer in München öfters gehörten Sage nach, der jedoch eine historische Begründung nicht gegeben werden kann, vom jetzigen 2. Infanterieregiment, damals Regiment zu Fuß Gallenfels, erobert worden ist. Zwei andere Fahnen, rot und blau, überbrachte der Hartschier Grünagel, im Auftrage des Kurfürsten an den Papst. Waffen und Trophäen aus jener Zeit sind im k. b. Armeemuseum unter dem Bilde Max Emanuels als Denkmal bayerischen Kriegsruhmes aufgestellt. Was nun die Teilnahme unseres Husarenregiments an der Erstürmung Belgrads betrifft, so führt keine der einschlägigen Quellen, auch nicht die Relation des Kurfürsten an den Kaiser, dasselbe als am Sturm beteiligt auf, und doch schreibt Lidl selbst in einem sogenannten Rechtfertigungsbericht vom 12. Februar 1689 an den Kurfürsten: . . . „achtens so ist ja bekhandt, daß ich freywillig angehalten, neben der Donau bei dem Sturmbe commendierte 400 von meinem Regiment neben 300 Dragonern angeführt durch die Gnade gottes mit Verlurst etliche und sechzig dotter und vielen plesierten, da ich allein fünff gottlob noch glückhliche schuß bekommen, mein intento erreicht und glücklich mit behaupt“.

Nach diesem uns erhaltenen Originalbericht Lidls dürfte wohl aller Zweifel ausgeschlossen sein, daß er mit einem Teil seines Regiments am Sturm beteiligt war, und zwar bei der Kolonne jener Diversionsattacke, welche General Arco von der Donau her zum Sturm auf die Palissadierung zwischen der großen Batterie und dem südöstlichen Eckrondell vor dem Eingang der Wasserstadt befehligte, in Ausführung des kurfürstlichen Befehls, daß zur Unterstützung der beiden Hauptangriffe auf die Breschen von der Kavallerie Nebenangriffe von der Donau und der Save her gemacht werden sollten.

Eine spätere Musterliste vom Lager von Semlin, 25. September 1688 führt 12 tote Husaren auf, welche bei Peterwardein und Belgrad gefallen sind, ebenso als verwundet bei Belgrad den Oberstlieutenant und den Rittmeister Baron Andrassy nebst 28 Gemeinen und 5 Gefangenen. Die etliche und sechzig Tote, von welchen oben die Rede war, dürften demnach zum größten Teil den Dragonern angehört haben. Immerhin bietet auch diese Musterliste dem Forscher sichere Anhaltspunkte für eine teilweise Beteiligung des Regiments am Sturme. Dieselbe Liste bezeichnet eine Unzahl von Husaren als blessiert. Musterkommissär Gemmel klärt uns über diese auffallende Massenverwundung dahin auf, daß nach der Verwundung des Obersten die Deutschen über die 400 kommandierten Ungarn hergefallen sind und ihnen alle eroberte Beute abgenommen haben, wobei die meisten Ungarn blessiert wurden. Auch diese Notiz spricht, besonders im Zusammenhalte mit dem Berichte Lidls selbst, für die Teilnahme der Husaren am Sturme. Daß dieser allen Begriffen von Disziplin hohnsprechende räuberartige Überfall von seiten der Deutschen, also der Kameraden, erfolgte, ist uns ein Beweis, daß man im deutschen Heere auf die kurbayerisch-ungarischen Husaren nicht gut zu sprechen war. Die eigenartige Zusammensetzung des Regiments, welches nicht ganz frei von unsauberen Elementen sein konnte und da, wo es Beute gab, jedenfalls ohne Rücksicht auf andere mit vollen Händen zugriff, hat zweifellos dieses Übelwollen hervorgerufen. Der Rest des Regiments lag während dieser Zeit in Semendria unter dem Kommando des Oberstwachtmeisters, eines in Semendria geborenen Ungarn, als Besatzung neben 500 deutschen Soldaten. Lidl hat also nach der Einnahme von Semendria einen Teil seiner Husaren als Besatzung dort zurückgelassen und den andern in das Lager vor Belgrad zurückgeführt. Wenn Oberst Lidl in dem mehrerwähnten Bericht vom 12. Februar 1689 an den Kurfürsten schreibt:

„Das Regiment hat 3 däg vor einnembung Belgrads mit zueziegung der schnaphaner — d. h. Beutemacher, Federviehdiebe[1]) — unter Ihro Churf. Drl. Fahnen von drey fliechenten stätten die garnison und Burgerschafft 14 Meihl weg undter Belgrad vast alles niter gehaucht undt geblündtert 7 Janizaren Fahnen, zway Pfert mit sadl undt zeug neben anderer beuthen Ihro Churf. Drl. zur beuthe gebracht“, so kennzeichnet dies so recht deutlich und auffallend den Charakter der ruhe- und skrupellosen leidenschaftlichen Parteigängerschaft, welchem Zwecke ja wohl die Errichtung dieser leichten Reiterei recht eigentlich gegolten hat. Ein im Kriegsarchiv befindliches Diarium eines kurbayerischen Offiziers — nach Notthaftschen Familientraditionen Max Emanuel Notthaft v. Weißenstein —, welches die Ereignisse von der Abreise Max Emanuels bis zur Eroberung von Griechisch-Weißenburg (Belgrad) Tag für Tag schildert, enthält auf Seite 29 folgenden Eintrag:

„auch hat man vernohmen, (28. Aug.) daß eine starkhe Parthey Husaren Seremoswich in Bosnien, welches 16 meill von hier (Lager von Belgrad) liegt, überfallen, daselbsten 300 Türkhen niedergemacht und neben erledigung einiger gefangenen Christen, so hierher ins Lager gebracht worden, eine reiche peuth bekhomben haben.“

[1]) Guerillabande von flüchtigen Bauern und Gesindel, welche den Krieg auf eigne Faust in der verwegensten Weise führten.

Ob der hier von Notthaft und in ähnlicher Weise auch in Dianis[1]) Tagebuch geschilderte Überfall mit dem oben von Lidl selbst berichteten identisch ist, oder ob hier zwei verschiedene Ereignisse vorliegen, kann mit historischer Sicherheit nicht behauptet werden, und ebenso soll unentschieden bleiben, ob die vom Kurfürsten für eine außerordentliche türkische Gesandtschaft bestimmte Sicherheits-Eskorte von 300 Husaren aus Lidlschen Husaren bestanden hat. Letzteres als wahrscheinlich anzunehmen, liegt aber aus leicht begreiflichen Gründen sehr nahe. Der Kornett Görgely Horvath wurde nach der Eroberung Belgrads mit 16 Husaren kommandiert, die Kavaliere und Kuriere, welche der Kurfürst nach Wien abgeschickt hatte, um dem Kaiser die Einnahme der Festung zu melden, zu begleiten; ebenso Lieutenant Szalay mit 35 Pferden zum Schutze des badischen Oberstlieutenants, welcher dem Prinzen Ludwig von Baden die gleiche Meldung zu machen hatte.

(Schluß folgt.)

Die Burg und die Herren von Laber.

Von Ludwig Weiß.

Lapara — so nennen die Urkunden im Jahre 731 und 822, Labara im Jahre 829, Laber im 11. Jahrhundert die Flüsse, die, vier an der Zahl, ihre Gewässer durch die bayerischen Gauen entsenden: Die Laber kurzweg fällt bei Dietfurt, von Norden kommend, in die Altmühl, die Schwarze Laber mündet — ebenfalls von Norden her — bei Sinzing unweit Regensburg in die Donau, die Große und die Kleine Laber mischen ihre Wellen bei Straubing mit dem nämlichen Strome. Fremd anmutend stimmt dieser Flußname; denn in der That stammt er nicht von deutscher Zunge, ist vielmehr ein Überbleibsel keltischen Ursprungs von der Wurzel lav (netzen) oder, wie andere wollen, von labar (sprechen), das aus der Wurzel lap kommt. Wäre die letztere Deutung die richtige, dann hieße der Name nichts anderes als der tönende, klingende, der rauschende Waldbach. Trotz dieser poetischen Erklärung wollen wir es lieber mit der ersteren halten, weil sie die näher liegende ist; außerdem wollen wir freilich in unserer Gelehrsamkeit nicht vergessen, daß der römische Epiker Cajus Silius Italicus der unter Kaiser Trajan (98—117 n. Chr.) aus Krankheit, nicht wie gar mancher andere Dichter aus Not, elendiglich Hungers sterben mußte, bereits einen gallischen Herrn Labarus uns vorstellt, und vielleicht ist es kein Zufall, daß der Nebenfluß Lambro des Po, im einstmals keltischen Oberitalien, ehedem nicht bloß Lambrus, sondern auch Labrus heißt. Kurz und gut — auch an diesen Gewässern, gleich wie an anderen, ist der Name haften geblieben, den ihnen die zu vorgeschichtlichen Zeiten und bis unter die römische Eroberung herein in unseren Landen wohnenden Kelten gaben. Er reicht also in weite nebelhafte Fernen zurück, welche dämmernde Geschichte verhüllen.

Eine ganz eigenartige Gebirgsformation bildet der mächtige Zug des Jura, der von der Rhone bis ins Herz von Deutschland streicht, in seinem östlichsten Teile nach dem geschichtlichen Namen des von ihm erfüllten Gebietes der fränkische Jura heißt und mit seinem Südrande bis zur Donau reicht. Verschiedene Gewässer brechen in ihn hinein, brechen hindurch oder heraus, oder sie entstehen, fließen und münden in ihn, wie die Schwarze Laber. Sie alle haben von Dolomitfelsen ausgekleidete, tiefe und meist enge Thäler, welche häufigen Überschwemmungen ausgesetzt sind, während die Hochflächen oben nicht selten von bitterem Wassermangel heimgesucht sind. Zwar finden sich auf diesen Höhen zahllose Pingen, — trichterförmige Vertiefungen von 10—15 m oberem Durchmesser und 6 m Tiefe, in denen die Wasser der atmosphärischen Niederschläge schnell versickern, um unten im Thale meist plötzlich als Quellen in großer Fülle wieder zu Tage zu treten, wo sie den Menschen in Mühlen und Werken kräftige Beihilfe leisten.

Es ist keine Landschaft, welche durch die Großartigkeit ihrer Schönheit den Wanderer begeistert oder entzückt, aber doch entbehrt sie nicht ihrer besonderen Reize. Von den zahlreich auf die Hochfläche aufgesetzten, häufig mit Burgen gekrönten Bergköpfen aus genießt das Auge herrliche Fernsichten, zahlreich finden sich liebliche Punkte und die tiefen, allezeit paßartigen Thäler mit den pittoresken Felsenbildungen ihrer Wände gewähren manche romantische, überraschende Scenerien; in geradezu herrlicher Umgebung mündet bei Sinzing die Schwarze Laber in die Donau.

Abzweigend von der Donauthalbahn führt hier eine Zweigbahn nach Alling, wo die Wasserkräfte der Laber zum Dienste betriebsamer großer Fabriken nutzbar gemacht wurden. Doch heute wollen wir nicht diesen Pfad ins schöne Laberthal einschlagen, wir vertrauen uns der Regensburg-Nürnberger Eisenbahn an, die uns auf hochgeschwungener Brücke beim altberühmten Kloster Prüfening über die Donau, dann an den Höhen des Nabthales entlang und quer über das Hochplateau weg hinüber in das Thal der Schwarzen Laber führt.

Da bildet der von Norden nach Süden ziehende Fluß ein kurzes Knie, die felsigen Höhen treten ein wenig zur Seite, um im Grunde des Thales einem kleinen freundlichen Markte Raum zu gewähren, der sich da recht freundlich gebettet hat und sich um einen hochragenden Felsenkegel schmiegt. Gar steil, schier unerklimmbar steigt er mit schroffen Wänden empor, und darum darf uns nicht Wunder nehmen, daß er in den unruhigen Zeiten des frühen Mittelalters, da jeder freie und wehrhafte Mann sein Heim möglichst zu sichern strebte, mit Befestigungsanlagen versehen wurde: die Herren von Laber bauten sich da oben ihre Burg.

Der Ort, die Burg, das adelige Geschlecht tragen den Namen nach dem Flusse, und weil die Herren von Laber nicht wie die meisten ritterlichen Familien waffentragende, oder leibeigene Dienstmannen irgend eines vornehmen Hauses waren, sondern freie Herren, die niemand zu Lehen gingen und nur dem Aufgebote des Landesfürsten oder dem Befehle des Reichsoberhauptes, des Kaisers, folgten, so dürfen wir wohl daraus schließen, daß wir in ihnen die Nachkommen eines Geschlechtes

[1]) Diani, kurb. Oberst und Militärhistoriograph Max Emanuels

zu erblicken haben, das bereits zur Zeit der Einwanderung der Bajuwaren in die Gauen unserer Heimat zum Adel gezählt, hier im lieblichen Thale des Flusses seinen Sitz aufschlug und die seinem Banner folgenden Getreuen zu Kampf und Fehde führte. Im übrigen ist es nicht allzuviel, was wir von ihnen aus älteren Zeiten wissen.

Aventin leitet ihren Ursprung auf den fabelhaften Grafen Laber von Abensberg zurück, dessen angebliche 32 Söhne eine so gern nacherzählte Wundermär bilden; doch das ist einer der vielen Bären, die sich der ehrwürdige Vater der bayerischen Geschichte in treuherzigem Glauben aufbinden ließ; in der That wissen wir über ihren Ursprung nichts. Sie erscheinen gleich den meisten unserer Adelsgeschlechter, zum ersten Male in den Urkunden des 12. Jahrhunderts, weil von dieser Zeit an überhaupt erst die Sitte aufkam, daß die Adelsfamilien stehende Namen nach ihrer Haupt- oder Stammburg annahmen. Wie uns Altmeister Hundt erzählt, sollen sie des gleichen Stammes mit den Herren von Breiteneck und Prunn gewesen sein — und das klingt wenigstens glaubbar. Unter ihren Besitzungen werden Prunn, Wörth, Bergstetten, Schambach, Sinzing, Bichhausen, Dietfurt, Beratzhausen genannt, und ihr Erbbegräbnis besaßen sie im Kloster zu Weltenburg, dessen Vögte (d. i. Schutzherren) sie waren. Ihr Wappenschild ist quer viermal silbern und dreimal blau gestreift; auf dem gekrönten Helme sitzen zwei Pferdeohren, an der äußeren Seite silbern, an der inneren blau, mit fünf Straußfedern geziert, die Helmdecken tragen die nämlichen Farben.

Die Namen, welche am häufigsten bei den Herren von Laber erscheinen, sind Werner und Hadamar. Nachdem ein Herr Werner und ein Herr Gundaker in den Jahren 1106 und 1109 als große Wohlthäter des Schottenklosters St. Jacob zu Regensburg genannt werden, erscheint urkundlich zum ersten Male Werner 1118; Werner III. befindet sich unter den Großen des Landes auf einem vom Wittelsbacher Herzoge Otto I. abgehaltenen Landtage zu Ammenberg.

Hadamar II. (1287—1337) wurde nach dem großen Aufstande 1334 zu Regensburg zum Bürgermeister gewählt, da man dort beschloß, zur Verhütung der Übergriffe einzelner Familien keine Patrizier der Stadt mehr, sondern Glieder auswärtiger Familien mit diesem Amte zu betrauen. Als Bürgermeister wußte er sich allgemeine Liebe zu erwerben. Er hinterließ zwei Söhne, Hadamar III. und Ulrich II.

Hadamar III. (geboren 1310 und gestorben 1361) befand sich fast stets in der Umgebung der bayerischen Fürsten, insbesondere des Kaisers Ludwig des Bayern und seines Sohnes, des Markgrafen Ludwig des Brandenburgers, an dessen Kriegszügen er lebhaft teilnahm. Er war ein begabter Dichter, führt daher den Beinamen „der Minnesänger“ und schrieb (zwischen 1335—1340) ein allegorisches Gedicht „Die Jagd“, von großer literar-historischer Bedeutung. Dasselbe wurde, wie uns die große Anzahl der erhaltenen Handschriften beweist, in hohem Werte gehalten und genoß einer so großen Volkstümlichkeit, daß man seinen Ton häufig nachbildete und die Gedichte späterer Autoren, die in der gleichen Weise verfaßt



Schloßruine Laber.

waren und die Minne zum Gegenstand hatten, kurzweg einen „Laberer“ nannte. Vermutlich wurde auch von ihm die Handschrift des Nibelungenliedes, welche Wiguläus Hundt 1575 auf dem ehedem den Herren von Laber gehörigen Schlosse Prunn an der Altmühl fand, dorthin gebracht.

Ulrich II. führte ein bewegtes Leben. Er stand an der Spitze der großen Adelspartei, welche unter dem jungen Herzoge Meinhard die Macht in ihre Hände brachte; er war 1366 Bürgermeister von Nürnberg; mit der Nachbarstadt Regensburg hatte er stets Händel und nahm ihren Kaufleuten die Waren ab.

Hadamar IV., der Sohn Hadamars III., bekleidete das Amt eines Bürgermeisters von Regensburg von 1376—80, geriet dann in eine von 1389—1393 währende Fehde mit der Reichsstadt, während deren dieselbe einen Zug gegen die Burg Laber unternahm, wurde aber nach erfolgter Aussöhnung 1397—1407 wegen seiner mächtigen Verbindungen und seiner bedeutenden Fähigkeiten abermals zum Bürgermeister erkoren, bis er das Vertrauen der Städter dadurch verscherzte, daß er die Pfandschaft über Stadtamhof nicht an die Stadt Regensburg, wie diese dringend wünschte, sondern an zwei Adelige verkaufte.



Partie aus der Schloßruine zu Laber.

Unter seinen Nachkommen ging die Familie zuerst allmählich, dann rasch zurück. Zwar schließen seine Söhne Hadamar V., Kaspar, Hadamar VI. noch mit den mächtigsten Adeligen: den Herren v. Abensberg, Kammer, Törring, Leiming, Pienzenau, Maxelrain, Frauenberg u. s. w., den großen gegen die bayerischen Herzoge gerichteten Bund zur Verteidigung ihrer Freiheiten, Hadamar V. vermählte sich mit Oria (einer Tochter des Hauses der Herren von Bern und Vicenz, der nach Bayern geflüchteten Scaliger von Verona), aber schon 1435 verkauft Caspar die Burg zu Laber an Herzog Heinrich von Landshut; Hadamars VI. Sohn Sebastian verlegte sich auf Stegreif und Plackerei, fiel den Augsburgern als Straßenräuber in die Hände, starb im Kerker an den empfangenen Wunden, und nur die Verwendung seiner mächtigen Verwandten verhinderte die Augsburger daran, daß nicht noch seiner Leiche der Kopf abgeschlagen wurde (1436).

Mit Hadamar VII., Domherr zu Salzburg, erlosch das berühmte Geschlecht (1475); im Kreuzgang des Domes liegt er bestattet.

Kein Zeichen ist von dem mächtigen Geschlechte übrig geblieben, als ein Wappenstein im Schottenkloster zu Regensburg und der schöne große, noch sehr gut erhaltene Grabstein aus rotem Marmor Hadamars IV., des 1420 gestorbenen ehemaligen Bürgermeisters von Regensburg, im Chore hinter dem Hochaltare der Pfarrkirche zu Laber. In der ritterlichen Tracht seiner Zeit, in der Rechten die fähnleingeschmückte Lanze, zur Linken das Wappenschild seines Hauses, steht „der alte Herr“ da (so nennt ihn die Umschrift). Der Stein bildet den schönsten Schmuck der Pfarrkirche, die nach den im Chore noch sichtbaren Gewölberippen im gotischen Stile erbaut war: im Chore ferner hängt noch ein Votivbild mit einer alten Ansicht von Laber, auch der Taufstein ist alt. Hohe Mauern umschließen die Kirche.

Nach dem Übergange der Herrschaft Laber an das landesfürstliche Haus wurde Laber der Sitz eines Pflegamtes. Durch den Kölner Spruch, welcher den verderblichen Streit um das Erbe der Landshuter Herzoge beendete, wurde es dem neugebildeten Herzogtum Neuburg, der „Jungen Pfalz“ zugewiesen, und teilte dessen fernere Geschicke zur Vereinigung mit dem Mutterlande.

Geringe Reste der stolzen Burg sehen von der Felsenkuppe herab ins lauschige Thal, denn der gewaltige viereckige

Bergfried wurde bereits im vorigen Jahrhundert niedergelegt, und die Mauern dienten den Bürgern des Ortes als ein willkommener Steinbruch. So mahnen die Trümmer der einstigen Feste an die Vergänglichkeit aller irdischen Macht und Größe; doch wenn die zu Rüste sinkende Sonne die gebrochenen Mauern mit ihrem Strahlenkusse verklärt, so magst Du auch hier des Dichterwortes gedenken: „Neues Leben blüht aus den Ruinen!“

Auf dem Schlenkelmarkt.

Skizze aus den bayerischen Alpen von Peter Weber.

Schlenkelmarkt, ein eigentümlicher Name! So wird sich der geehrte Leser denken, wenn er bei seiner Lektüre auf diese Skizze stößt. Freilich, nur in einem kleinen, aber um so schöneren Teile unsers lieben deutschen Vaterlandes ist dieses Wort bekannt; es ist ein alter bayerischer Name, er findet sich nur in den oberbayerischen Alpen, und der Ausdruck „schlenkeln“ bedeutet so viel als „schlendern“, „umher wandern“, „nichts zu thun haben oder nichts thun wollen“, ein Schlenkelmarkt ist also eine Versammlung von Leuten, welche eben keine Arbeit haben.

Am Feste „Mariä Lichtmeß“ — 2. Februar —, wenn die Kirchenglocken im Thale zum feierlichen Hochamt rufen, und deren Klang in den beschneiten Bergen vielfach wiederhallt, wenn das Gesinde festlich geschmückt sich zum Kirchgang rüstet, dann erscheint der Bauer in der blankgescheuerten Wohnstube, durch deren spiegelhelle Fenster eben die Sonne ihre ersten Strahlen sendet und stellt die mit Silbergeld schwer gefüllte hölzerne Geldschüssel auf den Tisch, während seine Ehefrau, die gerade aus der Frühmesse gekommen, die Knechte und Mägde zusammenruft zum Empfang ihres Jahrlohnes. Bedächtigen Schrittes kommen die „Ehehalten“ herbei, zuerst der Oberknecht, eine kräftige Gestalt mit braunem Schnurrbart, in die mit grünen Schnüren gezierte schwarze Kniehose und die graue Lodenjoppe gekleidet, auf dem gekräuselten Haar den grünen Hut mit Spielhahnfeder und Gemsbart. Mit kurzem „Vergelts“ nimmt er die vom Bauern mit lauter Stimme vorgezählten 200 Markstücke in Empfang und verwahrt sie in den beiden Hosentaschen. Dann kommt der Unterknecht, der 120 Mark erhält, hierauf die Hofdirn, eine schlankgewachsene Mädchengestalt, mit schwarzseidenem Mieder, an welchem ein buntgefärbtes, seidenes, mit Fransen besetztes Brusttuch befestigt ist, das bis über die Schultern reicht und am Rücken mit der silbernen Stecknadel befestigt wird. Sie erhält 100 Mark, welche sie in Ermangelung einer größeren Geldbörse einstweilen in den weitrandigen, innen mit Gold gestickten, außen mit zwei großen Goldquasten gezierten Bänderhut legt, so genannt, weil an ihm zwei breite schwarzseidene Bänder angebracht sind, die der Trägerin des kleidsamen Hutes bis über den Rücken hinabreichen. Nach ihr erscheint die Sennerin, die im Sommer auf hochgelegener Alpenhütte haust, und nimmt 80 Mark in Empfang, zu allerletzt tritt die alte Traudl, die Hühnermagd, an den Tisch, die mit ihren 50 Mark Lohn eiligst verschwindet, um sie dem unter ihrem Kopfkissen verborgenen alten Strickstrumpf anzuvertrauen.

„Jetzt hätten wir's“, spricht dann der Bauer und übergibt die leere Kasse seinem Eheweib, „heute Nachmittag fahren wir dann in die Stadt auf den Schlenkelmarkt, um neue Dienstboten zu dingen, denn alle verlassen uns bis auf die Traudl.“

Dann begibt er sich ebenfalls auf den Weg zur Kirche, während die Bäuerin das Mittagsmahl kocht, an welchem die abgehenden Dienstboten noch teilnehmen. Es gibt Schmalznudel, Speckknödel und „Geräuchertes“, denn heute ist Festtag und Abschiedsmahl.

Nach dem Mittagessen nehmen die scheidenden Dienstboten von der Herrschaft Abschied; dann holen sich die Knechte aus der Scheune kleine Strohbüschel, welche sie mit bunten Bändern schmücken, und heften sie an den Hut, die Mägde aber nehmen ihren von der Mutter ererbten silbernen Löffel aus dem Schranke, winden ebenfalls ein farbiges Band um denselben und stecken ihn in das Mieder. Dies ist das Zeichen, daß der Dienstbote „schlenkelt“. So geziert begeben sie sich in die nächste Stadt oder sonstige größere Ortschaft und erwarten die neue Herrschaft, welche sie in Dienst nehmen will.

Bald entwickelt sich ein lebhafter Wortwechsel zwischen den anwesenden Bauern und den „Schlenklern“, und sobald der Dienstherr oder dessen Frau den ledernen, wohlgefüllten Zugbeutel hervorzieht, denselben im Vollgefühl des Reichtums an den beiden Schnüren „tanzen“ läßt und dann das „Drangeld“ gegeben hat, nimmt der neugewonnene Knecht seinen Strohbüschel vom Hut, die neue Magd ihren Löffel aus dem Mieder, und der Bund bis zum nächsten Lichtmeßtag ist zwischen beiden Teilen geschlossen.

Dann setzen sich die Bauern der Gegend im nächsten Wirtshaus zusammen und erzählen von den Erträgnissen ihrer Güter, von dem Milchreichtum ihrer Alpenkühe und dem Wert des Holzes, das sie in die Stadt zum Verkaufe bringen, schließen mit ihren Nachbarn Gevatterschaften, wärmen alte Verwandtschaften, die bis in den zehnten Grad reichen, auf und schließen Verlobungen zwischen ihren Buben und Deandln, vorausgesetzt natürlich, daß sich die jungen Leute lieb gewinnen, was die Alten in ihrer erprobten Weisheit leicht zustande zu bringen hoffen, was aber auch oftmals fehlschlägt.

So ging es einst der Hausenbäuerin, die tief im bayerischen Gebirg an der Tiroler Grenze ein kleines Gut mit Gastwirtschaft ihr Eigen nannte. Soeben hatte sie am Schlenkelmarkt eine neue Magd gedungen und sich dann zu ihrem Vetter und Gevattersmann, dem Schindlbauern, gesetzt, der in gleicher Angelegenheit mit seiner Ehehälfte hier weilte.

„Was meinst“, sagte da der Schindlbauer zu seiner Gevatterin, „wenn aber Dein Kathi meinen Sepp heiraten thät, auf Dein Haus taugt der Sepp, er ist ein guter Bursch, net unsauber und versteht die Sach' vom Grund aus; die Wirtschaft versteht er auch ganz gut, denn 's Bier ist sein Leibtrunk!“

„Ja, wär' mir schon recht“, meinte drauf die Hausenbäuerin, „wenn nur der verflixte Grenzjager net wär', der hat 's Deandl ganz verrückt gemacht, sie will von sonst koan wissen, als von dem!“

„Dös wird schon noch anders“, meinte der Gevatter, „wenn ich 's Deandl ins Gebet nimm!“

Doch trotz der Bitten und Drohungen des Paten, trotz der Vorwürfe der Mutter blieb 's Kathei ihrem Schatz treu, und noch ehe der nächste Schlenkelmarkt abgehalten wurde, führte der zum Steuerbeamten ernannte Grenzjäger seinen Schatz als angetraute Ehefrau mit in die Stadt. Die Hausenbäuerin aber dingte sich am Schlenkelmarkt eine fesche Kellnerin, welche die Stelle des schwarzen, bildsaubern Kathei versehen mußte, und übergab Haus, Hof und Gastwirtschaft der jüngeren Tochter, die mit Freuden den Sepp heiratete und damit die alte Verwandtschaft zwischen den Gevattersleuten wieder auffrischte.

Gegen Abend wird es am Schlenkelmarkt besonders lebhaft. Dann kommen die Musikanten und spielen im großen Tanzboden des Wirtshauses die altgewohnten Ländler oder den „Neubayerischen“, vielfache Jodler erschallen, und man glaubt, der Boden müsse brechen, wenn die starken Burschen im Takt den Schuhplattlertanz eröffnen. Bald im rasendsten Tempo, auf die Kniee und Schuhsohlen schlagend, bald fein gemach, wie der Spielhahn sich um seine Henne schleicht, tanzt der Bursch dem Mädchen nach, nimmt dabei verschiedene huldigende Stellungen ein, macht Purzelbäume, kniet sich sogar einen Moment lang vor seine Schöne auf den Boden hin und hebt sie dann im frohen Bewußtsein, daß sie seine Werbungen erhört, mit schallendem Jauchzer, indem er sie um die Taille faßt, in die Höhe.

In den kleinen Nebenzimmerchen aber, wohin der Klang der Trompeten, Flöten und Geigen nur mehr gedämpft dringt, spielt die Zither und Guitarre zu den Schnadahüpfeln der Alten, die sich dabei in ihre Jugendzeit zurückversetzt glauben.

Erst spät, wenn bereits der Mond über die Berge emporgestiegen ist und deren Riffe und in Eis gehüllte Zacken beleuchtet, und die Schneedecke funkelt, als wenn Millionen Diamanten darauf verstreut wären, kehren Bauer und Bäuerin, Knecht und Magd heim zu ihrem Hof, der droben einsam auf der Höhe steht und das Thal überragt, als wäre er das Schloß eines Gaugrafen. Die Bäuerin als sorgende Hausmutter weist den Neueintretenden ihre Schlafkammern an und besprengt die Thür mit Weihwasser, damit mit den neuen Dienstboten auch ein guter Geist einkehren könne, dann sucht sie ebenfalls ihre Ruhestätte auf. Der neue Knecht aber lehnt noch lange am offenen Fenster seines bescheidenen Kämmerleins und sieht hinüber über die im Sternenlicht flimmernden Schneeberge, hinter denen er seinen Schatz lassen mußte, um hierher folgen zu können; das Mädchen, das drüben hinter den zackigen Schrofen wohnt, wird wohl auch dem glänzenden Mond, der allen Menschen sichtbar am Firmament seine ewige Wanderung fortsetzt, ihre Grüße an den geschiedenen Freund aufgeben. Wird er ihr treu bleiben? So denkt sich die trauernde Maid und verbirgt schluchzend ihr Antlitz in dem von den Thränen durchnäßten Kissen. — Hoffen wir, daß der nächste Schlenkelmarkt beide einander wieder näher bringt.

Kleine Mitteilungen.

Unsere Bilder. Die dem Artikel „Schloß Laber“ beigegebenen Illustrationen stammen aus dem Album, welches der Kreis Oberpfalz Sr. Königl. Hoheit dem Prinzregenten zum 70. Geburtstage als Festgeschenk überreichte. Die Herren Bauamtsassessor Niedermayer, Ingenieur Beyschlag und Kunstmaler Altheimer in Regensburg sind die verdienstvollen Künstler, welche die Bilder schufen.

Die „Nürnbergische Uhr“. In gerechter Würdigung des Vorteils, jederzeit sicher zu wissen, „wie viel es geschlagen“ habe, nannten die Italiener schon im Mittelalter als Merkmale einer wohlbestellten Republik, „wenn Brot und Wein in richtigem Maß und Gewicht um mäßigen Preis zu haben, die Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person das Ihrige verrichtet, die Straßen sauber gehalten, und die Uhren oder Zeiger richtig gehen“. Da nun Nürnberg in jener Zeit wohl mit Recht auf den Titel einer „wohlbestellten Republik“ Anspruch machen durfte, so traf man dort, außer den übrigen angegebenen Merkmalen, auch richtig gehende Uhren, oder, besser gesagt, richtige Zeitangabe. Einem Manne Namens Johannes Königschlager gebührt der Ruhm, für Nürnberg 1489 eine Zeitrechnung erfunden zu haben, wie sie, nach der Versicherung des Chronisten, „sonst fast nicht in gantz Teutschland brauchbar (d. i. gebräuchlich) ist“. Man rechnete nämlich den Tag nicht nach der Kulmination der Sonne, resp. von Mitternacht, sondern zählte die Stunden des Tages von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, die der Nacht von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang. Da nun nach der geographischen Lage Nürnbergs der längste Tag dort rund 16 Stunden, der kürzeste rund 8 Stunden beträgt, so wechselte natürlich hiernach die Zeitangabe. Die Stunde vor Anbruch des Tages oder der Nacht hieß eins gen Tag bezw. Nacht; das Ende des Tages oder der Nacht wurde „Garaus“ genannt. Noch heutzutage trägt das Abendleuten bei den Nürnbergern die Bezeichnung „Garausläuten“.

Eine so häufig wechselnde Stundenangabe konnte natürlich nicht durch ein Räderwerk besorgt werden, weshalb die Türmer auf St. Lorenzen, St. Sebaldus, dem weißen und inneren Lauferturm durch Schläge auf die Glocken die Stunden anzeigten, wonach sich dann jedermann richten konnte. Dabei ging man nach folgender Ordnung:

Datum	Tageslänge	Länge der Nacht
7. Januar	9 Stunden	15 Stunden
28. Januar	10 „	14 „
14. Februar	11 „	13 „
3. März	12 „	12 „
19. März	13 „	11 „
5. April	14 „	10 „
23. April	15 „	9 „
15. Mai	16 „	8 „
11. Juli	15 „	9 „
2. August	14 „	10 „
20. August	13 „	11 „
5. September . . .	12 „	12 „
22. September . . .	11 „	13 „
8. Oktober	10 „	14 „
26. Oktober	9 „	15 „
16. November . . .	8 „	16 „

Sie schlugen also z. B. vom 14. Februar bis 2. März inkl. am Tag ihre 11, bei Nacht ihre 13 Stunden ab; vom 3. März an trat dann der in der Tabelle angegebene Wechsel ein. Nach



Erfindung, bezw. Verbesserung der Räderuhren wurden natürlich auch solche in Nürnberg gebräuchlich. Man ging aber deshalb von der gewohnten Weise der Stundenangabe nicht ab, ließ vielmehr das bewährte Alte neben dem besseren Neuen bestehen. So hatte man nun zweierlei Zeitbestimmungen, von denen man die ältere die „große Uhr“, die neue die „kleine oder gewöhnliche Uhr“ nannte. Die Tabelle bietet den Vergleich zwischen der „sonst gewöhnlichen Uhr“ mit der „Nürnbergischen Uhr“. In der ersten Tabelle ist die Tageslänge für Nürnberg z. B. am 15. Mai mit 16, die Länge der Nacht mit 8 Stunden angegeben. Zeigten also die Räderuhren 5 Uhr morgens, so schlugen die Türmer nach der großen Uhr 1, um 12 Uhr mittags 8 und abends 8 Uhr 16 an. Die Stunden bei Nacht wurden dann so angegeben: um 9 Uhr abends 1, um 12 Uhr nachts 4, und um 4 Uhr morgens 8. Es wird wohl manchem Fremden sonderbar vorgekommen sein, diese eigentümliche Zeitrechnung neben der überall gebräuchlichen in Nürnberg zu finden, auch sonst mag es wohl allerlei Irrtum und Wirrwarr gegeben haben; aber trotzdem dürfte es wohl erst ca. 100 Jahre her sein, daß die alte „Nürnbergische Uhr“ von der neuen, „sonst gewöhnlichen Uhr“ abgelöst wurde. P. Ulsch.

Der Pfeffertag und die zwölf Nächte. Am dritten Morgen nach dem hl. Christtage ziehen noch in vielen Gegenden des Frankenlandes, in den Städten und Städtchen sowohl, wie auf dem Lande, kleine Gruppen von Jungen mit Rutenbündeln in den Händen von Haus zu Haus, Einlaß begehrend: es sind die Pfefferbuben, deren „Amt“ und Aufgabe des Tages darin besteht, daß sie unter Hersagen des Pfefferspruches die weiblichen Insassen des Hauses, welche ihnen unter die Hände kommen, „pfeffern“, d. h. auf Halbwadenhöhe — unter Wahrung der Züchtigkeit — mit mehr oder minder gelinden Rutenstreichen necken.

In den vornehmeren Geschäftsvierteln Bambergs, wo Großstadtlüftchen weht, und wo man Volksglauben und Volksbrauch nur aus Zeitschriften und Feuilletons kennt, bleibt freilich dem Pfefferbuben die Thür verschlossen und thatsächlich ist in der größeren Stadt der Brauch auch in fassonnierte Bettelei ausgeartet, der gegenüber der Polizeistrafgesetzgeber und die Ortspolizei noch gern — eben um des alten Brauches willen — ein Auge zudrücken.

Draußen in den Vorstädten, in den Städtchen, auf dem Lande, droben im Gebirge sowohl, wie im Grunde, aber trägt der Pfeffertag noch ganz das idyllische Gepräge, den Charakter eines alten Volksbrauchs.

Der Pfeffercodex räumt das Ausübungsrecht und die Befähigung, gepfeffert werden zu können, an erster Stelle Junggesellen und unbescholtenen Jungfrauen ein; doch wird dieses oberste Pfeffergesetz nicht so sehr vom Standpunkte der rigoristischen Moral aus gehandhabt.

Selbst Großmütterchen ist heute am frühen Morgen vom Austragstübchen heruntergekommen in die große Wohnstube des Hofes mit dem alten Kachelofen und der langen Ofenbank ringsum, wo schon die Bäuerin und ihre Schwestern, die Großmagd und die kleine Magd und die Drescherinnen zum Frühstück Platz genommen haben.

Nun kommen sie nach Sonnenaufgang angerückt, die listigen Pfefferer mit der unschuldigsten Miene von der Welt, die mit rotseidenen Bändchen zusammengehaltenen „Rutenbündel“ entweder im Göllerärmel oder hinterm Rücken, oder — wie der Jörg — in den langen Reiterstiefeln versteckt.

Wird das nun eine Gaudi! Wird das ein Schäkern, ein Kichern, ein Schieben, ein Drängen der Weibsleute, ein Lärm, als ob der ganze Bauernhof in Flammen stände.

Nur Großmütterchen hält still und hält dem Tochtermann den bisher im Brusttuch verborgenen Lohn, einen Nürnberger gemandelten Pfefferkuchen und einen alten Marienthaler entgegen. Vor 60 Jahren ist Mütterchen auch als junges Blut in dieser Stube herumgesprungen, als der junge Schottenbauer aufs Pfeffern gekommen war. Ostern drauf war die Hochzeit. 's 'ne schöne Zeit gewesen! „Gott habe ihn selig!“ lispelt leise die Alte und wischt rasch die über die runzelgefurchte Wange rinnende Thräne ab. Inzwischen bringen auch die anderen Weibsleute ihre Geschenke herbei.

Der galante Pfefferer — wie wir ihn eben im Bauernhofe gesehen — fordert keinen Lohn; er erhält ihn doch.

Er sagt:

„Pfeffer, Pfeffer, Kron,
Ich pfeffer' nicht um Lohn,
Ich pfeffer' nur aus Höflichkeit;
Lohnen kann man allezeit.“

Allgemein lautet der Pfefferspruch folgendermaßen:

„Jetzt komm' ich hergetreten
Mit meiner Pfeffergerten,
Mit meinem frohen Mut,
Schmeckt der Pfeffer gut?
Schmeckt der Pfeffer gut?“

Der da und dort gebräuchliche Zusatz

„Ist er g'salzen; ist er g'schmalzen?“

paßt nicht recht zum Ganzen.

Der Pfeffercodex räumt beiden Geschlechtern das Ausübungsrecht ein, dem stärkeren Geschlechte gibt er das zeitliche Vorrecht und setzt dann den Termin fest.

Der Pfeffertag für die „Buben“ ist, wie schon wiederholt angedeutet, der 28. Dezember, der von der christlichen Kirche zur Erinnerung an den bethlehemitischen Kindermord eingesetzte „Unschuldige Kindlestag“. Das schwächere Geschlecht hat seinen Pfeffertag am Neujahrsfeste. In der Bamberger Gärtnerei dürfen von Rechts wegen die „Madla“ bis zum Haberschneiden (August) pfeffern. Die Mädchen machen aber nur an einem Tage, Neujahr, Gebrauch von ihrem Recht. Mädchen und Frauen klopfen da aber tüchtig auf die Hosen. Das ist die Revanche für den 28. Dezember.

Hier zeigt sich aber auch der weibliche Chic. Die Pfefferjungfer kommt nicht mit dem blanken roten Weidenbüschel; sie hat Rosmarin eingeflochten und spricht nach artigem Knix:

„Da komm' ich hergetreten
Mit meiner Pfeffergerten,
Will pfeffern, wie ein Engel,
Hab' Rosmarin am Stengel.“

Nun kommt es allerdings etwas derber:

„Will fitzen, Du sollst schwitzen
Und auf dem Boden sitzen.“

Zuweilen fügt sie bei:

„Nun bitt' ich um Pardon
Und auch um meinen Lohn“.

* * *

Wie erklärt sich nun dieser Pfefferbrauch?

Der einfache Scherz wird niemand zu ernsten kulturhistorischen Grübeleien und ethnographischen Studien veranlassen; das „Woher?“ ist aber schließlich doch auch nicht so uninteressant, daß man ganz darüber hinwegkommen soll.

Pfarrer Haas erwähnt des Pfefferns an keiner Stelle, obwohl er eine Reihe von minderwertigen Gebräuchen, wie das Martini-Gansessen der Bamberger Ratsherren aufführt, obgleich zu Lebzeiten dieses Bamberger Geschichtschreibers der Pfeffertag allgemeiner bekannt war als heute.

Der Volksmund legt der Pfefferrute die geheime Kraft des Konservierens und des Parfüms bei. Mit der Rute sollten jedenfalls — andeutungsweise — die bösen Geister und Krankheiten ausgetrieben werden. Der Pfeffer ist ohnedies bekannt als ein, wenn auch nur primitives Konservierungsmittel, und möglicher-

weise hat man sich ehedem des wilden Pfefferstrauches bedient. Rein mußte Spender und Empfänger sein, daher die Unschuld als Vorbedingung.

Man könnte der Zeit halber auch in Versuchung geraten, an die römischen Saturnalien zu denken, welche ja auch in die Zeit der Wintersonnenwende fielen, und bei denen allerlei Allotrien getrieben wurden. Doch davon nicht weiter. Viel näher liegt der Gedanke an die geheimnisvollen, wundersamen „zwölf Nächte“, vom hl. Abend bis zum Dreikönigstag, die heute noch der Volksglaube auf dem Lande allgemein hoch hält.

Während der zwölf Nächte wird auf dem Lande kein Brot gebacken, nicht gesponnen u. s. w. Die bösen und die guten Geister dominieren.

Wenn sich in der Christnacht das Mägdelein aus der Mette entfernt, sucht es in die Nähe der Glockenstränge zu kommen. Ist es ihr gelungen, diese leise zu berühren, gilt dies als günstiges Omen: Im nächsten Jahre kommt sie unter die Haube. — Der Bursche sieht am hl. Abend seine Künftige im Wasserspiegel. Allbekannt ist der Brauch des Bleigießens in der Neujahrsnacht. Die Träume während der zwölf Nächte gehen in Erfüllung. Warum sollte da nicht auch der Weidenrute geheimnisvolle Kraft zugeschrieben worden sein?

An Weihnachten trinkt man die Schönheit, am Neujahrstage die Gesundheit, am Dreikönigstage die Stärke. Aber nur nicht zu viel, sonst — muß man am andern Tage einen Kater spazieren führen.

A. Schuster.

Herzog Albrecht III. und der Bauer. All die weil der Herzog Albrecht (III.) noch ein junger Fürst war, da kam zu ihm und seinen Räten ein armer Mann und klagt ihm sein anliegende große Not. Dem Fürsten ging das nit vast zu Herz und luget (schaute) stetig zu einem Fenster hinaus. Da sprach der arme Mann: „Herr! Euer Auslugen ist „mein groß Verderben, wann ir solt merken auf mein Klag, die ich Euren Gnaden thu, damit mir geholfen würde und ich nit also verdürb.“ Der Fürst nahm das gar gütlich von ihm auf und die Räth lobeten den Bauern, daß er dem Fürsten die Wahrheit hätt gesagt. Der Fürst richtet sich auch nach des Bauern Worten und luget nit mehr zum Fenster, so arm Leut für ihn kamen.

Verkannter Wetterkundiger. Der Wahn früherer Zeiten schrieb Hexen und Zauberern die Kraft zu, Gewitter machen zu können. Auf einer Anhöhe am linken Ufer der Altmühl liegt das Pfarrdorf Jachenhausen — 1072 Janhusa — Gerichts Riedenburg. Da hatte der Wettermacher Christoph Huber im Jahre 1685 ein so schreckliches Gewitter während des Pfarrgottesdienstes gemacht, daß alles aus der Kirche lief. Als man ihn aber vom Turme herab lachen sah, wurde er dort ergriffen, heruntergestürzt und sein Leichnam verbrannt.

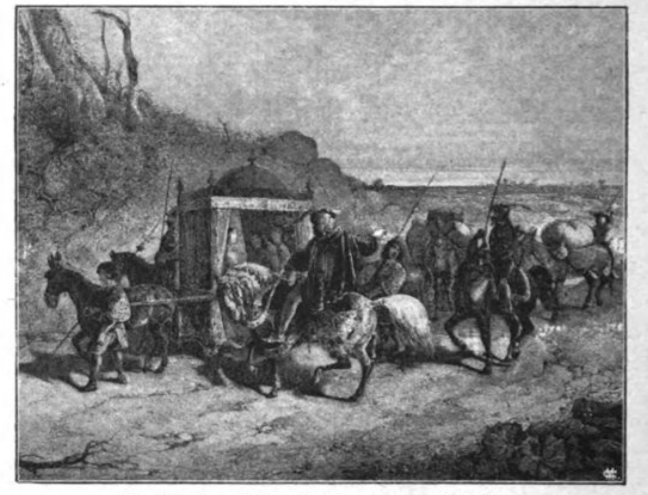
Ein Professorenessen. Der berühmte Professor Dr. Johann von Eck, der in Ingolstadt 31 Jahre Prokanzler, viermal Rector der Universität und 25 Jahre Pfarrer daselbst war, gab im Jahre 1536, am Sanct Johannisfeste den Professoren und dem Rate der Stadt eine Tafel. Nach dem von ihm geschriebenen Küchenzettel gab es:

1. Ain Kapun und ain Henn in der Suppen,
2. ain heißessen Fisch,
3. Wildpret in ainem Pfeffer,
4. ain Kraut mit Würst und Fleisch,
5. prattneß, Hasen, Kapun, Vögel,
6. ain galte Hennen,
7. Käß und pürn und Oepfel.

Floß und Sänfte. Endlich bricht sich der starre Bann des Winters, Lenzeshoffen erfüllt das Herz, und mit den lauen Frühlingswinden erwacht in uns die Lust zu fröhlichem Wandern und Ziehen. Den Kindern der Gegenwart ist es leicht gemacht. Die Bahnen führen uns in zauberhafter Schnelle rasch in die weiteste Ferne. Unsere Bilder mögen erinnern, wie man ehemals reiste. F. Kaiser hat mit geschicktem Griffel uns Floß und Sänfte vor Augen geführt. Die Bilder sprechen für sich selbst und bedürfen keiner erklärenden Worte. Ob das Reisen früher romantischer und poetischer war, ist eine offene Frage, daß es aber mühsam und unbequem war, für uns, die verwöhnte und verzärtelte Generation des 19. Jahrhunderts, unerträglich, ist gewiß. Die Bilder der Sänfte und des „Ordinariflosses“ verdienten die Aufnahme im „Bayerland“ als merkwürdige Illustrationen aus verschwundenen Zeiten.



Floßfahrt. Originalzeichnung von F. Kaiser.



Die Sänfte. Originalzeichnung von F. Kaiser.

Wohlberechnete Freigebigkeit. Der Graf von Rieneck ließ seinen alten Wein, um Fässer für den neuen zu bekommen, unter seine Bauern und Unterthanen allsonntäglich umsonst verschenken, und jeder konnte nach Belieben sich gütlich thun. Dabei erhitzten sich aber manchmal die Köpfe, es gab Streit und Raufhändel, und des folgenden Tages strafte der Richter. Auf diese Weise löste der Rienecker ein schönes Stück Geld aus seinem Wein.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

Eine halbe Stunde später saß man an reichbesetztem Tische. Kapitän Prüd'homme war, dienstlich verhindert, verspätet eingetroffen und hatte gleichzeitig mit der Vorstellung von der Dame des Hauses dieser Verzögerung wegen sich Pardon geholt. Er war ein Mann von höchst gewinnendem Äußern, dem die schmucke Husaren-Uniform wie angegossen stand. Aus dem freien, kühnen Antlitz mit den intelligenten, leicht gebräunten Zügen blitzte ein dunkles Augenpaar; den hübschen Mund beschattete ein tiefbrauner, langer, wohl gepflegter Schnurrbart; das dunkle Haupthaar fiel in natürlichen Locken auf die freie Stirn und den hochgetragenen Nacken. Seinem ganzen Wesen merkte man den Mann an, der sich viel in der großen Welt bewegt, sein Benehmen war durchaus das eines sieggewohnten Kriegers. Während der Tafel richtete er anfangs das Wort fast ausschließlich an die Dame des Hauses, neben welcher ihm sein Platz angewiesen war. Der Offizier bestritt auch fast allein die Kosten der Unterhaltung. Herr Wägel war sichtlich in gedrückter und tief ernster Stimmung, Dr. Sartorius des Französischen nicht hinreichend mächtig und der Prokurist Müller ohnehin viel zu bescheiden, als daß sie sich lebhaft an der Unterhaltung hätten beteiligen können oder wollen. Kapitän Prüd'homme rühmte mit dem dritten Worte die gastfreie Aufnahme, die er im Hause des Kaufherrn gefunden, wo er gleichzeitig das Glück gehabt, einer ebenso schönen als geistreichen Landsmännin zu begegnen, gegen welche er sich unausgesetzt verbeugte, so oft er sein Glas zum Munde führte. In seiner ausgelassenen tollen Laune schien er es nicht zu bemerken, daß Herrn Wägels Mienen sich mehr und mehr verfinsterten, die beiden anderen Gäste immer befangener wurden, und Madame Wägel förmlich Angst hatte vor seinen Annäherungen.

Wie bedenklich es auch immer erscheinen mochte, den kühnen Fremdling zu reizen, dessen Benehmen, wenn auch sehr frei, doch eigentlich die Grenzen des Anstands noch nicht überschritten hatte, — Herr Wägel beschloß, weiter gehenden Vertraulichkeiten energisch entgegenzutreten, und er richtete die brüske Frage an den Offizier: „Sie sind nach allem, was ich sehe, ein Kavalier alten Schlags, Kapitän Prüd'homme; wie kommt es, daß Sie, der Adelige, in den Reihen der Republikaner kämpfen?" Der Gefragte richtete aus den blitzenden Augen einen raschen Blick auf den Wirt, dann entgegnete er stolz: „Die ehemaligen Barone v. Trefort halten sich nicht für zu gut oder für zu gering, den Ruhm der französischen Waffen durch die Welt zu tragen. Nicht nur die Fürsten, auch die großen und starken Nationen haben das Recht, ihren Bedrückern und Angreifern den Krieg zu erklären."

„Also sind Sie nicht Royalist", fragte Sartorius, „waren es wohl nie?"

„Ich bin Soldat mit Leib und Seele und folge der Armee, die von Sieg zu Sieg fliegt. Was weiterhin aus meinem Geburtslande werden wird, braucht mich vorerst nicht zu kümmern. Ich weiß uur, daß es nicht untergehen kann, so lange seine besten Söhne für seinen Ruhm, für seine Ehre einstehen."

„Bei solcher Gesinnung ist es Ihnen nicht allzuschwer geworden, Verzicht zu leisten auf alle Vorrechte der Geburt?" fragte Sartorius in unwillkürlich wärmerem Tone, als er bisher gefragt.

„Ich hegte von jeher nur Haß und Verachtung gegen diejenigen, welche ihren eigenen Vorteil höher stellen als das Wohl des Vaterlandes, die es feige verließen in der Stunde der Gefahr. Ich habe diese ganze sogenannte Schreckensherrschaft von Anfang bis zu Ende mit durchlebt, es war dies für mich nur eine Entwickelungsphase im Prozeß der nationalen Wiedergeburt, und sobald das Vaterland meiner bedurfte, habe ich ihm meinen Arm geliehen."

„Und Ihre Familie, Herr Baron?" fragte Sartorius bewundernd.

„Nennen Sie mich nicht so", wehrte der Offizier ab, „ich bin einfach Bürger Prüd'homme. Mein Vater, der Marquis v. Trefort, ist leider zu alt, als daß er sich mit der neuen Ordnung der Dinge hätte befreunden können. Er lebt als Emigrant in London. Die übrigen Familienglieder: Mutter, Brüder und Schwestern, sind nunmehr alle gestorben. Unser Stammsitz Trefort freilich ist ein Schutthaufe geworden, und ich habe nichts mehr, wo ich mein Haupt hinlegen könnte. Sie kennen Trefort, nicht wahr? Beklagen Sie nicht mit mir, Madame", wandte er sich an die Dame des Hauses, „den Untergang der reichen Schätze?"

„Wenn Sie Schloß Trefort meinen, Kapitän", unterbrach in leidenschaftlicher Hast Madame Wägel die Rede des Offiziers, „so kann ich dessen Untergang nicht beklagen. An den Mauern und Zinnen, an den Türmen und Dächern dieses stolzen Baues haften ungezählte Flüche und Verwünschungen, die der Himmel endlich, endlich einmal erhörte."

„Aber Madame", wandte ganz betroffen der Offizier ein.

„Klotilde", rief nun auch erschrocken der Kaufherr aus, als er einen Blick auf seine Frau geworfen, die nur mit Aufbietung aller Kräfte imstande war, die heftige Aufregung, in die sie geraten, einigermaßen zu beherrschen. „Was ist Dir nur, Liebe?" fragte er mit warmer Teilnahme.

„Nichts", antwortete die Angeredete mit einer Stimme, der nur noch ein leises Zittern anzuhören war, die sonst aber wiederum fest und voll erklang. „Ich danke Dir herzlich für Deine Frage nach meinem Wohlbefinden. Mir fehlt nichts; aber wenn Du es gestattest, möchte ich mich auf mein Zimmer zurückziehen."

Die Unterhaltung hatte ein jähes Ende gefunden dadurch, daß die Dame sich von ihrem Sitze erhoben und das Gemach festen Schrittes verlassen hatte. Betreten blickten die Zurückgebliebenen einander an, selbst der Franzose konnte nicht alsbald passende Worte finden, die entstandene peinlich empfundene Pause zu überbrücken. Kurze Zeit darauf wurde dann die Tafel etwas rasch aufgehoben, und die Herren trennten sich. Wägel verfügte sich auf das Rathaus, wohin Sartorius ihn begleitete, Müller sah unten in den Schreibstuben nach dem Rechten, der Kapitän hatte dem Platzkommandanten dienstliche Mitteilungen zu machen und verließ gleichzeitig mit dem Kaufherrn und dem Arzte das Haus. Madame Wägel verschloß sich in ihr Zimmer, wo sie für niemand zu sprechen war.

Von dem Erkerfenster aus, wo ihr zierlicher Arbeitstisch Platz gefunden, übersah man den ganzen weiten Milchmarkt, konnte man die hoch zum Himmel ragenden Türme des uralten Domes gewahren. Wie oft, wie gern verweilte sie in diesen Räumen, und wenn die gewaltigen Glocken von St. Sebald anhuben zum abendlichen Geläute, und der tiefe ernste Klang der ehernen Stimmen in majestätischer Fülle herüberdrang, dann faltete sie fromm die Hände zum Gebet, und aus der Tiefe des Herzens stieg eine warme Danksagung zum Himmel auf, daß der Allgütige die Verirrung der Jugend ihr nicht zu hoch angerechnet und daß er es schließlich so wunderbar gefügt. Dann brachten neu erweckte Erinnerungen die Bilder längst vergangener Tage wieder zurück. Sie sah sich, halb Kind noch, halb Jungfrau schon, verwaist in dem Pfarrhof des kleinen Dorfes, wo der Amtsnachfolger ihres so früh verblichenen grundgütigen Vaters ihr so liebevoll Asyl geboten, wo die Pastorsfrau ihr eine zweite Mutter geworden. Es waren herrliche Tage ungetrübten Glückes, die sie dort verlebt hatte. Da nahte die Verführung, die gleißende Schlange, dem friedlichen Paradiese. Im Schlosse war Besuch eingetroffen, die Alleen der fürstlichen Gärten und Parks wimmelten von eleganten Gästen, bei den Ausfahrten, den ländlichen Festen und Wasserpartien auf dem stundenlangen Kanal wurde ein ungeheurer Luxus entfaltet, und Klotilde, das reizende Pfarrerskind, wie man sie nannte, die Meisterin auf dem Klavier, war so oft der gefeierte Mittelpunkt glänzender Kreise. Unter den Kavalieren, die ihr berauschende Huldigungen darbrachten, that sich besonders einer hervor, der schönste und kühnste von allen, der junge Marquis v. Trefort. Dem gewandten und einnehmendem Roué sollte es bald gelingen, das unschuldige Kind zu bethören. Eine heimliche Flucht wurde verabredet und ausgeführt, nachdem zu nächtlicher Stunde ein Priester in der Schloßkapelle den heimlichen Bund gesegnet. Die Ärmste ahnte nicht, daß alles dies ein freches Gaukelspiel war, zu welchem eine Anzahl Gäste hilfreiche Hand geboten. Was wußte das einfache Dorfkind von dem gräßlich frivolen Treiben ihrer Zeit. Wie gern willigte sie in Georges' Verlangen, die Ehe geheim zu halten, bis es ihm gelungen wäre, die Einwilligung seines stolzen Vaters zu erlangen! So lebte das Paar monatelang an verschiedenen Orten Frankreichs, verweilte in Paris und im romantischen Schlosse Trefort, an den Ufern der Loire. Durch einen unseligen Zufall erlangte Klotilde Kenntnis von der wahren Natur des Verhältnisses, in welchem sie zu dem Marquis stand, und alsbald faßte sie den Gedanken, den schmachvollen Banden sich zu entwinden. Es gelang ihr, zu entfliehen, sie irrte durch das Land, bis in einem Dorfe bei Orleans die Kräfte sie verließen. Nachdem sie dort einige Wochen gerastet, brach sie von neuem auf und erreichte die Schweiz. Ein gütiges Geschick ließ sie dort mit der Familie Wägel zusammentreffen, mit der sie nach Nürnberg reiste. Als Dienerin erst, dann als vertraute Freundin der Frau fand sie herzliche Aufnahme in dem alten Patrizierhause, und als nach dem Tode der ersten Lebensgefährtin Herr Wägel Klotilden Herz und Hand antrug, erschrak sie erst aufs heftigste und gab verneinende Antworten auf alle seine drängenden Fragen. Doch der ungestüme Werber ermüdete nicht mit seinen Bitten, und auch die beiden Kleinen, Max und Bertha, zeigten eine so rührende Anhänglichkeit, daß sie es nicht über sich vermochte, aus dem gastfreien Hause zu scheiden, das ihr, der Heimatlosen, lange Jahre hindurch Schutz und Schirm geboten. Immer und immer widerholte Wägel, daß die erste Frau auf ihrem Sterbebette ihn in allen Stücken an sie verwiesen, und daß es ihre Pflicht sei, nun neben ihm treu auszuhalten, wie sie gethan in den früheren Zeiten neben der ersten Lebensgefährtin. Und er wußte so beweglich zu bitten, daß sie schließlich, wenn auch zögernd, ihr Jawort gab.

War sie schuldig? Nein, sie war es nicht, wollte sie sich selbst belügen. Durch uneigennützigste, getreueste Pflichterfüllung glaubte sie den Fehltritt ihrer ersten Jugend hinreichend gesühnt, und wirklich hatte sie in Wägels Hause nur Gutes und Segensreiches gestiftet. Und nun entstieg dem Grabe der Vergangenheit jene fürchterliche Gestalt, die sie zu mahnen kam an eine alte Schuld, die noch nicht gesühnt war. Prüd'homme, der Husarenkapitän, der Gast ihres Hauses, war der einstige Marquis Trefort.

Die junge Frau stöhnte tief auf, wie halb erstickt unter der Last solch entsetzlicher Rückerinnerungen, dann sprang sie mit einem Male auf von dem Sopha, in dessen Kissen sie ihr Haupt vergraben hatte. Mit leichten, elastischen Schritten näherte sie sich der Kommode, riß eine Schublade auf und durchwühlte deren Inhalt, bis sie eine kleine Schatulle gefunden, welche sie herausnahm und auf den Tisch stellte. Lange betrachtete sie starren Blickes das unscheinbare Kästchen, dessen Deckel sie endlich abhob, um mit bebenden Fingern einen blinkenden Dolch zu erfassen, den sie ans Licht emporhob. Auf den schmalen Lippen des kleinen Mundes zeigte sich ein Zug kühner Entschlossenheit, und die dunklen Augen erglühten in dämonischem Feuer, als sie leise die Worte vor sich hin murmelte: „Bleibe du bei mir, du sollst mich vor dem Äußersten schützen!“ Es war spät in der Nacht, als die Aufgeregte endlich ihr Lager aufsuchte, wo sie erst nach langen, bang durchwachten Stunden einige Ruhe finden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Wittelsbach und Württemberg.

Von Heinrich Leher.

Wir haben vor kurzem darauf hingewiesen, wie in der uralten bayerischen Herzogstadt Regensburg der Erbe der Longobardenkrone, König Autharis, um Theudelinde, Herzogs Garibalds Tochter, freite. Und abermals, nach mehr als 1000 Jahren, hat in denselben Mauern eine Tochter des Fürstenhauses der Bayern, den hohen Werber um ihre Hand mit dem Jaworte beglückt.

Wenige Wochen sind verflossen, als in Regensburg, der alten Stadt des weiland deutschen Reichstags, festliche Bewegung herrschte. Noch sind die alten Höfe und Paläste der Gesandtenstraße mit den Abzeichen der früheren Herrlichkeit geschmückt; noch prangen über der Schwelle der kaiserliche Doppeladler, die Lilien von Frankreich und Navarra, die Schlüssel und der Ombrellino des hl. Stuhles, je nachdem ein Gesandter in ihnen residierte. Sollten für sie die Tage der alten Pracht wiedergekehrt sein, nein, St.-Emeran, der stolze Sitz Sr. Durchlaucht des Fürsten Thurn und Taxis und dessen Gemahlin, der jugendlich anmutigen Erzherzogin Maria Clementine, sollte gastlich seine Thore öffnen. Der Besuch Ihrer Königl. Hoheit Prinzessin Amalia Maria in Bayern war erwartet, während zu gleicher Zeit die Frau Herzogin Max von Württemberg der Ankunft ihres Vetters, des Herzogs Wilhelm von Urach, Grafen von Württemberg, entgegensah. Sie begegneten sich bei ihren erlauchten Verwandten; und nachdem die gegenseitige Zustimmung der beiden Familien eingetroffen, war, wurde die feierliche Verlobung des Herzogs Wilhelm von Urach mit Prinzessin Amalia Maria proklamiert.

Der hiermit in innige Beziehungen zu dem erlauchten Königshause der Wittelsbacher getretene Bräutigam Herzog Wilhelm Karl Florestan Gero Creszentius von Urach, Graf von Württemberg, wurde geboren am 3. März 1864 zu Monaco als ältester Sohn des Herzogs Wilhelm von Urach und dessen Gemahlin Prinzessin Florestine von Monaco. Der Bräutigam ist väterlicherseits ein Enkel des Herzogs Wilhelm Friedrich Philipp von Württemberg, ältesten Bruders der russischen Kaiserin Maria Feodorowna, Witwe Pauls I., Urgroßmutter des regierenden Zaren. Durch seine Mutter, ein Vorbild einer christlichen Fürstin, nennt er als Großtante die aus der Geschichte der französischen Revolution, als Opfer der Schreckenszeit berühmt gewordene Fürstin Therese von Grimaldi-Monaco, Tochter des Marschalls Stainville, Nichte des großen französischen Staatsmannes, Herzogs von Choiseul. Ein berühmter Geschichtsschreiber sagt von ihr, „niemals war in ein und derselben Persönlichkeit so viel zauberhafte Anmut, Geist und Mut vereinigt.“ Sie starb auf dem Schafott als Opfer der blutdürstigen Jakobiner am 9. Thermidor, in dem Augenblicke, als Dumas, der Präsident des Schreckenstribunals, der ihre Verurteilung ausgesprochen hatte, selbst verhaftet wurde.

Die hohe Braut, Prinzessin Amalia Maria, wurde geboren am 24. Dezember 1865 als älteste Tochter des Herzogs Carl Theodor aus dessen erster Ehe mit Prinzessin Sophie von Sachsen. Eine tückische Krankheit vernichtete das Leben der teuren Mutter, als sich die Prinzessin noch im zarten Alter von zwei Jahren befand. Die Sorge und Liebe der Mutter wurde ihr ersetzt durch die zarte Fürsorge der zweiten Gemahlin des Herzogs, Ihrer Königl. Hoheit Prinzessin Maria Josefa von Braganza.

Wir finden in der hohen Braut alle jene Eigenschaften vereint, welche gerade in Bayern das Band zwischen Fürstenhaus und Volk so fest und stark geknüpft haben: die Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit, Milde und Wohlthätigkeit, edles, geläutertes Kunstgefühl; so war es insbesondere die Musik, welcher die Prinzessin besondere Neigung und Verständnis entgegenbrachte.

Wenn wir den Stammbaum der beiden königlichen Häuser nach den Verbindungen zwischen Wittelsbach und Württemberg durchforschen, so begegnet uns zuerst Mechtildis, die Tochter Ludwigs III., des Bärtigen, Kurfürsten von der Pfalz; hier war die Mutter der Braut eine Tochter Italiens, Mechtildis Tochter des Grafen Amadeo von Savoyen und Fürsten von Achaja. Die Braut befand sich bei ihrer Verlobung in dem überaus zarten Alter von neun Monaten. Ihr Geburtstag war der 7. März 1419, ihr Verlobungstag der 25. November gleichen Jahres; der Bräutigam, Graf Ludwig I., der Ältere von Württemberg, war damals 11 oder 8 Jahre alt; die

geschichtliche Forschung schwankt nämlich bei der Feststellung seines Geburtsjahres zwischen den Jahren 1408 und 1411. Die Vermählung der beiden fand am 17. Oktober 1434 in Stuttgart statt. Der Bund war ein überaus glücklicher. Mechtildis beschenkte ihren Gemahl, der am 23. September 1450 zu Urach starb, mit drei Söhnen und zwei Töchtern. Sie reichte als Witwe ihre Hand dem Herzog Albrecht VI. von Österreich; diese Ehe blieb kinderlos. Mechtildis kehrte an den väterlichen Hof zu Heidelberg zurück und starb daselbst am 1. Oktober 1482. Das Andenken ihres ersten Gemahls war ihr unvergeßlich geblieben; an seiner Seite wollte sie ruhen, und so wurde denn ihre irdische Hülle in die Kartause Güterstein gebracht und dort neben Ludwig I. beigesetzt. Mechtildis war eine echte Tochter des Wittelsbachschen Hauses, glühend von Begeisterung für Kunst und Wissenschaft. Die hohe Frau war es, welche in ihrem Sohne, Herzog Eberhard I., den Gedanken zur Gründung der Universität Tübingen (1477) entzündete. Im Jahre 1555 wurden die Leichen des Fürstenpaares in die dortige Stiftskirche übertragen, und ihr schönes Grabdenkmal ist heute noch eine Zierde dieses Gotteshauses.

Die nächste Eheberedung zwischen Wittelsbach und Württemberg lautet de dato Köln, 8. Oktober 1440, Graf Ulrich V. (Adamatus, Beneamatus) der Vielgeliebte, freite Margarethe, die Witwe Herzog Wilhelms III. von Bayern-München, Tochter Adolfs I., des Siegreichen, Herzogs von Cleve und der Mark. Die Vermählung fand statt am 29. Januar 1441. Margarethe starb in Stuttgart am 20. Mai 1444 und liegt in der dortigen Stiftskirche begraben. Ulrich erschien jetzt als Werber am Hofe von Bayern-Landshut; er verlobte sich am 9. September 1444 zu Nürnberg mit Elisabeth, der 25jährigen Tochter des Herzogs Heinrich IV., des Reichen, von Niederbayern. Sie beschenkte ihren Gemahl mit zwei Söhnen und einer Tochter. Sie starb bei einem Besuche in der Heimat zu Landshut am Neujahrstage 1451. Ihre Leiche ruht jedoch zu Stuttgart in der Stiftskirche neben ihrem Gemahl. In dritter Werbung erkor Ulrich die Witwe Ludwigs IV., des Gütigen, Kurfürsten von der Pfalz, Margarethe, die Tochter Herzogs Amadeus VIII. des Friedfertigen, von Savoyen. Die Hochzeit fand am 9. Juli 1453 zu Stuttgart statt. Margarethe gab ihrem Gemahle vier Töchter; sie verschied am 30. September 1479. Elisabeth ist durch ihren Sohn Heinrich die Stammutter des württembergischen Königshauses.

Ihre Königl. Hoheit Prinzessin Amalia Maria und Herzog Wilhelm von Urach.
Nach einer Photographie von Hofphotograph A. Marx.

Sabina, die Tochter Herzog Albrechts III., des Weisen, welcher seinem Lande das unschätzbare Geschenk des Primogenitur-Rechts gab, wurde bereits als sechsjähriges Mädchen am 18. Oktober 1498 mit Herzog Ulrich I. verlobt und mit ihm am 2. März 1511 zu Stuttgart vermählt. Sie starb zu Nürtingen bei Reutlingen, 30. August 1564 und ruht in der Stiftskirche zu Tübingen. Ihre kunstvolle Büste zierte einst das prachtvolle Lusthaus zu Stuttgart und wurde durch den verstorbenen Herzog Wilhelm von Urach, Vater des Bräutigams, beim Abbruch des schönen Baues vom Untergange gerettet. Die Büste schmückt jetzt Schloß Lichtenstein, den Sommersitz der herzoglichen Familie. Als 13jährige Prinzessin vermählte sich am 20. Mai 1585 Ursula, Tochter Georg Johanns I., Pfalzgrafen von Veldenz, und Enkelin des großen Schwedenkönigs Gustav Wasa, mit Herzog Ludwig III. von Württemberg. Sie überlebte ihren Gemahl um 42 Jahre und starb zu Nürtingen, 5. März 1635. Sie ruht an der Seite ihres Gemahls in der Stiftskirche zu Tübingen, während ihre bei einem Besuche in Nürtingen verstorbene Schwester Johanna Elisabetha, in der Stiftskirche zu Stuttgart beigesetzt ist.

Der Bruder der beiden Prinzessinnen, Georg Gustav von Veldenz, war vermählt mit Elisabeth, der Schwester Herzog Ludwigs III., Witwe des Fürsten Georg Ernst von Henneberg. Sie starb nach sechsjähriger, kinderloser Ehe am 28. Februar 1592 zu Schloß Karlsburg.

Eine zweite Schwester Herzog Ludwigs, Emilia, war mit Richard, dem letzten Pfalzgrafen von Simmern-Sponheim vermählt.

Die dritte Schwester, Sophia Dorothea, reichte ihre Hand dem Pfalzgrafen Otto Heinrich von Sulzbach. Sie starb zu Hilpoltstein am 23. März 1639; ihr Grabmal befindet sich zu Lauingen in der Kirche St. Martin. Obwohl sie ihrem Gemahl 13 Kinder geboren, erlosch dennoch mit ihm

die von ihm begründete Nebenlinie Sulzbach I. der Linie Zweibrücken-Veldenz.

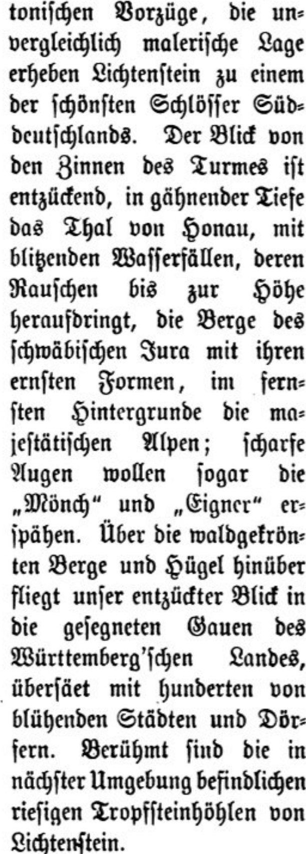
Die letzte Verbindung war die Heirat der Prinzessin Charlotte Auguste, Tochter König Max Josefs I., mit dem Kronprinzen Wilhelm von Württemberg (8. Juni 1808.) Die Ehe wurde im Jahre 1814 wieder getrennt; Charlotte Auguste wurde am 10. November 1816 mit Kaiser Franz I. von Österreich vermählt.

Kehren wir aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurück. Den Übergang bilde die Mitteilung, daß das herzogliche Haus Urach bereits einmal in, wenn auch nicht unmittelbare, verwandschaftliche Beziehungen zu Wittelsbach, trat. Herzog Wilhelm, der Vater des Bräutigams, war in erster Ehe vermählt mit Theodolinde Luise Auguste Napoleone, Tochter des Vicekönigs von Italien, Eugen Beauharnais, Herzogs von Leuchtenberg und dessen Gemahlin, Augusta Amalia Ludovica Georgia, königlichen Prinzessin von Bayern. König Max Josef I. ist somit Urgroßvater der beiden Stiefschwestern des Bräutigams, der Gräfin Auguste von Thun-Hohenstein und der Fürstin Mathilde von Viano.

Wir wenden uns zum Schlusse zu dem Bilde des künftigen Sommersitzes der Prinzessin Amalia Maria, zu Schloß Lichtenstein. Wenn wir auf einer Karte die Entfernungen von München bestimmen wollten, könnten wir uns hierzu des von dem herzoglichen Bräutigam erfundenen Zirkels „deutsches Reichspatent Nr. 60665“ bedienen.



Schloß Lichtenstein.



Schloß Lichtenstein ist ein Name, vertraut dem Ohre jedes Gebildeten. Er weckt ja sofort die Erinnerung an Wilhelm Hauffs unübertrefflichen historischen Roman „Lichtenstein“. Die Burg verdankt in der That ihre Entstehung dem Buche Hauffs: der Herzog Wilhelm, der Beschützer der Künste, der geschichtlichen Wissenschaft wurde durch den Roman begeistert, aus den Trümmern der alten Ruinen das neue Schloß erstehen zu lassen.

Ein bayerischer Architekt, Heideloff, den das „Bayerland“ schon mehrmals rühmend nannte, schuf den malerischen Bau im Jahre 1841. Das Schloß liegt auf einem Basaltfelsen, oberhalb des Fleckens Honau, nahe der alten Reichsstadt Reutlingen. Seine architektonischen Vorzüge, die unvergleichlich malerische Lage erheben Lichtenstein zu einem der schönsten Schlösser Süddeutschlands. Der Blick von den Zinnen des Turmes ist entzückend, in gähnender Tiefe das Thal von Honau, mit blitzenden Wasserfällen, deren Rauschen bis zur Höhe heraufdringt, die Berge des schwäbischen Jura mit ihren ernsten Formen, im fernsten Hintergrunde die majestätischen Alpen; scharfe Augen wollen sogar die „Mönch“ und „Eigner“ erspähen. Über die waldgekrönten Berge und Hügel hinüber fliegt unser entzückter Blick in die gesegneten Gauen des Württemberg'schen Landes, übersäet mit hunderten von blühenden Städten und Dörfern. Berühmt sind die in nächster Umgebung befindlichen riesigen Tropfsteinhöhlen von Lichtenstein.

Natur und Kunst haben ihre schönsten Gaben hier vereinigt; alles ist da, um glücklich zu sein. Die Segenswünsche, welche beide Länder dem jungen Brautpaare spenden, sie werden gewiß in Wirklichkeit sich verwandeln.

Königs- und Eibsee.

Von Dr. A. Geistbeck.

Bald anmutig und freundlich zwischen den grünen Hügelwellen der Moränenlandschaft und an den volksbelebten Straßen des Verkehrs gelegen, bald abgeschieden und schweigsam in menschenfernen, düsteren Hochgebirgsthälern begraben, bald träumerisch hingesunken in das dichte Röhricht der Hochmoore, bald leuchtend in grüngoldigem Glanze zwischen felsumstarrten Hochgebirgszirken, so reiht sich in einer Ausdehnung von 50 Stunden am Fuße und in den Thälern unserer heimatlichen Alpen See an See, ein unerschöpflicher Born stets neu erfrischenden Naturgenusses, eine stetige Aufforderung zur Lösung des alten Rätsels über ihr Werden und Vergehen, ein ewiger Anreiz zu künstlerischem Sinnen und Schaffen.

Aber all' die großen und kleinen Sterne in dem Zaubergürtel unserer Seenwelt, sie müssen erblassen angesichts der überwältigenden Eindrücke des Erhabenen, durch welche Königs- und Eibsee jeden Beschauer hinreißen. Sie sind die klassischen Stätten unserer bayerischen Alpenseen, ja, in der Ausgestaltung ihres Naturcharakters überhaupt unerreicht.

Königsee und Eibsee! Welche Zauberbilder steigen bei diesen Namen in unserm Geiste auf! Himmelhoch in den blauen Äther emporgewölbte Felsenfirste mit schneeschimmernden Zackenkronen und jäh abbrechende, tausend Meter tiefe Wandabstürze, kahl und tot, kein Baum, kein Strauch. Am Fuße dunkle, traurige Tannen, das verschleuderte Trümmerwerk umklammernd, und dazwischen die unergründlich dunkle Flut.

Eine schauerliche Gestaltungskraft liegt über diesen Bildern, und aller Glanz des Himmels, alles Wolkenleuchten, alles Glühen der hohen Zinnen vermag es nicht, diese Bilder heiter zu stimmen. „Wir saßen“, so schildert Rosegger den Eindruck des Königssees vom Malerwinkel aus, „zwischen struppigem Gebüsch auf einem Steinblock und blickten hinein über den dunklen Seespiegel in die zerrissenen Berge, die drinnen beim noch wilderen Obersee niederstürzen. Wir saßen da und schwiegen lange. Zwei arme, hilflose Menschenwesen in der grauenhaften Wildnis, zwei heißpochende Herzlein zwischen ungeheuren Steinwuchten. Denn diese Wildlandschaft am Königssee ist nur ein Gleichnis für die große Wildnis dieser Welt. Selbst das leidenschaftlichste Wesen müßte zu solcher Stunde seine Fahne senken und kapitulieren.“ . . .

Und Karl Stieler: „Der Eibsee ist die Hölle der Natur — etwas Stygisches liegt in dieser Flut . . . Pygmäen gleich stehen die Irrenden am Ufer und schauen mit vergnügten Augen in die schwarze Tiefe. Ihr Verstand ist zu kühl, und ihr Gemüt zu weich für die Kraft dieser Gewalten, sie fühlen nicht, daß hier Welten übereinander krachten, sondern schießen eine Pistole los, um am Krachen des Echos künstlich zu erschrecken. Liegen nicht genug Schrecken hier aufgetürmt? Und hallt es nicht aus den grollenden Stimmen des Echos, als riefen die Geister des Berges zurück, aus sechs- und siebenfacher Tiefe: Spielt nicht mit unserm Schicksal!“

Tiefernste, fast düstere Stimmungen sind es, die in den Gemütern feinfühliger Naturen hier erwachen, die Enge des Raumes wird beklemmend, die Großartigkeit der Natur erdrückend.

Doch ungeachtet dieser einheitlichen Naturstimmung von hochnordischem Charakter bekunden Königs- und Eibsee doch wieder bedeutsame Gegensätze. Dort eine fjordartig schmale Felsengasse mit panzerglatten Wänden, zwischen denen eine nahezu 200 m tiefe Wassermasse wogt, hier ein vergleichsweise flacher Plateausee, der in Urweltgetrümmer förmlich begraben liegt, und dessen Uferdekoration sich auf den gigantischen Felsenspitzen des Zugspitzmassivs konzentriert. Im ganzen Bereiche der nördlichen Kalkalpen liegt keine Stätte mächtigerer Zerstörung als die Umgebung des Eibsees. Schon auf dem Wege von Partenkirchen und Garmisch nach Grainar überrascht den Wanderer eine große Anzahl von den Höhen herabgekollerter Felsblöcke, die nach Art der Findlingsblöcke mitten im grünen Wiesenplane liegen. Mit dem Anstiege des Plateaus zur Höhe des Eibsees (959 m) aber häufen sie sich immer dichter und dichter, immer höher türmen sie sich, und mühsam umgeht oder überschreitet der Weg das wilde Chaos, in welchem vereinzelte trichterartige Einsenkungen kleine, seichte Wasserbecken umfassen, wie den farbenschillernden Badersee (5,2 m tief) und den einsamen Rosensee. Zerblocktes Gestein



Der Eibsee. Mit Genehmigung des Herrn Johannes, Hofphotograph, Partenkirchen-Meran.

in seltsamen Formen, umsponnen von grünen Farnkräutern und Rankengewächsen und beschattet von dunklen Tannen, umsäumt den See.

Nur ein Bergsturz von riesenhafter Ausdehnung, wie die Geologie der Alpen kaum einen zweiten kennt, kann dieses Trümmermeer und diesen See geschaffen haben, und dies wird um so wahrscheinlicher, wenn wir wissen, daß auch der nahegelegene Fernsteinpaß mit seinen Zauberseen, der Spitzingpaß mit dem Spitzingsee, ja vielleicht selbst der König aller bayerischen Seen, der Königssee, einem solchen Elementarergusse ihr Dasein verdanken. Diese Genesis erklärt uns auch die zahlreichen Inselblöcke des Sees und die merkwürdige Erscheinung der kleinen Ufer- oder Gestadeseen, wie des Frillen-, Unter- und Steingringersees, von denen ersterer ein wahres Kabinettsstück alpiner Naturschönheit genannt werden muß.

Schon seit dem Jahre 1874 besitzen wir dank den vielgerühmten Forschungen des Universitätsprofessors Dr. Simony in Wien eine vorzügliche Kenntnis der Bodenplastik des Königssees. Am Eibsee habe ich selbst im Jahre 1881 nur einige orientierende Untersuchungen angestellt, wobei sich eine Maximaltiefe von nur 27½ m ergeben hat. Hoffentlich gelingt es, im Laufe dieses Sommers noch das kleine, aber merkwürdige Wasserbecken nach allen Richtungen hin gründlich zu durchforschen.

Das erste bayerische Husarenregiment „Lidl von Borbula“.

Von Leonhard Winkler.

(Schluß.)

Nach dem Falle Belgrads bezog die Hauptarmee und mit ihr unser Regiment Lidl ein Lager bei Semlin. Am 13. September übergab Max Emanuel den Oberbefehl an Caprara und reiste nach Wien ab. Die kurbayerischen Truppen wurden am 25. September in die Heimat beordert, wo sie Mitte Dezember eintrafen, um bald darauf gegen den Erbfeind im Westen zu Felde zu ziehen.

Am gleichen Tage ging das Husarenregiment im Lager von Semlin durch die Musterung des Kriegskommissärs Gemmel, wobei dasselbe auffallend viele Abgänge zeigte. Da nämlich sich schon vorher das Gerücht von der demnächstigen Abdankung des Regiments verbreitet hatte, so war der blessierte Oberstlieutenant bereits auf seine Güter gegangen und hatte seine verwundeten Husaren sowie außerdem noch 70 Leute von seiner und seines Bruders Kompagnie mit sich nach Hause genommen. Aus dem gleichen Grunde war der Rittmeister Forgatsch mit den meisten Husaren seiner Kompagnie „auf gnädigst erhaltene Lizenz“ nach Hause geritten. Nach geschehener Musterung wurde das Regiment sofort abgedankt. Lidl versprach dem Kurfürsten, das ganze Regiment wieder bis Ende Mai 1689 — was aber nicht mehr geschah — komplett stellen zu wollen, und um sich die Anhänglichkeit seiner Leute nicht zu verscherzen, ließ er ihnen alle eroberte Beute. Bei der Abdankung erklärten Offiziere wie Soldaten dem Musterungskommissär, daß sie an Lidl „einen Vater und nicht einen vorgesetzten Obristen“ gehabt hätten. Und diese Zuneigung der Untergebenen ruhte auf der liebevollen Sorgfalt, welche der Führer seinem Regimente stets bewies, wie z. B. daraus hervorgeht, daß durch seine Fürsorge die Husaren die Maß Wein um zwei Groschen billiger geliefert bekamen, als die anderen Regimenter. Was die militärische Qualität des Regiments in Bezug auf Brauchbarkeit und Verwendbarkeit betrifft, so dürfte für die Güte derselben allein schon dessen Zusammensetzung aus lauter alten und erprobten Soldaten, sowie seine vielfache Verwendung zu ehrenvollen Begleitkommandos sprechen. Dieselbe wird uns aber auch noch durch die kaiserlichen Generäle bestätigt, welche das Regiment öfters rühmten, und aussprachen, daß sie ein dergleichen ungarisches Regiment noch niemals gesehen haben. Ja, der Kurfürst selbst betonte — was Lidl später in einem Bericht an den Kurfürsten sich als verdienstvolles Moment zu seiner Beurteilung anrechnet — zu öfteren Malen Lidl gegenüber die guten Eigenschaften des Regiments. Und dieses günstige Urteil gewinnt an Bedeutung noch dadurch, daß in den Akten nirgends Spuren von Disziplinarvergehen oder Exekutionen zu finden sind. Das Lidlsche Husarenregiment paßte demnach sehr gut in den Rahmen der bayerischen Reiterei, welche im 17. Jahrhundert auf einer mustergültigen Stufe der Vollkommenheit stand.

Oberst Lidl selbst kehrte mit den kurbayerischen Truppen nach Bayern zurück und erhielt beim Pflegamt in Wasserburg für seine Person Quartier und Verpflegung angewiesen. Nachdem er ruhmbedeckt in seinem Quartier eingetroffen war, kam die tintenunfehlbare Revisionsstelle des Hofkriegsrates und verlangte genaue Abrechnung über die empfangenen Werb- und Anrittgelder. Lidl zeigte sich über diesen Mangel an Vertrauen in seine Redlichkeit, „so mir vast die blutigen Zecheren (Zähren) auß Herzen undt augen bresten“ — wie er an den Kurfürst schreibt — empört, zählte in seinem Bericht an den Kurfürsten alle seine Verdienste während der Kampagne 1688 auf und bat um Rückzahlung seiner Kaution. Unter den Verdiensten, von welchen der Leser schon größtenteils durch die vorstehende Schilderung unterrichtet ist, nennt er noch als ein ganz besonderes, „daß bey Belgrad das ganze Landt sich gleich — schreibt er — an mich gehalten, yber 1500 wehrhaffte razzen (Raizen heißen einzelne serbische Volksstämme bei den Ungarn) undt khriecher (Griechen) stets bey mir gehabt alle gehorsamb gelaist undt sich zue allem brauchen lassen, die Churbayerische schöfffändl von den schöffen (Schiffähnchen von Schiffen) genommen, lange stangen daran machen lassen, undt ein ortentliches Regement ohne uhnkosten eines bissen brodt formiert undt ruembhaffte Dienst zue allergdsten contento Ihro Churfl. Drchl. gelaist“. Mit diesem Regiment sind zweifellos die bereits oben angeführten „Schnaphaner“ identisch, welchen demnach Lidl in dieser Weise eine festere und straffere Organisation gegeben hat. Interessant ist, daß diesem Schnaphanerregiment die weißblauen Wimpeln kurbayerischer Donau-Transportschiffe (Zillen) auf ihrem Kriegspfade voranwehten.

Der bald darauf erfolgende Aufbruch der kurbayerischen Armee an den Rhein und die Beorderung des Obersten Lidl, mit dem Generalstab — wozu Lidl als Generaladjutant zählte —

am 11 oder 12. Januar in Friedberg einzutreffen, wird wohl mit den Revisionsrückständen des Feldzuges 1688 aufgeräumt haben, und am 2. März 1689 erging der kurfürstliche Befehl, dem Lidl sein ganzes Guthaben — zweifelsohne Kaution und rückständige Verpflegsgelder — auszubezahlen.

Da die meisten Leser dieses Blattes sich jedenfalls auch gern ein Bild von dem Habitus dieser schneidigen Husaren sowie von deren Kampfweise machen möchten, so mögen zum Schluß noch einige Notizen über Uniformierung, Bewaffnung, Ausrüstung und taktische Verwendung im Gefechte folgen.

Das Regiment trug blaue Spenser, welche die Hüfte noch deckten, enge Hosen, wahrscheinlich auch von blauem Tuch, rote Czismen und hohe rote Mützen oder Hauben mit Federn (Reiherfedern). Die blauen Tücher kamen aus Mähren, die Mützen mit Federn, die ungarischen Schabracken, deren eine so groß wie andere drei, ebenso die großen Knöpfe mit dreifachen Kettchen auf der Brust und das Riemenwerk aus Preßburg. Die Halftern kaufte Lidl in Linz, die 800 Paar rote Stiefel zu Somerein, einem Marktflecken 2½ Meilen südöstlich von Preßburg. Gegen die rauhe Witterung hatten die Husaren aus Wolfs- und Luchshäuten gefertigte Pelze, welche außerordentlich schwer zu beschaffen waren, und schon unterm 2. Januar 1688 erging vom Hofkriegsrat nach Amberg und Straubing an Pfleg- und Rentamt der Befehl, die vorhandenen Wolfshäute (auch Luchshäute), welche „die gewäff, prazen und schweif noch haben“ an die Hauskammerei einzuschicken, von wo Lidl 55 Stück rauhgearbeitete Wolfshäute à 2 fl. erhalten hat. Die Gewehre (Karabiner) und Feldzeichen — 24 Standarten — sowie 400 Paar deutsche Pistolen wurden aus den Zeughäusern zu München und Augsburg beschafft. Die feuerscheuen Türken gaben den Anlaß, daß im 17. Jahrhundert die Feuerwaffen bei der Kavallerie überhand genommen haben. Zu den bereits genannten Waffen kam noch der etwas gekrümmte Säbel, den der Husar erst dann in die Hand nahm, wenn er Karabiner und Pistol losgebrannt hatte. Die Husaren wendeten hauptsächlich nur die Kampfweise des „Scharmutzierens“ an. Hiernach schwärmten ganze Abteilungen, unterhielten einen Feuerkampf und wichen dem Anprall des Gegners aus. Einzelne kleinere Trupps, welche den Scharmutzierenden in Staffeln folgten, schwärmten gegen den verfolgenden Feind aus und suchten womöglich seine Flanke oder seinen Rücken zu gewinnen. Hatten sie denselben in Verwirrung gebracht, so war der Moment für die reguläre Kavallerie zum Einbrechen gekommen. Mußten sie retirieren, so flüchteten sie hinter die geschlossenen Linien der anderen Truppen. Die taktische Einheit der Husaren zu dieser Zeit war, wie bei der übrigen Kavallerie, die Eskadron, welche aus zwei administrativen Einheiten, Kompagnie genannt, bestand. Von dieser Zeitperiode an fanden die Husaren nach und nach in allen größeren und kleineren Armeen Eingang, und in Deutschland gab es, auch unter den Duodezstaaten; kaum einen, welcher nicht seine Husaren gehabt hätte, und wären es auch nur Kammerhusaren — den jetzigen Leibjägern zu vergleichen — gewesen, luxuriös equipierte Lakayen in ungarischer Tracht, friedliche, unsoldatische Figuranten auf dem Parkett. Wir erinnern hier nur an die Husaren des Markgrafen von Ansbach und an jene der Fürstbischöfe von Würzburg und Bamberg. Wohl wurden auch die preußischen Husaren — ihr Geburtsjahr ist 1721 — ursprünglich zu Polizei- und Postillonsdienst verwendet, aber schon zur Zeit Friedrichs des Großen erhoben sie sich zu jener Heldengröße, welche heute noch von der Nachwelt bewundert wird, und wir brauchen nur die Namen „Zieten- und Seydlitz-Husaren“ zu nennen, um das Herz eines jeden braven Reiters schneller schlagen zu machen. Aber vergessen dürfen wir nicht, daß Wiege und Stamm aller Husaren und der Urhusar selbst in Ungarn zu suchen ist.

„Der Überfluß dieses Landes an Pferden, die geringe Arbeit, welche der fruchtbare Boden erfordert, gaben Gelegenheit, geschickte Reiter und abgerichtete Pferde zu gewinnen. In den weiten Pußten tummelte sich der Magyar, von jung an gewöhnt, auf dem Roß zu sitzen und sich zu dessen Meister zu machen, ausgestattet mit einem lebendigen Temperament, feurig wie sein Wein, im Streit wild wie sein Pferd, pfiffig, findig und flink.“

Die Preysingsäule im Forste Kasten.

Von Otto Grashey.

Der Artikel „Ehrensaal der Preysinger“ von Leher in Nr. 11 und 12 des „Bayerlandes“ rief mir die Erinnerung wach an ein Monument, das einstens einem der Preysinger gesetzt wurde und Beweis davon ablegt, wie sehr das Geschlecht, in specie Graf Max Emanuel von Preysing — nach dem citierten Artikel wohl der Erbauer des Palais, in welchem heutzutage die Hypothek- und Wechselbank untergebracht ist — von seinem Fürsten und Herrn geehrt wurde.

Da, wo in stiller friedlicher Beschaulichkeit das freundliche Dorf Planegg mit seinem Inselschlößchen und vielen hübschen Villen langgestreckt am Ufer der Würm sich hinzieht, umsäumt den Hügelrand südöstlich davon ausgedehnter Wald. Dieser Wald, zum Heiliggeistspitale in München gehörig, ist der Forst Kasten, welcher durch einen eigenen magistratisch angestellten Förster verwaltet wird. Es ist dies ein recht wertvolles Besitztum, das vom Rande des Würmthales in seiner Breite bis zu den Planken des Forstenrieder Wildparkes reicht und die große Waldmasse zwischen München und Starnberg vervollständigt.

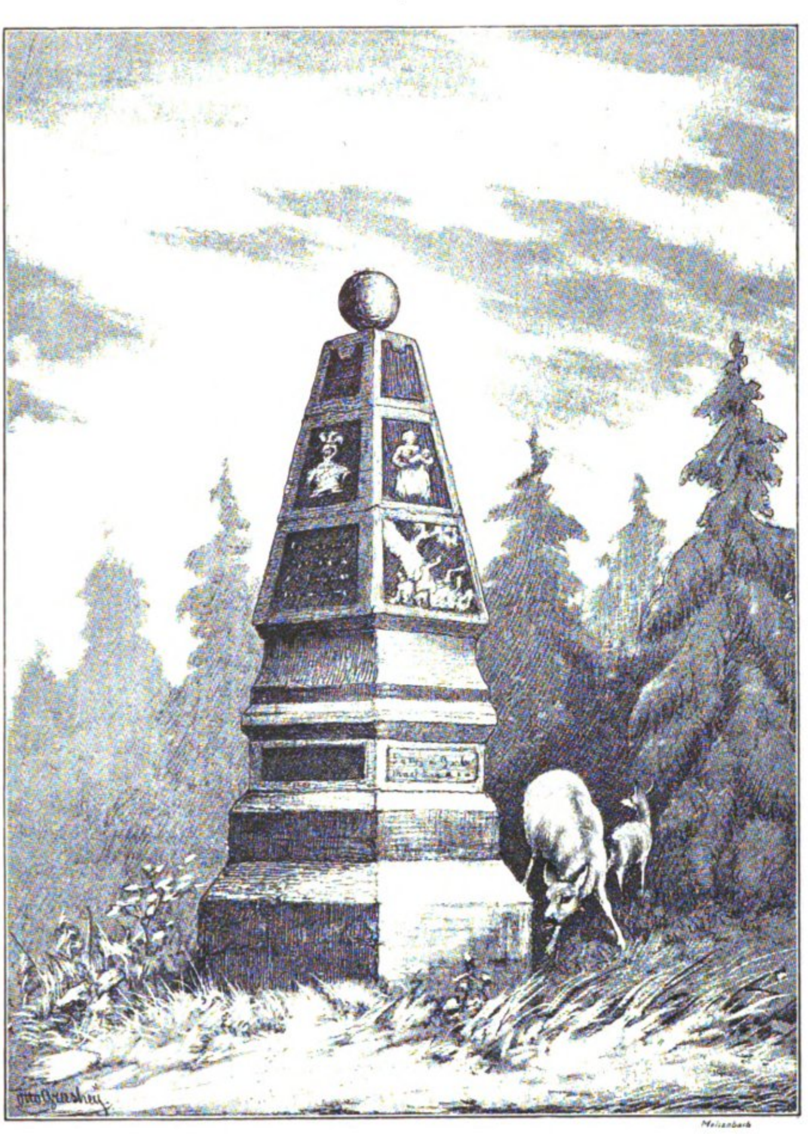
Einst zur Zeit der bayerischen Herzöge und Kurfürsten war diese ganze imposante Waldmasse von Nymphenburg an bis zum Buchhof bei Starnberg **ein** großer Wildpark, in dessen Mitte ungefähr das Jagdschloß **Fürstenried** stand.

Prunkvolle Parforce-Jagden auf den stattlichen Edelhirsch, rauschende Feste mit Massenjagden und Gondelfahrten auf dem See, nicht selten mit einander in Verbindung gebracht, schlossen sich an das fürnehme Gejaid an und belebten dieses Gelände; das fröhliche Halali der bunt uniformierten Pikeure schmetterte durch die alten Tannen und das muntere Geläute der halsgebenden Meute, sie verbanden sich im ritterlichen Spiele und prägten der damaligen leichtlebigen Zeit den Stempel heiteren Gepränges auf. — Jetzt ist's still und ruhig geworden in diesen Forsten, kein Fürstenruf schmettert mehr durch die Bestände, und wo manches kühne Abenteuer bestanden wurde,

verhallt im Herbstnebel nur noch hin und wieder der herausfordernde Brunstschrei der Forstenrieder Hirsche. Nur ein stiller verwitterter Zeuge solch bewegter Tage kündet, verlassen im stillen Waldesdunkel unter hoch schirmenden Tannen, dem Epigonen von dem einstigen weidmännischen Treiben — es ist die „Preysingsäule!“

Mitten im Forst Kasten auf einer Freiung befindet sich das ansehnliche Forsthaus, bewohnt vom gastfreundlichen Schützer des Waldes, und im rechten Winkel mit der von München nach Gauting am Forsthause vorbeiführenden Straße, zieht sich tief in den Wald hinein ein Geräumt (Schneuße) bis zum Forstenrieder Park; es ist das sog. „Preysing-Geräumt“, auf welchem die bewußte Säule steht.

Bei einer Parforcejagd unter Kurfürst Karl Albert, dem nachmaligen Kaiser Karl VII., ist hier Oberststallmeister Max Emanuel Graf von Preysing mit dem Pferde gestürzt und lag lange Zeit bewußtlos, bis der Vermißte endlich gefunden wurde. Scharf mag's wohl damals bei der Hatze hergegangen sein, denn der Kurfürst ließ zum Andenken an die glückliche Errettung seines treuen Freundes, seines Oberststallmeisters, Geheim- und Konferenzrates, dieses Denkmal errichten.



Die Preysingsäule im Forst Kasten. Originalzeichnung von Otto Grashey.

Betrachten wir nun die stattliche Säule etwas genauer. Der ein wenig von dem Zahn der Zeit benagte, aber doch gut erhaltene Steinobelisk trägt auf der Spitze eine Kugel. Die Vorderseite (S.-O.) zeigt ein Relief der Muttergottes mit dem Jesuskinde; unter dieser, im nächsten breiteren Felde sieht man ebenfalls ein Relief, Roß und Reiter sich unter einer Eiche am Boden wälzen, darunter der Spruch (buchstäblich):

Stehen in Gottes gnad — macht stehen allezeit grad.

An der zweiten Seite (N.-O.) ist das gräflich Preysingsche Familienwappen angebracht, und darunter die Inschrift:

Den 29. Novembris Ao. 1735 ist allhier der Hochgebohrene Herr Herr Max Emanuel Graf von Preysing Chur-bayr: Geheimber und Conferenz Rhat Obrist Stallms: Hoch-Ritt: Ord: Groß: Kreuz und Erster Groß Canzler, auf der Jagt mit dem Pferdt gestürzt; und ohne Lebenszeichen gefunden: durch sondere Guettatt aber der Wund: thättigen Muetter Gottes zu Altenötting von der antringenden Todtesgefahr errettet worden wovon zur ewigen Danksagung eine Silberne Ampel vor dem Gnad: Altar von Ihro Churfürstl: Drlt Carl Albrecht aufgehenkhten erhalten würdt.

Der du dißes Lißest Liebe die Göttliche Muetter
So kannst du sicher wandern in der gnad des Göttl: Kündts.

An der entgegengesetzten Seite (S.-W.) ist ein Helm, Brustharnisch, Schwert und geschlossener Köcher darunter querliegend angebracht. Im unteren Felde befindet sich eine, infolge Verwitterung des Steins fast gänzlich unleserliche Inschrift, höchst wahrscheinlich eine lateinische Übersetzung der an der entgegengesetzten Seite angebrachten Inschrift.

Die hintere vierte Seite (N.-W.) enthält die Nachbildung der in der oben aufgeführten Inschrift erwähnten Ampel — unter derselben ein aufgeschlagenes Buch über einem quer liegenden Kreuze und eine brennende Fackel. Hier unterhalb stehen die Worte:

RELJGJO
CAUSA VOTI.

Der Obelisk ist 18' (5,25 m) hoch und aus Stein in schöner Form errichtet.

Dem früheren technischen Betriebsleiter der Forstverwaltung, Herrn Conrad Klaußner, k. Oberforstrat im Staatsministerium der Finanzen, gebührt das Verdienst, daß dieses schöne Denkmal nicht dem unerbittlichen Zahn der Zeit zum Opfer wurde, indem er dasselbe im Jahre 1868 und dann noch einmal 1885 in selbstlosester Weise auf eigene Kosten renovieren ließ, um es intakt länger der Nachwelt zu erhalten.

Die vorstehend aufgeführten näheren interessanten Daten über das Preysing-Denkmal verdanke ich zum größten Teil der mir zuvorkommend gewährten Einsicht in die forstlichen Akten.

Hadamar von Laber,

ein oberpfälzischer Minnesänger.

Notiz von F. Binhack.

Unter den bayerischen Dichtern des Mittelalters befindet sich nicht an letzter Stelle Hadamar von Laber, von dem uns bereits Ludwig Weiß in der letzten Nummer des „Bayerland" erzählte. Die Laber oder Laberer zählten, wie bereits daselbst



Schloß und Markt Laber im letzten Jahrhundert.
Nach einem Gemälde im Besitze Sr. Exzellenz des Regierungspräsidenten Dr. v. Ziegler.

erwähnt, zu dem besten Adel Bayerns. Ihr Stammgut war das alte oberpfälzische Bergschloß über dem Flecken Laber, an dem gleichnamigen Flüßchen gelegen, das in südlicher Richtung der Donau zufließt. Das Geschlecht, dessen Wappen abwechselnd weiße und blaue Balken zeigt, wird auf einen der 32 Söhne des sagenhaften Grafen Babo von Abensberg zurückgeführt. Es hatte sich in mehrere Zweige geteilt, deren einem bis 1288 auch das Schloß Prunn an der Altmühl gehörte.

Der Dichter Hadamar lebte vermutlich am Hofe Ludwigs des Bayern, und etwa in die ersten Jahrzehnte des XIV. Jahrhunders dürfte sein allegorisches Gedicht, „die Jagd", zu setzen sein, die sich zu jener Zeit und im XV. Jahrhundert einer größeren Wertschätzung und Verbreitung erfreute.

Der Inhalt der Allegorie, die damals auch bei anderen Nationen beliebt war, aber unserm heutigen Geschmacke nicht sonderlich zusagt, ist ungefähr folgender:

Ein Minnejäger reitet eines Morgens aus, um eine Braut zu finden; er folgt hierbei seinem Herzen, das ihn auf eine Spur bringen soll. Außer diesem personifizierten Herzen sind bei ihm die von einem Knechte geführten Hunde: Glück, Lust, Liebe, Gnade, Freude, Wille, Wonne, Trost, Stäte, Treue, Beharrlichkeit, neben welchen im weiteren Verlauf allerlei canifizierte Jagdgesellen, sowohl guter als schlimmer Art, eine Rolle spielen. Bei einem erfahrenen Weidmann, dem ersten, der ihm begegnet, erholt er sich Rat über sein Beginnen. Das Herz findet die Fährte eines preiswürdigen Wildes. Als der Jäger diesem nahekommt, entrinnt ihm das Herz und wird vom Wilde verwundet. Es zeigen sich Auflauerer und Angeber in Gestalt von Wölfen. Von den Hunden verlassen und zu Fuß gehend, weil das Pferd ein Eisen verloren hatte, begegnet der Minnejäger einem zweiten Weidmann, einem ehrenhaften Greise, mit dem er ein langes Gespräch führt, während Wille, Stäte und Treue, das wunde Herz voran, das

edle Wild weiter verfolgen, welches endlich mit Wonne und Freude von dem Jäger erreicht wird. Aber wie bezaubert steht er vor demselben und getraut sich nicht, den Hund „Ende" loszulassen. Da bringen die Wölfe alle Hunde zur Flucht, und das Wild entrinnt in des Herrn Wildbann. Der Jäger mußte von der Fährte lassen. Sein Herz ist noch tiefer verwundet. Es erfolgt eine abermalige Begegnung und ein Gespräch mit einem dritten, in der Minne etwas blöden Weidmann, zu dem sich ein vierter gesellt. Der Held läßt bittere Klagen über sein Mißgeschick, wie darüber hören, daß er vor der Zeit durch den Hund „Gewalt" ergrauen müsse. In diese Klagen mischt sich jedoch die Hoffnung, daß treue Beharrlichkeit das hohe Wild denn doch endlich werde gewinnen helfen.

So berichtet Andreas Schmeller, der, von heimatlichem Interesse angeregt, „die Jagd" auf Kosten des litterarischen Vereins zu Stuttgart im Jahre 1850 herausgab, zugleich mit drei anderen Minnegedichten aus der Zeit und in der Weise Hadamars: Des Minners Klage; des Minnenden Zwist und Versöhnung; der Minne Falkner. Das letztere Gedicht ist eine Nachahmung durch einen späteren.

Gervinus sagt in seiner Geschichte der deutschen Nationallitteratur nach einer strengen Darstellung der Schattenseiten der „Jagd": „Unter dem eintönigen Fluß des Ganzen ziehen uns vereinzelt die überraschendsten Bilder und Gleichnisse an, eine ganz neue Art von Frauenachtung, liebevolle, gemütvolle Züge, wie sie nur das Volkslied hat, und vorwaltend der Zug des liebenden Herzens zur äußeren Natur".

„Ehret die Frauen", das ist der Grundton des Ganzen, und die Allegorie ist zuletzt nur der Faden, um daran als Perlen allerlei Gedanken und Sprüche über Menschen und Dinge, über Leben und Liebe aufzureihen. Von diesen Betrachtungen, die das Beste an der „Jagd" sind und sich auch in den erwähnten angehängten Gedichten finden, mögen die nachstehenden Strophen eine kleine Probe bieten:

Die Farbe der Trauer.[1])

O weh der Leidensfarbe,
Die ich mit Leid erkenne,
Durch die an Freud' ich darbe!
Schwarz, ich erschreck', hör' ich, daß man dich nenne!
Des Leidens Anfang und der Freuden Ende
Bist du, wer dich mit Rechten
Muß tragen, der mag heißen der Elende.

Späte Reue.[2])

Die Männer sind zu scheiden,
Das merket, werte Frauen!
Noch ärger als die Heiden
Viel lassen sich auf böser Fährte schauen.
Besinnt euch, an wen ihr Frauentreue
Und Frauengüte kehret
Mit stetem Sinn; denn schlimm ist späte Reue.

Die Treulose.[3])

Ein Fluch, ein Schlag den Ehren
Und allen guten Dingen,
Ein rechtes Leidvermehren,
Und Unheil, Unlust, alles Kummers Bringen,
Ein Jammer hier und dort, die ew'ge Reue,
Lebend'ger Freude Sterben
Ist in der Eh' ein Weib ohn' Ehr' und Treue.

Ein reines wîb.[4])

Die Hilf' in allen Nöten,
Ein Trost in allen Sorgen,
Der Traurigkeit Ertöten,
Und Heil und Lust, ein Freudenschatz verborgen,
Ein Grund, ein Dach, ein Schild hier vor dem Banne
Des Leid's, dort ew'ge Wonne
Ist in der Eh' die reine Frau dem Manne.

Kleine Mitteilungen.

„Die geschundenen Männer" in Cronach. Auf dem Platze vor der Pfarrkirche in Cronach steht eine große steinerne Säule, auf deren obersten Teilen das Stadtwappen, wie es seit dem Schwedenkriege bis zur Einverleibung der fränkischen Provinzen in die Krone Bayerns von Cronach geführt wurde, zu sehen ist.

Dieses Wappen halten zu beiden Seiten mit der einen Hand zwei geschundene Männer, welche im andern Arm ihre eigene abgezogene Haut tragen.

Mit diesen Männern hat es folgende Bewandtnis:

Als im Jahre 1632 die Schweden auf ihrem Zuge gen Cronach kamen, fanden sie an dieser Festung ein so festes Bollwerk, daß sie zu einer längeren Belagerung gezwungen wurden, während welcher sie zu wiederholtem Sturm liefen, ohne etwas mehr ausrichten zu können, als die Stadt- und Festungsmauern zu beschädigen.

Freilich ging auch manches Menschenleben in der Stadt dabei zu Grunde, und auch bei den Ausfällen, welche die Bürger auf den Feind machten, kamen deren sehr viele um. Glücklich war hierbei noch der zu nennen, welcher durch eine Kugel oder einen Schwerthieb gleich so getroffen wurde, daß er tot auf der Stelle blieb, denn diejenigen, die von den Schweden gefangen wurden, hatten mitunter eine abscheuliche Behandlung zu gewärtigen, die sich öfters zu brutalen Mißhandlungen, ja sogar zu einem förmlichen Zu-Tode-martern auswuchs.

Wir wollen ein Beispiel dieser feindlichen Grausamkeiten anführen nnd halten es für angezeigt, die Worte des Chronisten selbst zu gebrauchen.

Am 7. Juni (1632) verbreitete sich die Nachricht, der größte Teil feindlicher Reiterei sei gegen und nach Teuschnitz gezogen; da erwachte wieder Mut in den Herzen der Bürger und, so berichtet der Chronist:

„seint die Officierer mit der Bürgerschaft und Ausschüssern dem Feind hinter dem Schloß umb 1 Uhr Nachmittag jens Lager gefallen, der eine Theil unten bei der Hayngaß, der andere Theil bey der langen Wiesen über das Veld hinaufmarschirt, und um Angriff gethan, dem Feind zwischen die Stuck und das Lager kamen, uf gegebebene Salva der Feind in die Flucht gebracht, die Stuck vernagelt. — Als aber ein Geschrey vom Schloßwall hinauskommen, daß des Feindes Reuterey vom Wald hinfür angehieben komme, haben sich die unsrige wieder zurückgezogen, under welchem aber etliche sich zu lange uff den Stucken verweilet, vom Feind gefangen, vom Halß an biß uff die Fußsohlen lebendig geschunden und begraben worden; Namens Lorenz Beystmann Kupferschmied, Hans Fiedler Panzerwirth, Rochus Köner, ein lediger Bürgersohn, und einer war Höfles Berthold genannt, gewesen Spitalknecht. — Dieterich Reif, Hafner ist todt geschossen,

[1]) Strophe 248. [2]) Strophe 623. [3]) Strophe 724. [4]) Strophe 725.

und etliche verwundet worden, wie uns hernach etliche Gefangene berichtet, und nach des Feindes Abzug mir auch diese Personen im Wald eingegraben und geschunden befunden. — — — hienach uffen Kirchhof mit großem Zulauf des Volkes getragen, dem gefangenen brandenburgischen Vogt zu Seubelsdorf und allem Volk solches unchristliche und unerhörte Factum ad oculos vorstellen und darüber judiziren, alsdann dieselben ehrlich zur Erde bestatten lassen. Unter welchen der Hans Fidler, nachdem ihm ein gut theil Haut vom Leib allweits abgeschunden, niederknient um Gotteswillen gebeten, der Feind sollte ihn wieder hinab zu seinen kleinen Kinderlein zu lassen, worauf einer mit der Musquette ihn geschlagen und lebendig gleich ins Veld begraben.“ —

Wie bereits erwähnt, gelang es den Schweden nicht, Cronach einzunehmen; die Tapferkeit und Ausdauer seiner Bürger bewahrten es davor, und zum Andenken an jene schreckliche Zeit ward auf dem freien Platze vor der Pfarrkirche die eingangs erwähnte steinerne Säule aufgerichtet, an welcher sich auch auf einem dortselbst angebrachten Schilde eine Inschrift befindet, wonach das auf der Spitze der Säule angebrachte Wappen der Stadt an Stelle des bis dahin als Wappen geführten Mauertürmchens von dem Fürstbischof Melchior Otto von Bamberg verliehen wurde.

J. Saar.

Die Hochwasser der Donau in den letzten drei Jahrhunderten veranschaulicht sehr deutlich eine Wasserstandstafel im Langschen Brauhause zu Kelheim.

26. Jan. 1809	. . . . . .	2,90	m vom Fußboden.
	1. Apr. 1845	2,69	„ „ „
29. Febr. 1784	. . . . . .	2,44	„ „ „
1789	. . . . . .	2,25	„ „ „
24. Dez. 1819	. . . . . .	1,95	„
31. Okt 1824.	. . . . . .	1,86	„
1651	. . . . . .	1,73	„ (älteste Aufzeichnung.)
30. Jan. 1861	. . . . . .	1,50	„
31. Dez. 1882	. . . . . .	1,47	„
	4. Febr. 1850	1,45	„
	1729	1,43	„
29. Okt. 1778	. . . . . .	1,40	„
	31. Jan. 1862	1,22	„
30. Mai 1731	6. Sept. 1890	1,13	„ = 4,09 Pegel
14. Febr. 1709	. . . . . .	0,87	„
20. Juni 1853 5. Juli 1853	. . . . . .	0,67	„

Schwabenstreiche. Im Jahre 1189 zog der Kaiser Rotbart mit einem zahlreichen Kreuzheere nach dem Gelobten Lande, und aus allen Gegenden des Deutschen Reiches kamen Teilnehmer herbei, aus Schwaben ein gar tapferer Ritter, dessen Namen uns die Geschichte nicht aufbewahrt hat. Einstmals geriet der Ritter in einen ungleichen Kampf mit den Türken; denn ihrer waren gar viele. Da holte der Schwabe zu einem scharfen Hiebe aus und spaltete den Türken vom Kopfe herab bis zu dem Sattel, daß links und rechts eine Hälfte vom Rosse fiel. Voll Entsetzen flohen die übrigen. Die Sache kam vor den Kaiser, der den Ritter fragt: „Wer hat Dich solche Streich gelehrt?“ „Das sind halt Schwabenstreiche“, war die Antwort.

Im Feldzuge Napoleons gegen Österreich nahm der bayerische Feldherr Wrede am 29. April 1809 Salzburg ein, und der Soldat Klaiber war der erste, der durch das zusammengeschossene Salzachthor in die Stadt drang. Napoleon belohnte den Tapfern mit dem Kreuze der französischen Ehrenlegion.

Noch einmal zog unser Held in den Krieg, und zwar gegen Napoleon, der so lange die Ruhe Europas gestört hatte. 34 000 Bayern gingen 1812 über den Rhein und nahmen Anteil an verschiedenen Schlachten. Klaiber wurde bei Rosney schwer verwundet, aber dessen ungeachtet richtete er seine Kanone auf die Feinde und war wieder der erste, der über die Brücke an der Seine schritt. Nach Beendigung des Feldzuges erhielt Klaiber das österreichische Armeekreuz, das der Kaiser Franz 1814 am 31. Mai zu Paris stiftete, und der König von Bayern ließ dem Tapfern die goldene Ehrenmedaille für Unteroffiziere und Soldaten an die Brust heften.

Klaiber starb im Jahre 1851 in Mertingen, zwei Stunden südlich von Donauwörth, als Bäckermeister hochgeachtet von jedermann, in einem Alter von 68 Jahren. Der Herr verleihe ihm fröhliche Urständ!

Sagen aus unseren Bergen (Reichenhall). Saprawoit, ’s Bayerland schreibt, daß es z’Bertelsgaden do stoanern Schwestern habts, dös ja grad nit übel, bei uns san a stoanerne Mad’ln, die stoanern Jaga und die zwoa san z’höchst auf’m Grat droben am Staufen, kannst es mit’n freien Aug’ ohne Spektifi seg’n von Reichenhall aus, wie’s oben stenga g’rad as wie Stoa. Und die Sach is akrat hergangen, wie bei denn Madeln z’Bertelsgaden. S sann amol zwoa Jaga g’wen, die hob’n g’wildert am Staufen auf d’Gams und wie’s in den Kaar eina kimma san, da steht a Prügelbock, so schwarz as wie da Tuifi nattur auf Kugelschuß-Weiten am Batschenköpfei do — an sellen habens anbirscht und grad hats d’runten in der Zemo-Kirchen d’Wandlung g’leutt, wie’s droben puscht hat — „a was, Wandlung hin, Wandlung her, a guta Gemsbock gilt uns mehr!“ habens g’sagt — aber kaum i’s ’s Rauchwölkerl verflogen g’wen, da san die Zwoa kaasweiß wor’n, von a Gams habens nix mehr g’sehen und vom Fleck sans a nit mehra kumma — z’Stoa sans worn aufem sellem Fleck, z’wegen dem Frevel, akrat a so wie die Madeln drunt, kannst es no seg’n auf’m Staufen — und dös waren zwa schöni Paarl’n, de zwoa stoanerne Schwestern und de zwoa stoanerne Jaga — aba z’samm kemma’s halt nit!

Otto Grashey.

Ein Schauessen. Bei der Hochzeit des Herzogs Albert gab es ein „Schauessen“, eine Pastete, in der „des Erzherzogs Ferdinand von Österreich Zwerglein in ainem ganz wohl gepuzten Kiris, und seinem habenden Rennfannen verborgen, und sehr lustig zu sehen gewesen. Welcher Zwerg auch über drey span lang nit gewesen ist. Und der ist auff die fürstlich Praut Taffel heraußgesprungen, auff der Taffell umbgangen, gesungen, und den Fürsten Personen mit gar gebürenden und sittsamer Reverenz die Hand gepoten.“

Herzog Max I. und die Titelsucht. Der geheime Sekretär des Herzogs Maximilian I. setzte in seinen Berichten an den Kaiser öfter das Wort „allergnädigst“. Ungehalten hierüber, strich der Herzog das „aller“ und schrieb dazu: „Hab’ im vorigen Schreiben das ‚aller‘ ausgestrichen; dennoch will es dieser Federnstutzer nach seinem Gefallen haben“.

Bestrafung eines Advokaten. 1432 hatte zu Regensburg der Vorsprech (so wurden damals die Rechtsanwälte genannt) Hans Chueffel durch seinen Unfleiß bei einem Gerichtstage einem armen Manne das Recht verkürzt, wofür ihn der Rat in den Turm sperrte und nach Abbüßung seiner Strafe auf ein Jahr aus der Stadt verwies.

Vertrockneter See. In dem nun ausgetrockneten See von Kleinostheim am Main, das auf römischen Grundmauern steht und schon 900 erwähnt wird, ist während der Schlacht von Dettingen am 27. Juni 1743 zwischen den Engländern und Franzosen, die Reiterei der letzteren stecken geblieben.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



No 30. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Aufruf!

Die von der Verlagshandlung R. Oldenbourg in München unter der Redaktion von H. Leher seit dem Jahre 1890 herausgegebene illustrierte Wochenschrift **„Das Bayerland"** will nicht als gelehrte Fachschrift, sondern als volkstümliches Blatt durch Wort und Bild dem Volke vermitteln, was die Wissenschaft in rastloser Arbeit aus der reichen Quelle der Heimatkunde und Geschichte zu Tage fördert. Das bei seinem ersten Erscheinen gegebene Versprechen, jeglichem Streite des Tages fern zu bleiben und nur auf Förderung der Vaterlandsliebe bedacht zu sein, hat das Blatt treulich gehalten.

Seine Königliche Hoheit, unser allergnädigster Prinzregent, Allerhöchst welcher, ein getreuer Erbe der großen Ideen seines unvergeßlichen Vaters, den Forschungen und Bestrebungen auf dem Gebiete der Vaterlandskunde und Vaterlandsgeschichte besonderes Augenmerk zu teil werden läßt, hat dem „Bayerland" Seine Huld und Gewogenheit zugewandt.

Die Königlichen Staatsministerien haben dem Unternehmen befürwortende Empfehlungen geschenkt, in der Kammer der Abgeordneten haben sich hervorragende Redner beider Parteien in seinem Lobe geeint, wie auch die Kundgebungen in hochehrenden Zuschriften sowie seitens der literarischen Kritik einmütig anerkennende sind.

Die Unterzeichneten waren sich bewußt, im Sinne der Allerhöchsten Willensmeinung zu handeln, als sie sich zu einem

Curatorium für die Wochenschrift „Das Bayerland"

vereinten. Dasselbe verfolgt den Zweck, Redaktion und Verlag der Zeitschrift mit Rat und That zu unterstützen, damit einerseits dieselbe in immer weiteren Volkskreisen sich einbürgere, anderseits an

künstlerischer Ausstattung und literarischem Gehalte einer Vollendung entgegengeführt werden könne, welche sie zu einem beneidenswerten Besitze unseres Volkstumes gestaltet.

Durch den seitens der Verlagshandlung ausgesprochenen Verzicht auf jeden aus dem Absatze der Zeitschrift sich ergebenden Gewinn ist dieselbe des Wesens einer spekulativen Unternehmung völlig entkleidet. Ferner ist das Vertrauen gerechtfertigt, daß Redaktion und Verlag, ihrer vermehrten Verantwortlichkeit voll bewußt, im Sinne des bewährten Programms der Zeitschrift dieselbe weiter gestalten werden.

Das Curatorium hofft, in weitesten Kreisen Anklang zu finden, wenn es hiermit die Bitte stellt, es möge sich jeder Vaterlandsfreund die Förderung und Verbreitung des „Bayerland" kräftig angelegen sein lassen.

München, den 25. März 1892.

Das Curatorium für die Wochenschrift „Das Bayerland".

Karl Fürst Fugger von Babenhausen,
Erster Präsident der Kammer der Reichsräte.
Erster Vorsitzender.

Gustav Graf zu Castell,
k. Oberſthofmeister, Generalmajor à l. s. der Armee.
Zweiter Vorsitzender

Karl von Gropper, k. Generallieutenant a. D.; **Ludwig Frhr. von Malsen,** k. Obersthofmarschall und Kämmerer; **Sigmund Frhr. von Pfeufer,** k. Staatsrat im a. o. Dienste, Präsident der Kreisregierung von Oberbayern; **Konrad Graf Preysing-Lichtenegg-Moos,** k. Kämmerer, Reichsrat der Krone Bayerns; Dr. **Friedrich Ritter von Schauß-Kempfenhausen,** Mitglied der Kammer der Abgeordneten; **Max Freiherr von Soden-Fraunhofen,** k. Kämmerer, Mitglied der Kammer der Abgeordneten.

Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß
(Fortsetzung.)

5. Kapitel.

Am Morgen des nächsten Tages — es war der 13. August — finden wir in dem Wägelschen Hause das Personal wiederum in gewohnter Thätigkeit. Zwar fehlte der Herr selbst, denn er brachte den größten Teil des Tages auf dem Rathause zu, aber seine Stelle vertrat der wackere Prokurist Müller, eine unermüdliche Arbeitskraft, die sich nimmer genug thun konnte und, gegen sich selbst am strengsten, auch von jedem andern tüchtige Leistungen erwartete. Eben war eine längere Pause eingetreten in dem rüstigen Schaffen, es war die Zeit des zweiten Frühstücks. Auf einer riesigen Platte wurden belegte Brote herumgereicht, und Ammon, der Hausknecht, machte die Runde, um aus dem gewaltigen Zinnkrug, mit schäumendem Weißbier gefüllt, in die verschiedenen Gläser das beliebte „Farrnbacher" zu gießen. Nach dem Wahlspruch: „Heiter auch in ernster Zeit", war die Unterhaltung, zumal der jüngeren Leute, eine ziemlich angeregte, und es fehlte nicht an derben Spässen.

„Wißt Ihr denn schon", sagte Ammon zu Heldrich, „daß unser zweiter Buchhalter Zweck auf Freiersfüßen wandelt?"

„Was nicht gar, und woher wollt Ihr es wissen?"

„Er holt sich heute das Jawort von dem Vater seiner Angebeteten und hat sich deshalb in den größten Staat geworfen. Da seht nur hin, eben will er sich auf die Straße hinausstehlen, weil Herr Wägel ihm für einige Stunden Urlaub gegeben."

„Na, Zweck", rief Heldrich dem jungen Kaufmannsdiener zu, „kommt nur her zu uns und laßt Euch bewundern. Wir wissen bereits von Eurem Vorhaben und wünschen Euch alles mögliche Glück. Sapperment, habt Ihr Euch fein herausstaffiert!"

Der solchermaßen Angeredete stellte sich unter die in dem weiten Hausflur Versammelten und nahm mit sichtlicher Befriedigung die seinem festtägigen Aufzug geltenden Lobsprüche entgegen."

„Den Stock habt Ihr von dem alten Krudel erstanden, sagt mal, Zweck?" fragte Köhnlein.

„Freilich, und die Uhrkette dazu."

„Ja, der Mann hatte einst bessere Tage gesehen, war ein angesehener Bürger und wohlhabend", sagte Köhnlein

nachdenklich zu Heldrich. „Verfehlte Spekulationen stürzten ihn in Armut und Elend, so daß er zuletzt in besseren Häusern allerhand niedere Dienste verrichten mußte, um nur leben zu können. Früher war er hier bei uns Holzspalter, wäre aber um ein Haar zweiter Buchhalter geworden."

„Ja, warum nicht gar", lachte der Korrespondent.

„Gewiß", beharrte Köhnlein. „Hört nur: Als vor fünf Jahren Zwecks Vorgänger plötzlich gestorben war, stellte sich am andern Morgen der alte Krudel dem Herrn Wägel vor und meinte, er wäre noch ein ganz rüstiger Mann und sehr wohl imstande, ein Buch zu halten, auch thue er es billiger als jeder andere."

„Nun, und?" fragte Heldrich, ungemein belustigt.

„Herr Wägel verbiß das Lachen, gebot auch uns, ernst zu bleiben, und befahl dann eine Probe. Der alte Krudel mußte sich mit dem aufgeschlagenen Hauptbuch auf den Händen neben dem großen Pult aufstellen. Natürlich hielt er dies nur ein paar Minuten lang aus, dann zitterten ihm die Hände ganz entsetzlich, und er sank schlotternd in die Kniee und bat, daß man ihm das schwere Buch wieder abnehme. Das war denn nun Anfang und Ende seiner kommerziellen Laufbahn. Der Ärmste hat fortan viel Spott über sich ergehen lassen müssen. Unser biederer Meister Grübel —"

„Aha, der Dichter und Flaschnermeister, kenne ihn bereits."

„Grübel also hat über ihn ein Gedicht gemacht, das sehr starke Verbreitung gefunden. Das Ende heißt, glaube ich, folgendermaßen:

„Es haut sih halt scho mancher brennt,
Haut g'moant, er kohn's, haut's doch nit könnt."

„Ausgezeichnet, sehr gut", lachte Heldrich.

„Der Biedermann starb bald darauf", fuhr Köhnlein fort, „aber das Gute hatte der so kläglich gescheiterte Versuch für ihn, daß Herr Wägel sich seines Kaspar angenommen, der jetzt bei uns Auslaufer ist."

„Mir ist der Bursche, ich muß gestehen, höchst fatal und unsympathisch. Er sieht ja geradezu unheimlich abstoßend aus und ist dazu über alle Maßen unreinlich. Ich halte ihn für falsch und tückisch."

„Das ist er auch, und wir alle nehmen uns vor ihm ganz gehörig in Obacht."

„Aber er ist ein Feigling erster Größe, was ich schon öfter zu beobachten Gelegenheit gefunden."

„Freilich, freilich. Doch wer kommt da? Aha Militär. Zum Herrn Kapitän höchst wahrscheinlich."

„Wie gefällt Euch dieser Mann, Köhnlein?"

„Wie Ihr doch die Leute auskundet", lachte der Buchhalter. „Fragt doch lieber das Weibsvolk, da ist ja alles ganz weg über den Offizier samt seinem Diener Pierre."

„Auch Madame Wägel?"

„Thut mir den Gefallen und laßt diesen Namen ganz aus der Unterhaltung, Heldrich, wenn ich Euch einen guten Rat geben darf."

„Ich sehe die Dame des Hauses so äußerst selten, daß ich sie kaum erkennen würde, sollte sie mir einmal auf der Straße begegnen. Hier vermeidet man es förmlich, ihren Namen zu nennen, und ergeht sich meist nur in dunklen Andeutungen."

„Es ist dies auch am besten so, glaubt mir's. Aber gehen wir wieder hinein an die Arbeit."

Wenige Stunden später fand im Geheimzimmer eine ernste Beratung zwischen Herrn Wägel und dem Reichsgrafen v. Soden statt, eine Beratung, welche das demnächstige Schicksal der alten Reichsstadt zum vornehmlichsten Gegenstand hatte.

„Wir alle, Erlaucht dürfen sich des versichert halten, sind nur erfreut, zu vernehmen, daß des Herrn Ministers v. Hardenberg Excellenz so gnädig gewesen, den Herrn v. Ladenburg uns zum Vermittler mitzugeben. Indes —"

„Ja, lieber Herr Wägel", bemerkte Graf Soden freundlich, „der Versuch muß einmal gemacht werden, wie unsicher auch immer der Erfolg sei. Aber ich würde die Ausführung des nun einmal gefaßten Vorhabens nicht länger hinausschieben. Wann gedenken Sie abzugehen?"

„In keinem Falle vor übermorgen, Erlaucht. Durch die Occupation ist es uns unmöglich gemacht, früher mit den Vorbereitungen fertig zu werden. Möchten wir doch gnädige Aufnahme finden vor dem Angesicht des Gefürchteten!"

„Das ist auch mein herzlichster Wunsch, wenn schon wir uns keinerlei übertriebenen Hoffnungen hingeben wollen."

„Wie es überhaupt der Stadt noch ergehen wird", seufzte der Losunger, „das weiß Gott im Himmel. An eine Aufrechterhaltung ihrer Selbständigkeit ist kaum mehr zu denken. Eine solche ist in den letzten Jahren ohnehin nur möglich gewesen durch die schwersten Opfer, die Rat und Bürgerschaft vielleicht freudig gebracht, aber fortan nimmer werden bringen können."

„Ihr seht zu schwarz, Herr Wägel, noch ist die Stadt zahlungsfähig."

„O ja", entgegnete der Losunger bitter, „das sagen die Franzosen bereits. Aber wissen, Erlaucht, daß im Rate, natürlich vorerst ganz insgeheim, aber um so ernstlicher die Frage verhandelt wurde, ob es nicht am besten wäre, wenn die Stadt sich unter preußischen Schutz begäbe. So, so weit ist es gekommen mit der alten, stolzen Noris", schloß Wägel, tief aufseufzend.

Graf Soden schwieg und versank in ernstes Nachdenken, dann sagte er langsam: „Ich finde den Gedanken keineswegs verwerflich, er ist der eingehendsten Betrachtung wert. Wir sind nun einmal Bürger unserer Zeit, und nur der Lebende hat Recht. Wie sagt doch Professor Schiller? Ja, so heißt es:

„Immer strebe zum Ganzen, und kannst Du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes Dich an."

„Ihr Schiller ist ein sogenannter Weltbürger", warf Wägel ein.

„Gewiß, und mit Stolz nennt er sich so; aber glauben Sie mir, die Zeiten der Kleinherrschaftlichkeit sind nun einmal dahin. Und Hand auf das Herz: auch in den städtischen Republiken ist vieles, gar vieles nicht, wie es sein sollte."

„Weiß Gott", seufzte der Losunger tief auf. „Man zählt 59 reichsunmittelbare Städte; in die rheinische und in die schwäbische Bank geteilt, bilden sie auf dem Reichstag ein eigenes Kollegium, aber ich darf es Erlaucht nicht verhehlen, ihre Bedeutung für das politische Leben der Nation ist wohl längst dahin. Ach, es muß gesagt werden: ein kleinliches spießbürgerliches Treiben ohne jeglichen Aufschwung der Seele, ein beengter Gesichtskreis, pedantische Schwerfälligkeit und dumpfe Trägheit herrscht, wie hier in Nürnberg, so auch anderswo."

„Leider, leider", stimmte Graf Soden bei. „Und ein Zustand solcher Art kann eine größere Erschütterung nicht

überdauern. Wollen wir gegen einander aufrichtig sein! Nürnberg ist in seinem materiellen Wohlstand tief herabgekommen und zehrt eben nur von dem Schatten alter Größe und Herrlichkeit. So kann es wohl in friedlichen Zeiten noch fortvegetieren, aber dem Sturme nicht mehr trotzen, der eine neue Weltepoche bringt."

„Es fehlen auch bei uns nicht die unzufriedenen Elemente, die gedankenlos jeder Neuerung entgegenjubeln, weil sie sich davon eine Besserung ihrer gedrückten Lage versprechen", sagte ernst der Losunger. „In den Bürgerklassen gärt es gewaltig, und viele zeigen sich revolutionären Einflüssen sehr zugänglich."

„Aha, die Begeisterung für die Neufranken", lächelte Graf Soden, „Dr. Sartorius hat mir davon gesprochen. Nun, das ist ein Rausch, der in Bälde wieder verflogen sein wird. Aber nunmehr will ich mich Ihnen empfehlen, Herr Wägel. Also übermorgen gedenken Sie in Altorf dem General Jourdan Aufwartung zu machen?"

„Übermorgen, Erlaucht. Aber darf ich Sie nicht meiner Frau vorstellen? Erlaucht waren so gütig, vorhin —"

„Ah, ganz wohl, wird mir eine große Ehre sein."

(Fortsetzung folgt.)

Die Eroberung von Belgrad (6. September 1688).

Von Heinrich Leher.

Eines der ältesten bayerischen Regimenter, das k. 10. Infanterieregiment feiert am 28. April dieses Jahres einen hohen Ehrentag. Mit diesem Tage vollenden sich 25 Jahre, seit dem Regiment die Gnade zu teil wurde, Se. Königl. Hoheit den Prinzen Ludwig als Oberst-Inhaber zu erhalten.

Das „Bayerland" kann bei diesem festlichen Anlasse sich nicht schweigend verhalten, und es hält für die passendste Ehrengabe in Wort und Bild die Beschreibung einer hervorragenden Waffenthat des Regiments. Aber welche sollen wir hierzu erlesen? Die Wahl ist schwierig bei der Überfülle der blutigen Kämpfe, der zahllosen Schlachten und Belagerungen, in welchen die tapferen Krieger des „10. Regiments" ihrem Fürsten und Lande ihre Treue bewiesen. Wir wollen sofort bei den ersten Blättern des Regiments Halt machen. Es kostet Entsagung, nicht von Wien, nicht von Gran, Ofen, Neuhäusel zu erzählen. Wir wollen weiter südwärts ziehen, nach Belgrad, das am 6. September 1688 von Max Emanuel mit stürmender Hand erobert wurde. Sein „Leibregiment" heute „10. Infanterieregiment Prinz Ludwig" eröffnete den Sturm.

Die Erzählung dieser Waffenthat sei die Ehrengabe des „Bayerland" zum hohen Feste.

In friedlicher Eroberung schlägt heute der Westen Europas seine Schienenwege über Donau und Balkan, und über Salonichi und Konstantinopel gellt der Triumphruf der Lokomotive. Wie so ganz anders vor zwei Jahrhunderten, da die „Türkengefahr", wer lächelt heute nicht bei diesem Namen, das Reich bedräute. Treue Wache hielt der Bayern Volksstamm an der Ostmark. Kurfürst Max Emanuel führte in eigener Person sein Heer gegen den Erbfeind der Christenheit. Angstvoll sah man vor 200 Jahren am bayerischen Hofe und im ganzen Lande dem Kuriere entgegen, der endlich Botschaft bringen sollte, daß Belgrad, das „Haus des Krieges", wie es die Osmanen nannten, wieder in die Hand des kaiserlichen Heeres gefallen sei.

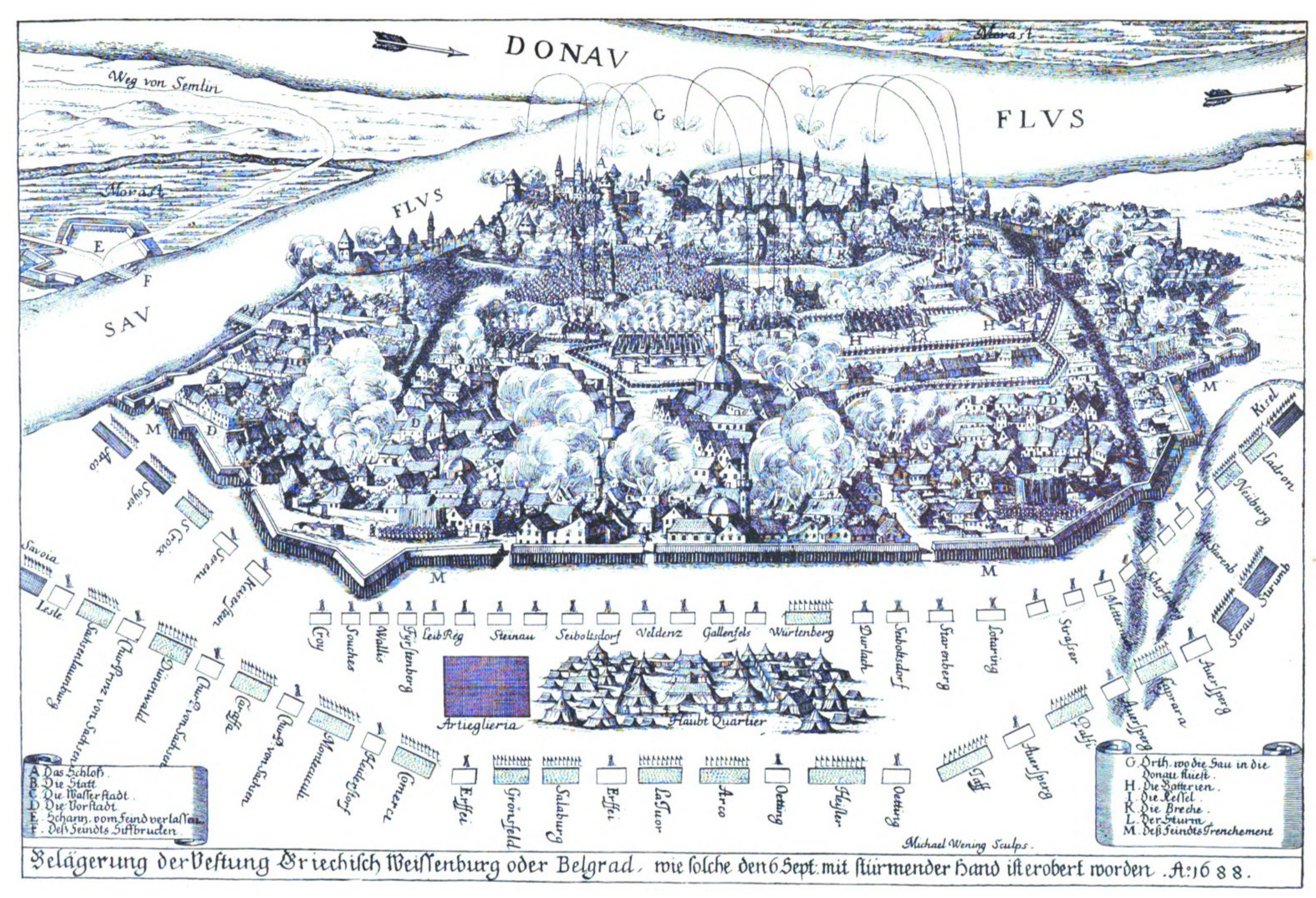
Der 6. September 1688, der Tag von Belgrad ist die letzte Strophe jenes Heldengedichtes, jener Epopoe vom „blauen Könige", dem Schrecken des Halbmondes. Vor fünf Jahren erst hatte das Heer der Türken vor den Wällen Wiens gelagert und nunmehr kämpfte es bereits um die Bollwerke des eigenen Reiches.

Das Jahr 1687 hatte mit dem Siege Max Emanuels über den Großvezier Soliman in der Schlacht am Berge Harsan oder von Mohacz geendet.

Der Feldzug des Jahres 1688 eröffnete sich unter den günstigsten Anzeichen. Gewaltige Revolutionen erschütterten das osmanische Reich bis in seine inneren Grundfesten. Am 23. Februar meuterten die Janitscharen zu Konstantinopel, erstürmten den Palast des Desterdars Hussein Pascha und die Hohe Pforte. Der Großvezier Siawusch Pascha, der sich vom Holzjäger im kaiserlichen Palaste bis zur höchsten Würde des Reiches emporgeschwungen, ein nicht seltenes Vorkommnis in der osmanischen Geschichte, verteidigte mit seinem Aga die Schwelle des Harems mit unerhörtem Heldenmute. Die Episode mahnt an die letzte Blutscene des Nibelungenliedes. Über 200 Leichen des angreifenden Pöbels türmten sich um die beiden Recken; nachdem sie die ganze Nacht gekämpft, fielen sie gegen Morgengrauen der Übermacht zum Opfer. Die Meute warf sich auf den Harem, und es begann eine Scene scheußlicher Plünderung, wie selbst Konstantinopels an grausigen Ereignissen übersättigte Geschichte sie noch nie verzeichnet hatte.

Die Empörung verpflanzte sich bis in die Reihen der unmittelbar vor dem Feinde stehenden Heere. Osman Jegen Pascha, der Beglerbeg von Rumelien, erklärte sich aus eigener Machtvollkommenheit zum Höchstkommandierenden der Heere an der Donau, die Janitscharen unter Sagarschi Pascha gingen zu ihm über. Der Seraskier Hassan, Befehlshaber von Belgrad, wollte sich ihm widersetzen, aber bereits waren Jegens Quartiermacher erschienen und pflanzten übermütig hoch über den vier Roßschweifen an Hassans Zelte, den Roßschweif Jegens auf. Hassan, von den Truppen verlassen, hatte keine andere Wahl, als sich in den Staub zu werfen und von Jegen Schonung des Lebens zu erflehen, die ihm gewährt wurde.

Wie Ungewitter drang das kaiserliche Heer die Donau herab. Jeder Tag brachte Jegen Pascha die Botschaft neuer Niederlagen; als er die Meldung empfing, daß der General Caraffa Lippa und Prinz Ludwig von Baden Gradisca gewonnen hätten, hieb er mit eigener Hand vor den Truppen Hussein Pascha von Erlau den Kopf ab und ließ Daaster Pascha von Belgrad durch seine Spahis niedersäbeln. Der Wüterich selbst hatte nicht den Mut, das Annahen Max



DONAV FLVS
Morast
Weg von Semlin
FLVS
SAV
Artieglieria
Haubt Quartier
Kisel
Ladron
Neiburg
Starenb
Sturmb
Serau
Scherfenberg
Metternich
Auersperg
Caprara
Auersperg
Palfi
Strasser
Lotaring
Starenberg
Seboltsdorf
Durlach
Würtenberg
Gallenfels
Veldervz
Seiboltsdorf
Steinau
Leib Reg
Fyrstenberg
Wallis
Souches
Croy
Auersperg
Taff
Oetting
Heisler
Oetting
Arco
La Tuor
Erffei
Salaburg
Grönsfeld
Erffei
Comerci
Heiderstorf
Montecuculi
Chur P. von Sachsen
Caraffa
Chur P. von Sachsen
Dünenwald
Chur Prinz von Sachsen
Sachsenlauenburg
Lesle
Savoia
Keiserstein
Serene
S. Croix
Soÿer
Arco
A. Das Schloß.
B. Die Statt.
C. Die Wasserstadt.
D. Die Vorstadt.
E. Schanz vom Feind verlassen.
F. Deß Feindts Schiffbrucken.
G. Orth, wo die Sau in die Donau fliest.
H. Die Batterien.
I. Die Kessel.
K. Die Breche.
L. Der Sturm.
M. Deß Feindts Trenchement.
Michael Wening Sculps.
Belägerung der Vestung Griechisch Weissenburg oder Belgrad, wie solche den 6 Sept. mit stürmender Hand ist erobert worden. A: 1688.

Emanuels zu erwarten. Er zog sich gegen Widdin zurück, nachdem er in lächerlichem Hochmute Ibrahim Pascha von Szekzgard zum Pascha des schon seit Jahren wieder in christlichen Händen befindlichen Ofen und Defterdar, Befehlshaber von Belgrad, sowie Ahmed Pascha Öghüf Ölduren, den „Ochsentöter", zu dessen Serdar ernannt hatte. Ihm übertrug er die Verteidigung des „Hauses des Krieges", auf dessen Moscheen seit 1521 der Halbmond glänzte.

1440, 1450, 1493 und 1494 waren die türkischen Belagerungen erfolglos geblieben. 1493 waren sie nahe daran, Belgrad durch Verrat zu gewinnen. Der ungarische Befehlshaber Paulus Könisius entdeckte das Komplott. Seine Bestrafung der Verräter ist eine der schrecklichsten, welche je die Grausamkeit eines Menschen ersann. Er ließ sie gefangen setzen, einen um den andern braten und durch die Überbleibenden aufzehren; der letzte mußte Hungers sterben.

Max Emanuels kühner Mut trieb das kaiserliche Heer unwiderstehlich vorwärts. Bereits am 8. August erschien er vor Belgrad. Sein tapferes Herz kannte keine Gefahr, angesichts des feindlichen Heeres setzte er über die Save, eine That vermessenster Kühnheit. Wenn wir die aus jener Zeit vorliegenden Situationspläne betrachten und von dem großartigen Brückenbau Einsicht nehmen, den Max Emanuels Pioniere zimmerten, so stimmen wir um ein erkleckliches jene Überhebung herab, mit der wir auf die technischen Leistungen früherer Jahrhunderte zu blicken pflegen. Ibrahim Pascha ließ zur Begrüßung die von etwa 25000 Menschen bewohnten Vorstädte niederbrennen und zog sich unter dem Schutze des Walles von Rauch und Feuer in das Schloß und die Wasserstadt zurück. Max Emanuel, der sich vollkommen den Grundsatz der modernen Kriegskunst zu eigen gemacht hatte, keine Stunde gegen den Feind unbenutzt zu lassen, ließ bereits am 12. die Laufgräben eröffnen und mit dem Bau der Batterien beginnen.

Wir könnten nun Tag für Tag die einzelnen Vorgänge des wütenden Festungskrieges skizzieren; auf beiden Seiten wurde mit gleicher Hartnäckigkeit und Todesverachtung gekämpft. Die osmanischen Befehlshaber wußten, daß sie nur die Wahl hätten, zu siegen oder zu sterben. Wenn sie auch mit den günstigsten Kapitulationsbedingungen nach Konstantinopel kehrten, war ihnen der Tod durch Henkershand sicher. Ihre Truppen schlugen sich mit echt mohamedanischem Fanatismus, reiche Geldspenden wurden an jene ausgeteilt, welche sich im Kampfe besonders auszeichneten. Ja sogar Branntwein wurde an sie verteilt, um sie noch mehr anzuspornen. Die Ausfälle der Besatzung waren unermüdet und zahllos, und die Geduld und Ausdauer der Belagerer wurde auf die härtesten Proben gestellt.

Max Emanuel verstand es, seinen Mut und seine Begeisterung in die Reihen des Heeres zu tragen. Sein Beispiel entflammte den einzelnen Soldaten, der nicht unempfindlich blieb, wenn er sah, wie der Oberbefehlshaber des Heeres, der mächtige Reichsfürst, gleich dem einfachsten Offizier in die vordersten Linien sich begab, ohne nur im geringsten der Gefahren für sein Leben zu achten. Die Nacht fand ihn nicht auf weichem Pfühl im kostbaren Zelte des Lagers; ihre Finsternisse verdoppelten die Gefahr. Er war unermüdlich in nächtlichen Inspektionen. Eine Nacht wäre beinahe die letzte seines Lebens geworden. Er befand sich mit seinen Offizieren bei den vordersten Approchen; irgend ein Lärm, ein unvorsichtiges Licht oder dergleichen verriet ihre Anwesenheit den Türken, welche ein mörderisches Feuer auf die Stelle eröffneten. Dem unmittelbar neben dem Kurfürsten stehenden General Caprara wurde Hut und Perücke vom Kopfe geschossen, der Prinz von Commercy erhielt einen Steinwurf auf die Schulter, Graf von Lamberg einen Schuß durch die Hand, Generaladjutant Claudio Martelli eine Kugel in den Kopf, der bayerische Oberst Gallenfels einen Schuß durch den Arm, dem Grafen Traun wurde der rechte Arm unter dem Ellbogen abgeschossen. Das Mißgeschick entmutigte den Kurfürsten nicht, in der nächsten Nacht war er wieder in den Approchen zu finden.

Vergebens spähten die Belagerten von den Zinnen der Burg nach dem Ersatzheere Jegen Paschas. Der Seraskier verharrte in seiner feigen Unthätigkeit und hemmte augenblicklich seine kurze Vorwärtsbewegung, als ihm der Feldmarschall Dünwald mit dem größten Teil der vor Belgrad lagernden Armee entgegenrückte. Nur fünf kaiserliche Reiterregimenter und die bayerischen Truppen hielten in dieser Zeit die Zernierung der Festung aufrecht. Das kaiserliche Belagerungsgeschütz donnerte unaufhörlich gegen die Wälle, am 1. September waren die Sappeurs nur mehr drei Schritt von der Festungsmauer entfernt, trotzdem wurde das Feuer noch bis zum 6. September fortgesetzt; fünf Breschen lagen offen.

Max Emanuel beschloß den Sturm. Nicht allein militärische Rücksichten waren hierfür maßgebend, sondern auch der seltsam gefügte Umstand, daß das Bollwerk des Osmanenreiches, das „Haus des Krieges", unter den Augen einer Gesandtschaft des Padischah fallen sollte.

Wenige Wochen zuvor waren folgende Briefe zwischen dem türkischen Heerlager in Nisch und dem Kurfürsten gewechselt worden. Ihrer stilistischen Eigentümlichkeit halber seien sie hier als merkwürdiges Zeitbild mitgeteilt.

Schreiben Osman Paschas von Aleppo an den Kurfürsten:

„Derjenige, der Gott am angenehmsten und unter denen fürnehmsten Deutschen der fürnehmste ist auch der fürtrefflichste Herr an Land und Leuten, der überall berühmt und bekannt auch des Bayerlandts Herzog und des Röm. Kaysers Generalissimus Maximilianus, welchen unser Herr Gott Gesundheit verleihen wolle und welchen ich in particulari vielfältig grüßen lasse, auch neben der Begrüßung noch viel Höfliches vermelde und zu wissen mache, daß von den regierenden Türkischem Kaiser einer von dessen fürnehmsten Leuten einen importanten Brief an den deutschen Großmächtigsten Kayser bringt, welcher Ambassadeur der älteste vornehmste und verständigste Herr bei uns gewesen auch anjetzo noch in dieser Consideration ist, mit welchen auch unsers Kaisers geheimster Dolmetscher kommt so Alexander heißt und ein Christ ist; welche beyde unterwegs begriffen und schon bei uns angekommen seynd, auch zu Euch kommen wollen mit aller Höflichkeit, wie es von diesem der Brauch gewesen.

Sie haben zu mehreren Sicherheit 100 Mann bei sich und verlangen eine Salveguarde, neben einen Paßport, derentwegen ich zu mehrerer Sicherheit, diesen Brief anhero schicken und um obiges bitten thue; weil sie dies vonnöthen haben und wann sie in die Nähe kommen werden, so wollen sie noch mehrere Leute vorausschicken, wann auch dieser Ambassadeur auf Eure Gränzen überliefert sein wird, so wolle man denjenigen Bassa, so ihn begleitet, eine schriftliche Attestation deswegen ertheilen und diejenige zwei so geschickt werden, auf die Weiß halten, wie andermale dergleichen Ambassadeur sammt

ihren Leuten ohne einiges Leyd gehalten werden und daß sie bald wieder zurückekehren.

Aus dem Lager in Nischa

Von Aleppo. Osman Bassa.

* * *

Wir Maximilian Emanuel 2c. 2c. entbiethen dem Osman Bassa zu Aleppo Unsern Gruß.

Wir haben Euers an uns aus Eur Feldlager bei Nischa überschicktes Schreiben empfangen, worin Ihr uns berichtet, daß ein Bottschafter Sulikar Effendi sammt seinem Oberdolmetscher vom Kayser Befehl habe zu uns ins Lager zu kommen, für welchen Ihr sicher Geleyt von uns begehrt. Nun könnten wir zwar wohl, die wir anjetzo mit anders nichts als Kriegshändeln beschäftigt sind, dessen hieher-Reise entweder ganz abschlagen oder auf eine andere Zeit, so daß uns jemand solches verdenken könnte, bei jetzigem Zustande aufschieben, indem wir leichtlich beurtheilen können, daß sein Anbringen mit unsern jetzigen Vorhaben wenig übereinstimmen werde.

So wollen wir doch gleichwohl zum Kennzeichen Christlicher Pietät auch einen Zutritt zu unserm Lager vergönnen und dasjenige, was an uns E. Kayser auch zu referiren anvertraut, gütig anhören. Zu dem Ende haben wir einen Passeport zu E. Sicherheit zu verfertigen und dem nach Euch zurückkehrenden Ueberbringern Eures Schreibens bei seine Abreise einzuhändigen befohlen, ferner auch unsern Commandanten zu Sendrea Befehl ertheilt, ihm mit genugsamen sichern Geleit Euch und die Eurige in unser Lager zu begleiten, darauf ihr Euch sicherlich zu verlassen habt.

Gegeben aus unserm Lager zu Belgrad.

Am 4. September langten Sulikar Effendi und Alexander Maurocordatos mit großem Gefolge im christlichen Lager an und wurden somit unfreiwillige Zuschauer der Niederlage der Waffen ihres Herrn.

Zwischen 5 und 6 Uhr morgens stellte der Kurfürst seine ganze Armee in Schlachtordnung auf. „Emanuel! Gott mit uns“ lautete das Feldgeschrei. Das Kommando des Angriffs selbst übertrug der Kurfürst dem Generalfeldmarschall-Lieutenant Grafen von Scherffenberg. Um 9 Uhr morgens warfen sich die ersten dem Tod geweihten Regimenter auf die Breschen; der wütende Angriff findet verzweifelte Gegenwehr, dreimal klimmen sie die Mauern empor, dreimal werden sie in die Gräben hinabgeschleudert, welche sie mit ihren Leichen füllen. Als der heldenmütige Führer Graf von Scherffenberg von einer Kugel getroffen todt zu Boden sinkt, beginnt der Mut der Stürmenden zu sinken; in ihren Reihen macht sich ein verhängnisvolles Wanken bemerkbar. Nun trat jener in Dichtung und Bild so oft verherrlichte glorreiche Moment heran, in dem Max Emanuel persönlich in die Aktion eingriff und auf die Bresche eilte. Übereifrige Forscher haben später die Richtigkeit dieser Thatsache bezweifeln zu müssen geglaubt. Wir finden jedoch das Ereignis in allen zeitgenössischen Publikationen, seien es fliegende Blätter oder eigentliche Geschichtswerke, in übereinstimmender Weise erzählt.

So schreibt ein fliegendes Blatt, „in Augsburg bei Jakob Koppmeyer zu finden“, in folgendem treuherzigen Stile: „Sobald solches Ihro Churf. Durchlaucht vermerkt, ritten Sie mit entblößtem Degen voraus und denen zurückweichenden Soldaten entgegen, denen er mit diesen Worten zugesprochen: Lieben Brüder! Schauet mich an und sehet, was ich thue, folget mir nach.“

Bestätigend erzählt der ebenfalls in jenen Jahren erschienene „Neue Donaustrand“: „Die Türken haben unverzüglich mit bloßen Säbeln einen furiösen Anfall auf die Unsrigen tentirt, wodurch dann wegen Incommodität des Ortes, wo die Soldaten so eng an einander gestanden, daß sie sich ihres Gewehrs nicht frei bedienen kunten, die Vollziehung des vorgenommenen General-Sturms fast dubios scheinen wollten, welchem aber vorzukommen dero Churf. Durchl. in hoher Person mit Zuziehung der vornehmsten Generalspersonen mit gleichfalls entblößtem Degen auf die Bresche sich verfüget und allen daselbst sich befindlichen Soldaten Hertz zugesprochen u. s. w. Auch der für die Geschichte jener Zeit so wertvolle Boëthius erzählt den Vorfall in seinem „Ruhmreichen Kriegshelm“ wortgetreu wie das Augsburger fliegende Blatt und fährt in seiner originellen Redeweise fort: „Worauf die Unsrigen von neuem mit Muth belebt, so heldenmüthig angesetzt, daß die Festung, Stadt und Schloß mit stürmender Hand übergegangen, da dan von der Besatzung und denen die drin übrigen Gesindlein nicht ein Mann übrig gelassen und auch des Kinds im Mutterleib nicht verschont worden. Ja, was noch mehr, so haben theils erbitterte Soldaten, welche keinen Degen noch anderes Gewehr mehr gehabt, die Türken mit Brodmessern erstochen und ihrem Lügenpropheten Mahomed nachgeschicket.“

Über 8000 Menschen fielen dem ersten Grimme der Soldaten zum Opfer, wurden erbarmungslos niedergehauen und bedeckten mit ihren Leichen die Straßen der brennenden Stadt. Der Rest der türkischen Truppen nebst den kommandierenden Paschas hatte sich im Kastell gesammelt. Um nicht dem schrecklichen Schicksale der in der Stadt Niedergemetzelten zu verfallen, ersannen sie ein eigentümliches Mittel. Sie befreiten alle gefangenen Christen aus ihren Kerkern, lösten ihre Ketten und stellten sie als lebendige Mauer in drei Gliedern auf. Sie selbst knieten sich hinter den Unglücklichen nieder. Der Erfolg war der gewünschte. Als die kaiserlichen Soldaten heranstürzten, klang ihnen in allen Sprachen und Mundarten die Begrüßung als Befreier entgegen unter Anrufung des Christengottes und aller Heiligen. Der rührende Anblick entwaffnete den Zorn des Heeres, und bald traf die Bestätigung von Sr. Durchlaucht dem Kurfürsten ein, daß den Türken der erbetene Pardon gewährt werden solle.

Kniefällig baten die Paschas und die dreißig höheren Offiziere, welche vor Max Emanuel gebracht wurden, er möge sie keinem Ungarn oder Raizen gefangen geben, da sie den Tod der grausamen Behandlung vorzögen.

Nach siebenstündigem Kampfe war das christliche Heer völlig Meister der Stadt und des Schlosses.

Aber mit Recht klagt ein anderer zeitgenössischer Bericht: „Allein die Siegespalmen so der Höchste verliehen, sind nicht ohne Cypressenzweige und so ist die Süssigkeit dieser Eroberung mit der Aloe und Wermuth des Tods und Verwundung so vieler tapferer Generale und Helden in etwas vergällt worden. Ihro Churfürst Durchlaucht von Bayern, welcher die in denen Geschichtenschriften verewigte Teutsche Helden-Ahnen Ariovistus und Arminius schon in ihren Tapferkeits-Ruhm mit aufgenommen und solchen mit ihm getheilt, erhielte bei dieser Stürmung zwo Verwundungen, eine durch einen Theil an der Hand (wiewohl eine andere fürnehme Feder geschrieben an die Wangen), die andere mit einem Stein am Haupt. Todt blieben auf der Wahlstadt: Generalfeldmarschall-Lieutenant Graf von

Scherffenberg, Oberst Graf von Fürstenberg, Oberst Graf von Homele, Oberstwachtmeister von Heßler, Graf Heinrich Balthasar von Stahremberg, Oberst Graf von Thurn. Verwundet wurden: der Herzog von Mantua, Prinz Eugen von Savoyen, Prinz Commercy, Fürst Lichtenstein, die Grafen Rabutin, Guido von Stahremberg, Auersperg, Latour, Lamberg, Kaunitz, Philipp Graf Arco, die Marquis Doria und Boyer, Baron Häußler. Die ganze Belagerung kostete 28 Oberoffiziere, 693 Unteroffiziere und 1766 Soldaten. Die Türken hatten nahezu 8000 Tote.

Der Kurfürst säumte nicht, sofort dem Herrn der Heerscharen für den erfochtenen Sieg zu danken, und wohnte mit seinen Offizieren einem feierlichen Tedeum unter Lösung der Stücke bei. Prinz Vaudemont wurde als Siegesbote zum Kaiser nach Wien, Graf Nothaft zur Kurfürstin gesandt.

In demselben Häuschen, in dem Sultan Mohamed IV. die Heerschau über die unter Kara Mustapha stehende Armee abgenommen hatte, umgeben von den aus der Festung herbeigeschleppten Siegestrophäen, empfing der Kurfürst Sulikar Effendi in Audienz und lud ihn huldreich zur Tafel.

Das sind die glorreichen Erinnerungen des 6. Septembers, eines Ehren- und Ruhmestages des Herrscherhauses und des Heeres, insbesondere jener vier ältesten Regimenter unserer Armee, welche bereits bei Belgrad mitkämpften, des 2. und 10. Infanterie-Regiments, des 1. und 2. Chevauleger-Regiments.

Schloß Freyenfels in Franken.

Von H. v. A.

Wenn man in den zwischen Bamberg und Bayreuth gelegenen Städtchen Hollfeld die Staatsstraße verläßt und sich auf der nach Weißmain führenden Distriktsstraße nordwärts wendet, gelangt man nach einer kaum dreiviertelstündigen Wanderung ebenen Weges an die durch Mauern und Flankentürme bewehrte Burg Freyenfels.

Nachdem man auf Damm und Brücke zwei offene Burggräben überschritten hat, durch das heraldisch verzierte Schloßthor in den engen Burghof und endlich in die Bastei eingetreten ist, fühlt sich das Auge plötzlich fast geblendet beim Ausblick in das reizende und zugleich großartige vor ihm liegende Wiesent-Thal. Hier wird es dem Wanderer erst begreiflich, woher diese Burg ihren Namen hat, denn auf einem freien Felsen steht sie da.

Freyenfels von der Ostseite. Nach einer Photographie gezeichnet von J. Altheimer.

Auf die wohl von jedem von der Hochebene herkommenden Touristen empfundene Enttäuschung folgt hier entzückende Überraschung.

Alle möglichen landschaftlichen Reize eines romantischen Thales finden sich auf dieses Fleckchen Erde ausgeschüttet. Gigantische vielfarbige Felsen zwischen Waldesgrün bilden gleichsam die Marksteine zwischen den von einem Silberbächlein geschmückten saftigen Wiesen und den die Berge bedeckenden Laub- und Nadelwaldungen.

Auch fehlt nicht das nötige Mühlenrad in einem kühlen Grunde, und zum Überfluß erblickt man noch zwei höchst malerisch zur Hälfte in die Felsen hineingebaute Wohnhäuschen, für welche der Bau von Rauchfängen Luxus wäre, da der Rauch seinen Ausweg durch natürliche Felsenrohre findet.

Der Ursprung dieser, seiner Zeit von Höhlenmenschen benutzten Wohnungen, wie sich solche in der Umgegend gar viele vorfinden, datiert jedenfalls weiter zurück, als der des Schlosses Freyenfels, dessen Geschichte vorläufig nur bis in das 13. Jahrhundert zurückzuverfolgen ist.

Es ist dieselbe auf das innigste mit der Geschichte des uradeligen Geschlechtes derer v. Aufseß verwoben, denn seit urvordenklichen Zeiten ist die Burg Freyenfels, wenn auch manchmal mit kurzen Unterbrechungen, so doch durch alle Generationen im Besitze der v. Aufseß-schen Familie gewesen und ihr vorletzter Besitzer aus dem genannten Hause war der berühmte Gründer des Germanischen Museums in Nürnberg Hans Frhr. von und zu Aufseß, während sie gegenwärtig Eigentum eines seiner Söhne, Hermann v. Aufseß, ist.

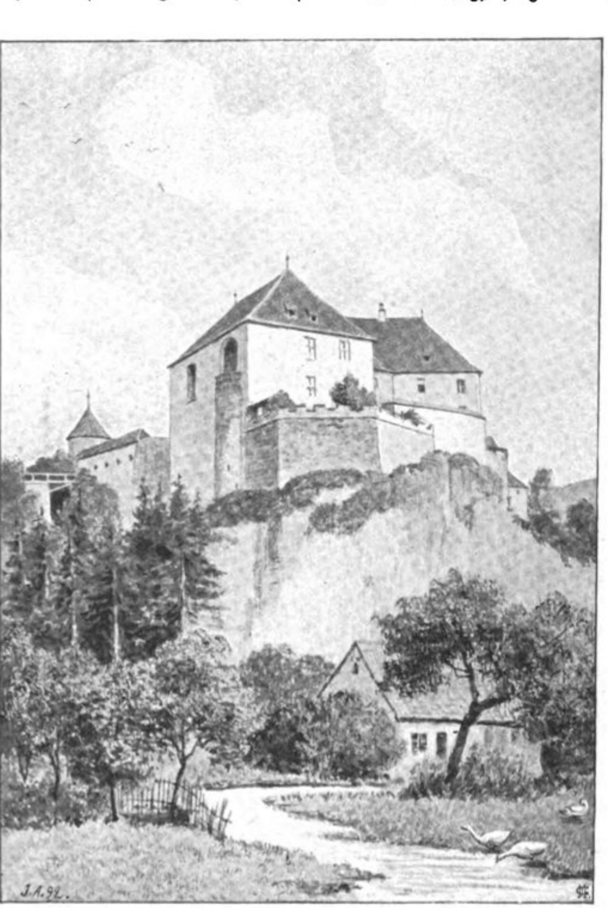
Als ersten urkundlich nachweisbaren Besitzer dieses zum ehemaligen Ritterkanton Gebürg gehörigen Schlosses nennt die Geschichte den Stammvater des jetzt noch blühenden Aufseßschen Geschlechtes Ritter Otto de Uſsezze, denselben, welcher mit seinen sieben Söhnen im Heergefolge des Burggrafen Friedrich von Nürnberg auf Seite Ludwigs des Bayern an der Schlacht bei Ampfing teilnahm.

Freyenfels, ein freies Eigentum derer v. Aufseß, gehörte zu jenen festen Plätzen, welche für die Burggrafen von Nürnberg, bzw. für die Markgrafen von Ansbach deswegen von großer Bedeutung waren, weil dieselben, an der direkten Verkehrslinie zwischen Ansbach, Nürnberg einerseits und den hohenzollernschen Burgen Zwernitz und Plassenburg

anderseits gelegen, bezüglich der Sicherheit und Beherbergung burggräflicher Leute gute Dienste leisten konnten. Daher haben es sich die Burggrafen auch angelegen sein lassen, durch wiederholt abgeschlossene Verträge sich die Freundschaft und Burgöffnung gegen Bezahlung größerer Geldsummen an die betreffenden Burgherren zu sichern.

Aber auch für den Bischof von Bamberg war es eine politische und militärische Notwendigkeit, die Besitzer einer ganzen Reihe von festen Burgen innerhalb des bambergschen Gebietes sich verbindlich zu machen und ein im Jahre 1378 bezüglich der Burg Freyenfels durch einen Vertrag geregeltes Verhältnis herzustellen, welches die v. Aufseß in Lehensabhängigkeit brachte, nachdem dieselben bis dahin diese Burg als freies Eigentum besessen hatten.

Vielleicht galt schon damals das Sprichwort „unter dem Krummstab ist gut wohnen", denn es hat sich dieses Verhältnis in der That später in einem Falle als besonders heilsam erwiesen, als im Jahre 1523 die Burg Freyenfels, deren Besitzer Pankraz v. Aufseß als Mithelfer des durch seine Fehde mit den Nürnbergern berüchtigten Thomas v. Absberg in Acht und Bann war, durch den Schwäbischen Bund zerstört werden sollte. Da legte sich als Lehensherr der Bischof von Bamberg ins Mittel und rettete so das Schloß vor dem Schicksal, welchem die Burg eines andern v. Aufseß, Truppach, sowie das benachbarte Krögelstein anheimfielen, welch letzteres damals Wohnsitz des Georg v. Giech war, eines ebenfalls durch seine Freundschaft mit dem Absberger kompromittierten Edelmanns.



Freyenfels von der Südseite.
Nach einer Photographie gezeichnet von J. Altheimer.

Aber schon zwei Jahre später übernahmen die aufrührerischen Bauern die Arbeit, an deren Vollführung der Schwäbische Bund gehindert worden war. Das Schloß wurde im Jahre 1525 geplündert und zerstört und teilte so das Schicksal von acht anderen Aufseßschen Schlössern in jener Gegend, nämlich Kainach, Neuhaus, Aufseß, Wüstenstein, Neidenstein, Weiher, Rothenpühl und Truppach. Die verhältnismäßig starke Armierung der Burg — die Zeughäuser enthielten in Friedenszeiten beständig 3 Teraßbüchsen von ziemlicher Größe, 15 Hakenbüchsen, 9 Handbüchsen, 1½ Ztr. Pulver oder zu 3 Ztr. Pulver das nötige Quantum Salpeter, Schwefel und Kohle, ferner zu jeder Büchse 100 Kugeln, 12 Armbrüste mit den Bechern und Köchern, sowie 3000 fertige Pfeile — konnte das Schloß vor dem rasenden Bauernhaufen nicht schützen.

Der Besitzer Pankraz v. Aufseß mußte mit seiner Gemahlin, einer geborenen Marschalkin v. Pappenheim hinter den Mauern der Reichsstadt Nürnberg Schutz suchen und fand, als er nach 15 Wochen zurückkehrte, sein schönes Schloß in Trümmern, die Fischwasser ausgeraubt, die Wiesen abgemäht und Unfug jeder Art in Wald und Feld verübt.

Allerdings mußten die bei Hallstadt unweit Bamberg vor dem Heere des obersten Feldhauptmanns Georg Truchseß v. Wallburg kapitulierenden Bauern die ausgeübten Frevel mit den Köpfen ihrer Rädelsführer büßen und sich harte Strafen gefallen lassen, aber der den geschädigten Edelleuten gewährte Schadenersatz reichte kaum hin, um nur das vernichtete und verschleppte Mobiliar wieder zu beschaffen. Gleichwohl wurde das Schloß, so gut es eben ging, wieder hergestellt.

Im Dreißigjährigen Kriege blieb die nach dem Bauernkrieg mit großen Opfern wieder hergestellte Burg zwar verschont, erduldete jedoch noch in der Folge mancherlei Heimsuchungen. Das Ansehen der kaiserlichen Obrigkeit im deutschen Reiche war auch lange nach Abschluß des Westfälischen Friedens zu wenig konsolidiert, um Zustände unmöglich zu machen, welche lebhaft an die Zeiten des Faustrechts erinnerten. Vielleicht ist die Gegend zu romantisch, als daß sich die Romantik des Ritterlebens durch einen Federstrich aus derselben hätte verbannen lassen. Lehensherren und Lehensträger, dann wieder letztere unter sich, suchten nach wie vor ihre Händel mit Waffengewalt auszufechten, und so kam es, daß die Burg Freyenfels in den fünfziger Jahren des 17. Jahrhunderts zwei Belagerungen und Berennungen auszuhalten hatte.

Das eine Mal gab hierzu Veranlassung der Streit des Hans Wilhelm v. Aufseß mit Hans Adam v. Wirsberg, welch letzterer dem Hans Wilhelm die Besitzergreifung seines Anteils an der Burg Freyenfels verwehren wollte, obgleich der Bischof von Bamberg als Lehensherr solche genehmigt hatte. Es war am 28. September 1652, als Hans Wilhelm v. Aufseß behufs Besitzergreifung seines Lehen-Anteils mit dem bischöflichen Amtmann von Waischenfeld Dietrich v. Streitberg und dem bischöflichen Vogt Fuhrmann v. Hollfeld mit einer Eskorte von 12 Pferden vor das Freyenfelser Thor ritt. — Da jedoch Hans Adam v. Wirsberg die Zugbrücke aufziehen und erklären ließ, daß er in Güte das Schloß mit Hans Wilhelm nicht teilen werde, auch dem Chirurgen von Hollfeld sagen ließ, er möge seine Büchsen füllen, denn es werde heute noch genug Patienten geben, so zog man für diesmal wieder ab, um 10 Tage später, nämlich am 8. Oktober 1652 mit einem

größeren Aufgebot von Mannschaften zu Roß und Fuß vor die festen Mauern von Freyenfels zurückzukehren. — Mittlerweile hatte sich der Schloßbesitzer von Wirsberg entfernt und die Verteidigung des Schlosses seinem Schwager, dem schwedischen Fähnrich Samuel Dues übertragen. Dieser erfahrene Kriegsmann ließ beim Anblick des unter Trommelschlag und Trompetenstoß anrückenden „Belagerungsheeres" in aller Stille die Türme und Mauern mit Mannschaften besetzen und durch dieselben einen Steinregen auf die Belagerer eröffnen, als diese sich anschickten, Sturm zu laufen, vier Sturmleitern anzulegen und das Stachelthor einzuhauen. Als sich die Belagerer durch die vielen Steinwürfe und Flintengeschosse an der Berennung gehindert sahen, begannen sie, Stroh und Holz in den Graben vor das Thor zu werfen, um durch Feuer die Öffnung desselben zu erzwingen. Aber der Schwede ergab sich nicht, der Tag verging erfolglos für die Belagerer, welche einen Toten und viele Verwundete zu beklagen hatten, jedoch die Belagerung noch acht Tage fortsetzten, um die Burg durch Aushungerung in ihre Gewalt zu bringen. — Unterdessen war der Schwede samt seiner aus zehn Mann bestehenden Besatzung durch ein an unbewachter Stelle durch die Turmmauer gebrochenes Loch geschlüpft und entkommen.

Eine zweite Belagerung mitten im tiefsten Frieden hatte die Burg schon vier Jahre darauf im August 1656 auszustehen, als es sich darum handelte, den wegen angeblicher Bedrohung seines Lehensherrn angeklagten Hans Wilhelm v. Aufseß zu verhaften.

Letzterer, von der bevorstehenden Zwangsmaßregel in Kenntnis gesetzt, sendete noch vor Ankunft der Bambergschen seine Frau, eine geborene Fuchs v. Walburg, nach Bamberg, um beim Bischof persönlich Fürbitte einzulegen. — Als dieselbe unverrichteter Dinge wieder nach Freyenfels zurückkehrte, fand sie das Schloß von den bambergschen Truppen, nämlich 20 Forchheimer Dragonern und Hollfelder Miliz, streng belagert und eingeschlossen, ward von denselben sofort gefangen genommen und im Pfarrhofe interniert.

Hier soll sich nun folgende mysteriöse Geschichte zugetragen haben.

Als die Schloßfrau eines Abends in ihrer Stube betrübt dasaß und sehnsüchtig ihres im Schloß von allem Verkehr abgeschnittenen Gemahls und ihrer acht bei ihm weilenden Kinder gedachte, da wurde sie plötzlich durch die hohe Gestalt eines eintretenden Dragoners aufgeschreckt, welcher mit vertraulicher Miene sie folgendermaßen ansprach: „Die Frau erschrecke nicht, ich bin ein Mensch und Christ wie ein anderer. Will die Frau ihren Junker haben, will ich ihn ohne Schaden aus dem Schlosse heraus- und wieder hineinbringen, oder auch sie zu ihm hinein- und wieder zurückbringen". Sie, welche beim Erscheinen dieser unheimlichen Gestalt deshalb so in Schrecken versetzt war, weil sie fürchtete, nun von Freyenfels als Gefangene weggeführt zu werden, erschrak über diese Rede noch mehr. Es kam ihr ein Grauen vor diesem Menschen an, und sie erwiderte ihm, er solle sie in ihrem Kreuz ungekränkt lassen, hätte unser Herrgott ihren Mann und sie von einander getrennt, würde er auch wohl sie wieder zusammenbringen. Der Gefreite aber sprach weiter: „Wenn sie vielleicht nicht glaube, daß er im Schlosse gewesen sei, so wolle er ihr ein Wahrzeichen weisen", worauf er die Thür öffnete und durch zwei Soldaten einen schweren Doppelhaken, der im Schloß in einer Schießscharte des Rondells gelegen hatte, hereintragen ließ. —

Dabei fuhr er fort, der hierüber arg erschreckten Frau von seiner schwarzkünstlerischen Reise weiter zu erzählen: „er sei im Schloß unsichtbar am Tische zur linken Hand ihres Gemahls auf der Vorbank gesessen und habe gesehen, daß der Junker, der mit den Seinen speiste, zweierlei Fleisch gehabt, und da habe er etwas zum Wahrzeichen vom Tisch weggenommen, was sie nicht entraten können und sie alle Tage gebrauchen müssen, er habe es bei sich im Sack und wolle es vorzeigen.

Hierüber erschrak die Frau derart, daß sie ohnmächtig im Stuhl zurücksank, worauf sich die Soldaten entfernten.

Dem Schwarzkünstler aber — er hieß Hans Eichner — sind seine Streiche übel bekommen, da er bald darauf in Forchheim standrechtlich erschossen wurde.

So hatte denn dieser kleine Krieg auch seine Spukgeschichte. —

Die Belagerung endete nach achttägiger Cernierung am 18. August 1656 mit regelrechter Bestürmung und Zertrümmerung der Thore, hatte jedoch nicht den beabsichtigten Erfolg, da sich auch diesmal der eifrig gesuchte feindliche Kommandant, nämlich Hans Wilhelm v. Aufseß, der Verhaftung entzogen hatte, indem er mit Lebensgefahr nächtlicher Weile an einem Seil über die Mauer sich ins Thal hinabgelassen hatte und entflohen war.

Daß mit dieser Episode die unsicheren Zustände in Freyenfels ihren Abschluß nicht finden konnten, ist leicht begreiflich. Lehens- und Erbstreitigkeiten, auch Gewaltthaten waren jahrzehntelang an der Tagesordnung.

Unter diesen Verhältnissen war der sich allmählich vollziehende Verfall der Schloßgebäude unvermeidlich, wenn den letzteren nicht in der Person eines mit Glücksgütern gesegneten, zugleich ideal angelegten Mannes ein Retter erstanden wäre.

Es war dies Karl Siegmund Freiherr v. Aufseß, welcher, nachdem er im spanischen Erbfolgekriege als kaiserlicher Obrist ruhmvoll gefochten, sich dem geistlichen Stande widmete und als Statthalter des Kurfürsten von Mainz, zugleich Fürstbischofs von Bamberg Grafen Lothar Franz von Schönborn die Zügel der Regierung in den bambergschen Landen führte.

Derselbe verstand es, unter möglichster Wahrung der sturmsichern Eigenschaft der Gräben, Türme und Zwinger die Burg in ein wohnliches Gebäude zu verwandeln, und wenn dasselbe von seinem mittelalterlichen Charakter auch viel verloren hat, so stellt es sich auf seinen kolossalen Felsenfundamenten von der Thalseite her dem Auge des überraschten Beschauers doch als ein großartiges Bauwerk dar.

Mit dieser rettenden That begnügte sich jedoch Karl Sigmund nicht — er suchte auch, und zwar zunächst durch gründliche Restaurierung der dem katholischen Kultus seit anderthalb Jahrhunderten entfremdeten Schloßkapelle, seinen Fideikommiß-Nachfolgern und besonders seinen Unterthanen die Übung der katholischen Religion wieder zu ermöglichen und eine Gegenreformation einzuleiten, welche von seinen Besitznachfolgern durch die Unterhaltung eines Kapuziner- und später eines Dominikanerhospizes bis zum Anfang dieses Jahrhunderts erfolgreich fortgesetzt wurde. Jetzt ist die Schloßkapelle Pfarrkirche der katholischen Pfarrgemeinde Freyenfels. Sie zählt zu ihren Paramenten manches kostbare Erzeugnis der Seiden-

weberei und besonders der Augsburger Goldschmiedekunst aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Eine über die vom Schloß auf der Westseite abfallende Schlucht führende Brücke stellt die Verbindung mit dem nahen, ziemlich umfangreichen Park her. Derselbe wird auf seiner Südseite gegen das Thal zu durch senkrecht abfallende, teilweise überhängende Dolomitfelsen von beträchtlicher Höhe begrenzt, von denen aus man entzückende Ausblicke in das herrliche Wiesent-Thal genießt.

Auch diese riesigen Felsen mit ihren an der Thalsohle hervorsprudelnden klaren Wasserquellen und ihren zahlreichen Grotten und Höhlen, wie sie ja im fränkischen Jura so häufig vorkommen, haben ihre Legende. — Eine dieser Höhlen wird das Preußenloch genannt, und zwar rührt diese Benennung von einer größeren Anzahl versprengter preußischer Soldaten her, welche sich im Jahre 1806 nach der Schlacht bei Jena hieher geflüchtet und mehrere Wochen lang geborgen haben, während die Ortseinwohner ihnen Speise und Trank zubrachten, bis die Soldaten plötzlich eines schönen Morgens — unbekannt wohin — verschwunden waren.

Begibt man sich von Freyenfels im Wiesent-Thale aufwärts, so erreicht man nach kaum 25 Minuten die Ortschaft Loch, woselbst man auf einem auf dem linken Wiesentufer gelegenen Felsen noch Spuren einer Burg findet, welche einst der Stammsitz des noch blühenden Freiherrengeschlechts der Lochner v. Hüttenbach gewesen sein soll. — Nach weiterer kurzer Wanderung in dem sich immer mehr verengenden Thale erblickt man alsbald vor sich die wettergraue altertümliche Burg Wiesenfels, Besitztum des Grafen Giech und Centrum der dort sehr umfangreichen gräflichen Besitzungen. Das Wiesent-Thal ist überhaupt durch seine verhältnismäßig große Anzahl von Schlössern und Burgruinen ausgezeichnet. Von Freyenfels thalabwärts kommt man auf der nach dem alt-bambergschen Städtchen Hollfeld führenden, kaum 4 km langen Wegstrecke an weiteren zwei ehemaligen, schön gelegenen Rittersitzen vorüber, an der Ruine Neidenstein und dem freundlichen Schlößchen Weyer. Von da ab verflacht sich das Wiesent-Thal allmählich, bis es bei dem vom hohen Plankenstein überragten Dörfchen Plankenfels wieder mehr und mehr an landschaftlichen Reizen gewinnt und mit seinen malerischen Seitenthälern jene herrliche, von Touristen mit Recht viel besuchte Gegend bildet, welche man die Fränkische Schweiz nennt.

Die Giebelstadter Blut-Scene.

Ein Nachtbild aus dem Bauernkriege.

Von Friedrich Richter.



Pfingsten war's, das Fest der Freude. Aber nicht dazumal, als man das Jahr des Heils 1525 schrieb. Wie im Algäu, in Bayern, Österreich, Sachsen, Thüringen, Württemberg und Elsaß, so stand auch in Franken der gemeine Mann gegen seine Herrschaft auf und verweigerte die alten Gerechtigkeiten mit den Waffen in der Hand.

Die nächste Gefahr für das fürstbischöfliche Hochstift Würzburg und Herzogtum Franken begann im Rottenburger Lande, wo sich die Bauernschaft zusammenrottierte und verlautbarte, nach Würzburg zu ziehen, die Geistlichen zu verjagen oder totzuschlagen und ihnen ihre Güter zu nehmen.

Der Aufruhr unter dem Volke nahm aller Orten im Herzogtum zu, ein Amt nach dem andern erhob sich und griff zu den Waffen. Da die Obrigkeit lange Zeit Nachsicht übte, und die Bauern nach ihrem Gefallen zu und von einander liefen, so mehrte sich die Zahl der Unzufriedenen im Stifte Würzburg mit jedem Tage. Während der Bauernhaufe mit jeder Frist wuchs, fing auch die Stadt Würzburg merklich zu wanken an und ging endlich zu den Bauern offenkundig über, nachdem sie dem Bischofe zuvor noch einen Absagebrief übersandt hatte.

Die Getreuen des Bischofs zogen sich auf das feste Schloß „Unser Frauenberg", welches, auf einem Berge links des Mains stehend, die Stadt überragt, zurück und verschanzten sich aufs beste daselbst. Inzwischen war Fürstbischof Konrad nach Heidelberg gereist, woselbst er den Pfalzgrafen Ludwig und den Schwäbischen Bund um Hilfe anrief, welche ihm auch, jedoch nicht gleich für den Augenblick zugesagt wurde. Von Heidelberg aus, sagte der Fürst seinen Bedrängern die Annahme der bekannten zwölf Bauernartikel zu. Diese waren, wie es scheint, schon zu weit gegangen, als daß sie an eine gütliche Ausgleichung glaubten. Und obwohl der Bischof zur Vereinbarung einen Landtag ausschrieb, die Sache zerschlug sich, sei es nun daß man sich nicht vergleichen wollte, oder daß man in den guten Willen und in die Zusage des als wohldenkend, fromm und gerechtigkeitliebend doch bekannten Fürsten einen halben Zweifel setzte, oder sei es endlich, daß die Unthaten der Bauernhorden schon zu weit gediehen waren, als daß man noch auf eine Aussöhnung und Verzeihung hatte hoffen können. Der Bruch war also unheilbar.

Die Bauern waren von Rottenburg und Mergentheim gegen Lauda herabgezogen, wo sie die Burg in Rauch aufgehen ließen und vielfache Grausamkeiten verübten. Alsdann säumten sie mit ihrer namhaften Heeresmacht keinen Augenblick, vorwärts gegen Würzburg aufzubrechen. Mittlerweile näherten sich die Aufständischen von allen Gegenden und Gauen des Frankenlandes der Stadt. Dies geschah um Ostern 1525. Und nun müssen wir unser Auge an sengende Bauernrotten, an brennende Dörfer, rauchende Kirchen, Klöster und Schlösser, an traurige Schlachten und Gewaltthätigkeiten aller Art gewöhnen. Wo den Anführern auf ihrem Zuge eine Abtei, eine Burg oder sonst einen Adelssitz aufstieß, wurde alles

geplündert, zerschlagen, mißhandelt, ermordet und in Brand gesteckt. Allenthalben rötete sich in jenen schauerlichen Tagen der Himmel von den aufschlagenden Flammen, und füllte sich die Luft mit wildem Siegesjubel und herzzerreißendem Jammergeschrei. Endlich kamen die Bauern in zwei Heerhaufen vor Würzburg an. Der eine nannte sich der schwarze Haufe, es war der von der Tauber und wurde von Jakob Köl aus Eibelstadt sowie von Florian Geyer angeführt; der andere hieß der helle lichte Haufe, war zumeist aus dem Odenwalde und hatte den Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand sowie den Georg Metzler von Ballenberg zu Feldhauptleuten. Andere Rotten von Städtern und Landvolk verbanden sich mit denselben.

Die Stadt Würzburg, die, wie bereits bemerkt, mit den Bauern gemeine Sache machte, ließ diese in ihre Mauern einrücken. Das Hauptheer der Aufständischen, welches man auf 25000 Mann schätzte, lagerte in und um Würzburg, und nun begann die Belagerung des festen Felsenschlosses Frauenberg, wo die Fürsten sonst ihre Residenz hatten, wenn Friede im Lande war.

Die Verteidigung dieser Burg wahrte die Ehre der Anhänger des Landesherrn und darf eine wahrhaft heldenmütig ausdauernde genannt werden. Die Festung erwiderte das Feuer der Bauern nachdrücklichst, schlug mehrere Stürme siegreich ab und verweigerte jede Übergabe.

Andere Trupps trieben sich im Lande verteilt herum, quartierten sich bei den Geistlichen, die sie mißhandelten und verjagten, oder in den Herrensitzen ein, die sie ausplünderten und zuletzt in Asche legten. Besonders wild wirtschafteten sie in den Domherrnhöfen, den Stiftern und derlei geistlichen und adeligen Häusern. Der Wein floß in Strömen. Im Stifte Burkard trank und verschüttete ein von Höchberg herabgekommener Bauernhaufe in einer einzigen Nacht 280 Fuder Weines.

Unterdessen war es dem Schwäbischen Fürstenbunde unter Anführung des Georg Truchseß von Waldburg gelungen, der Feinde am Neckar und überhaupt im Württembergischen Herr zu werden; die Ritterschaft schlug die Bauernheere mehrmals nachdrücklichst aufs Haupt. Nun rückten die Fürsten und Adeligen unter ihrem Bundeshauptmann in Franken ein, um auch hierorts die Rebellen zu bändigen. (Forts. folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Unsere Bilder. Unsern Artikel über Belgrad schmückt eine zeitgenössische Abbildung der Waffenthat. Fliegende Blätter und Broschüren ersetzten vor 200 Jahren dem lesebegierigen Publikum die Stelle der heutigen Zeitungen. Unsere Abbildung ist die Reproduktion eines Kupferstichs, beigegeben der „Wahrhafften Relation sambt Eygentlicher Abbildung der Belägerten vnd mit stürmender Hand eroberten Haupt-Vestung Belgrad oder Griechisch-Weißenburg. Wie solche von den Kayserlichen vnnd dero Hohen Allijrten Völkern vnder dem Heldenmütigen Commando Jhro Churfürstl. Durchl. Hertzog Maximilian Emanuel (auß Bayern) ꝛc. Montag den 6. Septembris dies lauffenden 1688 Jahrs glücklich erobert vnd eingenommen worden. Mit einem außführlichen Diario, was vom 26. Augusti biß den 8. Septembris Merkwürdiges darbey vorbey gangen vnd sich zugetragen hat. Getruckt zu München bei Lucas Straub zu finden bei Michael Wening Kupfferstecher. — Die beiden Ansichten von Freyenfels rühren von Landschaftsmaler J. Altheimer in Regensburg. Die Vignette zum Blutbad von Giebelstadt ist ein Werk des jungen hochbegabten Münchener Künstlers Dasio.

Eine Urkunde König Wenzels. Eine ganz seltsame Urkunde des Königs Wenzel an die Reichsstadt Rothenburg, die uns aus dem Nürnberger Archiv bekannt geworden, können wir doch nicht umhin, hier mitzuteilen. Der König beschickte nämlich die Stadt durch den Nürnberger Bürger Heinrich Toppler, um durch diesen sich 12000 Goldgulden auszubitten. Als nun die Stadt dieses ablehnte, so antwortete Wenzel in einem kleinen, mit dem königlichen Insiegel bedruckten Brieflein, unter der Aufschrift: „Unsern Ungetreuen zu Rothenburg, die dem Reich ungehorsam seyn“.

„Der Teufel hub an, zu scheeren eine Sau, und sprach also: Viel Geschrei und wenig Wolle. Die Weber können nicht bestehen ohne Wolle. Ungehorsamkeit macht viel. Dato Sabatto omnia Sanctorum, hora Vesperorum Nuremberg!“

Papst Victor II., von Geburt ein Bayer. Unter den Päpsten deutscher Abstammung war Victor II., welcher am 3. März 1055 zu Regensburg gewählt ward und am 28. Juli 1057 starb, einer der bedeutendsten. Schon als Bischof von Eichstädt stand er bei Kaiser Heinrich III. in großem Ansehen und übte großen Einfluß auf die Reichsgeschäfte aus. Als ihm aber der sterbende Kaiser zu Bodfeld am Harz die Beschützung seines Sohnes und seiner Gemahlin am 5. Oktober 1056 anempfohlen und in seinen Armen den Geist aufgegeben hatte, führte er im Namen der Kaiserin Agnes und des unmündigen Sohnes die Reichsregierung, bis ihn die Pflichten, welche ihm als Haupt der Kirche oblagen, nach Italien riefen. Über die Herkunft dieses gewaltigen Papstes herrschte seither vielfach Zweifel, indem ihn die einen als einen Bayern, die anderen als einen Schwaben bezeichneten. Die letztere Ansicht schien das Feld behaupten zu wollen, bis Cornelius Will in seinem Werke „Die Anfänge der Restauration der Kirche im eilften Jahrhundert, nach den Quellen kritisch untersucht“, den Beweis erbrachte, daß Victor II. dem bayerischen Grafengeschlechte der Hirschberg, nicht aber der schwäbischen Familie der Grafen von Calw angehörte.

Statistik der Haupt- und Residenzstadt München vor 100 Jahren. Im Jahre 1791 wurden in den 5 Stadtpfarreien München 1231 Taufen, 1284 Begräbnisse und 309 Trauungen vorgenommen. Die Volksmenge hatte sich seit 31. Dezember 1790 um 204 Personen vermehrt. Die Zahl der Sterbefälle der letzten zehn Jahre ergab im Vergleich zu den Geburten ein jährliches Mehr von 166. Bei einer Einwohnerzahl von 40000 ergab sich, daß von diesen 40000 jährlich der 29. Teil, je der 33. ein neugeborenes Kind war, und je das 36. Paar soeben in den Ehestand getreten war.

100 Jahre später gestalteten sich die Ziffern beider Standesämter folgendermaßen: 13243 Geburten, 10312 Todesfälle und 3485 Eheschließungen. Das Verhältnis hat sich prozentualiter der Einwohnerzahl nur wenig verändert.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 31. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

Der Kaufherr klingelte und gab dem eintretenden Ausgeher Krudel einige Weisungen, worauf der Diener sich alsbald in das zweite Stockwerk verfügte.

„Meine Frau ist gestern von einem hoffentlich nur leichten Unwohlsein befallen worden; ich selbst habe sie heute noch nicht sehen können. Zur Zeit finde ich nicht Muße, meiner Familie zu leben. Vor kaum einer Stunde heimgekommen, muß ich mich schon wieder bereit halten, einem baldigst an mich ergehenden Rufe Folge zu leisten.“

„Dann bedaure ich wirklich, Herr Wägel, Sie Ihrer kostbaren Zeit beraubt zu haben“, entschuldigte sich Graf Soden höflichst. „Ich will sofort — “ —

„Nein, nein“, wehrte der Kaufherr hastig ab. „Der Gegenstand unserer Unterhaltung war der wichtigste, den es für mich geben konnte. Bleiben Sie doch, ich bitte dringend, Erlaucht. Nun, wie steht's?“ fragte er den bescheiden eintretenden Krudel.

„Madame bedauert sehr, daß sie keinen Besuch annehmen kann“, berichtete der Ausgeher. „Sie hat wiederum starke Kopfschmerzen. Bis der Arzt kommt, werden Madame einstweilen Promessen auflegen.“

Graf Soden konnte sich des Lächelns nicht enthalten, als er die letzten Worte vernahm, aber Wägel rief ärgerlich aus:

„Was schwatzest Du wieder für Unsinn, Kaspar? Gehe jetzt hinüber und sage Müller, er möge den letzten Abschluß fertigstellen, damit ich ihn heute noch prüfen kann. Verstanden? Auch wollen Clericus und Komp. in Frankfurt einen neuen Kontokorrent, der baldigst anzulegen ist. Wie wirst Du jetzt sagen? Kannst Du es merken?“

„Freilich, freilich, Herr Wägel“, sagte Krudel vergnügt. „Der Klerus will einen neuen Kantor haben, soll ich zu Herrn Müller sagen. Werd's gleich besorgen“, und er wollte äußerst dienstfertig zur Thüre hinauswischen.

„Noch einen Augenblick. Du kannst auch hinzufügen, daß Du der größte Dummkopf im ganzen Geschäft bist. So, jetzt geh!“

„Scheint wirklich kein Lumen zu sein, dieser dienstbare Geist!“ meinte Graf Soden lächend.

„Je, nun“, entgegnete der Kaufherr, „er ist fast ohne Schulbildung aufgewachsen, viel darf nicht von ihm gefordert werden. Doch ist er anstellig, willig und vor allen Dingen treu und ehrlich.“

„Wirklich, Herr Wägel? Nun, Sie müssen das wissen. Mir würde sein Blick nicht gefallen. Bei aller Unterwürfigkeit blitzt es aus seinen Augen wie verhaltene Tücke. Vielleicht aber thue ich dem armen Tropf Unrecht. Jetzt gestatten Sie mir, zu gehen. Wollen Sie doch die Güte haben, mich der Madame bestens zu empfehlen. Vielleicht werde ich dieser Tage einmal das Vergnügen haben.“

„Werde es mir zur großen Ehre anrechnen, Erlaucht. Ich und mein ganzes Haus stehen Erlaucht jederzeit zu freiester Verfügung.“

Nachdem Herr Wägel seinen Gast mit allen dem hohen Range desselben entsprechenden Ehren hinausgeleitet hatte, verfügte er sich in die Schreibstuben, um dort vom Gang der Geschäfte Einsicht zu nehmen.

6. Kapitel.

Kapitän Prüd'homme hat Besuch. Der Lieutenant Franz La Harpe vom 73. Infanterieregiment hat sichs bequem gemacht auf dem hochbeinigen Sofa; während der Wirt in ziemlicher Erregung mit starken Schritten das hohe und geräumige Zimmer nach Länge und Breite durchmißt, schmaucht der Gast in philosophischer Ruhe sein Pfeifchen und schenkt ungezählte Male sich das Glas aus einer der Flaschen voll, die auf dem Tische vor seiner Ruhestätte in reichlicher Anzahl aufgepflanzt sind. Das lebhaft gerötete Gesicht mit den derben, aber kühn geschnittenen Zügen und der noch frischen Schmarre auf der linken Wange zeugt von robuster Gesundheit, der aufgeknöpfte blaue Waffenrock läßt eine herkulisch gebaute Brust frei, die ganze gedrungene Gestalt, wenig über Mittelgröße hinausgehend, verrät energische Kraft, wenngleich der Mann in diesem Augenblick das wenig anziehende, unerfreuliche Bild großer Übermüdung darbietet.

„So", machte er sich behaglich dehnend, „für heute kein Dienst mehr, und hoffentlich läßt man mir auch morgen meine Ruhe. Glaube aber nicht, daß wir allzulange hier liegen bleiben. Nun, was sagst Du zu Bonapartes Erfolgen in Italien? Er ist ein Teufelskerl."

Der Kapitän war mitten in seiner Wanderung durch das Zimmer stehen geblieben und sagte mit grollender Stimme: „Meiner Treu, ich diente lieber unter ihm, als unter Jourdan, der doch nichts Rechtes zustande bringt. Freilich ist Kleber der Klügere. Indes zweifle ich stark, ob die beiden bis Wien vordringen."

„Bonaparte wird es thun, verlasse Dich darauf." — Aber sprechen wir von unserer Angelegenheit. „Du bist ein treuer Mensch, Franz, und hast das Wenige, was wir an Dir gethan, reichlich vergolten durch Deine selbstlose Aufopferung für uns und unsere Sache."

„Reden wir davon doch nicht weiter", erwiederte La Harpe, „Du hast von jeher, obgleich ich nur Dein Milchbruder gewesen, gewollt, daß ich mich ganz und gar als Deinesgleichen betrachten solle. So hat denn schließlich der Herr Marquis, Deinen Bitten nachgebend, eingewilligt, daß ich bei Dir auf dem Schlosse Wohnung nehme, mit Dir den Unterricht bei dem Kaplan teile, kurz in allen Dingen als Dein Bruder gelte. So wurden denn Eure Anschauungen ganz und gar auch die meinen, und als die Revolution ausbrach, da konnte ich doch nur auf Seite der Aristokraten sein, auch wenn meine Wiege nicht in der Vendée gestanden hätte."

„Na, wir beide haben den ‚Blauen' tüchtig zu schaffen gemacht", lächelte der Kapitän.

„Das will ich meinen", bestätigte stolz der Lieutenant. „Wir beide allein waren so gut wie eine ganze Armee. Haben wir die Kerle umhergeführt in den Wäldern und Schluchten, bis sie jedesmal in die Falle gegangen, wo wir sie bequem niedermachen konnten. Ach! das war jedesmal eine herrliche Jagd."

„Aber die Sache der ‚Weißen' war eine verlorene von allem Anfang an", sagte Prüd'homme mit trübem Tone. „Die gehofften Unterstützungen seitens der Bretagner und der Engländer blieben aus, und damit war unser Schicksal besiegelt. In einer Reihe unglücklicher Treffen wurden unsere Scharen mehr und mehr aufgerieben, zuletzt war es nur mehr ein verzweifelter Zweikampf auf Leben und Tod. General Kleber baute uns goldene Brücken und bot uns günstige Friedensbedingungen, die zu stellen er seitens des Konvents autorisiert war. Wir beide, Du sowohl als ich, waren klug genug, die wahre Sachlage zu begreifen; so unterwarfen wir uns und konnten später selber in das republikanische Heer als Offiziere eintreten. Stofflet und Charette thaten nicht so, sie wurden später nach heftigem, aber ganz nutzlosem Widerstand zu Kriegsgefangenen gemacht und erschossen. Seitdem herrscht Ruhe an den Ufern der Loire. Aber das stolze Schloß meiner Ahnen ist in einen Trümmerhaufen verwandelt, und nicht mehr spiegeln sich die Zinnen Treforts in den Wellen des herrlichen Stromes!"

„Laß diese trüben Rückerinnerungen ruhen in der Vergessenheit Tiefen, George. Es dient ja doch zu nichts und verdirbt nur jede frohe Laune. Du machst mir heute ohnehin, verzeih ein freies Wort, nicht den allerbesten Eindruck. Was kann Dir fehlen?"

Prüd'homme heftete einen durchdringenden Blick auf seinen Freund, dann sprach er langsamer: „Hältst Du mich für feige, Franz?" Der Lieutenant sprang überrascht vom Sopha auf.

„Du? Welch sonderbare Frage? Wer in aller Welt soll Dich für feige halten? Absurde Idee! Von allem andern zu schweigen, wodurch hast Du Dir denn die Kapitäns-Epauletten verdient? Hat jemand Dir mit solch einfältiger Beschuldigung nahe treten wollen? Unsinn, dieser Jemand lebte nicht mehr zur Stunde."

„Und doch fürchte ich mich, Franz."

„Dann mußt Du krank sein, George, oder schwach im Kopf oder Magen vielleicht, denn im Herzen kann es Dir nicht fehlen. Was drückt Dich denn? Ich sehe Dir den ganzen Tag schon an, daß ein Etwas Dein Gemüt bedrückt. Wohlan denn, sei offen Deinem getreuesten Freunde gegenüber."

Der Kapitän schien unschlüssig, dann begann er wiederum: „Franz, weißt Du, was ein Gewissen ist?" Der Lieutenant schlug eine große Lache auf.

„Aber, George, Du bist unbezahlbar mit Deinen kostbaren Fragen. Und dieser feierlich ernste Ton, diese Leichenbittermiene. Wahrlich, ich erkenne Dich nicht wieder, ha, ha, ha!"

„Bitte, beantworte meine Frage."

„Ob ich weiß, was Gewissen ist? Kitzliche Geschichte, und wenn ich nun ‚Nein' antwortete? Aber sprechen wir doch von anderem."

„Nein, nein. Wir haben uns heute wieder getroffen, nachdem wir fast ein Jahr von einander getrennt waren, und mir ist, als sollten wir uns in diesem Leben nicht mehr begegnen."

„Ach, laß das!" suchte der Lieutenant abzuwehren.

„Seit heute Nacht weiß ich, daß ich Nürnberg nicht mehr verlasse."

„So bleibe hier. Kannst ja Platzkommandant werden, wenn Ducasse ausmarschiert, mein Bester", scherzte La Harpe. „Hat Dir eine Zigeunerin geweissagt?"

„Nein, ich hatte einen sonderbaren Traum."

„Aha, so erzähle", bat der Lieutenant.

„So genau kann ich mich des Zusammenhangs nicht mehr entsinnen. Ich weiß nur, daß ich in Angstschweiß gebadet erwachte."

„Bah, Träume sind Schäume. Du hast eben schlecht geschlafen, und dieser Umstand hat Dir für den ganzen Tag die

Laune verdorben. Du wirst morgen wieder ganz vergnügt dreinschauen, wenn Du das Versäumte nachgeholt hast."

„Denkst Du noch der Tage von Saverne, Franz?"

„Ob ich ihrer noch gedenke! War es doch meine glücklichste Zeit, die ich in Deiner Gesellschaft am Hofe des Kardinals verlebte."

„Und weißt Du noch, zu welchem Gaukelspiel Du Deine Hilfe geliehen?"

„Na, na, es war vielleicht nicht so ganz recht, was wir gethan, aber wir haben es nicht schlimmer getrieben als die anderen eben auch. Du bewegst Dich heute mit Vorliebe in solch trüben Rückerinnerungen."

„Sie drängen sich mir heute mit unwiderstehlicher Gewalt auf. Ich bin Klotilden wiederum begegnet."

„Was!" rief La Harpe überrascht aus, „hier in Nürnberg? Nicht? Nein? Wo denn?" Der Kapitän machte eine Bewegung.

„Aha, im Reiche der Träume. Nun, das war eine höchst harmlose Begegnung alsdann, sollte ich denken."

„Ich habe mich an Klotilden schmählich vergangen; aber ich will mein Unrecht sühnen, soweit ich es zu thun vermag."

„George, ich begreife nur nicht —"

„Ich stehe vor einer ernsten Entscheidung und gedenke, meine alten Ansprüche wiederum geltend zu machen. Wenn es mir gelingt, Klotilde aufs neue an mich zu fesseln, dann kann alles noch gut werden. Wenn nicht —"

Prüd'homme hatte diese Worte leise und hastig ausgestoßen, als hielte er ein Selbstgespräch. La Harpe betrachtete kopfschüttelnd seinen Freund.

„Und hast Du Kunde von Deinem Söhnlein, George?"

„O, er lebt, mir sagt's eine innere Stimme. Und wenn ich nicht mehr bin, dann wirst Du ihn zu finden wissen und ihn seinem Großvater entgegenführen. Er soll ihn segnen, den letzten Sproß aus dem Hause der Trefort!"

„George, Du bist krank, Du fieberst", rief La Harpe nunmehr ernstlich erschreckt. „Ich erkenne heute in keinem Deiner Züge mehr den flotten Kavalier von früher. Dir gibt die Unthätigkeit solch trübe Gedanken ein. Raffe Dich auf, ermanne Dich und sei wiederum der Alte."

„Darf ich auf Dich rechnen, Franz?"

„Mit Leib und Leben stehe ich Dir zu Diensten. Verfüge über mich ganz nach Belieben."

„Und Du wirst, wenn Du mich nicht rächen kannst, doch für meinen Sohn Sorge tragen, seine Interessen nach allen Seiten hin wahren?"

„Ich will es thun, zähle auf meine Treue."

„Schwöre Franz!"

„Ich schwöre bei allem, was mir teuer ist."

Längere Zeit standen die beiden Männer in ernstem Schweigen einander gegenüber, der Kapitän hielt La Harpes Rechte fest, sein Auge ruhte mit durchbohrendem Blicke auf den Zügen des Milchbruders, der ruhig aufschaute, endlich sagte George: „Ich habe Dich treu erfunden in allen Stücken, Franz, und ich will Deinem Schwure vertrauen". Da drang verworrener Lärm an der beiden Ohr.

„Horch, was war das?" rief Prüd'homme zusammenzuckend.

„Beruhige Dich doch", lächelte der andere. „Es ist nichts als ein Signal, man bläst unten in der Straße oder auf dem Platze außen zum Sammeln. Ich muß fort. Es ist der Dienst, der mich abruft. Hoffentlich wird man mich nicht lange zurückhalten. Ich komme sicher wieder, dann verleben wir zusammen einen vergnügten Abend, wo Dir von selber die dummen Grillen aus dem Kopfe gehen werden. Auf Wiedersehen denn, George!" Und in größter Eile nahm La Harpe jetzt Abschied von seinem treuen Jugendfreunde, den er lebend nicht mehr wiedersehen sollte.

7. Kapitel.

„Ei, das ist aber schön, Herr Heldrich, daß Ihr doch einmal Wort gehalten und uns die Ehre eines Besuches widerfahren lasset. Jetzt legt aber ab, denn Ihr bleibt ja doch wohl für eine längere Zeit und nehmt auch mit einem Schälchen Kaffee vorlieb. Und nun noch einmal, seid uns recht herzlich willkommen!" Diese warme Begrüßung wurde dem Korrespondenten des Wägelschen Kaufhauses zu teil, als er, einer wiederholten Einladung folgend, im Hause Müllers bei dessen Schwester, der Predigers-Witwe Rosa Bauer, vorsprach. Seit jener Nacht, in der Heldrich den Prokuristen auf seinem späten Gange begleitete, hatte sich zwischen den beiden Männern eine enge Annäherung vollzogen. Der ältere Mann begegnete dem jüngeren mit allen Zeichen einer stets wachsenden Hochachtung, doch hatte Heldrich es bisher auf das ängstlichste vermieden, seinem Vorgesetzten gegenüber des rein persönlichen Dienstes Erwähnung zu thun, den er dem ahnungslosen Vater dadurch erwiesen, daß er dem Töchterlein in einem kritischen Augenblick als Retter beigesprungen, indem er es Abends vor den Insulten eines betrunkenen Chasseurs gerettet hatte. Fühlten sich ja doch die beiden Männer ohnehin mit einander verbunden durch die gemeinsame Ausführung eines Unternehmens, das fürs erste mit dem Schleier des dichtesten Geheimnisses umhüllt bleiben mußte. Die Bergung der Kleinodien des heil. Römischen Reiches, der Kroninsignien und der Gewandstücke der alten Kaiser vor den räuberischen Händen der Franzosen war herrlich gelungen. General Jourdan schäumte vor Wut, als er erkannte, daß man ihm zuvorgekommen war und nichts zurückgelassen als eine Lederkapsel, darin vordem ein goldener Reichsapfel aufbewahrt wurde. Alle weiteren Nachforschungen erwiesen sich als fruchtlos. Der Rat konnte in seiner ganzen Zusammensetzung mit gutem Gewissen versichern, die Beseitigung nicht veranlaßt zu haben. Die zahlreichen, meist hochbesoldeten französischen Spione vermochten ebensowenig, wie eifrig sie auch arbeiteten, Sicheres festzustellen über den Verbleib der „Heiligtümer", deren spurloses Verschwinden in der ganzen Stadt das größte Aufsehen erregte. Nur drei Männer wußten darum, und diese schwiegen, so daß gar niemand in der Lage war, den eigentlichen Sachverhalt sich zu erklären. Herr Wägel hatte gleich von allem Anfang an beschlossen, in einer Sache, welche die strengste Diskretion heischte, ganz selbständig vorzugehen, und so schrieb er auf eigene Verantwortung nach Wien, um von dort sich Vorschriften zu erbitten über die fernere Verwahrung der Reichskleinodien, die er in Nürnberg, der unruhigen Zeiten halber, nicht mehr so ganz sicher glaubte. Die Erfahrung der letzten Woche hatte gelehrt, wie sehr er im Recht gewesen mit seinen Befürchtungen. (Forts. folgt.)

Ein Blick in die Geschichte des Königl. Bayer. Generalstabes 1620—1792 und 1792—1892.

(Auszug aus der in Bearbeitung begriffenen Geschichte des K. B. Generalstabes.)

Schon mit dem Entstehen der bayerischen Armee trat die Notwendigkeit ein, den Oberfeldherrn während eines Feldzuges von verschiedenen Dienstgeschäften zu entlasten. Wir finden daher gleich zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges bayerischen Anteils, 1620, die Generalstabs-Verrichtungen in den Händen von General-Quartiermeistern, Assistenzräten, Generalkommissären, General-Quartiermeisterlieutenants u. s. w., deren Thätigkeit bis zum Schlusse des langjährigen Kampfes 1648 währte. In dieser ersten Verfassung ist der bayerische Generalstab jünger als die gleiche Einrichtung in Frankreich, hat fast das nämliche Alter wie in Österreich und Rußland und übertrifft an Jahren Preußen.

Auch in den nächsten Regierungs- und Kriegsperioden treffen wir neben den vielvermögenden und geschäftskundigen Kriegskommissären die Stelle des General-Quartiermeisters; so bei der großen Truppenaufstellung zu Dietfurt 1674, während der Kriege mit den Türken 1683—1688 und im Anfang des spanischen Erbfolgekrieges 1702—1704, wogegen im späteren Verlaufe desselben außerhalb Bayerns der Generalstabsdienst hauptsächlich auf die geheime Feldkriegskanzlei überging. In dieser Zeit erscheinen außer den schon genannten Chargen noch der Oberquartiermeister, der Capitaine des guides und der Wagenmeisterlieutenant. Unter „Generalstab“ verstand man jedoch damals die Zusammensetzung des Großen Hauptquartiers, dem man überdies noch alle jene Offiziere und Beamte beizählte, welche keinem der bestehenden Truppenteile angehörten, also die Generalität, die General-Adjutanten des Kurfürsten, die Ingenieure, den Feldmedikus, den Stabsfeldapotheker, die Feldgeistlichen, die Auditeure, den Obergewaltigen, den Profoslieutenant, den Stabsbarbier u. s. w.

Während des österreichischen Erbfolgekrieges kommt die Charge des General-Quartiermeisters 1741, 1743 und 1746 vor. Im Siebenjährigen Kriege besorgten beim Auxiliarcorps 1757 bis 1758 österreichische Offiziere die Generalstabsgeschäfte, wogegen dies beim Reichskontingent 1757—1762 von seiten junger Offiziere geschah, die aus dem kurz vorher errichteten Kadetten-Corps in die Armee getreten waren.

Erst nach Vereinigung der kurbayerischen Armee mit der kurpfälzischen 1778, in welcher gleichfalls längst ein General-Quartiermeister, wenn auch mehr nur auf dem Papier, bestanden hatte, erfolgte die ständige Besetzung der Stelle eines General-Quartiermeisters in der Person des bisher in österreichischen Kriegsdiensten gestandenen Sylvius Freiherrn v. Hohenhausen, der zugleich zum Oberst und Hofkriegsrat ernannt ward. Das Übungslager 1784 zwischen Freimann und Mosach mag den Anstoß zu dieser Verfügung gegeben haben. Daß jedoch damals die Obliegenheiten des bayerischen General-Quartiermeisters vorwiegend administrativer Natur waren, geht aus der demselben erteilten Instruktion hervor.

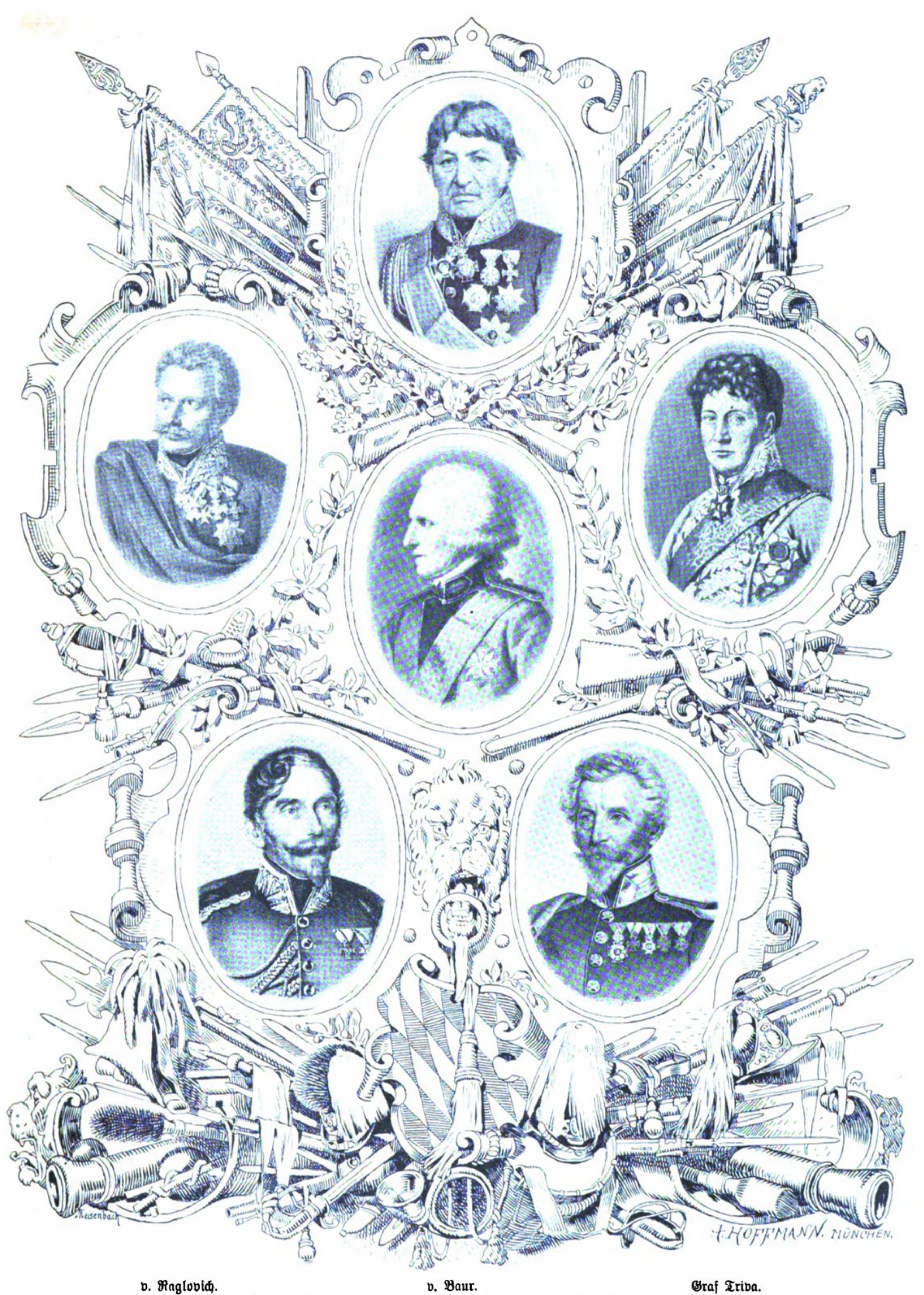
Mit dem 10. Februar 1792 beginnt der bayerische Generalstab im heutigen Wortsinne, da der bekannte Generallieutenant der Artillerie Graf von Rumford den Kurfürsten Karl Theodor an jenem Tage veranlaßte, ein Generalstabscorps aus Offizieren der Armee zu bilden. So gut die Absicht Rumfords war, ist dieselbe doch anfänglich keineswegs erreicht worden, weil jener die Generalstabsoffiziere hauptsächlich dazu verwendete, sein bekanntes Administrativsystem im Heere durchzuführen, wie uns dies wieder die vorhandenen Instruktionen zeigen. Hierdurch wurden aber die Generalstabsoffiziere nicht nur ihrer eigentlichen Bestimmung entfremdet, sondern sie gerieten auch ihren Kameraden in der Armee gegenüber in eine schiefe Stellung. Daher kam es, daß man von ihrer Thätigkeit und ihren Leistungen innerhalb der bayerischen Feldzugsjahre von 1793 bis 1801 so viel als nichts hört.

Rumford, der erste „Chef des Generalstabes“, legte 1798 seine Stelle nieder und ging als Gesandter nach London, worauf ihn, jedoch nur dem Namen nach, General-Quartiermeister Freiherr v. Hohenhausen bis zu seiner 1802 erfolgten Pensionierung ersetzte.

Zwischen 1798 und 1802 hatten übrigens auch der Generalstabsoberst v. Riedl und der Generalmajor v. Triva während der Feldzüge teils als Marschkommissäre, teils als General-Quartiermeister einzelner Corps Dienste geleistet.

Als 1802 Generalmajor von Triva, später Graf von Triva, General der Artillerie und Staatsminister der Armee, an die Spitze des Generalstabes trat, läuterten diesen die kriegerischen Verhältnisse rasch und gaben ihn seinem eigentlichen Zweck zurück. Wenn neuere Militärschriftsteller behaupten, Triva habe gar nichts für den Generalstab gethan und überhaupt keinerlei Verständnis für denselben gezeigt, so ist dies nach neuester gründlicher Forschung bezüglich der Jahre 1805 mit 1815 entschieden unrichtig. Nicht nur zeichneten sich die mit großer Personalkenntnis von Triva gewählten Generalstabsoffiziere damals auf den verschiedensten Schlachtfeldern als die Befehlsorgane und taktischen Gehilfen der höheren und höchsten Führer häufig aus, wie dies die Armeebefehle jener Periode unwiderleglich darthun, sondern mehrere von ihnen leisteten auch in diplomatischen Verwendungen geradezu hervorragende Dienste. Dagegen bleibt wahr, daß Triva von 1815 bis zu seinem Ausscheiden aus der Rangliste des Generalstabes 1820 für dessen Vervollkommnung organisatorisch nicht genügend eingegriffen und von 1804—1820 das Ingenieurcorps zu eng an denselben gekettet hat.

Trivas militärwissenschaftlich hochgebildeter Nachfolger, Generallieutenant v. Raglovich, Divisionskommandeur während der Befreiungskriege, an dessen Person sich zunächst die Benennung des Corps als „General-Quartiermeisterstab“ (1822), die Errichtung des Hauptkonservatoriums der Armee und die Entwickelung des schon 1813 bei der Reserve-Armee des Königreichs von ihm geschaffenen topographischen Büreaus knüpft, konnte für die taktische Durchbildung der ihm unterstellten Offiziere nur wenig leisten, da von 1825—1838 keine einzige größere Truppenzusammenziehung stattfand. Immerhin jedoch wurden unter ihm 1826 die sogen. „Divisions-Quartiermeister“ geschaffen, deren Aufgabe sich jener der heutigen Generalstabschefs der Armeecorps etwas näherte, und durch welche doch



v. Raglovich. v. Baur. Graf Triva.

Frhr. v. Jeetze. Graf Rumford. Frhr. v. Brandt.

Die Chefs des Königl. Bayer. Generalstabs 1792—1892. I. Blatt.

wenigstens einigermaßen im Frieden ein Zusammenhang mit den Linien-Truppen hergestellt wurde. Desgleichen sind die Verdienste Raglovichs um die Förderung des topographischen Atlasses von Bayern und das vaterländische Kartenwesen überhaupt besonders hervorzuheben — Verdienste, die noch heute nachwirken.

Als 1836 v. Raglovich starb, ersetzte ihn Generalmajor v. Baur, der bis 1847 die Stelle des General-Quartiermeisters bekleidete, ein kenntnisreicher, geistig hoch angelegter, auch auf dem Schlachtfelde bewährter Offizier, der aber etwas zu alt und zuletzt zu kränklich war. Er beantragte vor allem wieder die Abschaffung der Divisions-Quartiermeister (1837), zeigte große Vorliebe für die seit 1833 eingeführten ausgedehnten Rekognoszierungen im Inlande und begünstigte zu sehr die schon viel früher beklagte Richtung im Generalstabe zum Terrainaufnehmen und Situationszeichnen. Auch begannen damals die sogen. „Spezialitäten“ — Mathematiker, Topographen, Konstrukteure, Erfinder u. s. w. — im General-Quartiermeisterstabe hervorzutreten, was demselben nicht zum Nutzen gereichte. Die größeren Truppenlager von 1838, 1840 und 1846 vermochten diese Friedensneigungen nur wenig abzuschwächen. Dagegen blieben die kriegsgeschichtliche Richtung und die in längerem Frieden einen Generalstab zierenden Bestrebungen für die Geschichte des eigenen Heeres schwach vertreten, da die von 1840—1866 bestehende „historische Sektion“ nur sehr Mäßiges leistete.

(Schluß folgt.)

Wanderungen in bayerischen Bergen.

III. Auerhahnbalze im Bayerischen Walde.

Von Otto Grashey.



Der freundliche Leser ist mir jüngst gefolgt hinein in die Berge des lieblichen Algäus, dann hinwiederum gefolgt hinauf zu den Wänden der mächtigen Felsregion des Berchtesgadener Landes — wenn ihn diese meine schlichten Erzählungen nicht gelangweilt haben, so lade ich ihn ein, heute mit mir einen kurzen Gang durch die waldgekrönten Berge des Bayerischen Waldes anzutreten. Die Zeit ist gerade günstig, denn der stattliche Urhahn, der geheimnisvolle Bewohner unserer Berge und Wälder, der dort in reichlicher Anzahl steht, er hält gerade jetzt seinen frühjahrlichen Hochzeitsreigen.

Nicht jeder verehrte Leser ist in die Geheimnisse des edlen Weidwerkes eingeweiht, viele kennen den stolzen Vogel, den König unserer Wälder, kaum dem Namen nach, geschweige denn, daß sie ihn jemals im lebenden Zustande oder gar in Freiheit gesehen hätten, denn unser Auerhahn ist ein eigener, schlauer und scheuer Bursche, der sein stilles Dasein weit mehr vor den Augen des Menschen zu verbergen weiß, als sein kleinerer Vetter, der muntere Birkhahn, welch letzterer, wenn auch nicht weniger scheu, doch zu seinem Aufenthalte nicht bloß die dichtesten Forste, sondern auch freiere Lagen, wie z. B. unsere bayerischen Möser liebt und dort in reicher Anzahl gesehen werden kann.

Betrachten wir nun unsern Sonderling kurz etwas näher; der Auerhahn — Urhahn, tetrao urogallus — gehört in die Ordnung der Hühner (Gallinaceae) und zur Gruppe der Waldhühner (tetraonidae), ist wohl einer der stärksten unserer jagdbaren Nutzvögel und erreicht ein Gewicht von ca. 12 bis 18 Pfund; seine Länge vom Schnabel bis zur Schwanzspitze beträgt ungefähr 1 m, seine Flügelspannung 1,40 m; sein Gefieder ist außerordentlich schön, Hals und Brust schimmern vom Schwarzblau ins Grüne mit glanzvollen violetten Lichtern, Flügeldecken und Rücken haben braune Grundfarbe und sind grau gesprenkelt. Die langen, starken Schwanzfedern sind schwarz mit einzelnen unregelmäßig verteilten weißlichen Flecken; unter ihnen befindet sich der flaumartige Stoß, schwarz mit helleren Flammen, welcher häufig von Jägern und Gebirgsbewohnern als Hutschmuck getragen wird. Das Wildbret des Auerhahns ist wenig gesucht, es ist trocken und zähe, der Vogel ist mehr seiner Seltenheit und des geheimnisvollen Treibens wegen ein sehr gesuchtes Objekt des Jägers und gehört zur sog. hohen Jagd. Um Mitte April beginnt seine Begattungszeit, welche bis Mitte Mai andauert und „Balze“ oder „Falze“ genannt wird; es ist die Zeit, in welcher der Auerhahn vornehmlich bejagt wird, da man ihn sonst nicht so leicht ausfindig machen kann. „Ihm ist wenig daran gelegen“, meint v. Kobell, „die Menschen zu sehen oder von ihnen bewundert zu werden, und wäre die Liebe nicht, die selbst Männer von dreifacher Philosophie ums Herz an der Nase herumführt, es könnte kaum von einer Auerhahnjagd die Rede sein. Aber die Liebe, die schon so viele Sänger geschaffen, sie bestimmt auch ihn zu einem Balzgesang, den er in der mystischen Stunde, da die Sterne erbleichen, und der kühle Morgen graut, anhebt, und dieses Lied gerade ist sein Untergang, denn er verrät sich dadurch dem lauschenden Jäger und ermöglicht diesem das Anbirschen.“ Daher leitet sich auch die im Volksmunde übliche, aber falsche Legende ab, den Auerhahn mache die Liebe taub. Dies ist wohl für Augenblicke durch die physiologische Beschaffenheit der Gehörorgane und Schnabel-

teile der Fall, darf aber keineswegs dem Liebesrausche zugeschrieben werden.

In Bayern kommt der Auerhahn in fast allen größeren Waldgebieten vor, so im ganzen Zuge des Hochgebirges, im Bayerischen Walde, auf der Rhön, im Spessart, im pfälzischen Haardtgebirge, im Nürnberger Reichswald, in den Wäldern der Oberpfalz und Oberfrankens; sogar bis fast vor die Thore der Stadt München wagt er sich, denn auch die Wälder bei Deisenhofen und Sauerlach beherbergen ihn in geringerer Zahl. Den besten Stand an Auerwild überhaupt dürften wohl die Jagdgebiete Sr. Majestät des Kaisers von Österreich in Steyermark aufweisen, wo es Sr. Königl. Hoheit Prinz Leopold von Bayern gelang, in einer Saison 30 bis 40 Auerhahnen zu erlegen.

Nun aber nach dieser naturgeschichtlichen Betrachtung hinein in den Bayerischen Wald und rasch die Höhe von St. Oswald erklommen, von wo aus eine vollkommene Rundsicht über das Gebiet des unteren Waldes angenehm überrascht. Heutzutage führt uns bequem die „Waldbahn“ ganz in die Nähe, während man früher von den Ufern der schönen blauen Donau hinweg ganze Tagereisen im Wagen zurückzulegen hatte und schließlich, um ins Herz des „Waldes“ zu kommen, vorzog, die Prügelwege per pedes abzumachen.

Wenn wir die Höhe von St. Oswald, einer ehemaligen Propstei von Niederalteich, welche durch den Landgrafen Johann von Leuchtenberg schon 1396 gestiftet wurde, erklommen haben, überrascht uns, wie nicht leicht wo anders, ein überwältigender Überblick über die unermeßliche Waldregion, die sich hier dem Auge darbietet, und rasch wird uns klar, warum man diese Gegend kurzweg „den Wald“ nennt, denn hier zieht sich vom breiten Rücken des Lusen bis hinüber zum Rachel und Arber, soweit das Auge reicht, ohne die geringste Unterbrechung tiefer, schwarzer Wald, der auf der Schneid des Gebirgszuges nur durch eine schmale Grenzlinie von den weiten Forsten Böhmens getrennt ist. Kein Haus, keine Feldung, keine Wiesen bieten dem Auge irgend einen Ruhepunkt, nur hin und wieder kräuselt sich aus dem Waldesdunkel silberweißer Rauch der Holzmacherfeuer in die Höhe. Wir betreten den majestätisch großartigen Wald, in dem sich Riesenschäfte, Riesenstämme mächtiger Tannen und Buchen aufbauen, die bis zu namhafter Höhe astlos gleich mächtigen Säulen eines Doms in die Höhe ragen und unter dem schirmenden Laubdache ein geheimnisvolles Halbdunkel verbreiten, das uns in hehre, weihevolle Stimmung zu versetzen geeignet ist. Nach zweistündigem Marsche haben wir das Forsthaus von Sch. erreicht, das mitten auf einer kleinen Waldblöße am Fuße des Lusen heimlich und behaglich, aber einsam gelegen ist. Im geräumigen Holzhause mit den breiten Fenstern und geräumigen wohnlichen Stuben machen wir's uns bequem und bereiten uns vor zum abendlichen Waldgange.

Nachdem die nötigen Utensilien im Rucksacke verpackt sind, beginnen wir anzusteigen zur hochgelegenen Jagdhütte, in deren Nähe wir die Falze abmachen wollen. Auf wohlgepflegten Forstwegen in schönen Kurven führt uns durch prachtvolle Waldbestände, untermischt mit grotesken Granitfelsenpartien, dann wieder vorüber an sog. „Auen“, der Weg allmählich hinan und berührt schöngebaute, großartige Triftklausen, in welchen die Wasser gesammelt werden, um von Zeit zu Zeit die reichen Holzmassen dem Triftbache zu und ins Land hinaus zu führen. Und erst diese Auen, es sind Einsattelungen der Berge, filzartig, noch großenteils Urwaldungen im vollen Sinne des Wortes, wo mächtige Baumleichen, dort „Ranen“ genannt, übereinander liegen und neuer Vegetation Untergrund bieten.

Immer höher steigen wir; die Region der Buche, der Tanne hört auf, es beginnt die Lage der Licht und Luft liebenden Ahorne und weiter oben jene der Fichten, die immer spitzer, astreicher werden, bis sie endlich der Legföhre das Gebiet abtreten, und nun die Gegend den Charakter des Hochwaldes, wie man dort zu sagen pflegt, annimmt. Wilder, unwirtlicher ist die ganze urwüchsige Umgebung. Wir überschreiten die Teufelsschlucht, einen wildzerrissenen felsigen Bergeseinschnitt, und auf einer Waldödung sind wir bei der Jagdhütte angelangt, um hier unsere Station zu nehmen.

Still, einsam ist hier die Gegend, kein Geläute des Alpviehes, kein Gesang der Sennen unterbricht das tiefe eintönige Rauschen des Windes in den Wipfeln der uralten Bäume; es ist der Charakter so sehr verschieden von dem des Alpenlandes, und schweigsam, einsilbig und düster wie der Wald ist auch die Bevölkerung — der Waldler, wortkarg, er ringt der Natur als Holzarbeiter mit hartem Kampfe sein armseliges Leben ab und lebt wochen-, monatelang in abgeschiedener Waldeinsamkeit. Drüben überragt uns der kahle Gipfel des Rachels, der in steiler Waldhänge zum melancholisch gelegenen Rachelsee abfällt, und in dem braunen Gewässer des stillen Sees spiegeln sich Hunderte vom Wetter kahl und grau gebleichter Baumleichen. Kein Fisch, kein lebendes Wesen außer dem Salamander bewohnt diesen stillen See, obgleich seine Abwasser und alle Bergbäche reich mit Steinforellen in schönsten Exemplaren bevölkert sind.

I wollt i wär am Rachel,
Der Berg war von Brisil,
Dazu ein Forellenbachel,
Na kunnt mi haben, wer will.

lautet ein volksübliches Verslein — es bezeichnet so sehr die Genügsamkeit des eigentlichen Waldlers — der nur im Brisilglasel und im Brisilschnupfen eine Abwechselung seines eintönigen Lebens erkennt.

Der stille Abend legt sich über die Au, reichliche Anzahl Schnepfen streichen über uns hinweg, während wir dem Abendeinstand des Auerhahns lauschen, um ihn vor Tagesanbruch rascher zu finden.

Mein Begleiter der alte Hiesel, eine Art Faktotum im Revier verkürzt mir den noch kurzen Abend, indem er mir von den Abenteuern des „Waldes“ und der Wildschützen berichtet und in seiner erwachten Geschwätzigkeit vom Doktor (Dr. Sendtner, der seinerzeit den Wald geognostisch durchforschte) erzählte, bis ihn die Erinnerung in die Gefilde des „Schampannerlandes“ versetzte, die er in den Freiheitskriegen mit erobern half, und meinte, er sei 100 Stunden bis hinter Paris hineingekommen.

In dunkler Nacht brachen wir auf, um langsam den mühseligen Weg zum Standplatze der Auerhahnen zurückzulegen — die Sterne glänzten noch, und aus dem dunkeln Walde schimmerten die Schneeflächen geisterhaft uns entgegen. Leise horchten wir auf, ob noch kein Hahn sich melde. Während die Sterne zu erblassen begannen, da schnellte meinen Hiesel die Jagdlust auf — „iatzt hob'n g'hört, er schnackelt schon“ raunte mir leise

der alte verwetterte Jäger zu, und auch ich vernehme das halblaute: tack, tack, tack und deutlich den Hauptschlag des Falzgesätzels, dann rauscht es mit dem Gefieder und stille wird's wieder minutenlang, bis das tack, tack wieder beginnt, der einzige Laut des gerühmten Balzgesanges. Beim nächsten Einschlag wird die Büchse in Ordnung gesetzt, und nun geht's bei jedem Einschlag anfangs drei, später nur zwei Schritte langsam, ruckweise vorwärts.

Gestatte mir, geduldiger Leser, eine kleine Erläuterung, um Dir die Balzjagd erklärlich zu machen.

Der Auerhahn „steht“ des Abends auf meist alten Fichten oder Buchen ein, verbringt dort still die Nacht und beginnt, ehe das Tageslicht erscheint, seinen Balzgesang. Dieser besteht nur in einem halblauten Knappen mit dem Schnabel und der Zunge und endet nach vier bis fünf Knappern mit einem hellen Schlage der Zunge, welcher Ton so eigenartig ist, daß ihn das geübte Ohr des Jägers auf 100—200 Schritt Entfernung vernimmt. Nach dem Hauptschlage „schleift“ der Hahn, d. h. er sträubt sein Gefieder gleich dem Truthahne, breitet radförmig den Stoß aus und dreht sich einige Male auf dem Aste, auf dem er steht, herum. Dieses Schleifen ist der Moment, wo der Hahn mehr oder weniger gehörlos ist, und den der Jäger benutzt, um anzuspringen, d. h. zwei bis drei vorsichtige Schritte zu machen nach der Richtung zu, wo er den Hahn hört. Dann darf sich kein Glied mehr bewegen, kein Geräusch entstehen, denn nach dem Schleifen sichert der Hahn so vorsichtig, daß man glauben könnte, er habe auf jeder Feder ein Auge. Beginnt das Tacken wieder, und ist der Einschlag gefallen, dann springt der Jäger wieder vorsichtig seine zwei Schritte näher, bis er endlich schußmäßig unter dem Baume, auf dem der Hahn steht, angekommen ist und mit dem Auge denselben sucht. Es ist gar oft kein Leichtes, in der Nacht und im dunklen Baume, der sich zwar vom glänzenden Himmel abhebt, den Hahn zu erkennen. In solchem Falle wartet der Jäger das Schleifen des Hahnes ab und erkennt durch die Bewegung den längst Begehrten, dem er dann beim nächsten Schleifen das tödliche Blei zusendet. Es ereignen sich aber oft komische Verwechselungen, und manchmal erhielt ein schwarzer bemooster Ast das Blei, und der unverletzte Hahn stiebt mit rauschendem Flügelschlage ab — dann ist die ganze Mühe dahin, und in bitteren Vorwürfen trollt sich der vergrämte Weidmann weiter. Wenn aber der Schuß glückt, wenn es fallend herunterrauscht durch das Gezweige und schwer auf den Boden plumpt, und man beim ersten Morgenstrahl ihn beschauen kann den vollwichtigen alten Pechhahn, dann ist's wohl lustig, und gern steckt man den Stoß auf seinen Hut.

So sprangen wir vorschriftsmäßig weiter, doch hatte der Bursche seine „Mucken“, einmal hielt er den Hauptschlag zurück und sicherte, und schon setzten wir den Fuß vorwärts — aber rasch vernahmen wir die Finte und fast mit gehobenem Fuße mußten wir minutenlang ruhig stehen, Minuten, die da zur Ewigkeit zu werden scheinen. Der Hahn setzte lange aus, er mußte das schwache Geräusch vernommen haben, denn wir waren näher an ihm, als wir geglaubt hatten. Endlich nach langer Pause setzte der „vergrämt“ Geglaubte wieder ein, und es war sein Ende, denn nach dem dritten Einschlag donnerte der Schuß durch den stillen Wald, und schwer fiel der prächtige Hahn zur Erde, der heute noch meine Arbeitsstube als Erinnerung an den „Wald“ ziert.

Es gehört viel Selbstbeherrschung, Geriebenheit in den Einzelheiten und Schlauheit von seiten des Jägers dazu, um den stolzen Vogel zu überlisten, und oft schon hat den Jäger das Jagdfieber oder die Leidenschaft so weit hingerissen, daß er die gebotene Vorsicht vergaß und sein Jagdglück verscherzte. Aber gerade in der Feinheit der Arbeit liegt der Reiz für das Gelingen, und wäre diese Triebfeder weidmännischen Stolzes nicht, würde nicht die weihevolle Stimmung des nächtlichen Waldes in der einsamen Wildnis der Berge und Wälder solch mächtigen Reiz auf uns ausüben, es würden nicht die Jäger, vom Fürsten herab bis zum schlichten Jagdhüter, in der Auerhahnbalze einen so mächtigen Anziehungspunkt finden, daß oft weite Reisen, anstrengende Märsche, Entbehrungen jeder Art für dieses rüstige Weidwerk eingesetzt würden.

Unsere bayerischen Berge und Wälder bieten aber einen so mannigfaltigen, wenn auch nirgends übermäßigen Stand an Wild, daß es gewiß der Rede wert ist auf solchen Umstand auch den Laien aufmerksam zu machen, denn gerade dies trägt wesentlich dazu bei, den nationalen Wohlstand zu heben.

Die Giebelstadter Blut-Scene.

Ein Nachtbild aus dem Bauernkriege.

Von Friedrich Richter.

(Fortsetzung.)

Götz von Berlichingen war mit seinen Odenwälder Bauern am Samstag Exaudi nachts von Würzburg aufgebrochen und wandte sich gegen die anrückenden bündischen Heeresmassen, in der Hoffnung, dieselben noch vor ihrer Vereinigung mit den anderen Fürsten und Herren zu treffen und zurückzuwerfen. Indessen kamen sie nicht weiter, als bis in die Gegend von Königshofen, wo sie die angebotene Schlacht den Bündischen gegenüber mit bedeutenden Verlusten total verloren. Über 4000 Bauern bedeckten den Wahlplatz. Die Fürsten behaupteten das Feld und blieben samt dem Kriegsvolke diese Nacht (2. Juni) und den Pfingstabend (3. Juni) zu Königshofen ruhig liegen.

Dem übrigen Haufen, welcher der schwarze hieß, war von dieser erlittenen Niederlage keine sichere Nachricht geworden. Was ihnen zugekommen war, lautete dahin, ihre Brüder bedürften ihrer Hilfe; auch hieß es da und dort, der Bauern Bundschuh habe die Schlacht gewonnen. So brach denn der schwarze Haufe, den Jakob Köl von Habelstadt an der Spitze, auf, um die streitenden Brüder zu verstärken, und zog sich über Heidingsfeld nach dem ca. vier Wegstunden von Würzburg entfernten Ingolstadt hin. Bei Sulzdorf stießen die beiden Heere auf einander; doch wurden die Waffen der Bauern allda im leichten Kampfe zerbrochen. Hoch flatterten die Fahnen des Adels und der Fürsten. Diese Schlacht,

wenn man sie nicht lieber eine wilde Flucht von vornherein nennen will, war kurz, aber blutig.

An 5000 Bauern ließen die Aufständischen tot auf dem Platze zurück. Die Bündischen hatten nämlich in Erfahrung gebracht, daß das Heer der Bauern sich verschworen hatte, keinem Bundessoldaten, keinem Fürstenknechte Pardon zu geben, sondern die Reiter aufzuhängen und den Fußknechten die Hälse abzuschneiden. Daraufhin hatten sich die bündischen Soldaten gleichfalls vorgenommen, keinen von der Bauernschaft zu begnadigen oder zu verschonen, sondern alle Gefangenen niederzustoßen. Und sie hielten ihren schrecklichen Vorsatz mit aller Erbitterung.

Es war also, wie gesagt, am Pfingstsonntage, als am 4. Juni 1525, wo diese für das rebellische Landvolk so schrecklich endende Metzelei sich ereignete. In wilder Flucht zerstoben die Bauern, und die meisten zogen sich gegen Ingolstadt zu. Dort setzten sie sich aufs neue fest, indem sich die tapfersten und kriegserfahrenen in das von ihnen früher ausgebrannte Schloß von Ingolstadt warfen, dessen starke Mauern noch standen. Von hier aus eröffneten sie zwar ein heftiges Feuer und wehrten sich mit aller Verzweiflung; allein das grobe Geschütz der Bündischen schoß Bresche, die Fußknechte stürmten und wurden des Schlosses Herr, wobei sie, ihrem Schwure gemäß, alles, was Leben hatte, niedermachten. Hier fielen nochmals 206 Bauern in nutzloser Gegenwehr. An diesem heißen Tage wurde der gegnerischen Bauernschaft alles, was sie an scharfen Metzen, Donnerbüchsen, Feldschlangen, Doppelhaken, ganzen und halben Haken besaß, weggenommen. Von denen, welche das nackte Leben retteten, zog ein kleines, aus sieben Männern bestehendes Häufchen, das, wie es schien, mehr aus Furcht denn aus Widerstandseifer fast allein noch zusammenhielt, gegen das rechts ab liegende Dorf Giebelstadt zu. An der Spitze marschierten zwei durch ihre Gestalt auffallende Männer, von denen der eine durch eine ungeheure Körperlänge hervorragte, der andere sich durch eine ungemeine Leibeskürze auszeichnete. Man kann nicht sagen, daß die Flüchtigen ihre Füße langsam aufhoben; dem Langen kamen ohnedies seine Storchenbeine zu Hilfe, während der Kurze diesen Abgang durch die Beweglichkeit ersetzte, so daß nicht selten der Zwerg dem Riesen um anderthalb Schritte zuvorlief. Geraume Zeit gingen die Fußgänger rüstigen Schrittes still und gedankenvoll den fünf anderen Männern voraus neben einander her.

Endlich brach der Kleine das verdrossene Schweigen.

„He, Bruder Altreiß, warum so still? Haben Dir die Bündischen das Maul allein totgeschlagen?"

„Schweig und nenne mich nicht mehr Bruder!" entgegnete der Riese.

Aber der Kleine, der, wie es schien, seine kostbare Laune in allen Lebenslagen beibehielt, ließ sich das Wort nicht so leicht verbieten und fuhr fort:

„Nun, heiß' ich denn nicht Dein Bruder von Adam her? Ich denke, wir haben heut' auf der Sulzdorfer Wiese dieselbe Bluttaufe erhalten, und wir sind deswegen auch Brüder."

„Halt's Maul, sag' ich Dir!" zürnte der Lange von neuem und ließ seine Schusterrappen etwas stärker ausgreifen.

„Das heißt", versetzte der Gesprächige, „Du willst jetzt nicht reden, was mich aber durchaus nicht hindert, meine absonderlichen Gedanken von mir zu geben; und ich denke eben", fügte der unverwüstliche Spötter hinzu, „unser Bundschuh ist durch das unnötige Laufen seiner Freunde heute derart zerrissen und auseinander gesprengt worden, daß Du, Bruder Altreiß, allen Respekt sonst vor Deiner edlen Kunst, diese Schlappe die Tage Deiner Welt nicht ausbessern noch flicken wirst, soviel wir auch zur Zeit Pech haben."

„Freilich, es hat sich zu spotten, Knirps!" knirschte der Mürrische.

„Warum nicht? Sollte man nicht meinen, Du hättest der gemütlichen Kurzweil nötig, weil Du den langweiligen Weg so schnell zwischen Deine kirchturmhohen Beine nimmst? Flickschuster, ich sage Dir, hättest Du vor acht Tagen gewußt, was Du jetzt weißt, Du hättest Dir und mir ein Paar Siebenmeilenstiefel verfertigt. Nicht?"

„Hätte mein Lebtag nicht vermutet, welch' unzeitiger Witz in Dir steckt."

„Nun sind wir doch heut' samt und sonders recht zur Unzeit gewitzigt worden!"

„Scherz bei Seite — aber wir werden den Bündigen nächstens die Zeche hinters Ohr schreiben."

„Red mir nichts von einer Zeche, ich leide einen barbarischen Durst. Wie die Sonne aufbrennt! so wünscht' ich doch gleich, es wäre Wein, was ich schwitze! Säß' ich dort im Keller des Herrn Hermann Mordt, Vikarius im hohen Domstift und Pfarrer von Rottendorf, im kühlen Weingewölbe, zu den Hauben benamst, wo er seine Behausung hatte."

„Auch nicht übel — noch besser, wollt' ich sagen. Hei, wie tranken wir da nach alter Ritterweise."

„Du wie ein wahrer Ritter vom Leisten!"

„Ich verbitte mir jede Anspielung auf mein Zeichen!"

„Ich meine den Leistenwein, aber da hast Du Recht, daß der zu Deiner Profession gehört."

„Hei, wie herrlich reift er nicht dort am Abhange dieser noch jungfräulichen Festung Frauenberg an der Sonne. Recht haben die Würzburger Häcker und Winzer, daß sie den Wein nun einmal auch selber trinken wollen. O, es sind herzhafte Bursche!"

„Aber das stolze Bergschloß, auf dessen Felsgestein sie doch so lange schon herumkriechen, haben sie halt doch nicht gekriegt. Weil sie den Berg nicht haben speisen können, haben sie einstweilen seinen Wein gesoffen."

„Warum nicht? Aber freilich, es ist eine Schand', diese Burg und den Sodenberg unerstiegen lassen zu müssen."

„Ja ja, der Bauern Bundschuh ist krank; er mag nichts mehr einnehmen."

„Spöttelst Du schon wieder?"

„Nun, er hat bereits zu viel eingenommen."

„An die 26 Klöster hat er bereits eingenommen."

„Und 189 Burgen gebrochen. Dafür haben uns die Bündischen heute bleierne Magenpillen gedreht."

„Ja, es steht nicht gut mit uns!"

„Was da — was dort, nun kommt die Reihe an uns. Abwechselung muß sein. Wir hätten uns mit dem Bischof vergleichen sollen."

„Daß ich doch gleich den tausendsten Teil von dem Wein zur Stell' hätte, den ich in Würzburg aus Mutwillen verschüttet."

„Glaub's gern, Kamerad, daß Du dort an einem Tag mehr ausgegossen, als zuvor in einem Monat zu Haus nur

geschaut hast. Aber das ist die gerechte Strafe für Deine Sünden. Sieh, Bruderherz, solches habe ich nicht auf meinem Gewissen, ich habe die Gottesgabe alle getrunken."

„Horch! was war das? Hörst Du kein Schießen?"

„Nun freilich, oder glaubst Du, daß man in Ingolstadt ein Faß ansteckt."

„Unverbesserlicher Narr!"

„Das kommt alles von meinem guten Gewissen her, daß ich den vortrefflichen Domherrnwein durchaus nicht wie Du verunehrt habe."

„Gottlob, man hört die Geschütze nur von dieser Seite her spielen!"

„Immer besser, deucht mir, als sie spielen nach unserer rechten und leibhaftigen Seite. Möcht' gar zu gern noch ein bißchen länger auf der Welt herumzappeln!"

„Es scheint, unsere Brüder verteidigen sich im Ingolstädter Schloß."

„Auch gut, da verfolgt man uns nicht gegen Giebelstadt zu. Oder willst Du vielleicht hinüber und ihnen helfen?"

„Ich? bei Leibe nicht! Das heißt, ich muß mich der Nachwelt und der guten Sache noch aufsparen."

„Das nenn' ich eine wahre riesenwürdige Antwort."

„Laß mich mit Deinem losen Maule!"

„Nun, so wechseln wir das Gespräch; es wird um so mehr bunt."

„Red mir nichts vom Bund, Kamerad!"

„Liegt er Dir in den Gliedern?"

„Das Geschütz donnert noch immer fort. Ha, wenn wir ihre Kartaunen und Falkonette gehabt hätten!"

„Und bessere Büchsenmeister!"

„Und keine so erbärmlichen Anführer!"

„Ja, ja, der Jakob Köl von Eibelstadt mit seinem großen Maul und seinen noch größeren Beinen, hat er nicht die ganze Schlacht bei Sulzdorf allein verloren. Wie?"

„Ohne Zweifel! Es war schon ein halber Sieg, daß die Schlacht mit der Flucht begann."

„Und der oberste Hauptmann lief voran, als wollt' er einen Güterwagen bei Mainz aufhalten und ausrauben, noch ehe und bevor die Sonne zur Neige ginge."

„Ganz recht, so war's, das that er, der Prahler, der nie seine eigene Haut zu Markte trug!" versetzte der Lange in träumerisch nachsinnender Verlorenheit.

„Und that er es denn allein?" fuhr der Kleine hämisch blickend fort. „Aber darin sehe ich Deine Treue und Anhänglichkeit an ihn, viellieber Bruder in Adam, daß Du unsern Anführer nicht verließest."

„Hieltest Du etwa länger aus?"

„Etwas länger, ja, aber nicht viel, teures Herz! Ich wäre sonst allein gestanden und mußte doch auch Dich verteidigen, daß Du nicht auch vor der Zeit sterbest und zur Hölle fahrest."

„Ich begreife nicht, wie Du Federfuchser bei Deinen Grundsätzen nicht lieber zu Hause geblieben bist."

„Mensch bleibt Mensch. Das will ich Dir sagen: es war Privatrache. Hätte mich der Herr v. Zobel nicht aus seinen Diensten gejagt, würde ich mich nicht zu euch gesellt haben, als wir ihm das Giebelstädter Schloß miteinander abbrannten."

„Ha, mich freut der Spaß heute noch."

„Mich reut er."

„Ich war es, der den ersten Pechkranz in das Nest geworfen hat."

Indem kamen die fünf Nachzügler schnellen Trabes nachgelaufen und schrieen: „Die Bündischen sind hinter uns her!"

In der That erhoben sich in der Ferne hinter ihnen deutliche Staubwolken.

„Das sind Reisige, Kamerad! Nun mach Dein Testament."

„Flugs!" trieb der Riese das Häuflein an. „Jetzt gilt's Eile, daß wir den nächsten Ort erreichen. Doch sieh, das dreimal gesegnete Giebelstadt liegt da! Nun wollt' ich doch auch, ich hätte das Schloß hier vor uns später angezündet, damit es uns jetzt als Schlupfwinkel zustatten käme."

„Horch, es läutet Sturm, die Giebelstädter Bauern haben also den Trupp bündischer Reiter auch schon bemerkt. Es scheint, sie wollen sich zur Wehre setzen."

„Das ist verlorene Müh'; schleichen wir uns durch!" Wohl versuchte der Lange sich durch die mit Menschen angefüllte Straße durchzuschleichen, aber die Giebelstädter hielten bereits unser flüchtiges Häuflein an.

„He, Holla!" riefen die Stimmen der erschreckten Landleute unter einander. „Nichts da! ihr müßt hier bleiben und uns verteidigen helfen."

Man suchte das Dorf, so gut es eben ging, zu verrammeln und in Verteidigungszustand zu setzen. Einige versahen sich mit Feuerwaffen und besetzten die Häuser, andere griffen wiederum zu Haken, Sensen, Dreschflegeln u. dgl. und verschanzten sich in den Gassen. Alles war voll Leben und voll Angst um dasselbe; nur da drüben stand still und ausgestorben das zerstörte Zobelsche Schloß. Von Rauch geschwärzt stiegen seine Türme innerhalb der Ringmauern wie traurig und schmerzlich fühlend empor und überragten die Wohnungen der Burg, welche gleichfalls die Wut des Feuers zeigten und ohne Dach und mit zertrümmerten Fenstern laut ansagten, daß kein Bewohner mehr in derselben weile. Über die Zugbrücke hinweg, welche auf einem Graben mit Wasser und dichtem Gesträuch umzogen auflag, sah man durch ein offenes Thor mit halb zersplitterten, halb verkohlten, nur noch an einer Angel befestigten Holzflügeln in den grabesstillen und mit zerschlagenen Ziegeln, Schutträumern und glutgeschwärzten Balken bedeckten Schloßhof.

Unser Häuflein Bauern hatte recht gesehen, als es den zwei vorausfliehenden Genossen signalisierte, daß die Bündischen hinter ihnen her seien und sie verfolgten.

(Schluß folgt.)

Der Engel- oder Kindelweiher von Neunaigen.

Eine oberpfälzische Volkssage.

Von Karl Zettel.



Die Sage vom Kindelweiher.
Originalzeichnung von J. Resch.

Tiefe Schneelast drückte des Thales Gründe, und noch immer wirbelte es durch die Luft; denn bleigraue Wolken schüttelten immer wieder neue Schneeflocken nieder, indes die Eisfläche des Weihers unter dem heulenden Wintersturm erklirrte. Weg und Fährte war dicht verschneit oder verkrustet. Da schleppte sich einsam ein Weib über den Teich, im Tragkorb auf dem Rücken ein Kind, das vor Kälte zitterte. „Mutter", wimmerte der Kleine zum Herzerbarmen, „Mutter, mich friert erschrecklich, ich kann es nicht mehr aushalten; spute dich, sonst muß ich sterben!" Ein namenloser Schmerz durchtobte das arme Weib. Aber aus der Mutterliebe grundloser Tiefe holte sie sich immer wieder Kraft.

Mehr bittend als befehlend rief sie: „Harre aus, lieb Kind! Nur noch ein Viertelstündchen harre aus! Sieh, dort ragt ja schon die Hütte aus dem Schnee. Siehst Du den Kamin, und wie der schwarze Rauch aufsteigt?" Indes war es nur eine Trostlüge; denn man konnte durch den Schneesturm nichts unterscheiden. Der Kleine weinte unaufhörlich fort. Mit unsäglicher Mühe schuf sie sich dürftige Bahn und Fährte; sie war der Erschöpfung nahe. Plötzlich — springt hungerwütig aus des Dammes beeistem Strauchwerk ein Wolf heran und stellte sich dem Weib in den Weg.

„Jesus!" stieß die zu Tode Erschreckte aus. Im Nu war der Tragkorb hingestellt, und nun bringt sie mit übermenschlicher Kraft auf den zottigen Unhold ein. Der Wolf aber fletscht die gierigen Zähne, und weder des geschwungenen Stockes noch der wuchtigen Hiebe achtend, zerrt er das Weib an Rock und Bein, bis es endlich vor Schreck und Erschöpfung auf das düstere Eisfeld niederstürzt. Da erfaßt den vierjährigen Knaben, der laut aufgeschrieen hatte, plötzlich ein wundersamer Kampfesmut. Er windet sich flugs aus dem Korbe, rafft den Stock an sich und haut unablässig voll rascher Kraft auf das Fell des Raubtiers ein, bis es verdutzt und vergrämt mit blutigem Rücken und aufgeschundenem Nacken sich vom Teiche trollt und wieder nach dem Gestrüpp verzieht.

„Mutter", rief der Junge, „der böse Wolf ist fort; ich habe ihm weidlich das Fell gegerbt. Mutter, hörst Du?"

Erst allmählich gewann die Arme wieder die Kraft, sich zu erheben, und nun starrte sie bald ihren Knaben an, bald lächelte sie zum ewigen Himmel empor; denn niemand anders als ein Engel Gottes deuchte ihr jetzt ihr Kind. Voll unsäglicher Freude, den Knaben an ihrer Seite, eilte sie nach der heimischen Hütte, welche sie auch bald erreichte. In den nächsten Tagen aber erzählte sie allem Volke in Stadt und Land, wie wunderbar sie durch ihres Kindes Mut und Kraft aus einer schrecklichen Gefahr befreit worden sei.

Seit dieser Zeit ward der Teich von Neunaigen von dem Volke mit frommem Eifer immerfort der Kindel- oder Engelweiher genannt.

Kleine Mitteilungen.

Die tapfere Tirolerin. In der Schlacht am Berge Isel, in welcher die bayerischen Truppen der erdrückenden Übermacht der Tiroler unterlagen, brachte eine junge Tirolerin ihren fechtenden Landsleuten ein Fäßchen Wein. Kaum damit angelangt, fuhr eine feindliche Kugel durch dasselbe hindurch. Ruhig und scherzend nahm das Mädchen das Fäßchen Wein vom Kopfe, hielt die Löcher mit der Hand und dem Tuche zu, und forderte die Fechtenden zur Eile auf, weil sonst noch eine Kugel kommen könnte, und sie nicht mehr als zwei Hände habe.

Wohlthäter des Doms zu Regensburg. Bischof Leo von Regensburg legte am 23. April 1275 den Grundstein zu dem hiesigen majestätischen Dom, der an gotischem Charakter mit den anderen Denkmalen dieser Baukunst wetteifert. Es wurde darauf von den Bürgern dieser Stadt kein Testament gemacht, ohne nicht zu der Vollendung dieses Tempels oder „zum Werk des Tumbs" beizutragen. Graf Heinrich von Rotenek, der den Bischofsstuhl später bestieg, 1277, vollführte den Bau mit den Türmen, indem er seine Stammgüter in Bayern, insonderheit die Grafschaft Rotenek, an den Herzog Ludwig verkauft hatte.

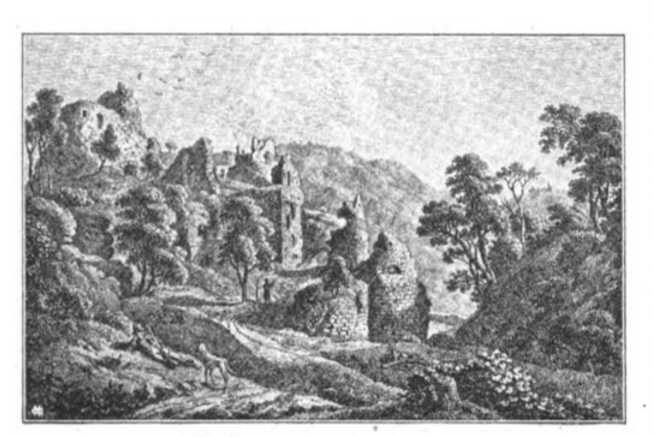
Napoleons akademische Laufbahn. (Zeitgenössisches Spottgedicht.)

Die Universitäten alle
Hat mit Succeß er frequentiert,
In Jena, Wien, Berlin und Halle
Und Königsberg viel Lärm vollführt,
Und Gott und alle Welt turbiert: —
Doch Gott sey Dank! mit Knall und Falle
In Leipzig endlich ausstudiert.

Der Schusterstein bei Passau. Im Jahre 1842, also vor einem halben Jahrhundert, war der Wasserstand der Donau ein so niederer, daß der mitten im Strombette bei Passau befindliche Felsen „Schusterstein" zu Tage trat. Der Stein trug diesen Namen, weil auf ihm in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts der Schuhmacher Doll ein Paar Schuhe gemacht hatte.

Im Jahre 1818 war der Stein nur etwas sichtbar geworden. 1842 wurde darauf gekocht, und der Zimmermann Straßer feilte auf ihm am 13. Februar eine Säge zu.

Die Hartenburg. Wir haben unseren Lesern bereits mehrfach Landschaftsbilder aus der schönen Pfalz gegeben und bieten ihnen heute die Kopie eines Stiches von Roux, der mit Vorliebe seine Stoffe daselbst wählte. Es ist die Hartenburg. F. K. Bruckner, der verdienstvolle und nahezu unübertroffene Schilderer des Haardtgebirges, gibt von ihr folgende Beschreibung: Besucht man die Hartenburg von Dürkheim aus, so führt die Landstraße den nur einigermaßen rüstigen Fußgänger in einer Stunde an das beabsichtigte Ziel, richtet man aber von Limburg aus seinen Weg nach der Hartenburg, so steigt man die Höhe in der einzuschlagenden Richtung hinab, geht zuerst links am Berge hin und sodann an einer Waffenschmiede vorbei nach dem Dorfe Hartenburg, wo sich in dem Gasthause zum „Hirsch“ gute Bewirtung findet. Von hier aus besteigt man die Burg, welche in mäßiger Erhebung an einem auf drei Seiten sehr steil abfallenden Bergabhange ruht, während im Südwesten, wo sich die Höhe fortsetzt, eine senkrechte Felswand den Zugang verwehrt. Die Ruine ist sehr ausgedehnt und läßt noch viele große und kleine, aus verschiedenen Zeiten herstammende Gemächer erkennen, darunter den Rittersaal. Die Gefängnis- und Befestigungstürme, die Burgkapelle, die Verließe, die geräumigen teils gewölbten, teils in den Felsen gesprengten Keller, ferner Höfe, Gärten und Vorwerke. Die Erbauung der Burg durch den Grafen Friedrich von Saarbrücken, den Stifter einer der Leiningenschen Linien fällt in den Anfang des 13. Jahrhunderts und gab die erste Veranlassung zu den ernsten und langen Verwickelungen zwischen den Grafen von Leiningen und den Äbten von Limburg. Aus der ersten Zeit der Zerwürfnisse meldet die Sage: Als alle Unterhandlungen zur Beilegung der Zwistigkeiten erfolglos waren, lud einst der Graf unter dem Vorwande, die Sache in Güte schlichten zu wollen, den Abt auf sein Schloß zu Hartenburg ein, und dieser folgte der Einladung ohne allen Argwohn. Nachdem er mit Auszeichnung empfangen und aufs beste bewirtet worden war, lenkte der Graf die Rede auf den beizulegenden Streit, wobei sich der Abt nichts weniger als nachgiebig zeigte. Da traten plötzlich Bewaffnete in den Saal und führten den Abt, seiner Einwendungen ungeachtet, in das Burgverließ. Die Klosterknechte von Limburg rückten nun auf die Hartenburg los, ihren Herrn zu befreien, aber sie konnten gegen die feste Burg nichts ausrichten und mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Endlich machte die enge Haft den Abt nachgiebig; er willigte in die Forderungen des Leiningers, worauf er unter dem Spotte der Gräflichen entlassen wurde und in das Kloster zurückkehrte. Zum Andenken an diese Begebenheit ließ der Graf — so berichtet die Sage weiter — an dem eckigen Treppenturme, der zum Rittersaale führt, den in Stein gemeißelten, nach Limburg hingewendeten Mönchskopf einmauern, der heute noch daselbst zu sehen ist. Große Erweiterungen der Burg, insbesondere der zur Befestigung dienenden Teile, machte Graf Emich VIII., den wir als Zerstörer von Limburg kennen gelernt haben; ihren größten Glanz erreichte sie zu Ende des 16. Jahrhunderts unter Graf Emich XI., der seiner Gemahlin Maria Elisabethe, einer Tochter Herzog Wolfgangs von Zweibrücken-Veldenz zuliebe die Wohngebäude erweitern und ausschmücken, Lustgärten anlegen, überhaupt alles zu einer glänzenden Hofhaltung Gehörige einrichten ließ. Der Dreißigjährige Krieg ging für Hartenburg ohne namhaften Schaden vorüber. Ein heftiger Angriff, den die Truppen Turennes im Jahre 1674 machten, wurde mit Erfolg zurückgeworfen. Im Orleansschen Mordbrennerkriege 1689 aber gelang es den Franzosen, die Brandfackel auch hierher zu werfen. Doch hatten sie nicht Zeit, die festen Mauern und Gewölbe, welche der Gewalt des Feuers trotzten, zu minieren und zu sprengen; nur der große am höchsten Teil der Burg gelegene Turm, in dem sich der Pulvervorrat befand, flog in die Luft. Außerdem brannte das sämtliche Dachwerk ab, welches nach wiedergekehrter Ruhe mit um so größerer Eile hergestellt wurde, als alle anderen Wohnsitze der Grafen Leiningen in diesem Kriege zerstört waren. Nach der Verlegung der gräflichen Residenz in das nahe Dürkheim wurde Hartenburg wenig beachtet, bis in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der in den Fürstenstand erhobene Graf Karl Wilhelm die ganze Burg mit Ausnahme der äußeren Türme wieder in einen wohnlichen Stand setzen und namentlich den Rittersaal neu herrichten ließ. Bald darauf sank jedoch das Ganze in einen Trümmerhaufen zusammen. Ein Bürger von Dürkheim hatte im Anfange der französischen Revolution einen gezähmten Hirsch geschossen und wurde deshalb von den Preußen, welche 1793 diese Gegend besetzt hielten, eine Zeitlang in das Verließ der Burg eingesperrt. Als im folgenden Jahre die Franzosen in Dürkheim einmarschierten, führte derselbe Bürger eine Schar Chasseurs auf die Hartenburg und zündete mit ihnen das Schloß an. Das Archiv, die reich ausgestattete Waffenkammer, die Sehenswürdigkeiten des Rittersaals u. s. w. wurden ein Raub der Flammen. Der schönste und besuchteste Punkt auf der ganzen Burg ist der im Südosten befindliche große, mit Linden und wilden Kastanien beschattete Platz, wo sich eine freie Aussicht auf die Umgebung bietet. In die Weite kann der Blick nicht schweifen, indem sich der Gesichtskreis auf das Thal zwischen hier und Dürkheim beschränkt, aber gerade in dieser Abgeschlossenheit stellt sich ein Bild dar, das, besonders durch die gegenüberliegende Ruine von Limburg gehoben, kaum lieblicher und reizender gedacht werden kann.



Die Hartenburg. Von J. Roux.

Alter Sinnspruch aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche.

Eine Braut im Auffatz (Brautschmucke):

Schau wie die Auffatzbraut so ehrbar tritt daher,
Und ihre Fürer auch in gar grandösen Schritten.
Sie geht als ob sie fast am Drath gezogen wär',
Und pranget, daß sie so geleitet in der Mitten.
Gebändert und gebuzt das Perlenkrönlein steht
Ihr aus der Masse wohl auf den geflochtnen Haaren,
Es scheint, daß sie dafür nicht Hußeln (?) nehmen thät,
Weil sie dergleichen Ehr ihr Lebtag nie erfahren.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

Die Mithilfe Heldrichs bei dem Werke der Beseitigung der kostbaren Stücke war eine ganz wesentlich wichtige und notwendige, dies mußte Herrn Wägel sowie dem alten Müller alsbald klar sein. Nicht nur, daß der Transport der Kisten aus der Spitalkirche nach dem Hause am Milchmarkt völlig ungefährdet vor sich gehen konnte, auch die Umladung erfolgte ganz ohne alles Aufsehen, und der Korrespondent durfte die als Abfälle und Kompost deklarierte Sendung bis zu den Linien geleiten, wo es ihm gelang, die Aufmerksamkeit der Wachen abzulenken, so daß niemand an eine genauere Untersuchung des immerhin sonderbar aussehenden Frachtwagens dachte. Herr Wägel sowohl als der alte Müller drückten dem jungen Manne ihre vollste Anerkennung aus über die äußerst geschickte Art und Weise, mit der er sich seiner schwierigen Aufgabe entledigt hatte. Die Kleinodien und Reliquien befanden sich nunmehr unter sicherer Hut auf dem Wege nach Wien, und Heldrich hatte bei dem Prokuristen einen großen Stein im Brette.

„Ach ja, das ist sehr schön von Euch“, begann die Predigerswitwe von neuem, nachdem sie ihrem Besucher Hut und Stock abgenommen und ihn genötigt hatte, in einem ungefügen Sessel Platz zu nehmen.

„Es gefällt Euch in Nürnberg?“ fragte sie.

„Warum nicht“, lautete die frische Antwort. „Es ist ein großes Geschäftshaus, in dem ich Anstellung gefunden, mit weitverzweigten Verbindungen. An Arbeit fehlt es nicht, und in der Thätigkeit fühle ich mich wohl. Dann ist Nürnberg eine höchst interessante Stadt, jedes Haus hat seine Geschichte, möchte ich behaupten, und der Fremde stößt auf Merkwürdigkeiten, wohin er nur seine Schritte richtet.“

„Da habt Ihr recht“, fiel die aufmerksam zuhörende Predigerswitwe ein.

„Die Umgegend“, fuhr der junge Kaufmann fort, „ist freilich ziemlich reizlos, nach dem zu urteilen, was ich gesehen habe. Aber da ich aus der Mark komme, die man ja des deutschen Reiches Streusandbüchse nennt, so bin ich in diesem Punkte keineswegs verwöhnt. Diese endlos weiten, oft so kümmerlich bestandenen Strecken rufen in mir heimatliche Gefühle wach. Ganz wie bei uns, möchte ich da immer rufen, aber es gefällt mir trotzdem.“

„Ach, dies zu hören, freut mich recht sehr“, rief Frau Bauer aus. „So bleibt bei uns und laßt es Euch wohl sein in unserer Mitte. Ah, da kommt Anna.“

Der junge Mann erhob sich eiligst von seinem Sitze, der Eintretenden entgegen zu gehen. Mit freundlichem Gruße streckte ihm das Mädchen die Hand entgegen, aber betroffen hielt Heldrich an, seine Blicke hafteten mit einem ungläubigen Staunen an der lieblichen Gestalt, er konnte nicht alsbald passende Worte finden, bis er in ziemlicher Befangenheit stotternd zu sprechen begann: „Entschuldigt, daß ich Euch nicht sofort erkannte, Fräulein Anna.“

„Schon gut“, lachte die Angeredete, „aber behaltet doch Platz und laßt Euch nicht weiter stören. Einstweilen recht schönen Dank für Euer Kommen.“ Dann wandte sie sich an Frau Bauer: „Ich bin nun in drei Häusern gewesen, Tante, aber ich fürchte, wir werden dennoch niemand bekommen, der

uns hilft. Alles hat der Einquartierung halber Arbeit in Hülle und Fülle. Vielleicht aber können wir beide allein fertig werden.

„Es ist eine wahre Noth, Herr Heldrich“, sprach sie alsdann, „wir haben übermorgen große Wäsche und bis jetzt noch niemand, der Beistand leistet. Bei solchem Lamento heißt es dann selbst energisch mit Hand anlegen. Ach was, es geht wohl auch so. Ich habe, gottlob! ein Paar kräftige Arme und weiß mich zu tummeln.“

„So wollt Ihr selbst —?“ warf Heldrich schüchtern ein.

„Warum nicht?“ lachte das Mädchen. „Ich bin nicht solch ein verzärteltes Wesen, daß ich mich vor der Arbeit fürchten sollte. Herr Heldrich ist wohl schon längere Zeit hier, Tante? Ich konnte mit bestem Willen nicht früher abkommen. Ihr schenkt uns doch die Ehre auf ein Schälchen Kaffee, nicht wahr? O freilich! Hast Du schon Deine Vorbereitungen getroffen, Tante?“

„Wie konnte ich das, Anna. Den werten Gast durfte ich doch nicht allein lassen, Aber ich werde gleich fertig sein.“

Einen vielsagenden Blick auf das junge Paar heftend, verließ Frau Bauer das trauliche Gemach.

„Wie ist es denn Euch ergangen unterdes, Herr Heldrich?“ begann Anna, dem Gaste gegenüber an dem glänzend gebohnten Eichentische Platz nehmend. „Ihr habt doch des Franzosen wegen auf dem Heimwege weiter keine Unannehmlichkeiten gehabt?“

„Nicht die geringste, Fräulein Anna, ich versichere Euch. Übrigens hätte ich auch eine allenfallsige Wiederbegegnung nicht gefürchtet.“

„Das glaube ich wohl, Herr Heldrich, Ihr seid ein so mutiger und starker Mann. Aber was ich sagen wollte: noch kennt meine Tante den eigentlichen Sachverhalt unseres kleinen Abenteuers nicht.“

„Ich werde verschwiegen sein wie das Grab“, beteuerte der junge Mann, „noch hat niemand aus meinem Munde das Geringste erfahren.“

„Dann ist ja alles gut,“ rief Anna vergnügt aus. „Meine Tante glaubt, daß die Magd meiner Freundin mich nach Hause geführt, und daß wir durch Zufall Euch begegnet sind. Daß ich nahe der Kirche von dem fürchterlichen Menschen bin verfolgt worden, darf sie nicht erfahren. Aber Ihr seid verschwiegen, wie Ihr versprochen, nicht wahr?“

„Und hat der Schreck Euch nicht geschadet, Fräulein?“ fragte er dann.

„Ganz und gar nicht“, lachte das Mädchen. „Ich habe herrlich geschlafen in jener Nacht, sogar ein wenig von dem bestandenen Abenteuer geträumt. Aber ich höre die gute Tante, sprechen wir schnell von anderem. Liebt Ihr unsern Dichter Grübel, Herr Heldrich?“

„Ich habe den Namen schon oft nennen hören, Fräulein Anna, bin auch dem Manne selbst schon vorgestellt worden.“

„Er gehört zu meines Vaters besten Freunden“, warf Anna ein, „und ist oft bei uns zu Besuch. Aber wie gefallen Euch seine Gedichte?“

„Ach, darüber habe ich leider kein Urteil, denn ich verstehe die Sprache noch zu wenig.“

„Sie muß Euch auch gar zu breit und unbeholfen-schwerfällig klingen!“

„Nicht doch, Fräulein, sie scheint mir ganz vortrefflich zu passen für Schilderungen komischer Vorfälle. Ich hatte anfangs alle Mühe von der Welt, die Redeweise des gewöhnlichen Volkes zu verstehen, jetzt freilich geht es schon weit besser. Aber Grübels Gedichte zu lesen, fällt mir noch immer schwer, es gibt so viele mir noch ganz fremde Wörter und Wendungen.“

„Soll ich Euch daraus vorlesen, Herr Heldrich? Wir haben eine kleine Sammlung der neuesten Sachen. Ich will sie holen“, und eilfertig sprang das Mädchen auf.

„Ach, laß doch, Anna“, rief die Tante, welche mittlerweile eingetreten war mit einem Brette, darauf einige dampfende Kannen standen. „Das hat ja doch wohl Zeit. Du wirst Herrn Heldrich erst zu bedienen haben.“

„Entschuldige, liebe Tante, das geht nun freilich vor. Also, darf ich bitten! Trinkt Ihr gern hell oder dunkel? Und hier der Zucker. Von dem Kuchen müßt Ihr aber auch verkosten. Den habe ich nämlich selbst gebacken, und ich will hoffen, daß er mir nicht mißraten ist.“

Mit entzückten Blicken folgte Heldrich den Bewegungen der anmutigen Gestalt des holden Mädchens, das ihn mit allen Aufmerksamkeiten bediente.

„Der Kuchen schmeckt herrlich“, meinte der Gast.

„Das müßt Ihr durch die That beweisen, Herr Heldrich, denn Komplimente zählen nicht“, sagte Anna, behaglich an ihrem Stücke knuspernd. „Ist Euch noch ein Schälchen gefällig?“

„Nein, nein, danke“, versuchte der Gast abzuwehren. „Dieser Mocca ist mir zu stark, ich fürchte, er möchte mich aufregen.“

„Ihr fürchtet?“ lachte das junge Mädchen, und durch ein kirschrotes Lippenpaar glänzten zwei Reihen tadelloser Zähne. „Ach, geht doch, auf diese Gefahr hin müßt Ihr nun erst recht noch ein Schälchen trinken.“

„Aber, Anna“, warnte Frau Bauer mit mißbilligenden Mienen, „was soll denn Herr Heldrich von Dir denken?“

„Herr Heldrich soll vorläufig gar nichts denken, liebe Tante“, rief die Übermütige, „sondern Kaffee trinken und Kuchen essen, das sind vorerst seine allernächsten Pflichten.“

„Einem solchen Machtspruch gegenüber“, sagte der junge Kaufmann mit komischer Resignation, „bleibt nichts anderes als blinde Unterwerfung übrig.“

„Und wenn Ihr“, fuhr Anna fort, „nicht reine Tafel macht mit dem Kuchen, dann bekommt Ihr das nächste Mal die altbackenen Reste vorgesetzt.“

„Um Gotteswillen, solche Grausamkeit, Fräulein Anna! Aber doch erst das nächste Mal?“

„O, wir rechnen bestimmt auf einen recht baldigen, wiederholten Besuch, Herr Heldrich“, sagte die Predigerswitwe, „dann wird auch mein Bruder uns Gesellschaft leisten können. Sonntag Nachmittag vielleicht, wenn Ihr nichts anderes vorhabt?“

„Was sollte ich vorhaben, Frau Bauer? Ich bin so gerührt über die Güte und Freundlichkeit, mit der ich, der Fremdling, hier aufgenommen wurde. Wie habe ich solches verdient, muß ich fragen.“

„Mein Bruder ist im allgemeinen zurückhaltend und verschlossen, wenigstens wird er von Fernerstehenden so beurteilt“, sagte die Predigerswitwe. Euch aber scheint er geradezu in sein Herz geschlossen zu haben.“

„Trotzdem ich ein Preuße bin?“ scherzte Heldrich.

„Ach, geht doch!“ meinte Frau Bauer. „Das ist nur eine harmlose Schwäche meines sonst so vortrefflichen Bruders. Er wüßte vielleicht selber nicht zu sagen, worauf sich diese Abneigung im Grunde eigentlich stützt. Er ist seiner Vaterstadt mit Leib und Leben zugethan und kann den Markgräflern nicht

vergessen, daß sie sich verschiedene Male gegen die Reichsstadt nicht gerade von der liebenswürdigsten Seite gezeigt."

„Ja, das mag wohl sein", entgegnete Heldrich, „denn Herr Müller weiß immer die Person streng von der Sache zu scheiden."

„Wenn Ihr demnächst wieder hier zu Besuch seid mit meinem Vater, Herr Heldrich", versetzte Anna, „dann werde ich es sein, die eine Versöhnung herbeiführt zwischen Nord und Süd, zwischen Königtum und Republik, zwischen Preußen und Noris. Ihr sollt mal sehen." — „Anna, Du bist heute mehr als ausgelassen", sagte Frau Baur mit leisem Vorwurf, „wenn Herr Heldrich nicht mehr zu uns kommen mag, dann bist nur Du es, die ihn vertrieben." Mit diesen Worten verließ sie für einen Augenblick das Gemach. Jetzt näherte sich Anna flink dem Gaste, ihm hastig mit schelmischer Miene die verfängliche Frage zuzuflüstern: „Ist es denn wahr, was meine Tante soeben gesagt hat?" (Forts. folgt.)

Ein Blick in die Geschichte des Königl. Bayer. Generalstabes 1620—1792 und 1792—1892.

(Auszug aus der in Bearbeitung begriffenen Geschichte des K. B. Generalstabes.) (Schluß.)

Ganz vorübergehend stand 1847—1848 Generalmajor Freiherr v. **Jeetze** an der Spitze des Generalstabes, dem dann Generallieutenant v. d. Mark folgte. Derselbe war bis 1853 General-Quartiermeister. Schon die Bewegungsjahre 1848 mit 1850 brachten frisches Leben in den Generalstab, besonders die vielen verschiedenen Ausmärsche und Truppen-Aufstellungen, vor allem aber die Unruhen in der Pfalz, der Feldzug gegen Dänemark und das Einrücken in Kurhessen. Der bleibende Vorteil dieser Begebenheiten war jedoch die dauernde dienstliche Verbindung der Generalstabsoffiziere mit der Truppe — die erste Maßregel, welche der neue General-Quartiermeister 1848 in Antrag brachte.

1792 1815 1785 1811

Die Uniformen des Königl. Bayer. Generalstabes.
Originalzeichnung von A. Hoffmann.

Unter dem General-Quartiermeister Generalmajor Freiherrn v. **Brandt** 1853—1856 wurden die seit 1847 ruhenden größeren Terrain-Rekognoszierungen wieder aufgenommen und 1854 auf Oberbayern, Schwaben und die Pfalz ausgedehnt.

Von 1856—1866 erscheint Generallieutenant v. d. **Mark** neuerdings in der höchsten Stelle des Generalstabes und war vorzugsweise bemüht, den wissenschaftlichen Geist und die taktische Ausbildung seiner Offiziere zu heben. Im übrigen blieb sein Hauptaugenmerk, besonders in den letzten Jahren seiner Kommandoführung, auf Verbesserung und Erneuerung des topographischen Atlasses gerichtet. Doch nicht nur die Blätter des letzteren wurden berichtigt, sondern die bayerischen Karten überhaupt, zunächst im Wegnetz, korrigiert. Ferner dehnte man die Rekognoszierungen auch auf die deutschen Nachbarländer aus. Genaue Beaufsichtigung und Anregung zur lebhaftesten Thätigkeit erfuhr damals das topographische Büreau, das sich besonders den neuesten Karten-Vervielfältigungsverfahren zu widmen hatte. Von literarischen Arbeiten sind besonders zu erwähnen „der Feldzug von 1809 in Bayern", bearbeitet und auf dem Terrain verglichen vom K. Bayer. General-Quartiermeister-Stabe, München 1865, und das schon seit 1849 begonnene „Handbuch für Generalstabsoffiziere", welches, 1860 vollendet und, autographisch vervielfältigt, endlich 1865 vermehrt zum Druck gelangte.

Nachdem der Feldzug 1866 dargethan hatte, daß auch in Organisation und Durchbildung des Generalstabes noch manches zu bessern sei, nahm 1867 der neue General-Quartiermeister Generalmajor Graf **Bothmer** — von 1866 bis 1867 versah Generalmajor v. Schintling stellvertretend die Geschäfte — die nötigen Anordnungen kräftig in die Hand. Vor allem betonte dieser mit der Kriegstheorie so hochvertraute Mann und unbeirrt von seinem philosophischen Geiste, den er nur auf die Metaphysik des Krieges übertrug, die praktischen Erfahrungen aus dem letzten Feldzuge.

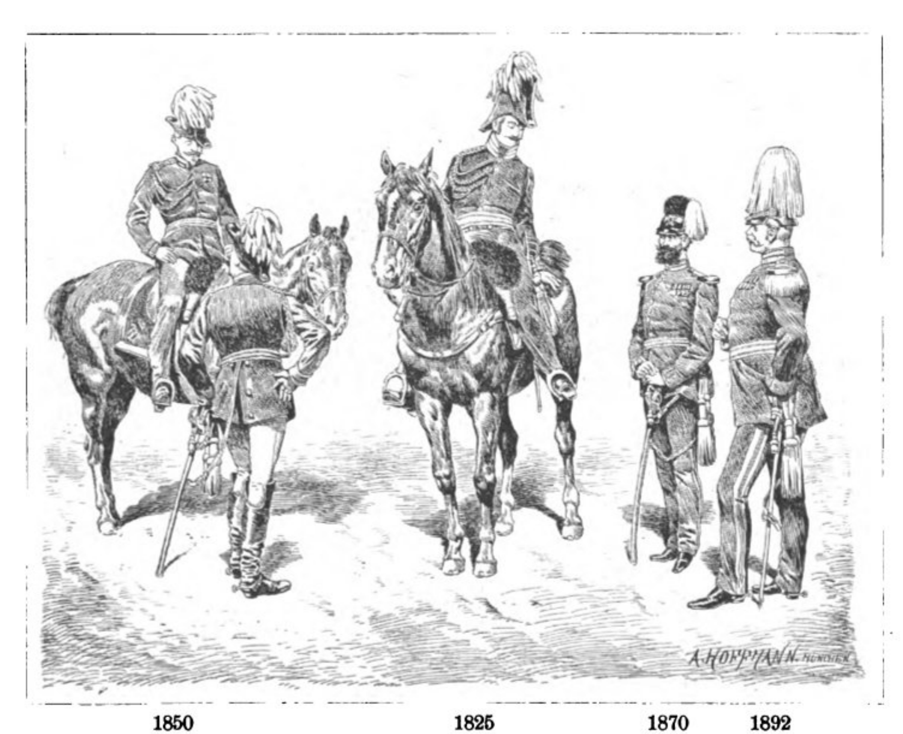
Zunächst wurde die Ausbildung der Generalstabsoffiziere bei der Centralstelle durch Kriegsspiel und andere taktische Arbeiten, insbesondere durch sogen. Operationsübungen gepflegt. Hier darf das höchst verdienstvolle Wirken des damaligen Majors im General-Quartiermeisterstabe Muck nicht unerwähnt bleiben, dessen unablässigem Bemühen es zu danken ist, daß die Arbeiten und Übungen der Generalstabsoffiziere bei der Centralstelle eine die praktische Schulung mehr ins Auge fassende Richtung nahmen, und daß für den sachgemäßen Betrieb einzelner wichtiger Zweige des Generalstabsdienstes die Bahn gebrochen

wurde. — Die Generalstabsoffiziere bei den General= 2c. Kommandos erhielten durch die Einführung eines Mobilmachungsplanes für die Armee und häufige Anordnung größerer Truppenübungen ein wesentlich erweitertes Feld der Thätigkeit. — An der 1867 errichteten Kriegsakademie fanden von nun ab Generalstabsoffiziere vielseitige Verwendung im Lehrfach. —

Von geschichtlichen Arbeiten ist zu nennen:

„Anteil der Königl. Bayer. Armee am Kriege des Jahres 1866", im Jahre 1868 veröffentlicht.

Der angestrengten Friedensarbeit der Jahre 1867—69 folgte der Krieg von 1870—71. Von den großen Erfolgen des bayerischen Heeres in diesem Kriege, welchem der General=Quartiermeister im Stabe des Oberkommandos der III. Armee anwohnte, darf auch der Generalstab einen Teil des Verdienstes für sich in Anspruch nehmen. Der mit der Wiedererrichtung des Deutschen Reiches sich vollziehende Abschluß des Versailler Bündnisvertrages hatte zur Folge, daß in den nun kommenden Friedensjahren der Generalstab sich im Anschlusse an die bewährten Einrichtungen des kgl. preußischen Generalstabes weiter entwickelte. Der bisherige „General=Quartiermeister" wurde zum „Chef des Generalstabes der Armee", der bisherige „General=Quartiermeisterstab" zum „Generalstab".



1850 1825 1870 1892

Die Uniformen des Königl. Bayer. Generalstabes.
Originalzeichnung von A. Hoffmann.

Durch regelmäßige Zuteilung von Offizieren der Truppe, zunächst Absolventen der Kriegsakademie, wurde eine gleichmäßige Ergänzung des Generalstabes angebahnt, und durch häufigeren Wechsel mit dem Frontdienste die allseitige Brauchbarkeit der Generalstabsoffiziere somit sichergestellt. Für die praktische Ausbildung kamen die Generalstabs=Übungsreisen bei der Centralstelle und den General=Kommandos zur Einführung; durch regelmäßige Kommandierung von Offizieren zum preußischen Großen Generalstabe wurde die Übereinstimmung mit den dort geltenden Grundsätzen mehr und mehr gesichert. Die Errichtung einer dem Generalstabe unterstehenden Eisenbahnlinien=Kommission in München ermöglichte dem Chef des Generalstabes der Armee erweiterte Einwirkung in Bezug auf das militärische Eisenbahnwesen.

Die Nachfolger des Grafen Bothmer, zunächst Generalmajor v. Heinleth, der bewährte Generalstabschef des I. Armee=Corps im Kriege 1870—71, haben mit Erfolg dahin gestrebt, den Generalstab auf der Höhe seiner Aufgabe zu erhalten. Von Generalmajor v. Heinleth wurde 1879 auch die Anregung zur Gründung eines Kriegsarchivs gegeben, welche Anstalt der Armee noch fehlte, und deren Nutzen sich bereits in den Bestrebungen zur Herstellung einer bayerischen Heeresgeschichte und in der regen Thätigkeit für Bearbeitung zahlreicher Regiments= 2c. Geschichten zeigt. —

Die 1881 eingeführten Bestimmungen über größere Übungen im Festungskriege, deren erste von Oberst v. Girl des Generalstabes geleitet wurde, eröffneten dem Generalstabe nunmehr in höherem Maße als bisher das seit 1870/71 so sehr an Bedeutung gestiegene Gebiet des Krieges um Festungen. — Im gleichen Jahre wurde dem Generalstabe eine weitere Eisenbahnlinien=Kommission mit dem Sitze in Würzburg unterstellt.

Der General der Infanterie v. Diehl war von 1881 bis 1883 Generalstabschef der Armee und widmete sich besonders der taktischen Ausbildung der Offiziere der Centralstelle. Derselbe ist auch zum ersten Male mit Wahrnehmung der Geschäfte eines Inspektors der Militär=Bildungsanstalten betraut gewesen, wodurch nun er und seine Nachfolger mittels Einwirkung auf Kadettencorps, Kriegsschule, Artillerie= und Ingenieurschule, sowie Kriegsakademie einen großen und segensreichen Einfluß auf Ergänzung und Heranbildung des Offizierscorps der ganzen Armee und insbesondere des Generalstabs erlangten.

Unter Generallieutenant Graf Verri Della Bosia wurde in der gründlichen Schulung der Offiziere der Centralstelle des Generalstabes durch Übungen jeder Art, wie durch Entsendung zur Teilnahme an Übungen nach auswärts fortgefahren. Die Generalstabsoffiziere bei den General= 2c. Kommandos waren neben der alljährlichen Bearbeitung der Herbst= und sonstigen Übungen insbesondere durch die umfangreichen Mobilmachungs=Vorarbeiten in Anspruch genommen, welche die um diese Zeit allmählich eintretende Erweiterung der Kriegsformation des Heeres mit sich brachte. — 1885 erhielt der Chef des Generalstabes der Armee auch die Leitung des Armee=Museums übertragen.

Seit 1888 nimmt Generallieutenant v. Staudt als der 14. im Amte die höchste Stelle des bayerischen Generalstabes ein. Unter ihm hatte der Generalstab Gelegenheit, bei Anlage



Graf Verri de la Bosia. von der Mark. Graf Bothmer.
v. Diehl. v. Staudt. v. Heinleth.

Die Chefs des Königl. Bayer. Generalstabes 1792—1892. II. Blatt.

und Durchführung der 1891 vor Sr. Königlichen Hoheit dem Prinz-Regenten stattgehabten Königs-Manöver, denen auch Se. Majestät der Deutsche Kaiser anwohnte, eine Probe seiner Leistungsfähigkeit abzulegen.

Wirft man heute einen Blick auf die hundertjährige Geschichte des Generalstabes, so wird man erkennen, wie Dank der Fürsorge der Regenten es dem Generalstabe ermöglicht war, sich den Forderungen der Zeit entsprechend stetig fortzuentwickeln.

Möge diese Entwickelung auch im kommenden Jahrhundert zum Nutzen und Heil des großen Ganzen immer und immer fortschreiten, möge es aber auch dem Generalstabe in Zukunft nicht an Gelegenheit fehlen, dem obersten Kriegsherrn seine unwandelbare Treue und Ergebenheit zu beweisen!

Die Giebelstadter Blut-Scene.

Ein Nachtbild aus dem Bauernkriege.

Von Friedrich Richter.

(Schluß.)

Denselben Weg, der von den sieben Flüchtigen eingeschlagen worden war, hatte, jedoch in ziemlicher Entfernung von ihnen, auch ein Fähnlein Reiter genommen, deren Hauptmann vorausritt. Es war ein schon über vierzig Jahre alter, sonnverbrannter Kriegsmann mit vernarbtem und verwittertem Angesichte, aus welchem ein Paar Blitzaugen strahlten. Ein wohlgepflegter schwarzer Schnurr- und Zwickelbart hob das Kriegerische seines Antlitzes um ein Bedeutendes. Die Gestalt war schlank, aber die breite Brust, der kräftige Hals, die nervige Faust, der muskulöse Arm legten Zeugnis ab für die wuchtige Stärke des Anführers dieses kleinen Geschwaders. Das Roß war von weniger edlem Ansehen. Ein Edelmann würde diesen semmelgelben Hengst nicht bestiegen haben. Das ganze verriet den Reiterhauptmann mehr als einen Abenteurer, denn einen Ritter von Geblüt. Ihm zur Seite trabte ein stämmiger Bursche, der ebenso jung als verwildert aussah; es war der Diener des Anführers dieses Fähnleins, beide Söldlinge im Dienste des Pfalzgrafen Ludwig.

„Tausend Millionen Schwefelkugeln!“ fluchte jetzt in unnachahmlichem Basse der Anführer des kleinen Reitertrupps, als seine Mähre, über einen Stein stolpernd, zu stürzen drohte. „Das ist immer das Unglück einer gewonnenen Schlacht, daß man den Flüchtigen, wenn man sie geworfen hat, auch noch nachrennen muß und sie nicht auf der Wahlstatt selbst niedermachen kann. Wenn ich Herr in Deutschland wäre, das müßte mir als Kriegsrecht gelten: die Geschlagenen haben stehen zu bleiben, bis man sie niedersäbelt. Aber da laufen sie davon, und statt einen der Plage zu überheben, ihnen nachzustolpern, bringen sie den Sieger auch noch in die Lage, daß er bei der Verfolgung sein bestes Pferd aufreibt.

„Nun“, versetzte der dem Hauptmann zur Seite reitende Knecht, „es geht doch nichts über das Nachsetzen; man ist seines Sieges und Lebens nunmehr gewiß.“

„Ich will nach meinem Tode umgehen“, rief jetzt plötzlich der Hauptmann aus und hielt die Hand vor beide Augen, „wenn nicht dort ein Häufchen Bauern gegen Giebelstadt zueilt. Laßt die Pferde ausgreifen, Kameraden! Es gibt ein Stück Arbeit; ich sehe Bauern, die uns die Kehle zuschnüren wollen, damit nimmermehr ein Trunk durchlaufe.“

Der Trupp Reiter ritt scharf darauf los. Staubwolken wirbelten auf, wie sie das Häuflein Bauern, wie oben beschrieben, gesehen hatten. Nicht lange, und das Geschwader bündischer Reiter ritt zu Giebelstadt ein. Die Landleute verteidigten sich, aber es half keine Gegenwehr. Was nicht bereits zuvor geflohen war, das wurde niedergehauen. Die meisten kamen im Brande der Häuser um. Der Hauptmann und seine Gefährten wüteten schrecklich mit dem scharfen Stahle. Giebelstadt ging in Flammen auf; eine mächtige Rauchwolke zog sich über das lichterloh brennende Dorf hinweg. Schrecklich waren die Wehelaute der Umkommenden. Unendliches Jammergeschrei füllte die Luft. Der Ort war schwer heimgesucht, sowohl von dem knatternden Feuermeere, als von den Mordeisen der bündischen Kriegsknechte unter Anführung des Marsilius Knüppel, weiland Schüler des Magisters Sagittarius zu Wittenberg.

„Hei!“ rief er mit vergnüglich lachenden Augen aus, „Paßt auf, Kameraden, dort schleichen sich sieben Schelme in das hohe Gesträuch, das um den Schloßgraben sich hinzieht. Wartet, ich will euch verstecken spielen!“

Hiermit gab der Hauptmann seinem Gaule die Sporen und ritt auf den Saum des Gebüsches, dessen Flieder einen angenehmen Duft verbreitete, der um so willkommener eingesogen wurde, als der dem brennenden Orte entquillende Rauch alles ringsum in einen stinkenden Dampf hüllte und die Luft verdickte.

„Heda, ihr Buschritter“, rief jetzt der Anführer des Geschwaders den sieben Flüchtlingen zu, die wir bereits kennen zu lernen die Ehre gehabt haben. „Ihr würdet wohl daran thun, aus eurem schlechten Verstecke hervor zu kommen und uns die Mühe des Absteigens zu ersparen. Also flugs! Höre einmal, Hans Bullenbeißer von Nördlingen, nimm Dein Handrohr, blase die Lunte auf und schicke dem zitternden Riesen dort drüben eine Bohne in den hungrigen Magen. — Doch halt, setz ab, die Bursche sind das Pulver nicht wert! Ich hab' einen andern Einfall; es gibt einen Hauptspaß, wollt' sagen, wir ersparen den bündischen Fürsten das Kraut und Lot von sieben Schüssen. Also ihr da drüben“, fuhr der edle Reiterhauptmann Marsilius Knüppel aus Wittenberg fort, „höret mich wohl an, sonst werd' ich wenig Federlesens mit euch machen! Ihr wißt bekanntlich nur zu gut, daß ihr Bauern uns den Tod geschworen habt; es ist mithin nicht mehr als recht und billig, daß wir an euch ein Gleiches vollbringen. Dennoch soll einer von euch sieben begnadigt werden, wer nämlich durch die That zeigt, daß es ihm leid sei, sich gegen seinen rechtmäßigen Herrn empört zu haben, und zum Zeugnis des, seine sechs Kameraden vom Leben zum Tode bringt. Also hurtig ans Geschäft, ich werde mein Wort halten.“

„Es geht mit uns auf die Neige“, redete der Kleine die sechs anderen an, „das ist nur zu gewiß.“

„Aber laßt uns mutig und zur Sühne dafür, daß wir dieses Schloß des Herrn v. Zobel hier ausgebrannt und geplündert haben, den Tod des Soldaten hinnehmen. Ich möchte mit keinem Mord beladen aus der Welt abfahren."

„Nun, was besinnt ihr euch lange und mißbraucht meine Gutmütigkeit? Vorwärts ihr Schurken!" schrie der Hauptmann, sich an dem Anblick der Zitternden weidend, hinüber. Also frisch ans Werk, wie ich gesagt habe. Das ist mein letztes Wort.

Bei dieser ebenso bestimmten als furchtbaren Erklärung riß die Verzweiflung den riesigen Flickschuster vom Boden empor, wo er sich, um Erbarmen flehend, gewälzt hatte; wie rasend warf er sich auf den nächsten Bauern, der sich, gleich ihm vier andere noch, ohne jeden Widerstand von dem Riesen schlachten ließ. Der Boden rötete sich mit ihrem Blute. Jetzt waren nur noch der Lange und der Kleine übrig. Letzterer aber wehrte sich seiner Haut und wollte sich nicht für das Leben des andern hinopfern lassen, wenigstens nicht ohne Gegenwehr. Erst kämpften sie mit der blanken Waffe, die sie noch trugen. Als aber die Wehr des Kleinen abbrach, unterlief dieser den Langen, faßte ihn um den Leib, zwang ihn so, gleichfalls auf das Schwert zu verzichten, und nun begannen die beiden Brust an Brust einen gewaltigen Ringkampf; der ungewöhnlichen Stärke des Riesen begegnete eine andere Kraft, die Körpergewandtheit und besonnene Kälte des Kleinen. Der Ausgang des Kampfes schien ungewiß. Die allgemeine Stille, die sowohl Kämpfer als Zuschauer beobachteten, wurde nur zuweilen durch den Hauptmann unterbrochen, der dem blutigen Schauspiele unverwandten Auges zuschaute.

Plötzlich waren die Ringenden dem Schloßgraben zu nahe gekommen, ein dumpfer Fall ward gehört, das Wasser spritzte hoch auf, es gab einige Ringe, alsbald aber verschwanden die Kreise in immer größerer Ausdehnung, alsdann ward es ruhig, glatt und eben, und es zeichneten sich auf dem Wasserspiegel wieder wie vorher die duftenden Fliederbüsche und das grüne Gesträuch, im Hintergrunde aber die noch stehenden Ruinen des Giebelstadter Schlosses malerisch ab.

Fünf Bauern lagen auf dem Boden blutig und tot, zwei, der Kleine und der Lange ruhten auf dem Grunde des alten Burggrabens.

„Hahaha!" lachte jetzt der Reiterhauptmann, in furchtbarer Weise die Züge verzerrend. „Auf nach Würzburg! Bei meinem Leben, der schönste Streich im ganzen Bauernkrieg!"

Und dahin flog das Fähnlein Reiter, dessen Hauptmann an der Spitze vorauszog und das damals im Schwang gehende Liedlein in die sommerliche Abendluft hinauspfiff: „Will dich der Schimpf gereuen, so kehr du wieder heim".

Donnerstag den 8. Juni, früh morgens 9 Uhr zogen die Bündischen in Würzburg ein. Hiermit schloß der Bauernkrieg im Hochstift Würzburg.

Arnstein.

Von J. Strubel.

Dem aufmerksamen Passagier, den das schnaubende Dampfroß durch das liebliche Wernthal im gesegneten Frankenlande führt, dürfte wohl kaum das freundlich gelegene Städtchen Arnstein entgehen, das sich amphitheatralisch am südwestlichen Abhange eines mäßig ansteigenden Hügels erhebt. Die „fränkische Platte" bildet hier in mehr oder weniger sanftem Abfalle fortlaufende Hügelreihen, welche das Thal der alten „Werina" zu beiden Seiten bis zu ihrer Mündung in den Main begrenzen. Von den Sommerleiten der Berge lachen uns wohlgepflegte Weinberge entgegen; Nadel- und Laubholz auf den Höhen, im bunten Wechsel mit prangenden Getreidefluren und saftigen Thalwiesen, verleihen dem „Werngau", der nach Eckhart auch das Gozfeld im Maindreieck in sich begriffen haben soll, eine wohlthuende Abwechselung.

Die Entstehung des Namens Arnstein läßt sich urkundlich nicht nachweisen. Plehkard Stumpf leitet ihn ohne Angabe des Grundes von „Ernstesheim" ab; der adlerähnliche Vogel im Arnsteiner Stadtwappen gab manchem Veranlassung, ihn mit dem Worte „Aar" in Beziehung zu bringen. Wir stimmen der Ansicht Schumms [1]) bei, welcher in der Silbe „Arn" einen altdeutschen, nunmehr untergegangenen Gemeinnamen erblickt, wie er uns auch in Arnstadt, Arnsberg, Arnschwang u. s. w. entgegentritt. „Bestärkt werden wir in dieser Ansicht dadurch", sagt Schumm, „daß es nicht nur hier einen Arnstein gab, sondern in verschiedenen Gegenden Deutschlands, so am Fuße des Sodenbergs zwischen Ochsenthal und Morsau, ebenso in Oberfranken und am Rhein; es gab Grafen „von" und „vom" Arnstein im Gebiete von Trier und in Mecklenburg.

Ehemals war Arnstein im Besitze des Grafen von Henneberg, wurde aber später an die Dynasten von Trimberg abgetreten, unter denen die Grafen von Rieneck unbefugte Ansprüche auf das Arnsteiner Lehengut machten. Durch Schenkungsbrief vom 25. Januar 1279 hatte Konrad der Ältere von Trimberg mit Zustimmung seiner Gemahlin Aheidis die Herrschaft Trimburg und seine übrigen Besitzungen gegen ein jährliches Leibgeding an das Hochstift Würzburg abgetreten, worauf beide in ein Kloster gingen. Seinem Sohne Konrad dem Jüngern sollte als Erbteil nur Burg und Amt Arnstein verbleiben. Nach seines Vaters Tode focht Konrad die Schenkung an und forderte vom Bischof Mangold die Zurückgabe des väterlichen Erbes. Dessen weigerte sich der Bischof, und beide gerieten in ein ernstes Zerwürfnis. Im Jahre 1292 brachten adelige Vermittler einen gütlichen Vergleich zustande, nach welchem Konrad dem Bischof das Schloß Trimberg und die Stadt Arnstein mit allem Zugehör als Eigentum überließ, wogegen Burg, Stadt und Amt Bischofsheim vor der Rhön, samt dem „Vorst", dem Weid- und Fischrecht nebst 100 Pfund Heller (1 Pfund ungefähr 4,25 Mark) als jährlicher Zins Konrad zugesprochen wurden; Arnstein verblieb für immer beim Hochstifte Würzburg.

Der Bauernkrieg (1525), wie der Aufstand der hartbedrückten Bauern gegen ihre Gutsherren gewöhnlich genannt wird, forderte auch in den fränkischen Gauen viele Opfer. Die Bauern zogen, alles verheerend, durch das Land, zerstörten Klöster und Burgen und nahmen blutige Rache an ihren

---

[1]) Kgl. geistl. Rat und z. Z. Dechantpfarrer in Arnstein; dessen Schrift über Arnstein wurde zu dieser Arbeit mehrfach benutzt.

Drängern und Widersachern. Auch für Arnstein wurde die Bauernbewegung verhängnisvoll, wie aus einem Bericht des Chronisten Lorenz Fries hervorgeht, welcher u. a. erzählt:

„Zu Arnstain hatte der bischove zu Wirtzburg derselben Zeit ain amptman, Gotz von Thüngen genant." Derselbe glaubte, seine Untergebenen in Ruhe erhalten zu können, „aber es felet ihm weit, dann als das läger der bauern zu Bildhausen und Aura angefangen, schreiben sie an alle umbligende flecken, was ihr fürnehmen were."

Arnsteiner Bauern, die aus dem Bauernlager bei Aura zurückkehrten, forderten ihre Mitbürger zum Anschluß an den Aufruhr auf. „Das bracht in den flecken des ampts und sonderlich zu Arnstain ain groß gelauff und versamleten sich daselbst uf den hailigen Ostertag nach der vesperzeit die von der gemainde vor dem rathhaus mit iren Harnisch und weren und begerten, man solte die brucken, so hinter dem sloss herausgeht, abwerfen, damit on iren wissen und willen kain raysiger hineinkomen mogt." Bürgermeister und Rat suchten sie zu begütigen und meinten, die Arnsteiner müßten ja nicht die ersten sein, die sich einer so gefährlichen Bewegung anschlößen, die Schloßbrücke aber ließen sie bewachen.



Arnstein. Originalzeichnung von R. Raudner.

Als am 19. April das Bauernlager drohend zum Anschlusse aufforderte, fragten der Amtmann, Bürgermeister und Rat in Würzburg an, wie sie sich zu verhalten hätten; auch bat der Amtmann um Zusendung von fünf bis sechs Kriegsknechten, da er niemand um sich habe als sein Gesinde. „Daruf ist dem amptman die antwort gegeben: der bischove wolle ime etliche pferde zuschicken, mitler Zeit sollte er sein selbst, das schloss und sunst aller sachen in guter acht haben." Unterdessen wurde nach Würzburg ein Landtag berufen, um sich in dieser leidigen Angelegenheit zu beraten.

„Nun hatte derselbigen tagen Ulrich von Hutten, so sein hauswonung zu Arnstain hielte, dem bischove zu Wirtzburg angezaigt: wa er, der amptman und ire mitverwandte etliche pferde bey inen hetten, verhofften si, das baurenläger dadurch zu zertrennen und die ufrur zu stillen". . . . Darauf antwortete der Bischof am 21. April, er wolle ihnen 60 bis 70 Pferde schicken; da er aber nicht hinreichend Pferde besaß, um Würzburg zu schützen, konnte er Ulrich gegenüber sein Versprechen nicht halten. In Arnstein wuchs die Aufregung zusehends. „Es erhub sich uf sontag Quasimodogeniti abermals ein groß gelauff zu Arnstain, dan die gemainde kame mit iren weren, trumelen und pfeyfen uf den markt, schriben: der rathe unterstunde, sie an irem christlichen Vorhaben zu verhinderen und zu verkurzen, wa si vom rathe nit anders darzuthun und dem läger zu Aura die bruderschaft nit zuschreyben, so wolten sie hinauf lauffen und sie alle zum fenster hinauswerfen." Der Rat erschrak darob so sehr, daß er sich mit den ungestümen Bauern verglich und 15 der Tumultanten zu den Beratungen heranzog, ohne deren Wissen und Willen nichts beschlossen werden sollte.

Da Gefahr und Unruhe täglich zunahmen, verließ Ulrich von Hutten mit seinen Getreuen Arnstein und warf sich in das feste Schloß Sodenberg. Unterdessen hatten die Arnsteiner Empörer 30 Mann unter Hans Stang, Hauptmann, und Hans Keyl, Fähndrich, gegen Werneck entsendet. Überall schlossen sich Gesinnungsgenossen an diese Schar an, welche Werneck plünderten und in Brand steckte, das gleiche Schicksal den Dörfern Grumbach und Estenfels bereitete und dann zum Würzburger Bauernlager stieß.

Als endlich der Schwäbische Bund sich gegen die aufständischen Bauern richtete, ging deren Sache rasch abwärts. Ulrich verband sich mit den Bundestruppen, brandschatzte Arnstein um 1220 fl. und ließ sich von der Stadt für erlittene Schäden 1000 fl. als Schuld verschreiben. Im fränkischen Gebiet allein verloren über 10000 Bauern das Leben. Die Bewegung endete ohne jeglichen Erfolg für die Aufständischen.

„Uf Donerstag den 6. Julii ist die stat Arnstain von dem bischove zu Wirtzburg wider eingenomen, und sind daselbst uf freytag darnach als die fürnemisten ufwigler und ursacher diser entporung mit dem swert gericht worden: Hans Stang von Swebriet, Lorentz Gobel von Swemelsbach, Contz Weber von Aisleuben, Peter Hocheymer von Eurdorf, Kilian Vischer von Nutlingen, Peter Keller von Bainsgesang, Claus Stump, Genserig, ain beck von Arnstein, ein muller, Habacker genant, solt auch enthaubt sein worden, dann er mit obgenanten nennen an die walstat gefurt wart, als aber der zuchtiger seinen, des Habackers gesellen, zu dem er gebunden gewest, uflosen und richten wollte, da entlief er, Habacker. Er kame uf die mauren, fiel aus der stat durch den graben und trug also seinen Kopf davon, ist auch volgends widerumb zu gnaden angenommen und eingelassen worden."

Die Reformation fand auch in Arnstein ziemlich viele Anhänger, wie von den Pfarrern Joh. Thoma, † 1581, und Georg Weinmann, † 1601, berichtet wird. In Karlstadt, Gemünden, Arnstein, Dettelbach, Gerolzhofen, Haßfurt, Münnerstadt, Neustadt a. d. S. hatte sie, nach Dr. Stein, festen Boden gefaßt, bis 1587 im Hochstifte Würzburg durch Julius Echter von Mespelbrunn eine Gegenreformation zur Durchführung kam. Alle protestantischen Unterthanen, welche nicht

katholisch werden wollten, mußten das Land verlassen, infolgedessen viele Bürger in die benachbarten protestantischen Länder auswanderten, namentlich nach den brandenburgischen Fürstentümern in Franken, sowie nach den Reichsstädten Schweinfurt und Nürnberg.

Nach dem sog. „Saalbuch" war das edle Geschlecht der Freiherren v. Hutten im Amte Arnstein reich begütert. Der Unterhuttensche Hof ist auf die v. Hutten kommen von dem edlen Geschlecht derer von Müdesheim, so Anno 1456 mit Arnstein einen Vertrag aufgerichtet." Auf diesem Hofe, in der Bettendorfer Vorstadt gelegen, saßen die Dienstleute und Pächter der Gutsherren. Nach Fries besaßen die Herren v. Hutten in Arnstein eine Wohnung; Moriz v. Hutten, später Dompropst von Würzburg und Fürstbischof zu Eichstädt, ward hierselbst geboren. Er ist der hochedle Stifter des heute noch bestehenden und zur Zeit wohlgeleiteten Pfründnerspitals, welches schon vielen Hunderten von unbescholtenen, arbeitsunfähigen armen Leuten beiderlei Geschlechts einen ruhigen, sorgenfreien Lebensabend verschaffte. Anderweitig vorgenommene Gütererwerbungen der Herren v. Hutten hielten dieselben allmählich von Arnstein fern, so daß sie sogar ihre Familiengruft in der Kirche „Maria Sondheim" völlig aufgaben. „Alles, was sie noch in und um Arnstein an Zehnten, Grundzinsen und Gülten hatten, selbst ihre in Arnstein noch besessenen Baulichkeiten" traten sie zur teilweisen Begleichung einer Schuldforderung im Jahre 1661 um 5280 fl an das genannte Spital ab. Die Zahl der Pfründner übersteigt im Durchschnitte die Zahl 30.

Während der Streitigkeiten des Würzburger Domkapitels mit dem neugewählten Bischof Sigmund wurde Arnstein von hessischen und sächsischen, ersterem zu Hilfe eilenden Truppen 1440 belagert, aber durch Bartholomäus v. Hutten kräftig verteidigt; das Schloß, hoch oben auf dem Hügel liegend, hatte jedoch erheblich gelitten. „In den nun folgenden, bis 1454 währenden markgräflichen Wirren wurde Stadt und Amt Arnstein verpfändet, jedoch schon vom Fürstbischof Scheerenberg wieder eingelöst und dem Hochstifte erhalten.

(Schluß folgt.)

Altes und Neues aus altbayerischen Landen.

Von J. Keiper.

Bei traulich stillem Lampenschein an der Seite des behaglich wärmenden grünen Kachelofens im entlegenen Forsthaus läßt dessen einsamer Insasse während der langen Winterabende seine vieljährigen Erlebnisse im bayerischen Hochgebirge, im Alpen-Vorlande und auf der Hochebene — vom Lechrain bis zu den Donauniederungen — in bunten Reihen an seinem geistigen Auge abwechselnd vorüberziehen.

Mit begreiflicher Vorliebe bei den noch frischer und lebhafter im Gedächtnis haftenden Eindrücken verweilend, lädt er — auf die Gefahr hin, stellenweise etwas zu ermüden — die liebenswürdigen Leserinnen und freundlichen Leser des „Bayerlandes" ein, seinem Gedankengange eine kleine Weile nachsichtige Folge leisten zu wollen:

Unter herrlichem Sonnenglanz und wolkenloser Bläue des Himmels bestiegen wir zu Zweien am Ostermontag des Jahres 1890 den Frühzug Augsburg-Ingolstadt-Regensburg auf einer Zwischenstation da, wo die Bahnlinie das auf beiden Seiten von sanft geschwungenen, meist mit Wald besäumten Höhenzügen begleitete, durch landschaftliche Reize anmutig verschönte, fruchtbare und betriebsame mittlere Paarthal plötzlich verläßt, um durch einen längeren Hügeleinschnitt allmählich in den Südrand des von nahen und fernen Bergketten rechts und links der Donau begrenzten, ausgebreiteten, ziemlich einförmigen Neuburg-Ingolstädter Donaumooses einzubiegen.

Letzteres, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts unter Kurfürst Karl Theodor durch großartige Entwässerungsanlagen zu der bis in die neueste Zeit fortgesetzten Kultivierung wohl vorbereitet, wurde von diesem Fürsten mit auswärtigen Ansiedlern, „Kolonisten", besetzt, welche sich in ziemlicher Anzahl auch aus Kur- (d. i. Rhein-) Pfälzern, im Volksmunde heute noch „Überrheiner" genannt, rekrutierten. Hieran erinnern zahlreiche Ortsnamen wie Karlshuld, Karlsruhe, Karlskron, denen später Ober- und Untermaxfeld, Ludwigsmoos und andere mehr folgten.

Die Ackerbau und Viehzucht treibenden Bewohner erfreuen sich zum Teil eines leidlichen, mitunter behäbigen Wohlstandes, die ärmere Bevölkerung beschäftigt sich nebenbei noch mit Torfstich und Korbflechterei. Vor nicht gar langer Zeit, da „Gump, Gänswürger und Konsorten" ihr Unwesen trieben, war das „Moos" etwas verschrieen. Jetzt ist es anders geworden; der „Mösler" ist besser als sein Ruf!

Auf einer von Ost nach West streichenden, dünenartigen Erhebung, dem letzten Ausläufer und vorgeschobensten Posten des südlich das Donaumoos abschließenden Hügellandes, liegt 416,9 m über der Meereshöhe das zum Bezirksamte Schrobenhausen gehörige, durch den Namen hinsichtlich seiner Lage treffend gekennzeichnete Dorf „Berg im Gau", mit weithin sichtbarem Kirchturm, ein rechter Luginsland; in unmittelbarer Nähe davon lag einst die jetzt abgegangene Burg Burgeck, nach der sich ein Berthold, ein Angehöriger des Lechsgemünder Grafenhauses und Mitstifter des Klosters Eisenhofen nannte, und die nach seinem Tode, wie es scheint, die mit ihm verwandten Grafen von Scheyren erbten.

An der Ortsstraße ist eine Holztafel mit verwitterter, nur mühsam entzifferbarer Schrift aufgerichtet, in welcher Kurfürst Karl Theodor als Gründer der Mooskolonien und hiermit als Wohlthäter der ganzen Umgebung gepriesen wird. Da bereits mehrere Jahre seit dem letzten Besuche dieses Ortes verflossen sind, erscheint die Annahme gerechtfertigt, daß mittlerweile dieses schlichte äußere Denkmal einer großen, kulturhistorischen That wieder in entsprechenden Stand gesetzt ist; wenn nicht, geben vielleicht diese Zeilen zuständiger, wohlwollender Behörde Anlaß.

Soviel bekannt, dürfte die Entwässerung des Donaumooses als Ausgangspunkt solcher größerer Kulturversuche in unseren ausgedehnten oberbayerischen Mooren betrachtet werden; trotz der bis jetzt errungenen namhaften Erfolge bleibt gleichwohl noch ein weites, nach Umfluß wieder eines Jahr-

hunderts schwerlich ganz zu bewältigendes Arbeitsfeld den Kulturtechnikern vorgesteckt.

In der ehedem durch ihr Porzellan, heutzutage durch den Guß der Kaiserglocke zum Kölner Dom (Meister Hamm) berühmten blühenden pfälzischen Industriestadt Frankenthal hat sich Karl Theodor als zweiter Erbauer, bezw. Wiederbegründer des ursprünglich von den eingewanderten „Wallonen" Ende des 17. Jahrhunderts angelegten, ca. 5 km langen, zum Rhein führenden sog. „Frankenthaler Kanals" gleichfalls verewigt. „Kurfürst und Vatter dieses Landes" nennt ihn die mit vergoldeten Lettern auf Marmor eingegrabene Inschrift zur steten Erinnerung an seine zeitgemäße hochbedeutsame kulturelle Schöpfung, welche jedoch heutigen Tages wiederum der Verbesserung, bezw. Tieferlegung und Erweiterung dringend bedürfte. Ein solches ständiges Schmerzenskind der bayerischen Kammer, wie sein jüngerer, allerdings ca. 35 mal längerer „Vetter", der Donau-Main-Kanal, wird der Frankenthaler wohl niemals werden.

Doch kehren wir von dieser „Überrheiner-Partie" noch einmal zum „Berg im Gau" zurück und bemerken gleichsam zur Erklärung des Standortes jener hölzernen Säule, die ihren Ursprung auch einem Kanale mitverdankt, daß ganz in der Nähe des hier nach Norden unvermittelt ins Moos abfallenden Geländes der vornehmlich zur Entwässerung dienende, langgestreckte „Hauptkanal" vorüberzieht. Derselbe beginnt im Südwesten bei Klingsmoos, teilweise noch Bezirksamts Aichach, und läuft in nordöstlicher Richtung über Karlsruhe (Josefenburg) bis in das westlich der München-Ingolstädter Eisenbahnlinie befindliche Oberstimmer Moos zum sog. Breitlachbach der Donau zu.

Oberstimm im „Unterland" bietet durch seinen am Bartholomäusfeste stattfindenden, daher Barthel-Markt genannten Pferdemarkt ein gleichwertiges Gegenstück zu dem etwas mehr bekannten „Oberländer" Keferloher Markt bei München.

Bei Station Zuchering zeigt mittlerweile ein Vorwerk die Nähe Ingolstadts an, des größten und stärksten bayerischen, bezw. süddeutschen Bollwerkes und sozusagen Generaldepotplatzes für die gesamte bayerische Armee. Zum Besuch der durch Pferdebahn mit dem Bahnhof verbundenen, ziemlich weit entfernten, links der Donau gelegenen Stadt ist der Aufenthalt zu kurz. Infolge des Osterurlaubes und der verhältnismäßig noch frühen Tages- und Jahreszeit herrscht heute nicht das gewohnte, besonders während der Hauptreisezeit scharf ausgeprägte, von mancherlei Uniformen belebte, rege Thun und Treiben in den sonst so verkehrsreichen Hallen. Nur einzelne nachträgliche „Urlauber" steigen mit vergnügter Miene in die zur Abfahrt nach verschiedenen Richtungen bereit stehenden Züge.

Ein im letzten Moment gemütlich heranschlendernder Trupp Jäger mit echtem Weidmannskostüm, darunter ein „grün's Hütel", dessen verwetterte Farbe an den im heiligen Übereifer seiner Zeit entfernten Patina- (Edelrost-) Überzug der stattlichen Broncelöwen vor der alten Münchener Residenz schier gemahnen möchte, entpuppt sich dem kundigen Auge sofort als Offiziere, welche den dienstfreien zweiten Feiertag zu einem Jagdausflug, alias bewaffneten Spaziergange bis zum abendlichen Schnepfenstriche — man schrieb den 7. April — zu benutzen gedachten, bei dem schönen Frühlingswetter unstreitig angenehmer und gesünder als ein Aufenthalt in der Stadt und obendrein Festung.

Vor langen Jahren, wo bei uns noch niemand an Eisenbahnen dachte, diente der nachmals hochgefeierte, von gewisser Seite auch bekrittelte, formengewandte Dichter, Graf August von Platen-Hallermünde, als junger Königl. bayerischer Unterlieutenant in der Ingolstädter Garnison; seine damals gewiß ausgiebigen Mußestunden widmete er auch wirklich der Muse, seiner holden Göttin, wie das an einen Münchener Freund, Max v. Gruber, gerichtete, der „Einzug in Golpolis" betitelte Gedicht aus dem Jahre 1816 beweist. Die in realistischer Drastik kontrastierenden, den Inhalt des Ganzen beiläufig erraten lassenden Anfangs- und Schlußstrophen hier wiederzugeben, kann ich mir nicht versagen:

„Seid willkommen! und Segen und Heil den gewanderten Kriegern,
Die durch Golpolis' Thor ziehn in die freundliche Stadt!"

„Gingst an den Strom hinunter und riefst: Ihr Urnen des Isters
Ins euxinische Meer schwemmt mir die leidige Stadt!"

Wohl manch späterer Kamerad wird ähnlichen Gefühlen zeitweise beredten Ausdruck verliehen haben, wenn auch nicht in der klassischen Form von Distichen, so doch sicherlich mit höchst prosaischen, echtbajuvarischen, urwüchsigen Kraft- und Kernsprüchen. Hierüber ist jetzt allerdings längst Gras gewachsen! Denn Ingolstadt zählt heute trotz Festungseigenschaft zu den beliebteren Garnisonsstädten Bayerns.

Eine Zeitlang können wir aus dem weiter rollenden Eisenbahnwagen das über hochgiebeligen Firsten hinweg als Wahrzeichen der Stadt ragende massige, steil abfallende Ziegeldach der großen gotischen Stadtpfarrkirche, sowie die den Donaustrom unmittelbar beherrschende, ehemals trutzige Feste des im gleichen Stil erbauten, altertümlichen bayerischen Herzogsschlosses mit dem Blick verfolgen; dann aber eilen wir an Feldern, Wiesen und Wäldern vorüber, welch letztere teilweise die „Nonne" im stillen sich zum Fraß schon auserkoren, stromabwärts in die gesegneten Gefilde Niederbayerns, um nach mehreren Stationen in Neustadt an der Donau unsere eigentliche Wanderung anzutreten.

Ein Gang durch das stellenweise noch mit Mauern, Türmen und Thoren versehene Städtchen führt auf der Hauptstraße an der stattlichen Pfarrkirche, deren schlanker Turm mit einer eleganten luftigen Barock- (Pavillon)-Kuppel gekrönt ist, sowie an zwei bemerkenswerten, spätgotischen Profanbauten, dem Rathaus und Gasthaus zur Post, vorbei. Neustadt mit behäbigem, anheimelndem Äußern, von alters her zu Niederbayern gehörig, hatte seiner Zeit mehrfach durch Plünderung und Feuersbrunst zu leiden, und zwar von Seite des zu Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts blühenden, rauflustigen, im hohen Greisenalter trotz Kerkerhaft stolzen und unbeugsamen Herzogs Ludwig des Gebarteten von Ingolstadt, der mit seinen liebwerten Vettern zu Landshut und München nicht immer verwandtschaftliche und freundnachbarliche Beziehungen unterhielt.

Ludwig der Bärtige ist es, welcher die Paarthalstädtchen Schrobenhausen und Aichach, sowie das auf dem rechten Lechrain von hoher Warte malerisch ins weite Lechfeld herabblickende Friedberg mit dem noch gut erhaltenen, längst friedlichen Zwecken dienenden festen Schloß zur Durchführung seiner vielfachen Kriegshändel nach damaligen Begriffen wohl und dauerhaft befestigen ließ.

An der durch eine zierliche Rokokokuppel — Miniaturausgabe der von Altomünster — ausgezeichneten, seit Auflösung der Deutschherrn-Kommentur Blumenthal in Besitz der Heiliggeistspitalstiftung der Stadt Aichach gelangten Spitalkirche daselbst ist eine auf jene Festungsanlage Bezug habende ruhmredige Inschrift angebracht, worin der Herzog u. a. Graf von Mortain, „Bruder der Königin von Frankreich“, genannt wird. Bekanntlich war seine Schwester Isabelle, die „schöne Isabeau“, an König Karl VI. von Frankreich (1380—1422) vermählt.

(Forts. folgt.)

Ode auf Balde.

Aus Anlaß des Baldesymposions (31. Januar 1892).
Gedichtet von Karl Zettel.

O welchem Sänger, der auf den Scheitel dir
Den Ruhmeskranz, den preisenden, setzen will,
Durchflögen nicht sein sinnend Auge
Leuchtende Blitze der höchsten Wonne?

Doch weichen muß er, königlich stolzer Geist,
Vor deiner hohen, blendenden Majestät,
Und ruhte auch die reichste Harfe
Goldenbesaitet in seinem Schoße.

Denn welcher Hymnus wog'te hinan an dich,
Unsterblich — Großer! Hob ja die Gottheit selbst
Vor deinem Blick schon früh den Schleier,
Der uns umdüstert die dumpfe Stirne.

Wenn heil'ger Chöre Sturm zu dem Kuppelrund
Sankt Michaelis mächtig erbrausend schlägt,
So schlägt er auch an deines Ruhmes
Nimmer erlöschende lichte Sterne.

Und wenn des Bergwalds ragende Fichtenwelt
Am Isarhang bei Hessilos Lohe rauscht,
So rauscht sie uns auch deinen Namen,
Seliger Freund der träumenden Waldnacht.

Und klingt das Ave silbern vom Gasteig her,
Nicht Wunder wär' es, hörten wir heute noch,
Wie diese Klänge leis' durchzittern
Deine frommseligen, innigen Weisen.

Doch drückte heil'ger Ernst auch sein Siegel auf
All deinem Streben, Dichten und Liedermut:
Du warst kein Murrkopf, sondern blicktest
Schalkhaft und heiter ins sonnige Leben.

Drum weht, erhab'ne Schatten des Genius,
O, weht mit gold'nem Frieden durch diesen Saal
Und weihet lächelnd heute wieder
Unsere festliche Tafelfreude!

Dem Epigonen aber verzeihe mild,
Wenn dürft'ge Blumen deinem so vollen Kranz
Er schüchtern einzuflechten wagte;
Dulde sie zwischen dem Lorbergewinde!

Kleine Mitteilungen.

Vom Schlosse zu Wörth a./D. Wir haben vor kurzem über das durch schweres Brandunglück geprüfte Wörth a. d. D. berichtet. Im Schlosse zeigt man noch das Rondell, in welchem der Fürst-Primas Karl v. Dalberg die Rheinbundakte unterschrieb. Als Kaiser Franz II. von Österreich auf einer Reise das Schloß erblickte, und man ihm sagte, die so majestätisch in das Land ausschauende Ritterfeste gehöre dem Fürsten Thurn und Taxis, bemerkte er in seiner gemütlichen Weise: „dem Schlößl wär' ich auch nicht feind“.

Die Uniformen des bayerischen Generalstabs. Wir haben in zwei Bildern die mannigfachen Wandlungen festgehalten, welche die Uniformen des bayerischen Generalstabes während seines hundertjährigen Bestandes zu erfahren hatten. Wir erblicken in der Mitte des ersten Bildes den General-Quartiermeister von 1785. Welcher Kontrast zu der letzten Figur des zweiten Bildes! Auf der sorgsam gepuderten Perücke ruht der dreieckige, aufgestülpte schwarze Hut mit schwarzer, durch eine goldene Schlinge festgehaltener Masche; der stattliche Federbusch ist karmoisinfarbig. Blauweiße Rosetten schmücken die beiden Seitenecken. Der lange Rock versinnbildet durch seine weiße Farbe die Vorliebe Karl Theodors für Österreich; die Schöße sind aufgeschlagen und durch Knöpfe zusammengehalten; der kleine umgeschlagene Kragen und die Aufschläge sind von schwarzem Sammet; von gleichem Stoffe ist die goldgestickte Weste. Die Knöpfe des Anzugs sind von gelbem Metall. Die Hose ist weiß, mit weißen Stiefelstutzen; sie stecken in hohen Reitstiefeln. Die Schabracke und Halfterdecke sind karmoisin mit Einfassung von Goldborden. Der Sattel und das Zaumzeug sind aus Naturleder. Die Silberschärpe zeigt blaue Querstriche. Das spanische Rohr und die vergoldete Degenkuppel sind Attribute dieser Charge. Die zarte Farbenzusammenstellung, die Eleganz und Zierlichkeit gibt dieser Uniform einen vornehmen Charakter.

Die erste Figur zur Linken des Beschauers trägt die Uniform, welche bei dem ersten Gedanken der Gründung des Generalstabs ins Auge gefaßt war. Der Offizier trägt das bekannte schwerfällige Rumfordsche Kaskett mit weißem Roßschweif. Rock, Hose und Weste sind weiß, die Klappen und Aufschläge von schwarzem Sammet. Der Korbsäbel hängt an weißlederner Kuppel. Die Stiefel reichen bis an die Kniekehlen. — Bei der Gründung jedoch wurde ein hellblauer Rock beliebt, ferner graue Hose.

Der Reiter zur Rechten zeigt den Typus vom 25. Oktober 1799—1811. Der Charakter der Uniform hat eine vollständige Umwandlung erlitten. Der Rock ist hellblau mit Aufschlägen und Klappen von ponceaurotem Manchester mit silbernen Knöpfen. Weste und Beinkleider sind weiß. Der Hut mit Kordon und silberner Schleife ist bei den Stabsoffizieren mit breitgebogener, bei den Oberoffizieren mit schmaler silberner Tresse besetzt. Der Federbusch ist unten blau, oben weiß. Im Jahre 1802 wurde die Farbe des Kragens dunkelblau, die Knopflöcher wurden mit kleinen silbernen Litzen und Quästchen verziert. Von der rechten Schulter fiel eine bescheidene silberne Achselschnur nach rückwärts.

Neben dem Offizier von 1792 erblicken wir die Type der Uniformen von 1815—23. Sie zeigt uns die Vorliebe jener Zeit für prächtig geschmückte, reiche, kostbare Uniformen.

Die beiden Reiter und der Offizier zur Linken des zweiten Blattes weisen uns die allmähliche Vereinfachung; die silberbor-

dierten Hüte und Klappen verschwinden, ebenso die Quästchen auf den Litzen der Ärmelaufschläge. Uniformsfrack und Degen werden durch Entschließung vom 13. April 1859 beseitigt.

Die zwei Figuren zur Rechten zeigen die jedermann bekannten Uniformsbilder der letzten Jahre.

Alter Festesglanz. Bernhard Herzog, in seinem Chronicon Alsatiae erzählt über des Pfalzgrafen Ruprecht Einzug als Bischof in Straßburg im Jahre 1449 folgendes: Ruprecht, ein Herzog aus Bayern, Herzog Stephans Sohn, König Ruprechts Enkel, kam an das Bistum (1440); doch wurde zuvor ein Tag zu Hagenau gehalten, da mußte er schwören und Briefe über sich geben, das Stift und die Stadt bei allen ihren Freiheiten, Verträgen und Ratungen zu lassen, und auch andere Punkte mehr. Darauf wurde er an das Bistum empfangen 1448.

Darauf auf Dienstag war Valentin (11. Febr.). Anno 1449 ritt er zu Straßburg ein mit 800 Pferden und hatte seinen Vater, Herzog Stephan, bei sich, auch einen seiner Brüder und 16 Grafen und Herren, wurde herrlich von den Stift- und allen Domherren empfangen, in das Münster geführt und von den Domherren auf den hohen Altar gesetzt. Als dieser Bischof einritt, zog er zum Cronenburger Thor ein, hinter dem alten St. Peter hin, bis daß er kam, da die „Brotkärch“ (Brotkarren) pflegen zu stehen, da stund der Bischof ab und nahm Herrn Jakob von Lichtenberg seinen Hengst, als des Bischofs Marschalk, und saß darauf. Also that man dem Bischof einen Überrock an, demnach ein Hütlein auf und darüber ein rotes Baretlein, und ging man ihm entgegen mit dem Kreutz, das küßte er, und trug man über ihm ein herrlich seiden Tuch, das trugen herrliche vier Männer. Als er nun in das Münster kam, da that man ihm an eine Chorkappe und einen Inful auf, und setzte ihn auf den Altar, und machte ein Weihbischof Messe, und da man das Evangelium sollte lesen, da gab man dem Bischof das Buch zu küssen, da gab er den Segen dem, der das Evangelium las.

Nach der gehaltenen Messe ging der Bischof mit seiner Herrschaft in seinen Hof, und man saß zu Tisch, und trug manch Essen und fremde Tracht auf, unter Anderem brachte man dem Bischof ein Gebackenes, das war ein Schloß, da that der Bischof an dem gebackenen Schloß oder Burg ein Fensterlein auf, da flogen Vögelein heraus, darnach that er ein Thürlein auf, da war ein Weiherlein darin gemacht, das lief voller lebendiger Fischlein. Darnach brachte man ihm eine andere Tracht, das war ein Spanferklein gebraten, halb vergoldet, halb versilbert. Zum dritten Essen einen gebratenen Pfau mit seinen Federn.

Item saßen in dem einen Saal mehr denn 300 Priester, und gab man ihnen drei Gänge, und jedesmal fünf Trachten, und war jedes Essen anders denn das andere. Der erste Gang: 1. Ein Kraut. — 2. Rindfleisch. — 3. Weiße Mandeln und Hüner darin. — 4. Schwarze Gallereyfische (Gallerte). — 5. Pastetten von Fladen. — Der andere Gang: 1. Schwarzer Pfeffer, dann Schwein-Wildpret. — 2. Gebratenes von einem Hirsch. — 3. Ein grünes Muß mit braunem Zucker. — 4. Ein gefärbtes Gebackenes. — 5. Ein Essen war weiß und gelb, war lind zu essen. Der dritte Gang: 1. Reis mit Zucker besäet. — 2. Koppen, Hüner, Spanferklein gebraten. — 2. Gallerey, darin Hüner, Kalbsfleisch und eine Sauce dabei. — 3. Gebackenes wie „Regelsbirnen“. — 4. Quetzgen, Pflaumen. Es gingen auch vor dem Tisch 8 Propheten, die hatten ihre Reime und Sprüche, hatten auch in ihren Händen allerlei Saitenspiel und spielten vor dem Tische. Die Nacht blieb der Bischof in Straßburg, aber am Morgen ritt er mit seinem Vater und Bruder hinweg. Es weihten auch die von Straßburg alle Gassen, als dieser Bischof einreiten wollte, und verordneten ihre Sachen heimlich, und die Straßen, da der Bischof herzog, da durfte niemand hinkommen, denn dieselben Gassen waren gar wohl bestellt mit geharnischten Leuten. Es zogen auch die von Straßburg geritten in ziemlich großer Menge gegen den Bischof, empfingen ihn herrlich, schenkten ihm 700 Goldgulden, 8 Fuder Wein, 100 Viertel Haber, auch 8 Ochsen und wurden sonst zu diesem Bankett 40 Kälber gemetzgert. — So weit der treuherzige Chronist, der ferner berichtet, wie auf den Prunk in Bischof Ruprechts Regierung, auf den Glanz seines Einzuges in Straßburg rasch Notdurft und Entblößtheit folgte. Die früheren Bischöfe Straßburgs hatten derart gewirtschaftet, daß kein Stück Silbergeschirr mehr bei Hof vorhanden war, als Ruprecht die Regierung antrat. Sein Vater, Herzog Stephan, mußte damit aushelfen und schickte „jhme ein Dutzet silbere Platten, Deller und Becher, das Hofgesind, auch die vom Adel mußten aus höltzernen Schüsseln essen, hernach ließ er (Ruprecht) auch silbere machen; das wurde jhme mehrtheils geschenckt von Herren Sigmund von Oesterreich, bei welchem er zu Inßbruck gewesen“.

Haushaltungsbudget einer „blos zehrenden“ Familie (aus den besseren Ständen) in München im Jahre 1793:

für die Wohnung	130 fl.
für Holz	50 „
für die Kost à 6 Köpfe	425 „
für den Lohn der Köchin	30 „
„ „ „ des Stubenmädchens	24 „
Wäscherin	24 „
Kleidung der Frau	50 „
„ des Herrn	35 „
„ der Kinder	25 „
für Haarpuder, Haarnadeln, Pomade 2c. zu 4 Personen	8 „
für Schnupftabak	6 „
„ den Instruktor	36 „
„ Kerzen täglich 2 Kreuzer	12 „
„ Tischzeug, Bettgewand und Küchengeschirr	20 „
„ für Barbier und Abendessen	12 „
„ andere Kleinigkeiten	40 „
Summe	927 fl.

Ein schauriger Fund. In der alten Fürstenburg Trausnitz bei Landshut an der Isar befindet sich neben dem merkwürdigen Brunnen, welcher, der Isar gleich, bis zum Wasser 240 Schuhe tief ist, der früher zur Festhaltung von Staatsgefangenen verwendete, massive, fünfgädige Turm, zu welchem in einem runden Nebenturm eine Wendeltreppe führt. Der große Turm war eigentlich das erste Gebäude dieses 1183 zu erbauen angefangenen festen Schlosses, unter welchem tiefe Keller sich befinden. Bei einer vor 70 Jahren vorgenommenen Baulichkeit stieß man auf ein unterirdisches Loch, und durch dieses in ein Gewölbe; da entdeckte man ein Totengerippe, welches ungemein starke und große Schenkel und andere Gebeine hatte; bei diesem lag ein eisernes Halsband, mit vielen dicken, scharfen, langen Spitzen innenher versehen, und der innere Raum dieses Ringes war so eng, daß, wenn man ihn zuschloß, die Spitzen ringsherum durch den Hals bis an den Schlund gedrungen sein müssen.

Altregensburgische Polizeivorschrift. Im 14. Jahrhundert durfte in Regensburg der Bürgermeister allein ein gespitztes Schwert im Gürtel tragen, die anderen Bürger durften nur stumpfe führen, die sie vorher an der Friedsäule anschlagen mußten, als Zeichen, daß sie die Waffen ehrbar tragen.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

8. Kapitel.

Es war am Vormittag des 15. August, als eine Deputation, bestehend aus sechs Ratsherren in Begleitung des Herrn v. Ladenburg als Vermittler sich nach Lauf in das Hauptquartier zu General Jourdan zu verfügen beschloß, um eine gelindere Behandlung der Stadt bei ihm auszuwirken. Wenngleich die Hoffnung, etwas bei dem gestrengen Herrn durchzusetzen, nur eine geringe war, so wollte der Rat diesen letzten Versuch wagen, und man war übereingekommen, bei dieser Gelegenheit noch einmal allen reichsstädtischen Pomp zu entfalten, um durch solche Ehrung und Aufmerksamkeit ein starres Kriegerherz vielleicht menschlich weicher zu stimmen. Die Seele dieser Deputation, welcher außerdem noch fünf Herren aus den besten Familien beizählten, war wiederum Friedrich Wägel. Der damalige zweite Losunger, dem außerdem eine Menge Ehrenämter auferlegt waren, galt ja, wie wir wissen, für eines der fähigsten und bedeutendsten Mitglieder des Kleinen Rates, und so war es nur natürlich, daß bei der Wahl alsbald sein Name genannt wurde, dem alle Stimmen zufielen. Er sollte der Führer der Deputation sein und, wie bei so manchen anderen Gelegenheiten, auch diesmal wiederum mit erprobtem Geschick Ansehen und Ehre der Stadt einem übermütigen Feinde gegenüber behaupten und als beredter und unerschrockener Anwalt mit Takt und Würde die alles Maß des Erlaubten übersteigenden Forderungen eines siegreichen Generals zurückweisen.

Die Kunde, daß noch vor der Mittagsstunde der glänzende Zug vor dem Rathause seine Aufstellung nehmen würde, war längst in der Stadt verbreitet, und eine dichtgedrängte Menge Neugieriger hatte sich eingefunden, um dem Schauspiele anzuwohnen. Damals — es sind seitdem nahezu hundert Jahre vergangen — bot die Umgebung des Rathauses ein wesentlich anderes Bild dar, als es heute der Fall ist. Nürnberg galt dem Künstler und Kunstfreunde immer als malerische Stadt, und diesen Charakter hat auch eine moderne Bauordnung nicht zu verwischen vermocht. In der Anlage der Straßen und Plätze herrschte von jeher fast überall eine regellose Willkür vor, und wenngleich dadurch eine Fülle pittoresker Ansichten mehr geschaffen wurde, als durch regelrechte Gleichförmigkeit entstanden wären, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß es damals mit Komfort und Behaglichkeit in heutigem Sinne ziemlich schlecht bestellt war. Die Gassen waren eng und winkelig, leider auch meist sehr schmutzig, denn Straßenreinigung war ein unbekanntes Ding. Eine nächtliche Beleuchtung durch hängende Laternen kam erst im Winter des Jahres 1792 auf, und die Numerierung der Häuser war eine Folge der ersten französischen Invasion. Verschiedene Reisende, unter denen nur Herder und E. M. Arndt angeführt seien, sprachen sich in sehr ungünstigem Sinn über die damalige Außenseite der Stadt aus und meinten, daß der Verfall allüberall wahrzunehmen sei. Der Stolz der Bürgerschaft war das im Jahre 1616 neuerbaute Rathaus, und der große Saal in welchem sich mancher historische Akt abgespielt, bildete seinen größten Schmuck. In innigem Zusammenhang mit diesem Saal war das unterirdische Lochgefängnis, von dessen schauderhaften Räumen man sich trotz lebhafter Schilderungen doch kaum ein richtiges Bild schaffen kann. Grundsätzlich herrschte bis 1806 Karls V. peinliche

Hals-Gerichts-Ordnung; weniger eine aufgeklärte Zeit und mit ihr eine mildere Gesinnung, als vielmehr eine gewisse Schlaffheit, das Charakteristikum einer ausgelebten Epoche, hatten der Justiz schließlich weniger Opfer als in früheren Jahrhunderten zugeführt, denn noch waren ja Rabenstein und Galgen an der nach Allersberg führenden Straße zu schauen.

Die Ordnung des Zuges ging mit ziemlicher Schwerfälligkeit vor sich. Vor dem Rathaus, gegenüber der Schau — deren Platz jetzt die Hauptwache einnimmt —, in welcher der Schauamtmann und Münzwardein wohnte, dessen Amt es war, die zum Zahlen der Losung (Steuer) erforderlichen goldenen und silbernen Symbole auszuwechseln und die Münzen nach Schrot und Korn zu prüfen, hielten vier prachtvolle Geschlechter-Chaisen, d. h. Patrizierwagen, mit guten Rossen bespannt. Ab und zu zeigte sich einer der Ratsherren im Festhabit, das sonst nur bei den zu Ostern vorgehenden Wahlen angelegt wurde und aus dem schwarzen spanischen Kleide, der Allongeperücke, der großen, steifen, runden Halskrause und dem hohen Barett bestand. Die sonst zur Aufwartung, wenn der hohe Rat zu Rechten saß, bestimmten zwölf Stadtknechte hatten diesmal die Deputation zu begleiten als Einspänniger. Sie waren in der befohlenen Anzahl von der Schütt, wo sie im Annengärtchen Wohnungen und Stallung für die Pferde inne hatten, herübergekommen und harrten auf der Hauptwache im Fünferhaus der weiteren Ordres. Im Fünferhaus tagten bekanntlich früher das Fünfergericht und das Rugsamt, von denen jenes über polizeiliche Verfehlungen, dieses über Handwerksverfehlungen und in ältester Zeit auch über Kleider- und Luxusordnung zu sprechen hatte. Neben dem Fünferhaus stand damals noch auf dem Sternplatz das Umgeldgebäude, zugleich Wohnung des Amtmannes, was begreiflicherweise den Platz sehr beengte.

Die Einspänniger, durchgehends kräftige, wohlgewachsene Gestalten, ausnahmslos gediente Dragoner oder Kürassiere, verfehlten nicht, in ihren schmucken Parade-Uniformen die Augen der Menge auf sich zu ziehen. Auf den gelben Waffenröcken mit roter Einfassung, rotem Kragen und ebensolchen Aufschlägen erglänzten in der hellen Mittagssonne die weißmetallenen Knöpfe; der mächtige Haudegen mit dem polierten Stahlgefäß und der schwarzen Kuppel blinkte in der nervigen Faust, die ein gelblederner Stulphandschuh umschloß, die schwarzen, hohen Reiterstiefel wiesen Manschetten und massive Sporen auf, das Haupt bedeckte ein dreieckiger Hut mit weißer Borte und weißem Federbusch. So tummelten sie ihre Rosse und machten sich hier und da den Spaß, gegen den dichtesten Haufen zu eine Bewegung auszuführen, was dann immer zur Folge hatte, daß die Menge, zumeist Weiber und Kinder, mit lautem Gekreisch unter starkem Gelächter der Soldateska auseinanderstob. Es war just auch Tag und Stunde, wo der im Felseckerschen Verlage im Rathausgäßchen dreimal in der Woche erscheinende „Friedens- und Kriegs-Kurier“ ausgegeben wurde. Die sog. Peterles-Zeitung, das zweitälteste Blatt Deutschlands, war im Hause des Nürnbergers ein gern gesehener Gast; in Quartformat gedruckt und am Kopf eine schauderhafte Vignette führend, übermittelte der „Kurier“ dem Leser die genaue Kenntnis der allerneuesten Weltbegebenheiten.

Endlich war nach langem Warten die ersehnte Sauvegarde, ein Husarenpikett, am Platze eingetroffen, und die Abfahrt der Deputation konnte erfolgen. Über den Heumarkt ging's langsam und schwerfällig durch die Laufergasse dem Lauferthor zu. Die Straßen standen gedrängt voll, allenthalben öffneten sich an den oft bunt bemalten Häusern, an denen der Zug vorüber mußte, die kleinen, bleigefaßten Fenster, und es kamen neugierige Köpfe zum Vorschein, die der glänzenden Kavalkade nachsahen, so lange nur ein Roßschweif zu erblicken war. Vor dem Thore gewährte damals die Landschaft keineswegs den heitern Anblick wie wohl heutzutage. Wer hinaus wollte, der mußte an militärischen Posten, Horn- und Kronwerken vorüber und gelangte hinter Schanzen endlich auf ein wüstes Sandfeld, angefüllt mit Schutt und abgeladenen Steinen, auf denen Disteln und Brennesseln lustig wucherten. Wohl boten die Hallerwiese und der Judenbühl hübsche Spaziergänge im Sommer nach des Tages Last und Hitze, aber man durfte sich dortselbst nicht zu lange verhalten, sonst riskierte man, ausgesperrt zu werden, denn die Thore wurden zu abendlicher Stunde fest verschlossen, und wer noch einwollte, hatte Sperrgeld zu zahlen. Nürnberg war zwar keine eigentliche Festung, aber eine nach mittelalterlicher Art befestigte Stadt, die doch zum mindesten gegen einen unvermutet plötzlichen Angriff geschützt sein mußte.

Der Zug kam langsam vorwärts, denn die Landstraßen waren damals nur ausnahmsweise chaussiert und kunstmäßig hergestellt. So wurde es später Nachmittag, als nach öfterem Anhalten die Deputation endlich in Lauf ankam. Aber ach! den braven Herren war der Mut schon sehr gesunken, und sie glaubten nimmer an einen guten Erfolg ihrer Mission. Was sie sehen und hören mußten von den Thaten der Franzosen, von ihrer Aufführung dem Landvolke gegenüber, überstieg weit die schlimmsten Befürchtungen. Sie fanden aus Hersbruck, aus Altdorf und aus Lauf selber Deputationen vor, die auf die Rückkehr des gewaltigen Befehlshabers Jourdan warteten, um von ihm Schutz und Milderung des allzu harten Schicksals zu erflehen. Im Gasthof zur Krone, wo sie abgestiegen waren und sich mit zwei elenden Zimmern begnügen mußten, da andere Räume nicht mehr zu haben waren, hatten sie Gelegenheit, den ärgerlichsten Auftritten einer übermütigen Soldateska anzuwohnen, was ihnen viel zu denken gab. Von Ottensoos waren Leute erschienen, die, in Lumpen gekleidet, den General anflehen wollten, er möge ihnen, denen seine Soldaten alles genommen, nur das Notwendigste zum Leben schenken. Was sie den Nürnberger Herren erzählten, war eine geradezu entsetzliche Anklage gegen die Franzosen und ihre Kriegführung, die mit allem Rechte eine barbarische genannt werden mußte.

Unter denen, die bei General Jourdan sich Gehör erbitten wollten, befanden sich auch zwei Professoren der Universität Altdorf, und mit hohem Interesse lauschte man der beredten und ausführlichen Schilderung, welche der Historiker Will und der Jurist Siebenkees von den Drangsalen entwarfen, die das platte Land durch die Franzosen auszustehen hatte.

„Mögen Sie daraus ersehen“, schloß der eine dieser Gelehrten seine lange Rede, „daß die Nürnberger, so schwere Opfer die Invasion ihnen auch auferlegt, immerhin relativ besser daran sind als wir. In der größeren Stadt herrschen doch, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, geordnete Zustände. Aha, ich merke, Sie wollen sich zu einer fulminanten Gegenrede rüsten, Herr Wägel! Aber diese werden wir ja morgen hören. Für heute, denke ich, ist es genug. Wir alle

sehnen uns nach einigen Stunden Schlafes. Also habe ich die Ehre, allerseits gute Nacht zu wünschen." So wurde denn die lange Sitzung, die in einem engen Zimmerchen beim Scheine einer einzigen Talgkerze stattgefunden, aufgehoben, und man schickte sich an, so gut es sich eben machen ließ, in den angewiesenen Räumen die primitiven Lagerstätten zu verteilen, die der Wirt unter vielen Entschuldigungen zur Verfügung stellte. Es war unterdes Mitternacht geworden, aber mit dem ersten Hahnenschrei war man bereits munter, und jeder eilte, dem gräßlichen Orte zu entkommen, wo er einige höchst unerquickliche Nachtstunden hatte verbringen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Konradin von Hohenstaufen.

Von Friedrich Teicher.

Wie innig die Geschichte Bayerns mit der des großen deutschen Reiches verbunden ist, das tritt so recht deutlich zu Tage, wenn wir vor unsere Seele das Bild des unglücklichen Heldenjünglings Konradin heraufbeschwören, in welchem das Riesengeschlecht der Hohenstaufen sein blutiges Ende nahm.

Konradin gehört uns Bayern; seine Mutter Elisabeth ist eine Tochter unseres Herrscherhauses; in der bayerischen Stadt Vohburg wurde sie mit Kaiser Konrad IV. getraut, in dem bayerischen Schlosse Wolfstein, nur wenige Stunden von der alten Herzogsstadt Landshut entfernt, erblickte Konradin das Licht der Welt. Herzog Otto II. der Erlauchte von Bayern war der treueste Freund und Anhänger seines kaiserlichen Schwiegersohnes Konrad, und sein Sohn, Herzog Ludwig der Strenge, war dem früh verwaisten Neffen Konradin ein getreuer väterlicher Erzieher und Berater. In dem bayerischen Schlosse Schwangau umarmte Konradin seine Mutter zum letzten Male, bevor er den Zug über die Alpen antrat, im treulosen Italien sein frühes Grab zu suchen.

Der grausame Karl von Anjou ließ die Leichen des Gerichteten und der Gefährten seines Unglücks am Strande, „als wären sie vom Meere ausgeworfen", einscharren und Steinhügel darauf errichten. Sein Sohn, König Karl II., sühnte diese Schmach und erbaute über den Gräbern eine dem Dienste der Karmeliten geweihte Kapelle. Dort in der Kirche St. Maria del Carmine ruht hinter dem Hochaltare der beweinenswerte kaiserliche Jüngling, und ein bayerischer König hat das Denkmal errichtet, welches sich über seinem Grabe erhebt.

Das Monument besteht aus einer Marmorstatue Konradins. Die Inschrift am Fuße lautet: „Maximilian, Kronprinz von Bayern, errichtete dieses Denkmal einem Verwandten seines Hauses, dem König Konradin, dem letzten Hohenstaufen, im Jahre 1847, den 14. Mai."

Die beiden Reliefs am Sockel stellen Konradins Abschied von seiner Mutter und seine Trennung von Friedrich von Baden auf dem Richtplatze dar.

Die Geschichte des tragischen Endes des jungen Kaisersohnes ist zu bekannt, als daß wir sie ausführlich erzählen sollten. Nur einzelnes möchten wir hervorheben, so die vielen wohlbekannten Namen aus den Reihen der Edlen, welche mit ihm am 21. Oktober in Verona einritten. Es begleiteten ihn von Fürsten außer seinem Busenfreund Herzog Friedrich, Herzog Ludwig von Bayern und sein Stiefvater, Graf Meinhard von Görz, sodann die Grafen Berthold von Marstetten, Berthold von Eschenbach, Rudolf von Habsburg, Wolfrad von Veringen; von Edlen der Schenk Konrad von Limpurg, Friedrich und Hermann von Hürnheim, Konrad Kropho von Flüglingen, sein Marschall, ehemals Gesandter in Italien, Albert der Jüngere von Neuffen, Heinrich von Preysing, Konrad von Bogen, Konrad von Frundsberg, Alram von Rottau, Konrad von Luppurg, Albert von Linzmann, Bernhard von Weilheim, Ulrich von Mammendorf und viele andere.

In Kürze eine Schilderung des unglücklichen Schlachttages bei Tagliacozzo unter Zugrundelegung der ausgezeichneten Forschungen des Rostocker Historikers, Professors Dr. Schürmacher. „Am Mittwoch den 23. August 1268 standen die beiden Heere kampfgerüstet einander gegenüber. Karl von Anjou mußte die Schlacht aufsuchen, wie gering auch bei den 6000 Mann, welche er den 10000 Mann Konradins entgegenstellen konnte, die Aussicht auf Sieg war. Was von der Tapferkeit auch in verzweifelter Lage nicht zu hoffen war, sollte List leisten. Anjou wählte aus seinem Heere 800 der tüchtigsten Reiter aus und legte sie in den zwischen den Höhen von Antrosciana und dem Monte Felice gelegenen Thale, während noch die Schatten der Nacht über den Hügeln weilten, in den Hinterhalt. Er ordnete seine übrige Streitmacht in zwei Schlachtreihen. Die erste, geführt von Jakob Cantelmi, bestand aus Provencalen, Lombarden und einigen Römern. Diese Abteilung sollte in der Ebene gegen den Saltofluß vorrücken; über die zweite Abteilung, die ihre Stellung an den Abhängen des Lagerhügels nahm, um rechtzeitig eingreifen zu können, stellte Karl den Marschall Heinrich von Consence, der schon durch sein Äußeres lebhaft an Anjou erinnerte und dadurch die Gegner über dessen Person leicht täuschen konnte. Um die Täuschung zu vollenden, wurde Consence mit der königlichen Rüstung und dem königlichen Abzeichen ausgestattet. Karl selbst übernahm die Führung des Hinterhaltes. Dichte, das vorliegende Dorf Capella umgebende Baumgruppen verbargen ihn dem Auge der Gegner. Diese ordneten sich gleichfalls in zwei Abteilungen. Der Senator Heinrich mit 300 Kastilianern, Graf Galvano mit den Lombarden, Graf Gerardo Donoratico mit den Toscanern bildeten die erste Schar, die zweite wurde von Konradin, Friedrich von Österreich und dem Marschall Kroff von Flüglingen befehligt.

Vergebens sucht die Schlachtreihe der Provençalen die Gegner am Übergang über den Salto zu hindern, vergebens dem ungestümen Angriff der an Zahl Überlegenen Widerstand zu leisten. Die zweite Abteilung schickte sich an, in den Kampf zu greifen, als die erste bereits in wildester Flucht sich nach allen Seiten hin, wo sich im Walde und Gebirge Zuflucht bot, zerstreute. Der Marschall Jakob Cantelmi rettete sich auf dem Wege nach Aquila. Gleichem Schicksal verfiel die zweite Abteilung. Der Infant Enriquez wirft sich dem vermeinten Könige, Heinrich von Consence entgegen und trifft ihn zum Tode; die Streiter Anjous fliehen. Jubel verkündet

den Fall des Königs; wäre dieser jetzt aus seinem Hinterhalte hervorgebrochen, es hätte nach dem Ausdrucke des italienischen Geschichtschreibers Saba Malaspina „die Schar seiner Erwählten nicht ausgereicht zur Speise für die feindlichen Schwerter“. Karl ließ während des Kampfes die Messe lesen, rief die Hilfe Mariens an; dann, als ihm die Nachricht gebracht wurde, daß der Senator fern vom Schlachtfelde mit der Verfolgung beschäftigt sei, die Deutschen aber in Gemeinschaft der Bewohner von Alba das Lager plünderten, brach er mit seinen 800 Reitern hervor, Krone und Reich zu retten. Mit vernichtender Gewalt wirkte der jähe Überfall der geordneten Abteilung auf die zwar an Zahl überlegenen, aber aufgelösten und vom Kampf ermüdeten Sieger. Die Anführer versuchten vergeblich, die Kräfte zu sammeln, dem Feinde den eigenen glorreichen Sieg wieder streitig zu machen. Der Senator hatte die Fliehenden zu weit verfolgt, um durch rechtzeitiges Eingreifen in den Kampf die Katastrophe abwenden zu können. Der Anblick des Unglaublichen lähmt seine Kraft nicht; mannhaft, aber erfolglos stürmt er wiederholt auf den Feind ein, dann wirft auch er sich in die Flucht. Mehr als 4000 Leichen aus beiden Heeren deckten das Schlachtfeld. Die Schar, über welche Karl noch gebot, verdiente nicht, ein Heer genannt zu werden; aber die schwersten Verluste fielen nicht ins Gewicht gegen diesen Sieg, der einer Vernichtung der Gegner gleichgalt. Den ersten Racheakt verübte Karl noch auf dem Schlachtfelde am 26. August. Tomaso d'Aquino und mehrere andere Edle wurden enthauptet. Grausame Vergeltung traf viele der gefangenen Römer. Erst ließ er ihnen die Füße abhauen, und als man ihm bemerkte, daß der Anblick solcher die Römer mit Haß gegen ihn erfüllen werde, befahl er, die in einem Gebäude Zusammengepferchten zu verbrennen.

Wenige Tage darauf war Konradin Gefangener Anjous durch den tückischen Verrat Giovanni Frangipanis, und Montag 20. Oktober fiel sein Haupt auf dem Schaffotte.

Wir aber wiederholen, was wir zu Beginn dieser Zeilen sagten, Konradin gehört uns Bayern, und mit Recht hat ihn unser vaterländischer Dichter Martin Greif zum Helden seines herrlichen Dramas gewählt, dessen Widmung Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent huldvollst entgegennahm. Mit stürmischem Beifall ist das Drama im Königl. Hof- und Nationaltheater aufgeführt worden. Wir können uns nicht versagen, den Lesern des „Bayerland“ von diesem gewaltigen, echt vaterländischen, echt bayerischen Drama zu berichten.

Meisenbach.

Konradins Denkmal in der Kirche S. Maria del Carmine in Neapel.

Erzählen wir in Kürze den Aufbau des Stückes. Wir erblicken im ersten Akte Konradin und seinen Freund Herzog Friedrich auf Burg Arbon am Bodensee.

Sie tauschen den Schwur der Treue in ernsten Worten; innige keusche Minne atmet die Begegnung der beiden Fürsten mit Barbara und Hildegard, der Tochter und der Nichte des Ritters Hermann von Hürnheim.

> Sei mir so traut und zugethan wie sonst.
> Es haben Könige zu sich erhoben,
> Die an Geburt nicht gleich gekommen Dir.
> Erinnre Dich dereinst an meine Worte.

So flüstert Konradin zu Barbara. Ein Meisterwerk der Dichtung sind die kurz erzählenden Worte in welchen Konradin von den Schicksalen seiner Ahnen erzählt:

> Dort war es, in der hochgetürmten Stadt,
> Dem treuen Konstanz, wo im Kreis der Fürsten
> In seiner Kaisermacht der Rotbart thronte,
> Als ihn fußfällig Lodis Bürger baten,
> Von Mailands Tyrannei sie zu erretten,
> Was er vollbracht auch, seines Schwurs gedenk.

Wo sind die Ritter, die ihm zahllos folgten?
Und dort war's auch, wo ihm nach schweren Siegen
Die Friedensboten der lombard'schen Städte
Die goldnen Schlüssel legten vor den Stuhl.
Wo sind die Tage hin, die dies geschaut?
Dort aber rückwärts, wo die Firne leuchten,
Dort war es, wo durchs offne Alpenthor
Sein Enkel Friedrich, den Palermo deckt,
Mit wenigen Getreuen nur erschien,
Die deutsche Krone in Besitz zu nehmen,
Die ihm der gier'ge Otto weggeraubt.
Aus all den Thälern und von all den Höh'n
Kam das bewehrte Volk einhergestiegen,
Ihn jubelnd zu geleiten in sein Reich.
Wann werden wieder solche Zeiten kommen?
Doch freilich, dort war's auch im Felsenschloß,
Daran der junge Rhein vorbeiströmt,
Wo Tankreds Sohn, Irenens junger Gatte,
Geblendet durch die Rache eines Staufen,
Die langen Jahre eingekerkert seufzte
Und manchen Fluch in der Verzweiflung ausstieß,
Der, wie ich fürchte, sich an mir erfüllt,
Wenn der Barmherzige nicht Gnade übt.

Kaum hat unser Auge Zeit, den unglücklichen Jüngling zu betrachten, der in idealer, fast wundersamer Schönheit vor uns steht, als Verkörperung des Bildes, welches wir uns formten, seit wir zum ersten Male den Namen des deutschen Kaisersohnes gehört, der unter welschem Beile verblutete. Der Gang der Ereignisse fesselt uns, Italiens Abgesandte nahen, die Ghibellinen rufen ihren König. Der Jüngling verspricht, zu ziehen, da kommt die Mutter, Elisabeth von Bayern. Ihre Bitten hemmen für einen Augenblick die ehrgeizigen Gedanken ihres Sohnes, sie erfleht in einer den Zuhörer tief ergreifenden Scene seinen Verzicht auf die italische Fahrt.

Wie Du nur Eine Mutter Dein kannst nennen,
Die ich Dir bin, geliebter Schmerzenssohn,
So ist Dir auch nur Eine Heimat eigen,
Die fest Du halten mußt mit aller Kraft.
Ganz oder nicht ihr angehören, gilt's.

Da ertönt vom Ufer herauf ein Spottlied auf den verweichlichten, thatenlosen Prinzen. Die Worte verwunden wie Nadelspitzen sein Herz. Sein Stolz wallt auf, er schleudert vom Söller der Burg seinen Mantel als Pfand herab, daß er die Fahrt um die Krone wagen wolle. Sein Entschluß bleibt unerschütterlich trotz der Warnungen des Oheims Ludwig von Bayern, trotz der erneuten Thränen der Mutter. Mit ihrem ahnungsvollen Rufe

Tauchst Du in Jammer mir das arme Herz?
O Konradin, mein unglücksel'ger Sohn!

schließt der erste Akt.



Richard Stury als Konradin in Martin Greifs gleichnamigem Trauerspiele.
Nach einer Photographie von Hofphotograph Ditmar.

Der zweite Akt führt uns nach Verona; wir sehen die Huldigung der ghibellinischen Städte und Adeligen, aber auch ihren Zwist, ihr schnödes Ränkespiel. Schon züngelt die Natter des Verrats, Frangipani und der Podesta von Verona entwerfen den Plan, den Jüngling beim Mahle zu vergiften. Vergebens bemühen sich der treue Oheim, Herzog Ludwig von Bayern, und Graf Meinhard von Görz den Prinzen von der hoffnungslosen Wendung seines Geschicks, von der Aussichtslosigkeit seiner Unternehmung zu überzeugen. Der Herzog muß nach Bayern zurück, dessen Grenzen der Böhme bedroht. Der Abschied zwischen Oheim und Neffe ist tief ergreifend.

Mir ist's, als säh' ich ihn zum letzten Male

seufzte Konradin, als Ludwig das Zelt verläßt. Der Glanzpunkt dieses Aktes ist die wehmutsvolle Traumscene. Der schlummernde Konradin erblickt im Bilde seine Mutter, welche in der heimatlichen Schloßkapelle vor einem Madonnenbilde für den fernen Liebling Schutz und Segen erfleht. — Der erschütternde Schluß des Aktes ist die gewaltige Scene des Bannfluches. Ihm folgt der dritte Akt. Konradin zieht triumphierend in Rom ein und wird auf dem Kapitol von seinem Parteigänger Enrico von Kastilien zum Imperator, zum Kaiser ausgerufen. Unser Blick wird förmlich geblendet durch die Pracht der Ausstattung, das Auge wird nicht satt, die bewegten Massen des Volkes, die bunten Gruppen zu bewundern. Das Drama bringt eine neue Verwickelung, Violante, die Tochter des Frangipani, die noch vor kurzem den Ghibellinen tödlich haßte, wird durch seinen Anblick entwaffnet, der Zauber der Liebe umfängt ihr Herz. Sie enthüllt die Anschläge ihres Vaters, Konradin bleibt vom Giftbecher bewahrt, und seine Gnade schenkt ihr als Entgelt das verwirkte Leben Frangipanis. Violante scheidet, indem sie Konradin als Asyl für schlimme Wechselfälle ihr Schloß Astura anbietet. Das Unglück ist nicht zu fern. — Der vierte Akt versetzt uns auf das Schlachtfeld von Tagliacozzo, wo Konradins Glück zusammenbricht. Wir folgen seiner Flucht nach Astura. Das Boot liegt bereit, ihn und seine wenigen Getreuen nach Siziliens rettender Küste zu bringen. Seine Worte verraten Violante, daß er sie nicht lieben werde, sie schleudert den Schlüssel zur Kette des Boots in das Meer, und hilflos fällt Konrad in die Hände seines Feindes.

Wenn wir in dem Schlusse des vierten Aktes die schwächste Stelle des Dramas erblicken, so verzeihen wir diesen Fehler bald bei dem fünften Akte.

Ein heiliger Schauer umweht uns; wir schauen jene Scene mit eigenen Augen, von der wir oft mit bebenden Lippen und thränenfeuchter Wimper lasen, die historische Schach-

scene Konradins und Friedrich, welche beim Spiele durch Robert von Bari unterbrochen werden, der da kommt, ihnen das Todesurteil zu verkünden. Der Dichter hat die Scene meisterhaft entwickelt. In die Wendungen des Spieles mischt sich der Kummer der Freunde, die Erzählung der grausamen Henkersthaten des grimmen Anjou.

„Schach Deinem König und auch Matt dazu", ruft der siegende Friedrich, da knarren die Schlüssel der Kerkerthür, und Robert von Bari bringt den Todesspruch. Der Abschied der beiden Freunde, der Todesgruß Konradins an den im nächsten Verließe schmachtenden treuen Ritter von Hürnheim sind Scenen von tief ergreifender Wirkung, unsäglich wehmutsvoll; kaum vermag das Auge die Thränen zurückzuhalten, wenn wir den letzten Worten Konradins lauschen:

Leih uns, o Vater in der Höhe, Kraft,
Die letzte Stunde mutig zu bestehen,
Und lasse allbarmherzig, wie Du bist,
Trotz unsrer Sündenschuld, die Dir bekannt,
Uns eingeh'n in Dein ewig Reich! Amen!
O Mutter, welchen Schmerz bereit' ich Dir!

Die letzte Scene gilt der unglücklichen Mutter, die nach Neapel eilte, um vergebens mit ihrem Schmucke wenigstens die Leiche des teuren Sohnes zu erkaufen, die ihr der Wüterich Karl von Anjou verweigert. Aus dem Munde Allards de Valery vernimmt sie die Meldung von dem Vollzuge der Befehle Anjous. Wir wollen die Worte hier niederschreiben, denn wir glauben, der Tod Konradins ist niemals in vollendeterer Weise erzählt worden:

„Auf offnem Markt, dicht an des Meeres Busen
Erhebt sich das Gerüst, das Konradin
Mit festem Schritt bestieg an Friedrichs Seite.
Kaum daß er den Gefährten sich entrissen,
Vernahm er oben noch einmal den Spruch,
Den der nur, der ihn las, gebilligt hatte;
Doch war noch nicht der feile Knecht zu Ende,
Als ihm ein Ritter schon den Leib durchrannte
Vor Anjous Blicken, der, vor Zorn erbebend,
Allein auf seines Schlosses Söller stand.
Nun sank der Freund dem Freunde in die Arme
Zu langem Scheidekuß. Dann vorgetreten,
Warf Konradin den Handschuh in die Tiefe,
Wobei er Aragon, von Manfreds Seite
Ihm nah' verwandt, die eig'nen Rechte zusprach.
Ein Ritter, den zuvor kein Mensch geseh'n
Hob auf das Pfand und war damit verschwunden.
Doch Konradin, nach abgelegtem Kleide
Lag auf den Knie'n und sprach sein letzt' Gebet
In sich hinein, worauf, zum Block gewandt,
Er niederbog sein kronenwürdig Haupt
Und ohne Laut den Todesstreich empfing.
Das Volk schrie auf und murrte weit umher,
Doch Friedrichs Klage übertönte alles
Und machte selbst die rauhsten Krieger wirre,
Nur Anjou, dem der Hingeopferte
So lang' er lebte, auch im tiefsten Kerker
Beständig hätte seinen Schlaf gestört,
War noch in seinem Hasse nicht versöhnt,
Und ohne Aufschub fiel auch Friedrichs Haupt,
Ihm folgten nach der Reihe die Gefährten,
Als letzter Lancia, dem im welken Arm
Nach abgelehntem Lösegeld die Enkel
Ihr kaum erblühtes Leben ausgehaucht.
Es fiel das Beil, bis alle hingemordet;
Da plötzlich kehrten alle Blicke sich
Aufs neue dem entseelten König zu,
Ein Adler schoß hernieder aus den Lüften
Und tauchte in das königliche Blut
Den rechten Flügel dort, darauf er wieder
In gleich beeiltem Fluge sich erhob
Und in des Himmels Höhen fern entschwand,
Vor Gottes Thron das Zeugnis hinzutragen
Der, seit es Menschen gibt, schuldvollsten That.



Hildegard und Barbara von Hürnheim in M. Greifs Trauerspiel „Konradin".

An der Bahre des Sohnes sinkt die Mutter zusammen, und leise fällt der Vorhang und verhüllt uns ihren Schmerz. Ein großes Drama hat seinen großen Meister gefunden.

Das alte Traunstein.

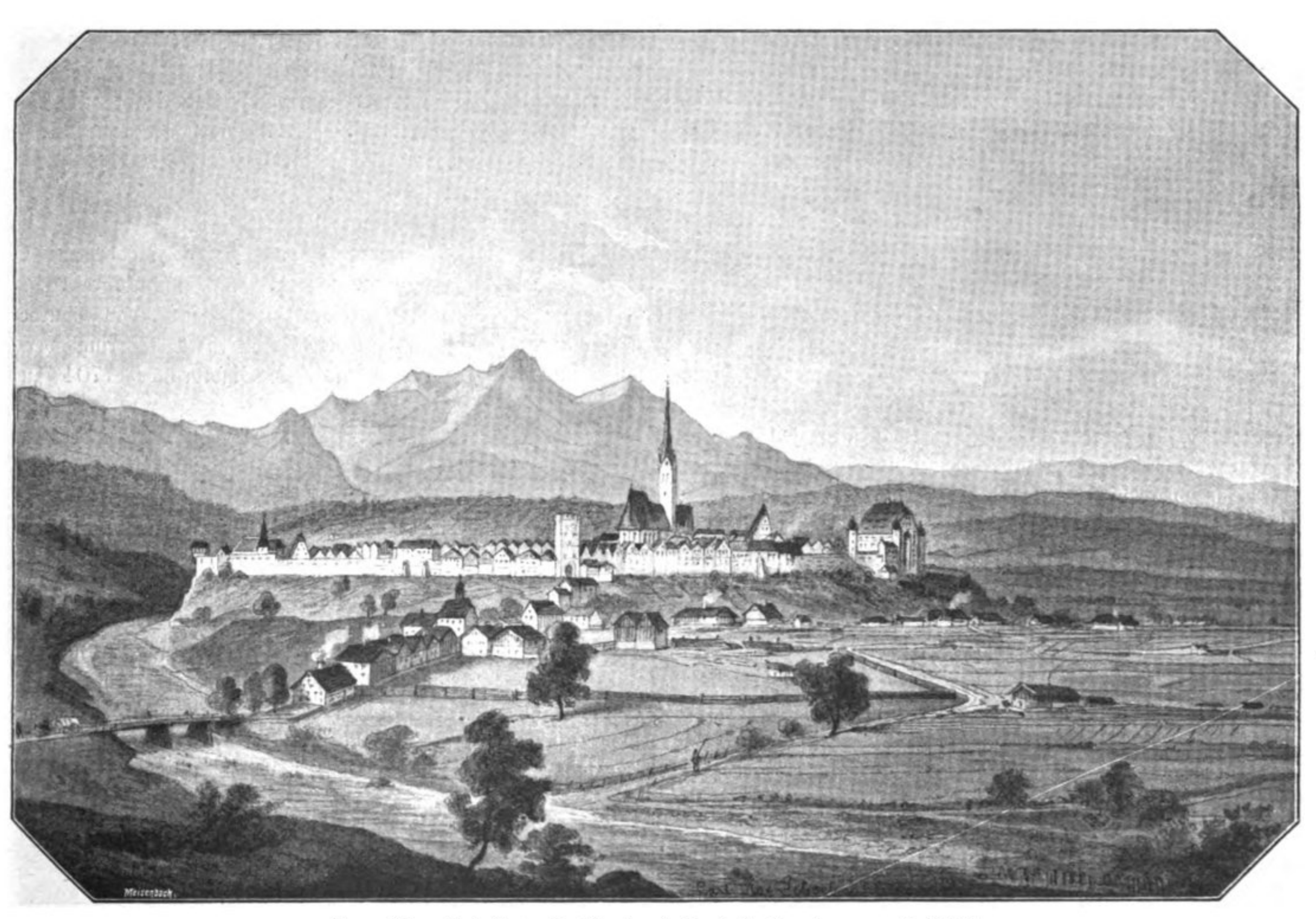
Von Hugo Arnold.

Nicht von der schmucken frisch aufblühenden Stadt an der rauschenden Traun will ich heute erzählen, nicht davon berichten, wie sie sich anschickt, durch die Gunst ihrer reizvollen landschaftlichen Lage am Fuße waldiger Vorberge und ihrer klimatischen Vorzüge ein vielbesuchter Kurort zu werden, ich will schweigen von den wohligen Wassern ihrer herrlichen Badeanstalt und ich will auch für dieses Mal mich enthalten, Dir, lieber Leser, zu vermelden von einem gar hochverehrten Freunde, der ehedem zu Traunstein in der Amtsstube hinter seinen Steuer-Roteln saß, und an dessen gastlichem Hause trotzdem keiner vorüberging, so er über Landes Art und Sitte, Geschichte und dergleichen sonstige Allotria sich unterrichten



wollte. Da konnte er zu niemand Besserem geraten, als zu Herrn Hartwig Peetz, weiland Rentamtmann und Ehrenbürger von Traunstein! — Über das „alte Traunstein" soll ich einige Zeilen schreiben, hat die Schriftleitung des „Bayerland" von mir begehrt — und „Ihr Wunsch ist mir Befehl", lautet meine Antwort; doch ist es weder viel, noch Großartiges, was ich zu berichten weiß, nur in alte, fernentlegene Zeiten reicht es zurück. — —

Breite, vorzügliche, mit aller Kunst des Ingenieurs angelegte und gepflegte Straßen durchziehen das Land nach allen Richtungen. Lange Züge hochbeladener Wagen und Karren und schwerbepackter, schellenklingelnder Saumtiere bewegen sich auf ihnen, von Ost nach West, von Gallien nach Pannonien sendet der geschäftige Handel seine Karawanen; dröhnenden Schrittes marschieren festgefügte Kolonnen eisengepanzerter Krieger und traben reisige Geschwader dahin, durch den Befehl des Imperators vom Occident in den Orient, vom Rheine an den Euphrat, gerufen! Auch über das reichgesegnete schöne Noricum breitet der römische Adler seine Fittiche!



Traunstein. Nach Peter Candids Freske im k. Antiquarium von C. Lebschée.

Ein mächtiger Felsenblock schiebt sich von West nach Ost ins Thal der Traun vor und zwingt die Wasser des Flusses zu einer weiten Schleife. Diesen günstigen Punkt benutzten die Römer zum Übergange über das Thal für ihre große Reichsstraße von der glänzenden rätischen Hauptstadt Augusta Vindelicorum (Augsburg) nach dem reichen norischen Municipium Juvavum (Salzburg) und, wie es bei den Übergangspunkten römischer Straßen über einen Fluß der Fall ist, strahlen von da auf beiden Ufern andere Straßen nach allen Richtungen aus. Nachgewiesen hat sie bis Seebruck einerseits und über Hallerbruck gegen Lauter anderseits, über Haslach nach Vachendorf gegen die Achen zu, ferner gegen Altenmarkt, Tittmoning und gegen den Hochberg hin der hochgelehrte und gründlich prüfende Dr. Wilhelm Schmidt, Direktor des k. Kupferstichkabinetts in München (nach seinem Amte zum Unterschiede von den vielen Namensvettern „Kupferschmidt" bei seinen guten Freunden genannt). Das Nähere darüber magst Du im Oberbayerischen Archiv, 34. Band, nachlesen.

Weil nun das Geäder der Straßenzüge an diesem Punkte mit aller Bestimmtheit bekundet werden kann, liegt es auf platter Hand, daß hier ebenfalls eine römische Niederlassung bestanden haben muß, und viele Forscher haben darum hieher die Station Artobriga gesetzt, welche die weltberühmte Peutinger Tafel, eine römische Straßenkarte, zwischen Bidajum (d. i. nach den neuesten Forschungen Chieming am Chiemsee) und Juvavum (Salzburg) verzeichnet. Allein wenn diese Karte in ihren Entfernungsangaben — je 16 römische Meilen [1]) nach beiden genannten Orten — nicht einen Schreibfehler enthält, so muß Artobriga viel weiter nach Osten fallen, als nach Traunstein, etwa nach Lauter; auch die jenseit der Traun, zwischen Stein- und Röthelbach, im „Bürgerwalde" vorhandene Schanze ist keinesfalls dieses Artobriga, weil sie überhaupt

[1]) 5 römische Meilen gehen auf eine deutsche Meile.

keine römische, sondern eine noch ältere, eine vorgeschichtliche Befestigung ist. Hiermit soll aber nicht in Abrede gestellt werden, daß die Römer sie vielleicht auch einmal besetzt und um sie gekämpft haben. Was nun wieder Traunstein betrifft, so hat man dort außer den noch deutlich erkennbaren Straßenresten keine sonstigen römischen Spuren entdeckt, keine Mauern u. dgl. m. Dessenungeachtet ist bei der wichtigen Lage des Platzes, wie bereits gesagt, am Bestehen einer mehr oder weniger bedeutenden römischen Niederlassung nicht zu zweifeln; vielleicht war auch eine römische Befestigung hier vorhanden, die an der Stätte des einstigen Pflegeschlosses zu suchen sein dürfte.

Ungeachtet für diese Angaben ein gerade zwingender Beweis in den Thatsachen liegt, wissen wir gar nichts vom römischen Traunstein, und erst verhältnismäßig spät, erst gegen Anfang des 12. Jahrhunderts taucht das heutige Traunstein in den Urkunden auf, obwohl eine ganze Reihe von Ortschaften des Chiemgaus, namentlich Orte am Traunflusse bereits im 8. Jahrhundert in Urkunden genannt werden, z. B. Erlasteti (jetzt Erlstädt), die Mutterpfarrei von Traunstein, erscheint schon in dem Verzeichnisse der Schankungen, mit welchen Herzog Thassilo II. zwischen 748 und 788 die Salzburger Kirche begabt.

Etwa um das Jahr 1120 treten die Herren v. Truna auf. Ihr Geschlecht und der Ort führen den Namen vom Traunflusse, dessen Klang uns in weit entlegene Zeiten zurückversetzt. Dem Namen Traun, der bei uns in Bayern und in Österreich vorkommt, liegt nämlich eine Wurzel drau (d. i. das Fließende, der Fluß) aus dem sprachlichen Ureigentum des indogermanischen Volkes zu Grunde, und die Traun, die Drau in Kärnten, die Trave in Holstein, die Drôme (ehedem Druna), die in die Rhône sich ergießt, sind insgesamt auf diesen Stamm zurückzuführen. Mit den rauschenden Wassern schlägt der Nachhall aus den fernen Jahrtausenden, als die Urväter der jetzigen europäischen Völker in den Kontinent einwanderten, an unser Ohr.

Die Herren v. Truna führen die Namen Sigibott, Engilmar, Eticho, Otto, Liutold, sind ritterliche Dienstmannen der Grafen von Ortenburg zu Kraiburg und Marquartstein, fanden ihre Ruhestätten zu Raitenhaslach und Waging und blieben mit einer Linie zu und um Traunstein bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts begütert, während andere Herren v. Traun in Trostberg, Titmoning, Salzburg angesiedelt und bedienstet sind.

Im Jahre 1255 bei der Landesteilung zwischen den Herzogen Ludwig II. und Heinrich XIII. erscheint nun Traunstein zum ersten Male als Stadt und wird dem Herzogtum Niederbayern einverleibt, das jedoch mit dem heutigen Kreise Niederbayern nicht zusammenfällt, sondern mehr den Osten und Norden des alten Herzogtums umfaßt und durch eine Linie über Moosburg, Erding, Kraiburg, Rosenheim, Marquartstein begrenzt wird. Mit den übrigen achtzehn niederbayerischen Städten erhielt Traunstein 1311 von Herzog Otto III. die sogenannte große Handfeste, d. i. den Freiheitenbrief für die drei Stände, Adel, Geistlichkeit und Städte, wodurch den Städten bedeutende Rechte, z. B. die niedere Gerichtsbarkeit, gewährt wurden. Im Genusse dieser Rechte und durch den Transport und Handel mit Salz gedieh die Stadt zu ansehnlicher Blüte. Der Transport des Salzes von Reichenhall her bewegte sich ursprünglich auf der alten Römerstraße von Salzburg über Lauter, aber Kaiser Ludwig der Bayer, welcher nach dem Aussterben der niederbayerischen Herzoge wieder ganz Bayern vereinigt hatte, hob den Transport durch das salzburgische Gebiet auf und ordnete seine Führung über Weisbach, Inzell, Siegsdorf nach Traunstein an, von da über Erlstätt, Obing nach Wasserburg. Im Jahre 1352 wird auch zum ersten Male die Existenz der Kirche zum hl. Oswald bezeugt.

Zehn Jahre später hören wir zum ersten Male auch die Burg Traunstein nennen. Ich möchte nicht glauben, daß die Erbauung derselben erst im Beginne des 14. Jahrhunderts statthatte, wie der verdienstvolle Geschichtschreiber von Traunstein, Benefiziat Wagner, angibt, sondern dafür halten, daß sie zum mindesten gleichzeitig mit der Befestigung der Stadt, also ein Jahrhundert früher, statthatte, da nach einer feststehenden Regel jede feste Stadt an der hiefür geeignetsten Ecke eine Burg, oder, wie wir heute sagen würden, eine Citadelle erhielt. Dabei ist zu bemerken, daß an der Stätte der Burg auch die römische Niederlassung oder Befestigung gestanden haben muß, wenn sie überhaupt vorhanden war. Bis zum Jahre 1618 befand sich die Burg in landesfürstlichem Besitze, dann wurde sie an den damaligen Pfleger Freiherrn v. Törring verkauft und ging bei dem großen Stadtbrande 1704 zu Grunde.

In dem oben genannten Jahre 1362 erhielt Herzog Friedrich Stadt und Feste Traunstein, und hiermit gedieh sie an die neue niederbayerische Linie des Herzoghauses, bis sie nach dem Erlöschen derselben (1504) wieder an Oberbayern fiel. Um das Erbe der Landshuter Herzoge entbrannte ein für Bayern sehr verderblicher Krieg, während dessen auch Traunstein wiederholt in den Bereich des vom Fichtelgebirge bis in die Alpenländer tobenden Kampfes gezogen wurde. Wie fast das ganze niederbayerische Gebiet, war auch Traunstein von pfälzischen Truppen besetzt. Nach der Einnahme von Kufstein zog Kaiser Max I. mit seinem Heere gegen Burghausen, schlug im Grassanerthale (so hieß damals das Thal von Markwartstein) das 5000 Mann zählende Bauernaufgebot des Chiemgaues, erstürmte dessen feste Stellung an der Klause (27. Oktober), nahm Tags darauf die Burg Markwartstein nach heftiger Beschießung und besetzte am 30. Oktober Traunstein ohne Widerstand. Bald darauf kehrte aber das kaiserlich-bayerische Heer wieder nach Tirol zurück, worauf der pfälzische Feldherr Rosenberg am 19. November das von 600 königlichen Knechten verteidigte Traunstein zurück eroberte; er selbst und ein anderer Pfälzer Feldhauptmann, Erkinger von Seinsheim, wurden bei dem kurzen Kampfe schwer verwundet. Doch nicht lange blieb Traunstein in pfälzischen Händen; als Ende Dezember ein kaiserlich-bayerisches Heer zur Säuberung des Landes von den Pfälzern aus den Bergen wieder vordrang, nahm es den Ort wieder in Besitz, und nun blieb er dauernd bei Oberbayern.

Das wichtigste und folgenreichste Ereignis für die Stadt war die Gründung der im Jahre 1619 vollendeten Saline. In Reichenhall war eine so ergiebige Salzquelle erschlossen worden, daß sie dort nicht versotten werden konnte, weshalb man ihre Überleitung nach Traunstein beschloß und durchführte. Noch heute besteht das für jene Zeit schwierige Werk fort, das nicht zum letzten zur Blüte der Stadt beigetragen hat.

Aber auch schwere Tage, Tage des Unglücks haben Traunstein heimgesucht und ihm tiefen Schaden zugefügt. Dreimal verheerten furchtbare Brände die Stadt: 1371, dann am 23. August 1704, als die Österreicher abzogen, welche die Stadt besetzt gehabt hatten, und nochmals am 26. April 1851. Verhältnismäßig billig kam Traunstein in den großen Kriegen durch, wenn auch der Wellenschlag derselben sie berührte. Die Schweden und Franzosen, welche im Dreißigjährigen Kriege Bayern so schrecklich verheerten, drangen nicht über den Inn vor, und Traunstein hatte nur durch Kriegsleistungen und Flüchtlinge zu leiden; während des spanischen und österreichischen Erbfolgekrieges war es bald von bayerischen, bald von österreichischen Truppen besetzt und erduldete viele Drangsale, die sich während der Epoche der französischen Revolutions- und Kaiserkriege bei den fortwährenden Truppendurchmärschen in schier unerträglichem Maße wiederholten, namentlich im Jahre 1809 während des Feldzuges gegen die aufständischen Tiroler. Doch niemals wurde die Stadt oder ihre nähere Umgebung zum Schauplatze eines kriegerischen Zusammenstoßes.

Längst hat sie sich von diesen Widerlichkeiten erholt. Als Sitz vieler Behörden, als aufblühende Badestadt, als Hauptstation der Salzburger Eisenbahn geht sie einer glücklichen Zukunft entgegen! Die einstige Grenzfestung ist der Sitz betriebsamen segenspendenden Friedenswerkes geworden!

Arnstein.

Von J. Strubel. (Schluß.)

Zur Bestrafung von Mord, Diebstahl und Brandstiftung waren die „Centgerichte" eingeführt, deren das Amt Arnstein zwei aufzuweisen hatte. Die Kommission setzte sich aus dem Centgrafen (Amtskeller), dem Centschreiber, einem Chirurgen und den Schöffen zusammen. Die Strafen bestanden meist in Rutenstreichen, Stäupen mit dem Besen, Spannen in den Bock, Prangerstehen, Gefängnis und in seltenen Fällen sogar in der Todesstrafe. „Es ist umgebracht und der Leib am griechischen Pi (Galgen) verbrannt worden Kunigundis Reisin von Schwemmelsbach. Sie ist die Anzünderin mehrerer Scheuern gewesen. Die Oberen mögen ihrer Seele gnädig sein!" (Pfarrmatrikel von 1627).

Ein dunkles Blatt besonders in der fränkischen Geschichte bilden die „Hexenverfolgungen" des 16. und 17. Jahrhunderts. Jeder der Zauberei oder Hexerei Verdächtige wurde als mit dem Bösen im Verkehr stehend verbrannt. Auch in Arnstein fielen mehrere Personen diesem unseligen Wahne zum Opfer. „Anno 1627, 15. Januar, wurden 8 Personen wegen Zauberei mit dem Schwerte hingerichtet und dann verbrannt. Hat man ihnen zum Scheiterhauffen mit allen Klocken geleut. Der am meisten Belastete war Paul Blatterspiel, Schneider allhie." Das Eigentum der Gerichteten wurde konfisziert.

Trotz der kühnsten Bekämpfung der Hexenprozesse durch Cornelius Loos, Ad. Thanner, Friedrich Spee u. a. dauerte es noch lange, bis es „in den Köpfen tagte und die Scheiterhaufen seltener wurden".

Bittere Drangsale hatte Arnstein während des Dreißigjährigen Krieges zu erdulden. Im Oktober 1631 drangen die ersten schwedischen Reiter und später deren Verbündete in die Stadt, erpreßten des öfteren große Summen Geldes, nahmen Pferde, Ochsen und Kühe hinweg und bemächtigten sich der Wein- und Getreidevorräte, so daß die Not der Einwohner jahrelang unbeschreiblich war. „In die fünfzig Personen wurden geschosen oder sonst beschädigt, der gewesene Schullehrer Hermann gar totgeschossen, der Forstmeister Johann Konrad Wachenbrönner bis auf den Tod verwundet, viele Leute mit Stricken gereitelt, Frauen und Jungfrauen mißhandelt, ja dermaßen ist feindselig gehaust worden, daß es einen Stein erbarmen möchte." Von 1635 ab wälzten sich die Kriegsfluten vom Frankenlande weg, aber das Elend hörte nicht auf, die geschlagenen Wunden gingen zu tief, als daß sie so bald wieder hätten geheilt sein können; außerdem kamen fortwährend kranke Soldaten, fahrendes Gesindel und Schnapphähne hier an, welche den Bewohnern Belästigungen ohne Ende bereiteten.

Die Vernichtung drohenden Wellen der französischen Revolution gingen auch an der Stadt Arnstein nicht ganz spurlos vorüber. Als nämlich Jourdan am 3. September 1796 durch Erzherzog Karl bei Würzburg besiegt worden war, zog er mit seinen frechen Horden über Arnstein ins Fuldasche Gebiet und dann an den Rhein zurück. Die Soldaten der „glorreichen Republik" plünderten in Arnstein, rafften zusammen, was nur transportierbar war, und erlaubten sich die brutalsten Mißhandlungen.

Im 18. Jahrhundert besaß Arnstein vier Thore: das Würzburger, auch Sichersdorfer und Hauger Thor genannt, das Bettendorfer, Heugrumbacher und Schwebenther Thor. Da, wo jetzt eine vielbefahrene Distriktsstraße an einem Kranze wohlgepflegter Gärten im sog. „Graben" vorüberführt, breitete sich ein See aus, der im Jahre 1799 in 31 Parzellen um 307 fl. 13 Batzen veräußert wurde.

Infolge der Säkularisation der geistlichen Fürstentümer auf Grund des Lüneviller Friedens kam das Hochstift Würzburg mit anderen 1803 an den Kurfürsten von Bayern. Das frühere Lehengut ging jetzt allmählich an das aufstrebende Bürgertum über.

„Große Aufregung herrschte in Arnstein, als am Abend des 10. Juli 1866 die bayerischen Truppen nach dem für sie unglücklichen Treffen bei Hammelburg sich über Arnstein zurückzogen und am Gramschatzer Berge nochmals Aufstellung nehmen wollten, um dem Feinde die Stirn zu bieten. Zum Glück wurde der Plan aufgegeben."

Schon 1317 erscheint Arnstein als Stadt mit magistratischer Verfassung, bis 1801 von einem Ober- und Unterbürgermeister verwaltet; heute zählt dieselbe rund 1900 Einwohner. Arnstein besitzt die Ehre, der Geburtsort mehrerer berühmter Männer zu sein, so des Nikolaus Deschendorf, (Teschendorf), Magisters der Heilkunde im 15. Jahrhundert, des Dr. Bartholomäus Zehender, welcher 1519 als Domprediger und Professor der Theologie in Mainz verstarb, des gelehrten Professors Johann Faiser (Feser) im 17. Jahrhundert und — last not least — des ausgezeichneten Michael Ignaz Schmidt (1736—1794), des besten Geschichtsschreibers der Deutschen, dessen gründliches Werk noch heute gerne gelesen wird.

Wir können es uns nicht versagen, an diesen Stellen noch auf ein interessantes monumentales Bauwerk Arnsteins hinzuweisen, nämlich auf die Pfarrkirche „Maria Sondheim“ (Suntheim) welche in ihrer jetzigen Gestalt am Ende des 14. Jahrhunderts erbaut worden sein mag. In streng gotischem Stile begonnen, mußte der ursprüngliche Plan wahrscheinlich wegen Mittellosigkeit infolge von „Kriegsläufen“ bald verlassen, und der Bau in möglichst einfacher Weise seiner Vollendung entgegengeführt werden. Sie ist ungefähr zehn Minuten von der Stadt entfernt und auf dem Friedhofe gelegen unmittelbar an der Bahnstrecke Gemünden-Oberndorf.

Als die Herren v. Hutten im 15. Jahrhundert „Maria-Sondheim“ als Begräbnisstätte ihrer Familie wählten, hieß diese Kirche auch Ritterkapelle; infolgedessen ist sie heute noch dadurch sehr interessant, daß verschiedene wohlerhaltene Denkmäler aus jener Zeit an den Seitenwänden und Nischen Aufstellung fanden. Darunter sind besonders hervorzuheben: Das Denkmal Philipps v. Hutten in der südlichen Seitenkapelle, von seinem Bruder Moriz v. Hutten gestiftet; ferner das Wilhelms v. Hutten und seiner beiden Ehefrauen, des Bartholomäus v. Hutten zu Saaleck, des Ludwig v. Hutten u. v. a. Das künstlerisch hervorragendste Monument ist wohl das an der südlichen Seitenmauer aufgestellte, welches Bischof Julius Echter von Mespelbrunn seinem Schwager Stephan Zobel von Giebelstadt und dessen Ehefrau Cordula, des Bischofs Schwester, hat errichten lassen. Die erste Abteilung zeigt in Relief das Ehepaar und dessen Kinder vor dem Kreuze, die zweite Abteilung die Auferstehung Christi. Ein Kranz von adeligen Wappen umgibt das Ganze. Ein mäßig angewachsener Restaurationsfonds macht es möglich, im laufenden Jahre umfängliche bauliche Reparaturen vorzunehmen, so namentlich eine neue Bedachung und die Herstellung einer geschmackvollen Kassettendecke.

Werfen wir einen Blick auf das Bild der hübschen Stadt, so gewahren wir zuerst die Stadtkirche, nächst dem Schlosse das höchstgelegene Gebäude des Städtchens; sie ist im gotischen Stile erbaut; die innere Einrichtung hingegen ist in Renaissance gehalten. Ursprünglich war diese Kirche nur eine dem hl. Nikolaus geweihte Kapelle, im Volksmunde die „Ratskapelle“ genannt. Mit der Zeit fanden es Rat und Pfarrer unbequem, zum Besuch des Gottesdienstes den verhältnismäßig weiten Weg nach „Maria-Sondheim“ zu machen, und man schritt im Anfang des 18. Jahrhunderts zur Erweiterung der Nikolauskapelle in dem Umfange, in welchem die Kirche sich uns heute darstellt. Im Jahre 1890 wurde dem Innern der Kirche durch wohlgelungene Dekorationsmalereien ein recht freundliches Aussehen verliehen; als ganz besondere Zierde erscheinen zwei auf den beiden Seitenaltären im Jahre 1860 aufgestellte, aus der tüchtigen Hand des Münchener Akademieprofessors Anschütz hervorgegangene Bilder, „Josef mit dem Jesuskinde“ und „Maria, die Lilienreine“.

Auf das stattliche Gebäude im Vordergrunde sei der geneigte Leser in erster Linie aufmerksam gemacht; es ist dieses das „Huttensche Pfründnerspital“, in dessen linkem Flügelbau eine äußerst freundliche, neu dekorierte Kapelle eingerichtet ist. Die vordere Außenseite dieses Flügels zeigt das Huttensche Wappen mit der Inschrift:

Im Jahr Christi 1558 ist durch gottseelige Vermächtnuß Maurit II. Bischoffens zu Eichstatt und Dombprobsten zu Würtzburg Freyherrns von Hutten dieses Spithal gestifftet, dieses Gebäu aber in diese Gestalt und Bequemlichkeit unter glorreicher Regierung vier nach einander gefolgten Bischoffen und Fürsten zu Würtzburg und Hertzogen zu Franken, Joannis Philippi, Freyherrn von Greiffenclau, Joannis Philippi Francisci, Reichs-Graffen von Schönborn-Bucheim, Christophori Francisci auch Freyherrn von Hutten zum Stoltzenberg, Friderici Caroli, gleichfals Reichs-Graffen von Schönborn-Bucheim auch Bischoffen zu Bamberg von Anno 1713 angefangen und 1730 in diesen Stand gebracht worden.

Ein wunderhübscher Ausblick erschließt sich dem Auge vom Amtsgerichtsgebäude, dem wohlerhaltenen früheren Schlosse mit ausgedehnten Gärten und schützender Umfassungsmauer; auf der Höhe des ansteigenden Hügels erweitert sich die Aussicht zu einem Panorama von seltenem Reize. In nicht allzu weiter Ferne ziehen sich das Rhöngebirge mit dem Kreuzberge, die Haßberge, der Steigerwald, der Spessart (Spechtswald) und die Höhen der Saale mit dem Reußen- und Sodenberg dahin; innerhalb dieses Rundbildes dehnen sich die wohlkultivierten Hochflächen und die üppigen Thalgründe der Fränkischen Platte aus; freundliche Ortschaften in großer Zahl, Weiler und Höfe beleben die herrliche Landschaft.

Auf der Höhe zwischen dem Spitale und dem Amtsgerichtsgebäude erblickt man das Benefiziumshaus, welches 1847 seinem jetzigen Zwecke übergeben wurde. Das freistehende Gebäude vor dem Turme enthält mit dem nebenan stehenden, hier nicht sichtbaren Hause die Räume der Königl. Präparandenschule, durch zweckentsprechende, freundliche Lokale, durch mehrere neue Instrumente, sowie durch eine stattliche Anzahl instruktiver Lehrmittel sich auszeichnend. Einer äußerst gesunden und freien Lage erfreut sich auch das Pfarrgebäude zur Linken der genannten Anstalt. An den Pfarrhof reiht sich weiter links das Königl. Rentamtsgebäude an, und vor demselben erhebt sich an der Hauptstraße das geräumige Rathaus, Anno 1521 erbaut. Rechts oben, zum Teil hinter einer Gruppe von Obstbäumen versteckt, schaut einsam die Turnhalle der Königl. Präparandenschule ins Thal, in Ermangelung eines geeigneten Turnplatzes im Jahre 1879 vom Staate errichtet.

Die auf dem Bilde ersichtlichen äußersten Gebäude zur Rechten bilden die Bendersche Brauerei, ein ziemlich umfängliches und rasch aufblühendes Anwesen mit Dampfbetrieb. Der „braune Saft“ dieser und der Henningschen Brauerei ist weit über das Weichbild der Stadt hinaus bekannt und stimmt die Freunde des „Gambrinus“ zu heiterer Geselligkeit. Die Pappelreihen und das Erlengebüsch markieren den Lauf der historischen Wern, die auf der Südseite des Städtchens in „unheimlich“ ruhigem Gange dahinzieht, das Mühlrad treibend und muntere Fischer in sicheren Nachen tragend. Der freundliche Beschauer errät sofort die Stelle, allwo der Fahrweg aus der Stadt über eine steinerne Brücke, mit der Statue des heiligen Nepomuk, durch die Sichersdorfer Vorstadt links nach dem hochgelegenen Bahnhofe jenseit des Thales führt; getrennt stehende Häuser mit Obst- und Gemüsegärten begrenzen dieselbe.

Eine Anzahl von Gasthäusern, darunter „die Post“ und „das weiße Lamm“ weiß sich durch freundliche Aufnahme der Gäste, durch Darbietung „duftender Gaben“ aus Küche und Keller volles Lob zu verdienen.

Ein vor mehreren Jahren ins Leben getretener Verschönerungsverein sucht durch verständnisvolle Anlegung freier Plätze — ich nenne hier nur den über ein Tagewerk großen, im Entstehen begriffenen „Luitpoldplatz“ — die Freundlichkeit des Städtchens nach innen und außen zu erhöhen.

Arnstein nennt ein fleißiges, braves und vaterlandstüchtiges Bürgertum, sowie eine größere Anzahl berufsfreudiger, gewissenhafter Beamten, Lehrer und Bediensteten die Seinen. Alle fühlen sich eins in der Pflege religiösen Sinnes und bürgerlicher Tugenden, auch im Genusse erlaubter Freuden und Vergnügen, wovon die bestens bekannte, jeglichen Kastengeist beiseite lassende Geselligkeit — „böhämmern“[1]) ist ein dem Gemütlichen hier ganz geläufiger Ausdruck — beredtes Zeugnis ablegt.

Altes und Neues aus altbayerischen Landen.

Von J. Keiper.

(Fortsetzung.)

Zu Zeiten Kaiser Ludwigs des Bayern (1314—1347) waltete ein herzoglicher Pfleger zu Neustadt a. D. getreulich seines Amtes, nämlich der wackere Ritter Albrecht Rindsmaul, welcher in der Entscheidungsschlacht zwischen dem Gegenkönig Friedrich dem Schönen und König Ludwig dem Bayer am 28. September 1322 bei Mühldorf am Inn die Blüte der Ritterschaft Bayerns und des Reiches mit zum Siege führen half und der Sage nach den Gegenkönig persönlich gefangen nahm.

Uhland läßt in seinem 1818 verfaßten, „nicht preisgekrönten“, vaterländischen Schauspiel „Ludwig der Bayer“ auf Ludwigs Frage: „Wer fing den Herzog?“ den gefangenen Friedrich selbst entscheiden: „Weist die Schilder vor!“ Nachdem er die Wappen überblickt, klopfte er auf Albrecht Rindsmauls Schild, worauf ein Büffelkopf mit einem Ring gemalt war: „Hier diesem Kuhmaul mußt' ich mich ergeben“.

Unser engerer Landsmann Martin Greif, welcher in seinem neuesten, 1891 erschienenen echt vaterländischen Schauspiel „Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf“ denselben Stoff mit gewohnter Meisterschaft behandelt, teilt hinsichtlich der Gefangennahme Friedrichs vollkommen die Auffassung seines berühmten Vorgängers Uhland. Friedrich der Schöne: „Des Rindsmaul konnt' ich heut' mich nicht erwehren mit Haun und Stechen, dem ergab ich mich“.

Vor dem Forum der historischen Kritik kann diese Darstellung allerdings nicht mehr bestehen, selbst der volkstümliche Held Sifrid der Schwepffermann (Martin Greif): „Für jedermann ein Ei, dem braven Schweppermann dagegen zwei!“ erscheint nur noch als sagenhafter angeblicher Sieger bei Mühldorf. Anführer dieser letzten größeren Schlacht ohne Anwendung der Feuerwaffen, in der Kriegsführung ein entscheidender Wendepunkt, war thatsächlich (der vom Dichter zweideutig geschilderte) König Johann von Böhmen; den Gegenkönig Friedrich den Schönen aber hat ein Mann des Hohenzollerschen Burggrafen Friedrich von Nürnberg gefangen genommen.

An der Hand der Generalstabskarte, Blatt Ingolstadt Ost, schlagen wir von Neustadt die nordöstliche Richtung ein, an der Felbermühle vorbei über die unweit in die Donau mündende, von Abensberg herfließende Abens „Abusina“, alsdann auf einem Bretterſteig durch das gerade trockene Moos zur heilkräftigen Schwefelquelle Gögging, wegen der ausströmenden Schwefelwasserstoffgase mit dem zwar nicht ästhetischen, aber treffenden Namen „Stinkbrunnen“ bedacht.

Von dem als ehemalige Römerniederlassung, sowie durch die romanische Kirche mit interessantem Portale und den Kirchhof beachtenswerten Dorf Gögging führt der Weg über Sittling längs des westlich zur Donau steil abfallenden sog. Donauberges mit 385,3 m höchster Erhebung parallel mit dem hier nordwärts laufenden Strom, dessen linkes Hochufer, insbesondere bei dem Römerkastell nördlich von Irnsing, ebenfalls ziemlich unvermittelt emporsteigt. Die Weglinie selbst war durch viele im Sonnenschein weißblinkende Kalksteinhaufen weithin sichtlich, Baumaterial für die damals abgesteckte, jetzt wohl längst fertiggestellte neue Distriktsstraße nach Eining. Bald öffnet sich ein überraschend schöner Ausblick: zu Füßen das blaue Band der hurtig fließenden, einladenden Donau, das rechte Ufer von dem mit Gebüsch und Baumgruppen angenehm unterbrochenen schroffen Kalksteinrändern in scharfen Konturen eingefaßt, das linke dagegen von den fernduftigen Bergkuppen des Hienheimer Forstes in sanften Wellenlinien umrahmt.

Nahe vor uns zwei ansehnliche, mit Stangen umfriedete Flächen, aus deren Spalten helles Mauerwerk mit roter Ziegelbekleidung hervorblickt. Ein mächtiger weiß-blauer Flaggenstock macht auf die Stätte besonders aufmerksam: Sta viator, steh still, lieber Wandersmann! Wir sind bei den Römerausgrabungen von Eining angelangt. Zur näheren Orientierung ist es unerläßlich, den von Stadtpfarrer Schreiner zu Abensberg als Urheber und früheren Leiter (seit 1879) der Ausgrabungen im Verlage der Thomannschen Buchhandlung in Landshut verdienstvollerweise herausgegebenen „Wegweiser für Eining und die dortigen Römerausgrabungen“ entweder zuvor oder an Ort und Stelle bei dem Lehrer in Eining zu beziehen, welcher als dermaliger Leiter die betreffs der neueren Ausgrabungen trotz „Wegweiser“ höchst erwünschten Aufklärungen mit Sachkenntnis und Liebe erteilt.

Die einstige römische Niederlassung Abusina bestand aus dem vom heutigen Eining südlich, am rechten Donauhochufer gelegenen festen castrum, dann aus der vor dem Kastelle sich ausbreitenden Lagerstadt, den „canabae“. Das sind die Wohnhäuser für die Familien der Offiziere, Soldaten und übrigen Kolonisten, Tempel, Bäder, Wirtshäuser und Händlerbuden. Zwischen den Kastellen von Irnsing und Eining überschritt die aus dem Westen des römischen Germaniens über Weißenburg, Hofstetten, Kösching, Irnsing kommende große Heerstraße die Donau, wahrscheinlich mit einer festen Brücke.

Freigelegt war das castrum zum Teil, die sog. „villa“ dagegen ganz. Jene, im Viereck angelegt, im Norden, Osten

[1]) Von dem instinktiven Zusammenrücken der sog. Böhämmer, einer Finkenart, welche, von Norden kommend, während des Winters die Waldungen bei Bergzabern in der Pfalz in dichten Scharen besetzt.

und Süden durch künstliche Mittel, im Westen von Natur durch das steile Hochufer beschützt, bildete jahrhundertelang ein festes Standlager. Das bis auf die beiden Seitenquadern, Stützpunkte der Thorsäulen, bloßgelegte nördliche Thor war von einem noch gut erhaltenen Steinzapfen gekrönt in der charakteristischen Form einer Zirbelnuß, letztere bekanntlich heute noch das Wappenzeichen der alten Augusta Vindelicorum, Augsburg, damaliger Hauptstadt der aus Südbayern, Tirol und einem Teile Württembergs bestehenden römischen Provinz Raetia. Von den ausgegrabenen Befestigungswerken ist ein mächtiger, zweistöckiger Verteidigungs- und Wachtturm an der südwestlichen Ecke des castrum besonders bemerkenswert. Durch seine Lage hart am hohen Uferrand beherrschte er das westliche und südliche Donaugelände stromaufwärts bis zum linksseitigen, gleich festen Irnsing, jede feindliche Annäherung hier ausschließend, wenn die Artillerie ihre Katapulten und Ballisten rechtzeitig spielen ließ. Munition an Steinkugeln schweren und leichten Kalibers liegt jetzt noch im Turm aufgespeichert; von den ebenfalls üblichen starken Holzpfeilen und eisenbeschlagenen Balken 2c. sind erklärlicherweise keine Überreste mehr vorhanden.

In der Westecke des castrum erhebt sich das ehemalige praetorium — bei vorübergehenden Lagern-„Zelt", hier Amtsgebäude des Oberbefehlshabers, heutzutage etwa mit „Kommandantur" wiedergegeben — nebst den Säulensockeln der Vorhalle auf einige Meter in seinem ganzen Umriß. Ganz nahe davor, westlich, befindet sich das Fundament eines kleineren Gebäudes, dereinst wohl Wachtstube, wo die für den inneren Lagerdienst verwendete Mannschaft während ihrer freien Pausen in Ermangelung von Zeitungen, Bier und Tabak durch Würfel, Wein und — Schlaf die Langeweile ferngehalten haben mochte.

An einem nördlichen Seitenausgange des Prätorialgebäudes bemerkt man an der Außenseite eine umgekehrt in den Stein gehauene Inschrift: V. R. ANTONINI PII I.V., deren Sinn infolge der Abkürzungen zu Anfang und am Schluß dem Berichterstatter vorerst noch unklar geblieben ist. — Antoninus Pius, römischer Kaiser von 138—161 n. Chr. V. (indelicia?) R. (aetia?) I. (Cohors?) V. (Legio??); daher sachkundiger Aufschluß sehr erwünscht! —

Im östlichen Teile des castrum könnte eine nahezu vollständig erhaltene, aus feuerfesten Ziegeln gemauerte Schmiedeesse, mit unterirdischen, horizontalen und oberirdischen vertikalen Zugöffnungen, von einem kundigen Jünger Vulkans mit den nötigen Holzkohlen nach einem bald anderthalbtausendjährigen Stillstand sofort wieder angeblasen werden.

Als Baumaterial für sämtliches äußere Mauerwerk ist sowohl der hier an den Ausläufern des fränkischen Jura noch vorkommende feste Plattenkalk als auch poröser, an der Luft verhärtender Kalktuff verwendet; letzterer, hier nicht heimisch, dürfte wohl aus der Neuburger Gegend, der späteren (unteren) „Pfalz", wie sie heute noch landesüblich heißt, mittels Zillen donauabwärts hierher verfrachtet worden sein. Gute Bausteine liefern in der Nähe die Brüche bei Eining am „Weinberg", bei Staubing und insbesondere Sandharlanden, Übergangsgebiet der Jura- in die Miocänformation.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Billige Ärzte. Wie wohlfeil ehemals die Fürsten in ihren Krankheiten bedient wurden, beweist die Besoldung, welche Adolf von Nassau, Kurfürst von Mainz, seinem Leibarzte Diedrich von Meschede, „Doktorn in der Erznei", anwies. „Wir wollen ihm geben (sagt der Kurfürst in einer Urkunde vom Jahre 1470) jedes Jahr fünf und zwanzig Gulden in zwei Zielen von unserm Siegler zu zahlen, dazu 2 Fuder Weins und 25 Malter Korns und wenn wir unsere Sekretarien und Hofgesinde kleiden, wollen wir ihm und seinem Knecht auch gleich unseren Sekretarien Kleidung geben. Wenn wir ihn nicht bedürfen, so mag er auch andern Kranken helfen." Wenn man aber bedenkt, daß das Malter Korn nicht über einen Gulden stieg, und der Wein sehr wohlfeil war, so kann man den ganzen Gehalt nebst der Kleidung nicht auf hundert Gulden anschlagen, und dafür mußte der Leibarzt nicht allein den Kurfürsten, sondern alles Hofgesinde besorgen; auch den Hof überall hin begleiten.

Trunksucht des Mittelalters. Der berühmte Markgraf Albrecht von Brandenburg (1557) hatte einen Hofmeister, namens Beck, welcher sich bei der Hochzeit der Schwester Albrechts zu Karlsheim, 1537, zu Tode trank. Nichts drückt die Denkart der alten ritterlichen Zecher besser aus, als die vielen Pokale, die Zierden ihrer Burgen. Auf dem berühmten Oldenburger Wunderhorne stand der Kernspruch: „drink al ut". Bekannt ist das alte Basrelief über den Kellern der schönen Burgruine zu Mansfeld. Daß auch wackere Männer sich dem Trunke ergeben haben, davon zeugt die Geschichte des berühmten Westfälischen Friedensschlusses, wo es oft von dem großen schwedischen Reichskanzler Axel Oxenstierna heißt: „man habe mit Sr. Excellenz diesen Tag nichts richten können, weil Sie ziemlich bezecht gewesen". Auf dem Friedenskongresse zu Münster wurden die Gesundheiten der Regenten getrunken aus einer vergoldeten Glocke, zwei Maß haltend, deren Klöppel man herausnahm, nach geleerter Glocke aber wieder einhängte und damit klingelte, zum Beweise: „daß man ehrliches Spiel gespielt habe". Der englische Minister W. Temple führte einen Kavalier bei sich, der für ihn trinken mußte. Der Reichsabschied von 1500 hatte das Übermaß im Trinken ausdrücklich verboten, und der Edle v. Schwarzenberg stimmt demselben in seinem damals berühmten Büchlein: gegen das Zutrinken (1534) herzlich bei, weshalb sich Zecher mit den Worten zutranken: „Es gilt dir den Reichsabschied".

Ein armer Pfarrer. Die Pfarrei Irschenberg (zwischen Miesbach und Aibling) war früher so gering an Erträgnissen, daß deren Inhaber nicht standesgemäß leben konnten. Darum schrieb der Pfarrer Binz, der in den Jahren von 1645—1648 hier war, in's Matrikelbuch:

„Wie guet es ist in dieser Pfar
wirst du in diser Zal bar gwar
daß einer zeücht auf, der ander ab,
keiner hat hir kain orth zum Grab".

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für bayerische Geschichte und Landeskunde.

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 34. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

9. Kapitel.

„Wir werden den Herrn General Jourdan heute nicht sprechen können, meine Herren", rief Professor Siebenkees nach der ersten Begrüßung, als man sich auf dem Marktplatze zusammengefunden. „Er ist gestern spät heimgekommen und liegt wieder einmal am Fieber danieder."

„Wenn es nicht Jourdan sein kann, dann ist es ein anderer, der uns anhört. Gehört müssen wir werden", sagte Wägel mit Entschiedenheit. „Wir wollen denn doch sehen, ob bei den Machthabern gar kein Verlaß auf ein gegebenes Wort mehr zu finden ist."

„Leider nicht; hören Sie nur. Die Universität hatte vor wenig Tagen erst eine Deputation an Jourdan geschickt, um Sicherheit und Befreiung von Einquartierung auszuwirken. So erhielten wir denn in der That eine schriftliche Sauvegarde ausgestellt des Inhaltes, daß allen Befehlshabern der französischen Armee, die Altdorf passieren würden, der Befehl erteilt sei, weder in das Kollegien-Gebäude, noch in andere Häuser, die von Professoren bewohnt seien, Soldaten einzuquartieren und überhaupt die zum Studieren nötige Ruhe auf keine Weise zu stören. Dieses Blatt wurde abgedruckt und nebst der zu Würzburg getroffenen Übereinkunft am Kollegienthore und an anderen Gebäuden der Universität angeschlagen."

„Hm", machte Wägel. „Es wird wohl wenig geholfen haben!"

„Erraten, mein Wertester, denn Jourdan hatte sich in der Sauvegarde des Wortes ‚Volontär' bedient statt des bestimmteren ‚Soldat'. Nun verlachte jeder Franzose, den man sich durch die Sauvegarde vom Halse halten wollte, die Verordnung mit dem Worte, daß er kein Volontär sei, und ihn die ganze Sache nichts anginge. Wir sind nun hier, um bei dem General en chef eine genauere Auslegung und Fassung seines Erlasses durchzusetzen. Der Bürger und Bauer muß endlich einmal geschützt werden, die Erbitterung des Landvolkes gegen die fremden Unterdrücker ist auf eine bedenkliche Höhe gestiegen."

„Und die Rache der solchermaßen zur Verzweiflung getriebenen Leute wird eine schreckliche sein", sagte Wägel nachdenklich, „wenn demnächst einmal das Schlachtenglück den Franzosen den Rücken kehren sollte."

„Das wird in Bälde geschehen, es müßte denn keinen Gott im Himmel mehr geben. Aber, haben die Herren gestern Abend nicht dieselbe Beobachtung wie ich gemacht? Es muß in und um Nürnberg stark gewittert haben. Das ganze Firmament schien in Flammen zu stehen. Ich habe es für ein hochbedeutsames Zeichen genommen. — Aber, da sehen Sie doch, eine ganze Reihe schwer beladener Wagen! Aha, man kommt vom Requirieren. Wie wär's, wenn wir der Verteilung beiwohnen würden? Ich sehe hier alle möglichen Gegenstände und möchte wissen, wozu dies alles dienen kann."

„Die Franzosen können alles brauchen", sagte Professor Will mit Bitterkeit, „Lebensmittel so gut wie Kleidungsstücke, Vieh und Pferde ebenso gut wie Stecknadeln und Haarpuder und noch weit mehr."

„Schrecklich", rief Wägel empört aus, „und solchen Leuten haben wir in gedankenloser Vertrauensseligkeit Thür und Thor geöffnet!"

Sie waren vor dem Pflegeamts-Gebäude angelangt und sahen das Kommissariat in voller Thätigkeit. Ein wahrer Schwarm von Kommis, Ordonnateurs, Receveurs, Employés stürzte den ankommenden Wagen entgegen, und die Verteilnng wurde vorgenommen unter wüstem Lärm und rohem Gelächter, unter harten Spottreden und bitteren Streitigkeiten. Nur mit Mühe gelang es den Nürnbergern, ihren Unwillen zu bemeistern, als sie mit eigenen Augen sehen mußten, in welch empörender Art hier Schweiß und Fleiß des arbeitsamen Landmannes vergeudet wurde. Achtlos wurde weggeworfen oder in der allergemeinsten Weise ruiniert, wovon ganze Familien wochenlang hätten leben können. Am ärgerlichsten geberdete sich der Troß verworfener Weiber, welche sich allüberall vorzudrängen wußten, um von allem das Beste zu erhalten. Der Beamtenstand der Kommissariate rekrutierte sich meist aus jungen Leuten, die als geborene Pariser, den besseren Familien angehörig, alsdann in ihrer ganzen Erscheinung den Stutzer, den sog. Muscadin, später auch wohl Incroyable genannt, repräsentierten. Es ist die allgemeine Klage der Chronisten jener Tage, daß die Kommissariate mit ihrem unbarmherzigen Kontributions- und Requisitionswesen die fränkischen Lande noch weit mehr geschädigt haben, als die rohen Ausschreitungen der feindlichen Heere es gethan. Bekanntlich operierten die Kommissariate selbständig und unabhängig von der Heeresleitung, die ihnen jedoch militärischen Beistand zur Unterstützung und Durchführung ihrer Forderungen zu leisten hatte. Zu den Kommissariaten drängten sich meist Leute, die durch die Revolution alles verloren hatten und nun auf Kosten der unterjochten Völker wieder einigermaßen zu Besitz gelangen wollten, der ihnen später ermöglichen sollte, irgendwo im Auslande ein behäbige Existenz zu führen.

Da unterdes die zehnte Morgenstunde herangerückt war, beschlossen die Herren, sich auf das Schloß zur Aufwartung zu begeben. Die beiden Altdorfer Professoren wurden an General Bernadotte verwiesen, der, nachdem er sie lange hatte warten lassen, endlich erschien und mit dem Hut auf dem Kopfe barsch nach ihrem Begehren fragte. In aller Bescheidenheit versuchten nunmehr die beiden Herren, sich stützend auf den Jourdanschen Geleitsbrief, den General zu bitten, daß er gnädigst abstehen möge von weiteren Heimsuchungen des armen, bereits über Vermögen mitgenommenen Städtchens, besonders möge er verfügen, daß den Verwüstungen der Gärten, Äcker und Felder seitens der Soldaten Einhalt geschehe, denn eine gänzliche Verarmung des Landvolkes wäre die unmittelbare Folge.

„Meine Leute wollen leben", gab der General barsch zur Antwort, „meine Kavallerie, Roß und Reiter, dürfen nicht Not leiden. Wir wollen in Deutschland nicht hausen, wie es die Deutschen in Frankreich gethan. Dies sage ich Ihnen, merken Sie wohl auf: alles, was befohlen wird, vollziehen Sie den Augenblick, und alles, was verlangt wird, es sei was es wolle, das schaffen Sie unverzüglich zur Stelle, sonst, bei Gott, lasse ich das Nest an allen Enden in Brand stecken. Gehen Sie jetzt, man wird Ihnen alsbald die Forderungen des Kommissariats zustellen." Die beiden Professoren empfahlen sich wiederum in sehr gedrückter Stimmung und machten den unten harrenden Nürnberger Herren Bericht von ihrer gescheiterten Mission.

Leider sollten auch diese nicht glücklicher sein. Herr v. Ladenburg hatte es durchgesetzt, daß General Kleber trotz seiner anfänglich in bestimmtester Form ausgesprochenen Weigerung die Deputation schließlich doch vorließ. Die Herren fanden den gewaltigen Stellvertreter des Obergenerals noch an der Tafel sitzen, und er beeilte sich keineswegs, sein leckeres Frühstück zu beenden. Einige Untergeneräle in reich gestickten Uniformen, die trikolore Schärpe um die Hüfte geschlungen, und zwei Damen saßen mit zu Tische, wo der Wein in Strömen floß, und die feinsten Speisen aufgetragen waren. Nachlässig wurde die höfliche Begrüßung der Deputierten erwidert, und Kleber zeigte mit leichter Bewegung der Hand gegen eine Fensternische, wo einige Sessel plaziert waren. Die Damen betrachteten neugierig die Herren in der spanischen Tracht und flüsterten lächelnd einander Bemerkungen zu über den feierlichen Ernst, der auf den Gesichtern der Neueingetretenen lag.

Endlich erhob sich Kleber von der Tafel und trat der Nürnberger Deputation entgegen. Als die kleine Tischgesellschaft sich entfernt hatte, wandte er sich an Wägel, als an den Sprecher der Deputation.

„Sie wünschten, wie mir Herr v. Ladenburg mitgeteilt, dem Obergeneral Jourdan ihre Aufwartung zu machen. Ich bin beauftragt, Ihnen zu sagen, daß der Obergeneral für Sie nicht zu sprechen ist. Bürger Jourdan liegt zu Bette und muß gemäß ärztlicher Anordnung für einige Stunden der Ruhe pflegen."

„Wir bitten", entgegnete Herr Wägel in fließendem Französisch, „dem Obergeneral gnädigst unser aufrichtiges Bedauern mitteilen zu wollen. Da wir aber bereits seit gestern hier verweilen, und es uns begreiflicherweise lieb wäre, bald wieder heimzukehren, möchten wir uns die Frage erlauben, ob an Stelle des Obergenerals vielleicht dann Sie selber uns Gehör schenken möchten?"

Der General sann einen Augenblick nach, dann sagte er, seine schlanke Gestalt leicht auf den Säbel stützend: „Es sei, wenn Sie sich kurz fassen, denn meine Zeit ist knapp bemessen".

Herr Wägel wollte nunmehr eine Schilderung der Leiden und Trübsale beginnen, welche über die Stadt Nürnberg hereingebrochen waren, als der General ihm sofort lebhaft ins Wort fiel.

„Immer wieder das alte Lied, das ich schon bis zum Überdruß habe anstimmen hören. Was wollen Sie denn? der Soldat muß leben."

„Aber General, solche Ausschreitungen, solche unerhörte Greuel —"

„Bah, melden Sie das dem General Ney. An ihm wird es sein, Abhilfe zu schaffen."

„Wir haben es gethan, und nichts ist geschehen zur Besserung unserer Lage."

„Dann vermögen auch wir hier im Hauptquartier nichts dazu. Wie haben Sie sich denn die Sache vorgestellt? Sollen wir vielleicht jeden einzelnen Soldaten bestrafen deshalb, weil er sich dasjenige verschafft, was er zum Leben unbedingt nötig hat?"

„Man wird im Hauptquartier sich nicht beklagen können. Wir sind den ungebetenen Gästen in jeder Beziehung freundlich entgegen gekommen."

„Ein Gebot der allergewöhnlichsten Klugheit", warf höhnisch Kleber ein.

„Die Stadt Nürnberg hat gethan, was nur in ihren Kräften gestanden, ja weit über ihre Kräfte hinaus."

„Bah, wir wissen besser, verlassen Sie sich darauf, was Nürnberg zu leisten vermag."

„Wir stehen hier als Vertreter der Republik, und ich erkläre hiermit in aller Namen, daß die Stadt mehr zu thun absolut nicht in der Lage ist."

„Wir werden sehen", begnügte sich Kleber zu sagen.

„Gestatten Sie mir, General, noch eine freimütige Bemerkung. Ich sagte eben, daß wir den ungebetenen Gästen freundlich entgegengekommen sind. Ich muß hinzufügen, daß wir es gethan, weil wir noch auf Treue und Manneswort gerechnet."

„Wie soll ich das verstehen?" fragte Kleber.

„Wir haben die Proklamation, welche der Obergeneral vor kaum zwei Monaten erlassen, ernst genommen."

Kleber machte eine heftige Bewegung und warf das Haupt so ungestüm zurück, daß der reich bordierte Hut mit den traditionellen trikoloren Straußenfedern in Gefahr geriet, herabzufallen. Es zuckte in den energischen, kühn geschnittenen Linien des breiten bartlosen Gesichtes, als er mit heiserer Stimme ausrief: „Hüten Sie sich, weiter zu sprechen, meine Herren, sonst —" — und er stampfte mit dem schweren Reitersäbel ungestüm den Boden — „hätten Sie es bitter zu büßen. Wir sind keineswegs gewillt, Nachsicht zu üben. Nürnberg ist reich und soll zahlen. Haltet ihr, stolze Krämerseelen, uns für so naiv, nicht zu wissen, was eure Stadt zu leisten imstande ist? Gottlob! sind wir von unseren Kundschaftern gut bedient und kennen eure Hilfsquellen besser als vielleicht ihr selber. Mich hat der Obergeneral gestern schon beauftragt, an eine Kontribution zu denken. Ich habe euch angehört, und nun spreche ich. Vernehmt denn —" — und er zog aus dem blauen Waffenrock einen Bogen Papier heraus, den er mit der behandschuhten Linken rasch entfaltete, dann begann er zu lesen: „Von heute ab in 4 Terminen wird die Stadt Nürnberg zu leisten haben: eine Kontribution von 2½ Millionen an barem Gelde, 300 000 Pfund Brot, 5000 Zentner Heu, 5000 Zentner Hafer, 5000 Zentner Stroh, 5000 Zentner Fleisch, 25 000 Pinten Branntwein, 300 Pferde, 50 000 Paar Schuhe, 10 000 Paar Stiefel, 50 000 Paar Gamaschen und 50 000 Hemden."

Die Ratsherren standen bei dieser fürchterlichen Eröffnung unbeweglich vor dem Kriegsmanne; es schien, als hätte der Schreck über das Vernommene ihre Glieder gelähmt, endlich begann Wägel mit langsam bedächtiger Rede: „General, das soll wohl eine Drohung sein, uns zu schrecken. Solch' übertriebene Forderungen können doch wahrlich nicht ernst gemeint sein."

„Es ist unser Ernst. Darüber werden Sie sich in Bälde klar sein."

„Die Stadt Nürnberg wird nicht den vierten Teil des Geforderten leisten können."

„Die Stadt wird das Ganze leisten, verlaßt euch darauf."

„Und wenn wir nicht wollen?"

„Man wird euch zu zwingen wissen. Wissen Sie, daß Ihr Hemd mein ist, wenn ich es verlange?[1]) Das Kommissariat versteht sich darauf, seine Forderungen einzutreiben. Nachdem ich Ihnen das Eine gesagt, brauche ich auch das Andere nicht zu verschweigen. Der Obergeneral hat die Namen einer erklecklichen Anzahl von Patriziern und sonstigen Standespersonen notieren lassen. Man wird die Herren zu finden wissen, die uns Bürgschaft und Gewähr leisten, daß die Stadt ihren Verpflichtungen nachkommt. Gehen Sie jetzt und eilen Sie, bald wieder bei den Ihrigen zu sein, denn es ist leicht möglich, daß auch dem einen oder andern von Ihnen selber das Los beschieden wäre, als Geisel nach Givet oder Charlemont zu gehen."

„Sie sagen, General, daß die Namen einer Anzahl von Patriziern notiert sind. Wer hat dies besorgt? Dem Rate ist nichts davon bekannt, er hatte keinen Personalstatus zu leisten. Von wem ist die Entwerfung einer solchen — nennen wir das Ding bei dem richtigen Namen — Proskriptionsliste ausgegangen?"

„Von wem? Dreiste Frage! Von uns selber. Wir werden in solchen Punkten sehr gut bedient."

„Durch Spione, durch wahre Schandbuben", sagte Wägel tief entrüstet.

„Bah, es sind Deutsche", höhnte Kleber.

„Ja, ja, leider sind es Deutsche, die ihre Landsleute verraten", seufzte Wägel.

„Verschonen Sie mich gefälligst mit solchen Deklamationen. Ich kann Sie versichern, daß, wenn ich das Oberkommando hätte, eine ganz andere Kriegführung an die Tagesordnung käme. Ich würde meine Mordbrenner vorausschicken und alle Dörfer anzünden lassen und unter dieser Erleuchtung weiter ziehen. Wenn ein Gott im Himmel ist, so wird er in die Hände klatschen und rufen: Bravo, Messieurs les Français![2])

„Nun wir Ihr Programm kennen, General, wäre jede weitere Bitte unsererseits reine Verschwendung, und ich sage mit dem römischen Dichter:

Nullus amor populis, nec foedera sunto,
Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!" [3])

„Was soll mir Euer Latein", höhnte Kleber, „ich verstehe es nicht."

„Es wird die Zeit kommen, General, wo Ihnen der Sinn dieser Worte klar ist. Wir verzichten darauf, dem Obergeneral unsere Aufwartung zu machen, und kehren stehenden Fußes nach Nürnberg zurück. Wir haben die Ehre, General, uns hiermit von Ihnen zu verabschieden." Und die sechs Herren verließen mit tiefem Gruße das Gemach.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Historisch beglaubigte Äußerung.

[2]) Historisch. Vgl. Soden: Die Franzosen in Franken, S. 155.

[3]) Nicht Liebe, noch Bündnis eine die Völker,
Auferstehen soll Einer aus unsern Gebeinen, ein Rächer.

Am Obermain.

Von Ludwig Zapf.

Altes gutes, liebes Frankenland! — so ruft Scheffels Mönch Nicodemus aus, als er vom Banzberge herniederschaut auf das gesegnete Mainthal und seine Uferhöhen — und es scheint uns in diesen Worten der milde, friedliche, harmonische Lokalton, der auf der Mainlandschaft liegt, treffend festgehalten zu sein. Ja, es ist ein gutes, liebes Land, das der schöne Strom benetzt, der vom Fichtelgebirge herabkommt, um sofort, nachdem er die düstere Waldespforte verlassen, ein Gebiet zu durchfluten, das der Reiz hoher Anmut schmückt. Und daß ihm letztere treu zur Seite bleibt auf dem Wege in die inneren Thäler Frankens, weiß jeder, der diese kennt; wer sie aber nicht kennt, der lese Gustav v. Heeringens freilich nun fast verschollene „Wanderungen durch Franken" — mit wärmerer Liebe und treuerer Erfassung und Wiedergabe des Lokalcharakters der Gegend ward das Mainland nicht vorher und seitdem nicht wieder beschrieben, als es hier geschehen.

Unser Bild führt uns in das obere Thal des Mains. Eine kurze Strecke hat der junge Fluß erst zurückgelegt, seitdem unterhalb Kulmbach die beiden Brüder „Weißer Main" und „Roter Main" sich vereinigt. In Windungen, da und dort umbuscht, wallt er durch die breite Aue, an die sich zu beiden Seiten die mit Obstbäumen bestreuten Ackergelände reihen bis zu den ansteigenden Höhen, wo sie „der Berge Waldkranz grün besäumt". Landstraße und Bahnlinie folgen seinem Laufe. Brausend und schäumend stürzt er im Orte Mainleus über ein breites Wehr, neben dem sich Mühlenräder drehen. Vom südlichen Höhenkamm schaut ein Pfarrdorf mit spitzem Turme herab: Willmersreuth, öfter genannt, weil im Jahre 1518 hier Luther gepredigt haben soll, aber auch vom Profil der nördlichen Uferhöhe ragt ein solch spitziges Türmlein mit Kirche und Bauernhäusern aus den Obstgehegen auf: Veitlahm, und daneben erhebt sich der Höhenzug zu einem bewaldeten Kegel, dem Patersberg, der das Auge ob seiner von der Nachbarschaft abweichenden Erscheinung unwillkürlich anzieht, während im Mittelgrund die blanken Mauern eines Schlosses durch die Bäume schimmern. Es ist dies das v. Künsbergsche Schloß Wernstein. Diesen nördlichen Teil der Landschaft hat unser Künstler dargestellt.

Schreiten wir zunächst dem Schlosse zu. Auf mäßigem Hügel steht es ob einem saftigen Wiesengrund, durch seine Umfassungsmauer mit den Ecktürmen an mittelalterliche Wehrhaftigkeit gemahnend. Unmittelbar an den alten Bau grenzt ein neueres Schloß mit seinen Ökonomiegebäuden, dann das Dorf Wernstein. Die Wiese unterhalb des Schlosses heißt die Kriegswiese — sie ist mit Blut gedüngt.

Von lieber Freundeshand ward mir nach einem zu Weismain aufbewahrten alten Schriftstücke folgende Mitteilung hierüber:

„Die Söhne des Edelmanns Hans Heinrich v. Künsberg zu Wernstein hatten im Jahre 1632 einen gewissen Obristlieutenant Namens Reinhold v. Rosen in ihr Schloß genommen, der viele Edle und Unedle an sich zog und mit Rauben und Plündern den stiftischen (Bambergischen) Unterthanen und dem Amte Niesten großen Schaden zufügte. Alle umliegenden Ortschaften (bei Weismain) mußten nach Wernstein wöchentlich kontributieren. Zusammengerottete Bauern und Bursche erfrechten sich sogar, gegen Weismain einen Angriff zu machen, indem sie das untere Thor daselbst besetzten. Es ist aber für sie nicht gut ausgefallen, denn die Wachmannschaft an dieser Stelle hat solche bei Zeiten inne geworden, den Fahnenjunker vom Pferd geschossen und tot in die Stadt geschleift, worauf die übrigen die Flucht ergriffen und bis Schwarzach, eine Meile Wegs von Weismain, verfolgt wurden. Ihr Zufluchtsort war Wernstein, wo sie sich sammelten, um den stiftischen Unterthanen noch größere Drangsale zu bereiten. Diesem Treiben machte ein Ende Friedrich Schletz, Obrister zu Vorchheim. Ohne Wissen und Anregung derer von Weismain wurde derselbe vom Fürstbischof zu Bamberg zur Bestrafung der Übelthäter abgesandt. Obrister Schletz nahm seinen Marsch mit 800 Mann zu Roß und zu Fuß nach Weismain, übernachtete allda und zog samt den Weismainern Ausschüssern am folgenden Morgen gegen Schwarzach, wo die v. Kürnsbergschen Bauern und Grundholden in geschlossenen Gliedern bewaffnet auf freiem Felde standen. Obrister Schletz hat auf dieses hin stracks den Paß gegen das Schloß Wernstein mit einer Kompagnie Reiterei genommen, hernach ein Feldstück in der Bauern Kolonnen abfeuern lassen, solche hierdurch zertrennet, überfallen und bei dreihundert niedergehauen. Dieser Ausgang des Künsbergschen Edelmannskrieges trug aber den Weismainern noch größere Erbitterung und Feindschaft von seiten des Markgrafen und derer von Adel ein." —

Wir wollen uns die schöne Wanderung durch das greuliche Blutbad nicht weiter verderben lassen und ziehen fürbaß, der Höhe zu. In Veitlahm gedenken wir uns auf dem Rückweg einen guten Trunk zu gönnen — die Wirtschaft ist von Kulmbach aus viel besucht, — daher immer höher, bis wir auf der Plattform des kleinen Steinbaues stehen, welcher für den Genuß der Aussicht auf der Südkuppe des Patersberges errichtet ist. Der Berg ist nämlich oben sattelförmig eingebogen und erinnert daher der Form nach an die Kösseín im Fichtelgebirge. Letzteres liegt in den mächtigen Umrissen seiner Hauptberge klar vor Augen, im Südosten steigt der Rauhe Kulm in der Oberpfalz empor, vulkanischen Ursprungs wie der Berg, auf dem wir stehen; ein Basaltbruch an der östlichen Abdachung des Patersbergs läßt erkennen, daß unterirdisches Feuer einst hier mächtige Ausbrüche hervorrief. Gegen Süden erhebt sich, über dem Hochplateau des Görauer Angers, einer großen prähistorischen Fundstätte der Bronze- und Hallstattzeit, das ehemalige markgräfliche Lustschloß Sanspareil (Zwernitz), dann weiter rechts der schroff aufragende Cordigast. Westlich tauchen der Staffelberg mit seinem Kirchlein und Banz mit seinen beiden Türmen auf. Nordwestlich zeigen sich Feste Coburg, diese sehr deutlich und nahe erscheinend, und die beiden Gleichen, dann beschränken Höhen und Bäume den Fernblick, bis er nordöstlich gegen die Rücken des Frankenwaldes wieder freien Spielraum gewinnt. Aber mit Behagen versenken wir das Auge nun in das liebliche

Mainthal, das mit seinem Gelände von Kulmbach und seiner stolzen Plassenburg über Altenkundstadt, Strößendorf mit v. Seckendorffschem Schlosse, Burgkundstadt mit Kirche, Burg und Rathaus bis nach Horb bei Hochstadt vor uns ausgebreitet liegt.

„Grünes Thal und Silbersaum des Maines . . .
Altes gutes, liebes Frankenland!“ — —

Überschauen wir nun noch einmal das eingangs beschriebene Teilbild, das eine mit der Gegend wohlvertraute Künstlerhand in der beigefügten Ansicht trefflich wiedergegeben hat. Dunkles Gewölbe ballt sich am Himmel, und die Bauerngruppe im Vordergrunde, der Mann, der Oberkleider ledig, und die Frau mit dem blaugestreiften Bänderrock, ist emsig beschäftigt, die Frucht ihres Fleißes wohlgeborgen in die Scheuer zu bringen, bevor vielleicht verderbliches Hagelwetter sie schädigt.



Schloß und Dorf Marnstein mit Patersberg und Veitlahm. Originalzeichnung von Professor Karl Heß.

Möge es ihr gelingen! Es ist ein braves Volk, die Bauernschaft des oberen Mainlandes, kernhaft, tüchtig, alter Bauerntugenden voll, dazu körperlich wohl gebildet. Hier und an den beiden Flußarmen hinauf grüßt uns manch anmutiges Menschenbild, blühend in rosiger Jugendfrische, die Schläfen von den Fransen des schwarzen oder roten Kopftuches zierlich umsäumt. Und so scheiden wir nicht ohne ein poetisches Segenswort wie vom Lande, so auch von den Leuten:

„Gott schirme Dich, Du lieblich Thal,
Gott schütz' Dich, wackrer Bauernstand,
Er schenk' Dir Frieden allzumal
Und goldne Ernten Deinem Land!“

Altes und Neues aus altbayerischen Landen.

Von J. Keiper.

(Fortsetzung.)

Am Römerkastell erwiesen sich hervorragend widerstandsfähig die im sog. Fischgrätenstyl, d. h. mit gegenseitig schräg zu einander gestellten Kalkplatten aufgeführten Mauern. Diese Bauart erinnert einigermaßen an den neuerdings z. B. am Bahnhofe Zwiesel und anderen der herrlichen Bayerischen Waldbahn beliebten ebenso dauerhaften, als geschmackvollen sog. Cyklopenstil: Zwischen den grob behauenen, plastisch wirkenden hellen Granitquadern kommt dort die aus gleich

unverwüstlichem, gewöhnlich etwas dunkler gefärbtem Urgebirgsgestein im unregelmäßigen Verband von Drei-, Vier- und Fünfecken zusammengesetzte Wandmauerfüllung ausdrucksvoll zur Geltung.

Mit diesem vergleichenden Seitenblicke verlassen wir das im „Wegweiser" noch nicht aufgenommene, deshalb hier etwas breiter behandelte eigentliche castrum und wenden uns zu dem zweiten Objekt, der völlig freigelegten villa.

Da dieselbe in genanntem Führer mit Beigabe eines Lageplanes genau beschrieben, sei sie jetzt nur kurz gestreift. In derselben befinden sich auch verschiedene Räume für Badeeinrichtungen, zum Teil gut erhalten mit noch heutzutage leidlich funktionierenden Heiz-, bezw. Erwärmungsvorrichtungen, Hypokausten, wie durch ein entzündetes Strohbüschel männiglich vor Augen kam.

Daneben sind einige Plattengräber mit Skeletten aufgedeckt, auch wird ein einzelner starker Mannesschädel gezeigt, der bei Bloßlegung des vorhin erwähnten Thores sich vorfand und vermutlich einer bei der endgültigen Erstürmung des Lagers erschlagenen Schildwache angehört haben dürfte. Der Brave erfreute sich eines untadelhaften Gebisses, an dem jetzt noch sämtliche Zähne unversehrt vorhanden sind. Ferner sind die Gipsabgüsse zweier Votivtafeln und eines Fortunadenkmales in erhabener Arbeit aufgestellt, deren Originale nebst anderen wichtigen Sachen dem Kreismuseum in Landshut einverleibt wurden. — Ein Altar aus dem Jahre 211 n. Chr. befindet sich im Königl. Nationalmuseum zu München. —

Im Schulhause endlich war eine Sammlung der neuesten Fundgegenstände behufs Sichtung und Inventarisierung aufgestapelt: Von Rost mehr oder weniger zerfressene Schwerter, Scheiden und Pfeilspitzen, Ziegel mit Legionsstempel und Öllämpchen aus gebranntem Thon, Schlüssel, Kämme, Ohrlöffelchen, elfenbeinerne Sticknadeln wie neu vom Laden, hübsche Gemmen, Ringe und sonstiger Kram, ferner starke Hirschweihkronen mit einem kurz abgeschnittenen Stück der Stange, wohl zu Werkzeuggriffen bestimmt, stattliche Eberzähne, „Hauer" von Wildschweinen, wie sie der sportlustige Epigone, vornehmlich der Nichtjäger, in Silber gefaßt an der Uhrkette trägt. — Edel- und Schwarzwild mochte der seit urvordenklichen Zeiten mit Eichen und Buchen bestockte benachbarte große Hienheimer Bergforst besonders damals in schwerer Menge beherbergt haben, bis allmählich mit fortschreitender Kultur eine ausgedehntere Wald- und Wildnutzung im Laufe der Zeit den Edelhirsch in engere Wildbahnen verwies und das in Herden zur sog. Schmalzweide eingetriebene zahme Schwein seinen wilden Vetter in dem bisher ungeschmälerten Genuß der jeweiligen Spreng-, Halb- und Vollmasten erheblich beeinträchtigte. —

Hochinteressant ist die im Schulhause ebenfalls befindliche Münzsammlung: Neben einem einzigen, aber vorzüglich erhaltenen Goldstück, so funkelnagelneu glänzend, als käme es gerade vom Prägestock, umfaßt sie eine größere Anzahl Silber- und Broncemünzen von Vespasian (69—79 n. Chr.) bis zu Konstantin dem Großen (323—337 n. Chr.), letztere mit Kreuzen, ein Symbol des als Staatsreligion anerkannten Christentums. Mehr oder weniger zahlreich sind ferner die Bildnisse nachgenannter römischer Kaiser, zugleich hauptsächlichste Träger der in dem langen, 268 jährigen Zwischenraum allmählich dem Ende entgegenschreitenden Weltherrschaft, nämlich: Domitian (81—96), Trajan (98—117), Hadrian (117 bis 138), Antoninus Pius (138—161) Marc Aurel (161—180), Probus (276—282) und Diocletian (284—308), unter ihm (303) die letzte große Christenverfolgung.

Hoffentlich haben seit Frühjahr 1890 die mit weiteren Grunderwerbungen zu verbindenden Ausgrabungen bei Eining erfreulichen Fortgang genommen! Das allgemeine Interesse, welches man maßgebenden Ortes, in Fachkreisen und beim gebildeten Publikum ihnen entgegenbringt, dürfte sich noch erheblich steigern, wenn der von der gemeinschaftlichen Kommission für Erforschung des römisch-germanischen Limes ausgearbeitete Arbeitsplan im Laufe der nächsten Jahre praktisch durchgeführt sein wird. — Denn Eining gegenüber auf dem linken Ufer der Donau bei Hienheim läuft der berühmte römische Grenzwall, „Pfahlgraben", auch kurzweg „Pfahl", in Süddeutschland allgemeiner „Teufelsmauer" genannt, welcher bei der Hadrianssäule am sog. Hader- („Hadrians-") Fleck bis zur Donau, von da durch den Hienheimer Forst in das Altmühlthal nach Gunzenhausen zu und dann quer durch das Land zum Neckar, Main und Rhein sich hinzieht.

Im „Bayerland" Nr. 2 und 3, I. Heft des heurigen (dritten) Jahrganges, befindet sich aus der berufenen Feder von Hugo Arnold ein nach jeder Hinsicht vollendeter Aufsatz „Die Teufelsmauer". Der geehrte Herr Verfasser wird es wohl nicht verübeln, wenn in teilweiser Ergänzung seiner historischen Mitteilungen die schon vor 1¾ Jahren anläßlich des Eininger Besuches bei verschiedenen Autoren, darunter Dr. Anton Steichele, † Erzbischof von München-Freising, „das Bistum Augsburg" (Landkapitel Donauwörth, Dinkelsbühl 2c.), gesammelten und in unbewußter Priorität niedergeschriebenen Daten über Entstehung, Ausbau und Verlauf des römisch-germanischen Grenzwalles in Kürze wiedergegeben werden: Nachdem die Römerherrschaft in der sog. Teutoburgerschlacht (9 n. Chr.) durch Armin trotz späterer, vorübergehender Erfolge des edlen Drusussohnes Germanicus (14—16) und Cäcinas im rechtsrheinischen Germanien gebrochen war, blieben die Grenzen zwischen Römer und Germanen fast zwei Jahrhunderte lang im großen gleich. Erstere beschränkten sich zur Erhaltung ihres Besitzes und Einflusses wesentlich auf die Verteidigung. Zum Schutze ihrer süddeutschen Eroberungen gegen die Barbaren der Germania magna begannen sie schon unter Domitian (81—96) mit der Anlage eines Grenzwalles zwischen Rhein und Donau, welchen auf Staatsländereien, den sog. agri decumates, angesiedelte Soldaten zu bewachen hatten. Unter Kaiser Hadrian (117—138) wurde dieser „limes imperii oder transdanubianus" an der Donau und noch weiter ausgebaut, wovon die schon erwähnte, zwischen Hienheim und Haderfleck am linken Donauufer stehende Hadrianssäule noch heute Zeugnis ablegt. Deshalb hieß er auch „vallum Hadriani" und später wegen Anlage weiterer Befestigungen mit Türmen 2c. durch Kaiser Probus (276—282) „vallum Probi".

Dieser ungeheure Bau, „der das römische Germanien gegen das freie schützen sollte, aber nicht auf die Dauer konnte", zog sich in einer Längenausdehnung von 70 deutschen Meilen von Koblenz am Rhein bis nach Kelheim an der Donau. „Im Rheingebiet war der Wall von Erde mit Pfahlwand und Graben davor, im Donaugebiet von Stein mit Straße darauf." Die Entstehung eines so außergewöhnlichen, gewaltigen Werkes

schrieb der spätere Volksglauben dämonischen Kräften zu, daher der Name „Teufelsmauer“.

Von den vielen Kastellen, welche zum Schutze und zur Besatzung des großen Grenzwalles südlich von ihm, bezw. innerhalb des römischen Territoriums bestanden, nahm Abusina vermöge seiner Lage stromaufwärts unweit des natürlichen engen Felsenthores unterhalb des heutigen Benediktinerklosters Weltenburg unstreitig eine strategisch wichtige Stellung ein. Über letzterem steigt fast senkrecht der hohe, felsige Arzberg aus dem engen Donauthal auf.

Die Anlage von Abusina dürfte aus naheliegenden Gründen mit dem Bau der gegenüber befindlichen Strecke der Teufelsmauer zusammentreffen; seine Blütezeit fällt in die beiden ersten Drittel des dritten Jahrhunderts; die Besatzung wurde von der Cohors tertia Brittonum, Ziegelstempel CHO. III. BR., gebildet. — Letzterer Umstand dürfte die oben versuchte, mit zwei Fragezeichen versehene Lösung der teilweise rätselhaften Inschrift am praetorium fast ganz hinfällig machen.

Die Garnison hatte späterhin schlimme Tage zu bestehen, namentlich als im Verlauf der 375 n. Chr. begonnenen Völkerwanderung die Allemanen wiederholt mit wechselseitigem Erfolge die Festung berannten. Das castrum mußte mit so vielen großartigen militärischen und kulturellen Schöpfungen der einst weltbezwingenden und weltbeherrschenden stolzen Roma, später nur noch ein „Koloß auf thönernen Füßen“, das gleiche Los des Unterganges teilen. Vor manchen seiner Schicksalsgenossen erfreute sich Abusina jedoch des Vorzuges, aus langem, langem Schlummer unter Mutter Erde wieder am Tageslicht zu erwachen und, wenn auch nur in Ruinen, die Bewunderung der Nachwelt zu erregen.

Mit all diesen Betrachtungen war geraume Zeit verstrichen; die menschliche Natur trat in ihr Recht, der fast nüchterne Magen erhob berechtigten Einspruch ob so langer Vernachlässigung: In einer nahen Feldkapelle zum Schutze vor dem frischen Donauwinde nehmen wir von den mitgebrachten Vorräten einen kleinen Imbiß ein, gewürzt mit feurigem Italienerwein von der Insel Capri, den mein liebenswürdiger Gefährte in sinniger Weise zu Ehren des Tages und Ortes aus weitbauchiger Feldflasche kredenzte.

Also wieder gestärkt und ausgeruht, schlagen wir uns mit stillem Abschied von der liebgewonnenen Stätte querfeldein zu dem in südöstlicher Richtung an Sandharlanden vorüber nach Abensberg führenden Sträßchen und verkürzen uns den ebenso langweiligen als langen, obendrein frisch beschotterten, sonnenbeschienenen Weg, so gut es geht, durch allerlei Gespräche über unsere heutigen Erlebnisse. Eine miteinfließende, ebenfalls den Kurfürsten Karl Theodor berührende, außer Fachkreisen wohl wenig bekannte Anekdote forstgeschichtlichen Inhalts will ich nicht verhehlen: Auf einer seiner Huldigungsreisen in den ihm zugefallenen bayerischen Erblanden besuchte er u. a. auch die alte Herzogsstadt Kelheim und den benachbarten Hienheimer Forst. Vor mehr als hundert Jahren war dieser heute noch herrliche Laubholzhochwald begreiflicherweise mit noch sehr vielen, uralten, reckenhaften Eichen bestanden, welche in ihrer großartigen Erhabenheit einen mächtigen Eindruck auf den neuen Landesvater gemacht zu haben scheinen; denn derselbe wandte sich an den ihn begleitenden Forstmeister mit der „leutseligen“ Frage: „Sag mir Alter, wie viele solcher Eichen stehen wohl im Forste?“ Darauf jener geschwind: „So viel Stern' am Himmel stehen!“

Dem hohen „Jäger aus Kurpfalz“ mag die schlagfertige Antwort seines latein- und sternkundigen altbayerischen Grünrocks wohl baß behagt haben. Weiteres verschweigt die Geschichte. — „Unzählige“ alte Eichen hat es damals dort gegeben; jetzt freilich sind sie „wohlgezählt und registriert!“ Sie teilen eben nicht ganz das beneidenswerte Los der Gestirne, von denen die mit Altmeister Goethe befreundet gewesene Minna Herzlieb in ihrem schönen Lied „Trost in Thränen“ singt:

„Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht.
Und mit Entzücken blick' ich auf
In jeder heitern Nacht.“

(Schluß folgt.)

Franz Marius v. Babo.

Von Heinrich Leher.

Wir haben in letzter Nummer unseres vaterländischen Dichters Martin Greif und seiner Wittelsbachischen Dramen gedacht; heute sei das Andenken eines Mannes in Wort und Bild erweckt, der vor 100 Jahren großen Einfluß auf die litterarische Entwickelung Bayerns übte und ein Werk hinterließ, welches vor wenigen Jahren durch die geistreiche und geschickte Bearbeitung von Dr. Wilhelm Buchholz zu neuem Leben erweckt wurde, das Trauerspiel „Otto von Wittelsbach“.

v. Babo wurde geboren am 14. Januar 1756 zu Ehrenbreitstein als der Sohn eines ehemaligen bayerischen Hauptmanns.

Er studierte am Jesuitenkollegium zu Koblenz; über den näheren Gang seiner Studien fehlen leider die Anhaltspunkte. Geradezu überraschend aber muß der Erfolg derselben gewesen sein, denn wir finden ihn 1775 — er zählte damals 19 Jahre — als Regierungs- und Hofkammerrat zu Mannheim erwähnt.

In diese Zeit fallen die Verhandlungen bezüglich der Gründung einer Nationalbühne in Mannheim, deren Direktion Lessing und deren Verwaltung Babo übernehmen sollte. Die Verhandlungen mit Lessing zerschlugen sich, Babo bekam 1777 die Verwaltung und Aufsicht der Mannheimer Hofbühne in einem Alter von 21 Jahren. 1778 folgte er dem Kurfürsten Karl Theodor nach München; dort blieb er anfänglich ohne Amt, bis ihm die um Bayern so hoch verdiente Herzogin Maria Anna, eine Fürstin von hohem hellen Geiste 1784 das Amt ihres geheimen Sekretärs übertrug, das er bis zu ihrem Tode 1790 bekleidete. 1789 wurde er auf Veranlassung des Grafen von Rumford, mit dem er in vertrautester Freundschaft lebte, zur Teilnahme an der Errichtung einer Militärakademie, bei welcher er bis 1799

Studiendirektor war, eines Armenversorgungshauses und der Anlage des Englischen Gartens aufgefordert. Er wurde am 8. September 1791 in den Adelsstand erhoben. Ferner wurde ihm neben dem Amte des Studiendirektors der kurfürstlichen Militärakademie auch (1792) das eines kurfürstl. geheimen Sekretärs, das eines Zensurrates (1797) und endlich das eines Oberpolizeikommissärs übertragen. Als der Theaterintendant Graf Seeau sein Amt niederlegte, ging die Intendanz an eine Kommission über, an deren Spitze Babo stand. Grandauer, der bekannte Geschichtschreiber des Münchener Hoftheaters sagt von seiner Amtsleitung: „Er trachtete, seine Pflicht mit dem vollen Ernst eines Ehrenmannes zu erfüllen“. Die Abneigung des Publikums gegen Schiller (siehe „Bayerland“ 2. Band Seite 146) teilte Babo. Kotzebue war für ihn wie für das Publikum der Held des Tages.

1803 wurde Babo zum Intendanten ernannt, und es gelang seiner Energie, die Zerrüttung zu heben.

Erwähnt sei, daß er bei der Besetzung Münchens 1809 durch die Österreicher die Kasse rettete und daß er diese zur Zeit der Not des Ärars durch verzinsliche Geldaufnahmen auf seinen Privatkredit und unter Verpfändung seines vor der Stadt gelegenen Grundeigentums in gutem Stand erhielt.

Er legte 1808 die Intendantur nieder und lebte in stiller, nur der Wohlthätigkeit gewidmeter Zurückgezogenheit. Er starb am 5. Februar 1822.



Franz Marius v. Babo.

Die Zahl der Bühnenwerke Babos betrug 13. Wir fassen nur die vaterländischen Schauspiele ins Auge, vor allem seinen „Otto von Wittelsbach“. Das Stück wurde am 23. November 1781 zum ersten Male in München aufgeführt. Nach einer zweiten Aufführung am 25. November verbot Karl Theodor weitere Darstellungen, sowie überhaupt die aller vaterländischen Stücke, sogar die Drucklegung des „Otto“ wurde untersagt. Erst 1801 wurde das Stück neuerdings hervorgeholt, es war inzwischen über die meisten Bühnen Deutschlands gegangen, hatte in Hamburg den Theaterpreis erhalten und wurde im Jahre 1810 durch Benjamin Tompson ins Englische übersetzt.

Babo ließ im Jahre 1818 einen „Tassilo“ folgen, der nicht mehr in Druck gegeben wurde, und dessen Handschrift wie so manches Wertvolle dem großen Theaterbrande von 1823 zum Opfer gefallen war.

H. Schneider in Würzburg, der sich Leben und Wirken Babos als besonderes Studium erkor, widmet ihm folgende treffliche Charakteristik:

„Wenn auch Babo nicht zu den dramatischen Dichtern ersten Ranges gehört, so wird sein Name doch fortdauernd mit Achtung genannt werden. Für uns ist er von um so größerem Wert und desto mehr in Ehren zu halten, weil hauptsächlich er bewirkt, daß Bayern in der Geschichte des regeren Lebens und der Entwickelung der dramatischen Dichtkunst mit Ehren genannt wird, als welches in ihm dem gemeinsamen Vaterlande und seiner Litteratur für jenes Fach einen geistreichen und in den Künsten der dramatischen Muse wohlerfahrenen Dichter gebildet hat.“

Der Bierkieser.

Eine Bamberger Erinnerung.

Von A. Schuster.

Der stets revolutionäre Fortschritt der Technik, die aus den Feldschlangen und Haubitzen des Dreißigjährigen Krieges die Monstre-Geschütze von Woolwich, Essen 2c. erstehen ließ, das immerzu rollende Rad der Zeit, die aus Landsknechten und Söldlingen ein Volk in Waffen schuf, hat im Laufe der Jahrhunderte auf allen Gebieten zahllose kleinere Einrichtungen spurlos hinweggefegt. Die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Menschen! Derselben Generation, die ihre ersten Schulaufgaben beim Schimmer eines Groschenlichts oder ihre ersten Lehrlingsarbeiten beim matten Scheine eines rußenden Öllämpchens gefertigt, ist schier der strahlende Glanz des elektrischen Glühlichts zu schwach. Städte begrüßten einst jubelnd die erste Postkutsche, während in unseren Tagen jeder Bauernhof eine Eisenbahn für sich beansprucht.

Der Feuereimer und die martialische Bärenmütze des Landwehrgrenadiers, die Straßen-Öllaterne, die Putzschere, das Blasrohr und der Dreifuß, das Wirtshausschild, der die Straßen durchziehende „englische Reiter“, der Fallmeistersknecht mit dem Strick in der Hand, der die Straße nach herrenlosen Hunden durchspähte — was, nebenbei bemerkt heutigen Tages da und dort auch nichts schaden würde —, der schaurige Gesang des nächtlichen Wächters, Garküche und

Fleischbank mit den wohlgenährten Nagetieren, der Wasserspringer am Schiffswinterungsstege, der allabendliche Zapfenstreich vor der Hauptwache, sie sind dahingegangen wie in unseren Tagen die Kirchweihen zu sein aufgehört. Und mit diesen alten Dingen ist eine ganz originelle Species von Wächtern der Sanität verschwunden: Der Bierkieser.

„Hopfen und Malz — Gott erhalt's"! war zwar von jeher die Devise der bayerischen Bierbrauer gewesen, allein sintemalen es unter der ehrsamen Zunft doch auch da und dort Schlingel und Schlemiehls gegeben, die sich die Erfindung des Heinsleins sehr zugute kommen ließen, hat sich schon in der „guten" alten Zeit eine hochwohllöbliche Polizei veranlaßt gesehen, ein Aufsichtsorgan ins Leben zu rufen, welches das Bier zu kiesen, das ist zu prüfen und Rapport an die Behörde zu machen hatte. Die Gaumenprobe und ein sonstiges gutes Verständnis für gutes Bier war die Grundlage, auf welche die Bierexperten der alten Zeit fußten. In unseren Tagen betraut der Staat mit diesen Bierproben — natürlich auf ganz anderer Grundlage — Kapazitäten der Wissenschaft, hervorragende Chemiker und deren Famuli. Man darf dabei eben nicht übersehen, daß in den letzten Jahrzehnten erst die Bierbrauerei aus dem Stadium eines empirischen Gewerbes zu einer Species der chemisch-technischen Wissenschaft herausgearbeitet worden ist, wie dies eben der eminente Fortschritt von Technik und Chemie mit sich gebracht hat. Nicht als ob der Bierbrauer Chemiker geworden, im schlimmeren Sinne, Gott bewahre. Die Bierbrauerei ist von allem Anfang ein chemischer Prozeß, wie auch die Kochkunst, gewesen. Doch wir kommen abseits, wir wollen ja keine Abhandlung über den Bierbrauer schreiben, sondern über Bierkieser.

Es ist erwähnt worden, daß lange vor Erfindung der Schmieralien das Institut der Bierkieser errichtet worden ist. Am 23. November 1803 ist eine kurfürstliche Verordnung erschienen. — Jäck's Jahrbücher verzeichnen kurz: „23. Nov. wurde gegen die Brauer verfügt" — welche klar und deutlich vorschreibt, wie denn eigentlich ein anständiges Bier beschaffen sein muß. Die Verordnung spricht zunächst dem Publikum das Recht zu, „für sein gutes Geld ein gutes Speisebier zu verlangen". Ein solches „Speisebier" (mit diesen Worten ist doch wohl angedeutet, daß das Bier einen wesentlichen Bestandteil der Nahrung der Landesbewohner bildet) aber „soll" — heißt es weiter — „stark perlen und hoch schäumen; der Schaum muß sich einige Zeit lang halten. Die Farbe gehe vom Braun in das Hochgelbe, sei klar und durchsichtig. Das Bier habe einen weinicht-geistigen, prickelnden Geschmack; es muß die dem Hopfen eigene Bitterkeit mit sich führen, auf dem Gaumen eine kühlende und erquickende Empfindung erregen, und der kitzelnde Geschmack desselben muß sich auch dem Geruch mitteilen." Die kurfürstliche lex cerevisia läßt sich sodann auch über die Kennzeichen der schlechten Biere vernehmen, deren sie drei Unterarten unterscheidet, nämlich: 1. Grad: geschwächt; 2. unvollkommen; 3. verdorben.

Im Jahre 1806 hat sich das Bamberger Landesdirektorium veranlaßt gesehen, einen Oberkieser zu bestellen, dessen Funktion einem gewissen Martin Friedheim übertragen wurde, von dem es in dem betreffenden Dekret heißt, daß er „schon vollwichtige Proben seiner chemischen Kenntnisse abgelegt habe". Friedheim erhielt für „jedesmalige Abschätzung und Probung" 45 Kreuzer aus der Staatskassa angewiesen.

Eine, allerdings aus späteren Jahren stammende Dienstesinstruktion führt uns in die Amtsgeheimnisse der löblichen Kieserzunft ein. Erste Vorbedingung für den Kandidaten des Bierkieseramtes war, daß er sich als „ein im Brauwesen erfahrener Mann" ausweisen konnte. Diese Voraussetzung ist aber nur selten und nur zufällig erfüllt worden, denn unter den Bierkieseramtskandidaten und wohlbestallten Bierkiesern waren schließlich alle Gewerbe und Berufsarten vertreten: Pensionisten, Schuster, Schneider, Leineweber, Kupferschmiede, Kommissionäre u. s. w. Man scheint mehr Gewicht darauf gelegt zu haben, daß der Kandidat ein gehöriges Quantum der verschiedenartigsten Biere vertragen konnte. Um aber auch in dieser Richtung nicht allzuhohe Anforderungen an Gurgel, Kopf und Magen des Bierrichters zu stellen, sollte ein Mann an einem halben Tage nicht mehr als sechs Biere kiesen. § 2 der allerhöchsten Verordnung über die Dienstesgepflogenheiten des Bierkiesers setzten von dem Herrn Sachverständigen voraus, daß er zur Bierprüfung „seine Geschmacks-Werkzeuge unverdorben und rein mitbringen und solche auch in diesem Zustande während der Kieserfunktion erhalte". Darum mußte er auch am Abende vor seiner Amtsthätigkeit „nüchtern", d. h. ohne Rausch zu Bette gegangen sein (von wegen des Katers), dann durfte er vor dem Kiesen weder Hering noch Käse, noch Schinken, weder Kümmelbrod noch Zuckerbäckereien genossen haben, ja er mußte sich vorher auch des Genusses des „Tobaks" (Schick- und Rauchtabak) enthalten. In diesem engelreinen Zustande trat der Kieser mit seinen Genossen das „verantwortungsvolle" Amt an.

Der § 6 der bereits oben erwähnten „Dienstesinstruktion für den Bierkieser" gibt diesem genaue Anweisung, wie die Prüfung, das Kiesen, vorzunehmen war. „Das Bier darf" — heißt es — „nicht unter 7° und nicht über 17° R Temperatur haben. Der Kieser hat einen reinen Mund voll zu nehmen, den Schluck im geschlossenen Munde zu halten, mit der Zunge am Gaumen zu reiben und dabei auf die Empfindung zu merken, die er verspüren wird. Sodann hat er den Mund wieder zu entleeren, und zwar das erste Mal mittels Ausspuckens." Erst bei dem zweiten Mund voll durfte der eidlich verpflichtete Bierkieser die Ladung hinter der Halsbinde nach rückwärts in den inneren Menschen verschwinden lassen. Die Zungenprobe war nur einmal vorzunehmen; wie oft die zweite Probe zu bethätigen war, darüber schweigt sich die Verordnung aus; wir werden aber nicht irre gehen, wenn wir annehmen, daß der Bierkieser im Bewußtsein der Verantwortlichkeit seines Amtes die Proben sehr gründlich nahm und sich nicht leichtfertig mit einem einzigen „Kuhschluck" über die Probung hinwegzusetzen pflegte. Daß bei den Probungen mitunter auch äußerliche Einwirkungen zu unterlaufen geneigt waren, ist aus manchem Aktenstück ersichtlich und auch durch Überlieferung bekannt. „Das Bier hat ja a G'schmäckla!" diagnostizierte einmal der stadtbekannte Bierkieser Eulogius Krempelhuber. Es war um die Zeit der Sonnen- und Bierwende, wo sonst einzelne Bierkeller in das Zeichen des Stichs eintreten. Krempelhuber hatte die erste Probung instruktionsgemäß nach außen entleert und schnitt dabei ein Gesicht, als ob er aufgespießt worden sei. Bald aber glätteten sich seine milden Züge und infolge eines harten Gegenstandes, der ihm in die auf dem Rücken liegende Hand gedrückt wurde, faßte er die zweite Hälfte seines Urteilsspruches in die Worte,

„aber halt 'a fein's“. Nicht uninteressant dürfte die Formel eines Kiesereides bei seiner Verpflichtung sein. Hier ein Muster:

„Ich schwöre zu Gott dem Allmächtigen einen reinen wahren Eid ohne allen sinnlichen Vorbehalt, das heißt, nicht anders zu reden, als zu denken, daß ich als aufgestellter Bierkieser bei Untersuchung des Bieres die Beschaffenheit desselben nach seinem Wert oder Unwert, nach seiner Güte oder Schädlichkeit auf das genaueste ohne alle Berücksichtigung des Brauers bestimme, daß ich mich bei keiner Gelegenheit durch Versprechungen, Schenkungen oder Berücksichtigung meiner Anverwandtschaft von meinen Pflichten entfernen werde. So wahr mir Gott helfe und seine lieben Heiligen.“

Mit der Zeit sank das Institut und das Ansehen, der Respekt vor dem Bierkieser immer mehr. War wohl der größere Teil der Bierschöffen ernstlich bemüht, seines Amtes nach bestem Gewissen zu walten und sich selbst Respekt zu erhalten, so ist es doch öfters vorgekommen, daß der oder jener — wie es da in den betreffenden Protokollen heißt — „sich des öffentlichen Vertrauens unwürdig gemacht hat“ und darum entlassen wurde. Die Feilheit des einen oder andern, die ständigen Fehden mit Brauern und Wirten, die Wirkungen, welche die nicht unbedeutenden Bierquantitäten momentan auf die äußere Haltung des Bierkiesers machten, dann der Fortschritt der Brauerei diskreditierten das ganze Institut und setzten es fast dem Spotte aus. In der Mitte der 1850er Jahre glaubte ein Bierkieser, der es jedenfalls noch ernstlich und redlich meinte, dem Institute dadurch wieder auf die Beine zu helfen, daß er an den Stadtmagistrat die Bitte stellte, den Bierkiesern, „um sich bei Verrichtung des Amtes mehr Ansehen und Achtung zu verschaffen, eine Dienstesauszeichnung, Mütze ähnlich der der Polizeisoldaten, zu verleihen“. Der Magistrat lehnte dies aber ab. Das Amtsblatt vom 31. Mai 1859 enthält das letzte Ausschreiben zur Besetzung von Bierkieserstellen. Dasselbe lautet:

„Beim unterfertigten Stadtmagistrate sollen vier gut qualifizierte Bierkieser gegen die seitherigen Diätenbezüge angenommen werden, weshalb an sachkundige Individuen der Auftrag ergeht, sich alsbald hierorts anzumelden und die Fähigkeitsprobe abzulegen.“

Es scheinen sich aber entweder gar keine Bewerber oder nur solche gemeldet zu haben, welche die Fähigkeitsprobe nicht bestehen konnten. Wenige Monate darauf ist man unter dem unverhohlenen Ausdrucke des Mißtrauens gegen einheimische Kieser auf die kuriose Idee gekommen, an die Ortsoberhäupter von Gaustadt, Bischberg, Dörfleins und Bug, welche auch Brauer waren, das Ansinnen zu stellen, das Bierkieseramt in Bamberg als Nebenfunktion zu übernehmen. Dem Ansinnen wurde jedoch nicht entsprochen, mit der Würde des Schultheißen vertrug sich aber denn doch das Amt des Bierrichters und die Bierreise, bei der ja „Entgleisungen“ nicht zu vermeiden waren, nicht. Da also auch dieser Versuch des Magistrats mißlang, und man wohl auch eingesehen haben mag, daß das ganze Institut nicht mehr in die neue Zeit passe, machte man keine weiteren Schritte, und so ist denn der Bierkieser auf den Aussterbeetat gekommen. Die Zeiten ändern sich!

Kleine Mitteilungen.

Votivtafeln. Im Anschlusse an die unlängst im „Bayerland“ vortrefflich gefaßte Ausführung über den großen Wert der sog. Votivtafeln sei hier ein Generale der hochfürstlich-geistlichen Regierung zu Freising dd. 31. August 1789 in einer ähnlichen Angelegenheit neu zum Abdruck gebracht. Dieselbe lautet:

„Da an den Epitaphien und Grabsteinen sowohl den adeligen Familien als dem Publikum sehr vieles gelegen ist, so haben Se. Hochfürstliche Gnaden gnädigst anzubefehlen geruht, auf dergleichen Grabsteine eine besondere Aufmerksamkeit zu tragen, und selbe nach Thunlichkeit von dem Pflaster in der Kirche, oder von der Erde in dem Gottesacker zu erheben, und an einem schicklichen Orte in der Kirche oder in der Mauer des Gottesackers solcher gestalt anzubringen, daß jedoch der Ort, wo sie vorhin gelegen, durch ein gewisses Zeichen, oder durch Zahlen 1, 2, 3 rc. bemerkt werde. Auf diese Weise werden diese kostbare Monumente und Denkmaale des Alterthums zum Nutzen der Nachkommenschaft erhalten, da ansonst die Inschriften derselben ausgetreten und gänzlich vernichtet werden. Auch würden Se. Hochfürstlichen Gnaden gnädigst bemerken, wenn jeder Pfarrer von den vorhandenen Innschriften, den besonders merkwürdigen Grabsteinen der adelichen Familien eine Abschrift einsenden, und bei Lesung und Abschreibung der Innschrift jemanden zu Handen nehmen würden, welcher im Lesen alter Schriften schon eine Erfahrung oder Ubung erlangt hat.“

Girelius.

Ceremoniell früherer Zeiten. Nachstehend die Beschreibung einer feierlichen Belehnung durch den Abt zu Münsterschwarzach:

„Nachdeme von Seiten des löblichen Gotteshauses und Abtey Münster-Schwarzach Sr. Excellenz Herrn H. Ph. v. M. g. B. die lehenherrliche Ansinnung beschehen, die sich ergebenden Lehensfälle anheute praestitis praestandis zu recognosciren; als haben sich hochgedachter Herr Geheimer Rath H. Ph. Reichsfreyherr v. M. g. B. unter Begleitung Hochdero Herrn Sohn P., des Ertzdomstiffts Maynz und des hohen Domstifts Speyer Domicellarn[1]), dann dessen Herrn Hofmeisters und meiner des Amtsverwesers anheute frühe gegen 10 Uhr in einer prächtigen Chaisse von hieraus nach Münster-Schwarzach begeben, an dem alldaßigen Kloster-Wirthshause angehalten, wo sogleich der daßige Herr Pater Gastmeister erschienen, und mehr ermelten Herrn Geheimen Rath unter vielen complimenten bewillkommet, immittels aber Amtsverweser sich zum Herrn Consulenten als Lehensprobst verfüget, und die hohe Ankunft des Herrn Lehens-Vasallen gemeldet hat, worauf besagter Herr Consulent alsbalden mit Hut und Degen den Amtsverweser bis an die Chaissen begleitet, alsda dem H. Geheimen Rath sein compliment gemacht, zur wirklichen Belehnung invitiret hat, hochwelcher sich sodann aus der Chaisse heraus- und unter Begleitung des H. Consulenten, P. Gastmeisters, H. Domicellar P., H. Hofmeisters, dann des Amtsverwesers in die Abtey zu Fuß begeben hat, der Kutscher mit der Chaisse und Bedienten aber nachgefolget ist. So wie nun oben bemerkte samtlich die Stiegen hinaufgekommen, hat Herr Kanzley Director, welcher auf die Ankunft des Herrn Vasallen oben auf dem Gang schon gewartet, Hochdenselben empfangen und die ganze Gesellschaft in die sogenannte Kanzley Stuben geführet, wo sodann dem Herrn Geheimen Rath der gewöhnliche Lehen-Revers zur hohen Unterschrift und Siglung vom Herrn Consulenten vorgeleget worden ist.

Nachdem nun alles berichtiget gewesen, so begab sich H. Geheimer Rath mit allen Anwesenden und der ganzen Gesellschaft

[1]) Damals 12 Jahre alt.

zum Herrn Praelaten, welcher auf erhaltener Nachricht weit von dessen Wohnung auf dem Gang dem H. Geheimen Rath entgegengegangen, complimentiret und in seine Staats Zimmer geführet, wo beyde hohe Herren sich eine Zeitlang freundschaftlich unterhalten haben, endlichen aber Herr Praelat auf Seiten gegangen, und nach einer kurzen Weil Sr. Excellenz H. geheime Rath in dem darneben befindlichen großen Saal gegen den Abtey-Garten geführet, wo Herr Praelat auf einem Lehnsessel einen etwaigen Thron vorstellend mit Chorrock, Inful und Stab neben zweyen stehenden Geistlichen gesessen, wobey Herr Kloster Consulent auf der Seite gestanden, eine kurze Anrede gehalten, darauf den Lehen-Eyd abgelesen und dann praevia Stipulatione manus der Herr Vasall diese Worte mit aufgehobenen dreyen vorderen Fingern laut nachgesagt hat: So wahr mir Gott helfe und seine Heilige, womit dieser solemne actus geschlossen und denn die gratulationen gegeneinander abgelegt, darauf einsweilen von verschiedenen Dingen in den Staats-Zimmern des Herrn Praelaten bis nach 12 Uhr gesprochen, dann an einer großen Tafel wohl gespeiset worden. Nach der Tafel wurde theils gespielt, theils in dem Garten spazieren gegangen, gegen halb Sechs Uhr aber die Chaissen berufen, wonach Se. Excellenz H. Geheime Rath sich bei Herrn Praelaten beurlaubten, und von diesem bis an die Chaisse begleitet, mit den Vorigen wieder nach Hause fuhren; vorher aber hat Amtsverweser das gewöhnliche Douceur für die daßige Dienerschaft an 2 Laubthaler dem P. Gastmeister übergeben.

A. u. s. am 21. September 1801.

v. B.

Bayerische Nationaltrachten. Der rauhe Winter benahm uns die Möglichkeit, an Ort und Stelle das Material zur Beschreibung der Nationaltrachten des Landes zu sammeln, wozu uns der unvergeßliche Festzug am 70. Geburtstage Sr. Königl. Hoheit des Prinz-Regenten Anregung gegeben hatte. Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent haben unseren Arbeiten auf dem Gebiete der Erforschung der Landeskunde mächtige Förderung angedeihen lassen durch huldvolle Überlassung des ihm seinerzeit vom Central-Komitee überreichten Albums der Trachten des Festzuges.

Wir wenden uns heute zur ländlichen Gruppe des Bezirksamts Altötting, gestellt von der Gemeinde Winhöring. Dasselbe Bezirksamt lieferte auch eine Gruppe in altväterischer Bürgertracht der Stadt Burghausen, welche bereits in Nr. 2 dieses Jahrgangs, Seite 24, Beschreibung gefunden hat. — Beide Trachten gehören der Vergangenheit an. Die moderne städtische Kleidung hat sie fast vollständig verdrängt.

Die Männer tragen schwarzen Filzhut mit vierfacher, dicker Goldschnur, seitwärts hängt neckisch die goldene gefranste Trobdel herab. Die schwarze Tuchjacke zeigt statt der wertlosen Kunststücke der gegenwärtigen Knopfindustrie zwei Reihen von je acht blanken und blitzenden Silberzwanzigern; die Jacke ist kurz, die Ränder, die Seitentaschen sind mit Börtchen von schwarzer Posamenterie eingefaßt. Die Weste, das „Leibl", ist von Scharlachtuch oder von buntem, gewürfeltem Sammet, dicht am Halse geschlossen mit stehendem Kragen. Wie bei der Jacke wird der nichtige Knopf durch die 16 Silberzwanziger ersetzt. Ein buntes seidenes Halstuch schlingt sich um den weißen Hemdkragen. Der breite Ledergurt ist grün, die zierliche weiße Stickerei aus Pfauenfedern zeigt in hübscher, reicher Ornamentik den vollen Namen oder wenigstens die Anfangsbuchstaben des Besitzers. Im Gürtel findet auch die Uhr ihren Platz. An mehrfacher Silberkette baumeln alle möglichen Anhängsel, Uhrschlüssel, Siegel, Gedenkmünzen, sogar ein Bisambüchslein. Dieselbe reiche Behängung wiederholt sich bei der Pfeife, deren Rohre in luxuriöser Weise vielfach ganz aus Silber sind. Die schwarzledernen Hosen, an den Taschen gestickt, stecken in den bis zur Kniekehle reichenden roten Juchtenstiefeln. —

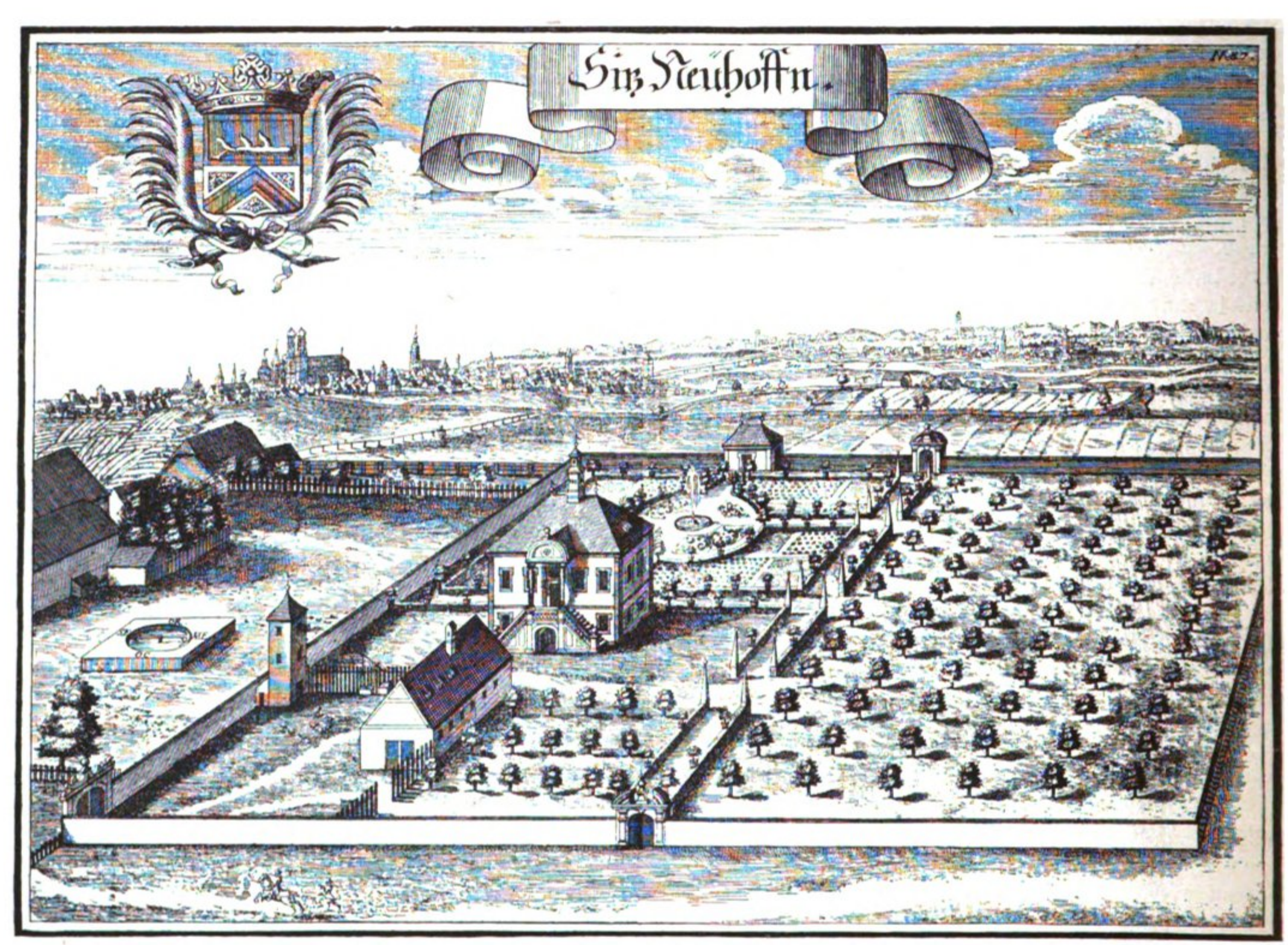


Landestracht der Gemeinde Winhöring, Bezirksamts Altötting.

Bei Betrachtung des weiblichen Kostüms finden wir vor allem eine originelle Form der Pelzhaube aus Otterfell. Die Cylinderform ist nach vorn durchbrochen, um den goldgestickten Boden, „Bömer", mit den immerwährend zitternden Blümchen und den Filigranschmuck, die sogen. „Fiberer" zu zeigen. In der Kleidung bestaunen wir den frohen Farbensinn der früheren Zeit, der unserer jetzigen Tracht immer mehr und mehr zu entschwinden droht. Das seidene Brusttuch zeigt ein großes feines Blumenmuster auf weißem Grunde mit einer von hellstem Rosa in tiefes Ponceau übergehenden Borde. Die Blumen wechseln in Blau, Rot und Gelb. Das schwarze Mieder ist auf jeder Seite mit sechs Haken versehen; an dieselben ist das mächtige Silbergeschnür festgemacht, dessen Kette acht Meter lang ist. Mit der Kostbarkeit der Kette, welche die Trägerin über die Achsel bis Mitte des Rückens fallen läßt, stimmt der prächtige breite Schnürstift, in dessen Krönlein ein Ring eingeschaltet ist, von welchem die Kette ausläuft. Mächtige breite Gedenkthaler und Münzen erhöhen den Wert des Schmuckes, bei dessen Aufzählung wir die großen Ohrringe mit breiten bunten Steinen, sowie die drei umfangreichen Broschen an der Brust sowie die stolzen Fingerringe nicht vergessen dürfen. Das Oberjäckchen, von der Bevölkerung drolligerweise „Unterröckchen" genannt, ist, wie der Rock, von Seide, es wird mit Vorliebe dunkles Kirschrot mit Blumendessin gewählt. Die Ärmel haben schwarze Sammetaufschläge mit weißen Spitzen besetzt. Das Schürzchen ist von zarter weißer Seide, und fast jedes derselben ist für sich ein Kunstwerk durch die herrliche Handstickerei des unteren Teils, Feldblumen und Kornähren darstellend.

Eine andere Type der Tracht, welche sich merkwürdigerweise noch mehr erhalten hat, wie die soeben beschriebene, tritt uns in der mittleren Frauenfigur entgegen. Die Pelzmütze ist durch einen breitkrempigen schwarzen Filzhut ersetzt, dessen innere Krempe in Goldbrokat schimmert. Mieder, Geschnür und Brusttuch sind wie oben geschildert; das Jäckchen, „Unterröcklein", ist von himmelblauer Wolle und sticht lebhaft ab gegen den schwarz und rot gestreiften Wollenrock, über welchen sich ein hochlila Seidenschurz breitet; eine kühne Farbenphantasie!

Bilder aus Altmünchen. Sitz Neuhofen. Ein wundervoller Überblick über München bietet sich dem Wanderer, welcher, von Südwesten kommend, auf der großen Straße einhergeht und auf der Höhe zwischen Grafeneich und Sendling Rast hält, bevor er das Weichbild der Residenz betritt, welche ihre Grenzen schon bis über Sendling hinausgeschoben. Die Stadt liegt in ihrer gewaltigen Größe imponierend vor uns ausgebreitet. Der Wall der Häuser schiebt sich unablässig vorwärts, und vollbelebte Viertel erheben sich, wo noch vor wenigen Jahren Flur und Garten sich ausbreiteten. Unser Bild zeigt den jetzt in eine Restauration umgewandelten Edelsitz Neuhofen im Jahre 1701, einen jener hübschen Landsitze, welche die Stadt umgaben. „Er liegt ³/₄ Stunden von München, meldet Wening in seinem ‚Rentambt München', bestehet in einem ganzen Hof, so man ehebevor den Distelhof genennet. Ist mit dem Eigenthum von Alters her dem würdigen St. Martins Gotteshauß zu Odendichl zugehörig gewesen. Anno 1697 aber mit Churfürstlicher Verwilligung, wie auch mit Consens deß hochfürstlichen Ordinariats Freysing dem Kur Kölnischen und Churbayerischem Geheimben Rath, Herr Melchior v. Joner ordentlich verkauft worden, welcher den alten in Mitter-Sendling liegenden Distlhof in vorigem Stand zwar gelassen, hingegen aber vmb deß freyeren Prospekts willen gleich zunächst an Mittersendling gegen Thalkirchen ein gemauertes Schlößl sambt einem Mayrhauß neu erbauen und darbey einen ziemlich großen Garten anlegen lassen. Worauf Ihre churfürstliche Durchlaucht Max Emanuel dieses Gut und Hof aus besondern Gnaden zu einem Adelichen Sitz erhoben, so auch nachmals der Churbayerischen Landtafel einverleibt und unter dem Namen Neuhofen mit der Rittersteuer belegt worden."



Altmünchen. Neuhofen im Jahre 1701.

Alter Sinnspruch aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche.

Unter dem Pritscher (Aufwärter bei öffentlichen Schießen) steht:

Höret zu ihr Herrn und Schützen
Wir haben einen, den wollen wir pritschen,
Sollt ich allen bösen Reimern nur einen Pritsch geben
Ich hätte zu thun, so lang ich würde leben.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

10. Kapitel.

Die Mittagspost hatte dem Komptoiristen Heldrich ein mit preußischen Stempeln versehenes Schreiben gebracht, aber so begierig er war, dessen Inhalt zu erfahren, es gab im Geschäfte so viel zu erledigen, daß er wohl oder übel seine Ungeduld zügeln mußte, denn immer erst nach geschehenem Tagwerk fand er Muße zur regelrechten Erledigung seiner eigenen persönlichen Angelegenheiten. So schloß er sich denn in sein Zimmerchen ein, setzte sich an den Tisch und erbrach erwartungsvoll das vielfach gesiegelte Schreiben. Der Brief war aus Rathenow, von seinem Vetter, dem einzigen seiner noch lebenden Anverwandten, geschrieben und lautete wie folgt: „Liebwertester Vetter Karl! Eine lange Reihe von Jahren ist verflossen, seit wir uns nicht mehr gesehen. Du bist damals halb im Unfrieden von mir gegangen, weil es Dir bei uns in Rathenow zu stille gewesen, und weil Du die Welt hast sehen wollen. Nur wenig habe ich unterdessen von Dir erfahren. Ich weiß, daß Du am Rhein konditioniert und seit einigen Monaten eine Stelle angenommen hast in einem großen Handelshause Nürnbergs, wohin ich diesen Brief adressiert habe. Mich drängt ein ganz bestimmter Anlaß, diesmal an Dich zu schreiben, lieber Karl! Ich bin nachgerade alt und müde geworden und sehne mich nach einer Stütze, daher ich Dir allen Ernstes den Vorschlag mache, Deine Stellung in Nürnberg aufzugeben, um als Teilhaber in mein Geschäft einzutreten, das Dir unter Umständen vielleicht späterhin ganz zufallen könnte. Es muß Dir bekannt sein, daß mein Lederhandel jederzeit einen bedeutenden Nutzen abgeworfen hat, der Gewinn ließe sich erheblich steigern, wenn fortan eine jüngere, frische Kraft am Geschäft Anteil nähme. In den nächsten Jahren stehen mir große Lieferungen für die kgl. preußische Armee in sicherer Aussicht, ob ich sie aber annehmen werde, hängt ganz von Deiner Antwort auf diese meine Anfrage ab, denn allein und ohne Teilhaber will ich mich nicht in meinen alten Tagen auf solche Unternehmungen einlassen. Hat es doch ohnehin noch immer für mich und Charlotte gereicht, und ist sogar jedes Jahr ein Erkleckliches übrig geblieben, das ich sicher in Grundstücken angelegt. Ich stehe mit meinem einzigen Kinde ganz allein in der Welt, alle meine Verwandten sind gestorben, ich habe niemand mehr als Dich, den Sohn meiner leiblichen Base. Ehe ich nun einen ganz Fremden in mein Haus und Geschäft aufnehme, wollte ich vorerst bei Dir anfragen, ob Du nicht Lust hättest, mein Teilhaber zu werden. Ich verlange kein Einlagekapital, nur eine frische und rührige Arbeitskraft, dafür nun biete ich Dir ein höchst Erhebliches: eine nach allen Seiten hin festgesicherte Existenz. Überlege Dir doch ja meinen Vorschlag reiflich, ich lasse Dir Zeit dazu, ich will Dich mit einer Entscheidung gewiß nicht drängen. Was soll das Herumschweifen in der Fremde nützen, wenn Dir daheim ein warmes Nest, in welches Du Dich nur hineinzusetzen brauchst, bereitet ist? Charlotte hat Dich, ihren treuen Spielgefährten aus früheren Jahren her, noch immer nicht vergessen, sie spricht fast jeden Tag von Dir und hat mir an Dich die allerbesten Grüße aufgetragen. Wie schön wäre es, ist immer ihr zweites Wort, wenn Karl wieder hier wohnte, am Tage mit Dir im Geschäfte thätig wäre und in

den langen Winterabenden uns erzählte, was er in der fremden Welt draußen gesehen und erlebt hat! Ich glaube, Charlotte hat noch viel mehr Sehnsucht nach Dir als ich selber, und schon dieser Umstand allein sollte Dich bestimmen, an eine baldige Heimkehr zu denken. Ich habe neulich gehört, daß die Franzosen in Franken sein sollen, aber niemand hier hält es für möglich, daß sie nach Nürnberg kommen, denn die alte Reichsstadt soll ja eine starke Festung sein, welche von einer tapfern Besatzung wacker verteidigt wird, so daß die Fremdlinge sich die Köpfe tüchtig anrennen werden. Dich brauchen die Welthändel im Grunde genommen so wenig zu kümmern als uns hier in Rathenow, wo wir allesamt im tiefsten Frieden leben, denn seit dem Überfall der Schweden unter dem alten Derfflinger haben wir keinen Feind mehr gesehen. Ich weiß Dir mit bestem Willen von hier nichts Neues weiter zu berichten, als daß wir uns freuen werden, recht bald wieder von Dir zu hören, und in dieser angenehmen Hoffnung verbleibe ich mit wiederholten herzlichsten Grüßen von Charlotte an Dich Dein wohlaffektionierter Vetter Friedrich Wilhelm Lehmann."

Heldrich hatte die Lektüre des Briefes vollendet, er faltete das Schreiben wieder zusammen, legte es vor sich auf den Tisch und versank in tiefes Nachdenken. Da hörte er unten seinen Namen rufen. Er sprang auf, eilte an das offene Fenster und fragte, was man von ihm wolle.

„Ein Mann ist hier, der Euch zu sprechen wünscht."

„Gut, ich komme sofort." Er griff nach Hut und Stock, nahm das Schreiben an sich und verließ das Zimmerchen. Bald sah er sich unten im Hofe einer wenig Vertrauen erweckenden Gestalt gegenüber.

„Was wollt Ihr von mir?" fragte Heldrich den noch jungen Mann, der mit widerlicher Vertraulichkeit sich ihm näherte.

„Ganz recht", entgegnete der andere im Flüsterton, „Ihr seid es, darüber kann kein Zweifel mehr bestehen."

„Ich kenne Euch nicht, habe Euch nie gesehen."

„Nur gemach", bestätigte der Fremde, „um so besser kenne ich Euch. Ihr schwebt dermalen in großer Gefahr, und ich bin gekommen, Euch zu warnen, Euch zu helfen. Ihr —"

Ein fröhliches Lachen war die Antwort Heldrichs.

„Ich kann Eurer Hilfe entraten. Laßt mich, ich habe weder Zeit noch Lust, Euch länger anzuhören."

Aber der Fremde hatte den jungen Kaufmann beim Arm erfaßt und zischelte ihm hastig einige Worte ins Ohr. Betroffen blieb Heldrich stehen.

„Aha", meinte der andere mit triumphierender Miene. „Jetzt wird es Euch wohl belieben, mich anzuhören. Also, Ihr seid erkannt worden, als Ihr letzten Dienstag abends um 9 Uhr im Schatten der Lorenzer Kirche einen Chasseur, dem Ihr ein Frauenzimmer abgejagt, kurzerhand niedergeschlagen habt. Der Mann hat, schwer verletzt, Aufnahme im Spital gefunden, Euch aber wird man wohl schon morgen den Prozeß machen wegen meuchlerischen Überfalls."

„Mann", rief Heldrich empört aus, „ich —"

„Ruhig Blut", warnte der Fremde, „Euer aufbrausendes Wesen kann Euch in solchem Falle nichts helfen. Ihr seid es gewesen, jedes Ableugnen ist unnütz. Hört mich also gelassen an. Ich bin, wie schon gesagt, gekommen, Euch zu warnen, denn die Häscher sind Euch schon auf den Fersen."

Heldrich wurde nachdenklich. Mit listigem Augenblinzeln beobachtete ihn der andere, dann sagte er immer mit gedämpfter Stimme: „Rettung habt Ihr einzig und allein nur durch mich zu erhoffen, und wenn Ihr Euch freigebig erweist, soll Euch kein Haar gekrümmt werden."

Noch immer schwankte Heldrich, dann sagte er langsam und bedächtig: „Ich sehe ein, daß Ihr es gut mit mir meint. Vergebt mir meine Barschheit von vorhin. Ich bin Euch ja im Gegenteil zu größtem Danke verpflichtet und will mich Euch nach allen Kräften erkenntlich zeigen, weil Ihr mich rechtzeitig gewarnt. Kommt mit mir hinauf in mein Zimmer, dort können wir völlig ungestört weiter verhandeln."

„Ganz recht", nickte der Fremde mit behaglichem Schmunzeln, und die beiden stiegen die Treppe hinauf.

„Da sind wir am Ziele", sagte der junge Kaufmann, als sie oben angekommen waren; er ließ dann dem Gaste beim Eintritt in das Zimmer den Vortritt, schloß vorsichtig Fenster und Thür und machte sich in einer Schublade zu schaffen.

„Nehmt Platz", sagte er dann, dem Besuch einen äußerst solid gearbeiteten Lehnsessel präsentierend.

Kaum hatte der Fremde dieser Aufforderung Folge geleistet, als Heldrich, rasch einen starken Lederriemen hervorziehend, mit Gedankenschnelle seinen Gast schon an der Sessellehne dermaßen eng festgebunden hatte, daß der Überfallene nicht im stande war, mit seinen Armen nur die geringste Bewegung auszuführen.

„So", sagte der junge Kaufmann in ruhigstem Tone, „Schreien und Toben würde Euch gar nichts helfen, mithin thut Ihr am besten, Euch ganz still zu verhalten und mir auf alle meine Fragen hübsch artig Bescheid zu geben. Wer Ihr seid, braucht Ihr mir gar nicht zu sagen. Ich nehme als sicher an, daß Ihr der französischen Geheimpolizei angehört, aber am liebsten auf eigene Rechnung ein unsauberes Geschäftchen machen möchtet. Ich will aber wissen, wer es war, der Euch auf mich gehetzt? Es wird am besten sein, wenn Ihr mir den Namen alsbald angebt, damit nicht unnütz Zeit verloren geht."

„Bindet mich los, gnädigster Herr", bat und flehte der Gefesselte. „Ich kann mich ja gar nicht rühren. Gebt mich frei!"

Heldrich hatte sich vor sein Opfer gestellt, dasselbe mit prüfenden Blicken betrachtend.

„Ach, das eilt ja nicht so sehr", sagte er dann gelassen. „Es sind nur die Arme festgehalten, die Brust dagegen ist ganz frei. Wenn Ihr nicht unnötigerweise zerrt und reißt, kann die Sache Euch gar keine Beschwerde machen. Ich habe vor Zeiten dies Kunststück des öfteren an meinen Kameraden in der Schule ausgeführt. Laßt nur, daran ist noch niemand gestorben. Aber ich finde, daß die Beleuchtung hier oben in meinem Zimmer weit besser ist als unten im Hofe. Der düstere Vorbau, unter dem Ihr gestanden, hat mich Euer Gesicht gar nicht erkennen lassen. Gewonnen habt Ihr freilich durch den Wechsel just nicht, wenngleich Ihr mir jetzt ganz bedeutend jünger vorkommt als vorhin."

„Laßt mich los", heulte der Angeredete, mit aller Kraft an den Riemen zerrend, „laßt mich los!"

„Na, na, gemach", sagte der junge Kaufmann, „Euer häßliches Gesicht wird wahrlich nicht schöner durch solche nutzlose Anstrengungen. Ihr bleibt, bis Ihr mir alle Fragen, die ich Euch stellen werde, beantwortet habt."

(Fortsetzung folgt.)

Kraiburg in der Vergangenheit.

Von Meinrad Lenz.

Nachdem der Inn, der wildbrausende Sohn des Hochgebirges, das Bergland verlassen hat und in die Zone der Hochebene eingetreten ist, behält er den Charakter des Alpenstroms bei und bahnt sich mit ungebändigter Kraft den Weg in die Arme der Donau. Mit tiefer Sohle hat er das Bett eingerissen, in dem er seine reißenden Fluten dahinwälzt; bald weitet sich das Thal zu beträchtlicher Breite, und in langgezogenen Schleifen windet er sich durch buschige Auen und weiße Geröllbänke von einem Uferhange zum andern, bald bricht er mit trotziger Gewalt durch die Felsenriegel, die sich ihm entgegenstellen und den raschen Lauf zu hemmen drohen. So prägt er der Landschaft, die er durchwallt, einen eigenartigen Stempel auf; liebliche, sanfte, einschmeichelnde Züge fehlen dem Bilde, das dagegen an Großartigkeit und hohem Ernste gewinnt und durch die Pracht der Erscheinung fesselt. Zieht sich ja doch am südlichen Horizonte die in blauem Dufte verschwindende Kette der Alpen dahin, aus deren fernem Schoße der tosende Strom entquillt, und auf ihren Kämmen und Schroffen blinkt der weiße Schneemantel und glitzern im funkelnden Sonnenlichte die gleißenden Firnfelder — und einstens vor Jahrtausenden, da erstreckte sich von dort oben herab bis in unsere Landschaft herein ein einziges riesiges Gletschergefilde, als dessen Andenken die Schutthügel der Moränen zurückgeblieben sind, die jetzt die Hochfläche in malerischen Umrissen zieren, und auf ihnen und weit über die Ebene hin zerstreut die gewaltigen erratischen Blöcke, die Findlinge, welche die wandernden Eisschollen auf ihrem Rücken von den Höhen des Hochgebirges ins Flachland herausgeflößt und hier abgesetzt haben, als sie selbst unter dem Kusse der wärmer werdenden Sonne in Wasser zerrannen.

Gar reizend ist das Gelände zu beiden Seiten des Stromes. In breiten Wellen zieht das Hügelland dahin, durchbrochen von tiefeingeschnittenen, steilwandigen Schluchten, auf ihrem Grunde rinnen schmale Bächlein durch grüne Wiesen, die letzten Überbleibsel der wirbelnden Gletscherwasser, die einst die klaffenden Furchen wühlten; dunkle Wälder breiten ihre Schatten über Berg und Thal, und leicht hebt sich davon das helle Grün der üppigen Wiesen und das leuchtende Gold der gesegneten Saatfelder ab, und überall, von den Höhen herab, vom Saume der Forsten her und aus den Triften hervor grüßen die weißen Gehöfte in unübersehbarer Zahl. Das sind die Einöden der Bajuwaren, die einstmals nach echt germanischer Sitte das Land besiedelten, aus dem sie die weltbeherrschenden Römer nach vierhundertjährigem Regimente vertrieben. Und heute noch wohnt der kernige Bauer am liebsten wie seine Vorfahren, allein für sich, von keinem Nachbar beengt, auf dem von den Ahnen überkommenen Eigen! Nicht allzu häufig sind die Dörfer, die sich meist nur um Kirche und Schulhaus gruppieren, und noch seltener die größeren Orte, die Märkte und die Städte, die sich insgesamt bloß dem Stromlaufe entlang entwickelten.

Kraiburg heißt einer dieser Orte. Unsicher ist die Ableitung seines Namens, der wahrscheinlich auf das althochdeutsche Krâa, Kreia (d. i. die Krähe) oder auf einen gleichlautenden Personennamen Krao zurückführt, und dunkel ist sein Ursprung. In löblichem, aber irregeleitetem Lokalpatriotismus wollen einheimische Geschichtsschreiber hier die Stadt Carrodunum des römischen Geographen Ptolemäus suchen, doch ist das ebenso falsch, wie die Nachricht, daß von Kraiburg die einst im Kloster Attel aufbewahrten römischen Denkmale stammen, weil diese nicht hier, sondern zu Kornberg bei Attel gefunden worden sind; Römisches hat man in Kraiburg selbst noch nie entdeckt, obschon Römerspuren in der Gegend sehr häufig sind, insbesondere Straßenreste, die allerdings noch der Untersuchung durch sachverständige Forscher harren.

Auch daß Chreidorf, das in einer aus dem Jahre 772 herrührenden Urkunde genannt wird, Kraiburg sei, läßt sich nicht behaupten, weil gewiegte Forscher in diesem Chreidorf den Ort Kraham bei Grüntegernbach, Bez.-A. Erding, erkennen wollen.

Heute geleitet uns die Innthalbahn an Ort und Stelle. Die Fahrt gestattet, mit Muße uns des Ausblicks in die herrliche Landschaft zu erfreuen und auf den Bahnhöfen mit Hilfe der Landkarte den Ort zu suchen, dessen Name stolz auf dem einsamen Stationsgebäude prangt. Lucus a non lucendo hast Du einmal auf Deiner Schulbank gelernt und hier kannst Du den Spruch gleich auf seine Wahrheit erproben, denn fast ein Stündlein, mitunter noch etliche Kilometer dazu, sind die Bahnhöfe entfernt von jenen Plätzen, für deren Verkehr sie die schienenlegenden Ingenieure schufen. Sie liegen eben unten im Thale, bespült von den Wellen des grünen Inn, die Bahn hat zwar die Ufer zweimal gewechselt, ist aber hübsch oben auf der ebenen Hochfläche geblieben. Das trifft für Wasserburg zu, für Gars und unser Kraiburg, und darum mußt Du zu Fuße wandern oder den Wagen besteigen, sofern Du einem der genannten hübschen und interessanten Orte Deinen Besuch erzeigen willst. Die Mühsal wird Dich bei keinem derselben gereuen, sonderlich nicht bei Kraiburg. An den Fuß der Höhen geschmiegt, winkt es Dir jenseit des Stromes gar traulich entgegen.

Doch wenn wir den rings vom Walde, dem Mühldorfer Hart, umschlossenen Bahnhof verlassen haben und zu Thale steigen, müssen wir noch einmal Halt machen; denn auf einer alten Hochuferterrasse liegt das Dorf Pürten, durch das die Straße führt. Ein würdiger Pfarrherr hütet hier die Herde seiner Befohlenen; mehr als ein Menschenalter ist vergangen, seitdem er und ich die gleiche Schulbank drückten. Er hat sich dem Dienste der heiligen Kirche gewidmet und sitzt in stillem Frieden in seinem ruhigen Seelsorgerhause; mich hat das Schicksal hinaus ins bewegte Leben geworfen, viel herumgewirbelt im Herrendienste, und nun lande ich meinen Nachen hier und da im Hafen des „Bayerlandes", um dessen freundlichen Lesern vom Erlebten und Geschauten vorzuplaudern; darum bitte ich, mir diese Einschaltung auch zu verzeihen, denn ich kann am schön gelegenen Pfarrhofe des biederen Seelsorgers, eingedenk der einstigen Jugendgenossenschaft, nicht vorbeigehen, ohne ihm herzlichst zuzurufen: „Grüß' Dich Gott, alter Freund!"

Pürten ist ein Name uralten deutschen Stammes, denn er gehört zu „bauen“ („den Acker bestellen“), im Althochdeutschen gebiurda, im Mittelhochdeutschen gebûrde, ein Wort, das nur noch im sächsischen Börde erhalten, sonst ausgestorben ist und ein Seitenstück zum bayerischen piunt, (point, Paint) bildet.

Der Ort erscheint auch früh in Urkunden, denn im Jahre 1050 übergaben ein Graf Kadalhoh und seine Gattin Irmengard ihren Herrensitz zu Burtina an die Domkirche zu Salzburg, nebst der Kirche mit den Priestern und den Pfründen daselbst. Dieser Graf war ein Sprosse des reich begüterten, mächtigen, zu den vornehmsten bayerischen Adelsfamilien zählenden Geschlechts der Grafen von Rott am Inn, und die Kirche ist wohl die ursprünglich frühromanische Johannes-Kapelle, welche jetzt ein Seitenschiff der Pfarrkirche bildet und in der Überlieferung als die älteste Taufkirche der ganzen Gegend gilt. Darauf deutet auch schon der Name ihres Patrons. Die Pfarrkirche ist ein gotischer Bau, leider innen verzopft; ihr Turm, d. h. der untere aus starken Quadern gefügte Theil desselben, teilt das Schicksal so vieler anderer ähnlicher Bauwerke aus romanischer Zeit, daß ihm nämlich römischer Ursprung zuerkannt wird, als ob nicht die Baumeister unserer Vorfahren, welche die großartigen romanischen Dome und Kirchen errichteten, ebenso viel Geschick besessen hätten, diese massigen und meist etwas ungeschlacht sich vor Augen stellenden Türme auszuführen!

Im letzten Jahrhundert wallten aus allen Gegenden Hilfesuchende nach Pürten zum Wunderbuche der gottseligen Alta, welchem der fromme Glaube große Heilkraft für Geistes- und Gemütskranke zuschrieb.

Das aus 205 Pergamentblättern bestehende Wunderbuch selbst kam nach der Klosteraufhebung in die Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Es ist ein im 9. oder spätestens Anfang des 10. Jahrhunderts geschriebenes Evangeliarium, d. h. die vier Evangelien mit den Prologen des hl. Hieronymus, geziert mit den Bildnissen der vier Evangelisten. Am Schlusse nennt sich der Schreiber des Buches: Framegaudus ein Eingeschlossener (inclusus) Priester; er war also ein Geistlicher, der sich nach damaliger frommer Sitte zur Erhöhung der Buße in eine Zelle hatte einschließen lassen. Auf einigen Blättern finden sich von einer Hand des 15. Jahrhunderts Randbemerkungen über den Grundbesitz und die Erträgnisse der Pfarrei Pürten angebracht, und auf einem Blatte sind von einer Hand des 11. Jahrhunderts zwei Schenkungsurkunden eingeschrieben, von welchen die eine unleserlich ist, die zweite eine Vergabung der oben erwähnten Gräfin Irmengard enthält, somit den Beweis liefert, daß das Buch jedenfalls im oder vor dem 11. Jahrhundert hierher kam, wenn die Sage von seiner Verbringung aus Frankreich überhaupt begründet ist.

Nachdem wir so lange bei dem interessanten Pürten verweilten, wandern wir durch die im frischen Lenzesgrün blühende Au und auf der Brücke über den von der Schneeschmelze hochgeschwellten Strom dem schmucken Markte Kraiburg zu. Er lehnt sich an den Schloßberg an, der einstmals eine feste Burg trug. Wie weit ihr Alter zurückreicht, wissen wir nicht; doch mit großer Wahrscheinlichkeit sind ihre Erbauer die mächtigen Herren des Gebietes zwischen Isar und Inn, welche als Grafen von Rott (am linken Innufer zwischen Rosenheim und Wasserburg), Frontenhausen (Bez.-A. Vilsbiburg) und als Herren von Mögling (auch Megling, Medling, am linken Innufer zwischen Au und Gars) erscheinen; ein Sprosse des Hauses, Graf Kuno von Rott, wird 1055 nach dem Sturze der Aribonen von Kaiser Heinrich III. mit der bayerischen Pfalzgrafschaft belehnt. Mit dem Bischof Konrad von Regensburg erlosch das Geschlecht 1226.

Eine Erbtochter, Adelheid, das Kind eines Grafen Kuno von Frontenhausen, hatte einen romantischen Lebenslauf. Sie ist die Veranlasserin der Gründung des reichen Klosters Baumburg und war dreimal vermählt, denn zu ihrem ursprünglichen Erbe fügte sie aus der Hinterlassenschaft eines jeden Mannes noch reichen Besitz, wodurch ihre Hand viel begehrt ward. Ihr erster Gemahl war Graf Markquard von Markquardstein, von dem ihr ausgedehnte Güter südlich und westlich vom Chiemsee zufielen; in zweiter Ehe freite sie Graf Udalrich von Passau, ein Vetter des Grafen von Cham, und in dritter Graf Berengar I. von Sulzbach. Nur aus der Verbindung mit Ulrich (gestorben 1049) entsproß ein Kind, die Tochter Uta, die — von Vater und Mutter Seite her eine reiche vielumworbene Erbin — dem kärntnischen Grafen von Ortenburg, Engelbert III., später Herzog, an den Altar folgte.

Mit ihm siedelt ein Zweig des Hauses Ortenburg nach Bayern über, und mit ihm wird der Name Kraiburg zum ersten Male in die Geschichte eingeführt. Die Abkunft der Grafen von Ortenburg hüllt sich in Dunkel; die Versuche, ihre Vorfahren unter den Gaugrafen des Rottachgaues (im mittleren und unteren Rott-Thale, am Donauufer von der Wolfach- bis zur Innmündung und teilweise über den Inn hinübergreifend) oder in den rheinischen Grafen von Sponheim im Hunsrück zu finden, führten zu keinem zuverlässigen Ergebnisse. Erst in Kärnten und im 11. Jahrhundert lassen sich Ahnen des Hauses sicher erkennen. Engelbert II. erwarb das markgräfliche Amt in Istrien. Von seinen Söhnen wurde Hartwig Bischof von Regensburg (1105—1136), Heinrich und Engelbert III. nach einander Herzoge von Kärnten. Nachdem Engelbert III. 1135 in das Kloster Seeon eingetreten und dort gestorben war, zog sich seine Witwe Uta auf ihre bayerischen Besitzungen zurück und führte nach unserm Kraiburg den Titel einer Herzogin. Von den Söhnen Engelberts III. folgte ihm Ulrich in der herzoglichen Regierung über Kärnten, Hartwig bestieg 1155 den Regensburger Bischofsstuhl, Engelbert IV., der um 1130 zuerst auftritt, wurde Markgraf von Istrien und übernahm die bayerischen Güter, während ein jüngerer Bruder Rapoto ebenfalls nach Bayern übersiedelte, die Grafschaft und Güter im Rott-Thale übernahm, hier die Burg Ortenburg erbaute und so der Stammvater des gräflichen Hauses wurde, des einzigen von den alten bayerischen Grafengeschlechtern, das neben dem Wittelsbachischen noch im Mannesstamme blüht.

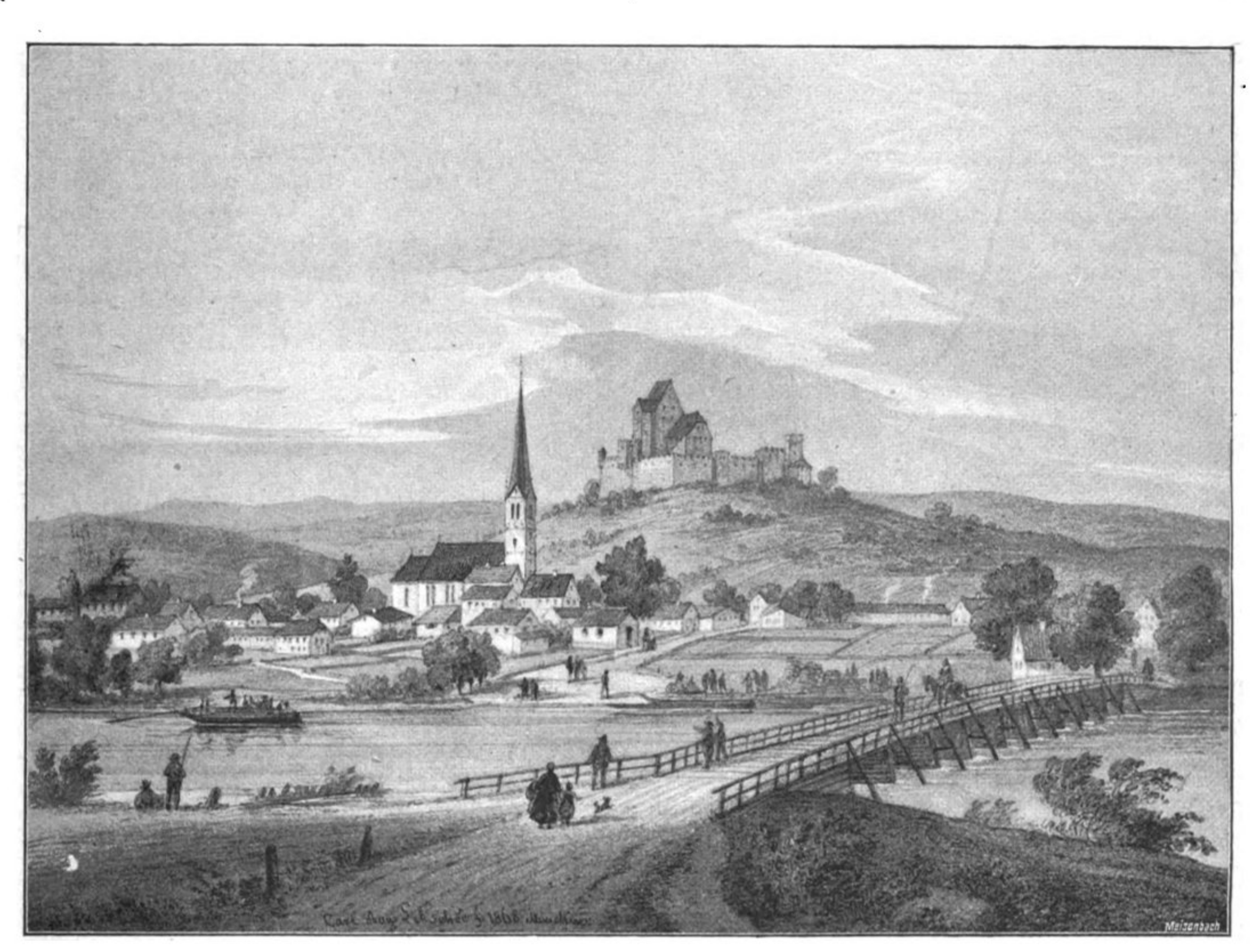
Engelbert IV. nennt sich Markgraf von Kraiburg, von Marquardstein und von Buren (d. i. Altenbeuern bei Neubeuern am Inn). Zwei bayerische Grafschaften sind sein eigen, beide aus dem Erbe seiner Großmutter Adelheid stammend: die eine um Kraiburg, wahrscheinlich alter Besitz des Möglingschen Hauses, die andere um Marquardstein, Erbe Adelheids von ihrem ersten Gemahl. Engelberts Gemahlin war Mathilde, Tochter des Grafen Berengar von Sulzbach und Irmengards von Mögling-Frontenhausen. Nachdem er kinderlos

gestorben, fielen seine bayerischen Besitzungen an seinen Bruder Rapoto, während die istrische Markgrafschaft an Berthold Grafen von Andechs kam. Rapoto starb auf dem Kreuzzuge Kaiser Barbarossas, worauf seine Söhne die Besitzungen teilten. Rapoto II. erhielt Kraiburg, Heinrich Ortenburg, letzterer pflanzte das Geschlecht fort.

Rapoto II. nahm lebhaften Anteil an den Händeln des Landes, insbesondere führte er mehrere blutige Fehden gegen die Herzoge von Österreich, die Grafen von Andechs, Bogen und Hals und den Bischof von Passau; hierdurch geriet er mit seinem eigenen Schwager Herzog Ludwig dem Kelheimer in Krieg, und dieser eroberte 1199 die Feste Kraiburg, zerstörte sie und besetzte das ganze Gebiet seines Schwagers. Drei Jahre darauf besitzt sie der letztere allerdings wieder und 1208 erhält er sogar die Würde des Pfalzgrafen in Bayern an Stelle des geächteten Pfalzgrafen Otto VIII., dessen Familiengüter und Reichslehen an Herzog Ludwig I., den Kelheimer, fielen.

Ihm folgte nach seinem Tode (1231) sein Sohn Rapoto III., der sich mit einer Burggräfin Adelheid von Nürnberg aus dem Geschlechte Hohenzollern vermählte. Auch er wurde in mancherlei Fehden verwickelt; während einer solchen fiel er in die Gefangenschaft des Bischofs Sigfried von Regensburg und mußte seine Freiheit durch große Opfer erkaufen. Mit Vorliebe nannte er sich „Pfalzgraf von Kraiburg", doch wurde die bayerische Pfalzgrafschaft nicht mehr verliehen, nachdem er ohne männliche Nachkommen gestorben war.

Mit der Hand seiner Tochter Elisabeth erhielt die Güter, soweit sie nicht als Lehen eingezogen wurden, Graf Heinrich von Werdenberg aus dem Geschlechte der mächtigen Rheinthaler Grafen von Montfort (1256). Kurze Zeit führte er den Titel eines Pfalzgrafen von Kraiburg, dann nannte er sich, augenscheinlich auf Einsprache der bayerischen Herzoge, nur Graf von Kraiburg und gleich darauf (1259) verkaufte er die mit seiner Frau erheirateten Güter an den Herzog Heinrich XIII. von Niederbayern um eine hohe Summe Geldes, seine Gattin soll er verstoßen haben. Aus den Besitzungen an der Rott bildete der Herzog ein Vicedomamt mit dem Sitze in Pfarrkirchen, Kraiburg erhielt ein herzogliches Amt.



Kraiburg. Nach Peter Candids Freske im K. Antiquarium zu München. Von K. Lebschée.

So war denn das mächtige Geschlecht der Grafen von Ortenburg zu Kraiburg erloschen, indessen die niederbayerische Linie zu Ortenburg, jetzt in Franken zu Tambach noch in Blüte steht.

Mit dem Abgange der eigenen Grafen waren zwar die glänzendsten Zeiten für Kraiburg vorbei, und es mußte in die Reihen der gewöhnlichen Orte eintreten; allein durch die Gunst der Lage am Strome und am Straßenübergangspunkte entwickelte sich ein lebhafter Handel, namentlich mit Getreide, und eine flotte Schiffahrt, welche wiederum den Gewerben zu regem Betriebe verhalfen. Zu seiner Blüte trugen auch die

von den Herzogen verliehenen Privilegien (Märkte und sonstige Freiheiten) viel bei. Der Umschwung der Neuzeit, der alle kleineren Orte schädigt, machte sich zwar auch hier empfindlich bemerkbar, und nicht jeder Versuch mit dem modernen Fortschritte gelang, z. B. wurde die in den fünfziger Jahren auf dem Inn begonnene Dampfschiffahrt bald wieder eingestellt.

Durch den seitens des Herzogs Heinrich XIII. erfolgten Ankauf gedieh Kraiburg an den niederbayerischen Zweig des Hauses Wittelsbach bis zu deren Erlöschen (1340), gelangte dann an Kaiser Ludwig den Bayern, der Ober- und Niederbayern vereinigte, und kam 1353 an die neugegründete Linie Bayern-Landshut, nach deren Aussterben es wiederum an Oberbayern fiel (1504).

Daß nicht stets die Sonne am Himmel lacht, daß auch viel Stürme daherbrausen, das mußte Kraiburg ebenfalls erleben. In der Chronik sind die großen Brände von 1384, 1548 und 1571 verzeichnet, verheerend erschien die Pest 1570 und 1611, doch am meisten hatte der Ort unter den Drangsalen der Kriege zu leiden, deren Gewitter sich über seinem Weichbilde entluden: 1262, 1284, 1333 und 1364, während der Fehden gegen Salzburg, 1309 und 1310 gegen Österreich, 1319 und 1322 im Kriege um die deutsche Kaiserkrone zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayern. In einem neuen Kriege zwischen Bayern und Salzburg wegen Berchtesgaden (1382—1384) überfielen die Erzbischöflichen das Gericht Kraiburg, plünderten es aus und legten den Markt in Asche. Schlimme Tage beschworen die Zwistigkeiten Herzog Ludwigs des Gebarteten gegen Heinrich von Niederbayern herauf 1420, während deren alle Dörfer ringsum in Flammen aufgingen. Im Kriege um das Erbe Herzog Georgs des Reichen von Landshut (1504), fiel Kraiburg zuerst in die Hände des pfälzischen Feldhauptmanns Georg von Wiespeck und kam erst durch den Kölner Spruch an die rechtmäßigen Herren, die Herzoge Wilhelm und Albrecht von Oberbayern.

Als in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Reformation auch in die bayerischen Gaue vordrang, gewann die protestantische Lehre in Kraiburg und in der Nähe manchen Anhänger, doch erstickte das energische Auftreten Herzog Albrechts die Bewegung im Keime.

Im Dreißigjährigen Kriege war Kraiburg und die Gegend östlich vom Inn insofern vom Glücke begünstigt, als kein Feind den Strom überschritt. Dessenungeachtet litt die Gegend schwer unter den Drangsalen, zumal als die Schweden 1632, 1646, 1648 Miene machten, über den Inn vorzudringen. Insbesondere in den beiden letztgenannten Jahren standen sich die feindlichen Heere wochenlang tastend und beobachtend an den Ufern gegenüber, bis die Schweden abzogen. Vorher schon, 1634, hatten die Bedrückungen durch die einquartierten Kaiserlichen das Landvolk zum Aufstande gebracht; es sammelte sich um Wasserburg und konnte nur mit Mühe zum Auseinandergehen bewogen werden.

Auch in den folgenden Kriegen fiel kein größerer Zusammenstoß bei Kraiburg vor, aber die Brücke über den Inn war ein für Feind und Freund gleich wichtiger und gleich anziehender Punkt. So ging Oberst de Wendt am 23. November 1705 hier über den Strom und fiel am folgenden Tage den aufständischen Bauern, welche Wasserburg belagerten, in den Rücken. 1742/43 legten die Österreicher hier einen verschanzten Brückenkopf an, und das Gleiche geschah 1800. Die Feldzüge 1805 und 1809 brachten endlose Durchmärsche, und 1813 stand Wrede mit seinem Beobachtungscorps zwischen Inn und Salzach vom August bis zum Oktober.

Der Waffenlärm konnte die Musen nicht zum Schweigen bringen. Die Vorliebe des bayerischen Volkes für dramatische Belustigungen äußerte sich wie an manchen anderen Orten auch zu Kraiburg. Geistliche Schauspiele sollen schon früher dargestellt worden sein, von 1776—1826 bestand auf dem Rathause ein gut eingerichtetes Theater, in den Jahren 1801, 1812 und 1821 wurden auf dem Marktplatze religiöse Schauspiele aufgeführt — und die künstlerischen Überlieferungen der Väter veranlaßten die Bürger, im heurigen Sommer zur Darstellung des großen vaterländischen Dramas „Ludwig der Bayer“ von Martin Greif zu schreiten.

Bemerkenswert ist noch, daß Kraiburg nicht Sitz der Pfarrei ist, sondern die Seelsorge durch einen Expositus versehen wird, der Pfarrer wohnt eine gute halbe Stunde entfernt in dem kleinen Weiler Lafering, wo schon 1068 Pfarrer Adlwin seinen Sitz hatte; der Pfarrhof an dieser Stätte scheint von einer uralten Schenkung herzurühren.

Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts wohnten die Pfleger in der alten Grafenburg, oder im „Schlosse“, wie sie der Volksmund nannte, dann wurde das Gebäude verlassen, 1756 verkauft und fortan als Steinbruch verwendet. Heute ist auch die letzte Spur der alten Feste verschwunden. An ihrer Stelle erhebt sich eine hübsche Kapelle, welche vom Schiffmeister Riedl infolge eines Gelübdes für glückliche Rettung aus schwerer Gefahr erbaut wurde (1838).

Von der Höhe des Schloßberges aus bietet sich dem Auge eine prachtvolle Rundsicht: zu Füßen der freundliche Ort mit dem weiten, brunnengeschmückten Marktplatz, der durch die Laubengänge seiner alten Häuser den anheimelnden Charakter der Traulichkeit erhält, hinauf und hinab das lachende Innthal, vom breiten Silberband des Stromes durchzogen und gesäumt von den dunkeln Forsten auf den Höhen, im Norden hinter dem Mühldorfer Hart die sanftgeschwungenen Höhen des Isenthales, die auf das weltgeschichtliche Schlachtfeld von Ampfing herabschauen, und im Süden die schneeigleuchtende, blauduftige Kette der Alpen!

Der Schäfflertanz und der Metzgersprung.

Von Anton Mayer.

War da in München eine gar traurige Zeit im Jänner 1517. Angst und Jammer, Klage und Trübsinn hatte alle erfaßt, die noch am Leben waren. War's auch zu wundern? Der „schwarze Tod“ war durch die einst frohe Hauptstadt der Bayern gegangen, und schrecklich war die Zahl derer, die er mit sich gerissen hatte. Das war nun aber schon das dritte Mal.

Schon vor vierundfünfzig Jahren (im Jahre 1463) war dies Elend durch Pilgrime aus dem Oriente eingeschleppt worden, und die alten Leute erzählten noch mit Grauen von der

schweren Zeit, und wie man da keinen Menschen ununtersucht in die Stadt ließ, ja selbst Waren und Briefe räucherte, ehe sie hereindurften, wie man die Eisenmang- und Kreuzgasse ganz gesperrt hatte, anfangs mit Ketten, dann aber, als doch hier und da einer durchschlüpfte, gar mit Brettern. In den Straßen wurden ganze Haufen Wacholdersträuche verbrannt, und ein eigener Pestraucher war angestellt, der im Sendlingerthorturme wohnte; dem ungeachtet fielen die Leute nur so dahin auf Straßen und in Häusern und starben und wurden schwarz, gar greulich anzuschauen. Und all die Ärzte und gelehrten Herren wußten kein Mittel, und der Schwarze Tod nahm auch die Medicos und Chirurgiae Magistros dahin mit sich. Als endlich die schreckliche Krankheit zu Ende September nachgelassen, da erholte sich das schwergedrückte München nur langsam wieder — doch nach 20—30 und gar noch mehr Jahren wuchsen die jungen Leute wieder ganz lustig heran, und die Pest war schier vergessen.

Da zeigte sich im Jahre 1515 abermals das Todesgespenst, doch ging es bald vorüber, obwohl es auch einsame Menschen mit wunden Herzen genug hinterließ. Aber 1517 war's wieder arg, ja wohl noch ärger als vor 54 Jahren; denn man hatte diesmal die große Vorsicht nicht angewendet wie damals, und so verbreitete sich der schreckliche Schwarze Tod mit grausiger Schnelle durch die ratlose Stadt. Man wußte vor Angst nicht mehr, wohin. Wohl über 5000 Menschen starben des schrecklichen Todes an der „Brechin“. Da stand auf dem „Anger“ eine kleine Kapelle beim Hause des Klosters Ebersberg, die schon Abt Ulrich im Jahre 1297 mag haben erbauen lassen — nun machte man auch ein Gelöbnis, diese Kapelle neu und größer zu bauen zu Ehren des heiligen Sebastian, des Pestpatrons. So geschah es denn auch, und die Sebastianskapelle am Anger wurde vom damaligen Baumeister Leonhard Halder stattlich erbaut und, da selber auch Bildhauer war, mit der Statue des Heiligen in Kriegskleidung der Hochaltar geziert.

Aber die Angst der Münchener war so groß geworden, daß viele gar nicht einmal mehr zur Kirche zu gehen wagten. Die Pest war wohl zu Ende, aber Totenstille blieb in der Stadt zurück. Wer nicht mußte, verließ gewiß das Haus nicht, ja selbst ans Fenster zu gehen, hatte man verlernt. War's aber zu wundern? Wer konnte wissen, ob der erste, der das Haus verließ, nicht abermals erkrankte und dahinfiel von der „Brechin“ ergriffen? Und warum hätte man mehr zum Fenster gehen sollen? Sterbende, Tote, Leichenträger, Särge hatte man ja zur schaurigen Genüge gesehen! Hatte man auch im Jahre 1463 gesagt, die Pest sei zu Ende um Michaeli, und doch starb dann noch sogar der mitregierende Herzog Johann, obwohl er sich ins Jagdschloß Harthausen (die jetzige Menterschwaige) geflüchtet, noch im November jenes Jahres, erst 26 Jahre alt († 19. November 1463). Konnte es nicht wieder manchem so gehen, der sich hinauswagte, darauf bauend, daß man die Pest als erloschen erklärte?!

Daß unter solchen Umständen die Gasthäuser leer, darf ich wohl nicht erst sagen, es sah aber auch sonst noch gar schlimm und übel aus. Die Reichen verschlossen sich in ihre Häuser, die größten Geschäfte standen still, die Weinschenken hatten keinen Gast, die Bräuer wollten nicht sieden, und da niemand ausgehen mochte, gab's auch für die Schneider und Schuster wenig Arbeit. Den meisten hatte ja der Meister Schreiner das Kleid angemessen und mit Hobelspänen gefüttert, daß Gott erbarm'!

Dazu kam noch, daß von draußen niemand herein wollte in die Peststadt, gar nicht zu sagen von Fremden, denn wer wollte sich vor dem Thore auf eine Bärenhaut legen und hoch in die Luft schleudern lassen, ehe er die Stadt betreten durfte? Das war nicht jedermanns Geschmack, wäre auch meiner nicht gewesen! Aber wären die Fremden auch weggeblieben, wenn nur die Bauern der Umgegend noch hätten kommen wollen und Vieh zutreiben und Getreide herfahren und Eier und Schmalz und andere Lebensmittel all' bringen! Jedoch leider hatten sie nicht den Mut, und so geschah es, daß ein anderer böser Gast im traurigen München einziehen wollte, als die Pest ausgezogen war, und dieser Gast war der Hunger!

Daß die Schäffler eben auch keine Arbeit hatten, brauchen wir nicht mehr zu beweisen! Da war denn in der „äußeren Stadt“ zwischen dem schönen Turm, der früher das Kaufinger Thor geheißen, und dem „inneren sendlinger Thore“ mit der Teyffer Brücke der Färbergraben, und obwohl die Schäffler ihre eigene Gasse in der „äußeren Stadt“ hatten, unterhalb unser L. Frauen Gottesacker bis zum Schäfflerturm hin, so wohnten doch auch auf dem Färbergraben einige Schäffler, sowie auch manch ehrsamer Metzgermeister.

Einer von den Schäfflern nun, schlechthin Meister Martin genannt, war da, wo jetzt Kaufmann Kolb das Haus besitzt (Färbergraben Nr. 20), und da nannte man's beim Himmelschäffler, — weiß nicht warum, ebensowenig als warum man das von der Sendlingergasse her hinten anstoßende Haus „die Hölle“ und, weil ein Koch darin war, „beim Koch in der Höll“ hieß. Meister Martin war früher einer der lustigsten Gesellschafter gewesen, voll Scherz und Schalkheit, dabei wohl ein tüchtiger Schäffler, der sich viel in der Welt umgeschaut und Menschen und Sitten anderer Länder kennen gelernt.

Auch die edle Musika war ihm nicht fremd geblieben; er konnte ganz manierlich auf der Geige spielen und hatte damit gar oft die Gesellschaften seiner Zunftgenossen sehr erheitert. Auch war er gar ein frommer Christ, voll Gottvertrauens und darum nicht gar so trüben Mutes wie gar manche andere in der Münchnerstadt damals, denen alle Lebensfreude und oft die Gebetslust gemindert ward vom argen Gram und trüber Angst und Sorge.

Aber die Arbeit ruhte, und der Verdienst mit ihr.

Saß er denn einmal mit seiner Ehefrau Elsbeth im ernsten Gespräche beisammen. Es war ein schöner heller Wintertag, der Boden wie mit weißem Linnentuch belegt, der Himmel so blau und freundlich, als hätte er nie auf eine Pest in München herabgeschaut!

„Ist der Tag so schön, die Sonne so freundlich, der Boden wie im Tanzsaale, und noch will niemand aus dem Hause" — brummte Martin unwillig — „ist doch, als wäre kein Mensch mehr in München, der so viel Mut hätte, durchs Fenster zu schauen, oder aus der Hausthür zu gehen! Da sind wir doch andere Leute, nicht wahr Alte" — fügte er zufrieden lächelnd bei — „wir gehen alle Tag zur St. Sebastians-Kapelle am Ebersbergerhause drunten, versäumen auch die Andachten in der Peterskirche nicht und sind doch kerngesund und frisch."

„Wär' ja alles recht — dem lieben Gott sei's gedankt und unsrer Lieben Frau und St. Sebastian, wenn nur die Arbeit wieder ginge! Aber da steht noch das letzte Faß, das vor der „Brechin" bestellt war — und niemand holt es, ist ja ewig Schade um Holz, Arbeit und Zeit!"

Es trat eine lange Pause ein, beide schwiegen, weil jedes wohl noch etwas sagen wollte, aber es aus Schonung des andern wieder unterdrückte.

Doch währte es nicht lange, denn als Mutter Elsbeth ihrem Ehewirt ins offene hellblaue Auge geschaut, da war's ihr, als könne sie diesem Manne nichts verschweigen, was sie beide nahe anging — hatten sie ja doch schon so mancherlei Schicksal zusammen getragen, zusammen geduldet, gehofft, gebetet — so meinte sie denn, es würde auch leichter sein, wenn er's gleich wisse, daß sie auch bald zusammen darben sollten. Da schob freilich Meister Martin seine grüne Schlegelhaube auf dem halbkahlen Scheitel hin und her, als sie ihm mitteilte, daß sie bereits die letzten Vorräte angegriffen habe und, so es nicht bald anders gehe, nicht mehr Rats wisse, weil mit Speise und Trank auch das Geld zu Ende sein werde! Das Letzte hatte die ehrenhafte Meisterin wie verschämt, halblaut beigefügt, denn bisher hatte Fleiß und Sparsamkeit immer noch hingereicht. Mit feuchten Augen, die Hände gefaltet, den Blick zum Kruzifix und zur Schmerzhaften Mutter auf dem „Altärl" in der Zimmerecke gewendet, schloß sie mit ihrem Lieblingsseufzer: „Ja, ja, daß Gott erbarm'!"

„Sei ruhig, Alte", sagte fest der Meister — „hat unser lieber Herrgott so weit geholfen, so wird's auch fortan nicht fehlen. Er hat uns bewahrt vor dem Schwarzen Tod — wir sollten ihn loben und ihm Dank sagen alle Zeit, und wir wollen verzagt sein? Hast Du die Worte vergessen: ‚Werfet eure Sorgen auf den Herrn, und er sorgt für euch' — worüber wir einmal die Predigt bei den Franziskanern gehört haben? Nein, wir sind nicht am Schwarzen Tod gestorben, wir werden auch nicht verhungern! Und gleich will ich jetzt fortgehen, und Anfrage machen um Arbeit!"

Sprach's und ging festen Schrittes der Kammer zu, um das Arbeitskleid mit dem besseren Anzuge zu vertauschen, und alsbald, nachdem er sich mit Weihwasser wohlbesprengt und mit dem heiligen Kreuz bezeichnet hatte, war er hinausgetreten in den einsamen Färbergraben, ein Gebetlein zum heiligen Sebastian vor sich hinmurmelnd. Besorgt, aber doch getroster schaute Elsbeth dem braven Manne nach. Sie war aber auch die einzige Person, die er am Fenster sah, soweit sein Weg ihn führte.

Nach geraumer Zeit hörte sie seine Schritte die totenstille Gasse herabkommen. Finster war sein Blick, und unwillig warf er die Pelzmütze auf den großen Eichentisch. „All umsonst — nirgends Arbeit — man läßt mich gar nicht in die Häuser ein" — rief er — „Thüren und Läden versperrt, und die Reichsten sind die ärgsten Hasenfüße!" Damit ging er hinaus in die einsame Werkstätte, Elsbeth aber blickte zum Kruzifix hin, eine Thräne lief ihr die gefurchte Wange herab, und halblaut seufzte sie: „O Schmerzhafte Mutter! Was wird das werden! Daß Gott erbarm'!"

Da trat Martin plötzlich wieder ein — heiterer waren seine Züge — und sprach: „Helf' was helfen kann, die Brechin ist vorbei, die Luft ist rein — aber die Not ist groß — wenn Reifen und Schlegel nichts verdienen, vielleicht hilft die Fidel weiter!" Und damit nahm er die alte Geige von dem Wandkasten, stäubte sie sorgfältig ab, zog die gesprungenen Seiten auf, spannte den Bogen und fidelte ganz lustig ein altes Tänzlein herab, wie er's in guten frohen Zeiten so oft gethan, seine Kameraden damit vielmal erheitert und seine Ehewirtin gar manchmal damit zu einem ehrbaren Tanze bewogen hatte.

Elsbeth schaute ihren Mann mit besorgtem Blicke an. Fast wollte sie es bedünken, als hätte das Unglück ihm den Verstand wirre gemacht, und als er nun gar anfing, die Füße tanzgerecht zu stellen und zur eigenen Musik ein Tänzlein durch die Stube zu machen, da schlug sie die Hände jammernd zusammen und rief aus: „O Schmerzhafte Mutter, was ist das? Nun hat ihn gar der Veitstanz erfaßt!"

Martin aber lachte laut auf, trat zu ihr, gab ihr die arbeitsrauhe Hand und sagte mit seiner ehrlichen Weise: „Alte, sei ruhig, ich bin nicht närrisch, und plagt mich kein Veitstanz; aber helfen will ich, helfen Dir und mir und hundert anderen, und weil's mit dem Geschäft nicht geht, so ist mir meine alte Fidel eingefallen! Schau, Gott der Herr hat den Schwarzen Tod weggenommen von uns Münchnern, aber statt daß nun die Leute herausgehen in die schöne frische Luft und ihm danken mit Gebet und Jubel, bleiben sie in ihren dumpfigen Stuben, wo die Luft verdorben, und der Trübsinn auch eine Krankheit ist, und darum müssen die Geschäftsleute darben, und würden die, welche der Schwarze Tod verschont hat, am Ende Hungers sterben! Da ist mir nun 'was eingefallen, und meine schier, der liebe Gott hat mir's so eingegeben! Schau, jemand muß den Anfang machen, jemand muß die Leute ans Fenster und auf die Gassen bringen, dann wird alles wieder recht werden. Und das wollen wir zwei thun, Du und ich! — ja schau mich nur an — Du und ich! Zur Ehre Gottes, zu Lob und Dank für unsere Lebenserhaltung wollen wir vor dem Hause ein Tänzlein machen, wie wir's vor 27 Jahren auf unserer Hochzeit gethan haben, ich will die Fidel

streichen, und Du sollst tanzen mit mir, und wir wollen sehen, ob der alte lustige Martin den anderen ihre Schlafhauben nicht heruntertanzen kann!“

So sprach der brave Schäffler. Die ehrsame Meisterin hatte freilich gar manches einzuwenden, war auch ganz verschämt bei dem Gedanken, auf offener Gasse tanzen zu sollen, aber da half alles Gegenreden nichts, und endlich begeisterte sie Martins Mut und frommer Edelsinn selbst so, daß sie hinging, ihr Hochzeitgewand anzog und „in Gottes Namen“ ihrem Eheherrn hinaus folgte auf den stillen Färbergraben!

Da klangen die Fideltöne so lustig, und Martin und sein ehrbar Weiblein tanzten auf der Straße, als wär' ihr Hochzeitstag.

Lange wollte sich niemand am Fenster zeigen, endlich erschien da und dort ein bleiches, angstvolles Gesicht — Kinder meist waren es und junge Mägdlein, die ja am neugierigsten sind.

Als Meister Martin dies sah, rief er ihnen zu: „Auf, ihr Stubenhocker, geht heraus und schaut, wie schön es hier ist, und wie der liebe Gott wieder geholfen hat!“ Aber sein Ruf blieb erfolglos. Wohl kam hie und da auch ein Mann oder eine Frau an das Fenster, aber auf die Straße wollte niemand sich wagen.

Da ging Martin zum Hause seines Zunftgenossen und Nachbarn Michel nnd pochte mit derber Schäfflerfaust, und rief ihn heraus. Aber alles umsonst! Da öffnete er selber die Thüre, wohl mag es dabei Splitter gegeben haben, und trat in die Werkstatt, und spielte auf der Geige den alten Festmarsch der Schäffler, wenn sie an ihrem Tänzeltag zu Unserer Lieben Frauen Pfarrkirche zogen, aber kein Michel war zu sehen. Endlich erblickte er in der Ecke das Gesicht des sonst so lustigen Buben seines Genossen, des etwa 16 jährigen Franzl, der die Schwegelpfeife [1]) ganz wacker blasen konnte. Den hatte die Neugier aus dem Verstecke getrieben, der Vater aber hatte sich unter einer Tonne verborgen, denn er glaubte nicht anders, als Martin sei närrisch geworden.

Dieser bewies ihm aber bald das Gegenteil und hörte nicht auf, anfangs mit Gewalt und starker Faust, später mit überredendem Worte, bis auch Meister Michel versprach, mit ihm zu gehen zum Straßentanz. Da sprang Franzl lustig empor und rief: „Heida, jetzt geht's anders, da nehm' ich meine Schwegelpfeife mit und helfe dem Meister Martin Musik machen“.

So ward denn auch gethan, und alsbald hörte man im Färbergraben eine helle Schwegelpfeife und eine Fidel dazu, die spielten eine frohe Weise, und Meister Michel tanzte mit Martins Ehefrau einen sittigen Menuett oder auch einen Langaus, als ob der Schäfflerjahrtag wäre!

So zogen die zwei Schäffler und der Bub mit Frau Elsbeth durch das traurige München, von Schäffler zu Schäffler, und nun ging's bald leichter, als man einmal sah, daß die ersten Tänzer nicht tot hinfielen. Da schloß sich von den Schäfflern alsbald Meister und Geselle an, und nun zog Frau Elsbeth, Gott dankend, sich zurück, jetzt tanzten der Männer genug, nun war sie entbehrlich geworden und kehrte heim und betete gar herzlich für ihren braven Martin und alle, die mit ihm zogen.

Am zweiten Tage war es schon ein lustig Häuflein ehrsamer Schäffler, das singend und tanzend München durchzog, Franzl voraus mit der Schwegelpfeife, ein anderer Schäfflerjunge mit ihm, der die Trommel schlug. Meister Martin ließ aber auch ein Faß mittragen, drauf schlugen sie mit ihren Schlegeln im Takte los und tanzten dazu. Da öffneten sich die Läden und Fenster, gar bald auch da und dort eine Thür, und als sie am dritten Tage auszogen mit Trommel und Pfeife, da sprang aus einem Hause auch ein lustiger Kunde herbei, in scheckigem Gewande, und machte allerlei Possen, daß man wieder lachen hörte nach langer Zeit in München.

Aber auch die Metzger hatte das schöne Beispiel der Schäffler alsbald lebendig gemacht. Meister Martin hatte ja einen Vetter, der ihr Zugführer war, und sie machten es zusammen ab, daß die Metzger ihr altes Freisagen am Fischbrunnen wieder hervorsuchen sollten, und wie sie einst der Gefahr getrotzt um des lieben bayerischen Herrscherhauses willen, so wollten und sollten sie jetzt auch in den Brunnen springen, daß all' München sehe, wie keine Krankheit des Schwarzen Todes mehr Luft und Wasser regiere, und nichts mehr zu befahren sei.

Da hörte man denn andern Tages abermals eine Trommel und Pfeife, das war aber nicht die der Schäffler, sondern ein anderer lustiger Zug kam durch die Kaufingergasse herab, Metzgerjungen saßen zu Pferde, Metzgerlehrlinge in Fellen eingewickelt sprangen daneben her, und so ging's, hinterdrein die Altgesellen und die Meister, zum Fischbrunnen. Da

[1]) Kleine Querpfeife, damals ein sehr beliebtes einfaches Instrument, das auch bei den Soldaten in Begleitung der Trommel eingeführt war.



hieß es wieder: „willst ein braver Metzger sein?" und die Lehrlinge liefen dreimal auf dem Brunnenrand umher, dann sprach der Altgeselle:

„Wo kommst Du her, aus welchem Land?"

Spricht der Lehrling: Allhier bin ich ganz wohl bekannt, allhier hab ich das Metzgerhandwerk ehrlich gelernt — ebendrum will ich auch ein rechtschaffner Metzgerknecht werd'n.

Antwortet der Altgesell: „Ja ja, allhier hast Du das Metzgerhandwerk aufrichtig und redlich gelernt, sollst auch ein rechtschaffener Metzgerknecht werd'n, Du sollst aber getauft werden bei dieser Frist, weil Du gern Fleisch, Bratwürst und Brat'l ißt.
Sag an mir Deinen Namen und Stammen,
Dann will ich Dich taufen in Gottes Namen."

Und der Lehrling: Mit Namen und Stammen heiß ich N. N. in allen Ehren,
Das Taufen kann mir niemand wehren.

Endlich der Altgeselle: „Nein nein, das Taufen kann Dir Niemand wehr'n;
Aber Dein Namen und Stammen muß verändert werd'n.
Du sollst hinfür heißen Johann Georg Gut,
Der viel verdient und wenig verthut!"

Da kam alsbald das Volk herbei, Buben zuerst, dann wohl auch Mägdlein, Weiber und Männer, und alle sahen die lustigen Bursche anfangs nicht ohne Angst ins Wasser springen, als sie aber gesund herauskamen und Nüsse auswarfen, da wurde man bald zutraulich und froh.

Und die Schäffler zogen indessen unbeirrt von Gasse zu Gasse, und hatten ihr bestes Arbeitskleid umgethan, rote Jacke, manchesterne Hose, schöne reine Schurzfelle und grüne Schlegelkappen. Auch hatten sie sich Reifen mit Buchslaub umwunden, und ihr Tanz wurde so immer schöner. Da zogen sie eben am Pestraucherturm beim Sendlingerthor vorbei, sieh, da kommt ein altes Bauernweiblein hereingehumpelt, eine Butte auf dem gekrümmten Rücken, und Eier in derselben! Hei, war da ein Jubel, es war die erste Bäuerin, die sich wieder nach München wagte. Die Schäffler nahmen sie triumphierend in ihre Mitte, bekränzten ihre Butte und kauften ihr die Eier ab, und als die Butte leer war — hui, da war der Lustigmacher oder Hanswurst mit einem Sprunge in derselben, und ließ sich von dem Weiblein „Buckelkraxn" tragen. Sie aber, der die Last zu schwer war, duckte sich schnell und der „Hans Übermut" purzelte aus dem Korbe, zum größten Gelächter aller Umstehenden!

Und so wurde München wieder fröhlich, und die Geschäfte wieder lebendig, und der Verdienst wieder möglich, und das hatten die Münchner den Schäfflern zu danken. Darum wurde ihnen das Privilegium gegeben, „daß sie alle 7 Jahre 16—24 an der Zahl, wie vormals die Edelknaben, aufziehen und einen Kontretanz — den „großen Achter" genannt mit Buchsreifen aufführen, und dann die Gesundheiten trinken dürfen. Und so zogen sie denn fortan alle sieben Jahre durch die Stadt, und bei den frohen Tänzern waren die geübten „Reifschwinger," welche die Kunst besaßen, in einem Reife volle Weingläser über den Kopf behende zu schwingen, auch wohl durch die Füße zu schleudern, ohne daß ein Tröpflein des edlen Rebensaftes verloren ginge. In der Mitte trugen sie aber das alte Faß mit, so lange es aushielt, auf das sie beim ersten Tanze geklopft hatten. Aber auch die „Gretl mit der Butten" durfte nicht fehlen, nur war's kein Bauernweiblein mehr wie 1517, sondern ein lustiger Schäfflergeselle hatte einen Bauernweibsrock angezogen mit Schürze, und ein ausgestopftes Bauernweiblein war an die Butte gebunden, der Schelm selbst aber schaute oben aus der Butte in bunter Fleckeljacke und einen aufgekrempten Hut auf dem Kopfe, auf dem vier Kartenasse geklebt waren, hatte auch eine lange Wurst und zeigte sie den Buben draußen, wollte sie aber einer erhaschen, da war sie flugs wieder fort.

So blieb's bis 1802, da fand man die „Gretl in der Butt'n" nicht mehr „zeitgemäß" für das frisch illuminierte Jahrhundert, und sie mußte verschwinden, und das alte Liedlein, von Trommeln und Pfeifen begleitet, wurde nicht mehr gehört, dafür aber waren aus dem einen Hanswursten zwei geworden, denn Hanswursten sind ja gewiß jetzt noch zeitgemäß, wie die tägliche Erfahrung lehrt.

Die Schlosserjungen aber „schutzten" (schleuderten) den „Jackl" in die Höhe, eine Figur mit großen verdrehten Augen, wie sie jene „Fremden" mögen gemacht haben, die man im Jahre 1515 und 1517 am Thore Münchens auf eine Bärenhaut legte und emporschleuderte, damit ihre schlechte Atmosphäre sich reinigte.

Aber sie mußten sich später wohl übel aufgeführt haben, weshalb der Gebrauch verboten wurde, und zwar schon früh, weil bereits Burgholzer im Jahre 1796 denselben als abgeschafft erwähnt.

Nun wäre nur noch die Frage zu beantworten, warum denn über den Ursprung des Schäfflertanzes eigentlich keine Urkunde mehr bestehe?

Es ist dies allerdings zu wundern, da sonst die Zünfte und Innungen derlei gewissenhaft und mit Stolz aufbewahren, während die Schäffler nichts mehr darüber besitzen. Allein die Ursache ist leicht begreiflich. Der Metzgersprung hatte politische Entstehung, während der Schäfflertanz einer Zeit des tiefsten Jammers entsproßt. „So lange die Krankheit selbst wütete, floh alles, was nur fliehen konnte, aus der Stadt; nachher aber traute sich kaum einer über diese Unglücksperiode zu schreiben, ohne Gefahr zu laufen, durch die Erinnerung an diesen Jammer ihn selbst zurückzurufen. Die Natur derselben war ja selbst höchst geheimnisvoll und hatte zu einer Zeit, wo es mit der Heilkunde noch tief im Argen lag, so große Scheu und Entsetzen verbreitet." War's denn in der Zeit der ersten Cholera zu München anders? Wer hätte damals gern Notizen gemacht, wo jeder täglich fürs Leben fürchtete oder schwere Verluste erlitt?

Daher nur in der Kirche das Andenken an jenes Elend blieb, in jener Votivtafel bei St. Peter — das Schäfflerhandwerk aber hielt seinen schönen Brauch für ein lebendig Gedenkbild, und darum sei jederzeit der Schäfflertanz willkommen, als Andenken an das Vorübergehen schwerer Trübsal, aber auch als Zeugnis festen Gottvertrauens und edlen Mutes braver Münchener Handwerker. Gott segne das ehrsame Handwerk allezeit!

Kleine Mitteilungen.

Fürstliche Musiker. Die Blätter erzählten von dem jüngsten Besuche des Landgrafen von Hessen am hiesigen Hofe, daß der hohe Gast, dem leider das Licht der Augen geraubt ist, nach der Tafel selbst die Violine ergriff und mit eminenter Virtuosität mehrere von ihm selbst komponierte Konzertstücke vortrug. Diese Meldung weckt die Erinnerung an ein Konzert bei Hofe im Jahre 1771. Am 27. Februar hatte sich abends 8 Uhr in den kurfürstlichen Appartements der Residenz zu München eine auserlesene Gesellschaft versammelt. Max III. hatte seinem erlauchten Gaste, dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, zu Ehren eine musikalische Soirée veranstaltet, zu welcher die besten Kräfte der Kapelle befohlen waren. Der Kurfürst von der Pfalz hatte zwei Tage vorher gelegentlich eines im Kaisersaal aufgeführten großen Hofkonzertes zwar den Leistungen der Vokalmusik seinen vollsten Beifall gespendet, aber zugleich bemerkt, daß denn doch das Mannheimer Orchester das Münchener übertreffe. Heute nun sollten sich nicht nur die Virtuosen der bayerischen Hofkapelle in vollstem Glanze den fremden Gästen zeigen. Max III. selbst wollte sich als ausübender Künstler hören lassen. Das Konzert begann mit einer Symphonie von Friedrich Schwindl, einem der fruchtbarsten und beliebtesten Komponisten der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Als hierbei Max III. eine Violine ergriff, um am ersten Pulte mitzuwirken, ließ sich Karl Theodor eine Flöte reichen, der ebenfalls anwesende Kurfürst Klemens Wenzeslaus von Trier aber trat zur zweiten Violine, so wurde die Symphonie unter aktiver Beteiligung dreier Kurfürsten ausgeführt. In der folgenden Nummer trat der Kurfürst als Solist in einem Konzert für die Gamba auf. Max III. war überhaupt mit einem nicht gewöhnlichen Talente für Musik ausgestattet, hatte sich von frühester Jugend ihrem Studium hingegeben und auf dem Klavier, der Violine, dem Cello und der Gamba große Fertigkeit erworben. Auch in der Komposition hatte sich der Kurfürst mit Erfolg versucht, und ein von ihm geschriebenes »Stabat mater« ist noch vorhanden.

Die ersten Büchsenschützen, die an der Wange abschossen. Um das Jahr 1517 wurden zu Nürnberg die sogenannten feuerschlagenden Büchsen, d. h. Büchsen mit Steinfeuerschloß erfunden. Früher wurden die Büchsen, indem man sie auf ein gabelförmiges Gestell legte, mittels der Lunte abgebrannt. Obige Erfindung verlieh den Büchsen eine viel größere Sicherheit im Treffen; denn man fing jetzt an, die Büchsen an der Wange abzuschießen, was das Zielen sehr erleichterte. Nürnberg machte sich jene Erfindung sehr bald zu nutze, indem es seine Söldner mit solchen Büchsen ausrüstete, die an der Wange abgeschossen wurden. Als es im Jahre 1519 sein Bundeskontingent zum Zug gegen Herzog Ulrich von Württemberg stellte, ließ es zu dem bündischen Kriegsvolk u. a. auch 150 Büchsenschützen stoßen, „die mit gutem Geschütz versehen sein". Der durch sein umfassendes Wissen berühmte Archivar und Historiker J. Baader konstatiert ausdrücklich, daß dies seines Wissens das erste Mal sei, daß Büchsenschützen also bezeichnet wurden, und also Nürnberg nicht nur der Ruhm der Erfindung des Feuerschlosses, sondern auch der ersten Anwendung desselben bei seinem Kriegsvolk gebühre.

Die Landestracht von Pretzfeld. Gar oftmals hat das „Bayerland" die Schönheiten fränkischer Landschaft gerühmt. Manche Seite könnten wir füllen, wenn wir jetzt beginnen wollten, das herrliche Stück Erde zu schildern, in welches uns heute die Wanderung bei unserer Suche nach den Nationaltrachten führt. Wir machen Halt in Forchheim, wir haben keine Zeit, so lockend es wäre, von seinen mit den Karolingern beginnenden großartigen historischen Erinnerungen zu erzählen. Es rufen uns die Berge, die vom Osten herübergrüßen. Es wäre gar lustsam, im Wagen mit flinken Rossen hinauszufahren in die holde Frühlingspracht, welche mit dem schneeigen Mantel der Blüten die Dörfer umhüllt und verkleidet. Doch noch schneller führt uns das Dampfroß zur Stelle; seit Jahresfrist ist der Schienenstrang im grünen Thal der Wiesent gelegt. Es wird uns hart, nicht schon in Pinzberg den Wagen zu verlassen, um uns an dem entzückenden Rundbilde zu erfreuen; wohl lockt es uns, bei Wiesenthan den Ehrenbürg hinaufzuklimmen zur uralten Walburgiskapelle oder auf den Reisenberg mit der Vexierkapelle, so genannt, weil das auf der Höhe thronende blinkend weiße Kirchlein von Nord und Süd schon Stunden zuvor dem Wanderer entgegengrüßt. Man glaubt, es in kurzem erreicht zu haben, während man noch weit von ihm entfernt ist. In Pretzfeld endlich verlassen wir den Zug. Lieblich an die waldgekrönte Höhe hingeschmiegt, grüßt uns der freundliche Ort. Der Turm der Kirche, der mächtige Bau des malerischen, einst den Grafen Seinsheim gehörigen Schlosses überragen die freundlichen Häuser des Marktes, und abermals müssen wir unserer Feder Halt gebieten und der Schilderung entsagen, wie Pretzfeld so recht das Bild einer schmucken, reinlichen, gefälligen fränkischen Ortschaft sei; wenn wir ein Bädeker wären, dann würden wir den gastlichen Räumen der Post von Kleophas Schmitt einen großen Stern verleihen. Auch die Fahrt ins Trubachthal müssen wir unbeschrieben lassen, doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Der Besichtigung der Trachten gilt heute unsere Aufmerksamkeit. Die Gruppe des Festzuges vom 12. März 1891 erscheint vor uns nach einer sehr gelungenen Aufnahme des F. H. Ostermaierschen Ateliers in München. Wir folgen der Regel der Galanterie und widmen uns zuerst den Vertreterinnen des schönen Geschlechts. Charakteristisch ist vor allem der schwarze Tuchrock, unten mit breiter gepreßter Bordüre aus grünem Seidensammet geziert. Er ist oben gefältelt, unten offen, vor Zeiten war er ganz gefältelt. Das sehr kurze Jäckchen ist vorn offen, um die bunten Tücher zur Wirkung gelangen zu lassen; seine Ärmel sind in der Mitte gepufft und dagegen oben und unten gebunden. Jäckchen und Rock haben stets gleiche Farbe, bei Hochzeiten und großen Festlichkeiten wird schwarz getragen; junge Mädchen lieben auch rotbraun, dunkelblau; helle, grelle Farben sind verpönt. Den Ausschnitt des Jäckchens füllt ein kostbares gefranstes Tuch von schwerem Atlas, mit großen Blumenmustern in den Ecken; das Tuch, dessen Grundfarben grün und rot sind, kreuzt sich über der Brust und wird hinten geknüpft. Über dieses Tuch kommt ein zweites, nicht minder farbenprächtiges, jedoch etwas dunkleres Atlastuch, welches lose um die obere Brust und den Hals gelegt wird. Die Kopfbedeckung der Bräute bildet die Krone, jenes seltsame und pompöse Schmuckstück, welches, einst vielfach verbreitet, heute nur mehr in diesen fränkischen Gauen zu sehen ist. Die Krone ist aus unzähligen Goldflittern zusammengesetzt. Der breite Reif ist von rötlichem Golde mit farbigen Perlen besetzt, auf ihm blitzt die eigentliche weit gewölbte Krone; von den vielen Hunderten von Goldblättchen, die sich in scheinbar regellosem Gewirr zusammensetzen, zeigt jedes eine andere Form: Eicheln, Kronen, Trauben, Sterne u. s. w. Neun große Rosetten aus Gold- und Silberfiligran umfassen in ihrer Mitte einen farbigen Stein, der wieder mit silbernen Scheiben umfaßt ist, in denen farbige Perlen ruhen. Von einer Rosette zur andern schlagen sich weit herabfallende goldene und silberne Ketten. Unter jeder Rosette hängt an Silberfäden eine farbige Perle in Thränenform auf den Reif herab; über den Rosetten steigen auf Gold- und Silberfäden phantastische Blumen empor; den Knoten des Kelches bilden mit Silber umsponnene dicke Perlen, aus denen die Filigranblumenfäden hervorsprießen, an deren Spitze wieder Perlen als Tautropfen erzittern. Dieses stolze Prunkstück gehört der Braut, die übrigen Mädchen

tragen das „rote Kopftüchle“, welches sie überaus malerisch kleidet. Nun möchten wir gern eine recht instruktive Anweisung geben, wie das Tuch in die zierliche Form gelegt und um den Kopf gewunden wird. Wir befürchten, daß unsere Weisungen in der Praxis einem Schwimmunterricht in Briefen entsprechen werden. Das Tuch hat einen Durchmesser von 1,50 m, die Grundfarbe ist mohnrot; die Ränder zeigen eine dreifache schwarze Blumenborte, deren größere sich in der Mitte befindet. In den beiden Ecken des dreieckig gefalteten Tuches befinden sich zwei große Rosenmuster mit Reseden. Die Kunst der Knüpferin bewirkt, daß diese Blume, hinten herabhängend, den richtigen Abschluß des Kopfputzes bildet. Das Tuch wird dreieckig zusammengeschlagen, über Kreuz unter den Ecken heraufgebunden, das eine Ende mit einer Schnur so geknüpft, daß das hinten hinabfallende Tuch einen Sack bildet, während die beiden anderen Enden über der Stirn zusammengebunden werden, wobei der eine Zipfel nach vorn, der andere nach hinten zu fallen hat. Auch weiße Kopftücher werden getragen, sie sind bei Traueranläßen für die nächsten Verwandten unerläßlich. Sie sind bei Traueranläßen eingeschlagen, während sie bei Hochzeiten und sonstigen Gelegenheiten frei sind. Diese weißen Tücher waren einst viel mehr im Gebrauche und sehr kostbar gestickt, so daß für ein solches „weißes Tuch“ 20—25 Gulden bezahlt wurde. Der „Brustfleck“ ist ein Kleidungsstück, welches vollständig der Vergangenheit angehört, er war ein miederartiges Jäckchen kurz in der Taille, wie das noch im Gebrauch befindliche Jäckchen, hinten mußten Spitzenschößchen, einem kleinen Fräckchen ähnlich, hervorstehen. Die meist in zart Rosa und Weiß gehaltenen Brustflecke waren wirkliche Musterstücke weiblicher Handfertigkeit, da sie überaus zierlich abgenäht waren und feine Bordenstickerei in den fröhlichsten Farben wiesen. Um unser Bild des Kostüms zu vervollständigen, haben wir noch die weißen Halsrüschen, „Jabot“ genannt, aufzuführen, sowie den Atlasschurz, für welchen rot- und grünschillernde Muster beliebt sind.



Die Landestracht von Pretzfeld.

Die Tracht der Männer wird durch die moderne Kleidung verdrängt. Wir sehen den großen, weitkrempigen fränkischen Filzhut, den langen, bis an das Knie reichenden Tuchrock mit zwei Reihen silberner Knöpfe, kurzer Taille, Stehkragen, über welchen sich ein zweites Kräglein klappt, die engen Ärmel vorn offen mit je zwei Knöpfchen. Die Weste ist von schwarzem Tuch oder Sammet mit Silbermünzen als Knöpfen. Die kurze Lederhose reicht bis an die Kniee, wo die weißen Strümpfe beginnen. Die Schnallenschuhe werden an Werktagen durch hohe Stiefel ersetzt. Wir bemerken, daß diese Tracht fast vollständig verschwunden ist, während das malerische Kostüm der Frauen noch immer pietätvoll und fürwahr nicht zum Schaden der meist sehr hübschen Trägerinnen beibehalten wird.

Kaiser Max I. in Freising. Im Jahre 1491 am schmalzigen Samstag kam der Kaiser Friedrich III. gegen Landshut. Da das gehört hatte sein Schwager Herzog Albert in München, fuhr er ab auf der Isar gegen Landshut am Montag vorher. Darnach, am Aschermittwoch, kam des Kaisers Sohn, König Max I., mit 700 Reisigen und Rittern gegen Freising. Der Bischof, Weihbischof, Abt von Weihenstephan, alle drei in ihren Infeln, der Propst von Neustift mit seinem Stab, die Domherren, Chorherren, alle Priesterschaft in Chorkappen mit dem Heiligtum, dann die Zünfte mit ihren gemalten vergoldeten Kerzen gingen dem König entgegen aus dem Dom herab in die Stadt bis zum heiligen Geist. Da wartete man des Königs lange. Es war ihm aber nicht genehm. Er schickte etliche Fürsten voraus. Darauf schuf man die Feierlichkeit ab. Er ritt nachher zur Nachtzeit ein, und war über Nacht in dem Schloß in der neuen Turniz. Kam der Bischof und gab ihm die Schlüssel zu dem Schloß. Herzog Albert war in des Bischofs Stuben und Kammern, der Bischof aber in der alten Turniz. Und hielt den König und alle Vornehmen und Reisige frei aus mit Essen und Trinken. Fürder am Dienstag sangen seine Singer ein Amt bei St. Sigmund. Und der Weihbischof sang das Amt, und zwei Domherren dienten ihm. Zugleich las Messe ein Reichspfründner, dann des Königs Kaplan. Dem König hat man aufgelegt ein guldenes Tuch und ein seidenes Kissen. In dem ersten stand, da man heraufgeht, bei dem Sagran der König, nach ihm Herzog Albert von München, Herzog Christoph von Bayern, Herzog Wolfgang von Bayern, dann ein Herzog von Braunschweig, ein Landgraf von Hessen ꝛc., darnach Bischof Sixt, darnach weiter zurück des türkischen Kaisers Bruder. Als man das Evangelium gelesen, ging der Bischof hinauf und nahm das Buch von des Königs Kaplan, und kredenzt das mit einem roth seidenen Tüchlein, und gab das allein dem deutschen König zu küssen. Also that er auch mit dem agnus. Da das göttlich Amt vollbracht war, ging der König auf zu St. Sigmund und betete für sich, darnach in die Burg. Er schickte alsbald etlich Reisigvolk gegen Augsburg. Da nun der Bischof alle Fürsten und ihr Volk wohl gespeiset hat, reitet der König fort nach München. Der Bischof ritt mit und gab Geleit, so weit sein Land geht. Zu München war der König gar fröhlich von seiner Schwester, der Herzogin Kunigund, empfangen. Man machte dort ihm zu lieb dieselbe Nacht einen Tanz. Er tanzte mit seiner Schwester schön und froh. Darnach zog der römisch König nach Augsburg, mit ihm Herzog Albert. Dann gegen Nürnberg auf den Reichstag. Waren dort 32 Fürsten geistlich und weltlich.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

Der bitterste Ingrimm, die helle Wut sprach aus den häßlich-gemeinen Zügen des Geknebelten, die kleinen Augen begannen in grünlichem Glanze zu funkeln, röchelnd ging der Atem, aber nach einer kurzen Weile war der letzte Widerstand gebrochen, und er sagte in unterwürfigstem Tone: „Ich habe meine Partie verspielt und sehe, daß ich Euch nicht gewachsen bin. Macht mit mir, was Ihr wollt."

„Wer hat Euch zu mir geschickt?"

„Niemand, Herr, ganz gewiß niemand. Ich bin aus eigenem Antrieb gekommen."

„Die französische Geheimpolizei?"

„Nein, Herr, denn ich habe mehr Grund, sie zu fürchten, als Ihr."

„Aha, ein wertvolles Geständnis", murmelte Heldrich, erleichtert aufatmend.

„Nun erzählt hübsch im Zusammenhange, was Euch bestimmte, mich hier aufzusuchen. Vor allem, wer seid Ihr eigentlich?"

„Ich heiße Schleierer, Herr, und bin aus dem Fränkischen drüben. Mich haben die Kriegsnöte aus der Heimat vertrieben, und jetzt muß ich hier in Nürnberg Beschäftigung und Verdienst suchen."

„Eine hübsche Beschäftigung, die Ihr da treibt, ich muß gestehen", brummte Heldrich. „Aber weiter: wer sagte Euch von dem Chasseur?"

„Ich selber, Herr, habe den Vorfall von weitem mit angesehen und Euch dann erkannt. Nur wußte ich nicht gleich Euren Namen und Stand."

„Ist der Chasseur", fragte Heldrich weiter in etwas gepreßtem Tone, „in der That bedenklich verletzt?"

„Nein, Herr, beruhigt Euch. Ich sah, wie er sich bald nach Eurem Weggang erhob und ruhig seines Weges weiter ging."

„So habt Ihr mir nur ein dummes Märlein aufbinden, mich in Schrecken jagen wollen. Ich werde es Euch gedenken."

„Verzeihung, Herr, Verzeihung", winselte Schleierer, angstvoll aufblickend zu dem jungen Manne, der mit großen Schritten im Gemache auf und ab wanderte.

„Was soll ich jetzt zur Vergeltung mit Euch vornehmen?" fragte Heldrich, plötzlich vor dem Geknebelten stehen bleibend.

„Ach, Herr, gebt mich frei", bat Schleierer nochmals.

„Ihr sagtet mir soeben, daß Ihr allen Grund hättet, die französische Geheimpolizei zu fürchten. Warum dies? Ich verlange eine prompte Antwort."

„Ich habe, vor einer Woche etwa, in der Gegend von Forchheim verschiedenen Proviant beseitigt."

„Gestohlen, wollen wir sagen", warf Heldrich ein.

„Nein, nein, nicht gestohlen, ich wollte die Franzosen nur ärgern, es wäre mir aber um ein Haar recht schlecht bekommen."

„Hätte Euch nichts geschadet, wahrlich nicht. Na, ich will Euch laufen lassen. Solch eine erbärmliche Kanaille, wie Ihr seid, kann mir nicht weiter gefährlich werden. Macht, daß Ihr fortkommt, zu lange habt Ihr schon mit Eurer Anwesenheit dies Haus geschändet. Doch hütet Euch, ich

sage es Euch, mir zum zweiten Male unter die Augen zu treten."

Mit diesen Worten löste er den Riemen und öffnete dann die Thür. Schleierer sprang auf von seinem unbequemen Sitze, im nächsten Augenblicke hatte er das Zimmerchen verlassen und eilte polternden Schrittes die Treppen hinunter.

11. Kapitel.

Im traulichen Erkerstübchen des Hauses in der Hirschelgasse saßen an einem Tische die Predigerswitwe Bauer und ihre Nichte, beide mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. Frau Bauer hielt einen halb vollendeten Strumpf von mächtigen Dimensionen in den Händen, ohne Unterlaß klapperten die Nadeln, wenngleich das Werk nur sehr langsam und kaum merklich zu wachsen schien. Sie sprach wenig, aber immer wieder schweiften über die großen, runden Gläser der horngefaßten Brille hinweg kritisch-beobachtende Blicke zu Anna hinüber, die oft ihre Näharbeit in den Schoß sinken ließ und still vor sich hin träumte.

Da holten auf dem nahen Lauferschlagturme die Glocken dröhnend zum Stundenwechsel aus, und das junge Mädchen schrak jäh auf mit dem Rufe: „So spät schon, und er kommt noch immer nicht!"

„Dein Vater wird heute ohnehin nicht kommen", sagte Frau Bauer.

„Ich dachte nicht an den Vater, ich dachte —"

„An Heldrich natürlich", fiel die Tante lebhaft ein, „und nur an ihn, das weiß ich ja längst. Alle Deine Gedanken beschäftigen sich ausschließlich nur mit seiner Person. Wo soll das enden, Anna? Hast Du Dir diese Frage nicht schon selbst gestellt?"

„Ich", entgegnete Anna freimütig, „habe just darüber noch nicht viel nachgedacht. Ich bin froh, wenn Herr Heldrich zu uns kommen mag. Er bringt Leben und Anregung in unser gar zu stilles Haus, und dafür bin ich ihm sehr dankbar. Wie herrlich haben wir uns neulich unterhalten, als er mit uns Karten spielte. Er weiß so hübsch zu plaudern von seinen vielfachen Erlebnissen, und dann ist er so ganz anders als die hiesigen jungen Männer."

„Anna, Anna", sagte die Predigerswitwe, und es klang aus dem Munde der alten Frau wie leiser Kummer. „Er ist Dir nicht gleichgültig mehr, ich weiß es längst."

„Ja, Tante", rief das Mädchen, lebhaft vom Sitze aufspringend, „ich liebe ihn, ich habe ihn geliebt von der ersten Stunde an, da ich ihn gesehen."

„Und er?"

„Noch hat er sich nicht erklärt, aber sein ganzes Wesen thut mir kund, daß er mich wieder liebt", und die Sprechende barg erschüttert ihr Haupt an der Tante Brust.

„Mein gutes Kind!" sagte Frau Bauer mit weicher Stimme, und ihre Rechte strich sanft über den Scheitel der Nichte. „Aber es kann in dieser Weise nicht länger mehr fortgehen, und an mir wird es sein, jetzt zu handeln. Schon beginnt man in der Nachbarschaft zu reden über die häufigen Besuche des jungen Mannes. Ich muß —"

„Was willst Du thun, Tante?" unterbrach Anna diese Rede. „Kein Wort an Karl, wenn Du mich lieb hast." Sie stand aufgerichtet zu ihrer vollen Höhe vor der alten Frau, die Hände wie zu einer Bitte erhoben.

„Nein, mein Kind", wehrte Frau Bauer ab. „Laß mich die Sache regeln, ehe noch Dein Vater Gelegenheit findet, ein entscheidendes Wort zu sprechen."

„Karl ist ein Ehrenmann, und der Vater liebt ihn sehr."

„Wir wollen es hoffen", sagte die Predigerswitwe, „dann wird auch die Erklärung, die er mir abzugeben hat, frei und rückhaltlos lauten."

„Da kommt er selbst", rief Anna aufhorchend, „ich höre seinen Schritt unten auf der Straße und gehe, ihm zu öffnen."

Sie verließ eiligst das Zimmer und kehrte bald darauf mit Heldrich wieder zurück, welcher Frau Bauer in achtungsvollster Weise begrüßte. Mit prüfendem Ernst ruhten die Blicke der Predigerswitwe auf den offenen Zügen des jungen Mannes, aber die blauen Augen senkten sich nicht, sie hielten wacker stand und schauten so unbefangen wie nur je. Dann begann der Besucher: „Ich hätte Euch einen ganz besondern Fall vorzulegen, Frau Bauer, wenn Ihr so gut sein wollt, mich anzuhören!"

„Gewiß will ich das", lautete die eifrigst gegebene Entgegnung, „aber nehmt doch Platz. Soll meine Nichte uns verlassen, oder darf sie anwesend bleiben?"

Die beiden Frauen wechselten einen verständnisinnigen Blick, als der junge Kaufmann antwortete: „Fräulein Anna mag bleiben, wir verhandeln ja keine Geheimnisse. Die Sache ist in aller Kürze diese: Ich erhielt heute morgen einen Brief von meinem Vetter aus Rathenow. Er verlangt, daß ich zu ihm gehe, und ich möchte doch so gern hier bleiben."

„Euer Vetter", sagte Frau Bauer nach einer Weile, „hat ein großes Ledergeschäft? So habt Ihr uns einmal erzählt. Er will, daß Ihr Eure Stelle hier aufgebt und bei ihm eintretet. Ist es nicht so?"

„Erraten", nickte Heldrich, „aber, um die Wahrheit zu gestehen, ich habe im Grunde genommen recht wenig Lust, dies zu thun. Könnt Ihr mir auch ernstlich hierzu raten, Frau Bauer?"

Die Predigerswitwe wurde bedenklich.

„Ist Euch denn wirklich an meinem Rate so viel gelegen?" fragte sie halb ungläubig.

„Alles ist mir daran gelegen", behauptete der junge Mann, „Ihr allein habt zu entscheiden."

„Und wißt Ihr auch, welche Verantwortung Ihr damit auf mein Haupt wälzet? Sagt, drängt die Entscheidung so sehr?"

„Nicht im mindesten, Frau Bauer. Ich habe den Brief mitgebracht, Ihr möget den Inhalt erfahren und dann mir Eure Ansicht darüber kund thun."

Mit diesen Worten überreichte Heldrich der Frau Bauer das Schreiben, welches diese an sich nahm, um es nahe dem Fenster aufmerksam durchzulesen. Sie kehrte, in solche Lektüre vertieft, den jungen Leuten den Rücken zu. Schnell näherte sich Heldrich der Geliebten, mit Wärme ihre Hand erfassend und an die Lippen führend. Da rief die Tante mit halber Wendung gegen ihren Besucher sprechend: „Hier ist ein Wort, das ich nicht enträtseln kann. Vielleicht seid Ihr so gut, mir den ganzen Brief vorzulesen."

„Mit Vergnügen", antwortete Heldrich, näher kommend, während Anna in eine andere Zimmerecke huschte, von dort aus mit hochroten Wangen und klopfendem Herzen den Worten

des jungen Mannes zu lauschen. Als er geendet und das Schreiben wieder zusammengefaltet hatte, entstand eine längere Pause. Niemand wagte es, das erwartungsvolle Schweigen zu brechen, dann sagte Frau Bauer langsam, aber in entschiedenem Tone: „Ihr habt vorhin behauptet, Heldrich, daß Euch an meinem Rate alles gelegen ist, und so muß ich Euch sagen: die Pflichten der Dankbarkeit gegen den Vetter, der Vaterstelle an Euch vertreten, rufen Euch nach Rathenow."

„Und wenn ein Anderes mich hier in Nürnberg zurückhielte, Frau Bauer?"

„Die Pflicht muß dem Manne über alles gehen."

„Wohl, Frau Bauer, aber vergesset nicht, daß mein Vetter ganz und gar nicht das Recht besitzt, solch weit gehende Ansprüche an mich zu erheben. Noch bin ich vollständig Herr meiner Entschlüsse, und so bitte ich —"

„Nein, nein", unterbrach hastig die Predigerswitwe. „Wenn, wie Ihr selbst gesagt, die Entscheidung in meinen Händen ruhen soll, so kann und darf mein Ausspruch nur dahin lauten, daß Ihr Nürnberg verlasset und zu Eurem Vetter nach Rathenow gehet."

„Ich kann es nicht thun", rief der junge Mann mit Ungestüm; „vor kurzem noch hätte ich leichten Sinnes ziehen können, aber jetzt ist mir das Scheiden so schwer geworden, daß bei dem bloßen Gedanken mir schon das Herz brechen will. Ich bleibe, denn Ihr könnt nicht so grausam sein, mir Eure Thüre zu verschließen, mich von dannen zu weisen, wenn Ihr aus meinem Munde erfahren, daß ich Anna liebe, mehr, als ich mit Worten sagen kann."

„Karl, mein einziger Karl", jubelte das Mädchen auf, an die Brust des Geliebten stürzend, der seine Arme zärtlich um die holde Gestalt legte und einen heißen Kuß auf die Stirne drückte. Dann traten die beiden mit verschlungenen Händen vor die Predigerswitwe, und Heldrich sprach mit bewegter Stimme: „Tante, wir bitten um Euren Segen für unser Herzensbündnis."

„Ihr habt mich überrascht, Kinder", stammelte die Angeredete. „Es war nicht recht von euch. Noch weiß ich nicht, was mein Bruder dazu sagen wird." Da näherte sich die Nichte mit sanfter Liebkosung.

„Auch er wird Karl gern als seinen Sohn anerkennen, dessen bin ich sicher. Ist er doch immer seines Lobes voll."

„Er darf es noch nicht erfahren. Ich will zu den anderen Sorgen, die ihn bedrücken, nicht auch noch diese häufen. Herr Wägel ist abwesend, die ganze Last des Geschäftes ruht nun fast ausschließlich auf meines Bruders Schultern, und ich brauche Zeit, ihn vorzubereiten."

„Ach ja, thue es, liebste Tante!" drängte Anna.

„Nur sachte", wehrte lächelnd Frau Bauer ab. „ich will euch ja helfen, soweit ich es vermag. Aber ich stelle dabei meine Bedingungen, auf deren Erfüllung ich strengstens bestehen muß."

„Laßt hören, Frau Tante", rief Heldrich, mit Wärme die Hand der Predigerswitwe drückend.

„Ihr habt meine Zustimmung zu eurem Bündnis, denn", — setzte die Sprechende mit einem unterdrückten Seufzer hinzu — „geschehene Dinge sind nun einmal nicht zu ändern. Von einer Veröffentlichung der Verlobung kann aber, so lange der Feind in der Stadt ist, nicht die Rede sein, und ich zweifle keinen Augenblick, daß mein Bruder ganz genau mit mir derselben Ansicht sein wird. Sind aber ruhigere Zeiten angebrochen, so muß Karl unbedingt nach Rathenow reisen und dort sich mündlich mit seinem Vetter auseinander setzen. Gerade dies kann ich ihm nicht erlassen."

„Wirst Du lange fortbleiben, Karl?" fragte Anna angstvoll. „Ach! wenn Du gar nimmer wiederkehrtest! Wenn ich, nachdem ich Dich kaum gefunden, Dich schon wieder verlieren müßte!"

„Keine Sorge", beruhigte der junge Mann sein Bräutchen mit frohem Lächeln, „diese Bedingung der guten Tante kann ich ja leicht eingehen. Es ist eine reine Geschäftsreise, die mich höchstens einige Wochen kostet."

„Aber der Krieg, Karl, die Franzosen könnten Dich erschießen —"

„Du hörst ja, Anna, daß ich erst reisen soll, wenn ruhigere Zeiten angebrochen sind, wenn also Friede geschlossen ist."

„Ach, dann wollte ich, es wäre immer noch Krieg, damit Du nicht nach Rathenow reisen könntest."

„Aber, Anna, Du sprichst so kindisch daher", sagte die Tante mit leisem Vorwurf, und Karl schloß mit einem feurigen Kusse für einen Augenblick seinem holden Bräutchen den kleinen rosigen Mund.

(Forts. folgt.)

Vom Sendlingerthore zu München.

Von Hugo Arnold.

Lautes Rufen erhebt sich in verschiedenen Kreisen der Hauptstadt, man möge das alte Sendlinger Thor beseitigen, zumal seitdem das modernste und beliebteste Verkehrsmittel der Neuzeit, die Pferdebahn, ihren Schienenweg durch dasselbe gelegt hat, und wir stehen nicht an, diesem lebhaften Begehren eine wirkliche Berechtigung zuzugestehen, wenn das halbtausendjährige Bauwerk in der That sich dem Verkehre als ein unbequemes Hindernis in die Quere stellt; ja wir gehen sogar so weit, daß wir dem Thore nicht mehr den vollen geschichtlichen Wert zuerkennen, weil es bereits seit Menschenaltern seinen Hauptbestandteil, den eigentlichen Thorturm, verloren hat, und auf unsere Tage nur die vorgeschobenen Flankentürme gekommen sind. Was die Frage betrifft, inwiefern der Verkehr durch diese Überbleibsel der alten Stadtbefestigung beengt werde oder nicht, so liegt diese außerhalb des Rahmens dieser Betrachtung; wir wollen uns nur mit dem Thore als geschichtlichem Bauwerke befassen. In dieser Hinsicht meinen wir nun, daß ihm trotz seiner Verstümmelung immerhin noch genug historischer Wert inne wohne, um reges Bedauern hervorzurufen, wenn es durch Abbruch spurlos verschwinden sollte. Denn die Bedeutung des Thores liegt weniger in den an ihm selbst haftenden örtlichen Erinnerungen, als in dem Umstande, daß es einen der letzterhaltenen Teile eines großen geschichtlichen Ganzen vorstellt, einen in stummer

Sprache und doch beredt wirkenden Zeugen des Werdens und der Entwickelung der Stadt, den eine Gedächtnistafel niemals zu ersetzen vermag, selbst wenn goldene Buchstaben an einem der benachbarten Häuser verkünden: „Hier stand einst das Sendlingerthor".

Stehst Du vor den epheuumrankten alten Türmen, so tritt Dir mit ihrer körperlichen Erscheinung das plastische Bild einer Vergangenheit von langen Jahrhunderten entgegen, Dich umfängt — vorausgesetzt, daß Dein idealer Sinn nicht ganz im öden und schalen Treiben des nüchternen Werkeltagslebens und im Haschen nach dem Gewinn der Stunde erloschen ist — die zauberhaft-poetische Weihe, mit welcher der Flügelschlag entschwundener Zeiten Dich umrauscht, und in Deinem Busen regen sich die Empfindungen frommer Pietät gegen das Werk, das Deine Vorfahren sich mit kräftigen Armen erbaut, um ihr Haus und Gut, ihren Herd und ihre Habe dahinter zu sichern gegen Unbill und Zerstörungslust von wilden und unbarmherzigen Feinden. Hinter dem Bollwerkgürtel der Mauern und Türme erblühten geschirmt die Heimstätten für Gewerbe, Handel und Kunst, und dankbar sollten die Enkel sich immer dessen erinnern!

In Nr. 5 des vorigen Jahrgangs haben wir den freundlichen Lesern dieser Blätter erzählt, was es über zwei andere Thore Altmünchens zu berichten gibt, über das Isar- und das Karlsthor, und haben dabei allerlei gemeldet von dem Entstehen der Befestigungswerke, welche die herzogliche und kurfürstliche Hauptstadt ehedem ebenso umschlossen wie jede andere Stadt; der Mauerring gehörte ja in mittelalterlichen Zeiten so unbedingt zu den charakteristischen Eigenschaften eines Stadtwesens, daß sein heraldisches Sinnbild, die Mauerkrone, als Abzeichen in die Wappenschilde der Städte überging. Indem wir auf jenen Aufsatz verweisen, wollen wir in nachstehendem von diesen allgemein geschichtlichen Dingen nur so viel wiederholen, als des Zusammenhanges wegen nötig ist.

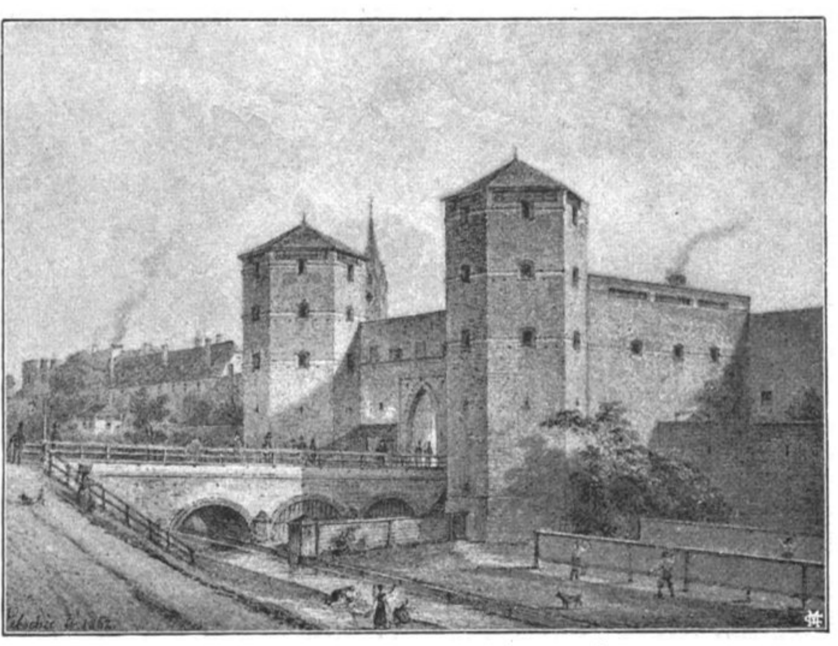
Die Umfassung der von Herzog Heinrich dem Löwen gegründeten Stadt, deren Umfang der heutzutage noch vorhandene Ring vom Färbergraben über die Augustiner-, Schäffler-, Schrammergasse, den Hofgraben und Pfisterbach entlang zum Krotten- (jetzt Rosen-) Thal bezeichnet, wurde bald zu eng, als die Gemeinde durch den Salzhandel und die Verlegung des herzoglichen Hofhaltes hierher nach der Teilung des Landes in Ober- und Niederbayern (1255) rasch zu hoher Blüte gedieh. In dieser ältesten Umfassung befanden sich nach den Himmelsrichtungen 5 Thore: gegen Osten das untere oder das Thalburgthor (jetzt Rathausturm), gegen Norden das vordere Schwabingerthor in der Dienersgasse (zwischen dem Gebäude der Generalzoll-Administration und dem Englischen Hof) und das hintere Schwabingerthor in der Weinstraße (vor der Polizeidirektion), gegen Westen das obere oder das Chufringerthor in der Kaufingergasse beim Hause Nr. 21 und gegen Süden, das Sendlingerthor am Ende des Rindermarktes und der Rosengasse, mit der Teuferbrücke über den Stadtgraben. Mit Ausnahme des Thalburgthores sind sie insgesamt längst dem Verkehrsbedürfnisse gewichen.

Das Sendlingerthor vor dem Abbruch des Hauptturms im Jahre 1810. Innere Ansicht.
Originalzeichnung von C. A. Lebschée.

Das Andenken des alten Sendlingerthores bewahrt eine, am einst dem Herzog Ludwig dem Brandenburger gehörigen, jetzt sogen. Ruffinihause angebrachte Gedächtnistafel und zwei

Bildnisse ebendort mit den Jahreszahlen 1300 und 1600, welche uns seine damalige Gestalt vor Augen führen. Im Laufe der Zeiten hieß es Pütrich-, Blauenten-, Ruffiniturm und 1808 wurde es abgebrochen.

Mit dem Aufschwunge Münchens entstanden vor der Stadt, insbesondere an den auf die Thore zuführenden Straßen, ausgedehnte Ansiedelungen, welche bald zu förmlichen Vorstädten heranwuchsen, so daß die Notwendigkeit sich ergab, auch sie dem Bereiche der Stadt einzuverleiben. Mit Ausgang des 13. Jahrhunderts schritt man daher zu einer erweiterten Umfriedung der Stadt, und zwar weitsichtig gleich in einem so großen Maßstabe, daß sie das ganze Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit herein die Befestigungslinie geblieben ist und beim Regierungsantritte König Ludwigs I. noch beinahe ununterbrochen erhalten war. Dieser neue Mauerring wurde im Beginn des 14. Jahrhunderts vollendet, und darauf (1319) mit dem Bau eines zweiten Gürtels vor demselben begonnen, wodurch der zwischen beiden Umfassungen liegende Zwinger gebildet wurde. Die beiden Mauern verstärkten zahlreiche Türme, den Fuß des äußeren Mauerrings bespülte ein nasser Graben.



Das Sendlingerthor nach Abbruch des Hauptturms bis zum Jahre 1859. Äußere Ansicht Süd-Ostseite.
Originalzeichnung von C. A. Lebschée.

Zum Abschlusse der Straßen wurden, den alten stehenbleibenden Thoren entsprechend, neue Thore angelegt: das untere, Thal-, jetzt Isarthor, das neue Schwabingerthor (1318 vollendet) an der Stelle vor der jetzigen Feldherrnhalle, das obere oder Nuinhauser-, jetzt Karlsthor (1315 vollendet) und am südlichen Ende der Sendlingergasse das zweite (äußere) Sendlingerthor, das 1316 zum ersten Male in Urkunden erwähnt wird. Dem Verkehrsbedürfnisse trug man angesichts der großen Ausdehnung durch Anlage weiterer Thore Rechnung, von welchen wir nur die zwischen Isar- und Sendlingerthor gelegenen aufzählen wollen: Das Täcken-, Schiffer- und Angerthor, letzteres in unmittelbarer Nachbarschaft des Sendlingerthores.

Gleich seinem Vorgänger an der inneren, alten Umfassung empfing das Sendlingerthor den Namen von dem benachbarten, am Rande eines einstmaligen Isarufers gelegenen Dorfe (Ober-) Sendling, das uns bereits im Jahre 782 gemeinschaftlich mit suapinga (Schwabing), als sentilinga (d. i. bei den Nachkommen des sentilo) in Urkunden begegnet. Es besaß einen eigenen Adel, der nach München übersiedelte, lange Zeit unter den ersten Patriziergeschlechtern erscheint, schließlich aber ins Bürgertum zurücktrat.

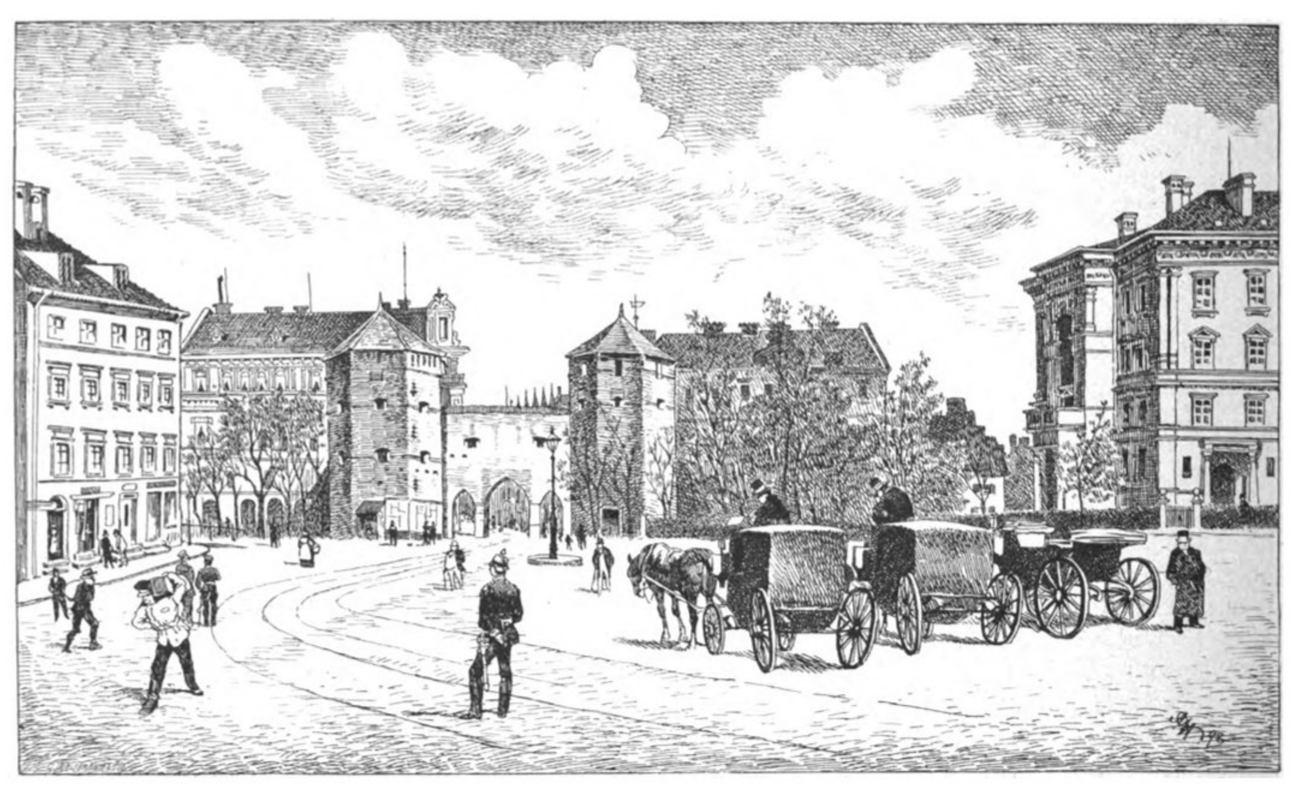
Anfänglich bestand das Sendlingerthor nur aus einem einzigen hohen zinnengekrönten Thorturm, dessen Ansicht von innen, von der Sendlingerstraße her, uns das Bild auf Seite 424 vor Augen führt. Als man im Laufe des 14. Jahrhunderts die Befestigungen verstärkte, wurden ihm zwei mächtige sechseckige Türme vorgelegt (wahrscheinlich um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert) und durch Mauern mit dem Hauptturme verbunden, wodurch ein eingeschlossener Vorhof entstand. Hatte der stürmende Feind sich der Brücke bemeistert und den Graben überschritten, so mußte er erst das äußere Thor zwischen den beiden Seitentürmen erbrechen; war ihm dies gelungen, so drang er in den Vorhof ein, wo er sich zwischen den von den Wehrgängen und dem Hauptturme aus Schießscharten und Erkern herabsausenden Geschossen und Willkommgüssen mit siedendem Wasser oder brennendem Pech in einer schlimmen Mausefalle befand. Diese am Isarthore noch ersichtliche Befestigungsanlage hieß der „Barbakan“ mit einem aus dem Arabischen entlehnten Worte und wurde, wie dieses, durch die Kreuzfahrer zu uns gebracht. — Über den Graben führte eine hölzerne Brücke, und jenseit desselben versperrte den Zugang, wie uns der Volckmersche Stadtplan aus dem Jahre 1613 zeigt, ein niederer Tambour, d. i. ein leicht gemauertes, kreneliertes (mit Schießscharten durchbrochenes) Rondel.

So sah es vor dem Sendlingerthore bis zum Dreißigjährigen Kriege aus. Kurfürst Maximilian I. wandelte während desselben seine Hauptstadt mit Aufgebot aller Kunst der damaligen Fortifikation zu einer Festung um und umgab die alten Ringmauern mit einem Gürtel von 18 Bastionen, welche wiederum ein breiter Wassergraben schützte. Gerade vor das Sendlingerthor kam eine solche Bastion zu liegen, eine desgleichen vor das ausspringende Eck am Angerthor (Reste davon haben sich bis vor wenigen Jahren im Garten des „Glasgartens“, jetzt „Neue Welt“, erhalten) und zwischen beiden befand sich wieder eine kleinere Bastion hart vor dem Hai- oder Hegeturm der inneren Umfassung.

Zwischen der letztgenannten Bastion und jener vor dem Sendlingerthor führte nun von außen über das Glacis her der gemeinschaftliche Zugang zum Sendlinger- wie zum Angerthore auf einer hölzernen Brücke über den Stadtgraben, dann durch ein gemauertes, mit Fallgatter versehenes Wachthaus und eine Poterne (gewölbte Durchfahrt) auf die Kurtine (d. i. Mittelwall zwischen den Bastionen), wo sich der Weg trennte,

nach der Linken zum Anger-, nach der Rechten zum Sendlingerthor, vor welchem das Rondel nunmehr ebenfalls einen nassen Graben und eine Brücke dazu erhalten hatte. Just wie die Pforten des Himmelreichs, war also der Weg zur Stadt nicht leicht zu gewinnen.

Und so blieb es, bis die neue Zeit heranbrach, welche so viele Einrichtungen der alten umänderte und beseitigte. Nachdem die Befestigungen Münchens den erhöhten Anforderungen schon lange nicht mehr entsprachen, hob Kurfürst Max Josef IV. 1803 die Festungseigenschaft seiner Residenz förmlich auf und ließ mit dem Einlegen der alten Werke beginnen. Im Jahre 1810 kam die Reihe an das Sendlingerthor. Sein Hauptturm wurde abgebrochen, und die Bastei mit den Wällen vor dem Thore abgetragen, dadurch wurde ein freier Ausgang aus dem Stadtinnern und der Sendlingerthorplatz gewonnen, in dessen Umgebung jedoch die Häuser erst 1827 entstehen konnten, nachdem der seit 1812 festgesetzte, zuerst auf 4000 Fuß im Umkreis bestimmte, dann auf 2000 Fuß ermäßigte „Gesundheitszirkel" um das allgemeine Krankenhaus aufgehoben worden war. Die beiden Flankentürme blieben stehen, so daß das Thor die Gestalt hatte, welche unser Bild auf Seite 425 zeigt. Endlich im Jahre 1860 wurden diese letzten Reste restauriert und mit der Umgebung und den noch stehenden Mauern in Einklang gebracht, wobei neben dem Thore zwei kleinere Pforten für Fußgänger gebrochen wurden. In den letzten Jahren erfuhr auch das so gestaltete Thor noch mancherlei Änderungen, indem die letzten Überbleibsel der Stadtmauern und des Zwingers beseitigt wurden. In diesem besaßen die Bürgermeister kleine Gärtlein und die k. öffentliche Turnanstalt hatte sich einen nach des Tages Mühen viel besuchten Turnplatz darin angelegt. An deren Stelle dehnt sich jetzt zur Rechten ein freier Platz, und zur Linken erhebt sich seit 1878 ein Schulpalast, während seit neuestem die Pferdebahn vom Thorweg selbst Besitz ergriffen hat. Das Thor in seiner gegenwärtigen Gestalt zeigt das Bild hier unten.



Das Sendlingerthor im Jahre 1892. Originalzeichnung von A. Hoffmann.

Vordem galt die Gegend links vom Thore nicht ganz geheuer. An dem dort 1873 gefallenen Teile der Stadtmauer, sollen der Sage nach in alten Zeiten die Selbstmörder begraben worden und mancher Spuk gesehen worden sein, weshalb noch im Beginn dieses Jahrhunderts kein altes Weiblein vorbeiging, ohne sich scheu und unheimlich zu bekreuzigen. Vielleicht hat auf die Entstehung jener Sage das „Henkergässel" eingewirkt, das sich innen an der Mauer zum unteren Anger hinabzog, wo das Haus des Scharfrichters — im Jahre 1572 „Haus des Züchtigers" genannt — als das einer „unehrlichen Person" nicht unter anderen Häusern, sondern alleinstehend mitten in der Straße erbaut war; erst 1841, nach dem Tode des letzten von der Stadt besoldeten Scharfrichters, wurde das Haus abgebrochen, und der Platz eingeebnet.

Mit der im Jahre 1873 erfolgten Einlegung der Stadtmauer, verschwand auch das „Fausttürmchen". Die Sage meldet darüber folgendes. Ein Raubritter habe einmal der Stadt (wegen seiner dort hausenden Schwiegermutter?!) Fehde angekündigt und gegen großen Lohn mit einem Ratsherrn ein heimliches Bündnis geschlossen, laut welchem dieser ihm zur bestimmten Zeit ein Thor öffnen solle, damit er die Stadt überfallen, Feuer legen, und bei dem darüber entstehenden Wirrwarr nach Herzenslust plündern könne. Aber der verräterische Anschlag sei noch rechtzeitig entdeckt, und der ungetreue Ratsherr zur gerechten Strafe in diesem Turm lebendig eingemauert worden, so daß er elenden Hungertodes sterben mußte;

durch das offen gelassene Dach habe er drohend die Faust zum Himmel emporgestreckt, und zur Warnung für alle etwaigen Verräter, bezw. solche, die es werden wollten, habe man nach seinem greulichen Abscheiden das Türmlein bedacht und auf der Spitze die steinerne Faust angebracht. — Als im vorgenannten Jahre das Türmchen, das 10 Fuß Höhe und 6—8 Fuß innere Weite hatte, abgebrochen wurde, fand sich nichts Besonderes vor; die drohende Faust erwies sich als ein steinerner, gänzlich verwitterter Turmknopf, dessen ursprüngliche Gestalt nicht mehr festzustellen war. Man wollte wegen der Öffnungen im oberen Teile des Turmes in ihm einen „Luginsland“ erblicken, doch bestand so nahe an den hochragenden Thortürmen kein Bedürfnis nach einem solchen; zu welchem Zwecke er also diente, läßt sich nicht sagen. —

In nächster Nummer überraschen wir unsere Leser durch Bild und Beschreibung zweier merkwürdiger Umbauprojekte, welche im letzten Jahrhundert und zu Beginn des gegenwärtigen für das Sendlingerthor geplant waren.

Eine Vesuvbesteigung vor 141 Jahren.[1]

Am 28. November 1750 trat der Pfalzgraf Friedrich Michael von Zweibrücken-Birkenfeld, der Urgroßvater des Prinzen Luitpold, des Königreichs Bayern Verwesers, von Mannheim aus eine Reise nach Italien an, deren Hauptziel Rom war. In seinem Gefolge befand sich ein Lieutenant, Namens Karl Jörg, der als Reisefourier Dienste that und der vom Pfalzgrafen auch beauftragt war, eine Darstellung dieser Reise abzufassen. In Form von „Tagebuchaufzeichnungen“ hatte auch am 19. Januar 1752 der später in den Adelsstand erhobene und zum General beförderte Jörg die ihm von seinem hohen Herrn aufgetragene Arbeit fertiggestellt. Wir entnehmen den kulturhistorisch interessanten Aufschreibungen, deren Original das königl. Geheime Hausarchiv in München besitzt, folgenden in der Überschrift bezeichneten Abschnitt:

„Nachdem ich in der Stadt (Neapel), so viel mir in aller Eile möglich, hin und wieder besichtigt, machte ich zugleich die Anstalt, folgenden Tag — 24. Februar 1751 — den durch die Welt so berühmten Berg Vesuv, wornach ich Zeit meines Lebens so sehnlich verlangte, zu besteigen und in genauesten Augenschein zu nehmen. Ich hatte auch das für einen Wissensbegierigen erwünschte Schicksal, die erschreckliche Beschaffenheit des Berges, da er eben in voller Wut gestanden, zu betrachten, welches seit zehn Jahren nicht geschehen.

„Morgens um 7 Uhr setzte ich mich mit schon besagtem Herrn Professor Lori — kurfürstlich bayerischer Rat und Professor, der bekannte Mitbegründer der bayerischen Akademie der Wissenschaften — und meinem Joseph in eine Chaise und passierten wir beständig zwischen dem Meer und den schönsten Lustschlössern zwei Stunden lang bis nach Portici, welches die Sommerwohnung des Königs, wovon ich bei der Retour vom Vesuv ein mehres zu reden haben werde. Es kostete meinem Begleiter wenig Mühe, eine Truppe Wegweiser oder vielmehr Kanaillen mit ihren Maultieren, welche uns den Berg hinaufführen sollten, zusammenzubringen. Ich suchte für jeden meiner Reisekompagnons vier tüchtige Kerle aus; wir setzten uns auf die Esel und wollten unsern Weg antreten; allein so leichterdings fortzukommen, war nicht möglich, indem jeder von diesen Burschen seinen Hari! Hari! vorgezogen haben wollte. Ich wurde zwar ganz gemächlich von einem herunter und auf einen andern gehoben, allein dabei blieb es nicht, ich kam bis auf den dritten, und würde des Auf- und Abhebens kein Ende gewesen sein, wenn wir nicht endlich mit entblößten Hirschfängern uns Ruhe verschafft und die Kerl samt Maultieren, welche uns tüchtig dünkten, auserlesen hätten.

Wir traten also unsern Weg an und ritten wohl eine starke Stunde zwischen einer großen Menge aus dem Berge herausgeworfener Steine von allerhand Farben und Gattungen, deren einige zwei bis drei Schuh groß gewesen. Endlich gelangten wir an den Absatz, wo nicht mehr mit Reiten fortzukommen. Auf dieser Stelle hielt ich mich ein wenig auf, die daselbst an zwei und drei Orten vor Augen liegenden Ausgießungen recht zu besichtigen. Es kam mir nicht anders vor, als ein Herabfluß von geschmolzenen Eisenschlacken, welche sich allda gestockt und in drei bis vier Schuh großen Schollen zusammengesetzt hatten. Nach der Aussage meiner Führer soll dieses als ein mit Feuer fließender Strom geschienen haben.

Ich hörte schon allhier das Donnern des Berges mit ziemlicher Stärke. Wir machten uns demnach gefaßt, unsern Weg zu Fuß anzutreten, und legten die zu dem Ende erkauften, starken, neuen Schuhe an, welcher wir dermalen mehr als zu viel benötigt waren. Unsere Führer hatten Riemen um den Leib, woran wir uns hielten. Vor jedem gingen zwei derselben und einer schob hinten nach. Bis dahin war die Luft ziemlich gelassen und angenehm. Wir setzten immer weiter fort und gingen in der Asche, welche gleich einem groben und schwarzen Sand, mehr als schuhtief. Es war nirgends kein sicherer Tritt und also dieser Weg sehr beschwerlich. Endlich gelangten wir auf die herausgeworfenen harten Steine, welche einen, zwei bis drei Schuh groß und scharfkantig sind. Wir vermeinten, nicht mehr weiter fortkommen zu können, angesehen solche fast bei jedem Schritt unter dem Fuß auswichen und bei dem geringsten Fall einen armselig zugerichtet hätten. Je mehr wir uns dem Gipfel näherten, desto heftiger vernahmen wir das öfters wiederholte Donnern, die Luft war auch durch den Tramontanwind dermaßen schneidend, daß ich mich vor Kälte kaum an meine Führer halten konnte; zu diesem kam annoch der stark auf uns durch den Wind gestoßene Schwefelrauch, welcher uns fast erstickte, also daß ich besorgte, den Weg unmöglich mehr weiter fortsetzen zu können.

---

[1]) Aus dem zweiten Abschnitte des in den nächsten Tagen bei C. C. Buchner in München und Bamberg erscheinenden Werkes: „Pfalzgraf Friedrich Michael von Zweibrücken und dessen Reise nach Italien. Vom Geh. Legationsrat Dr. Ludwig Trost, Geh. Haus- und Staatsarchivar und Geh. Sekretär Dr. Friedrich Leist. Mit einem Bildnisse des Pfalzgrafen“

Meine Führer versicherten mich, daß dieser Dampf der Gesundheit keineswegs schädlich, sondern vielmehr gegen Kopfschmerzen ein dienliches Mittel sei.

Endlich kamen wir auf die Spitze dieses abenteuerlichen Feuerberges, in Meinung, daß wörtlich dieses der Ort sei, wo alles wohl könnte betrachtet werden, dessen wir aber sehr betrogen, sintemalen, wie ich bald erkannte, dieses gleichsam nur die Ringmauer eines tiefen Abgrundes war. Ich setzte mich allda nieder und sah mit Erstaunen einen großen Bezirk, in welchem nichts als schwarzer Dampf an vielen Orten herausbrach, so, von dem Wind gedrückt, sich nicht in die Luft erheben konnte. Aus der Mitte hörten wir öfters ein solch erschreckliches Getöse, daß ich meinte, der ganze Berg müsse in Stücke zerbersten, und mich gedünkte, als ob im tiefsten Abgrunde der Erde 100 Kanonen auf einmal losgebrannt würden, welche gleich einem Lauffeuer von unten herauf beständig mit stärkerem Krachen, endlich mit dem entsetzlichsten Donnerknallen hervorbrachen. Diesem folgte aus der Mitte ein schwarzer mit Feuer, Asche und Steinen vermischter Dampf, welcher turmhoch hinaufstieg.

In Betrachtung dieses dunkeln Schwefeldampfes, welcher durch den Wind mit Gewalt auf uns zugetrieben wurde, konnte ich bisher nicht das Geringste klar entdecken. Solches fiel mir um so empfindlicher, als ich diese so beschwerliche Reise umsonst vorgenommen zu haben noch immer befürchtete. Ich unterredete mich derohalben mit meinen Führern, ob es nicht möglich, durch diesen Dampf hindurchzukommen, damit wir den Wind auf unserem Rücken hätten und so fort die wahre Beschaffenheit des Schlundes mit mehr Überlegung betrachten könnten. Einige wollten es riskieren, andere zeigten schlechten Appetit dazu. Auf Versprechung eines Dukaten demjenigen, welcher sich zum ersten hindurch wagte, war sogleich ein junger, determinierter Kerl gefaßt und stieg in aller Geschwindigkeit bis 60 Schritte mitten durch diesen Dampf den Berg hinunter, welches mir vorkam, als ob er sich in einen großen Kessel siedenden Wassers hineinstürzte. Nach einer halben Viertelstunde sah ich diesen gefährlichen Botschafter aus dem Dampf wiederum heraufsteigen, welcher versicherte, er wolle mich durch den nämlichen Weg, so er genommen, auf einen Platz führen, wo ich alles nach völligem Genügen beschauen könnte. Wir traten also den finsteren Weg an und folgten demselben durch den Schwefeldampf nach, da indessen auf einmal ein neues grausames Donnern unter unseren Füßen entstand und den Rauch dermaßen verdickte, daß wir nicht wußten, ob sich der Berg gespalten oder wir ersticken würden. Endlich erblickten wir die Sonne, und war uns zugleich der Wind auf dem Rücken, da wir die innere Beschaffenheit des Berges etwas genauer betrachten konnten. Hier fing nun auf das neue meine Verwunderung an und kam mir im ersten Augenblicke vor, als ob ich in eine unbekannte Welt versetzt wäre. Ich befand mich auf einer Ebene, welche eine kleine Viertelstunde im Durchschnitte und rundum mit einem hohen Rand, worauf wir nämlich zuvor gestanden, umschlossen war. Das Glück fügte es auch, daß der Wind sich gänzlich legte und unserem Gesichte ein freies Feld zur Betrachtung überließ. Die oben gemeldete Ebene ist am besten einem zu Wellen getriebenen Schwefelteiche zu vergleichen, da man keinen Fuß setzen kann, als auf bloß gestockten Schwefel.

An verschiedenen Orten entdeckten sich handbreite Spalten, woraus eine Menge schwarzen Dampfes hervorbrach, welches von den verborgenen, hin- und wieder lauschenden Feuerbächen verursacht wird, und sahen wir unter unseren Füßen die hellbrennende Materie gleich einem Wasser durchfließen.

Mitten in dieser Ebene steigt der große, schwarze Hauptkamin in Form eines Zuckerhutes hervor; seine Breite dürfte etwa 50 und die Höhe 70 Schuh haben. Am Fuß desselben ist eine große Höhlung, gleich einem Gewölbe, welches mit armdicker sulphur-salpetrischer Materie gleichwie mit Eiszapfen behängt ist. Ebendaselbst sieht man den großen Kanal, welcher das fließende Feuer in Mannsdicke zu dem besagten Kamin hineinführt. Während der Zeit, als ich diese Seltsamkeiten mit Erstaunen betrachtete, erhob sich ein abermaliges Donnern mit abscheulichem Brausen und Erschütterung in dem Abgrunde und es stieg aus dem großen Kamin eine turmhohe rauchende Feuersäule in die Höhe, wodurch die beschriebenen Öffnungen zum Ausspeien schwarz und roten Dampfes bewegt wurden und besagte ganze Ebene einer mit vielen Fontänen springender Wasserkünste nicht unähnlich war. Ich konnte solches um so viel besser observieren, da unweit von meinen Füßen eine solche Spaltung sich befand. Kurz und mit Wahrheit zu sagen, die Phänomene dieser vulkanischen Feuergestalt sind dermaßen außerordentliche und wundervolle, daß meine Feder viel zu schwach, die wahre Befindung derselben zu beschreiben.

Ich sammelte allda von allen verschiedenen Gattungen der sulphurischen Materie.

Meine Führer beobachteten selbst mit Erstaunen viele Neuigkeiten, welche sie zuvor niemals gesehen, ermahnten uns desfalls, nicht länger zu verweilen, angesehen der Berg die äußerste Gefahr bedrohte und in 10 Jahr nicht gethan, was sie dermalen sehen thäten und seit 8 Tagen verspürten. Sie versicherten, daß solches jederzeit der Vorbote einer neuen Entzündung sei. Auf Befragen, warum sie dann die Fremden nicht avertierten und mutwillig in so große Gefahr setzten, gaben sie zur Antwort: Per il denaro si fa tutto. Wir machten uns sofort aus dem Schlunde und traten unseren Rückweg an. War nun zuvor das Hinaufsteigen mühsam und verdrießlich, so fand ich jetzo das Absteigen weit gefährlicher, indem man bei dem geringsten Ausweichen der Steine sich jämmerlich zerfallen konnte. Als wir auf dem Platz, da unsere Maultiere zurückgeblieben, ankamen, fanden wir eine gute Provision der auserlesensten Früchte und des besten Weins, Lacrima Christi genannt. Wir ergötzten uns allda mit der schönsten Aussicht des Meeres, den vielen Lustschlössern und der vor Augen liegenden Stadt Napoli. Zu merken ist, daß das Erdreich da herum das allerfruchtbarste, welches allerdings dem mit Salpeter und sulphurischen Aschen imprägnierten Grunde mag zuzuschreiben sein. Meine Wegweiser erzählten mir, daß beim Wüten dieses Berges ein bloßes Erdbeben und Brausen der Winde entstünde, daß man vermeine, die ganze Welt müsse zu grund gehen. Zu dieser Zeit salviere sich alles, was nur könne. Das ausbrechende Feuer sei einem in der Luft schwebenden Wasserstrome ähnlich, und so er sich in das Meer ergießt, prasselte dasselbe gleich einem geschmolzenen Metall.

Man rechnet seit dem Leben Christi 17 dergleichen starke Ausgüsse, worunter einige die Asche bis nach Rom und Afrika

getrieben; außer sothaner Zeit ist der Berg durchgehends so stille, daß man kaum davon einigen Dampf verspürt.

Diese Abwechslungen mögen leichtlich daher entspringen, daß der in Sizilien befindliche Berg Ätna mit dem Vesuv durch unterirdische Höhlen zusammenhänge, also zwar, daß vermöge Observation ersterer bei Entzündung des anderen ganz ruhig, jener hingegen bei Stillstande dieses zum Ausbruch komme. Ohne Zweifel ist es wenigstens, daß dergleichen geheime Werkstätten der Natur mehrenteils unter der Erde hin verborgene Gemeinschaft haben. Ein gleiches beobachtet man bei der Terra Solfatara. Solche ist von dem Vesuv wenigstens 5 Stunden entlegen und läßt bei Unruhe des Vesuvs nicht die geringste Ausdämpfung verspüren, hingegen bei dessen Aufhören immerfort häufigen Rauch von sich fahren.

Der große Naturkundige Plinius hat bei eben dieser Erforschung sein Grab auch daselbst gefunden. Gleiches Schicksal ist verschiedenen Engländern widerfahren, und sind vor sieben Jahren drei derselben auf solche Art allda zugrunde gegangen. Einer von meinen Wegweisern war gegenwärtig, als selbe bei ganz gelassener Witterung in den Kamin sich verfügten. Es entstand ein ziemlich starker Dampf, welcher die übrigen Kameraden nicht ohne Ursache herunten zu bleiben bewog. Man wartete einen ganzen Tag, die drei Kuriosen aber kamen leider nicht mehr zurück."

Altes und Neues aus altbayerischen Landen.

Von J. Keiper.

(Schluß.)

Nachdem infolge wechselseitiger Beziehungen der Name des Kurfürsten Karl Theodor schon wiederholt gefallen ist, dürften vielleicht einige Schlaglichter über ihn und seine Zeit nicht ganz unwillkommen erscheinen: Seine Persönlichkeit, wie immer verschieden beurteilt, ist für die innere Entwickelung Bayerns und der Pfalz hochbedeutsam und bildet in der politischen Geschichte beider Länder geradezu einen Eckstein. Wenn auch nicht ganz im Sinne des aufgeklärten Despotismus des Fridericianisch-Josefinischen Zeitalters zählt dieser fast die Schwelle unseres Jahrhunderts berührende Fürst (gestorben im Februar 1799) doch als einer der letzten Vertreter des rapid im Niedergang begriffenen absolutistischen Prinzips. Neben persönlichem Widerwillen gegen die durch die französische Revolution geschaffenen neuen Verhältnisse und unruhigen Zeitläufte blieb ihm vom Schicksal nicht erspart, den Verlust seiner Stammlande, der Kurpfalz, ohne Aussicht auf baldige Wiedererlangung oder entsprechendes Entgelt als letzte herbste Enttäuschung erleben zu müssen.

Herr des gesegnetsten Landstriches im weiland heiligen römischen Reich deutscher Nation, als welcher die alte Kurpfalz — vorwiegend zum VI., nieder- oder kurrheinischen Kreis gehörig — füglich angesprochen werden darf, residierend am sonnigen Rhein in den eleganten, weitläufigen Räumen des zeitgemäßen Mannheimer Schlosses, zur heißen Sommerzeit im benachbarten Schwetzingen, seiner Lieblingsschöpfung, Kühlung und Erholung suchend, konnte der Kurfürst ehedem als „Vatter seines Landes" wahrhaft nach Herzenslust herrschen, schalten und walten, „leben wie Gott in Frankreich" nach landläufigem Pfälzer Ausdruck.

Anders und ernster gestaltete sich die Lage, als mit dem Tode des kinderlosen Kurfürsten von Bayern, Maximilian des Vielgeliebten, Sohn des unglücklichen Kaisers Karl VII., im Jahre 1777 die jüngere Linie des Hauses Wittelsbach in Bayern erlosch, und letzteres erbfolgegemäß Karl Theodor als Haupt der älteren (Sulzbachschen) Linie zufiel.

Aus Gründen der Staatsraison, persönlich ungern und zum größten Leidwesen seiner getreuen Pfälzer, verlegte er seine Hofhaltung und damit den politischen Schwerpunkt in die neue Residenz München. Dahin folgten bekanntlich viele pfälzische Hof- und Staatsbeamte, deren Geschlechter im jenseitigen Bayern, bezw. in München heute noch fortblühen.

Als Träger der doppelten Kurwürde von Pfalz-Bayern hätte Karl Theodor bei politisch günstiger Konstellation 2c. 2c. eine achtunggebietende Machtstellung nach innen und außen entfalten können. So aber mußte er gleich im Anfange seiner Regierung über die vereinten Kurlande, „Bayern und Pfalz, Gott erhalt's", infolge des bayerisch-österreichischen Erbfolgekrieges durch den Teschener Frieden 1779 das Innviertel, d. h. den Teil von „Niederbayern" zwischen Inn, Donau und Salzach, altbayerische Lande, behufs Herstellung einer direkten Verbindung von Tirol mit „Österreich" an letzteres abtreten. Seine späteren, glücklicherweise vereitelten Tauschprojekte, welche die Selbständigkeit Bayerns ernstlich gefährdeten, trugen auch nicht zur Beruhigung der vaterländischen Gemüter bei.

Wenn deshalb vielleicht das Andenken dieses Fürsten trotz namhafter anderweitiger Verdienste in „Altbayern" sich keiner besonderen Sympathie erfreuen sollte, um so reger lebt es in den ehemals kurpfälzischen Landesteilen der bayerischen Pfalz fort, gilt es doch dem letzten Repräsentanten der alten Kurpfälzer Herrlichkeit, zugleich dem letzten Sproß der Pfälzisch-Wittelsbachschen Kurfürstenlinie! Das in manchem pfälzischen Rathause, z. B. dem heimatlichen des Verfassers befindliche, in Öl gemalte lebensgroße Brustbild des letzten Kurfürsten der Pfalz, in der überreichen Staatstracht des prunkvollen Zeitalters Ludwigs XV. mit mächtig wallender Allongeperücke, flößt wohl jetzt wie sonst der heranwachsenden Jugend bei aller kindlicher Neugier und Wißbegier ehrfurchtsvolle Scheu ein.

Noch lebhafter aber wirken seine Schöpfungen: Hiervon sei nur das gleich so vielen anderen ehedem kurpfälzischen Kleinodien „Altheidelberg, du Feine", nicht mehr in den Besitz der Krone Bayerns zurückgelangte Schwetzingen flüchtig gestreift. Am rechten Rheinufer zauberte Karl Theodor aus einer Sandwüste eine blühende Oase hervor: das prächtige Schloß umgibt ein herrlicher Park mit malerischen Baumgruppen, grünen Matten und schattigen Laubgängen, nach damaligem Geschmacke der Schäferspiele mit lauschigen Grotten, antikisierenden Statuen und großartigen Wasserwerken verschönt. Eigentümlich befängt den nicht oberflächlichen Besucher der Kontrast zwischen dem heitern, üppigen Marmorbad und der ernsten Moschee mit ihrem schlanken Minaret, beides unbewußt ein Zeichen der Zeit, bis die Geister auf einander platzten.

Diese edle Perle des Rheins, auf welche die „beati

possidentes“ mit Recht stolz sein dürfen, übt noch heute auf die Pfälzer große Anziehungskraft aus. Wenn der biedere Westricher allein oder noch lieber mit einem Bräutchen am Pfingstmontag eine größere Lustreise über „die Neustadt“ hinaus sich getraut, so besucht er gewiß den „Schwetzinger Garten“, das Heidelberger Schloß und auf dem Rückweg das Mannheimer Theater.

Nach dieser — ich verspreche es — letzten „längeren“ Abschweifung stehen wir gottlob, wie mancher der geduldigen Leser wohl auch mit ausrufen wird, vor dem Endziel unserer Fußwanderung, dem Eingangsthor von Abensberg. Dasselbe, an dem Flüßchen Abens (Abusina) gelegen, ist ebenfalls ein freundliches, behäbiges niederbayerisches Städtchen mit entschieden altertümlichem Gepräge, insbesondere an dem von Kirche, Turm und spitzen Giebelfronten der Häuser wirkungsvoll umrahmten Marktplatz. Im Südosten der früheren Umwallung erheben sich die noch umfangreichen Reste eines uralten Herrensitzes, des vormals blühenden, stolzen und mächtigen Grafengeschlechtes der so früh vom Schauplatz der vaterländischen Geschichte verschwundenen Abensberger. — Der jetzige, augenscheinlich einer späteren Zeit angehörige Schloßaufbau dient dem Königl. Amtsgericht als Sitz. — Babo der Abensberger, dem seine zwei Gemahlinnen nicht weniger als 32 Söhne und 8 Töchter geschenkt haben sollen, zeigte einstmals, der Sage nach, dem bei ihm jagenden Kaiser Heinrich II., dem Heiligen (1002—24), mit berechtigtem Vaterstolze die stattliche Zahl seiner in Jugendkraft strotzenden Mannessprossen, welche nach menschlichem Ermessen — auch in geminderter Zahl — die dauernde Erhaltung des edeln Geschlechtes hätten verbürgen können.

Trotzdem erlosch dasselbe schon im Jahre 1485 mit Nikolaus, dem „letzten Abensberger“, der, vom herzoglichen Hof in München der lieben Heimat zutrabend, mit manchem seiner Gefährten und Reisigen unweit Freising in jähem Überfalle erschlagen wurde, und zwar von keinem Geringeren, als dem ihm besonders aufsässigen Herzogsbruder, Christoph dem Starken von Bayern, bezw. durch dessen Mannen. — Nur die rohe und verwilderte Sitte, welche bei Durchführung der damaligen vielfachen Ritterhändel und Kriegsfehden allgemein im Schwange war, läßt die vielleicht nicht mit diesem Ausgang gewollte That, welche eventuell nur ein Aufheben des persönlichen Gegners hätte bezwecken sollen, in einigermaßen milderem Lichte erscheinen; von dem Vorwurf des Landfriedensbruches aber kann Christoph nicht freigesprochen werden! —

Wenden wir uns ab von diesem düstern Blatte des ausgehenden Mittelalters und erheben wir das Gemüt an dem vom Schloßplatz frei herüberblickenden ehernen Standbild Johann Thurmairs von Abensberg, genannt Aventinus, des bayerischen Herodot, auch eine Verkörperung des mit beginnendem sechzehnten Jahrhundert in deutschen Landen bereits eingezogenen Humanismus, der „Morgenröte einer neuen Zeit“. In der üblichen schlichten Gelehrtentracht, mit gut ausgeführtem Faltenwurf, steht der verdienstvolle bayerische Geschichtsschreiber voll anspruchsloser Würde und edler Haltung aufrecht da, einen Band seiner unvergänglichen Jahrbücher der Bayern in Händen. Die Inschrift sagt, daß er dieselben in seiner Vaterstadt — Geburtshaus das jetzige Hofbräu — im Jahre 1519 begonnen und 1521 vollendet hat, für das große Werk eine kurze Zeit.

Auch in der neueren Geschichte Bayerns und Deutschlands ist Abensberg durch das siegreiche Gefecht Napoleons I. mit Erzherzog Karl von Österreich bekannt; hieran erinnert die südöstlich im Weichbilde der Stadt aufsteigende „Napoleonshöhe“ als historischer Ort wohl bleibend, der innerhalb der Mauern dagegen noch an einem Firmenschild prangende, „außer Kurs befindliche“ Vorname „Napoleon“ hoffentlich nur mehr vorübergehend.

Das Gefecht bei Abensberg am 19./20. April 1809 war die Einleitung zu den dem österreichischen Waffenglück stets abholden, bis zum 23. April fortgesetzten Tagen bei Landshut, Eggmühl und Regensburg. Erzherzog Karl war nach Böhmen zurückgedrängt, Wien fiel am 12. Mai 1809 zum zweiten Male in die Hände Napoleons. Dieser, bisher unbezwungen, rächte die ihm von Erzherzog Karl am 21./22. Mai beigebrachte empfindliche Niederlage von Aspern durch seinen blutigen Sieg in der männermordenden zweitägigen Schlacht bei Wagram am 5. und 6. Juli 1809, worauf endlich der für Österreich überaus ungünstige, auf dem Schlosse zu Schönbrunn bethätigte sog. Wiener Friede vom 14. Oktober 1809 folgte. Napoleons Stern stand im Zenith! 2000 Quadratmeilen wurden aus dem siechen Leib der „altersschwachen“ Austria geschnitten, welche aber noch widerstandsfähig genug war, die auf diese kräftige Operation erfolgte schwere Krisis glücklich zu bestehen, um nach einigen Jahren wieder in früherer Fülle auf dem Wiener Kongreß altgewohnte, vielfach lange entbehrte Huldigungen „gnädigst“ entgegen zu nehmen.

Das junge Königreich Bayern erhielt damals für die dem „erhabenen Verbündeten“ treu und tapfer geleistete Heeresfolge Salzburg und Berchtesgaden, das Innviertel und die Hälfte des Hausruckviertels zugesprochen, mit Ausnahme von Berchtesgaden nur im vorübergehenden Besitz.

Es war allgemach Abend geworden: Unter den Fittichen der Nacht gelangten wir auf der alten Bahnlinie so zeitig nach Hause, um noch am gewohnten Stammtische durch ein von Eining mitgebrachtes Stückchen terra sigillata als sichtbares Zeichen der gelungenen Osterfahrt im engeren Kreise das Interesse zu erwecken.

Wenn durch vorstehende Erinnerungen auch weitere Kreise im lieben Bayernland Anregung empfingen, so danken wir's dem „Bayerland“.

Kleine Mitteilungen.

Die Freiung in Absberg und das Schrannenlaufen in Ansbach. Schon bei den Griechen und Römern gab es unverletzliche, unter Götterschutz stehende Orte, an welchen Verfolgte und selbst Verbrecher Zuflucht und Sicherheit fanden. Als Frevel gegen die Götter wurde es angesehen, wenn man den an einen solchen geheiligten Ort Geflüchteten mit Gewalt hinwegzureißen oder durch indirekte Zwangsmittel, wie Hunger oder Feuer, zum Verlassen seines Zufluchtsortes zu nötigen suchen wollte.

Dieser heidnische Gebrauch, wonach ursprünglich alle später bestimmte Tempelstätten als Asyle galten, ging auch ins Christentum über, indem die Kirchen und ihre Umgebungen zu solchen Freistätten erklärt wurden. Dadurch konnten namentlich fliehende

Sklaven vor der Strenge ihrer Herren geschützt werden. Aber auch zur Milderung der Strenge des Schuldrechts war dieses Asylrecht beizutragen bestimmt. Durch die kirchliche Gesetzgebung wurde dieses Institut begünstigt und erweitert. Doch führten Mißbräuche, die sich einschlichen, allmählich zu einer Begrenzung des kirchlichen Asylrechts.

Im Mittelalter waren es die Kaiser, welche einzelnen Orten „das Recht der Freiung" verliehen. So wird in den ältesten kaiserlichen Lehnbriefen die Freiung und das Geleite von Absberg als ein uralt hergebrachtes Recht bestätigt. Nach der Tradition wurden schon vor 900 Jahren den Herren von Absberg zur Belohnung für ihre geleisteten tapferen Kriegsdienste die Freiung und das Geleite auf ihrer Herrschaft zu Absberg verliehen.

Auf einem Höhenrücken längs der Eisenbahnlinie, die von Gunzenhausen nach Pleinfeld sich hinzieht, liegt linker Hand der Marktflecken Absberg mit einem Schlosse, das von den Deutschherren erbaut ist, die nach dem im Jahre 1647 erfolgten Aussterben des Absbergschen Geschlechtes mit der Herrschaft daselbst vom Kaiser belehnt wurden. Die ausgestorbene Familie v. Absberg nimmt in der fränkischen Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts eine denkwürdige Stelle ein. Namentlich der ebenso tapfere als gelehrte Kanzler und Landhofmeister Georg v. Absberg († 1490) war einer der tüchtigsten Staatsmänner der fränkischen Fürstentümer. Er war mit Ludwig v. Eyb der einflußreichste Rat des gewaltigen Markgrafen und Kurfürsten Albrecht Achilles und mit den wichtigsten diplomatischen Sendungen von demselben betraut. Auch Paul v. Absberg († 1513), im Waffenspiel so geübt als tapfer im Kriege, errang sich Preise auf vielen Turnieren und nahm hervorragenden Anteil an dem bekannten Treffen von Affalterbach (1502), wobei die Nürnberger mit so blutigen Köpfen vom Markgrafen Kasimir heimgeschickt wurden. Hiervon erzählt uns nicht bloß Götz von Berlichingen in seiner kernigen Weise, auch das Volkslied hat den Absberger besungen, indem es also berichtet:

> ... „Kenn ich Herr Paulus von Apsperg
> er ist ein zornig' man,
> sprengt die gemein von Nurmberg
> gar dapferlichen an.
>
> Ich merk an seinem reiten,
> er furt zween messing sporn,
> er hat auf seiner seiten
> manich ritter und grafen verlorn ..."

Doch auch eine schmachvolle That ist mit dem Namen derer v. Absberg verknüpft, indem Hans Thomas v. Absberg im Jahre 1520 den Grafen Joachim von Öttingen, mit dem er in Streit lebte, ohne ihm Fehde angesagt zu haben, zwischen Donauwörth und Ebermergen überfiel und so schwer verwundete, daß der Öttinger einige Tage darauf zu Harburg verschied.[1]) Diese flagrante Ausartung des Faustrechtes bildet einen wichtigen Wendepunkt der deutschen Geschichte, indem nunmehr strenge Maßregeln zur Abschaffung des Stegreifrittertums und zur Herbeiführung der allgemeinen Sicherheit getroffen wurden.

Der Schwäbische Bund übernahm die Exekution gegen den Friedensbrecher und Frevler, der sich indes, da er von der Zeit an einem förmlichen Raubritterleben sich ergab, längere Zeit mit seinem Anhange der Verfolgung zu entziehen wußte. Seine Burgen, darunter namentlich Absberg, wurden gebrochen und ausgebrannt. Erst im Jahre 1531 fiel der gewaltthätige Absberger durch die Hand eines seiner Raubgesellen.

[1]) Siehe den Aufsatz: „Die Tötung des Grafen Joachim von Öttingen durch Hans Thomas v. Absberg von S. Hänle" in den Nummern 2—7 im ersten Jahrgang (1890) des „Bayerland".

Trotz dieses höchst ärgerlichen Vorkommnisses blieb das kaiserliche Privilegium der Freiung und des Geleites dem Marktflecken Absberg erhalten. Erst noch im Jahre 1541 hat Kaiser Karl V. dasselbe folgendermaßen konfirmiert:

> ... „sonderlich die Freiung und Geleit zu ihrem Markt und Schloß Absberg gehörig, das dann von demselben Mark anfang, wend und Ende auf vier Ort und ihn rings um den Berg daselbs hab. Wer Glaits bedürfe, niemands ausgenommen, der genothigt und geeilet wurde und der obbenannte Ort einen oder den Kreis des Ettern berühre und die Vogt nicht erlangen mochte und derselb ein Kind, Mann oder Frauen anrufte umb Glait, so mügen ihme das Kind, Mann oder Frauen das Glait warlichen zusagen bis an die Vogte und die Vogte bis an die Herrschaft und daß alsdann ihm daselbst Geleit ganz aufrichtiglich gehalten werde und seines Leibs, Lebens und Guts vor menniglich gefreit sye, doch daß er sich gleitlich halten solle. Und so einer, der ein Todtschlag gethan, desgleichen, der mit seinem Hab und Gut entrunnen und in gemelt Glait kummen sey, der jeder einen Gulden und einer der ein sint auf den Tod gewund oder einen andern Handel hab, ein Viertel Weines geben müssen, damit Ire Voreltern von weiland unsern Vorfaren am Reiche, Romischen Kaisern und Königen gnädiglich gefreit, begabt und fürsehen ..."

In den späteren Zeiten wurde die Sicherheit des Asyls auf den drei Stunden im Umkreis haltenden Markungsbezirk von Absberg ausgedehnt. Jeder Flüchtling konnte die Freiung zeitlebens genießen und mit jeder Art von Beschäftigung seinen Unterhalt gewinnen. Für diesen Schutz hatte derselbe gleich anfangs bei seinem Eintritt in die Freiung, sowie alljährlich, so lange er solche genoß, der Herrschaft zu Absberg ein Viertel Wein mit 1 Gulden 15 Kreuzer zu bezahlen. Wurde ein Flüchtling bis an die Absberger Markungsgrenze verfolgt, so konnte der erste beste ihm begegnende absbergische Bürger oder auch nur ein Kind aus dem Orte ihn in Schutz nehmen. Es wurde ihm alsdann die vollkommene Freiheit zugesichert, diese vom dortigen Amte bekräftigt und von höchster Herrschaft bestätigt. Und von dieser Freiung war gar nichts ausgenommen, als nur die Verbrechen der Majestätsbeleidigung und ein erwiesener vorsätzlicher Totschlag. Vom Jahre 1591 bis zum 4. Februar 1792, also in 200 Jahren, haben nicht weniger denn 227 Asylanten von der Freiung und dem Geleit in Absberg Gebrauch gemacht. Unter diesen befanden sich 30 Ehebrecher und Fornikanten, 2 Diebe, 2 Entführer von Frauen, 4 Wildschützen, 23 Deserteure, 4 Beamte wegen Rechnungsexzessen, 12 wegen Schulden, 7 Kaufleute wegen Bankerotts, 13 Duellanten — darunter 1 Graf und 8 Edelleute —. die übrigen waren unvorsätzliche Totschläger.

Am 4. Februar 1792 befanden sich noch 4 Asylanten in Absberg, die in Raufhändeln einen erschlagen hatten. Der älteste von ihnen war schon 20 Jahre dort, die übrigen erst 3 Jahre.

Erst im Jahre 1799 wurde dieses Asylrecht von der preußischen Regierung, an welche Absberg gekommen war, aufgehoben, weil dieses Privilegium mit der modernen Staatsverfassung unvereinbar schien.

Ein anderes merkwürdiges Asylrecht unter dem Namen „Schrannenlaufen" bestand bei dem kaiserlichen Landgericht Burggraftums Nürnberg, welches von 1456 bis zu seiner im Jahre 1806 erfolgten Auflösung in Ansbach seinen Sitz hatte. Dieses Privilegium bestand darin, daß, wenn jemand, „er mochte im römischen Reiche gesessen sein, wo er wollte", einen andern „unvorsätzlicher Weise" im Zorn, Duell 2c. das Leben nahm und ungebunden vor das kaiserliche Landgericht kam, dort aber „die Schrannen", d. i. die Schranken, ergriff, ihn nicht nur niemand davon wegnehmen durfte, sondern der Anleiter dieses

Gerichtes ihm als Verteidiger seiner Unschuld beigegeben wurde. Nach aufrecht gemachter Sicherheit ward ein landgerichtliches Proklama an die Kirchthür des Wohnortes des Beinzichtigten angeheftet, ihm selbst aber ein sicheres Geleite erteilt, so daß seine ordentliche Obrigkeit ihn weder in Verhaft nehmen, noch sonst etwas Nachteiliges gegen ihn verfügen durfte. Das kaiserliche Landgericht entschied vielmehr allein die Sache und verurteilte den Thäter nach dem wahren Befund der Sache in die gesetzmäßige Strafe oder sprach ihn von allen üblen Folgen los. Es bestand dieses Asylrecht — eine echt germanische Einrichtung — bis zur Auflösung des Deutschen Reiches im Jahre 1806 fortwährend in Übung. Dr. Julius Meyer.

Bayerische Nationaltrachten. Unsere letzte Studie hat uns in den Bezirk des Fränkischen Jura, an die Eingangspforte der Fränkischen Schweiz geführt. Heute sehen wir uns in das Vorland der bayerischen Alpen, in die Südostspitze des Bezirksamtes Ebersberg versetzt. Die Trachten unseres Bildes entstammen den Gemeinden Egmating und Netterndorf, als deren Mittelpunkt wir den freundlichen Marktflecken Glonn betrachten können, auf welchen von waldbegrenzter Höhe der stolze, weite Bau von Schloß Zinneberg herabgrüßt.

Wir wenden uns zunächst zu dem Paare zur rechten Seite des Beschauers Die hübschen jungen Leute sind Geschwisterte, Kinder des Bürgermeisters Killy von Neumünster. Wenn wir einen recht behäbigen, stattlichen altbayerischen Bauernhof beschreiben wollten, dann wüßten wir kein besseres Muster, als ihr heimatliches Anwesen. Der Kopfschmuck des Mädchens ist das wunderhübsche goldene Riegelhäubchen, welches mit silbernen Nadeln am Zopfneste befestigt ist. Die Jacke ist von mattgelber Seide, ihre bauschigen Ärmel reichen nur bis an den Ellbogen; die Brust ist mit dem „Wiener" (sprich „Weana") Tuch bedeckt, von dessen weißem Atlasgrunde sich die bunten Blumen munter hervor- und in ihrer Farbenhelle angenehm von dem schwarzen Mieder abheben. Die Nähte des Mieders sind goldgestickt, die Haken von Silber. Als Schmuck dient die schwere silberne Kette mit dem hübschen Schnürstifte, eine vielreihige Silberkette mit mächtiger Brosche schlingt sich um den Hals. Der Rock ist von schwarzem Merino, über ihn breitet sich ein taubengrauer Atlasschurz mit schwarzen Palmen. Der junge Bursche ist mit kurzer schwarzer Tuchjacke bekleidet, welche ebenso wie die Weste aus kirschrotem Sammet blanke Silberzwanziger statt der Knöpfe trägt. In den Taschen der Lederhose steckt das mit Silber plattierte Eßbesteck nebst Löffel. Der steife Sammethut ist mit goldener Schnur und Quaste versehen. Die Art, den Knoten des Halstuches zu knüpfen, ist sehr kunstreich und bedarf großer Übung, da keine der Spitzen des Tuches gesehen werden darf. Wir wenden uns zum Mütterlein zur Linken. Ihre Kopfbedeckung ist die bekannte Pelzmütze aus Otterfell. Sie trägt um den Hals statt der modernen Kette die Florschnalle, der Schurz ist blau und schwarz, der Rock ebenso wie die Jacke braun; das bemerkenswerteste Stück ihrer Kleidung ist der Hochzeitsgürtel aus silbernen Schuppen, der schon zu Ende des letzten Jahrhunderts außer Gebrauch geriet. Ihr Partner bei dem Festzuge fehlt leider auf dem Bilde, es war der Wirt von Münster, dem sein wallender weißer Bart etwas Ehrwürdiges in der Erscheinung gab. Er trug grünen Rock, schwarze Lederhose, weiße Strümpfe, Schnallenschuhe, braunsammetne Weste mit silbernen Knöpfen, kleinen steifen, breiten Filzhut mit Goldschnur.

Das mittelste Paar, der brave Bürgermeister von Netterndorf und seine Frau, repräsentiert die Beiständer des alten und jungen Hochzeitspaares. Die Bürgermeisterin trägt das schwarze Kopftuch mit den geblumten Enden, das weißseidene „Weaner Tüchl" mit hellem Blumenmuster, schwarzes Mieder mit Silbergeschnür, Jacke und Rock sind aus bordeauxschillerndem Atlas, die Schürze, die Ärmel der Jacke sind nicht gepufft und mit schwarzen Spitzen besetzt. Der seidene Schurz ist schwarz, weiß, grau gestreift. Der Bürgermeister trägt steifen Hut mit Goldschnur und Troddel, stahlblaue kurze Tuchjacke, karmoisinfarbene Sammetweste. Jacke wie Weste weisen Doppelreihen von je sechs Frauenzwanzigern als Knöpfe. In der Lederhose steckt das silberbeschlagene Besteck.

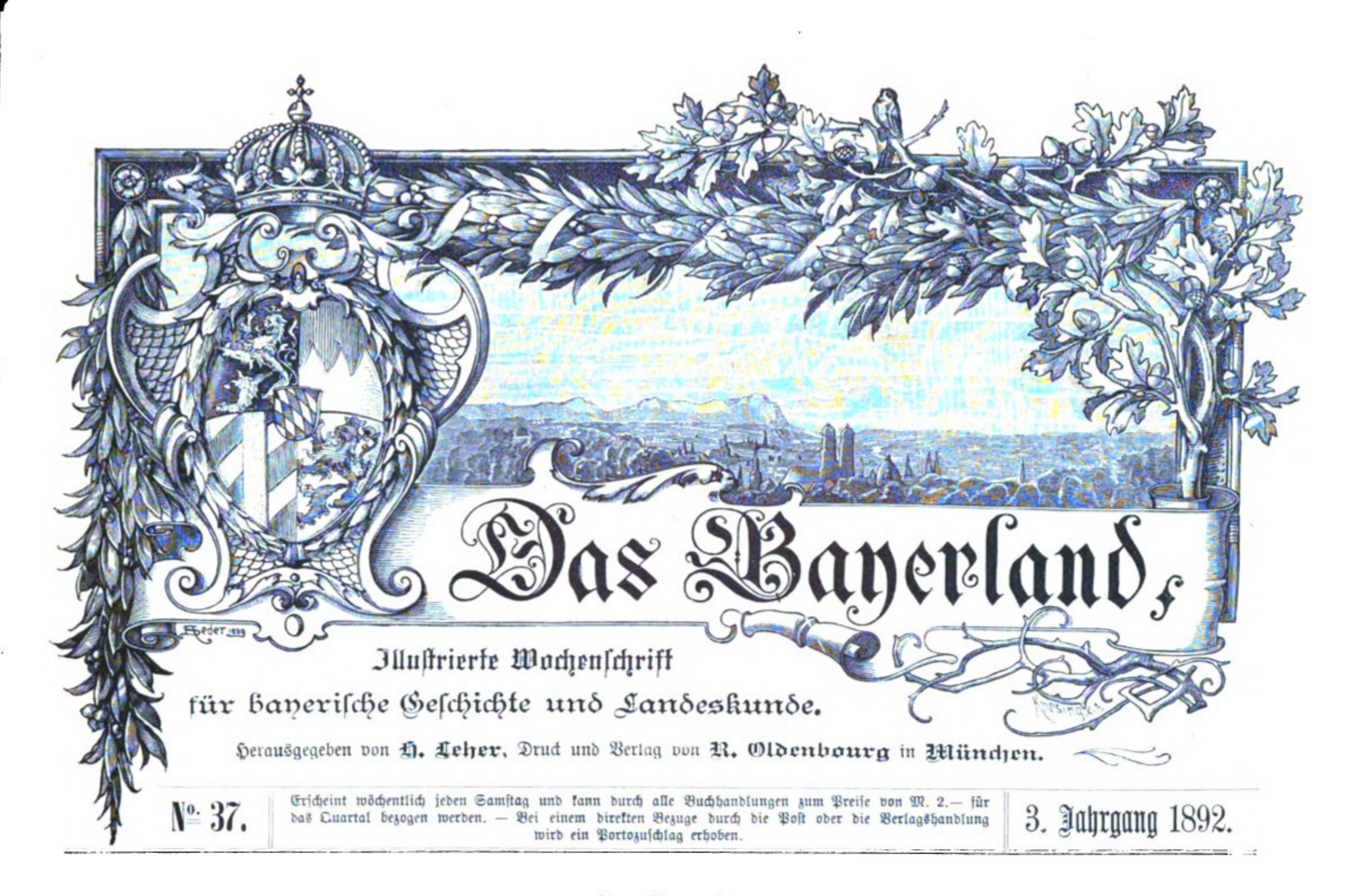
Tracht aus dem Bezirksamte Ebersberg.

Auch diese Trachten sind der Vergessenheit geweiht, verdrängt durch den neuen Tand. Sie sind jetzt wenigstens im Bilde festgehalten zur Erinnerung für fernere Zeiten.

Die Ochsenfurter Ratsakten nennen den Stadtpfarrer Dr. Sartorius um 1640 einen „stöberischen" Mann, weil er kein Brunnengeld zahlen wollte, indem er meinte, seine Pfarrkinder könnten ihm schon das Wasser hier umsonst trinken lassen.

Der Würzburger Nachrichter, wenn er nach Ochsenfurt berufen wurde, bekam von jeder Person, die er mit dem Schwerte oder Strange oder Wasser richtete, drei Gulden; von denen, die er vierteilen, radbrechen, mit Zangen reißen, schleifen, verbrennen, spießen, lebendig begraben und pfählen mußte, vier Gulden, weil er mehr Arbeit hatte. Mußte er Augen ausbrechen, Zunge oder Ohren abschneiden, Löcher in die Stirne und durch die Backen brennen, Hände und Füße abhauen, mit Ruten ausstreichen u. dgl., so bekam er 1½ Gulden nebst Ersatz der halben Zehrungskosten von einem Tag.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

13. Kapitel.

„Mama, warum bist Du denn immer so traurig? Sonst hast Du uns jeden Abend so schöne Geschichten erzählt vom Schneewittchen und vom Rotkäppchen und jetzt nicht mehr. Jetzt mußt Du immer weinen, den ganzen Tag. Warum weinst Du denn, Mamachen? Sind wir denn unartig gewesen gegen Dich? Vielleicht waren wir doch unartig; komm Max, wir wollen Mama um Verzeihuug bitten, daß sie uns wieder gut ist und uns wieder schöne Geschichten erzählt."

Und die kleine Sprecherin, die dreijährige Bertha, faßte die Hand ihres nur wenig älteren Bruders Max, und die beiden lieblichen Kinder traten mit treuherzig-bittenden Mienen vor Madame Wägel hin, die in einem steiflehnigen Polstersessel am Fenster saß und dem Geplauder mit Thränen in den Augen gelauscht hatte.

„Nein, meine Kinder, ihr habt mich nicht um Verzeihung zu bitten, denn ihr seid ja immer meine lieben, guten Kinder gewesen!" und mit sanfter Bewegung umarmte und küßte sie die Kleinen.

„Sag 'mal, Mama", begann dann nachdenklich der fünfjährige Max, „mir ist immer, als hätten wir schon einmal eine Mama gehabt. Ja, ja", rief der Knabe plötzlich aus, „ich weiß es ganz bestimmt. Aber diese andere Mama war gar nicht so schön wie Du. Sie hat auch nie mit mir spielen wollen und ist immer im Zimmer geblieben. Wo ist sie denn jetzt?"

„Sie ist im Himmel, Max, wohin alle guten Menschen einmal kommen."

„Im Himmel?" sagte das Kind zweifelnd. „Damals habt ihr zu mir gesagt, daß sie von uns weggegangen ist, weil, weil — — ich weiß nicht mehr, warum. Aber ich habe Dich viel, viel lieber als die andere Mama. Und Du wirst nicht von uns weggehen, ganz gewiß nicht? Wir haben Dich ja so lieb. Warum weinst Du denn nun schon wieder, Mamachen?"

„Ich weine gar nicht, Kinder", sagte Madame Wägel mit einem schwachen Versuch zum Lächeln, „aber ich möchte nur einen längeren Brief schreiben. Geht doch einmal zur alten Rosel in die Küche und fragt, was sie uns heute Gutes kocht. Dann könnt ihr gleich dort bleiben oder auf der Tenne spielen. Seid also brav und bleibt hübsch außen."

Mit einem Kusse verabschiedete sie die Kleinen vor der Thür und kehrte wieder in ihr Zimmer zurück.

Aus der Tasche ihres Morgenkleides nahm sie ein Brieflein, das sie entfaltete und zu wiederholten Malen las. Die klassisch-edlen Gesichtszüge der jungen Frau nahmen einen unheimlich starren und drohenden Ausdruck an, als die dunkeln Augen mit verzehrendem Feuer auf den wenigen Zeilen ruhten: „Liebe Klotilde! Vergebens suchst Du mir auszuweichen, denn ich werde Dich überall zu finden wissen. Du bist mein und hast mir zu folgen, oder ich vernichte Dich und das ganze Haus. Kann Dir die Wahl schwer fallen: hier hoffnungsloser Untergang, dort meine Liebe? George."

Madame Wägel setzte sich in den Lehnsessel und versank in tiefes Nachsinnen, lange, lange Zeit hindurch, dann sprang sie wieder auf, und es schien, als ob neue Lebenslust ihr

ganzes Sein durchströme, als sie, mit lebhaftem Schritte das Gemach durchmessend, vor sich hinsprach: „Der elende Patron! Mit solch erbärmlichen Drohungen glaubt er, mich zu schrecken. Ha, er soll es erfahren, daß er nicht mehr ein unerfahrenes Kind vor sich hat, das ihn fürchtet. Noch heute, sobald Wägel zurück sein wird, will ich ihm meine Schuld in ihrem ganzen Umfange bekennen und seine Verzeihung erflehen. Dann kann ich mit reinem Gewissen, wenn auch schweren Herzens von diesem Hause scheiden. Ich habe es als eine Dienende betreten, ich habe als Herrin darin gewaltet, aber ich werde es nicht als eine Verstoßene verlassen, denn ich gehe freiwillig und rein von aller Sünde. Wenn der Elende nicht abermals gelogen hat, und mein armer Knabe noch lebt, dann werde ich im fernen Frankreich seine Spur zu finden wissen. So ist denn meinen nächsten Schritten der Weg aufs klarste vorgezeichnet. Freilich fällt mir der Abschied von hier, von ihm, dem Edlen und Guten, von seinen herzigen Kindern unendlich schwer, aber es muß sein, und wenn das arme Herz mir in Stücke brechen sollte, es gibt keine andere Sühne für den Fehler meiner unerfahrenen Jugend. Aber bevor ich alles hinter mir lasse, was das Dasein mir verschönerte, ehe ich mit der ganzen Vergangenheit hier in diesen Räumen breche und aufs neue einer ungewissen Zukunft entgegengehe, will ich Abrechnung halten mit Ihnen, Monsieur le Marquis de Tréfort, und Gott wird mich stärken in den schweren Stunden, die mir bevorstehen."

Wenige Stunden später hatten sich im Geheimzimmer Graf Soden und Dr. Sartorius eingefunden, die gekommen waren, um zu erfahren, welchen Verlauf die Sendung des Rates an den Obergeneral Jourdan genommen und welchen Bescheid die Herren von dort zurückgebracht. Aber sie mußten erfahren, daß eine Stafette von Lauf aus an den Rat abgesandt worden war, welche die Kunde überbrachte, daß es noch keineswegs sicher sei, ob die Deputation heute heimkehren werde, indem Jourdan noch unpäßlich sei und niemand vorlasse.

„Ich zweifle sehr", sagte Graf Soden, als Müller ihm dies gemeldet, „an einen Erfolg dieses Schrittes nach allem, was ich gestern und heute erfahren; indes konnte es ja geschehen und hat sicherlich nicht geschadet. Die Auferlegung einer erhöhten Kontribution war nun einmal beschlossene Sache."

„Eine erhöhte Kontribution"? fragte Müller erschrocken. „Aber wie kann die Stadt eine solche leisten?"

„Sie wird eben müssen", entgegnete Graf Soden. „Um das ‚Wie' kümmern sich die fremden Machthaber bekanntlich nicht im mindesten."

„Freilich", rief Müller erbittert, „und wenn die Stadt unter ihrer Schuldenlast erliegt."

„Ist denn der Streit, der sich zwischen Magistrat und Bürgerschaft über diesen Punkt erhoben, nun einigermaßen geschlichtet?" fragte Sartorius.

„Leider eben nicht", seufzte Müller, „und zu den bisherigen Verwickelungen kommen noch neue hinzu."

„Der Streit datiert wohl aus älteren Zeiten?" fragte Sartorius wiederum. „Auch ich beginne, obwohl Fremdling, mich lebhaft dafür zu interessieren, denn mir scheint, als begreife diese Regelung der Finanzfragen gleichzeitig in sich eine anzustrebende Verfassungsänderung."

„Ich habe", begann Graf Soden, „in meiner Schrift über die Finanzzustände Nürnbergs mehrfachenorts es aufs tiefste beklagt, daß man die Verwaltung der öffentlichen Staatseinkünfte jederzeit mit einem geheimnisvollen Schleier bedeckte. Zwischen Magistrat und Bürgerschaft muß Vertrauen herrschen, Öffentlichkeit ist die Mutter der Tugenden und des Wohlstandes, Geheimhaltung kann hier nur von Übel sein."

„Wie hoch belaufen sich die dermaligen Schulden der Stadt?" fragte Sartorius. „Wissen Erlaucht, mir dieses zu sagen?"

„Im Jahre 1755", antwortete Graf Soden, „ergab sich zwischen Einnahmen und Ausgaben ein Defizit von über 67000 Gulden, und dieses Defizit ist seitdem mit jedem Jahre gewachsen, so daß sich nunmehr eine Schuldenlast von nahezu 9 ½ Millionen ergibt."

„Allerdings eine gewaltige Summe, deren Verzinsung allein schon ein stattliches Kapital repräsentiert", sagte Sartorius. „Wieso war es denn möglich, Erlaucht, daß die Passiven eine so ungewöhnliche Höhe erreichten?"

„Den Hauptposten stellte der Matrikularbeitrag, den die Stadt als Glied des fränkischen Kreises zu leisten hatte. Nürnberg mußte so viel zahlen als der Markgraf von Brandenburg für seine beiden Fürstentümer Ansbach und Bayreuth. Da diese Last für die Stadt sich eben doch als zu schwer herausstellte, entschloß sich der kleine Rat zu einer Klarlegung der Finanzzustände, aber er ist über das Stadium der bloßen Beratungen noch nicht hinausgekommen."

„Leider, Erlaucht", seufzte Müller, „und mir scheint, als wäre Nürnbergs Untergang so gut wie besiegelt. Woher soll uns Rettung kommen aus so großer Bedrängnis? Rings um uns nichts als Greuel und Verwüstung und ruhmloser Untergang früherer Herrlichkeit!"

„Und doch gibt es einen solchen Ausweg", sagte Soden, und ein leichtes Lächeln flog über seine gutmütigen Züge.

„Erlaucht meinen den Anschluß an Preußen?" fragte Müller hastig, und aus seiner Stimme klang es wie verhaltenes Mißtrauen.

„Versteht mich nicht falsch. Ich möchte um keinen Preis als politischer Emissär angesehen werden; für mich hat die Angelegenheit, das spätere Schicksal Nürnbergs, zwar hohes Interesse, doch bin ich absolut nicht Partei."

„Und ich mag die Preußen nicht", stieß Müller unwillig hervor.

Graf Soden lächelte wiederum. „Die Markgrafen sind freilich eure besten Nachbarn nicht gewesen. Abgesehen von allem andern könnt ihr Nürnberger so bald nicht vergessen, was sie euch zugefügt, erst noch in diesem Jahrhundert."

„Ganz recht, Erlaucht; es war in allen Stücken der brutale Übermut des Stärkeren, der ungestraft sich an dem Schwächeren reiben durfte. Wir haben es nicht vergessen, daß vor Jahren der Ansbacher Markgraf in seinem Lager sich einen Affen gehalten, den er zum Hohne der Stadt Nürnberg wie einen Ratsherrn gekleidet. Er und seine Kavaliere trieben mit dem Tiere ungebührlichen Spott."

„Der König von Preußen hat solche Ungebührlichkeit alsbald abgeschafft", bemerkte Graf Soden ernst, „und die Markgrafen haben unterdes zu regieren aufgehört."

„Mag sein", grollte Müller, „aber preußisch werden wollen wir noch lange nicht.".

„Ich“, mischte Dr. Sartorius sich in die Unterhaltung, „könnte mir dermalen auch kaum vorstellen, daß der Gedanke, sich unter preußischen Schutz zu stellen von seiten der Bürgerschaft sympathisch begrüßt werden würde. Indes kann man ja im Laufe der Zeiten die sonderbarsten Wandlungen erleben. Nach allem, was ich in den letzten Jahren gesehen, gehört und erfahren, kann ich aber nicht mehr so recht an ein Fortbestehen des hl. römischen Reichs deutscher Nation in bisheriger Verfassung glauben.“

„Ach, Doktor, welch einsichtiger Mann könnte sich der Wahrheit verschließen, daß auf den ausgefahrenen Geleisen der Reichsverfassung und der Reichspolitik fürderhin kein Heil mehr zu finden ist? Wir müssen es ja tagtäglich erleben, daß die Reichsverfassung sich mehr und mehr als völlig ungenügend erweist dem Gange der Weltgeschichte gegenüber.“

„Und da soll dann“, grollte Müller, „alles Heil uns von Preußen kommen? Warum hat es sich denn durch den Baseler Frieden losgesagt von Kaiser und Reich?“

„Preußen“, erklärte Graf Soden, „bedurfte, weil finanziell äußerst erschöpft, des Friedens und that daher einen Schritt, der allen möglichen Deutungen ausgesetzt ist. Aber dennoch beharre ich nach wie vor bei dieser meiner Ansicht; wenn Deutschland aus all den gegenwärtigen Drangsalen und Bedrückungen eine politische Wiedergeburt erfahren soll, so muß der Impuls dazu von Preußen ausgehen.“

„Aber ich will nicht preußisch werden, und die wenigsten meiner Mitbürger werden es wollen.“

„Es wird ja auch vorerst niemand dazu gezwungen“, sagte Graf Soden in ruhigstem Tone, dem Doktor einen raschen Blick zuwerfend. „Die Sache hat auch keineswegs solche Eile. Übrigens wird eine öffentliche Abstimmung ganz genau das Maß der Stimmen für und wider ergeben.“

„Ein solches Plebiscit, so nennt man wohl das Ding, könnte für die Preußenfreunde zu einem kläglichen Fiasko werden“, beharrte Müller.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht“, sagte Graf Soden launig. „Indes wollen wir abbrechen. Es hat mich gefreut“, wandte er sich alsdann an den Doktor, „daß ich mich für Ihren Schützling verwenden konnte. Er wird Anstellung finden bei der Polizei, ich bin noch nicht sicher, ob im äußeren oder im inneren Dienste. Nicht wahr, Schleierer heißt der Bursche?“

„Ganz recht, Erlaucht. Im Namen der braven Eltern bin ich Ihnen für solche Verwendung zu Dank verpflichtet. Aber ich merke, daß allmählich, während wir plauderten, der Abend hereingebrochen ist. Es dunkelt bereits, als rücke die Nacht heran.“

„Ich fürchte“, sagte Müller, nachdem er durch das Fenster einen Blick zum Himmel emporgesandt, „daß wir in Bälde ein schweres Unwetter bekommen. Sehen Sie diese Wolken, es ist die allergefährlichste Sorte.“

„Bah, gestern sah es genau so drohend aus, und alles hat sich verzogen, war nichts als Wetterleuchten“, beruhigte Sartorius.

„Heute aber scheint es doch ernst werden zu sollen“, entgegnete besorgt Graf Soden. „Wenn es die Herren auf dem Heimwege von Lauf unter freiem Himmel überrascht, kann es ein Unglück absetzen.“

„Hören Sie, wie der Donner grollt? Da, nun fallen schon die großen Tropfen. Entschuldigen Sie es gütigst, wenn ich Sie für einige Zeit allein lasse, aber ich muß unbedingt jetzt hinüber. Es gibt noch so vielerlei zu besorgen heute, zumal in Abwesenheit des Herrn!“

Der Prokurist eilte mit hastigem Gruße aus dem Zimmer, in welchem die beiden Herren zurückblieben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Madenburg im Wasgau.

Von Johannes Hüll.

Wenn Dich, lieber Leser, ein schönes, hochkultiviertes Land, gesegnet mit anmutigen, reizenden und malerischen Naturscenen, voll fruchtbarer Auen und heimlicher Gründe, voll weingekrönter Hügel und waldiger Berge, voller Städte und Dörfer, in welcher wohlhabende, betriebsame, gemütliche Menschen wohnen, erregen kann; wenn Dich das Großartige, Geheimnisvolle und Gespenstige anzieht, ein Land der Burg- und Klosterruinen mit Geschichten und Sagen — so raffe Dich auf zu einer Wanderfahrt nach der Pfalz. Hast Du auch gepriesenere Gaue des Rheins, Mains oder Neckars bereist, die Alpen und Seen des bayerischen Hochgebirges und der Schweiz bewundert, komme nur, es wird Dich nicht gereuen.

Stolz in die Gefilde und Thäler der Pfalz schauten vormals viele Schlösser und Burgen, von welchen nur ein kleiner Teil ganz von dem Erdboden verschwand, ohne Überreste seines Daseins zurückzulassen. Wieder andere sind bis auf geringe Trümmer niedergerissen, mehrere aber stehen noch kühn und fest in den Hauptmauern und trotzen noch künftigen Jahrhunderten. Unter letztere zählen gerade diejenigen, welche ein höheres Interesse für den Altertumsfreund haben, sei es durch besondere Bauart, oder in Bezug auf Vergangenheit und Geschichte.

Zu den Denkmälern aus alter Zeit, welche dem Pfälzer sozusagen an das Herz gewachsen, zählt auch die „Madenburg“ bei Landau. Nicht ihre Historie, nicht Großthaten, Kämpfe und Siege der früheren Besitzer haben die Burg uns Vorderpfälzern wert und teuer gemacht, sondern ihre merkwürdige Bauart und unvergleichlich schöne Lage, weshalb sie in dieser Beziehung von keiner andern Burg in der Pfalz übertroffen wird.

Die Burg, teilweise noch gut erhalten, hatte eine sehr große Ausdehnung und eine kühne feste Lage. Nach allen Seiten breitet sich in der Tiefe ein großes Rundgemälde vor dem Beschauer aus, das an majestätischer Pracht und Erhabenheit vergebens zum andern Male gefunden werden dürfte. Weit über die östliche Vorderpfalz nach dem Schwarzwald und der Bergstraße dringt der Blick, und der ganze Strich von Straßburg bis in die Gegend bei Frankfurt, mit unzähligen Städten und Dörfern besäet, liegt frei und offen. Einzig in seiner Art ist der großartige Anblick des Thales von Gossersweiler gegen Westen, mit den daneben aufsteigenden

bewaldeten Höhen und Felsenkämmen. Es fehlt hier der klare Spiegel eines Sees, um diesen Punkt zu einem der herrlichsten von ganz Deutschland zu machen. Tief im Süden erhebt der Straßburger Münsterturm in einer Entfernung von 18 Meilen sein Haupt, die Ebenen des untern Elsaß und Badens breiten sich endlos vor den staunenden Blicken aus. Die Dome von Speyer und Worms, Heidelberg mit seinem weltberühmten Schlosse nebst Mannheim, die nahe, frühere Festung Landau und die dazwischen nach allen Richtungen eilenden Eisenbahnzüge verleihen dem Riesengemälde ebenfalls ausgiebige Unterstützung. Nirgends lohnt die Mühe des Bergstieges besser, als nach unserer Madenburg.

Allerdings läßt, wie schon bemerkt, die Landschaft keinen Vergleich zu mit den Schweizeralpen, mit den Felsenkämmen, Seen und Schneebergen jener Gegenden. Dennoch muß der Kenner solcher Länderstriche dem Wasgaue den vollsten Tribut seiner Bewunderung zollen, indem selten eine harmonischere Abwechslung der Scenerie gefunden werden kann, als hier. Auf dieser Höhe öffnet sich dem Beschauer erst recht der innere Wasgau, die sog. „pfälzische Schweiz!“ Überall zeigen sich die Felsenhäupter der mächtigen Bergriesen in phantastischen Bildungen, in blauer Ferne das Felsenland bei „Dahn“ mit seinen Burgen und Sagen. Umgeben und bekleidet von seltener Pracht und Schöne atmet hier die Natur in geheimnisvoller Weise. Nichts vermißt der Tourist, was Anmut, Lieblichkeit und Romantik betrifft. Die Natur scheint all ihre Kraft und ihren Liebreiz vorzuführen, so daß man unschlüssig ist, welcher Stelle des Ganzen man mehr Bewunderung zollen mag.

Die Geschichte der Madenburg beginnt urkundlich im 13. Jahrhundert, in welcher Zeit ein Graf Friedrich von Leiningen als Besitzer auftritt. Durch die Hände der Fleckensteiner, Sübinger kam sie als Pfandobjekt an die Stadt Landau, später an den Herzog Ulrich von Württemberg, bis sie schließlich als Perle dem Kranze der Bischöfe von Speyer einverleibt wurde.

Den ersten feindlichen Überfall erduldete die Burg durch das Kriegsvolk des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz. Der damalige Besitzer, Friedrich v. Fleckenstein, hielt es mit dem Gegner des ersteren, Herzog Ludwig von Zweibrücken, und wurde bei Überrumpelung des Platzes im Mai 1470 gefangen hinweggeführt. Im Bauernkriege des Jahres 1525 traf die Burg ein härteres Schicksal. Nach der Bauern Niederlage bei Elsaßzabern sammelten sich dieselben wieder bei dem „Geilweiler Hof“, unweit der Madenburg, und kamen überein, auch dieser Feste einen Besuch abzustatten. Wohl hatte Bischof Georg, in richtiger Erwägung der bevorstehenden Ereignisse, einen Trupp fremder Bauern aus einem andern Oberamte seines Gebietes zum Schutze in das Schloß gelegt, aber der Hauptmann, Niklas Wynstall, öffnete aus Furcht das Thor den anrückenden Rebellen, worauf der zusammengewürfelte Haufe jubelnd, raubend und zerstörend in die Säle und Gewölbe drang. Nachdem die Schar tapfer dem Weine zugesprochen, der Jubel verschollen war, ließ sie den übrigen Wein auslaufen, warf die Brandfackel in das Gebäude und zog weiter. Später, nach unterdrücktem Aufruhr, wurden alle Gemeinden des ganzen Oberamtes als treubrüchig erklärt und verurteilt, auf eigene Kosten die von ihnen zerstörten Schlösser wieder aufzubauen. Durch die umsichtige Leitung des Bischofs erstand wieder das Schloß, prächtiger als zuvor. Unter Bischof Philipp, dem Nachfolger, ward im Jahre 1530 der Ritter Heinrich Kratz als Amtmann bestellt; alle Hauptbriefschaften und andere wertvolle Papiere und Kostbarkeiten des Bistums wanderten hierher. Auch bauliche Veränderungen stammen aus jener Zeit, wie dieses aus der Inschrift eines Wappens hervorgeht.

Kaum waren Friede und Ruhe wieder auf dem Schlosse eingezogen, und abermals schauten dessen Zinnen lustig hinab ins Land, als der wilde Markgraf Albrecht Alcibiades im Jahre 1552 in die „Pfaffengasse des Landes“ drang und mit seinen entmenschten Truppen das arme Volk brandschatzte. Als er vergebens die bischöflichen Ämter Madenburg, Landeck und Weißenburg aufforderte, seinem Geldgelüste zu genügen, dazu unerschwingliche Lasten und Lieferungen auferlegte, erstieg er mit Sturm die Madenburg und brannte sie nieder. Lange blieb dieselbe in diesem Zustande, bis in den Jahren 1593 bis 1594 neue stattliche Gebäude wieder sich dort erhoben, worüber ebenfalls Inschriften an den beiden schönen Treppentürmen nähere Auskunft erteilen. Neues Verderben brachte im Jahre 1622 dem Schlosse der Pfälzer Obergeneral, Graf Mansfeld, durch seinen Obersten, Graf von Löwenstein, der dasselbe erobern und zerstören ließ. Den Todesstoß erhielt die Madenburg im Jahre 1680 von dem Mordbrenner Monclar, der sie niederwarf, schleifte, dabei nicht die geringste Achtung gegen die schönste Zierde pfälzischer Burgen an den Tag legte.

In der französischen Revolution wurde das Schloß mit dem 200 Morgen großen Tannenwalde, den Kastanienpflanzungen und Steinbrüchen inbegriffen, von der damaligen Regierung an Private versteigert, deren Nachkommen heute noch Besitzer sind. Sehr viel hat in neuerer Zeit der dortige Verschönerungsverein an diesen Trümmern gethan. Gewölbe, Gänge und andere Räumlichkeiten sind zugängig gemacht, welche man früher nicht vermutete. In einer kleinen Halle hat man sehr interessante Funde untergebracht, die gegen eine kleine Vergütung von dem Wächter gezeigt werden. Den ganzen Sommer hindurch ist oben eine bescheidene Restauration anzutreffen, die dem Touristen angenehmen Aufenthalt ermöglicht.

Aus den vorhandenen Trümmern geht hervor, daß das Schloß groß und weitläufig angelegt war. Man begegnet ziemlich wohlerhaltenen Bauten aus verschiedenen Jahrhunderten, kühnen Gewölben und Gemächern. Um das Schloß lief eine hohe, feste Ringmauer, in welcher sich gegen Nordwest das Eingangsthor befand. Neben demselben bemerkt man noch ein Stück Wachtstube mit einem kleinen Auslugfenster. Über dem Portale nach dem Schloßhofe prangt ein Wappen mit der Jahreszahl 1549 und folgendem Verse:

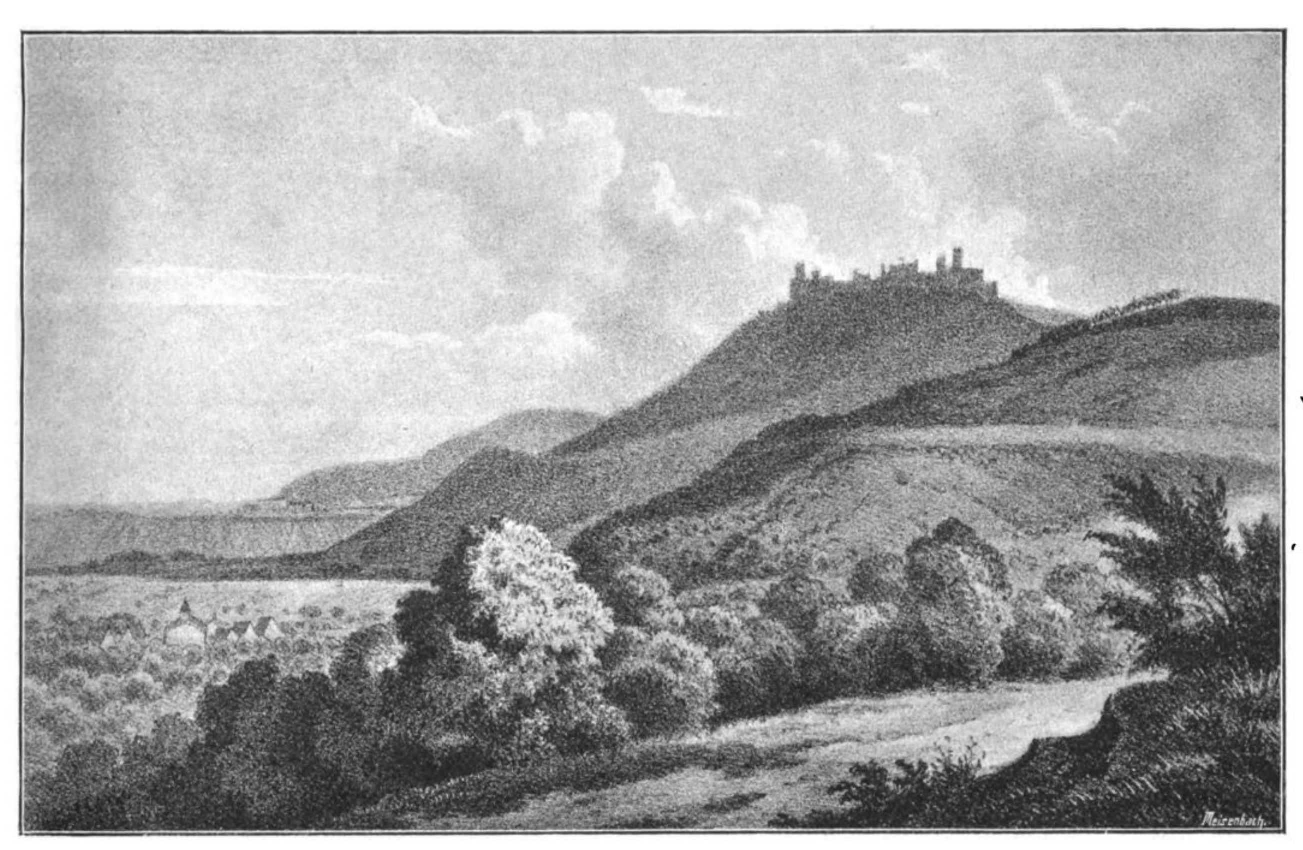
> „Maydenburg bin ich genannt,
> Pfalzgraf Jörg hob mich vss (aus) der von Würtemberg Hand,
> 1516 nahm er mich ein, hat mich zu eigen gegeben,
> Gott der Herr geb ihm das ewig Leben.“

Der Burghof bildet einen von verschiedenen Bauten umringten Raum, der nur gegen Osten, nach der Ebene, offen war. Die vormaligen Nebengebäude sind noch deutlich bemerkbar, ebenso Inschriften, Wappen, Treppen, auch in dem oberen Stockwerke sonstige Räumlichkeiten. Das Ganze ist in einem zierlichen Baustil aus der Renaissance- oder Zopfzeit gehalten.

Verzierungen der mannigfaltigsten Art, ausgegrabene Bruchstücke von Thorsäulen, Gesimse u. dgl. zeugen von Geschick und Geschmack damaliger Werkleute. Schade, daß die beiden wohlerhaltenen sechseckigen Treppentürme, verziert mit Wappen und Bilderwerk, ihrer Stufen beraubt sind! Auch die geräumige Küche mit Herd und Backofen wurde freigelegt, zwei verschüttete Brunnen hat man ausgegraben. Kühn und solid stehen noch die Bogen, auf welchen eine weite, wohlangelegte Veranda lag. An das Schloß schmiegte sich der Garten, den man neuerdings teilweise wieder herstellte. Eine der größten Burgen der Pfalz, hat sie das Gepräge einer stattlichen Hofburg aufzuweisen, im Gegensatz zu den vielen kleinen Raubnestern unserer Gegend. Überall Spuren früheren Glanzes, alter Pracht und Größe. Mancher Sturm mag noch darüber brausen, ehe die festen Mauern vollständig zerfallen, was jedoch der Verschönerungsverein nach Kräften abzuhalten sucht; manches Auge dürfte sich noch an deren Schönheit, wie an dem Ausblicke über das weite Land ergötzen.

Bis jetzt hat die Sage ihre immergrünen Ranken um die Trümmer nicht gewunden, dafür gab aber das Schloß bei Gelegenheit der am 6. August 1843 in seinem Bereiche abgehaltenen Feier des Vertrags von Verdun, als des tausendjährigen Bestandes des Deutschen Reiches, Veranlassung zu einem Zwischenfall, der schwerlich in der Pfalz in Vergessenheit geraten dürfte.

An jenem Tage fand im nahen Landau ein großes Musikfest statt, und schon in der Frühe war das Schloß der Sammelpunkt einer beträchtlichen Menschenmenge. Wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten war das schöne Geschlecht auch zahlreich vertreten; man aß, trank und überließ sich sorgenlos der Freude. Was konnte auch hier im Reiche der Lüfte und Freiheit dem erholungsbedürftigen Menschenkinde entgegentreten, das zum Unmut stimmen sollte? Doch den Himmel schien der Jubel bald gelangweilt zu haben, denn er machte unversehens ein gar schiefes und mürrisches Gesicht. Tief aus dem Hartwalde hoben sich gewitterschwere Wolken und bildeten eine verderbenbringende Decke, die sich gerade über der Madenburg wölbte. Plötzlich rollte der Donner, zackige Blitze fuhren anhaltend nieder, denn der Himmel schritt zum Sturme auf das Schloß und dessen Insassen. Im Nu waren sämtliche Räume der Burg mit Flüchtigen angefüllt, während andere kühn die Brust den Elementen darboten. Die Mehrzahl der Gäste glaubte jedoch, noch rechtzeitig das untenliegende Dorf Eschbach erreichen zu können, und machte sich auf den Weg. Aber die steilen Pfade waren schon durchnäßt und erweicht, der rote Lehmgrund löste als Mörtel sich auf, infolgedessen ein Schauspiel begann, das jeder Beschreibung spottet. Rutschend, purzelnd, watend, den schmierigen Boden stampfend, kamen die Ausreißer unten an. Aber in welchem Zustande! O, die armen Damen mit den luftigen weißen Kleidchen und Hütchen und Bänderchen! Gott sei's heute noch geklagt! Zur Stunde wird lachend noch der großen „Eschbacher Rutschpartie" gedacht, die, so reich an komischen Begebenheiten der mannigfachsten Art und Weise, sich an das Wort „Madenburg" für alle Zeiten knüpft. Ein stolzer Tag in der Geschichte der Madenburg ist der soeben erfolgte Besuch JJ. KK. HH. des Prinzen Arnulf und Gemahlin, Prinzessin Therese, welche anläßlich der Enthüllung des Luitpoldbrunnens in Landau verweilten.



Die Madenburg. Von Fr. Hohe.

Den Weg nach der Madenburg nimmt man am besten von der Eisenbahnstation Siebeldingen aus, der durch einige idyllisch gelegene Weindörfer führt. Wer jedoch vorzieht, das Dorf Eschbach mit der Burg mittels Fahrgelegenheit zu erreichen, der verlasse den Bahnzug schon in Landau, allwo stets Fuhrwerke anzutreffen sind. Ein Fußgänger legt die beiden bezeichneten Wege von Siebeldingen und Landau aus in 1½—2 Stunden zurück. Wieder andere Touristen besuchen zuerst den „Trifels“ bei Annweiler und begeben sich von da, ziemlich auf der Höhe, nach der Madenburg.

Von Jahr zu Jahr mehren sich die Besucher des Wasgaues, wie der übrigen Gegenden der Pfalz. Wir erhoffen den Dank aller Naturfreunde, ihre Aufmerksamkeit auf diesen interessanten Punkt gelenkt zu haben. Mögen die geehrten Leser mit eigenen Augen schauen, was der Feder des Verfassers nur in bescheidenem Maße zu beschreiben möglich ist. Heute noch kann jedem, der ohne moderne Prellerei und Bettelei eine Vergnügungsreise unternehmen möchte, ein Besuch der Pfalz angeraten werden; er wird finden, daß wir nicht zu viel und zu rosig gesprochen.

Erinnerungen eines Alten an Vater Max (König Max I.) in Tegernsee.

Von Fritz Schenk.

Scho' bald a siebazg Jahr is's her
Und denka's nimma viele mehr,
Da roast all' Jahr in d'Summaruha
An Tegernsee de Köni' zua.

An Vater Max hat alles g'ehrt
Und g'liabt, der Mo war's liaben wert;
Mir Kinda, wia die großen Leut,
Ham lang si' scho' am Köni' g'freut.

Oft hat die Kloan' der Guati g'fragt:
„Seid's brav g'we'n? Habt's 'n wohl net plagt,
Den braven Lehra? Folgt's eam fei',
Na derft's go' mir in's G'schloß aa 'nei'!“

Und kimmt a Bauer na' daher
Und ruaft: „Ja, grüaß di' Gott, gnä' Herr!
Bist wieda da! — J' hätt' a Kuha
Für Kaltenbrunn, 'was Nar's dazua!“

Da b'sinnt der Köni' si net lang
Und macht gon Bauernhof sein' Gang;
Er woaß, beim Bauer spuckt's a diam,
Drum gehnga's halt gon Max, den liab'n.

Der Köni' kimmt ain anders Mal
Auf Egern und ins Weißachthal,
Da geht des Weg's a Sennerin,
Hat Butter in der Kraxen drin.

„Grüaß Gott“, sagt's „Nachba, dös is schö',
Muaßt fei' go mir auf d'Alma geh'!“
„Dei Nachba?“ fragt der Köni' drauf
Und lacht halt über dös hellauf.

Da sagt die Oa': „Ja, z'nachst bei mir
Is d'Königsalm, dö g'hört ja Dir!“
„So, so!“ moant na der hochi Herr,
„Ja selli Nachban hon i' mehr!“

So grüaßt er All's, is's reich, is's arm,
Fürs Volk da schlagt dös Herz gar warm,
Und bist in Not, woaßt ninderscht aus,
Vom Königsg'schloß kimmst b'schenkta raus.

Wia's g'hoaßen hat: der Max is tot!
O mei'! War da a G'woa', a Not
Vo' Groß und Kloa', a Schmerz, a Weh'
Im Winkel drin vo' Tegernsee!

Drum hat mi aa mei' Jugadzeit
Scho' wegn an Vater Max so g'freut
Und jatzt, als alter Siebzga no'
Denk i' so gar viel gern da dro'! —

Herrliches Tegernsee! — Sind auch nahezu 75 Jahre dahingezogen, seit die Uhr der alten Abteikirche meine Geburtsstunde schlug, ich habe dich nicht vergessen; denn meine früheste Jugendzeit verklärte der gute Genius des Thales, Vater Max I., der unvergeßliche König Bayerns.

Im Jahre meiner Geburt, 1817, hatte der König, begeistert von den Reizen des schönen Seethales, die ehemaligen Klostergebäude vom Grafen Drechsel käuflich erworben und in wenigen Jahren zum herrlichsten Fürstensitz erhoben, um wenigstens einige Sommermonate seinem treuen Bergvolke zu leben und dasselbe durch seine Leutseligkeit noch inniger an sich zu ketten.

Damals war es noch still in dem kleinen Seedorf. Außer den wenigen Beamten und Schloßbediensteten lebten einige Handwerker und Taglöhner im Dorfe; außer der Königl. Brauerei mit dem Bräustübchen war nur ein Wirtshaus, die Post, vorhanden. Eine Krämerei von Quirin Reinhard sorgte für die nötigsten Bedürfnisse der Bewohner. Wer höhere Ansprüche machte, der bestellte, was er bedurfte, beim Münchener Boten, welcher ein bis zwei Mal von Tegernsee dahin fuhr. Die Herren des Ortes kamen abends im Bräustübchen oder auf der Post zusammen, und an Sonn- und Feiertagen traf man sich wohl öfter beim Barthlmä in Egern oder beim Scheurerwirt in Rottach.

Lebhafter wurde es erst, wenn der Königl. Hof nach Tegernsee übersiedelte. Da fuhren schon einige Tage vorher die Königl. Packwagen ins stille Dorf, und ihnen folgten zuletzt, meistens nachts 9—10 Uhr der König mit der gütigen Karoline, den holden Prinzessinnen und dem hohen Gefolge. Ein Reitknecht mit Laterne und brennendem Wachslichte ritt dem königlichen Wagen voraus.

War das ein Jubel, wenn der Vater Max sein Tegernsee heimsuchte. Wenn die Hofwagen nicht zu spät kamen, blieben wir größeren Kinder jedesmal so lange wach, bis die höchsten Herrschaften am Forsthause vorüber fuhren. Der Vater mußte in Uniform mit den übrigen Beamten und dem Pfarrer, einem Exkonventual des Benediktinerstiftes, die hohen Herrschaften am Schloßportale erwarten, wobei sich der König in leutseligster Weise mit jedem unterhielt.

Schon am nächsten Tage vormittags sah man den geliebten Max I. entweder im blauen oder dunkelgrünen Frack mit goldenen Knöpfen, schwarzer Halsbinde, heller, geblümter Seidenweste, dunkelgelber, enger Lederhose und hohen Kappenstiefeln, ein spanisches Röhrchen in der rechten Hand und umkreist von drei weiß- und braungefleckten Wachtelhündchen, auf einem Spaziergange. Wir Kinder liefen ihm entgegen, küßten dem so heiter blickenden König die Hand und wurden nach

dem Befinden der Eltern gefragt. In späteren Jahren, als wir zur Schule mußten, durfte immer einer von uns den Vater zum Wochenrapporte in das Schloß begleiten, bei welcher Gelegenheit der herzensgute Vater Max alle möglichen Fragen stellte. Wurden diese zur Zufriedenheit beantwortet, so erhielten wir die Erlaubnis, uns in der Hofkonditorei Süßes geben zu lassen. Aus Dankbarkeit sandte der Vater im Herbste die vorzüglichen Bergamottbirnen aus unserem Garten zur Hoftafel, zu welcher er selber häufig befohlen war. Bei der Heimkehr von derselben richteten wir unsere Blicke sofort nach den Schößen des Uniform-Frackes. Standen sie in die Höhe, so enthielten sie Bonbons, welche ihm der gute König für die „kleinen Fresser" in die Säcke gesteckt hatte.

Der alte dicke Lehrer Lutz in Tegernsee hatte sich der besonderen Gunst Sr. Majestät zu erfreuen. Niemals ging der König am Schulhause im oberen Dorfe vorüber, ohne sich nach dem Fortschritte und Betragen der Schulkinder zu erkundigen. Bei einer solchen Gelegenheit hatte der König eines Tages auch erfahren, daß ich mit meiner Schreibtafel eine Fensterscheibe im Schulzimmer eingeworfen hatte und dafür zur Strafe nach der Schule eingesperrt worden sei. Wenige Tage danach begegnete ich dem unvergeßlichen Monarchen; ich hatte kaum meinen Strohhut abgenommen, als der König sein spanisches Röhrchen drohend gegen mich erhob und rief: „Muß schöne Sachen von Dir hören! Man hat Dich ins Loch gesperrt, Du Schlingel!" Dann sein Stöckchen sinken lassend, fragte er freundlich, wie es mir im Loch gegangen, und als ich erzählte, daß mich die älteste Tochter des Lehrers in die Apfelkammer gesperrt habe, da konnte der Gute so recht von Herzen lachen.

Wer immer dem Könige begegnete, wurde angesprochen, und besonders leutselig und gnädig unterhielt sich derselbe mit schon bekannten Bauersleuten. Diese luden den König meistens zum Besuche auf ihrem Hofe ein, und wenn es irgend möglich war, machte ihnen Vater Max die Freude, besichtigte das Vieh und aß Kücheln und trank Milch.

Mit einer Rolle Kronenthaler war der herzensgute Monarch immer versehen, überall half er, wo geklagt wurde über ein Unglück oder Not; dabei wurde aber die Güte des Fürsten leider häufig mißbraucht.

Mit Vergnügen folgten unsere Blicke den schönen Königsschiffen, welche von mehreren dunkelblau gekleideten Ruderern gezogen wurden, wenn dieselben auf der Fahrt nach der königl. Meierei Kaltenbrunn am Forsthause vorüberkamen. Unbeschreiblich schön waren die See- und Bergbeleuchtungen bei Allerhöchsten Besuchen, wie am 8. Oktober 1822, an welchem Tage Kaiser Franz I. von Österreich mit seiner Gemahlin Charlotte, des Königs geliebter Tochter, dann Kaiser Alexander I. von Rußland, im ganzen 257 Personen in Tegernsee des Königs Gäste waren. Schon ein paar Tage vorher trafen Militär-Feuerwerker und Grenadiere in Tegernsee ein; erstere zum Abbrennen der Raketen und Schießen von Leuchtkugeln auf dem See, letztere als Ehrenwache beim Schlosse. Vor diesen hatten wir Kinder große Furcht wegen des martialischen Aussehens derselben in den hohen Bärenmützen. Wir betrachteten sie immer aus größerer Entfernung, und nur einmal wagte ich mich in Begleitung eines mir bekannten, älteren Gendarmen bis zur Schloßkirche vor, in deren Nähe ein Wachtposten stand.

Der Totaleffekt dieser Bergbeleuchtungen war auf Kaltenbrunn am Nordende des Sees berechnet, und dahin begaben sich abends die allerhöchsten Herrschaften zu Wagen, während die Schiffe schon nachmittags von Tegernsee nach Kaltenbrunn gebracht worden waren. Nachdem die Nacht angebrochen war, eröffnete der Donner der auf dem Point zwischen Tegernsee und Egern aufgestellten Kanonen das großartige Schauspiel; bald darauf standen die höchsten Berge in Flammen, und an ihren steilen Wänden erglänzten in riesigen Feuerzügen die Anfangsbuchstaben allerhöchster Namen; der See aber erstrahlte wieder von unzähligen erleuchteten Schiffen; rings am Seeufer wurden Holzstöße entzündet. Immer wiederholte sich der Donner der Geschütze, fortwährend stiegen Raketen und Leuchtkugeln in die Höhe und spiegelten ihre Feuerlinie im See; von allen Seiten ertönten die Klänge der Militärmusiken. Endlich fuhren die allerhöchsten Herrschaften auf den Königsschiffen hinüber zum reich beleuchteten „Angermanns-Bühl" — Eigentum des Königs bei St. Quirin — am östlichen Ufer und von da zu Wagen wieder zurück nach Tegernsee, woselbst sie auf dem Schloßplatze von der Bevölkerung des schönen Seethales jubelnd empfangen wurden. — Diese Bergbeleuchtungen wurden nach unsres Vaters Berechnungen und Angaben durch das Forstpersonal und die Salinen-Holzarbeiter zu stande gebracht, die Länge eines Namenszuges betrug ca. 1200 Fuß oder ca. 408 Meter.

Wenn dann im Herbste der königl. Hof wieder nach München übersiedelte, da ward es wieder still im Dorfe, die Läden an den zahlreichen Fenstern des Schlosses, aus welchen Vater Max so oft und so freundlich herabgeschaut, wurden geschlossen, und lange noch konnte man sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß der gute König nicht mehr in seinem Lieblingsthale unter seinen treuen Bergbewohnern wandeln, daß man seine sympathische Stimme so bald nicht mehr vernehmen werde!

Es war im Frühherbste 1825, als die allerhöchsten Herrschaften wieder nach München zurückgekehrt waren. Wir Knaben hatten damals schon einen Hofmeister und Lehrer in der Person des sehr tüchtigen Forstpraktikanten Ferdinand Klein — gestorben als Kreisforstmeister in Landshut — in dessen Begleitung wir auch unsere Spaziergänge, meistens Waldgänge oder an Triftbäche, machten. Dieser erzählte uns manche Anekdote aus dem Leben des Königs, besonders während des Landaufenthaltes im Tegernseethale, so daß wir uns immer wieder mit Freuden an des guten Vater Max Leutseligkeit erinnerten. Aber wir sollten die lieben Züge des Königs nicht mehr schauen, nicht mehr die Frage vernehmen:

„Wie geht's Buben? Seid ihr brav? Was macht der Vater?"

Der 13. Oktober 1825 brachte eine erschütternde Kunde!

Es war ein schöner, ziemlich warmer Nachmittag, die Turmuhr hatte eben halb zwei geschlagen, als der Landgerichtsdiener mit einem Schreiben in der Hand dem Forsthause, in dessen Garten wir eben das Laub der Bergamotte-Birnbäume zusammenrechten, zueilte und die Frage an uns richtete, ob der Herr Forstmeister zu Hause sei? Auf die bejahende Antwort verschwand er im Hause.

Bald darauf trat der Vater mit dem Gerichtsdiener aus der Kanzlei, ging zu uns in den Garten und sagte schluchzend: „denkt euch, Kinder, — unser guter König Max ist tot!"

Wir hatten den Vater niemals weinen sehen, und diese ersten Thränen vergrößerten den Schmerz um den so geliebten König in unseren jugendlichen Herzen. Wir weinten mit ihm!

König Maximilian I. ruht längst in stiller Gruft der Theatiner-Hofkirche, aber sein Geist schwebt segnend über dem herrlichen Tegernsee, das er einst zu einem irdischen Paradiese umwandelte, in welchem er zahllose wohlthätige Werke und Schöpfungen übte und ins Leben rief und so viele Menschen glücklich machte. Sein liebes, menschenfreundliches Antlitz schaue ich jetzt nach nahezu 70 Jahren noch so deutlich im Geiste, als stünde ich noch vor dem guten Vater Max und küßte ihm die Hand! Erinnerungen an solche Menschen schwinden erst, wenn die Augen sich zum ewigen Schlummer schließen!

Aus der Hinterlassenschaft der Römer.

Von Hugo Arnold.

Fünf, beziehungsweise vier oder drei Jahrhunderte hindurch dauerte die Herrschaft der Römer über die Gebiete südlich der Donau und den Strich jenseit dieses Stromes bis zum mächtigen Grenzwalle, der Teufelsmauer, und innerhalb dieses langen Zeitraumes wurden die dem großen Volke der Kelten angehörigen Landeseinwohner durch den Druck der straffen Organisation des römischen Staatswesens, durch die festen Zügel des römischen Regimentes, durch die Überlegenheit der römischen Kultur und durch das zur Nachahmung reizende Beispiel der römischen Beamten, Offiziere, Kaufleute, Gutsbesitzer und sonstiger Ansiedler allmählich zwar, aber schließlich vollständig romanisiert, so daß sie sich ihrer ursprünglichen nationalen Eigenart gänzlich entäußerten und in Lebensführung und Sitte, wie in der Sprache völlig zu Römern wurden. Sie teilten dieses Geschick mit allen Völkern, welche das Schwert der Legionen dem Weltreiche einverleibt hatte und die sich nachmals derart als Römer fühlten, daß die Nachkommen der alten Daken sich noch heutzutage mit Stolz „Rumänen“ nennen und die Abkömmlinge der einst auf ihre Nationalität so eingebildeten Griechen sich den ganzen Orient hindurch „Romäer“ heißen und mit dieser Bezeichnung auch von den Türken, Arabern u. s. w. belegt werden; denn der Name der „Hellenen“ ist erst ganz in der Neuzeit wieder zur Aufnahme gebracht worden. — Allerdings klassisches Latein war es nicht, das die rauhe Zunge der Räter und Vindeliker redete, und unsere Herren Gymnasiallehrer und Professoren würden vor Entsetzen aus der ciceronischen Haut fahren, so etwa der eine oder der andere ihrer lernbegierigen Diszipuln in die ungeschlachten Laute, Satz- und Wortformen verfallen würde, die ehedem zwischen Alpensaum und Pfahlgraben im Munde der biderben Provinzler erklangen.

Die verheerenden Stürme der Völkerwanderung fegten dann mit rauhem Besen über den Boden der römischen Provinzen weg, wobei der größte Teil ihrer Einwohnerschaft durch die kriegerischen Einfälle der deutschen Stämme und die Drangsale, welche sie mit sich brachten, durch Hunger und Krankheit zu Grunde ging; die wenigen Truppen, welche noch in den Grenzkastellen die Wacht an der Donau hielten, zog Odowakar nach Italien, und ihnen schlossen sich gewiß die noch vorhandenen gebildeten und wohlhabenden Elemente an, so daß fast ausschließlich Ackerbauer und Handwerker, kleine Leute, Unfreie und Kolonen zurückblieben, welche lieber in der Heimat als in der unbekannten Fremde der ungewissen Zukunft entgegengingen.

Obwohl ihre Zahl keine sehr große gewesen sein kann, hat sie doch immerhin so viel betragen, um uns die Orts- und Fluß-, ja auch die Flurnamen keltischen oder römischen Ursprunges zu überliefern, unter welchen die keltischen den Römern selbst durch die Eingebornen überkommen waren. Hierher gehören vor allem die Namen der Städte: Regensburg (Castra Regina), Augsburg (Augusta Vindelicorum), Epfach (Abodiacum), Kempten (Cambodunum), und größerer oder kleinerer Ansiedelungen und Festungen: Eining (Abusina), Irnsing (Arusena), Passau (Batavis), Künzing (Quintanis), Pfunzen (Pons Öni), Partenkirchen (Parthanum), Vallei (Fallacia); dann die Namen der größeren Flüsse: Donau (Danubius), Inn (Oenus), Lech (Licus), Amper (Ambre), und eine ganze Reihe kleinerer Gewässer, deren heutige Namen deutlich die keltische Herkunft verraten: die Glon, die Partnach, die Laber, der Kelsbach, der Kintschbach und die Kinzing, die Vils, die Strogen, die Abens u. s. w. — Gerade die Fortdauer dieser Namen spricht trotz der Umwandelung ihrer Formen durch fremde Zungen und durch die abschleifende Zeit bestimmt dafür, daß in den betreffenden Orten und an den benannten Flüssen alte Landesinsassen in solcher Anzahl wohnen geblieben sind, um den neu zuwandernden Bajuwaren die aus altersgrauer Zeit ererbten Namen in den Mund zu legen. Das gilt insbesondere von den Städten, denn wie wir von einigen sicher wissen, daß sie ansehnliche Baureste aus dem römischen Altertum in die spätere Zeit gerettet haben, z. B. Regensburg und Passau, so haben wir ferner allen Grund anzunehmen, daß die andern ebenfalls völliger Zerstörung anheimfielen, und daß sich in ihnen durch alle Not und Bedrängnis ein Stock oder wenigstens ein Häuflein römischer Abkömmlinge fort und fort erhalten und dieser auch das christliche Bekenntnis weiter vererbt habe. Es fehlt nicht an Beweisen dafür.

Ein Passauer Formelbuch bewahrt z. B. ein Urkundenbruchstück aus dem 7. oder 8. Jahrhundert, dessen Formular aus dem 5. Jahrhundert nach Christus — also noch aus der Zeit der römischen Herrschaft in diesen Gegenden — stammt; ausgestellt ist diese Urkunde zu Fonalva, einem Orte, der im Rottachgaue (d. i. im Bezirke des Rotthales bis zur Donau, hinübergreifend auf das rechte Innufer) gelegen sein muß, und die darin auftretenden Personen tragen insgesamt romanische Namen: Mairanus (Majoranus), Dominicus, Dominica, Quartinus, Floritus, Vigilius, wie sie uns auch anderwärts, gleichfalls bei Romanen, im agilulfingischen Bayern begegnen.

Vereinzelt erscheinen noch im 9. Jahrhundert in Regensburg, im ehemaligen Hauptbollwerke Roms an der Donau, „Latini“ (Lateiner) und ihr Quartier, in dem sie Handel

treiben, wird im 12. Jahrhundert „inter Latinos“ genannt; jetzt heißt es: die Wallerstraße, d. i. die Straße der Wälschen. Allerdings hat man in diesen „Latinern“ später eingewanderte lombardische oder französische Kaufleute erblicken wollen, allein es ist kaum ein Zweifel, daß sie die Nachkommen von alteingesessenen Romanen sind, da die Urkunden des Stiftes St. Emeram auch in der Umgebung der Stadt „Romani“ nennen, teils als „coloni“ (d. i. halbfreie Erbpächter), teils als freie Besitzer. Ebenso kommen im 12. und 13. Jahrhundert in der Salzburger Gegend, in der Umgebung des Klosters Gars, in der Stadt Kempten, um Ebersberg im 11. Jahrhundert, bei Lindau romanische Namen vor.

Zahlreicher noch als auf der schwäbisch-bayerischen Hochebene blieben römische Provinzialen im Alpenvorlande und in den Thälern des Hochgebirges sitzen und mehr noch in dem ostwärts vom Inn sich dehnenden Noricum als in Vindelizien und Rätien; je näher wir an die Berge kommen, desto mehr häufen sich die Spuren des Romanismus. So haben wir vor Münchens Thoren je ein Walchstatt am Wörthsee und bei Wolfrathshausen, und in zwei Urkunden aus dem Jahre 806, welche Schenkungen bei dem letzteren Walchstatt an das Kloster Schäftlarn betreffen, wird einmal eine Leibeigene als Walhin (d. h. als Welsche) bezeichnet, und ein andermal tragen zwei weibliche leibeigene Damen die romanischen Namen Tunica und Ita. In der Münchener Umgebung erklärt ferner noch der hochverdiente und grundgelehrte Geschichtschreiber Bayerns, Oberbibliothekar Dr. Riezler, folgende Ortsnamen für romanisch: Burg und Kloster Andechs, die Schwaige Arzla bei Grafrath, den Hof Portenläng bei Otterlohe unweit der Römerstraße von Salzburg nach Augsburg und den Weiler Rausch am Pilsensee.

Häufig erscheint bei Örtlichkeiten die Bezeichnung „Walch“ und „Waller“ d. i. Welsch. So haben wir außer den bereits genannten Dörfern Walchstatt den Walchensee und das Dorf Wallgau unweit Partenkirchen, an der Traun nördlich von Traunstein eine ganze Sammlung von Walchendörfern: Katzwalchen, Traunwalchen, Lützelwalchen, Oberwalchen, Reitwalchen, Walchenberg und dazu ein Wallersdorf im Bezirksamt Landau an der Isar. Würden wir das benachbarte salzburgische und tirolische Gebiet noch heranziehen, so ließe sich diese Aufzählung unendlich vermehren, doch wollen wir eigentlich die Grenzen des heutigen Bayerns nicht überschreiten, obgleich jene Bezirke innerhalb des alten Bajuwarengebietes liegen. Auffallend ist dabei, wie Riezler bemerkt, daß vornehmlich die Bergseen die romanische Bevölkerung festgehalten haben, und wir dürfen dabei wohl daran erinnern, daß der Apostel der Bayern, der heilige Rupert, auf seiner Bekehrungsreise längeren Aufenthalt am Wallersee nordöstlich von Salzburg nahm, bevor er seinen Wohnsitz in dem verödeten Juvavum (Salzburg) aufschlug. Offenbar that er dies, weil er dort noch eine beträchtliche Anzahl christlicher Romanen antraf.

Sehr häufig tritt auch der Familienname Walch in den bayerischen Alpen auf. Dabei will ich eines Trägers desselben gern und mit verdienter Anerkennung gedenken. Er hat mich auf vielen Forschungsfahrten im Bereiche der Römerstation Urusa (d. i. das heutige Pähl südlich vom Ammersee) zu Wasser und zu Lande mit unermüdlichem Eifer begleitet und ist, mit Weg und Steg vertraut, mir getreulich mit Rat und That zur Seite gestanden; jetzt hat er seinen Aufenthalt wieder an einer klassisch-römischen Stätte zu Ising hart am Chiemsee, wo man vordem römische Bautenreste gefunden hat, und wo die große römische Heerstraße von Salzburg nach Augsburg vorbeizieht. Er kann seinen rühmlichen Eifer in Erkundung der Spuren seiner großen Ahnen dort draußen aufs neue rege bethätigen. Im übrigen muß ich seinen Steckbrief auch nach der körperlichen Erscheinung hin vervollständigen, denn der wackere Mann trägt selbst somatisch den charakteristischen Stempel seiner Abkunft: einen typischen Römerkopf nach dem Muster antiker Statuen, einen vollkommen ebenmäßigen Gliederbau, Augen und Haare von schwarzer Farbe und dazu eine so vollendete Glatze, daß er mit Cicero und Cäsar als Nebenbuhler wetteifern könnte.

Daß sich bei solcher Bewandtnis die Reste zahlreicher romanischer Bevölkerung auch in den ältesten Urkunden finden, ist leicht erklärlich. So haben wir zwei aus dem Jahre 788 unter Bischof Arno herrührende Verzeichnisse des Bistums Salzburg über seine Besitzungen, den sog. Indiculus Arnonis, der das aus herzoglichem Gut herstammende Grundeigentum des Stiftes zusammenfaßt, und die Breves Notitiae, welche eine Übersicht des von anderen Schenkern vermachten Besitzes der Salzburgerkirche enthalten. (Beide sind vom hochgelehrten Bibliothekar Dr. Keinz der Münchener Staatsbibliothek veröffentlicht.) Nach denselben hat das genannte Hochstift in den salzburgischen und oberösterreichischen Gauen nicht weniger als 324 romanische Gehöfte überkommen, darunter im Salzburgergau 80, 30 und 116; im Attergau 5 und 3, im Traungau 80 und 20, im Mattichgau 4, außerdem noch eine Reihe „vici Romanisci“, romanische Gemeinden.

Freilich auf die Dauer konnten diese Romanen ihre Stammeseigenart nicht behaupten, dazu war ihre Zahl doch zu gering, und stand ihre Kultur nicht hoch genug. Im Laufe der Zeiten gingen sie inmitten der Bajuwaren unter, indem sie mit ihnen nach und nach völlig verschmolzen.

Aber wie ihre Spuren sich dem Auge des Forschers heutzutage noch dadurch verraten, daß in den genannten Bezirken eine ganz beträchtliche Anzahl von Männlein, und Weiblein mit dunklen Augen und Haaren herumlaufen, und der Menschenschlag hierdurch überhaupt eine dunklere Schattierung aufweist als in jenen Strichen Deutschlands, in denen niemals Römer seßhaft waren, so haben die römische Kultur und die romanische Bevölkerung ihren Einfluß auch auf den deutschen Sprach- und Wortschatz geübt.

Da ist vor allem die Stammesbenennung „Latiner“ als herabgewürdigter Spottname hängen geblieben: der Latinl, Latidl oder Latirl (ein ungeschicktes tölpelhaftes Menschenkind). In der Almwirtschaft bestehen neben zahlreichen romanischen Almnamen (z. B. auf dem Gebirgsstocke hinter dem Tegernsee zwischen dem Achenthal und der Scharnitz) eine Reihe romanischer Ausdrücke fort: Die Alm selbst, der Senner (senior), der Kaser (casa), der Söller (solarium), der Schotten (excoctum), die Alpenkräuter Marbl (marrubium), Madaun (montanum), Speik (spika); in den Weingegenden Tirols und am Bodensee: der Torkel (Presse torcular), der Ihrn (Eimer, urna), der Meraner Flurschütze Saltner (saltuarius der Pandekten), der Wein (vinum), der Most (mostum), das Faß (vas), der Küfer (cuparius). Dazu treten eine ganze Reihe von Ausdrücken, die sich auf Ackerbau, Gartenkultur, Baukunst, Geräte, Gewerbe und Handel

beziehen, z. B. Joch (jugum), Flegel (flagellum), Mutt (modius), Käse (caseus), Pacht (pactum), Straße (strata), Kalk (calx), Mörtel (mortarium), Mauer (murus), Pforte (porta), Turm (turris), Kammer (camera), Fenster (fenestra), Ziegel (tegula), Stall (stabulum), Mörser (mortarium), Kiste (cista), Schaff (scaphium), Pfund (pondus), Weiler (villa), Markt (mercatus), Pfosten (postis), Pfeiler (pilarium), schreiben, Schrift (scribere, scriptum), Pfister (pistor), letzteres ein Wort, das sich insbesondere in Bayern und Schwaben erhalten hat und z. B. auch im Ortsnamen Pfisterham (phistarheim im Bezirksamte Vilsbiburg) schon im Beginn des 11. Jahrhunderts erscheint. Die Einverleibung dieser Worte und Ausdrücke in den deutschen Sprachschatz legt ein beredtes Zeugnis dafür ab, daß die Gewerbe und Künste, welche sich ihrer bedienen, bei unseren Altvordern erst unter römischem Einfluß zur Entwickelung oder wenigstens zur reicheren Ausbildung gediehen sind.

(Schluß folgt.)

Zeitelmoos.

Eine Fichtelgebirgssage von August Kopisch.



Geht hinein, ihr Kleinen, wärmet euch am Feuer,
Am Abend ist's im Zeitelmoose nicht geheuer!
Die Kleinen lachen. —

Und wie er weiter reitet von der Stelle,
Wirft sich am Teich ein Mädchen in die kühle Welle . . . .
Was will er machen?

Er springt ins Wasser nach, um sie zu retten; . . .
Ja, wenn ihn nur die Nixen nicht zum Narren hätten!
Die Nixen lachen.

Er tappt zurück zum Roß mit nassen Beinen,
Da sitzen auf dem Rosse wiederum die Kleinen. . . . .
Was will er machen?

Er nimmt die Peitsch' und haut sie, aber munter,
Heupferdchen ähnlich springen sie von da herunter
Und steh'n und lachen.

Auf setzt er sich, doch Angstschweiß muß er schwitzen,
Denn hinter sich fühlt wieder er die Kleinen sitzen. . .
Was will er machen?

Sie klammern sich oft fest an ihn und kneifen!
Er kann sich die Spukgeister nicht vom Halse streifen:
Sie aber lachen.

„Im Zeitelmoos ist's abends nicht geheuer!"
Zirpt eines; doch er sieht nun Hirten um ein Feuer . . . .
Was will er machen?

Er traut sich nicht hin bis zum nächsten Orte
Und will herab und gibt den Hirten gute Worte —
Die Kleinen lachen.

Nun möcht' er gern sie hauen mit dem Stecken,
Sie aber flieh'n, indem sie mit den Zähnen blecken. . . . .
Was will er machen?

Die Hirten wollen ihn vom Pferde heben,
Da dreht sich gar der Sattel um, er fällt daneben.
Die Hirten lachen.

Er schilt sie aus, die Hirten schwinden beide,
Er liegt im Moor, am Schimmer einer faulen Weide. . . .
Was will er machen?

Auf springt er, schnallt den Sattel wieder feste,
Steigt auf und peitscht: „Fortreiten", ruft er, „ist das Beste!"
Die Kleinen lachen.

Er kommt nicht fort, es ist ihm wie im Traume:
Der Sattel sitzt am Rosse nicht, nein, an dem Baume. . . .
Was will er machen?

Aus allen Ecken ruft's: „Geh heim zum Feuer
Und wärme dich, im Zeitelmoos ist's nicht geheuer!"
Die Kleinen lachen.

Nun bleibt er sitzen. Die Laubfrösche quarren,
Die Mücken stechen, Alles hat ihn da zum Narren. . . .
Was will er machen?

Er sitzt und sitzt — auskräht der Hahn den Morgen,
Da rufen sie: „Nun, guter Mann, bist du geborgen!"
Und flieh'n und lachen.

Er geht zum Roß: es ist ihm wie im Traume,
Sitzt auf und jagt aus dem verhexten Raume —
Was will er machen?"

Fort reitet er, es klingt ihm nach im Ohre,
Er höret immer noch, und immer wie im Chore
Die Kleinen lachen.

Kleine Mitteilungen.

Das Sendlingerthor. Wir haben in letzter Nummer das Versprechen gegeben, über zwe merkwürdige Pläne eines Umbaus des Sendlingerthores zu berichten.

In dem Augenblicke, in welchem der Plan auf Beseitigung des alten Thores lebhaft erörtert wird, dürfen wir wohl daran erinnern, daß bereits vor langer Zeit das Vorhaben bestand, dem Thore eine andere Gestalt — natürlich der jedesmaligen Geschmacksrichtung entsprechend — zu geben. Wir führen den freundlichen Lesern hiermit die Bilder vor Augen, welche zeigen, wie das Thor, bezw. dessen Umgebung hätte umgewandelt werden sollen. Der erste Plan ist von dem unter Kaiser Karl VII. und Kurfürst Max Josef III. wirkenden Architekten Cuvilliés, dem Erbauer des Residenztheaters und der Paläste Törring (jetzt Postgebäude), Preysing (jetzt Hypotheken- und Wechselbank), Porcia (jetzt Museumsgebäude), Arco (Theatinerstraße) entworfen, der zweite von dem Militärarchitekten und Oberbaumeister Franz v. Thurn (1763—1844), dem Vater der Schweren Reiter- und Türkenkaserne, der Fassade des Münzgebäudes und des alten chemischen Laboratoriums an der Arcisstraße. — Wenn man diese Ansichten betrachtet, so dürfen wir wahrlich danken, daß diese Pläne nicht zur Ausführung gelangten, und unsere Enkel werden — wenn das Thor wirklich beseitigt worden ist, seinerzeit aus ästhetischen Gründen bei Besichtigung des Bildes, vom gegenwärtigen Thore und Platze lebhaft wünschen, daß keine Veränderung eingetreten wäre!

Plan zur Umwandlung des Sendlingerthors von Cuvilliés.

Heiraten und Hochzeiten im Mittelalter. Mit dem Worte Heirat bezeichnete man im Mittelalter selten die Abschließung einer Ehe; man gebrauchte dafür lieber die Bezeichnungen Brautlauf, Hochzeit, Brude. Über die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Brautlauf sind unsere Sprachforscher nicht einig; mit dem Worte Hochzeit (hochgezit) aber bezeichnete man im Mittelalter jedes Fest überhaupt. Es gab im Mittelalter viel weniger Junggesellen als jetzt; in manchen Zünften durften sogar Ledige nicht als Meister aufgenommen werden.

Im früheren Mittelalter hießen die Verlobten von der Handreichung an, also schon vor der kirchlichen Trauung, Gemahle, später erhielten sie diese Bezeichnung erst nach der kirchlichen Einsegnung. In Frankfurt war es üblich, daß der Bräutigam bereits bei der Verlobung der Braut einen Ring gab, wofür er gewöhnlich ein „stattlich vernähtes Fatznetlein“ erhielt.

Die Verlobung wurde mit Tänzen und Schmausereien gefeiert, wobei es gewöhnlich so verschwenderisch herging, daß einschränkende Verordnungen nötig erachtet wurden. In Ulm wurde angeordnet, daß man nur bis sechs Uhr Abends auf Kosten des Bräutigams zechen dürfe; was einer von dieser Zeit an trank, hatte er aus eigener Tasche zu bezahlen.

Die kirchliche Trauung, welche zuweilen auch Solemnisierung der Ehe oder Inthronisation genannt wurde, konnte an allen Tagen, selbst den Freitag nicht ausgenommen, stattfinden. Einige Tage vor dieser Feier fand das Baden statt; die Brautleute und die Geladenen besuchten das Bad, und die Dienstleute erhielten ein Badegeld zum Geschenke. Darauf folgten allerlei Festlichkeiten. Zur Kirche gingen die Brautleute nicht zusammen, sondern getrennt und jedes von Brautführern geleitet. Gewöhnlich läuteten dabei die Glocken; in manchen Gegenden pflegte der Türmer zu blasen. Man liebte es, recht viele Leute einzuladen, damit der Zug zahlreich erscheine.

Die Hochzeitsgeschenke waren im Mittelalter beträchtlich und von mehrfacher Art. Braut und Bräutigam beschenkten sich selbstverständlich gegenseitig, aber selbst da mischten sich die Verordnungen ein; in Nürnberg wurde nun um den Anfang des 14. Jahrhunderts den Vermählten verboten, in den ersten zwei Monaten der Ehe einander etwas zu schenken. Auch die Gäste brachten Geschenke, womit sie gleichsam die Bewirtung bezahlten; diese sogenannten Schenkhochzeiten dauerten in Frankfurt durch das ganze Mittelalter, erst nach dem Schlusse des Mittelalters erscheinen die Freihochzeiten, bei denen die Gäste einfach ihren Dank für die Bewirtung aussprachen. Das Beschenken erreichte bald einen solchen Umfang, daß Edelleute ihre „pfeiffer, trumeter und diener“ oder ihre „farenden lute“ an die Räte benachbarter Städte sendeten und brieflich um Geschenke für diese baten. Die Geschenke an die Brautleute bestanden entweder in Geld, oder in Kleidern, Trinkgeräten und Haushaltungsgegenständen; auch die Stadtbehörden machten Geschenke. So schenkte der Frankfurter Rat 1392 einem Edelmann für 18 Gulden Wein zu seiner Hochzeit. Auch die Brautleute mußten Geschenke machen, zumeist nur an die Dienstleute. Die Musikanten, Köche und Aufwärter konnten auch Speisen und Getränke den Ihrigen nach Hause tragen. Denen, die durch Krankheiten am Erscheinen verhindert waren, schickte man Speisen ins Haus; ebenso anderen Kranken, Armen, den Türmern, den Organisten, den Schullehrern, den Badern, den Totengräbern, dem Stubenknecht der Trinkstube, welche der Bräutigam zu besuchen pflegte. Es kam auch vor, daß man für die zufällig Vorübergehenden Wein ausschenkte.

Die Hochzeitsfeste waren im Mittelalter überall prachtvoll, glänzend und lange dauernd. In Schwäbisch-Hall dauerte eine bürgerliche Hochzeit neun Tage, und der Gäste waren so viele anwesend, daß sechzig Tische aufgestellt wurden.

Im Jahre 1493 richtete der Bäcker Veit Gundlinger in Augsburg seiner Tochter eine Hochzeit aus, bei der 270 Gäste anwesend waren. Sie dauerte acht Tage und so viel wurde

gegessen, getrunken, getanzt und geneckt, daß am siebenten Tage viele wie tot hinfielen. Der Frankfurter Rat erlaubte manchen Bürgern, während der Hochzeitsfestlichkeiten die an ihren Häusern vorbeiführenden Straßen abzuschließen, und einer erhielt 1483 die Befugnis, eine eigene hölzerne Hütte zum Kochen bauen zu dürfen. Die Hochzeit eines Patriziers von Frankfurt, Arnold v. Glauburg, die 1515 stattfand, kostete 116 ²/₃ Gulden, welche Summe man erst verstehen lernt, wenn man weiß, daß damals das Fuder Wein neun Gulden kostete. Für das genannte Geld verzehrten die 76 Gäste sechs Ohm Wein, für sechsthalb Gulden Bier, 239 Pfund Rindfleisch, 315 Hahnen und Hühner, 30 Gänse, 3100 Krebse, 1420 Weißbrote u. s. w.

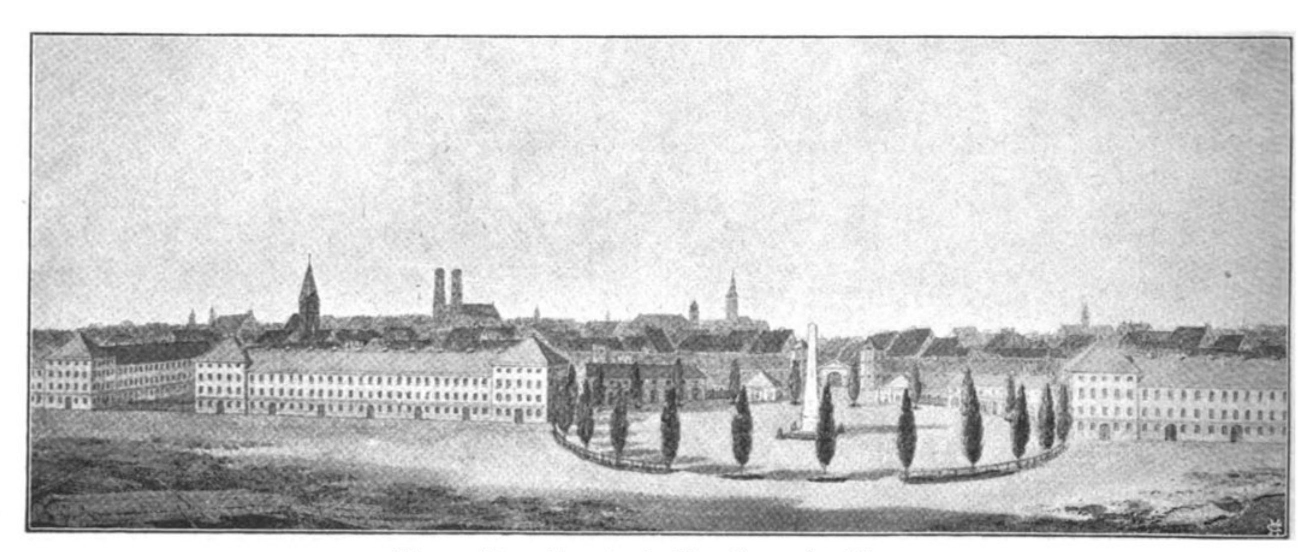
Die Hochzeiten waren eben Feste, bei denen man so recht seinen Reichtum offenbaren konnte. Die verschwenderische Pracht dabei war eine so gewöhnliche Sitte geworden, daß man im Jahre 1496 einen Bräutigam als Geizhals verhöhnte, weil er nur die nächsten Verwandten und Freunde zu seiner Hochzeit geladen hatte. Die vielen mittelalterlichen Hochzeitsordnungen konnten natürlich der Sucht zu glänzen nur unvollkommen abhelfen. In Ulm verbot man, mehr als 80 Gäste zu laden, in Konstanz durften nur bis 50 geladen werden, in Braunschweig und Landau konnten bis 80 Gäste an den Schmausereien teilnehmen.

Im Essen und Trinken leisteten unsere Altvordern, wie allgemein bekannt, wahrhaft Erstaunliches. Komisch ist es, wie man durch Verordnungen der Unmäßigkeit ein Ziel setzen wollte. Es war im Mittelalter Sitte, daß an den verschiedenen Hochzeittagen die jüngeren Männer mit dem neuen Ehemanne in ein Wirtshaus zu einer Frühzeche oder zu einer nachmittags stattfindenden sog. Urte gingen. Eine Rotenburger Verordnung sagt nun, man dürfe am Morgen nach der Hochzeitnacht zwar mit dem Bräutigam zum Wein gehen, aber nicht mehr als eine Maß trinken, und eine Ulmer Hochzeitsordnung vom Jahre 1411 verbietet die Frühzechen ganz und gar und erlaubt die Urten nur unter der Bedingung, daß die Frauen, welche beim Tanzen gewesen, nur Wasser tränken. Beim Auseinandergehen dürfe zum Zeichen fortdauernder Liebe Johannis-Segen herumgereicht werden.

Noch lange Zeit nach der Hochzeit wurden dem neuvermählten Paare zu Ehren Festmahle und sog. Höfe, d. h. Gesellschaften gehalten. Auch diese wurden in manchen Städten verboten. Da veranstalteten die Frauen und Jungfrauen Gesellschaften ohne eigentliche Mahlzeiten, indem nur mit Leckerbissen aufgewartet wurde. Das Spiel wurde dann die Hauptsache. Der Ulmer Rat mußte für diese Gesellschaften wenigstens zwei warme Speisen nebst Mandelmilch und Mandelmuß gestatten, wogegen er Bäckerei und Käse verbot. Schon im 13. Jahrhundert wurden in Nürnberg diese „Höflein“ gänzlich abgeschafft. Am Ende des Mittelalters war es in Nürnberg dem Ehepaar ein halbes Jahr lang untersagt, „einen Hochzeithof oder Wirtschaft“ zu halten; dafür durfte der neue Ehemann an dem Tage, an dem seine Frau in sein Haus kam, einen Hochzeithof abhalten, dazu aber bloß zwölf Personen einladen.

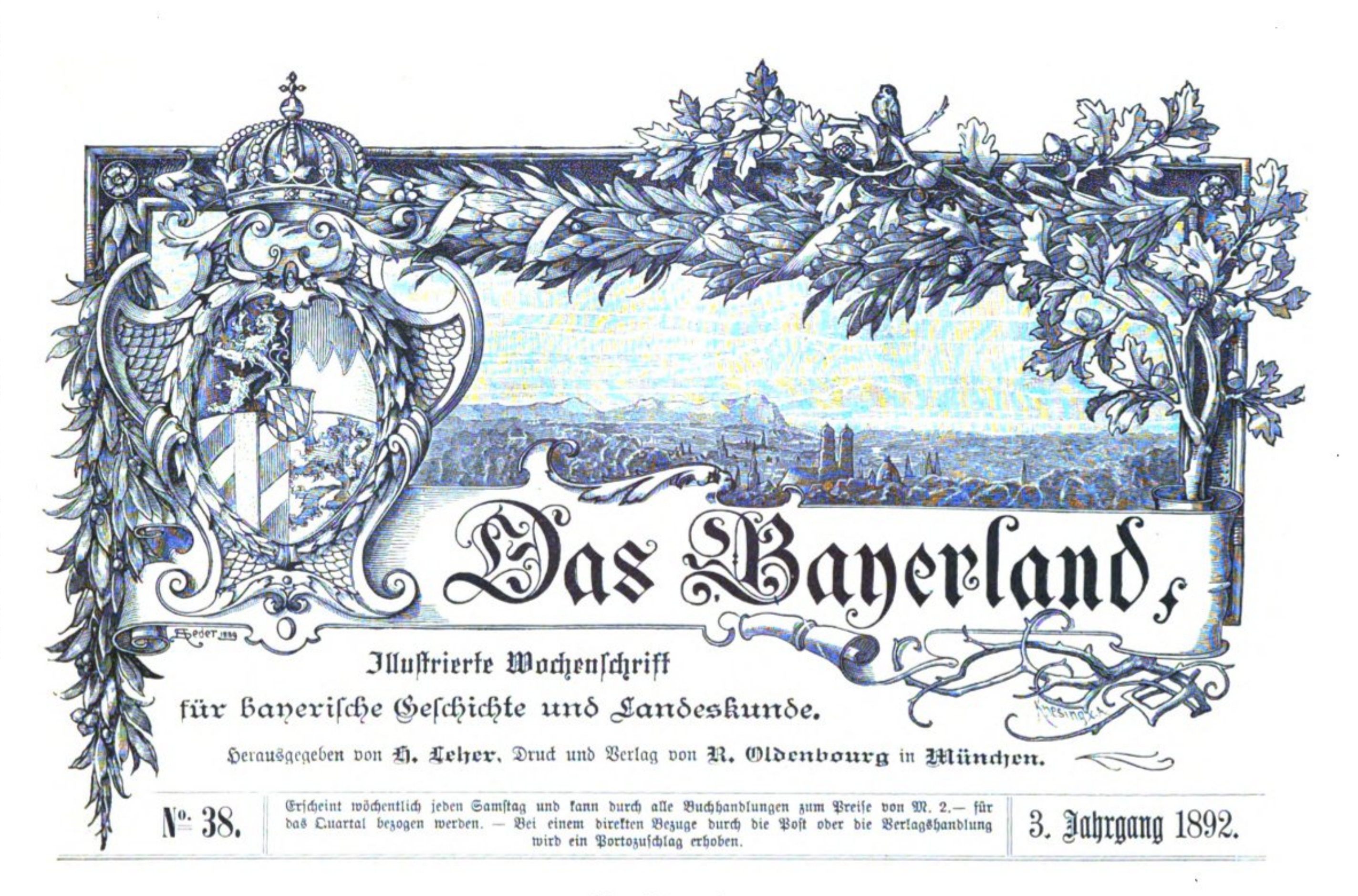
Unglückstage. Es gibt jetzt noch viele Leute, denen bestimmte Tage des Jahres als Unglückstage gelten, an welchen sie nichts Wichtiges unternehmen wollen. Wir dürfen es deshalb unseren Altvordern nicht übel anrechnen, wenn auch sie ihre Unglückstage hatten. Ein alter Kalender aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zählt sie auf, um, wie der Kalendermann ganz naiv sagt, „der Erben war zu nehmen“, das heißt, die Nachkommen vor Schaden zu warnen. Diese Vorläufer der Falbschen Tage sind folgende.

„Das sind bös verworfene Tage, so in dem Jahr kommen; an denen soll man weder lassen kaufen noch verkaufen noch um ein Weib werben; und auch keinerlei Sache betreiben noch Thun in den nachbeschriebenen Tagen, die an den Monaten kommen und darum ist notdurftig der Erben wahr zu nehmen. Der erst ist das eingehend Jahr; der dritt Tag nach Lichtmeß (5. Febr.) der dritt Tag nach Sct. Matheis Tag (27. Febr.); der erst Tag des Märzen; der viert Tag nach Unser frauen Tag im Märzen (29. März) der zehnte Tag im Aprilen; der viert Tag vor Georgi (19. April); der dritt Tag im May; der siebent Tag so der May ausgeht (25. May); der neunt Tag vor Johannis Baptiste (15. Juni); der dritt Tag vor Margarethe (10. Juli), der nächste Tag nach Margarethe (14. Juli) an Sct. Marien Magdalenentag (22. Juli); der erste Tag im August der dritt Tag nach Augustini (31. August); der sechst Tag vor unser Frauentag zu Herbst (2. September) an Sct. Mathestag (21. September) der fünft Tag nach Michelis (4. Oktober) der sechst Tag vor Martini (5. November) der dritt Tag nach Katharina (28. November) der ander Tag vor Nikolai (4. Dezember) der ander Tag vor Sct. Thomastag nächst vor Weihnachten.



Plan zur Umwandlung des Sendlingerthors nach v. Thurn.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Das Bayerland,

Illustrierte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde.

Herausgegeben von H. Leher. Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 38. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

14. Kapitel.

Es ist spät am Abend. Im Wägelschen Hause ist das Tagwerk längst geschehen, und jeder darf sich nunmehr der wohlverdienten Ruhe hingeben. Der in mächtiger Fülle herniederrauschende Regen hält alle gebannt unter schirmendem Dache, und so ist es still und öde in dem Hofe und dem kleinen Garten, wo sonst um diese Zeit noch gern Madame Wägel mit den Kindern ein Stündchen zu verbringen liebte. Wie das stattliche Haus mit seiner dem weiten Platze zugekehrten Fassade lebhaft erinnerte an jene stolzen Prachtbauten, denen wir in Florenz und Venedig so oft begegnen, so ist auch die Anlage des Hofes und der Gartenterrasse entschieden nach berühmten Mustern südländischer Provenienz erfolgt. Bei den lebhaften Handelsbeziehungen, wie sie das ganze Mittelalter hindurch zwischen Nürnberg und Italien bestanden, bietet dieser Umstand an sich nichts Auffallendes. So hatte sich ja auch, vermutlich nach italienischem Vorbild, bis zum Ende der Reichsfreiheit in Nürnberg die Stundeneinteilung von Sonnenauf- bis Untergang unter dem Volke erhalten.

Das oberste Stockwerk des Hauses bildete nach dem Hofe zu den sog. Söller, eine offene Halle, weit luftiger angelegt noch als die geräumigen Korridore und Treppenaufgänge der unteren Geschosse. In früheren Zeiten hatte die Halle wohl schon den verschiedensten wirtschaftlichen Zwecken und auch als Kinderspielplatz gedient; nachdem es aber einmal vorgekommen, daß eines der Kleinen, schlecht beaufsichtigt, die immerhin nicht niedrige Ballustrade erklettert, dort das Gleichgewicht verloren hatte und in den Hof hinabgestürzt war, wo man es auf dem Pflaster gräßlich zerschellt aufgehoben, wurde beschlossen, den ganzen Raum abzuschließen und der allgemeinen Benutzung unzugänglich zu machen. In den hier oben befindlichen Kammern und Gelassen war unbrauchbar gewordener Hausrat aufgespeichert, den man nunmehr unter sicherem Verschluß ruhig eine Beute des Moders werden ließ, aber man hatte nicht unterlassen, die großen Schränke, die, halb in die massive Mauer eingelassen, hier plaziert waren, auszuräumen, um passende Aufbewahrungsorte für weniger oft gebrauchte Dinge zu haben. Doch war seit Menschengedenken der Söller nicht mehr benutzt, kaum je einmal betreten worden, und es galt deshalb, wie dies ja in alten Häusern oft vorzukommen pflegt, unter den Dienstboten dieses oberste Stockwerk als ein geradezu verrufener Ort, an dem es sogar am hellen Tage „umgehe“.

Hätte gerade heute zu solch vorgerückter Stunde eine oder die andere dieser furchtsamen Seelen sich auf den Söller verirrt, so wäre ganz unzweifelhaft das Vorhandensein eines Gespenstes konstatiert worden. Der weite Raum lag im tiefsten Dunkel, aber ohne Unterlaß zuckten vom nächtlichen Himmel grell leuchtende Blitze auf, die für Augenblicke blendende Tageshelle verbreiteten. Bei dem Scheine dieser Blitze hätte man hier oben einen hochgewachsenen Mann, in eine prächtige Husarenuniform gekleidet, wahrnehmen können, wie er immer ungeduldiger mit leise klirrenden Schritten den Gang auf- und abwärts wanderte, von Zeit zu Zeit lauschend stehen blieb oder auch wohl die solide Konstruktion eines der mächtigsten, just offen stehenden Schränke eingehend musterte und erprobte.

„Sie läßt auf sich warten; die festgesetzte Stunde hat längst geschlagen. Hofft sie auf diese Weise, mich gefügiger zu machen, so könnte sie sich täuschen. Es gibt für sie kein Entrinnen mehr, sie muß mir folgen, freiwillig oder gezwungen! Noch ist Wägel nicht zurückgekommen von seiner nutzlosen Mission, und wenn er kommen sollte — einerlei! In dieser Nacht noch wird er aufgehoben und abgeführt. Ich habe meine Maßregeln aufs beste getroffen. Aha, ich höre Schritte. Ah, ma chérie Clotilde, te voilà enfin!"

„Rühre mich nicht an!"

„Wie steht es? Bist Du bereit, mir zu folgen?"

„George, wo ist mein Kind?"

„Du wirst es erfahren. Ich will Dich zu ihm führen. Eile, alles ist bereit; Du kannst ohne Aufsehen das Haus verlassen. Ich besitze den Schlüssel zur kleinen Seitenpforte. Pierre hat ihn mir verschafft."

„Ich will meinen Gatten noch einmal sprechen."

Der Offizier lachte höhnisch auf. „Deinen Gatten? Sorge nicht um ihn. Wer weiß, ob er heute noch zurückkommt. Morgen in aller Frühe wird er aufgehoben werden; er geht als Geisel nach Givet."

„Elender, das ist Dein Werk!"

„Bah, was willst Du? Er stand mir im Wege. Es kostete mich ein Wort an den Kommandanten, und die Sache war geregelt. Zudem ist General Kleber mir zu Dank verpflichtet. Er ist Straßburger, sein Vater war Gärtner bei meinem Cousin, dem Kardinal Rohan. Du siehst, alles geht nach Wunsch. Doch jetzt, eile; ich führe Dich. Um Mitternacht müssen wir die Stadt im Rücken haben."

„George, ich folge Dir nicht!"

„Du mußt, ich brauche Gewalt."

„Schützt mich, ihr Himmlischen! Ha, was ist das? Großer Gott, verloren!"

Ein kurzer, wirrer Kampf im Dunkeln, dann flammt ein jäher Blitz am Himmel auf, ein furchtbarer Donnerschlag — krachend stürzt Mauer und Balkenwerk hernieder, die junge Frau unter der Last begrabend, aber keine Spur mehr von dem Offizier. Er ist verschwunden. Hat der mit einem Male losgebrochene Sturm in tollem Durcheinander der entfesselten Elemente ihn von dannen geführt, ihn in die Lüfte gerissen oder in grausige Tiefen gestürzt? Wer mag es wissen? Da erscholl unten Müllers Stimme.

„Ammon, Krudel, wo seid ihr? Her zu mir! Es hat eingeschlagen in unserem Hause, der ganze Hof ist wie besäet mit Dachziegeln. Schnell eine Laterne, gehen wir hinauf." Im nächsten Augenblick war alles im Hause auf den Beinen. Aber Müller gebot den anderen, zurückzubleiben und seine weiteren Weisungen abzuwarten.

„Wo ist Madame?" fragte er dann Lisette, und als ihm die Antwort wurde, daß sie sich in ihr Zimmer eingeschlossen habe, sagte er kopfschüttelnd: „Sonderbar, daß alles so ruhig bleibt, sind doch sogar die Kinder erwacht; ich höre sie laut weinen. Geht hinein, Lisette, und ihr beide folgt mir."

Jetzt standen die Männer oben auf dem Söller, wo ein schrecklicher Anblick sich ihnen darbot. Der Sturm hatte sich verfangen in dem Fachwerke des Giebelbaues, die zierlichen Säulen, welche das Gesimse trugen, waren geknickt, und einer der Erker war seiner Stütze beraubt und eingestürzt, seine Trümmer bedeckten weithin den Boden. Mit der Laterne in der erhobenen Rechten schaute Müller auf das wüste Chaos.

„Wir werden morgen Arbeit genug haben, wenn wir hier aufräumen wollen. Für jetzt ist nichts zu thun. Der Wind scheint sich gebrochen zu haben, auch regnet es zu stark, als daß noch weitere Gefahr drohen könnte. Gehen wir wieder. Halt, was ist das?" Er hatte einige Schritte vorwärts gemacht, dann rief er entsetzt aus: „Um Gottes Willen, hier liegt Madame, ganz unter Schutt und Balken begraben. So habe ich mich nicht getäuscht, als ich vorhin schon von drüben her ein Frauenkleid zu bemerken geglaubt. Ist sie tot, oder kamen wir noch rechtzeitig, sie zu retten? Ammon, haltet die Laterne, Krudel und ich wollen sie hervorziehen. Sachte, langsam, so ist es gut. Den Kopf höher halten! Gott, sie regt sich nimmer. Woher aber kommt das viele Blut? Aha, hier ist eine schwere Wunde, die sich noch nicht geschlossen."

Wenige Minuten später lag Madame Wägel auf ihrem Bette, totenbleich, mit geschlossenen Augen, vollkommen regungslos, nicht für einen Augenblick war das Bewußtsein zurückgekehrt. Mit angsterfüllten Blicken betrachtete sie Müller, bis Dr. Sartorius eintraf, nach dem man eiligst gesandt hatte.

„Gott sei Lob und Dank, daß Ihr gekommen seid", sagte Müller mit einem Seufzer der Erleichterung, als der Arzt das Zimmer betrat, „wir dachten, daß sie uns unter den Händen stürbe."

Alsbald begann der Doktor seine Untersuchung, je länger sie jedoch währte, desto ernster und nachdenklicher wurde seine Miene, dann sagte er: „Ich darf Euch nicht verhehlen, Müller, daß wir es hier mit einem sehr kritischen Falle zu thun haben; denn abgesehen von dieser schweren Wunde hier am Hinterhaupt, scheint mir nicht ausgeschlossen, daß innere Verletzungen stattgefunden haben. Die tiefe Ohnmacht kann noch Stunden währen, sie kann, erschreckt nicht, in Tod übergehen. Wir wollen kalte Überschläge anordnen, die alle Viertelstunden erneuert werden müssen, im übrigen hat vorerst die ganze Pflege sich auf größtmögliche Schonung des in seinen innersten Tiefen aufgewühlten Organismus zu beschränken, denn jedes weitere Vorgehen könnte für jetzt mehr schaden als nützen. Selbstverständlich darf die Kranke nicht einen Augenblick unbewacht bleiben für den Fall, daß das Bewußtsein wiederkehren sollte. Für jetzt ist weiter nichts zu thun, ich kann gehen, denn ihr bedürft meiner Hilfe heute nicht mehr. Gehabt Euch wohl, morgen mit dem frühesten will ich wiederum vorsprechen."

Mit warmem Händedruck hatte der Arzt sich verabschiedet, und Müller blieb allein zurück im Krankenzimmer. So verstrich eine lange, bange Stunde, dann wurde es unten in der Straße vor dem Hause lebendig: die Deputation war zurückgekommen, und Herr Wägel kam vorgefahren. Aber nicht lange währte das Lärmen, bald trat wiederum tiefe Stille ein, die nur der an die Scheiben klatschende Regen unterbrach. Der heftige Sturm welcher die Deputation auf dem Wege überrascht, hatte die lange Verzögerung verursacht. Auf der Schwelle seines Hauses erfuhr Wägel schon, daß ein schwerer Schlag ihn getroffen, dann teilte oben sein treuer Prokurist ihm schonend die schlimme Kunde mit. Der Kaufherr betrat mit schwankendem Schritte das Gemach und stand vor dem Lager der heißgeliebten Frau, die mehr einer Toten als einer Lebenden glich. Er warf sich auf die Kniee, sein Haupt auf die Decke bettend, die er mit heißen Thränen benetzte, wäh-

rend die blassen Lippen ohne Unterlaß Worte der zärtlichsten Liebe flüsterten. Müller zog sich verschwiegen zurück, die beiden Gatten allein lassend.

Aber nicht allzulange sollte die Vereinigung dauern. Noch hatte der Morgen nicht gegraut, als die festgeschlossene Hauspforte von rauh geführten Schlägen erdröhnte. So gewaltig war der Lärm, den die unberufenen Störer verursachten, daß Madame Wägel aus der Betäubung erwachte und einen irren Blick auf ihre Umgebung warf, aber alsbald die Augen wieder schloß zu erquickendem Schlummer. Dann trat Müller mit leisen Schritten in das Zimmer.

„Man verlangt dringend, Herrn Wägel zu sprechen. Es sind französische Offiziere, die sich durchaus nicht abweisen ließen und gewiß nichts Gutes im Schilde führen. Leider ist meiner Meinung nach ein Entkommen ganz unmöglich, ich hätte sonst —“

„Nein, nein“, unterbrach Wägel hastig, „ich weiß nur zu genau, um was es sich handelt. Es sollen Geiseln ausgehoben werden, die dem Feinde Sicherheit leisten dafür, daß die ausgeschriebenen Kontributionen eingehen.“

„Und dazu will man Euch nehmen?“ rief Müller mit Bestürzung.

„Warum nicht?“ entgegnete der Kaufherr mit heroischer Gelassenheit. „Bin ich doch Losunger und biete in meiner Person somit allein schon die bestimmtesten Garantien. Geht also und sagt den Herren, daß ich bereit bin. Ein Stündchen wird man mir doch wohl gewähren zur Ordnung meiner Privatangelegenheiten. Geht und kommt alsbald zurück, denn ich habe Euch noch vieles mitzuteilen.“

Der treue Diener ging und kehrte wieder mit dem Bescheide, daß Herrn Wägel die erbetene Stunde Aufschub bewilligt sei, daß aber eine Militärpatrouille im Hause bleiben müsse, welche die bestimmte Weisung erhalten habe, jeden Fluchtversuch energisch zu vereiteln.

„Ich weiß es“, antwortete der Kaufherr mit bitterem Lächeln, „und denke nicht daran, zu entfliehen. Lisette wird meinen Platz am Krankenbette einnehmen müssen, denn wir beide haben unten zu thun. Noch weiß ich nicht, wie lange ich fortbleiben werde, aber es kann nur gut sein, wenn ich die Zeit meiner möglichen Abwesenheit von Haus und Geschäft nicht zu kurz bemesse.“

Gleich darauf fand im Geheimzimmer zwischen dem Kaufherrn und seinem Prokuristen eine lange Besprechung statt, die erst ihr Ende nahm, als ein französischer Militärbeamter kam, Herrn Wägel an seine gegebene Zusage zu erinnern und ihn aufzufordern, auf der Stelle sich zur Abfahrt bereit zu halten.

„Gut“, erwiderte der so Gemahnte, sich an seinen treuen Diener wendend, „wir sind im Reinen. Die Sorge für Geschäft und Haus habe ich nun ganz und völlig auf Eure Schultern gewälzt.“

„Und ich gelobe Euch, alles zu thun, was in meinen Kräften steht, das in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Reiset mit Gott, Herr Wägel!“

„Und wie ich Euch gebeten Müller, meines Namens unbefleckte Ehre in der Geschäftswelt aufrecht zu erhalten, so wird mein erprobter Freund Dr. Sartorius für Weib und Kind —“ — hier erstickten Thränen seine Worte, doch faßte der Sprechende sich alsbald und fuhr mit fester gewordener Stimme fort: „Ich habe mich bereits verabschiedet von denen, die mir das Teuerste sind auf Erden. Sie jetzt noch einmal zu sehen, würde mir meine Fassung rauben, und die Fremdlinge sollen sich nicht freuen dürfen an meinem Schmerze. Also allen meine herzlichsten Grüße, und nun lebt wohl, Müller, alter bewährter Freund!“

Herr und Diener sanken sich in die Arme und hielten sich fest umschlossen, dann stampfte der fremde Offizier ungeduldig mit dem Säbel auf den Boden und stieß einen leisen Fluch aus.

„Me voilà“, rief Wägel jetzt aus, „je vous suis, Monsieur!“ Dann verließ er, mit festen Schritten inmitten der französischen Soldaten marschierend, sein Haus, das er für lange Zeit nicht wiedersehen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bogenberg.

Von Franz Matt.

Dem Touristen, welcher zu einem Ausflug in den Bayerischen Wald die Stadt Straubing verläßt, zeigt sich von der äußeren Donaubrücke aus gegen Osten ein breiter Bergkegel von mäßiger Höhe, dessen Gipfel ein stattliches Gotteshaus krönt — der Bogenberg. Ein zweistündiger Marsch über die Wiesenflächen des linken Donauufers führt ihn durch das Pfarrdorf Reibersdorf, nicht weit an der in ihrem Äußeren noch ganz den Charakter eines Klosters tragenden ehemaligen Benediktinerabtei Oberalteich vorüber, der anmutig gruppierten vorderen Bergkette des Bayerischen Waldes entgegen zu dem Markte Bogen, welcher sich unmittelbar an den Fuß des Bogenberges anschmiegt. Nach kurzer Rast besteigt er wohl noch mühelos den Berg, der einst die Stammburg des mächtigen Geschlechtes der Grafen von Bogen getragen. Aber nicht die geringste Spur des ehemals zweifellos imposanten Bauwerkes ist zu finden. Die Ritterburg hat einer Stätte des Friedens Raum gegeben, eine schöne Kirche nebst Pfarr- und Schulhaus erhebt sich jetzt an Stelle des zinnengekrönten Schlosses.

Um so mehr wird aber der Wanderer überrascht sein von dem großartigen Landschaftsbilde, das sich seinem Auge von dem Gipfel des Bogenberges darbietet. Weit schweift das Auge hin gegen Süden über die fruchtbare Donauebene, „Bayerns Kornkammer“, welche von den Höhen der Isar und Laber in sanftem Zuge begrenzt, an hellen Tagen aber von Steiermarks, Salzburgs und Tirols schneebedeckten Alpengipfeln wie mit einem blinkenden Saume umrahmt ist. Ostwärts grüßen bewaldete Höhen unterhalb Passaus aus dem stammverwandten Österreich herüber, gegen Westen tauchen die Pyramiden des Regensburger Domes in weiter Ferne auf, und zwischen beiden Abschlüssen des Gesichtsfeldes schließt gegen Norden die Kette der Vorberge des Bayerischen Waldes, wie ein riesenhaftes Amphitheater aufsteigend, in weitem Bogen das reizende Bild in sanften Linien ab. Weit über hundert

Dörfer, zahlreiche Kirchen und Schlösser, die mächtigen Bogen des majestätisch nach Osten rauschenden Donauflusses und zahlreiche Waldinseln in der Ebene beleben das große Gemälde und bieten dem Auge wohlthuende Abwechselung und erwünschte Ruhepunkte.

Überwältigt von dem wahrhaft großartigen Anblick, wie ihn nur wenige Aussichtspunkte unseres Bayernlandes in solcher Mannigfaltigkeit bieten, läßt sich der naturbegeisterte Wanderer nieder und versenkt sich in die Vergangenheit, in der fast über all' die Lande, die er geschaut, und noch manch andere jenseit der Berge die Grafen von Bogen von hier aus herrschten. Wenig wird mehr von ihnen vernommen, denn ihr Geschlecht ist schon seit sechseinhalb Jahrhunderten erloschen. Aber ihre mehr als zweihundertjährige Geschichte bietet doch genug des Merkwürdigen, um die Erinnerung an sie wieder wachzurufen, um so mehr, als des letzten Bogeners Mutter Herz und Hand einem Ahnen unseres erlauchten bayerischen Herrscherhauses weihte und durch ihre Vermählung mit dem Bayernherzoge Ludwig dem Kelheimer das absterbende Geschlecht der Grafen von Bogen mit dem aufblühenden der Wittelsbacher in direkte Verbindung brachte.

Der Ursprung der Grafen von Bogen verliert sich in grauer Vorzeit. Die Chronik des Klosters Oberalteich, welche der Prior Pater Ämilian Hemauer im Jahre 1731 zum tausendjährigen Jubelfeste des Stiftes unter Benutzung zahlreicher wichtiger, zum Teil wohl bei der Säkularisation zu Verlust gegangener Urkunden herausgab, und die wegen der vielfachen Beziehungen des Klosters zu den Bogener Grafen eine wertvolle Quelle für deren Geschichte ist, berichtet über denselben folgendes. Als Kaiser Heinrich II., der Heilige (der bekanntlich von 1002 bis 1024 die deutsche Kaiserkrone trug), einmal in Regensburg Hof hielt, lud er verschiedene adelige Herren zu einer Jagd ein, darunter auch Babo II., Grafen von Abensberg. Dieser, von zwei Gemahlinnen mit 32 Söhnen und 8 Töchtern beschenkt, erschien mit seinen sämtlichen männlichen Sprossen und je einem Diener und ritt also mit 66 Pferden zur kaiserlichen Jagd an. Der Kaiser, der diesen ungewöhnlichen Aufzug für Hochmut hielt, war darob ungehalten und ließ den Grafen hart an. Dieser aber kniete vor dem Kaiser nieder und übergab ihm feierlich seine sämtlichen Söhne zu seinem Dienste. Die Überraschung stimmte den kaiserlichen Herrn sehr freudig, und er beschenkte die jungen Grafen von Abensberg allesamt reichlich mit Schlössern, Städten und Reichslehen, darunter einen mit Namen Hartwich mit der kurze Zeit vorher als erledigtes Lehen dem Reiche heimgefallenen Grafschaft Bogen. Hartwich nahm den Namen eines Grafen von Bogen an und wurde so der Stammvater dieses Geschlechts. (Die Erzählung von den 32 Söhnen Babos gehört bekanntlich in das Reich der Fabel.)

Schon unter Hartwich erfuhr die Grafschaft Bogen, die sich ursprünglich wohl auf die nächste Umgebung des Bogenberges beschränkte, namhafte Vergrößerungen, insbesondere durch Belehnung mit einigen Gütern im Nordgau durch Kaiser Heinrich III. Unter seinen Söhnen Friedrich und Aswin umfaßte dieselbe fast alles Gebiet von Regensburg bis Passau zwischen der Donau und dem Böhmerwald, sogar die Herrschaft Schüttenhofen im heutigen Böhmen und einige Schlösser und Märkte am rechten Donauufer. Sie hatten das väterliche Erbe geteilt und Friedrich, der ältere, dabei u. a. den Stammsitz Bogen nebst der Schirmvogtei über das Hochstift Regensburg erhalten. Ihm verdankt das Kloster Oberalteich, das von dem Bayernherzog Udilo II. und dem heiligen Pirminius 731 gestiftet und von Bischof Etho von Straßburg, damals Abt in Reichenau, mit zwölf Benediktinern besetzt, 907 jedoch von den Ungarn zerstört worden und seitdem 195 Jahre in Asche gelegen war, seine Auferstehung aus den Ruinen. Im Jahre 1102 baute er dasselbe wieder auf, stattete es im Vereine mit seinem Bruder Aswin mit reichen Schankungen aus und besetzte es wieder mit Benediktinern. Von dieser Thatsache ist das 1418 von dem Abt Johann Vogl errichtete prachtvolle Grabdenkmal der beiden Brüder in der Klosterkirche in Oberalteich noch heute Zeugnis. Friedrich starb fern von der Heimat auf einem Zuge nach dem Gelobten Lande im Jahre 1104 in Jerusalem. Von seinen drei Söhnen überkam Friedrich II. die Grafschaft Bogen. Wegen Ermordung eines Vogtes des Herzogs Heinrich X. (des Stolzen) von Bayern begann dieser gegen ihn eine Fehde, in welcher der zur Grafschaft gehörige Markt samt Schloß Falkenstein (im heutigen Gericht Roding und jetzt im Besitze des Fürsten von Thurn und Taxis) belagert, eingenommen und eingeäschert wurde. Er selbst fand seinen Tod in der Schlacht von Pavia 1136. Sanfteren Charakters war sein Sohn Friedrich III., ein Wohlthäter der Kirchen und Klöster, der auf einem mit Kaiser Konrad unternommenen Kreuzzuge 1149 den Tod fand und in Jerusalem zur ewigen Ruhe bestattet wurde.

Mit dem Tode seines Sohnes Albert erlosch der Stamm des Grafen Friedrich I. von Bogen, und die Grafschaft ging an die Nachkommen seines Bruders Aswin über.

Aswin selbst, ein tapferer Held, der mehrfach siegreich gegen die einfallenden Böhmen focht, ward von besonderer Bedeutung für die spätere Entwickelung des Marktes Bogen, indem er den Anlaß zu der den Wohlstand desselben großenteils begründenden weitberühmten und vielbesuchten Wallfahrt gab. Im Jahre 1104, dem Todesjahre Friedrichs I., kam, so geht die Sage, auf der Donau ein steinernes Gnadenbild der Mutter Gottes flußaufwärts geschwommen und ließ sich auf einem im Flußbette liegenden Felsen nieder. Graf Aswin verbrachte dasselbe in das Schloß auf dem Bogenberge und stellte es in der Schloßkapelle auf. Es war damals die Zeit der Bilderstürmerei des Basilius in den unteren Donauländern und die natürliche Erklärung des von der Sage berichteten Wunders ist wohl die, daß das Gnadenbild von Verehrern vor den Bilderstürmern gerettet wurde und auf diese Weise nach Bogen gekommen ist. Nachdem Aswin dem Kloster Oberalteich die Obhut desselben übertragen hatte, entwickelte sich alsbald durch den Zulauf der frommen Verehrer eine ansehnliche Wallfahrt, die noch gefördert wurde, als bald danach das Schloß auf dem Bogenberge in eine Pfarrkirche verwandelt und in geringer Entfernung vom alten ein neues Residenzschloß errichtet wurde. Der Chronist von Oberalteich schreibt die Erbauung des neuen Schlosses, von dem übrigens auch keine Spur mehr vorhanden ist, Aswins Enkel Albert I., dem Stifter der nahen Prämonstratenserabtei Windberg (1125) zu. Nach dessen Tode (1147) übernahm die Herrschaft sein Sohn Berchtold II., ein reicher und friedsamer Herr, und danach 1168 dessen Sohn Albert III. Dieser, Erbauer des Schlosses Hohenbogen auf dem gleichnamigen Berge des Bayerischen Waldes, wird als ein unruhiger Kopf geschildert, der hauptsächlich den Kirchen und

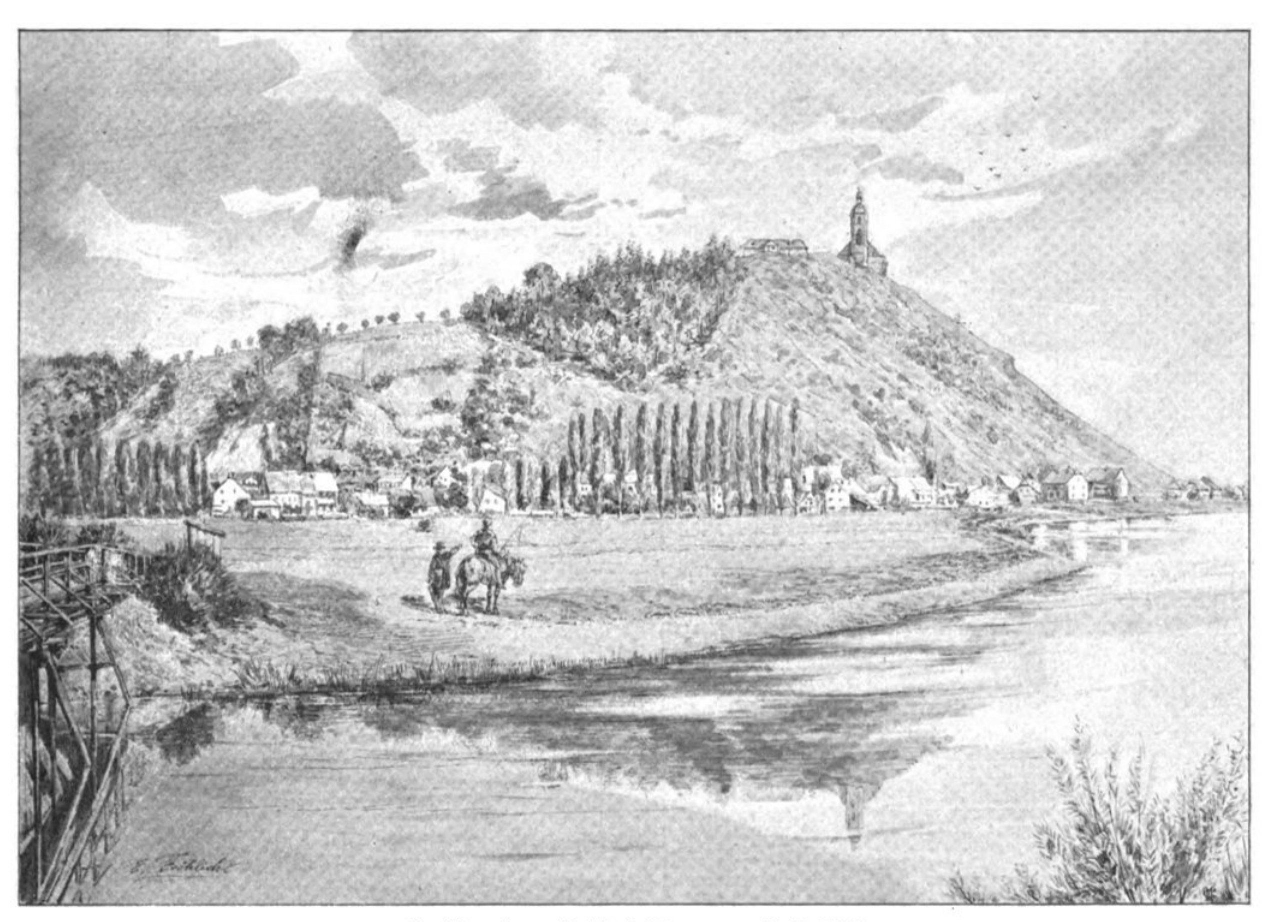
Klöstern hart zusetzte und es als seine Aufgabe betrachtete, die Früchte der diesen von seinen Vorfahren gemachten reichen Zuwendungen für sich einzuheimsen. Seine Gemahlin war die böhmische Prinzessin Ludmilla. Mit den Grafen Rapot und Heinrich von Ortenburg führte Albert III. heftige Fehde, die sogar den Herzog Ludwig von Bayern zu kriegerischem Einschreiten zwang, jedoch mit wenig Erfolg, da Graf Albert im Bunde mit seinem Schwager, Herzog Ottokar von Böhmen, sich als überlegener Gegner erwies. Große Länderstriche Bayerns, insbesondere ganz Niederbayern, wurden durch diese Fehden in Mitleidenschaft gezogen und verwüstet, bis endlich 1192 Kaiser Heinrich VI. selbst Friede gebot, den Herzog Ottokar von Böhmen absetzte und den Grafen Albert von Bogen als den Urheber des Krieges in Acht erklärte und ins Exil nach Apulien verwies. Auf Befehl des Kaisers beteiligte er sich an einem Kreuzzuge, kehrte aber, als das Kriegsheer sich nach des Kaisers Tode (1197) unverrichteter Dinge heimwärts wandte, in seine Grafschaft zurück und eröffnete sofort wieder die Feindseligkeiten gegen die Grafen von Ortenburg, brennend und plündernd das Land durchziehend. Er starb im Alter von 33 Jahren 1198.

Seine Söhne Berthold III. und Albert IV. (ein dritter, Leopold, trat in den geistlichen Stand) setzten anfänglich die Gewaltthaten ihres Vaters gegen die Klöster und Stifter fort, vertrugen sich weder unter sich noch mit ihren Nachbarn, bis sie dem Kreuzheere zum vierten Kreuzzuge (1202--1204) nach Palästina sich anschlossen, auf welchem Berthold bei Damiette in einer Seeschlacht den Tod fand. Albert IV. kehrte nicht nur von diesem, sondern auch von einem weiteren 1220 unternommenen Kreuzzuge wohlbehalten zurück. Bei einer dritten Fahrt nach dem heiligen Lande fiel er bei Venedig unter die Seeräuber, wurde aber befreit und kehrte unverrichteter Dinge heim. Er beschloß sein unruhiges, fehdereiches Leben im Jahre 1242, ohne Leibeserben zu hinterlassen.

Mit ihm erlosch der Stamm der Grafen von Bogen, und seine Güter und Herrschaften „wuchsen", wie der Chronist sich ausdrückt, „als neue Haarlocken dem bayerischen Löwen zu", d. i. fielen nach dem dazumal bestehenden Lehensrechte, nachdem sich die Landesfürsten schon zu einer ansehnlichen Selbständigkeit durchgerungen hatten, an das bayerische Fürstenhaus.

Die Grafschaft Bogen umfaßte damals immer noch ein recht ansehnliches Gebiet, in welchem der Markt Bogen, Windberg, Mitterfels, Falkenstein, Weißenstein, Plattling, Natternberg die hervorragendsten Orte waren.

(Schluß folgt.)



Der Bogenberg. Originalzeichnung von E. Fröhlich.

Die Trachten des Grabfeldes oder Trachten aus Unterfranken.

Von F. Richter.

Nachdem wir uns in verschiedenen Gauen des Bayerlandes, besonders im Algäu und in den bayerischen Bergen, an den mannigfachsten schmucken Trachten ergötzt haben, kommen wir endlich nach Unterfranken, wo in manchen Gauen noch ein echter Bauernstand zu finden ist, und wo uns hoffentlich auch noch Bauerntrachten begegnen. Wollen sehen!



Brautpaar aus dem Dorfe Maises bei Oberlauringen.



Trachtenbild aus Saal im Grabfeld.

Wir beginnen bei dem nördlichsten, an die sächsischen Herzogtümer angrenzenden Gau, dem sog. Grabfeld. Während dieser Name in alter Zeit das ganze Gebiet von Fulda herab bis zum Maine mit seinen verschiedenen Untergauen (meist nach den Flüssen Saale, Sinn, Wern rc. benannt) bezeichnete, versteht man jetzt darunter das Gebiet nördlich der Haßberge an den beiden Ufern der fränkischen Saale bis zu ihrer Vereinigung mit der Streu. Von mächtigen Grenzwarten (Schloß Sternberg im Osten, Ruine Wildberg im Süden, Ruine Salzburg im Westen, die Gleichberge im Norden) behütet, dehnt sich fast unabsehbar, mit mäßigen welligen Erhöhungen ein fruchtbares Gefilde aus; reiche Fluren und echte Bauerndörfer umgeben in weitem Kranze die Beherrscherin des Grabfeldes, das uralte Städtchen Königshofen mit seinem Riesenturme. In diesen Dörfern wollen wir Umschau halten und uns von der Hausfrau manch väterliches Trachtenstück aus Truhe und „B'hälter" (Schrank) hervorholen lassen, während wir die weibliche Tracht an den schmucken Bäuerinnen selbst bewundern können.

Der Grundstock der männlichen Tracht — das erwähnen wir von vornherein — war früher allen unterfränkischen Gauen gemeinsam, es war der lange Rock (Mutzen), die kurze Weste, Kniehose, lange Strümpfe, Schnallenschuhe und der „Dreispitz". Diese Tracht finden wir demnach mit einzelnen Abwechselungen auch auf den vier Bildern aus dem Grabfeld. Der lange, meist dunkelblaue Rock mit seinen fliegenden Schößen, den man einstens 20 bis 30 Jahre lang getragen (wo kommt das jetzt noch vor?), hatte einen breiten liegenden Kragen und eng anschließende Ärmel, die, vorn sich weitend, auf die Hand fielen. Die, wenn auch farbige, doch dunkle Weste hatte zweifachen Schnitt, entweder lang herabreichend und mit einreihigen silbernen Knöpfen (bis zu 20 Stück) versehen, erinnernd an

die Schoßwesten der Rokokozeit, oder — kurz mit zwei Reihen Knöpfen, zu welcher das doppelte silberne Uhrkettlein als Schmuck gehört, um den Hals geschlungen und in Brusthöhe von einem Ringe gehalten. Zur einreihigen Weste aber paßt nur eine kurze, breitgliederige Berloque (Bild 4), oder der große Silberthaler (Bild 1), beide in Taschenhöhe befestigt. Niemals aber fehlt das schwarzseidene Halstuch, das in einen breiten Knoten geschlungen ist, und darüber der weiße Hemdkragen aus hausgemachtem Leinen, der heutzutage — bei der modernen Trennung von Hemd und Kragen — nur auf dem Lande noch zu finden ist.

nach vorn aufgeschlagen ist, während von den schwarzen Bändchen, welche Krempe und Kopfteil verbinden, seidene Quästchen auf einer oder auf beiden Seiten herabbaumeln. Daneben war auch die breitverbrämte Pelzkappe im Gebrauch, die allerdings zu einem kühnblickenden, schnurrbärtigen Antlitz besser paßte, als der friedliche „Dreispitz". Tempi passati! Dreispitz, Kniehosen und Schnallenschuhe sind verschwunden, es war in den dreißiger Jahren, als die Bauern anfingen, sich dieser Eigentümlichkeiten zu schämen und die herrischen Hosen sich beilegten. Nur alte Männer behielten ihren Dreispitz und die „Bocksledernen" bei bis an ihr selig Ende.



Trachtenbild aus dem Milzgrunde.



Trachtenbild aus Wetzhausen.

Ebenso allgemein waren früher die kräftigen Schuhe mit runden oder viereckigen Schnallen, teils von Messing, teils von Silber, je nach Reichtum und Festzeit. Die Kniehosen, mit Bändern befestigt (beim Bräutigam etwas geschlitzt und mit drei Metallknöpfen besetzt) mußten genau mit den langen gerippten Strümpfen harmonieren; sind erstere dunkel (aus Manchester oder Tuch), so sind die Strümpfe weiß; sind sie aber hell, aus gelbem oder weißem Hirschleder, dann müssen die Strümpfe dunkelblau oder schwarz sein; so verlangte es das Gesetz des Geschmacks, von dem man ciceronianisch sagen könnte, wir haben's nicht erfunden, nicht gegeben, sondern überliefert erhalten. Die ganze Tracht schließt ab mit dem Dreispitz aus schwarzem Filz, dessen breite Krempe schwungvoll

Auch der Hochzeiter (Bild 1 S. 450) bleibt der Mode getreu, nur daß sein Dreispitz in einen noch kühneren „Zweispitz" verwandelt ist und ein künstliches Sträußchen an der Stirnseite trägt; ein gleiches, mit langer seidener Schleife ziert die Brust der merkwürdigerweise kurzen Jacke, die — sollte man meinen — eines Hochzeiters ganz unwürdig ist. Es war dies ganz entsprechend der früheren Sitte, daß erst der Mann sich den langen Rock beilegt, während die Burschen, die ledigen Mannspersonen noch die Jacke, den Janker, tragen und so auch zum letzten Male am Hochzeitstage.

Wenden wir uns nun zur weiblichen Tracht, die sich mehr erhalten hat. Nehmen wir vor allem die Hochzeiterin, so trägt sie (ist auch schon viele Jahre her) auf dem glatt-

gescheitelten Haare ihr Brautkrönlein, Schappelkranz [1]) genannt, dessen Unterbau ganz verdeckt ist durch den Ausputz von Zier- und Flittergold. Der schlanke Hals hebt sich frei aus der zierlichen, weißen Halskrause, und das buntseidene Brusttuch bauscht sich in vielen Falten aus dem weit ausgeschnittenen Mieder der Jacke, nur eine einfache Schaumünze an goldenem Kettchen bildet den Halsschmuck. Die seidene Schürze über dem weit gefalteten meist dunklen braunen Rocke aus Seide mit breitem farbigen Saume ist nach Mädchenart schmal und kurz, aber bunt und mit reichen Blumenmustern versehen. Die zierlichen Brautschuhe tragen silberne Schnällchen oder schleifenartigen Ausputz. Unser Brautpaar ist aus dem kleinen Dörfchen Mailes bei Oberlauringen.

Das Bild (dem Dorfe Saal entnommen) zeigt die Bäuerin im großen Staat, wie sie an hohen Festtagen zur Kirche geht. Die tuchene Jacke (auch Mutzen genannt), trägt statt des Ausschnittes zwei im Winkel zusammenstoßende Reihen Metallknöpfe, dazwischen einen Brustschmuck altertümlicher Form, über den oberen Teil ist das seidene befranste Halstuch geschlungen, das zugleich den Hals gänzlich umhüllt und in zwei Zipfeln über den Rücken hinabhängt. Die früher in ganz Unterfranken übliche Bandhaube ist mäßig hoch und oben gerundet, die auf den Rücken fallenden handbreiten Moiree-Bänder sind mäßig lang, der Ausputz über der Stirn sieht einem Kronreif täuschend ähnlich. Die seidene, einfarbige Schürze verdeckt, wie es Frauenart ist, den Rock fast gänzlich, und zwei dunkelfarbige, gezackte Moireebänder mit kurzen Schleifen fallen fast bis zum Saume der Schürze herab. Wenig sichtbar sind die weißen Strümpfe, die in den zierlichen Schnallenschuhen stecken. Zum Feststaat gehören noch die weißen Halbhandschuhe, die auf der Außenseite Perlenstickereien tragen.

Bild 3 zeigt einen ganz eigentümlichen Kopfputz, gleichsam die Anfänge eines städtischen Hutes, der halbkreisförmig Kopf und Gesicht einrahmt und einen entsprechenden Ausputz hat. Die Jacke ist nicht eng anschließend, sondern bequem, mit weiten faltigen Oberärmeln versehen und schließt nach oben ab mit einem herzförmigen Sattel aus schwarzem Sammet, von dem sich der Silberthaler, an einem Sammetbändchen getragen, schön abhebt. Die Schuhe, wenig ausgeschnitten, haben schwarzen Ausputz, Strümpfe und Rock sind dunkel, letzterer hat einen breiten grünen Saum. Das Lebhafteste ist die bunte blumengemusterte Schürze. Diese jetzt noch übliche Tracht gehört dem Milzgrunde an, der fast ganz protestantische Bevölkerung hat, die auch hier wie anderwärts die dunklen Farben in der weiblichen Tracht vorzieht. Doch ist's nicht der Festanzug, sondern sozusagen der Besuchsanzug für Sonntag Nachmittag oder für den Gang in die Stadt.

Wieder andere Formen und Farben zeigt Bild 4 (aus dem Orte Wetzhausen). Die weißen mit Bändchen versehenen Hemdärmel, das weiße Kopftuch, hinten kunstvoll geschlungen, vorn kaum einen Streifen Haar freilassend, die helle Schürze mit den kurzen Streifen ist wohl keine Kirchentracht; ich denke, die Bäuerin geht zum Tanz, aber zu dem einer großen Hochzeit, weil ja das buntverschnürte Mieder mit dem Seidentuch und dem reichen Silberschmuck angelegt ist. Dazu passen auch die weit ausgeschnittenen Schuhe mit den Silberschnällchen. Man sieht, das Frauenvolk, das hier ganz stattliche und schmucke Vertreterinnen gestellt hat, zeigt viel mehr Geschmack und Abwechselung in seiner Tracht, es besinnt sich wohl, ob ein Kleid zur Kirche oder zu weltlichem Feste paßt, während des Eheherrn langer Mutzen und Dreispitz für alle Gelegenheiten herhalten muß, für den Kirchgang, für die Ratssitzung und selbst für das Wirtshaus.

[1]) Man findet diesen Kopfputz und dessen Bezeichnnng nicht bloß in anderen fränkischen Gauen — Rhön, Spessart — sondern auch in Hessen, Schwaben, Bregenzerwald und Krain.

Der Cagliostro von Bayreuth.

Von Dr. Hyacinth Holland.

Eine im Leben großer Entdecker oder Erfinder oft bewährte Thatsache ist es, daß der Genius schon in der frühesten Jugend mit den höchsten Problemen ein ahnungsvolles Spiel trieb. Newton und Stephenson sind dafür Belege, die in ihrem Kinderspiele unbewußt zu ihren nachmaligen glorreichen Errungenschaften die erste Hand anlegten.

Ebenso übt jede kommende Wissenschaft ihre Kräfte im anscheinend kindischen Tand. Jede einzelne Wissenschaft hat eben, wie jeder einzelne Mensch, wie jedes Land, und jedes Volk seinen Entwickelungsgang. Von diesem Gesichtspunkte aus hat auch die Geschichte der Alchymie ihre Berechtigung und Würdigung erhalten. Über dem Suchen nach dem Steine der Weisen und dem Lebenselixir wurde unsere neue Chemie entdeckt, die heutzutage wirklich mehr vermag, als die Metalle zu verwandeln, die mehr zu leisten vermag, als unsere Vorfahren als ihr höchstes Problem betrachteten.

Mittelmäßige Geister bleiben immer an der Materie kleben, so kam's, daß die chemischen Bestrebungen des vorigen und vorhergehenden Jahrhunderts auf den Sand gerieten, sie wurden Mode, und mit der Mode ging zur gerechten Strafe Charlatanerie und Betrug Hand in Hand. An den verschwenderischen kleinen Höfen, wo das Minus der Einnahmen von dem Plus der Ausgaben weit überstiegen wurde, wo die tollste Wirtschaft auf dem Ruin des Landes florierte, fanden die Adepten offene Arme. Es wäre ja gar so bequem gewesen, mit leichter Mühe die leeren Staatskassen beständig gefüllt zu sehen und dabei das alte, schöne Leben im rauschenden Maße fortzuführen. Daß diese Schwindler bei so reicher Kunst doch selbst immer bettelarm blieben und nie im stande waren, sich vorher selbst in blühenden Wohlstand zu versetzen, daran dachte man unbegreiflicherweise freilich erst immer, wenn es zu spät war.

Einer der verwegensten Künstler dieser Art war der Baron v. Krohnemann, oder wie er sich kurzweg mit allen seinen Titeln schrieb, der Herr Christian Wilhelm v. Krohnemann, Herr zu Rothenstein und Fichtenburg, Erbherr zu Kronenfeld und Großenhahn, Ritter vom Orden des güldenen Kleeblatts und Oberster Hochfürstlich Brandenburgisch-Culmbachischer Oberpräsident, Geheimer Rat, General-Kommandant, Kammer-



herr, auch Münz- und Bergwerksdirektor! Daß ein Mann von so volltönenden Würden und Titulaturen auch von ansehnlicher Abstammung sein mußte, versteht sich von selbst. Demgemäß gab er für seinen Vater Johann Christof v. Krohnemann aus, der in Diensten des Schwedenkönigs als Generalmajor und Landdrost zu Königsburg gelebt, nicht weit von diesem Orte die oben genannten Güter besessen habe und 1635 von der Königin Christine von Schweden baronisiert worden und 1658 gestorben sein sollte. Von seiner Mutter Magdalena behauptete er, daß sie eine Schwester des Admirals von Schweden, Baron v. Flemming, der mit dem Könige Christian X. von Dänemark sich als ein tapferer Krieger bewiesen hatte, gewesen sei und 1664 ihr Leben beendet hätte. Er selbst aber, der Held unserer Geschichte, wollte zu Königsburg, vier Meilen von Dörpt in Livland im Jahre 1639 geboren sein.

Die Jugendeindrücke und weitere Bildung, welche Krohnemann zuerst im elterlichen Hause und dann in der Fremde erhielt, waren ganz geeignet, sein weiteres Leben würdig vorzubereiten. Sein Vater behauptete, eine Universal-Goldtinktur zu besitzen, welche das Leben verlängere und selbst vom Tode errette, mittels derselben glaubte er, auch geringere Metalle in edlere verwandeln zu können. Dieses Kleinod wollte er, wenn übrigens den Aussagen seines Sohnes hierin überhaupt zu trauen ist, von einem berühmten Adepten des 17. Jahrhunderts, dem Herrn v. Sendivous, den er im polnischen Kriege zu Marienburg 1652 gefangen hatte, erhalten haben.

Der junge Krohnemann wurde, mit solchen chimärischen Gewißheiten ausgestattet, kaum 13 jährig auf die hohe Schule geschickt; er studierte zu Dörpt, Abo, Upsala, Sohr und Kopenhagen abwechselnd Theologie, Juristerei und Medizin. Von Kopenhagen, versicherte er, mit einem Grafen von Königsmarck nach Jena gegangen zu sein, hierauf aber, weil sein ältester Bruder der Landessitte gemäß die väterlichen Güter erhalten hätte, sich in der Fremde herumgetrieben zu haben, um sein Glück zu suchen. Und dieses, behauptete er, habe sich ihm zuerst unter den Venezianern gezeigt, denen er vier Jahre als Schiffsfähndrich und Lieutenant zu Candia gedient hätte. Auch bestand er darauf, mit vor den Dardanellen gewesen zu sein und den Orient durchreist zu haben, sowie er überhaupt von dieser Zeit an beständig im Kriege gewesen sein und dann z. B. dem Bischof von Münster und den Holländern gedient haben wollte, bei denen er unter dem General der fliegenden Armee, Namens Weller, mit dem er in Nymwegen gelegen, Obrister gewesen, vor Nymwegen verwundet und auch von den Franzosen gefangen worden sei. Was daran Wahres oder Falsches sein mag, bleibt wohl ziemlich unentschieden. Nur der Umstand scheint sich bewahrheitet zu haben, daß Krohnemann in Holland zur katholischen Kirche übertrat und sich, so lange es ihm bequem schien, dazu bekannte, und zwar überall, wo er sich nach seiner Gefangenschaft hinwandte, oder richtiger gesagt, weil er nirgends eine bleibende Stätte fand, wo er durchreiste und das Schicksal ihn hinwarf. Wie er aus der französischen Gefangenschaft loskam, ist unbekannt. Wir finden ihn bald darauf plötzlich in Mähren. Was hier von ihm verlautete, ist weder anziehend noch überraschend und am kürzesten mit den Schlußzeilen von „Ritter Kurts Brautfahrt“ zusammengefaßt, wo es heißt

Wiedersacher, Weiber, Schulden
Ach! kein Ritter wird sie los!

Krohnemann entfloh, und zwar nach Wien. Dort verheiratete er sich mit Margaretha Elisabetha, einer geborenen Rollendin, der Stiefmutter des Generalauditors und Geheimen Kriegsrats Wiederhold von Wiedenhofen, welche ihm auf ihrem Gute zu Frauenhofen, eine Viertelstunde von Tulln angetraut wurde. Von da an verwandelte er sich vollends, d. h. er ward aus einem tapfern Krieger ein gewaltiger Arzt, der durch seine Universalmedizin, die in einem roten Goldpulver, dito Säftlein und zweierlei Pillen bestand, selbst dem Tode gebieten wollte; dazu kam sein eigenstes Genie zum Vorschein, und er wurde ein großer Chymiker und Adept. Der Mann erlangte wirklich in kürzester Zeit eine große Berühmtheit; dafür bürgen eine Anzahl hoher Namen, von denen nur einige beispielsweise angeführt seien. Da war der Fürst Karl Eusebius von Lichtenstein, der ihm aus großer Freude, den „Stein der Weisen“ erhalten zu haben, 3000 rheinische Gulden und ein Paar Pferde im Werte von 1000 Thalern verehrte; ferner der Geheime Hofkanzlist Christian Göriz, der unserm Helden aus Dankbarkeit für die ihm mitgeteilte Tinktur 300 Gulden schenkte, ferner die Gräfin von Königseck, die ihm eine kostbare Perlenschnur gegeben hatte und viele andere desgleichen. Zulauf und Vertrauen wuchs von Tag zu Tag um so mehr, je heimlicher er mit seinen Tinkturen that, unter denen sich ein besonderer Goldsaft zur Verlängerung des menschlichen Lebens befand. Und wodurch konnte er sich, besonders nach der damaligen Lage der Dinge an den Höfen mehr empfehlen als durch Befriedigung solcher Wünsche. Sogar der großmächtige Kaiser Leopold I. würdigte den Wundermann seines vollen Vertrauens, und die zufälligerweise noch erhaltene Konversation der beiden Zeitgenossen gewährt tiefe Einblicke in die unbegreifliche Leichtgläubigkeit und die bodenlose Bombastik, welche sich hier gegenüber standen. Es ist, wenn überhaupt dieses Produkt ein Recht auf Glaubwürdigkeit hat, völlig unfaßbar, wie Krohnemann mit der höchsten, nichtssagenden Phraseologie viertelstundenlang redet und der kaiserliche Zuhörer, in eben denselben Ton eingehend, antwortet, und mit einem Strome von hinreißendem Nichts das unsinnigste Nichts verhandelt, verteidigt, beglaubigt und versteht. Der Kaiser hielt stand und bot dem Wundermann erst ein Reichsbaronat, dann ein gutes Gnadengeschenk von 12000 Reichsthalern, er versprach, ihn noch dazu zum Burggrafen zu machen in Ungarn über Schemnitz, Neusohl, Eperies, Klobuc und Tokey, er gelobte, ihn stetig allhier an seine Person zu fesseln und überdies noch zum Kammerherrn zu machen, wenn er ihm das Geheimnis mitteile; aber Krohnemann blieb unbeweglich wie ein großer See, seine Arcana vor keinem menschlichen Auge zu entschleiern.

Indessen dauerte die Glorie nicht zu lange. Eine anständige Summe Schulden, dazu ein Duell, noch mehr aber der Umstand, daß man hier und dort seiner fadenscheinigen Kunst auf den Grund sehen mochte, bewogen ihn, heimlich aus Wien sich fortzubegeben, indes er seine Flucht mit einer höchst dringenden Berufung zur Gräfin von Khevenhüller nach Kirchberg in Böhmen zu bemänteln suchte. Er kam aber nicht nach Böhmen, noch weniger, wie er andere glauben machen wollte, nach Holland, sondern er blieb unterwegs sitzen zu Forchheim, wo er gute Fährte ausgewittert haben mußte. Denn von hier aus schrieb er am 3. Juli 1677 an den Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Culmbach,

und pries ihm in langer Reihenfolge seine Künste und Dienste an. Während der Markgraf wenig darauf zu geben schien, wußte Krohnemann unterdessen die Freundschaft des Geheimen Rats, Konsistorialpräsidenten und Generalsuperintendenten Dr. Kaspar v. Lilien auf Weizendorf zu gewinnen, welcher den Markgrafen auf Reisen geführt hatte und über das Herz desselben noch alles vermochte. Dieser Dr. v. Lilien war ein sonst ganz trefflicher Herr, ein für seine Zeit auch gelehrter Theologe, aber ein in der Chemie gänzlich unerfahrener Mann; ein vier Dukaten schweres Goldklümpchen, welches Krohnemann zuvor bei dem Silberarbeiter Weber zu Bayreuth hatte zusammenschmelzen lassen, und welches der irrende Ritter als ein in seinem Ofen verfertigtes Gold zum Andenken, wie er sagte, gebracht hatte, noch mehr aber der als heimliches Anliegen ausgesprochene Wunsch, wie sehr es den Baron dränge, wieder zur protestantischen Religion zurückzukehren, und das Bemühen anderseits, einen so hohen kenntnisreichen und welterfahrenen Herrn für den Hof des Markgrafen und die reine Lehre des lutherischen Glaubens zu gewinnen, das alles half endlich zusammen, diesen unschätzbaren Fund zu Bayreuth festzuhalten, obwohl der Silberarbeiter Weber beständig behauptete und seinen Kopf zum Pfande setzte, daß hinter Krohnemanns Vorgeben der offenbarste Betrug stecke. Da der Markgraf nicht schnell genug zum Entschlusse kam, die Fäden aber wohl gezogen waren, und Herr v. Lilien Himmel und Erde für seinen Proselyten in Bewegung setzte, beschloß nun Krohnemann, die Sache zum Entscheid zu treiben. Ungehalten über die verdrießliche Zögerung brach er plötzlich auf, um einer ehrenvollen Berufung nach Holland nachzukommen. Ein feiner Schauspielercoup, der seine gute Wirkung that, indem ihm unverzüglich der fürstlich-brandenburgische Hof- und Reiseprediger Arnold Stockfleth nachgesendet wurde, mit der bestimmten Weisung, den übelgelaunten Herrn zu versöhnen und um jeden Preis nach Bayreuth zurückzubringen. Krohnemann schien unaufhaltsam und ungeberdig und entschloß sich nur ungern zur Rückkehr, die damit belohnt wurde, daß Krohnemann vorläufig als Minister (oder wie er sich ausdrücklich bestätigen ließ, als „Primo-Minister“ ohne sein einziges Anhalten und Begehren) in die Dienste des Markgrafen trat und am 7. September desselben Jahres in Gegenwart der Prinzen, der Cavaliers, des Stallmeisters Florati und des Rittmeisters v. Brandenstein in Pflicht genommen wurde: Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht getreu zu sein, deroselben Ehre, Nutzen und Frommen zu fördern, vor Schaden zu wahren, auch nach seinem besten Vermögen und Verstand das Beste betrachten und vorzunehmen, absonderlich dessen Wissenschaft in Geheim zu halten, auch was Se. Hochfürstliche Durchlaucht davon zu wissen vonnöthen Dero allein und Ihrem Hause zu eröffnen. — Wohl, die Mahlzeit ist eingebrockt, wer wird sie bezahlen? Krohnemann begann alsbald seine Rüstungen. Zu Frauenaurach bei Erlangen erhob sich ein Zimmern, Mauern, Klopfen, ein gutes Laboratorium aufzubauen und mit allem Zugehör einzurichten; da gab es Glaskolben, Phiolen, Instrumente und Tiegel aller Art, Tinkturen, Scheide- und Gradierwasser und „philosophische“ Öfen. Krohnemann war unterdessen immer auf Reisen in der Nachbarschaft, um das notwendige Material in reinster und gehöriger Weise einzukaufen, was alles schweres Geld kostete, aber der Markgraf gab es gern, wie er denn zum Beginne des Vorhabens gleich unterschiedliche Goldstangen und Scheiben im Gewichte von 589 Dukaten an Krohnemann sandte, eine Dosis, die der kluge Adept alsbald noch um die Hälfte zu steigern wußte. Was sollte man denn im voraus knausern und sparen, da ja hundert und tausendfacher Ersatz sicher war, und das kleinste Häuflein zu einem wahren Berge von Gold anwachsen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hinterlassenschaft der Römer.

Von Hugo Arnold. (Schluß.)

Im bayerischen Oberlande klang streckenweise bis tief ins Mittelalter herein romanische Mundart, im Unterinnthal sangen die romanischen Sennerinnen ihre ladinischen Almlieder und Schnaderhüpfeln, wie derlei noch in Gröden und Enneberg der Brauch ist, und aus unseren Voralpen hat Professor Dr. Sepp eine Reihe von Familien- und Hausnamen romanischen Ursprungs gesammelt, die insgesamt auf die Hantierung ihrer ursprünglichen Träger hinweisen: Fellerer (velarius, Pfeilschifter), Figler (figularius, Töpfer), Doser (dorsarius Kraxenträger), Oler (olearius, Ölschläger), Noler (von novale, Neubruch oder navale, Schöffmann), Noderer (nautarius, Flösser, Schiffer), Prasser oder Presl (pratarius, Wieser oder Wieseler; im Französischen du Prel, wie ein bei uns heimisch gewordenes Freiherrengeschlecht heißt), Pföderl (pedularius, Schuster), Plötzerer (pelliciarius, Pelzhändler; im Französischen pelissier, wie der bekannte Marschall, der Eroberer von Sebastopol, sich nennt), Pösel (von peslum, Scheurer), Pfefferer (piperarius), Dusch (Tuscus), Pußl (pusillus), Ruml (Romilius), Walger, Walser, Valeis = Wälsch.

Dazu kommt ebendort noch eine Reihe mundartlicher Ausdrücke: Arche (der Wehrbau am Wasser, arca), Salche (die Weide, salix), Hal (das Haidekraut, halus), Hotl (die Ziege, hoedulus), Pfösel (die Kniestrümpfe, pedulis), Schoapen (die Jacke, scapula), Ferg (gestreiftes Zeug, varius), Marenn (Morgen- oder Abendbrod, merenda), Plenten (Mehlbrei, pollens, italienisch polenta), Fastidi (Ekel, Widerwillen, fastidium), punken (schlagen, stoßen, pungere), Plasche (Maulschelle, plaga), robeln (raufen, rebellare), Fauken (Schlund, Mageneingang, faux). —

Wir haben uns bisher nur mit jenem Teile der römischen Hinterlassenschaft beschäftigt, der aus dem Munde ihrer Nachkommen in unsere Sprache übergegangen ist; mit den Resten der aus ihren Händen hervorgegangenen Werke haben wir uns nicht befaßt: mit ihren Festungen, Türmen, Häusern und Straßen. Über der Erde ist davon allerdings meist nur wenig erhalten, denn sie liegen unter schirmenden Decken von Schutt und Rasen im Schoße der Erde und harren des Spatens, welcher die Überbleibsel aus vielhundertjähriger Grabesnacht wieder an das Tageslicht fördert. Bloß die Straßen machen davon eine Ausnahme, indem ein beträchtlicher Teil des vorzüglich angelegten Straßennetzes unserer Chausseen (auch dieses Wort ist römischer Abstammung: strata calcata, wört-

lich „gekalkte“ Straße) und Wege auf den römischen Verbindungen liegt. Doch diese Dinge wollen wir nicht in den Kreis unserer Betrachtung einbeziehen; wir wollen zum Schlusse unser Augenmerk bloß noch einem einzigen, sehr prosaischen, aber darum nicht minder wichtigen und im Bereiche des einstigen Römergebietes südwärts der Donau hochgeehrten und gefeierten, allezeit willkommenen Gegenstande zuwenden: nichts geringerem als dem dampfenden, wohlschmeckenden Knödel, einem Gerichte, das die feine französische Küche der „Gesellschaft“ freilich noch nicht der Aufnahme für würdig fand, obwohl die Herzogin Auguste von Leuchtenberg, die Tochter unseres unvergeßlichen Königs Max Josef, es als des quenelles laut ihrer Speisekarte vom 10. März 1835 hoffähig machte.

Der „Knödel“ (mundartlich „Knedl“), das Wort, ist zwar von echter deutscher Geburt und führt den Namen von der Art seiner Zubereitung, vom Kneten, das ihm die mehr oder minder zarten Hände der weiblichen (in den Kasernen sogar der männlichen!) Küchendragoner liebevoll angedeihen lassen; aber die Sache, die Speise, ist römischer Herkunft und jedenfalls, wie manches andere Stück römischer Kultur und Lebensführung, von Romanen den bajuwarischen Wildlingen überliefert worden. Sie hat ihnen wirklich baß gemundet, denn neben den Nudeln bilden die Knödel ja noch in der Gegenwart das bevorzugte Lieblingsgericht der bayerischen National- und Landesküche.

Nun teilt zwar der Knödel mit dem Schießpulver das gleiche Schicksal, daß uns nämlich weder der Name seines um die schmausende Menschheit hochverdienten Erfinders, noch der Tag und die Stunde überliefert wurde, wann er zum ersten Male die Tafel eines quiritischen Feinschmeckers zierte, aber daß er in der That römischen Ursprunges sei, und seine ersten Exemplare das Licht der Welt jenseit der Alpen erblickten, das beweist uns das Rezept, welches ein alter römischer Schriftsteller in seinen gesammelten Werken der hungernden Nachwelt zu Nutz und Frommen aufzubewahren sich bemüßigt fand.

Der Geschichtsforscher Marcus Porcius Cato (geboren zu Tusculum 235 v. Chr., gestorben 149 v. Chr.) verfaßte nämlich ein für die Kenntnisse der Kulturgeschichte sehr wichtiges Werk: De Agricultura sive de rebus rusticis („Über den Ackerbau oder über die Landwirtschaft“) und in dessen 79. Kapitel legt er den römischen Küchenfeen Nachstehendes ans Herz:

Globulos sic facito. Caseum cum alica misceto. Inde quantos voles facito. In ahenum caldum unguem indito. Singulos aut binos coquito, versatoque crebro duabus rudibus coctos eximito. Eos melle unguito, papaver infriato, ita ponito. D. h. in unserer geliebten Muttersprache: „Knödel mache folgendermaßen. Mische Käse mit Spelt (ein feiner italienischer Weizen), mache dann daraus so viel als du willst, lasse in einen warmen Kessel Fett ein, lasse sie einzeln oder zu zweien kochen, wende sie dabei mit zwei Kochlöffeln häufig um und nimm sie heraus, wenn sie gar gekocht sind; dann bestreiche sie mit Honig, streue Mohn darüber und bringe sie so auf den Tisch.“

Wenn bei der Vorlesung dieses Rezeptes Deine eheliche Hausehre und ihre getreuen Küchentrabanten, lieber Leser, den Kopf ebenso schütteln, wie es die Engel meines Hauswesens bei Kundmachung dieses Auszuges aus dem altersgrauen Kochbuche gethan haben, so mußt Du eben die Güte haben, ihnen begreiflich zu machen, daß die Geschmäcker je nach Land, Volk und Zeit wechseln, und die Anweisung zur Knödelbereitung nach hesperischer Manier geschieht; italische Kost will unseren biderben deutschen Gaumen und Mägen ja heute noch nicht sonderlich behagen. Im übrigen bleibt die Hauptsache unangefochten bestehen: Daß schon vor 2000 Jahren, als unsere bärenhäutigen Vorfahren im Schatten ihrer Urwälder noch den auf der Jagd erlegten Bären brieten, Holzäpfel zum Nachtisch aßen und Meth dazu tranken, im sonnigen Italerland die Knödel als ein Leckerbissen für Herren und Ehehalten galten und daher zu vermuten steht, daß im „kleinen Parseval“ für die römischen Legionäre und Hilfstruppen ihnen auch ein eigener Abschnitt gewidmet war wie in dem genannten Handbuche für praktische Landwirte. Gewiß haben sie sich in der Einöde und Langweile ihrer Kastelle herzhaft daran erquickt.

Merke Dir dann nur auch, daß die Knödel nach ihrer runden Gestalt globuli hießen, und daß sie als ein gar wichtiges Erzeugnis der edlen und nützlichen Kochkunst geschätzt worden sein müssen, weil sich nicht bloß der gestrenge Herr Cato, der sicherlich selbst manch gewichtiges honiggesalbtes und mohnkörnerbestreutes Dutzend mit feurigem Räterwein die Gurgel hinabgespült hat, mit ihnen litterarisch beschäftigte, sondern sie auch andere Schriftsteller ernster wissenschaftlicher Studien würdig erachteten. Der gelehrte Polyhistor Marcus Terentius Varro (geb. 117 v. Chr. und gest. 27 v. Chr.), ein begeisterter Anhänger Cäsars, erklärt in seinem Werke De lingua latina ausführlich die Etymologie des Wortes und Lucius Janius Moderatus Columella (er lebte 30—65 nach Chr.) und andere landwirtschaftliche Schriftsteller erwähnen ihrer mehrmals.

Einem jetzt fast verschollenen bayerischen hochachtbaren Forscher, dem Herrn Professor Schlett, der in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts sich gar emsig der Erforschung der römischen Hinterlassenschaft widmete, erschien das lateinische Knödelrezept sogar so merkwürdig, daß er versprach, sobald „er Muße genug gewinne, es zur Dissertation zu erheben, und mit Glossarien erleuchtet, mit Varianten begleitet, in einem mäßigen Quartband der Küchenwelt näher bekannt zu machen“. Der eifrige Herr scheint leider nicht mehr zur Erfüllung seiner Verheißung gekommen zu sein.

Darum mußt Du, freundlicher Leser, Dich mit dem Versuche begnügen, den ich machte, um Dir nachzuweisen, daß unser bayerisches National- und Leibgericht, der Knödel, die Wurzel seines Stammbaums im Lande der germanischen Sehnsucht und der hochzeitlichen Reisen hat, daß wir es aus dem Erbe der einstigen Weltherrscher empfangen haben, daß es aber unter den sorgsamen Händen unserer Hausfrauen erst vervollkommnet, verfeinert und veredelt wurde zur Zierde und Blüte seines Geschlechtes, zum molligen Leberknödel, dem künstlerischen Produkte der Soldatenmenage! Wenn Dir ein solcher aus dem Sauerkraute einladend entgegenduftet, „wie Venus in den Rosen“ (singt Uhland vom Schweinefleische), dann betrachte ihn nicht bloß mit appetitlichen Blicken, sondern würze Dein Mahl mit einem geistvollen wissenschaftlichen Rückblick auf den Gang der Kulturgeschichte, von dem Dir diese Abhandlung ein weitausholendes Kapitel vor Augen geführt haben will. Gesegnete Mahlzeit!

Kleine Mitteilungen.

Züge aus der Huldigungsreise des Würzburger Fürstbischofes Joh. Gottfried von Aschhausen 1618. Gewöhnlich wurden von den Ortspfarrern lateinische Reden gehalten. Einzelne Herren trugen lateinische Gedichte vor oder ließen sie durch Knaben vortragen, wie solches in Mellrichsstadt durch zwei als Engel kostümierte Knaben geschah, welche abwechselnd sechs Disticha vortrugen. Des Guten zuviel geschah in Königshofen, wo drei Engelsknaben am Festungsthore 53 lateinische Hexameter vorbrachten; in der Kirche recitierten zwei andere deren 34; während der Tafel wurden abermals 26 Hexameter, 27 Disticha und wieder 27 Hexameter vorgetragen. Der Fürst wird diesem ausdauernden Pegasusreiter kaum sehr dankbar gewesen sein. Auch im Kloster Neustadt a. M. kam ein unliebsamer faux pas vor, indem der junge Konventuale, der die lateinische Begrüßungsrede hielt, während derselben unter dem für den Fürsten bestimmten Baldachin stand, indes dieser unbedeckten Hauptes in der Sonne stehen mußte, was den Chronisten zu der entrüsteten Marginalnote veranlaßte: Quae sit grobianitas haec! — In der Festung Königshofen hatten „die Büchsenmeister allerhandt Kurtzweil mit Feuer Werckh angestellt“. Bei der Begrüßung aber „war eines der Stückh vff dem Wahl auß Verwahrloßung der Büchsenmeister scharppf geladen geweßen, vnd ist die Kugel kurtz vber Ihrer Fürstlichen Gnaden Leibgutschen vbergangen“. Bisweilen wurde der Fürst durch Tafelmusik geehrt. So haben in Sulzfeld a. M. „vier Musicanten mit Harppfen, Lauten und Geygen musizirt“. In Karlstadt wurde am Rathause mit Zinken und Posauneu musiziert. In Werneck spielten bei Tisch drei Schalmeier, weil sonst keine bessere Musik zu haben war. In Volkach vergnügten sich einige Herren vom Gefolge des Abends, nachdem sich der Fürst zurückgezogen hatte, „indem sie in der Nacht Schalmeyer und sackpfeiffer brauchten und damit ein getimmel machten, daß Ihre Fürstliche Gnaden solches alsobald abschafften“. In Röttingen haben sich abends und mittags „die Hohenlohischen Musicanten von Weickersheim ultro zum Vffwarten präsentirt, vnd sowol mit Stimmen, alß Cornet, Posaunen, Violen vnd Flöten seine Music gemacht“. In Mellrichstadt hatte „der Schulmeister des Orts zu einem lateinischen Begrüßungstext eine Composition mit vier Stimmen gemacht“. In Banz ließ der Abt, „weil er wußte, daß Ihre F. G. sich mit der Music hoch delectirten, vff den Abend eine solche anstellen“. Meist wurde dem Fürsten auch ein Ehrengeschenk verabreicht, bestehend in einem Wagen voll Haber und einigem Wein, 6—8 Eimer bis zu zwei Fuder in einem oder in zwei Fässern, bisweilen weiß und rot, die Fässer mit dem fürstlichen und dem Ortswappen geziert. Die Schweinfurter verehrten von den Jahrgängen 1616/17 gegen zwölf Eimer, „welch beede Weine zum Schmachtenberg gewachsen sein sollen, vnd so vortrefflich gewesen, daß sie alle die Wein in dieser refier vbertroffen“. Meist kam dazu noch ein silberner vergoldeter Ehrenbecher im Werte von 50 bis 120 fl. Der vom Amte Volkach hatte die Form einer Weintraube; in Röttingen verehrte man eine in Silber gefaßte Meerschnecke. In Lauda haben die „Beckhen etzliche schöne Kuchen und die Metzger ein faistes Kalb verehret“. Die Haßfurter überreichten „etzliche Stückh Karpffen vnd hecht ansehnlicher größe vff 70 Pfd. vngefehr“. Dafür machte der Fürst meist wieder ein Gegengeschenk. In Karlstadt erhielten die 32 geschwornen Schützen acht Goldgulden. In Lauda erhielt ein zur Huldigung erschienener Jude, „so ein Rabbi gewesen, weil er gar vbel beklaidet, einen Neuen Rockh verehret“.

Münchens einstige Karnevalsscherze. Es ist schon alles einmal und vielleicht besser dagewesen, könnte man auch unserer Karnevalslustbarkeit und Karnevalsscherzen gegenüber sagen. Die Geschichte lehrt bescheiden sein. Redlich trägt jedes Zeitalter zu den Albernheiten bei, die das Wesen des Faschings ausmachen, und keines braucht für Spott zu sorgen. Wie man eben schon vor Jahren in München zum Karneval „geistreich“ zu sein wußte, das zeigen die Nachrichten, die in der 1805 gedruckten Polizei-Übersicht hinterlassen sind. Es mag interessant sein, zu sehen, wie sich das Publikum bei den öffentlichen Lustbarkeiten benahm, und welche Masken von ihm vorzugsweise gewählt wurden. Redouten und Akademien gab es natürlich auch schon damals. Da sah man denn als die häufigsten Inkognitomasken: Riegelhäubchen in Verbindung mit den verschiedenartigsten Moden, desgleichen bäuerische Pelzhauben; außerdem waren alle Nationalitäten Europas, Bauern und Bäuerinnen aller deutschen Länder, komische Bühnenmasken, Kostümmasken des 17. und 18. Jahrhunderts, Stände und Beschäftigungen jeder Art in buntester Mannigfaltigkeit vertreten; es fehlte auch nicht an Braminen, Grazien und Hochzeiten, an Vestalinnen, Sprechmaschinen und elysäischen Schatten, an Hamleten und Narren, noch Erasmus Rotterodamus. Am Karnevalssonntage kamen in ein und dasselbe Gasthaus 513, am Faschingssonntage 342 Inkognitomasken, und danach ist anzunehmen, daß an jedem dieser Tage wenigstens noch einmal soviel Masken nachts in der Stadt umhergewandelt sind, was damals viel häufiger geschah, als in unseren Tagen. Die Ideen, die man zur Darstellung brachte, werden als sinnreich gerühmt. Es fanden sich darunter eben solche Masken, wie auf Redouten und Akademien, außerdem werden angeführt: Gehörnte Drachen, Goggel- und Stierköpfe, eine vollständige Pendeluhr, Blumenstöckel, Sonne, Mond, papierene Furien, Don Quixote, geputzte junge Herren mit Ochsenklauen statt der Hände, ein Diogenes mit der Laterne, desgleichen Don Juan und eine Schar Einsiedlerinnen mit Laternen, sodann eine Gesellschaft mit der Inschrift: „Mensch, betrachte den Tod!“ und der Vater Sorgenvoll, welcher eine Sammlung von 170 Gulden für das Armeninstitut zusammenbrachte; ferner eine Gesellschaft von 21 Personen mit Kindertrompeten, welche Musik nach Noten machten; ein Bauernwirtshaus, die Bettelumkehr genannt, mit Musikanten und Tanzenden; eine Gesellschaft französischer Bäuerinnen, eine Bäckerhochzeit und Bachus auf dem Bierfeste. Besonders merkwürdig aber war eine aus 70 Personen bestehende Maskerade gerühmt, welche die Geschichte des trojanischen Krieges mit dem Kampfe zwischen Achilles und Hektor darstellte, und wobei auch Briseïs mit ihrem Gefolge von Priestern, Priesterinnen und Kriegern sich befand. Eine andere Gesellschaft, bestehend aus 22 Masken, stellte den Münchener Jahrmarkt vor. Da sah man Händler und Händlerinnen, in ihren mit Waren behängten hölzernen Buden stehend, und Verse, auch wohl Waren austeilend; Guckkastenträger, Orgelmänner, Italiener, welche ausländische Tiere zeigten, Marionettenspieler, die von einem Nachtwächter und Polizeidiener begleitet waren, sämtliche im richtigen Kostüm. Dazu kam die chinesische Sprechmaschine, die das Geheimnis des unsichtbaren Weibchens in jedem freien offenen Saale ausführte. Die drei zuletzt erwähnten Maskeraden gefielen so, daß ihnen die Gnade widerfuhr, am Faschingsdienstage beim Hofballe in der Residenz sich vor Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht produzieren zu dürfen.

Die sieben Rhönstädte. Mellerstadt hat's Feld, Münnerstadt hat's Geld, Fladungen hat's Holz, Neustadt hat'n Stolz, Kissingen hat's Salz, Königshofen hat's Schmalz, Bischofsheim hat 'n Fleiß. — So hast den Rhöner Kreis.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

II. Teil.

1. Kapitel.

Zwei Jahrzehnte sind vergangen seit den zuletzt erzählten Ereignissen. Wir schreiben das Jahr 1816. An einem wunderschönen Maimorgen war es, als zwei Männer, ein rüstiger Greis im Silberhaar und ein frischer Jüngling, auf dem freien Platze vor der Nürnberger Burg, der sog. Freiung, standen und sich an dem schönen Fernblick labten, der dort dem Auge des Schauenden sich erschließt. Wer von allen, die ein gütiges Geschick nach Nürnberg geführt, würde es unterlassen dürfen, hier herauf zu kommen, von dieser Stelle aus ein so anziehendes Städtebild in sich aufzunehmen?

Eine alte Linde, unter deren Schatten viele, viele Geschlechter ihre frohen Kinderspiele gespielt, breitet auch über uns noch die dichtbelaubten Äste, zur Seite steht der runde, schlanke Burgturm hoch in die Lüfte und küßt mit seiner Spitze die weißen Wolken. Zur Linken haben wir einen uralten Kapellenbau und zur Rechten die ehrwürdige Kaiserburg. Unter uns aber zu unseren Füßen liegt sie hingebreitet, die stolze Noris! Es reiht sich Dach an Dach, Giebel an Giebel und zieht sich fort in langen, meist krummen Linien, oft unterbrochen durch Brücken und Plätze, bis sie alle enden an einer stattlichen Mauer, welche wehrhaft das Ganze mit einem tiefen Graben und hohen Erdwerken von allen Seiten her fest umschließt. Aber aus der umfangreichen Häusermasse ragen Türme und Kuppeln empor, und wir gewahren bald die hohen Dome von St. Sebald und von St. Lorenzen. Ein gelber Fluß, träge seines Weges dahinziehend, teilt das Ganze in zwei ungleiche Hälften. Über die Mauer und Gräben hinüber umfaßt der Blick ostwärts wohl bebaute Landschaft mit freundlichen Dörfern oder auch öde Strecken dürren Sandes, Feld und Wiese, Acker und Heide, Wald und Sumpf, bis ein auslaufender Zweig des Fichtelgebirges den Horizont begrenzt, aber der Süden scheint uns näher gerückt. In dunkelgrüner Färbung trennt der Lorenzer Forst die Ebene von dem Weichbild, bis mehr nach Westen hin sich der Hügel der Alten Feste dem Blicke entgegenstellt und unsere Fernsicht abschließt. Dort taucht ein bescheiden Türmlein auf, es ist die Kirche von St. Rochus, und um den kleinen Bau herum liegen viele Steine. Dort haben sie einen der berühmten Söhne der Stadt zur ewigen Ruhe gebettet: es ist Peter Vischer, der Erzgießer.

„Wenn Du nun Abschied genommen, Georg“, sagte der Ältere zum Jüngeren, „dann wollen wir wieder an den Heimweg denken. „Fällt Dir denn das Scheiden so gar schwer?“ fuhr er wohlwollenden Tones fort. „Du brauchst Dich Deiner Thränen nicht zu schämen. Es ist immer ein ernster, bedeutungsvoller Augenblick, wo man den Schritt thut, der uns aus dem Elternhause in die fremde Welt hinaus führt.“

„Heute noch gehöre ich euch, Dir und den lieben Eltern, dann aber muß geschieden sein, vielleicht auf viele Jahre hinaus. Nächste Woche gedenke ich, im fernen Sachsenlande zu sein, in dem großen Leipzig.“

„Wo, wenn es Gottes Wille ist, ein tüchtiger Theologe aus Dir werden wird. Dies ist ja immer der Herzenswunsch Deiner guten Mutter, meiner lieben Anna, gewesen“, sagte gerührt Müller — denn der biedere ehemalige Prokurist des

Wägelschen Hauses war es, der dieses Gespräch führte mit seinem Enkel Georg Heldrich, angehendem Studiosen der Gottesgelahrtheit — „Dich dermaleinst des Herrn Wort verkünden zu hören, vielleicht in Nürnberg selbst, wo Du geboren bist."

„Ja, ja Großvater", lachte der junge Mann erheitert auf. „Daß ich ein wirklicher geborener Nürnberger bin, das verleiht mir in Deinen Augen einen ganz besondern Wert. Ich bin stolz darauf, mich ein Nürnberger Kind nennen zu dürfen, und werde in der Fremde auch jederzeit und allerorts den Ruf meiner Vaterstadt zu wahren suchen."

„Das freut mich, von Dir zu hören", sagte gerührt der alte Mann, „wenngleich ich es nicht anders erwartet. Blicke rings um Dich, hier redet jeder Fußbreit Boden, jeder Stein von einer ruhmvollen Vergangenheit. Du findest in Deutschland kaum eine zweite Stadt, welche solch eine Geschichte aufzuweisen hat wie Nürnberg. Der Heidenturm gehört den Römerzeiten an, hier die Margarethenkapelle zählt an die tausend Jahre, die Linde im inneren Hofe hat die fromme Kunigunde, die Stifterin des Bamberger Domes, gepflanzt, und in der Burg haben die deutschen Kaiser oft und gern geweilt. An langen Winterabenden habe ich Dir, als Du noch als Kind auf Großvaters Schoß gesessen, erzählt von vergangenen Zeiten und vergangener Größe. Es knüpfen sich hübsche Sagen an unsere alten Kirchen und Häuser." — Ihr Gespräch wurde unterbrochen. Mit höflichem Gruße hatte sich ein junger Mann, im Beginn der zwanziger Jahre stehend, den beiden genähert. „Entschuldigen Sie, meine Herren", begann er in gebrochenem Deutsch, „ich bin ein Fremder und eben erst, d. h. vor einer Stunde, mit der Post hier angekommen."

„Was steht zu Diensten?" fragte Müller. „Sie sind kein Deutscher, wie ich höre?"

„Nein, mein Herr, ich bin Franzose. Mein Name ist Martin, Jean Martin, Goldschläger. Sagen Sie mir gefälligst, wo ich billig logieren kann, bis ich Arbeit gefunden."

„Goldschläger sind Sie?" Nun, da gehen Sie am besten auf die Herberge. Diese ist im ‚Goldenen Fisch' in der Pfannenschmiedgasse. Der Wirt heißt Kaspar Krudel. Ich werde Ihnen den Namen aufschreiben. Sie können ihm ja sagen, daß ich, Müller, Sie an ihn verwiesen habe. Die Pfannenschmiedgasse ist auf der Lorenzer Seite drüben. Sie werden den Burgberg hinuntersteigen, immer geradeaus bis zur Barfüßer- oder Museumsbrücke, welche Sie passieren. Alsdann kann Ihnen jedes Kind den Weg zeigen, wenn Sie den Zettel hier mit der Adresse aufweisen."

„Sehr verbunden, mein Herr", dankte höflichst der junge Mann. „Ich will mich sofort auf den Weg machen und habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

2. Kapitel.

Ein trauliches Zimmer ist es in dem Wägelschen Hause, das Bertha, die Tochter des Kaufherrn, sich ausgesucht und in welchem sie jede freie Stunde zu verbringen pflegt. Die bleigefaßten Fenster des kleinen Gemaches waren weit geöffnet, so daß die warme Maiensonne frei einziehen konnte in den reizend ausgestatteten Raum. In neckischem Spiele huschten die goldenen Strahlen über die gebohnten Möbel, erglänzten in blendenden Lichtern auf den polierten metallenen Beschlägen und Zieraten, um schließlich in breiten hellen Streifen sich zu lagern auf den dunkeln Dielen des kunstreich eingelegten Fußbodens.

Bertha saß in einem bequemen Lehnstuhl, der in eine der tiefen Fensternischen gerückt war, und, in einiger Erhöhung vom Boden auf einem Trittbrette stehend, einen Ausblick auf den Garten gestattete. Noch prangten dort Crocus und Hyacinthen in reichem Flor, in üppigem Gesträuche wucherten weiße Azaleen und blaue Cinerarien, und stattliche Gruppen reizender Fuchsien und Pelargonien schmückten die sauber gehaltenen Beete. Die Syringenbüsche standen in voller Blüte und sandten weithin ihre berauschenden Düfte. Ringsum herrschte tiefe Stille, der verworrene Lärm des Tages drang auch sonst nur selten in dies Heiligtum, aber heute am Sonntage ruhten ja ohnehin alle Hände, die in regem Fleiße eine ganze Woche lang unverdrossen geschafft, nur das einförmige Plätschern der nahen Gartenfontäne und ab und zu das Lied eines leicht beschwingten Frühlingssängers war hörbar. Seit einer geraumen Weile schon saß das Mädchen oder vielmehr die junge Dame bewegungslos auf dem Sitze, das blonde Haupt leicht nach vorn geneigt. Über die hübschen Züge des blassen Gesichts war ein stiller Ernst ausgebreitet, und die blauen Augen hafteten mit eigentümlich starrem Ausdruck auf dem Buche, welches die schlanken weißen Hände auf dem Schoße hielten.

Da klopfte es leise an die Thür. Die junge Dame schrak aus ihren Träumen auf und rief mit heller Stimme: „Herein!"

„Entschuldige, wenn ich Dich gestört, Bertha. Es drängte mich, wieder einmal von Dir zu hören. Wie geht es Dir immer?"

„Sei mir willkommen, Johanna! Bitte, lege doch ab, Du mußt diesmal länger bei mir bleiben."

„Weil Du so oft zu mir kommst, nicht wahr?" sagte lächelnd der Besuch, eine schlanke Brünette in eleganter Haltung und tadelloser Toilette.

„Aber laß Dich vorher bewundern, Johanna. Geschmackvoll wie immer, ja, ja, man sieht es so recht deutlich, daß Deine Ahnen dem Hofe angehört."

„Ach, geh doch mit Deinem Spotte, Bertha! Du könntest Dich noch weit feiner tragen, wenn Du nur wolltest."

„Das ist ja wohl der blaue Seidenstoff, das Geschenk Deines Vaters? Du hast mir das letzte Mal davon gesprochen."

„Freilich, und ich habe es mir genau nach Pariser Muster anfertigen lassen: siehst Du, ganz kurze Taille mit Achselwulsten und Sammetspangen an den Ärmeln, der Rock ist glatt und rückwärts faltenreich. In Paris tragen die Damen natürlich viel weiteren Halsausschnitt und nicht solch breite Spitzenkragen. Wir können aber nicht —"

„Freilich nicht, aber sage doch, Johanna, werden Dir denn die unsinnig langen Handschuhe nicht lästig?"

„Was willst Du? Dieselben sind nun einmal modern. Laß nur, Bertha, Du bist sehr freundlich, aber ich kann wirklich allein fertig werden."

Nachdem die Sprechende — es war Johanna Sartorius — das hohe Barett, mit Bändern und Federn garniert, abgenommen, entleerte sie den seidenen Ridicule und ließ sich zum Plaudern an der Seite der Freundin nieder. „Ich finde Dich so ernst gestimmt, Bertha! Was fehlt Dir doch?"

„Heute ist der Geburtstag meiner armen Mama, und solch ein Tag ist immer angethan, mich ernst zu stimmen."

„Ach, ich begreife beste Freundin. Vermag ich ja doch mit Dir all dies bittere Leid zu fühlen, denn auch mir fehlt die Mutter seit Jahren schon. Ich habe es, Deinen Schmerz zu schonen, immer vermieden, davon zu reden, wiewohl wir uns seit langem näher stehen. Aber heute, da der Gegenstand doch einmal berührt ist, könntest Du mir denn doch sagen, wie mein Vater sich euch gegenüber äußert, denn bei uns zu Hause schweigt er sich vollständig aus."

„Der Herr Medizinalrat", begann Bertha zögernd, „sagt jederzeit, daß es ein schwerer, aber vielleicht nicht ganz hoffnungsloser Fall ist."

„Und dieser Zustand dauert schon lange, lange Zeit hindurch. Was habt ihr Bitteres und Herbes während der letzten Jahre erleben müssen!" Und die Sprechende faßte teilnehmend die Hand der Freundin.

„Es wechseln gute Stunden mit schlimmen. Meine Mutter hat Tage, wo sie auf uns den Eindruck einer geistig Gesunden macht. Nach jener Katastrophe freilich lag sie monatelang schwer krank danieder, von den Ärzten aufgegeben; Papa weilte im fernen Frankreich, als Geisel in Givet. Um uns Kinder kümmerte sich niemand als die brave Lisette, die uns erzogen, denn Papa hatte später alle Hände voll zu thun, den drohenden Ruin von unserm Hause abzuwenden. Nach unverdrossenem Arbeiten ist es ihm, aufs beste unterstützt von dem wackern Müller und dessen Schwiegersohn Heldrich, nunmehr freilich gelungen, der Firma wiederum zu ihrem alten Ansehen zu verhelfen. Unterdes ist auch Max herangewachsen, und bald wird Papa die Last der Geschäfte auf seine jüngeren Schultern abwälzen dürfen. Bald, sage ich, denn Papa hat mehrmals davon gesprochen, daß er nächstes Frühjahr sich zurückziehen möchte. Vorher gibt es natürlich Hochzeit."

„Ach, geh doch, Bertha", warf hocherglühend die Freundin ein.

„Ei was", lächelte die andere schelmisch, „Du wirst Dich doch mir gegenüber nicht verstellen wollen! Daß ihr beide euch liebt, ist ja für gar niemand mehr ein Geheimnis, alle Leute wissen es, Dein Papa so gut wie der meinige. Euer beiderseitiges Gebahren erinnert mich immer an den Vogel Strauß."

„Aber Dein Bruder hat mir noch gar keinen Antrag gemacht", beharrte Johanna, „und ich selber —" — die junge Dame betrachtete nachdenklich die Fingernägel ihrer wohlgepflegten Rechten — „ich selber wüßte nicht —"

„Nun, Max wird schon demnächst einmal bei Deinem Papa vorfahren und anklopfen, das weiß ich ganz bestimmt, und dann sagt Johanna nicht Nein!"

„Vielleicht aber doch, denn Max scheint mir allzu siegesgewiß!"

„Das ist mein Bruder nicht, den kenne ich zu genau. Gerade in diesem Punkte ist er merkwürdig zurückhaltend, und wenn Du nur einen kleinen, ganz kleinen Schritt thun wolltest, ihm entgegenzukommen, dann würde alles gut gehen, hat er mir neulich erst vertraut."

Johanna hatte mit leuchtenden Augen dieser kleinen Rede gelauscht, dann sprang sie auf und rief, der Freundin Mund mit lebhaften Küssen schließend: „Ach, schweige doch, Du Böse, Du Schlimme, Du weißt es ja doch längst, wie sehr ich Max liebe. Warum willst Du es ihm nicht sagen?"

„Johanna", klagte die andere in komischem Zorne, „Du wirst mich noch töten mit Deinen ungestümen Umarmungen, die doch eigentlich nicht mir gelten. Es ist nur schade, daß Max dermalen verreist ist, ich ließe ihn sonst sofort rufen, und er müßte Dir hier vor meinen Augen sogar eine Erklärung machen."

„Ja, ja, eine solche Forderung wäre Dir ganz wohl zuzutrauen", sagte Johanna schelmisch, bemüht, sich wieder zu fassen. „O, ich kann es ganz ruhig abwarten, bis er zu mir kommt."

„Eben habe ich ein Beispiel Deiner Ruhe erlebt", entgegnete Bertha launig, „aber deshalb bleiben wir dennoch gute Freunde, nicht wahr? Ich darf Dir versichern, daß Du Papa als Tochter und mir als Schwester herzlich willkommen bist zu jeder Zeit."

Johanna drückte gerührt die Hand der Freundin, welche mit stillem Seufzer fortfuhr: „Und hoffen wir, daß mit Dir wieder Freude und Lebenslust einziehe in diese Räume, welche so selten ein frohes Lachen glücklicher Menschen vernehmen."

„Du bist zu ernst, Bertha, und nimmst das Leben zu schwer. Kannst Du denn nie, auch nur für flüchtige Stunden, das Leid verdrängen, das Dich bedrückt? Schließe Dich doch mehr unseren geselligen Kreisen an. Gerade Dich möchte ich gern glücklich sehen. Warum bist Du denn so kühl abweisend gegen jeden, der Dir sich nähert?" drängte die Freundin.

„Mein Platz ist an des Vaters Seite", lautete die Antwort, „und meine erste Pflicht ist es, ihm, dem die Gattin fehlt, nach Kräften das trübe, freudlose Dasein zu verschönen."

„Und Du gestattest nicht, daß andere mit Dir sich in diese Pflicht teilen. Wähnst Du Dich ausschließlich geschaffen, Deine ganze Jugend in strengster Abgeschlossenheit und Einsamkeit zu vertrauern? Die Bestimmung des Weibes ist entschieden eine andere, sein Platz ist an der Seite eines liebenden Gatten, inmitten einer blühenden Kinderschar."

„Ei!" sagte Bertha mit schwachem Lächeln, „Du bist ja gewaltig gut unterrichtet über unsere Obliegenheit und dozierst trotz einem Professor. Wer hat es Dich gelehrt?"

„Vielleicht mein Bruder Wilhelm!" entgegnete Johanna rasch, die Freundin scharf beobachtend, welche den Blick scheu zu Boden senkte. „Freilich nicht mit Worten; ich habe immer tiefes Mitgefühl für ihn empfunden."

„Auch ich halte ihn hoch", beeilte sich Bertha zu sagen, „und schätze ihn als einen der besten Menschen, denen ich begegnet."

„Aber Du hast ihn nicht verstanden", klagte Johanna, und ihr seid einander fremd geblieben."

(Fortsetzung folgt.)

Der Bogenberg.

Von Franz Matt. (Schluß.)

Ludmilla, des letzten Bogeners Mutter, betrauerte den Tod ihres Gatten Albert III. sechs Jahre hindurch und reichte dann (1204) dem Bayernherzog Ludwig dem Kelheimer ihre Hand, welchen ihre ausnehmende Schönheit und Liebreiz derart gefesselt hatte, daß auch ein etwas mutwilliger Scherz, den sich die scharfsinnige Böhmin mit ihm erlaubt, seine Leidenschaft nicht auszulöschen vermochte.

Eine hübsche Sage erzählt hierüber:

Herzog Ludwig von Bayern, der sich dazumal viel in Landau (a. d. Isar) aufhielt, ritt gern und oft hinüber zum Bogener Schlosse und wurde von den Reizen der jungen und schönen Witwe so bestrickt, daß er in Leidenschaft zu ihr entflammte. Ludmilla aber wies sein Drängen züchtiglich zurück; nur als Gattin wollte sie sein eigen sein. Auf den Rat ihrer Hofleute ließ sie aber auf einen Teppich ihrer Kemenate drei Geharnischte malen und stellte bei dem nächsten Besuche des fürstlichen Liebhabers dahinter drei wirkliche Ritter als Zeugen ihrer Unterhaltung auf. Als Ludwig von neuem stürmisch um ihre Gunst bat, forderte sie ihn auf, vor den drei Rittern ihr das Eheversprechen zu geben. Ludwig gab's, da hob sich der Teppich, und die drei Ritter traten als Zeugen hervor. Der Herzog verließ vor Unmut über das Mißtrauen der schönen Gräfin zur Stunde das Schloß. Bald aber zog es ihn wieder mächtig dahin, und er führte nun Ludmilla als seine Gattin heim.

Der glücklichen Ehe entsproß der Bayernherzog Otto „der Erlauchte", doch wurde dieselbe jäh gelöst durch den gewaltsamen Tod Herzog Ludwigs, der 1231 auf der Donaubrücke zu Kelheim durch den Dolch eines Meuchelmörders endete. Seine Witwe betrauerte den Tod ihres Gatten und gründete für das Seelenheil desselben das Kloster Seligenthal vor den Thoren Landshuts, wo sie ihre letzten Lebensjahre verbrachte und im Jahre 1242 zur ewigen Ruhe einging.

Unter der Herrschaft der Grafen von Bogen hat der Bogenberg seine glanzvollste Zeit gesehen und war manchen Festes und fröhlichen Ritterspiels, wie heute noch der östlich unterhalb der Kirche gelegene „Tummelplatz" andeutet, Zeuge gewesen. Fortan wurde es ruhiger da droben, der Lärm der Waffen und fröhlichen Gelage verstummte, das Schloß verfiel, und der stille Wald hallte nur wieder von dem Gebet und Gesang zahlreicher Pilgerzüge, welche unter Glockenschall und Orgelklang der wunderthätigen Gottesmutter in ihrem Gnadenbilde ihre Verehrung zollten.

Im Jahre 1295 begann das Kloster Oberalteich, welches das Patronat über die Kirche auf dem Bogenberge inne hatte, den Bau eines neuen Gotteshauses, da das alte den Scharen der zuströmenden Pilger nicht mehr genügte. 159 Dorfschaften, Märkte und Städte führt der Chronist namentlich auf, aus welchen um 1531 alljährlich Pilgerzüge zum Bogenberg wallfahrten; am Fronleichnamstage allein waren oft bis zu 15000 Pilger anwesend. Wiederholt wurde die Kirche ein Raub der Flammen infolge Blitzschlages, aber immer wieder erstand sie durch die Beihilfe der frommen Gläubigen, vielfach auch von Mitgliedern des bayerischen Fürstenhauses, aus der Asche. Auch die Schrecken der Hussitenkriege hat der Bogenberg wie der ganze Bayerische Wald zur Genüge kennen gelernt, nicht minder zwei Jahrhunderte später die des Dreißigjährigen Krieges, während dessen die Schweden zu wiederholten Malen in der Gegend unmenschlich wirtschafteten. Aus der Kirche auf dem Bogenberge hatten sie das Gnadenbild vom Altare weggerissen und über die Felsen des Berges hinuntergestürzt, wo es später von dem Abt Hieronymus von Oberalteich wieder aufgefunden und an seine alte Stätte zurückgebracht wurde. Auch die Schrecken des Landshuter und österreichischen Erbfolgekriegs hinterließen ihre Spuren in der weiten Flur rings um den Bogenberg, nicht am wenigsten hatte das nahe Straubing darunter zu leiden.

Unser materiell gesinntes Jahrhundert hat den Zuzug der Pilger bedeutend vermindert, dennoch zeigt noch jetzt die Frühjahrs- und Sommermonate hindurch das harmonische Geläute des schönen Gotteshauses das Nahen zahlreicher Pilgerzüge an, welche unter lautem Gebet einherziehen, um nebst ihren Huldigungen große Wachskerzen als Opfergaben vor dem Gnadenbilde darzubringen. Die originellste unter diesen ist die von der Gemeinde Holzkirchen bei Passau alljährlich am Pfingstsonntag geweihte „lange Stange", eine 13 m lange, schlanke Fichtenstange, die, über und über mit rotem Wachs umwunden, sich als eine Riesenkerze darstellt und — so will es der Brauch — aufrecht nur immer von einem Manne getragen, in feierlicher Prozession den Berg hinauf zur Kirche gebracht und hier am Choreingange aufgestellt wird. Tausende von Zuschauern folgen dem eigentümlichen, in seiner schlichten Art erhebenden Schauspiel; der Vollbringer dieses echt niederbayerischen Kraftstückes steht fortan bei seinen Gemeindegenossen in großem Ansehen.

Das Gotteshaus, seiner Anlage nach gotisch und in der Architektur der Hauptsache nach in dieser Stilart gut restauriert — bemerkenswert sind insbesondere die schönen Netzgewölbe —, zeigt in der älteren Ausstattung noch die Formen des Zopfstils und läßt die Harmonie im Innern des Tempels, zumal auch die neuen Altäre dem Baustil angepaßt sind, sehr vermissen. Ringsum liegt der Friedhof mit der alten Alexiuskapelle, die einst ein Totentanz schmückte. Dieser ist verschwunden wie manche gleichfalls hier angebracht gewesene originelle Grabschrift, unter welchen die des 1719 verstorbenen kurfürstlichen Pflegers von Mitterfels Johann Gabriel Ertl kurz und bündig mit aller Rechtsgelehrtheit abrechnete:

„Juri hin, Juri her,
Tod Recht gilt doch mehr."

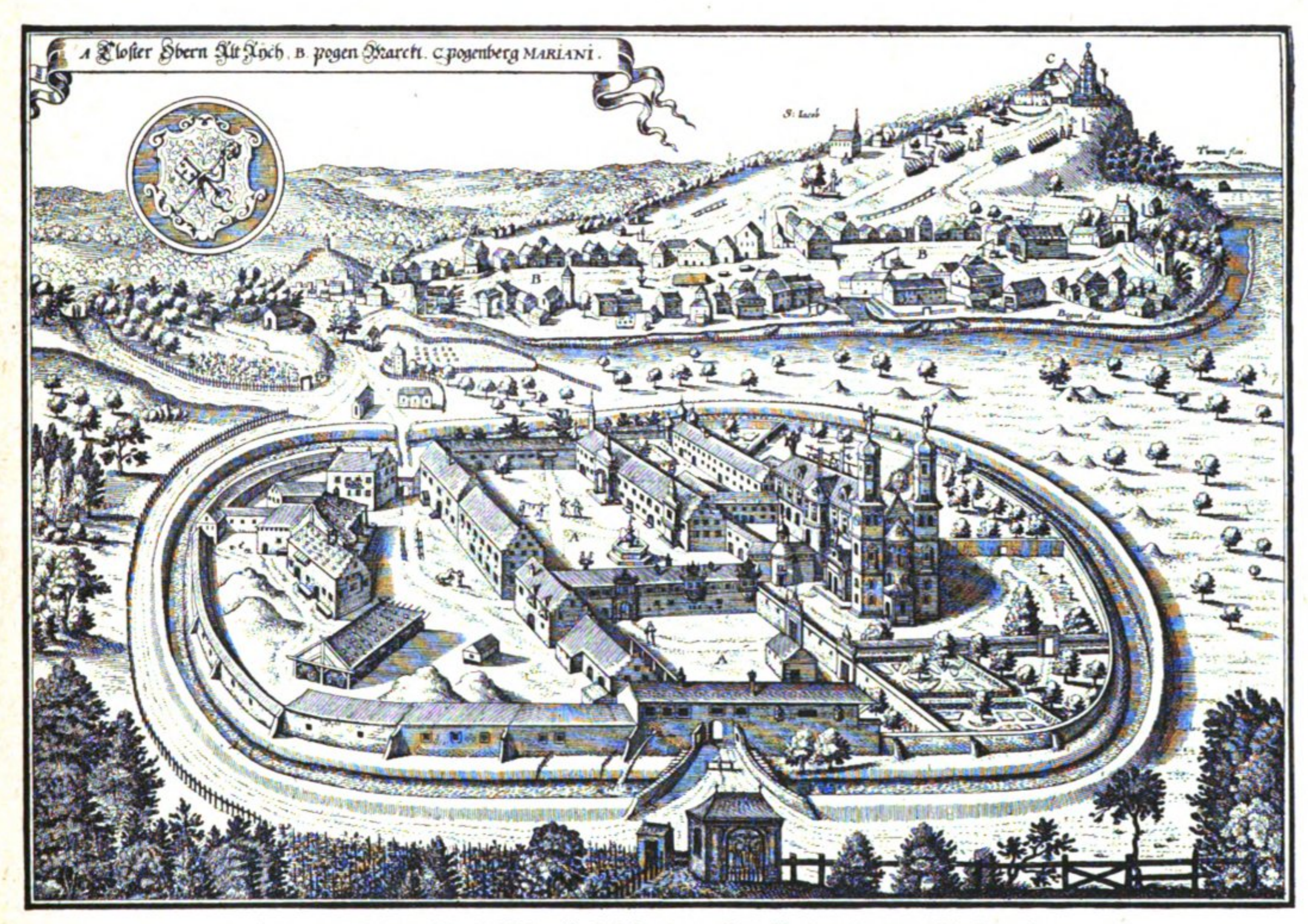
Mehrere Grabdenkmäler erinnerten vor Jahren noch an die früheren Beherrscher des Bogener Gaues. Sie sind in übertriebenem Sammeleifer von der weihevollen Stätte weggenommen und in ein Museum gebracht worden. Ob sie dort ihren Zweck der Erhaltung des Andenkens mit der Geschichte der Gegend so eng verbundener Namen besser erfüllen als an der Stelle, welche ihnen Liebe und Verehrung ursprünglich angewiesen?!

Von einer Anzahl Kapellen, welche früher an verschiedenen Stellen zerstreut den Berg schmückten, lugt nur noch „Salvator im Hölzchen" am nordöstlichen Bergabhange, von Abt Benedikt von Oberalteich 1463 geschaffen, aus den Tannen hervor.

Daneben erhebt sich auch die stille „Klause", vormals der Sitz des weitberühmten „Däsieg'l von Bogen".

Nachdem wir so auf dem Bogenberg in Vergangenheit und Gegenwart Umschau gehalten, begleiten wir den Wanderer wieder hinunter zum Markte Bogen, der sich mit seinem breiten Marktplatz und den freundlichen, reinlichen, einen gewissen Wohlstand verratenden Häusern reizend im Bogen um den Fuß des Berges gruppiert. Er zählt 1400 Einwohner und ist der Sitz einiger Behörden. Die Bewohner sind größtenteils Gewerbtreibende und Landwirte. Besonders zahlreich ist das Gastwirtsgewerbe vertreten. Für des Leibes Notdurft sorgen nicht weniger als sechs Bierbrauereien und acht Wirtschaften, welche **Auch der Güterverkehr auf der Donau, bei welchem der Export Bogener Bieres bis nach Österreich ein gut Teil ausmachte, gestaltete ehemals, als der Transport der Schiffe stromaufwärts noch allgemein mühsam mit Zugtieren bewerk**stelligt wurde, den Verkehr Bogens lebhafter als heute, wo der Dampf als leistungsfähigeres und billigeres Transportmittel dient. Im Sommer jedoch erfreut sich der sonst stille Markt eines zahlreichen und stetig wachsenden Besuches von Touristen, welche die landschaftlichen Schönheiten der Gegend herbeilocken.

Die jetzt projektierte und zur Zeit der Volksvertretung zur Beratung vorliegende Eisenbahnverbindung mit



Bogen und Kloster Oberaltaich im 17. Jahrhundert. Nach Merians Topographia Bavariae.

dem Ankömmling freundlichen Willkomm bieten. Sie verdanken ihren Ursprung wie der ganze Markt seine Entwickelung vorzüglich der Wallfahrt, welche, wie wir gehört, namentlich in früherer Zeit mehrere Monate des Jahres hindurch zahlreiche Pilger, zum Teil aus weiter Ferne, hier zusammenführte. Straubing und dem nördlichen Teile des alten Bogener Gaues bis Konzell hin wird aber, falls dieselbe zur Ausführung gelangt, den ruhigen und bescheidenen Markt Bogen und den herrlichen Bogenberg erst zur vollen Geltung bringen und ihre Reize weiteren Kreisen enthüllen.

Die Schlacht bei Leipheim (4. April 1525) nach den neuesten Forschungen.

Von Jos. Holl, Stadtpfarrer in Weißenhorn.

Herr Professor Max Radlkofer, der früher in Günzburg war und dermalen in Augsburg lebt, hat im Jahre 1887 bei Beck in Nördlingen ein 652 Seiten umfassendes Werk über Günzburg und Leipheim und die Bewegung zu Anfang des 16. Jahrhunderts erscheinen lassen. Hier ist das Leben und Wirken des Reformpredigers Johann Eberlin, welcher zu Günzburg geboren wurde und wahrscheinlich zu Wertheim bald nach 1530 starb, eingehend behandelt. Ebenso ist das historische Material gesammelt über den Leipheimer Pfarrer Hans Jakob Wehe, der besonders schnell und scharf die

religiöse Neuerung einführte und an die Spitze des Leipheimer Bauernhaufens geriet, weshalb er am Tage nach der Schlacht, Mittwoch 5. April 1525, auf einem Kornacker zwischen Leipheim und Bubesheim enthauptet wurde. Im 4. Kapitel ist auch eine Übersicht über die Geschichte der Städte Günzburg und Leipheim. Mit großem Fleiße und ruhiger Umsicht ist das Material gesammelt, jedoch weniger pragmatisch verarbeitet; daher hat hier jeder Freund der Ortsgeschichte eine reiche Fundgrube.

Der Bauernbewegung im März und April 1525 ist der große Raum von Seite 254 bis 494 gewidmet. Diesen Forschungen ist das Material für die folgende Skizze hauptsächlich entnommen.

1. Das Bundesheer und die Streitmacht der Bauern.

Am 1. April hatten die Bauern zum ersten Male das Kloster Elchingen eingenommen, und zog ein großer Haufen, der 12000 Mann stark gewesen sein soll, vor Weißenhorn, das sie einige Stunden vergebens belagerten, worauf sie das Kloster Roggenburg plünderten. Am Morgen des folgenden Tages (Sonntag) zogen sie von Roggenburg ab, und weniger, als die Hälfte kehrte nach Leipheim zurück.

Indes stand der oberste Hauptmann des Bundes, Georg Truchseß v. Waldburg, mit seinem Heere, das über 1500 Pferde und 8000 Fußknechte stark war, dem Baltringer Haufen, gegen den man am 30. März von Ulm aus gezogen war, an verschiedenen Orten gegenüber. Am Morgen des 2. April erhielt der Truchseß zu Zwiefalten ein Schreiben des Bundes mit dem Auftrag, schleunigst seinen Zug gegen Leipheim zu nehmen. Infolge dieses Auftrags kehrt der Truchseß zurück und übernachtet am Montag, den 3. April, mit der Reiterei in Wiblingen, während das Fußvolk in Gögglingen blieb.

In Leipheim traf man in der Eile verschiedene Vorkehrungen, sei es nun, daß man schlimme Ahnungen oder bereits sichere Kunde von dem Herannahen der Bündischen hatte. Man suchte bei verschiedenen Nachbarn, so bei den Bauern im Ries, Hilfe. Pfarrer Wehe soll sich eine verborgene Höhle außerhalb der Stadt gegraben und eine Mauerspalte, durch die er entrinnen könne, ausfindig gemacht haben. Am Dienstag früh sandte man noch von Günzburg aus durch einen eigenen Boten ein demütiges und unterthäniges Schreiben an den Bundesrat in Ulm, worin man das Vorgefallene entschuldigen, den Angriff abwenden und weitere Verhandlungen zur gütlichen Beilegung gewinnen wollte. Es war zu spät. Auf dieses Schreiben wurde mit den Waffen geantwortet.

Am Dienstag früh zog der Truchseß von Wiblingen und Gögglingen her über Ulm gegen Leipheim. Zu Ulm ordnete man 200 hessische Reiter, sowie die Reiter der Stadt Ulm auf das linke Donauufer gegen das Kloster Elchingen zu. Diese trafen auf vier oder fünf Fähnlein Langenauer Bauern, welche das Kloster Elchingen zum zweiten Male plünderten. Hiervon wurden an 600 erstochen, gegen 250 gefangen nach Ulm geführt, während andere davonliefen, aber mehrfach in der Donau den Tod fanden.

Indes zog der Hauptteil der Armee links von der Donau gegen Leipheim. Die Zugordnung wird in folgender Weise berichtet. Zuerst kam der Rennfahn mit seinem Vortrab, dies ist eine Reiterabteilung, bei der Herr Georg Truchseß meistenteils dann selbst war, der Schützenfahn, dessen Hauptmann Klaus von Schauenburg war. Diesem folgte ein geringes Feldgeschütz, danach eine Abteilung Fußvolk, der verlorene Hause genannt, dann kamen drei Hausen oder Geschwader von Reisigen (Reiterei). Auf die Reisigen folgte das rechte Geschütz und was zu der Artillerie gehört. Danach der gewaltige Hause zu Fuß, danach zwei Hausen oder Geschwader zu Roß, dann die Wagenburg und der Troß und zuletzt ein Hause zu Roß, der den Nachzug und das Nachtraben inne hatte. In dieser Weise zog die Bundesarmee Dienstag den 4. April vormittags auf der Straße von Ulm gegen Leipheim.

Die Bauern hatten sich zwischen Leipheim und Bühl auf der sog. Bibersteige aufgestellt, und war dieser Platz für sie sehr günstig; denn westlich davon, also gegen Ulm mündet die Biber in die Donau, im Osten deckte sie das Jungholz und unter dem Felde, also gegen die Donau zu, nach Norden, hatten die Leipheimer viele alte Wagen überzwerch gelegt, dazwischen waren Haken und anderes kleine Geschütz zur Abwehr aufgestellt. Die Zahl derer, welche so Stellung genommen, wird verschieden angegeben. Die niederste Zahl enthält ein Bericht des Truchseßen mit 3000 Mann; dessen Schreiber schätzt sie auf 4000 Mann, andere geben noch höhere Zahlen bis zu 8000 Mann. Offenbar war nicht sämtliche Mannschaft, die zu den Bauern gehörte, hier aufgestellt; einige waren in Leipheim geblieben, mehrere zwischen Leipheim und Günzburg und ein Teil auch in der Stadt Günzburg.

Ein hervorragender, das Ganze überblickender und leitender Führer, wie es Georg v. Waldburg war, stand den Bauern natürlich nicht zur Verfügung. Dieser Mangel zeigte sich im Bauernkriege überall, so auch vor Leipheim. Nach den von Baumann herausgegebenen Akten sind Seite 444 f. die Hauptleute, Fähndriche, Räte und Rädelsführer genannt. Beim Leipheimer Haufen, der ungefähr 250 Mann stark war, wird Linhart Strüwb (Straub), der Bürgermeister, besonders genannt, sein gleichnamiger Sohn kommt unter den Rädelsführern vor. Unter den Hauptleuten ist an erster Stelle Hans Scherlin von Holzheim (bei Neu-Ulm) genannt; bei Hans Roßlin (Rößle) von Rettenbach ist der Beisatz „Oberster". Eine besondere Rolle spielte der Wirt Paul Kon (Kunz) von Großkötz, ebenso Martin Treu von Schießen und Martin Kaiser von Horgau. Hierdurch ist indes die Frage, wer eigentlich das Oberkommando geführt habe, nicht beantwortet; vermutlich niemand. — Ein Verzeichnis, welches nach dem Siege von den bündischen Brandmeistern angelegt wurde, enthält 114 Ortschaften, aus denen die Aufständischen zusammengekommen waren, darunter ist namentlich das Günzthal und das weiter östlich gelegene Gebiet bis hinein nach Dinkelscherben, Zusmarshausen, Welden und Horgau stark vertreten. Die bei jedem Orte angegebenen Personen belaufen sich auf 4075; doch macht das Verzeichnis keinen Anspruch auf genaue Vollständigkeit. Also gegen diesen aus so vielen Gemeinden zusammengewürfelten Haufen, welcher der einheitlichen Leitung entbehrte, zog der Truchseß mit seinen Reitern und Landsknechten heran.

2. Die blutige Niederlage und die Übergabe von Leipheim und Günzburg.

Zwischen Fahlheim nnd Bühl kam dem Rennfahnen der erste Bauernhaufe zu Gesicht. Dieser war beim Anblick der

Reiterei anfänglich mutig und guter Dinge. Sie schossen aus mehreren Falkonetlein (Feldschlangen) auf die Reiter und stellten sich überhaupt, als ob sie bleiben wollten. Einige sollen sogar gerufen haben: Her, her, ihr Bluthunde. Als sie jedoch die anderen Reisigen und Haufen, den langen, langen Zug der Bundesarmee nachrücken sahen, entfiel ihnen bald der Mut. Sie merkten, daß sie solcher Übermacht nicht gewachsen seien und wollten sich nach Leipheim zurückziehen, um sich mit denen zu verbinden, welche dort und in Günzburg lagen. So kam die Flucht in sie.

der Befehl ausgeführt, und der Zweck vollständig erreicht; den fliehenden Bauern war der Weg verlegt und die Rückkehr nach Leipheim abgeschnitten. Da sie aus dem Walde herauskamen, wurden sie von den Soldaten mit ihren Spießen empfangen und viele erstochen. Wo sich die Nachrückenden hinwandten, überall rannten sie dem Tode entgegen; die sich auf dem Felde zurückwandten, fielen den Reitern in die Hände und wurden von diesen niedergemacht; die sich nach dem Jungholz begaben, wurden von den Fußsoldaten verfolgt und getötet. Es war geraume Zeit ein wildes Gemetzel, ein schonungsloses Niederhauen und Niederstechen, so daß Wald und Flur mit Leichen bedeckt war. Mehrere Hundert trieb die Not in die Donau, in deren Fluten sie den Tod fanden, so daß man dort eine Unzahl von Hüten und Waffen schwimmen sah. Die wenigen, welche das linke Ufer erreichten, waren noch nicht gerettet, da die oben erwähnten hessischen und ulmischen Reiter denen, welche von Elchingen gegen Leipheim zu flohen, nachjagten, und was sie am linken Donauufer trafen, teils ermordeten, teils gefangen nahmen. Auf offenem Felde gegen Leipheim vorrückend, fand der Truchseß noch zwei Fähnlein, die von Günzburg herkamen und den Leipheimern zu Hilfe kommen wollten. Auch diese wurden angegriffen und teils getötet, teils zersprengt; namentlich flohen mehrere in feuchte Auen, wohin ihnen die Reiter nicht folgen konnten.



Die Bauernschlacht von Leipheim. Originalzeichnung von A. Hoffmann.

Nun konnte der Vortrab der Bündischen sie wegen des dazwischen liegenden Mooses auf geradem Wege nicht erreichen. Die Reisigen mußten das Moos umreiten. Hierbei erblickten sie einen neuen Haufen, den sie bisher nicht gesehen hatten. In den setzte der Truchseß mit dem Rennfahnen. Anfänglich stellten auch diese sich zur Wehr, doch nur so lange, bis die Reiter ganz nahe gekommen waren. Da wandten sie sich zur Flucht, von den Reitern vielfach verfolgt und niedergemetzelt.

Mittlerweile hatte der ersterwähnte große Haufe in seiner Flucht nach Leipheim noch keinen Vorsprung erreicht. Das sah der Truchseß, der überhaupt die Gegend sehr genau kannte. Sofort schrie er den zunächst befindlichen Fußsoldaten zu, sie sollten sich eilends — wohl in nordöstlicher Richtung — auf das steinerne Kreuz zu wenden. Rasch wurde

(Schluß folgt.)

Der Cagliostro von Bayreuth.

Von Dr. Hyacinth Holland.

(Fortsetzung.)

Krohnemann oder vielmehr der Minister Baron v. Krohnemann richtete sich auf großem Fuße ein und legte einen seiner Dignität entsprechenden kleinen Hofstaat an, lebte gern vollauf und ließ auch andere leben, traktierte fleißig, hielt einen hübschen Stall von zwölf Pferden und machte einen Aufwand, der z. B. in seiner Küche täglich eine Konsumtion von 30 Pfund Fleisch verlangte.

Betrachtet man die Sicherheit, mit der Krohnemann zu Werke ging, wie er sein eigenes Leben etablierte, die übergebenen Summen verlaborierte und, nicht zufrieden damit, in völlig unbesorgter Weise obendrein eine anständige Zahl von Schulden kontrahierte, so bleibt wohl keine andere Annahme übrig, als daß unser Held von dem glücklichen Erfolg seiner philosophischen Öfen und seiner Tinkturen und Salze vollständig überzeugt sein mußte, denn sonst hätte er diese Summen wohl nicht verjubelt, sondern still bei Seite geschafft, um im Falle des Mißlingens sich zu salvieren und sein Schäflein im Trocknen zu erhalten. Natürlich fehlte es ihm nicht an unbedingten Gläubigen, Verehrern, Freunden und Verteidigern, denn es gab bereits mehrere offene Augen, die das ganze Treiben zum mindesten argwöhnisch beobachteten, wenn nicht gar durchschauten. Der Silberarbeiter Weber wußte sein richtig Teil, und der Stallmeister Florati gehörte auch zu den Aufgeklärten, welche an die mögliche Existenz eines Steins der Weisen nicht glauben mochten, deshalb kam von dieser Seite nach wenigen Wochen eine unmaßgebliche Einflüsterung, welche sich bald darauf zu dem bestimmten guten Rate verstärkte, den Goldvogel ja nicht aus dem Garn zu lassen, sondern den derzeitigen Kommandanten der Plassenburg in gnädigen Ruhestand und den Baron v. Krohnemann in dieser Eigenschaft dorthin zu versetzen. Krohnemann war über dieses Mißtrauen so empört und so tief in seinem innersten Bewußtsein verletzt, daß er, völlig unfähig seiner selbst und außer sich vor Zorn, am 3. November 1697 in Gegenwart seines Freundes und Beschützers, des Herrn v. Lilien, seine Phiolen zerschlug, seine Öfen einbrach, sein philosophisches Salz ins Wasser und sodann mit den Worten zum Fenster hinausschüttete: „Nun hab' ich nichts, noch meine Kinder, noch Se. Hochfürstl. Durchlaucht!" worauf er sich den bloßen Degen durch den Leib rennen wollte, woran ihn jedoch Herr v. Lilien verhinderte.

Nun hatte er das Spiel gewonnen, und der Hof wagte lange Zeit nicht, einer solchen Energie gegenüber den geringsten Zweifel mehr verlauten zu lassen. Man hatte einmal zu spielen angefangen, und wenngleich noch nichts gewonnen, doch auch nur erst wenig verloren und wollte daher, wie es bei Spielenden immer der Fall ist, mehr dran setzen, um alles Verlorene zu gewinnen und außerdem großen Vorteil zu ziehen. Also wurden neue Gläser und Phiolen angeschafft, die eingerissenen Öfen wieder aufgebaut, neue philosophische Salze angesetzt; Tag und Nacht brodelten und sotten die Tinkturen, und Tag und Nacht harrte man dem glücklichen Lose, dem großen Goldklumpen entgegen. Als aber noch immer nichts erscheinen wollte, riß dem Markgrafen doch endlich der überdies dünn gesponnene Faden der Geduld. Krohnemann aber, der dieses längst voraussah, hatte bereits Vorsorge getroffen und ein hübsches Mittel zur Hand, um denselben augenblicklich und wenigstens vorläufig dauerhaft wieder anzuknüpfen.

Offenbar zu Nutz und Frommen der Nachwelt, zur Belustigung der kommenden Münzsammler und Raritätenkrämer hatte Krohnemann ein numismatisches Kunstwerk, eine Medaille in honorem & gloriam sempiternam des Markgrafen prägen lassen. Als derselbe am 6. November 1677 das schmeichelhafte Stück erblickte, das sich bald darauf am 8. Januar 1678 in zweiter, verbesserter Auflage wiederholte, war der hohe Herr sehr gerührt, noch mehr aber, als Krohnemann in einem Schreiben inzwischen das erfreuliche Versprechen gegeben hatte, er werde bis Michaelis dieses Jahres so viel reines Gold verfertigt haben, daß davon die bereits erhaltene Summe von 10000 Thalern nicht nur völlig ersetzt, sondern auch das Schloß zu Bagersdorf wieder erbaut werden könnte, so wahr ihm Gott helfe und sein heiliges Evangelium!

Indessen verging unter gespannter Erwartung die Zeit. Der Name des Wundermannes wuchs, und die Rede davon ging weit und breit, und der Glaube an ihn war groß, sehr groß, so daß keiner wagte, gegenteilige Meinung verlauten zu lassen. Ein Engländer, der wackere Mr. Stapelton, der von Sulzbach kam und den Alchymisten zu Bayreuth für einen Lügner erklärte, wurde ausgeprügelt. Denn es liegt nun einmal in der menschlichen Natur oder, besser gesagt, in ihrer Verkehrtheit, das Wunderliche und Unmögliche leichter zu glauben, in den positivsten Dingen dagegen den schärfsten Maßstab der Kritik anzuwenden. Daß Krohnemann in seiner Weise alles aufbot, sich mit einem untrüglichen Nimbus zu umgeben, ist selbstverständlich.

Zu Michaelis dieses Jahres sollte also der erste Schatz dem philosophischen Bade entsteigen. Alles harrte der Dinge, und der Adept trug geflissentlich dazu bei, die Erwartung gehörig zu steigern. Schon im Juli ließ er dem Markgrafen sagen, daß binnen sechs Wochen nicht nur alle Auslagen hereingebracht, sondern überdies eine solche Quantität Goldes geliefert werden könne, daß man drüber staunen würde. Der Zeitpunkt erschien, aber da hatte der „Teufel wieder einen Lärm darin gemacht", so daß Krohnemann die perfekte Tinktur und das Sal Philosophicum in die Kloake warf „und also zum andern Malen darum gekommen war!" Dagegen sollte der Markgraf zum Ersatz einer wirklichen Probe beiwohnen. Der Meister lud den Fürsten, dessen Gemahlin Sophia Luise und den ganzen Hof in das kleinere Gewölbe des herrschaftlichen Schlosses ein, wohin das Laboratorium von Frauenaurach verlegt worden war. In Gegenwart dieser Personen machte er dann, nachdem er zuvor in ihrer Anwesenheit sein sog. philosophisches metalletingierendes Salz angesetzt hatte, welches der Münzmeister Johann Jung im hochfürstlichen Audienzgemach bei drei Wochen Tag und Nacht mit langer Brandweinhitze hatte abwarten müssen, in zwei eisernen Pfannen eine Mischung von Quecksilber, Grünspan und Salz, die er Amalgama nannte, nahm aus einer kleinen Schachtel

ein weißes Pülverchen, streute es darüber und brachte alsbald das schönste Gold und Silber hervor, freilich nicht in der gewünschten und erwarteten Menge. Die hohen Anwesenden überzeugten sich der Reihe nach von der Echtheit und Güte des Goldes, sie hatten ihrer Meinung nach den Beweis in den Händen, daß der Adept wenigstens mit der Probe bestanden sei und überhäuften ihn nun mit allen möglichen Gnaden und Gunstbezeugungen. Ja, der Markgraf gewann ein so hochfürstliches Vertrauen zu ihm, daß er nicht Anstand nahm, ihm die Würde eines Oberpräsidenten, Geheimen Rates, Generalkommandanten, Kammerherrn, auch Münz- und Bergwerksdirektors zu übertragen, und am 21. November 1678 von ihm sogar den Erbprinzen Georg Wilhelm aus der Taufe heben ließ, unstreitig der höchste Beweis fürstlicher Zuneigung, welchen ein Unterthan nach damaligen Begriffen erhalten konnte. Von nun an war es wieder leicht, den Markgrafen von einer Frist auf die andere zu vertrösten. Der hohe Herr hatte ja selbst die Probe gesehen und für echt und untrüglich befunden, desto sicherer rechnete er auf eine unerschwingliche Menge Goldes und auf die untrügliche Erfüllung jener ersten Verheißung, man könne „vermittelst der Universal-Menstrui und ohne sonderbare Kosten und Mühe, beneficio des allerbesten Goldes — alle Wochen 400 Ducaten Nutzen in der Münze haben, und daß solches Alles nicht falsche Condimenta, sondern wahrhafte Condimenta wären, damit fürstliche Gemüther sich recreiren könnten". Krohnemann kannte jetzt seinen Herrn und wußte ihn hinreichend zu behandeln; um denselben in gutem Humor zu erhalten, ließ er in der Folge noch verschiedene Thaler von Gold und Silber, auf die Geburtstagsfeste des Fürsten, dessen Gemahlin und des Erbprinzen prägen. Sie sind seitdem zu großen numismatischen Seltenheiten geworden; gleichzeitig mit einem derselben überreichte er im Jahre 1679 eine gedruckte „unterthänigste Ehr-, Pflicht- und Wunsch-Abstattung", wobei er seinen Namen mit voller Titulatur unter die Dedikation setzte. Die Münzen tragen, ebenso wie diese Schrift, ganz phantastische und überladene Allegorie, welche in jener Zeit zur Blüte des Unsinns sich gipfelte. So ging es unbeanstandet und ganz glücklich weiter, denn von Zeit zu Zeit versprach Krohnemann einen großen Zug zu thun; kam aber nichts zu stande, so war es seine Schuld nicht, denn der Fang war immer zu groß oder zu schwer, als daß er es allein zu vollbringen im stande gewesen wäre, und dann traten ja auch unvorhergesehene Hindernisse entgegen, deren Beseitigung nicht in seiner Macht lag; natürlich, denn wo nichts ist, kann auch nichts werden, und hat selbst der Kaiser das Recht verloren. Endlich am 11. Juni 1680 glückte es, und er übersandte drei Mark Pistolen in Gold mit dem reizenden Versprechen, daß in kurzer Zeit „bald mehr und dann also successive per gradus das ganze corpus nachfolgen solle. Auch könne man sich ganz sicher darauf verlassen, daß er alles mit großem Delectamento in wenig Tagen, vermöge eines künstlich goldenen Antimonial- und Mercurial-Öls in das allerbeste und superfeinste Gold gradiren und melioriren wolle." Wenn nun auch dieses sog. „Gold" das unbrauchbarste Metall war, so hatte doch Krohnemann mit seiner Lieferung Wort gehalten. Daß es nicht besser war, kam lediglich davon her, daß er dasselbe in der Freude seines Herzens und nur als vorläufige Probe zu früh aus dem Bade gehoben hatte, denn jetzt war er, seiner Aussage und vielleicht auch, wie er selbst glaubte, wirklich so weit, daß man „alle Monate ein Ehrliches aus dem Kolben nehmen und solches in infinitum thun könnte". Jedem, der zu ihm kam, zeigte er seinen Kolben und goß sein Gradierwasser hinein, wobei dann alsbald deutlich zu sehen war, wie das Gold zu Boden fiel, wobei er sich rühmte, nun im stande zu sein, innerhalb 21 Tagen die erforderlichen Tinkturen machen zu können. Der Hofrat Hermann Lüdke, Herr v. Lilien und andere Kavaliere waren Zeugen, wie Krohnemann mittels seines philosophischen Salzes, welches er zu Hause präpariert und lange in balneo Mariae gehalten hatte, Blei, sage Blei in Gold tingierte, ein Experiment, welches auch anderen gelang, denn Lilien machte in seinem eigenen Hause selbst mit diesem Salze denselben glücklichen Versuch. Krohnemann gewann dadurch das unbedingte Zutrauen dieser Männer im vollen Grade, sie hielten und verteidigten ihren Freund gegen den Markgrafen, welcher, durch verschiedene Vorgänge, namentlich aber durch Krohnemanns ganz außerordentliche Kunst, Schulden zu machen, die Geduld zu verlieren schien und auf baldigen Entscheid drang. Was wollte er aber mehr? Krohnemann machte täglich vor jedermann, der es zu sehen verlangte, seine gültigen Proben und versicherte, in seinen Gläsern jetzt einen solchen Vorrat von Tinkturen zu haben, um in kürzester Zeit die prächtige Summe von 57 000 Dukaten liefern zu können. Inzwischen ließ er auch auf seinen edlen Freund, den Herrn v. Lilien, eine Medaille schlagen, deren Beschreibung hier eine kurze Andeutung finden mag. Auf der vorderen Seite erscheint die Sonne, welche ihre Strahlen auf seine Lilie wirft; auf der Rückseite reicht eine Hand aus den Wolken herüber gegen eine andere, welche gleichfalls aus den Wolken hervorragt, in der Mitte des Bodens steht ein Fäßchen und die Buchstaben

G E I
H I N
E M S

welche das Wort Geheimnis bilden. Dadurch köderte er den guten, kurzsichtigen Lilien so sehr, daß dieser mit seinem Freunde Lüdke sich entschloß, mit einer Bürgschaft von 14 000 und etlichen Gulden für Krohnemann einzutreten, da dessen ganz zerrütteter Kredit dem Markgrafen die Augen öffnete. Überdies aber hatte Krohnemann von den beiden Freunden schon bedeutende Summen und Anleihen in allerlei Arten erhalten: von Lüdke beiläufig 1000 Thaler und von Lilien beiläufig viermal so viel, und zwar von letzterem unter allerlei Titel: bar in Gold und Silber, allerlei Medaillen, Silbergeschirr, gangbare Thaler, mit Diamanten besetzte Contrefaits, Büchsen u. s. w. Die beiden Herren glaubten jetzt nachgerade genug gethan zu haben und waren schon bereit, ihren Schützling, der ihnen nun doch gelinde gesagt, unheimlich zu werden begann, beim Markgrafen anzuklagen. Aber Krohnemann that wie ein Verzweifelter, warf sich ihnen zu Füßen, beteuerte mit den heiligsten Worten seine Kunst, gab neuerdings große Versprechungen und beschwichtigte so den nahen Sturm und Sturz, welcher indes doch sicher und unaufhaltsam herankommen mußte. Schon früher hatte Krohnemann eine fälschliche Korrespondenz mit Herrn v. Lilien angezettelt, der die von auswärts erhaltenen Briefe, welche indes Krohnemann verfaßte und durch seinen Kammerdiener schreiben ließ, unbedenklich für echt hielt. Nun schrieb Krohnemann selbst viel

nach auswärts. So hatte er sich an den Hauptmann Johann Kämpfer nach Regensburg gewandt und ernstlich um einen andern Herrn beworben; er hoffte, dem französischen Könige oder dem Dauphin empfohlen zu werden und dadurch in neue Dienste zu kommen. Überall tastete er nach Hilfe umher, und da er keinen Ausweg mehr sah, dachte er an heimliche Flucht. Unter dem Deckmantel, allerlei nötige Chemika zu bedürfen, hatte er eine Reise nach Nürnberg angemeldet, zugleich allerlei Allotria und Verhältnisse allda zu bereinigen. Aber man hatte Verdacht und gab ihm so sicheres Geleite mit, daß Krohnemann nicht im stande war, seine Absichten zu verwirklichen.

Als nun die letzte Frist abgelaufen war, und der Markgraf in seinen Erwartungen wieder sich getäuscht sah, als dann auch die beiden Protektoren, Lüdke und Lilien, zu reden begannen, da verwußte der also lange irregeführte Fürst sich nimmer vor Zorn: er ließ am 22. Dezember 1681 den Betrüger greifen, geschlossen und mit verbundenen Augen auf die Feste Plassenburg bei Kulmbach bringen, wo der Ankömmling dem Kommandanten auf das strengste empfohlen wurde; er solle nur geringe Kost haben und schlechtes Lager, niemand sehen und sprechen dürfen, auch müsse ihm alles verweigert werden, womit er sich einen Schaden zufügen könnte; keine Feder, Tinte oder Korrespondenz wurde gestattet, alle an ihn einlaufenden Briefe aber direkt an den Markgrafen abgeliefert.

(Fortsetzung folgt.)

Stockenfels.[1])

Eine oberpfälzische Sage von Adolf Häußling.



In wilder Sturmesnacht eilt keuchend durch den Wald ein Wanderer; wann wird sich ein Obdach finden, das dem Verirrten Schutz und Hort gewährt. Endlich lichten sich der Bäume schwarze Reihen, und auf naher Höhe zeigt sich vom jähen Blitzstrahl beleuchtet, das Gemäuer eines Schlosses. Der hohe Turm ragt noch stolz und ungebrochen in die Lüfte, krächzend umkreisen ihn in tollem Fluge die Raben. Wohl ist's keine heimliche, traute Schwelle, welcher der Wanderer zustrebt, und Bangen umfröstelt sein Herz; aber die Müdigkeit, die Erschöpfung endet rasch die zögernde Wahl. Die Freude, dem wilden Tosen der Elemente entrückt zu sein, ist ihm eine schnelle, gewandte Führerin durch die mit Wurzeln, Brombeerranken und Dornenzweige versperrten Pfade zum verfallenen Schlosse. Er durcheilt den Hof und schreitet durch ein Pförtchen in des Turmes schützende Mauer. Vorsichtig tastet er an den Wänden die Treppe hinan; er befindet sich in einem säulengetragenen Gemache, an dessen Mauern der Sturm sich machtlos bricht. Hier will er ruhen, hurtig bereitet er aus Mantel und Felleisen sich ein dürftig Bett. Schnell drückt die Müdigkeit des Wanderers Auge zu; die tiefen Atemzüge künden die Erschöpfung des Armen. Da, horch, welch tosendes Lärmen tönt durch die ernste Stille; ein Johlen, Jubeln, Becherklang, Lautenspiel, fröhliche, kecke Lieder und Gesänge. Immer toller wird der Lärm und stört den armen Schläfer aus dem Traume. Er lauscht, er horcht und rasch springt er auf, zu spähen nach den lustigen Bewohnern. Werden sie wohl dem Gaste hold sein, der ohne Anfrage ihre Burg betrat? Ein Lichtstrahl stiehlt sich durch die Spalten der Bretter, welche ein Fenster verschließen, das aus des Wanderers Schlafstätte den Blick in den Rittersaal gewährt. Er öffnet es leise, der Saal erstrahlt im Glanze von Hunderten von Kerzen, deren Licht sich in blitzenden Spiegeln wiederbricht. Ein fürstliches Mahl bedeckt die Tische; aus eitlem Golde sind die Humpen der nimmer rastenden Zecher. Ihr kostbares Gewand, die güldenen Ehrenketten, der ritterliche Schmuck künden ihre vornehme Herkunft. Der Wanderer, ein heiterer lustiger Gesell, sinnt bereits, ob er nicht um Zulaß bitten soll, auch er wüßte manch frohes Lied, das Mahl zu würzen. Noch einmal richtet sich sein Blick auf die Tafelrunde, ob er nicht ein bekanntes Gesicht erkenne. Doch was erblickt sein Auge und macht sein Blut erstarren? Kleine Flammen züngeln am Boden und an den Stühlen; selbst die leckeren Speisen sind von bläulichem Lichte umhüllt, und in den Bechern perlt kein Wein, sondern fließt geschmolzenes Gold. Und die Kugeln und Würfel der Spieler sind zischendes, glühendes Erz. Der Böse hat das Mahl gedeckt. Zitternd kriecht der Wanderer in die Ecke seines Gemaches, sein entsetzter Blick vermag sich nicht vom Gräßlichen zu wenden. Immer heller flammt die Lohe, lodern die Flammen, als wollten sie das ganze Schloß erfüllen. Da, ein Rettungsgedanke; der Wanderer bekreuzt sich inbrünstig, und siehe, der Spuk ist gelöst. Ein schriller Schrei, ein letzter Blitz, und alles ist vorbei, still und ruhig. Nur von außen grollt der Donner, schlägt der Regen an die Bretter. Doch den Wanderer duldet's nicht mehr in den Mauern, wo er der Hölle Spuk geschaut. Er eilt hinaus, wo bald das Morgengrauen ihm den Weg zur Heimat weist.

[1]) Die alte Burgruine Stockenfels, eine ehemalige Feste des ritterlichen Geschlechts der Zenger, steht im k. Amtsgerichte Nittenau am Regenflusse in schauerlicher Wildnis.

Kleine Mitteilungen.

Nürnberger Medizinalgesetzgebung. In alten Zeiten gab es neben fahrenden Schülern auch fahrende Heilkünstler, die, in den Landen herumziehend, ihre Heilmittel anpriesen oder medizinische Pfuscherei trieben, die Leute damit betrogen und ihnen das Geld aus der Tasche schwindelten. Gegen diesen Unfug erließ der Rat zu Nürnberg um das Jahr 1550 folgende Verordnung: „Umb gemeines Nutzen und Nothdurft willen und aus merklichen Ursachen ist ein ehrbar Rath daran kommen, ernstlich und festlich zu gebieten, daß hinfüro außerhalb bewährter Doktoren Niemand in dieser Stadt in Leibarzeney kuriren oder praktiziren soll, ihm sey denn das zuvoran je zu Zeiten von einem Rathe oder Bürgermeister wissentlich vergönnt oder erlaubt. Welcher des überführe oder unerlaubt über 3 Tage hie in Leibarzeney kurirt oder praktizirt, der solle einem Rathe oder gemeiner Stadt zu Buß verfallen sein zehen Gulden.

Und welchem also ein Zeit zu praktiziren vergönnt wurd, der soll dieselben Zeit nicht eigen Rauch noch Kost haben, sondern zu offen Wirth, der gewöhnlicher Gastung pflegt, zehren. Welcher das überführe, der sollte zu Buß verfallen sein von einem jeden Tag fünf Pfund neuer Heller.

Er soll auch die Zeit seines vergunnten Hierseins Niemand ein Rezept oder Syrup geben, damit diese durch die der Stadt geschwornen Apotheker gemacht und von den Kranken oder ihren Scheinboten daselbst empfangen und bezahlt werden. Ob er aber einigen Kranken etwas von Kräutern, Wurzeln oder Spezies gebe, so soll er dasselb nit anders noch höher geben und rechnen, denn wie er das ohngefährlich kauft hätt. Welcher das überführe oder anders hielt, der sollt von einem jeden Stuck zu Buß verfallen sein 5 Gulden. Er soll sich auch von Mäniglichen seiner Mühe und Arzenei halber an ziemlicher gleicher Belohnung, und ob er mit jemand darüber spännig würde, an dem begnügen lassen, was ihm dann durch zwei des Raths dazu geordnet dafür zur Belohnung zugesprochen wurd.

Und ob er sich in Zeit seines Hiewesens in einigem obgemeldeten Stück anders, denn darin begriffen ist, hielte, so soll er sich darum eines ehrbaren Raths Strafe unterwerfen und geduldēn.

Und es soll ein jeder, dem also zu praktiziren vergonnt wurde, solch obgemeldt Artikul, ehe er zu praktiziren anfängt, einem Burgermeister die Zuhalten angeloben. J. B.

Gedächtnis der Helden. Es sind soeben 50 Jahre verflossen, daß König Ludwig I., der unermüdliche Förderer vaterländischer Geschichte befahl, daß den Haupt- und Vorwerken der Festungen Ingolstadt und Germersheim die Namen hervorragender bayerischer Generäle beizulegen seien. Es wurden folgende Benennungen gewählt: A. Festung Ingolstadt. Hauptumfassung, Fronte: Naglovich, Rechberg, Zoller, Vieregg, Pappenheim, Buttler, Preysing, Deroy; Vorwerke: Haslangfeste, Habermann, Schweppermannfeste, Minucci, Wredefeste, Brückenkopf Tillyfeste; Fronte: Streiter, Becker, Gumppenberg. B. Festung Germersheim: Hauptumfassung, Fronte: Schmauß, Beckers, Treuberg, Theobald, Dietz; La Motte; Vorwerke: Deroyfeste, Wredefeste, Friedrichsfeste, Siebein, Vincenti, Zandt, Stengel, Seydewitz, Hertling, Ysenburg.

Eine niederbayerische Dichterin. Am 6. März d. J. starb zu Ortenburg in Niederbayern die unter dem Namen „Jungfer Bas" bekannte und beliebte Katharina Koch, eine Naturdichterin im engsten Sinne des Wortes, denn ihr Bildungsgang umfaßte nur den Weg in und aus der Dorfschule. Professor Karl Weiß-Schrattenthal in Preßburg, der bekannte Kenner und Beschützer des Frauenschrifttums, wurde im Jahre 1872 auf ihr Wirken aufmerksam gemacht und überzeugte sich bald, daß Katharina Koch, die 16 Jahre hindurch teils in ihrem Geburtsort Ortenburg, teils in Regensburg als Magd gedient hatte, über ein zwar eng begrenztes, aber schönes Talent verfüge. Es gelang seinen freundlichen Bemühungen, die Aufmerksamkeit der Leserwelt auf ihre Gedichte zu lenken. Kritik und Publikum empfingen dieselben sehr günstig, und die bereits am 8. April 1811 geborene Dichterin konnte bis zu ihrem Tode ohne Sorgen leben. Die Gedichte erschienen in einer kleinen Auswahl unter dem Titel „Mein Leitstern". (Poesien der deutschen Naturdichterin K. Koch, herausgegeben von Karl Schrattenthal, bei E. Greiner und Pfeiffer in Stuttgart. Preis 1 Mark.)

Herr Professor Karl Weiß-Schrattenthal überreichte uns aus dem Nachlasse folgendes tiefempfundene, ergreifende Gedicht mit der liebenswürdigen Erlaubnis zur Veröffentlichung. Das Gedicht zeigt besser als die eingehendste Kritik die hervorragende dichterische Begabung der Verfasserin.

Der sterbende Bayer in Griechenland.

Seht ihr, dort, wo die Sonne
So freundlich niedersinkt,
Wo aus des Abends Kühle
Natur die Labung trinkt,
Dort hinter Wolkenbergen
Zeigt sich ein blauer Rand:
O Gott, so fern, so ferne,
Dort liegt mein Vaterland!

Dort ziehn sie hin, die Brüder,
Mit lautem Jubelschall,
Indes ich hier verschmachte
Im fremden Krankensaal.
Mein Bayern nicht mehr sehen,
Nicht mehr mein Vaterhaus,
Hier sterben soll ich, — sterben!
O Gott, wie denk' ich's aus!

Wer wird mir Labung reichen
In meiner letzten Stund'?
Werd' ich den Trost verstehen
Aus eines Popen Mund?
Wer wird mit heißem Flehen
An meinem Lager steh'n,
Wenn Sinnen und Gedanken
Und Sprache mir vergeh'n?

O Gott, erbarm Dich meiner,
Erbarm Dich über mich,
Ich hab' im fremden Lande
Sonst keinen Trost als Dich!
O Vater, nimm in Gnaden,
Nimm meinen Geist zu Dir,
Gib, daß sich Hellas' Erde
Leicht wölbe über mir!

Wie wird mir? Es wird dunkel,
O Wärter tritt zurück
Und gönne durch das Fenster
Zum Himmel mir den Blick,
Blau ist er, — Bayerns Farbe,
Ich muß sie nochmals sehn!
Blau ist er, ja zum Himmel,
Zur Heimat werd' ich gehn!

Für die militärischen Verhältnisse Würzburgs zu Anfang des Dreißigjährigen Krieges mögen folgende Notizen instruktiv sein: Die Musterrolle der Kompagnie des würzburgischen Rittmeisters Henning Christoph v. Lindenstein vom Jahre 1621 führt 202 Pferde auf; den Leutnant Philipp Adolf v. Berlichingen,

Kornet Kaspar Heinrich v. Zerba, 3 Korporale, je 1 Musterschreiber, Profoß, Fourier nnd Trompeter; die Pferde, 1, 2, seltener 3, wurden von den adeligen Lehensleuten gestellt; nur der Burggraf von Dundorf stellt deren 8, Hohenlohe 7.

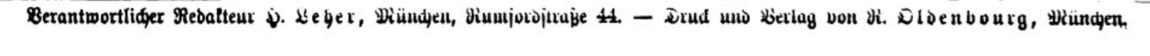
Ein von Hans Joachim v. Seckendorf zu stellender Reiter erhielt ein Pferd, 12 fl. für ein Kleid, eine Hirschhaut und 12 fl. Antrittsgeld. Die beiden Lehenreiter Albrecht Christoph und Georg Sigmund von Rosenberg werden „von hauß biß wider umb zu Hauß zehrungfrey gehalten vnd werden mit Nagel vndt Eißen, Futter, Mahl vndt Loßament versorgt, so lange sie in Lehendiensten sein werden“. Einstweilen erhalten sie je 16 fl. zur Zehrung.

Der Tafelaufsatz des kgl. Bayerischen 10. Infanterie-Regiments. Das königl. Bayerische 10. Infanterie-Regiment hat vor kurzem ein erhebendes Fest gefeiert, das 25 jährige Jubiläum Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Ludwig als Inhaber des Regiments. Das Bayerland hat anläßlich des Jubeltages die „Eroberung von Belgrad 1684“, eine der ersten und glänzendsten Waffenthaten des Regiments nach einem zeitgenössischen Stiche in getreuer Reproduktion gebracht. Da wir der Gegenwart wie der Vergangenheit gleich getreu sein wollen, bringen wir heute die Abbildung des Tafelaufsatzes, mit welchem Se. Königl. Hoheit der Prinz das Offiziercorps seines Regiments zum Andenken an den Jubeltag beschenkte. Er ist ein Meisterstück des Münchener Kunstgewerbes und entstammt der weltberühmten Werkstätte von J. Harrach u. Sohn, königl. Hofsilberarbeiter und Ciseleur. Wir haben der hübschen Abbildung wenig erläuternde Worte beizufügen. Der Aufsatz ist aus Silber, die Löwen und einzelne Teile aus vergoldeter Bronce. Er trägt die Inschrift „Dem 10. Infanterie-Regiment ‚Prinz Ludwig‘ dessen Inhaber Prinz Ludwig von Bayern am Tage seiner 25jährigen Inhaberschaft den 27. April 1892“. — Die Waffentrophäen sind entsprechend den hervorragenden Abschnitten der Regimentsgeschichte, den Feldzügen unter Max Emanuel, den napoleonischen Kriegen zu Beginn des jetzigen Jahrhunderts und dem siegreichen Feldzuge von 1870—71 nach Frankreich. Jedes einzelne Stück ist die Nachbildung von Originalen aus dem von Herrn Hauptmann L. Popp so trefflich geleiteten kgl. Armeemuseum.



Tafelaufsatz. Geschenk S. K. H. des Prinzen Ludwig an das k. b. 10. Infanterie-Regiment.

Ein Stücklein aus der guten alten Zeit. Im Jahre 1720 hatte Kurfürst Karl Philipp das Städtchen Schwandorf zum ersten Male besucht. Die Bürgerschaft bezeugte ihm militärische Ehren, jedoch mit einer alten zerfetzten Fahne, mit der die Schwandorfer einst im Löwlerkriege 1491/92 wider den Grafen von Parsberg gestritten hatten, unter dem Landlieutenant Rothkappl. Der Kurfürst verlieh nun eine neue Fahne, die nach jedesmaligem Gebrauche im Pflegamte aufbewahrt werden sollte. Das geschah auch ein Vierteljahrhundert hindurch. Als sie aber wieder einmal durch einen Zug der Bürgergarde abgeholt werden sollte, ließ der Pflegbeamte statt seiner die Fahne durch seine Köchin zum Fenster hinausreichen. Darob entrüstete sich die Bürgerschaft und ließ die Fahne fortan auf das Rathaus bringen. Nun entstand ein Prozeß, den der Magistrat gegen den Pfleger gewann.


Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Herausgegeben von H. Leher. Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 40. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

In stillem Sinnen saß Bertha eine kleine Weile. „Vielleicht ist es besser so", flüsterte sie dann, „Entsagung ist des Menschen Los, ich kann ihm ja nie angehören, aber es vergeht kaum ein Tag, das glaube mir Johanna, an dem nicht meine heißesten Wünsche für sein Wohl aus der Tiefe meines Herzens zu Gott aufsteigen. Fällt es ihm, dem Starken, so sehr schwer, zu entsagen?"

„Er hat ja seine Wissenschaft!"

„Du sagst es in so bitterem Tone, Johanna, und doch weiß ich, daß Wilhelms energisches Weiterstreben zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Neulich hörte ich, eine Professur an der Würzburger Universität sei ihm so gut wie sicher. Man spricht allenthalben nur Rühmlichstes über seine Talente und seinen Fleiß. Ihm gebührt, heißt es, ein ausgedehnterer Wirkungskreis, als er ihm in Nürnberg könnte geboten werden."

„So sprichst Du, Bertha, und doch bist gerade Du es, die ihn in die Fremde weist. Wie gern hätte er hier sich einen trauten Herd gegründet! Aber Du weinst, Bertha?" unterbrach sich die Freundin. „Vergib mir, ich wollte Dich nicht kränken, nein, gewiß nicht. Sieh, ich ehre ja schließlich Deine Gründe, wer kann denn in allen Dingen seinem Herzen gebieten! Sieh, unter meines Bruders Papieren habe ich jüngst dies Blättlein gefunden. Es sind Verse; darf ich sie Dir vorlesen? Sie sind ja ohnehin an Dich gerichtet. Also höre:

In stiller Nacht!

„Was willst Du, süßes Bild aus fernen Stunden,
Was drängst Du Dich vor meine Seele wieder?
Fühl' ich noch heut', was einstens ich empfunden,
Als Dir geweiht ich meine schwachen Lieder?

Wohl Jahre sind seitdem dahingegangen,
Ach! Jahre von dem kurzen Erdenwallen,
Wie oft sah ich des holden Lenzes Prangen,
Wie oft des Herbstes dürre Blätter fallen!

Wie manches Hoffen ist seitdem verkümmert,
Das ich gehegt in jenen gold'nen Zeiten,
Wie manches Wahngebilde schnöd' zertrümmert,
Im Kampf des Ideals mit Wirklichkeiten.

Ich sah die treuen Freunde sich zerstreuen,
Die mir mit ihrem ganzen Sein ergeben,
In weiter Ferne ihren Schwur erneuen,
Mir zu gehören für ein volles Leben.

So bin ich reich, ob auch von jenen Träumen
Die kühnsten wieder in ein Nichts versinken,
Ob auch von jenes Stromes Wellenschäumen,
Die glüh'nden Lippen wenig Tropfen trinken.

Doch denkst Du meiner noch in Deinen Sinnen,
Wenn der Erinn'rung Buch Du aufgeschlagen,
Und wenn Du klagst, daß Stunden schnell verrinnen,
Träumst Du noch oft von den vergang'nen Tagen?

Ein herb Geschick, es mußte uns ja trennen,
Ich bleib' allein, es war ein thöricht' Wähnen,
Ein Edler wird Dich einst die Seine nennen,
Und ich, ich segne euch mit heißen Thränen."

Bertha war bewegt, ihre blauen Augen schimmerten in feuchtem Glanze, und ihre Stimme zitterte, als sie sagte: „Kannst Du mir das Blättlein lassen, Johanna, bis ich mir das Gedicht abgeschrieben?"

„Gewiß, meine Teure. Nicht wahr, es sind hübsche Verse, und sie wirken um so unmittelbarer, weil sie selbsterlebte Gefühle schildern. Aber sieh mal", fuhr die junge Dame fort, einen Blick durch das Fenster, dem sie nahe stand, auf den Garten werfend, „Deine Mama, wenn ich nicht irre?"

„Ja, sie ist es, die Ärmste", bestätigte Bertha, ebenfalls hinunter blickend, „sie macht ihren kleinen Spaziergang. Wollen wir sie nicht stören, sie ist so schreckhaft."

„Könnt ihr sie denn so ganz allein lassen, ohne für ihr Leben fürchten zu müssen?"

„Meine gute arme Mama ist die frömmste Seele von der Welt, sie würde kaum einem Würmchen Schaden zufügen können. Gerade darüber haben uns die Ärzte vollkommen beruhigt."

„Aber ihr Zustand ist dennoch ein völlig hoffnungsloser?"

„Wir müssen es wohl annehmen; heuer im Herbst werden es zwanzig Jahre, daß das fürchterliche Unglück sich ereignete."

„Ja, ich weiß, ein heftiger Sturmwind riß den Giebel eures Hauses nieder, und Deine Mama wurde von einem stürzenden Balken schwer getroffen. Unter der mächtigen Erschütterung des Gehirns hat Verstand oder Denkvermögen, wie man sagen muß, aufs empfindlichste gelitten. So heißt es allgemein, auch Papa hat dies jederzeit zugegeben. Aber Deine Mama war ja schon Jahre hindurch in ärztlicher Behandlung?"

„Freilich, aber sie kehrte heim, wie sie fortgegangen."

„Womit beschäftigt sich die Ärmste den ganzen Tag über? Weiß sie die Stunden ihrer entsetzlich langen Muße auszufüllen?"

„Mama ist, obgleich sie manchen Tag kaum ein Wort spricht und oft wochenlang sich fast gar nicht um uns kümmert, doch eigentlich nie müßig, nur sind es immer rein mechanische Arbeiten, die sie beschäftigen. In früheren Jahren hat sie sich wohl auch am Klavier unterhalten."

„Und ihr Spiel?" fragte lebhaft Johanna.

„Auf den weniger Gebildeten mochte es oft den Eindruck machen, als wäre es der Vortrag eines ausnehmend Begabten. Für uns aber war es vollendete Höllenpein, diesem Spiele lauschen zu müssen. In letzter Zeit hat sie das Spiel gänzlich eingestellt."

„Arme Frau!" sagte Johanna mit dem Tone des innigsten Bedauerns. „Arme Bertha, wann wird Dir wieder Freude und Frohsinn erblühen?"

Unten im Garten aber wandelte gesenkten Hauptes mit langsamen Schritten eine hohe Frauengestalt, in dunkle Gewänder gekleidet, zwischen den duftenden Blumenbeeten.

3. Kapitel.

Zu damaliger Zeit — im Jahre 1816 — war der Sitz der gefürchteten Polizei-Direktion noch in der Dillinggasse (Theresienstraße) in dem Hause „bei den blauen Vögeln", von der Bemalung seiner Fassade so genannt. Es ist 10 Uhr vormittags, und wir finden um diese Stunde das Stadtregiment in vollster Thätigkeit. Polizei-Direktor Wurm, ein ehemaliger Militär und unseren Großvätern noch in lebhafter Erinnerung, galt als ein Mann, der entschlossen schien, seine Neuerungen mit rücksichtsloser Energie durchzuführen, und der in keinem Punkte Nachsicht zu üben willens war. Er hielt nicht nur sein Bureau-Personal beständig in Atem, sondern war auch bedacht, die gesamte Mannschaft von 40 Polizeisoldaten mit 4 Rottmeistern und 28 Nachtwächtern hübsch mobil zu erhalten. Die unausgesetzten Bevormundungen und Belästigungen, welche die Bürgerschaft solcherweise seitens der sog. Sicherheitsorgane zu erleiden hatte, machten oft böses Blut. Wenngleich es dem subdelegierten Kommissär der Stadt, Freiherrn v. Lochner, in vielen Fällen gelungen war, gewissen Verordnungen, die allzu empfindlich in liebgewonnene alte Gewohnheiten und Bräuche einschnitten, den verwundenden Stachel zu nehmen, atmete dennoch die ganze Stadt förmlich auf, als es später einmal hieß, der „Wurm" komme fort.

In einem großen düsteren Zimmer des oberen Stockwerks stand hinter einer hohen Barriere an seinem Pulte der noch jugendliche Offiziant Hans Schumacher, der sich nicht ungern als rechte Hand des Herrn Direktors bezeichnen ließ, wenngleich er im Grunde genommen nur ein gewöhnlicher Schreiber war. Der Raum zeigte sich angefüllt mit einer Menge Personen, zumeist Bürger und Arbeiter, die alle der Erledigung ihrer Vorladungssache harrten. Zwei Polizisten hielten die Thür besetzt. Der Offiziant begann aus einer vor ihm liegenden Liste abzulesen.

„Hemmeter, Keilholz, Ruhrort, Öttinger und Seidel, sämtlich Bürger und Hausbesitzer allhier. Sind alle da, Brandmüller?" wandte er sich an einen der Polizisten. „Laut Anzeige Brandmüllers haben die oben genannten am letzten Sonntag sich das Vergehen der Übertretung der Polizeistunde zu schulden kommen lassen, indem sie nach 1/2 11 Uhr noch Karten spielend im Gasthaus ‚Zum Lamm' auf der Füll betroffen wurden. Die eben genannten verfallen somit der ausgesetzten Geldstrafe, welche innerhalb drei Tagen unfehlbar an zuständiger Stelle zu erlegen ist. Verstanden?"

„Gestatten Herr Offiziant, wir wollten nur unser Tausendnei[1]) zu Ende spielen."

„Kümmert die Polizei gar nichts. Wir verlangen strenge Beachtung der Gesetze. Weiter: Preu, Martin, Hausbesitzer und Inhaber einer Spezerei-Handlung en détail, Schlehengasse, hat laut gemachter Anzeige an seine Kunden Neujahrsgeschenke hinausgegeben und sich damit gegen eine ganz bestimmt lautende Polizei-Verordnung verfehlt. Genauere Untersuchung wird angeordnet werden. Können nunmehr gehen. Weiter: Pflüger, Nikolaus, Nagelschmiedemeister und Hausbesitzer, ist angeklagt der schweren Berufsbeleidigung durch Verhöhnung unseres Marktinspektors."

„Bin mir gar nicht bewußt, Herr Offiziant!"

„Hoho, Polizeisoldat Sandmann vortreten! Wie heißt das Lied, das die Jungen am Refmarkt gesungen?"

„Warten Sie, Herr Offiziant!" antwortete der Angerufene, „ja so heißt es:

> „Schau, dort lafft um Stock und Stab,
> Mit sei schöini, krumma Bah,
> Floucht von Ohfang bis zum End
> Über jeden Kimmerling,
> 'S is der alte Schöpferling."

„Was kann ich dafür, wenn die Buben Spottlieder singen?"

„Werden's schon hören. Man hat Ihren Buben mit eingefangen. Die anzustellende Untersuchung wird das Weitere ergeben. — Ah, Herr Oberst!" wandte Schumacher sich in

[1]) Daus nei. Aufforderung, den Trumpfzehner zu stechen.

ganz verändertem Tone an einen Herrn mittleren Alters, der eben ins Zimmer getreten war. „Bitte, wollen Sie doch gefälligst vortreten!“

„Ich kann warten, bis die Reihe an mich kommt“, entgegnete der Angeredete, und alles blickte um, den Eingetretenen zu mustern.

Es war eine kräftige, mittelgroße Gestalt, die sich stramm aufrecht trug. Auch ohne die Narbe auf der linken Wange und ohne den gewaltigen Schnurr- und Knebelbart hätte sich der gediente Krieger in jeder Bewegung verraten.

„Aber so kommen Sie doch, Herr Oberst, das Stehen wird Ihnen ohnehin schwer“, bat der Schreiber in sehr geschmeidigem Tone von neuem. „Zudem habe ich ja nur Ihr wertes Personale aufzunehmen, und das wird gleich geschehen sein. Haben Herr Oberst die Legitimation schon mitgebracht? Bedauere, daß Sie sich selbst bemühen mußten. Also, beginnen wir. Es ist ja nur der Ordnung wegen. Franz Laharpe, ehemaliger Oberst der großen Armee, geboren in Frankreich, dermalen 53 Jahre alt, ist gesonnen, längeren Aufenthalt in Nürnberg zu nehmen, zum Zwecke des Erlernens der deutschen Sprache. Nicht wahr? Herr Oberst haben sehr gute Wahl getroffen, sprechen aber ja schon sehr gut, belieben sich schon sehr fließend auszudrücken. Bitte um Ihre werte Namensunterzeichnung. So, das wäre alles. Ich habe die Ehre, mich Ihnen ganz ergebenst empfohlen zu halten, Herr Oberst. Gehorsamsten guten Morgen zu wünschen.“

„Erbärmliche Schreiberseele!“ murmelte der alte Haudegen ingrimmig vor sich hin, als er mit schwerem Tritte die gebrechliche alte Stiege hinunterstampfte.

Auf der Straße angekommen, blieb er eine Weile stehen, unschlüssig, wohin er nunmehr seine Schritte lenken sollte, dann wandte er sich rechts dem Plattenmarkte zu (so genannt nach dem ehemals wichtigen Handwerk der Plattner, Harnischmacher, die vordem auf dem kleinen, nunmehr verbauten Platze ihre Waren verkauften). Dort stand die von alters her wohlrenommierte Weinstube: „Zum Posthörnlein“, in welche Oberst Laharpe jetzt eintrat. In einer traulichen Ecke des nicht großen Lokals saßen an dunkel gebeiztem Eichentische einige ältere Bürger beim Frühschoppen. Sie führten mit gedämpften Stimmen, aber höchst lebhaften Geberden animierte Gespräche politischen Inhalts und unterbrachen den Redefluß für einige Augenblicke, bis sie die Gewißheit hatten, daß der neue Gast in hinreichender Entfernung Platz genommen, um nichts mehr von dem zu verstehen, was sie redeten.

(Fortsetzung folgt.)

Fürstenzell.

Von Lycealprofessor J. Wimmer.

Vom bayerischen Innufer zwischen Passau und Scherding bis zur Donau erstreckte sich ehemals ein mächtiger Forst, in ältester Zeit der „Passauerwald“, später von dem großen Grafenschloß am Inn der „Neuburgerwald“ genannt.

Schon am Ende des IX. Jahrhunderts begannen einzelne Ansiedler ihn zu lichten (Mon. Boic. XXXI, 1, 133), und von da ab sind die Rodungen fortgesetzt worden; aber ein Stück des Neuburgerwaldes liegt noch immer als dunkles Ödland zwischen den farbigen Kulturthälern der Donau und Rott.

Zu den Siedelungsinseln, welche das Mittelalter in diesem Waldmeere geschaffen hat, gehört auch das ehemalige Kloster und heutige Pfarrdorf Fürstenzell; ein Passauer Domherr Namens Hartwig wurde 1274 sein Gründer. Die Stiftungsurkunde zeigt uns ein seltsames Bild der Gegend: auf einer von Gestrüpp bedeckten Waldlichtung einen verlassenen Bauernhof und eine verfallene Kapelle (curiam et capellam incultam et desolatam jam longo tempore). Diese Besitzung mitten im Forst erwarb Hartwig als Platz für ein Kloster und übergab sie samt einem Bauerngut zu Sulzbach draußen an der Rott den Cisterziensermönchen der großen Abtei Aldersbach im Vilsthale. „Zell“ (cella) hieß die neue Stiftung, die sofort aus dem bisherigen Pfarrverbande der nahen Pfarrei Irsham losgelöst wurde. Als besonderer Gönner der aufsprießenden Pflanzung erwies sich Herzog Heinrich XIII. von Niederbayern, indem er sie durch Begabung mit Einkünften, Rechten und Privilegien so sehr förderte, daß sich das junge Kloster sofort Fürstenzell nannte; der Name ist also ein bleibendes Ehrenmal für jenen Wittelsbacher geworden.

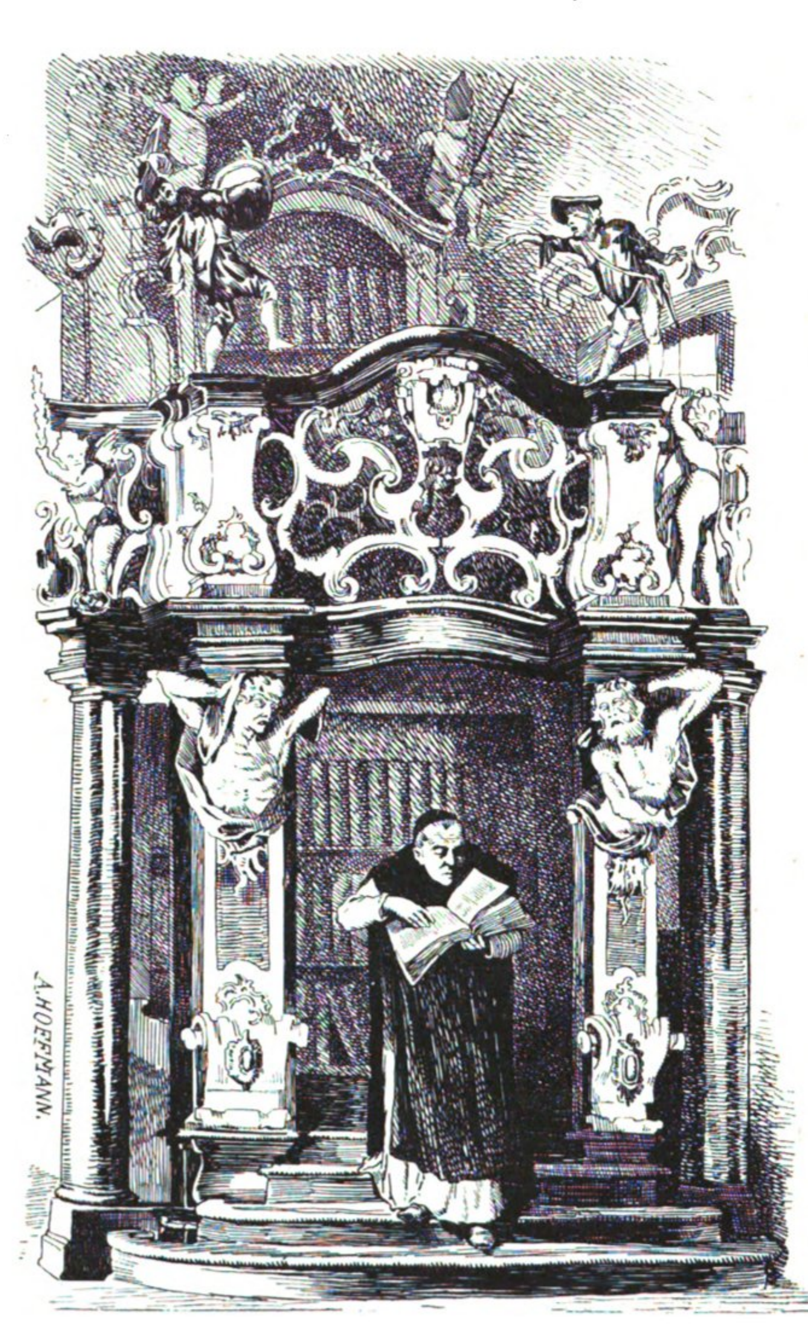
Der Klosterbesitz wuchs, wie die Urkundensammlung in den Monumenta Boica (V, 7—98) beweist, zu einem stattlichen Umfange an; doch wie überall bildete auch hier der Güterkomplex kein geschlossenes Areal, sondern trug den sog. „Streucharakter“; seine entferntesten Splitter lagen an der Isar bei Dingolfing, an der oberen Vils bei Frontenhausen und drunten in der Weingegend von Wien. Abgesehen von diesen ganz isolierten Außenposten umspannte eine Bogenlinie von Mittich im Rotthal über Uttlau bei Obergriesbach bis zur Donau bei Vilshofen das Terrain, auf welchem die Güterparzellen von Fürstenzell zu einer etwas gedrängteren Gruppe geschart waren.

Wir möchten nun allerdings etwas mehr erfahren über die Vergangenheit unseres Klosters, als was diese Dokumente bieten; wir möchten von den Äbten hören, die es regiert, von allerlei Scenen, die sich dort abgespielt, und von den wirtschaftlichen Zuständen, wie sie im Laufe der Jahrhunderte gewechselt haben. Allein Fürstenzell besaß keine Chronisten wie das benachbarte Vormbach am Inn, dessen Abt Angelus Rumpler vor 400 Jahren mit seiner „historia monasterii Formbacensis“ das Meisterwerk einer Klostergeschichte geliefert hat. Wir müssen uns daher mit einigen Betrachtungen über die architektonische Physiognomie von Fürstenzell begnügen.

Daß die hiesigen Klostergebäude anfänglich auch von Holz waren, wie die unserer älteren Klöster fast durchweg, ist wohl nicht anzunehmen; das XIII. Jahrhundert baute schon aus Stein. Jedenfalls aber wird auch der Fürstenzeller Bau, gleich dem in Vormbach und an vielen anderen Orten, noch im XVII. Jahrhundert ein Konglomerat von Bauwerken gebildet haben, wie sie im Laufe des Mittelalters aneinander geklebt worden waren: planlos, winkelig, düster. Da erhob sich mit dem Ende des XVII. Jahrhunderts der Sturm einer architektonischen Revolution, der zuerst über die österreichischen und dann über die bayerischen Stifter hinfegte. Die alters-

grauen Labyrinthe stürzten, und weißleuchtende regelmäßig angelegte Mauerquadrate, von gekuppelten Doppeltürmen überragt, traten allenthalben an deren Stelle.

In solcher Gestaltung tritt uns denn auch die Abtei Fürstenzell auf der nebenstehenden trefflichen Totalansicht entgegen. Die wellige, von dunklem Waldbande gesäumte Kulturlandschaft, die sie umgibt, wird von den breiten und hellen Massen der Klostergebäude in Form und Farbe vollständig beherrscht; die zwei herrlichen Türme mit den schwarzen Kuppeln erscheinen geradezu als Signatur der Gegend.



Wir betreten nun die ehemalige Kloster- und jetzige Pfarrkirche. Im Jahre 1744 vollendet, zeigt sie natürlich die allgemeinen Familienzüge der von gotischen Eiferern so viel geschmähten Kirchen der Barockzeit: die in Freskofarben leuchtenden Gewölbflächen, die mit Stukko ornamentierten Wände, die stark ausladenden, von gewundenen Säulen getragenen Altäre, das theatralisch, aber kräftig modellierte Figurenwerk, die zwei großen Deckengemälde machen übrigens hier keinen bedeutenden Eindruck: ihre Farben sind härter und stumpfer als man sie an den Fresken jener Zeit gewohnt ist. Ebenso bieten die merkwürdigerweise nicht aus Marmor gebildeten, sondern aus Holz geschnitzten Altäre nichts Besonderes. Von überraschender Schönheit aber ist die Stuckarbeit. Sie trägt nicht den Typus jener wuchtigen und wulstigen Pracht wie etwa im Kloster Fürstenfeld bei Bruck, sondern mehr den einer leichten und feinen Eleganz nach dem Muster von Ettal; gleich phantasievollen und geistreichen Federzeichnungen ranken sich diese Ornamente über die Wände hin und heben sich zugleich durch äußerst zarte Farbentöne in Rot und Gelb höchst wirkungsvoll davon ab. Sonst herrscht im Kolorit Weiß und Gold vor, letzteres besonders an den reichen Gitteraufsätzen des Chors und der Oratorien.

Die ehedem von Cisterziensergestalten im weißen Talar und schwarzen Skapulier bevölkerten Räume des Klosters Fürstenzell haben nach der Säkularisation keine so fremdartige Bestimmung erhalten wie manche andere, die in Kasernen oder gar in Strafhäuser verwandelt wurden. Ein Teil derselben wird von der Ortsgeistlichkeit bewohnt, alles Übrige, samt den Ökonomiegebäuden befindet sich in den Händen des Großgrundbesitzers Herrn Wieninger, der eine Brauerei und Musterwirtschaft betreibt und somit die industrielle und ökonomische Thätigkeit der alten Mönche gewissermaßen fortsetzt.

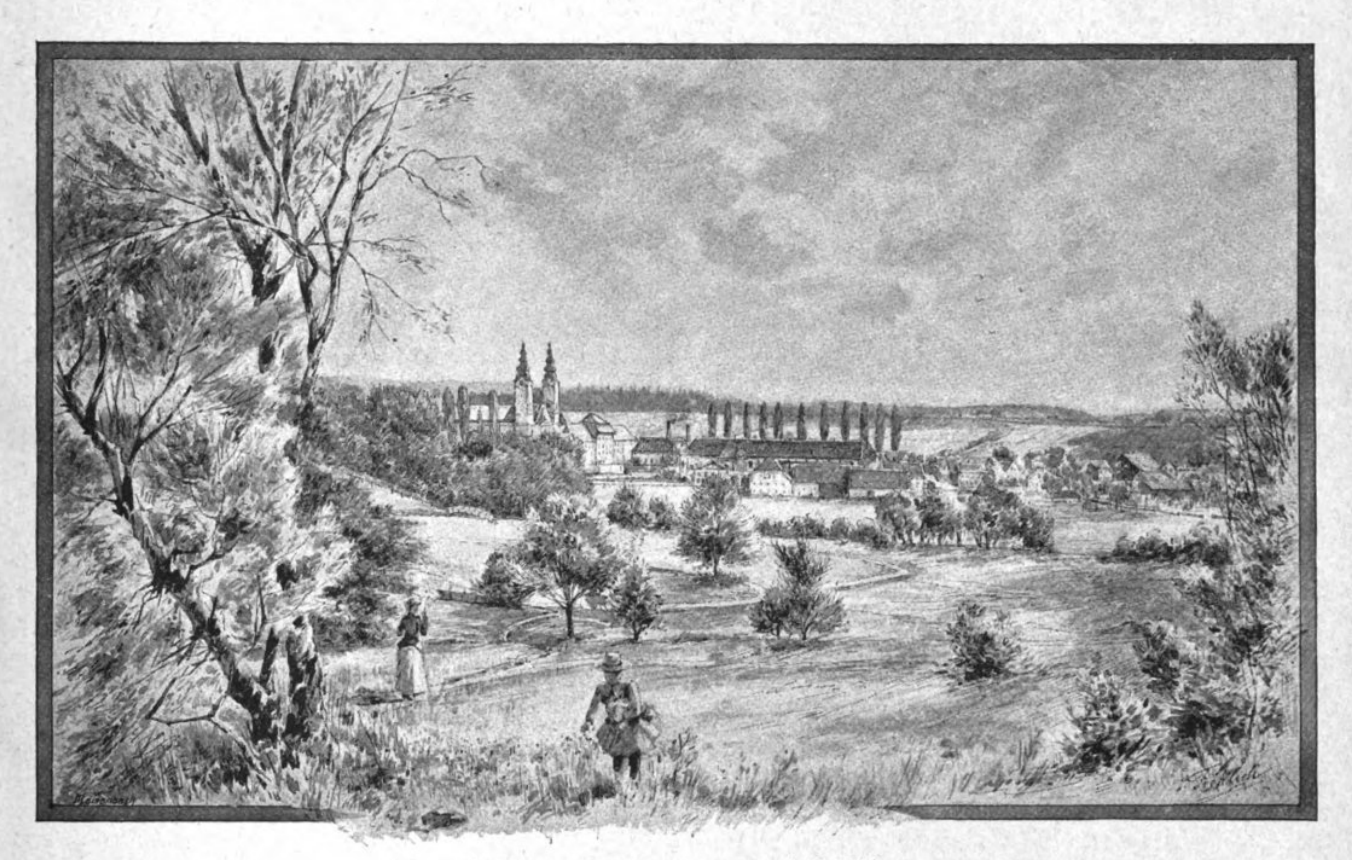
Die weitläufigen Gebäude betretend, schreiten wir über stattliche Treppen und durch leichte Korridore, um die schönste Reliquie aus der Klosterzeit, den Bibliotheksaal zu besichtigen. Jedermann wird überrascht sein, wenn sich dessen Flügelthüren öffnen. Denn er hat ein Juwel des Rokoko vor sich, als kleines harmonisches Ganze, wie mir dünkt, fast noch schöner als der herrliche Büchertempel zu Admont in Steiermark. Kaum satt sehen kann man sich an der Holzgalerie, die in halber Höhe rings um den Saal führt. Ein Stück davon ist in dieser Nummer des „Bayerland" sehr glücklich abgebildet, und wir wollen die Farben dazu ergänzen: Pfeiler und Gesimse strahlen in lichter Marmorierung, die Gitterpartien in Glanzweiß und Gold, die Figuren in Silber.

Ist dieser Bibliotheksaal im zweiten Stock noch sehr gut erhalten, so läßt sich das leider von dem großen Speisesaal im ersten Stockwerk nicht behaupten. Wir fanden darin Säcke mit Getreide aufgeschichtet und an Stangen Wäsche zum

Trocknen aufgehängt. Und doch wäre es auch dieser Raum gewiß wert, geschont zu werden. An der Decke prangt eine große allegorische Komposition, um 1750 von der Hand des Italieners Innozenz Barrati ausgeführt, und zwar viel schöner als die Fresken in der Kirche. An den beiden Schmalwänden hat der Künstler in Form von kleinen Rechtecken vier weitere Gemälde angebracht, biblische Scenen, die auf die Bestimmung des Saales Bezug haben; doch bilden letztere nur die Staffage zu überaus anmutigen Landschaften im Geiste jener Zeit mit weiten und zarten Perspektiven. Eins dieser Bilder ist übrigens in jüngster Zeit dadurch, daß man die Metalldrähte einer elektrischen Leitung hineinbohrte, fast gänzlich zerstört worden.

Auch die Wohnung des Pfarrherrn, den einstigen Prälatenstock, habe ich besucht, helle, hohe, vornehme Räume mit lauter Flügelthüren, woran die Ornamentlinien teilweise vergoldet sind, während die Felder dazwischen durch Städteansichten und idyllische Darstellungen ungemein belebt werden.

Mit Entzücken durchwandert der Freund der Kunst und Geschichte ein solches verlassenes Kloster — aber auch nicht ohne Empfindungen der Wehmut; denn es kommt ihm in den Sinn, daß es eigentlich doch nichts anders ist, als das prächtige Grabmonument einer schönen Vergangenheit.



Fürstenzell. Originalzeichnung von E. Fröhlich.

Staffelstein und Umgebung.

Von Ph. Badum.

Zu den schönsten Perlen unseres herrlichen Bayernlandes zählt das von Viktor v. Scheffel besungene anmutige Mainthal um Staffelstein. Diesem hat er auch seine prächtigsten Dichtungen gewidmet, das Wanderlied: „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein" in dem „Gaudeamus" und den Liedercyklus des „Mönch von Banth", in der „Aventiure". Der naturfrohe, wanderfrische Hauch, welcher ersteres durchzieht, und die frischen Weisen, welche der sangeskundige Tonmeister des „Kirchlein" 2c., V. E. Becker in Würzburg, zu demselben schuf, haben es zum Lieblingsliede unserer akademischen Jugend erhoben, und von deren Philisterium weiter getragen, hat es sich die Welt erobert, soweit deutsche Worte klingen. Und wem schlägt das Herz nicht höher, wenn er die duftigen Eingangsworte des „Waldpsalm des Mönch von Banth" liest:

„Auf zu psalieren in frohem Choral,
„Pörtner erschließe des Klosters Portal:
„Frühling ist kommen, voll sprossender Lust,
„Schmücket ihr Brüder mit Veilchen die Brust,
„Wandelt lobsingend zum Buchwald hinaus,
„Denn auch der Wald ist der Gottheit ein Haus!"

Tief muß die „Melancholeia" sitzen, wenn die prächtigen Verse des Waldpsalms, die wunderbare Schilderung des Frühlingsmorgens in dem „Bericht von den Mücken" sie nicht verscheuchen gleichwie bei Nikodemus, dem Mönch von Banth.

Wir führen die Stätten, welche Viktor v. Scheffel zu diesen hochpoetischen Schöpfungen begeisterten, im nebenstehenden Bilde, einem Werke eines jungen, talentvollen, zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Künstlers, H. Th. Stengel, welcher seinen geschickten Griffel der Verherrlichung seiner Heimat widmete, vor.

Das Mittelbild (1) zeigt das im erwähnten Mainthal, „dem weiten Gottesgarten" Scheffels, gelegene Städtchen Staffelstein, zu Füßen des Staffelberges, des „Berges zum heil'gen Veit von Staffelstein". Es ist Station der Bahnlinie Berlin-München und liegt drei Stationen oberhalb Bamberg, eine Station unterhalb Lichtenfels. Das freundliche, den Tausenden von Besuchern gute Unterkunft bietende Städtchen zählt 1632 Einwohner und ist Sitz eines Bezirksamtes, Amtsgerichtes und Rentamtes. — Der das Mittelbild umkränzende Rahmen (2) veranschaulicht die mächtige Rund- und Fernsicht, welche man von der Felsenkrone des Staffelberges (10), woselbst das Wanderlied entstand, auf Steigerwald, Haßberge, Rhöngebirge, Thüringerwald, Frankenwald und Fichtelgebirge, auf die Städte Bamberg, Coburg, Sonnenberg und eine große Reihe kleinerer Orte, dann auf die Schlösser Seehof, Altenburg, Oberau, Heldburg, Banz und Coburg genießt.

„Von Bamberg bis zum Grabfeldgau
„Umrahmen Berg und Hügel
„Die weite, stromdurchglänzte Au,
„Ich wollt', mir wüchsen Flügel!"

Durch den vom Verschönerungsverein Staffelstein zu Scheffels Andenken geplanten Aussichtsturm (13) würde der Ausblick auch auf die böhmischen Vorberge, die Berge der fränkischen Schweiz, die Schlösser Sanspareil, Plassenburg, Giech und die hohe Warte oberhalb des Wagnertheaters bei Bayreuth erschlossen werden.

Randbild 4 bringt das Haus „des Einsiedelmann", des jungen Eremiten, der das Adelgundiskirchlein in felsiger Klause hütet. So war dasselbe, als Scheffel vor ihm stand — nach einer Einzeichnung im Fremdenbuche zu Banz dürfte es im Jahre 1859 gewesen sein, mit dem „verfahrener Schüler Stoßgebet, o Herr gib mir zu trinken". Auf Bild 5 sehen wir es in seiner jetzigen Gestalt mit dem Adelgundiskirchlein und dem Eremiten Ivo. Die Kapellenverwaltung hat in freundlichster Weise zwei Zimmerchen als Unterstandszimmer für die Bergbesucher eingeräumt, und sinnig haben sie befreundete Hände mit Sammlungen der Flora, Fauna und Fossilien des Berges ausgeschmückt. Nr. 3 ist des Einsiedelmannes Ivo Brustbild. Der „junge Eremite" ist jetzt altersgrau. Nr. 16 gibt Kloster und Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen wieder, zu welcher jährlich Tausende pilgern und 1485 Kaiser Friedrich III. 1519 Albrecht Dürrer, 1562 Kaiser Ferdinand I. wallten. Nach mehrmaliger Zerstörung ragt die Kirche in edlem Renaissancestil, im Innern äußerst geschmackvoll in Rokoko ausgestattet, empor über die laubumwaldeten Höhen. Randbild 6, zeigt die stolze ehemalige Benediktinerabtei Banz, „Banth", siehe Bayerland II. Jahrgang Nr. 9, nun Eigentum des Herzogs Karl Theodor in Bayern, in dankenswertester Weise dem allgemeinen Zutritt geöffnet. Vor der Schloßfront zieht sich eine breite gemauerte Terrasse hin, einen wundervollen Blick auf das Mainthal bietend. Das Schloß enthält ein weltberühmtes Petrefactenkabinett mit mächtigen Überresten versteinerter Saurier. Im Jahre 1818 besuchte das Schloß Kaiserin Elisabetha von Rußland. Nr. 7 bringt die Rückseite des Schlosses, vom sog. Spielplatz der Mönche aus gesehen. Der linke Flügel des Vorderbaus ist einer Pachtwirtschaft überlassen. Die oberen Stockwerke desselben beherbergen im Sommer zahlreiche Sommerfrischler, welche in den prächtigen umliegenden, mit Ruhesitzen und Spaziergängen versehenen Waldungen Erholung suchen und finden. Randbildchen 8 zeigt die gegen Süden gerichtete Seite „den waldigen Banthberg mit dem Märzenseegrund", in welchem Mönch Nikodemus das versteinerte Ungetüm eines riesigen, als des Teufels Blendwerk von dem Abte der Erde wieder übergebenen Ichthyosaurus fand. (Vgl. Randverzierung rechts unten.) Darunter (9) steht das „Arboretum Recreationis", der Spielplatz der Mönche:

„Felsen zu Steintisch und Bänke geschichtet,
„Stehen dort kunstreich im Fünfeck gerichtet,
„Heil dir, o Platz, der Erholung geweiht,
„Buchenumfriedete Waldeinsamkeit!"

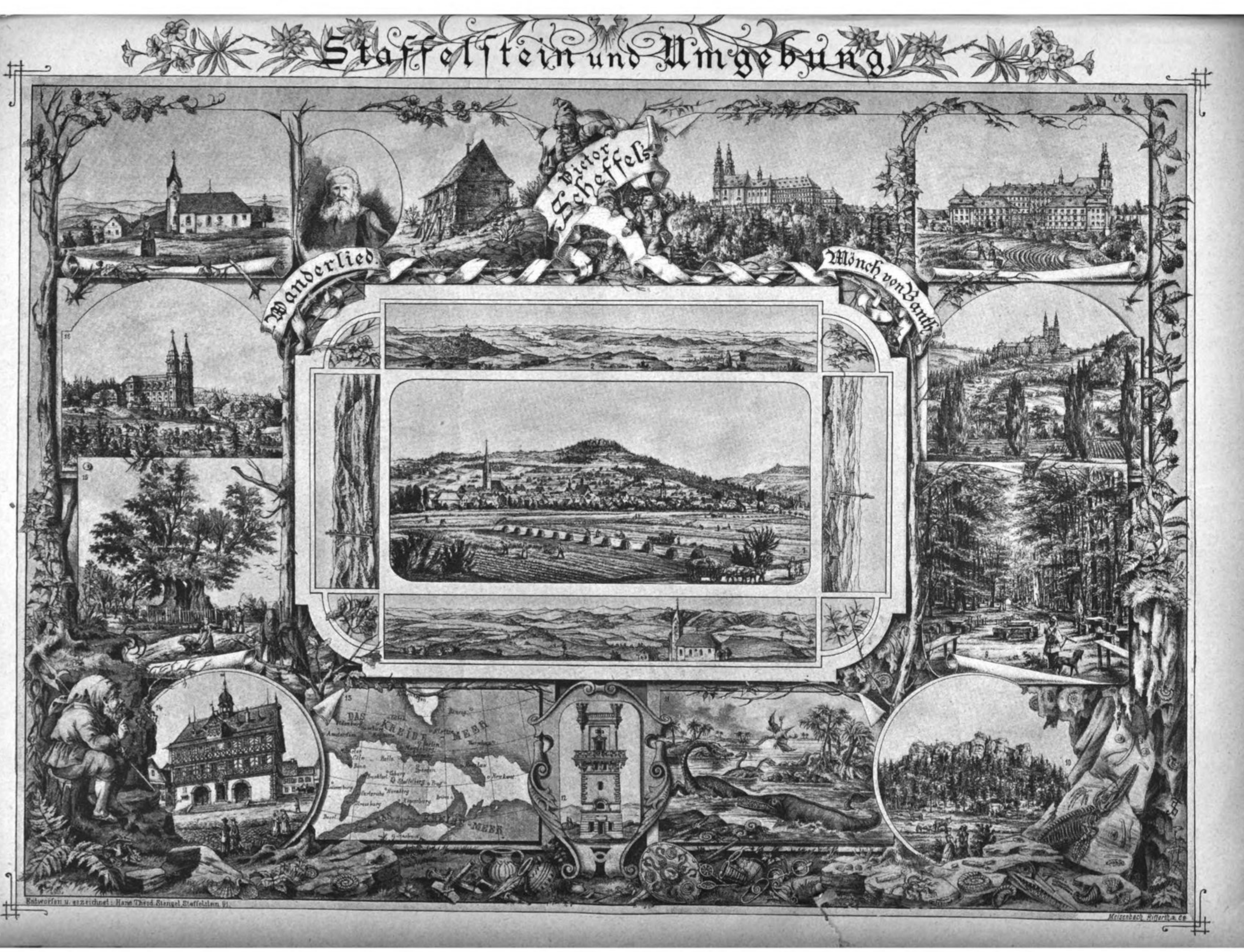
„wo um achteckige Platte des Tisches fröhliche Waldrast die Brüder oft pflegen", „denn wir pflegen dort im Buchenschatten — An dem Steintisch auf der Steinbank sitzend, — Gern den Geist in heil'ge Schrift zu senken, — Oder auf der waldumhegten Schießstatt, — Nach dem fernen Scheibenziel zu schießen, — Bogenspannend und mit wucht'gem Gerwurf." — In der Mitte sieht man noch die Steintische und Steinsitze der Mönche, Ein eigener Anblick mag es gewesen sein, wenn der Brüder Gestalten in den dunkeln Habiten sich abhoben von dem frischen Grün des Buchenwaldes. Buntere Farben mischen sich jetzt oft in das Grün, farbenreiche Gewandungen der auf Schloß Banz zur Sommerfrische weilenden oder von Coburg und Bamberg zu Tagesausflügen heraufgekommenen Damen und Herren, und für Massenausflüge sind die Steintische und Sitze ergänzt durch solche von harzduftigem Holze.

Bild 11 sucht die Gegend zur Zeit ihrer Entstehung aus dem Jurameere zu veranschaulichen. Rechts tummelt sich ein Ichthyosaurus in der Flut, während sie links ein Plesiosaurus durchschwimmt. Über ihnen aber streicht der Pterodaktylus durch die Luft. Nr. 13 gibt die Landkarte zur Zeit des erfolgten Niederschlages der Jurasee und das das Land umgebende Kreidemeer wieder.

Bildchen 15 greift auf den Staffelberg zurück und zeigt die an dessen Fuße am Friedhofe von Staffelstein stehende alte Linde, wohl den ältesten Baum Deutschlands. Marschall Berthier, welcher bei der ihm verwandten herzoglich bayerischen Familie in Banz dereinst auf Besuch weilte, soll in der Höhlung des Stammes sein Pferd gewendet haben. Und Bild 14 zeigt das Rathaus des Städtchens Staffelstein, einen hochinteressanten, von Malern und Architekten mehrfach gezeichneten Fachwerkbau.

Reich an Petrefakten und reich an prähistorische Waffen, Schmucksachen und Gefäße bergenden Hünengräbern ist die Umgegend von Staffelstein. Dieses versinnbildlicht die Randeinrahmung.

Staffelstein und Umgebung.



Die Schlacht bei Leipheim (4. April 1525) nach den neuesten Forschungen.

Von Jos. Holl, Stadtpfarrer in Weißenhorn.

(Schluß.)

Ueber die Zahl der Umgekommenen schwanken die Nachrichten. Der Truchseß selbst, der am Abend der Schlacht an den Bundesrat nach Ulm berichtet, sagt: „Wir haben an diesem Tage ob den Tausenden hingebracht". Da war die Zahl noch nicht genau zu bestimmen. Sein Schreiber schätzt die Zahl derer, welche bei Leipheim und Elchingen getötet wurden, oder in der Donau ertranken, auf 4000, während im Auszug des schwäbischen Bundes von 5000 Umgekommenen die Rede ist; andere Berichte geben sogar 6000 an, leiden aber offenbar an Übertreibung. Dagegen soll die Bundesarmee keinen Verlust erlitten haben. Wenigstens berichtet Bürgermeister Ulrich Artzt am 7. April nach Augsburg: „In diesem Scharmützel ist auf unserer Seite kein Mensch umgekommen, sondern nur etliche Rosse sind beschädigt worden".

Nachdem nun die Schlacht, wenn man es so heißen kann, vorüber war, ließ der Truchseß vor Leipheim auf einem Platz beim steinernen Kreuz das Geschütz auffahren. Hier sammelte sich auch allmählich Fußvolk und Reiterei. In Leipheim und Günzburg lag noch eine größere Zahl von Bauern. Zunächst bestand die Absicht, Leipheim zu beschießen und zu erstürmen. Während man damit umging und dieses in der Stadt bemerkt wurde, schickten die Leipheimer einen alten Mann und etliche Weiber heraus und baten, man möchte ihnen um Gottes Willen Gnade gewähren. Der Truchseß willfahrte ihrer Bitte und nahm sie in der Stände Gnade und Ungnade auf. Doch wurde sofort die Bedingung gestellt, den Pfarrer Wehe, der die Seele der ganzen Bewegung in und um Leipheim gewesen, auszuliefern.

Dieser Mann hatte sich, wie schon erwähnt, besonders schnell und scharf der religiösen Neuerung angeschlossen. Ein Jahr vor dem Bauernkriege (1524) ließ er die Bilder der Zwölfboten (Apostel) aus der Kirche werfen, schaffte die Messe ab, reichte das Abendmahl unter beiden Gestalten und hob die Bittgänge und Prozessionen auf. Seine scharfen Predigten wurden von Ulm und der Umgebung viel besucht. Durch ihn wurde Leipheim der Sammelpunkt der Bauern in großer Ausdehnung. An dem Zug nach Weißenhorn und der Plünderung Roggenburgs nahm er persönlich teil. Über sein Verhalten während der Schlacht schwanken die Berichte. Nach Thomann soll er anfänglich im Felde gewesen und dann in die Stadt zurückgekehrt sein; nach Holzwart hat er vom Turm aus Kugeln auf die Feinde geschossen. Der Schreiber des Truchseßen berichtet, er habe zum Volke gesagt, sie sollten keck sein, aus besonderer Schickung Gottes würden sich die Büchsen der Bündischen umkehren, und gegen diese selbst schießen, desgleichen würden die Spieße sich umkehren und sie selbst stechen, und mehrere solcher Reizungen habe er gebraucht. Ähnliche Verheißungen machten bekanntlich Thomas Münzer und die Wiedertäufer in Münster.

Als er die Sache verloren sah, floh er mit dem befreundeten Prediger von Günzburg durch ein kleines Thürlein an der Stadtmauer oder eine Spalte der Mauer gegen die Donau, und sollen beide in einer Höhle außerhalb der Stadt sich verborgen haben. Nach Holzwart von Roggenburg hätte ein junger Hund beständig um die Höhle herum gebellt, bis feindliche Späher herbei kamen, mit den Lanzen hineinstachen und die im Versteck Rufenden ans Tageslicht förderten. Nach Thomann hätte Wehr für die Freilassung 200 Gulden, die er bei sich hatte, geboten, auch angezeigt, daß in seinem Tische, vermutlich im Pfarrhause, 600 Gulden sich befinden; dieses Geld sei vom Schatze der Bauern gewesen. Doch alles dies half nichts. Beide wurden ergriffen und gebunden ins Lager des Truchseßen geführt.

Nach der Kapitulation wurde das Gros der Armee nicht in die Stadt eingelassen, sondern blieb im Freien. Die Knechte schlugen in der Nähe der Stadt ein Lager auf, während die Reisigen gegen Bubesheim zu sich lagerten. Mehrere Hundert Bürger und Bauern wurden während der Nacht in der Pfarrkirche von St. Martin zu Leipheim eingesperrt. Das Gleiche geschah in Günzburg. Die von Günzburg waren nämlich gegen Abend nach Leipheim herüber gekommen und begehrten von Herrn Jörg Truchseß, daß er sie als oberster Hauptmann des Bundes in Gnaden aufnehme, da sie von den Bauern gezwungen und gedrungen worden. Herr Jörg nahm sie indes nicht anders an, als in Gnade und Ungnade. Er gab einige Mannschaft zur Aufsicht mit, ließ die aufständischen Bürger und Bauern während der Nacht in der Kirche einsperren und machte die Stadt unter Androhung der strengsten Strafe haftbar, daß niemand wegkomme. Die weitere Erledigung behielt er sich für den nächsten Tag vor.

3. Ein verdrießlicher Handel mit den Landsknechten.

Wie der Truchseß in seinem erst nachts 12 Uhr fertig gewordenen Bericht an den Bundesrat bemerkt, hatte dieses Einsperren auch den Zweck, um dem Kriegsvolk den Plünderschatz zu sichern. Darüber aber gab es großen Verdruß mit den Landsknechten. Diese hatten, als angeworbene und gedungene Truppen, außer dem bestimmten Sold teils nach Gewohnheit, teils nach Übereinkommen das Recht, daß ihnen bei Siegen und Eroberungen die „fahrende Habe" ausgeliefert werde. Hierfür bestanden eigene Beutemeister oder Kistenfeger. Hiervon hat das jetzt noch gebrauchte Wort „Plunder" — allerlei alte Sachen, wie sie durch Plündern zusammengebracht werden — seinen Ursprung.

Am Abend der Schlacht ritt der Truchseß mit Graf Wilhelm von Fürstenberg, der Oberster bei den Landsknechten war, zu diesen und sprach: „Die Stadt ist gewonnen, und in gemeiner Stände des Bundes Gnade und Ungnade aufgenommen; weil ich aber zugesagt habe, sie euch gewinnen zu lassen, will ich euch die fahrende Habe in der Stadt geben, doch so, daß ihr diese nicht plündert, sondern Geld dafür nehmet". Für dieses Angebot dankte ihm der ganze Haufe. Darauf ritt er zu den Reisigen und übergab ihnen die Stadt Günzburg in gleicher Weise.

Am folgenden Morgen, während der Truchseß in Günzburg war, schickten die Landsknechte ihre Beutemeister zu Graf Wilhelm. Dieser riet, man möchte, statt die fahrende Habe im einzelnen abzuschätzen, jedem einen Monatsold geben. Dieser betrug vier Gulden. Da ein Gulden damals einen höheren Wert hatte, als jetzt 10 Mark, so ergab dies eine

sehr große Summe. Mit diesem Anerbieten waren die bestellten Beutemeister zufrieden. Man ging zu den Gefangenen in die Kirche und stellte ihnen diese Meinung vor. Diese willigten, wie eben mutlose gefangene Leute, in alles ein. Da sie fürchteten, sie müßten alle sterben, versprachen sie jedem Soldaten einen Monatssold, ohne zu überlegen, welch' hohe Summe dies betrage.

Da man dieses Übereinkommen dem Truchseß nach Günzburg meldete, erklärte er sofort, daß dies die Bürger und Bauern nicht leisten können, da es sich auf höher als 35000 Gulden belaufe. Er ritt zu Graf Wilhelm herüber und wiederholte seine Erklärung, indem er beifügte, er vermute, daß die Gefangenen meinen, jeder wolle einen Monatssold geben. Dies machte natürlich einen gewaltigen Unterschied; denn die Zahl der Landsknechte war weit größer — vielleicht zehnmal so groß, als die der Gefangenen. Um den wahren Sinn des Versprechens festzustellen, ging der Truchseß mit dem Grafen Wilhelm selbst zu den Gefangenen in die Kirche, um sie zu befragen. Diese blieben dabei, sie hätten jedem Soldaten einen Monatssold versprochen. Nun war der Konflikt da. Die Soldaten bestanden auf dem in Aussicht gestellten Monatssold, die Gefangenen konnten ihn nicht leisten. Der Bund und der Truchseß hätten den Knechten gern die Bürger und Bauern und das ganze Städtlein überlassen, obwohl ihnen bloß die fahrende Habe gebührte; doch blieben diese steif und fest bei der Forderung des Monatssoldes. Es entstand eine große Meuterei, die gegen acht Tage dauerte, da die Landsknechte den Dienst einstellten. Dieser Punkt war um so heikler, als die Aufständischen in Württemberg in das Gebiet des Truchseßen selbst eingefallen waren und vor Wolfegg und Waldsee lagen, weshalb der Truchseß schleunigst dorthin ziehen wollte. Auch machten viele Landsknechte anfangs Schwierigkeit, gegen die Bauern, die ihre Ernährer und Verwandte seien, zu ziehen. Erst als diese grausam gegen Verwundete und gefangene Landsknechte verfuhren, trat mehr Entschiedenheit ein. Bei dieser Sachlage blieb nichts übrig, als daß der Bund in einem Monat zu bezahlen versprach, und der Truchseß und Graf Wilhelm hierfür Bürgschaft leisteten. Die Hälfte für den Mann, zwei Gulden, wurde vor dem Abzug am 10. und 11. April geleistet, wie noch vorhandene Quittungen ausweisen, die andere Hälfte nach Ausgang des Monats. Wie viel von den Gefangenen dem Bunde ersetzt wurde, ist nicht sicher festzustellen, da die Berichte auseinandergehen. So hatte das vorschnelle Versprechen des Grafen Wilhelm eine verlorene Woche und großes Geldopfer des Bundes nach sich gezogen. Während dieser Zeit lagen die Gemeinen vor Leipheim, die Spitzen des Heeres vor der Stadt.



Die Übergabe von Leipheim. Originalzeichnung von A. Hoffmann.

4. Das Kriegsgericht auf dem Felde vor Leipheim.

Noch ein anderer Akt folgte auf die Niederlage der Bauern, nämlich das erste Kriegsgericht des obersten Hauptmanns in dem Felde zwischen Leipheim und Bubesheim. Am Dienstag nachts bat der Truchseß in seinem Schreiben an die Bundesräte, sie möchten ihm am folgenden Tage zeitig einen Henker schicken, da er keinen bei sich habe. Dies geschah, und traf der Henker am Mittwoch in Leipheim ein. Zugleich beschloß der Bundesrat, wie der Augsburger Bürgermeister Ulrich Artzt schreibt, man solle in beiden Städten die Vorgänger und Anstifter um die Köpfe kürzen, die beiden Pfarrer aber, die Aufruhr gemacht haben, an einen dürren Ast eines Baumes hängen. Im letzteren Punkte war der Truchseß milder als die Herren von der Diplomatie. Auf einem Samenacker vollzog sich der blutige Akt am Mittwoch Nachmittag ziemlich spät. Gefordert waren 14 oder 15 Mann. Darunter war Pfarrer Wehe, der ihm befreundete Prediger von Günzburg, Jörg Ebner von Ingstetten, Ulrich Schön von Leipheim, sein Tochtermann Melchior Harolt und 9 oder 10 andere, deren Namen nicht überliefert sind. Die Zahl der Hingerichteten wird verschieden angegeben, einige nennen außer Pfarrer Wehe fünf, andere sieben Anführer der Bauern; darunter sind die eben erwähnten Ebner, Schön und Harolt.

Zuerst wurde Pfarrer Wehe vorgeführt und vernommen. Daraus wird gemeldet, wie der Truchseß sprach: „Pfarrer, dafür wäret Ihr Euch und uns wohl gewesen, hättet Ihr das Wort Gottes, wie Euch geziemt, und den Frieden geprediget, so dürftet Ihr nicht in der Not sein und wäret wohl sicher vor mir“. Darauf antwortete der Pfarrer: „Gnädiger Herr, mir geschieht Unrecht, ich habe nichts Aufrührerisches gepredigt, sondern das göttliche Wort“. Darauf sprach der Truchseß: „Ich habe ganz anderes erfahren; wäret Ihr ein evangelischer Mann, so hättet Ihr nicht beigeholfen, den Leuten das Ihrige zu entführen und zu nehmen. Richtet Eure Sache zu Gott!“

Indes wurden vorher die übrigen vernommen und enthauptet, und zuletzt das Todesurteil an Wehe vollstreckt. Als Jörg Ebner daran kam und ihm seine bösen Händel, namentlich sein Verhalten vor Weißenhorn vorgehalten wurden, entschuldigte er sich und leugnete, er habe sein Leben lang keine böse Sache gethan. Da war der Bürgermeister Schwarz von Weißenhorn an Ort und Stelle gegenwärtig. Den berief Herr Jörg und sprach zu ihm: „Der Bayr sagt, er habe sein Leben lang keine böse Sache gethan; ist dem also? Sagt an, wie er sich vor Weißenhorn gehalten hat.“ Der Bürgermeister hielt ihm Stück für Stück vor, wie er gehandelt habe, und fragte dann: „Ist dem also, wie ich gesagt habe?“ Nun mußte er Stück für Stück bekennen und konnte keines leugnen. Nach solchem Bekenntnis sprach Herr Jörg zu dem Bayr: „Du bist ein Galiläischer“. Er wurde abgeführt und enthauptet. Über das Verhör der übrigen Bauernführer melden die Berichte nichts.

Zuletzt wurde Pfarrer Wehe in den Ring, den die Soldaten, wie es scheint, um das Blutgericht gebildet hatten, geführt. Des Truchseßen Kaplan fragte ihn, ob er beichten wolle. Er antwortete: „Nein“ und fügte bei: „Liebe Herren, ich bitte euch, daß ihr euch über mich nicht ärgern wollt, daß ich nicht beichte. Ich habe Gott meinem himmlischen Vater gebeichtet, der mein Herz besser als jemand anderer kennt.“ Was hierin die vor ihm Gerichteten thaten, ist nicht gemeldet. Schon vorher hatte er seine Leidensgenossen getröstet und sie auf das Paradies hingewiesen. Mutig und gefaßt, dankte er Gott, daß er ihn aus diesem Jammerthal zu sich nehmen wolle. Er fing an, lateinisch den 30. Psalm zu beten: In te Domine speravi — auf dich, o Herr, hoffe ich, laß mich ewig nicht zu Schanden werden.“ Er betete auch mit den Worten Christi am Kreuze für seine Gegner. Indes führte ihn der Meister auf den Platz der Hinrichtung. Er kniete nieder und sprach noch die im genannten Psalm vorkommenden Worte: „In Deine Hände befehle ich meinen Geist“. Dann fiel sein Haupt unter dem Schwerte. — So mußte dieser Mann die folgenschweren Wandlungen des Lebens, in welche der aufgeregte Zeitgeist sein Geschick gestürzt hatte, sühnen.

Der andere Geistliche wurde nicht hingerichtet, sondern erbeten. Früher Gegner der Neuerung, war er durch die Herrschaft der Bauern in Günzburg in deren Gefolge geraten. Deshalb wurde er milder als Wehe behandelt. Doch hat ihn der Truchseß mit seinem Heere lange als Gefangenen umhergeführt. Endlich wurde er um 70 Gulden losgekauft. Auch verlor er seine Pfründen, nämlich die Prädikatur in Günzburg und die durch einen Edlen von Hirnheim verliehene Pfarrei Wagenhofen. In den Diözesen Augsburg, Konstanz und Eichstätt (?) durfte er nach einigen 6 Jahre, nach anderen sein Leben lang nicht mehr predigen. Die alten Nachrichten verschweigen seinen Namen; nach unverbürgtem Berichte soll er Johann Winkler geheißen haben und ein Günzburger Bürgerskind gewesen sein. — Von den übrigen Gefangenen gab der Truchseß einen den Reisigen, einen den Landsknechten, und zwei junge Bauernknechte gab er den (treugebliebenen) Bauern, damit sie auch etwas von der Beute hätten.

5. Weitere Strafen gegen die Aufständischen.

Am folgenden Tage, Donnerstag den 6. April, ritt der Truchseß mit Gefolge nach Langenau, einem großen Flecken, nördlich von Ulm gelegen, und damals zum Gebiete dieser Reichsstadt gehörig. Dessen Pfarrer, Jakob Finsternauer, war, ähnlich wie Wehe, der religiösen Neuerung und der Bauernerhebung ergeben, weshalb der Ort sofort der Mittelpunkt eines aufständischen Haufens wurde. Nach dem Treffen von Leipheim hatte es sich sofort auf Gnade und Ungnade ergeben. Am genannten Tage wurden fünf gefangen genommen und zwei davon, Martin Hering und Martin Neyffer, hingerichtet. Der Pfarrer und der Feldhauptmann Hans Ziegler waren entkommen. Es wurden dem Orte 2000 Gulden Buße und andere Strafe auferlegt. Auch in Ulm wurden mehrere gefangene Bauern mit dem Schwerte gerichtet. Die Gefangenen waren dort teils in der Schule, teils im Spital untergebracht. Natürlich gab es über die Bestrafung einzelner Aufständischer, namentlich der Rädelsführer, in diesem und den folgenden Jahren noch viele Verhandlungen zwischen dem Bunde und den einzelnen Ständen und Herrschaften.

Die Stadt Leipheim traf durch ihre Ulmer Herren, unter denen sie seit Mitte des 15. Jahrhunderts stand, schwere Strafe. Zu dem erwähnten Monatssold der Landsknechte mußte sie 1500 Gulden leisten. Auch hat man beide Thore abgehoben, so daß sie die Stadt nicht mehr schließen konnten. Sie sollten keine andere Wehr als Messer oder Degen tragen,

und keinen Spieß, keine Hellebarde oder Büchse führen. Ihr Stadtgericht wurde aufgehoben, und mußten sie eine Zeit lang bei dem Ulmischen Gerichte in Langenau Recht suchen. Auch andere Rechte, wie die geistlichen Lehen, Pfründen und Anderes wurde ihnen genommen. Etliche durften keine Wirtshäuser, Kirchweihen oder Hochzeiten besuchen. Mehreren Frauen wurde aufgelegt, daß, wo zwei beieinander ständen, die dritte davonginge. Mehrere aufrührerische Weiber mußten zeitlebens das Ulmer Wappen an all' ihren Kleidern tragen. Denn besonders die Weiber sollen es gewesen sein, welche, von Pfarrer Wehe gewonnen, ihre Männer zum Aufruhr trieben. Etliche wurden in die Gefängnisse von Albeck gesperrt, und Lutz Diettenheimer und Blasius Thurenbeck wurde die Herrschaft derer von Ulm und vier Meilen dahinter verboten. Denen von Nerenstetten, das Ulm besonders treu geblieben war, mußten sie jährlich zur Fastenzeit ein Kalb zum Geschenk bringen. Natürlich wurden diese Strafen nicht alle sofort nach der Schlacht, sondern einige Monate später von Ulm aus verhängt, und dauerten einige nur ein paar Jahre.

Glimpflicher erging es Günzburg, weil es von den Bauern überlistet und unfreiwillig abgefallen war. Die Schuldigen sollten 900 Gulden „Ranzion" an die Reisigen und etliche hundert Gulden Brandschatzung bezahlen, während der Rat und sein Anhang frei ausging. Doch wurde noch Nachlaß gewährt, und scheint der Pfleger Besserer 100 Gulden bezahlt zu haben.

Außer Leipheim, Günzburg und Langenau ergaben sich sofort nach der Schlacht viele andere Flecken, darunter 12 zur Herrschaft Weißenhorn gehörige. In den folgenden Tagen schlossen sich noch viele weitere Ortschaften an, um von harter Strafe verschont zu bleiben. Überhaupt war im Gebiete zwischen Ulm, Günzburg und Roggenburg der Aufstand sofort gebrochen, während im südlichen Gebiete erst Anfang Juli nach der Rückkehr des Truchseßen aus Franken Ordnung geschafft wurde. Auch in weiteren Kreisen verbreitete der blutige Tag vor Leipheim gewaltigen Schrecken vor der Macht Georgs v. Waldburg.

6. Abzug nach dem württembergischen Oberlande.

Natürlich litten die benachbarten Orte manigfach durch Plündern und Beschädigung während der Woche, da die Armee müßig vor Leipheim lag. Daher war man herzlich froh, als sie endlich am Dienstag in der Karwoche (11. April) abzog. Die Reisigen wandten sich zunächst gegen Pfuhl, die Fußknechte und das Geschütz gegen Gögglingen (Württemberg). Am folgenden Tage kamen sie gegen Baltringen und Leipheim. Anfangs hatte der Truchseß beabsichtigt, durchs Rotthal heraufzuziehen, um über Illertissen in seine Herrschaften zu kommen. Doch brachten ihn Gegenvorstellungen des Bürgermeisters Diepold Schwarz von Weißenhorn und wohl auch andere Erwägungen davon ab. Da eben der Illertisser Hause, der das Kloster Ochsenhausen geplündert hatte, sich zerstreute, konnte er sich zum Entsatz seiner Herrschaften Wolfegg, Waldsee und Zeil wenden. Dort leitete ein ehemaliger Geistlicher, Namens Florian, zahlreiche Haufen. Bei Wurzach kam es am Karfreitag zum Treffen. Die bündischen Geschütze feuerten dort mit solcher Heftigkeit gegen die Bauern, daß man nachmittags zu Weißenhorn gegen hundert Schüsse hörte. Die Bauern wichen nach Gaisbeuren zurück, das drei bündische Knechte in stockfinsterer Nacht anzündeten. Am Ostermontag, einen Tag nach den Greueln von Weinsberg, kam es dann zum Vertrag von Weingarten, worauf sich der Truchseß nach dem nördlichen Württemberg und nach Franken wenden mußte. Im Laufe des Monats April und in den ersten Tagen des Monats Mai mußte der Truchseß den Bund wiederholt mahnen, die zweite Hälfte des vor Leipheim versprochenen Monatssoldes den Knechten auszubezahlen, da er sonst als Bürge mit Freiheit und Leben in Gefahr käme.

Überblickt man schließlich den blutigen Vorgang vor Leipheim, so sieht man, daß auf Seite der Aufständischen jede nennenswerte Planmäßigkeit zum Widerstande gegen eine geordnete Heeresmacht fehlte. Man trifft nur unbeholfene schüchterne Versuche, die sich benehmen, als ob es mehr Scherz als Ernst wäre. Daraus wurde hier so blutiger Ernst. An Widerstandskraft war es bei den Algäuer Haufen viel besser bestellt. Hier wie dort mußten Ströme von Blut vergossen werden, bis man begriff, daß soziale Übel durch gewaltsame Empörung nicht geheilt, sondern verschlimmert werden.

Kleine Mitteilungen.

Das böse Zipperlein. Unter den im Jahre 1493 auf einem Landtag nach München einberufenen Ständen befand sich auch Hanns Paulstorfer der ältere zu Kürn (jetzt LG. Regenstauf), ein Mitglied des Löwenbundes, und entschuldigte sich in seinem Schreiben an den Herzog Albrecht u. a. mit folgenden Worten: „Als mich Ew. F. G. auf den Sonntag Oculi schierist gen München in eine Landschaft erfordert haben, darauf ich willig und auf dem Weg gewesen bin, als Ew. G. Landsaß gehorsamlich zu erscheinen, so hat mich Gottes Gewalt und Blödigkeit meines Leibes jetzt in der Pfingstnacht vorgangen fast begriffen, daß ich mit Verlaub vor Ew. Gnaden in einem Knie grossen Leiden habe erstglaubend, und vor nie, daß das Podagra mit aller seiner Macht an mich kommen sei, dadurch ich und aus keiner andern Sache, sondern der Krankheit halben meines Leibes nicht kommen mag (kann)".

Schlimme Klosterwächter. Im Jahre 1525 zogen die aufständischen Bauern auch gegen das Nonnenkloster Frauenroth bei Kissingen. Um nun dieses sowie Kloster Hausen zu hüten, legte der Amtmann von Aschach, Eiring von Rotenhan, die zuverlässigsten Hintersassen als Wache hinein. Diese zehrten aber das Beste aus Keller und Küche auf, „und es begann ein Laufen in das Kloster, weil alle wollten wachen helfen". Als nun der Amtmann eine solche Wirtschaft abstellen wollte, antworteten die Wächter am 13. April mit Büchsenschüssen und erklärten, er schelte sie mit Unrecht Ungehorsame, indem sie ihrem Herrn in Würzburg keine Gewalt thäten, ihm Fron, Reise und Abgaben nicht verweigerten und nur auf des Amtmanns Geheiß das Kloster besetzt hätten und beifügten: „Uns ist kunt, unserm gnädigsten Herrn und allen, die aus gleicher göttlich Geschrift unterweist seyn, daß die Klöster nit gott dienen, sondern dem Teufel, das nymant anders beweren mag, das unser fürnemlich ursach ist, solche schalkheit zu weren". Sie sagten zwar am 15. April dem Amtmann Frieden zu, und er verschaffte ihnen am 18. April Verzeihung des Bischofs mit dem Bemerken, daß ihre Beschwerden beim Landtage sollten gewürdigt werden. Allein sie bereuten bald ihre dem Amtmanne gemachte Zusage, zogen am 21. April vor sein Schloß Aschach, stürmten dasselbe und führten ihn nebst acht Edelleuten gefangen nach

Schweinfurt. Weil es aber da an Lebensmitteln für die Bauern gebrach, zerstreuten sie sich und zogen nach anderen Klöstern und Schlössern.

Johannisfeuer. Wer am Abend des Johannistages einen unserer Bamberger sieben Hügel, die jetzt fast alle mit sehr respektabeln, den Aufstieg lohnenden Bierrestaurationen „gekrönt" sind, ersteigt und hinauslugt in das schöne Frankenland, der wird bei Eintritt der Dunkelheit ganz angenehm überrascht durch die Dutzende und Dutzende von Feuersäulen, die auf den näher gelegenen Bergeshöhen sichtbar werden, während die fernen Bergkuppeln wie mit einem Stern vierter bis achter Größe erscheinen.

So huldigt der biedere Franke noch dem aus heidnischer Vorzeit übernommenen Brauche des Johannisfeuers, des Sonnwendfeuers. Das Hasten und Jagen, das Drängen und Ringen um Erwerb hat das Gemütsleben noch nicht völlig erdrückt, und auch der „aufgeklärte" Städter freut sich mit den Naturkindern der Berge da drüben, namentlich wenn er nach vorgenommener Rundschau auch in seinem von der Hebe kredenzten Stein noch einen guten Tropfen Natur vorfindet.

Da leuchtet's am nahen Hügel der Vorstadt ebenfalls auf, und Buben und Madel singen und springen dabei durchs Feuer, dessen Nahrung sie seit zwei Tagen fleißig gesammelt. Eine Stunde zuvor — vor dem Feueranzünden — sind sie nochmals in ihrer Gasse herumgezogen und haben um kleine Beiträge gebeten:

„Ihr lust'gen Bub'n am heutigen Tog;
Heut' ist der heilige Johannistog.
Summer=Frühling, woll'n mer singa
Über klana Feuer springa.
Hoh, hoh, Stuhlpatron.
Zünd mein Madel sein Rock net on.
Daß sie nimmer spinna kon.
Is a braver Herr im Haus
Langt er a Scheitla Holz heraus.
Is kaner driuna
Die Holzlag wer'n mer finna."

oder auch:

„Will er aber kan's hergeben
Soll er 's nächst Jahr nimmer leben."

In unserem Nachbarstädtchen Scheßlitz (slawischen Ursprungs) versammeln sich regelmäßig am Johannistag gegen Abend die sämtlichen Schuljungen am oberen Ende und ziehen dann unter folgendem Spruch von Haus zu Haus:

„Lustig Bum (Buben) am heuting Tog
Is der heilige Johannistog
Frühling=Sommer wölln mer singa
Über's Hanäsfeuer springa.
Holz is teuer, kümt der Ma vo Hollfel (Hollfeld)
Macht er's wieder wolfel (wohlfeil).
Herrla, Herrla Michl
Herrla, Herrla Sichl
Herrla, Herrla toller Mo,
Zünd der Mad ihrn Rocken o
Daß sie nümmer spinna ko.
Is a frommer Herr im Haus,
Langt er a Bündla Reißig raus.
Is ka's drinna
Die Holzlag wern mer finna".

Die also gesammelten Gaben werden dann vor der Stadt aufgeschichtet, und mächtig lodert die Feuersäule auf. So haben es die heidnischen Bewohner unserer Gegend vor vielen Jahrhunderten gemacht, so ist der Brauch, freilich unter anderen Voraussetzungen, auf unsere Zeit überkommen.

Die Reichsstadt Nürnberg hat sich dagegen wiederholt veranlaßt gesehen, den „Unfug" zu verbieten. So lautet ein Ratsdekret vom 20. Jänner 1653 wie folgt:

„Demnach bißhero die Erfahrung bezeugt, daß alter heidnischer böser Gewohnheit nach, Jährlichen an den Johannestag, auff dem Land, sowohl in den Städtlein, als in den Dörffern von jungen Leuten Geld und Holtz gesamlet, und darauf das sogenannt Sonnenwendt= oder Zimmtsfeuer angezündet, dabei gezecht und getrunken, vmb solche Feuer gedantzet, darüber gesprungen, mit Anzündung gewisser Kräuter und Blumen, und steckung der Brandt aus solchen Feuer in die Felder, und sonsten in vielerley Werg, allerhand abergläubischer Werck getrieben worden, welches alles aber nicht allein Sünde vor Gott, sondern auch vor Christlichen und Ehrliebenden Leuten eine Schand, und insgemein sehr beschwerlich, ärgerlich und gefährlich gewesen, und dahero ferner nicht nachzusehen: Als hat ein E. E. Rath der Statt Nürnberg, tragender Obrigkeitlichen Ambts halben, sonderlichen bey gegenwärtigen Zeiten, da der Allmächtige Gott hin und wider in dem lieben Vaterland Teutscher Nation, aus gerechtem Zorn, unterschiedlich große Brunsten verhängt, und erst kurz vertrukter Zeit, wie leider wißlich, in Zwyn schönen Dörffern Zwey große Zorn=Feuer auffgehen lassen, dadurch in wenig Stunden vil Zimmer eingeäschert, und viele arme Leute gemacht worden sind (in einem späteren Rathsdekret vom 17. Juni 1754 heißt es statt und erst" — wurden: „Und dieß Jahr etlicher Orten der Wetterschlag gestraft, auch von dergleichen Zimmetsfeuer großen Schad und Feuersbrunst verursachte, und arme Leuth gemacht werden können"), nicht unterlassen sollen, noch können, solche und andere dem Allerhöchsten mißfällige Ungeschicklichkeiten, abergläubische und Heydnische Werk, und gefährliche Feuer, bey bevorstehendem Johannistag abzustellen.

Und gebieten Ihre Herrl. hierauf ernstlich, daß alle Ihre Bürger, Unterthanen und Verwandte auff dem Lande, dero Kinder, Ehehalten, Manns= und Weibspersonen, Jung und Alt, sich des Geld= und Holtzsamblens, wie auch auff den Gassen und Strassen, Plätzen, Feldern, Wiesen und Angern des anzündens des sog. Sonnenwendt= oder Zimmetsfeuers, des dabey vorgegangenen Fressens und Sauffens, Tanzens, Springens, und anderer darüber verübter abergläubischer Werk und unchristlicher Ungebühr, wodurch der Höchste erzürnt, und die Jugend zu sträfflichen Leben und Wandel angewohnet, männiglichs aber geärgert wird, allerdings und gänzlich enthalten sollen, bey Straff Zehen Gulden, welche unnachlässig von denen, so wider diß wolgemeinte Verbot freventlich handeln, nicht allein alles Ernstes eingefordert, sondern auch gegen sie mit andern schweren Straffen nach Gestalt des Verbrechens, verfahren werden solle. Darnach sich männiglich zu richten und vor Schaden und Nachtheil zu hüten hat."

Decretum in Senatu 20. Juni 1653.

A. Schuster.

Reimsprüche an Häusern zu Schwandorf. Am Jakobischusterhause: „St. Crispinus und Crispinian, zwei römisch edle Herrn, Machten Stiefel, Schuhe und Pantoffel, die Heiden zu bekehrn: Daraus man soll die Lehre ziehen, welch große Herrn die Schuster seynd und wie man sie sollt ehrn." Am Glätzlhause: „Laßt die Neider neiden und die Hasser hassen: Was mir Gott gibt, muß doch jeder lassen."

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für bayerische Geschichte und Landeskunde.

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

No. 41. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

Einer der Bürger raunte seinem Nachbar zu: „Kannst Dich darauf verlassen, Peter, daß er kein Wort von unserer Unterhaltung hört. Zudem verstünde er es ja nicht, denn er ist kein Hiesiger, sondern ein Ausländer, ein Franzose, glaube ich. Er muß direkt von der Polizei herkommen. Ich habe ihn eintreten sehen, gerade als ich herauskam."

„Du hast wegen der dummen Geschichte hinauf müssen? Wie war denn der Schumacher gegen Dich?"

„Brauchst nicht zu fragen; aufgeblasen und patzig wie immer, bildet sich mehr ein wie der ‚Wurm' selber."

„Mir ist der Kerl im Grund der Seele zuwider. 's ist, weiß Gott, ein großer Skandal, daß unsereiner, erbangesessener Bürger, sich von einem solch hergelaufenen Schreiber muß so behandeln lassen."

„Wenn's nur wenigstens ein studierter Mann wäre! Wo ist denn der grüne Bursch eigentlich her?"

„Er soll eines Kammachers oder Strumpfwirkers Sohn aus Feuchtwangen sein."

„Der Federfuchser steigt aber umher, als stamme er aus gräflichem Hause, dabei lebt er gar nicht schlecht, möchte nur wissen, woher er die Mittel dazu nimmt."

„Jawohl, neulich hat er in Gesellschaft geprahlt, daß er vor Jahren einmal eine Flasche Rüdesheimer Kabinettsstück um 20 Gulden getrunken."

„Der Kerl verdient Stockprügel. Unsereiner muß froh sein, wenn es zu einem Gläschen Krätzer langt."

Mit diesen Worten reichte der Bürger sein leeres Glas dem Wirt zum Auffüllen.

„Ich verzapfe keinen Krätzer, Schorsch, darum möcht' ich schon gebeten haben", sagte der Wirth, halb ärgerlich, halb belustigt.

„So war's auch nicht gemeint. Schenk nur brav ein, und dann trinken wir eins auf bessere Zeiten. Aber sagt mal, was uns die neue Zeit eigentlich gebracht? Gutes sicherlich nicht."

„Hast recht, Peter. Die neue Ordnung kann meinethalben der Henker holen. Wegen der geringsten Kleinigkeiten hetzen sie uns jetzt die Polizei auf den Hals."

„Das Schönste sind doch die allerletzten Verordnungen. Jetzt darf man nimmer mit Wagen und schwerem Fuhrwerk über die Fleischbrücke fahren. Wahrscheinlich weil's der Ochs auf der Fleischbank nicht leidet!"

„Nein", berichtigte ein anderer, „es ist der Sicherheit wegen, und der Verkehr soll mehr auf die Barfüßer-(Museums-) Brücke abgeleitet werden. Solche Beschränkungen könnte man sich zur Not noch gefallen lassen. Meinst Du nicht auch, Müller?"

„Darüber", entgegnete der Angeredete, „wollte ich gar kein Wort mehr verlieren, wenn man nur sonst einigermaßen schonender zu Werk gegangen wäre. Aber man glaubte, die Spuren des alten Regiments und der alten reichsstädtischen Zeit nicht schnell genug vertilgen zu können."

„Hast recht, da haben sie die ehemaligen Kronwagen in der Peunt alsbald anderswie verwendet und die Pferde im Bauamt und im Marstall zu Spottpreisen verkauft."



„Am meisten muß uns die Verschleuderung unersetzlich wertvoller Kunstwerke schmerzen", sagte Müller nachdenklich. „Im Rathaussaale befand sich, wie ihr alle wissen werdet, ein vom Meister Peter Vischer für die Grafen Fugger gefertigtes höchst kunstvolles Gitter. Es ist aber nie an den Ort seiner Bestimmung gekommen, denn nach Vischers Tode im Jahre 1540 ist es von dessen Erben für die Stadt angekauft worden. Die genaue Summe kann ich nicht nennen, aber ich weiß, daß es am 4. November 1806 unter den Hammer kam."

„Nun, und was geschah damit?" fragten die anderen, neugierig die Köpfe zusammensteckend.

„Der Kaufmann Fränkel in Fürth drüben erstand es, ich möchte sagen, als altes Eisen, den Zentner um 53 fl. 32 kr. Später überließ er es gegen eine bedeutende Provision dem hiesigen Handelshause Kästner & Schnell, die es nach Frankreich, man sagt, nach Lyon verkauften."

„Neulich hörte ich, daß drei Thüren dieses überaus kunstreichen Gitters in Nürnberg geblieben seien und eingeschmolzen wurden."

„Das mag sein. Ist es doch dem Gitter des Lorenzer Brunnens und des Wasserspeiers am Neubau hinten nicht anders ergangen. Ich habe sogar ganz bestimmt behaupten hören, daß man es auf das herrliche Sebaldus-Grab abgesehen hat. Es soll im Ganzen oder doch zum Teil verkauft werden."

„Das leiden wir nicht, können wir nicht dulden. Ist's nicht genug, daß man schon alles Mögliche veräußert hat: kirchliche Geräte, silberne Gefäße, Meßgewänder, kupferne Dachbedeckungen, kunstvoll geschnitzte Kirchenstühle und, wer weiß, was noch alles?"

„Ich glaube nicht", erklärte ein anderer, „daß der König von Bayern eine solche Verschleuderung von Kunstwerken, die geradezu unersetzlich sind, befohlen hat oder auch nur billigt."

„Ich habe den König gesehen, als er vor acht Jahren zum ersten Mal nach Nürnberg gekommen ist. Er hatte das Aussehen eines sehr guten Mannes."

„Ja, das soll er auch sein. Sie haben ihm bei seinem Einzuge einen großen Empfang bereitet."

„Im Jahre darauf hat er uns seinen Sohn, den Kronprinzen Ludwig, geschickt, welchem es gut bei uns gefallen hat. Wenigstens ist er einige Tage hier geblieben."

„Mir schien er ein hochgebildeter und dabei höchst leutseliger Herr zu sein, der sich in gleicher Weise für Kunst wie für Handel und Industrie interessiert. Am Sylvesterabend ließ er ja die Vorsteher des Handelsstandes zu einer Audienz bescheiden. Auf sein Begehren mußten die Herren ihm ein wahrheitsgetreues Bild der Lage des Nürnberger Kommerziums entwerfen. Die Schilderung konnte freilich keine rosige sein, doch suchte der Kronprinz zu trösten, indem er auf bessere Zukunft verwies."

„Es hat sich was mit der besseren Zukunft!" brummte einer der Gäste, „aber nunmehr scheint mir's hohe Zeit zum Aufbruch. Allzulange dürfen wir die Weiber mit der Suppe nicht auf uns warten lassen, das verdirbt die gute Laune. Also Prosit allseits, ihr Herren."

Bald darauf hatte sich die Wirtsstube geleert, nur der Oberst saß beharrlich bei seiner Flasche, in tiefe Gedanken versunken. Da machte der Wirt sich in seiner Nähe zu schaffen, Laharpe blickte auf, um eine Frage an ihn zu richten.

„Sagt mir doch, kennen Sie den Mann näher, den die Herren dort mit Müller angeredet?"

„Ob ich ihn kenne! Es ist Herr Müller, langjähriger Prokurist im Wägelschen Handelshause am Milchmarkt."

„Bei Wägel also? Und schon seit langer Zeit, sagen Sie? Wie lange wohl schon?"

„So lange ich zurück denken kann, wohl über vierzig Jahre."

„Also schon bevor die Franzosen nach Nürnberg gekommen sind?"

„Will's meinen, Herr. Das ist ja noch nicht so lange her, ich erinnere mich dieser Zeiten noch sehr wohl."

„Ah, da können Sie mir wohl sagen, ob nicht ein französischer Offizier dort im Quartier gelegen, im Jahre 1796?"

Nachdenklich wischte der Wirt mit flacher Hand über die Stirn, dann sagte er: „Da bin ich überfragt. Es wird wohl so gewesen sein, wir hatten ja damals ungeheuer viel Militär in der Stadt. Aber wo die Offiziere waren, wüßte ich mit allerbestem Willen jetzt nicht mehr anzugeben. Es hatte damals jeder genug für sich zu thun, und keiner konnte sich viel um den Nachbar kümmern. Ich weiß nur, daß Herr Wägel damals im August als Geisel von den Franzosen nach Frankreich abgeführt worden ist und erst nach einem Jahre wieder heimkam. Damals hat auch ein Gewittersturm einen Hausgiebel eingerissen, Madame Wägel wäre beinahe erschlagen worden, man hat sie halbtot unter dem Schutt hervorgezogen. Alle Kunst der Ärzte hat wenig geholfen, denn seitdem ist die Frau geisteskrank, eigentlich mehr gemütsleitend."

„Das sind ja furchtbare Geschichten, die Sie mir da erzählen!" erwiderte der Gast nachdenklich. „Mich interessiert dergleichen ganz außerordentlich. Ich bin nämlich vor langer Zeit auch schon einmal hier in Nürnberg gewesen, war selbst französischer Offizier."

„Wenn Sie über die hochachtbare Familie Wägel noch mehr zu erfahren wünschen, so thun Sie am besten, noch etwas zu warten", sagte der Wirt zum Obersten. „Vor einigen Wochen ist nämlich ein junger Mann, Landsmann von Ihnen, dort auf dem Comptoir als Volontär eingetreten. Er nimmt bei mir seinen Mittagstisch und wird gleich hier sein."

„Das trifft sich ja ganz vortrefflich. Dann sind Sie wohl so freundlich und besorgen auch für mich ein kleines Dejeuner sowie eine zweite Flasche von Ihrem ausgezeichneten Macon."

Wenige Minuten später betrat in der That ein junger Mann, in dem man den Ausländer auf den ersten Blick erkannte, das Wirtszimmer. Henri Martin, Commis in dem Wägelschen Handelshause, war entschieden eine höchst einnehmende und gewinnende Persönlichkeit mit anmutig-leichten Umgangsformen. Aus den offenen intelligenten Zügen des hübschen Gesichtes sprach ein beweglicher, energischer Geist, gepaart mit jugendlichem Frohsinn. Der Oberst erhob sich von seinem Sitze, dem Neuangekommenen einige Schritte entgegen zu gehen, dann erfolgte die gegenseitige Vorstellung. Wenn irgend ein glücklicher Zufall Landsleute in der Fremde zusammenführt, dann ergibt sich in der Regel eine Annäherung ganz von selbst. So hatten denn alsbald die beiden im Alter so ungleichen Franzosen mit einander nähere Bekanntschaft

gemacht, die nach der zweiten Flasche, nachdem jeder dem andern in kurzen Zügen seine Lebensgeschichte erzählt, zu brüderlicher Freundschaft sich verdichtete.

„Es ist sonst meine Art nicht, ohne weiteres mit dem nächstbesten Brüderschaft zu machen, Henri", sagte Laharpe, den jungen Landsmann freundlich anblickend. „Aber Du hast mir gleich vom ersten Augenblick an, als Du in das Zimmer getreten, ausnehmend wohl gefallen."

„Soll ich Dir das Kompliment zurückgeben?" lachte der Andere, und dabei leuchteten aus dem geöffneten Munde zwei Reihen tadelloser Zähne. „Du siehst aus, wie der grimmigste Eisenfresser, bist aber doch der gutmütigste Mann von der Welt. Aber sage mir, was führt Dich hierher nach Nürnberg?"

„So genau kann ich es nicht sagen", entgegnete der Oberst zögernd, „weil — weil ich es selbst nicht weiß. Na", setzte er dann lebhafter hinzu, „warum sollst Du es nicht erfahren dürfen? Ich bin hier, um — kurz und gut, ich möchte, in aller Stille natürlich, Nachforschungen anstellen über das Verbleiben eines alten Waffengefährten."

„Über das Verbleiben eines alten Waffengefährten?" fragte erstaunt der Commis.

„Ja, ich spreche von meinem Milchbruder, dem damaligen Kapitän Prüd'homme. Du hast wohl schon gehört, daß vor 20 Jahren die Franzosen Nürnberg occupiert hatten?"

„Gewiß, davon unterhalten sich die Spießbürger ja heute noch gern. Auch bei Wägel war ein Offizier, ich glaube ein Husar, einquartiert. Man hat mir sogar einmal den Namen gesagt, den ich jedoch wieder vergessen habe."

„Der fragliche Offizier ist eben mein Freund gewesen. Damals fügte es sich, daß auch ich, freilich nur so im Vorübergehen, nach Nürnberg kam. Ich hörte von Kapitän Prüd'homme reden und suchte ihn in seinem Quartier auf. Wir verbrachten zusammen einige vergnügte Abendstunden, aber schon am andern Tag rief der Dienst mich ab. Ich mußte weiter ziehen und habe seitdem von meinem Freunde nichts mehr gehört!"

„Hast Du Dich denn erkundigt, ob er nicht gefallen ist? Damals hat es tagtäglich kleinere Gefechte und später blutige Schlachten gegeben."

„Ich weiß es wohl. Unser Regiment ist nach Österreich abkommandiert worden, dort haben wir uns tüchtig herumgeschlagen. Ich bin dann oft mit französischen Husaren zusammengetroffen, auch mit Offizieren von Georges Regiment. Aber keiner wußte mir Auskunft zu geben über den Kapitän Prüd'homme."

„Das ist doch höchst sonderbar!" sagte der aufmerksam zuhörende junge Kaufmann. „Dein Waffenbruder hatte jedenfalls einen Diener, hast Du auch von dieser Seite her nichts erfahren?"

„Leider nichts, denn der arme Pierre wurde schon Tags darauf durch Zufall von einem Vorposten erschossen."

„Allerdings fatal. Hast Du Dich an das Kommando gewendet um nähere Auskunft?"

„Gewiß that ich es. Ich habe nichts unterlassen, um Sicheres zu erfahren über George Prüd'homme. Seinem Regimente galt er freilich sofort als ein Verschollener, denn er fehlte ja schon beim Abmarsch."

„Aha, ich verstehe, und gerade damals hatte die Heeresleitung wenig Zeit, sich um den einzelnen zu kümmern."

„Natürlich. Man hat mit Recht angenommen, daß, wofern er überhaupt noch am Leben, er selber am besten wissen werde, wohin er gehöre, und da er nimmer zu seinem Regimente gestoßen, so wurde er in den Listen erst als Vermißter aufgeführt, später ist sein Name gänzlich gestrichen worden. Das ist alles, was ich in Erfahrung bringen konnte infolge meiner eifrigen Nachforschungen, die ich beharrlich seit 20 Jahren, mit großen Unterbrechungen begreiflicherweise, fortgesetzt. Das eine ist mir zu unumstößlicher Gewißheit geworden, daß mein Freund hier in Nürnberg verschwunden ist. Zu entscheiden, ob er eines natürlichen Todes gestorben oder ob er das Opfer eines Verbrechens geworden, darüber fehlen mir zur Stunde noch die bestimmten Anhaltspunkte. Aber ich bin fest entschlossen, das unheimliche Dunkel zu lichten, in welches die letzten Lebenstage meines unglücklichen Freundes gehüllt sind."

Der Oberst hatte mit bewegter Stimme gesprochen, jetzt hielt er inne, mit hastiger Bewegung die feucht gewordenen Augenwimpern zu wischen.

Auch sein Zuhörer war gerührt, dann sagte Henri: „Ich wünsche Dir von Herzen die allerbesten Erfolge. Nur meine ich, daß, nachdem so lange Zeit seitdem verstrichen, die Lösung einer solchen Aufgabe sehr erschwert sein wird, wenn sie überhaupt noch möglich ist. Warum bist Du zu diesem Zwecke nicht schon früher hierher nach Nürnberg gekommen?"

„Warum? Sonderbare Frage! Konnte ich denn früher kommen? Hat mich ja das Schicksal durch halb Europa geführt. Doch will ich nunmehr mich um so energischer ans Werk machen und ich zähle dabei auf Deine freundliche Mithilfe."

„Die ich Dir zum voraus verspreche, obgleich ich nicht weiß, was Du von mir verlangen wirst."

„In keinem Falle verlange ich Unehrenhaftes, dessen kannst Du Dich versichert halten, Henri", sagte der Oberst, nach der Hand seines jungen Landsmannes greifend, um sie mit kräftigem Drucke in seine Rechte zu schließen. „Ich weiß nicht, was mich vom ersten Augenblick, da ich Dich erblickt, zu Dir hingezogen, aber das weiß ich, daß ich Dich von ganzem Herzen liebgewonnen habe, und so habe ich Dir, ganz gegen meine Gewohnheit, schon in der allerersten Stunde des Beisammenseins mein Herz erschlossen. Du sagtest mir, daß Dir noch ein Bruder lebt, hier in Nürnberg."

„Freilich, er ist Goldschläger und steht bei Stengel am Kornmarkt in Arbeit. Er zählt wohl fünf Jahre weniger als ich, doch ist er schon seit Monaten hier und hat bewirkt, daß ich zu Wägel gekommen bin."

„Werde ich auch ihn, Deinen Bruder kennen lernen?"

„Gewiß, es wird sich recht bald, hoffe ich, Gelegenheit dazu bieten. Nun aber ist meine Zeit abgelaufen, und ich muß in das Geschäft zurück. Also nichts für ungut. Mich kannst Du jeden Mittag sicher hier antreffen. Für heute, adieu!"

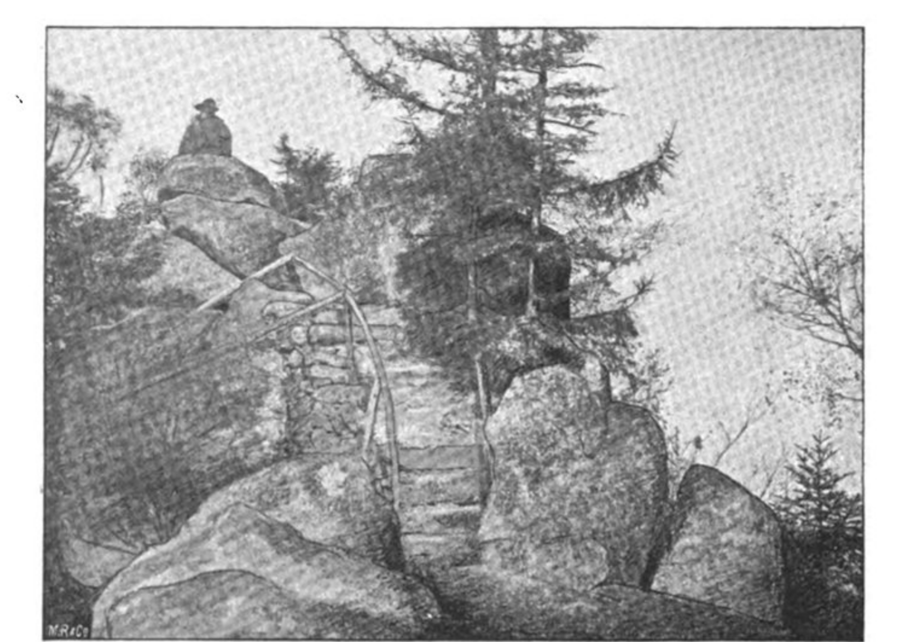
Und der junge Kaufmann verabschiedete sich mit warmem Händedruck von seinem Landsmanne. Wenige Minuten später verließ auch der Oberst das gemütliche Wirtsstübchen, nachdem er seine Zeche in dem bescheidenen Preisansatz jener Zeiten berichtigt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Stoipfalzlerisch.

Ländliches Bild aus dem Schwarzachthale von Georg Dorrer.

Trotzdem unsere Gegend innerhalb der natürlichen Grenzen des „Waldes“, der bloß politisch in einen Böhmer- und Bayerwald geschieden ist, gelegen, und dieser Wald jahraus jahrein von unzähligen Touristen bereist wird, fahren an uns die Fremden stets vorbei; sie bilden sich ihr Urteil über diesen Teil des Vorwaldes aus dem trostlosen Eindrucke, den das magere Föhrengehölz, welches das Dampfroß auf der verhältnismäßig langen Strecke von Schwandorf bis Pösing durcheilt, auf jeden, der die Gegend nicht näher kennt, ausübt, nichts ahnend von den verborgenen Schätzen eigenartiger Naturschönheit, die hinter den schlichten Föhren zu finden. Ja, schön ist's bei uns. Allerdings im Bädecker steht die Tour ins Schwarzachthal nicht. Auch fehlt dem harmlosen Fleckchen Erde so manches; aber du erhältst geradezu alles, was zu den elementaren und realen Lebensgenüssen eines Sommerfrischlers gehört: Münchner Bier, gutes Mastochsenfleisch, schmackhafte Fischkost, Krebse, Wild, vorzügliche Milch, so wie sie die Kühe bei würzigem, kräftigen Futter zu liefern vermögen — Manipulationen, die vom Gesichtspunkte des Nahrungsmittelgesetzes aus betrachtet werden müssen, sind bei uns noch nicht modern — billiges und gutes Logis. In dem zu beiden Seiten mit ausgedehnten Waldungen umgebenen Thale weht reine und harzig würzige Luft, die Gegend ist rings von Bergen eingeschlossen, daher gegen den rauhen Ost-, sog. böhmischen Wind so ziemlich geschützt und bietet eine Menge Ausflugspunkte. Nordöstlich von Neunburg v. W., da, wo sich in weiter Kurve das Murnthal gen Eixendorf hinaufzieht, steigen die Ufer schroff in die Höhe, wilde Felsen wechseln mit schönen Laub- und Nadelholzpartien, während der Fluß über eine zahllose Menge in seinem Bette zerstreut liegender Steine wild hinwegrauscht. Das Stampfen und Poltern der Schleifwerke, welche die Kräfte der Schwarzach nützen, das schmutzige Rot der Potte, die künstlichen Gerinne, die Straßenzüge haben zwar dem Thale seine Einsamkeit und wilde Romantik zum Teil genommen, aber dennoch wird jeder Fremde bezaubert von der eigenartigen Schönheit des Murnachthales.



Auf dem Schwarzwir. Die steinerne Wand. Zeichnung von G. Dorrer.

Viele Denkmale grauen Altertums findest du auf den Bergen und Felsen im Umkreise von wenigen Stunden. J. Ziegler ist uns hierbei ein trefflicher Führer:

„Der Schwarzwirberg bildet das erste Ziel des Ausflugs. Die prächtige Hauptstraße nach Rötz führt in $1\frac{1}{2}$ Stunden bis an den Fuß des Berges, der von ihr aus außerhalb des Dörfleins Stockarn einen imposanten Anblick gewährt; der Aufstieg kann entweder direkt von Schellhof aus geschehen oder auf dem viel bequemeren und markierten Fahrwege von Bauhof aus. Um zum Schwarzwir aber zu gelangen, verdient der andere Weg über Nefling und die Frankenschleife, dann den Glasbach aufwärts entschieden den Vorzug; ist er auch fast um eine Stunde länger, so entschädigt er dafür von dem Frankenwerke aus durch wirklich wunderbare Naturreize: Das Auge des Wanderers erfreut sich hier an dem Dunkelgrün der herrlichen gewaltigen Fichten und Tannenbestände, hier und dort unterbrochen von dem hellgrünen Laub der Buchenwaldungen, sein Ohr ergötzt in der sonst so feierlichen Waldeinsamkeit das Rieseln und Plätschern eines kleinen klaren Bächleins und der herrliche Gesang der Vögel, seine Brust erquickt und stärkt würzige balsamische Luft. Bald ist die schöne Marderfallenstraße erreicht, die sich um den gleichnamigen Berg herumwindet und uns zunächst führt zu den ‚vier Eichen‘, einem herrlichen Aussichtspunkte auf einen Teil des Bayerischen Waldes. Ganz in der Nähe, gegen links, eröffnet sich dann auf einmal das herrlichste Waldbild, das sich denken läßt: links der imposante Gipfel der Marderfalle, die sich, in herrliches Grün gekleidet, majestätisch herabzieht bis zum ‚Sattel‘, um gegen rechts sich zu vereinigen mit dem Schwarzwir, von dessen Spitze die Ruine des alten Raubritterschlosses trotzig herunterschaut, während die ‚steinerne Wand‘ links kühn emporragt. Wahrlich ein herrliches Bild, so daß man meinen möchte, der Dichter wäre hier gesessen, als das wundervolle Lied: ‚Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben‘ seiner Brust entquoll. Vom Sattel aus beginnt dann der leichte und bequeme Aufstieg. Oben angelangt, ist sehr interessant die Besichtigung der Ruinen, welche

die bauliche Anlage des Schlosses ganz gut erkennen lassen. Gegenwärtig arbeitet die Waldvereinssektion Neunburg v. W. daran, den alten Wartturm wieder herzustellen, von dem aus sich einmal die herrliche Aussicht ganz ungehindert und nach allen Seiten genießen läßt. Aber auch jetzt sind schon viele Punkte hergerichtet, von denen aus man eine großartige Aussicht hat. Im Osten liegt am Fuße des Berges das freundliche Städtchen Rötz, in weiter Ferne sieht man den Calvarienberg von Cham, das Pfarrdorf Pempfling, das neue Forsthaus von Lixenried ꝛc., im Hintergrunde dehnen sich die böhmischen Berghöhen aus. Gegen Süden erblickt man am Horizont den hohen Bogen, die beiden Ossaspitzen und den großen Arber; ferner den Jugendberg bei Nittenau, die neue Kirche in Zell und die Burg von Burglengenfeld. Im Westen grüßt aus nächster Nähe schon das freundliche Pfarrdorf Thanstein herüber; in der Ferne sieht man die Wallfahrtskirche von Eixlberg, die Maxhütte, die Mariahilfkirche bei Amberg, den Rauhen Kulm, Tännesberg mit den Schloßruinen, Pullenried ꝛc. — wahrlich ein herrliches Rundbild, das gewiß jeden reichlich entschädigt für die Mühe des Aufstiegs. Ganz in der Nähe der Spitze ladet der sog. ‚Hirschbrunnen‘ zum labenden Trunke, und der Schloßhof mit seinen Ruheplätzen zum Ausruhen ein.

Von hier aus führt dann ein Felsenweg zur ‚steinernen Wand‘, einer großartigen Felsengruppe, die links und rechts steil abfällt, aber an gefährlicheren Stellen mit Geländern versehen ist. Eine unvergleichlich schöne Aussicht genießt man von hier aus wieder: während unmittelbar zu unseren Füßen zwischen einem Chaos von Felsen mächtige Tannen mit ihren Wipfeln emporragen, liegen im Norden und Osten wie ein bunter Teppich fruchtbare Getreidefelder, Wiesen, Weiher und Wälder, dazwischen freundliche Dörfer mit ihren hübschen Kirchen: Schönthal, Ast, Winklarn, Stavlern, Heinrichskirchen, Hiltersried mit dem ‚toten Hügel‘, an dem Pfalzgraf Johann 1433 die Hussiten aufs Haupt schlug. Im Nordosten ist dieses liebliche Bild abgegrenzt von den böhmischen Bergen, dem Hirschstein (mit seiner Aussicht auf Prag) und dem Tscherkoff, an dessen Fuß Waldmünchen liegt. Im Westen gewährt die hier mächtig ansteigende Marderfalle einen prächtigen Anblick.

Auf guten Wegen geht es sodann hinüber zu dem $^3/_4$ Stunden entfernten, reizendgelegenen Pfarrdörfchen Thanstein mit den Ruinen der alten Burg und dem neu hergestellten und besteigbaren Aussichtsturme, der kühn hinausragt in die Lüfte, und von dem aus man dieselbe Aussicht genießt, wie von der steinernen Wand, mit einer kleinen Erweiterung nach Westen, wo das Pfarrdorf Dieterskirchen mit seiner Filiale Kuliz liegt. Eine ganz neue und gedeckte Kegelbahn oben auf dem ‚Juhe‘, dem Wirte gehörig, der hübsche Bräugarten, ein guter Trunk aus beiden Bräuhäusern und eine treffliche Küche laden hier zu längerer Ruhepause ein.

Abwärts führt dann der Weg wieder bis zum Frankenwerke durch herrlichen Wald in das Murnthal, das die Schwarzach in felsigem Bette durchrauscht, mit den links und rechts steil sich erhebenden Bergen und großartigen Felsgebilden und den 6 großen Glasschleifen, von denen die schon erwähnte, dem Herren Bierbrauer Michael Frank in Neunburg gehörig, mit ihren 240 Blöcken bis in die letzte Zeit die größte mit Wasserkraft betriebene Schleife in Bayern war, die aber von der im vergangenen Jahre ganz neu hergestellten Schleife des Herrn Langermann in Obermurnthal mit ihren 288 Blöcken und 3 Rundapparaten überflügelt wurde. Rechts oben vom Murnthal liegt das vielbesuchte Wallfahrtskirchlein Dautersdorf, genannt ‚Schön-Buchen‘ wegen der kolossalen Buche, die ihre Äste weit über die Kapelle ausbreitet. Am Ausgange des Murnthals rechts hat ein Neunburger Bäckermeister, Herr Männer, einen Granitsteinbruch erschlossen, der recht ergiebig zu werden verspricht; links unweit des Dörfleins Kröblitz mit seinem alten Schlosse befindet sich in einem Haine der Druidenstein, der Sage nach eine alte heidnische Opferstätte, deren oberster Granitblock noch rätselhafte Inschriften enthält.

Meisenbach Riffarth & Co.

Der Druidenstein bei Neunburg v. W. Zeichnung von G. Dorrer.

Was Wunder, daß der Schwarzachthaler diese seine Heimat so sehr liebt. Die Liebe zur Heimat und zum Walde ist ja dem Oberpfälzer angeboren.

„Es gibt nur oa Schwarzachthal alloi,
Oan Schwarzwirberg, oan Druidenstoi,
Du magst das ganze Gäu ausgeh'n
Is's nirgendwo so schön!“

Damit hätte ich einen Winkel der ‚Steinpfalz‘ geschildert. Nun möchte ich den lieben Leser auch ein bißchen mit den Leuten bekannt machen. Ich thue am besten, wenn ich ihn an einen Ort führe, wo es gemütlich und lustig hergeht, und wo wir leicht den Volkscharakter studieren können, nämlich ins — Wirtshaus. Heute ist die Gelegenheit passend, denn es ist Kirchweih, der einzige und allgemeine Sonntag, welchen man dem Kirchweihbedürfnis des Volkes allein übrig ließ, nachdem man vorher Hekatomben der herrlichsten partikulären Ortskirmessen unbarmherzig abgeschlachtet hatte, die ehedem

so sinnreich auf das ganze Jahr verteilt waren und den bäuerlichen Bedürfnissen an Tanzvergnügungen und kleinen Intermezzos mit Maßkrügen und Stuhlfüßen gleichzeitig so willkommenen und ersprießlichen Anlaß gaben. Unsere Burschen und Mädchen benutzen die ihnen übrig gelassenen zwei Kirchweihtage getreulich jedes Jahr, so gut es nach ihrer Meinung gehen mag, und wollen auch heute dem schönen Brauche ihrer Ahnen wieder treu und anhänglich bleiben. Die Sonne gibt sich alle Mühe, ihre Strahlen zur Feier des Tages durch die schmalznudeldusterfüllten Wolken herabzusenden. Wir haben einen schönen Tag. Alt und jung drängt sich vor dem Wirtshause, einem alten ‚Gschlößl‘, das innen und außen noch den Charakter der oberpfälzischen Wohnungen bewahrt hat. Das unregelmäßig gebaute Dach mit einer Mittagsglocke unter einem niedlichen Türmchen ist mit Holzschindeln gedeckt. Unter dem Giebel sind eine Reihe Taubenschläge angebracht, daneben der heilige Florian mit der Wassergelte. Vor dem Nistkasten auf hoher Stange singt der Star ein Abschiedslied, auf dem Altan, dem sog. Gange (in Oberbayern die Laube) stehen die Bienenkörbe, da, wo die bemooste und wegen ihrer Altersschwäche gestützte hölzerne Dachrinne vorspringt. Die kleinen Fenster, an denen noch Rost von Butzenscheiben wahrzunehmen, sind mit bunten, blumenbemalten Läden versichert, während ein Holzgatter vor der Thür das zudringliche Geflügelvolk, und die am hölzernen Thürgerüst angekreideten Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige das Unholden- und Hexengesindel abwehren. Ein Blechschild verrät, daß in diesem Hause des Leibes Erquickung und Atzung zu finden, denn alle ländlichen Delikatessen, als ein ‚Schweinshaxl‘, ein fetter Preßsack, einige unwahrscheinlich lange Knackwürste und dazu eine schäumende Maß Bier sind auf dem Schilde so getreu abgebildet, daß uns beim Anblicke dieser Herrlichkeiten der Mund wässern möchte.

Das schäumende Bier spielt hierzulande auf den meisten Wirtsschildern seine Rolle. Es ist immer in den schönsten Farben dargestellt, so daß der durstige Gast hoffnungsgeschwellt die Thür des Wirtshauses überschreitet, um manchmal gleich darauf, beim ersten Trunk ‚bitter‘ enttäuscht zu werden. Es ist eben um die Wirtshausvisitation auf dem Lande so eine eigene Sache, sie sind unter den dort herrschenden Verhältnissen von äußerst zweifelhaftem Werte. Zieht da ein hochwohllöbliches Mitglied der Gemeindebehörde eines kleinen Ortes, der ‚Herr Rat‘ unter Assistenz des in Bezug auf das Bier als Kenner geltenden Jüngers der heiligen Hermandad aus, um die Qualität des bajuwarischen Nationalgetränkes, welches im Orte verleitgabt wird, zu prüfen. Begleiten wir die Kommission eine kleine Weile als stille Beobachter. Im ersten Wirtshause verzieht der Polizeigewaltige, der Gemeindediener Barthl, beim Verkosten des edlen Nasses bedeutungsvoll den Mund, der Herr Rat beobachtet ihn erwartungsvoll, um, wenn Barthl mit der Zunge schnalzt, was aber auffallend selten geschieht, mit gnädiger Amtsmiene zu konstatieren, daß kein Anlaß zu einer Beanstandung gegeben; wenn Barthl dagegen das Gesicht ‚sauer‘ verzieht, oder die Mundwinkel ‚matt‘ hängen läßt, gibt er dem Wirte mit einem verlegenen Geräusper und einigen ‚hm, hm‘, zart zu verstehen, daß die Visitation ein nicht befriedigendes Resultat geliefert. Selbst zu kosten, unterläßt der Herr Rat aus äußerst gewichtigen Motiven. Der Wirt, anstatt die Äußerung der hochwohllöblichen Unzufriedenheit mit gebührender Zerknirschung hinzunehmen, sagt der hohen Kommission ungefähr folgende Schmeichelei: ‚Was versteht's denn Ös zwoa von an Bier (Barthl zieht hier gekränkt die Augenbrauen in die Höhe) woz Ös neulich dem Zaumwirt sein Schäps für a Bier trunken und zahlt habt's, laßt's mi aus! Und Du, Hosererwastl‘ — so lautet nämlich der Hausname des magistratischen Herrn Kommissarius, der zugleich auch selbst Kommunbräuer ist — ‚därffst scho glei gar nix sagen. Dei Pantsch ist den Kirmweibern zu schlecht.‘ Die hochwohllöbliche Kommission nimmt schleunigst Reißaus und versucht ihr Heil in dem nächsten Gasthause. Der Wirt nimmt hier den Herrn Kommissär nach einigen einleitenden Redensarten auf die Seite und flüstert ihm ins Ohr: ‚Du Hosererwastl, wenn Du mir do in Gottesnamen amal die hundert Markeln schicktest‘. Allem Anscheine nach handelt es sich um ein Darlehen. Barthl trinkt unterdessen, verzieht mit verständnisinnigen Blicken auf den Herrn Rat immer und immer wieder den Mund, doch dieses Mal muß nach der Meinung des schlauen Detektivs der Herr Rat den bittern Zug um den Mund rein übersehen haben, oder er ist zerstreut, denn er spricht von einem ‚raren Bierl‘. Das dritte Wirtshaus gehört dem Gevattersmann des Kommissarius. Einem gewiegten Detektiv, wie unserm Barthl, ist dieses Verhältnis nicht unbekannt, kurz, er schnalzt hier ostentativ mit der Zunge. Abgesehen von solchen bitteren Erfahrungen bei den Wirtshausvisitationen, so freut sich im ganzen Barthl immer gewaltig auf dieselben. Die gefüllten Maßkrüge, welche ihm da gereicht werden, sieht er schon während vieler Tage vorher vor seiner stets durstigen Seele gaukeln. Minder groß ist das Vergnügen auf Seite des Herrn Kommissärs, wie wir gesehen haben; aber was sein muß, muß sein.

Doch verlassen wir die hochwohllöbliche Kommission und kehren wieder auf den Platz vor dem ‚Gschlößl‘ zurück. Die Burschen und Mädchen in der kleidsamen Schwarzachthaler Bauerntracht tanzen soeben einen ‚Strafeten‘ um den mit Papierstreifen, Fähnchen und hölzernen Säbeln gezierten, hohen Kirchweihbaum nach den lustigen Weisen der ländlichen Musikkapelle, welche zwar nur aus drei Mitgliedern besteht, aber den musikalischen Ansprüchen der jungen Leute ersichtlich genügt. Woher sollen auch der Musikanten genug aufgetrieben werden, um zu diesem gleichzeitigen allgemeinen Landeskonkurs aller Tanzlustigen die erforderliche Musik zu machen?

Lediglich durch Herabsetzung des Präsenzstandes gelingt es den musikalischen Unternehmern, aus einer gut besetzten Truppe zwei und mehrere bäuerliche Tanzorchester herauszukombinieren. Der Wirtsgirgl hat auch ein Scheibenschießen veranstaltet, das sich seitens der ländlichen und der Schützen aus dem Städtchen einer regen Beteiligung zu erfreuen hat. Unaufhörlich wiederhallt das von der Schwarzach wilddurchrauschte Thal von dem Krachen der Schüsse. Der Schießplatz ist einer der schönsten im weiten Umkreise, eingeschlossen von steilen felsigen Bergen, im Hintergrunde dunkles Tannengrün, von dem sich die blendend weißen Scheiben und die bunte Tracht der Zieler scharf abheben, ein hübsches malerisches Bild.

Das zuschauende Publikum erlustigt sich an den ‚Faxen‘ der Zieler, welche ausgesuchte Schlingel sind. Soeben hat der Schneidergangerl, welcher ehemals bei der Burgermilitär

als Scharfschütze gestanden und noch nie ein Stadelthor gefehlt hat, nach einem tiefen Atemzuge einen Schuß gethan und wartet nun mit gespannter Miene auf das Resultat. Lustig springt der Zieler hinter seiner holzgeschichteten Verschanzung herfür, anscheinend ahnungslos, daß der Schneidergangerl der Schütze gewesen. Vor der Scheibe angekommen, bleibt der Zieler auf einmal wie gebannt stehen, den starren Blick auf die Scheibe gerichtet: es mußte nach allgemeinem Urteil ein ganz außerordentlicher Treffer sein! Dieses Gebahren des Zielers erhöht die ursprünglich mäßige Zuversicht des Schneidergangerl ganz enorm. ‚Der Schuß is ma oba a sauber abganga‘, spricht er zu den Umstehenden, und alles ist einig: zum mindesten ein Punkt. Der Zieler macht richtig auch alle Einleitungen, den Punkt anzuzeigen, als da sind: Mütze in die Luft werfen, Purzelbäume — da, auf einmal besinnt er sich und kehrt zur Ordnung zurück, denn — g'fehlt ist die Scheibe. Pantomimsch zeigt er dem Gangerl an, wo die Kugel an der Scheibe — vorüber ist. Allgemeines Gelächter! Der Gangerl zieht sich übrigens mit dem an ein Mitglied des Schützenkomitees gerichteten schlauen Vorwurfe aus der Affaire, daß man da leicht fehlen könne, denn die Scheibe stehe — schief!

(Fortsetzung folgt.)

Der Cagliostro von Bayreuth.

Von Dr. Hyacinth Holland.

(Fortsetzung.)

Krohnemanns Gefangenschaft war hart und streng und wurde erst spät, nach einem Bericht der Untersuchungs-Kommission vom 22. April 1682 erleichtert; die Bande hatten von beiden Schienbeinen nicht allein die Strümpfe, sondern auch Haut und Fleisch weggerieben, so daß Blut zu sehen war. Sein Kerker muß schauderhaft gewesen sein! In einem späteren Promemoria klagt er, daß er ein „armer, elender, krummer und lahmer Krüppel“ geworden sei und „ein halbtodter Mensch in diesem sehr unsaubern und übeln Zimmer, da drinnen mich die Mäuß (deren ich in einem halben Jahre 162 Stück gefangen) auch viel tausend mal tausend Ameisen, und anderes überaus großes und häufiges Ungeziefer, bald aufgefressen hätten, welches dann auch ich mich bis dato nicht erwehren kann, sondern mir die vielen Tiere des Tages über auf den Tisch in das Essen fallen, von oben herab aus der unsaubern und hölzernen Bodendecke, welche voller Löcher und Ritzen ist, und ingleichen mich auch im Bette unaussprechlich quälen und befressen, daß weder Tag noch Nacht Ruhe darinnen haben mag“ u. dgl.

Das Verhör hatte gleich anfangs durch eine eigens dazu niedergesetzte Kommission begonnen und dauerte drei Tage, es gab unzählige Anschuldigungen, Fragen und einen kaum übersehbaren Knäuel von Verwickelungen. Krohnemann hielt sich wacker und behauptete mutig das Feld. Glaubte er wirklich an die Unfehlbarkeit seiner Kunst? War er der Betrogene? oder spielte er jetzt mit überraschender Kühnheit seine Rolle weiter? Wer wagt, zu entscheiden! Jedenfalls blieb Krohnemann keine Antwort schuldig. Durch seine Verteidigung gewinnt die Sache beinahe das Ansehen, als ob ihm Unrecht geschehen wäre; so kann sich nur einer halten, der wirklich den Glauben an sich nicht verloren hat und der sein gutes Recht hinter sich weiß. Auch geht aus dem Prozesse hervor, daß Krohnemann die versprochenen und angeklagten Summen nicht vollständig erhalten hatte. War unterwegs an allerlei anderen Händen vielleicht etwas hängen geblieben? Auch Lübkes Anforderungen und die des Herrn v. Lilien erklärte Krohnemann für weit übertrieben. Dagegen bewies Krohnemann und beklagte sich bitter darüber, daß man ihm die gemachten Versprechungen nicht gehalten habe, weder in Ablieferung der Gelder, noch der bedingten Lebensmittel, in welch' letzterem Artikel allerlei geheime Schäden des Hofes zur Sprache kommen mochten. Übrigens, fügte er bei, wolle er seinen Feinden vergeben und verzeihen und stelle er Gott anheim, ihn zu rächen.

Seine Generaldefension umfaßt 42 eng geschriebene Bogen, die er in unterschiedlichen Zwischenräumen, vom 8. Februar 1683 bis zum 17. Januar 1684 in die Feder diktierte, manches, was darinnen vorkommt, kann nur durch ungeheure Aufregung des schwerbeleidigten Mannes erklärt werden, der in einem so elenden Kerker, bei armseliger, karg bemessener Kost und obendrein noch schwer erkrankt, keine Pflege und Wart erhalten konnte. Hätte auch das größte Verbrechen auf ihm gelastet, so wäre doch eine menschlichere Behandlung immer noch am Platze gewesen. Demungeachtet blieb er sich treu und verleugnete sich niemals, ebensowenig verwickelte er sich in Widersprüche; seine Aussagen sind immer klar — wenn auch in den Punkten, um die es sich hauptsächlich handelt, völlig unbegreiflich. Der Hauptinhalt seiner Verteidigung ist beiläufig folgender:

Von seinen Geheimnissen behauptet Krohnemann, sie seien wahr und richtig. Er habe sie vom Herrn empfangen und um Jesu willen mitgeteilt. Seine Universal-Medizin hätte ihm Gott gegeben, und durch dessen Beistand habe er in fünf Jahren über 3000 Menschen vom Tode errettet und manch Tausend Thaler erworben. Auch das Geheimnis des Steins der Weisen hätte ihm Gott gegeben, und in Holland sei es ihm dreimal gelungen, denselben zu elaborieren. Daß seine Demonstrationes und sein übriges Tingieren falsch gewesen seien, wäre durchaus Unwahrheit, vielmehr sei seine Sache ebenso wahr, wie Gott, und daß seine Seele lebe. Darauf wolle er alle Stunden das heil. Abendmahl empfangen. Daß aber Gott keinen Segen ihm in diesem Lande dazu verleihen wolle, dawider könne er nichts; das sei Gottes Strafe. Daß ferner seine Universal-Gold-Tinktur vom Tode errette, habe er auch in diesem Fürstentum und an der Familie Sr. Durchlaucht bewiesen. Daß er durch eben diese Tinktur die Melioration der Metalle in purum purissimum aurum zeigen könne, tam universaliter, quam particulariter, sei wahr. Daß er ferner wisse, wie man alle orientalischen kleinen Steine und Rasuren durch sonderbare Kunst und Feuergewalt wieder in wenig Stunden zusammenschmelzen und in große Stücke bringen könne, sei nicht nur wahr, sondern der Markgraf habe ja selbst unterschiedliche Proben davon in Händen. Weiter beharrte er darauf, daß er aus kleinen

orientalischen Perlen die allerschönsten und größten machen könne und ebenso das feine Silber vermittelst einiger Zuthat Goldes und seiner Universal-Menstrui in das allerbeste Dukatengold veredeln könne, daß davon alle Wochen 400 Dukaten Nutzen in der Münze zu haben, daß ihm aber Gott den Segen entzogen, daß er solches nicht zur Perfektion bringen können, sondern zu Schanden geworden. Seine Versprechungen habe er aus treuem Gemüte gethan, man habe ihn aber nie gewähren lassen, er habe nie sechs Wochen ungestörte Ruhe gehabt. Dieser Dinge sei er so gewiß, wie daß Gott im Himmel sei, und Christus auch für ihn gelitten habe. Er beteuerte ferner, gegen Se. hochfürstliche Durchlaucht niemals Unrecht gethan zu haben, und erbot sich, falls er wieder frank und frei würde, mit einem Alimentationsgehalt von 200 Reichsthalern jährlich seine angefangenen Arbeiten zu lösen und zum Schluß zu bringen, vorausgesetzt, daß sein Laboratorium zu Frauenaurach, seine zurückgelassenen Sachen, Salze und Tinkturen nicht zerstört wären, er selbst aber von seinen Feinden inperturbieret bleiben möge.

Manche Stellen in seiner Verteidigung möchten heutzutage zu derb und ungeschlacht erscheinen, damals gehörten sie zum guten Ton. Mancher wird freilich glauben, „daß ich ein bloßer belesener Plauderer und phantastischer Bücherschwätzer sei, aber kein rechter Operator, noch perfeckter gründlicher Feuerarbeiter, der dergleichen nie gethan noch verrichtet, sondern nur goldene Vögel in der Luft fangen wollte, weilen alles so piano und langsam zuging" — aber was kümmert er sich darum, denn „ein solcher grober Klotz und Görizer Schreiber, Schlüffel und Büffel und vierschrötiger thüringischer Bauernbengel und coryphaeus malitiosus mit seinen flegelischen Zülpeln und Tölpeln vermeint, er und seine schlingelhaften Rottgesellen gingen mit ihres Gleichen um" u. s. w. Dergleichen Expektorationen gingen alle noch an, völlig unbegreiflich dagegen ist sein philosophisch-alchymistisches Kauderwelsch; er citiert dabei eine ganze phantastische Litteratur, und zwar anscheinend mit gewissenhafter Genauigkeit nach Hauptstücken und Paragraphen, alles aus dem Kopf, worüber die Kommissäre so unwillig wurden, daß sie sich an den Markgrafen wendeten und über die Weitläufigkeiten seines Diktierens beschwerten — zu ihrem Ärger kam jedoch der Befehl zurück, „daß alles ohne Ansehung einiger Personen secundum verba formalia um dem Rechte seinen Lauf zu lassen, niedergeschrieben werden solle".

So lag er fast ein Jahr im roten Turme der Plassenburg, krank und abgezehrt, an vielen Gebrechen und Übeln leidend, immer noch in dem schauerlichen Kerker; erst im Februar 1683 erfolgte der Befehl, ihn durch einen Arzt herstellen zu lassen. Nun schien doch noch ein besserer Stern über dem Gefangenen aufgehen zu wollen.

Die bedenklichen Gesundheitsumstände der Fürstin, die ihm ihre Zuneigung noch nicht entzogen, vielmehr immer noch auf ihn und seine Kunst großes Zutrauen setzte, machten es nötig, daß jemand an Krohnemann „den berühmten Arzt" geschickt werden mußte. Das Los traf natürlich den Herrn v. Lilien, der nach genommenem Augenschein eine Schilderung der kläglichen Haft gemacht haben mußte, denn jetzt wurde dieselbe augenblicklich verbessert. Was aber sonst zwischen Krohnemann und Lilien verhandelt wurde, wissen wir nicht, doch scheint der alte Freund mit neu gekräftigtem Vertrauen und unerschütterlichen Hoffnungen von Krohnemann geschieden zu sein. Der Gefangene erhielt „Stroh nach Notdurft" und ein Pfühl zum Bett, ferner die Wohlthat, nachts ein Licht brennen zu dürfen, doch mußte der Wachtmeister der Garnison zusehen, daß dasselbe um 9 Uhr ausgelöscht wurde, er bekam Federn, Papier und Tinte, ein Messer und ein Scherlein, neu gewaschenes Leinenzeug, ein Paar Hemden und Pantoffeln, auch Speise und Trank wurden verbessert — man sieht deutlich daraus, wie beklagenswert der Mann seitdem gehalten war! Zuletzt, am 22. Februar 1684, wurde ihm eine Stube eingeräumt, daneben eine Kammer und Küche, damit er ehestens wieder zu arbeiten anfangen könne, wobei ihm der Goldarbeiter und Konstabel Möggel nebst den Gefreiten Adam Mann und Matthes Böhm mit aller Treue und allem Fleiße zu Handen gehen sollten. Zugleich erhielt der Kastner zu Kulmbach Bescheid, dem Gefangenen wöchentlich 1½ Gulden bar zu geben; auch bekam der Obristwachtmeister v. Reck die Erlaubnis, zu ihm zu gehen, doch sollte ihn kein Fremder besuchen und die übrigen nicht durch zu lange Zusprüche von seinen Arbeiten abhalten.

Die weiteren Verhandlungen und Vorkehrungen dauerten wieder ein Jahr.

Während dieser Zeit suchte Krohnemann ein passendes Lokal für sein Laboratorium auf der Plassenburg, allein es wollte sich kein recht taugliches finden. Darüber verstrich viele Zeit mit Hin- und Herschreiben, ausführlichen Berichten, die der Markgraf endlich damit abschnitt, daß er den Professor der Mathematik zu Bayreuth, Joachim Heinrich Hagen, und den Maurermeister Joh. Jak. Weis absendete, welche mit Zuziehung des Bauschreibers auf der Festung den Bau besichtigen, mit Krohnemann reden und darauf schleunigst referieren mußten. Es gab allerlei Änderungen daselbst, besonders mußte die Küche überwölbt werden, weil Krohnemann darauf beharrte, daß er etliche Öfen, Kapellen und balnea in der Küche auf dem Herd oder anderswo haben müsse. Krohnemann mochte freilich heimlich gehofft haben, er werde bei seinen baulichen Projekten auf Widerstand stoßen, ein Schimmer war ihm aufgegangen, daß er vielleicht wieder nach Bayreuth oder auf sein geliebtes Frauenaurach gelangen könne — o goldene Freiheit, goldener als alle Tinkturen und Alchymie! Aber gerade dieses suchte man nachdrücklichst abzuschneiden. Von Bayreuth kam eine ganze Fronfuhre mit den zum Laborieren nötigen Sachen, item wurde ihm ein Soldatenjunge zur Aufwartung und Handreichung beigegeben und allerlei andere militärische Gehilfen, welche den Auftrag hatten, ihn immer zu bewachen und nicht aus den Augen zu lassen. Am 1. März 1685 wurde Krohnemann insoweit auf freien Fuß gestellt, daß er in der Festnng und im Garten nach Belieben lustwandeln und Kirche und Gottesdienst besuchen könne; endlich am 9. Juli d. J. kam ein förmlicher Vertrag mit dem durchlauchtigsten Fürsten Christian Ernst, Markgrafen von Brandenburg ꝛc. ꝛc. und dem Herrn Christian Wilhelm Baron v. Krohnemann ꝛc. Obrister ꝛc., zu stande, in welchem Krohnemann sich verpflichtete:

Erstens darzuthun und zu erweisen, daß diejenige Tinktur, fermentata et infermentata, welche Se. Hochfürstliche Durchlaucht von ihm bekommen habe, mit großem Nutzen Gold generirend, über eine Tonne Goldes wert sei und ad infini-

tum bis auf Kindeskind augmentirt werden könne. Se. Hochfürstliche Durchlaucht lebten der gänzlichen Zuversicht, es werde der Herr Baron v. Krohnemann, wie er denn bereits mit ziemlichen Proben erwiesen, sothane Werke allerdings zu erfüllen äußerstens beflissen sein.

Fürs zweite haben Se. Hochfürstl. Durchlaucht für sich, dann deroselben Erben und Nachkommen, die gnädigste Versprechung gethan und wiederholen auch dieselbe aufs Kräftigste und Beständigste: Herrn B. v. Krohnemann, dessen Ehefrau und Kinder, samt anderen Angehörigen, in beständigen Schutz und Protektion, auch ihn in Dienst, und zwar zum Geheimen Rath und Ober-Burg-Vogt auf Plassenburg zu nehmen, mit ordentlicher Bestallung zu versehen, auch wider alle unbillige Gewalt zu schützen und zu handhaben; ingleichen die Justiz wider seine Feinde, welche ihn in das große Unglück gestürzt haben, ernst und gebührlich zu administriren.

Drittens, ihme und allen Seinen, gestalten Sachen nach, würkliche Gnade erweisen und von ihm als einem Dero merklichen Nutzen Befördernden, gebürende Aestim machen, auch ihm, soviel immer möglich sein kann, guten Fried und Ruhe verschaffen wollen.

Und weilen Viertens, auf Unser gnädigstes Begehren (!) Herr B. v. Krohnemann beliebet hat, noch eine Zeit lang auf der Vestung zu verbleiben und die sog. alte Probstei dazu bequem befunden worden, so wollen Se. Hochfürstl. Durchlaucht Befehl ergehen lassen, daß dieselbe, nach des Herrn B. v. K's. Gutbefinden, ehestens zugerichtet und zur Wohnung bequem gemacht werde.

Als Unterhalt für sich und die Seinen solle er Fünftens jährlich 400 Reichsthaler in vierteljährigen Raten voraus erhalten, ingleichen „ein zulänglich Stück Geld", d. h. 100 Reichsthaler „zu allerhand Nothdurft zu der Operation, auch allerhand Kohlen und Tiegeln anzuschaffen" u. s. w.

Sechstens solle jederzeit, nach Verlauf dreier Monate (dafern Gott Gesundheit erhält) die Lieferung an Gold und Silber geschehen und abgeredeter Maßen Alles, was Se. Hochfürstl. Durchlaucht angewendet und hergegeben haben, zum Voraus abgezogen, den Nutzen und die Ausbeute aber, er sei an Gold oder Silber, in vier gleiche Teile zerschlagen und davon Sr. Hochfürstl. Durchlaucht drei, den vierten aber, er sei so viel als er immer wolle, Herrn B. v. Krohnemann und den Seinen, unverweigerlich sein und verbleiben.

Siebentens: Damit Gott seine Güte, seinen mildreichen Segen und allergnädigstes Gedeihen zu den Operationen verleihen möge, soll von jeder Lieferung ein halb Mark Goldes oder eine gleiche Werthsumme an Silber, zum Unterhalte eines eigenen Schloßpredigers ausgesetzt werden, welcher an Sonn-, Fest- und Feiertagen und unter der Woche den Gottesdienst mit Predigen und Betstunden halten und andere seelsorgliche Werke verrichten solle.

Achtens: Und weil den 26. Juni, in Gegenwart der Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen, Frauen Christina Charlotta, geborner Herzogin zu Württemberg und Teck, verwittibten Fürstin von Ostfriesland u. s. w. Herr B. v. Krohnemann ausdrücklich vermeldet habe, daß die jüngste Lieferung nur ein geringes Ding wäre und künftig weit größer erfolgen solle, so versprach der Markgraf dagegen, daß mit der Größe der Lieferung auch seine Gnade und Erkenntlichkeit zunehmen werde, woran Herr B. v. Krohnemann und die Seinen nicht im Geringsten zu zweifeln Ursache haben sollten.

Der neunte Punkt bestimmt, daß dem B. v. Krohnemann alle seine zu Bayreuth zurückgelassenen Sachen, alle Mobilien, Bücher u. dgl. auf die Festung gebracht werden sollten.

Der Pakt, an welchem der Herr v. Lilien sichtlich seine Hand mit im Spiele gehabt hatte — denn auf seine Rechnung setzen wir unbedenklich den siebenten Artikel — wurde in Duplo ausgefertigt und von den beiderseitigen Kontrahenten mittels Sigill und Unterschrift gefestigt und geschlossen am 9. Juli 1685.

(Schluß folgt.)

Am Starnbergersee vor hundert Jahren.

Von Dr. Muggenthaler.

Daß der Prophet nicht angenehm ist in seinem Vaterlande, ist ein läufiges Sprichwort. Auch der Geschichtschreiber ist nicht immer angenehm oder ist bald vergessen in seinem Vaterlande, und wie viele werden in Müchen jahrelang vorbeibummeln an jenem Monumente auf dem Promenadenplatze, ohne zu wissen, daß auf demselben der berühmte Geschichtschreiber Bayerns steht, dem im Jahre 1854 ein einsichtsvoller König im Namen seines Volkes das verdiente Denkmal gesetzt hat.

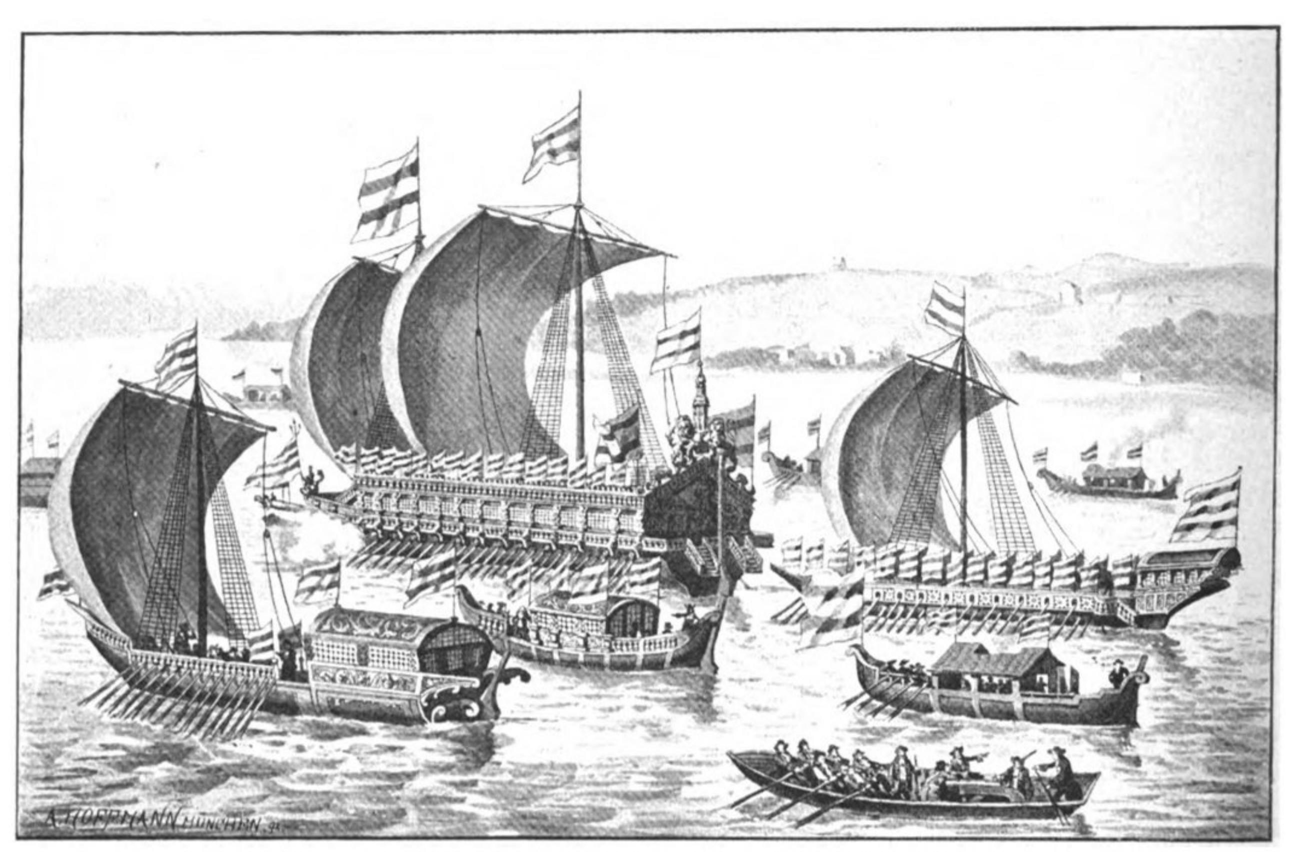
Lorenz v. Westenrieder, geb. 1748 zu München, später Professor zu Landshut, dann Geistlicher Rat und Domkapitular, 1813 in den Adelsstand erhoben, † 1829, hat sich durch seine Schriften, deren Gesamtausgabe 39 Bände füllen, um Bayerns Geschichte hoch verdient gemacht. Selbstverständlich war es ihm auch um vaterländische Geographie und Statistik zu thun, und so bestieg er 1784 ein Fuhrwerk, um nach Starnberg zu fahren! Das klingt allerdings heute nicht mehr hoch genug, wo die Damentour auf den Pensionistengletscher Wendelstein bald nicht mehr recht manneswürdig erscheint, und nur der Reisende interessant vorkommt, der Afrikas Herz und Nieren zu erforschen sich bemüht hat. Vor hundert Jahren aber konnte Westenrieder Starnberg zum Ziel und Objekt seiner wissenschaftlichen Reise machen; die Welt war ja damals noch nicht in all ihren Winkeln verbädeckert, und in jener glücklichen Zeit konnte man noch sagen: „Wenn einer eine Reise auch nach Starnberg thut, so kann er 'was erzählen". Westenrieder erzählt denn auch, was er an und auf dem „Wurmsee" gesehen und erlebt, und thut dies in Briefen, die er an einen Freund von Starnberg aus schrieb und publizierte unter dem Titel „Beschreibung des Wurm- oder Starnbergersees. München 1784."

Er gesteht, eine vergnügte Reise dahin gemacht zu haben, ein kleines Ärgernis ausgenommen: „man wird in den Dörfern von München nach Starnberg überfallen von Bettelkindern, die den Wagen umringen und lange unter Geschrei verfolgen. Allein nichts dauert ewig, auch nicht die Reise nach Starnberg, die man ja bequem in einem Tag machen kann (!), und der Weg geht sanft bergauf, nur die Höhen von Sendling

sind etwas merklicher.“ Unterwegs hat Westenrieder nicht viel Merkwürdiges gesehen. Sendling „ist nur bekannt wegen der großen Niedermetzelung der bayerischen Bauern 1705“, und „weil es lange vor der Stadt München schon vorhanden war und dem berühmten adeligen Geschlecht der Sendlinger gehörte“. „In dem kurfürstlichen Jagdschloß Fürstenried findet sich alles, um in der glücklichen Ruhe des Privatlebens seine Tage zu genießen; die Zimmer sind nicht ungeheure Säle, sondern artig und mit Geschmack möbliert; der Garten ist klein und hat dunkle Partien und melancholische Gänge, in denen die hohe Traurigkeit wandelt.“ Von Forstenried ist nur zu sagen, daß „man dort ein Kruzifix verehrt, das Blut geschwitzet, mit einer Gräfin von Andechs geredet und sich, als man es 1229 vom Berg Andechs hierher führte, so schwer gemacht hat, daß sechs Pferde nicht im stande waren, es weiter zu bringen“.

Dann ging es über Wangen nach Percha, das bereits am See liegt. „Zwischen den Dörfern unterwegs nach Starnberg fährt man meist durch kleine Birkenwälder und Lusthaine, worin man auch Eichen zu sehen bekommt. Diese Eichen, wie vielleicht der größte Teil der Eichen im Land, haben ihr Dasein vermutlichst den Plünderungen und Verwüstungen der Schweden zu verdanken, nach deren Abzug oft auf zehn Meilen keine Kuh war, man trieb also keine Herde in die Wälder, und die Stämme konnten Wurzel fassen (!)“. Der Anblick des in dunkler Abendstunde sich vor ihm ausbreitenden Sees stimmt den Herrn Professor zu folgender Betrachtung: „Es hatte eben vorher, als ich diesen Weg ging, geregnet, die schönsten Perlen glänzten auf jedem Hälmchen, die süßesten Gerüche flossen von jedem Gräschen. Alles schien neu belebt und erquickt zu sein, und weiter hinein in den Gesträuchen pfiff und schlug es hell mit mutwilliger Lustigkeit; die Tiere des Waldes kamen hervor, und Hasen und Rehe sprangen mehr üppig als schüchtern über den Weg. Und auch die Sonne ging unter, und hoch am ausgeheiterten Himmel flossen unmerklich kleine vergüldete Wölkchen. Wer sollte, wenn er diesen Anblick, der über dem Wasser schwimmt, hienieden auf Erden sieht, wer sollte, wenn er soeben aus der Stadt kommt, denken, daß er auf Erden sei?“

Übergehend zur „Beschreibung des Sees und der sehenswürdigen Dinge daselbst“, erklärt Westenrieder den Starnberger See als „den denkbar reizendsten von all den Seen, welche von der Schweiz an durch Tirol bis nach Bayern teils die Natur sich gebildet, teils eine große Überschwemmung, wo diese Gegenden viele Jahrhunderte unter Wasser standen, bei ihrem Ablauf hinterlassen hat“. „Am Fuße der sanften Berge zu beiden Seiten des Sees liegen im romantischen Reiz einsame und ärmliche Schifferhütten, auf den Anhöhen aber stattliche Schlösser, und weiterhin die bayerische Alp mit himmelhohen Felsen und Schneegebirgen, und der Anblick enthält nichts Wildes und Fürchterliches, sondern das Auge genießt überall lauteren Jubel.“ Interessant ist oder wird durch den Vergleich mit unseren heutigen gewerblichen Zuständen folgende Notiz Westenrieders: „Vermöge der Beschreibung vom Jahre 1771 befanden sich im Pflegegericht Starnberg, wohin Forstenried, Garazhausen, Leutstetten, Pasing, Planegg, Possenhofen u. a. gehören, 18 Pfarren, 27 Filialen, 8 Pfarrer, 8 Kapläne, 1 Klausner, 8 Schul-



Der Buccentauro auf dem Starnbergersee. Nach einem Stiche gezeichnet von A. Hoffmann.

meister, 30 Mesner, 3 Todtengräber, 15 Hofmärkt, 4 Size, 39 Dörfer, 1 kurfürstlicher und 1 städtischer Beamter, 3 Schreiber, 3 Jäger, 3 Überreiter, 2 Jägerjung, 1 Bäcker, 7 Bader, 1 Bot, 23 Fischer, 2 Hafner, 6 Metzger, 7 Maurer, 1 Musikus, 17 Müller, 8 Sattler, 22 Hufschmied, 22 Schneider, 2 Schreiner, 34 Schuhmacher, 11 Wagner, 33 Leineweber, 18 Bierwirte, 39 Zimmerleut, überhaupt 234 Handwerksmeister, 42 Gesellen, 14 Lehrjungen, 10 Näherinen, 77 Bettelleut, 8 Schergen, 3 Knechte, 2 Wasenmeister, im Ganzen 5766 Seelen, 1193 Häuser, 1343 Pferdeställ."

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Ein kühnes Reiterstücklein. Im Jahre 1744 hatte der österreichische General Bathiani zwischen Neumarkt i. OPf. und Woffenbach zwei Monate lang ein Feldlager von 10000 Mann aufgeschlagen. Die Einfälle Friedrichs II. von Preußen in Böhmen bestimmten ihn, es zu verlassen. Doch 80 Mann mit 40 Rekruten blieben unter dem Befehle eines Lieutenants und Werbeoffiziers als Besatzung in der Stadt zurück. Zu gleicher Zeit war das benachbarte Städtchen Berching von bayerischem Militär besetzt, über das der bekannte Gschray das Kommando führte. Von ihm erbat sich nun der Lieutenant Jakob v. Loefen, ein junger oberpfälzischer Edelmann aus Ebermannsdorf, die Erlaubnis, mit 20 Mann auserlesener Raufbolde zu Pferd in Neumarkt sich die Sporen holen zu dürfen. Gschray willigte ein, und unser Loefen, den Säbel im Munde, die Pistolen in der Hand, sprengte mit seinen Wildfängen zum oberen Thore in die Stadt, hieb den Wache stehenden Panduren in die Pfanne, nahm der Wache die Waffen ab, besetzte das Thor, metzelte dann den Posten vor dem Kommandantenhause nieder, fing die auf dem Rathause exerzierenden Rekruten ab und bemächtigte sich auch der unteren Thorwache. Das Alles war das Werk einiger Augenblicke. Die Garnison, die sich der Keckheit solcher Eisenfresser nicht versehen hatte, vermeinte, es müsse ein ganzes Regiment ihnen auf der Ferse folgen. Der Wirrwarr und Schreck der wenigen zerstreuten Österreicher, der Zusammenlauf und das Geschrei der Bürger war allgemein. Die Österreicher konnten sich nicht mehr sammeln, sondern versteckten sich, wo sie konnten, so daß einige in Backöfen niedergemacht wurden. Der Kommandant selbst, der vom Kirchturm aus Spähe halten wollte, wurde im Orgelkasten der Pfarrkirche gefunden. Man nahm ihn nebst Frau gefangen und führte ihn nach Rothenberg. Seine Habe wurde konfisziert. Gschray rückte nach und nahm die Stadt, konnte sie aber nicht lange halten, und die Neumarkter mußten den Husarenstreich teuer büßen.

Wie die oberpfälzischen Burgen Leuchtenberg und Fahrenberg zu ihren Namen gekommen sind. Eine dem Christentume gewonnene böhmische Fürstentochter verließ ihren heidnischen Vater und zog in die Wildnis des Waldes. Da stieß sie auf einen Ritter, der ihr ob ihrer Schönheit seine Hand bot, die sie unter der Bedingnis annahm, daß er sich taufen lasse. An der Stelle, wo sie sich gefunden, bauten sie eine Burg und nannten sie, dem Christentume als der wahren Glaubensleuchte zu Ehren, Leuchtenberg. Der Vater, erzürnt über die Flucht seiner Tochter, sandte überallhin Boten auf Suche. Auf einem Berg angelangt, sahen sie von einer Höhe her im Walde Licht schimmern, gingen darauf zu und kamen nach Leuchtenberg, wo sie in der Schloßherrin die Gesuchte erkannten. Den Berg nun, von dem aus sie das Licht gesehen, also den Aufenthalt der Flüchtigen erfahren hatten, nannten sie Fahrenberg. Endlich kam auch der König, sein Kind zu holen und dessen Räuber zu züchtigen. Aber am Burgthore begegnete ihm ein Priester, der eben die hl. Wegzehrung zu einem Sterbenden trug. Den Heiden übermannte die Nähe des wahren Gottes und versöhnt umarmte er die beiden Eheleute.

Die Landestracht im Ries. Schon in Nr. 10 des laufenden Jahrganges brachten wir die erste Gruppe der vom Ries zum Geburtsfeste S. K. Hoheit des Prinz-Regenten entsendeten Abordnungen in ihrer Landestracht.

Der schwäbische Nationalcharakter ist konservativ und der Rieser zeigt sich nur wenig geneigt, seine Tracht mit dem modernen, städtischen Anzuge zu vertauschen. Dennoch hat sich gar manches geändert seit den dreißig Jahren, als Melchior Meyr in der „Bavaria" seine Heimat in unvergleichlicher Weise beschrieb. Allerdings unterscheiden sich heute noch die beiden Konfessionen Katholiken und Protestanten durch die Tracht. Nr. 10 des „Bayerland" bringt die Gruppe aus den katholischen Dörfern. Der beliebteste weibliche Kopfschmuck ist die bekannte Regina-haube, welche wir schon bei der Beschreibung der Trachten des Bezirksamts Zusmarshausen kennen lernten. Sie gewährt der Trägerin ein stattliches Äußere; nach hinten fallen vier große 80 Centimeter lange, 20 Centimeter breite Moireebänder, mit Chenillefransen, zwei etwas kürzere Bänder gehen vorn herab, während zwei kleinere Bändchen zur Befestigung der Haube unter dem Kinn dienen. Die pfauenradartig ausgebreitete Scheibe, welche auf der schwarzen Haube sitzt, ist von Gold, weiße Perlen bilden die Randfassung, in dem Goldgrunde ruht eine sich dreimal wiederholende Reihe von amethystähnlichen, schillernden Steinen, welche dann wieder mit Perlen umfaßt sind. In der obersten Reihe stehen 8, in der mittelsten und in der letzten 4 solcher Steine. Wir erblicken außerdem eine andere ältere mehr spezifisch rieserische Form der Haube. An das althergebrachte Häubchen schließen sich leierförmig Seitenflügel. Die Zahl der Moireebänder bleibt die gleiche. Das hinten am Häubchen befindliche „Bödle" kann durch Herausnehmen gewechselt werden, es ist gewöhnlich aus Goldstoff, der bei Trauer durch Schwarz oder Blau ersetzt wird.

Das Jäckchen, welches die Rieserinnen „Kittle" nennen, ist von braunem oder blauem Stoffe, seine Ärmel sind gefältelt, gepufft, an der Achsel und am Oberarm stark wattiert, vorn eng und mit hübscher Posamentierarbeit ausgeputzt. Der Rock ist in Farbe und Stoff dem „Kittle" gleich. Für den Schurz sind helle, sanfte Farben, beliebt, z. B. grauer Atlas mit gleichfarbigem eingewirkten Blumenmuster, dagegen finden wir bei den Schürzen ausgiebige Verwendung von Schmelz zum Aufputze. Das seidene Halstuch zeigt ebenfalls zarte Farben, z. B. eine Mischung von Taubengrau mit Violett; an den Ecken treten farbige Blumen hervor, für welche früher Gold- und Silberstickerei beliebt war. Die Halstücher sind stets mit langen Fransen versehen. Es zählt zur Mode von ehemals, die mit Thalern und alten Medaillen behangene Silberkette um die Taille zu schlingen; der Lieblingsschmuck der Neuzeit ist ein goldenes Kettchen mit Kreuz; mehrfach findet man auch noch 6, 7 und 8 gliederige Halsketten. — Die Männer tragen niederen steifen schwarzen Filzhut, lange bis unter die Kniee reichende schwarze Röcke, die oben in der Taille etwas hoch genommen sind. Die schwarze Lederhose reicht bis unter das Knie, über sie wird der weiche, hohe Stiefel gezogen; das Beinkleid ist an den Taschen mit weißer hübscher Stickerei geziert. Die Weste, „Laible" genannt, ist aus schwarzem Sammet mit blauen oder gelben Blümchen. Ein blau-schwarzes seidenes

Halstuch läßt den weißen Hemdkragen hervortreten. — Die von uns abgebildete Gruppe stammt aus den Ortschaften Reimlingen, Fremdingen, Marktoffingen, Laub.

Wir gehen zur Tracht der evangelischen Orte über, welche unser heutiges Bild veranschaulicht. Die Männer tragen niedere schwarze, steife Filzhüte mit schmaler Krempe, welche sehr elegant aussehen. Der Rock gleicht dem der katholischen Orte. Die Weste wird in Erinnerung an den einstigen noch von Meyr angeführten Herstellungsstoff kurzweg „Manchester" genannt; sie ist heute aus besserem schwarzen Sammet und mit nicht weniger als 18 Stück silbernen runden Knöpfen besetzt. Zwei derselben sind am Kragen der Weste gleich den Knöpfen des Gefreiten. Die Sitte heischt, die Weste in der Mitte offen zu halten und nicht zuzuknöpfen. Die Lederbeinkleider sind hübsch weiß ausgenäht, in der Messertasche darf der Namenszug des Besitzers nicht fehlen. Alte Leute tragen schwarze Strümpfe, während die übrigen die Zugstiefel bis über die Kniee heraufziehen. Es gilt als stutzerhafte Neuerung, zwischen Stiefel und Beinkleid den weißen Strumpf hervorsehen zu lassen.

Die Mädchen und Frauen tragen das einfache, zierliche schwäbische Häubchen, welches noch wie es M. Meyr beschreibt, „recht kokett, fast ganz auf den Haarbund aufgesetzt wird". Während bei der Katholikin die vier Moireebänder am Rücken einzeln herabfallen, lassen die evangelischen Mädchen ihre zwei Bänder als Ganzes, indem beide Enden am Häubchen befestigt sind. Bei Trauerfällen wird der Moiree durch glattes Band ersetzt. Rock und Taille sind ein Ganzes; als Farben findet man dunkle Töne, stahlgrün und dgl., bei Trauer und an Festtagen wird Schwarz getragen. Die Schürze ist gern in lebhaftem Kornblau gehalten, mit reichem Aufputz in Schmelz und Spitzen. Besondere Sorgfalt ist dem Schuhwerk geschenkt, die Sitte erfordert zierliche Zeugstiefelchen mit Lederkappen, welche vorn hübsch weiß abgenäht sein müssen.

Die Theilnehmer der Gruppe stammen aus den Ortschaften Möttingen, Löpsingen, Merzingen, Enkingen, Deggingen, Alerheim.

Dies die Tracht der Gegenwart im Riese. Die einst so charakteristische Ottermütze, deren Lob Melchior Meyr begeistert pries, ist verschwunden.

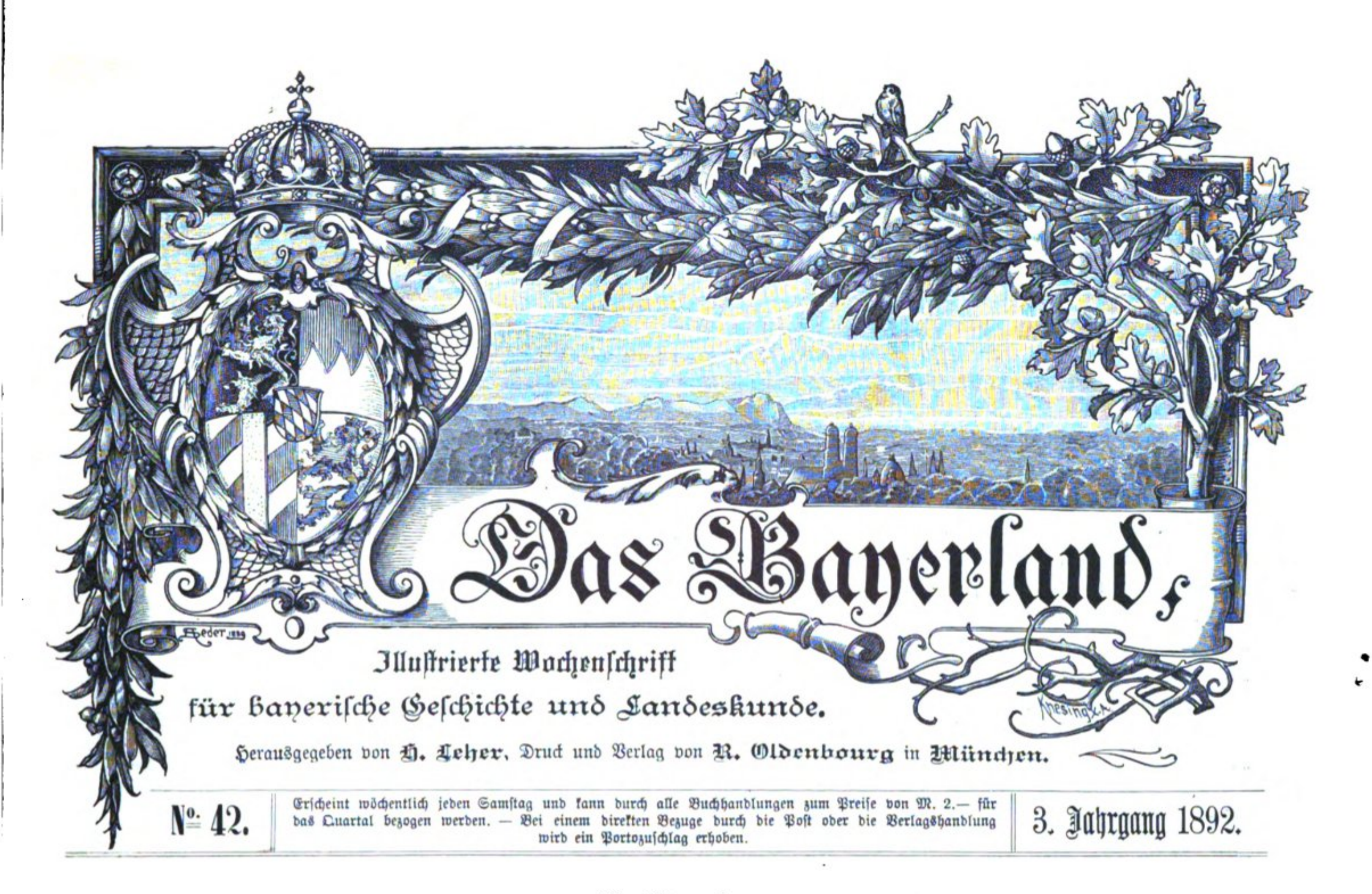
Beide Bilder sind nach Aufnahme des Herrn Photographen Fröhlich in Nördlingen hergestellt; sehr hübsch präsentiert im Hintergrunde des heutigen Bildes die Stadt Nördlingen mit ihrem stolzen Münsterturme.

Entstehung des Bieraufschlags in Bayern. Im 13. und 14. Jahrhundert, wo die große Maß herrlichen Bieres im Winter 2 Pfennige, im Sommer 3 Heller galt, standen die Brauer noch in keiner Beziehung in solchen Verhältnissen wie jetzt. Jede Familie oder mehrere zusammen, brauten damals, wie noch gegenwärtig in der oberen Pfalz, ihren Haustrunk selbst, und die zu der schweren Arbeit hierbei nötigen Hausknechte oder Nachhelfer sind noch heutzutage unter dem Namen „Schrollen" bekannt. Diese einfache Gattung Bierbrauer beschäftigten sich dann zur Sommerszeit auf den Ziegelöfen mit Laimtreten, Steinschlagen rc. Im Jahre 1543 brach unter Kaiser Karl V. der Türkenkrieg aus, und Herzog Albert V. von Bayern hatte als Reichsfürst hierzu 600 000 fl. nötig. Da nun eine solche damals außerordentliche und große Summe nicht leicht aufzubringen war, so entstand in eben diesem Jahre der Bieraufschlag, welcher sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Wir haben es also auch den Türken, diesen Erbfeinden des christlichen Wohls, zu danken, daß dieser Nationaltrank seitdem von uns so hoch besteuert werden muß.



Landestracht der protestantischen Gemeinden im Ries.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

4. Kapitel.

Herr Wägel war in seinem Geheimzimmer, ihm gegenüber am breiten Tische saß ein junger Mann, sein einziger Sohn Max. An dem ehrenfesten Kaufherrn war die Flucht der Jahre nicht spurlos vorübergegangen; das konnte man leicht gewahren an der gebeugten Gestalt, an dem grauen Haare, an den gealterten Zügen des energischen Gesichtes, in welches Gram und Sorge ihre unverwischlichen Runen eingegraben hatten. Nur die treuen, guten, blauen Augen leuchteten noch in ungebrochenem Glanze, wenn sie, wie jetzt, mit berechtigtem Stolze auf der frischen Jugendschöne des vor kurzem erst heimgekehrten Sohnes ruhten.

„So wäre dies also die letzte Tour gewesen, die ich in Deinem Auftrag unternommen, Papa?“ fragte der junge Mann, freundlich aufblickend zu dem greisen Vater.

„Ja, denn wenn Dich wieder einmal die Notwendigkeit von dannen führt, so werden es ganz ausschließlich Deine eigenen Interessen sein, die Dich zur Reise bestimmen.“

„Du willst definitiv zurücktreten?“

„Es ist mein fester, unabänderlicher Wille, das gereifte Ergebnis einer langen und ernsten Überlegung. Ich fühle nachgerade, daß ich denn doch älter geworden und den Anforderungen der Neuzeit nimmer gewachsen bin. Ach! es ist alles um mich herum anders geworden, ich kann mich nicht mehr in die neue Ordnung finden.“

„So sagte der alte Müller ganz genau auch. Aber er ist ein hoher Siebenziger, Du bist reichlich zehn Jahre jünger als er, Papa!“

„Nun, für Müller hat sich in der Person seines Tochtermannes Heldrich ein ganz vortrefflicher Ersatz gefunden. Was kann der alte Wägel denn Besseres thun, als dem Sohne Platz zu machen?“

„Ach, rede doch nicht so, Papa. Ich bin wahrlich der allerletzte, der Dich verdrängen möchte.“

„Wer spricht denn auch nur davon? Aber ich sehne mich nach Ruhe und gedenke, mich zurückzuziehen. Neulich bei Gelegenheit eines einsamen Spazierganges habe ich vor dem Thore ein niedliches Haus, mitten in einem großen Garten stehend, gesehen. Das Besitztum ist verkäuflich, ich erkundigte mich nach dem Preise, er ist nicht hoch, und so wird die Erwerbung mir keine sonderlichen Kosten machen.“

„Also bist Du entschlossen, Papa, wenn ich Dich recht verstehe, Dich anzukaufen und draußen Deinen eigenen Kohl zu bauen?“

„Ganz recht, ich sehne mich aufrichtig nach einem stillen Lebensabend, in Ruhe und Frieden verbracht. Auch verspreche ich mir viel von solch ländlicher Umgebung für meine arme Klotilde. Dies ist auch die ärztliche Ansicht meines Freundes Sartorius.“

„Aber Du schriebst mir doch, daß in allerletzter Zeit hier eine Wendung zum Besseren eingetreten!“

„Gewiß sind solch erfreuliche Wahrnehmungen zu konstatieren, und zwar seit dem Tage, an welchem der junge Franzose unser Haus betreten.“

„Aha, der Monsieur Henri Martin aus Paris! Wie hat sich denn die Sache eigentlich gemacht, daß Du Dich schließ-

lich doch bestimmen ließest, den Fremdling unter Dein Personal aufzunehmen?"

„Nun, es ging ziemlich einfach zu. Der alte Müller machte ganz zufällig die Bekanntschaft eines Pariser Goldschlägers; der blutjunge Mensch gefiel ihm, weil er viel zu erzählen wußte von Paris, vom König und, Gott weiß, von was allem. Sie haben sich oft in Gesellschaft getroffen, und da erwähnte Martin, daß er einen älteren Bruder habe, der Kaufmann sei und auch gern nach Nürnberg ginge, wenn er hier eine Stelle finden könnte in einem besseren Hause. Müller sprach mit mir und Heldrich darüber, wir überlegten uns den Fall und einigten uns schließlich dahin, einen Versuch zu wagen."

„Und ihr seid zufrieden mit dem neuen Komptoiristen?"

„Vollkommen, denn über seinen Fleiß und Eifer herrscht nur eine Stimme der Anerkennung. Merkwürdig war mir vor allem der Umstand, daß der junge Mann sich so überraschend schnell in unsere doch jedenfalls ganz abweichenden deutschen Verhältnisse hat einleben können."

„Na, die Franzosen gelten ja als wahre Lebenskünstler."

„Ich möchte das von Martin nicht gerade behaupten; zwar hat er das Zeug, durch sein vollendetes Klavierspiel in der feinsten Gesellschaft Aufsehen zu erregen."

„Ja, ja, so sagte mir Bertha, und er hat es vermocht, auch der armen Mama wieder Lust und Liebe zur Musik einzuflößen."

„Er hat mehr gethan als dies; sein Erscheinen in unserem kleinen Kreise gab mannigfache Anregungen, und wir alle haben Ursache, uns über einen solchen Zuwachs zu freuen."

„Also auch Du, Papa, bist des Lobes voll über den jungen Franzosen. Ich werde mir Zurückhaltung auferlegen und den Beobachter spielen, schon der Schwester wegen. Fürchtest Du denn für Bertha nichts von der Gesellschaft eines solch interessanten Fremdlings?"

„Fürchten, Max? Im Gegenteil, ich kann doch nur wünschen, daß das liebe Kind sich weniger ernst und streng gibt, als dies leider ihre Art geworden."

„Ja, ja, nun das wird sich ja mit den Jahren ändern und bessern. Aber", fuhr er langsam und wie zögernd fort, „wie sieht es denn sonst mit der Gesellschaft bei uns aus? Kommen denn die Sartorius häufig? Ich meine, der junge Doktor?"

Der Kaufmann lächelte, über seine ernsten Züge zog es wie wohlwollende Schelmerei, als er sagte: „Der junge Doktor? Natürlich kannst Du nur ihn meinen. Freilich läßt er sich ab und zu bei uns sehen, häufiger aber kommt sein lieb Schwesterlein, die Dich nicht vergessen hat, wie mir scheint. Schließlich konnte sie Deine Heimkehr kaum mehr erwarten."

„Warum nicht gar, Papa!" machte der junge Mann, halb unwillig und halb verlegen.

„Geschrieben habt ihr euch nicht. Es ist brav von Dir, daß Du Dein mir gegebenes Versprechen so tapfer gehalten, und da nunmehr das damals ausbedungene Probejahr ja abgelaufen ist, läßt sich über den Fall ruhig weitersprechen. Bitte, unterbrich mich nicht, Max. Ich habe stets Dein Bestes im Auge gehabt. Dir und Bertha galt ja in den letzten Jahren ausschließlich mein Sorgen und Schaffen. Dem Himmel sei Dank, er hat mein Thun gesegnet, und ich kann ruhig das Werk in Deine Hände legen, Du wirst es getreulich fortführen in dem alten Geiste. Dazu gebe ich Dir meinen Segen."

„Aber, Papa, ich weiß nicht —!" stammelte der junge Mann.

„Ja, freilich, allein sollst und kannst Du nicht bleiben in dem großen Hause, darin eine tüchtige Frau an Deiner Seite schalten muß. So wirf denn alle Bedenken frisch bei Seite und unternimm das Wagnis, bei unserem alten Freunde um die Hand seines einzigen Töchterchens anzuhalten."

„Woher weißt Du denn auf einmal, Papa —?" fragte Max hocherglühend.

„Bah, meinst Du denn, ich hätte nicht längst erraten, wo Du hinauswolltest mit den vielen dunkeln Andeutungen in all Deinen Briefen, die Du an uns aus der Fremde gerichtet. Ach, geh doch. Ein Bursch wie Du darf an jede Thür anklopfen und der guten Aufnahme zum voraus sicher sein."

„Aber Johanna? Sie ist so ganz eigen geartet, wird sie mich wollen?"

„Hast Du sie noch nicht gefragt?" lachte der Kaufherr. „Wahrhaftig, ich habe, wenn sie in der Nähe gewesen, in Dir nie den ausgelassenen Jungen wieder erkannt, dessen lose Knabenstreiche vordem das ganze Haus in heilloseste Unordnung gebracht. Johannas Gegenwart hatte Dich aus einem Unbund immer alsbald zu einem Duckmäuser umgewandelt. Ich glaube beinahe, Du fürchtest Dich vor ihrem Übermut?"

„Ich habe Bertha über ihre Freundin ausholen wollen, doch ist sie meinen Fragen immer geschickt ausgewichen. Freilich, ich hätte direkt auf das Ziel lossteuern sollen. Unglücklicherweise habe ich das Thema ebenfalls mit einer Frage nach dem jungen Doktor eingeleitet, und da ist die gute Schwester recht wortkarg geblieben."

„Ja, es ist ein traurig Ding", seufzte der alte Wägel, „und hat mir viele sorgenvolle Stunden schon gemacht. Ich wüßte keinen jungen Mann, den ich lieber zum Schwiegersohn hätte als den braven und tüchtigen Wilhelm, und eine doppelte Verbindung unserer Familie mit den Sartorius würde ich aufs freudigste begrüßen. Bertha schätzt und achtet den jungen Doktor in jeder Art, aber gegen sein inniges Herzenswerben verhielt sie sich von jeher kühl ablehnend. Sie gibt sich immer den Anschein, als verstände sie keine meiner mehr als deutlichen Anspielungen, und zwingen kann und will ich mein Kind nicht. Aber das eine wenigstens darf ich Dir sagen, daß es mich nur freuen wird, wenn Du mir Johanna als Deine Erkorene zuführst."

„Ich danke Dir, Papa, von ganzem Herzen!" sagte gerührt der Sohn. „Aber horch, hat nicht eben jemand geklopft?"

„Ich glaube auch."

Auf das „Herein" zeigte sich ein mittelgroßer Mann in ziemlich unsauber gehaltener Kleidung auf der Schwelle, zögerte aber, das Zimmer zu betreten. Mit sonderbar forschendem, halb scheuem Blicke wandte er sein unstetes Augenpaar auf den Sohn des Hauses, dann fuhr er mit der Hand durch den dichten schwarzen Bart, der den unteren Teil seines unangenehmen Gesichtes beschattete, und sagte in eigentümlich singendem Tone: „Ah, Herr Max, sind Sie glücklich wieder heimgekehrt aus der Fremde? Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Glückwunsch darbringe. Aber Sie kennen mich wohl gar nimmer?"

„Habe wirklich nicht das Vergnügen!" erwiderte Max auf diese Anrede des Eindringlings.

„Ich bin ja der Krudel, Kaspar Krudel, und war vordem lange Jahre hindurch Auslaufer in diesem hochangesehenen Hause. Jetzt bin ich Wirt „Zum goldenen Fisch“ in der Pfannenschmiedsgasse und halte mich Ihnen bestens empfohlen, für kalte und warme Speisen bei ausgezeichnetem Bier, alle Donnerstag ist Schlachtschüssel und Metzelsuppe, jederzeit gibt es hausgemachte Würste und ausgezeichneten Preßsack.“

„Danke“, entgegnete der junge Mann kühl, „aber Sie wollen ohne Zweifel mit meinem Vater sprechen, und da will ich Sie nicht weiter mit meiner Anwesenheit belästigen. Also adieu, Papa, bei Tisch sehen wir uns ja wieder.“

Max hatte das Zimmer verlassen, und Wägel und Krudel waren allein.

„Wenn Sie mir gestatten, hochgeehrter Herr Wägel“, begann der ehemalige Auslaufer.

„Macht's kurz!“ wehrte ungeduldig der Angeredete ab, „was wollt Ihr denn von mir?“

„Es ist ein eigentümlicher Grund, der mich zu Ihnen führt. Ich habe Ihnen eine providentielle Mitteilung zu machen, so zu sagen, Herr Wägel.“

„Providentiell? Konfidentiell wollt Ihr sagen, Krudel! Laßt doch die unverstandenen Fremdwörter fort und redet, wie Euch der Schnabel gewachsen ist. Also, was habt Ihr mir kund zu thun?“

„Seit einigen Wochen hält sich hier ein ehemaliger französischer Oberst auf, es ist ein Kalomel —“

„Warum nicht gar? Ein Kolonel!“ unterbrach Wägel. „Ich weiß es längst, der junge Martin hat mir schon davon gesprochen, die beiden haben im ‚Posthorn‘ drüben Bekanntschaft gemacht.“

„Ganz recht“, sagte Krudel und nickte ganz vergnügt. „Wissen Sie aber auch, warum der Kolonel hierher gekommen ist? Mein Freund Schleierer von der Polizei drüben hat es mir verraten. Er sucht seinen ehemaligen Waffenbruder, den schönen Husarenoffizier, der damals bei uns gewohnt hat!“

„Den Kapitän Prüd'homme?“ fragte Wägel, nunmehr aufmerksamer werdend.

„Denselben“, bestätigte Krudel. „Er soll nicht mehr zu seinem Regiment gestoßen sein, und der andere behauptet steif und fest, daß er hier in Nürnberg verschwunden sein müsse, wahrscheinlich ermordet. Er hat einen schönen Preis ausgesetzt für den Entdecker der Mordthat.“

„Was kann das mich kümmern?“ bemerkte gleichgültig der Kaufherr.

„O, Herr, unter Umständen sehr viel“, erwiderte mit leiser Stimme der Auslaufer, indem er vertraulich näher rückte. „Nehmen wir beispielsweise an, daß der Offizier hier im Hause verschwunden ist.“

„Was untersteht Ihr Euch zu sagen, Krudel?“ rief Wägel entrüstet aus. „Seid Ihr schon am frühen Morgen betrunken? Packt Euch hinaus!“

„Ich bin so nüchtern, wie Sie selber sind, Herr Wägel“, versetzte ruhig der ehemalige Auslaufer. „Ich sage Ihnen nur, daß ich mehr weiß von dieser dunkeln Sache, als Sie vielleicht glauben.“

„Ihr seid ein unverschämter Bengel. Noch einmal, packt Euch hinaus, oder ich mache Anzeige bei der Polizei.“

„Polizei?“ höhnte Krudel. „Das werden Sie wohl bleiben lassen. Seien Sie froh, wenn die Polizei vorerst aus dem Spiele bleibt. Die kommt immer noch zeitig genug zu Ihnen, wenn ich erst einmal mit dem Obersten gesprochen habe. Vorerst möchte ich's aber mit Ihnen versuchen. Hören Sie mich nur einige Minuten an. Wenn der Oberst erfährt, was ich weiß, dann setzt er alles daran, der Sache auf den Grund zu kommen, und für die Polizei ist das Ganze ein gefundenes Fressen.“

„Ich verstehe Euer Gewäsche noch immer nicht und habe wahrlich keine Lust, mich länger mit Euch zu unterhalten. Also kurz und gut: was soll's mit dem verschwundenen Offizier?“

„Der Husar ist in diesem Hause verschwunden. Das weiß ich ganz genau, und die Polizei würde seine Leiche wohl aufzufinden wissen, sobald ich nur den Mund aufthue und die Anzeige mache. Aber ich will auch ganz gern schweigen, wenn Sie sich in diesem Punkte anständig zeigen, Herr Wägel.“

Der ehemalige Auslaufer machte eine Pause, er blickte dem alten Herrn frech ins Angesicht und fuhr dann mit keckem Tone fort: „Tausend Gulden müßten Sie mir aber zahlen für mein Schweigen, die Hälfte sofort bar, den Rest nach Übereinkommen. Ich will darüber einen Schein ausstellen, wenn Sie es wünschen.“

„Hinaus, elender Bube!“ rief der Kaufherr in hellem Zorne, „schamloser Kerl, dem alles feil ist ums blanke Geld. Was soll mir die erbärmliche Drohung mit der Polizei? Ich habe ein ruhiges Gewissen und brauche nichts zu fürchten.“

„Sie freilich weniger“, höhnte Krudel, „aber desto mehr Ihre Frau, die stolze Madame.“

„Fort, oder ich vergreife mich an Dir, erbärmlicher Mensch! Wage es nicht, noch einmal den Namen meiner Frau in den Mund zu nehmen.“

„Und ich werde dennoch behaupten, daß die stolze Madame sich mit dem schönen Husaren gar gut hat auseinandersetzen können. Sie haben sich unter vier Augen geduzt, fragen Sie nur die Lisette drüben im Spittel. Zuletzt hat es dann Streit unter ihnen abgesetzt, und die stolze Madame hat ihren Landsmann einfach — —“

Der Sprechende machte eine erklärende Handbewegung und pausierte wiederum.

(Fortsetzung folgt.)

Stoipfalzlerisch.

Ländliches Bild aus dem Schwarzachthale von Georg Dorrer.

(Fortsetzung.)

Die Klänge des „Strafeten“ und des bayerischen Tanzes mit seinen unzähligen Variationen als der „Schubkarren“, der „böhmische Wind“ u. s. w. sind verrauscht, und das junge Volk strebt vom Tanzboden wieder seinen Sitzplätzen zu.

Die zu Gast gekommenen Herrenleut' und Waldvereinler aus dem nahen Städtchen, welche sich nach und nach unter die jungen Leute mischen, treffen da alte Bekannte. Da ist von den Burschen einer, der sich damals, als er noch ein

„Bůbl“ war, schon durch Courage hervorgethan und heute nicht minder schneidig ausschaut.

Es war am 15. August 1886 beim landwirtschaftlichen Feste. Ein großartiger Aufzug bewegte sich durch das Städtchen. Unter den Gemeinden, welche hierbei mit Festwagen vertreten waren, hatte auch die Stadt Neunburg einen Wagen gestellt, auf dem eine Kinderschar in der Schwarzachthaler Tracht gruppiert war. Die Kinder führten vor der Festtribüne einen Reigen auf, jauchzten und sangen. Unser Bürschl nahm ein paar Mädchen an seine Seite, die Sträußl von Waldblumen trugen, begab sich zu dem Regierungsvertreter, Herrn königl. Regierungsrat Berg aus Regensburg, auf die Tribüne und hielt eine Ansprache, welche hier folgen soll, weil sie die einheimische Mundart getreu darstellt:

„Wenz Ös Gnaden Herr Regierungsrat niat ungüatig afnehma thats, so hätt' i halt mit Volab [1]) a poar Wörteln voarz'bringa. Mir hama dös Zeugla dou (dabei wies der kleine Redner auf den Festplan) so schöi z'samma g'richt, als ma kinnt ham: Mir hama unsa schöinstes Vöich z'sammatriebn nacha Gäns, d'Henna, d'Fisch und d'Säu mit salveni! Daß d'Leut seg'n, daß si' dou herhint a wos Schöins z'samma wachst. Unsa Geg'nd is so zwida niat, als 's in G'schroa is, daß 's halt draßt niat bekannt is, da Herr Regierungsrat woaß des sell scho. Wenn Enk Zeit gleckt, göits hintre is Murnthal, kraxelts afi af'n Schwoarzwir und 'n Thannstoi und wöi döi alten G'schlösser alle san. Dou is hoimla! Und erst dös Holz, dös rar'! Meine Baserl'n dou — 's san a weng g'schrecki und schöich [2]) und spreizen si' gern — han Sträußl für Enk z'samma g'richt aus unsern Holz, weil ma Enk gern ham, 's seids uns a feiertogener Gost. Moidla göits her Enkene Buschen, da Herr Regierungsrat wird's niat voschmocha [3]). Mir ham heunt die zwoat Kirwa und ham a Freud, daß S' dou seits. Dös is unser Haptoliegats [4]) g'west, daß dem Herrn g'fallt. No i moi, dou fahlt si' nix'n und derntwegen san ma schnackerlfidel. G'sunga und g'spielt wird, wos da Zeug halt und wenns Enk g'fallt, nacha san ma scho zolt a.“

Der damals noch kleine Schlingel machte einen Luftsprung, schwang seinen bebänderten Hut und ließ sich dann mit seinen Dirndeln, welche verschämt geknixt hatten, von den Musikanten wieder auf den Wagen spielen, nachdem der leutselige Gast, auf welchen dieses Intermezzo den heitersten Eindruck machte, den Kindern warm gedankt hatte.

[1]) Verlaub. — [2]) scheu. — [3]) verschmähen. — [4]) Hauptanliegen.

Auf dem Schwarzwir. Der Thorturm. Zeichnung von G. Dorrer.

Unter unserer jungen Kirchweihgesellschaft treffen wir auch eines von den „Baserln“. Es ist ein bildsauberes „geschneckeltes“ Dirndl. Als im Herbste 1891 Se. Excellenz der Herr Regierungspräsident Dr. v. Ziegler aus Regensburg bei Gelegenheit eines landwirtschaftlichen Festes in Begleitung des Herrn Regierungsrat Berg, unser Städtchen besuchte, bereitete ihm der Waldverein Neunburg, dessen Ehrenmitglied Se. Excellenz ist, einen festlichen Empfang. Vierzig junge Bursche und saubere Mädchen in der einheimischen Volkstracht zogen in bunter Reihenfolge, an der Spitze ein allerliebstes Pärchen, ein fünfjähriger Knabe und ein gleichalteriges Mädchen in das Absteigequartier Sr. Excellenz. Hier trat zuerst das kleine Paar vor den illustren Gast und sagte sein Sprüchlein her:

„Mia san zwoa Kloine
San houch kam drei Fouß
Mia bringa dir Blüimln
Und vo Neunburg an Grouß.“

Se. Excellenz nahm unter Liebkosung des netten Pärchens die Blumenspende desselben entgegen, dann näherte sich schüchtern das „Baserl“, verlegen seine Schürze streichend, sprach aber dann durch die Güte Sr. Excellenz ermutigt, in ausdrucksvoller ländlich naiver und herzgewinnender Weise den Willkommengruß, der hier ebenfalls Raum finden mag, weil er ein nicht minder getreues Bild des einheimischen Idioms gibt:

„Gröiß Gott! Oeitza woaß i nimma
Wöi i Di eingli hoißn soll,
Denn vo' den Glanz und vo' den Flimma,
Is ma da Kopf ganz wirr und voll!

I ho do guat den Spruch mir eiglernt
Und öitz fallt ma Dei Nam niat a (ein)
Exlenz, ja, ja, a so wirds hoißn
Dös wird dei rechta Titl sa (sein).

Also gröiß Gott! Wos kon i besser
Als grod den Grouß Dir bringa heunt
Er kummt ja asn töifstn Herz'n
Dös schlagt vo later Freudigkeit.

Denn freua thouts uns sakrisch, wirkli,
Daß Du zu uns a kumma bist,
Und hergricht hama uns ganz nobli,
Dös sögst ja, wennst uns oschaust, gewiß.

Mir, Boum und Moidla, alle wünsch'n,
Daß's Dir bo uns guat gfalln soll,
Du bist ja Oina vo die Unsern,
Hams gsagt, dös freut uns weiters wohl! [1])

Sogoar hams gsagt, daß d' a daba bist,
Als Ersta vo den Wald-Vorei!
Und freia thoun de' d' Wies und Bachln
Und goar da Wald, so liab und fei.

[1]) Der Herr Regierungspräsident Ziegler ist Ehrenmitglied der Waldvereinssektion Neunburg v. W.

Drum ho i heunt döi Blümln zambrockt
Als wöis in Wald drin wachse halt,
Und döi, döi kröigst öiz in a Buschn
Wir hoffn, daß a Dir gut gfallt.

So nimm den Buschn o no gnädi
Und hör a Bisl no mi o,
Woaßt Herr, mir ham halt a no Schmerzn
I fang glei mitn Hauptschmerz o.

Du därffst niat moina, daß i epa
An Di 's Verlanga richt um d' Straß,
Denn dös, dös woaßt ja eh scho selba,
Wöi nützli döi für uns ja war.

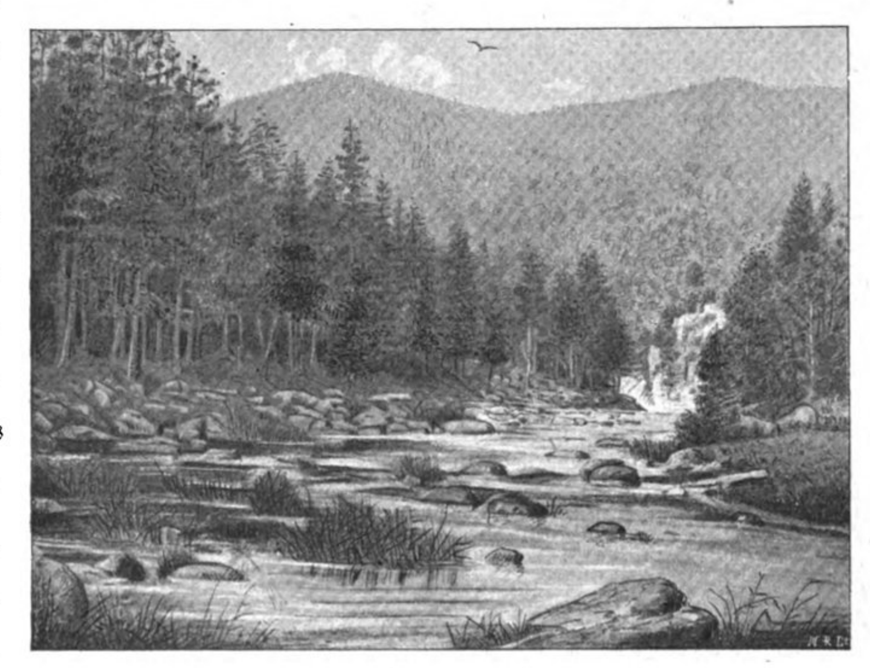
Na, na, mei Bitt, döi is viel gröißa,
Mir oarbatn scho zwanz'g Jahr dro
Woaßt, wos uns fahlt am allermeist'n?
Mir brauchatn — a Eisnboh!

Döil, Di hots gschüd'lt heunt im Wogn
Dös taugt da kam, dou host Vodruß,
Und Du bist do ganz nobli gfaahrn,
Oba foahr a' mol mitn — Onibus!!

Göih schreib dena afi gschwing af Müncha!
Zo Deini Freund, döi groußn Herrn,
Sie solln nur bal döi Bahn uns bauen
Und unser Bitte drum erhörn!

Und nacha, woaßt, mir möchtn bauan
An Aussichtsturm am Schwarzawir!
Göih gib halt d' Erlaubnis gnädi
Un ho an schöina Dank dafür.

Und sog zu Deine Leut: — de Förschta
Döi möüßn folg'n dös woaß i scho, —
Göits er¹) a Holz, so viel wos braucha,
Daß i a Rouh do amol ho.



Partie aus dem Murnthale bei Neunburg v. W.

Und nacha bitt ma Di no herzli,
Loaß's Dir gut gfalln bo uns heraß.
Und bleib recht lang und kumm bal wieda
So öiß, öiß is mei Sprüchl as."

Ein prächtiger „Kirweihbursch" ist der Manneranderl-sepp. Er ist „Schwolischee" und zur Zeit in seine Heimat beurlaubt. Nachdem er gestern, als am Kirchweihsamstag in schmucker Uniform mit dem rasselnden Säbel und klingenden Sporen aufgestiegen, ist er heute in der, einer solchen Feier angemesseneren „Civilkluft" ausgerückt. Auf dem Krauskopfe den flockigen schwarzen, mit dem Kirchweihsträußl besteckten Filzhut, schief auf das linke der silberplatlgeschmückten Ohren gerückt, um den Hals ein rotgemustertes seidenes Tüchl, am Leibe ein weitärmliches, vorn an der Brust schön rot mit den Anfangsbuchstaben seines Namens eingemerktes sauberes „Kirwapfoad"²) und eine buntgeblümelte Weste, den silberbeknöpften Janker nachlässig über die Schulter geworfen, die strammen Beine in schwarzen Lederhosen und glänzend gewichsten Zismenstiefeln, ist er das Bild eines echten oberpfälzischen Bauernburschen. Der Sepp macht sich an die Herrenleut heran und führt auch noch andere seiner Kameraden vor, so den Kaluppengirgl, den Gregerlpistentoni, den Schopperlschwingschwang und wie sie alle heißen mit ihren oberpfälzischen Haus- und Spitznamen. Mit dem Stolze des Kavalleristen spricht der Sepp vom Schwingschwang, der die Infanteristenmütze auf dem Kopfe trägt, als „Sandhasen"; wenn ein solcher seine großen „Kommißbroatschiena" in einen Weiher stecke, so laufe er über.

¹) ihnen. — ²) Pfoad = Hemd.

Die Musikanten spielten gerade einen lustigen Ländler, den berühmten Dautersdorfer, auf, im Sepp wird das Kavalleristenblut rebellisch, und alsogleich geht es ans Schnadahüpfeln:

„Zwoa Füchsla, zwoa Rappla
D'Schwollischee ham grüne Kappla
Bei da Atollerie,
Hams schöine Moidla bei si'.

Und zu die Schwollischee bin i ganga
Bei die Schwollischee hots mi gfreut,
Wanns die Sporn a so klinga
Und da Gal a so schreit."

Sepp schwingt seinen Hut, setzt einen kräftigen Jauchzer auf das Gsangl, das die rasch herbeigekommenen, weil Markeln witternden Musikanten getreu begleitet hatten, läßt sich dann „'s Böia¹) einpfeifen" wobei Trompete, Klarinette und Violine schmettern und schnarren, daß es eine wahre Freude ist. Die Musikkapelle erfährt bei solchen Gelegenheiten eben die sinnreichsten Verwendungen: Das Einpfeifen beim Trinken, das „Assipfeifa"²) u. s. w.

Der Sepp ladet dann auch das Baserl und ihre Freundin, die nicht minder saubere Hanni aus dem nahen Jagahäusl zu einem Trunke aus dem bänder- und blumengeschmückten, schön bemalten gläsernen Kirchweihkruge ein. Das Baserl steckt trotz der Hitze noch im Röckl mit den wulstigen Ärmeln, die Hanni aber hat sich's leichter gemacht und das Röckl abgelegt, so daß wir Gelegenheit haben, ihr goldgesticktes Mieder samt dem Silberschmuck zu bewundern.

Die Konterfeis dieser beiden Mädels, als Muster des saubern Mädchenschlages, der hierzulande wächst, folgen in der nächsten Nummer. 's Baserl und die Hanni, ihre Kameradin, spreizen sich in üblicher Weise, nippen aber schließlich verschämt aus dem Kruge, um gleich darauf sich wieder verlegen zurückzuziehen, als der Sepp an die Umstehenden die Frage

¹) Bier. — ²) Heimspielen.

richtet, ob die zwei nicht recht „g'schmoche[1]) Schickseln[2])" wären. Der Schwingschwang bekräftigt dies nicht allein aus angeborner Galanterie, sondern auch mit dem dem Kavalleristen gebührenden Respekte, und um den enteilenden Schickserln zu imponieren, wird der Kranz lustiger Schnadahüpfeln weiter gewunden:

Und so zwoa, wöi mir zwoa
So find mas net glei.
Wir genga af's Wildln
Laßn d'Oarbat unkei[3])

Und so zwoa, wöi mir zwoa
So find mas net glei,
Den oin Tog ins Wirtshaus
Den andern af d' Frei[4]).

Wir san halt die lustinga
Aufundnieda!
Mir verdiena uns a Geld
Und verjuckens wieda."

Der Sepp stellt hierauf infolge Anregung der Stadtleute die drei Musikanten, welche den Kirchweihleuten in ihren Tanznöten zu dieser Zeit so trost- und hilfreich beigesprungen, vor, indem er sie durch die liebliche Einladung: „Göits her Ös Boitln, loußts Enk oschaua", und durch ein Markstückl, das er auf den Tisch wirft, daß es tanzt, bestimmt, näher zu treten.

(Schluß folgt.)

[1]) Dem guten Geschmacke entsprechend. — [2]) Mädchen. — [3]) unkei = unberührt. — [4]) Auf „die Frei" gehen ist hierzulande gleich „zum Kammerfensterln" gehn.

Der Cagliostro von Bayreuth.

Von Dr. Hyacinth Holland.

(Schluß.)

Krohnemann hatte vorher, am 6. März, am 26. und 28. Juni, offenbar in sehr hoher Gegenwart (vgl. oben den 8. Punkt) eine Probe seiner Kunst gegeben; ob dasselbe zu Bayreuth oder auf der Plassenburg geschehen, ist nimmer ersichtlich.

Mit frohem Mute und den sicheren Anzeichen, daß das große Werk nun gelingen müsse, ging Krohnemann aufs neue an seine Arbeit. Er stattete seine Gemächer mit allerlei sinnreichen Inskriptionen aus, so las man z. B. inwendig über der Küchenthür den weisen Spruch Salomonis: „Wie einem Krüppel das Tanzen ansteht, so stehet einem Narren an, von der Weisheit zu reden". Außen, oberhalb der Küchenstube, stand angeschrieben: „Das Zimmer zur heiligen Dreifaltigkeit". An der Stubenthür prangte inwendig die Psalmenstelle: „In te Domine speravi, non confundar in aeternum!" Eine besondere Gedächtnistafel zur Ehre des Fürsten, und um bleibendes Zeugnis für das Unternehmen zu geben, war mit allerlei sinnreich verschlungener und vielfarbiger Schrift in der Küche aufgehangen.

Seine Frau und seine Kinder aber wurden nicht auf die Plassenburg gelassen. — Alsbald begann er zu arbeiten aus Leibeskräften, mit Vergnügen hörte der Markgraf das Lob seines Fleißes und freute sich auf den ersten Termin, der mit Michaeli dieses Jahres die Früchte einliefern solle. Neuerdings erscholl der Ruf von dem Wundermann, und die Bewohner der Festung und der Stadt und von weit und breit aus der Umgebung kamen Elende, Leidende, Kranke zu dem allgewaltigen Meister aller Kunst, auch hohe Herrschaften, z. B. die Gräfin Dörenbach zu Wiesentheid, waren darunter, welche mit dem Herrn Baron in besondere Korrespondenz geriet, und schweres Geld versprach, wenn ihre Wünsche erfüllt würden. Desgleichen war eine Frau v. Reizenstein brieflich an Krohnemann gekommen, die Medikamente aber scheinen nach dem noch vorhandenen Briefwechsel sehr übel angeschlagen zu haben. Krohnemann aber laborierte rastlos weiter und setzte alsbald den Festungskommandanten durch die abwechselnde Fülle und Mannigfaltigkeit seiner unentbehrlichen Mittel in gelinde Verzweiflung. Bald brauchte er neue Kohlen, wozu die Garnison eigens auf Kohlenbrennen sich verlegen mußte, bald Fichtenasche, bald zersprangen seltene Gläser und platzte ein Ofen, dann hätte er wieder aufs allernotwendigste Dinge gebraucht, die im Winter nicht zu haben waren, wie z. B. Weintrauben und frische Waldbeeren, obendrein aber taugten die durch Eilboten herbeigebrachten Operationsgegenstände nicht, erfüllten den Künstler mit Wut und übler Laune. Trotz alledem aber versprach Krohnemann, alsbald 300 Mark Silber und 8 Mark Gold fertig zu haben, welche bereits langsam und allmählich in den Tiegeln heranwuchsen.

Allerlei verdächtige Leute kamen und gingen, brachten und halfen, es gab Untersuchungen und Fragen, aber es kam nichts hervor. Unter den verschiedenartigen Bestimmungen, welche seinethalben von Bayreuth aus kamen, ist auch die eines eigenen Wachtpostens, der trotz der völligen Freiheit des Herrn Baron, dennoch wie es scheint, heimlich bei Tag und Nacht vor seinem Quartier stehen mußte, angeblich wohl nur als Ehrenposten für den Herrn „Obrist", in Wahrheit aber doch eine verfängliche Ehre! Dem Posten wurde absonderlich eingeschärft, daß er zur Verhütung der Feuersgefahr „keinen Lunden zum Doback-Drinken" gebrauchen solle! Das Doback-Trinken war der Ausdruck für die damals allgemach aufkommende Unsitte, welche wir heutzutage als „Rauchen" in Ehren halten.

Unterdessen arbeitete Krohnemann rastlos weiter, die Krone seiner Bemühungen sollte alsbald zum Vorschein kommen, und bisweilen erschien der Markgraf selbst, um nachzusehen, was sein „Artist" mache, und wie weit die große Sache bereits gediehen sei. Alles war in Bewegung. Vom 7. September bis zum 21. Oktober und wieder vom folgenden Tage bis zum 24. Dezember wurden Tag und Nacht, an Sonn-, Feier- und Werktagen durch den Schmied Joh. Fr. Geibel Kohlen gebrannt, wofür derselbe das erste Mal 21 Gulden 40 kr., das andere Mal aber 45 Gulden 49 kr. erhielt. Der versprochene Termin zu Michaeli war wieder vorbei, da lieferte Krohnemann wirklich noch vor dem Ende des Jahres 42 Mark Silber, welche Lilien durch seinen Schreiber nach Bayreuth abholen ließ.

Und bald darauf, am 12. Februar des Jahres 1686 kamen neuerdings 46 Mark Silber und beinahe 4 Mark

Goldes nach Bayreuth. Das Rätsel war also gelöst, aber das Erstaunen sollte sich noch mehr steigern — denn an demselben Tage war auch der „Artist“ von der Plassenburg spurlos und völlig verschwunden! Thür und Thor waren verschlossen, wie zuvor, ruhig hielt die Schildwache vor der Thür, sie hatte nichts gesehen und gehört!

Wir eilen dem Gange der Dinge nicht allzu rasch mit der Erklärung voraus, daß alles natürlich vor sich gegangen, sehr natürlich, beinahe nur zu sehr. Keine Fahrt durch den Kamin hatte stattgefunden, viel weniger eine poetische Flucht aus dem Fenster, im Gegenteil war Krohnemanns Entweichung sehr prosaisch, beinahe tragisch. Der Magier hatte sich einfach nach dem heimlichen Gemach begeben, sich allda vermittelst eines heimlich erlangten, 14 Klafter langen Seiles hinabgelassen, unten eine dünne Wand durchbrochen und war von da ins Freie gelangt, wo seine Verschworenen, zwei Mägde, welche zu seiner Haushaltung gehörten, item ein Knecht, ein Weber und ein Junge bereits auf ihn warteten. Glücklich erreichte er die bambergische Grenze und kam andern Tags nach dem bambergischen Kloster Marienweiher, um dort Aufnahme und den Schutz des Klosters zu erflehen. Unterdessen gab es auf der Plassenburg noch neue Entdeckungen. Der „Artist“ hatte vier große silberne Schüsseln zu seinem Gebrauch aus der Vorratskammer erhalten — sie waren verschwunden, und zwar in den Tiegeln des Wundermannes, aber nicht, um nach Bayreuth zu wandern — denn dazu hatten unter dem Titel der ersten 42 Mark Silbers und der darauf folgenden 46 weiteren Mark viel elendere Metalle ihre Dienste geleistet — sondern um in Nürnberg und Eger sich in Münze zu verwandeln, wozu 130 Pfund Quecksilber das Geleite gegeben hatten. Außerdem war aber auf der Plassenburg auch die Silberkammer mittels eines nachgemachten Schlüssels eröffnet worden, und allerlei kostbare schwere Schaustücke abhanden gekommen, so z. B. „ein türkischer Sklave“; ein silberne Kugel samt den Schöpf- und den Sackpfeiffen“, „ein silberner Willkomm“, dazu allerlei Teller, Becher und Tafelservice u. dgl., welche in der Folge bei allerlei Händlern und Strolchen teils versetzt, teils richtig verkauft, wieder zum Vorschein kamen.

Krohnemanns Freistätte war alsbald ausgekundschaftet. Dem Oberamtmann Erdmann Ulrich v. Waldenfels gelang es, den Missethäter mit List aus dem Kloster zu bringen, so kam er vorläufig nach Kupferberg in Verwahrung. Nach einer ganzen Krähwinkliade von Unterhandlungen, einerseits geführt durch den markgräflichen Lehenprobst Johann Wolfgang Frank gegen den Bischof Marquard Sebastian anderseits, welcher die Auslieferung Krohnemanns anfangs verweigerte, wurden nach einer umfangreichen Kosten-Spezifikation von bischöflicher Seite — die verlangten 240 Gulden von markgräflicher Seite erlegt, und der teure Herr Baron v. Krohnemann an der Grenze oberhalb Untersteinach am 1. März „mit den gewöhnlichen Formalitäten“ ausgeliefert. Von da an wurde der arme Sünder auf einem mit Ochsen bespannten Karren, an beiden Seiten mit Ketten und Banden an Händen und Füßen angeschlossen, liegend auf einem Bündel Stroh, unter anständiger fürstlich brandenburgischer Bedeckung nach Kulmbach in sicheren Gewahrsam geliefert, allwo „wegen der schlechten Beschaffenheit der Frohnfeste zwei Bürger mit bloßem Degen Tag und Nacht vor Krohnemann stehen mußten, damit er nicht entrinne, und nichts Verdächtiges vorgehen könne“.

Das Verhör brachte noch allerlei Dinge zur Kenntnis. Inwiefern die Androhung der Tortur, der Daumenschrauben und das Erscheinen des Henkers, welcher zur Verstärkung der Drohungen aus Bayreuth herbeigeschafft wurde, auf die Aussagen der Mägde wirkten, welche Krohnemanns Haushalt auf der Festung versahen, bleibt dahingestellt. Die an sie gerichteten Fragen waren nicht wenig verfänglich, ganz im Stile des Hexentribunals.

Auch angesichts des Daumenstockes und der Beinschrauben beteuerte Krohnemann, daß er ein wahrer Adept sei und Gold zu machen vermöge, nur habe er es nicht zu hoher Perfektion bringen können, weil es bald an dem, bald an jenem Material gefehlt, und er nur das particulare gehabt habe; zu Wien, in Holland und Bayreuth habe er Gold gemacht, nur es aber nicht zu großer Quantität bringen können. Daß seine Lieferungen unbrauchbar seien, gab er zu, doch blieb er dabei, daß er perfekt worden wäre, wenn er noch weitere Zusätze gehabt hätte. Da er nun nicht eher von seiner freien Gefangenschaft hätte loskommen sollen, als bis er 14900 Gulden geliefert hätte, so habe er den Entschluß gefaßt, durchzugehen. Daß ihm dies nicht gelungen, sei ihm wirklich leid.

Die Untersuchungsakten wurden dem Banngerichte zur Schöpfung des Urteils übergeben, dasselbe erschien am 19. April und lautete dahin, daß Krohnemann nach der peinlichen Halsgerichtsordnung und den in derselben befindlichen Artikeln 187 und 159 vom Leben zum Tode mit dem Strang gebracht werde. In den angeführten Paragraphen ist jedoch nur vom Diebstahl die Rede, der an dem Mann mit dem Strang, an Weibspersonen mit dem Wasser bestraft werden soll. Die Strafe erging also bloß über die Einbrüche und Entwendungen des Delinquenten auf der Plassenburg und nicht über den Alchymisten, Adepten und Artisten, auch nicht über den „Arzt“ und Wunderdoktor — an diesen Dingen wagte der Markgraf auch jetzt noch nicht zu zweifeln. Der Markgraf unterschrieb das Urteil trotz den Bitten seiner Gemahlin, welche auch jetzt noch nicht irre geworden zu sein scheint. Da das Urteil am 27. April vollzogen werden sollte, nachdem Krohnemann vor den Schranken dem Rechte gemäß dasselbe gehört haben würde, so machte man Anstalten, daß der Ausschuß zur rechten Zeit erscheinen und mit „Ammunition und gutem tüchtigem Gewehr“ da sein müßte. Hierauf sagte man das Leben dem Gefangenen ab, der nun einen Geistlichen, und zwar einen katholischen verlangte.

Noch am Tage vor der Exekution wurde Krohnemann vernommen wegen der Arznei, so er der Fürstin gegeben hätte. Er schöpfte hochauf Atem, als er daran vermerkte, daß seine Beschützerin ihn noch nicht verlassen habe; er bestand darauf, daß er nichts Nachteiliges hergegeben und der hohen Frau auch helfen könne, weil er ihren Zustand kenne; Mittel und Arznei müsse er aber erst dazu bereiten; daß er der Fürstin nichts Unrechtes gegeben, das sei wahr, und darauf wolle er morgen sterben und in Gottes Reich sein.

Der Tag erschien. Die Teilnehmer an seiner Flucht, welche auch auf der Plassenburg zur Versilberung der entwendeten Kostbarkeiten mitgeholfen hatten, wurden mit Ruten gestrichen, an den Pranger gestellt und ewig des Landes verwiesen. Darauf begann vor den Schranken der peinliche Anwalt die Anklage in Gegenwart des Bannrichters und der zwölf Gerichtsschöffen. Weder hier noch in der Rede, welche

der Verteidiger des armen Sünders sprach, ist von Goldmachen, Alchymie und Wunderarznei die Rede, immer bloß von Diebstahl und daß der Delinquent bei einer Lieferung falsches Gold und Silber übersendet haben. Darauf wurde der Stab gebrochen, und die Ausführung begann. Viele, und darunter wohl Krohnemann selbst, wollten nicht glauben, daß der Markgraf einen Kavalier, der in so großer Gnade gestanden und so hohe Würden bekleidet hatte, auf so schimpfliche Art am Galgen enden lassen wolle. Auf Fürsprache der Fürstin sendete der Markgraf endlich einen Offizier ab, der dem Delinquenten Begnadigung bringen sollte, doch traf ihn der Pardon schon erstarrt am Galgen. Man erzählte dabei, der Offizier habe geheimen Befehl gehabt, sich unterwegs so lange zu verweilen, bis die Exekution vorüber sei. Der Scharfrichter schlug ein weißes Blech über den Galgen, worauf in nicht allzu witzigen Versen ein Ehrengedächtnis dem Gehängten gedichtet war — reine Galgenpoesie.

Seine guten adeligen Kleider hatte der Delinquent auf Gerichtsbefehl ablegen müssen, worauf ihm vom Büttel sog. Bärenhäuterzeug angezogen wurde. Da die guten Kleider fürstliche Geschenke waren, so trug der Vizestadtvogt Bedenken, diese dem Scharfrichter auszuhändigen, er hielt also Anfrage, ob er sie hergeben oder verbrennen lassen solle, weil es exemplum sine exemplo wäre. Laut Befehl vom 15. Juni mußten die Kleider an einen Händler in der Stille verkauft, und das Geld unter Scharfrichter und Knechte verteilt werden. Die Unkosten der Inquisition und Exekution beliefen sich auf 130 Gulden 31 kr.

Krohnemann fand übrigens nicht nur mehrere Dichter, welche Reimereien über ihn machten, z. B. ein Zwiegespräch zwischen ihm und dem Galgen, sondern auch andere schwachsinnige Menschen übten mit Titelversetzungen und Epitaphien ihren Witz. Eine dieser Übersetzungen lautete so: „Chr. W. Bantoffel von Likmersman, Herr über den Rabenstein, unweit vom Culmbacher Galgen gelegen, Erbherr über alles seines Wißt Ihres doch wohl, und ein großer Haanrey über Prag, Wien, Leipzig, Graffenberg und Hotfeld, Ritter über den steinern dreysäuligt gemauerten Orden zu Culmbach, Obrister über den Schinderkarren, uff welchem Er von Kupfferberg nacher Culmbach geführt worden, Hochfürstl. Brandenburgischer Vestungsdieb u. s. w."

Seine Frau war mit den Kindern schon früher außer Landes gegangen; man sagte gen Böhmen; Niemand wußte, wohin sie kamen.

Mit der Goldmacherei am Brandenburger Hofe war es aber doch noch nicht vorbei. Alsbald kam ein neuer Adept Joh. Georg Fischer, aus Hochberg; er hatte in Sachsen und Wien als Ingenieur gedient und aus Kuriosität dabei die Alchymie studiert. Er wurde alsbald zu Bayreuth angenommen und soll dem Markgrafen wo möglich noch mehr verlaboriert haben, denn: „mundus vult decipi, ergo —".

Die kriegerischen Ehrentage von Straubing.

Von L. Roland.

Im strahlenden Sonnenlichte wogen die goldenen Ähren der weiten Ackerflur um die alte Stadt Straubing, in emsiger Thätigkeit heimsen Tausende fleißiger Hände die gesegnete Frucht der bayerischen Kornkammer ein, die im Frieden so üppig gedieh. Nur ferner Schall der Trommeln verrät, daß der Friede getreu von reisigen Scharen gehütet wird; möge es lange, recht lange währen, bis sie die tapfern Söhne der reichen Gaue wieder zum Streite rufen, zum Siege geleiten! Nie rastet der Hader der Völker, der Zwist der Stämme; von Kampf und Krieg wußten auch die zerschossenen, blutgeröteten Mauern und Türme der jetzt so friedlich schaffenden Stadt Straubing gar vieles zu erzählen!

Denn schon um jene Zeit, da zum ersten Male die Morgenröte der Geschichte auf sie fällt, ist Straubing eine starke Festung; die Helme der auf den Wällen schildernden Posten gleißen unterm Sonnenstrahle, der Tritt gepanzerter Kohorten dröhnt auf dem Pflaster der Straßen. Serviodurum, mit einem keltischer Zunge entstammten Namen hieß die Feste, in welcher Soldaten der 3. italischen Legion, der 1. kanathenischen Kohorte und der 2. rätischen Kohorte die Wacht an der Reichsgrenze, am mächtigen Donaustrome, und angesichts der blauenden Berge des Bayerwaldes hielten; sie lag draußen an der Kling, gegen die Azlburg zu, wo mein lieber alter Freund Wimmer, jetzt Major und Bezirkskommandeur in Wasserburg, einst Reste ihres Mauergürtels entdeckte. Noch schweigen die Blätter der Geschichte über ihre Schicksale: sie werden sich ebenso gestaltet haben wie jene der übrigen Römerbollwerke. Die Germanen brachen ihre Türme und Thore; was sie übrig ließen, zerstörte die Zeit und der furchende Pflug.

Über den Trümmern der außerhalb des Kastells gelegenen Civilstadt ist dann langsam die Stadt Straubing entstanden, die uns zuerst als königliche Domäne der Karolinger Arnulf und Ludwig des Kindes begegnet. Vom 13. Jahrhundert an beginnt ihre Blüte, ihre Bürger schlagen Kaiser Ludwig des Bayern Schlachten bei Gammelsdorf und Mühldorf mit und empfangen zum Lohne ihrer Tapferkeit in ersterer die bayerischen Rauten in ihr Wappen. Doch derselbe Kaiser erschien als Feind vor Straubings Mauergürtel. Zwischen ihm und seinem Neffen, dem Herzog Heinrich d. Ä. von Niederbayern, sowie dem Böhmenkönige Johann entbrannte 1332 ein heftiger Krieg; mit 600 Helmen ging er auf einer bei Kagers geschlagenen Schiffbrücke über die Donau, belagerte vom 6. Juli bis zum 20. August die Stadt und nahm sie im Sturm. — Hundert Jahre vergingen, dann thaten sich die Bürger „mit Raisen auf die Ketzer zu behaim" (d. i. auf Kriegszügen gegen die Hussiten) durch solche Tapferkeit hervor, daß sie Herzog Ernst 1431 ausdrücklich dafür belobte.

Zwei Jahrhunderte durch konnte sich Straubing des tiefsten Friedens erfreuen, um darauf die Schrecknisse des Krieges um so herber zu erfahren. Am 4. November 1633 war Regensburg in die Hände des Herzogs Bernhard von Weimar gefallen, drei Tage darauf brachen seine Reiter gegen Straubing auf, hieben eine Abteilung von 200 Bayern nieder, welche die dortige Besatzung verstärken sollte, drängten die ihnen von da aus zu Hilfe gesandten 2 Kompagnien Kroaten zurück

und bemächtigten sich der Vorstadt, die sie in Brand steckten, worauf sie wieder abzogen. Am 19. November traf Herzog Bernhard selbst mit 6000 Mann ein, ließ beim Kapuzinerkloster Batterien anlegen und drei Tage lang die Stadt beschießen, bis Bresche gelegt war, weshalb der tapfere Kommandant, Oberst v. Haslang, gegen freien Abzug sich ergab. Die Kapitulation wurde aber gebrochen, indem Herzog Bernhard der bereits abgezogenen Besatzung nachsetzen, sie entwaffnen und gefangen nehmen ließ. Während der Belagerung zeichnete sich der Apotheker und nachmalige Bürgermeister Simon Höller besonders aus, er soll von der Stadtmauer aus 30 Schweden, meistens Offiziere, erschossen haben, und zum ewigen Andenken wurde daher das marmorne Brustbild eines Schweden an dieser Stelle eingemauert. Übel hausten die Schweden in der Stadt, von der aus sie den Bayerischen Wald plünderten und brandschatzten. Darum rückten Graf Aldringen und Johann v. Werth vor Straubing, am 17. März 1634, beschossen die Stadt und beschädigten binnen weniger Tage die Mauern derart, daß der Kommandant, Oberst Berghauer, die Stadt mit Accord übergab. Von nun an blieb sie in den Händen der Bayern, obschon die Schweden nochmals wiederholt bis nahe an Straubing vordrangen und am 21. September 1648, kurz vor dem Ende des langwierigen Krieges, sich abermals der Vorstadt bemeisterten.



Die Verteidigung Straubings 1742.
Nach dem Gemälde von Otto im kgl. Nationalmuseum.

Der Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges, in welchem sich Kurfürst Max Emanuel, den Lockungen des Sonnenkönigs Louis XIV. nachgebend, mit Frankreich verbündete, führte neue Feinde vor die Stadt. Hier hatte man sich auf ihren Empfang wohl gerüstet; ein Gürtel neuangelegter Bollwerke umschloß die Stadt, wo Oberstlieutenant Drexel mit einem Bataillon des Schellenbergischen Regiments und der tapfern Bürgerschaft zur hartnäckigsten Verteidigung entschlossen war. Am 22. August 1704 erfolgte das erste Zeichen feindlicher Annäherung; der österreichische Feldmarschall d'Herbeville forderte die Erlegung einer Kontribution von 80 000 Gulden, worauf er die Antwort erhielt: die Herren Österreicher möchten nur kommen und sich die Gelder holen. Doch erst am 16. Oktober brach der Feldmarschall von Regensburg auf und vollendete am 17. die Einschließung von Straubing. Gleichzeitig mit ihm hatte sich der bayerische General v. Maffei von Landshut aus in Bewegung gesetzt und war am 18. über Dingolfing nach Landau in eine durch die Isar gedeckte Stellung gerückt mit der Absicht, die Belagerung von Straubing thunlichst zu stören oder wo möglich ihre Aufhebung zu erzwingen. Nach Eröffnung der Laufgräben begannen die Österreicher am 20. den Bau der Batterien und nach vergeblicher Aufforderung zur Übergabe am 22. die Beschießung, die trotz der angerichteten großen Beschädigungen so heftig erwidert wurde, daß in der Stadt sehr rasch Munitionsmangel eintrat. Doch ließ man dort den Mut nicht sinken, weil man Kunde von dem nahenden Entsatze hatte; als zwei mutige Bürger sich durch die Belagerer durchschlichen und dem General v. Maffei die Nachricht von den Gefahren überbrachten, er zugleich durch den General Freiherrn v. Lützelburg Verstärkung erhielt, beschloß er, der bedrängten Stadt Hilfe zu bringen. Am 26. brach er auf, überschritt die Isar und rückte am 27. bis Oberpiebing, 9 km südlich von Straubing, vor. Doch Feldmarschall d'Herbeville machte rasch nach zwei Seiten Front. Seine Infanterie ließ er in den Approchen zurück, mit seiner gesamten Reiterei — 40 Schwadronen, 5000 Mann — marschierte er in Schlachtordnung den Bayern entgegen. Unterdessen besetzten die Bürger die Wälle der Stadt, und die Garnison stand zum Ausfall bereit. Allein die bayerischen Generale zögerten mit dem Angriffe wegen der großen Überlegenheit der österreichischen Reiterei sowohl in Bezug auf ihre Zahl, wie an Kürassieren, die gegen die leichten Dragoner und Husaren der Bayern den Ausschlag geben mußten. Zudem war bei ihnen der Hofkammerrat und Geheimsekretär Neusönner als Beauftragter der Landesregentin, der Kurfürstin, eingetroffen, welcher die Ermächtigung hatte, dem kaiserlichen Marschall zur Beförderung eines Waffenstillstandsabschlusses die Übergabe von Straubing anzubieten. Inzwischen waren bereits die Vortruppen aneinander geraten, wobei die bayerischen Eskadrons einige Gefangene einbrachten, darunter einen Oberstlieutenant. Dagegen trafen die Kaiserlichen Anstalten zum Sturm auf die in den Mauern Straubings klaffende Bresche. Die mittler-

weile angebahnten Verhandlungen drohten an der Forderung d'Herbevilles zu scheitern, daß ihm außer Straubing auch Passau übergeben werde, bis er die Beschießung wieder aufnahm. Nachdem ihm sein Verlangen zugestanden worden war, folgte am 28. Oktober der Abschluß eines Waffenstillstandes, welcher die beiden genannten Städte den Kaiserlichen einräumte, worauf letztere am 2. November Straubing besetzten. — Die Feder der Diplomaten hatte über das Geschick von Straubing entschieden!

Nach einem Menschenalter pochte wiederum die eherne Faust des Krieges an seine Thore. Um das Erbe Kaiser Karls VI. war er entbrannt; Kurfürst Karl Albrecht hatte selbst Ansprüche erhoben, rückte in Österreich ein und wurde am 12. Februar 1742 zu Frankfurt als Karl VII. zum Kaiser gekrönt. Nachdem der Feldzug des Jahres 1741 mit großem Glücke begonnen hatte, folgte ein rascher Rückschlag; im März 1742 hatte der österreichische Feldherr Graf Khevenhüller ganz Bayern mit Ausnahme der Oberpfalz und der beiden Städte Straubing und Landsberg, sowie der von den Franzosen besetzten Festung Ingolstadt erobert, Straubing hatte schon am 28. Januar eine Aufforderung zur Übergabe erhalten. Doch hier war man der alten Überlieferungen eingedenk, und die Stadt war gut gerüstet.

Schon seit dem Juli 1741 waren die Festungswerke unter Leitung des Majors Du Chaffat, welcher als Ingenieur und Artillerie-Kommandant waltete, in besten Stand gesetzt und vielfach verbessert worden. Die Besatzung bestand aus dem 2. und 3. Bataillon nebst der 2. Grenadierkompagnie des Infanterie-Regiments Kurprinz (jetzt 2. Infanterie-Regiment Kronprinz) unter Hauptmann v. Gattermann, 2 Eskadronen des Küraffier-Regiments Graf Raymond unter Major v. Roth, einem Bataillon des einheimischen Landfahnens (entsprechend etwa der heutigen Landwehr 2. Aufgebotes nebst Landsturm), der Freikompagnie des Freiherrn v. Prielmayr und einer gut organisierten Bürgermiliz in der Stärke von beiläufig 400 Mann. Das Kommando führte Oberst Freiherr v. Wolfwisen, ein altgedienter und hochverdienter Kriegsmann, der Sprosse einer alten bayerischen Beamtenfamilie; Stadthauptmann (Kommandant der Bürgermiliz) war der Bürgermeister Josef Martin Hoffstetter, der Ahnherr der Familie v. Hoffstetten. An der Spitze der Civilbehörden stand der Vicedom (etwa dem heutigen „Regierungspräsidenten“ entsprechend) Graf Hörwarth. Noch dreimal erhielt Straubing die Aufforderung zur Übergabe, zum letzten Male am 19. März, an welchem Tage zugleich Kavallerie in der ganzen Umgebung sich ausbreitete und der Stadt die Zufuhren abschnitt. Am 2. und 3. April zogen sich die feindlichen Reiter, verstärkt durch Infanterie, (9 Bataillone und 6 Grenadierkompagnien) unter dem Befehle des Generalfeldzeugmeisters Grafen Wurmbrandt um die Stadt zur Einschließung zusammen, am 4. bemächtigten sie sich durch Überfall unter erheblichen Verlusten der Altstadt und begannen die Aushebung der ersten Parallele, die am 5. ungeachtet heftiger Beschießung und eines Ausfalls aus der Stadt vollendet wurde. Der 6. und 7. verging unter heftigem Bombardement, das einen starken, aber glücklich gelöschten Brand verursachte, sowie kräftige Antwort fand, und unter einem glücklichen Ausfall; gleichwohl wurde die zweite Parallele begonnen. Am 9. wurde letztere armiert, am 8., 9., 10. das Bombardement fortgesetzt, das in den Nächten des 9. und 10. auf das heftigste gesteigert wurde, aber keinen sonderlichen Erfolg erzielte. In der Nacht zum 11. morgens gegen 2 Uhr traten darauf die Österreicher plötzlich den Rückzug an, indem sie viel Geräte und Proviant in ihren Lagern zurückließen. Ihr Verlust wird auf etwa 1000 Mann, jener der Verteidiger auf 1 Unteroffizier (also der berühmte e i n e Mann der Russen!) und 4 Personen der Bürgerschaft angegeben. — Ansehnliche Auszeichnungen lohnten die Tapfern: der greise, bereits 72 Jahre alte Oberst Freiherr v. Wolfwisen wurde zum General-Feldmarschall-Lieutenant befördert, erhielt eine goldene Medaille an goldener Gnadenkette und ein unter seinem Namen aufzurichtendes Landregiment. (Schon am 18. November erlag er einer wohl in Folge der Belagerungswehen zu Straubing ausgebrochenen Epidemie.) Der Stadt wurden zum Ersatze für die nach dem heutigen Geldwerte auf 1½ Millionen Mark zu veranschlagenden Schäden einige Steuern erlassen, und sie erhielt ebenfalls eine goldene Medaille.

An die energische Verteidigung Straubings hat der Volksmund allerlei Sagen und Erzählungen geknüpft, welche sogar in die Geschichte übergegangen sind. Leider verhält es sich dabei wie mit gar manchen gefeierten Helden und Thaten, deren Personen oder Handlungen vor dem scharfen Auge prüfender Kritik in Nebel zerfließen, z. B. Wilhelm Tell oder der Schmied von Kochel, die als Repräsentanten des Nationalruhms unsterblich geworden sind, obwohl ihre Gestalten nur verkörperte Gebilde der schaffenden Phantasie bilden. So wird berichtet, ein bürgerlicher Artillerist Einsiedler habe mit seiner Kanone vom Walle aus 36 österreichische Offiziere erschossen. Die Leistung selbst klingt nur als eine Steigerung der Thaten des tapfern Apothekers Höller — und eine Persönlichkeit, mit welcher der angebliche Bürgerwehrmann Einsiedler zu identifizieren wäre, läßt sich in keinem Archivakte glaubhaft nachweisen. Bedenklicher noch verhält es sich mit der Unterschrift unter dem schönen Gemälde Ottos im Münchener Nationalmuseum, dessen Abbildung unsere freundlichen Leser auf diesen Seiten betrachten. Dort steht zu lesen: „Bürger und Soldaten unter Luckner und Gschray verteidigen Straubing tapfer gegen die eingedrungenen Österreicher 1742“. Das trifft nur auf Johann Michael Gschray zu, Eisenamtmann (Gerichtsdiener) von Deggendorf, der sich bald als Parteigänger einen gefürchteten Namen erwarb und es noch bis zum k. preußischen Generalmajor brachte, nicht aber auf den Chamer Bürgerssohn Nikolaus Luckner, den nachmaligen französischen Marschall, der damals im Infanterieregiment Morawitzky (jetzt 5. Infanterieregiment) diente.

Hatte sich Straubing durch seine energische Gegenwehr in diesem Jahre die Freiheit gerettet, so unterlag es im folgenden den Wirkungen der Ereignisse, der Feder der Diplomaten. Unter dem Kommando des französischen Oberstlieutenants Boyffet de Gautier hatte es eine Besatzung von ungefähr 2000 Mann, von denen ein Fünftel Bayern des Regimentes Truchseß, die übrigen Franzosen waren; dazu kam noch die bewaffnete Bürgerschaft. Am 8. Juni hatte die Einschließung durch österreichische Truppen begonnen, die sich in eine förmliche Belagerung verwandelte. Harte Tage waren der 18. und 19. Juli, denn die Belagerer unter General-Feldwachtmeister Baron v. Roth setzten der Stadt arg zu; doch die Feindseligkeiten fanden ein unvermutetes Ende, indem am 19. Juli der kaiserlich-bayerische Generaladjutant Graf Rambaldi

mit dem Befehle eintraf, Straubing gemäß des Vertrags zu Kloster Nieder=Schönefeld (27. Juni) zu übergeben. Demgemäß zog die Besatzung ab, die Stadt wurde den Österreichern überantwortet.

Die Veränderungen im Kriegswesen führten zur Aufgabe der Festungseigenschaft von Straubing und infolgedessen zur Niederlegung der Werke während der Jahre 1780 — 1790, und seitdem sah die alte Herzogstadt keine kriegerische Aktion vor ihren Mauern mehr, wenn auch die Feldzüge der französischen Revolution und des Kaiserreichs endlose Durchmärsche und Einquartierungen von Freund und Feind mit sich brachten.

Kleine Mitteilungen.

Eine Bauernhochzeit, wie sie alte niederbayerische Sitte und herkömmlicher Brauch mit allen ihren Eigentümlichkeiten vorschreibt, wurde am 16. Juni in den Gastlokalitäten des Ziererschen Bräuhauses in Geiselhöring begangen; die Musik war dabei volle 32 Stunden beschäftigt, bis der Brautführer, die Kranzeljungfer, die Hochzeiterin ins Haus des Bräutigams aus entgegengesetzt liegenden Orten zusammengeholt und nach Beendigung der Feier schließlich vom Festplatze wieder hinausgeleitet wurden, und dem Hochzeitspaare selbst bis vor sein Wohnhaus geblasen worden war. Nach dem Nachtmahl wurde die Musik in zwei Abteilungen getrennt; die eine spielte zum sog. „Danken" im oberen Saale des Hauses auf, während eine kleinere Anzahl Musiker in der Sommerkellerhalle zum Tanze blies. 60 Gäste waren offiziell eingeladen, es dürften aber ihrer einige mehr an den Hochzeitstafeln gesessen sein; Hunger haben sie indessen gleichwohl nicht gelitten, denn die Fürsorge des Herrn Bräu ist wahrhaft väterlich gewesen, indem er 3 Schweine (mit 4 Zentner), 10 Spanferkel, 18 Gänse und 3 Kälber schlachten und Rindfleisch nebst Lungen rc. in genügendem Gewicht von den Fleischbänken einkaufen ließ.

Das 8. Jägerbataillon.

„Zu Straubing ist ein Städtchen,
. . . .
Da liegt von braven Jägern
Ein ganzes Bataillon!"

So konnten, ein österreichisches Soldatenlied variierend, die achter Jäger singen. In Deutschland bestand von alters her eine besondere Vorliebe für die Jägertruppe, vielleicht in Erinnerung an die urältesten Zeiten, da unsere bärenhäutigen Vorfahren noch in den Urwäldern hausten, und die Jagd auf wildes Getier — und auf den Feind, des Mannes einzige Beschäftigung war. „Jäger", bald in dieser, bald in jener Formation, besaß das bayerische Heer wiederholt; sie galten stets als eine Art von Elitetruppe und waren die Lieblingsabteilungen des Heeres und des Volkes, sie genossen eine besondere Volkstümlichkeit. Aber auch von militärischer Seite maß man ihnen einen Wert zu und gab gern jeder Infanteriebrigade ein Jägerbataillon bei, gewissermaßen als „leichtes Fußvolk". So wurden die nach dem Schlusse der napoleonischen Kriegsperiode überkommenen vier Jägerbataillone allmählich vermehrt: 1851, 1863, 1868 durch die Errichtung von je zwei; heute sind unsere zehn Jägerbataillone, die im glorreichen französischen Kriege ihren reichgemessenen Teil der Lorbeeren brachen und sich in der That als Elitetruppe bewährten, im Anschlusse an die Organisation des Reichsheeres auf zwei vermindert.

Da haben denn ehemalige Angehörige des achten Jägerbataillons den Gedanken gefaßt, in ihrer einstigen Garnisonsstadt Straubing zusammenzukommen und in fröhlichem Beisammensein die alten Erinnerungen aufzufrischen, die alte Kameradschaft mit treuem Handschlag zu erneuern. War auch der Bestand des schmucken Bataillons nur von kurzer Dauer, so zieren seine Geschichte doch ewig denkwürdige Tage stolzesten Kriegsruhmes!

Aus den 5. Kompagnien der bisherigen 1., 5. und 6. Jägerbataillone wurde es am 21. Dezember 1863 zu Sulzbach gebildet, nach dem Feldzuge 1866 nach Straubing verlegt und am 1. Oktober 1878 zu Germersheim dem neuformierten 17. Infanterie=Regimente Orff als dessen zweites Bataillon einverleibt. Im Verbande der 7. Infanterie=Brigade (zu welcher noch das 5. und 7. Infanterie=Regiment gehörten) unter dem Befehle des tapfern, auf dem Felde der Ehre gebliebenen Generalmajor Faust, später des Obersten Bijot focht es im Feldzuge 1866 in den Gefechten bei Roßdorf (4. Juli) und Üttingen (26. Juli), in welch' letzterem sein Kommandant, Major Rudolf, schwer verwundet wurde; im glorreichen Kriege 1870/71 war es in der 5. Infanterie=Brigade (General=Major v. Schleich) mit dem 6. und 7. Infanterie=Regimente eingeteilt und schrieb mit blutigen Lettern seinen Namen auf die Tafeln der Geschichte bei Weißenburg (4. August), Wörth (6. August), Sedan (1. September); hier wurde der Kommandant, Oberstlieutenannt Ferdinand Kohlermann tödlich verwundet), Plessis=Piquet (19. September), worauf es ein Glied des ehernen Ringes bildete, mit welchem die deutschen Heere Paris umschlossen, und in demselben am Ausfallgefechte gegen Chatillon (13. Oktober) teilnahm.

Wohlan ihr Braven! Wir sind in Gedanken bei euch, wenn ihr der Gefallenen gedenkt, und wir heben die Hand mit euch, wenn ihr den alten, mit Herzblut besiegelten Bayernschwur erneut: In Treue fest!

Der Bettelstudent. Einer der vier Söhne des Nagelschmiedes Röls zu Schwandorf, Casimir, ward Dr. U. J., Dekan zu Donauwörth, Generalvikar und 1708 Bischof von Amyclä und Weihbischof von Augsburg. Den Akt seiner Konsekration zeichnete der Umstand aus, daß ihm dabei seine beiden geistlichen Brüder, Roger, Abt von Kaisheim und Amand, Abt von Donauwörth, als Assistenten zur Seite standen. Um bei seiner bischöflichen Würde seines niedrigen Herkommens nicht zu vergessen und stets daran zu denken, wie er beim Beginne seiner Studien zu Regensburg durch Kosttage im Seminare St. Wolfgang sich fortbringen mußte, ließ er die beiden irdenen Häfelein, womit er sich einst die Kost geholt, in Silber fassen und vor sich auf die Tafel stellen, so oft er vornehme Gäste in seinem Hause bewirtete. Er starb 1715 69 Jahre alt und liegt im Domkreuzgange zu Augsburg begraben.

Ein Meisterwerk christlicher Kunst bietet sich den Blicken unserer Leser, das herrliche Glasgemälde, mit welchem vor wenigen Monaten die Simpertuskapelle in der Kirche St. Ulrich zu Augsburg geschmückt wurde. Das Fenster wurde von der königl. Hofglasmalerei von Fr. X. Zettler in München hergestellt, einer Anstalt, deren Namen durch ihre großartigen Leistungen sich Weltruf erworben hat. Wir geben eine kurze Erläuterung des Bildes.

Das Bild zeigt uns die feierliche Übertragung der Gebeine des heil. Simpert am Osterdienstag 1492, den 23. April. Ein Fahnenträger eröffnet auf diesem Bilde die Prozession, die eben an der Nordseite der noch nicht ganz vollendeten Kirche (sie wurde erbaut vom Jahre 1474—1500) am alten Nordportal sich vorbeibewegt. Dieses Nordportal wurde ausgebaut 1497, abgerissen im Mai 1881 und befindet sich gegenwärtig in Bruchstücken im Maximiliansmuseum in Augsburg. Dem Fahnenträger folgt der Prediger Konrad Mörlin. Hinter zwei Prälaten schreitet Bischof Friedrich von Zollern, das Haupt des heil. Simpertus tragend.

Friedrich von Zollern war von 1486—1505 Bischof von Augsburg, vormals Domdekan in Straßburg, wo er den berühmten Prediger Geiler von Kaisersberg zum väterlichen Freunde hatte. Unmittelbar auf den Bischof folgt der römische König und nachmalige Kaiser Maximilian mit rotem Purpurmantel angethan. Sein Bild entspricht dem berühmten Porträt von Albrecht Dürer. Zu des Kaisers Seite sehen wir den Weihbischof Ulrich von Augsburg. Der kupferne, reichverzierte Sarg wird von den Äbten Bartholomäus von Donauwörth, Georg von Roggenburg, Johann von St. Ulrich und Georg von Fultenbach getragen. Unmittelbar hinter dem Himmel, welchen vier Diakone tragen, schreiten einher



Aus der Simpertuskapelle zu St. Ulrich in Augsburg.

die Herzoge Christoph und Wolfgang von Bayern, in ihrer Mitte Eberhard Graf von Württemberg. Das Bild des Bayernherzogs Christoph, von dem sonst wohl kaum ein Porträt existieren dürfte, ist nach einer alten Rotstiftzeichnung aus dem Kloster Polling gefertigt. Von den übrigen Fürsten, die damals zum Reichstag in Augsburg versammelt waren und die alle an der eben beschriebenen Prozession teilnahmen, sehen wir auf dem erwähnten Glasgemälde noch Rudolf, Fürst von Anhalt; Franz Wolfgang Graf von Hohenzollern, Franz von Ponte, Kanzler von England, und Graf Johann von Frankenheim aus Kroatien. Den fürstlichen Persönlichkeiten folgten der Bürgermeister von Augsburg, Ludwig Hofer, und mehrere angesehene Bürger Augsburgs, darunter Sebastian Ilsung, Johann Langenmantel, Jakob Rehlinger und endlich Konrad Peutinger, der berühmte Stadtschreiber von Augsburg und der intime Freund und Ratgeber Kaiser Maximilians I.

Vorläufer der Draisine. Ein sich selbst bewegender Wagen großartigsten Stils wurde 1649 von Johann Heutsch (geb. 1595) zu Nürnberg gebaut. Er fuhr auf vier Rädern. Auf den rückwärtigen lag ein großer Kasten, in dem sich ein Räderwerk befand, das durch einige gleichfalls in diesem Kasten befindliche und somit den Blicken verborgene Menschen getrieben wurde. Oben saß der Erfinder und lenkte den Wagen, dessen vorderes Ende in einen Drachen auslief, der die Augen verdrehte und, wenn das Volk den Weg versperrte, Wasser ausspie. Ein Paar am Wagen befindliche Engel hatten bewegliche Arme und bliesen die Posaune. Karl Gustav von Schweden, bekanntlich ein Wittelsbacher, kaufte den Wagen um 500 Thaler und sendete ihn nach Stockholm. Später verfertigte derselbe Künstler einen ähnlichen Wagen als Triumphwagen für den König von Dänemark, nachdem er schon vorher Stühle für Podagraisten in größerer Zahl gefertigt hatte, worin sich dieselben sitzend durch die Kraft der Arme im Zimmer hin- und herbewegen konnten. In ähnlicher Weise verfertigte der gelähmte Uhrmacher Stefan Farfler zu Nürnberg (geb. 1633, † 1689) Kunstwagen mit drei und vier Rädern, die durch Kurbeln getrieben wurden, fast genau nach dem Muster der gegenwärtigen Draisinen.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

N° 43. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

Als Krudel wahrnahm, daß Herr Wägel auf einen Stuhl niedersank und, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, laut aufstöhnte, er also vorerst nichts zu fürchten hatte, wuchs sein Mut wiederum. Er trat näher, beugte sich herab zu dem Sitzenden und sagte halbflüsternd: „Wir waren drei, als wir damals Madame aufhoben. Ammon ist tot, Müller schweigt, und ich will ebenfalls schweigen, wenn Sie zahlen. Dann gebe ich auch den Dolch zurück, den ich bei dieser Gelegenheit vorgefunden. Ich habe ihn wohl aufbewahrt samt dem daran klebenden Blute. Ja, ja, regen Sie sich nicht unnötig auf. Wenn Sie zahlen, kann alles noch ganz gut werden. Also, für heute leben Sie wohl. Überlegen Sie sich meinen Vorschlag, ich habe die Ehre, mich zu empfehlen."

Der Schurke wollte eben mit schleichenden Schritten das Gemach verlassen, als er auf der Thürschwelle mit Müller zusammentraf, der gerade eintreten wollte.

„Oho", rief dieser, „was geht hier vor? Wo hinaus, Mouhsie? Dableiben! Was hast Du mit Herrn Wägel gehabt?"

„Seid Ihr es, Müller? Das trifft sich gut, haltet den Krudel auf, er muß dableiben", sagte der Kaufmann mit tonloser Stimme, sich müde von seinem Sitze erhebend.

„Aber wie sehen Sie aus, Herr Wägel, um Gotteswillen, was ist Ihnen zugestoßen? Hat dieser Tropf hier Ihnen so zugesetzt? Er soll es büßen. Stillgestanden, mit dem alten Müller wird man nicht so leicht fertig, das merke Dir!"

„Er behauptet, daß meine Frau mit dem Kapitän Prüd'homme im Einverständnis gewesen, daß sie sich später jedoch veruneinigt, und daß meine Frau den Offizier beseitigt habe. Ich soll ihm Geld geben, er verlangt tausend Gulden, sonst würde er mit dem französischen Obersten reden, der gekommen ist, um nach seinem verschwundenen Waffenbruder zu suchen. Der ganze Fall hat mich unsagbar aufgeregt."

„Schurkerei und kein Ende!" donnerte der biedere Buchhalter, dem die Erregung jugendliche Kraft verlieh. „Was fällt Dir ein, Dich mit solchen Geschichten an Herrn Wägel zu wenden? Soll ich Dich bei der Polizei denunzieren wegen Erpressung?

„Das wird in keinem Falle geschehen, Müller, spottete Krudel. „Da weiß ich doch zu viel von Madame."

„Den Teufel weißt Du!"

„Hoho, die Lisette bleibt mir's geständig, sie hat selber gesehen und gehört, daß die beiden auf vertrautestem Fuße mit einander gewesen. Als wir später Madame oben im Söller aufgefunden, war sie voll Blut."

„Natürlich, weil sie halb erschlagen war von herabgefallenem Balkenwerk, sie blutete ja aus einer Wunde am Hinterkopf. Die Lisette ist übrigens nahezu blödsinnig, die können wir ganz aus dem Spiele lassen."

„Madame hatte einen blutbefleckten Dolch in der Hand, als wir sie aufgehoben. Dieser Dolch ist nunmehr in meinem Besitze."

„Also Diebstahl Deinerseits, und mit solchen Mitteln gehst Du darauf aus, Herrn Wägel, Deinen früheren Wohlthäter, in empfindlichster Weise zu schädigen? Du willst ihn in den Augen der Mitbürger heruntersetzen, ja geradezu ver-

nichten. Und warum dies alles? Graut Dir denn nicht selber vor solcher Teufelei? Was bestimmt Dich zu einem solchen Vergehen?"

„Ich brauche Geld, denn ich will es mir nicht immer von meiner Frau pfennigweise vorgeben lassen", sagte Krudel trotzig. „Wenn Herr Wägel übrigens nicht zahlen will oder kann, so braucht er es nur zu sagen, und ich wende mich an den französischen Oberst, dem sind meine Auskünfte wertvoll genug."

„Was versprichst Du Dir denn von solcher Denunziation, hast Du denn darüber schon ernstlich nachgedacht? Ich glaube kaum. Wenn Dich aber die böse Lust antreibt zur Ausführung eines solchen Vorhabens, so magst Du uns ohne weiteres die Polizei auf den Hals hetzen. Wir sehen den kommenden Ereignissen mit aller Ruhe entgegen. Hüte Dich aber, daß Du Dich nicht in der eigenen Schlinge fängst. Wenn ich Dich recht verstehe, so willst Du von Herrn Wägel Geld erpressen unter der Drohung, bei verweigerter Zahlung ein Dir bekanntes Geheimnis auszuplaudern?"

„Geld will ich haben für mein Schweigen, das stimmt!" bestätigte frechen Tones der ehemalige Ausläufer.

„Wenn der Oberst Dich für Dein haltloses Gewäsche belohnt, dann wende Dich je eher je lieber an ihn. Denn von uns bekommst Du nicht einen roten Heller, dies darf ich Dir in Herrn Wägels Namen aufs allerbestimmteste versprechen. Nicht wahr?"

„Ganz gewiß!" nickte der Gefragte, „und nun lassen wir den erbärmlichen Menschen seines Weges ziehen."

„Das lautet recht stolz, Herr Wägel, aber ich fürchte nur, daß Sie noch klein beigeben, denn es wird bald der Tag kommen, wo ich volle Rache nehmen kann, für all die vielen Demütigungen, die mir in diesem Hause hier von jedermann zugefügt worden sind. Wir werden uns recht bald wiedersehen. Für heute wünsche ich recht vergnügten Morgen!" und hohnlächelnd verließ mit ironischem Gruße der Elende das Zimmer.

6. Kapitel.

Ein herrlicher Sonntag Nachmittag ist es im Monat August. Noch steht der Sommer in voller Pracht, aber leise und sacht kündet schon der Herbst sein Kommen an. Um diese Zeit ruht sich's am besten in der kühlen Veranda, welche bei Wägel den Übergang herstellt zwischen Haus und Garten: ein mäßig großer Raum, der bequem eine Familiengruppe zu fassen vermag. Die Mauerwände sind aufs dichteste mit Immergrün und wildem Wein bewachsen, während die Glycine mit üppigen Ranken an den Säulen des Vorbaues emporklettert zu den Gesimsen und von dort eine reiche Fülle dunkelroter Blüten herniedersendet; ernst leuchtet die blasse Pracht der Passionsblume aus diesem wuchernden Grün der Gesträuche.

In einem bequemen Sessel ruht Madame Wägel mit halbgeschlossenen Augen; auf den klassisch edlen Zügen des bleichen Gesichts liegt die erhabene Ruhe stillen Duldens ausgebreitet; ihr zur Seite sitzt Bertha, eine Arbeit in den Händen, während Max die Zeitung liest. Aus dem nächsten Zimmer, dessen Fenster und Thür weit geöffnet sind, dringen die Klänge eines vortrefflichen Instruments in herrlich rauschenden Tonfluten heraus in die sommerliche Stille, und das meisterhafte Spiel verrät, daß nicht nur eine wohlgeübte Hand die Tasten regiert, nein, daß hier bei Wiedergabe eines unsterblichen Werkes so recht ein Geist zum andern spricht. Ein langes Präludium, das in phantastischen Gestaltungen ein Thema paraphrasierte, schloß endlich mit der Introduktion zu Beethovens unsterblicher Schöpfung, der herrlichen Frühlings-Sonate, jenem Werke unvergänglicher Jugendfrische, dem unsere Großväter ebenso begeistert lauschten, als wir selber, wenn ein berufener Jünger und Interpret diesen Schatz mächtigster Gefühle und Stimmungen uns erschließt. Schon bei den ersten Klängen hatte Madame Wägel aufgeblickt und dann erst mit weit geöffneten Augen dem Spiele gelauscht, bis ein verständnisvolles Lächeln ihre bis dahin starren Züge belebte, und langsam Thräne um Thräne die bleichen Wangen herunterträufelte. Mit Staunen hatte Bertha auch diesmal wieder wahrgenommen, welch tiefen, erschütternden Eindruck das seelenvolle Spiel des jungen Franzosen auf ihre Mutter gemacht.

„Du weinst Mama, und Du bist ergriffen, so hast Du denn die Sprache der Töne verstanden? Ach, schüttle nicht das Haupt und weine nimmer. Ich fühle mich so leicht, so wohl, so glücklich. Noch kann alles gut werden!" und die Tochter küßte mit tiefer Bewegung die Hand der Mutter.

Da trat Henri Martin aus der Thür des Zimmers auf die Veranda, um mit achtungsvoller Verbeugung der kleinen Gesellschaft sich vorzustellen, aber rasch erhob sich Bertha, und den Franzosen an der Hand fassend, zog sie ihn vor den Sessel der Kranken, indem sie lebhaft ausrief: „Kommen Sie, Monsieur Martin, meinen herzlichen Dank entgegenzunehmen für Ihr meisterhaftes Spiel. Auch Mama will Ihnen danken, gönnen Sie Ihr nur gütigst einen Augenblick Zeit zur Sammlung. Mama, hier steht Monsieur Martin, hast Du für ihn kein Wort der Anerkennung?"

„Erlauben Madame", sagte der Franzose, mit eleganter Verbeugung die gereichte Hand an die Lippen führend; dann fuhr er, sich an Bertha wendend fort: „Gnädiges Fräulein sind zu gütig, den besten Willen, der mich beseelt, um den Werken eines großen Meisters gerecht zu werden, ohne weiteres gleich für die That selber zu nehmen. Auf dem Flügel bin ich mir, zumal, wenn es Beethoven gilt, meiner Anfängerschaft noch sehr wohl bewußt."

Während er so sprach, haftete der Blick der älteren Dame mit seltsam forschendem Ausdruck auf des jungen Franzosen Antlitz. Man konnte deutlich wahrnehmen, wie ihr Geist in hartem Ringen mit beengenden Fesseln ängstlich nach einem befreienden Wort suchte, das aus der Tiefe der heftig arbeitenden Brust heraus sich zwischen die Lippen drängen wollte, und welches dennoch die Zunge nicht auszusprechen vermochte.

„Was fehlt Dir, Mama, kann ich Dir helfen?" sagte Max, der, einem Winke der Schwester folgend, herbeigeeilt war. Aber Madame Wägel schüttelte ablehnend das schöne Haupt mit den noch üppigen, jedoch schneeweißen Haaren, dabei hielt sie mit beiden Händen die Rechte Martins fest und blickte unverwandt von ihrem Sitze zu ihm empor. Da stieß sie hastig das eine Wörtchen „Clery" aus und beobachtete mit größter Spannung den Eindruck, welchen dieser Name auf den jungen Franzosen machen würde.

„Clery?" wiederholte dieser mit dem Ausdruck des Staunens in den hübschen Zügen, „Clery, was soll das heißen? Es ist mein Geburtsort, ein kleines Dorf bei Orleans, wo

früher meine Eltern lebten, bis sie nach Nogent-sur-Marne bei Paris zogen. Aber ich habe Clery noch nie genannt."

„Clery bei Orleans, ja, ja!" wiederholte Madame Wägel mit freudiger Miene, den jungen Mann fester fassend, welcher, nachdem er ihre Absicht erkannt, sich niederbeugte und willenlos es geschehen ließ, daß die Kranke, sichtlich aufs höchste erregt, einen heißen Kuß auf Wange und Mund drückte, dann sank sie erschöpft auf ihren Sitz zurück und schloß die Augen wieder zu längerem Schlummer.

Erstaunt blickten die drei jungen Leute einander an, dann rief Max: „Was hat das zu bedeuten? So habe ich Mama noch nie gesehen. Doch möchte ich es nach allen bisherigen Beobachtungen als ein gutes Zeichen begrüßen, daß sie sich für ihre nächste Umgebung lebhafter als sonst zu interessieren beginnt. Die gewaltige Aufregung wird ihr hoffentlich nicht schaden. Auf alle Fälle will ich gehen, Papa aufzusuchen, den ich wohl am sichersten beim Medizinalrat treffe."

„Und dahin gehst Du ja doch am liebsten!" lächelte Bertha. „Mich wundert überhaupt, daß Du es bei uns so lange ausgehalten. Aber geh nur, ich bleibe gern bei Mama, Monsieur Martin wird mir Gesellschaft leisten."

In diesem Augenblick öffnete Madame Wägel ihre Augen, die einige Sekunden mit dem Ausdruck größter Zärtlichkeit auf den Zügen Henris hafteten und alsbald sich wieder schlossen, während ein Schimmer unbeschreiblicher Seligkeit sich über das milde Antlitz verbreitete, und die Hand wiederum nach des Franzosen Rechten haschte.

„Sie sehen wohl, Herr Henri, daß Sie nicht wohl fort können", behauptete das Fräulein lächelnd. „Aber bringen Sie auch gern ein so großes Opfer?"

„Was nennen Sie ein Opfer, Fräulein?" fragte Henri, und ein treuherziger Blick flog hinüber zur Gefährtin, die an der andern Seite des Krankensessels Platz genommen. „Wenn das Leben fortan mir nichts Schwereres auferlegt, als in solcher Gesellschaft einige Stunden verplaudern zu dürfen, dann zählte mein Dasein zu den allerrosigsten auf Erden."

„Immer galant", scherzte Bertha.

„Ach, nein", behauptete Henri, „ich spreche in vollem Ernste, denn ein hartes Geschick hat früh gewollt, daß ich lernte, auf eigenen Füßen zu stehen, und die frohen Stunden, wo ich so recht aus Herzensgrund mich freuen durfte mit der ganzen Sorglosigkeit der Jugend, waren mir von jeher kärglich zugemessen."

„Wenn das für Sie ein Trost sein kann, so will ich Ihnen sagen, daß es auch bei uns hier nicht anders gewesen. Doch haben Sie als Mann, außen in der Welt herumgeworfen, ganz anderes erlebt, als ich unbedeutendes Mädchen, und Sie würden mich zu hohem Danke verpflichten, wenn Sie mir erzählen möchten von Ihrer Jugend."

(Fortsetzung folgt.)

Stoipfalzlerisch.

Ländliches Bild aus dem Schwarzachthale von Georg Dorrer.

(Schluß.)

Da ist zuerst der Weberstanzllenz, in seiner Jugend bei den „Holanern" als Trompeter in der Musik verwendet; von diesem weiß der Sepp, daß sein Hauptkümmernis sei, daß kein Bierneigl lange unausgetrunken stehen bleibe, dann der Gregerlschneider! Der Schneider hatte in grauer Vorzeit einmal ein halbes Jahr heftig auf einen Schullehrer studiert und aus dieser merkwürdigen Epoche seines Lebens noch so viel Geigenspiel herübergerettet, daß er leidlich zu sekundieren vermag. Hierauf kommt der Ruschkygirglschmied, dem immer die Luft ausgeht, wobei wir nicht erfahren konnten, ob sich dieser Umstand auf den Ruschky selbst oder auf das asthmatische Leiden seiner bejahrten verräucherten Klarinette beziehe.

Nachdem sich Sänger und Orchester durch „Anfeuchten" ordentlich gekräftigt, schnackelt, strampft und juchzt der Sepp, dreht sich dabei ein paarmal um sich selbst und schnadahüpfelt weiter:

„Du herzis schoins Schotzerl
I sog da mein Grund,
Und i gab da mei Herzl
Wann i 's auffa thou kunnt.

Du liegst ma in die Aug'n
Und du liegst ma im Sinn
Du liegst ma im Herzl
Drei Klafter töif drinn.

Moidl host gwoint um mi
Weil i niat kuma bi
Moidl öitz bin i do
Wisch no glei 's Göscherl[1]) o.

[1]) Das Mündchen.

Das zusammengewöhnte bäuerliche Musikantentrifolium spielt in der besten Harmonie den Schnadahüpfln des Sepp nach, nur als er singt:

„A bisl sikrisch, a bisl sakrisch
A bisl grouß mou ma thoa
Boirisch Thola mou ma er[1]) segn loun
Oba geb'n mou ma er koa,

scheint es, als ob die Klarinette plötzlich einen Asthmaanfall bekommen wollte.

Der Wirtsgirgl, der gut aufgelegt ist, weil das Damoklesschwert einer „Keierei[2])", welches an einem Haare über jeder Kirchweihfeier hängt „heunt" nicht herabzufallen scheint, zwickt auch sein Gsetzl unter Seppens Gsangeln:

„Sagts ma, wos fahlt n Bier?
Drum trinkts und seids gern hier!
Göit Enk wos o,
Is da Wirth dafür do
Thöits ma net raffa, thöits ma net schlog'n,
Nehmts löiba Enkena Moidla bon[3]) Krog'n[4])
Hopala Boum, nehmt sies bon Krog'n."

Der dicke Wirtsgirgl will den Burschen gleich mit gutem Beispiel vorangehen und eben das nächste Moidl an sich ziehen, allein er wird unter allgemeinem Gelächter von seiner „Alten" geschwind weggezogen. „Gelt alter Schliffel[5])" keift die Alte, „dös stand da o, oba dou bleibt da d Schnobel saba, so lang i no zwurln[6]) ko." Um dem Wirtsgirgl aus der Verlegen-

[1]) er heißt hier „ihnen", den Musikanten. — [2]) Keierei = werfen, Werferei, Rauferei. — [3]) beim. — [4]) Kragen. — [5]) Schlingel. — [6]) Die Füße bewegen.

heit zu helfen, setzt das Orchester ein und spielt einen Landldreher. Den fehlenden Baß ersetzt der Gregerlschneider, indem er sich jedesmal während des Spiels an eine leere Kiste stellt und auf diese mit einem seiner dünnen Beine nach dem Takte der Musik kräftig stampft. Alles dreht sich um im Tanze, zu welchem die Burschen der Hitze und Bequemlichkeit wegen Janker und Weste abgelegt, und die Mädchen das lästige Röckl, so daß das helleuchtende Weiß der Kirwapfoade und das grelle Rot der in dem rasenden Landldrehertakte fliegenden Röcke der Mädchen, die vorwiegende Farbe des Knäuels bilden, in dem sich die einzelnen Paare dicht aneinander gleich einem lebendigen Kreisel drehen. Die Hände gegenseitig auf den Schultern, so halten sich Bursch und Dirndl beim Tanze umschlungen, das Mädchen zur Parade ein weißes Taschentüchl in der Hand. Das Engagement der Tänzerin ist ein äußerst einfacher Prozeß: Der Bursch nähert sich dem nächsten besten Mädchen und „zöigts af,[1]), d. h. nimmt es mit in die Reihe der Tanzenden ohne eine Silbe zu verlieren, so selbstverständlich ist dieses abgekürzte Verfahren. Nach beendigtem Tanze läßt er 's Moidl wieder stehen, wo es gestanden, ohne jeden Dank, denn 's Moidl ist ja froh, wenn's recht oft einen „Tanzerer“ bekommt, denn tanzen thut's fürs Leben gern. Was die Bewirtung der Damen anbelangt, so wird ihnen von den Burschen manchmal großmütig der Krug angeboten, aus dem die Mädchen aber kaum merklich nippen, denn nach Durst zu trinken, wäre „ohabisch[2])!“ Man heißt dieses Anbieten des Kruges „'s Gschenk halten“. Der Sepp hat das geschneckelte[3]) Baserl gedreht, daß der Rock und die Bänder ihres Häubchens nur so flogen, und nachdem er sich der Pflichten gegen seine Tänzerin durch „'s Gschenk halten“ entledigt, läßt er sie stehen und wendet sich wieder den Herrenleuten und Waldvereinlern zu, welch' letztere durch das silberne Farrenkrautsträußchen auf dem Hute als solche erkenntlich sind: „I', wenn's sog'n mouß, wöis is, bi a recht a nascher[4]) Kadel[5])“ entschuldigt sich der Sepp von vornherein. „Allaweil voarn dro, wous a Regarazion[6]) git. I' bin ober a a schöiner[7]) Bursch und ko's macha und vostöich thou i a wos.“

Er begründet diese etwas unbescheidene Behauptung mit der gesprächsweisen Erwähnung des großen Viehstandes seines elterlichen Hofes. „Gelts dou schauts Ös Häuslmanner“, ruft er den Herrenleuten zu, welche zu dieser Apostrophierung gemütlich lächeln, denn es ist ihnen nicht entgangen, daß der Sepp bereits einen „Tambes[8])“ hat. „Möists halt a schaua, daß 's zu wos kummts“ geht es weiter, „Ja wenn ma unsern Zeug a a so o'brachten, wöi döi im Gebirg drinn, won i a mol gwen bin am Bsouch bo mein Vettern. Döi vokafa a

[1]) an sich ziehen. — [2]) „ohabisch“ = unbescheiden, aufdringlich. — [3]) geschneckelt = gelockt. — [4]) närrischer. — [5]) Kerl, Bursche. — [6]) Unterhaltung. — [7]) heißt hier „vermöglicher“. — [8]) Tambes = Räuschchen.

Oa[1]) um zwölf Pfengen und a Maßl Milch um vierz'g Pfengen und dös macha grod döi Frema. Dös Gfraß hot Blotan[2]) volla Geld und zohln thöins, daß si Bam böign. Weita in Wold drinn kumas a alle Joahr wöi d'Maiköfern. Daß 's döi herzügeln wöllts, dös ko ma net schänden. No laßts Enk no niat irr macha, geroinze[3]) Manna“, ermahnt Sepp zum Schlusse seines Speech „mit da Zeit kumas scho no, döi frema Spendlen[4]) und wenns no a mol dou g'wen san, nacha kumas wieda, wenns ober Oinen niat nobel gnou is, no:

„Wanns dir bei uns herhint net gfallt
Woaßt Freundichen, na ziegst di' halt
Und wennst gern dou bist, dann schlog ein,
Sollst vo die Unsern oina sein.“

Rührts Enk Ös Küistock[5]) schreit darauf der Sepp der Kapelle zu und klimpert mit den Markln in der Tasche:

„Spielleut seids kreuzwohlaf,
Heut genga d'Thola draf,
Lusti in Ehrn
Ko uns Nemad vowehrn.
Heut sama vo da Schirg'n[6])=Polizei
Bis an'n graben Morgen frei
Juhu Boum, heunt san ma frei!“


's Baserl.
Oberpfälzische Trachttype.

Der gestrenge Herr „Oberamtmann“ hatte zwar das Ende der Tanzmusik auf 11 Uhr nachts festgesetzt, allein die Polizeistunde ist ja dafür da, um übertreten zu werden, und die Gendarmerie hat an solchen Tagen anderes zu thun, als an allen Tanzplätzen ihres Bezirkes zu kontrollieren und auf die Übertretung der Polizeistunde zu warten, deshalb sind Weberstanzllenz, Ruschkygirgl und Gregerlschneider unermüdlich, „Münzen zu sammeln“, alle oft nicht unbeträchtlichen Bierneigeln manchmal sogar gegen den Willen der Eigentümer beharrlichst auszutrinken, mit den harmonisch gestimmten Tönen ihrer „Isterermenter“ die kirmeßgästlichen männlichen und weiblichen Tanzgebeine in Schach zu halten und die Mannetsleut einzeln „assi z' pfeifa,“ bis zum frühen Morgen.

Andern Tags, dem Kirchweihmontag, Nachmittag, bemüht sich der musikalische Dreibund wieder redlich, in seine Werkzeuge die gewünschte Übereinstimmung zu bringen und insbesondere der heiseren Klarinette frischen Lebensodem einzuhauchen, was nach vielen ernstlichen Versuchen schließlich gelingt. Nach altherkömmlicher Weise haben sich die „Kirwaboum“ nacheinander beim Wirtshause eingefunden, und nun geht es an die Aufstellung zu einer Rundreise in die Gehöfte des Dorfes, technisch das „Umipfeifa“ genannt, welches das Kirchweihvergnügen für einige Stunden aus dem Centralgebiete, dem Wirtshause in die einzelnen Bauernstuben überträgt. Voraus kommt der „Sepp von di Schwolischee“ mit dem Kirchweihkruge in der Hand, an seiner Seite der große Wirtsknecht, auf den sein Herr große Stücke hält, da er in den

[1]) Ei. — [2]) Geldblase. — [3]) Gemeinschaft der Männer. — [4]) schmächtige Leute. — [5]) Kienstöcke. — [6]) Schergen.

Geheimnissen und Vorteilen des „Hinauskeiens“ ungemein erfahren, und eine solche Kunst bei einem „Wirtshausel“ [1]) noch zu allen Zeiten hoch geschätzt ward. Der Wirtsknecht schleppt einen riesigen steinernen Henkelkrug voll Bieres zum Nachfüllen des Kirchweihkruges, bewahrt aber bei der lustigen Rundreise eine gewisse, der Wichtigkeit seiner Stellung gerade in diesen Tagen angemessene Ruhe, während die nachfolgenden Bursche sich gegenseitig überbieten in tollen Sprüngen, Jauchzen, Strampfen und Hutschwenken. „'s san halt sakrische Boum“ sagen die Alten.

Der „Musi“ folgt der „Köichelbou“ [2]) mit der Spitzkürbe auf dem Rücken, und den Schluß bilden die Dorfkinder, welche gestern den ganzen Tag die Herrlichkeiten des „Kirwastandes“ [3])“ begehrlich angestaunt, den die alte Kirmzäunerstüriwabl mittels zweier hölzernen Böcke und einiger Bretter vor dem Wirtsbackofen aufgebaut und mit lebzelternen Herzen, Plätzeln u. dgl. zuckerbäckerischen Subtilitäten gar verführerisch belegt hatte, und heute sind besonders die Buben alle mobil, um beim Umipfeifa „im gleichen Schritt und Tritt“ zu folgen.

Unter den Klängen eines ländlichen Marsches der, abgesehen von den kleinen Unterbrechungen, welche das Übersetzen über die Gräben der vom Regenwasser ausgerissenen Dorfstraße verursachen, ganz säuberlich exekutiert wird, geht es von Hof zu Hof. Beim Einzug rasendes Gebell des vor der Hausthür jedes oberpfälzischen Bauernhofes angehängten Kettenhundes. Es erscheint, sichtlich freudig erregt, die „kloi Dirn“ [4]) und hängt den „Sejan“ zurück. Alles drängt sich hierauf in die Stube. Wir folgen auch, um zu sehen, welcher Art eine oberpfälzische Bauernstube ist.

Das in ihr herrschende Licht ist ein gedämpftes, denn die ursprünglich weiß getünchten Wände sind vom Rauche des Kienspanlichtes, welches unter dem aus der Mitte der braunen hölzernen Decke herabhängenden trichterförmigen bretternen Rauchfange in den langen Winterabenden zum Spinnen geleuchtet, geschwärzt, und die überdies durch außen überhängendes Weinlaub in der Lichtspendung beeinträchtigten Fenster nicht groß. In der Ecke steht ein riesiger, vielfach mit Lehm ausgebesserter grüner Kachelofen mit eingesetztem Kessel, in welchem das Wasser zum Anbrühen des „Gsod“ [5]) des Viehes heiß gemacht wird. Unter dem Ofen girren in einer Steige ein paar Turteltauben, und oben läuft um denselben eine Bank, welche zumeist vom „Oh'ferl“ [6]) besetzt ist, denn „so ein altes Leut“ kann selbst im Sommer die Ofenhitze vertragen. In der Ecke zwischen den Fenstern hängt das hölzerne verräucherte Kruzifix mit „Palmkatzerln“ besteckt, und daneben in bunter Glasmalerei die von unserer Landbevölkerung besonders verehrten Heiligen, als der heil. Georg, Martin, Florian und Sebastian. Davor der schwere eichene Tisch mit großer, den

[1]) Hausel = Hausknecht. — [2]) Küchelbube. — [3]) Marktbude. — [4]) kleine, d. h. jüngste Magd. — [5]) kurz geschnittenes Futter. — [6]) Ahnfrau, Großmutter.

„Loi“ [1]) bergenden Schubladen und gespreizten plumpen Füßen. Einige grobe Stühle, eine Schwarzwälderuhr, den Schüsselrahmen, der irdene Wasserkrug auf der Wandbank, 's Nahkörbl der Weiberleut auf dem Fensterbrett, über dem Tische von der Decke herabhängend eine Glaskugel, welche in ihrem Innern den heiligen Geist in Gestalt einer Taube von künstlichen Blumen umgeben enthält, vervollständigen neben dem Himmelbett der Eheleute in der Ecke die Einrichtung.

Die Hauskirchweih, wie wir sie nennen wollen, wird, nachdem alles der Einladung des „Ohherl“, der bei Ankunft der „Kirwaleut“ Goffine und Hornbrille bei Seite gelegt, gefolgt und sich niedergesetzt, durch einen „Schmatz“ [2]) oder „Dischgures“ über das gute Aussehen des großelterlichen Paares, über die große Sau, welche der Wirtsgirgel zur Kirchweih abgestochen, über das alte Burgermilitärgewehr mit „Bankenet“ welches dem Wirtsgirgel (der es in der Absicht, den Glauben zu erwecken, in seiner Zechstube sitze ein Gendarm, zum Abscheuch des vielen Bettelgesindels in sein Hausfletz gehängt) gestohlen worden, ja sogar über einen in Aussicht stehenden Krieg und den — Weltuntergang eingeleitet, dann aber muß der während des Gesprächs mächtig angestauten Tanzlust der jungen Leute Raum gegeben werden. Die Bäuerin, die „grouß“ und die „kloi Dirn“ ja selbst das Oh'ferl werden das Opfer dieser Tanzlust, zu dem sich die ersten drei äußerst willig hergeben, während das „Oh'ferl“ sich nur unter Keifen und Zetern in das Unvermeidliche findet. Die Bäuerin holt nach einigen kurzen Touren eine gehäufte Schüssel voll Küchel aus der Kammer und schüttet sie dem Küchelbuben, dem hoffnungsvollen Sprößling des Weberstanzllenz als übliche Spende für die Musikanten in die Kürbe, dann geht es zur nächsten Station und so fort von Hof zu Hof, bis dann alles wieder im Wirtshause anlangt.

d' Hanni aus dem Jagerhäusl.
Oberpfälzische Trachttype.

Im Wirtshause treffen wir unter den feiertäglich gekleideten Gästen einen alten Bekannten im Arbeitskleide, den alten Steinhauersepp. (Siehe Bayerland I. Jahrgang S. 306), welcher heute dem Kasirenbauern einen neuen steinernen Brunnengrand in den Hof hat setzen müssen und um zu einer frischen Maß zum Netzen der steinstaubbedeckten Kehle ins Wirtshaus gegangen ist, mit dem Vorsatze, bloß eine Maß zu trinken und dann zu seinem „alten Gwitter“ wie er sein bejahrtes eheliches Gespons treffend nennt, heimzugehen. Mit der landläufigen Entschuldigung für plötzlich ausbrechende tolle Lust: „Alle Joahr wird a Kouh a mol narrisch“, wirft er ein paar von seinen sauerverdienten Sieberln auf den Tisch und läßt sich auch nachpfeifen:

A Stoihauer bin i
Af n Stoipfalzlandl
Bin feiertogisch aufg'legt
Im alten Werktogsgwandl.

Wir bringen sein Bild, wie es an seiner Arbeitsstätte in

[1]) Brodlaib. — [2]) Geplauder.

unserm geliebten frischen grünen Walde gemalt wurde, als den Typus eines echten „oberpfälzischen Steinhauers“.

Die Geschichte dauert bis tief in die Nacht hinein. Dem sterblichen Teile des Menschen wird die beste Sorgfalt zugewendet und insonderheit dem Magen an Bier, Fleisch und Backwerk ein Erkleckliches aufgebürdet. Das Tanzen wird, als die Verdauung befördernd, anderseits den Appetit für immer weitere Genüsse anregend und als kräftige Körperbewegung doppelt angenehm empfunden. Nachdem auch wir der Wirtsküche alle Ehre angethan, und als unsere Anstrengungen, das Aufgetragene zu vertilgen, nichts gefruchtet, das Übriggebliebene verschämt in ein Tüchl gebunden und als „Kirwabschoi“[1]) für den andern Tag bei Seite gelegt und verwahrt haben, holen wir uns die „Gschneckelte“ aus der Reihe der Mädchen und drehen uns nach dem „böhmischen Wind“:

Wo dou hint san mer füra,
Drum san ma so frisch;
Weils allaweil dou hintrum
So winterisch is.

Schloß Veldenstein bei Neuhaus an der Pegnitz.

Von Johann Böhm.

Das obere Pegnitzthal gehört unstreitig zu den schönsten Thälern des Frankenjura. Als Glanzpunkt desselben darf aber ohne Zweifel die Strecke von Artelshofen bis Neuhaus bezeichnet werden; denn hier ist das enger werdende Thal mit seinem rasch dahineilenden, forellenreichen Flusse, den herrlich bewaldete Bergabhänge mit abwechselnden pittoresken Felspartien begleiten, von hoher, landschaftlicher Schönheit, eine Fußtour von etwa 9 km, daher auch außerordentlich genußreich. Aber auch die Bahnfahrt bietet des Interessanten und Überraschenden viel, da nicht weniger als 15 Brücken und 7 Tunnels passiert werden müssen, und der Zug an reizend gelegenen Ortschaften, wie Rupprechtstegen, Velden ꝛc. vorüberführt. Bald nach der Station Velden wartet bei nordwärts gerichteter Fahrt eine neue Überraschung für den Reisenden. Den an einen weit ins Thal vorgeschobenen Felsberg im Halbbogen angelehnten Markt Neuhaus a. d. Pegnitz überragt mit hohen Mauern und Zinnen die Burg Veldenstein, die sofort den Blick fesselt und das ganze Interesse in Anspruch nimmt. Haben wir eine bewohnte Burg, eine gut erhaltene Ruine vor uns? Wer sitzt oder saß droben, geschützt von Mauern und Türmen, gebietend über Berg und Thal?

Ehe wir über diese Fragen Aufschluß erholen, wenden wir uns nach Verlassen des Bahnhofs rechts, um jenseit der Pegnitz von sanfter Anhöhe zuerst das äußerst malerische Bild voll und ganz auf uns wirken zu lassen. Es ist Mittag. Heller Sonnenschein liegt auf den südlichen Wandflächen der Häuser und der altehrwürdigen Burg, die nördlichen dafür in tiefem Schatten lassend. Knapp über dem im Vordergrunde sichtbaren Bahnhof erhebt sich aus der Thalebene stufenweise die Ortschaft, über ihr, auf steilem Felsen thronend, die terrassenförmig ansteigende Burg mit ihren Rundtürmen, hohem Hausgiebel und schlankem Wartturm. Unterhalb des einzigen bedachten und bewohnten Thorturms muß die Einfahrt zu suchen sein, da der Felsberg nach allen Seiten, besonders nach Norden, schroff abfällt, den breiten Steinfuß in den Fluten der Pegnitz badend. Das weit ausgedehnte, hübsch gegliederte Bauwerk steht aber keineswegs kahl und ohne landschaftlichen Schmuck da. An einer Wand rankt die Rebe, an der andern klettert der Epheu empor, eine Bastion zieren die Gipfel grüner Tannen, die andere ist von früchtebeladenen Obstbäumen besetzt, und auf höchster Felsenspitze grünt neben dem schlanken Luginsland ein Birkenwäldchen. Nach Westen sieht man die Felseninsel von bewaldeten Hügeln nahe berührt, deshalb von einer schützenden Doppelmauer umgeben, die sich auf schmalem Felsgrat nach Norden zieht und durch einen Eckturm das darunter liegende Falkenloch bewacht; nördlich ist das herrliche Bild von dem großen Veldensteiner Forst, „ehemals der Sitz zahlreicher Räuberbanden, nun das Endziel aller Jagdliebhaber“, südlich von den Bergen der Pegnitzufer flankiert.

Aber nun wollen wir durch den Markt hinauf und in der Bergfeste selbst Umschau halten. Eine halbverfallene Steintreppe führt zu kleiner verschlossener Pforte, darüber das Familienwappen Bischof Georgs III. von Bamberg, aus dem Geschlechte der Schenken von Limburg, † 1522. Weiter links zieht der Fahrweg zum Hauptportal, welches das Wappen des Fürstbischofs Philipp von Henneberg schmückt, der als trefflicher Regent in der Geschichte genannt wird und 1487 das Zeitliche segnete. Wir klopfen an das alte Thor. Vom Turme ruft die Stimme: „Wer da?“ und fragt nach unserm Begehr. Da wir in friedlicher Absicht kommen, öffnen sich die Thorflügel, und wir treten in ein Vorwerk, dessen Mauern reich mit Schießscharten versehen, während die an der inneren Wand liegenden besonnten Bodenflächen zu hübschen Gärtchen umgewandelt sind, in denen früchtebeladene Bäume das Auge ergötzen. Weiterhin links zeigt sich das eigentliche Burgthor, dessen gedrückt gotischer Bogen ungehindert zu passieren ist, da Graben und Zugbrücke längst verschwunden sind, und keine Thorwächter mehr in den beidseitigen Bollwerken hausen.

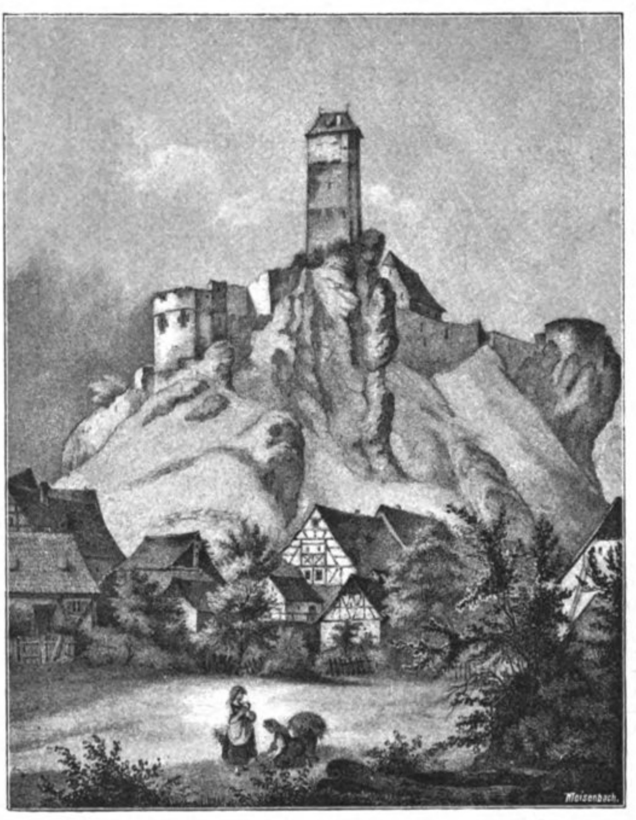
Im großen, zu einem Garten verwandelten Burghof steht links das alte einfache Herrenhaus, entgegengesetzt ein langgedehntes Gebäude, ehemals das Kornhaus der fürstbischöflichen Kastner, das, wohnlich hergestellt, 1870 bis 1878 der Sitz der Eisenbahnbausektion Neuhaus unter Leitung des Sektions-Ingenieurs G. C. Henoch war, der auf der 25 km langen Strecke zwischen Eschenbach und Michelfeld 4 Bahnhöfe, 7 Tunnels und 21 eiserne Brücken zur Ausführung brachte, wie auf dem im Schloßgarten errichteten Denkstein zu lesen ist. Links vom Kornhaus befindet sich ein kleines Wäldchen und ein großer Baumgarten. Gegen die Ostseite zu liegt eine zweite, mit Obstbäumen bepflanzte Terrasse, mit starken Ecktürmen versehen. Die dritte und oberste Terrasse, auf steiler Felsenspitze ruhend, gewährt von hoher Bastei aus einen geradezu bezaubernd schönen Rundblick. Nach Norden schweift das Auge über den endlosen „Bischofswald“, den Veldensteiner Forst, nach Nordost trifft es die Höhen von Auerbach, nach Osten das Krottenseer Forstrevier und die

[1]) Bescheid.

Berge um Königsstein, darunter der große Ossinger, gegen Südosten den Breitenstein und Wachtberg bei Eschenfelden, gegen Süden und Südwesten den Hartenstein und Hohenstein und tief unten das reizende Pegnitzthal, aus dem hier und da gleich einem Silberfaden der Pegnitzspiegel heraufblitzt. Es ist von dieser Stelle kaum wegzukommen, denn immer wieder entdeckt das Auge Neues, Liebliches, Malerisches, und immer mehr weitet sich das Herz, so daß man vor Freuden aufjauchzen möchte über die schöne Natur. Da fiel uns Viktor Scheffels poetischer Erguß über den Schwarzwald ein, den er der zweiten Auflage zum „Trompeter von Säkkingen" eingefügt:

In Lüften wiegt der Weih sein braun Gefieder,
Im Wildbach sonnt sich die Forellenbrut;
Des Meilers Rauch umspielt der Sonne Strahl
Und haucht ihn an mit irisfarb'nem Glanze
Stolz prangt der Berg vom Scheitel bis zum Thal
In seiner Tannen immergrünem Kranze,
Ein würz'ger Heuduft lagert auf den Matten,
Und brave Leute birgt des Strohdachs Schatten.

Doch der Kastellan im Frauengewand mahnt, auch einmal rückwärts zu schauen. Da erhebt sich denn noch einmal eine Felsenwand, begrünt vom Birkenbusch, aus dem die höchste Warte kühn in die Lüfte ragt. Nachdem wir auch von ihr aus Umschau gehalten, lassen wir uns, etwas ermüdet vom Treppensteigen, wiederholt auf der hohen Bastei nieder, um zum andernmal das herrliche Bild vor Augen zu haben und dabei auch der Veränderungen zu gedenken, die Schloß und Umgegend im Laufe der Jahrhunderte erfahren.



Burg Veldenstein. Nach einer Zeichnung von F. Rothbart.

Fast alle Burgen, die einst auf den umliegenden Felsspitzen der Steinpfalz standen, sind in Schutt und Moder versunken; nur selten noch „zeugt eine Säule von längst verschwundner Pracht", doch Schloß Veldenstein, an dem zwar auch der Zahn der Zeit ersichtlich genagt, erhebt noch heute sein stolzes Haupt an den romantischen Ufern der Pegnitz. Dafür aber war die Burg, deren Geschichte bis ins graue Altertum zurückreicht, nie ein Raubnest, das des Himmels Rache auf sich herabrief. In früheren Urkunden wird sie nur Schloß „Velden" genannt, und glaubt man daher, da auch der Veldensteiner Forst kurz der „Veldener Forst" benamst ist, zu der Annahme berechtigt zu sein, daß sie anfänglich ein zum Schutze des uralten, im Pegnitzwinkel versteckten Ortes Velden erbautes Bollwerk war, das weite Ausschau gewähren, den anrückenden Feind erspähen und abhalten sollte. Vielleicht aber stammen ihre Anfänge schon aus Karls des Großen Zeiten, der ja gegen die Einfälle der Slawen und Wenden Burgen erbaute und eine Menge sorbischer und böhmischer Kriegsgefangenen in den Gegenden des Nordgaus verteilte.

Velden lag in der alten Markgrafschaft Babenberg, und die Reichsgüter wurden allda samt dem großen Forst 1010 dem Stifte Bamberg zum „Lehenobereigentum vergabt", während die babenbergischen Markgrafen von Hohenburg die Landeshoheit ausübten. Dies geschah unter dem frommen Kaiser Heinrich II., der, nachdem er den Einfall seines ungetreuen Feldhauptmanns Hezilo zurückgeschlagen und ihn aus dem Veldener Thal und Forst verjagt hatte, das Schloß „Velden" erweitern ließ, wobei jeder Frondienstleistende für den Tag einen Heller Lohn empfing. Im Jahre 1008 hatte derselbe Kaiser bereits die Veldener Kirche dem 1007 neubegründeten Hochstift Bamberg übergeben. Von da ab bildete hier die Pegnitz die Grenze zwischen dem Fürstentum Bamberg und der Markgrafschaft Hohenburg. Veldenstein aber blieb im Besitz der Bamberger Bischöfe, welche der Burg allmählich ihre jetzige Ausdehnung gaben und ihr dortiges Gebiet durch Pfleger und Kastner verwalten ließen, wogegen sie dazwischen selbst ihren Sitz auf der Feste nahmen, um im Bischofswald, wie der Veldensteiner Forst nun auch genannt wurde, der Hirschjagd und Auerhahnbalz obzuliegen.

Erwähnenswert dürfte noch sein, daß die Landeshoheit über Veldenstein 1331 an den Markgrafen Ulrich von Leuchtenberg überging, im übrigen aber eine Änderung des Besitzstandes nicht erfolgte.

Veldenstein wurde im bayerischen Kriege vergeblich belagert, aber auch im Dreißigjährigen Kriege von den Schweden nicht bezwungen, wogegen der Ort Neuhaus desto reichlicher alle Drangsale des Krieges zu erdulden hatte. Im Frieden von Lüneville (1801) kam es mit Bamberg an Bayern. Das Pflegamt wurde bald danach aufgehoben und mit dem Landgericht Auerbach vereinigt; der Veldensteiner Forst blieb Staatseigentum, die Güter wurden verkauft, und auch die Burg ging in Privatbesitz über. Erster Besitzer war Herr v. Sonnenburg, bayerischer Revierförster in Krottensee, der im Jahre 1836 den hohen Wartturm restaurieren und mit einem Zimmer versehen ließ. Unter seinen Besitznachfolgern, Sturm und Brunnhuber, verfielen die Dächer der Türme; es war daher ein Glück, daß der ehemalige Landrichter May die Burg in seinen Besitz brachte und sie unter großem Kostenaufwand vor dem Verfall bewahrte. Auch seine Witwe und seine Söhne, die in Nürnberg wohnen und nur im Sommer auf Veldenstein vorübergehenden Aufenthalt nehmen, thun in anerkennens-

und dankenswerter Weise das Mögliche zur Erhaltung dieser Perle des Pegnitzthales.

Der malerisch um die Burg sich legende Markt Neuhaus ist jedenfalls zu der Zeit entstanden, als die Fürstbischöfe große Bauten an der ersteren vornahmen, wobei für die am Bau beschäftigten Arbeiter am Bergabhang verschiedene Hütten und für den Verwalter und Baumeister ein „Neu Haus“ entstanden, welch letzteres noch bestehen und dem Orte den Namen gegeben haben soll.

Der 700 Einwohner zählende Markt Neuhaus ist heutzutage das Ziel vieler Touristen; denn von hier aus werden die nahe gelegenen berühmten Krottenseer Tropfsteinhöhlen besucht, wird der einzig schöne pfälzische Wald bis Sackdilling durchwandert, und der Veldensteiner Forst von Jagdfreunden aufgesucht.

Infolge seiner herrlichen Umgebung eignet sich Neuhaus besonders zum Standquartier für Freunde der Natur, und dies umsomehr, als man dortselbst nahe am Bahnhofe in den Hotels Roßbacher oder Weingärtner, im Markte aber besonders im Gasthofe zur „Post“ von Georg Herold gute Unterkunft und aufmerksame Bewirtung findet. Sollte jemand aber einen freundlichen Cicerone wünschen, so wende er sich an den Herrn Modelleur Karl Schmidt, der sich auch dadurch ein Verdienst zu erwerben sucht, daß er seine Bemühungen der Wiederinslebenrufung der keramischen Kunst Creußens widmet.

Wer bei der Station Neuhaus zu einem Ausflug aussteigt, versäume aber ja nicht, auch die geschilderte Burg Veldenstein zu besuchen und von ihr aus den gesegneten Landstrich an der Pegnitz zu überschauen, die altehrwürdige Burg zu betreten.

Eine Schilderung der wundervollen Tropfsteinhöhlen von Krottensee folgt in Bälde.

Am Starnbergersee vor hundert Jahren.

Von Dr. Muggenthaler.

(Fortsetzung.)

„Gleich bei der Brücke gegen Starnberg befinden sich drei geräumige Schiffshallen, worin die kurfürstlichen Lustschiffe und andere aufbewahrt werden. Von jenen ist das neue Leibschiff, die Fama, 68 Schuh lang, 16 breit, für 21 Ruderer geräumig; die beiden anderen, der Greif und der Schwan, tragen in der Mitte ein kleines Häuschen mit einem tapezierten Zimmerchen. Vierzig Personen können diese Schiffe fassen; da sie aber keinen Bauch haben, so kann man sich nur der Ruder bedienen, denn die Segel sind gefährlich, sie stürzen leicht das schwache Gebäude um. Überdies haben sie die Unbequemlichkeit, daß man nicht an jeder Stelle landen kann, indem sie, ehe man das Ufer erreicht, im Sande liegen bleiben, was bei englischen Booten, deren dermal schon zwei auf dem See vorhanden sind, vermieden werden kann. Noch erachte ich es als Pflicht, einem Werke ein geziemendes Denkmal zu setzen, das einst allgemein bewundert, zu königlichen Festen gebraucht und vor 30 Jahren vernichtet worden ist. Die Leute um den See erwähnen dieses Wunderschiff immer noch mit warmer Anzüglichkeit, und man hört nicht ohne Rührung ihre Erzählungen, wie es in der Mitte vieler anderer Schiffe mit Segeln, vielfarbigen Wimpeln und Fahnen geziert, unter den entzückenden Tönen von Flöten und Klarinetten und dem Freudengeschrei unzähliger Zuschauer am Ufer stolz und erhaben daher prangte. Bucentaur nannte sich das stolze Schiff, von dem nur noch die Statue des Neptun, die es schmückte, als Sinnbild menschlicher Hinfälligkeit, in einer Schiffshütte traurig liegt. Seiner Form nach war dieses Schiff jenem zu Venedig nachgebildet. Sein Bau wurde 1663 vom italienischen Baumeister Margioli und Zanti begonnen und 1668 vollendet; es war 100 Werkschuhe lang, 25 breit, 17 hoch ohne die obersten Galerien, es hatte drei Etagen und Verdecke, das erste für die Schiffsleut, das zweite für die höchsten Herrschaften, das dritte für die Musiker bestimmt. Dann hatte es Segel mit Steigeleitern und Tauwerk und war von außen und innen mit Gemälden und Statuen königlich geziert. Die Hauptfarben waren von außen blau und rot, und die Schnitzwerke mit gutem Golde gefaßt; besonders ergötzte an der Außenseite der Tanz der Najaden, Syrenen und Tritonen, von J. Spilberger in München gemalt. Auf dem vorderen Sitz, der Prora, stand Neptun mit einem Delphin, am hinteren Teil oder der Puppis eine Pallas. Rings um die Mitte des Schiffes war eine Galerie von geschnittenen und durcheinander geflochtenen Fischen und gedrehten Säulen gezogen. Der Saal der zweiten Etage, mit dem bayerischen Wappen geschmückt, 45 Schuh lang, 9 hoch, war an der Decke mit Blumen und Früchten bemalt, mit Statuen des Herkules, Neptuns und vieler Genii geschmückt; um das bayerische Wappen z. B. befanden sich 61 nackende Genii, deren jeder einen Fisch, Schnecken oder irgend ein Fischwerkzeug u. s. f. darstellte; ein Genius, der von einem Krebsen den Rücken hinabgezwickt wird und jämmerlich schreit, wurde das Wahrzeichen dieser Gemälde genannt. Diese Gemälde sind von Kaspar Amort und jetzt im Schlosse Starnberg zu sehen. Auf der obersten Galerie, dem dritten Verdecke, war der Platz für die Trompeter, Pauker und andere Musici. An den großen Rudern arbeiten paarweise 68 Mann, an den kleinen 32, 8 Mann waren zum Anker, zwei zum Auspumpen bestellt; schon arbeiteten im unteren Verdecke 110 Arbeiter, so daß im ganzen oft bis 500 Personen auf dem Schiffe waren. Dies ungeheure Werk ins Wasser zu setzen, bediente man sich jedesmal einer besonderen Maschine aus starkem Holze, auf welche eine Schleipfe angebracht und die Bewegung mittelst der Flaschenzüge von 20 Männern verrichtet ward. Wenn der Bucentaur in den See ging, war er immer von einer Menge kleiner Schiffe wie von einer Stadt umgeben, so vom Mundküchenschiff, vom Silberkammerschiff, vom Kellerschiff, vom Krautküchenschiff, vom Schiff zur großen Hofküche rc. Diese Schiffe faßten 2000 Personen, die alle auf dem See gespeiset haben. Solchen Feierlichkeiten ging meist eine Hirschjagd voraus, und während dem Fahren belustigte man sich außer der Musik mit verschiedenen Spielen und Leibesübungen, worunter das Schwimmen eine der vornehmsten war. Kurfürst Ferdinand Maria war darin meisterlich geübt, und erst kurz starb ein Fischer, Niklas Doll, mit welchem Höchstderselbe oft weit

umher und durch die Schiffe geschwommen, und diesem Fischer da ihn einst eine Ohnmacht befallen, auch das Leben gerettet hat. Die Kosten des Bucentaur setzt man auf 30 000 Gulden an. Als 1759 ein neuer Schiffsboden sollte hergestellt werden, hielt man es für besser, lieber das ganze Werk zu zernichten, als so große Aufwände zu machen.

Ganz ungekannt war der Starnbergersee damals nicht, denn Westenrieder erzählt: „Für die Fremden stehen kleinere Schiffe in Starnberg bereit, worinnen 12—20 Personen bequem sitzen; man braucht dazu gemeiniglich zwei Ruder, von denen man sich um einen sehr mäßigen Preis stundenlang führen lassen kann. Die kleinen Nachen der Fischer heißen Einbäume, sind 22 Schuh lang, 3 breit, schlagen leicht um, sechs Personen darin sind genug; bei starkem Winde muß man ruhig sitzen bleiben; bei stillem leisen Wetter kann man sich ohne alles Rudern auf den Boden setzen, und man wird dann sanft an das Ufer getragen. Zimmermann, der mit Cook um die Welt gefahren und in Starnberg kurfürstlicher Schiffsmeister geworden ist, brachte um 1760 die ersten englischen Boote auf den Starnberger See; es sind gegenwärtig zwei vorhanden; die Hauptsache eines solchen Bootes ist der Kiel oder Bauch, der unter demselben spitzig oder sattelartig zusammenläuft; darein werden zwei bis drei Zentner Blei gelegt, Ballast genannt, und nach Gefallen oder Bedürfnis verringert, und vermöge dieses Gewichts wird das Boot abgeschwert, so daß dessen Umsturz unmöglich ist. Nur diese englischen Boote bringt man so weit ans Ufer, daß man den trockenen Sand erreicht" (und deren gab es damals zwei in Starnberg).

Possenhofen gehörte damals dem Herrn Reichsgrafen von Larosée; und zu Ende des 17. Jahrhunderts wurde das Schloß mit einer weitläufigen Ringmauer und dazu verhältnismäßigen Türmen umgeben; diese Ringmauer ist ansehnlich und prächtig, und so groß auch die Narrheit gewesen sein mag, sie zu erbauen, so wäre es doch schade, sie wieder zu zerstören. Das Schloßgebäude ist an jeder Ecke mit einem schönen Türmlein geziert und durchgehends mit vielem Verstande gebaut. Man sieht Possenhofen, das durch sein schmackhaftes Obst berühmt ist, wie eine friedfertige Stadt vor sich liegen."

Kulturgeschichtlich interessant sind folgende „Fischerregeln", die unten im Gange des Schlosses auf elf Tafeln geschrieben sind und die schon wegen ihrer Reime nicht zu verschmähen sind, denn sie sind Früchte reifer Erfahrung und alten Herkommens:

Januarius: Im Jenner hast mich zu verstön,
Der Dir die Ordnung weiß gar schön,
Zu fangen die Lachsferchen fein,
Rutt, Höcht und Backfisch gemein.

Februarius: Neben dem Lachsferchen fein
Rutt, Höcht und Backfisch klein,
Gibt Dir der weiße Sonntag klar,
Den Renken z'fangen ohne Gfar.

April: Ein Frühlingsbot der erst' April
Erlaubt d'Lachsferch, wers fangen will.
Den Renk und Hecht und Backfisch dazu,
Der Krebs hat itzund keine Ruh.

Maj: Kein Unterschied der liebe Maj
Macht untern Fischen allerley;
Er erlaubt, was hier benanndt:
Renk, Höcht und Haßln wohlbekannt,
Brax und Kröbs und Pirschling,
Mörk, daß der Karpffang Dir nicht mißling.

Junius: Neben dem Renken, Braxen und Backfischen
Wird nach dem Waller erlaubt sich zu richten.

Julius: Renk, Waller und Lachsferchen
Werden gfangt behendt,
Norrlein, Karpf und Prax
Sich wieder in die Tiefe senkt.

August: Renken, Bachfisch und Krebs
Werden noch erlaubt zu fangen,
Doch bei Bedrohung großer Straf'
Verschone den Lächsl zu stangen.

September: Der Renk- und Krebsfang
Wird zu Galli eingestöllt,
Weillen solcher Fang der Fischer-
Ordnung zuwiderhäldt.

Oktober: Die Rutten, Höchten, Walle
Werden zu fangen erlaubt,
Weillen diese Gattung Fisch
Den edlen Renken raubt.

November: Daß in diesem Monat der Renk den Leich thut lassen,
Wird kein Fischer zu fischen zugelassen.

Dezember: Zu dieser unbequemen Winterszeit
Nur Rutten, Höchten, Bachfisch d'Fischordnung leidt,
Daher welcher hat zu fischen in dem See,
Der halt' d'Ordnung, sonsten möcht' ihm g'schehen weh.

Von Possenhofen weiter fahrend, wendet sich Westenrieder „an die romantische Landschaft am Ufer"; „in angenehmer Zerstreuung liegen darin die kleinen Hütten der Fischer, genannt Feldaffinger Hütten; unterwegs trafen wir auf Höchtenstangen, die zu den ältesten Erfindungen gehören, mit denen man auf diesem See fischen darf; an einem Widerhaken hängt ein Backfisch, an dem sich der Raubfisch fängt. Auch Fischbaitzen trafen wir in Menge, das sind an der Wurzel mit allen Ästen abgehauene Bäume, die man da, wo der See einen leimichten Grund hat, mit allen Kräften hinabstoßt; unter diesen Bäumen versammeln sich Speisfisch, und die Krebse werden in den angehängten Körben gefangen."

Die *Insel Wörth* ist eine Viertelstunde von Possenhofen. „Die große Schönheit dieser Insel besteht darin, daß die Kunst noch nichts gethan hat, sie zu verschönern" (wie unschön müßte Westenrieder heute den Starnberger-See finden!); „vor ungefähr 1000 Jahren hing die Insel mit dem Lande zusammen; noch sind im Wasser die Stämme einer Brücke, deren einst zwei dahin geführt haben"; „das Alterthum dieser Insel verliert sich in den Sagen, und ihre neueste Geschichte beruht auf ungewissen Erzählungen. Der heidnische Tempel, der einst hier stund und eine christliche Wallfahrt wurde, ist, wie auch die Brücken, von den Schweden zerstört worden. Das jetzige Kirchlein ist ohne Dach, die Bauart zeigt ein mystisches Wesen, nach der urältesten Art ist das Kirchlein eingeteilt in die Gemeindekirche und den Chor. Es hat nur ein einziges Fensterlein, das ganz dazu angethan ist, eine ehrwürdige Dämmerung hervorzubringen und das Gefühl, daß hier eine Gottheit wohnt. Was die Insel hervorbringt, ist nicht hinreichend, um den Bauer zu ernähren, der dieselbe bewohnt; derselbe ist daher zugleich Fischer!"

Schloß und Hofmark Garazhausen gehörte damals „dem Reichsgrafen von la Rosée, der Pfarr nach aber zu Tutzing; die berühmten Weyler haben dasselbe vor 300 Jahren gebaut, der letzte derselben hat es an die v. Schrenk verkauft". Ganz entzückt wurde Professor Westenrieder, als er durch ein anmutiges Wäldchen ging und in jene geheimnisvolle Grotte kam, wo man die Duftsteine, durch welche das Wasser tröpfelt, gleichsam entstehen sieht; „es wohnet hier ein hoher Geist, dem sichtbar, der geistiger Einwirkung fähig ist. Hätte ich irgend einen harten Mann zu erweichen, und wären in seinem Herzen noch einige Funken von Zärtlichkeit, ich würde ihn nach Garazhausen in diese Duftsteinhöhle führen und ihm eine Bitte ans Herz legen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Schäfer von Stockenrod.

Fichtelgebirgssage von Ludwig Zapf.



Horch, Glöcklein klingen um die Hald',
Der Schäfer zieht im tiefen Wald,
Sein Hündlein bellt,
Springt fröhlich hin und wieder.

„O Wald, wie bist du grün und kühl,
O Moos, wie ist so weich dein Pfühl,
O Vogelsang,
Wie freu'st du mein Gemüte!

Bin nur ein armes Schäferlein,
Das kalte Wasser ist mein Wein,
Juhu! Trallah!
Tausch' doch mit keinem Reichen!"

Beim Waldstein nun die Herde geht,
Am Fels, sieh, eine Jungfrau steht
Im weißen Kleid,
Der Schäfer sieht's mit Staunen.

„Gott grüß' Euch, edle Jungfrau mein,
Wes kann ich Euch zu Diensten sein?
Habt Ihr den Weg
In diesem Wald verloren?

Hält böser Zauber Euch gebannt?
So biet' ich gern Euch Mund und Hand,
So ich's vermag,
Zu Frieden Euch zu helfen!"

Sie winkt und in der Höhle Nacht
Folgt er ihr zagend ... sieh, da wacht
Ein schwarzer Hund!
Da steht ein großer Kasten!

Scheu weicht der Hund — der Deckel springt
Empor, ei wie das klirrt und klingt!
Wie Sonnenschein
Strahlt's um die feuchten Wände.

Der Schäfer starrt ... „Der Schatz ist Dein!
Nimm Du davon, Erlöser mein,
Was Deine Hand
Je dreimal mag umfassen!"

Und eine Lilie sie ihm reicht:
„Bewahre sie, der Wächter weicht
Vor ihrem Schein,
Sie schließt Dir auf den Kasten!"

Schon blinkt das Gold in seiner Hand,
Der Deckel fällt, die Jungfrau schwand,
Aus dunkler Kluft
Eilt froh er an die Sonne.

Nun kehrt der Hirte täglich ein
Und wühlt in Gold und Edelstein,
Als wie im Traum,
Daß ihm solch Glück beschieden.

Ob noch so streng des Wächters Amt,
Ob noch so grimm sein Auge flammt,
Er naht ihm kühn,
Die Lilie in den Händen.

Und so geschieht es auch allstund,
Er küßt sie auf den süßen Mund,
Der süße Mund,
Nun lächelt er in Freuden.

Scheu weicht der Hund — der Deckel springt
Empor, ei, wie das klirrt und klingt!
Wie Sonnenschein
Strahlt's um die feuchten Wände.

„Dein, armer Mann, ist all' die Pracht!"
Das klang so süß, das lockt mit Macht
In stiller Nacht,
Bis er zu Wald gezogen.

Die Herde oft verlassen geht,
Ihr Hüter vor dem Kasten steht,
Das gelbe Gold
Hält seinen Sinn gefangen.

Und als ihm's endlich war genug
Er seinen Schatz von dannen trug,
„Leb, Waldstein, wohl!
Mag nimmer Schafe hüten!

Mag fürder Schäfer sein, wer will,
Mir bist du, Wald, jetzt viel zu still,
Mir ruft die Welt,
Die Welt mit ihren Freuden!

Waldvögelein mit Sing und Sang,
Hab' euch vernommen oft und lang,
Goldvögelein
Nun lieblich mir erklingen!"

So zog er fort gen Sachsenland,
Die Blume schwand aus seiner Hand,
Hat niemand mehr
Von ihm und ihr vernommen.

Kleine Mitteilungen.

Johannissegen und Gertrudenminne. Ein heutzutage beinahe noch überall üblicher Volksgebrauch ist, am Gedächtnistage des hl. Johannes des Evangelisten (27. Dezember) Wein segnen zu lassen. Er wird vom Hausvater in die Kirche gebracht, dort benediciert und dann daheim feierlich getrunken: Mutter, Kinder, Knechte und Mägde bis zum letzten Hirtenbuben herab werden zusammengerufen und setzen sich um den Tisch; der Hausvater trinkt zuerst „Segen und Stärke", dann macht der Becher die Runde, Jeder nippt daraus dreimal, sogar das Kind in der Wiege muß Johannissegen haben, daß es Wachstum und Schönheit bekomme. Der Rest kommt in den Keller, so daß jedes Faß etliche Tropfen des gesegneten Weins erhält. Anlaß zu dieser Sitte soll die Legende gegeben haben, wie der Götzendiener Aristodemus dem hl. Johannes vergifteten Wein überreichte, mit der Erklärung, Christ werden zu wollen, wenn der Apostel den Becher ohne Schaden leeren wolle. Der Heilige schlug das Kreuz darüber,

trank ihn aus und blieb unbeschädigt am Leben. Deshalb glauben die Leute, daß der geweihte und mit Johannissegen vermischte Wein ihnen so wenig schaden könne, wie der Giftbecher dem Evangelisten; ja daß derjenige, welcher am Tage des Heiligen davon getrunken, das ganze Jahr hindurch vor Vergiftung und Verhexung, gegen Blitz und Unglück jeder Art gesichert bleibe. Aber nicht allein zur Zeit der Wintersonnenwende, am Feste des Evangelisten, sondern auch am Gedächtnistage des Täufers, am Sonnenwendfeste, trinkt man Johannissegen. Sehr schön war auch vor kurzer Zeit in Schwaben diese Sitte gehalten:

Man stellte Tische und Stühle vors Haus, und die Nachbarn nebst Bekannten und Verwandten setzten sich hier zusammen. Wenn manche Nachbarn auch das ganze Jahr hindurch sich angefeindet hatten, so mußten sie an diesem Tage sich aussöhnen und miteinander essen. Der eine brachte Brot, der andere Fleisch, ein dritter Wein, dann aß und trank man auf offener Straße und sang lustige Lieder dazu bis tief in die Nacht. St. Johannissegen machte alles vergessen und band die Herzen wieder zusammen.

Außer den beiden Johannisfesten reichte man auch bei Trauungen dem Brautpaare, den Zeugen und Verwandten den vom Priester gesegneten Wein, und sie tranken am Altare zusammen St. Johannissegen-Minne. Ebenso trank man beim Scheiden vor dem Abschiede St. Johannissegen, ein Scheidegruß, daß es dem Ziehenden wohl ergehe, und daß alle wieder zusammenkämen. Zuerst mochte dieser minnigliche Trunk wohl vom Priester geweiht gewesen sein, oder der Abschiedstrunk war wenigstens mit gesegnetem Wein gemischt; später jedoch, als damit schon Mißbrauch getrieben wurde, und man selbst den Trunk im Wirtshause Johannissegen nannte, fehlte jede kirchliche Weihe. Auch die Schiffleute auf der Donau pflogen die Sitte. Vor der Abfahrt eines Salzzuges von Passau nach Regensburg brachte der Seilträger aus dem Seilnachen einen Krug Wein, füllte einen kleinen Becher und sprach zu den vorüberreitenden Roßleuten: „bring euch den hl. Johannissegen!“ trank aus dem Becher, schwang ihn rückwärts über das Haupt in Form eines alten Dankopfers und goß den Rest in die Fluten. Die mittelhochdeutschen Dichter kennen die Sitte noch insgesamt sehr wohl. Herr Professor Zingerle, welcher in den Abhandlungen der k. k. Wiener Akademie einen interessanten Aufsatz darüber veröffentlichte, hat diese Stellen sorgsam gesammelt und gehörig erläutert. Sogar in den Fastnachtsspielen des 15. und 16. Jahrhunderts ist häufig in Ernst und Spaß davon die Rede. Aber nicht allein in Gedichten, sondern auch in Urkunden und Chroniken ist die Verbreitung und Nachhaltung des dem Lieblingsjünger geweihten Weines bezeugt. Im Jahre 1466 ließ der Rat in Regensburg am Neujahrstage nach alter Gewohnheit ein Amt und 30 Messen halten, worauf Johannis-Minnetrunk gereicht wurde. Beim Auszug gegen die Hussiten ward ebendaselbst 1431 Wein zu St. Johannisminne geweiht. In einer Plassenburger Urkunde vom Jahre 1484 vermachte jemand an ein Gotteshaus fünf Gulden für Wein, „am St. Johannistag zu Weihnachten, so man dem Volk pflegt aus dem Kelch St. Johannis Minne zu geben“. Ebenso wurde zu München im Jahre 1447 bei den Augustinern eine ähnliche Stiftung gemacht. Betrachtet man die Zwecke, weshalb der geweihte Wein getrunken ward, so ergibt sich von selbst die Überzeugung, daß die Sitte tief in die Vorzeit zurückreichen müsse. Man nahm den Trunk am Feste der Heiligen, um gegen Zauberei, namentlich gegen Vergiftung und schädliche Speisen gesichert zu sein; er schützt den Trinkenden vor dem Blitz, macht den Mann kräftig und das Weib schön und verhilft den Kranken zur Genesung Deshalb trank unser Kurfürst Max III., obwohl bereits todkrank, am 27. Dezember 1777 doch noch „ad honorem St. Johannis ein Gläschen“. Man trank am 24. Juni, damit ein warmer fruchtbarer Sommer folgen sollte. Und er durfte bei dem Dankopfer für die Ernte in manchen Gegenden nicht fehlen. Man trank Johannissegen bei Trauungen, damit die Ehe gesegnet, fruchtbar und glücklich werde. Der Scheidende leert dem Heiligen zu Ehren den Becher, damit er vor bösen Zufällen gesichert sei, Glück auf dem Wege und freudige Heimkehr finde.

Vor einem schwierigen und gefahrvollen Unternehmen trank man Johanniswein, damit ein gutes Ende das mühsame Werk kröne. In allen diesen Fällen handelt es sich vorzüglich um Erlangung von Schutz und Frieden, Fruchtbarkeit und Jahressegen.

Jakob Grimm hat den rechtsgültigen Bescheid gegeben, daß das derartige Minnetrinken aus dem Heidentume stamme und die Bedeutung von Trinkopfern gehabt habe. Bei festlichen Opfern und Gelagen ward des Gottes oder der Götter gedacht und Minne getrunken. Unser Bischof Aribo von Freising berichtet, daß zu Heimerams Zeit, also im 7. Jahrhundert, die Bayern noch solche Neulinge im Christentume waren, daß die Väter aus demselben Kelche ihren Söhnen die Minne Christi und die der Heidengötter zutranken. Da sich das Volk in allen Dingen, die, wie Essen und Trinken, den Leib und die Seele zusammenhalten, nichts nehmen lassen wollte, so mußten die Heidenbekehrer einen andern Weg einschlagen. Sie ließen den alten heidnischen Sitten und Gebräuchen die möglichste Schonung angedeihen, ließen die alten Feste und Feierlichkeiten fortbestehen, schoben aber an die Stelle der betreffenden heidnischen Gottheiten christliche Heilige unter, ebenso wie sich an den alten Kulturstätten, wo das Volk schon gewöhnt war, der Andacht zu pflegen, die Tempel und Häuser des neuen Gottesdienstes erhoben. Daß sich dann unter neuem Gewande das Alte forterhielt, daß lange Zeit noch manches, sogar in spukhafter Gestalt, sich weiter erbte, was mit der neuen Lehre des Christentums unverträglich schien, ist selbstverständlich.

Es fragt sich jetzt nur, woraus die Johannisminne entsprang. Aus allem, was Forscher mit sorgsam prüfender Hand zusammengestellt, ergibt sich, daß der Johannissegen aus der Freyrs Minne entstanden ist, und daß die vom 25.—27. Dezember üblichen Gebräuche größtenteils Reste dieses Freyr-Kultus sind. Daneben wird im Mittelalter, beinahe ebenso häufig, die Gertruden-Minne genannt. Alle Attribute dieser Heiligen, die im heutigen Volksmunde ihr beigelegt werden, alle die absonderlichen Sagen, Erzählungen und Bräuche berechtigen zu dem Schlusse, daß unter ihrer Gestalt Freyrs Gemahlin, die liebliche Gerde, sich geborgen habe. Wie die nach Johannes genannten Kräuter und Tiere ehemals dem Freyr geheiligt waren, so hat auch St. Gertrud heilige Vögel und Blumen, welche ehedem der Gerda gehörten. Die Gertruden-Minne war dieser Göttin geweiht. Ihr Fest wurde einst am 17. März begangen mit festlichen Gelagen. Alle auf diesen Tag fallenden Gebräuche und Aberglauben sind dadurch aufgehellt und erklärt. Es liegt somit der alten Sitte, Johannis-Gertrudenminne zu trinken, eine der schönsten Mythen, die von Freyrs mächtiger Liebe zu Gerda, zu Grunde. Dr. H.

Ein gewerbsgerichtlicher Entscheid aus dem 16. Jahrhundert. Es ist bekannt, mit welcher Ängstlichkeit die alten Gewerke und Innungen über Redlichkeit und Ehrsamkeit des Handwerks gewacht und wie sorgfältig sie alle Berührung mit Personen und Sachen vermieden haben, die ihrer Ansicht nach „nicht redlich“ waren. Gewerksgenossen, die sich gegen dergleichen Satzungen und Vorurteile etwas zu Schulden kommen ließen, wurden in Verruf gethan und bei einheimischen und auswärtigen Innungen als „unredliche Leute“ denunziert. Der Rat zu Nürnberg war schon in alter Zeit weit entfernt, solchen Ansichten beizustimmen. Es wurden ihm von Zeit zu Zeit Fälle vorgelegt zur Entscheidung, ob sich einer des Handwerks unredlich gemacht habe. In den meisten, ja fast allen Fällen lautete Bescheid und Antwort verneinend. Nachstehend geben wir ein Beispiel, wie einem Handwerker ein Zeugnis erteilt wird, daß er sich des Handwerks nicht unredlich gemacht habe.

„Wir Bürgermeister und Räte der Stadt Nürnberg. Nachdem uns unser Bürger Jörg Merk, ein Hutmacher, angebracht hat, wie er außerhalb unser Stadt an Enden, da er zu arbeiten Willens, notdürftig wäre, Urkund zu haben, der Handlung, die sich kurzvergangener Zeit seinenhalb vor unsern verordneten Natsfreunden an der Ruge zugetragen hätt, mit Bitt, ihm dieselbe mitzutheilen — bekennen öffentlich mit diesem Brief, daß wir auf solches des Merken Ansuchen und Bitte unsere Ratsfreunde an der Ruge haben vernommen und finden: Als etliche Meister Hutmacher-Handwerks einen erbarn Rathe darum von einer jeden dergleichen Personen zweinzig Pfund alt zur Straf unnachläßlich zu bezahlen verfallen sein.“ „Doch soll hiemit dem Wirth auf meiner Herren Stuben zugelaßen sein, wo hinfüro dergleichen Personen, denen, wie obgemeldet, auf dieser Trinkstuben zu zechen verboten, hinaufkommen und allda zu zechen sich unterstehen wurden, daß gedachter Wirth dieselben erstlich mit gütlichen freundlichen Worten abweisen und in solchem meiner Herren Ordnung und Befehl anzeigen (soll). Und im Fall, daß sich dieselben also gütlichen abweisen lassen wurden, so hat es sein Weg; wo aber nit und daß sich Jemand hierwider etwas freventlich setzen, solchem nit Folg thun und sich ungeschickt erzeigen wurde, daß alsdann obbemeldter Wirth schuldig sein soll, so es bei Tag geschehe, zu Stund an einen seiner Diener zu eim verordneten Bürgermeister (die Bürgermeister wurden aus dem kleineren Rat genommen, es waren deren alljährlich 25, und und von diesen regierten immer zwei zugleich vier Wochen oder 26 Tage lang, so daß ein Jeder an die Reihe kam), wo es aber bei Nacht wäre, unter das Rathhaus nach einem, oder wo von nöthen nach mehreren Dienern zu schicken, welche solche ungehorsame Zecher in Pflicht nehmen sollen, sich darum des anderen Tages für einen Bürgermeister, oder einen erbarn Rathe zustellen. Allda der Ungehorsame die Strafe von zweinzig Gulden, wie der Wirth, so auch solches wirklich gestattet, zu Stund an zahlen oder solang darum gehandhabt werden soll. Und es macht sich auch hierüber Jemand so ungeschickt erzeigen, daß dann den Dienern Befehl geschehen soll, ein solch Ungehorsamen ins Loch (das unterirdische Gefängnis im Rathaus) zu führen, welcher um solche sein Ungeschicklichkeit ein ander Straf gewarten müße.“

Das Nußbaumdenkmal. München, die Stadt der Monumente ist durch ein neues Denkmal bereichert, welches wir heute unseren Lesern im Bilde geben. Es ist dem Andenken des berühmten Arztes und edlen Menschenfreundes Professors v. Nußbaum geweiht und findet in den Anlagen vor dem Krankenhause l. d. J. seine Aufstellung.

Die Kolossalbüste Nußbaums aus carrarischem Marmor ist von sprechendster Ähnlichkeit und steht auf einem reichgegliederten Postament aus feinst poliertem schwedischen Granit. Die Stufen sind aus schwarzem Syenit aus dem Fichtelgebirge. An der Vorderseite des Postaments, in dessen Mitte ist auf den Stufen der von den vereinigten Radfahrern Münchens gewidmete Lorbeerkranz angebracht. Ein von den „Radfahrern“ mit glücklichstem Erfolge veranstaltetes Fest im „Nymphenburger Volksgarten“ lieferte die Mittel zur Vollendung des Denkmals. Das Denkmal hat eine Gesamthöhe von etwa 5 m und ist von effektvollster Wirkung. Entwurf und Ausführung rühren von dem durch zahlreiche Meisterwerke rühmlichst bekannten Bildhauer Theodor Haf in München. Seine neue Schöpfung bildet eine schöne Zierde unsrer Hauptstadt.



Das Nußbaum-Denkmal in München.
Von Theodor Haf nach einer Photographie vom k. Hofphotograph Seiling.

Verantwortlicher Redakteur **H. Leher,** München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von **R. Oldenbourg,** München.



Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

No. 44. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

Nach einigem Besinnen schickte sich Henri Martin an, dem Wunsche der jungen Dame nachzukommen. „Ich erblickte das Licht der Welt", so begann er die Erzählung seiner Lebensgeschichte, „in Clery, woselbst ich auch meine ersten Lebensjahre verbrachte. Bald zogen meine Eltern, biedere Landleute, von dort weg und wandten sich nach Paris. Sie waren im Besitze eines bescheidenen Vermögens, und so gelang es ihnen leicht, in Nogent sur Marne ein größeres Landgut zu erstehen. Während sie in Clery nur Pächter gewesen, wurden sie nunmehr Grundbesitzer; aber es waren schlechte Zeiten für die Bauern. Denn, wenngleich der Boden sich als ertragsfähig erwies, so hielt es doch meist verzweifelt schwer, die Erzeugnisse des Fleißes vorteilhaft an den Mann zu bringen. Wir lebten schlecht und recht auf der kleinen Scholle, die für uns eine ganze Welt bedeuten mußte. Nur selten traf an unser Ohr die Kunde von den wilden Stürmen, die draußen verheerend brausten und ringsum eine neue Ordnung der Dinge schufen.

„Ich hatte mein 16. Lebensjahr erreicht, als meine Eltern rasch nach einander starben, vielleicht aus Gram darüber, daß es mit der Wirtschaft trotz aller Umsicht und Betriebsamkeit mehr und mehr den Krebsgang ging, denn in der That hatte in der letzten Zeit uns das Unglück in der beharrlichsten Weise verfolgt, die Mißernten folgten einander in ununterbrochener Reihe, eine bösartige Seuche hatte nahezu den ganzen Viehstand vernichtet. Das lebhafte Verlangen, solch schweren Schaden einigermaßen wieder wett zu machen, spornte meinen Vater an, mit verdoppeltem Eifer zu arbeiten. Ach! der Arme war solch erhöhten Anstrengungen nicht gewachsen. Er zog sich ein hitziges Fieber zu, welches bald einen tödlichen Verlauf nahm, meine Mutter, die den Gatten mit zärtlichster Liebe pflegte, sog am Krankenbette den vernichtenden Keim ein und folgte unserm Vater bald in das Grab nach. „So standen wir beide, ich und mein jüngerer Bruder, verwaist. Der Pfarrer des Orts, ein höchst braver Mann, versprach, sich um Jean annehmen zu wollen, jedenfalls so lange, bis es mir gelungen sei, eine Stelle zu erlangen, die mich in den Stand setzte, ihm diese Sorge abzunehmen. Dieser edle Mensch hat sein Wort redlich gehalten, denn er hat in jeder Weise, an uns Vaterstelle vertreten. Ihm verdanken wir, mein Bruder und ich, all unser Wissen, eine Bildung, die weit über unsern Stand — denn wir beide sind ja eigentlich nur Bauernjungen gewesen — hinausgegangen."

„Vielleicht auch Ihr meisterhaftes Spiel auf dem Flügel?" fragte Bertha, die mit großem Interesse der Erzählung zugehört hatte.

„Sicher, denn der gute Pfarrer Gachon war ein vortrefflicher Musiker; leider ist er auch eines jähen Todes verstorben als Opfer seines Berufes, möchte ich sagen. Vor drei Jahren ist der hochbetagte Mann auf dem Heimwege von einem Schwerkranken, dem er den letzten Trost gespendet, durch den Schnee geblendet, allein in winterlicher Nacht des Weges ziehend, in den angeschwollenen Fluß gestürzt und ertrunken.

„O, welch gräßliches Ende, und wieviel müssen Sie an diesem väterlichen Freund verloren haben!" sagte teilnehmend das junge Mädchen.

„Seine Empfehlungen haben mir in einem größeren Pariser Handlungshause eine anfangs freilich recht bescheiden aussehende Stelle verschafft. Begünstigt vom Glück, ist es mir durch Fleiß und Umsicht gelungen, aufzurücken, und dann konnte ich mich meines Bruders annehmen, der ebenfalls nach Paris kam und ein geschickter Handwerker geworden ist. Ihn hat eine schier unbändige Wanderlust in die Fremde getrieben, und so ist er nach Nürnberg gekommen. Seine verlockenden Schilderungen haben denn auch mich bestimmt, meine Stelle in Paris aufzugeben und ebenfalls hierher zu gehen."

„Das müssen in der That verlockende Schilderungen gewesen sein, die einen Pariser bestimmen können, hierher an einen so stillen kleinen Platz zu kommen!" bemerkte schelmisch Bertha. „Diesmal übertreiben Sie die Galanterie in geradezu unverantwortlicher Weise. Kann man denn dergleichen im Ernst glauben?"

„Warum nicht, gnädigstes Fräulein?" beteuerte der junge Franzose ganz ernsthaft. „Und wenn ich nun sage, daß ich gekommen bin, einzig und allein, um Deutsch zu lernen?"

„Sie sprechen zum mindesten so gut Deutsch als ich selber und besser als die meisten Deutschen hier zu Lande. Das habe ich Ihnen schon so und so oft sagen müssen, daß Sie es nachgerade auswendig wissen müßten", rief Bertha lebhafter, als es sonst ihre Gewohnheit war.

„Nunmehr sind Sie es, die mir Komplimente sagt, aber dennoch beharre ich auf meiner Rede. Seit frühester Jugend verspüre ich in mir einen Zug nach Deutschland und deutschem Wesen. Dieser Zug ist zum ersten Male in mir erwacht, mir zum Bewußtsein gekommen, als Pfarrer Gachon, jener hochgebildete Mann, mir, dem damals zehnjährigen Knaben, ein deutsches Gedicht vorgelesen. In Paris habe ich mit Vorliebe die Gesellschaft von Deutschen aufgesucht und mich in der Mitte solch wackerer Leute stets am wohlsten gefühlt. Ich weiß nicht, ob dieser Zug mir angeboren oder anerzogen ist, aber das Eine möchte ich noch an dieser Stelle bekennen, daß ich es gewesen, der in meines Bruders Herz das Verlangen gepflanzt, nach Deutschland zu ziehen als erstes Ziel der Wanderschaft."

„Das klingt ja ganz pathetisch, so daß ich es beinahe glauben möchte", sagte Bertha mit schelmischem Lächeln. „Und es gefällt Ihnen hier in Nürnberg inmitten kleinlicher, vielfach eng beschränkter Verhältnisse, hier, wo fast alle Vergnügungen fehlen?"

„Wem sollte es nicht gefallen, gnädigstes Fräulein, da, wo er so freundliche und wohlwollende Aufnahme gefunden? Ich kann sagen, daß ich mich in diesem Hause bereits ganz heimisch fühle", sagte Henri mit warmem Tone. „Und dann die Stadt Nürnberg selber", fuhr er fort, „es ist kein Paris und ermangelt, wenn Sie wollen, der Menge von Vergnügungsorten, die dort bestehen, wo eine genußsüchtige Menge kein Mittel verschmäht, sich zu betäuben, um momentan wenigstens die innere Leere des Geistes, des Herzens und des Gemütes minder trostlos zu empfinden. Hier predigt alles Arbeit, strenge entsagende Pflichterfüllung, Ruhe und Erholung nur nach geschehenem Werke. Mich hat das Geschick früh auf den rauhen Pfad der Arbeit verwiesen, und ich glaube sicher, daß es nur zu meinem Besten gedient hat. Glauben Sie übrigens nicht, daß es in Paris ausschließlich nur Müßiggänger gibt, auch dort wird gearbeitet, und schwer gearbeitet, denn gerade an solch großen Plätzen ist der Kampf um die Existenz oft ein ganz verzweifelter. Der Fremde freilich, der nach Paris kommt und sich vorübergehend dort aufhält, sieht nur die glänzende Außenseite und ahnt nicht, wie viel Jammer und Elend sich oft dahinter verbirgt. Aber", unterbrach er sich, „das sind Dinge, mit denen ich Sie nicht unterhalten will."

„O, ich könnte Ihnen stundenlang zuhören, und wenn Sie mir förmliche Vorlesungen halten würden, denn Sie verstehen es, die trockensten Materien interessant zu gestalten. Ich habe neulich bei Tische mit großem Vergnügen Ihrer Unterhaltung mit dem alten Müller zugehört."

„Mit Müller? Ja, ganz recht. Wir sprachen über Nürnbergs Geschichte, und ich habe gefunden, daß der Mann ganz merkwürdig eingehende Kenntnisse besitzt."

„Das will ich meinen, Herr Martin. Kein Professor brauchte sich eines solchen disziplinierten Wissens, wie Graf Soden sagt, zu schämen. Sie müssen aber auch wissen, daß er jede freie Minute wahrnimmt, sich zu informieren. Er besitzt von Großvaters Zeiten her eine geschriebene Chronik, es sind nunmehr schon mehrere stattliche Bände, und gewissenhaft macht er Sonntag für Sonntag seine Einträge."

„Aber ich finde, daß der gute Mann eigentlich mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart lebt. Den jetzt bestehenden Verhältnissen weiß er schon gar keine annehmbare Seite abzugewinnen."

„Das ist richtig, denn sein höchster Stolz ist es, für einen richtigen Alt-Nürnberger genommen zu werden, von den Neuerungen, wie sie zur Einführung kamen, seit die Stadt bayerisch geworden, will er gar nichts wissen."

„Dabei hat mich wunder genommen, um es frei heraus zu sagen, daß er den Franzosen nicht eigentlich mehr gram ist, denn leider haben meine Landsleute sich hier gelegentlich ihrer wiederholten Besuche nicht zum besten aufgeführt."

Die junge Dame lachte. „Ja, ja, man erzählt sich von Euch gruselige Geschichten, und wenn nur die Hälfte davon wahr ist, so könnte es schon genügen, Euch die übelsten Nachreden zu sichern. Indes hat sich dies ja im Laufe der Zeit geändert. Aber in Müllers Chronik sind Ihre Landsleute schlimm weggekommen, das kann ich Sie ehrlich versichern, wenngleich der gute Mann auch Ausnahmen gelten läßt und mehrfachenorts von edlen Charakteren spricht, die er unter den Franzosen angetroffen. Dagegen versäumt er keine Gelegenheit, den Preußen einen kleinen Hieb hinauszugeben."

„Aber sein Schwiegersohn, Herr Heldrich, ist ja selber ein Preuße!" warf Henri verwundert ein.

„Freilich wohl, und wir alle haben damals gestaunt, ich war damals noch ein unwissendes Ding, hörte aber doch unausgesetzt darüber reden, daß der alte Müller seine einzige Tochter einem Preußen zur Frau gegeben hat. Herr Heldrich hat es eben verstanden, sich bei Müller gut einzuführen, und da er sonst doch in jeder Beziehung ein vollkommener Ehrenmann ist, und die jungen Leute sich liebten, machte es sich schließlich wie von selbst. Herr Heldrich hat über den ersten Besuch der Franzosen in Nürnberg ebenfalls eine kleine Chronik verfaßt und später das witzige Werkchen da und dort vorgelesen und überall reichen Beifall geerntet. Das Büchlein ist dann gedruckt worden unter dem Titel: Sebena, des Schreibers, Nachricht von den merkwürdigen Vorfällen der

Franzosen in Nürnberg. Sie sollten", schloß Bertha mit schelmischem Lächeln, „von dieser Chronik auch Einsicht nehmen. Herr Heldrich wird sich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen ein Exemplar zu verschaffen."

„Ich werde nicht ermangeln, gnädigstes Fräulein, denn es freut mich, zu vernehmen, daß man auch damals in so schweren Zeiten den Humor nicht ganz verloren und auch trüben Vorkommnissen eine heitere Seite abzugewinnen verstanden hat."

„Ja, Sie haben Recht, es waren schwere Zeiten, die, wenn sie auch längst hinter uns liegen, doch noch keineswegs vergessen sind, und vielleicht thue ich Unrecht, so leichthin darüber zu reden. Damals fehlte uns Vater und Mutter. Den Vater führten sie als Geisel mit fort in das ferne Frankreich nach Givet, und erst nach Jahresfrist ist er wieder zu uns heimgekommen. Die Mutter lag schwer krank danieder und hat sich bis zur Stunde noch nicht völlig erholt von dem schweren Unfall, der sie betroffen genau am Tage der Abführung unsres Vaters. Aber gottlob! Diese schweren Stunden sind auch vorübergegangen, und wenn nicht alles täuscht, wird auch Mamas Zustand sich bessern. Ja, ich möchte behaupten, daß mit Ihnen, Herr Martin, ein guter Genius in unser Haus eingezogen. Aber still, Mama regt sich."

In der That war Madame Wägel erwacht aus dem tiefen Schlummer, in welchen sie gefallen war nach der heftigen Gemütsaufregung, in die das Spiel des Franzosen sie versetzt hatte. Sie blickte um sich und gewahrte in ihrer allernächsten Nähe die beiden jungen Leute.

„Wie ist Dir, Mama?" flüsterte Bertha ihr zu, „wie befindest Du Dich jetzt? Hast Du gut geschlafen? Sieh, wir haben getreulich bei Dir Wache gehalten."

„Ja, ja, es ist ganz gut so", sagte die Kranke. „Gebt mir eure Hände und jetzt legt sie in einander. Ihr seid ja beide meine lieben Kinder. Gelobt mir, daß ihr euch lieb haben wollt wie Bruder und Schwester und darüber hinaus. Wollt ihr mir das versprechen?" fragte sie in eigentümlich hastigem Tone, und ihr Auge hing in ängstlicher Spannung an den Mienen der vor ihr Stehenden.

Bertha wollte schüchterne Einwände erheben, aber auf ein Zeichen Henris fügte sie sich willenlos und sagte mit vor Thränen halb erstickter Stimme: „Wir wollen alles thun, was Du von uns verlangst, und wünschen nur, daß Du wieder gesundest an Seele und Leib."

Die alte Dame richtete sich auf in ihrem Sessel, legte die Hände segnend auf die Häupter der vor ihr Knieenden und sprach feierlichen Tones: „Nie fühlte ich mich freier in meinem Geiste als eben jetzt in dieser Stunde. Aber ich weiß, daß meine Tage gezählt sind. Herzinniger Dank sei ihm gezollt, dem Lenker unsrer Geschicke über den Sternen! Er hat alles noch zu einem glücklichen Ende geführt. Aber ihr dürft noch keine voreilige Frage an mich richten jetzt in dieser Stunde. Noch ist die Zeit nicht angebrochen, da euch alles kann klargelegt werden. Mich verlangt herzlich, Deinen Vater zu sprechen, Bertha, doch ich weiß, daß er schon auf dem Wege hierher sich befindet und bald bei mir eintreffen wird. So laßt mich denn allein mit ihm, ich habe ihm, ach! so viel zu sagen, denn ich muß mich von der Schuld eines ganzen Lebens entlasten. Geht jetzt, meine lieben Kinder, und laßt mich allein mit mir selber nur für eine kurze Stunde. Ich will schlafen."

7. Kapitel.

Im großen Zimmer der Wirtschaft „Zum goldenen Fisch" in der Pfannenschmiedsgasse pflegt es nachmittags ziemlich leer zu sein. Es ereignet sich wohl ab und zu einmal, daß ein einzelner Gast in meist nachdenklicher Stimmung bei seinem Glas Bier sitzt, und man darf sicher sein, daß es ein armer Handwerksbursche ist, dem die Arbeit „ausgegangen", der entweder kommt oder geht und nur ganz verstohlen sich den Genuß einer Mußestunde gönnen darf, denn die Polizei hat ein scharfes Auge auf „solch arbeitsscheues Gesindel", wie die offizielle Bezeichnung für diese Bedauernswerten lautet. So treffen wir auch heute an einem schwülen Dienstagnachmittage nur den Wirt, unsern biedern Krudel, beim Schnaps in lebhafter Unterhaltung begriffen mit dem einzigen Gaste, dem gefürchteten Polizeirottmeister Schleierer, Krudels bestem Freunde.

Die mündliche Überlieferung weiß viel zu erzählen von dem überaus barschen und rücksichtslosen Vorgehen dieses Schleierer gegen jeden, der sich nur im geringsten wider das Gesetz verfehlt, und zu der Großväter Zeiten war des Mannes Name verhaßt wie nur je einer. Wo die gedrungene Gestalt mit dem klotzigen Schädel, den listig funkelnden Augen und der Kupfernase sich zeigte, verstummte alsbald die freie Rede des Bürgers über die guten alten Zeiten, denn man wußte, daß nunmehr der gefährlichste Denunziant in der Nähe war, der dem unschuldigsten Worte eine schlimme Deutung zu geben wußte und schon manchen braven Bürger aus purer Lust zum Bösen in des Teufels Küche gebracht hatte. In Krudel hatte Schleierer einen würdigen Genossen gefunden; die beiden dunkeln Ehrenmänner verstanden sich aufs allerbeste und waren dicke Freunde, die in brüderlicher Gemeinschaft gelegentliche Fanggelder miteinander teilten.

(Fortsetzung folgt.)

Hof an der thüringischen Saale.

Von Marie Schmidt v. Ekensteen.

Dich hat noch nie besungen
Die hehre Poesie;
Wo Dein Ruf hingeklungen,
Trug ihn die Industrie.

Es erging mir, wie jenem Philosophen, welcher sagte: „Je mehr man mir Schlechtes über einen Menschen spricht, um so reger wird meine Neugier, denselben kennen zu lernen, denn kein Alltagsmensch kann sein, wer sich viel Neider und Feinde schafft". — Auch Dich hatte ich nur schmähen und lästern hören, Du arbeitsame Industrie- und Handelsstadt an den nördlichen Vorbergen des Fichtelgebirges, freundlich im grünen Baumschmuck an den Ufern der Saale angelehnt, und wer mir noch Deinen Namen genannt, hatte denselben in rauchende Fabrikschlote, in rußige Gassen gehüllt, den

rauhen, kalten, langen Winter betont, von den bis in die Lenzmonate sich erstreckenden Nachtfrösten, dem zur Sommerszeit fast beständigen Regen geredet. Das reizte meine Neugier, und an einem hellen Julimorgen trug mich der eilende Zug aus unserer schönen Residenz fort, über das alte Regensburg, nach dem „bayerischen Sibirien", der in grauer Vorzeit dem Reiche unmittelbar untergeordneten, später hochfürstlich brandenburgischen Haupt- und nun im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken gelegenen Stadt Hof zu.

Der Bahnhof, ein in gefälligem Renaissancestil aufgeführter Monumentalbau macht auf den Fremden den günstigsten Eindruck mit seiner weiten Vorhalle und den stattlichen Wartesälen. Auf dem Wege nach der Stadt drängten sich mir plötzlich alte Erinnerungen auf: Jean Paul Friedrich Richter stand vor dem geistigen Auge, und von Poesie umwoben war wie auf einen Zauberschlag der einförmige, reizlose Weg. „Hesperus", Quintus Fixlein" und die herrliche Schöpfung „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke" (was alles hier erstand) lebte auf, und unter hohen Kaminen und dem qualmendem Rauche erfaßten phantastische Träume das Herz.



Hof. Originalzeichnung von E. Fröhlich.

Nicht ohne tiefe Empfindung sieht man sich dann das bescheidene, schmale Gäßchen an, welches des gefeierten Humoristen Namen trägt, sowie die Tafel an einem Hause auf dem Schloßplatz, welche besagt, an dieser Stelle habe der Dichter von 1786—1789 gewohnt. — Das Geheimnisvolle entschwundener Tage hält die Gedanken umfangen, und gar bald schweift die Erinnerung in die fernsten Zeiten zurück, wo im 11. Jahrhundert in der Nähe des Regnitzbaches in „gefehrlicher Wildnüß" der erfinderischen Sage nach ein Bauernhof gestanden sein soll, um welchen herum die Stadt gebaut wurde von den Edlen v. Kotzau, v. Spernecker, v. Rabensteiner, v. Feilitzsch und v. Luchau, den Namen „zum Hoff Regnitz" führend, woraus sich später „Hof" bildete. — Alte Sagen von den Raubrittern auf der Klausenburg, welche stand, wo sich jetzt die schöne St. Lorenzkirche erhebt, werden wieder wach; das „Mord"- und „Seligengäßchen" finden plötzlich ihre Erklärung, wenn man der unheimlichen Streifzüge der Raubritter durch den dichten Wald gedenkt, welcher damals die Gegend bedeckte, und der leise Luftzug, welcher die Baumwipfel bewegt, scheint ein Klagelied zu murmeln, daß das schöne alte Schloß, welches einst den Landesfürsten als Residenz diente, mit seinen befestigten Vor- und Außenwerken bei dem grauenvollen Brande des Jahres 1743 gänzlich vernichtet wurde mit all seinen uralten, wertvollen Registraturen; die Reste der alten Stadtmauern erzählen in ihrer stummen Sprache von der bedeutenden Verteidigungsfähigkeit, welche Hof einst hatte, und in den Stadtgräben blühen jetzt, gerade wie in der ersten deutschen Blumistenstadt Erfurt, in wohlgepflegten Gärten üppige Blumen und Sträucher, von seliger Friedenszeit und geordneter Verfassung des aufgeklärten 19. Jahrhunderts plaudernd.

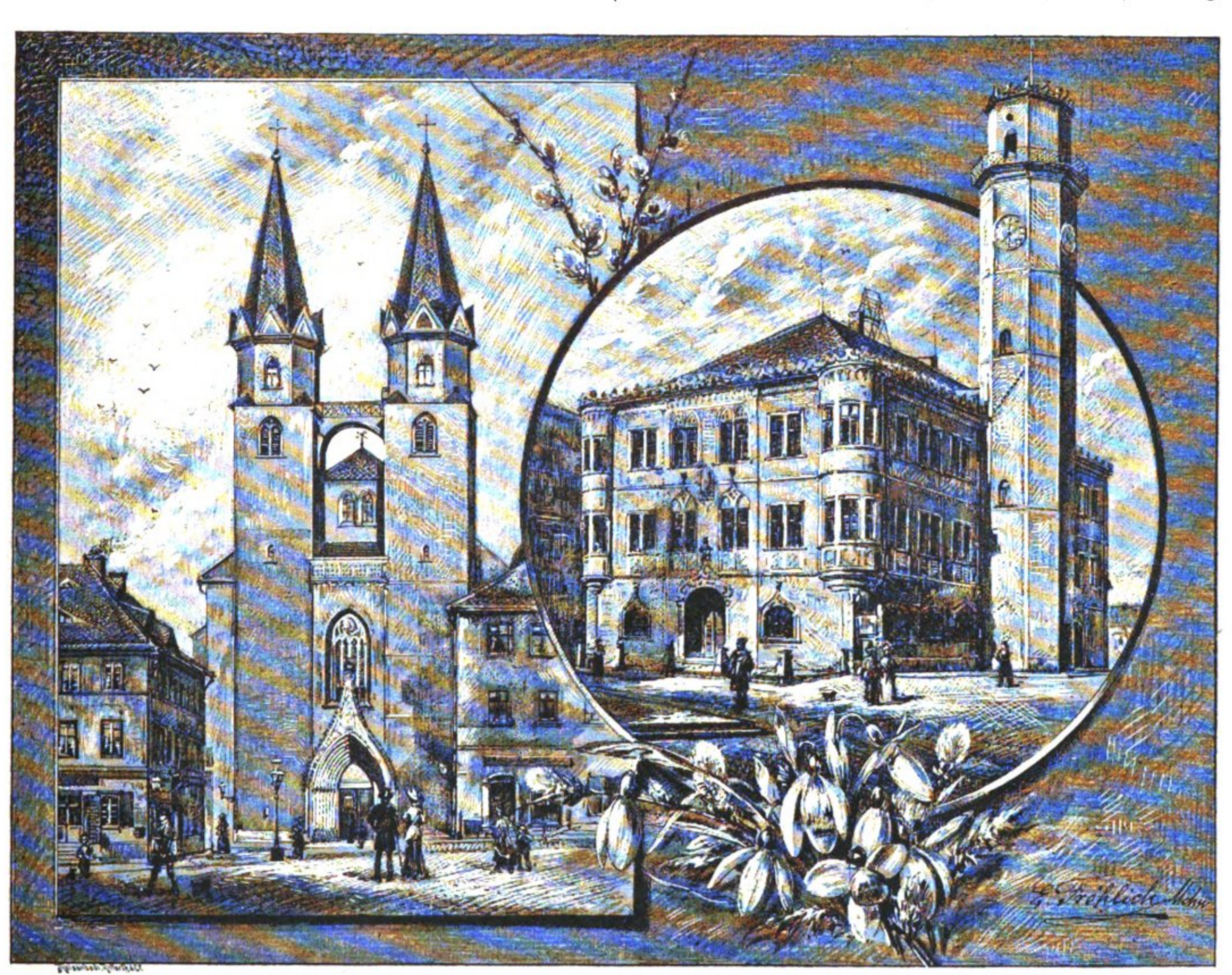
Zehn Brücken führen über die dunkle, still fließende Saale mit ihren freundlich bewachsenen Ufern, und wenn ich auch nicht sarkastisch mit dem Chronisten Philipp Ludwig v. Weiters-

hausen reden möchte, die eine derselben sei „ein Denkmal des Unsinns", so wüßte ich doch auch nichts von deren Schönheit hervorzuheben. Der eben genannte Schilderer seiner Vaterstadt schrieb im Jahre 1787 eine sehr drastisch gehaltene Broschüre, welche durch ihre derben Randglossen oft sehr erheiternd wirkt, und welche bezeugt, mit welchem lobenswerten Eifer dieser ehemalige Landeshauptmann Sitten und Gebräuche seiner Heimatstadt studierte.

Die Saale nimmt westlich und östlich noch den Rauschen-, Reinlein-, Leinitz-, Leiten- und Krebsbach auf.

Eine durch scharfe Winde gereinigte Luft macht das Klima für alle, die nicht an Lungenaffektionen leiden, zu einem gesunden, und Epidemien haben sich selten hierher verirrt; auch trägt zum günstig sanitären Zustand viel die hohe Lage sowie die vielen nahen Waldungen, welche reichen Wildstand haben, bei.

Die mannigfachen Laufbrunnen sind von den plaudernden Mägden mit hohen Holzbutten umstanden; bis zur späten Abendstunde, wo die Gasflammen entzündet werden, zeigt eine eilig wogende Menschenmenge, daß Geschäft, Arbeit und Verdienst auch nach der Feierstunde noch das rastlose Völkchen bewegt.



Die St. Michaelskirche und das Rathaus zu Hof. Originalzeichnung von E. Fröhlich.

Einen angenehmen Eindruck machen die durchweg sehr saubern, auch vielfach breiten und regelmäßigen Straßen mit Granittrottoirs, dieselben sind, zumal zur Mittags- und Abendzeit, äußerst belebt, mir fielen die vielen lichtblonden Haare und der helle Teint unter der Arbeiterbevölkerung auf; im allgemeinen machen die Einwohner den Eindruck eines starken gesunden Menschenschlages mit schönem Wuchs, sie haben in ihrem Wesen etwas Kerniges — während Weitershausen wieder bei Beschreibung des Charakters ohne Umschweife meint: „es scheint, als wenn meine Landsleute nicht lustig sein können, ohne ungezogen zu sein, und hierbei sind es die Alten immer mehr, als die Jungen". Ich möchte nach dieser scharfen Kritik annehmen, daß die verfeinernden Sitten der Neuzeit auch nicht spurlos hier an dem Volke vorübergegangen sind.

Unter den öffentlichen Gebäuden fiel mir das Rathaus, in hübschem gotischen Stile, auf, zu welchem im Jahre 1563 der Grundstein gelegt wurde; an gleicher Stelle, an welcher im 13. Jahrhundert von den Vögten von Weida das alte Rathaus erbaut worden sein soll, wurde dasselbe seiner Baufälligkeit wegen 1562 abgetragen, während das neue 1566 vollendet wurde. Durch mehrere Feuersbrünste erlitt dasselbe bedeutenden Schaden und wurde nach dem großen Brande 1823 in seiner jetzigen Gestalt auf den alten Mauern aufgebaut. Wer in die Kellerräume blickt und sich ein wenig Phantasie bewahrte, den wird bald wieder altes Gedenken umwehen, wie Weinhandel und Weinschank im Jahre 1594 dort mit süßen ausländischen und einheimischen Landweinen betrieben wurde, wodurch reges Leben entstand, und mancher hohe Ratsherr wie ehrsame Meister nach

des Tages Last den kräftigenden Labetrunk trank — während heute in der Stadt Gambrinus den lustigen Bachus verdrängte; gar treffliches Gebräu habe ich dort gekostet, dessen Lob ich laut preisen mußte, trotzdem ich von München kam.

Auch ein deutscher Kaiser zog schon unter Glockengeläute und Gewehrsalven im Oktober 1702 daselbst ein; gar königlich bewirtete die Stadt den Kaiser Leopold mitsamt seiner Gemahlin in jenen Mauern, wo sich heute die Geschäftszimmer des Magistrats, der Polizeiverwaltung, des Standesamtes rc. befinden.

Eine alte Verordnung vom Jahre 1563 bestimmte „daß der Stundenanschlag auf den Michaelistürmen durch die Turmwache des Rathauses anzuordnen sei, und noch heute gilt die Rathausuhr als Normaluhr. — Unweit dieses Baues, wo sich heute die prächtige, reich ausgestattete Michaeliskirche erhebt, stand im 13. Jahrhundert nur eine schlichte Kapelle, an welcher Stelle dann, nachdem dieselbe durch Brand zerstört worden war, eine größere Kirche erbaut wurde, welche 1480 zur Pfarrkirche erhoben und in der Zeiten Lauf durch innere reiche Ausschmückung zu einer Zierde der Stadt wurde, bis auch sie durch den gräßlichen Brand 1823 gänzlich zerstört ward, indem sie in sich selbst mit donnerartigem Getöse zusammenbrach. Bald darauf wieder aufgebaut und 1884 gänzlich renoviert, erhebt sich dieselbe nun als ein herrlich schöner Bau gotischen Stils; durch prächtige Glasmalereien wird das reich und geschmackvoll angelegte Innere in ein magisches wunderbares Halbdunkel gehüllt; der Mittelpunkt des Chores und der Altar sind an sonnenhellen Vormittagsstunden von goldigen warmen Farbentönen umleuchtet, welche eine ergreifende, wahrhaft fromme Stimmung erwecken. — Am 11. Juni 1851 besichtigte der geliebte Landesherr, König Max II. von Bayern mit seiner erlauchten Gemahlin Königin Maria, anläßlich seines Besuches in Hof, diese Kirche. — — Ich möchte das schöne Gotteshaus, welches der Stadt als wahrer Schmuck dient, nicht genannt haben, ohne auch die anderen Kirchen zu erwähnen, und zwar allen voran die alte St. Lorenzkirche, die im 11. Jahrhundert schon erbaut worden sein soll und welche 1214 unter dem Titel „Pfarr zu Regnitzhof" genannt wird, die aber auch mehrfach unter den verheerenden Feuersbrünsten zu leiden hatte, — ferner die fast ebenso alte Hospitalkirche — sämtlich evangelische Kirchen, wie denn auch die Bevölkerung meist aus Evangelischen besteht. Schon Markgraf Christian von Brandenburg schrieb im ersten seiner 53 Paragraphen im Freiheitsbrief der Stadt Hof vom 10. Juni 1610, daß die evangelisch-lutherische Kirche, wie Markgraf Albrecht dieselbe angenommen hatte, „ewiglich gelassen, gehandhabt und sonst keine andere Religion eingeführt oder geduldet werden soll."

Die jüngste der Kirchen ist die katholische Marienkirche, welche erst 1864 gebaut wurde, nachdem sich durch Beamtenzuzug und Arbeiter das Bedürfnis nach einer solchen sehr fühlbar gemacht hatte, da die im Herbste 1843 erbaute Kapelle in der Karolinenstraße sich als zu klein erwies. Die Kirche macht einen günstigen, sehr freundlichen Eindruck. Nicht zu beschreiben ist dagegen die Empfindung, welche einen beim Anblick der alten Kloster-, später Dreifaltigkeitskirche beschleicht, die 1292 auf geweihtem Boden erstand, im 17. Jahrhundert aber durch Kroaten geplündert wurde. Später zur Verwahrung Kriegsgefangener und dann bei den französischen Durchzügen 1806—1813 zu einem Militärmagazin benutzt und dadurch entweiht, hatte sie nachher die Wandlung in eine Waarenhalle durchzumachen, bis die profane Neuzeit den westlichen Teil zu einer Reithalle einrichtete, während im östlichen Teil Thalias Jünger für Unterhaltung und Kurzweil sorgen.

Wenn ich zu zeichnen wüßte, gäbe es gar manche alte Mauerreste und wunderliche Häuser zu skizzieren, welche von Romantik umwoben sind; ebenso wirken eigentümlich die kleinen Hütten in einem Einschnitt „am Rinnlein", wo barfüßige Kinder in schmutzigen Tümpeln voll Behagen spielen, und in die laute, lachende Unterhaltung Schmeichelworte wie „Schiebochs" rc. fließen, wieder an die pessimistische Anschauung Weitershausens unwillkürlich erinnernd, der als kurzen Anhang zu seinem Abschnitt über Kinderzucht schrieb: „Noch eine Generation, so brauchen wir keine Schulen mehr — nur Zuchthäuser!" — —

Die Prophezeiung bewährte sich nicht, denn Hof besitzt kein Zuchthaus, wohl aber treffliche Schulen, vom Gymnasium mit Lateinschule, Real-, Fortbildungs- und Töchterschule bis zu den Volksschulen, Kindergärten und Bewahranstalten, ohne von den Bildungs- und sonstigen Vereinen reden zu wollen.

Was die Lebensbedürfnisse betrifft, so möchte ich den drastischen Satz Weitershausens „gut oder schlecht — nur viel" durch den freundlicheren Ausdruck moderieren „das Volk ist genügsam".

Ich könnte noch manches von der schlotumgürteten arbeitsamen Handelsstadt erzählen, um zu beweisen, daß sie, auch was historisches Interesse und äußere Gestaltung betrifft, viel besser ist, als man gemeiniglich zu schildern sucht, aber ich würde meine Aufgabe nur halb erfüllt haben, wenn ich nur die Stadt selbst schildern wollte, ohne der reizenden Umgebung gedacht zu haben, welche mir einige genußreiche Tage schuf. — Im Westen der Stadt erhebt sich der mit Lärchen anmutig bewachsene Schellenberg, der mit Fleiß und großem Kostenaufwand zu einer anmutigen Anlage umgewandelt wurde, und in einer dicht bewachsenen Einsenkung, wo huschende Eidechsen über moosige Felsstücke eilten und tanzende Mücken umherschwirrten, träumte ich gar wonnig auf schwellendem Ruhesitz. Durch die Baumkronen lachte des Himmels Blau zu mir hernieder, eine welkende Blüte an der Brust sprach mir von meines geduldigen Cicerones Langmut, während eine Nachtigall in langgezogenen Tönen das Lob des Höchsten hinausjubelte! Durch ihren schmelzenden Sang klang es mir zum Ohr und Herzen: „Allüberall ist ja die Gotteswelt schön — der Mensch muß sie nur zu würdigen verstehn!"

Ohne näher die hübschen Anlagen und Spaziergänge Saalleiten, am Seligenberg, Anger, Heiligen Grab und Wetterschlag beschreiben zu wollen, soll nur noch der ebenso schönen, wie lohnenden Partie nach dem am nördlichen Ende der Stadt gelegenen Parke „Theresienstein" Erwähnuug gethan werden, da dieselbe den Glanzpunkt der nahe gelegenen Spaziergänge bildet. Der Theresienstein verdankt seinen Namen der Königin Therese von Bayern, welche mit ihrem Sohne, dem König Otto von Griechenland, 1836 diese Anlage besuchte und huldvoll die Genehmigung erteilte, derselben ihren Namen zu geben. Schöne Anpflanzungen, von Blumenteppichbeeten freundlich belebt, hohe Baumgruppen, wohlgepflegte Wege und Plätze, schattige Laubgänge, blütenschwere Gesträuche und das Plätschern eines Springbrunnens bieten reiche Abwechslung,

welche noch durch die günstigen pittoresken Terrainverhältnisse unterstützt wird. Auch fehlt die Bismarck-Eiche nicht, am 70. Geburtstag des Fürsten gepflanzt. Ein hübsches Restaurant mit Gasbeleuchtung, Terrasse und Podium für Konzertzwecke bietet willkommene Rast. Nachdem auch ich mich an erfrischendem Trunke gelabt hatte, von einer großen Damenkaffeegesellschaft angestaunt, weil ich, als dem zarten Geschlecht angehörend, an öffentlichem Orte Stift und Notizbuch handhabte, verfolgte ich den mit Eschen bepflanzten, sanft ansteigenden Weg, welcher nach dem schönen, energisch emporstrebenden Labyrinthberg führt, wo üppig das gelbe Löwenmaul, Feldrittersporn, Labkraut und das freundliche Heidekraut blühte.

Die wunderliche Gestaltung dieses Berges ist fast ebenso erstaunlich, wie seine egyptische Benennung, welch' letztere mir auf meine Fragen durch alte Buchstellen von Joh. Will und Andreas Plauer ꝛc. dahin erklärt wurde, „daß in früheren Zeiten der Berg nur unter dem Namen Eichelberg bekannt gewesen sei, später Mons Labyrinthus benannt, wegen des Labyrinthes, welches eine dädalische Hand in die Erde grub.“ Inwieweit nun ein erfinderischer, geschickter Nachfolger des sinnreichen Atheners hier ein Irrgebäude in die Erde grub, habe ich nicht in Erfahrung bringen können, doch mag das mit jener Version im Zusammenhang zu bringen sein, wonach man versucht haben soll, das kretische Labyrinth auf dem Eichelberg nachzuahmen.

Der bis zum Jahre 1870 öde und kahle Berg ist nun zu einer schönen Anlage mit viel Mühe und Fleiß hergestellt worden; auf dem Gipfel erhebt sich ein Aussichtsturm mit weit in der Umgegend sichtbaren Ruinen, welche romantische Erinnerungen wachrufen, bis man in der Nähe wahrnimmt, daß die Burgtrümmer nur eine geschickte Nachahmung sind. Die Aussicht von dort ist sehr lohnend und frei und nur ostwärts durch den Thonberg beschränkt. Eine Lutherlinde, am 10. November 1883 gepflanzt, säuselt im Windeswehen das alte fromme Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“, während wieder ein altes Blatt der Chronik von Luthers, des Gottesmannes, Brief voll guter Ratschläge zu festem Ausharren erzählt, den der Reformator am 7. Juni 1531 dem Pfarrer Löner und Schulmeister Medler auf deren Bitte um Rat schrieb.

Als ich bei sinkendem Sonnenschein wieder langsam der Stadt zuwandelte, waren mir die Gedanken von Erinnerungen an große mächtige Zeitabschnitte erfüllt, und bei dem Läuten der Abendglocke trat ich vollbefriedigt wieder in die Häuserreihen der Stadt, welche noch kein Poet mit begeistertem Sang besungen, deren Ruhm aber dennoch weit über des engeren Vaterlandes Grenzen gedrungen ist, hinausgetragen von jener ernsten, wichtigen Macht, welche Brot in die Hütten der Armut trägt, von der Macht blühender Industrie, die hier hauptsächlich die Textilbranche kultiviert.

Am Starnbergersee vor hundert Jahren.

Von Dr. Muggenthaler.

(Fortsetzung.)

Schloß und Hofmark Tutzing gehörte damals „dem Reichsfreiherrn Matthäus v. Vieregg. Ehemals wohnte das berühmte Geschlecht der Dichtl hier, die zu Starnberg bei 300 Jahre das Pflegamt vertreten haben; der letzte derselben starb 1646, worauf das Schloß, das durch die Schweden erbärmlich war mißhandelt worden, auf den Freiherrn von Gözengrün übergegangen. In der Pfarrkirche zu Tutzing sind verschiedene Grabsteine . . . . . ., darunter auch der eine mit der Aufschrift: „Anno Domini 1562 ist gestorben die Edl und tugendhaft Frau Maria Dichtlin, als geborne Perfaall, des edlen Dichtls, der Zeit Rhatt und ainspenniger Haubtmann, eelichte Hausfrau, deren Gott genedig und barmherzig sein wolle, amen. Hodie mihi, cras tibi.“ (Heute mir, morgen dir). „Das Schloß um den Graben ist schwerfällig gebaut, und die innere Einrichtung desselben nach alter Sitte halb traurig und trübselig, gemalte Tote sind über den Thüren, und so oft man ein Zimmer öffnete, kam mir jener Geruch des Altertums entgegen, der das Herz im Andenken an die Vergangenheit so heimlich ergetzet. Auch ein sog. Nonnenaltar, darin eine erstaunlich reiche Sammlung geistlicher Vorstellungen oder Reliquien, befand sich in einem Zimmer, und in einem andern eine Menge von Apothekergeschirren, Gläsern, Fläschchen und Schächtelchen; diese Apotheke im Schloß Tutzing war der wohlthätige Zeitvertreib einer Frl. Baronessin, die durch ihre chymischen Arbeiten an Kranken und Heilsbedürftigen in der ganzen Gegend Mirakel verübt hat.“ „Wir schwammen dann fort auf dem See, kamen an dem nahen Dorfe Zeißmering und an der Zaunstadt vorbei, das ist ein Zaun, der in den See hineingeht, und befanden uns itzt in der größten Breite des Sees, wo er zum mindesten anderthalben Stunden beträgt. Die See macht nemlich einen tiefen Buch, wie einen Haven, westwärts ins Land hinein, den man den Karpfenwinkel nennt, wegen der vielen und schönen Karpfen, die man daselbst fangt; dieser Seebusen ist mit walddichten, halbfinsteren Hügeln eingeschlossen, aus denen unaufhörliche Winde blasen, die dem Nachen gefährlich werden. Die Aussicht ist unbeschreiblich schön, sogar die Benediktenwand, den Herzogenstand, das Etalermandl u. a. sieht man hier.“

„Das regulirte Chorstift Bernried ist der Regierung München, dem Bißthum Augsburg einverleibt. Das Stift wurde durch viele Privilegien ausgezeichnet. Die Herzoge Ernst und Albrecht haben 1437 dem Stift die Erlaubniß ertheilt, zu fischen mit Segen, Reuschen und anderen Vischzeugen als sy das von Alters her getan haben, welches 1520 Herzog Wilhelm wiederholt hat. Das Stift wurde durch zwei berühmte Personen berühmt, die Herluca und den Paulus Bernridiensis, die beyde unter Otto I. lebten (um 950). Erstere lebte, von Augsburg vertrieben, als Conversa in Bernried mit anderen gottgeweihten Jungfrauen und sagte mit prophetischem Geiste viele Schicksale des deutschen Reiches vorher; Paulus schrieb u. a. Vita Gregorii VII. und Vita Beatae Herlucae, von denen der Jesuit Grotherus die Originalien dem Kloster genommen und diesem dafür gedruckte Copien geschickt hat.“

Schloß und Hofmark Ammerland gehörten damals dem Reichsgrafen von Baumgarten; „hier hat man nach meinem Gefühl die schönste Aussicht auf den See; wo man hinsieht,

ruft man: hier ist alles wohlgemacht. Ich bekam hier auch eine Bauernhochzeit zu sehen, wobey außer verschiedenen Spielen nach Herkommen auch ein Schießen gegeben wurde; auf den Scheiben stunden recht abscheulich schöne Bauernreime, die ich bereue, nicht abgeschrieben zu haben. Sie können glauben, theuerster Freund, mit welchem Wohlstand und Ernst das Schützenwesen heute behandelt wird. Die Rechte desselben sind im Heiligthum alter Zeiten gegründet, und geben dem Niedrigsten, der sich dazu verbindet, ein Ansehen und solche Vorrechte, deren er außerdem nirgends gewürdigt wird. Hier kann der niedrigste Taglöhner mit seinem Herrn wettstreiten, und dieser fühlt sich nicht erniedrigt. Und wie schon der Zuschnitt und die Farbe der Kleider zeigt, kommen zum Wettschießen die Abgeordneten verschiedener Stämme, und dieser Zusammenfluß befördert die Geselligkeit, weckt das Gefühl und den Gemeineifer der Geschicklichkeit auf. Und wie angenehm ist es, zu bemerken, mit welcher Sorgfalt hie und da einer seine Büchse bewahrt, sie betrachtet und gleichsam anredet, als käme es auf sie an, ihm Ehre zu machen. Diese ist und soll auch die Hauptsache sein, und es ist wirklich nichts Geringes, im Rufe eines guten Schützen zu stehen. Es gehört zu den Denkmälern der weisen Einsicht unserer Voraltern, die in practischen Dingen besser dachten, denn wir, daß sie es den Bürgern in Märkten und Landstädten zum Gesäze machten, sich mit der Flinte zu üben."

„Gleich nach Ammerland werden die Berge höher, die Ufer steiler, die in drey Ecke ausschweifende Erde macht hier viele Einbüge, und nicht ohne heimliches Grauen fährt man über diese gräßlichen Tiefen von 120—140 Klastern und ist froh, daß man nicht genöthigt ist, diese fürchterlichen Abgründe des Sees vom Boote aus zu sehen. Bey jenen drey Ecken gibt es ergiebige Karpfenbaitzen, wo man auf die Fische mit Garn oder dreyzachtigen Gabeln geht, die man mit aller Gewalt nach dem Fisch unters Wasser wirst und dann denselben mit viel Geschicklichkeit aufspießt."

Schloß und Hofmark Allmannshausen gehörten damals „dem Reichsgrafen von Hörwarth; das Schloß ist nach jenem zu Starnberg das größte". „Das kurfürstliche Schloß Perch oder Perg liegt dreiviertel Stunden von Percha, der letzten Ortschaft, entfernt; es hat einen ziemlichen Vorhof, eine verhältnismäßige Wohnung für den Hofgärtner und für Gäste; südwärts zieht sich vom Schloß ein artiges Gärtchen, das endlich in einen Grasboden endigt, der mit Fruchtbäumen besetzt ist; westwärts kommt man über eine schöne Terrasse, nach dem Ufer des Sees, von dem etliche Schritte zurück der Garten mit einer Mauer umgeben ist, welche Kurfürst Max Emanuel errichten ließ; außer derselben hat man südwärts durch das liebliche Gehölz die angenehmsten Spaziergänge. Das Schloß hat die herrlichste Aussicht auf den See, für die man anderswo gerne Millionen zahlen würde. Auch weht hier die gesundeste Luft, uud werden die Einwohner, die in Hütten herumwohnen, meist sehr alt. Das Schloß wird jetzt bewohnt von der englischen Gesandtin, Henriette Travor, deren Gemahl eben in England abwesend ist, einem jungen, überaus geistreichen Frauenzimmer, das während seines zweyjährigen Aufenthaltes in Baiern rein deutsch sprechen und auch schreiben, und auch die besten deutschen Schriftsteller kennen gelernt hat." Diese Thatsache, daß eine Ausländerin deutsch sprechen und schreiben gelernt hat, gibt Westenrieder Veranlassung, in einer längeren Exkursion seine Herzensangelegenheit auszusprechen, Deutschland auf seine Undeutschheit hinzuweisen, besonders die höheren, gebildeten Stände ihrer französischen Nachbeterei und ihrer Verachtung des eigenen deutschen Wesens und Geistes bitter anzuklagen. Zur selben Zeit und mit derselben patriotischen Entrüstung, mit der Lessing Deutschheit und deutsches Wesen gegen den französischen Eindringling verfochten hat, erhebt auch Westenrieder seine patriotische Stimme: „Es ist abscheulich, wenn ich von deutschen Damen sagen muß, sie verstehen nicht deutsch, verstehen die Sprache ihres Landes weder zu sprechen noch zu schreiben. Und doch sage ich — ein Paar Ausnähmer thun nichts zur Sache — die Wahrheit: die meisten wissen nichts von der deutschen Literatur, lieben die Sammlung einer Bibliothek nicht einmal als Meubel betrachtet und nehmen ordentlich eine vornehme Miene — die sich nicht beschreiben läßt, aber malen ließe sie sich — an, wenn von diesem oder jenem Schriftsteller die Rede ist. Daher der niedrige und elende Geschmack ihrer Unterhaltungen, worunter ein bischen Koqueterie mit dem Klavierklimpern, und das Spielen, besonders das Zwicken, das man ganze Abende aushält, eine der Hauptsachen ist, eine Mode, welche den Münchener Damen erst jüngst in einer in der Schweiz erschienenen Schrift als ein erniedrigender Makel vorgeworfen und einem gänzlichen Mangel an Lektüre und Geschmack zugeschrieben wird." „Wenn Juvenal die Römer, bei welchen jeder Hungerleider aus dem damals schon entnervten Griechenland ein Abgott war, züchtigt, was würde er von Deutschen sagen, welche sich Französlinge verschreiben, um von ihnen ihre Kinder in deutscher Gelehrsamkeit unterrichten, sie bilden, d. h. für die itzige Welt, für die itzigen Untugenden und Laster dressieren zu lassen! Warum, wenn man die Leute hier nicht zu finden glaubt, steht man nicht zusammen, schmäht immer und macht keine verfangende Anstalt? Doch dieser Gegenstand, von dem ich schon oft gesprochen, würde mich zu weit führen!" Aber eine Hoffnung hat Westenrieder noch: „der mittlere Stand, der in den Realschulen unterrichtet wird, wacht auf, rückt fort; die Kinder lernen nicht nur die Muttersprache nach Regeln lesen und schreiben, wie es die meisten jungen Herren und Fräulein nicht lernen, sondern auch andere Dinge, die den Verstand aufklären, und in etlichen Jahren steht diese Generation mit gesundem emporgerichteten Auge da und betrachtet und richtet, was über ihr ist. In eben diesem Mittelstande befinden sich gegenwärtig unsere Denker, die ihre Gedanken über die Gleichgültigkeit bei dem offenbaren Verfall der Sitten, über die Duldung öffentlicher Skandale laut sagen, befinden sich die kühnsten enthusiastischsten Bürger und fast alle unsere Schriftsteller. Die besten meiner Landsleute werden mich verstehen, und die übrigen, deren Einsichten sich über die Beurteilung eines Pferdegeschirres oder das Fußdrehen einer Tänzerin oder über die Lieblingsdinge, Malefizisch und Kriminalisch, nicht erstrecken, werden die Sache, die sich ja weder essen noch trinken läßt, nie verstehen."

(Schluß folgt.)

Von einer Rueg-Ordnung im fürstl. Archive zu Wallerstein

und vom Bauernstande des ausgehenden Mittelalters.

Von Dr. Joseph Weiß, fürstl. Archivar zu Wallerstein.

Ausgangs des XIV. Jahrhunderts entdecken wir die ersten Ansätze zur Bildung eines Oettingischen Archivs.[1]) Jenseit dieser Zeit mangelt uns schriftliche Kunde. In diesem ursprünglich Oettingischen hat auch das Oettingen-Wallersteinsche Archiv seine Wurzeln. Es ist aus ihm mit der Zeit erwachsen, da während all der Landesteilungen das Haus Wallerstein seine Lebenskraft bewährte und sein Eigen sich zu festigen wußte. Als im XV. Jahrhundert die Oettingische Grafschaft in einen (Alt-) Wallersteinischen, einen Flochbergischen und einen (Alt-) Oettingischen Teil zerlegt ward, da überwies man das Archiv in den Gewahrsam zuerst von Dinkelsbühl, dann von Kloster Neresheim; im folgenden XVI. Jahrhundert errichteten die Häupter der zwei überlebenden Linien (Alt-) Wallerstein und (Alt-) Oettingen ein gemeinsames Archiv zu Oettingen, zu welchem jeder der beiden Grafen einen Schlüssel besaß. Der Bauernkrieg überzog das Land, und Oettingen ward am 24. April 1525 von den Aufständischen eingenommen. Als die stürmischen Fluten wieder abgelaufen waren, kam bald neue Bedrängnis. Durch zwei Jahrhunderte brausten die Wogen des Krieges im Wechsel fast ununterbrochen über das Archiv dahin: unstät suchte es Schutz und Bergung vor dem verheerenden Brande des Dreißigjährigen Krieges und den schlimmen Drangsalen in der Zeit der französischen Gewaltthaten von Ludwig XIV. bis auf Napoleon I. Im Anfange des Dreißigjährigen Krieges flüchtete es nach Nördlingen. Da fielen die Schweden ein. Ludwig Eberhard von der protestantischen Oettingen-Oettingischen Linie[2]) erfuhr von ihnen kein Leids, Oettingen-Spielberg jedoch, Oettingen-Wallerstein[3]) und Oettingen-Baldern (erloschen 1798) wurden ihres Landes enteignet, welches Gustav Adolf seinem Generale Lorenz v. Hofkirchen Freiherrn v. Collnitz zu Lehen gab. Als schon das Friedenswerk im Gange war, da sank bei einem Scharmützel zwischen den Bayerischen und Schwedischen am 15. März 1648 die Burg Wallerstein in Trümmer und Asche. Wie ein verwitterter Grabstein für die zerstörten Schätze ragt heutigestags „der Felsen" in Wallerstein an der Stätte des alten Schlosses in die Höhe. In den Raubkriegen Ludwigs XIV. wurde die archivalische Habe samt und sonders einmal nach Augsburg, dann nach Ingolstadt in Sicherheit gebracht: im Jahre 1734 war sie für zwei Jahre in der Obhut Nürnbergs. Die zu Ende des XVIII. Jahrhunderts beabsichtigte Erbauung eines eigenen Gebäudes für das Archiv in Wallerstein unterblieb zwar, es bezog sein augenblickliches Heim; dagegen wurde es im Innern ausgestaltet und geordnet unter Leitung des Archivars Zinkernagel und nach dem Plane des Plassenburger Archivars Spieß.[1]) Eine ruhige Stätte sollte es aber auch jetzt noch nicht genießen. Die Revolutionskriege scheuchten das Archiv abermals auf: im Jahre 1796 rettete es sich auf der Donau nach Wien und Prag und wagte erst im Sommer 1797, zu Lande zurückzukehren. Im Jahre 1800 zog es abermals ins Exil ins brandenburgische Nachbargebiet Schwaningen, wohin sich Fürst Kraft Ernst mit seinem ganzen Hofstaat begeben hatte.

Dem Archivar Zinkernagel[2]) folgte der emsig thätige Archivar Frey, diesem nach einem „Interregnum" der vor Jahresfrist verstorbene, hochverdiente Baron Löffelholz v. Kolberg.

Man muß angesichts des mannigfachen Leides, welches in den schlimmen Zeitläuften dem fürstlich Oettingen-Wallersteinischen Archive widerfahren ist, sich baß verwundern über den großen Reichtum, den es trotzdem noch verwahrt. Daß derselbe, was die schriftlichen Zeugnisse über die ältere Heimatsgeschichte betrifft, einstmals bedeutender gewesen sein muß, ist außer Zweifel. Denn hierzulande ist für den Historiker geweihte Erde, mag er forschen nach Erinnerungen an die politische und kulturelle Geschichte oder nach Denkmalen des rechtlichen Lebens. Die Grafschaft besaß von alters her ein freies kaiserliches Landgericht, welches Kaiser Heinrich VII. im Jahre 1310 bestätigte, und Graf Gottfried im vorletzten Lebensjahre 1621 einer Besserung unterziehen ließ, um seine Kraft und sein Ansehen neu zu beleben. Oberhöfe, d. h. höhere Gerichte, welche Belehrung über strittige Rechtssätze erteilten oder in Berufungsfällen erkannten, hielten den Rechtsverkehr fortdauernd rege. Oettingen z. B. war Oberhof für Harburg. Das Marktgericht zu Harburg schob Anno 1491 eine Sache, „der sie nit weise waren", an die Schöffen zu Oettingen, „da sie ihr Urteil gewohnlich pflegen zu holen".[3]) Das Kirchheimische Dorf Benzenzimmern schob seine Sachen gen Nördlingen, „da ward ihnen ein Rath geben ohn Silber und Geld gutwillig". Ein Blick in den VI. Band der von Richard Schröder herausgegebenen „Weistümer" von Jakob Grimm zeigt uns eine reiche Sammlung von ca. 20 zum Teil uralten Oettingischen Ortsstatuten. Da rauscht er vor uns der „stets lebendig sprudelnde frische Quell des Gewohnheitsrechtes im Lande und in dessen größeren, wie kleineren Gemeinwesen", um die Worte v. Rockingers[4]) zu gebrauchen. Den Wert der alten „Ehaften"[5]) und Rechtsordnungen wußte man in

---

[1]) Man wird den kurzen Rückblick auf die Hauptereignisse in der Geschichte des Oettingen-Wallersteinischen Archives nicht verargen, da über dieselben bisher nirgends, auch nicht von Baron Löffelholz in der Archival. Zeitschrift III, 188, etwas mitgeteilt worden ist.

[2]) Erloschen mit Albrecht Ernst II. 1731, dessen Schwester Christine Luise die Großmutter der Maria Theresia und des Zaren Peter II. ist.

[3]) Anteil Ernsts II., des Begründers der heutigen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen des fürstlichen Hauses.

[1]) Fürst Kraft Ernst bei seiner Fürsorge um das Archiv hatte denselben berufen in der Hoffnung, „daß die Nachkommenschaft mir die Gerechtigkeit wird widerfahren lassen, daß ich durch Hieherberufung des geheimen Archivars Spieß und die daraus erfolgte bessere Einrichtung und Benutzung des Archivs dem Hause und dem Lande den wichtigsten Dienst geleistet habe".

[2]) Vgl. Löffelholz, Oettingana XIV f. u. Archiv. Ztschr. III, 191 f.

[3]) Lang, Material. II, 187 f.

[4]) Denkmäler des bayerischen Landesrechtes II, 1, S. 190.

[5]) „E", „Ee" bedeutet nach Schmeller: Satzung, Gesetz. „Die alt und die neu E" sind das Alte und das Neue Testament. „Ehaft"

Wallerstein wohl zu schätzen. Kraft Ernst befahl 1788 sämtlichen Ämtern, eine Sammlung jener Satzungen anzufertigen, im Jahre 1795 wurde dieser Auftrag durch Anregung des Archivars Zinkernagel erneuert, und wir erfahren dabei, daß man sich damals mit dem Gedanken trug, ein eigentliches „Corpus constitutionum“ ins Leben zu rufen. Wer solche rechtsgeschichtliche Denkmäler betrachtet, findet seinen Lohn nicht so sehr im Entdecken der von ihnen trotz des rasenden Laufes der modernen Entwickelung dennoch bis auf heute vererbten Züge: sein Auge fesselt vielmehr die Mannigfaltigkeit urzeitlicher Überlieferungen, welche, in die Bedingungen des ländlichen Daseins im ausgehenden Mittelalter gebannt, deutlich das Gepräge der Verfassungsformen der ersten Ansiedelung im deutschen Lande zur Schau tragen.

(Schluß folgt.)

---

hatte demnach den Sinn von „gesetzlich giltig“. „Ehafte Not“ war ein gesetzlich gültiges Hindernis; „Ehaftes Recht“ oder „Gericht“ war die herkömmlich stattfindende Hauptsitzung eines niederen Gerichtes, nicht selten auch die Gemeindeversammlung, gewöhnlich unter dem Vorsitze eines herrschaftlichen Beamten; oder die Sammlung aller örtlichen Satzungen, Rechte und Pflichten einer Gemeinde, so auch schlechthin „Ehaft“ genannt.

Rietburg.

Von Friedrich Otte.



1.

Aus dem alten Worms am Rheine
Reitet Hollands Königin
An des treuen Dieners Seite
Nach dem Schlosse Trifels hin.

Frühling ist's; der Himmel glänzet
Sonnenhell und dunkelblau,
Munt're Vogellieder klingen,
Und mit Blüten prangt die Au.

Selig ist die junge Fürstin
Aufgewacht zu neuer Lust;
Gold'ne Frühlingsträume tauchen
Wonnig auf in ihrer Brust.

Lässig, ihrer Hand entsunken,
Hängt herab des Rößleins Zaum,
Und ihr Auge haftet trunken
An der blauen Berge Saum:

„Seid gegrüßt, ihr lieben Berge,
Von dem Morgenstrahl erhellt!
Sei gegrüßt, du wunderbare,
Lenzgeschmückte Zauberwelt!

„Seid gegrüßt, ihr hellen Schlößlein,
An des Hügels grünem Rand,
Dessen Fuß die dunkle Föhre,
Der Kastanienwald umspannt.

„Weg, ihr düstern Heidebilder,
Hollands Meeresstrand und Dün'!
Schöner lebt sich's hier am Rheine,
In der Pfalz, so frisch und grün“,

Ruft die Fürstin, und von ferne
Winket ihr der Trifels schon;
Nein, so selig war sie nimmer
Auf dem stolzen Königsthron.

Sieh, da lugt die Rietburg nieder,
Dumpf und düster wie ein Grab!
Weh, von ihrer dunklen Warte
Späht der grimme Feind herab.

2.

Niederrasselt Kett' und Brücke,
Aufgesprungen ist das Thor,
Aus des Schlosses finsterm Raume
Stürmt ein Söldnerhaufe vor.

Hohn auf ihren blassen Lippen,
Blankes Schwert in brauner Faust!
An der Spitze ragt Graf Hermann,
Der im Schlosse droben haust.

Wilden Mutes stürzen alle
Auf die Königin sich dar,
Reißen ihr die goldne Krone
Aus dem braunen Lockenhaar.

Einer faßt das Roß am Zügel,
Zerrt den Teppich ihm vom Leib,
Und ein andrer aus dem Bügel
Reißt das edle Königsweib.

Mag sie jammern, mag sie flehen,
Eisern ist des Grafen Brust!
Weh, schon liegt sie in dem Turme,
Leichenblaß, sich unbewußt. —

Jubel nun und wilde Freude
In des Schlosses düsterm Bann,
Denn ein Weib ist ihre Beute,
Das das Schwert nicht führen kann.

Wilde Knechte, blasse Zecher
Feiern froh das Siegesmahl,
Und Graf Hermann schwingt den Becher,
Trunken hebt er sich im Saal:

„Plagt dich, König, Langeweile?
Hol dein Weib, noch ist es Zeit!
Darfst mir grollen, doch vor allem
Sei das Lösegeld bereit!“

3.

Finster ist die Nacht und stille,
Droben hoch kein Sternlein wacht;
Horch, da wird es plötzlich rege
Und zum Tag erbleicht die Nacht.

Schwerter, Helme, Hellebarden
Tauchen aus dem Dunkel auf,
Und von hüben und von drüben
Zieht heran manch' rüst'ger Hauf'.

's sind die wackern deutschen Männer
Dort aus Worms der alten Stadt;
Heute gilt's dem schlimmen Grafen,
Der das Recht verletzet hat.

Seht, die Fackeln sind geschwungen,
Rot und blutig ist der Rhein!
Und die grausen Flammenzungen
Lecken schon am alten Stein.

Turm und Giebel rollen nieder,
Nieder sinkt das stolze Schloß,
Und in Ketten vor den Siegern
Liegt Graf Hermann und sein Roß.

Aus des tiefsten Turmes Grunde
Steigt die Königin herfür,
Starr, mit rotgeweinten Augen
Und beraubt der Krone Zier.

Aber trunken sinkt sie nieder
An der Retter treue Brust,
Und ihr Herz schlägt freudig wieder,
Und ihr Blick strahlt neue Lust:

„Dank euch, dank euch, wackre Männer,
Die ihr Schutz dem Fremdling beut,
Wenn der Feind im Hinterhalte
Mit dem Schwerte ihn bedräut!

„Ew'ger Segen eurem Lande,
Euren Feldern, euren Au'n;
Ew'ger Segen euren Hütten,
Euren Kindern, euren Frau'n;

„Nimmer soll uns Zwiespalt scheiden!
Und der Rheinstrom sei das Band,
Das euch unzertrennlich eine,
Deutsches Land und Niederland!“

Kleine Mitteilungen.

Die Rietburg. Vor wenigen Tagen hat Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent eine größere Summe angewiesen, um die Ruine der Rietburg, welche auf steilem Felsen über der kgl. Villa Ludwigshöhe thront, vor gänzlichem Verfalle zu retten. Die Rietburg wurde 1200 von dem Ritter Hermann v. Riet angelegt. An ihren Namen knüpft sich eine unerhörte Frevelthat, allerdings vollzogen in einem Zeitraum, den wir als einen der traurigsten deutscher Geschichte kennen, während des sogenannten Interregnums. Graf Wilhelm von Holland trug den Titel eines römischen Königs; aber niemand im Reiche gehorchte seinem Befehle. So weit ging die Gesetzlosigkeit, daß Hermann v. Riet, der Sohn des Erbauers der Burg, im Jahre 1255 die von Worms nach der Reichsfeste Trifels ziehende Gemahlin Wilhelms, die Königin Elisabeth, Tochter des Welfenherzogs Otto von Braunschweig, überfiel, ausplünderte und gefangen setzte. Das frevle Unternehmen wurde gebührend gezüchtigt. Die Burg wurde erstürmt und gebrochen, Hermann floh als geächtet. Rudolf von Habsburg erbaute sie wieder. Fr. Otte hat die Gefangennahme der Königin und ihre Befreiung durch die tapfern Bürger in einem Gedicht verherrlicht. Friedrich Otte ist der Dichtername des wackern Elsässers Johann Georg Friedrich Zetter, der in den 40er und 60er Jahren dieses Jahrhunderts in unermüdlich litterarischer Thätigkeit für Aufrechthaltung deutscher Sprache und Gesinnung und gegen das Vordringen des Franzosentums in seinem Heimatlande kämpfte. Es sollte ihm leider nur kurze Zeit vergönnt sein, die Befreiung desselben zu schauen. Ein tragisches Schicksal machte seinem Leben ein Ende. Er ertrank in der Nacht vom 21. zum 22. Oktober 1872 im Bassin des Kanals zu Mülhausen.

Eine Gräfin Orlamünde-Sage in der Oberpfalz. Wenn der Wanderer auf der Heerstraße von Vohenstrauß nach Wernberg zieht, befindet er sich auf dem Grad eines langgestreckten Bergrückens. Unten rechts ist das liebliche Lärauthal, links das wildromantische Thal der Pfreimt. Da nun, hart an der Straße zu linker Hand steht ein einsamer Baum, eine Steinlinde, vor sich einen kleinen Teich, vielmehr Pfuhl. Hier weht der Wind Tag und Nacht, Sommer und Winter. Darum heißt es hier beim kalten Baum. Wie nun ist dieser dahergekommen? Die Sage berichtet: Eine Landgräfin von Leuchtenberg, Witwe mit zwei Kindern, aber noch jung und schön, hatte zu dem benachbarten Grafen von Sulzberg, der eben von einer Fahrt wider die Ungläubigen zurückgekehrt war, leidenschaftliche Neigung gefaßt und ließ ihm davon auch Kunde geben. Der Graf aber wies die Zumutung unwillig mit dem Bedeuten zurück: „Soll ich Kinder auferziehen, müssen sie meines Blutes sein". Da ließ die verblendete Mutter ihren zwei Kindern Nesteln in das Hemd knüpfen und sie starben. Danach beschied sie den Sulzberger zu einer Unterredung. Auf der Höhe zwischen Sulzberg und Leuchtenberg kamen sie zusammen, und der Graf beschwor das Weib, ihm zu sagen, ob die Kinder natürlichen Todes verblichen wären? Um die Höhe ihrer leidenschaftlichen Liebe kund zu geben, erwiderte die Gräfin: „Deinethalben mußten sie sterben". Da entbrannte der edle Mann in Zorn und stieß ihr mit den Worten: „So stirb Du Deiner Kinder wegen", das Schwert in das Herz. Zur selben Stelle ließ er die unnatürliche Mutter begraben. Dabei fiel ihm aber ein Samenkorn, das er aus dem hl. Lande mitgebracht, unversehens in das Grab, und aus dem kalten Herzen erwuchs der kalte Baum. Als Geist wandert die Gräfin um ihr Grab und um den Baum; daher der stete Wind, der hier geht. Und so lange hat sie keine Ruhe, bis nicht aus der Oberpfalz ein deutscher Kaiser aufsteht, der beim kalten Baume die Türken schlägt, daß das Blut bis an die unteren Zweige des Baumes steigt.

Vauban, der große französische Ingenieur, schrieb über die Grenzfeste Landau: „Sie setzt uns in den Stand, bedeutende Unternehmungen in dem besten, uns am meisten zusagenden Teile Deutschlands auszuführen, indem dieser Platz über die Pfälzer, welche zu Kriegszeiten in seinem Bereiche liegen, ebenso verfügen könnte, wie über die eigenen Leute selbst".

Furchtbare Explosionen sind zweimal in der Geschichte Landaus verzeichnet. Am 20. Dezember 1794 flog das Zeughaus in die Luft. Eine finstere Wolke verdunkelte das Tageslicht, und in demselben Augenblick stritten sich schon Verheerung und Tod um die Beute. Das Zeughaus verschwand gänzlich. Die Traverse 151, die stärkste des Walles wurde in die Höhe getrieben, das Rathaus sprang auf, und seine Glocke wurde bis in die Gemarkung von Godramstein geschleudert. Drei Viertel der Stadt wurden zertrümmert. Im Herbste 1799 wiederholte sich die Katastrophe; ein großer Artilleriepark flog in die Luft, nur durch die todesmutige Aufopferung der Garnison wurde das stark bedrohte Pulvermagazin gerettet.

Nec pluribus impar (Auch mehreren gewachsen) lautete die prahlerische Inschrift, welche Ludwig XIV. über das „französische Thor" in Landau setzen ließ. Ein holländischer Offizier schrieb nach der Eroberung darunter „Unus sufficit" (Einer genügt).

Erinnerungen aus der Revolutionszeit haben sich lange in der Pfalz erhalten. Das Feldgeschrei der französischen Regimenter in der Schlacht von Kaiserslautern Landau ou la mort lebte lange als pfälzisches Volkssprichwort fort. „Tod oder Landau" rief jeder Bauer, jeder kleine Knabe, wenn er den festen Entschluß, etwas durchzusetzen, ausdrücken wollte. Die Statue der Göttin der Freiheit stand auf dem Paradeplatze, wo auch die Guillotine aufgerichtet war. Die Landauer hießen sie nur das „Schaköbl" oder „Jaköbchen" — das Landvolk kannte sie allgemein als „Bas Aplone" (Base Apollonia). Auf dem Türmchen auf der Mitte des Zeughausdaches hing eine eiserne Jakobiner-Mütze. „Lasset sie hängen", rief König Ludwig I., als er Landau zum ersten Male besuchte, und von ihrer Abnahme gesprochen wurde.

Die Hasenrache. Nußdorf, Dammheim und Queichheim, drei Unterthanendörfer Landaus, hatten die besondere Verpflichtung, die Deserteure aus der Stadt einzufangen, ein Servitut, das man die „Hasenrache" nannte. Ein Kanonenschuß von den Wällen kündete, daß man streifen müsse.

Gereimter Stoßseufzer. Im Landauer Stadtprotokoll von 1690 hat der Stadtschreiber Schroth folgende klagende Verse niedergelegt:

> Das dreimal dreißigst Jahr wird nunmehr angetreten
> In diesem Seculo, ach Herr thu uns erretten
> In dieser bösen Zeit, du bist der starke Mann,
> Der da in aller Welt den Kriegen steuren kann.

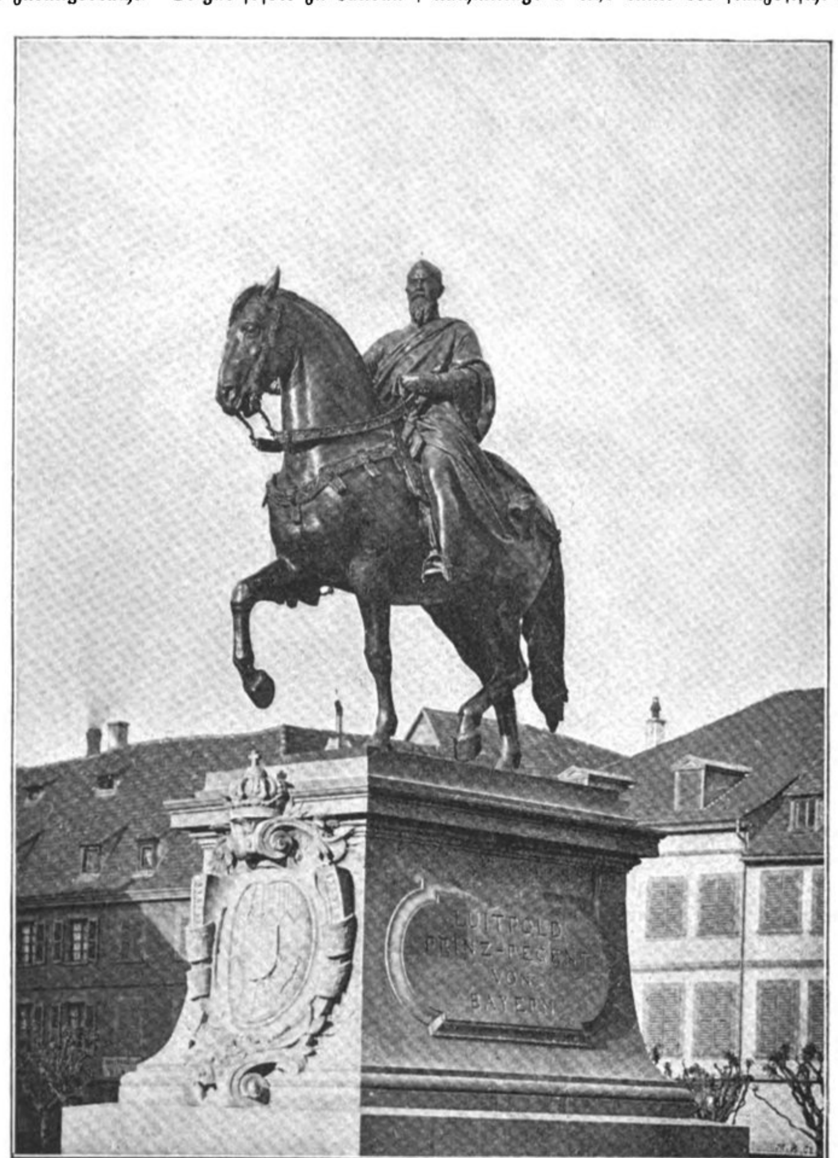
Höflichkeit im Kriege. Wir haben in Nr. 1 dieses Jahrgangs ein Bild der Festung Landau gebracht zur Zeit der Belagerung durch Prinz Ludwig von Baden und den römischen König Joseph (1702). In der Stadt kommandierte der französische General Melac. Derselbe fragte mit kriegerischer Galanterie nach des Königs Hauptquartier, um ihn nicht mit Schießen zu beunruhigen. Die Antwort war: „Überall im Lager; der General möge sich im Schießen nicht stören lassen". Zugleich schickte Joseph dem General einen Hasen und frisches Wildbret in die Stadt.

Der Scharfrichter von Landau. An das Gasthaus zum „Melac" in Queichheim knüpft sich die Erinnerung einer bis heute noch nicht aufgeklärten düstern Affaire. In den achtziger Jahren

des vorigen Jahrhunderts wurde der Scharfrichter von Landau durch einen Fremden in den „Melac“ nach Queichheim beschieden, dort mit verbundenen Augen in eine Kutsche gesetzt und davongefahren. Wie er zu bemerken glaubte, passierten sie zwei Flüsse. Er befand sich am Ende der Reise in einem schwarzbehangenen Saale vor einer großen Versammlung. Man nahm ihm die Binde weg und führte ihm einen Mann vor, an dem er sein Amt üben mußte. Nach vollzogener Hinrichtung wurde er wieder mit verbundenen Augen zurückgebracht. Er gab sofort zu Landau sein Erlebnis zu Protokoll, das noch vor 30 Jahren vorhanden war und wahrscheinlich jetzt noch erhalten ist.

Die Hunde Melacs. Während der Belagerung Landaus im Jahre 1702 soll der General Melac stets mit zwei bissigen Doggen ausgegangen sein und seine Freude daran gehabt haben, wenn die Tiere die Bürger anfielen und zerfleischten. Noch heute heißt man in der Pfalz (und auch im diesseitigen Bayern) große Hunde „Melac“.

Der Prinz-Regenten-Brunnen zu Landau in der Pfalz. Die Pfalz hat ihre Treue und Anhänglichkeit an das königliche Haus soeben wieder durch Errichtung eines herrlichen Monumentes besiegelt. Vor kurzem wurde der Prinz-Regenten-Brunnen zu Landau enthüllt. Die Feier gewann erhöhte Bedeutung durch die Anwesenheit Sr. K. Hoheit des Prinzen Arnulf und Höchstdessen Gemahlin Prinzessin Therese. Wie das Denkmal nicht allein der Schmuck der Stadt, sondern des ganzen Kreises ist, so gestalteten sich auch jene festlichen Tage zu einer Freudenwoche für die ganze Pfalz. Aus einem unfangreichen Bassin, aus welchem die Wasser emporsprudeln, erhebt sich aus einer Felsengruppe der gewaltige Sockel mit der Reiterstatue Sr. Königl. Hoheit des Prinz-Regenten. Die Statue ist allgemein bekannt. Wenn der Besucher der Kunstausstellung im Glaspalaste die Schwelle überschreitet, weilt sofort sein Auge staunend auf dem großartigen Meisterwerke, mit welchem Wilhelm v. Rumann abermals bewies, daß er zu den größten Künstlern der Gegenwart zu zählen sei. Der architektonische Entwurf zu Brunnen und Sockel rührt von Professor v. Thiersch her. Die Abbildung des Denkmals ist nach einer Photographie von Fritz Rüll, k. Hofphotographen in Landau, gefertigt. Nur mit lebhaftestem Bedauern haben wir davon Abstand genommen, die prächtige Momentaufnahme der Enthüllung, welche Rüll anfertigte, zu reproduzieren. Wir haben selten, wir möchten fast sagen, niemals eine so umfangreiche und dabei so präcise und scharfe Aufnahme gesehen.



Das Prinzregenten-Denkmal in Landau i. Pf.
Nach einer Photographie vom k. b. Hofphotographen F. Rüll.

Patriotische That eines Schmiedes. Am 15. August 1796 nachmittags 2 Uhr rückte der französische General Bernadotte mit dem rechten Flügel des Jourdanschen Korps in Neumarkt i. OPf. ein. Am 22. August war die Schlacht bei Deining. Bernadotte wurde von den Österreichern geschlagen, und seine Franzosen zogen sich nach Neumarkt zurück, wo ihnen morgens 3 Uhr durch österreichische Kanonenkugeln der Morgengruß gebracht wurde. Nun ging es über Hals und Kopf über Kastl nach Amberg. Die letzte Abteilung französischer Scharfschützen stand, um den Rückzug zu decken, den gespannten Hahn auf das mit Balken und Eisenwerk verrammelte obere Thor gerichtet, vor dem Rathause. Die österreichischen Pioniere dringen an das Thor, müssen aber stehen bleiben. Da tritt der Thorschmied Andreas Jung mitten unter dem Gewehrfeuer der Franzosen aus seiner Schmiede vor die Thorflügel, schafft mit mächtigen Hammerschlägen Riegel und Eisenwerk hinweg und öffnet den Österreichern den Eingang. So rettet der brave Bürger seine Vaterstadt vor der Bedrückung fremder Eindringlinge.

Inhalt:

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Herausgegeben von H. Leher. Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 45. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

Nachdem Krudel einen längeren Bericht geschlossen hatte, nahm er einen kräftigen Schluck aus dem großen Schnapsglase.

„Wie ich aus Deiner verworrenen Erzählung entnehme", sagte spöttisch der Rottmeister, „hast Du die Sache so dumm als möglich angefangen."

„Hoho, das muß ich mir doch verbitten", brauste der Wirt auf. „Nimm Dich zusammen mit solchen Grobheiten."

„Hat sich was mit dem Verbitten der Grobheiten", meinte der Polizist gleichmütig, „wenn der Karren so weit verfahren ist, daß er kaum mehr flott gemacht werden kann. Wer hieß Dich denn gleich mit der Thür ins Haus fallen, Du Tölpel? Wenn der Müller Klage stellt wegen Erpressungsversuch, kannst Du ins Loch wandern."

„Er wird es bleiben lassen, der Sache wegen vor Gericht zu gehen."

„Desto besser für Dich, denn Du wärest verloren in jedem Falle. Ich begreife überhaupt nicht, warum Du Dich in die Sache gemischt hast."

„Warum? Dumme Frage!" rief in giftigem Ton der Wirt aus. „Habe ich wissen können, wie es ausgeht?"

„Es gehörte wahrhaftig ein geringer Verstand dazu, diesen Ausgang nicht vorhersagen zu können. Die Geschichte geht von Anfang bis zu Ende einzig nur den Obersten an, für den Deine Mitteilungen unter Umständen einigen Wert haben."

„Einigen Wert?" höhnte der Wirt. „Ich meine doch —"

„Na, im Grunde genommen ist es doch recht wenig, was Du vorzubringen weißt. Du gehst von der Ansicht aus, daß Madame Wägel den Husarenoffizier von früher her bereits gekannt und daß sie ihn heimlich beseitigt habe."

„Ja, ja, ganz genau", bestätigte Krudel, „und dafür habe ich meine Beweise."

„Ah, bah, Beweise", wiederholte der Polizist verächtlichen Tones. „Du willst Dich auf das Gerede der halbblödsinnigen Person da stützen."

„Der Lisette, ganz recht, denn der Ammon, der damalige Hausknecht, ist leider gestorben."

„Und die Lisette ist im Spittel. Ihr Geschwätz, wenn sie überhaupt gegen Herrn Wägel aussagt, ist von gar keinem Wert für Deine Behauptung von einer geschehenen Mordthat."

„Madame Wägel hatte alle Ursache, sich des unbequemen alten Freundes zu entledigen."

Doch dem Polizeirottmeister Schleierer wollten die von Krudel vorgebrachten Gründe noch immer nicht einleuchten, denn er fuhr fort, den Ausführungen des Wirtes hartnäckig zu opponieren.

„Aber gesetzt, der Kapitän war ein früherer Liebhaber, wie soll sie sich seiner entledigt haben?"

„Wie? Sonderbare Frage. Durch einen kräftigen Dolchstoß. Wir, Müller, Ammon und ich, haben sie ja oben gefunden, ganz voll Blut und mit dem blutigen Dolch in der Hand, den ich ihr abgenommen habe und seitdem wohl verwahre. Was willst Du noch mehr?"

„Höre, Krudel", lachte der Polizist, „mit dem Dolch kannst Du vor Gericht gar nichts machen, denn Du müßtest

Dich vor allen Dingen ausweisen, wie diese Waffe in Deinen Besitz gekommen ist."

„Da ließe sich schon ein stichhaltiger Grund angeben."

„Vielleicht, aber vor allem wäre die Frage zu beantworten: Wo ist die Leiche des auf solche Weise Ermordeten hingekommen? Ihr habt die Madame auf dem Söller des dritten Stockwerks halbtot, aus schweren Wunden blutend aufgefunden, aber keine Spur von dem Offizier. Hätte sie ihn in den Hof hinuntergestürzt, so würde man ihn dort gefunden haben, es ist ja damals das ganze Haus samt Hof und Garten auf das genaueste durchsucht worden. Ist es nicht so?"

„Allerdings", mußte Krudel kleinlaut zugeben. „Weder auf dem Boden noch im Keller fand sich die leiseste Spur, sogar der Ziehbrunnen in der Hofecke ist mehrmals bis auf den Grund erforscht worden, weil es manchem im Hause graute vor dem Wasser. Aber dennoch, Thatsache ist es einmal, daß der Kapitän damals bei uns verschwunden ist."

„Wann hat man dies bemerkt?"

„Eigentlich schon am andern Tage. Nachforschungen wurden aber erst später angestellt, denn anfänglich glaubte man, der Kapitän habe sich heimlicherweise entfernt."

„So wird es auch gewesen sein, Du kannst Dich darauf verlassen. Man verschwindet doch nicht so mir nichts, dir nichts in einem Hause. Wann hat man den Offizier zum letzten Male gesehen?"

„Das weiß ich noch ganz genau. Es war am Nachmittage desselben Tages, an dem wir abends die Madame gefunden."

„Wer hat ihn zuletzt gesehen?"

„Ich denke, der Ammon, der gerade unter dem Thore stand, als der Kapitän das Haus verließ."

„Und wann ist er wieder heimgekommen? Wer hat ihn heimkommen sehen?" fragte der Polizist begierig.

Krudel stutzte. „Hm, das wüßte ich wirklich nicht zu sagen. Aber heimgekommen ist er auf alle Fälle."

„Es wäre besser, wenn Du gerade diesen Umstand ganz bestimmt nachweisen könntest, denn dies scheint mir die Hauptsache zu sein."

„Na, im Notfall kann ja ich sagen, daß ich ihn habe heimkommen sehen."

„Hör mal, Krudel, das würdest Du beschwören müssen, und ein Meineid ist doch gerade keine spaßhafte Sache. Freilich ist der Umstand, ob der Kapitän überhaupt in euer Haus, das er bestimmt verlassen hat, wieder zurückgekehrt ist oder nicht, von entscheidendem Gewichte. Ich, für meine Person, bin ganz entschieden der Ansicht, daß er ausgeblieben ist und daß er außerhalb eures Hauses den Tod gefunden hat."

„Warum nicht gar, er ist im Hause selber gestorben und durch die Hand der Madame", behauptete der Wirt, „das weiß ich besser."

„Weil es Dir so besser gefällt, und weil es Dir so lieber wäre, ich glaube es wohl. Anderseits aber erklärt sich die Sache höchst einfach. Der Mann ist einem verliebten Abenteuer nachgegangen, in irgend eine Spelunke geraten, wo man ihn ausgesäckelt und schließlich beseitigt hat."

„So, und wo soll er dann hingekommen sein?"

„Als wenn es nicht tiefe Löcher genug gäbe, in welche man nächtlicherweile fallen kann und dann das Herausklettern vergißt, zumal wenn man hineingestoßen worden ist. Auch ist die Pegnitz tief und reißend genug, um einen Mann mit fort zu nehmen, wenn er das Unglück hat, hineinzutaumeln, vielleicht mit schwerem Kopf. Du weißt ja, in lustiger Gesellschaft, wenn ein Spielchen aufgelegt wird, pflegt man auch der Flasche fleißig zuzusprechen."

„Du hast, meiner Seel', nicht unrecht. Aber ich würde mich hüten, diese Deine sonst gar nicht unrichtige Vermutung nachzusprechen."

„Na, den Gedanken, aus dieser Sache Geld herauszuschlagen, mußt Du schon fahren lassen. Da ist nun schon nichts mehr zu machen. Wem hast Du denn drohen wollen mit Deinen Enthüllungen? Herr Wägel war ja damals abwesend, ich glaube mit der Deputation in Lauf, und er ist, kaum heimgekommen, in derselben Nacht noch als Geisel nach Frankreich abgeführt worden, seine Frau ist ja überhaupt unzurechnungsfähig. Also, Du siehst wohl, es ist auch nicht das Geringste zu wollen. Du kannst dem Obersten immerhin mitteilen, was Du von der Geschichte weißt. Wenn er es verfolgen will, so ist das ganz und gar seine Sache."

„Hm", meinte Krudel mit nachdenklicher Miene, „Du magst wohl recht haben. Na, vielleicht zahlt er mir immerhin einiges."

„Wann willst Du ihn aufsuchen? Ich hätte dem Obersten auch etwas zu zeigen, was ich neulich gefunden."

„Du!" rief der andere erstaunt und setzte dann halb geringschätzig hinzu: „Wird wohl 'was Rechtes sein!"

„Ich habe neulich in Schoppershof draußen einem unterstandslosen Hausierer ein Gebetbüchlein abgenommen, das ich meiner Bärbel schenken will. Wozu braucht der Schnorrer, der Veitl-Mann, hab' ich mir gedacht, so ein schönes Buch, der betet ja ohnehin nicht."

„Veitl-Mann sagst Du? Den Kerl kenn' ich auch, ist er nicht aus dem Ries? Sein Vater ist so eine Art Viehdoktor?"

„Das mag wohl sein, indes was kümmert das uns? Kurz und gut, wie ich das Büchlein daheim aufmache und näher betrachte, sehe ich, daß der Einband so eigentümlich stark ist, und der doppelte Deckel eine Art Futteral bildet. Ich gehe der Sache auf den Grund, und siehe da, ich finde darin ein Stück Papier versteckt. Wart mal, ich hab's bei mir —" — und der Sprechende brachte nach langem Suchen aus der geräumigen Brusttasche ein zierliches Gebetbüchlein hervor, welches er öffnete, so daß ein mehrfach gefalteter Bogen herausfiel.

Hastig griff Krudel darnach. „Laß mal sehen, Schleierer."

„Nichts für Dich. Du kannst es ja doch nicht lesen, denn es ist Französisch. Ich habe mich tüchtig geplagt, bis ich denn Sinn herausgebracht. Es ist ein Brief, den ein Marquis v. Trefort an einen Bauern geschrieben hat."

„Woher willst Du denn das wissen?" spottete der Wirt.

„Weil ich es gelesen habe", sagte mit einem gewissen Stolze der Polizist. „Du natürlich wärest nicht im stande, auch nur ein Wort herauszubringen, aber unsereins hat doch sozusagen eine bessere Bildung genossen. Ich habe ja die lateinische Schule besucht und sollte sogar ein Professor werden. He, schenk mal wieder auf Kaspar, der Kümmel ist aus."

„Du, ein Professor", höhnte Krudel, der Aufforderung nachkommend, „bist ja keiner geworden. Aber das ist ja

nunmehr ganz einerlei. Da, komm mal her, zeige, was Du gelernt hast, und übersetze den Brief."

„Sollst gleich sehen", sagte Schleierer, behaglich sein Schnapsglas beleckend. „Also: Mon cher Martin, das heißt: Mein lieber Martin!"

„Na höre Schleierer, so viel verstehe ich auch. Laß nur das Französische ganz weg und lies es mir vor, als wenn es deutsch geschrieben wäre."

„Gut. Dann heißt es folgendermaßen: ‚Da es unsicher ist, ob ich in den nächsten Wochen nach Cury oder Lery — wie heißt es doch — komme, obgleich das vierte Jahr so ziemlich abgelaufen ist, mache ich Ihnen den Vorschlag, fortan die Pension halbjährig in Paris zu erheben. Sie werden sich daher des Jahres zweimal nach dort begeben und bei dem Bankhaus Lebel und Söhne, Platz Louis XV., die ausgesetzten Gelder gegen Quittung in Empfang nehmen. Ich habe dort die Pension für eine Reihe von Jahren hinaus hinterlegt, behalte mir aber vor, ab und zu nach C. zu kommen, um mich nach des Kleinen Befinden zu erkundigen.

‚Ich hoffe, daß Sie und Ihre Frau wie bisher fortfahren werden, die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen, und den Knaben in der gewünschten Weise erziehen. Er soll in Unkenntnis bleiben bezüglich seiner eigentlichen Herkunft. Ich wünsche, daß er zu einem tüchtigen Manne heranwachse, der schon früh lerne, auf eigenen Füßen zu stehen, denn heutzutage kann niemand, auch der Höchstgestellte sagen, daß er so recht der nächsten Zukunft sicher sei. Ich grüße Sie samt Ihrer Frau; dem Kleinen meine zärtlichsten Küsse. George, Marquis v. Trefort.'"

Die Übersetzung dieses Schriftstückes war für den Polizisten keineswegs ein leichtes Stück Arbeit. Wohl öfter als zehn Mal legte er das Papier mit halb unterdrückten Flüchen ob der verzwickten Handschrift bei Seite, wischte sich den Schweiß von der Stirn und begann hierauf wiederum seine Verdolmetschung, die erst nach vielfachen Wiederholungen und Verbesserungen zu einer einigermaßen verständlichen Stilleistung sich gestaltete.

„Das Ding wäre nicht übel", begann Krudel nach einer Pause stillen Überlegens, „wenn man nur wüßte, wer der Marquis v. Trefort eigentlich ist. Welches Datum zeigt denn der Brief?"

„Hier steht: Nantes, den 6. Oktober 1792. Der Knabe, von dem die Rede ist, ist jedenfalls der Sohn des Marquis und bei dem Martin — so heißt ja der Bauer — in Pflege gewesen. So viel ist mir ganz klar."

„Himmel, da fällt mir ein", rief der Wirt aus, „der junge Pariser Goldschläger, der vor einigen Monaten hier bei mir in Herberge gewesen, heißt ja auch Martin. Wenn es derselbe wäre?"

„Martin kann es in Frankreich eine Unmasse geben", erwiderte Schleierer bedächtig. „Wie sieht es denn mit dem Alter aus? Wart mal, ich will nachsehen. Aha, da spricht der Marquis vom abgelaufenen vierten Jahre — es war dies Anno 1792 — mithin geboren anno 1788, würde somit ein Alter von 28 Jahren ergeben, so alt ist der Goldschläger noch lange nicht."

„Aber sein Bruder, ich hab's!" triumphierte Krudel; „sein älterer Bruder, der Kommis bei Wägel, mag wohl an 28 Jahre zählen."

„Hm", meinte der Polizist nachdenklich, „dann sind es wohl nicht eigentlich Brüder, haben nur den gleichen Namen."

„Versteht sich", eiferte Krudel, „sie ähneln einander auch gar nicht, der Goldschläger und der Kaufmann. Niemand möchte sie für Brüder halten. Der Jüngere sieht ganz wie ein Arbeiter aus, dem andern dagegen sieht man auf den ersten Blick an, daß er Besseres ist. Das ist sicher der Sohn von dem Marquis."

„Das kann wohl sein. Wenn nun außerdem noch der Geburtsort stimmt, dann sind wir wohl auf der richtigen Fährte. Aber wir müssen vor allem zu erfahren suchen, ob es einen Marquis v. Trefort gibt. Die Franzosen haben unter ihren Adeligen dermaßen aufgeräumt, daß es mich gar nicht wundernehmen würde, wenn sie auch diesen Marquis mit so und so vielen anderen geköpft hätten."

„Wollen wir den Oberst fragen?" meinte Krudel, „der kann uns noch am ersten Auskunft darüber geben. Von dem Briefe selber sagen wir ihm aber nichts, das braucht er noch nicht zu wissen. Wie kommt denn aber der alte Veitl-Mann zu dem Gebetbüchel?"

„Mein Gott, er wird es eben irgendwo mitgenommen haben. Er sitzt zwar noch im Loch, aber ich mag ihn nicht fragen, denn er ist im Grunde genommen doch ein geriebener Patron. Von dem Briefe weiß er offenbar noch nichts, so genau hat er sich das Buch nicht angesehen. Versuche ich nun, ihn auszuholen, so schöpft er Verdacht und ist im stande, zuletzt einen Querstrich durch unsere Rechnung zu ziehen."

„Wo hast Du denn das Buch, Schleierer, laß uns nochmals nachsehen."

„Hier, es ist ein Brevier für einen katholischen Priester. Halt mal, da steht ein Name, ganz vergilbt. Aha: Eduard Gachon, Pfarrer zu Nogent-sur-Marne."

„Nogent-sur-Marne? Wirklich? Dann haben wir's, denn dort sind die Martins geboren. Den Namen habe ich mir ganz genau gemerkt."

„Du bist sonst nicht immer sehr glücklich im Behalten fremder Namen, Krudel", bemerkte der Polizist zweifelnd. „Wenn Du mit einem Höhergestellten sprichst, gebrauchst Du gern Fremdwörter und diese wendest Du dann in der Regel immer falsch an, so daß jeder lachen muß, der Dich hört."

„Das verstehst Du nicht, Schleierer. Ich gehe immer von dem Grundsatz aus, daß der Mensch in die Höhe streben muß, denn das ist er sich selber schuldig."

„Na, na, es ist schon gut", lachte der Rottmeister. „Bei Dir handelt es sich immer nur ums Geld bei Deinem ‚in die Höhe streben', da brauchst Du mir nichts vorzumachen. Du wirst daher Deine Kenntnis von den Vorfällen in Wägels Hause an den Obersten verkaufen, wenn er Dir dafür etwas gibt?"

„Das will ich freilich thun, ich gehe gleich morgen früh zu ihm."

„Wann ist das? Ich würde Dich begleiten."

„Ich denke so gegen 10 Uhr, kaum früher."

„Gut, dann komme ich halb 10 Uhr hierher. Ich werde mich dienstfrei machen, aber jetzt muß ich fort und alsbald beim Direktor meinen Rapport erstatten, sonst setzt es ein tüchtiges Donnerwetter ab. Also gehab Dich wohl."

„Adjes", rief der Wirt dem Abgehenden nach. Dann erhob er sich von seinem Sitze, schritt gegen den Schrank und

füllte auch für sich ein großes Glas Schnaps ein, das er mit behaglichem Schmunzeln zum Munde führte.

8. Kapitel.

„Und dies ist wirklich Dein voller Ernst?“ fragte Herr Wägel seinen alten Freund, den Medizinalrat Sartorius, nachdem er ihm die Treppe herunter das Geleite gegeben.

„Welchen Grund sollte ich denn haben, Dir die Wahrheit vorzuenthalten?“ entgegnete der Arzt. „Ich finde unwiderlegbare Anzeichen von gründlicher Besserung in dem Zustande Deiner lieben Frau.“

„Kannst Du mir ein Stündchen schenken Ernst?“

Der Gefragte sagte mit einem Blick auf die schwere goldene Uhr, die er aus der Tasche gezogen:

„Gewiß, ich habe für den Vormittag keinen besonders dringlichen Gang mehr zu machen.“

„Dann darf ich Dich wohl bitten, hier einzutreten“, und der Kaufherr öffnete die Thür seines Geheimzimmers. „So, nun mach Dir's bequem. Ich habe mich schon lange danach gesehnt, Dir einmal mein volles Herz ausschütten zu können.“

„Na, dann sprich Dich nach Herzenslust aus und halte Dich versichert, daß ich Deinem mich so ehrenden Vertrauen die wärmsten Gefühle eines Ehrenmannes und biedern Freundes entgegenbringe.“ (Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des „Kolberg“-Schlößchens in Altötting.

Von Max Mößmang.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts lebte zu Altötting ein Schulmeister Paul Kolberger. Der waltete seines Amtes und ging den schmalen Weg der Pflicht, wie tausend andere, von denen die Chronik keine Notiz nimmt; er hatte aber drei Söhne: Georg, um 1490 Bischof von Gurk in Kärnthen, Johann, um 1488 Pfarrer in Burgkirchen bei Altötting, und Wolfgang, von denen insbesondere der letztgenannte als Kanzler des Herzogs Georg des Reichen den Namen der Familie in das Licht der Geschichte gestellt hat.

Wolfgang studierte zu Salzburg. Nach Vollendung seiner Studien trat er in die herzogliche Kanzlei zu Landshut ein. Hier zeichnete sich der bescheidene, ruhige, aber kluge Mann, den keinerlei äußere Vorzüge empfahlen, durch seinen Fleiß und sein gediegenes Wissen und durch das Geschick, womit er letzteres für seinen Beruf zu verwerten wußte, insbesondere aber durch sein staatsmännisches Verständnis und sein redliches Wollen, zu Nutzen und Frommen des Staates zu wirken, so aus, daß er bald die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich lenkte. Als nun der Kanzler Friedrich Mauerkircher 1485 starb, übertrug der Herzog das verantwortungsreiche Amt dem Kolberger. Viele hatten mit Sehnsucht der Erlangung dieser Stelle entgegen gesehen; der Kolberger selbst bat den Herzog, von der Besetzung der Stelle durch seine Person Umgang zu nehmen. Aber Georg, gewohnt, seinen Willen über die Rücksichten und Vorstellungen anderer zu setzen, drang darauf, daß der Kolberger wenigstens die Verwesung des Kanzleramtes übernehme. Bald darauf (1487) wurde er wirklicher Kanzler.

Zu solcher Höhe emporgestiegen, erinnerte sich der Schulmeisterssohn von Altötting seines Heimatsortes. Er kaufte von dem Wirte Ortolph Wißbeth (1491, am 24. Jan.) das zwischen „den Pächen der Mern und dem Pach, der heraus durch Wiesmad rinnt“ gelegene Gut bei Altötting. Der damalige Propst gab als Lehnsherr seine Genehmigung dazu. Das in den Händen eines so einflußreichen Mannes befindliche Gut stieg bald zu Ansehen und Bedeutung. Herzog Georg verlieh dem Kolberghof das Hofmark-Recht und bewirkte später (1494) bei dem Kaiser die Erhebung der Hofmark „Neukolberg“ zur Reichsgrafschaft.

Der neue Reichsgraf ließ das alte Haus abbrechen und an dessen Stelle das noch stehende Schlößchen erbauen. Er benutzte die durch seine Grundstücke laufenden Bäche zur Verbesserung seiner Wiesen, kaufte noch andere Ländereien dazu und stellte sich dadurch, ein leuchtendes Beispiel wirtschaftlicher Tüchtigkeit, weit über das Verständnis seiner Zeit.

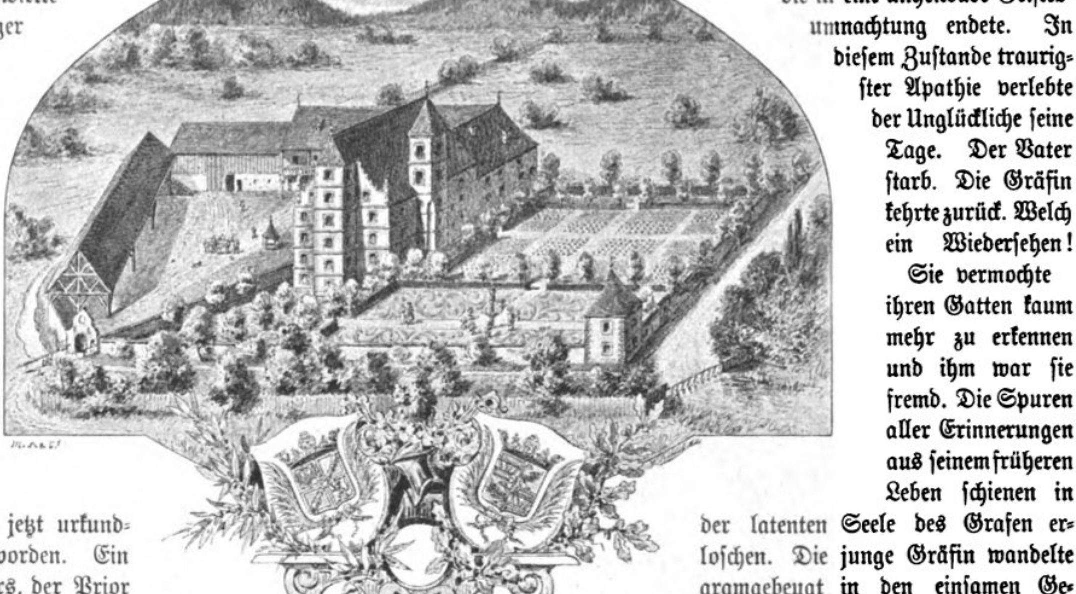
Der ökonomische, den praktischen Lebenszielen zustrebende Sinn des Herzogs erkannte und schätzte die Thätigkeit des Kanzlers und fügte, um die neu gegründete Grafschaft mit den gehörigen Machtbefugnissen auszustatten, zur Grafschaft Neukolberg den Gerichtszwang und das Halsgericht über einen bestimmten „Zirkel, der früher zum Gerichte Ötting gehörte“. Damit war dem Reichsgrafen ein Gebiet gemeinnützigen Schaffens erschlossen. In diese Zeit seines segensreichen Wirkens fällt auch die zweckmäßige Ableitung des Möhrenbach-Laufes in der heutigen „Osterwiese“, sowie die Verwertung der Wasserkraft für das Öttinger Gewerbewesen. Kein Wunder also, wenn der durch ihn geförderte Kreis gewerbthätiger Menschen in dankbarer Verehrung zu ihm emporsah. Auch der Herzog belohnte die Verdienste seines unentbehrlichen Kanzlers durch die höchsten Auszeichnungen.

Aber so rasch und hoch der Kanzler im Ansehen vor der Welt gestiegen war, so plötzlich und tief war sein Fall. Er widerriet dem Herzog Georg, die durch den Vertrag von Pavia und spätere Verträge festgesetzte Erbfolge zu Gunsten seines Schwiegersohnes Rupert von der Pfalz und zum Nachteile der Herzoge von Bayern-München testamentarisch abzuändern, und kam dadurch in Ungnade.

Seine Gegner benutzten die geänderte Gesinnung des Herzogs gegen den Kolberger, um ihn des Verrates, ja sogar der Absicht zu verdächtigen, als hätte er den Herzog vergiften wollen.

Am Ostersonntage des Jahres 1502 wurde der Kanzler auf Befehl seines zu Argwohn und Mißtrauen planmäßig verführten Herrn, des Herzogs Georg von Landshut, gefangen genommen und in strenge Haft nach Burghausen abgeführt. Den Schlüssel zu seinem Gefängnis trug der Herr von Jettwitz, der Pfleger des Schlosses, immer bei sich. Hier verfaßte der ungebeugte, von dem Gefühle seines rechtschaffenen Wollens gestählte Mann seine ausführliche Verteidigungsschrift, und von hier aus leitete thatsächlich sein großer, uneigennütziger Geist, die hilflosen Räte v. Zettwitz, v. Homburg und Leuchtenberg inspirierend, in verwickelten Angelegenheiten die Staatsgeschäfte. Dadurch und durch die Abtretung aller seiner

Güter (mit Ausnahme der Grafschaft Neukolberg, von deren Einkünften der Gefangene nach seiner Befreiung ausreichend leben zu können hoffte) glaubte derselbe, seine Freiheit erkaufen zu können. Aber er hatte sich getäuscht. Statt der gehofften Befreiung ward seine Haft noch verschärft; er wurde nach Neuburg a. D. geschleppt und hier in einem engen, düstern, feuchten und kalten Verließ bei schlechter, unzureichender Kost gefangen gehalten. Hier schmachtete er 13 Jahre. Rührend sind die aus dieser Zeit uns erhaltenen, von des Kanzlers Hand selbst geschriebenen Schilderungen seiner traurigen Lage, noch rührender aber die Thatsache, daß der Kanzler aus Mitleid mit seinem „verwaisten Fürsten, der von dem König von Böhmen so hart bedrängt wurde“, in sein Gefängnis sich die nötigen Bücher, vor allem das Corpus juris erbat, um dem Herzog in der Streitsache mit seinem Rate beistehen zu können. Dieser edle Zug unzerstörbarer Treue gegen seinen Herrn bewirkte endlich nach 17jähriger Kerkerhaft die eingeschränkte Freiheit des Kanzlers. Am 16. April 1519 wurde derselbe „gegen eine Urfehde, daß er kein Geheimnis des Herzogs Georg ausreden, demselben nicht übel nachreden und sich aus Neuburg nicht entfernen wolle“, seiner Haft entlassen. Über sein weiteres Leben und seinen Tod ist bis jetzt urkundlich nichts bekannt geworden. Ein Zeitgenosse des Kanzlers, der Prior von Rebdorf, sagt, daß Kolberger nach der Entlassung aus seiner Kerkerhaft in tiefster Armut gestorben sei. Die Kolbergischen Güter waren zertrümmert in andere Hände übergegangen. Das Schloß selbst kam einige Jahre nach des Kanzlers Haftentlassung in den Besitz des Herrn Thomas Löffelholz, eines kampfgewandten Recken, der mit dem Herzog Heinrich zum heiligen Grabe gezogen war und nach der Eroberung von Stuhlweißenburg vom Kaiser Maximilian zum Ritter geschlagen wurde. Die Familie der Löffelholz war — die Zeit, in der Nachkommen von weiblicher Seite das Schloß innehatten mit eingerechnet — etwa ein Jahrhundert im Besitze desselben. Hernach, ungefähr von 1639 ab, finden wir in rascher Aufeinanderfolge bis an die jüngste Zeit her, zu welcher „die englischen Fräulein“ das Schloß von dem damaligen Postexpeditor Frauenhofer zu Altötting sich erwarben, einen vielfachen Wechsel der Besitzer. Von diesen mögen indes zwei durch die Überlieferung ihres tragischen Geschickes im Andenken einiger älterer Altöttinger geblieben sein: der in einem Anfall von Geisteskrankheit verunglückte und an den Folgen dieses Unglückes 1817 gestorbene Reichsgraf von Waldkirch und der demselben Leiden erlegene Graf von Perusa, der Vorgänger Waldkirchs im Besitze des Schlosses, dessen Vater das Bad St. Georgen zu Kolberg kaufte, es zweckmäßig verbessern ließ und die noch erhaltene Kapelle dort errichtete.



Das Kolbergschlößchen bei Altötting.
Von C. Fröhlich.

Dieser widersetzte sich der Verlobung seines Sohnes. Demungeachtet wurde die Vermählung vollzogen — zur Erbitterung des Vaters, zum baldigen Untergang der jungen Gatten und zum Ruin der Familie.

Der zorngereizte Vater benutzte nämlich einmal die zufällige vorübergehende Abwesenheit des jungen Grafen zur Ausführung seines schrecklichen Planes; er ließ die Gräfin entführen und sie in ein Kloster sperren. Ihr Aufenthalt wurde geheimgehalten. Der zurückgekehrte Graf, der sich so plötzlich, so unerwartet seines Weibes beraubt sah und sein ganzes, mit solch gewaltsamem Trotz herbeigezogenes Lebensglück so jäh vernichtet fand, geriet in Tobsucht, die in eine unheilbare Geistesumnachtung endete. In diesem Zustande traurigster Apathie verlebte der Unglückliche seine Tage. Der Vater starb. Die Gräfin kehrte zurück. Welch ein Wiedersehen! Sie vermochte ihren Gatten kaum mehr zu erkennen und ihm war sie fremd. Die Spuren aller Erinnerungen aus seinem früheren Leben schienen in der latenten Seele des Grafen erloschen. Die junge Gräfin wandelte gramgebeugt in den einsamen Gemächern des ihr angewiesenen Schloßteiles; der Graf, von ihr getrennt, bewohnte die Räumlichkeiten eines andern Stockwerkes: ihr brach der Seelenschmerz die schwache Körperkraft, er überlebte den Untergang des Geistes, sie starb, er vegetierte fort. Nach dem Tode der Gräfin erwachte in ihm die Erinnerung wieder. Er fragte jetzt zum Erstaunen seiner Umgebung nach seiner Gattin. Sie war ihm nämlich öfter im Traume erschienen. Anfangs halfen sich seine Diener durch Ausflüchte. Als aber seine Wünsche, die Frau, welche ihn nachts besuche, zu sehen, immer eindringlicher wurden, teilten sie ihm den Tod der Gräfin mit. Der Graf wurde auf diese Mitteilung merkwürdig ruhig. Er fragte nicht mehr nach der Gattin, ging nun gern in Begleitung aus und besuchte die Gotteshäuser Altöttings. Da stellte sich ein eigentümliches psychologisches Phänomen ein: er nahm häufig nach dem Gottesdienste einige Altargeräte wie Leuchter, Kanontafeln oder anderes mit sich in das Schloß. Man kannte den Grafen und seine krankhafte Leidenschaft und ließ ihn nach seinem Verlangen handeln. Ein Diener brachte dann immer wieder die fortgenommenen Gegenstände den Eigentümern zurück.

Von Perusas Erben kaufte 1791 am 4. Mai Graf Waldkirch das Gut. Auch nach ihm war bis in die letzte Zeit der Besitz des Schlößchens ein wechselvoller.

Gegenwärtig walten in dem ehemaligen reichsgräflichen Schlosse, das ein so romantisches Schicksal geschaut, fromme Ordensdamen unter dem Schutze des heiligen Joseph der Erziehung der heranwachsenden weiblichen Jugend: das Kolberg-Schloß ist zur „Josephsburg" geworden, welche in ferne Zukunft hinaus ihrer segensreichen Bestimmung möge erhalten bleiben.

Der Kongreß zu Brückenau.

Von J. Oswald.

Selbst der gewiegteste Kenner fränkischer Spezialgeschichte wird bei dieser Aufschrift fragend den Kopf schütteln. Er läßt all sein Wissen Revue passieren, aber es wird ihm nicht erinnerlich sein, daß sich an den Namen des lieblichen, gern besuchten Kurortes das Gedächtnis eines Kongresses knüpfe und demselben dadurch einen Platz in der Reihe historisch merkwürdiger Orte verschaffe. In der That, der „Kongreß zu Brückenau" gehört nicht der Politik, nicht der Staatengeschichte an; die Kulturgeschichte nimmt ihn für sich in Anspruch. Just vor 100 Jahren tagte zu Brückenau eine „deutsche Nationalversammlung von Gräfinnen und anderen Damen vom ersten Range".

Wir bemerken hier ausdrücklich, daß wir mit diesen Worten keinen Scherz treiben, sondern dieselben wortgetreu zeitgenössischen Publikationen und Journalen entnehmen. Was rief die Damen zusammen? Beschäftigte sie vielleicht das Schicksal der Königin in Frankreich, die Flucht des Adels, die Not der Emigrierten, die Angst vor den möglichen kommenden Ereignissen? Nichts von dem allen! — Das merkwürdige Ereignis, welches sie versammelt hatte, war etwas Wichtigeres. Hofrat Zwierlein, ein in der Bäderkunde und speziell um Brückenau hochverdienter Arzt und Gelehrter, war der geistige Urheber der Versammlung. Unter den mannigfachen Dingen, mit denen sich sein immer reger Geist beschäftigte, war auch die Frage aufgetaucht, ob es nicht möglich sei, eine allgemeine Badeuniform für Damen zu ersinnen. Wie glücklich waren jene Zeiten, wie harmlos und ruhig lebten die Menschen, keine Spur der Aufregung, der ruhelosen Hast der Gegenwart. Während der Thron der Bourbonen in Frankreich zusammenbrach, das Wappen der Lilien zerschlagen wurde, sich die Heere der Revolution zusammenballten, um kurz darauf ihren Siegeszug nach Deutschland zu beginnen, beschäftigte man sich in der stillen Ruhe des deutschen Bades mit der „Uniformierung der Badegäste". Zwierlein schilderte in begeisterten Worten den großen Nutzen einer gemächlichen Kleidung „sowohl in Ansehung der Bequemlichkeit in den Bädern selbst, als auf der weiten Reise dahin". Der Schönheitssinn und die Gesundheitslehre sollten bei der Schaffung der neuen „Uniform" maßgebend sein. Er erließ einen Aufruf an Deutschlands Frauen, ihre Bemühungen mit den seinen zu verbinden und das Zukunftskleid zu ersinnen. Es solle folgende Haupteigenschaften haben:

1. Die Kleidung muß leicht und bequem zu tragen sein, um ohne alle Mühe darin spazieren gehen, tanzen, fahren und reiten zu können.

2. Darf sie nicht viel Zeit zum Anziehen erfordern.

3. Muß sie den Körper zieren, allgemein gut kleiden und dessen Reize erhöhen.

Die Idee zündete. Zahlreiche Vorschläge, Pläne, Schnitte, Zeichnungen liefen von allen Seiten ein, so daß die Behausung des guten Hofrates mehr der Wohnung des Direktors einer Bekleidungsakademie als dem gelehrten Heim eines berühmten Brunnen- und Badearztes geglichen haben mag. — Der Einlauf zeichnete sich durch große Verschiedenartigkeit und überreiche Phantasie aus, so daß ein Entscheid unmöglich war. Da reifte in der Seele des findigen Hofrates die geniale Idee der „deutschen Nationalversammlung von Gräfinnen 2c. 2c." Mißtrauische, argwöhnische Gemüter könnten allerdings Verdacht schöpfen, es sei der regsame Badearzt weniger um die Schaffung des Kostüms als um die Belebung seines Kurortes besorgt gewesen. Wir wollen uns nicht zum Richter seiner geheimen Gedanken aufwerfen, sondern nur die Thatsache aus den Quellen der Kulturgeschichte, Abteilung Kostümkunde, registrieren, daß der Kongreß zusammentrat und mit Erfolg beriet.

Wir tragen unter Zugrundelegung von Originalzeichnungen aus jenen Tagen die vorzüglichsten Trachten der Damen zusammen, welche damals die Promenaden von Brückenau belebten. Wir waren so glücklich, die Originalzeichnung der auf dem Kongresse erfundenen „allgemeinen Badeuniform" aufzufinden, und glauben, daß das Bild als getreue Wiedergabe des Badelebens vor 100 Jahren im „Bayerlande" Veröffentlichung verdiene.

Wir versuchen, durch möglichst genaue Erklärung die Zufriedenheit der Leserinnen zu erwerben, und beginnen dabei zur Linken des Bildes, bei den beiden jungen Damen, welche, Arm in Arm dahinwandelnd, die Gruppe soeben zu verlassen scheinen. Ihr Kostüm steht unter französischem Einflusse. Die eine der Damen ist à la paysanne gekleidet. Um die wildgelockten Haare ist ein buntgestreiftes seidenes Tuch gewunden, unter dem ein dichter, halbgeflochtener Chignon hervorgeht; bauschendes Fichu, Ärmel und Rock von weißem Linon, ein weit ausgeschnittenes Caraco von Taffet in der Modefarbe „Couleur de Puce" geben, dem Titel entsprechend, der Trägerin ein ländliches Aussehen. Ihre Gefährtin erscheint in einem Fourreau von Pekini braun und hellblau gestreift, schwarzseidenem Shawl mit blauer Kante, Linonfichu, Bonnet von blauem Atlas mit Nakarraschleifen mit roten Glasperlen und drei weißen Schwungfedern mit schwarzen Spitzen aufgeputzt.

Einen vollkommen verschiedenen Anblick gewährt die Dame in Mitte des Bildes, dem Beschauer am Fächer erkennbar. Sie trägt ein kleines Bonnet, dessen Kopf von schwarzem Sammet, während der Papillon von weißem Flor ist. Um den Kopf liegt ein Kranz von brennenden Klatschrosen, und an der linken Seite springen fünf dergleichen Blumen en aigrette hervor.

Wenn die Damen jetzt beschuldigt werden, sich mit zeitraubenden, excentrischen Frisuren und Haartrachten zu beschäftigen, so können sie auf die 100jährige Übung dessen hinweisen. Die Frisur ist ein toupet fondu, ein hoher Krepp, der weit hinten hinausgeht, die Ohren bloß läßt, von der Stirn herein bis auf die Ohren ein glatter Kammstrich unter drei kleine Locken hinter dem Ohr und das Hinterhaar en gerbe als eine verkehrte Garbe herabhängend oder in einem hohen kugelrunden und dicken Chignon aufgeschlagen. Sie trägt ferner ein Paar runde goldene Ohrenringe, die wie Rockknöpfe aussehen, einen schwarzen Shawl mit drei breiten Nakarrastreifen, darunter ein einfaches Fichu von Linon, Rock und Caraco herum und ist hinten mit einer fliegenden, hellblauen Bandschleife gebunden. Der Rock hat unten eine breit mit Ranken gewirkte Bordüre, eine schmälere läuft oben um den Kragen, vorn herein an der Brust und um die Ärmel.

Der Name der Dame ist uns auf der Originalzeichnung nicht überliefert, aber es muß eine Dame von Einfluß gewesen sein; denn ihre Tracht ist für die von der „teutschen Nationalversammlung zu Brückenau“ angenommene Badetracht vorbildend gewesen. Die Dame mit dem Windhunde ist dem Beschlusse der Versammlung gemäß gekleidet. Das Kleid ist ein Redingote en chemise von seidenem Zeuge, die Farbe oliv oder theegrün, Rock und Kleid von einem Zeug und



Auf der Promenade zu Brückenau im Jahre 1792.

von weißem Linon mit Nakarra garniert, ferner Nakarraschuhe mit weißem Felbatlas.

Wir wenden uns zur Begleiterin des Kavaliers. Der Hut der Dame ist von schwarzem Atlas mit hohem spitzigen Kopfe, um welches ein breites Bandeau von rosa Atlas mit einem breiten violetten Bande mit gelben Rändern läuft. Die Frisur ist leicht gelockt, der Chignon mit einem hellblauen Bande aufgebunden. Die Chemise ist von englischem Tarlatan, ein Stoff, welcher soeben erfunden worden war, mit pistaziengrünen Mouschen, oben mit einem hohen stehenden Kragen und vorn herunter bis auf den Gürtel offenstehend. Vom Kragen herab zur Taille laufen zwei bis drei lange, glattliegende Falten, welche durch den Zug unter dem Gürtel in der Taille gemacht werden. Ein Fichu en chemise mit Blonden garniert, welcher sehr bauschend fällt, füllt die Öffnung der Chemise bis auf den Gürtel aus. Der Gürtel ist ebenfalls pistache gestickt, läuft etwas über den Abschnitt der Taille Farbe ganz einfach und ohne alle Garnierung. Die Gorge des Kleides ist en chemise. Oben hat es einen stehenden und kleinen liegenden Kragen, lange knappe Ärmel mit Aufschlägen à la marinière und kleinen Knöpfen mit Zeug überzogen. Der Leib des Kleides unter der Gorge bis zur Taille ist wie gewöhnlich glatt und wird geschnürt. Der Gürtel ist von Coquelicot-Atlas mit einer mehr oder minder schönen Schnalle. Das Band um die Haare, an der Badine, sowie auch die Schuhe sind gleichfalls Coquelilcotfarbe, die Handschuhe strohfarben. Die Haare fliegen entweder in natürlichen Locken um den Hals oder sind ganz leicht und kunstlos frisiert. Das Halstuch ist ganz einfach von weißem Flor oder Linon und geht vorn in die Gorge des Kleides hinein. Es ist willkürlich, mit oder ohne Hut zu gehen. Ohne Hut mit einem bloßen Coquelicotbande oder mit Hut, dessen Form und Putz dem Belieben der Trägerin überlassen bleibt. Am besten paßt ein Hut von schwarzem Atlas mit fingerbreitem Coque-

licotbande besetzt und einer Soubise von schwarzem Taffet garniert.

Unser letztes Bild gilt dem Herrn der Schöpfung. Er ist als echter Stutzer etwas absonderlich gekleidet. Toupet fondu à la mouton vorn mit der englischen Kolbe, eine wahre Hammelfrisur, um den Hals dicke seidene Kravatte, schwarz und nakarra, einen sehr weit abgestochenen Frack von schokoladefarbenem Casimir mit blauem, hohen stehenden Kragen, halbem Revers mit fünf vergoldeten Facettenknöpfen, Gilet von schwarzem Casimir mit Granatblumen gestickt, rosa Revers, hellblauem Faux-Gilet und kleinen silbernen Kugelknöpfen, lange, knappe Beinkleider von violettem Casimir vorn mit vier Reihen kleiner weißer Knöpfchen besetzt, unten ohne Gürtel und bloß mit Nakarraschleifen gebunden, himmelblaue Strümpfe mit rosa Zwickeln, Schuhe mit Rosetten, plüschierter schwarzer Hut mit hohem Kopf und sehr schmaler Krempe, der nur ganz nachlässig schief auf die eine Seite der wollreichen Frisur gedrückt wird. In der rechten Hand ein Badinespazierstöckchen von verschlungenem Rohr. An Stelle der Manschetten treten als neue Mode auf englische Art gestickte, zwei Finger breite Bändchen an den Hemdärmeln, von denen das Paar bis 4 fl. kostete.

Wird die Tracht der Gegenwart in hundert Jahren minder seltsam erscheinen? Die Beantwortung überlassen wir dem geschätzten Leser.

Am Starnbergersee vor hundert Jahren.

Von Dr. Muggenthaler.

(Schluß.)

Nach diesen deutschpatriotischen Bemerkungen, wozu den Professor die deutsch redende Engländerin und Insassin des Schlosses Perch veranlaßt hat, zieht der Wanderer wieder weiter: „Ostwärts von Perch steht auf dem Berge bei einigen Häusern ein kleines, fast ruinoses Kirchlein, und kaum eine halbe Stunde davon entfernt liegt Aufkirchen, wo eine berühmte Wallfahrt ist, und ich freute mich, hier einen Ort zu sehen, den die Münchener und weit entlegene Ortschaften so fleißig besuchen, um ihr Anliegen da vorzutragen. In dem bei der Pfarr liegenden Mirakelbuch sind bereits auch mehr der Gnaden- und Wunderstrahlen eingetragen, die bereits von dem Marienbild weggeleuchtet. Als man die Kirche bauen wollte, fand man den Ort, wo sie itzt steht, sehr unbequem, denn die Gegend war verwildert und mit Gesträuchen bewachsen. Lange hatte man hin und her beratschlagt, als der Pfarrer den Vorschlag that, man solle einen Duftstein, der hernach zum Grundstein dienen sollte, auf einen Wagen laden, von der nächsten Weide zwei Ochsen daran spannen, und diese ziehen lassen, wohin sie wollen; der Ort, wo sie stehen blieben, sollte der angewiesene Ort für die künftige Kirche sein. Siehe, die Ochsen gingen einem Kirchlein zu und blieben da stehen. Einer dieser Ochsen trat zurück auf den Stein und drückte seine Fußstapfen in denselben, so weich wurde der Stein, und dieser Stein wurde der neuen, itzigen Kirche zu Grunde gelegt. Unter den Bauern, welche das Zimmerholz nach dem Berg führten, dachte einer, seine Pferde zu schonen, und lud aus dieser Absicht nur ein leichtes Bäumlein auf. Siehe, er konnte nicht von der Stelle kommen, ungeachtet seine Pferde sehr gut waren. Was Mittel? Er belud seinen Wagen mit schwereren Lasten und ohne Mühe kam er den Berg hinan. Unter den Gutthätern, welche zur Erbauung der Kirche beitrugen, haben sich Herzog Albert samt seiner Gemahlin Chunigundis, sowie Herzog Sigismund vorzüglich ausgezeichnet, und ihre Bildnisse wurden in zweyen Fenstern neben dem Choraltar eingeschmelzt.

Schloß und Hofmark **Kempfenhausen** gehörte damals dem kurfürstlichen Hofkammerrat Joh. Baptist v. Birchinger. „Das Schloß Kempfenhausen ist das lebendigste um den ganzen See, denn zur Zeit der Ferien pflegen sich hier gute Freunde zu versammeln und auszuruhen und zur guten Stunde das Liedchen zu singen: nunc est bibendum, nunc pede libero pulsanda tellus, oder beatus ille qui procul negotiis. Bei dem dermaligen Besitzer des Schlosses herrscht die edelste Gastfreundschaft, wie zu jenen Zeiten, wo der brave Ritter bei jedem braven Ritter willkommen war."

Im zweiten Teile seiner Beschreibung bespricht Westenrieder „die allgemeinen Eigenschaften des Sees". Einleitungsweise bemerkt er, daß „man ihm außerordentliche Dinge vom See nicht zu erzählen wußte; so kommen nur selten Tiere aus dem Grunde desselben, wohl aber wurden schon Totenköpfe und uralte Schwerter, die ein urgraues Altertum verraten, aus demselben gezogen; der See scheint immer in tiefer Ruhe sich zu befinden und an dem, was auf der Oberfläche vorgeht, nicht den geringsten Anteil zu nehmen". Als besonders merkwürdig verzeichnet Westenrieder die Thatsache, daß „der See immer mehr Raum macht, und noch bei Mannsgedenken hat er an verschiedenen Stellen 30 bis 40 Schritt weiter ins Land gedrungen, und seine Ausdehnung geht noch fort". Weiter hat der See die Eigenschaft, daß oft, „wenn alles still und heiter ist, das Wasser, gleich einem Regenbach, sehr schnell an den Ufern dahintreibt, so daß die Fischer von ihren Netzen nicht mehr Gebrauch machen können, und dann heißt es: der See rinnt. Man hält dies für ein Zeichen eines künftigen Regens, aber es regnet nicht immer. Im Frühjahr sagt man: der See bläht oder reinigt sich."

Aufs einzelne übergehend, bespricht Westenrieder „Fische und Fischfang auf dem See". Die Fische des Sees werden in drei Klassen eingeteilt: „in das edlere, das geringere und das letzte Fischwerk; zu jenen ersten zählt man die Lachse oder Lachsferchen und die Renken; zur zweiten Gattung gehören die Walle, Karpfen, Hechten, Rutten, Praxen; zur dritten die Pürstlinge, Rottaugen oder Haseln, Laupen und kleinere Bachfische. Lachsen, Waller, Karpfen und Hechten werden 6—20 Pfund schwer gefangen; man hat aber auch schon Waller zu 36 und Karpfen zu 34 Pfund gefangen. Karpfen und Praxen sind keine eigentlichen Fische des Sees, sondern werden eingesetzt nnd beulen darin ein. Der Renke (salmo) gehört zu den schmackhaftesten Fischen Deutschlands, kommt fast in allen bayerischen Seen, aber von der vortrefflichsten Art nur im Wurmsee vor: in seiner ersten Jugend wird er Züngel, nach einem Jahr Riedling, und wenn er 7 bis 8 Pfund wiegt, Bodenrenk genannt; im Augenblick, wo der Renk aus

dem Wasser kommt, ist er auch schon tot; man kann ihn daher nicht lebendig verschicken."

„Es ist natürlich, daß nicht jedem, noch wann und wie er will, zu fischen erlaubt sei. Die Fischordnung ist daher sehr genau, und es wird, wie billig, streng darauf gesehen. Der Renkenfang ist vom ersten Sonntag in der Fasten bis Galli erlaubt und außer dieser Zeit bei Verlust der Fischergerechtigkeit verboten. Dasselbe ist für den Lachsferchenfang eingeführt, und es darf sogar während jener Zeit kein Fischer sich den sechs Ferchenbergen nähern, weil sich daselbst der Ferchenlaich aufhält. Die Form der Netze, die man auch Segen nennt, ihre Länge und Tiefe ist den Fischern genau vorgeschrieben, sowie die Weite, die sie befugt sein sollen, in die See hineinzufahren. Es sind daher allenthalben nicht weit vom Ufer Stangen in den See gesteckt, von denen aus man zwei Trümer weit (ein Trum zu 45 Klafter), folglich 90 Klafter in den See fahren und Bodenzüge vornehmen darf. Bei den Abendzügen ist dies Maß auf 185 Klafter ausgedehnt. Man sagt auch in die Schöpf (Panzenschöpf) fahren, und man fährt dann bei stiller dunkler Nacht. Mit Kohlen oder in die Kohlen fahren, heißt bei Tag Züge machen. Vom Mai an verbläht der See, ist darum meist finster und dem Fischfang günstig. Die Karpfen sticht man auch mit Stangen, auf die Rutten legt man von Martini bis Weißen Sonntag Reise. Karpfen, Waller und Hechten darf man zu allen Zeiten fangen. Auf die Hechte legt man auch Angeln; aber mit Handangeln zu fischen, ist durchaus verboten. Die Fische haben ferner ihr Pritlmaß, und die zu gering befunden werden, muß man nach dem See zurückwerfen; Karpfen und Prazen müssen 1½ Pfund haben. Auch die Speisfische, die den Hechten und anderen Raubfischen zur Nahrung dienen, muß man zurückwerfen, und damit an jenen kein Abgang geschehe, darf man keinen Forellenhälter halten. Endlich müssen die Fischer bei Verlust ihrer Gerechtigkeit alles Fischwerk an die Hoffischkünstler um den bestimmten Seetax ausliefern. Haben diese schon Überfluß, so kann man das Fischwerk an die gemeinen Fischkäufler hingeben, doch nur auf dem Gestad oder außer dem See. Die Fischkäufler begeben sich, gemäß Verordnung, gleichfalls erst nach dem Hofküchenamte und von da nach dem gemeinen Markt. Zur Handhabung dieser und anderer Gesetze besteht ein Seerichteramt, und ist der Seerichter gehalten, viermal das Jahr Untersuchungen vorzunehmen und allenthalben auf Ordnung streng zu dringen. Es sind 99 Fischergerechtigkeiten um den See, deren Inhaber glücklich sind, wenn sie in einer glücklichen Mäßigkeit und Einfalt ihres Lebens frühzeitig gelernt haben, mit dem sparsamen Erwerb genügsam zu sein. Als ich sie fragte, wie ihnen die Fische schmecken, antworteten sie mir: wir haben weder diesen noch jenen Fisch, den wir oft gefangen, jemals gegessen. Diese Fischer erreichen meist ein hohes Alter und sterben, wie die Bäume, zur Zeit wo die Natur ausgebraucht ist. In Pöcking lebt itzt ein Mann von 126 Jahren, und gewöhnlich werden diese Fischer 80 bis 90 Jahre alt." — „Die Spiele der Fischer bestehen, außer denen, die auf dem Lande üblich sind, im Schwimmen, Schiffrennen und Panzenstechen, und sie wissen, aber meist aus vergangenen Zeiten, von Helden zu erzählen, die überall den Sieg davon getragen: Er blieb so und so lang unterm Wasser, er schwamm von Berg nach Starnberg und wieder zurück, heißt es z. B. Das Panzenstechen geschieht so: man befestigt im See ein Faß oder einen Panzen, der über und über mit Reifen beschlagen und auf der Stange, worauf er sich hält, leicht umzudrehen ist. Die Fischer stehen auf der hinteren Spitze ihres Einbaumes, mit einer Stange in der Hand, und werden von einem Ruderer, der sich im Vorderteil befindet, mit aller Gewalt nach dem Faß hin- und vorüber getrieben. Entweder klitscht nun die Stange, womit der Fischer nach dem Faß stößt, an den Seiten desselben ab, oder wenn er selbes in der Mitte faßt und die Kräfte nicht hat, es durchzustoßen, so fällt er rückwärts in den See. Dies wird so lange fortgetrieben, bis der Panzen endlich durchstoßen ist."

Interessant ist, was Westenrieder über die „Landwirtschaft um den Würmsee" sagt. „Das Erdreich um den See war von jeher und ist itzt noch nur mittelmäßig und einer großen Landwirtschaft unfähig; die Gründe sind sandicht und mager, der Dünger ist größtenteils Laubwerk, der elendeste aller Dünger. Einst verlegte man sich stark auf Obst- und Hopfenbau; diesen kennt man kaum mehr, jener wird schlecht betrieben. Erdäpfel, Rüben ꝛc. werden nicht gebaut, da die gute Erde kaum einen halben Schuh tief und, wie die Bauern sagen, zu ohnmächtig ist. Bienenzucht und Flachsbau liegt gänzlich danieder; auch mit dem Geflügel wird kein sonderlicher Verkehr gemacht. An vielen Orten um den See ist lauteres Moos. Stallfütterung ist durchaus unbekannt, Klee wird nur in einzelnen Angern und Gärten gebaut; Vieh hält man sich, namentlich über Winter, nur so viel, als das magere Futter abläßt, an Mastvieh oder schöne Pferdezucht ist nicht zu denken. Weizen, Feesen, Roggen, Gerste, Haber baut man wohl, aber nicht einträglich. Holz sieht man viel, wahrscheinlich nur zu viel, aber kaum eine oder andere junge Eiche, denn das Vieh, das in Wäldern weidet, zerknickt und frißt die Stämme." Der Professor und Geistliche Rat ergeht sich auch über die Ursachen dieses Darniederliegens der Landwirtschaft und macht auch Reformvorschläge, die schon insofern Interesse erwecken, als sie 1784 gegeben werden. Das „Haupthindernis" einer besseren Landwirtschaft sieht Westenrieder in der „Hartnäckigkeit, auf Gemeingründen zu bestehen und der Verteilung derselben sich aus Unwissenheit oder Eigensinn zu wiedersetzen"; „auf einen Grund, der einem nicht gehört, verwendet man auch nichts, und es ist ein großer Fehler gegen eine gute Landwirtschaft, die Anzahl der Söldner und Leerhäusler so gar häufig anwachsen zu lassen. Die gesetzgebende Macht könnte hier alles thun, allein der Gemeinde zu Starnberg hat es einen langwierigen Streit gekostet, damit sie die Freiheit erhielt, die Moosgründe abzuteilen, und da sie ein Gleiches mit dem Gemeinholz vornehmen wollte, wurde es ihr durchaus nicht gestattet. Und doch würde die Grundabteilung als unmittelbare Folge die Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht nach sich ziehen." „Weiter wenn der Bauer sich erholen und seine Güter zum möglichen Grad des Wohlstandes erheben soll, so muß man, namentlich anfangs, seiner schonen und ihn nicht schon bei seiner Einsetzung so entkräften, daß es ihm unmöglich ist, sich wieder emporzuschwingen. Bekanntlich ist die gemeinsame Anlage der Stände außer allem Verhältnis, indem der ärmere und arbeitende Teil das meiste, der vermögliche dagegen und größtenteils zehrende das wenigste bezahlt. Ein ganzer Hof bezahlt jährlich, wenn er gerichtlich ist, an Hofanlag 7 fl., Milizanwerbungsanlag 3 fl., Vorspannanlag 1 fl. 15 kr., Herdstättgeld 1 fl., ordinäres Scharwerk-

anlag 6 kr., Jagdscharwerk 1 fl., dann einfache Steuer 6 bis 10 fl., dazu kommen die May- und Herbststeuern, Fastnachtshennen, Leibpfennige, Quartiergelder, Sammlungen der Jäger, Abdecker und Mandikanten. Aber das, was den Bauern vollends zu Grunde richtet, ist die Tax- und Sportelsucht, die übertrieben und ungerecht ist." W. stellt auch ein „kleines Zeddelchen der Ausgaben" zusammen, „die ein Hofmarksunterthan bey Übernahme eines Gutes zu entrichten hat". „Gesetzt das Gut wird auf 1500 fl geschätzt, so fordert z. B. der Grundherr zum Leibgeld von jedem Hundert 15 fl., also 225 fl., ebenso 180 fl. für sein Eheweib, dann noch ein Geschenk für die Hofmarksfrau; dann wird 1. ein Stiftbrief, 2. der Übergabsbrief, 3. der Heuratsbrief, 4. der Austragsbrief errichtet, dann die Nachrechtgelder bestimmt, und die Taxen und Sporteln für den Hofmarkherrn, Verwalter, Gerichtsdiener, Gezeugen, Notlgeld, Sieglgeld, Stempelpapier 2c. belaufen sich auf 456 fl., wozu noch „Inventars- und Kommissionskosten" kommen, und das ganze Gut ist 1500 Gulden wert! Dieser Eintritt benimmt dem Anfänger den Mut und auch die Möglichkeit, sich je zu erschwingen, er kann sich und die Seinigen höchstens in einer ehrlichen Armut fortschleppen. Jenes Eintreiben von Taxen und Sporteln ist freilich unmöglich zu heben, denn es bildet die hauptsächliche Besoldung des Beamten, der daher genötigt ist, aus Todesfällen, Verhandlungen 2c. der Unterthanen seine Nahrung zu ziehen."

Westenrieder hält eine Hebung der Volksbildung, besonders der Volksschulbildung, Aufklärung des Volkes, besonders Bildung der mittleren Stände für dringend notwendig, aber er mahnt auch wieder, eines nicht zu vergessen: „Der Anfang aller nötigen Aufklärung und Bildung des Landvolks ist der häusliche Wohlstand. Wo bei der sauersten Arbeit dennoch eine harte Dürftigkeit das Los des Unterthans ist, da möchte man beinahe verleitet werden, zu sagen, daß eine abhärtende Rohcit wohlthätig und eine bessere Bildung des Verstandes zu nichts dienlich sei, als dem armen Unterthanen unerreichbare Aussichten zu zeigen und ihn seine Not doppelt fühlen zu lassen."

Speziell über die „Schulerziehung" sagt Westenrieder am Schluß: „Um Starnberg sind die ersten und wesentlichsten Stücke einer guten Dorfpolizei sehr übel oder fast gar nicht bestellt. Kaum das fünfzigste Bauernweib kann lesen, kaum das hundertste schreiben. Man wird sagen: man braucht ja nur einen geschickten Schullehrer zu halten. Wohl! wenn nur der kleine Umstand nicht wäre, daß der gute Mann für seine Arbeit auch belohnt werden und essen muß. Allein weder die Kirche noch die Unterthanen vermögen dies immer; nur einige Herrschaften und auch Pfarrherren verbessern die Erziehung in ihrem Bezirke und machen jährliche Prüfungen, wobei sie selbst erscheinen zu einer Dorffeierlichkeit, und verteilen auf ihre Kosten nützliche Büchlein unter die Kinder. Auch dieses zeugt vom Dasein großer Bürgertugenden, und möge es bald als unrühmlich gelten, keine solchen gezeigt zu haben! Den Leuten freilich liegt nicht viel am Schulwesen, da sie nicht sehen, was ein besserer Unterricht beitragen soll, ihre häusliche Geselligkeit zu vermehren. Noch herrschen fast allgemein die alten Aberglauben, Vorurteile und schädlichen Irrtümer, die auf die Landwirtschaft Einfluß üben." Zu allerletzt, meint W., man sollte „doch auch ökonomische Verbesserungen auf den Hügeln um den Wurmsee vornehmen; der erfinderische Fleiß hat nackte Steinklippen fruchtbar gemacht, wie sollte ihm bei so sanften Hügeln, wie um Starnberg, das nicht gelingen? Wenn beide Ufer einen Plan verfolgten, so würden sie hinlangen, etwas Großes zustande zu bringen." Heute befolgen beide Ufer einen Plan, nämlich möglichst viele Fremde auf die „sanften Hügel" zu ziehen und dort zu bewirten; und wie würde Westenrieder über die Menge von Villen und den Schwarm von Sommerfrischlern heute staunen, Westenrieder, der meinte, „die Ufer und Hügel am Wurmsee würden sich zur Schafzucht am besten eignen". Wie würden den Professor, trotz seiner Freude an der Natur, die wasserspeienden Brunnen und die Luxusbäume in den Gärten der Villen, schmerzlich berühren, ihn, der den Anwohnern des Starnbergersees rät, „statt dem itzigen oft unnützen Holzwerk Seidenbäume, deren hier leicht etliche Millionen stehen könnten, zu pflanzen oder die Bienenzucht, die vor dem Schwedenkrieg in Bayern so blühend war, emporzubringen". Heute würde Westenrieder keine Seidenbäume an den Ufern des Sees schauen, wohl aber auf mancher Veranda verarbeitete Seide rauschen hören.

Westenrieder schied vor hundert Jahren vom Starnberger See mit dem erhebenden Gefühle: „Ich habe wieder ein paar Tage unter Menschen gelebt, denen ich unbesorgt ins Angesicht schauen, und die ich nie vorsichtig fragen durfte: „wie meinen sie's? Sie meinen es gut und redlich." Heute würde Westenrieder schwerlich auch von den jetzigen Anwohnern des Wurmsees noch sagen: „Unbekannt mit großen Hoffnungen und den Unruhen des Stadtlebens, kränken sich diese Leute weder über den Lauf der Zeiten noch über die Begebenheiten ab, die man etliche Stunden von ihnen groß und wichtig zu nennen pflegt. Ohne Zweifel genießen sie ihr Leben weiser und besser denn wir."

Die Schönen von Landsberg.

Von Martin Greif.

Die Schönen von Landsberg, sie tanzten so gut,
Wie nimmer am Hofe das adlige Blut,
Drum, als sich der Herzog erhoben vom Reihen,
Ergriff er das Glas, den Werten zu weihen,
Und das er gesprochen, das fürstliche Wort,
Noch immer erklingt es in Landsberg fort.

„Fürwahr", so begann er, „ihr Mägdlein und Frau'n,
Wer dachte das Wunder euch zuzutrau'n!
Stets hab' ich als flinkester Tänzer gegolten,
Nun werd' ich am Ende als träger gescholten;
Wenn sonst ich mich hinter Ermattung verschanzt,
Ihr heute habt wahrlich mich müde getanzt."

Er sprach's, und ein Kichern folgte dem Spruch,
Wie wenn er gescherzt nur, der hohe Besuch,
Doch dieser bewahrt sich die ruhige Miene,
Als fühl' er es selbst, daß er Spott verdiene,
Und ohne Besinnen beschließt er das Wort,
Das heute noch klinget in Landsberg fort.

„Gott schütze", so rief er, „die treffliche Stadt,
Die frisch durch die Zeiten erhalten sich hat,
Denn sorgten die Alten nicht, daß sie's verpflanzen
Wie könnten die Jungen so springen und tanzen?
Drum nehme zum Bild sich die späteste Zeit
Den fröhlichen Tanz, den mir Landsberg geweiht.

„Und da es kein Scherz, was ich eben empfahl,
So stift' ich dem Rat ein Gedächtnismahl
Und schick' ihm alljährlich zum leckeren Tische
Forellen und andere feine Fische,
Daß, wenn er zum Spruche den Humpen schwenkt,
Er unsres Tanzes in Ehren gedenkt.

„Beineben auch send' ich die Hochzeitsschuh'
Zwölf Jungfern und seidene Röcklein dazu,
Und lasse Besatz und die wallenden Schleppen
Mit Rauten blauweiß und mit Löwen besteppen,
Auf daß sich in Landsberg das schöne Geschlecht
Für immer erhalte so rein und so echt!"

Kleine Mitteilungen.

Aus dem Rathause zu Landsberg. Wenn wir, mit dem schnellen Eisenbahnzuge von München nach Lindau jagend, bei Kaufering den Lech überschritten, grüßen plötzlich von der linken Seite aus nur geringer Entfernung die Türme und stattlichen Bauten einer Stadt. Wir befragen das Reisebuch, sei es nun Bädecker oder ein anderes und werden mit der kärglichen Nennung des Namens Landsberg abgefunden, und es wäre doch so viel von ihr zu erzählen, und wohl lohnt es sich, ihr Besuch und Beschauung zu schenken. Gar viel des Merkwürdigen bietet sich dort dem Freunde der Kunst in jeglicher Hinsicht. So birgt u. a. das Rathaus in seinem Saale höchst wertvolle Bilder, alles Darstellungen aus der bewegten Geschichte der viel geprüften treuen Stadt der bayerischen Herzoge. Die eine Wand hat Schwoyßer mit zwei Gemälden versehen: „Ludwig der Bayer bestätigt der Stadt zur Belohnung ihrer Treue den Salzpfennig" — die Schauderscene des „Jungfernsprungs" bei der Erstürmung Landsbergs durch die Schweden unter Torstenson. Die andere Seite ist mit zwei Gemälden Pilotys geschmückt: „Ludwig der Brandenburger stiftet das Spital zu Landsberg", und „Herzog Ernst auf dem Rathause zu Lansdsberg". Wir geben das Bild, welches Martin Greif zu dem vorstehenden Gedichte begeistert hat. Wir entnehmen es mit gütiger Erlaubnis des Dichters aus der fünften Ausgabe seiner bei J. G. Cotta, Stuttgart, erschienenen Gedichte. Der wirklich historische Vorgang war folgender: Herzog Ernst von Bayern, ein gerechter, aber auch fröhlicher Herr, nur durch die zu schnelle Strenge gegen die schöne Agnes Bernauer, deren Schönheit und Liebe seinen jungen Sohn Albert gefesselt hielt, in der Geschichte bekannt, ritt in düsterm Unmut eines Tages nach Landsberg. Die Räte und Bürger, welche den Herzog liebten, gaben ihm auf dem Rathause einen Schmaus und Tanz, daß er wohlgemut und froh sein möge. Der Herzog unter seinen Bürgern ließ sich das Gastmahl wohl schmecken und ward eines sehr muntern Gemütes. Darauf kamen anmutige, wohlgeschmückte Frauen und Mädchen von der Stadt und reichten ihm einen schönen Blumenkranz, mit der Bitte, mit ihnen zu tanzen. Das gefiel dem Herzog wohl, und er tanzte mit solcher Güte und Lust, daß er endlich ganz ermüdet auszuruhen wünschte. Da stieg er vom Saale herab in das kühle Gewölbe, allein die Bürger baten ihn, in der reinlichen, hübschen Halle ihrer Trinkstube sich zu erquicken und auszuruhen. In dieser kühlte ein frischer Springbrunnen die Luft, an dem der müde Herzog seine Glieder in Ruhe und Labung stärkte. Da baten die Frauen und Mädchen diesen ihren gnädigen Herrn hinwieder, oben auf dem Saale zu Nacht auch noch einen Tanz zu thun, was er den Schönen alsogleich gegönnt hatte. Am andern Morgen ritt Ernst mit wohlgestimmtem Gemüte wieder nach München zurück. Er gedachte der guten Stunden in Landsberg, wie folgende Urkunden bewahren: „Von Gottes Gnaden, Wir Ernst ꝛc. thun zu wissen, daß Wir auf dem Rathaus zu Landsberg mit den schönen Frauen getanzt haben, daß wir etwas müde gewesen und in derselben Müdigkeit baten uns die von Landsberg, daß wir ihre Trinkstube schauen möchten, da die unter dem Ratsaal steht. Das thäten wir und beschauten die Trinkstube. In derselben Trinkstube fanden wir aber allerlei Wein und auch einen schönen Brunnen, der mitten in der Stuben ausgeht, viel liebliche frowen und mägdlein darneben und brachten wir uns in solcher Stuben unsern ganzen guten Mut wieder. Und da wir unsern lieben Getreuen Unserer Stadt Landsberg die Förderung zu ihrer Trinkstube gethan haben, daß wir schaffen unsern Hoffischern (am Würmsee), daß sie alle Jahre, wann die rechte Fischzeit (um Weihnacht) den vorgenannten, unsern lieben Getreuen, wenn sie ihren Bothen darnach senden, etwelche gute Ferchen (Goldferchen) ausantworten. Die sollen sie dann in Landsberg durch unsern Willen auf der Trinkstube essen und Unsers Tanzes dabei gedenken. — Wir achten auch nicht, was sie ein Mehreres darüber verzehren. — München am Mittwoch nach St. Antonitag 1434."



Herzog Ernst im Rathause zu Landsberg.

Eine Martinsgans. Als im Jahre 1688 die Franzosen unter Turenne von Ochsenfurt auf den Glaßberg bei Würzburg gekommen waren, schickte der berührte Marschall einen Trompeter an das Burkharter Thor mit dem Begehren, ihn einzulassen, da er auf Befehl seines Generals mit dem Fürsten — damals Johann Gottfried II. von Guttenberg — mündlich zu sprechen habe. Man führte ihn also mit verbundenen Augen zum Fürstbischofe, vor dem er erklärte, er habe von seinem Herrn einen Empfehl an den Bischof mit dem Bericht, daß sein Herr, weil es heute Martinsabend wäre, sich auf den andern Tag beim Fürsten zu Gast geladen haben wolle, um mit ihm die Martinsgans zu verzehren. Darauf entgegnete der Bischof: „Wenn Euer Herr Marschall als

Freund die Martinsgans mit mir verzehren will, so geschiehet mir Ehre; wo er aber dadurch eine Brandschatzung verstehet, so bin ich bereit, ihm morgen vom Schlosse mit Kanonen tapfer einzuschenken"; dann wurde der Trompeter wieder abgeführt. Den folgenden Morgen verfügte sich der Bischof in aller Frühe auf das Schloß und besah sich das französische Heer. Als man den Marschall auf einem Schimmel herumreiten sah, sagte ein Konstabler zum Bischofe: „Gnädigster Herr! Erlauben Sie mir, ich will den Marschall mit einer Kanonenkugel vom Pferde heben, als wenn er niemals darauf gesessen, und wenn ich es nicht prästire, soll man mich auf einen Mörser setzen und zu ihm hinüber werfen." Der Fürstbischof aber erwiderte: „Laßt ihn mit Frieden, er ist ein junger tapferer Held und kann seinem Könige noch vieles nützen. Wenn der Marschall nicht zuerst feuert, dann schießet auch ihr nicht." Aber der Marschall zog fort.

Aus der Münzstätte des Cagliostro von Bayreuth. Wir haben in den letzten Nummern Leben, Thaten und Abenteuer des





Goldmachers und Adepten Baron Krohnemann kennen gelernt und hierbei erfahren, daß er aus angeblich selbst verfertigtem Silber Thaler prägen ließ und dem markgräflichen Paare als Zeichen seiner Verehrung zum Geschenke bot. Die Krohnemannschen Thaler sind nunmehr wirklich zu Gold geworden, d. h. sie werden von den Münzensammlern als Rarität per Stück bis zu 100 Thalern bezahlt. Herr Kommerzienrat Willmersdörfer in München, besitzt in seiner sehr kostbaren und reichhaltigen Münzsamlung sämtliche Arten der Krohnemannschen Thaler. Wir verdanken ihre Abbildung der liebenswürdigen Vermittelung des von uns bereits mehrfach als hervorragenden Numismatiker genannten Herrn Dr. Merzbacher.



Die Thaler sind überaus originell durch die Anhäufung schwulstiger Symbole und Sprüche, ein getreues Bild von Krohnemanns Charakter und seines Zeitalters. Der erste Thaler zeigt auf der ersten Seite einen vermeintlichen Doppeladler, dessen zweite Hälfte jedoch ein Strauß ist, der in seinem Schnabel ein Hufeisen hält, während die Fänge des Adlers ein Bündel Donnerkeile umklammern. Zwischen den Köpfen der beiden Tiere schwebt ein Fürstenhut und über denselben ein Zettel mit der Inschrift: Präsidia principis. Die Umschrift lautet: In honorem SER(enissimi) Princ(ipis) D(omini) D(omini) Christ(iani) Ernest(i) March(ionis).

Auf der andern Seite erblicken wir einen bloßen aus den Wolken gehenden halben Arm mit einem angesteckten Schilde. Die Hand hält einen Lorbeerzweig. Über diesem schwebt ein Zettel mit den Worten: Pro Patria. Die Umschrift ist eine Fortsetzung der vorhergehenden Seite. Brand(enburgiae) Borruss(iae) Duc(es) offert. C. W. Bar(o) d(e) K(ronemann). MDCLXXIX.

Der zweite Thaler zeigt auf der ersten Seite einen halben aus den Wolken hervorgehenden geharnischten Arm, welcher über der zum Teil hervorragenden Erdkugel schwebt. Die Hand hält das Scepter. Darüber strahlt die Sonne, welche zur Hälfte von einem Bande verborgen ist mit der Inschrift: A Deo et Parente (Von Gott und dem Vater). Die Umschrift lautet: In honorem et diem natal(em) 16 Nov(embris) 1678 Ser(enissimi) Princ(ipis) D(omini) D(omini) Georg(ii) Wilhelm(i). Auf der andern Seite sieht man einen bedeckten viereckigen Tisch, auf welchem ein Fürstenhut über das kreuzweise gelegte Schwert und Scepter auf einem Kissen liegt. Oben in den Wolken ist ein strahlendes Auge. Ein Zettel trägt die Inschrift: Optima Spes Patriae (die beste Hoffnung des Vaterlandes). Die Umschrift ist die Fortsetzung der ersten Seite: March. Brand. Bor. Duc. offert C. W. d. K. MDCLXXIX., zur Ehren und zum Geburtstage Georg Wilhelms, Markgrafen von Brandenburg, Herzogs in Preußen, übergibt dies C. W. Baron v. Kronemann





Die dritte Münze ist der Markgräfin, der besonderen Beschützerin des Adepten, geweiht. Die erste Seite zeigt ein dreifaches Sinnbild; zunächst eine dorische Säule, um welche sich ein Weinstock mit Trauben schlingt. Auf dem Kapitäl liegt eine Krone. Zur rechten Seite kniet ein Cupido; auf der Sehne des Bogens liegt ein Pfeil, nach der Krone gerichtet. Auf der andern Seite der Säule wächst eine Sonnenblume in die Höhe, welche sich der Sonne zuwendet. Im Vordergrund erscheinen zwei Täubchen. Die drei Sinnbilder haben die Überschrift „Auf Liebesglut". Die äußere Umschrift lautet: Der durchlauchtigsten und unvergleichlichen Prinzessin zu Ehren F. F. Die andere Seite zeigt einen von der Sonne bestrahlten fruchttragenden Palmenbaum, an welchem auf jeder Seite ein mit dem Fürstenhute bedecktes Herz mit einer Kette angebunden ist. Das Herz zur Rechten ist mit den Buchstaben C. E., das zur Linken mit S. L. bezeichnet, den Anfangsbuchstaben des fürstlichen Paares Christian Ernst und Sophia Louise. Über dem Palmbaum ist zu lesen „Folgt Segens Gut", über den beiden Herzen „das stärkt den Mut". Die Umschrift lautet: Sofia Luisa Marcg(räfin) zu Br(andenburg) G(eborne) H(erzogin) z(u) W(ürtemberg) u(nd) T(eck). Aufgerichtet v(on) C. W. B(aron) v(on) K(ronemann) 1679.



Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.





No. 46. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

Der Kaufmann drückte gerührt dem Arzte die Hand und begann dann: „Du weißt zur Genüge aus meinen früheren Schilderungen, wie glücklich ich vor vielen, vielen Jahren mit meiner ersten Frau gelebt, die mir zwei unterdes so herrlich herangewachsene Kinder geschenkt. Ach! die Brave durfte nicht lange sich eines solchen Mutterglückes freuen, denn bald riß der unbarmherzige Tod sie von meiner Seite. Aber ich sollte Ersatz finden für die Geschiedene in einem zweiten Bündnis, welches ich einging mit der Freundin meiner ersten Frau. Du weißt, daß ich auf dringendes Anraten der Ärzte mich entschloß, mit Karolina eine Reise in die Schweiz zu unternehmen. Wir trafen dort in einem der kleineren Gasthöfe Luzerns eine Art Haushälterin an, welche gegen freie Verpflegung, die sie seitens des Besitzers genoß, sich nach allen Seiten hin nützlich machte und ungemein viel zur Behaglichkeit des Aufenthaltes beitrug, so daß die Gäste, zumeist Leidende und Kranke, alle des Lobes über sie voll waren. In ihrem äußeren Auftreten von ungemeiner Einfachheit und Anspruchslosigkeit, merkte man ihr dennoch nach den ersten Worten die Dame von Stand an, welche bessere Tage gesehen hatte und nunmehr durch die Notwendigkeit gezwungen war, ums Brot zu arbeiten, wenngleich sie sich sonst in keiner Weise als zum Dienstpersonal gehörig betrachtete und ein überaus empfindliches Bewußtsein des eigentlichen Wertes gelegentlich zu scharfem Ausdruck brachte. Wir machten bald nähere Bekanntschaft, und Madame Moulin — so hieß diese Dame — schloß sich eng an uns an. Ängstlich vermied sie es, von ihrer Vergangenheit zu sprechen, und jede, auch die allerleiseste Anspielung schien sie unsäglich traurig zu stimmen. Alles, was wir darüber in Erfahrung brachten, war die feststehende Thatsache, daß sie Witwe war und keinesfalls vordem in glücklicher Ehe mit ihrem Manne gelebt hatte. Sie war damals sehr jung noch und von erlesener Schönheit, Französisch und Deutsch sprach sie als geborene Elsässerin, Pastorswaise, mit gleicher Fertigkeit, auf dem Klavier erwies sie sich als Meisterin. Bald wurden sie und Karolina die innigsten Freundinnen, und als wir Luzern nach mehreren Monaten verließen, willigte Madame Moulin ein, uns hierher nach Nürnberg zu begleiten."

„Dies alles ist mir ja längst bekannt, lieber und werter Freund!" bemerkte Sartorius. „Madame Moulin ist in der Folge Deine zweite Frau geworden."

„Ja, aber es bedurfte der inständigsten Bitten von meiner Seite, um sie zu bewegen, meiner Werbung Gehör zu schenken, und als sie schließlich mit mir vor den Altar trat, nahm sie mir vorher das feierliche Versprechen ab, sie niemals um ihre Vergangenheit zu befragen.

„Ich habe dieses mir abverlangte Gelübde streng gehalten, denn ich kannte Madame Moulin nach jahrelangem Zusammenleben mit meiner Frau hinreichend genau, um von ihrer Ehrenhaftigkeit überzeugt zu sein. Aber wie damals in der Luzerner Pension betrachtete Klotilde, später meine Frau geworden, sich jederzeit immer nur als die oberste der Dienerinnen. Sie kam allen ihren Obliegenheiten als Hausfrau und Mutter mit der unerschütterlichsten Pflichttreue nach, erblickte jedoch in mir jederzeit eher den Gebieter als den Gatten

und brachte sich dadurch selbst in eine schiefe Stellung dem Personal gegenüber. Kinder, welche ein innigeres Bündnis zwischen uns zu knüpfen vermocht hätten, sind uns leider versagt geblieben. Max und Bertha freilich hängen und hingen von jeher an ihr mit der rührendsten Liebe, aber in vielen Dingen ist Klotilde mir ein Rätsel gewesen. Da kamen die Kriegsjahre. Handel und Wandel stockten allenthalben. Nur mit Aufbietung aller Kräfte war es uns möglich, die Ehre des Hauses inmitten der allgemeinen Wirren aufrecht zu erhalten, denn jedes Jahr brachte uns Verluste, deren Höhe sich oft kaum genau feststellen ließ."

„Ach ja", stimmte der Arzt bei, „wer könnte jene Zeiten der schwersten Not und Bedrängnis jemals vergessen?"

„Das schlimmste Leid sollte mir das Jahr 1796 zufügen, als die Franzosen zum ersten Mal frei und ungehindert durch die offenen Thore in unsere alte Reichsstadt einzogen. Wir alle wissen noch sehr wohl, welche maßlose Verwirrung damals bei uns herrschte. Es schien, als hätte alles, Rat und Bürgerschaft, den Kopf verloren. Das öffentliche Vertrauen hatte mir eine Menge von Ehrenämtern übertragen, und so geschah es, daß ich, überall in die ersten Reihen gestellt, an allen wichtigen Verhandlungen thätigen Anteil zu nehmen hatte. Der Rat mußte sich in jenen Tagen fast permanent erklären, und trotz endloser Sitzungen vermochte man nicht so recht aufzuarbeiten, denn es zeigte sich, daß unser Staatsgebäude, auf welches wir so stolz waren, übermorsch geworden und bei diesem ersten Anprall von außen her in seinen Grundmauern so bedenklich erzitterte, daß sein Untergang unvermeidlich erschien. Doch da hat mich die leidige Politik wieder einmal auf Abwege verlockt, während ich doch über eine persönliche Angelegenheit mit Dir sprechen wollte", sagte Wägel mit schwachem Lächeln. „Du erinnerst Dich vielleicht noch, daß im August des Jahres 1796 ein französischer Husarenoffizier bei mir einquartiert wurde."

„Gewiß", entgegnete Sartorius, „ich habe ja einmal in seiner Gesellschaft bei euch hier zu Abend gespeist. Seit dieser Zeit freilich haben sich so viele französische Offiziere in Nürnberg längere oder kürzere Zeit aufgehalten, und mich hat mein Beruf mit einer Unzahl solcher in nähere Berührung gebracht, daß ich mich kaum mehr seiner Person erinnern kann."

„Damals haben die Verhältnisse gewollt, daß ich selten zu Hause verweilen durfte", sagte Herr Wägel mit verdüsterten Mienen. „Es mag sich hinter meinem Rücken hier mancherlei abgespielt haben, wenn ich oft tagelang weder meine Familie, noch mein Personal zu Gesicht bekommen. Da geschah es, daß ich eine Deputation des Rates begleiten mußte, die sich nach Lauf in das Hauptquartier Jourdans begab. Am nächsten Tage von dort zurückgekommen, fand ich Klotilde auf den Tod krank, aus schwerer Kopfwunde blutend; wenige Stunden darauf wurde ich mit einigen anderen von den Franzosen verhaftet und als Geisel nach Givet abgeführt, um erst nach einem vollen Jahre von dort wieder heimzukehren und meine Frau in einem mehr als beklagenswerten Zustand wiederzufinden."

Der Sprechende hielt einen Augenblick in der Rede inne; die Erinnerung an jene schwere Zeit schien ihn jetzt noch tief zu erschüttern. Dann fuhr er fort: „Müller, diese goldtreue Seele, hat mir später vertraut, daß er samt Ammon und Krubel meine Frau in jener Unglücksnacht unter Steintrümmern und gestürztem Balkenwerk hervorgezogen. Der Sturm hatte oben den Giebel umgerissen. Was aber Klotilde zu suchen gehabt an dieser einsamen Stelle, die für gewöhnlich keines Menschen Fuß betreten, weiß ich nicht. Müller will schon längere Zeit vor dieser Katastrophe an meiner Frau ein eigentümlich verstörtes Wesen wahrgenommen haben, das sich gesteigert, als sie erfahren, daß ein fremder Offizier im Hause einquartiert sei. Ich muß leider gestehen, daß der brave Müller der einzige gewesen ist, der für Klotilde eingenommen war, alle anderen haßten in ihr den fremden Eindringling von der allerersten Stunde an. Später freilich wagten sie über ‚Madame', nachdem sie meine Frau geworden, nichts mehr zu sagen, aber die Liebe des Personals wußte sie sich nie zu erwerben. Als ich damals vor 19 Jahren aus dem fernen Frankreich heimgekehrt war, fand ich, daß Klotilde für mich verloren sei, denn kaum vermochte die Arme in dem Wiedergekommenen ihren Gatten zu erkennen, und nur selten hat sie seitdem lichte Stunden gehabt. Du hast ihren Zustand als düstere Schwermut bezeichnet und mir jederzeit Hoffnung gemacht, daß es dermaleinst gelingen könnte, den finstern Dämon zu bannen, der ihre Seele beschattet."

„Dieser Ansicht", entgegnete der Arzt, „bin ich auch jetzt noch, und die allerneuesten Erfahrungen haben mich wahrlich nicht Lügen gestraft."

„Mir ist an dieser Geistesumnachtung manches rätselhaft, sagte Wägel mit einem tiefen Seufzer, „und ich fürchte, daß der Unglücksfall nicht allein sie verursacht."

„Aber was denn sonst, lieber Freund?" fragte gleichmütig Sartorius."

„Die Qualen eines schuldbeladenen Gewissens!" antwortete der Kaufherr mit dumpfer Stimme. „Da ist neulich der Krubel zu mir gekommen —" —

„Ich kenne den Menschen zur Genüge. Bitte, fahre fort und sage mir, was er von Dir gewollt."

„Geld wollte er. Eine respektable Summe, 1000 Gulden, glaube ich. Damit sollte ich mir sein Schweigen erkaufen."

„Sein Schweigen?"

„Ja, er will wissen, daß zwischen Klotilde und dem französischen Husarenoffizier geheime Beziehungen bestanden haben. Ferner behauptete er, im Besitze des Dolches zu sein, mit welchem meine Frau ihren früheren Galan beseitigt haben soll oben auf dem Söller unseres Hauses."

„Was hast Du denn dem Elenden geantwortet auf solche ebenso freche als plumpe Erfindungen?" fragte begierig Sartorius.

„Müller, der mir zu Hilfe gekommen, hat ihn entfernt, indem er mit der Polizei drohte. Was indes die ebenso frechen als plumpen Erfindungen anbetrifft, lieber Freund, so bin ich in diesem Punkte leider anderer Ansicht. Krubel mag Recht haben."

„Wie, Du wagst es, Deine Frau zu verdächtigen, und dieses einzig auf die Reden dieses gemeinen Burschen hin, der von Dir Geld erpressen will? Wie kommst Du als verständiger Mann zu solchen, verzeih mir, verrückten Faseleien?"

Der Arzt war im Feuer der Rede von seinem Sitze aufgesprungen und durchmaß das Zimmer mit langen Schritten.

„Bitte, nimm wieder Platz", sagte ruhig der Kaufherr. „Wir wollen weiter über den Fall reden. Zur Zeit verweilt hier in Nürnberg ein ehemaliger Oberst der großen Armee,

Franz Laharpe ist sein Name, der sich vorgenommen hat, Nachforschungen anzustellen über seinen Waffenbruder, den damaligen Husarenkapitän George Prüd'homme, ci-devant Marquis de Tréfort."

„Laß ihn doch um Gotteswillen ruhig solche Nachforschungen anstellen, lieber Frennd. Dergleichen braucht Dich ja gar nicht zu kümmern."

„Und wenn der Kapitän in der That — mir schaudert es auszudenken — durch Klotildens Hand geendet hätte, da er hier im Hause verschwunden sein soll, und meine Frau, wie Krudel behauptet, einen Dolch in der Hand gehabt!" rief Wägel in leidenschaftlicher Hast.

Der Arzt wurde nachdenklich. — „Wohl", sagte er dann, „ich muß zugeben, daß der Fall unter Umständen kritische Verwickelungen nach sich ziehen könnte. Indes handelt es sich hier in erster Linie — sollte eine solche Anklage ernstlich erhoben werden — darum, kaltes Blut zu bewahren. Vor allem, wer sollte den Ankläger machen? Der Oberst? Schwerlich, und wenn doch, dann wüßte man alsbald, wer ihn dazu bestimmte, und diesem Krudel als Ankläger gegenüber haben wir federleichtes Spiel."

„Krudel ist Bürger und Hausbesitzer, die alten Zeiten reichsstädtischer Rechtspflege sind vorüber. Er darf, zumal bei den jetzt bestehenden Zuständen sicher sein, nicht nur vor dem Richter Gehör, sondern auch unter der Menge Glauben für seine gegen mich erhobenen Beschuldigungen zu finden."

„Das bestreite ich vorerst noch ganz entschieden. Deine brave Frau soll einen französischen Offizier ermordet haben! Welch unsinnig verruchte Idee! Niemand wird es glauben. Freilich fehlt es leider Gottes nie an solchen, die Freude am Skandal haben, aber das Gesetz fordert denn doch auch Beweise für solche Anschuldigungen, sonst wird der Ankläger kurzer Hand als infamer Verleumder betrachtet und strengstens prozessiert."

„Beweise? Ernst, Du vergißt den Dolch!"

„Den Dolch? Aha, der saubere Patron wird sich auszuweisen haben, wie er in dessen Besitz gekommen. Wenn er des Dolches erwähnt, wird man wissen, daß er ihn einfach gestohlen hat. Wer will denn beweisen, daß die Waffe jemals Deiner Frau angehörte? Überhaupt, lieber Freund, hast Du unrecht, Dich mit solch düsteren Gedanken zu befassen. Schließlich hältst Du Deine Frau gar noch in der That einer solchen Handlung für fähig?"

„Wollte Gott, ich fände Mittel und Wege, ihre Unschuld zu erweisen."

„Wie Du nur so sprechen magst! Wer darf es denn wagen, an ihrer Unschuld und Reinheit zu zweifeln?" rief der Arzt aus. „Mir scheint fast, als hätten die trüben Erfahrungen der letzten Jahre Dich zum richtigen Hypochonder gemacht. Freue Dich vielmehr, daß sich eine ganz entschiedene Wendung zum Bessern im Befinden Deiner Frau konstatieren läßt, nach allem, was mir gestern Deine Kinder und Monsieur Henri mitteilten."

„Und der tiefe Schlaf, in welchen sie seitdem verfallen?" fragte Wägel.

„Ist ein Zeichen hochgradiger Schwäche, ich muß es zugeben", bemerkte Sartorius, „und mir wäre lieber, ich hätte sie heute in wachem Zustande angetroffen, da ich meine Beobachtungen in ausgedehnterem Maße hätte machen können. Indessen ist es ein ganz gesunder Schlaf, der zu keinerlei Befürchtungen Anlaß gibt. Es ist dies eine notwendige Folge der gestrigen Aufregungen."

„Sie äußerte gestern den Wunsch, mich sprechen zu dürfen, und als ich heimkam, vermochte sie nicht mehr, mich, ihren Gatten, zu erkennen. Du warst dessen ja selber Zeuge."

„Ich weiß wohl, und auch eben jetzt hat sie nur Verlangen nach Monsieur Henri gezeigt, und wenn sie den jungen Mann an ihrem Lager weiß, dann schlummert sie wieder ein."

„Für ihre ganze sonstige Umgebung zeigt sie keinerlei Interesse.

„Das wird mit einem Male sich ändern", tröstete der Arzt, „wenn es ihr gelingt, die dumpfe Lethargie abzuschütteln, in deren Banden die Arme seit so langen Jahren gelegen. Fürchte nichts, lieber Freund, und wenn der Schlaf noch länger andauern sollte, er wird sie kräftigen. Ich betrachte dies als ein Anzeichen der Krisis."

„Wann darf ich sie ausfragen über ihre Beziehungen zu dem Kapitän?"

„Um Gotteswillen nur jetzt nicht!" rief der Arzt lebhaft aus. „Du mußt ihr unbedingt Zeit zur Erholung und Sammlung gewähren und auch dann noch, vielleicht erst in Wochen, mit aller Vorsicht und Schonung zu Werke gehen. Ich würde sogar es abwarten, bis Deine Frau sich gedrängt fühlt, Dir freiwillig ihre Geständnisse abzulegen. Aber unter allen Umständen darfst Du beruhigt sein. Ich kann nun und nimmer glauben, daß sie Dir eine unehrenhafte Handlung zu gestehen hätte. Von Deiner Seite muß alles geschehen, daß Gemütsaufregungen thunlichst vermieden werden."

„Dein Rat soll gewissenhaft befolgt werden, Ernst. Habe Dank für diesen neuen Beweis freundschaftlicher Gesinnung!" sagte der Kaufherr, dem Arzt warm die Rechte drückend.

„Nun, und dann gestatte, daß ich mich wieder empfehle. Meinen Gruß an Bertha und Max."

Herr Wägel hatte dem Medizinalrat das Geleit gegeben bis zur Hausthür, dann stieg er in ernst nachdenklicher Stimmung die Treppe empor, die zu den Familienzimmern des ersten Stockwerks führte.

(Fortsetzung folgt.)

Die wittelsbach-zweibrückische Fürstengruft zu Meisenheim am Glan.

Von Ludwig Eid.

Wenn der Pfalzreisende bis zur nördlichsten Spitze unserer Heimat vorgedrungen und sich dann aus dem breiten Thale der Alsenz seitwärts in den zwar engen, aber um so formenreicheren Moschelgrund gewendet hat, erblickt er zur Linken bald die mächtige „Landespurc", das Dynastenschloß der Zweibrücken-Landsbergerschen Linie. Und wenn er dann von hier aus durch das freundliche Obermoschel weiter westwärts seinen Fuß setzt, betritt er die hohe Landstraße, welche als eine der wenigen im Lande einst von den Zweibrücker Pfalzgrafen zu ihrer Residenz Meisenheim gezogen wurde.

Ein rechter Bergpaß ist's, der zur Wasserscheide zwischen Glan und Alsenz klimmt. Dafür aber um so lohnender die Aussicht. Denn soweit diese Bergwellen, diese Hügel der Haardt, diese Kämme des Hunsrücks, die da vor und neben, im Rücken und zur Seite sich dehnen — sind sie uralt Veldenz-Zweibrückisch Land. Mittendurch winden sich die tiefdunkeln Wasser des Glan, welche ehedem den hl. Disibod gesehen, den Apostel, und die Lieder der hl. Hildegardis gehört, der gottbegnadeten Seherin. Heute sind diese Fluten Grenzscheide, und doch wird niemand dem „Bayerland" zürnen, wenn es dieselben überschreitet und hinüber pilgert über die blauweißen Grenzpfähle nach Meisenheim zur Krypta der Schloßkirche, in welcher 40 Mitglieder des erlauchten Königshauses dem ewigen Frieden entgegenschlummern.



Das Grabmal Herzog Wolfgangs und seiner Gemahlin Anna in der Stadtkirche zu Meisenheim. (Totalansicht.)

Am 14. April 1409 hatte der Kaisersohn und Pfalzgraf Stephan die Eheberedung mit Anna, der Erbtochter von Veldenz, eingegangen, und 1438 trat er als Mitregent über das von der Alsenz bis zur Mosel reichende Veldenzer Land ein. Schon im nächsten Jahre ist Anna in die Familiengruft zu Meisenheim eingezogen, und Stephan fühlte sich gedrängt, die Kirche, die auch sein Erbbegräbnis werden soll, durch einen schönen Turm zu zieren. Dieser Plan mag kaum zur Reife gediehen gewesen sein, als der Tod 1459 den Herzog seiner Gemahlin beigesellte. Beide ruhen in der sog. Stephansgruft vor den Chorstufen.

Es kamen die unruhevollen Jahre des schwarzen Ludwig[1]. Der „böse Fritz" hatte 1461 der alten Stadtkirche schwer mitgespielt. Darum sammelte Ludwig Silber und Gold, und das Volk steuerte bei zu einem Bauschatze. Für 12 Jahre stiftete der fürstliche Fundator mit seiner Gemahlin, Johanna von Croy, die ansehnliche Summe von 300 fl. pro anno und 1479 legten sie den ersten Stein durch Thomas Berenzer, der auch eine Kirche zu Regensburg aufgeführt. Fünfundzwanzig Jahre bauten sie, bis das Langhaus unter Dach stand, und noch zehn, ehe es ganz vollendet. Ludwig aber erlebte nicht mehr diese Tage[1]. 1489 schon war er in der neuen, unter einer eigenen Kapelle, neben dem Chore seines herrlichen Baues eingerichteten und nach ihm benannten Familiengruft zu seinen Ahnen versammelt. Kein Buchstabe kündet den nachfolgenden Geschlechtern, daß er hier ruhe. Wozu auch? Wölbt sich nicht über seinem Staube ein unvergänglich Denkmal, „eine wahre Perle der Spätgotik", die, trotz aller Entartung in Spitzbogenführung und Gewölbebau, in allen ihren Teilen „zierlich und harmonisch, ein höchst malerisches Gesamtbild" ergibt.

Schau dieses einzig schöne Portal, sieh, mit welcher Anmut sich dieser Turm[2] hinaufhebt in Äthers Bläue! Wie duftig fein diese Nischen, Kreuzblumen und Galerien, wie schlank ragend diese Strebepfeiler und Bögen! Ist's dir nicht, als zöge es dich hinauf von einem Nadelsäulchen zum andern, immer höher und höher, damit du alles ganz genau sähest und dann das kunstgesättigte Auge von den luftigen Galerien aus 75 m Höhe hinausschweifen lassest gen Ost ins Pfälzer Land! Tritt auch ein in das Gotteshaus selbst und siehe dieses Chor, dieses Langhaus, diese Sakristei und Grabkapelle mit den zierlichen, frei und hoch aufstrebenden Säulen, die, ähnlich wie in der sog. neuen Kirche zu Straßburg, als Gewölbegurten teilweise vollständig freistehen und höher über sich erst das wirkliche Gewölbe sehen lassen — ist's nicht, wie eine zu Stein erstarrte Waldeshalle, die Baumeister Wahl mit Recht den Domen zu Köln, Meißen, York und Bilbao und dem Rathause zu Löwen anreiht? Wahrlich, die Wappen Ludwigs und Johannas, die schlicht und recht den Gewölbeschlußsteinen des Mittelschiffes eingemeißelt sind, reden mehr

---

[1]) An Litteratur hierüber sei als auch von uns benutzt genannt: Cörper, Nachrichten über Meisenheim. Riehl, die Pfälzer, S. 152 ff. Wahl, Die gotische oder deutsche Bauart in „Allg. Anz. d. Deutschen", Jahrg. 1807 Nr. 111. Crollius, Beschreibung der Kirchen und Grüfte im ehemaligen Herzogtum Zweibrücken 1784—85. Heintz, Die Zweibrücker Herzöge, S. 176, 228 u. s. w. Sundal, Oratio de Meisenhemio 1727. Archivalische Nachrichten im Kirchenschaffnei-Archiv Zweibrücken Rep. II. 248 u. IV. 2395. Die Denkmal-Photographien wurden uns in dankenswerter Weise von befreundeter Seite hergestellt; sie sind im Handel nicht zu haben.

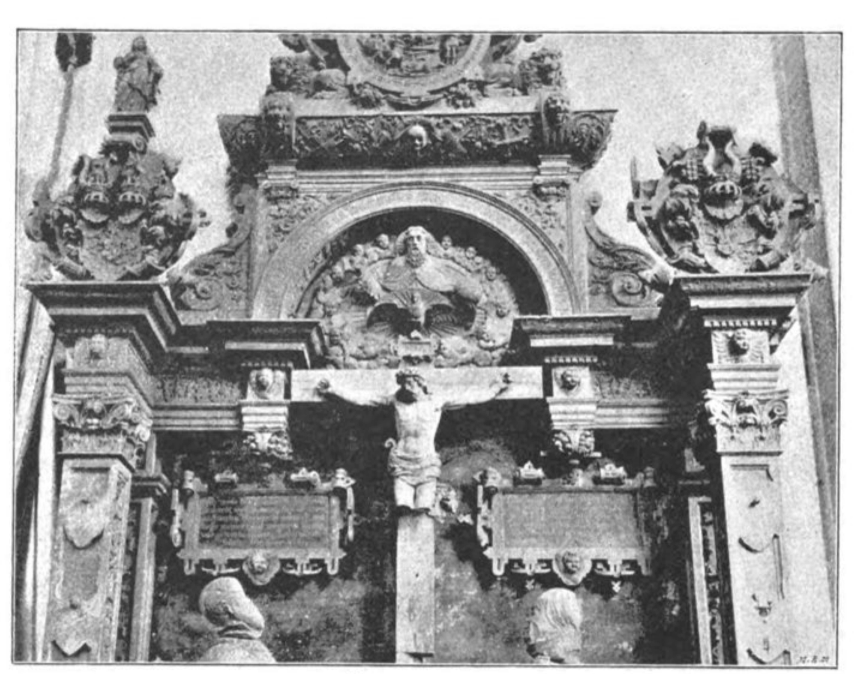
[1]) Herzog Ludwig von Zweibrücken regierte von 1453—1489.

[2]) Ob derselbe von Stephans Zeiten stehen blieb, oder ob er durch die oben angedeutete Beschießung Meisenheims gleich dem noch aus Veldenzer Zeit herrührenden Langhaus zugrunde ging, läßt sich nicht entscheiden. Wir glauben indes aus verschiedenen hier nicht näher zu erörternden Umständen das erstere annehmen zu dürfen, so daß als Ludwigs Schöpfung das Langhaus vornehmlich in Betracht käme.

als ein langes Epitaphium von wittelsbachscher Frömmigkeit und pfalzbayerischem Kunstsinn vor 400 Jahren!

Wir haben in unserer Begeisterung den Leser etwas aufgehalten; vielleicht nicht ohne Grund. Ist doch dieser Prachtbau unter den vielen spätgotischen Kirchen unserer Pfalz neben der Alexanderskirche zu Zweibrücken das einzige noch erhaltene fürstliche Architekturstück jener Periode und damit das vorzüglichste Muster des spezifisch pfälzischen Geschmackes „nicht mehr des Genius, sondern einer gewissen allgemeinen Bildung, welche die Pfälzer selten etwas ganz Schlechtes, aber auch selten etwas epochemachend Gutes bauen ließ".

Die innere Ausschmückung der Kirche hat wohl gleich dem Turme unter den Bilderstürmen der Reformationszeit vielfach gelitten. Man überschreitet zunächst die unter dem Mittelgange verborgene Stephansgruft. Darin ruht neben dem Gründer selbst vor allem Friedrich Ludwig, von 1666 bis 1681 Herzog, der stille Dulder von Landsberg, welcher, ein Opfer französischer Reunionsgelüste am 1. April 1681 auf seinem Refugium Moschellandsberg in Armut und Elend verblich. Unmittelbar am Lettner betrittst du dann die Sargplatte der Maria Elisabetha Heppin, der zweiten (morganatischen) Gattin des Vorgenannten und Stammmutter derer von Fürstenwärther[1]). Jetzt wendest du dich rechts und gelangst durch eine niedrige Thür in die nach Süden gelegene Ludwigs-Grabkapelle.



Das Grabmal Herzog Wolfgangs in der Stadtkirche zu Meisenheim.
(Obere Partie.)

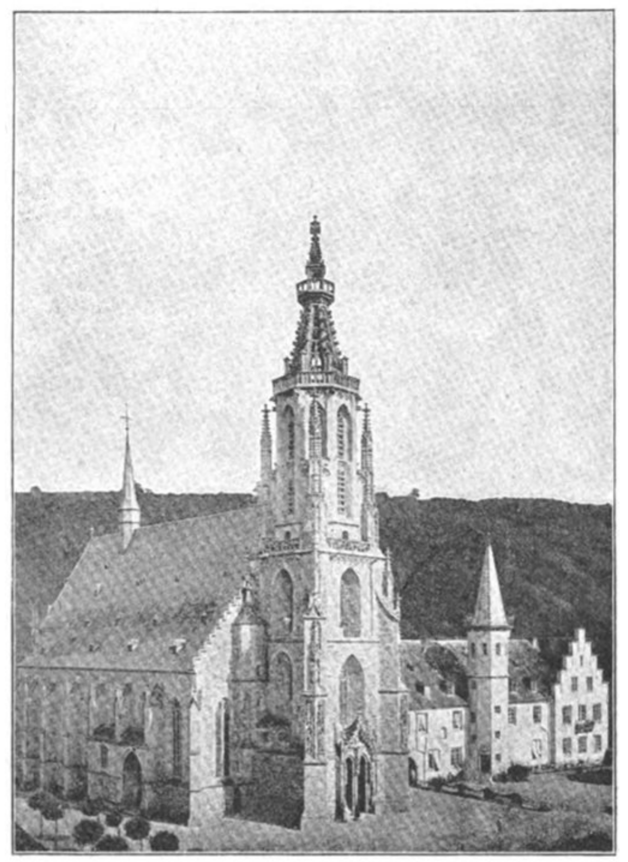
Still ist's in dem schmalen Raume und still, still im weiten Gotteshaus. Wie im Traum ziehen an mir vorüber die Helden einer 300jährigen Geschichte. Tief vom Boden steigen sie herauf, durch die weiten Fugen der Verschlußplatten, von den Konsolen kommen sie herab, die hier ruhen; die Denksteine nehmen Körper und Charakter an! Da ist **Ludwig**, der kriegerische Ritter, und **Wolfgang**, sein Urenkel, da ist **Karl von Birkenfeld** († 1601), des letzteren tapfrer Sohn, der Begründer der Birkenfelder Linie und somit der Stammvater unseres Königshauses. Da ist **Wilhelm Ludwig**, der weitgereiste, leider zu früh verstorbene Prinz von Landsberg, ist **Karl Casimir**, des letzteren Sohn, der als 18jähriger Student zu Heidelberg vom Tode ereilt wurde. Und nicht minder imposante Frauengestalten gruppieren sich um sie. Hier Johanna von Croy, die ehrwürdigste aller, dort Anna, Wolfgangs Gemahlin und Tochter Philipps des Großmütigen von Hessen, die fürstliche Schenkgeberin an Meisenheimer Arme; wieder Dorothea von Braunschweig-Lüneburg, des obgenannten Birkenfelder Stammherrn Gemahlin, und endlich Amalia, des oranischen Wilhelms Tochter, und Charlotte Friedericke, die resolute Regentin des Herzogtums Zweibrücken (1681—1704), und noch viele, die zu nennen gar zu lange aufhielte, geschweige denn der Kinder, die zahlreich und früh zu dieser Kammer hinabgestiegen. — Das Bild wandelt und belebt sich vor mir. Ich sehe fremde Eindringlinge. Mit frevelnder Hand langen die Mordbrenner des Successionskrieges nach den Särgen. Doch die gebieterische Stimme der edlen Zweibrückerin Fridericke Charlotte scheucht sie zurück. — Ein halb Jahrhundert verstreicht. Wes ist der Lärm, der da ob unsern Häuptern tost? Was soll das Prasseln und Wimmern, was das Rasseln und der Schimmer? Feuer! Flammenwut im Heiligtume! Der Stephansstock drüben im Schloß ist in heller Glut entbrannt und speit seine lodernden Garben zur Grabeskirche. Soll, o Herzog Stephan, auch Dein Tempelbau fallen? Haltet eure schirmende Hand ob eurem Hause, ihr Verklärten! Das gierige Element verlischt, Rettung, Friede kehrt. — Wieder 50 Jahre! Wer donnert durch den Raum, wer zwingt euch, zu weichen, fürstliche Schatten? Rohe Horden der Sansculotten dringen herein und — o Entsetzen! sie schänden eure Särge, sie zerschmettern eure Gebeine, zertrümmern eure Denkmale. Dort das schönste aller Monumente, Herzog Wolfgangs und Annas Stein, reizt ihre teuflische Wut. So fahre hin, du herrliches Gebilde, ende unter den Keulenschlägen der „großen Nation", der dein Held einst sein Herzblut gelassen. Gleichgültig spähen die Barbaren, ob nicht noch etwas da wäre, würdig ihres Hammers. Ja — die Figur Herzog Karls! Doch — »non, c'est un grand général!« — und sie lagern sich zu Würfel und Orgie in ihrer Menageküche und Wachtstube, der herzoglichen Grabkapelle!

Des Herzogs Statue aber schaut noch heute unversehrt herab auf sein blühend Geschlecht.

Wie könnte ich die Denkmale kunstgeschichtlich besser skizzieren, als daß ich hier unter Hinweis auf unsere Illu-

[1]) In inniger Liebe ihrem hohen Gemahl zugethan, befahl dieser, daß sie ihm auch nahe sei im Tode. 45 Jahre überlebte sie den Herzog, das Zweibrücker Oberkonsistorium aber ehrte auch jetzt noch dessen einstmalige Verfügung und gestattete die Beisetzung der weiland Glöcknerstochter im Chore der Kirche.

strationen Riehl selbst reden ließe, der da sagt: „Auf seinem Gipfel zeigt sich der zierliche Pfälzer Naturalismus in den Grabsteinen der Fürstengruft zu Meisenheim. Wir sehen hier reich durchgearbeitete Werke der frühen, noch edlen und maßvollen Renaissance. Architektur und Ornament dieser recht eigentlich pompösen Epitaphien erinnern wieder an das gemeinsame Muster aller tüchtigen pfälzischen Prunkwerke der Zeit, an den Ott-Heinrichsbau. Harnische, kunstvoll gekettelte Panzerhemden, Faltenröcke und Spitzkrägen, dazu das heraldische Getier auf großen und kleinen Wappen kann man in Meisenheim mit einer Naturwahrheit gemeißelt sehen, um derenwillen heute noch der glatteste Techniker den Hut vor den alten Steinmetzen abziehen wird. Ja, diese Miniaturarbeit in Stein geht hier so weit, daß man bei einem Denkmal (gemeint ist hier unstreitig das unserer Zeichnung) bezweifelt hat, ob es wirklich mit dem Meißel gehauen und nicht vielmehr mit dem Messer aus einer ganz besonderen halbweichen Masse geschnitzt sei, die sich allmählich erst zum vollkommenen Stein verhärtet habe. Diese geleckte Holzschnittarbeit in sprödem Stein macht dann ungefähr den Eindruck, wie wenn man heutzutage Musiker hört, die ein Flötensolo auf der Baßgeige spielen. Aber anmutig sind diese Werke doch, und schmückte solche Arbeit einen Festsaal, statt einer Grabeskapelle, man würde sie höchlich preisen müssen. Und nebenan, in derselben Kapelle stehen, recht wie zur Versöhnung des Kunstrigoristen, die Steinplatten einer alten Kanzel mit spätgotischen Reliefs, mehrere Kirchenväter darstellend. Da haben wir wieder den pfälzischen Naturalismus in der ganzen Kraft, aber auch in seiner ganzen Schönheit und Würde."



Die Stadtkirche zu Meisenheim.

Diesem herrlichen Preisgesang speziell in Hinsicht des Wolfgangschen Denkmals noch etwas anfügen? Vielleicht die Versicherung, daß diese Nadeln, diese Fädchen und Bänder, diese Blätter und Scheiben, diese Zähne, diese Rollen und Cartouches von der Meisterhand eines Johann Frarbach ganz aus Stein, aus wirklichem Stein gemeißelt seien mit Ausnahme der unteren Sockelplatten! Die fast lebensgroßen Figuren Wolfgangs und Annas († 1591), wie auch der Körper des Heilands sind zertrümmert, und von den abschließenden Allegorien der drei göttlichen Tugenden (?) fehlt die rechte. Über der Trinitätsgruppe auf dem Rundbogen ziehen sich die Worte hin: dieser ist mein geliebter Sohn rc. (Matth. 3, 1), während das von grimmig blickenden bayerischen Löwen getragene Schlußmedaillon in Relief die Auferstehung des Herrn und darum das Trosteswort trägt: „Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben"; zu Wolfgangs Häupten aber redet sein Wahrspruch: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt", während seine Gattin mit Joh. 3, 16 hält: „Also hat Gott die Welt geliebt!" — Fast dünken uns diese Spruchbänder als überflüssige Texte eines sprechenden Bildes. Oder ist nicht das ganze Bildwerk ein architektonisches: Wir glauben an eine Auferstehung der Toten?

Herzog Wolfgang starb, wie bekannt, zu Nessun bei Limoges in Südfrankreich auf einem Kriegszuge, den er den Hugenotten zu Hilfe unternommen hatte, am 11. Juni 1569. Sein Leichnam wurde unter unsäglichen Beschwerden, als Salzgut verfrachtet, von Rochelle aus zur See befördert und langte endlich am 23. September 1571 zu Meisenheim an. Die Beisetzungsfeierlichkeit schildert der damalige Bürgermeister wie folgt:

„Ist die gantz Burgerschaft samt weibern in Traurigkeit hinauß an die untern Pforten mit ihren Trauerkleider gangen und den Corpus hinein in die Statt in einer großer procession helfen geleiten, vnd ist ein so groß Volk geweßen, daß die ersten im Glidt in der Kirch' geweßen, sind die letzten noch vff der Brück gestanden, also daß die Kirch allhir so voller Leuth geweßen, daß sich schier keiner vor dem andern regen können. Die Leich wurde herrlich begleitet vnd getragen von 12 Persohnen von Adel, dann man sagt die pahr sei vff 8 oder 9 Zentner schwer geweßen, dann er in einem bleyern sark gelegen vnd vm den Sark ein eichern Kasten verborgen außwendig vnd innen. Darnach außwendig mit großen eisernen Banden beschlagen an allen den Enden vnd der mitte. Darnach lagen ahn der Kißt drey große mahl (Vorleg) schloß so groß wie eine halbmäßigte Kann(t). Es gingen vor der Leich drei große schöne Roß mit schwarzen lindischen Tuch durchaus überzogen, daß man kein Haar ahn einem pferd sehen kunte. Die (Huf-) Eisen waren abgebrochen vnd waren mit Filz beschlagen. Es gingen drey vom Adel vor der Leich, trugen 3 Fahnen, so noch in der Kirch im Chor henken. Die Kirch, die stühle, die Kanzel war alles mit schwarzem Tuch überzogen. Es ist der Corpus mit der beschlagenen Lad ins Gewölb in das kleine Chor gestellt worden, in welchem Gewölb ich gewesen vnd den Hern helffen an das ort zur rechten Hand hinstellen, steht in keinem Erdreich, sondern vff einer Diele. Es hat Her Johann Krez, Pfarrer, die Leichtpredigt kethan dazumahl." [1])

[1]) Dieser Bericht ist verstümmelt wiedergegeben im Zweibrücker Intelligenzblatt vom Jahre 1800 Nr. 2 und abgedruckt bei Molitor, Fürstenstadt S. 237.

Der Bürgermeister kann sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, seinem tiefbewegten Gemüt noch weiter zu einer kleinen Reflexion das Wort zu verstatten. Nachdem er, wie wir oben angedeutet, den Transport geschildert hat, fährt er — und das ist eine sehr schöne Stelle — also fort:

„Der gute fromme Fürst ist vielleicht durch Anreizung anderer Herrn in diesen Krieg gebracht worden. Sie haben auch nachmals dasselbig mit der Haut bezahlen müssen, sonderlich der Geroldseck. Es hat auch dieser Herr, Herzog Wolfgang, viel seiner eignen Landvölker mit ihm (lies: sich) ausgezwungen, welche von Weib und Kind mit großen Schmerzen ziehen müssen und zu schönen (= schnellen) Gräbern verordnet; (denn) derer sehr wenig wieder herauskommen sind, wie ich dabei gestanden bin, als sie gemustert und ausgeschickt waren, das ich dazumal Burgermeister geweßen, das michs erbarmet. O wehe am Jüngsten tag!" —

Wie steht's nun, wird der kunstliebende Leser wohl am Schlusse fragen, mit der Zukunft dieser unvergleichlichen Wittelsbachschen Grabkapelle? Leider vermögen wir ihm keine erfreuliche Kunde zu geben. 177 000 Mark erforderte die 1877 vollendete, wohlgelungene Restaurierung des Hauptbaues. Auf viele Jahre noch sind die Kräfte der Gemeinde dadurch absorbiert, und so bleibt auch uns nur die große Frage, welche schon vor 15 Jahren Pfarrer Cörper stellte: Ob bei dem Mangel aller und jeglicher Mittel der pietätvolle Wunsch, wenigstens das klassische Denkmal Wolfgangs, des vortrefflichen Fürsten, wieder hergestellt zu sehen, je in Erfüllung gehen wird, ist nicht abzusehen, wenn nicht von anderer Seite in hochherziger Weise dafür gesorgt werden sollte.

Von einer Rueg-Ordnung im fürstl. Archive zu Wallerstein

und vom Bauernstande des ausgehenden Mittelalters.

Von Dr. Joseph Weiß, fürstl. Archivar zu Wallerstein.

(Schluß.)

In vielen Geschlechtsverbänden von hundert und mehr Familienhäuptern hatten die Germanen vom deutschen Lande Besitz genommen, jeder Verband erhielt eine Bodenfläche zur Besiedelung. Die Genossenschaft des Geschlechts ward mit der Seßhaftigkeit eine Genossenschaft gemeinsamer Grenzen, die gemeinsame Ausbeutung der neuen Heimat stempelte sie zu einer Art Aktiengesellschaft, einem Wirtschaftsverband einer gemeinsamen Mark. Den Gesamtverband sprengte die wachsende Bevölkerung in kleinere Verbände, aus denen sich schließlich als kleinste Einheit die bloße Dorf-Markgenossenschaft herausschälte. Die Gemeinschaft band die Genossen in patriarchalischem Sinne mit Leib und Leben, Hals und Hand, Lieb und Leid. Zur Seite bestand eine Fülle abhängiger Genossenschaften, in denen zugethane Leute und Vogteipflichtige sich unter ihren Herren zu selbständigen Lebenskreisen abschlossen zum Schutze vor fremdem Angriff wie vor innerer Unbill. Zu bestimmten Zeiten, außerdem nach Bedürfnis auf besonderes Gebot versammelten sich die Markgenossen zum „Märker-Ding" [„Ding" bezw. „Thing" = Versammlung, Gericht], um über Markfrevel und Händel der Markgenossen zu richten. Für die Feldfluren der Dorfgemeinde lösten diese Aufgabe die „Heimgereiden", „Bauersprachen" oder Feldrügegerichte.[1] In grundherrlichen Dörfern fielen die Feldrügegerichte mit dem „Bauding", der „Hofsprache" oder dem grundherrlichen Hofgerichte zusammen; Richter war da der Grundherr selbst oder ein Vertreter desselben, ein Amtmann oder Meier, Urteiler waren die Hofgenossen oder aus ihnen entnommene Schöffen. Diese Hofgerichte wurden zu bestimmten Zeiten als „echte Dinge" oder nach Bedürfnis als „gebotene Dinge" abgehalten. Den Doppelcharakter von „Hofsprache" und „Bauersprache" trägt auch die unten folgende Ehinger „Rueg-Ordnung". Vielerorts mußten bei den genannten jährlichen Gerichtsversammlungen „alle Leut, die in dem Gerichte gesessen, mit gelehrten Eiden sagen und schwören, was einer von dem andern gehört und gesehen hätte, das an das Gericht gehört". Geradeso war es bei den bischöflichen „Sendgerichten", für welche in jedem Kirchenspiel aus den angesehenen Gemeindegliedern „Rügezeugen" (testes synodales) entnommen wurden, die sich eidlich verpflichteten, alle lautgewordenen, dem Gerichte zuständigen Sachen zu „rügen", d. h. anzuzeigen.[1] Vor ein gemeindliches Rügegericht kamen gewöhnlich kleine Schuldsachen, Raufhändel, Feldfrevel durch Überackern, Übermähen, Überzäunen, Überhüten u. ä. Die Ordnung eines solchen Gerichtes befindet sich im fürstlichen Archive zu Wallerstein als eine Abschrift aus dem XVI. Jahrhundert, welcher ihrerseits eine im Jahre 1487 nach einem älteren Originale gefertigten Kopie vorgelegen war. Voraus geht ihr eine gereimte Liste der mit dem Rügegericht betrauten Beamten (s. unten!) Das Gericht fand statt zu Ehingen, zwischen Oettingen und Belzheim gelegen, einem Flecken, worin keine fremden Herrschaften begütert waren. Feuerstätten und Rauchfänge waren gleichmäßig verteilt zwischen den Herrschaften von Oettingen und Wallerstein, deren jede ihren „Amtsknecht" daselbst hatte; der Wallersteinische wohnte im Gemeindehause. Ehingen zählte ungefähr 75 Häuser, 3 Wirtshäuser, 6 Oettingische und 3 Wallersteinische Höfe, im übrigen zerstückelte Güter und Lehen. Das Rügegericht war besetzt mit sechs Unterthanen der beiden Herrschaften, die beiden Beamten hielten im Wechsel ein um das andere Jahr den Stab. Zur Gerichtsstätte mußten die Meier ihre Höfe einräumen und die Unkosten der nach der Tagung abzuhaltenden Mahlzeit bestreiten. Als Entschädigung erhielten sie jährlich 15 Klafter Holz von der Herrschaft und von den Bauern Hennen, Eier und anderes zur Mahlzeit Gehörige. Der Inhalt dieser Ordnung ist, auszugsweise und in modernisiertem Deutsch gegeben, folgender.

[1] „Rüge" oder „Rueg" bedeutete die gerichtliche Anklage; „rügen" (ruegen) hieß „anzeigen", nicht wie heute „ahnden". Unter „Rüge" oder „Rueg" verstand man aber auch den Gegenstand der Anklage, d. i. das Vergehen, nicht minder die Strafe für dasselbe, oder auch das zuständige Gericht. (Schmeller.)

[1] Schröder, Rechtsgesch. 571. Vgl. dazu für Bayern Buchners Gesch. VI, 77.

Neun Rügmontage sollen im Jahre in den Meierhöfen abgehalten werden, die ersten drei nach Walpurgis, die nächsten nach Gallus und die letzten nach Lichtmeß. „In die vorgeschriebenen 9 Ruegmontag und Gericht reitet[1]) ein Amtmann selbander oder selbdritt, und begegnet ihm auf dem Weg ein guter Geselle, denselben mag er auch mit ihm nehmen zu solchem Rueggericht. Alsdann soll ein jeglicher Maier, der auf den Maierhöfen sitzt, denselben ein Mal Essen und Trinken vergebens geben und soll es ihnen wohl erbieten. Er soll auch ihren Pferden Futter geben; dawider er zu einem jedem Ruegmontag nichts zu reden (hat), wann es ist ein altes Herkommen. So dann der Richter und die mit ihm da sein, gessen haben, soll der Richter einen Stab[2]) nehmen und allda richten, ohne Silber und ohne Gold. Er soll auch die Richter zu ihm fordern und setzen, darnach die Rueg von einem Jeglichen, der zu ruegen hat, einnehmen. Item: es ist auch der Rueg und Ehaft Recht, daß allwege auf dem ersten Ruegmontag der Knecht soll auf das Brücklein stehen und zu dreien Malen schreien: „Wohl einher, die zu die Rueg gehörig!“ Aber die andern drei Ruegmontag soll ihm ein Knecht zu Haus zu sagen, schuldig sein. Auf den ersten Ruegmontag soll ein jeder ungeboten kommen.“ Ist er außer Landes, so soll er am nächsten erscheinen. „Item: ob Einer an ein Wasser käme und besorgt, er möchte nicht darüber kommen, so ist es nicht genug, sondern er soll zu dreien Malen in dasselb Wasser waten und sich bewehren[3]), bis ihm das Wasser in den Mund geht, dann mag er wieder kehren und heim gehen und darnach den andern oder dritten Ruegmontag kommen und sich alles gehorsam beweisen, und ob man an seinen Worten nicht haben[4]) wollte, soll er das auch mit seinen Rechten betheuern. Item: darnach, wann der Richter mitsamt den rechten Schöffen niedergesessen ist und den Stab in der Hand hält, so sollen dann die geschwornen Rueger darstehen und ruegen, was ein jeglicher zu ruegen hat. Item: es ist auch der Rueg Recht, ob es sich begebe, daß ein Rueger bei einem Auflauf wäre und denselben hörte und sähe, so soll das auf ein Wahrheit gerueget werden; ob er aber etwas hörte von denen, die in die Rueg gehörten, dasselbig soll er ruegen auf Hörensagen oder Leymat[5]). Von seinem Brotgesinde[6]) ist er nichts schuldig zu ruegen. Item: ob sich begebe, daß einer käme zu einem Rueger und sagt zu ihm: „Lieber, ich heiß Dich, daß Du mir ruegest und wollest auch das thun!“ dasselbig ist er nit schuldig zu ruegen. Item: es ist auch der Rueg Recht, welcher die wären, die mit einander zu thun hätten, dieselben mögen einander mit einem Pfennig in die Rueg wohl verbieten[7]), welcher dann zum andern zu sprechen[8]) hätte, dieselben sollen dann einander deß Rechtens sein[1]); ob aber einer solches verachten wollte, so ist ein alt gesprochen Wort, daß man sagt: „So legt ihm der Maier den Schlegel für, wo er also blieb sitzen“. Es folgen dann Bestimmungen über die Befugnisse der Maier, die Bestallung eines Flurschützen und des Hirten. „Item: und wann ein Hirt austreiben will, so soll er oder einer seiner Ehehalten[2]) in die Maierhöfe gehen und den Maiern ihr Vieh aus den Ställen thun und treiben und dann die Ställe nach ihm wieder zuthun. Und wann der Maier oder die Maierin mit einem Laib Brots herausgehen, derselb Laib soll also groß sein, wenn sie den an das Knie setzen, daß man einen Ranft Brots davon schneiden möge, und denselben Ranft dem Hirten geben, daß er und sein Hund denselben halben Tag davon haben zu essen. Und wann ein Hirt wiederum eintreibt, so sollen sie den Maiern ihr Vieh wiederum zählen in ihre Ställe, damit ihnen ihr Vieh wieder geantwortet[3]) werde. Und ob es ein Regenwetter gewesen wäre, so mag der Hirt in dem Maierhof wohl ein Scheit oder zwei Holz nehmen und die Nacht seinen Kittel darob trocknen. Item: es sollen auch die Maier das Geweihte auf den österlichen Tag geben und das im Dorf umführen und jeglichem geben nach seinem Stand, den Armen als den Reichen; darum gibt man den Maiern aus etlichen Gütern in die Maierhöfe Antlaß-Eier“[4]). Nachdem noch die Rede gewesen ist vom Schenken und vom Dorfschmiede, schließt die Ordnung mit dem „Rueg-Eid“: „Daß Du wollest ein getreuer und gehorsamer Rueger sein und alles das thun, was die Rueg enthält und ausweist, und das nit unterlassen weder durch Gebot, Verbot, Freundschaft, Mut, Gab oder Schenkung, noch auch einiger anderer genießlicher Sachen, sondern getreulichen ruegen und ein gehorsamer Rueger sein, auch zu keiner Rueg [außerhalb ehafter Verhinderung und genugsamer des Ruegrichters Erlaubniß und zuvor beschehener Entschuldigung] außenbleiben. Alles nach Laut der Rueg Recht und Gerechtigkeit getreulich und ungefährlich[5]), alles an den Stab an Eides Statt angelobt und den Eid erstattet!“

Wir bewegen uns mit dieser Ordnung noch in einer kleinen, patriarchalisch-zufriedenen Welt. Nicht selten, wenigstens in früherer Zeit, hielten die Herren selbst das jährliche Gericht ab. In diesem Zusammenleben erwuchs dann wahre Ehrerbietung auf der einen Seite, echte Leutseligkeit und treuer Geschäftssinn auf der andern Seite, um so mehr, da noch Herren und Leute derselben Nation und demselben Glauben angehörten, als ein Gott, ein Sittengesetz, ein Frohgefühl volkstümlichen Stolzes sie beherrschte, und der Herr sich nicht scheute, auch einmal im bäuerlichen Haushalte zu übernachten[6]). „Hat dann der Bauer ein Bett, wohl und gut; hat er keines, so soll er ein krachend Bett machen aus Langstroh und darauf legen ein schön Leiltuch und darauf ein Deckeltuch; darein weise er seine edlen Herren zu liegen bis morgens in der Frühe: und wenn die edlen Herren alsdann aufstehen, haben sie wohl gelegen: das wissen sie wohl“. Da aber anderseits

---

[1]) „reiten“, weil der Beamte jener Tage seine Geschäfte über Land zumeist zu Pferde abmachen mußte. „Der Gerichtschreiber reitet mit dem Buech zu den Rechten.“ (Schmeller.) Vgl. auch Rockinger a. a. O. S. 91.

[2]) Der Stab als Sinnbild richterlicher Gewalt war noch im XV. Jahrhundert üblich. „Als ich in offener Schrannen mit gewaltigem Stab saß zu rechten“. (Mon. Bo. II. 102.)

[3]) bewehren = erwehren.

[4]) haben = (fest)halten.

[5]) Leymat = Leumund.

[6]) Brotgesinde, auch „gebrödte Diener“, = im Brote eines andern stehend, insofern man nämlich von demselben genährt und unterhalten wird. (Schmeller.)

[7]) verbieten = pfänden, einklagen.

[8]) zusprechen = angehen, anfordern.

---

[1]) Einem um eine Sache Rechtens sein = Recht stehen vor einer Behörde.

[2]) Ehehalten = dienende Hausgenossen, Dienstboten.

[3]) antworten = übergeben.

[4]) Antlaß-Eier = Gründonnerstagseier (Schmellers. v. „Laß“.)

[5]) Ungefährlich = ohne Hinterlist.

[6]) Vgl. Westd. Zeitschr. VIII, S. 189 ff.

die wirtschaftlichen Zustände wesentlich beitragen zur Entwickelung der geistigen Kultur, wie sie ihresteils von dieser mitbedingt und mitbestimmt werden, so ließ eben dieses Verharren des Bauern auf dem intellektuellen und sittlichen Nährboden der Vergangenheit die äußere Kultur des platten Landes nur zu geringer Höhe steigen. Unstet blieb lange die Seßhaftmachung, und der Einwanderer, „der kommende Mann mit dem rostigen Spieß fand überall Raum, wenn er auch nur zwei Wagenleitern aufrichten konnte, da der Rauch aufging". Die Ausstattung der Wirtschafts- wie Wohngebäude war auf das Denkbarste beschränkt, das Äußere des Bauern erschien plump und renommistisch[1]), wie besonders die Kupferstiche Dürers und Aldegrevers in Maihingen zeigen. Die rohe Urkraft, die noch im damaligen Bauern lebte, spricht sich am deutlichsten aus im Strafrecht. „Wer einen Markstein ausgrübe", gebietet ein rheinisch Recht[2]), „den soll man in die Erde setzen bis an seinen Gürtel und soll nehmen sechs Stück ungezähmten Hornviehs vor einen Pflug und soll über ihn pflügen mit scharfer Schaar". Allein die Zeit ist für das deutsche Recht auch die Zeit der Sitte und Sinnigkeit. Aus seinen Satzungen, dem abstraktesten Gebiete des praktischen Lebens, spricht in jenen Tagen eine wunderbar plastische Einbildungskraft. Symbolisch ward der vertragsmäßige Rechtsverkehr vermittelt: wer Grundbesitz übertrug, der gab dem neuen Eigentümer ein wirkliches Stück des überwiesenen Bodens; wer sich zu Zins und Unterthänigkeit weihte, der kniete nieder und legte sich den Zinsgroschen aufs gesenkte Haupt. Die Sicherung des Gerichtes gegen willkürlichen Eingriff des Gerichtsherrn wird symbolisch gefordert mit den Worten: der Gerichtsherr solle einreiten zum Gericht als ein gewaltiger Herr und legen den Zaum seines Pferdes zwischen seine Beine und in seiner Hand haben ein weißes Stäbchen. Oder, wenn Unrecht im Walde geschieht, so soll der Herr kommen auf einem weißen Rosse mit einem Lindenzaum und zwei hagebuchenen Sporen und soll haben auf seinem Haupte einen geflochtenen Hut und darauf einen Kranz von Rosen und soll geritten kommen mit einem weißgeschälten Stabe in seiner Hand und soll klopfen auf die Stätte, da die Gewalt der Frevel geschehen ist[3]). Ja man kann sagen, daß bei dieser Satzung die Liebe zum Symbolisieren bis zur Unverständlichkeit geführt hat! Man glaubt fast, eine abergläubische Formel zu lesen. Die sinnliche Deutlichkeit des Ausdrucks ist auch ein Merkmal der Ehinger „Rueg-Ordnung". Wie anschaulich sprechen die Rechtssätze, wie greifbar sind die Bestimmungen! Besonders in den Maß- und Zahlangaben tritt der alte Brauch hervor. In plastischer Weise stellt die „Ordnung" die Größe des Hirtenbrotes fest. Andernorts wird die Größe von Zinshühnern bestimmt, indem es heißt: sie sollen so groß sein, daß sie auf die dritte Sprosse einer Leiter oder auf den oberen Rand eines Gatters fliegen können, oder so ausgewachsen, daß sie mit Kopf und Schwanz hervorschauen, wenn ein Mann mittlerer Größe sie in der Hand hält. Den Frönern, fordert eine andere Bestimmung, soll einmal im Jahre gegeben werden „über Tisch zwei Gerichte von Fleisch und soll das Fleisch an zweien Enden ragen über den Schüsselbord vier Finger breit". Ein Bote, welcher der gnädigen Herrschaft ein Zinsschwein ablieferte, durfte sein Pferd des Nachts stellen „bis an den Gurt in Habern".

[1]) „Knallprozentum" heißt es v. Rockinger drastisch a. a. O. S. 33.

[2]) Westd. Ztschr. a. a. O.

[3]) Westd. Ztschr. a. a. O.

„Ich glaube", sagt Jakob Grimm[1]), „die Hörigkeit und Knechtschaft der Vergangenheit war in vielem leichter und liebreicher als das gedrückte Dasein unserer Bauern und Fabriktaglöhner." Um die Mitte des XV. Jahrhunderts gab es übrigens eine eigentliche knechtische Leibeigenschaft fast nur noch bei den wendischen Bauern. Im übrigen Deutschland hatte größtenteils Geltung der Satz des schwäbischen Landrechtes: „Wir haben an der Schrift, das Nieman soll eigen sin", und der Satz des Kaiserrechtes: „Die Lude sind Gotes und der Zins ist des Kaysers". Am Ausgange des XV. Jahrhunderts jedoch fühlt man allenthalben ein Erbeben des Bodens des sozialen Lebens. Gleichgewicht und Wechselwirkung der großen Arbeitsgruppen verschoben sich, der Handel begann die Waren erzeugende Arbeit zu überwuchern, das arbeitende Volk fiel einer kapitalistischen Ausbeutung anheim, das Geld wurde verteuert, die Münzen wurden gefälscht, und die Nahrungsmittel verschlechtert, die Preise für die notwendigen Lebensmittel stiegen; zu alledem kam die Einführung eines fremden Rechtes. „In Verkehrung der Münz in böser, in Erhöhung der Mauth und Zölle, in Aufschlägen der Wein, Salz und Eisen, dadurch kein Kauf in seinem rechten und billigen Genieß bestehn mag, in Aufschieben und Längerung der Rechten und des Gerichtes" suchten die Bauern die Ursache ihrer verschlimmerten Lage[2]). Und angesichts alles dessen machten die Besitzenden den Ausgebeuteten durch raffinierte Üppigkeit den Abstand zwischen eigener Not und fremder Überfülle nur um so fühlbarer. „Die Gegensätze von williger Lieb und hartem Geiz, von Absagung um Gotteswillen und Vollsucht", wie Geiler von Kaisersberg sagt, treten schärfer denn je hervor im Leben des Volkes. Die steigende Unzufriedenheit gaben kommunistische Bestrebungen, Apostel des sozialen und persönlichen Naturzustandes traten auf, Sozialisten vor der Sozialdemokratie. Allein, während in unseren Tagen Führer und breite Massen der sozialistischen Partei sich zum Atheismus bekennen, sprachen im Vorstadium des großen Bauernkrieges besonders die Schwäbischen, vor allem der Memminger Christoph Schappeler, den Grundsatz des „göttlichen Rechtes" aus, daß auch im bürgerlichen Leben die heilige Schrift die Richtschnur sein solle[3]). Statt der Parole „Religion ist Privatsache" hieß es damals: „Nichts dann die Gerechtigkeit Gottes" oder: „Herr, stand diner gotlichen Gerechtigkeit by!" In der seit 1476 oft gedruckten „Reformation des Kaisers Sigismund" erscheint ein Priester-Kaiser Friederich v. Lantenau als Vollstrecker der demokratischen Hoffnungen. Am Ausgange des XV. Jahrhunderts braust es allenthalben in der Luft und gärt es in der Tiefe. Ein Landshuter Schulmeister berichtet uns von Bauernaufständen im Österreichischen: im Taubergrund hielt der „Pfeifer von Niklashausen" seine revolutionären Predigten nicht selten vor Tausenden von Menschen. Der mit Riemen gebundene Bauernschuh, der „Bundschuh", ward das Wappenbild für das Panier

[1]) Rechtsaltert. S. XV. (Anmerkg.) f.

[2]) Vgl. Joachimsohn, ein Pamphlet gegen Friedrich III. Hist. Jahrb. XII, 351 ff. Ferner die Chronik des Kärnth. Jakob Unrest (Hahn, Coll. I, 548) und die Äußerungen des Bayern Georg Schambocher (Oefele, Script. I, 317.)

[3]) Vgl. Baumanns Gesch. d. Algäu. H. 23.

der Aufständischen. Er ward auf einer Stange einhergetragen oder auf einer Fahne angebracht: uf ainer Syten ain Crucifix, darneben unser Frow und St. Johans Bildnus und uf der andren Syten ein Buntschuch und ain wyß Crütz". [1]) Neben dem „Bundschuh" scharte sich noch eine Zunft vom „Armen Konrad" zusammen. Die hatte einen Vogt, Schultheiß, Büttel, Waibel und Forstmeister und hieß sich im Gegensatze zu den „reichen Kunzen" schlechtweg „Armer Kunz". In bitterm Hohne spottete der „Arme Kunrad" über seine Lehengüter: den Hungerberg, die Fehlhalde und den Bettelrain.

Heinrich v. Reder hat ihm jüngst in „Wotans Heer" eine packende Marseillaise zugeeignet:

„Ich bin der arme Kunrad
Und komm' von nah und fern,
Von Hartematt, vom Hungerrain
Mit Spieß und Morgenstern.
Ich will nicht länger sein der Knecht,
Leibeigen frönen, ohne Recht.
Ein gleich Gesetz, das will ich han
Vom Fürsten bis zum Bauersmann.
Ich bin der arme Kunrad:
Spieß voran — drauf und dran!"

„Ich bin der arme Kunrad
In Aberacht und Bann.
Den Bundschuh trag ich auf der Stang',
Hab' Helm und Harnisch an.
Der Papst und Kaiser hört mich nicht,
Ich halt' nun selber das Gericht,
Es geht an Schloß, Abtei und Stift.
Nichts gilt, als wie die heilige Schrift.
Ich bin der arme Kunrad:
Spieß voran — drauf und dran!"

Ähnliche Weisen mögen wohl erklungen sein statt des heitern Erntereigens, damals als am Nachthimmel nicht der frohe Schein der Johannisfeuer leuchtete, sondern blutig die Flammen glühten der brennenden Schlösser.

Liste der Rüge-Beamten. [2])

A. 1560.	Als man zählt fünfzehnhundert und 60 Jahr
	Zu eim Stadtschreiber zu Ötting ich ufgenommen war,
1570	Und als man zählt fünfzehnhundert und 70 Jahr,
Wallerstein. Beamte.	Zum Gerichtschreiber ich geordnet war.
	Die Rueg zu Ehingen über die vierzig Jahr
	Hab ich besucht und besessen
	Mit adlichen Amtleuten unvergessen.
Martin Tischinger.	Der erste Martin Tischinger genannt
	Damals für ein Statthalter [3]) war erkannt,
	Das Amt Öttingen 25 Jahr versehen,
	Das muß man mit Wahrheit jähen [4]).
	Nach seim Absterben das Amt vacirt,
	Solchs zu verwalten 1 Jahr ich ward deputirt
	Indem ward von München ungefähr
	Zu einem Amtmann geordnet hieher
Conrad Soiter.	Conrad Soiter von Winda,
	Der geamtet hat gar gschwinde,
	Nach 2 Jahrn er zog wieder in sein Vaterland,
	Daselbs geführt sein adlichen Stand.
Mr. G. Höld.	Nach ihm hat succedirt M. Georg Höld,
	Der all sein Sachen wohl gestellt,
	Solch Amt versehen sieben Jahr,
	Zu Gmünd er hernach Stadtschreiber war,
	Daselbs geendet sein junges Leben,
	Gott woll ihm das ewig Leben geben.
	Folgends hat nach ihm das Amt bezogen
H. E. Ringler.	Hans Eberhard Ringler unverhohlen,
	Solchem beigewohnt fünf Jahr
	Hernach zu Wallerstein Amtmann war,
	Nach ihm ist kommen das edel Blut
G. Vilsegger.	Aus Bayern, Georg Vilsegger gut,
	Dem Amt beigewohnt eilf Jahr
	Hernach er Pfleger zu Baldern war;
	Nach noch mehr Ehren hat er gestellt,
	Zu einem Land- und Hofrichter er ward erwählt.
	Nach dem ist kommen gewester Pfleger zu Meringen.
U. Zollner.	Ulrich Zollner genannt, uf gemeldt Amt Öttingen,
	Der Ämter noch zu dieser Stund
	Mit guter Vernunft, frisch und gesund.
Ötting. Beamte.	Nun muß ich weiters Meldung thun,
	Was sonsten für Amtleut seind kommen uf der Bahn.
A. Killinger.	Alexander Killinger auserkorn
	Zum Amtmann allher geordnet wordn,
	Hernach zu Zimmern als ein Pfleger gstorben,
	Ein Anderer nach ihm das Amt erworben.
B. Zoch.	Der edel Balthasar Zoch aus Sachsen
	Hat bis anher im Amt thun wachsen,
	Die Rueg bei 30 Jahren besessen frei
	Mit obvermeldten Amtleuten darbei;
	Er überlebt hat in der Zeit
	Viel, die besucht der Rueg Gerechtigkeit.
Beschreibung des Rueg-Rechts.	Nun ist der Rueg Recht und alt Herkommen,
	Zu strafen die Ungehorsamen und beschützt die Frommen;
	Besonder, der nit rechte Sach thut führen
	Und sich in seinem Ruegen irren,
	Alsdann legt ihm der Maier den Holzschlegel für [1]),
	Muß darbei sitzen hinter der Thür,
	Bis er bezahlt die Schulden sein,
	Die Maier geben ihm auch darzu kein Wein.
	Welcher von dieser Legend weiter will Wissen han,
	Der mag im Ruegbuch suchen thun!
	Hiemit will ich beschließen,
	Langes Geschwätz möcht den Leser verdrießen,
	Jedoch mit dem unterthänigen Bitten:
	Die Maier wollen den alten Sitten
	Nit lassen abgehn, sondern schenken ein
	Ein mäßigs Glas mit gutem Wein,
	Den Herrn Ruegrichtern zu unterthänign Ehrn
	Bringn, folgends darbei bitten und begehrn:
	Daß man sei fröhlich und guter Ding
	Und jedem glücklich und wohl geling,
	Das wolle Gott denjenigen gesegnen,
	Die solchen Trunk willig annehmen.
	Amen, daß er werde wahr!
	Gott geb uns allen ein glückselig neu Jahr
	Und ein selig End darzu,
	Im Grab mag er haben gute Ruh!

[1]) Stälins Wirtemb. Gesch. IV, 92.

[2]) Oben erwähnt

[3]) d. h. Stellvertreter, Verweser.

[4]) d. h. bejahen, zugeben.

[1]) Vgl. oben die Rueg-Ordnung.

Wildschützen im Bayerischen Wald.

Ein Waldbild aus den vierziger Jahren von Freiherr v. Wiedersperg.

Was den von Passau am linken Donauufer sich hinziehenden sog. Bayerischen Wald einst besonders charakterisierte, war die tiefe Wildnis. In anderen Gebirgen findet man nur selten einen Platz, wo nicht die Tätigkeit des Menschen bemerkbar wird: in den Thälern klappert das Mühlrad, in dem Walde raucht der Meiler, und auf den Höhen tönt der Schlag der Äxte und das Kreischen der Sägen. Aber wer von diesen Höhen niederschaute, sah unten nichts als einen endlosen, dunkeln Wald, ruhig und ernst, und die tiefe Stille wurde nur unterbrochen vom Klopfen des Spechtes oder von dem heiseren Krächzen der Raben. Lange sollte dieses Bild nicht mehr dauern, bald drang man von allen Seiten in das Innerste dieser Waldungen, und Hunderte von Mühlen und Sägen verarbeiteten Millionen von Stämmen zu jenen kleinen zum Schiffsbau bestimmten Brettern, welche Eisenbahn und Dampfschiffe nach allen Richtungen verfrachten.

Meine Erzählung spielt vor der unruhigen Zeit, vor etwa einem halben Jahrhundert. Nachdem ich bereits den Arber, den König des Waldes mit seinen beiden gefeiten Seen, wovon der größere auf seinem Grunde goldene Fischlein mit diamantenen Augen birgt, von denen jedes ein Königreich wert ist, und den finstern Rachel mit seinem düstern See besucht hatte, beschloß ich, den Lusen zu besteigen, von dessen wunderlicher geognostischer Bildung ich viel Anziehendes gehört hatte. Ich begab mich deshalb nach H. . ., wo ich an dem dortigen Revierförster einen alten Bekannten hatte, dessen Beistandes ich versichert war.

Es war an einem schönen Augustmorgen, als wir mit dem ersten Grauen des Tages den interessanten Marsch antraten. Während der Nacht hatte sich, trotzdem daß der vorhergehende Abend wenig daran denken ließ, ein starkes Gewitter, von heftigem Regen begleitet, entladen. Der Boden war weich, und die aus den Thälern entsteigenden Dünste verhüllten die Höhen, aber die Luft war rein und frisch, und wir griffen wacker aus. Als wir den Wald betraten, umgab uns noch keine Waldeinsamkeit, denn eine große Anzahl Arbeiter war hier auf einer langen Strecke beschäftigt, eine Straße den Berg hinaufzuführen, und das Krachen fallender Bäume und das Sprengen der Felsen donnerte uns entgegen. Es war ein Bild der Entweihung, und ich bedauerte den schönen Wald in seiner Jungfräulichkeit, daß auch er den Angriffen einer geldgierigen materiellen Welt nicht widerstehen konnte. Bald wird deine Poesie vorbei sein! Aber weiter und weiter stiegen wir, und immer wilder und unwegsamer wurde die Gegend. Der Boden war stellenweise sumpfig, große Felsstücke lagen uns im Wege, die wir umgehen, oder halb vermoderte Bäume, über die wir hinwegklettern mußten. Das Kraut der Heidelbeeren reichte bis über unsere Kniee und netzte uns, während ihre schwarzen Früchte uns labten. Es war acht Uhr, als wir an einem kleinen Hochplateau ankamen, das die Wäldler wegen seiner starren wilden Eigentümlichkeit sehr charakteristisch den „Eisbären“ nennen. Die Kälte, verbunden mit den scharfen Winden, die den größten Teil des Jahres hier herrschen, ist der Grund, daß die abgestorbenen Stämme weniger bald faulen und stürzen. Wie man ihre Brüder tief unten, dahingestreckt auf ein weiches Blätterbett oder sanftes Moos, Baumleichen nennt, so könnte man diese, welche die Kälte vor Verwesung schützt, mit vollem Rechte die Mumien des Waldes nennen. Ihr Aussehen hat ganz das Kalte und Starre des Todes.

Als wir auf die freie Stelle hinaustraten, bot sich ein überraschender Anblick dar. Vor uns lag die Kuppe des Lusen, vielleicht die einzige ihrer Art. Man denke sich einen ziemlich hohen Berg aus lauter Steinplatten, die der Zufall über einander geworfen hat, so sieht der Lusen aus. Zwischendurch, am Fuße der Kuppe, kriecht die Krummholzkiefer, während der bei weitem größere Teil ganz kahl ist. Eine feine dünne Flechtenart gibt dem ganzen Steinhaufen eine eigene metallische Färbung und verleiht diesem sonst so kahlen und öden Platze eine sonderbare Stimmung. Als wir die Kuppe bestiegen, sah ich, daß die übereinanderliegenden Platten fast ohne Unterschied einander gleich waren. Sie mochten anderthalb bis zwei Fuß dick und fünf bis sechs Fuß lang und fast ebenso breit sein, und deutlich konnte man durch die Klüfte hindurch die darunter liegenden sehen, sie waren sich alle gleich. Das Steigen selbst war gerade nicht gefährlich zu nennen, doch erforderte es Aufmerksamkeit, denn ein unvorsichtiger Tritt konnte leicht einen Beinbruch oder eine Verrenkung zur Folge haben. Von der Spitze aus hat man eine prächtige Umsicht, sowohl auf die unten liegende große Waldmasse, als auch hinein ins Böhmerland, aber der Wind, der von dort her bläst, ist kein guter, er schneidet schier den Leib durch, dringt bis ins Mark, so daß wir bald Abschied nehmen mußten. Unten wieder angekommen, nahm ich mein Skizzenbuch und zeichnete mir den sonderbaren Gesellen, den ich kaum wiedersehen werde, in flüchtigen Umrissen, um mich manchmal an seinem unwirschen Aussehen ergötzen zu können.

Wir wandten uns nun zum Rückwege und bogen links ab. Je höher die Sonne emporstieg, desto beschwerlicher ward unser Marsch. Die Kühle des Morgens war verschwunden, und unter den Bäumen herrschte eine warme, dunstige Luft, die uns in Schweiß versetzte und ermattete. Dessen ungeachtet aber nahm mein Interesse für den mich umgebenden Wald nicht ab, und ich betrachtete mit wahrem Entzücken diese Waldriesen. Mein Freund führte mich auf den sogenannten Tummelplatz, einen großen, mit Palissaden eingeschlossenen Raum, in dessen Mitte früher eine Diensthütte gestanden hatte, die aber niedergebrannt, und von der nichts mehr zu sehen war, als ein hoher Kamin, der trauernd auf die verbrannte Stätte niedersah. Wilddiebe hätten sie angezündet, erzählte mein Begleiter und sprach dabei von der Schönheit des Gebäudes und von den Annehmlichkeiten, die sie den Forstleuten bot, deren Revier so ausgedehnt und beschwerlich sei wie dieses hier. Was die Vorteile betraf, die sie gewährt hatte, so war ich weit entfernt, dieselbe in Frage zu stellen, und was die Schönheit anbelangt, so mußte ich gestehen, daß sie in ihrer Zerstörung auch kein übles Bild darbot. Der wilde breite Wald ringsum — wahrlich es gehört wenig Phantasie dazu, um sich eine von blutdürstigen Wilden zerstörte Wohnung eines Ansiedlers in den Urwäldern Amerikas zu denken. Und während mir dergleichen Gedanken durch den Sinn zogen, sah wirklich das Gesicht eines Wilden zur Umzäumung herein,

kupferfarben und mordlustig vielleicht. Mit einem Ausrufe der Überraschung zeigte ich darauf hin. „Das ist mein Waldaufseher“, sagte mein Freund, „ich habe ihn mit den Hunden und ein paar Treibern hierherbestellt; wir wollen sehen, ob uns da unten an der Seebacher Aue nicht ein Bock anspringt.“ Hickl, so glaube ich, hieß der Mann, war also kein Hurone aus den Urwäldern Amerikas. Er war nicht groß von Gestalt, das Gesicht war fast kupferfarben rot, und ebenso die von Haaren bedeckte Brust, die das offene Hemd schauen ließ. Übrigens war sein Blick freundlich, und sein Auge grau und hell, aber unruhig, immer suchend und spähend. Den eisengrauen Locken nach zu schließen, die unter dem dicken Filzhute hervorguckten, mußte er die Fünfziger bereits stark angetreten haben.

(Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Bayerische Nationaltrachten. Wir geben heute das Bild der prächtigen Gruppe Schliersee aus den Abordnungen des Bezirksamts Miesbach bei dem unvergeßlich schönen Festzuge des 12. März 1891. Wir versparen uns die ausführliche Beschreibung für eine spätere Nummer, in welcher wir an der Hand von Kostümbildern zu Beginn dies Jahrhunderts die Entwickelung derselben darlegen werden. Die vorzügliche Aufnahme entstammt dem bestbekannten Atelier von Spiegel in Miesbach.



Nationaltracht aus Schliersee.

Das Lied vom braven Mann. Im Jahre 1783 schwoll der Isarfluß zu einer ungewöhnlichen Höhe an, trat aus den Ufern und überschwemmte die Vorstadt Au in München so, daß Menschen und Vieh in Gefahr waren. Ein braver Grenadier vom Leibregiment, durch das Winseln eines Kindes und dessen hilfloser Eltern gerührt, warf seine Kleider von sich, schwamm mit Lebensgefahr durch den wütenden Strom der rings überschwemmten Hütte zu und rettete das Kind und die Eltern. Ja, er schwamm sogar noch einmal hinüber, um ihr größtes Gut, die Kuh, aus dem Stall zu holen. Er schlug die von den Geretteten ihm angebotene Geldbelohnung aus und hielt sich für belohnt genug, indem er Menschen gerettet hatte.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 47. Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. 3. Jahrgang 1892.

Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

9. Kapitel.

Oberst Laharpe bewohnte einige Zimmer in einem hübschen am Unschlittplatze gelegenen Hause. Er hatte eben notdürftig Toilette gemacht und saß am Frühstückstische, die letzte Nummer des „Friedens- und Kriegs-Kurier" in der Hand haltend, als ein bescheidenes Pochen sich an der Thür vernehmen ließ. Auf sein „Herein" zeigten sich zwei Männergestalten auf der Schwelle: es waren Schleierer und Krudel. Mit einigem Staunen betrachtete der Oberst diesen unerwarteten Besuch. Bald jedoch zeigte es sich, daß die Männer einander keineswegs fremd waren. Ein Wort gab das andere, und der Franzose erkannte schließlich in Schleierer jenen Burschen wieder, der zwanzig Jahre früher drunten im Bambergschen ihn und seine Truppen einmal schmählich in die Irre geschickt hatte, damit er selber ungestört auf eigene Faust Krieg führen und Beute machen könne. Aber bald waren die Chasseurs bei der Hand, und der treulose Führer, dessen Spuren sich bald verrieten, mußte schleunigst Fersengeld geben. Nur wie durch ein Wunder war er damals den rächenden Säbelhieben seiner Verfolger entgangen. Jetzt freilich konnten beide Teile ruhig jener vergangenen Zeiten gedenken. Doch hatte Schleierer es für besser befunden, seine „Jugendsünden" alsbald zu beichten.

„Sie wollen mir wichtige Mitteilungen machen", wandte Laharpe sich an Krudel, „wie ich von dem Rottmeister hier soeben erfahren. Bitte, mir zu sagen, was es ist."

„Ich war Auslaufer in Wägels Hause gerade zur Zeit, als der Kapitän dort einquartiert war, und möchte mit aller Bestimmtheit behaupten, daß der Offizier just dort verschwunden ist", begann der Wirt „Zum goldenen Fisch" seine Rede.

„Welche Beweise haben Sie für Ihre Behauptungen anzuführen, mein Herr?" fragte der Franzose, indem er langsam den martialischen Schnurrbart durch die Finger zog.

„Madame Wägel war die frühere Geliebte des Offiziers, das steht nun schon einmal ganz fest", sagte Krudel.

„Hm, wissen Sie vielleicht zufällig den Vornamen dieser Dame?" fragte der Oberst.

„Klotilde heißt die Madame."

„Alle Wetter!" rief der Franzose aus, indem er im höchsten Erstaunen von seinem Sitze aufsprang. „Ich habe Madame noch nie zu Gesicht bekommen, obschon ich bereits mehrmals dort bei Wägels meinen jungen Landsmann Martin besuchte."

„Madame ist gemütsleidend, seitdem ihr die Geschichte mit dem Kapitän passiert ist. Sie verläßt ihr Zimmer eigentlich nur Sonntags, wenn sie sicher sein darf, niemand vom Personal im Hause zu begegnen. So macht sie es schon seit zwanzig Jahren."

„Und Sie glauben, daß Madame den Offizier beseitigt hat? Bedenken Sie wohl, welch schwere Beschuldigung Sie damit gegen eine wehrlose Frau erheben. Darf ich fragen, was Sie eigentlich bestimmen kann, in solcher Weise gegen Madame vorzugehen?"

Bei dieser Frage richtete der Franzose einen eigentümlich forschenden Blick auf das vor ihm sitzende Männchen. Wohl fühlte Krudel, daß er hier im ganzen eine höchst erbärmliche Rolle

als Ankläger spiele, doch war er alsbald entschlossen, den Schein eines Ehrenmannes zu wahren, so lange es nur anging, und er antwortete deshalb mit leisem Spotte: „Was mich bestimmen kann, Herr Oberst? Ich dächte denn doch, daß es hier Pflicht ist, zu sprechen, wenn es sich darum handelt, ein begangenes Verbrechen aufzudecken."

„Das ließe sich allerdings hören", sagte Laharpe, nachdenklich das Haupt wiegend. „Indes kann ich nicht glauben, daß Sie durch so völlig uneigennützige Beweggründe bestimmt werden."

„Hier ist der Dolch, Herr Oberst, den ich bei Madame Wägel gefunden; sie hatte ihn in der Hand, als wir sie aufhoben."

Laharpe betrachtete aufmerksam die zierliche Waffe; dabei konnte es ihm nicht entgehen, daß die Klinge ziemlich große Rostflecken aufzeigte. Dann sagte er, einer raschen Eingebung folgend: „Diese Waffe will ich vorerst an mich nehmen. Sie brauchen nicht zu erschrecken, denn ich kaufe sie Ihnen ab. Über den Preis wollen wir uns später einigen. Nun aber habe ich an Sie die Frage zu richten, ob Sie alles das, was Sie über diesen Fall zu berichten wissen, auch vor Gericht aussagen würden?"

Krudel sah sich überlistet. Doch gelang es ihm meisterhaft, die in seinem Herzen kochende Wut zu verbergen, und er antwortete deshalb ziemlich gefaßt: „Je nun, gern thue ich es gerade nicht. Wenn Sie es jedoch wünschen, dann gehe ich auch vor Gericht. Warum denn nicht? Ich bin all mein Lebtag ein braver, unbescholtener Mann gewesen, und als solcher brauche ich mich vor keinem Richter der Welt zu fürchten!"

„Na, sehen Sie", sagte Laharpe ironisch, ich als alter Soldat hasse alle Winkelzüge und bin von jeher gerade auf mein Ziel losmarschiert. So werde ich denn dieser Tage einmal mich zu Herrn Wägel begeben."

„Muß dies geschehen, Herr Oberst?" fragte nun ängstlich der Wirt.

„Gewiß", entgegnete der Oberst kalt. Ich werde dem Herrn also von Ihrer Vermutung sagen und ihm auch diesen Dolch vorlegen, den er hoffentlich als Eigentum seiner Frau anerkennt. Außerdem wäre es ja für Sie noch schlimmer, Herr Sprudel, oder wie Sie heißen. Herr Wägel wird mir dann jedenfalls alles mitteilen, was er über das Verbleiben meines verschwundenen lieben Waffenbruders weiß, und auf solche Weise, mit einem wahren Ehrenmanne — der Oberst betonte diese Worte und warf dabei einen stechenden Blick auf Krudel — verhandelnd, gedenke ich rasch und leicht an mein Ziel zu gelangen. Nun danke ich Ihnen bestens, meine Herren", schloß er seine lebhafte Rede, „oder haben Sie mir vielleicht noch eine weitere Eröffnung zu machen?"

„Der Herr Rottmeister", bemerkte nun der Gastwirt mit hämischem Lächeln, „möchte Ihnen ebenfalls ein kleines Geschenk machen mit einem Briefe, den er einem armen Schnorrer abgenommen hat."

„Einen Brief an mich von einem Juden?" fragte Laharpe mit einigem Staunen.

„Er ist nicht an Sie gerichtet, Herr Oberst, sondern an einen Bauern allem Anscheine nach. Ein Marquis v. Tréfort hat an ihn geschrieben."

„Marquis v. Tréfort!" rief der Franzose lebhaft aus. „Wo ist der Brief? Geben Sie her!" wandte er sich hastig an den Polizisten, der bisher stumm dagesessen hatte und sich höchlich darüber freute, daß Krudels Hoffnungen eine solch traurige Niederlage erfahren hatten.

„Den Brief, Herr Oberst, ich habe ihn nicht bei mir, ein andermal."

„Doch, Herr Oberst, er hat ihn eingesteckt. Ich weiß es ganz bestimmt", rief nun der boshafte Krudel.

„Dann geben Sie her, ich will Kenntnis nehmen von dem Inhalt!" befahl Laharpe.

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich ihn ausliefern kann oder darf, ich bin auf Diensteid zur Verschwiegenheit verpflichtet."

„Glauben Sie dieses Geflunker nicht, Herr Oberst", beharrte Krudel. „Er hat gar kein Anrecht auf dieses Schriftstück, das er in einem alten Gebetbuch gefunden hat, welches er dem Schnorrer Veitl-Mann abgenommen hat."

Der Franzose erhob sich, schritt auf die Thür zu, die er ruhig abschloß. Dann sagte er zurückkommend: „Rottmeister, Sie werden das Zimmer nicht eher verlassen, bis Sie mir den Brief, auf welchen Sie selber kein Anrecht besitzen, ausgeliefert haben."

„Siehst Du, Schleierer, da bleibt Dir gar nichts anderes mehr übrig", lachte Krudel boshaft.

„Aber, Herr Oberst, das ist ja die reine Gewalt", protestierte der Polizist.

„Ich muß den Brief—" — „Her mit dem Wisch!" rief nun Laharpe, mit drohender Miene auf den Rottmeister losgehend.

„Da haben Sie ihn", sagte der Eingeschüchterte, „aber ich werde Anzeige machen, verlassen Sie sich darauf."

Der Oberst hatte Brief und Buch an sich genommen und war zum Fenster getreten, um Kenntnis von dem Inhalt zu nehmen. Er hatte Krudel und Schleierer den Rücken zugekehrt, so daß es diesen vollständig unmöglich war, sein Mienenspiel während der Lektüre zu beobachten. Endlich wandte er sich um und sagte in ruhigstem Tone:

„Brief und Buch werde ich behalten, da beides nicht ohne Wert für mich ist. Ihrem Direktor werde ich alsbald selber Anzeige hiervon erstatten. Ihr Fund, Rottmeister hätte kaum in bessere Hände fallen können als in die meinen. Seien Sie ganz ruhig, ich werde Ihnen eine anständige Belohnung auszuwirken suchen. Darüber sprechen wir später. Können Sie mir vielleicht später den Veitl-Mann zuführen? Ich möchte ihn ausfragen, wie er in den Besitz des Gebetbuches gekommen ist."

„Je nun, Herr Oberst", antwortete Schleierer, „das weiß er höchst wahrscheinlich selber nimmer, vermutlich hat er es von einem französischen Soldaten ‚geerbt'. Er ist ja schon überall in der Welt herumgekommen."

„Wo befindet er sich denn zur Zeit? Veitl-Mann? Der Name ist mir nicht ganz unbekannt. Warten Sie mal. Vor 20 Jahren schon hat einer dieses Namens in Franken Geschäfte mit dem Regiment gemacht. Ist es nicht ein kleines Männlein mit einer Brille und langen, grauen Locken?"

„Ganz recht, Herr Oberst", rief Krudel, „so sieht er aus, seit ich ihn kenne, er wird gar nicht älter."

„Aha, und wo ist er jetzt, Rottmeister?"

„Im Turm, Herr Oberst, im Luginsland."

„Hoho, was hat er denn Schlimmes verbrochen?"

„Eigentlich nichts von Bedeutung. Ich habe ihn aufgegriffen, weil er unterstandslos war und nicht bezahlen

wollte. Die Sache ist nämlich diese: Zur Zeit besteht noch halb und halb das Regulativ vom Jahre 1806 zu Kraft. Es ist der Name ‚Judenzoll‘ in Eintrittsgeld verwandelt, und das früher bestehende Geleit aufgehoben worden. Als Eintrittsthor besteht das Spittler- und Tiergärtnerthor, und man verlangt für den Eintritt von jedem Juden 7 Kreuzer am Thor, 30 Kreuzer bei einer besondern Erhebungsbehörde gegen Schein. Ausgenommen hiervon sind alle Viehhändler, Lieferanten und solche, die vor dem Gericht Geschäfte haben. Da nun der Veitl-Mann nicht zu dieser Kategorie gehört und nicht zahlen wollte, haben wir ihn eingesteckt. Vorher sind ihm natürlich alle seine Sachen — sie hatten ohnehin keinen Wert — abgenommen worden. Wer für ihn bezahlt, kann ihn auslösen, wann er will.“

„Ihr seid vortreffliche Leute, ihr Nürnberger, das muß ich gestehen“, polterte nunmehr der ehemalige Oberst. „Das ist ja die reine Unterdrückung. Da geht einmal zu uns hinüber nach Frankreich. Dort weiß man nichts von derartigen Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen. Wie sind euch reichlich um hundert Jahre voraus, denn solche Jämmerlichkeiten sind uns fremd. Ihr versteht euch herrlich auf euern eignen Vorteil, das muß ich gestehen. Da höre ich, daß kürzlich erst ein Italiener Namens Gillardi, der eine große Fabrik zur Verfertigung von mit Silber überzogenem Kupferdraht errichten wollte, abgewiesen wurde, weil er Katholik war. Saubere Zustände das, ich muß gestehen. — Aber wie steht es“, wandte er sich kordialen Tons wieder an seine Besucher, „wollen Sie schon wieder aufbrechen, oder schenken Sie mir die Ehre, eine Flasche Wein in meiner Gesellschaft zu leeren?“

„Nu, so viel Zeit haben wir schon noch zu unserer Verfügung, Herr Oberst, sagte der Wirt ‚Zum goldenen Fisch‘, „was meinst Du, Schleierer?“

„Na, ich sollte schon denken. Die Streife in Wöhrd draußen wird nicht so sehr pressieren. Auf ein Stündchen früher oder später kommt es wahrlich nicht an. Wir bleiben mit Ihrer gütigen Erlaubnis, Herr Oberst.“

„Ah, sehr gut, dann gestatten Sie, daß ich ein kleines Frühstück bestelle.“

Laharpe erhob sich sogleich, klingelte seinem Diener und gab demselben, als er bald darauf erschien, einige Befehle. Bald saßen die drei ganz vergnügt vor vollen Gläsern.

„Sie sagten, Rottmeister, daß Sie in Wöhrd eine Streife vorzunehmen hätten. Was hat es dort gegeben, wenn ich fragen darf?“

„Es ist eine ärgerliche Geschichte draußen passiert, die eine lange Untersuchung nach sich ziehen wird. Ihnen darf ich's schon sagen, um was es sich handelt. Unser Offiziant Schuhmacher ist gestern draußen überfallen worden.“

„Schuhmacher? den glaube ich auch zu kennen. Kleine Gestalt mit großem Kopf, plumper Nase und Glatze, trägt ein Augenglas und bildet sich ein, Französisch zu verstehen. Ein widerwärtiger Geselle, wie? Bin mehrmals mit ihm im Weinhaus zusammengetroffen. Gilt als ein arroganter Bursche und soll sehr unbeliebt sein.“

„So, Herr Oberst kennen ihn bereits? Ja, es mag ihn in der That niemand. Besonders haben ihm die ‚Rußigen‘ Rache geschworen.“

„Die ‚Rußigen‘?“ lachte der Franzose, „was sind das für Leute?“

„Man versteht darunter die Feuerarbeiter“, belehrte der Polizist, „also die Rot-, Ahlen- und Zirkelschmiede. Sie bilden unter sich eine förmliche Korporation und tragen mit Vorliebe im Winter und Sommer den Zipfelpelz, der fast eine Art Uniform geworden ist. Früher hat sich sogar der Rat vor ihnen gefürchtet, weil sie sehr häufig scharf vorgegangen sind.“

„Warum nicht gar“, lachte der Franzose wiederum, „ein Staat im Staat also? Ihr Nürnberger seid in der That ein putziges Volk.“

„Ja, ja, es ist aber doch so, wie ich sage“, behauptete der Rottmeister, und Krudel stimmte eifrigst bei. Öfters, wenn infolge der unruhigen und kriegerischen Zeiten die Lebensmittel bedeutend in die Höhe gingen, haben die ‚Rußigen‘ Brot, Fleisch und Bier vom Lande herein geschafft und selbst am Markt verkauft. Dagegen konnte die Polizei nichts machen. Wenn die Bauern für das Hundert Äpfel 1 fl. 30 kr. verlangten, dann setzten die ‚Rußigen‘ den Preis auf 24 kr. herab, und wenn die Bauern das Obst so nicht verkaufen wollten, so wurden die Körbe ausgeschüttet, und nachmittags war auf dem ganzen Markt kein Apfel mehr zu sehen.“

„Schnelle Justiz, das lobe ich mir“, sagte Laharpe, schmunzelnd das Glas zum Mund führend. „Amüsant, fahren Sie fort.“

„Da war im Jahre 1795 das Mehl so teuer, daß zu österlicher Zeit die Bäcker keine Eierkuchen backen wollten des geringen Profites wegen. Nun wandten sich die ‚Rußigen‘ an den Rat, er solle einen Befehl ergehen lassen, außerdem würde man den säumigen Bäckern alle Fenster einwerfen. Die Obrigkeit warnte, aber die Bäcker kehrten sich nicht daran, und siehe da, in der Nacht von Gründonnerstag auf Karfreitag machten die ‚Rußigen‘ ihre Drohung wahr, denn nicht nur wurden alle Fenster eingeworfen, sondern auch Läden und Vorbauten eingerissen, so daß sich manche Bäcker aus Furcht bis auf die Dächer und über diese hinweg in Nachbarhäuser flüchteten. Am andern Morgen — es ist ja bei uns ein Feiertag — sah es aus, als hätte der Feind in der Stadt gehaust. Die Bäcker aber, von der Obrigkeit aufgefordert, machten sich alsbald ans Werk und buken in den halb zerstörten Häusern hinter Vorhängen Eierkuchen über Eierkuchen.“

„Sehr gut!“ lachte der alte Oberst.

„Die ‚Rußigen‘, drohten, ebenso gegen die Bierbrauer, Pfragner und Spezereihändler vorzugehen, und infolgedessen sank dann auch Bier und Tabak rasch im Preise.“

„Dabei wundert mich nur“, sagte Laharpe, „daß der Rat nicht Militär aufgeboten hat, gegen solche Ruhestörer!“

„Das ist auch geschehen, aber erst hinterher, als der Schade bereits geschehen war. Übrigens haben sich die ‚Rußigen‘ einige Jahre später ganz weidlich mit den Preußen herumgerauft und haben eine Patrouille mit blutigen Köpfen heimgeschickt.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Bayerwald.

Gelagert Berg an Berg und Kupp' an Kuppe
Und doch gegliedert nur zur losen Gruppe,
Voll Ernst und Frieden liegt die Landschaft da,
Gehüllt in tiefes Schweigen fern und nah'.

Geschwung'ne Berge, falt'ge Gründe,
Bestockte Moose, wirre Schlünde,
Könnt' ich, statt einsam hier allein,
Der Reiher dort im Blauen sein!

Martin Greif.

Peter v. Heß.

Von Heinrich Leher.

Wir feierten im verflossenen Monate das 100. Geburtsfest eines Mannes, dessen Name unter den Sternen der Münchener Kunst als einer der leuchtendsten hervortritt. Aber nicht allein seine künstlerische Bedeutung ist es, welche uns veranlaßt, hier von dieser Stelle, im „Bayerland" seiner in Wort und Bild zu gedenken; wir thun es, weil er seine Kunst in hervorragender Weise der Verherrlichung der Waffenthaten unseres Heeres und einer bedeutenden Epoche unserer Geschichte widmete. Der Künstler, dem wir in dieser Weise die Palme ehrender Erinnerung weihen wollen, ist der Historienmaler Peter v. Heß, der berühmte Sprößling einer berühmten Künstlerfamilie. Er erblickte das Licht der Welt am 29. Juli 1792 zu Düsseldorf als Sohn des Kupferstechers und Akademieprofessors Karl Ernst Christof Heß. Ist schon der Name durch den Vater innig mit der Geschichte der bayerischen Kunst verbunden, so sollte er durch die Söhne, durch Peter und Heinrich, noch mehr zur Geltung gelangen. Es soll nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, die künstlerische Entwickelung Peters zu analysieren. Der Vater war es, welcher streng den ersten Unterricht der Söhne leitete, von denen Peter früh außerordentliche Neigung und Geschicklichkeit zur Darstellung militärischer Stoffe zeigte. Die ersten Jahre unseres Säkulums boten mit ihren endlosen Kriegszügen ein unerschöpfliches Material zum Studium. Heß, der sich anfänglich an Adam und Kobell anlehnte, fand bald seine eigenen Wege zur Vollendung, und Bilder aus der ersten Periode seines Schaffens werden selbst von strengen unnachsichtlichen Kritikern als heute noch unübertroffen bezeichnet. Der junge Künstler hatte Gelegenheit, das furchtbare Spiel des Krieges in unmittelbarer Nähe zu schauen, indem er sich in den Feldzügen von 1813—15 dem Stabe des Feldmarschalls Fürsten Wrede als Maler anschließen durfte. Die Eindrücke solcher direkter Anschauung reiften in der folgenden Friedenszeit zu großartigen Werken. Zunächst war es König Ludwig, dessen Auge das Genie des Künstlers sofort gewahrte und ihn mit Aufträgen für den Schlachtensaal der königlichen Residenz betraute. Heß schuf dafür die Schlachten von Arcis sur Aube, Bar sur Aube, und aus den blutigen Kämpfen von Tirol die Erstürmung des Bodenbühls und die Schlacht bei Wörgl.

Peter v. Heß.
Relief von Professor Anton Heß.

So ehrte der große König durch die großen Künstler die Waffenthaten seines Heeres. Die Zornesröte steigt uns ins Gesicht, wenn wir in dem am Sarge des Künstlers im April 1871 von Friedrich Pecht in München geschriebenen Nekrologe über die bayerischen Krieger dieser Bilder folgende Worte lesen: „Es sind Menschen, brav, gutmütig, aber roh und bewußtlos, Landsknechte, die sich gestern mit den Franzosen und heute gegen dieselben gleich gut schlagen, denen sie aber unstreitig an Menschenwürde nachstehen, denn diese, obgleich nichts weniger als geschmeichelt, sondern teilweise sehr gaunerhaft aussehend, verteidigen doch ihr Vaterland mit sichtlicher Erbitterung, haben also ein moralisches Interesse, das bei den Gegnern nicht entfernt wahrzunehmen ist." — Wir protestieren gegen diese beispiellose Schmähung im Namen der Nation, des Heeres, der eigenen Familie, denn die „rohen, bewußtlosen, den Franzosen an Menschenwürde unstreitig nachstehenden Landsknechte" waren unsere Großväter, welche für Gott, König und Vaterland damals kämpften, bluteten und starben. Wir lassen ihre Gräber nicht beschmutzen.

P. Heß wurde erkoren, den jungen König Otto nach Griechenland zu begleiten, eine Reise, welcher das allerwärts bekannte berühmte Bild „Einzug König Ottos in Nauplia" seine Entstehung verdankt. Der Hand desselben Künstlers entstammen auch die Skizzen zu den heute noch bestaunten Scenen aus der Geschichte des griechischen Befreiungskampfes, welche in den Arkaden des kgl. Hofgartens in München durch Nilson in Fresko ausgeführt wurden.

Der Ruf des Künstlers hatte schon längst die Grenzen seines engeren Vaterlandes überschritten, und der gewaltige Zar Nikolaus ehrte ihn durch den großartigen Auftrag, für Petersburg eine Reihe von Bildern aus dem Feldzuge von 1812 zu malen. Das Meisterwerk dieser Bilder ist der Übergang über die Beresina.

Man kann das Bild als die gewaltigste Schöpfung des Meisters betrachten. Wir sind so glücklich, ein Fragment des

Bildes, einer der Hauptgruppen, unseren Lesern vorzuführen. Das letzte Werk Peters v. Heß war die „Schlacht von Leipzig". Sie hat im Maximilianeum Aufstellung gefunden. Peter v. Heß starb am 3. April 1871. Zwei Söhne, Eugen und Max, beide talentvolle, hochbegabte Künstler, waren ihm im Tode vorausgegangen. Wir wenden uns zur Besprechung unserer Bilder. Das Porträt ist die Wiedergabe des Medaillons, welches den Grabstein des Künstlers auf dem südlichen Friedhofe zu München schmückt. Kunst und Liebe haben die Hand geführt, welche das Bildnis schuf; es ist ein Werk des Professors und Bildhauers Anton Heß, eines Neffen des großen Meisters. Eugen Heß, der Sohn, hat in einer Handzeichnung eine der Hauptgruppen aus dem erschütternden Gemälde „der Übergang über die Beresina" festgehalten. Der „Schützentrompeter" und der „Alphornbläser von Garmisch" sind direkte Wiedergaben von Handzeichnungen von Peter v. Heß. Herr Rentier und Maler G. Kurz, sein Schwiegersohn, hatte die große Liebenswürdigkeit, uns dieselben zur Nachbildung zu überlassen.



Der Übergang über die Beresina. Fragment aus dem Gemälde Peters v. Heß, gezeichnet von Eugen Heß.

Der Irschenberg.

Von A. Wessinger.

Auf der vielbesuchten Wellkamerhöhe, zunächst des Pfarrdorfes Irschenberg, dessen spitzer Kirchturm auf einer weit in die Ebene vorspringenden Höhe unseres Alpenvorlandes von einem weiten Umkreise aus sichtbar ist, kann sich der Freund der Natur gar mannigfacher Unterhaltung hingeben. Er kann die im Halbkreise seinen Standpunkt umfassenden, vielgestaltigen Berge, vom Staufen bis zur Benediktenwand, betrachten, deren Namen und Höhe feststellen und

sich so manchen früheren Berggang auf diesem oder jenem vergegenwärtigen. Er mag auch versuchen, wenn er die vielen Kirchtürme im Umkreise mit mahnendem Finger zum Himmel weisen sieht, ob in der That, wie man sagt, 139 gezählt werden können. Es wird ihm auch Vergnügen bereiten, die Lichtpfeile zu verfolgen, welche die Sonne, wenn sie aus einer Wolke tritt, über Wald und Flur hinsendet, wie sie eine goldene Brücke über den Inn schlagen, der streckenweise aus den östlichen Fluren hervorblitzt, oder wie die Lichtstrahlen, die schnellsten Bergwanderer, an den Wänden des „Wilden Kaisers" hinaufeilen und dessen weiße Felsen vergolden.

Nimmt aber der bewundernde Beschauer den Tubus zur Hand, der in Irschenberg zum besseren Genusse der Aussicht



Kuhhornbläser aus Garmisch.
Originalzeichnung von Peter v. Heß.

entlehnt werden kann, so kann er prüfen, ob unter den menschlichen Figuren, die auf der Spitze des Wendelsteins stehen, nicht etwa Bekannte sind, kann untersuchen, ob die Kirchenuhren etwa in Rosenheim oder Aibling dieselbe Minute zeigen, mit dem Glase den Eisenbahnzug verfolgen, der zwischen beiden Orten wie ein unscheinbarer schwarzer Wurm dahineilt, er mag die Kühe auf den Alpen aufsuchen, die wie Fliegen so klein, auf den Blößen herumklettern, und die Hütten betrachten, die so klein erscheinen, wie man sie in Berchtesgaden in den Läden kauft und in den Sack steckt.

Bist Du endlich gar ein Jäger aus der Gegend, so magst Du manche Stelle aufsuchen, wo Du in fröhlicher Weidmannslust ein Wild des Waldes oder der Berge gefällt oder — gefehlt hast.

Der Patriot endlich betrachtet diese blühenden Fluren mit den hingestreuten Ortschaften mit Stolz; er erfreut sich seines schönen Vaterlandes mit dem Wunsche, daß noch viele Generationen an dieser Stelle von den gleichen Gefühlen bewegt sein mögen.

Ist er ein Freund der Geschichte, so zaubert ihm seine Phantasie Bilder der Vergangenheit herauf, setzt ihn beispielsweise auf 6 bis 7 Jahrhunderte zurück, und vergegenwärtigt ihm den Kranz der Burgen, der nur, um wenige zu benennen, in einem kleinen Ausschnitt aus der weiten Rundsicht gestanden ist, und welche teilweise, wenn auch in veränderter Gestalt, noch stehen.

Da ist gleich gegen Osten, jenseit des Inn die alte Feste Neubeuern mit ihrem aus der grauen Vorzeit stammenden Turme, dahinter auf dem Berghange ragte Altenbeuern auf, und nicht viel weiter hinauf stand Althaus. Von diesem illu-



Bayerischer Schützentrompeter.
Originalzeichnung von Peter v. Heß.

striert eine Sage das alte Lied von der „ewigen" Treue. Ein Ritter zog in das Morgenland! Den Ehering in zwei Teile trennend, sagte er, wenn in fünf Jahren nicht er selber oder ein Abgesandter mit der Hälfte des Ringes zurückkehre, könne seine Gattin zur zweiten Ehe schreiten. Er kam zurück gerade in der letzten Minute und störte die eben begonnenen Hochzeitsfeierlichkeiten zur größten Freude seiner Gattin. Die Sage verbindet damit noch mehrere andere wunderbare Ereignisse.

Dort über Neustadt stand die Burg Glammenstein. Der letzte Besitzer ließ sich durch die Weissagung einer Zigeunerin, er werde vom Blitze erschlagen, so in Schrecken setzen, daß er sein Schloß verließ und lange in einer Erdhöhle lebte. Einmal ließ er sich doch überreden, an einem heiteren Tage ins Freie zu treten. Allein an diesem Tage traf ihn aus einer ungefährlich erscheinenden Wolke ein Blitz. Die Sage lehrt schön, daß niemand seinem Schicksal entrinnen kann.

Die Ruinen der Burg Falkenstein sind zwar nicht sichtbar, sie stehen aber gerade da, wo sich die linksseitigen Ufer des aus den Bergen hervorbrechenden Inn zur Ebene ausbreiten.

Die Geschichte der Grafen von Neuburg und Falkenstein weist auf die Unbeständigkeit der menschlichen Macht und Größe hin. Kein größerer Gegensatz, als der Stolz und die Freude, die aus der Aufzeichnung des Grafen Siboto von Falkenstein aus dem Jahre 1180 über seine Rechte und Besitzungen hervorleuchtet, und die Thatsache, daß nicht ganz 100 Jahre später sein letzter Nachkomme aus Anlaß einer Fehde mit Herzog Otto von Bayern bereits des größeren Teils seiner Güter entsetzt, von einem seiner Dienstmannen erschlagen wurde. Nun fiel auch der Rest der ca. 2000 Güter, die jene Urkunde aufzählt, an das Herrscherhaus.

Nicht weit von Falkenstein liegt Brannenburg, nun als stolzes herrschaftliches Schloß im mittelalterlichen Stile hergestellt, wo Kaspar Winzerr der „goldene Ritter", der als Landsknecht-Hauptmann die Schlacht von Pavia mitgewinnen und den König Franz von Frankreich gefangen nehmen half, bei einem Turnierspiele sein Leben verlor. Bekanntlich hat der gelehrte Forscher, Professor Dr. Sepp, in einem anmutigen Büchlein sein Leben und seine Thaten beschrieben, und er ist nicht die geringste Veranlassung, daß der Markt Tölz ganz passend das in Erz gegossene Standbild seines einstigen berühmten Pflegers zu einem Kriegerdenkmal für die Gefallenen des französischen Krieges gewählt hat.

Daß aber auch eine idyllische Erinnerung nicht fehle, so liegt auf dem großen Branneuberge der einstige Herrensitz Höllenstein, der einem Zweige der Waldecker gehörte. Der bayerische Dichter des 15. Jahrhunderts, Hans Heseloher, Pfleger in Pähl, der mit so drastischen Farben eine Bauernhochzeit besang, hat hier als Brautwerber das Lied gedichtet: „Es taget auf dem Höllenstein".

Übergehen wir das unsers Wissens noch nicht aufgeklärte Altenburg auf der halben Höhe des Auerberges und unweit des uralten Saumweges, der von Au über den Auenberg nach Ellbach und Fischbachau führte, und erwähnen wir schließlich Alteneck am sog. Eiergraben, richtig Eibengraben, westlich von Au, von dem nur mehr wenige Mauertrümmer stehen. Hier soll die Wiege des später nach Moosberg und Miesbach übergesiedelten Geschlechts der Hohenwaldecker gestanden sein. Bis in das 15. Jahrhundert war das Schloß mit etwa 25 Gütern in ihrem Besitze. Es bildete dann eine Mitgift der Ehrentraut v. Hohenwaldeck für einen Grafen von Seiboltsdorf.

Mit dieser Aufzählung sind aber keineswegs alle alten Herrschaftssitze erwähnt, welche aus diesem südöstlichen Ausschnitte der ganzen Rundsicht, der etwa den vierten Teil derselben beträgt, aufgezählt werden können. Ein rüstiger Wanderer kann aber die oben genannten in einem Tage besuchen.

Von den vielen mittelalterlichen Ansitzen, welche aus der ganzen Rundsicht hervorgehoben werden könnten, von denen aber bei vielen nur mehr die Stelle bezeichnet werden kann, seien nur mehr zwei erwähnt, Heimberg und Haslang, beide unweit von einander, auf dem linken Hochufer der Leizach, die am westlichen Fuße des Irschenbergs dahinfließt. Ihre mit der Mangfall vereinigten Gewässer bespülen den nördlichen Ausläufer des Irschenbergs.

Heimberg wird schon im 11. Jahrhundert als eine Zugehörung Pienzenaus genannt, bildet dann eine eigene kleine Herrschaft, über welche Pfalzgraf Friedrich in seinem Testamente im Jahre 1175 verfügte, und gehörte endlich zu den Dotationsgütern des Klosters Fürstenfeldbruck.

Die Haslanger aber ließen ihren Stammsitz schon früher verfallen und suchten sich anderwärts Würden und Besitz.

Vergegenwärtigt man sich aber, wie um all diese Burgen ein größerer Kreis von zinspflichtigen Höfen lag, deren Besitzer sogar meistenteils mit ihrem Leibe abhängig waren, bedenkt man, wie sparsam, einfach, ja entbehrungsreich die Lebenshaltung war, wie gefahrvoll für die Person, für Hab und Gut, und vergleicht man damit den Besitzer eines ehemals zur Herrschaft Maxlrain gehörigen Hofes, wie er stramm und stolz, mit dem Eisernen Kreuz dekoriert, in feiner Tuchkleidung voll Gesundheit und Lebenskraft neben uns steht, und schauen wir auf die prächtigen Gestalten, die aus Anlaß eines Veteranenfestes soeben die Höhen heraufziehen, so können wir nicht im Zweifel sein, was von der „guten alten Zeit" im Vergleich zur Gegenwart zu halten ist.

In wenigen Minuten ist südlich von unserem Standpunkte eine kleine Kirche erreichbar mit dem Hofe Wilpating.

Wer sollte es meinen, daß an sie sich eine der ältesten Erinnerungen der Christianisierung des Landes knüpft?

Dort liegen die Leiber zweier Prediger des Glaubens, des heiligen Marinus und Anianus, deren Andenken uns auch noch durch Schriften und Sagen erhalten ist.

In der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts haben sie diese Gegenden zu einer Einsiedelei gewählt, so wörtlich zu einer Einsiedelei, daß beide durch eine mühsam zu durchschreitende Schlucht getrennt waren.

Man kann sich die entsagungsvolle Schwierigkeit des Wirkungskreises dieser frommen Männer in dieser zur damaligen Zeit zweifellos wilden, einsamen, menschenleeren Gegend vorstellen.

Man muß annehmen, daß sie durch Fasten, Beten, durch ihren frommen Lebenswandel, durch Rat und Hilfe in Bedrängnis und Not, durch ärztliche Kenntnisse die Aufmerksamkeit der spärlichen Anwohner der Gegend in hohem Grade erregt haben, daß dadurch die Empfänglichkeit der noch in heidnischen Anschauungen versunkenen Gemüter für die Lehren des Christentums vorbereitet wurden, daß nach und nach ein immer größerer Kreis von Gläubigen sich um sie sammelte, ihren Gottesdiensten beiwohnte und ihre Lehren anhörte.

Es ist aber auch sehr unwahrscheinlich, daß es nicht allein die Gier nach Geld und Kostbarkeiten gewesen ist, welche die plündernden Wenden, welche einen in diesen Zeiten nicht ungewöhnlichen Raubzug nach diesen Gegenden unternommen hatten, veranlaßte, den heiligen Marin dem Feuertode zu weihen, als sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht sahen, sondern daß sie vielmehr von den Anhängern des alten Glaubens ermuntert und angereizt wurden, die sich durch die Wirksamkeit und Erfolge dieser frommen und gläubigen Männer beeinträchtigt sahen.

Als wir hier an dem Grabe des heiligen Marinus standen, der damals als Märtyrer starb, und an dessen Seite St. Anianus liegt, der kurz darauf den Geist aufgab, fühlten wir uns an dieser seltenen Stelle aus der Zeit unserer ersten religiösen und nationalen Entwickelung durch den Ein-

druck einer beinahe 1200 jährigen Vergangenheit durchschauert.

In demselben Jahre, in dem jene Apostel des Glaubens starben, stand der heilige Rupert auf den Ruinen des alten Juvavums, später als Stapelplatz des Salzes, Salzburg genannt, und faßte den Entschluß, an dieser selbst in den Ruinen noch großartigen Stätte der römischen Kultur, auf deren Trümmern sich die Bayern angesiedelt hatten, seinen Bischofssitz aufzuschlagen.

Rupert aber war schon gestorben, als St. Magnus, der in Kempten dieselben Ruinen gefunden, wie jener in Salzburg, als Abt des Klosters, das seinen Namen trägt, bis zum Jahre 750 wirkte. Es sind dies die ältesten Zeugen der Christianisierung der Alpenländer.

Wildschützen im Bayerischen Wald.

Ein Waldbild aus den vierziger Jahren von Freiherr v. Wiedersperg.

(Schluß.)

Nickl beteiligte sich sogleich an dem Gespräche, und auf die Brandstätte weisend, sagte er: „Da haben uns die Strauchdiebe eine schöne Bescherung angerichtet. Das schöne Haus. Das hätten Sie sehen sollen, wie wohnlich und ruhesam es da war. Es ist ein wahres Kreuz, jetzt, wo das Wild wieder mehr wird, treiben auch die Wilddiebe wieder ihr Handwerk."

„Wild und Wilderer", sagte der Förster, „sind unzertrennlich; aber neuerdings wird die Sache wieder ganz ernstlich. Vor ungefähr 14 Tagen wurden ein Kollege von mir und sein Waldaufseher, als sie unvermutet an eine solche Bande stießen, ohne weiteres niedergeschossen, und es steht sehr in Frage, ob sie noch aufkommen. Sie sind beide Familienväter, und letzterer hat neun Kinder. Ein anderer, da drüben", und dabei wies er mit dem Daumen über die Achsel zurück und nannte den Ort, „trägt noch das gehackte Blei mit sich herum, und sein Gehilfe hat einen Schuß im Schenkel. Zwar schoß dieser auch einen nieder, allein man konnte trotz des starken Schweißes den Mann nicht ausfindig machen."

„Ja, und diesen Morgen hat mir der Rottmeister da unten am Steinbrückel erzählt, daß letzten Sonntag drüben in Schönau die beiden Fuchsgruber, Vater und Sohn, geschossen heimgebracht wurden. Die haben's lange verdient, aber der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht."

„Das ist ja ein förmlicher Krieg, den ihr da führt", rief ich entsetzt aus. „Läßt sich denn dem Unwesen nicht steuern durch fleißiges Begehen der Orte, wo diese Frevler ihr Unwesen treiben, und durch genügende Vermehrung des Forstschutzpersonals?"

„Nicht möglich", erwiderte mein Freund. „Wenn diese Diebe von hiesiger Gegend wären, so dürfte das am Ende nicht schwer sein, aber es sind meist Bursche ganz unten herauf aus dem Wegscheidschen oder aus dem oberen Bayerischen Wald, die sich zusammenthun, 14 Tage eine ganze Waldstrecke, Staats- und Privatwaldungen durchjagen, was sie bekommen können, mitnehmen und dann monatelang nichts mehr von sich hören lassen."

„Da hilft nichts, als so schnell als möglich der erste am Drücker zu sein", sagte Nickl, indem er den Hahn überzog und ihn wieder in die Ruhe zurückfallen ließ. Und dabei hatte er wirklich etwas von indianischer Kriegslust im Gesichte.

„Ihr würdet also", erwiderte ich, „einen Menschen niederschießen, auch wenn Ihr es ungesehen von ihm thun könntet, also ohne eigentliche Notwehr?"

„Ob ich es thun würde!" sagte Nickl ganz erstaunt ob meiner Frage, „ganz gewiß werde ich ihn niederschießen, wenn er sich bewaffnet in unserm Reviere blicken läßt. Und was die Notwehr betrifft, so ist meinen Begriffen nach unsereiner immer im Zustande der Notwehr."

„Nickl hat Recht", sagte mein Freund, „denke Dir zum Beispiel da unten am Lusen einen verwundeten Menschen, ob der wohl nach Hause käme? Ich glaube nicht; übrigens kann Nickl ein Lied davon singen."

„Ein garstiges Lied das, es hat mir lange in den Ohren geklungen," erwiderte der andere.

„Halt, Alter", sagte ich, „heraus mit dem Liede."

Und Nickl, ohne sich weiter bitten zu lassen, begann: „Als die Geschichte, die ich erzählen will, sich zutrug, war ich als Waldaufseher da draußen, weiter der Donau zu. Wir hatten nebst einem prächtigen Wildstand in unserm Reviere auch einige Bergbäche mit den herrlichsten Forellen, die ich teilweise gepachtet hatte und aus denen ich ziemlich Erkleckliches löste. Um so verdrießlicher war es mir, als ich seit einiger Zeit Spuren von Ottern bemerkte. Es wird Ihnen bekannt sein, welch' erheblichen Schaden so ein Räuber anzurichten im stande ist. Ich hatte deshalb fleißig die Eisen gelegt und ging regelmäßig des Morgens hinaus, um nachzusehen. Eines Morgens bemerkte ich denn, daß eines derselben fehlte. Die Stelle, auf der ich es gelegt hatte, war ringsum zerwühlt und aufgerissen, die freilich etwas alte Kette war abgesprengt, und der zurückgebliebene Teil derselben um eine ganz zerzauste Weidenstaude geschlungen. Augenscheinlich hatte sich das Tier schlecht gefangen, die Kette abgesprengt und war, um sich seines vermeintlichen Feindes zu entledigen, seinem natürlichen Elemente zugeflüchtet. Aber da das Eisen schwer war, mußte das Tier ersaufen. So dachte ich, als ich alles übersah. Ich legte deshalb Gewehr und Tasche weg, stieg in das Wasser hinab, das hier etwas tiefer war und einen kleinen Tümpel bildete, und suchte mit dem langen Stocke nach dem Tiere. Umsonst, ich konnte nichts entdecken. Ich ging darauf eine Strecke weiter hinauf, in der Vermutung, daß es auf dem Grunde weitergelaufen sein möchte. Plötzlich hörte ich in einer kleinen Einbuchtung ein starkes Geräusch, das in einem Schnauben und in dem eigentümlichen Pfeifen bestand, welches die Otter ausstößt, sobald sie gereizt wird oder verwundet ist. Ich stieg sofort aus dem Bache und ging etwa noch 15 Schritt seitwärts an einem sog. Altwasser hinauf und erblickte denn auch alsbald eine gewaltige Otter, die größte, welche ich je sah, wie sie um sich schlug und wühlte und sich wie toll geberdete. Mit leichter Mühe schlug ich sie tot. Das Eisen hatte augenscheinlich, als sie, Verrat witternd ausspringen wollte, sie unglücklicherweise noch mit der Rute gefangen, das Tier hatte sich, wie ich vermutet hatte, in das

Wasser geflüchtet und, als es merkte, daß es, vom schweren Eisen zu Boden gezogen, ersaufen müßte, auf dem Grunde fortlaufend sich wieder dem Lande zugewendet und war in dieser „Altern," wie wir es nennen, wieder herausgekommen, wo es sich des Eisens zu entledigen suchte. Die Rute war beinahe abgedreht, und wäre ich nur eine halbe Viertelstunde später gekommen, so wäre das Tier entwischt. Wie gesagt, der Bursche war der größte, den ich je gesehen hatte; er maß von der Schnauze bis zur Schwanzspitze 5 Fuß, und ich schätzte sein Gewicht auf 20 Pfund. Den Prachtkerl auf die Schulter nehmend, wollte ich nunmehr Gewehr und Tasche holen, allein wer beschreibt mein Erstaunen, als beides verschwunden war! Daß sie gestohlen waren, unterlag keinem Zweifel, ich sah die Fußtritte der Diebe im tauigen Grase und ward ganz wütend, wenn ich an den Spott dachte, der mir zu teil werden würde, wenn ich ohne Gewehr nach Hause käme. Ohne weiter an das Gefährliche meines Beginnens zu denken, folgte ich rasch der Fährte. Umsonst, auf dem abgefallenen Laube im Walde war jede Spur bald verloren. Nun eilte ich einen kleinen Hügel hinan, der, mit einigen Bäumen bewachsen, niederes Buschholz hatte, um von dort aus den kecken Dieb zu erspähen. Kaum war ich jedoch auf der Höhe angelangt und in das Gebüsch eingetreten, als es rechts und links neben mir knackte, und ich mit einem Ruck zu Boden gerissen war. Mein Rufen war vergebens, ich hatte nichts als meine Fäuste, denn selbst das Messer steckte in der gestohlenen Weidtasche, und meine Gegner waren sechs starke Männer. Man band mir die Hände auf den Rücken zusammen und schlug die Leine um einen nahen Baum, so daß ich mit dem Rücken an den Stamm lehnen mußte. Während ich so dastand, hatten sich die Burschen etwas weiter zurückgezogen und beratschlagten, was sie mit mir anfangen sollten. Einer derselben, der Haupträdelsführer, wie es schien, und derselbe, der sich meines Gewehrs und meiner Tasche bemächtigt hatte, flüsterte leise den übrigen etwas zu, worauf das Corps in ein schallendes Gelächter ausbrach. Sie ließen mich nicht lange über den Grund ihrer Heiterkeit im ungewissen. Vorn am Hügel, wo ein Felsen senkrecht abwärts fiel ins Thal, standen zwei ziemlich starke Birken nahe aneinander. Auf jede derselben stieg nun einer der Burschen, und indem sie sich, an einem der oberen Zweige anhaltend, herabließen, bogen sie mit Hilfe der Untenstehenden beide Bäume herab fast bis auf den Boden. Dann schnitt man mich vom Baume los, zog mich unter die beiden Birken hinein und band mich mit je einem Arm und Fuß an die herabgebogenen Äste. Als ich gehörig befestigt war, ließen sie beide Bäume unter einem schrecklichen Jubelgeschrei in die Höhe schnellen. Ich glaubte, gegen den Himmel hinaufgeworfen zu werden, und die Prellung, die im Augenblicke erfolgte und mir fast alle Gelenke zerriß, preßte mir einen furchtbaren Schmerzensschrei aus.

„Denken Sie sich meine Lage. Da hing ich zwischen Himmel und Erde, an immer schwankenden Ästen über einem Abgrund von gewiß 50 Fuß Tiefe. Ich rief aus Leibeskräften, aber meiner Stimme antworteten anfangs nur die Spottreden meiner abziehenden Feinde und dann bloß noch das höhnende Echo. Der Schmerz an den Gliedern war furchtbar. Als der Abend herankam, zog ein Wetter am Himmel herauf, der Wind blies aus vollen Backen, ich flog auf und nieder, die Bäume bogen sich, und ich hoffte jede Minute, daß sie brechen möchten, denn ich hatte vor Schmerz nur den einen Wunsch, zu sterben, und ich wäre damals froh gewesen, wenn mich der Sturm in die Tiefe hinabgeschleudert hätte. Je dunkler es wurde, desto heftiger wütete der Sturm, der Regen goß in Strömen nieder, der Donner brüllte, und blendende Blitze fuhren um mich her. Endlich erbarmte sich meiner eine mitleidige Ohnmacht. Als ich wieder zu mir kam, stand die Sonne bereits hoch am Himmel, alles war frisch und grün und glänzend, aber ich schwebte, wie eine arme Seele zwischen Seligkeit und Verdammnis, zwischen Himmel und Erde. Je weiter die Sonne emporstieg, desto gräßlicher ward meine Lage. Ihren glühenden Strahlen ausgesetzt, glaubte ich, verbrennen zu müssen, mein Gehirn kochte, und das Blut, das in meinen Adern tobte, drohte, mir den Kopf zu zersprengen. Lange konnte dieser Zustand nicht mehr dauern, und in den lichten Augenblicken, die anfingen immer seltener zu werden, suchte ich so gut wie möglich meine Gedanken zu sammeln, um als guter Christ aus der Welt zu scheiden. Da tönte mit einem Male ein helles Pfeifen an mein Ohr, so fröhlich als nur je eines aus der Brust eines herumlungernden Strolches hervorkam. Ich strengte mich mit aller Gewalt an, zu sehen, woher diese Töne kamen. Nicht lange, so erschien unter den Bäumen da unten das Menschenkind, und ich erkannte in ihm einen unserer ärgsten Holzdiebe, den ich schon einige Dutzend Male zur Anzeige gebracht und öfters eigenhändig abgestraft hatte. Es war der Gabelmacher Lenz, wie er leibte und lebte, mit seiner Pelzkappe, die Hände tief in den Taschen seiner blauen, zwilchenen Hosen. Augenscheinlich lungerte der Kerl da oben herum in der Absicht, sich ein Stück Holz auszusuchen, das er bei nächster Gelegenheit holen konnte, und mochte dabei wohl nicht ahnen, daß er so genau beobachtet werde. Sonst war mir der Kerl, wenn er mir auf der Landstraße begegnete, ein Dorn im Auge, aber jetzt erschien er mir als ein rettender Engel. Ich versuchte, zu rufen, aber ein neuer Schreck durchbebte mich jetzt, ich konnte mit aller Anstrengung keinen Laut hervorbringen, der Hals war mir wie zugeschnürt. Schon begann sich der Gabelmacher in immer weiteren Kreisen von mir zu entfernen, in wenigen Augenblicken vielleicht war er verschwunden, und ich war rettungslos verloren. Da strengte ich aber meine Kräfte an und stieß ein heiseres Gebrüll aus. Ich konnte gerade noch erkennen, wie der Lenz unten erschrocken bei Seite sprang und wie er dann zu mir herauf sah; dann schwanden meine Sinne, und ein heftiger Blutsturz war die Folge dieser Anstrengung. Der Gabelmacher wäre, wie er mir nachher erzählte, beinahe vor Schreck davongelaufen, wie er da oben einen Menschen hängen sah, und dann wäre ich wohl sicher verloren gewesen. Aber er hatte sich rasch besonnen und war zu einigen Holzhauern hinabgeeilt, die eine Stunde weiter unten beschäftigt waren, und hatte diese heraufgeholt, worauf sie mich dann so gut als möglich aus meiner Lage erlösten und ins Dorf hinunter brachten. Der herbeigerufene Arzt erklärte es für ein wahres Wunder, daß ich so lange dieser Qual hatte widerstehen können, und behauptete, daß ich, wenn dieser Blutsturz nicht eingetreten wäre, unfehlbar hätte ersticken müssen. Zeitlebens ein Krüppel würde ich aber wohl bleiben, meinte er. Und wirklich war mein Zustand schlimm genug. Mein linker Arm war ganz aus der Achselhöhle gerissen, und an den beiden Handgelenken das Fleisch bis auf die Knochen durchschnitten;

hier sehen Sie noch die Narbe davon. Gegen alles Erwarten gelang aber meine Heilung, und mit allem Respekte vor dem Doktor, der sein Möglichstes that, mich wieder herzustellen, so sehen Sie doch, wie ihn seine Weisheit diesmal im Stiche ließ.“ Damit machte Nickl einen Kreuzsprung, der einem Jongleur Ehre gemacht hätte. „Und da jetzt meine Geschichte zu Ende ist“, fuhr er fort, „dächte ich, ich ginge mit meiner Mannschaft da links hinab, die beiden Herren können sich dann im Tannet da unten anstellen.“

„Und ist diese Geschichte wirklich wahr?“ sagte ich, als Nickl fort war, „und war es den Gerichten nicht möglich, eine Spur von den Thätern aufzufinden?“

„Was die Wahrheit der Geschichte betrifft, so ist daran kein Zweifel. Übrigens ist Nickl nicht der Mann dazu, die Gerichte viel mit seinen Angelegenheiten zu plagen. Er ist oder war wenigstens, wie man sagt, Kläger, Richter und Vollstrecker des Urteils in eigener Person. Von allen denen, die damals beisammen waren, ist keiner mehr übrig, um über die Geschichte zu lachen.“

„Du wirst doch nicht sagen wollen, daß er alle erschossen habe?“ sagte ich ganz entsetzt.

„Das sage ich auch nicht“, meinte mein Gefährte, indem er zweideutig die Achsel zuckte. „Genug, es ist eben keiner mehr da! Doch halt, da bleib stehen, hier kannst Du am ersten zum Schuß kommen, wenn Du überhaupt noch Dein altes Glück hast.“

Ich lächelte bei dieser Anspielung auf unsere früheren gemeinschaftlichen Jagden und, wie er vorausgesetzt hatte, schoß ich bald darauf einen schönen Sechserbock. Gleich darauf knallte weiter unten ebenfalls ein Schuß. Während Nickl, der inzwischen einen Rundgang gemacht, den Bock aufbrach, erzählte er, daß ihm unten beim Durchgehen ein kleiner fremder Hund angesprungen sei, der so eifrig jagte, daß er ihn nicht eher gewahrte, bis er ihn anrief.

„Das ist wieder einer von den böhmischen drüben“, sagte mein Freund, „wir müssen ihnen doch noch einige wegschießen, sie jagen gar zu oft herüber. Hättest ihn schießen sollen.“

„Ja, ich wollte es auch und war schon mit dem Gewehr aufgefahren, aber es war ein so nettes, gelbes Hündchen, und wie es dastand, einen Vorderfuß in der Höhe und den Kopf etwas bei Seite geneigt und mir gar so treuherzig in die Augen sah, als wollte es sagen: ‚Nun, sei nur nicht böse, es ist ja weiter nichts als ein bloßer Irrtum, daß ich da bin‘, da konnte ich es nicht übers Herz bringen, zu schießen. Und als ich das Gewehr wieder absetzte, sprang das Hündchen wieder zurück, und jetzt bin ich froh, daß ich es nicht gethan habe.“

Ich kann's nicht leugnen, ich hatte eine Art Abneigung gegen Nickl gefaßt, weil ich ihn für einen Menschen ohne Gefühl hielt. Dieser kleine Zug seiner Gutmütigkeit machte alles wieder gut. Der Mensch hatte wirklich ein Herz. Nun betraten wir die Seebacher Aue. Ein 3/4 Stunde langer Pfad, der so schmal war, daß nicht zwei neben einander gehen konnten, führte durch dieselbe. Links und rechts steht undurchdringliches Gebüsch, stachliges Brombeergesträuch und Dornhecken machen ein Eindringen in dasselbe unmöglich und sperren jeden Luftzug. Die dem sumpfigen Boden entsteigende Feuchtigkeit bei einer Hitze von 24° R machte diesen Weg zu einer anstrengenden Wanderung, um so mehr, als bereits Mittag vorüber, und wir seit drei Uhr morgens auf den Füßen waren. Ich glaubte wahrhaftig, neugeboren zu sein, als ich diese Hölle hinter mir hatte und wieder den schattigen freien Hochwald betrat. Noch eine Stunde Wanderns, und dann sahen wir wieder Kulturland. Da standen braune, schindelgedeckte Häuser in der Mitte grünender Wiesen zwischen schattigen Obstbäumen, und von der Höhe jenes kegelförmigen Berges blickt freundlich das Dörfchen Kreuzberg hernieder und gewährt mit seinem spitzen Kirchturm einen lieblichen Anblick, während links unterhalb die Schönbrunner Glashütte mit ihren langen, braunen Gebäuden zu beiden Seiten des schloßartig aussehenden Wohnhauses sichtbar wird. Hier wird ein ausgezeichnetes Bier gebraut.

Erst spät, als der Vollmond hoch am Himmel stand, dachte ich an den Heimweg und trennte mich von meinem Freunde und Nickl, dem Huronen, der inzwischen dem Gerstensafte tüchtig zugesprochen hatte und mir unter kräftigem Handschütteln versicherte, er würde, wenn es darauf ankäme, mir zu Liebe noch eine Maß trinken.

Kleine Mitteilungen.

Die Herren-Trinkstube zu Nürnberg. Die sogenannten Trinkstuben des Mittelalters waren geschlossene Gesellschaften zum Zweck körperlicher Erholung und heiterer Unterhaltung. Wir finden sie besonders in den Reichsstädten. Hier hatten die „Erbaren“, wozu die Geschlechter und die mit ihnen verwandten oder durch Ansehen und Reichtum hervorragenden Familien gehörten, und die Zünfte ihre eigenen Trinkstuben. Nürnberg, das sich durch seine Verfassung und sein aristokratisches Regiment vielfach von den anderen Reichsstädten unterschied, machte auch bezüglich der Trinkstuben eine Ausnahme. Dieselben durften nur von den „Erbarn“ gehalten werden. Die Handwerke — eigentliche Zünfte oder Innungen mit politischen Rechten, wie in anderen Städten, gab es in Nürnberg eigentlich nicht — waren zur Errichtung solcher geselligen Vereine nicht berechtigt. Daß die „Erbarn“ Nürnbergs schon in älteren Zeiten Trinkstuben gehabt, darf kaum bezweifelt werden. Aber die erste bestimmte Nachricht darüber erhalten wir erst durch einen Rechtsbeschluß vom 28. August 1498. Dieser lautet: „Es ist beschlossen uf die neuen Waage (die Frohnwaage am Eck der Waaggasse) zwo groß Stuben, die in den andern) zweiten Gaden zu einer Trinkstuben, und die in dem dritten Gaden zu einer Poeten- oder Philosophie-Schule (Stifter derselben war Conrad Celtes) zu machen. Actum tertia Augustini 1498.“ Die Trinkstube wurde 1499 eröffnet, und die Wirtschaft derselben an Katharina, des Gabriel Gasteldorfers hinterlassene Witwe, verliehen. Das lustige Leben in diesem Lokale erregte bald die Aufmerksamkeit des Rates. Schon im Januar 1500 ließ er der Wirtin sagen, „daß sie hinfüro, so es zwo Stunden vor Mitternacht sei, Niemand mehr halten, setzen, droben trinken, spielen oder bleiben lassen solle, bei der Pön des Zuspätsetzens“. In diese Strafe verfielen die Wirte, wenn sie, so zu sagen, nach der Polizeistunde noch Gäste labten. Wer wider der Wirtin Willen bleibe, von dem soll die Pön zweifach genommen werden. Als die Handwerker sahen, wie lustig es auf der Trinkstube in der Waage, gewöhnlich Herren-Trinkstube genannt, zuging, errichteten sie auch einige Trinkstuben, die regierenden

Herren aber litten es nicht, und befahlen im Jahre 1506 dem Pfünder, der über die Handwerks- und Polizeiordnungen zu wachen hatte, dieselben mit Rug fürzunehmen und abzustellen. Fünfzig Jahre später, als die Geselligkeit manchmal in Gotteslästerung, Spiel und Rumor ausartete, erließ der Rat eine eigene Ordnung, wie es zur Verhütung solchen Unfugs und überhaupt auf der Herren-Trinkstube gehalten werden soll. und wer zum Besuche derselben berechtigt sei. Dieselbe lautet: „Als im erbar Rathe zu ziemlicher Ergötzung ‚erbaren‘ Personen die Stuben auf der Waag begönnt, zu gewöhnlichen Zeiten ihr Zeche darinen zu heben, bedacht hat, deßhalb Ordnung, wie es darauf in erbarn Wesen soll gehalten werden, aufzurichten, darumb und zum vordersten, so ist eines erbarn Raths Befehl und Meinung, daß alle Gotteslästerung und Schwüre darauf vermieden werden sollen, bei eins erbarn Raths Gesetzen deßhalben vergangner Zeit öffentlich vom Rathhaus hie verruft [1]). Darzu hat ein erbar Rathe dem Wirth dieser Stuben ernstlich befohlen und in sein Pflicht gebunden, sein fleißig Aufsehen darinnen zu haben, wo er von Jemand, wer der oder die waren, solche Gotteslästerung und Schwür höret oder gewahr wurde, dem oder denselben soll er von Stund an Warnung thun mit Anzeigung eben angeregter Gesetze. So dann der oder dieselben solches verachten, und von ihrem Schwüren und Gotteslästerung nit laßen würden, dem oder denselben soll er zu frischer That öffentlich beschämen und die Stuben verbieten, mit vorbehalten eins erbarn Raths Pön und Straf, wie oblaut.“ „Zum Andern so hat ein erbar Rath diese Stuben und das ganz Haus in die Muntat (der Stadtbezirk in der Umgegend des Rathauses) gestellt, dergestalt: Welcher ein Wehr freventlich zucket oder an einen andern Hand anleget, der sollt von der jeglichen zehn Gulden ohne Gnad zu Buß zuvornn verfallen sein. Und darzu will ihm ein erbar Rath die Straf und Wandel, so die Sach bei ihnen oder bei den fünf Herrn (das sogenannte Fünfergericht, das mit fünf Rathsgliedern besetzt war und über Verbal- und Real-Injurienhändel richtete) gehört wurd, nach gebührlicher Erkenntniß vorbehalten haben.“ Zum dritten hat ein erbar Rath dem Wirth dieser Stuben ernstlich und bei nachfolgenden Pönen geboten, daß er an keiner Nacht Jemand, wer der auch sei, über die Nacht, nämlich ein Stund vor Mitternacht, halten, zechen, noch einich Spiel thun noch treiben lassen soll. Dann aber wo er das überfüre und anderst hielt, so müst er und auch diejennen, die also über die Zeit gezecht oder gespielt hätten, als oft er oder sie darumb fürbracht wurden, ihr jeder zehn Gulden one Gnad zu Buß geben.“ „Und dieweilen auch bisher aus dem Spielen, so man auf Borg oder Kreiden gethan hat, viel Unraths und übermäßiges Schadens erfolgt ist, solcher Gestalt, daß sich dieselben Personen in Ansehung deß, daß man inen auf Kreiden geborgt, hart und beschwerlich verspielt und zu merklich Schäden geführt haben, hat ein erbar Rath verordnet, und bei nachfolgenden Pönen und Strafen zuhalten gesetzt, daß nun hinfüro einicher ihr Bürger oder Inwohner auf der Stuben oder anderen Orten kein Spiel, auf Karten oder Würfeln, wie das Namen haben mag, auf Borg oder Kreiden treiben, oder denen, mit den er spielen oder kurzweilen will, ichzit (zehn) aufschlagen, sonder solch Kurzweil soll allein um baar Geld ohn alles Aufschlagen oder Borg, auch mit bereiter Bezahlung beschehen. Wenn aber Jemand in solchen Kurzweilen diese eins erbarn Raths Ordnung und Satzung übertreten wurde, sollen die, die sich also auf Borg und Kreiden verspielt haben, denjenigen, der mit ihnen gespielt und auf Borg abgewunnen hätten, umb solchen Gewinn inner und außerhalb Rechtens in einich Weg gar nichtzit (nichts) zu bezahlen pflichtig und schuldig sein, auch dieselben Personen solchs Verlusts und Nichtzahlens halb darumb nit für unehrlich gehalten, oder von Jemand als Schuldner angezogen werden, und darzu ein Jeder, der solch Spielen thut, er gewinn oder verlier, einem erbarn Rathe zu einer Buß fünfzig Gulden Rheinisch unabläßlich zu bezahlen verfallen sein. Doch will ein erbar Rath ihren Gesetzen, des Spiels halben hievor begriffen und verruft, damit einichen Abbruch nit gethan haben, dann die bei ihren Würden bleiben lassen. Und nachdem ein erbar Rath diese Stuben als ein Ort, allda die erbarn Bürger und andere fremde Personen zu ihrer Gelegenheit zusammenkommen, ihre Zech halten und freundliche Kurzweil treiben sollen, verordnet und unter Anderm gar stattlich befehlen, solchs auch an einer Tafel verzeichnen und öffentlich aufhängen lassen, wie es deßelben Ends mit Vermeidung verbotener Gotteslästerung, Aufruhr, Wehrzucken und anderer Unfuhr zur Handhabung erbarer Gesellschaft soll gehalten werden, und sich ein erbarer Rath darauf versehen, daß solches ihren gegeben Befehlen und Ordnungen des Orts billig gelebt worden sein sollt, so haben sie doch befunden, daß sich etwa allerlei unfreundlicher Hader, Aufruhr und Verwundung auf dieser Stuben zugetragen, die auch, wo ihnen mit billiger Fürsehung nit begegnet, zur Weiterung und mehrerem Unrath reichen mochten. Solch aber zufürkommen, und dieweilen jene diesem Orte mehr denn andere Ende Sicherheit, Fried und Einigkeit, als billig, stattlich soll erhalten werden, so läßt ein erbar Rath hiemit männiglich warnen, sich jeder zeit auf dieser Stuben bescheidentlich unaufrührig und friedlich zu halten, und gegeneinander mit Worten und Werken einiche unfreundliche Handlung noch Schmähen, Wehrzucken, Schlagen, Verwundung oder Anderm nit fürzunemen, denn ein erbar Rath ist entschloßen, das von Keinem, wes Standes er seie, zu gedulden, hat auch verordnet, deßhalben fleißig Aufsehen zu haben. Und ob Jemand sich unschicklich halten und diesem eines erbarn Raths Befehle entgegen handeln wurde, gegen den oder denselben will ein erbar Rath solch Einsehen thun, daß daraus ihr Mißfallen, daß sie auch zu feindlicher Handhabung geneigt sein, mit dem Werk soll gespürt werden. Darnach wiß sich ein Jeder zu richten und vor Schaden zu verhüten.“ „Und damit ein Jeder hinfüro Wißen haben mög, wem auf dieser Trinkstuben zu zechen und sein Kurzweil allda zu suchen zugelassen ist, so hat ein erbar Rath deßhalb nachfolgende Verordnung thun und die zu der obbestimmten Ordnung bringen, auch dem Wirth des Orts stattlichen ernstlichen Befehl thun laßen, derselben Ordnung gegen denen, so diesen Ort zu zechen vermeinen und doch daher nit gehören, endlich nachzukommen. Und folgt darauf dieselb Verordnung hernach: „Wiewohl ein erbar Rath vergangener Jahren zu ziemlicher Ergötzung erbarer Personen die Trinkstuben auf der Waag aufrichten laßen, auch deßhalb Ordnungen, wie es darauf in erbarm Wesen gehalten, Gotteslästerungen und andere Leichtfertigkeiten vermieden werden sollten, verordnet haben, also daß dies Orts Niemands, denn was von alten erbarn Geschlechten und guten Leuten herkomme, gezecht und allda Kurzweil in aller Zucht und Erbarkeit gesucht haben, so hat doch ein erbarn Rath stattlich angelangt, daß in kurzen Jahren allerlei gemeins Gesinds auf bemelte Trinkstuben gangen, die sich allda neben andern mit auffetzigem spiel und Gotteslästerungen etwas ungeschickt gehalten und erzeigt. Dieweil dann solchs einem erbarn Rathe aus allerlei guten bewegenden Ursachen zu gedulden etwas beschwerlich, demnach so hat ein erbar Rath nachfolgende Verordnung, wem und wes Personen des Orts zu zechen und ihr Kurzweil zu suchen zugelaßen sein soll, gethan, und wollen, daß derselben also nachgegangen werden solle: „Und erstlich allen denen, so von erbarm Geschlecht allhie herkommen, derselben Söhnen und Verwandten, die ihnen ihrer Händel halb zugethan und mit Freundschaft verwandt seien.“ „Zum Andern meiner Herrn Geraisiger vom Adel (adelige Söldner zu Pferd, die in des Rats Diensten standen) und dann meiner Herren Hauptleute.“ „Zum Dritten allen erbarn Kaufleuten, derselben Söhnen

[1]) Gotteslästerung und frevelhaftes Schwören bestrafte der Rat schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts mit Zungenausschneiden, Ohrenabschneiden und anderer schwerer Strafe.

und Handels-Verwandten." „Dergleichen allen fremden Personen und Handwerksleuten und andern dergleichen Personen, Meister und Gesellen, so ihre Handwerk mit ihr selbst Handen täglich und pfleglichen treiben und arbeiten, an diesem Ort zu zechen und zu spielen bei nachgemeldeter Pön endlichen verboten sein." „Doch sollen die Handwerker und andere so des größern Raths (der bürgerliche Rat gegenüber dem kleineren oder inneren Rate, der das Stadt-Regiment führte und sich nur aus den Geschlechtern ergänzte) seien, ob sie gleich bisweilen ihr Handwerk mit ihren selbs Handen auch arbeiten, in solchen nit begriffen, sondern ihnen hiemit an diesem Ort zu zechen und ihr Kurzweil zu suchen, unverboten sein." „Dann wo hierüber der Wirth auf dieser Trinkstuben der obengemeldeten Personen einer oder mehr, den hievonbegriffener Ordnung gemäß an diesem Ort zu zechen verboten wäre, wißentlich und williglich auf der Stuben zu zechen zuließ, und ihnen zu solchem den Wein zustellet, so soll der benennt Wirth einen erbarn Rathe darum von einer jeden dergleichen Personen zweinzig Pfund alt zur Straf unnachläßlich zu bezahlen verfallen sein."

Brautführerspruch beim Schenken und Abdanken zu Ammerthal bei Amberg. „Ich habe ein paar Worte vorzubringen: wann mir eines sollte nebenhin fallen, so hoffe ich, es wird kein Mensch zugegen sein, der es mir aufklauben oder in Übel nehmen wird. 1. Dank sagt der Herr Hochzeiter und die Jungfrau Hochzeiterin gegen Vater und Mutter, gegen Bruder und Schwester, gegen Schwehre und Schwiger, gegen alle benachbarten Freunde, die hier versammelt sind, daß sie so weiten Weg hergegangen sind und haben ihnen den christlichen Kirchengang helfen schmücken und zieren und helfen bitten Erstens um einen guten Anfang, Zweitens um ein besseres Mittel, Drittens um ein seliges End. Es sind aber auch beide Brautpersonen dreimal auf öffentlicher Kanzel verkündet worden und haben ihre Hochzeit vollendet, sowie die Hochzeit zu Kana in Galiläa, wo Jesus und Maria beiwohnten. Es ist ihnen dabei aufgetragen worden, es soll eines das andere nicht vergessen, es mag gleich schön oder wüst, krumb oder lahm, arm oder reich sein, bis sie der Tod von einander scheidet. 2. Wieder bedankt sich der Herr Wirth gegen die beiden Brautpersonen und gegen alle Hochzeitsgäste, wie sie da nur versammelt seind, sie sollen mit seinem schlechten Koch und Kellner verlieb nehmen. Wann er heut oder morgen wieder eine ausrichten oder kochen will, so will er's besser lernen oder besser machen. 3. Bedanken sich beide Brautpersonen und alle Hochzeitsgäste gegen den Herrn Wirth. Was das Essen und Trinken anbelangt, so ist da kein Mangel daran, ja es ist alles wohl berühmt und köstlich gemacht gewesen, daß wir alle genug zu danken haben. 4. Wann vielleicht einer sollte zum Essen zu spät gekommen sein, so wird der Herr Hochzeiter ein solches noch erstatten. Es werden noch präparirte Speisen in der Kuchl sein, eine gebackene Mangeltorten oder ein eingemachter Flederwisch; auch im Keller ist noch Bier und Wein; ist es kein Wein, so ist es doch ein Brandwein. Ich hoffe, ich werde nicht lügen, es wird alles wahr sein. Es wird auch der Kellner aufgewartet haben mit einem guten authentischen Trunk, mit einem wohlgeputzten sauberen Geschirr; es glitzen die Deckel wie die Kisten. 5. Der Brauttisch wird bedeckt werden mit einem schneeweißen Tuch und darauf wird gesetzt werden eine zinnerne Schüssel mit einem silbernen Boden. Schenkt einer einen Thaler, so wird man ihn loben, schenkt dann einer zwei, hat man noch eine größere Freud, thut dann einer vier schenken, so wird man keinen solchen Hochzeitsgast denken; schenkt dann einer den Beutel mit sammt dem Geld, so wird man keinen solchen Narren gesehen haben in der Welt hier und auf dem Butziberg. 6. Morgen in der Früh ist wieder alles höflichst eingeladen bei unserm Herrn Bräutigam in seiner Behausung. Der erste, der kommt, der bekommt eine Wurst, die sieben Mal um den Hals langt. Dann wird uns in dem lobwürdigen Pfarrgotteshaus eine hl. Messe gelesen werden für den Herrn Hochzeiter und der Jungfrau Hochzeiterin ihre verstorbenen Aeltern und Freundschaft und nach End der hl. Messe wollen wir uns wieder einfinden bei unserm Herrn Wirth in seiner Behausung. Da werden wir wieder gastirt werden; Hechten, Karpfen, Birschlinge und Rothaugen, wann einer solcher Speisen Liebhaber ist, so kann er selbst sie ihm fangen. Wann einer oder der andere darunter ist, der noch einen nothwendigen Hunger oder Durst vonnöthen hätte, so hoffe ich, es werde der Herr Wirth gar wohl bestellt sein; er wird noch haben in seiner Kuchl Rindes und Schweines Fleisch, Henner und Tauben; ihr braucht mir auch nicht alles zu glauben. Er wird noch haben in seinem Keller zwei bis drei Faß sowohl mit Bier als mit Wein; ich hoffe, es wird wahr sein. Und wann einer oder der andere drunter ist, der seinen Weg nicht mehr fahren oder reiten odegehen kann, so hoffe ich, der Herr Wirth wird einem solchen Hochzeitgast ein gutes Nachtquartier verschaffen, eine schöne Himmelbettstadt, sieben Schuh lang Federn drin, eine alte grobe wirchene Bettziechen und sollt er morgen auf dem Mist oder in dem Feuerzeug liegen oder unter der Hennasteig hervorkriechen. Also wünsch ich der J. H. noch mal viel Gluck und Segen: ich wünsch ihr eine Stuben voll Kinder. Das wird ein rechtes Leben. Ich wünsch es ihr paar und paar, vielleicht wird's ein rechtes Gschroar. Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Amen."

Wie alt ist die Speisenkarte? Auf einem Anno 1489 zu Regensburg abgehaltenen Reichstage erregte Herzog Heinrich von Braunschweig Aufsehen dadurch, daß bei dem Schmaus „ein langer zedel bei ihm uf der tafel liegen that, den er ostermal besahe". Graf Haug von Montfort fragte den Herzog schließlich, was er so eifrig lese. Also ließ ihn der Herzog den zedel sehen. Darin hat ihm der kuchenmaister alle esen und trachten in der ordnung aufgezeichnet und kunnt sich demnach der Herr Herzog mit seinem esen darnach richten und seinen appetitum auf die besten trachten sparen." Es wird nicht bestritten, daß Herzog Heinrich die erste Speisenkarte hat anfertigen lassen, allerdings bestand dieselbe nur in einem schlichten Zettel ohne Wappen und Vignette. Die „Speisenkarte" ist also eine Einrichtung, deren 400jähriges Jubiläum vor drei Jahren sang- und klanglos passierte.

Das Spinnrädlein. Es hat von jeher nicht an Männern gefehlt, denen der Anblick der Frauen mit dem Strickstrumpf in der Hand in der Gesellschaft ein wahrer Greuel ist. Ihnen zu Nutz und Frommen mag daran erinnert werden, daß im Jahre 1806 ein tragbares Spinnrädchen im Besitze jeder eleganten Dame war. Rädchen wie Spindel war so ziemlich kompendiös, daß beide im Arbeitsbeutel Platz fanden, und wurden selbe an dem Tische festgeschraubt. Schwungrad, Fuß und Dreher waren meist aus dem Holze des Birnbaums gearbeitet; das Gehäuse, worin das Triebrad sich befand, welches durch den Dreher in Bewegung gesetzt ward, der sich gleich dem Fuße des Spinnrades und der Spindel abnehmen ließ, war mit grünem Seidenstoffe überzogen. Nun denke man sich eine Gesellschaft von sechs bis acht also ausgerüsteter Damen, und man wird sich alsbald mit den Stricknadeln versöhnen.

Teurung während des Dreißigjährigen Krieges. Um 1633 kostete in der Gegend des Klosters Neustadt a. M. das Malter Weizen 14 fl., Haber 7 fl., eine Fuhr Wein 200—500 fl., später sogar 700 fl.; ein Pferd 300 fl., ein Mastochs 400 fl., ein Schaf 5 fl. u. s. w. Und doch hatte das Geld damals einen wenigstens vierfach höheren Wert als jetzt.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Illustrierte Wochenschrift für bayerische Geschichte und Landeskunde.

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

No. 48. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

Der Oberst interessierte sich sichtlich für des Rottmeisters Erzählung. „Sind also tapfere Leute, die ‚Rußigen'", rief er, „und nun kommen sie hinter den Offizianten Schuhmacher! Auch die hohe Obrigkeit ist ihnen, scheint es, nicht mehr heilig. Erzählen Sie doch den Zusammenhang."

„Schuhmacher macht sich immer ein Vergnügen daraus, auf seinem Bureau die Handwerksburschen zu schikanieren, und wir alle haben uns im stillen schon oft gewundert, daß ihm noch gar nichts passiert ist. Gestern Nacht nun ist er auf Abenteuer ausgegangen und einem Mädchen nachgeschlichen. Die Holde hat ihn geschickterweise in einen Hinterhalt gelockt, wo er der ‚Bekanntschaft' in die Hände gelaufen ist."

„Bekanntschaft heißt in diesem Fall wohl so viel als Bräutigam?"

„Freilich", nickte der Rottmeister, „und nun gab es eine herrliche Gaudi. Ich weiß es von einem guten Freunde, der mit dabei war, denn der Offiziant erzählt den Fall natürlich ganz anders. In einem Augenblick war mindestens ein Dutzend ‚Rußiger' versammelt, die einen Kreis bildeten, den armen Schuhmacher in ihre Mitte nahmen und ihm übel mitspielten. Er wurde angeschwärzt, tüchtig geprügelt, herumgestoßen und gepufft, dann haben die baumstarken Kerle mit dem Männlein förmlich Fangball gespielt. Hierauf mußte er schwören, von der ganzen Geschichte nichts zur Anzeige zu bringen, und zuletzt tauchten sie ihn mehrmals in der Pegnitz unter, damit der Ruß von ihm abgehe, wie sie sagten. Er war kaum im stande, sich heimzuschleppen, und liegt nun im Bette, aber Anzeige hat er doch gemacht und sieht der strengen Bestrafung seiner Missethäter entgegen."

„Kennt er sie denn?" fragte der Oberst, welchem diese Erzählung großen Spaß gemacht hatte.

„Leider nicht, aber er hofft, daß es der Polizei gelingen werde, die Schuldigen herauszubringen. Unser Direktor hat mich mit diesem Auftrag beehrt, und wenn Sie gestatten, so möchte ich mich hiermit empfehlen. Ich stehe Ihnen ein andermal ganz gern wieder zur Verfügung."

„Auch ich muß nach Hause", bemerkte Krudel.

„Gut, dann schicken Sie mir den Veitl-Mann hierher. Ich möchte doch mal mit ihm reden, ehe ich in der Sache weitere Schritte thue. Wollen Sie nur reinen Mund halten über ihre Entdeckungen. Niemand darf davon erfahren, sonst wäre alles verloren. Ich werde späterhin, vielleicht in allernächster Zeit, Gelegenheit haben, Ihre Dienste reichlich zu belohnen. Zählen Sie auf mich."

Die beiden dunkeln Ehrenmänner hatten sich empfohlen, der Oberst saß vor dem Schreibtisch und vertiefte sich in die Lektüre des Briefes, der so unerwartet in seinen Besitz gekommen.

10. Kapitel.

Wieder war es an einem Sonntag Nachmittag, als Johanna Sartorius ihre Freundin Bertha Wägel zu besuchen kam, und die beiden jungen Damen saßen in lebhaftem Geplauder neben einander in dem behaglichen Zimmer der Tochter des Kaufherrn.

„Mir ist das Herz so voll, und ich fühle mich so glücklich, daß ich die ganze Welt umarmen möchte!“ sagte Johanna.

„Das ist ja so recht die Stimmung“, lächelte Bertha, „von der es bei dem Dichter heißt: ‚Das Auge sieht den Himmel offen, es schwelgt das Herz in Seligkeit‘. Leider aber hast Du heute Max nicht zu Hause getroffen.“

„Als ob ich das nicht zum voraus gewußt hätte. Er schrieb mir ja gestern, daß er heute eine kleine Geschäftstour auszuführen habe. Aber dafür habe ich ja Dich, seine einzige Schwester und meine liebste Freundin.“

„Hör mal, liebe und werte Schwägerin, weißt Du denn auch, daß mein Bruder im Grunde genommen herzlich froh ist, wenn der Brautstand nicht mehr lange andauert?“

„Wie so denn das?“ fragte Johanna beklommen.

„Ah, Du brauchst nicht zu erschrecken. Papa findet nur, daß der künftige Inhaber der alten Firma Wägel und Sohn unsinnig viel Zeit vergeudet mit unnützem Briefschreiben und unnützen Laufereien. Das müsse in Bälde anders werden, hat er neulich scherzhaft gedroht.“

„Wie Du mich nun wieder erschreckt hast. Ich glaubte in der That, Schlimmes hören zu müssen, denn noch ist ja unsere Verlobung nicht öffentlich bekannt geworden.“

„Du möchtest eben, daß jedermann schwarz auf weiß zu lesen bekäme: Als Verlobte empfehlen sich: Johanna Sartorius und Max Wägel. Gedulde Dich nur noch ein klein Weilchen. Sobald Mamas Zustand sich nur ein wenig gebessert hat, wird Papa eine größere Gesellschaft zu Gast laden und alles in untadeligster Form in Ordnung bringen.“

„Ach, Du kannst recht boshaft sein! So meinte ich es ja gar nicht. Mir genügte es vollkommen, daß Dein guter Papa mich seine liebe Tochter genannt hat. Ich habe nur einen Augenblick gefürchtet, daß er die Wahl, die sein einziger Sohn getroffen, vielleicht für eine verfehlte erachtet. Ach! ich bin mir meines eigenen Unwertes sehr wohl bewußt, und ich frage mich oft, ob solch ein launenvolles, flatterhaftes Weltkind, wie ich nun einmal bin, zu dem ernsten gediegenen Sohn eines hochangesehenen Hauses auch eigentlich passe. Ich weiß nur, daß ich Max so recht von Herzen lieb habe und ohne ihn nimmer zu leben vermöchte, er behauptet von sich dasselbe mir gegenüber, und da wollen wir es denn in Gottes Namen versuchen, ob wir mit einander glücklich werden können. Möglich ist es ja doch, meinst Du nicht auch, Bertha?“

Die Angeredete antwortete mit einem lauten Lachen. „Nein, was führt ihr doch für Reden, Du sowohl wie Max, der mich ebenfalls zu seiner Vertrauten macht. Er hat ganz genau dieselben Bedenklichkeiten, die er ebenso äußert. Ich möchte nur wissen, ob, wenn ihr ganz unter euch seid, euch nicht andere Gedanken aufsteigen.“

„Wenn Max bei mir ist, dann denke ich gar nichts“, versicherte Johanna mit größtem Ernst.

„Das glaube ich Dir aufs Wort“, lachte die Freundin. „Nun, über ein kleines Weilchen wird er Dir ganz gehören.“

„Aber wie geht es denn eigentlich Deiner Mama? Entschuldige, daß ich erst jetzt diese Frage an Dich richte. Ich bin ein recht egoistisches Wesen, siehst Du nun wohl?“

„Meine Mama? Danke, es geht ihr nicht eben schlimmer“, antwortete die Gefragte. „Nur meinen wir alle, daß sie noch weit aufgeregter ist in den letzten Tagen als früher. Äußerlich freilich macht sie den Eindruck einer vollkommen Ruhigen. Mir scheint, als dränge es sie, meinem Vater irgendwelche Eröffnungen zu machen, zu denen ihr die richtigen Worte fehlen. denn die Sprache ist leider sehr verfallen. Du weißt ja, daß sie eigentlich nur zu gewissen Zeiten überhaupt gesprochen hat.“

„Was sagt mein Papa zu diesen Erscheinungen?“

„Der Medizinalrat begrüßt es als ein gutes Zeichen, daß sich wieder Appetit eingestellt hat, und der Schlaf ein normaler geworden ist. Er hat den Glauben an eine schließliche Wiederherstellung der so empfindlich gestörten Geisteskräfte noch keine Stunde aufgegeben. Nur ersucht er Papa jedesmal aufs dringendste, alles zu vermeiden, was die Kranke auch nur ganz entfernt aufzuregen vermöchte.“

„Aber wie gut Du Dich auszudrücken vermagst über solch gelehrte Dinge!“ sagte Johanna bewundernd. „Ich, als Tochter eines Arztes, hätte es nie vermocht, einen so klaren Bericht zu erstatten. Ach, da fällt mir etwas ein“, unterbrach sich die Sprechende schnell. Neulich war ich mit Majors im Museum, Du weißt, bei Gelegenheit der letzten musikalischen Unterhaltung. Die Emma wollte mich durchaus dabei haben, damit der lange Assessor Binder ihr um so ungenierter den Hof machen könne. Also kurz und gut: Die ganze Gesellschaft war des Lobes voll über euren jungen Franzosen, der ein so ausnehmend hübscher Mann sein und über alle Maßen schön Klavier spielen soll. Ist denn das auch wahr? Ich bin von allen Seiten gefragt worden, und niemand wollte mir glauben, wenn ich sagte, daß ich dieses Weltwunder noch nie zu Gesicht bekommen habe. Jetzt bekenne doch einmal, Bertha, ist der Mann denn wirklich so schön und kann er in der That so gut Klavier spielen?“

„Was das letztere anbetrifft, so muß ich unbedingt zugeben, daß er ein Meister auf dem Instrument genannt werden kann. Über seine Schönheit habe ich eigentlich kein Urteil.“

Bei den letzten Worten war Bertha unwillkürlich errötet, was ihre Freundin sofort zu ihrem nicht geringen Erstaunen bemerkt hatte. Schelmisch mit dem Finger drohend, sagte sie: „Wie rot Du geworden bist, als ich nur von dem Franzosen angefangen habe! Ei, ei, Bertha, man sagt, daß ihr an jedem Sonntag Abend musiziert, und da werde ich nie dazu eingeladen. Höre, mir scheint, da bereiten sich bei euch große Dinge vor, wenn nicht alle Anzeichen trügen. Ich muß doch demnächst einmal Max tüchtig ins Gebet nehmen. Der gesteht mir alles, was er darüber weiß —“ —

„Sei unbesorgt, Johanna. Mein Bruder hätte in dieser Beziehung so wenig zu gestehen als ich selber. Wenn es Dir aber so große Lust macht, teilzunehmen an unseren musikalischen Abenden, so kannst Du ja zu uns kommen. Ich würde sagen gleich heute, wenn Monsieur Henri da wäre, aber er hat versprochen, seinen alten Landsmann zu besuchen, der ihn eingeladen.“

„Aha, den ehemaligen Obersten, Laharpe heißt er, glaube ich.“

„Ganz richtig, die beiden scheinen, so ungleich sie in Alter und Lebensstellung sind, großen Gefallen an einander zu finden, denn man sieht sie oft beisammen.“

„Der Oberst interessiert mich nur wenig, desto mehr aber der famose Klavierspieler. Wie stellen Dein Papa und Max sich zu ihm?“

„O, er ist unser aller Liebling. Das heißt, ich, ich —"

Bertha brach plötzlich ihre Rede ab; ein intensives Rot färbte ihre Wangen, welches ihre Freundin aber nicht zu bemerken schien.

„Du liebst es, Dich mit Monsieur Henri zu unterhalten?" fragte diese dann. „Er spricht ein sehr gutes Französisch, natürlich als geborener Pariser. Sieh, das hast Du auch wiederum vor mir voraus. Ich habe auf der Töchterschule nie etwas geleistet. Deine Mama ist übrigens ja auch Französin, nicht wahr?"

„Ja, sie ist im Elsaß geboren. Aber Französisch habe ich sie eigentlich erst sprechen hören, seitdem Monsieur Henri bei uns ist."

„Was Du nicht sagst? Mama unterhält sich mit eurem Kommis?"

„Man kann es nicht so recht eine Unterhaltung nennen, aber Mama richtet doch ab und zu ein Wort an ihn. Auch Dein Papa, Johanna, hat gefunden, daß die Gesellschaft Henris von den wohlthuendsten Folgen für die Gemütsleidende ist. Sie lebt förmlich auf, wenn er nur ins Zimmer tritt. Sein Anblick scheint sie an alte, lange vergangene Zeiten zu erinnern."

Vielleicht ist es ein Verwandter von ihr. War Deine Mama eine geborne Martin?" fragte Johanna.

„Ich weiß nicht mehr, als daß meine Mutter, früh verwaist, ohne alle Verwandtschaft allein in der Welt dasteht. Wir alle sind Monsieur Henri zu großem Danke verpflichtet, weil er sich so ungemein besorgt zeigt, um Mamas Wohlbefinden."

„Und Dein Papa, Bertha?"

„Auch er ist des Lobes voll über den jungen Mann, der sich im Comptoir so nützlich zu machen verstanden hat. Er besorgt zur Zeit ganz allein die auswärtige Korrespondenz. Papa hat neulich mit dem Disponenten Heldrich darüber gesprochen, Monsieur Martin fest zu engagieren, wofern dieser Lust hätte, sich zu binden."

„Weiß denn der junge Mann davon?"

„Ich bin nicht sicher, aber ich glaube, daß es ihm bei uns gefällt. Auch wir würden ihn ungern scheiden sehen, er hat sich schon ganz in unsere Familie eingelebt."

„Merkwürdig, daß Max mir noch gar nichts von dem jungen Franzosen erzählt hat", sagte Johanna nachdenklich. „Er muß doch wohl seine ganz bestimmten Gründe zu solcher Schweigsamkeit gehabt haben. Meinst Du nicht auch, Bertha?" wandte sie sich fragend an die Freundin. „Oder hast Du selbst vielleicht ihn gebeten, mir gegenüber nichts zu erwähnen von dem interessanten Hausgenossen? Bertha, Du wirst ganz bedenklich rot bei dieser Frage. Gestehe", fuhr sie ungestümen Tones fort, „Dir ist Monsieur Henri ganz und gar nicht gleichgültig?"

„Ach, laß doch solche verfängliche Fragen, Johanna", sagte die andere, sanft abwehrend.

„Nein, nein", lachte die Peinigerin, „jetzt erst recht nicht. Gerade weil Du so verschlossen warst mir gegenüber, werde ich nicht eher Ruhe geben, bis Du mir ein volles Geständnis abgelegt hast. Bekenne, daß es dem liebenswürdigen Fremdling gelungen ist, was noch keinem Sohne Nürnbergs gelang: Dein stolz abweisendes Herz zu bezwingen. Bekenne, daß Du ihn liebst, den geheimnisvollen Monsieur Martin."

„Ach, lieben, wie kann man denn eigentlich von Liebe sprechen, Johanna?" sagte Bertha in ruhigstem Tone. „Ich betrachte Henri wie einen treuen Bruder."

„Aber Du hast ja einen andern, den Max", bemerkte die Freundin mit scharf beobachtendem Blick.

„Gewiß, sie sind mir beide gleich lieb", lautete die Entgegnung.

„Ein klein wenig teurer ist Dir der fremde Bruder, darauf will ich wetten. Ich habe auch meinen Wilhelm, und dennoch gebe ich Max in den meisten Dingen den Vorzug."

Für Bertha schien sich das Gespräch in etwas verfängliche Bahnen einzulenken; sie beeilte sich deshalb, dasselbe auf ein anderes weniger bedenkliches Thema hinüberzuziehen, und sie fragte deshalb etwas unvermittelt: „Beharrt Dein Bruder noch auf seinem Vorhaben, in auswärtige Dienste zu gehen?"

„Er möchte wohl, aber Papa rät ihm jedesmal ab. Er meint, die Zeiten seien eben doch zu unsichere."

„Die Fremde hat eben immer für den jungen Mann viel des Verlockenden. Ich begreife es sehr wohl, daß der Unternehmungslustige sich hinaussehnt aus den engen Verhältnissen der Heimat, und wäre es nur, um draußen seine Kräfte zu üben und zu messen."

„Später", lachte Johanna, „ist er dann meist recht froh, wenn er nur wieder heimkommen darf. Ich kann mir auch nicht denken, daß Monsieur Henri für alle Zeiten bei euch bleiben mag, so gern Dein Papa vielleicht ihn an das Geschäft fesseln möchte."

„Oh, es ist durchaus nicht nötig, daß er hier in Nürnberg bleibt", beeilte sich Bertha, zu sagen, „er kann auch auf einem auswärtigen Platze für unsere Interessen thätig sein. Papa trägt sich z. B. seit einiger Zeit mit dem Gedanken, in Paris eine Kommandite zu errichten, und er möchte diesen Plan verwirklicht sehen, noch bevor er sich zurückzieht."

„Eine Kommandite, sagst Du?" meinte Johanna nachdenklich. „Das sieht ja aus wie eine Teilung des Geschäftes."

„Vielleicht, aber es wäre in der That nur eine Erweiterung."

„Und wer sollte denn nach Paris? Hoffentlich doch Max nicht?" fragte gespannt Johanna. „So gern ich diese glänzende Stadt einmal sehen möchte, ganz für immer dort zu leben, hätte ich dennoch keine Lust."

„Beruhige Dich, das Los würde Henri treffen. Er wäre dann in diesem Fall der Vertreter des Hauses."

„Klingt sehr schön. Möchtest Du aber, als Deutsche für immer Deinen Wohnsitz in der Fremde nehmen?"

„Ich würde dahin gehen, wohin die Pflicht mich ruft", sagte Bertha einfach.

„Aha, jetzt verstehe ich Dich", lachte Johanna, „ich glaube wenigstens, Dich zu verstehen. Wenn Monsieur Henri Dich fragt, dann bist Du mit vollem Vergnügen bereit, nach Paris zu ziehen. Habe ich nicht recht? Ich konstatiere, daß Du schon wieder bis über die Ohren rot geworden bist!" und die Übermütige drohte lachend mit dem Finger.

„Ach, Johanna, geh doch mit Deinen Neckereien", wehrte Bertha ab.

„Ich möchte den famosen Henri gar zu gern einmal sehen von Angesicht zu Angesicht. Er kann unmöglich aussehen wie ein anderer gewöhnlicher Sterblicher. Er muß ein wahrer Gott sein, der Inbegriff alles Erhabenen und Liebens-

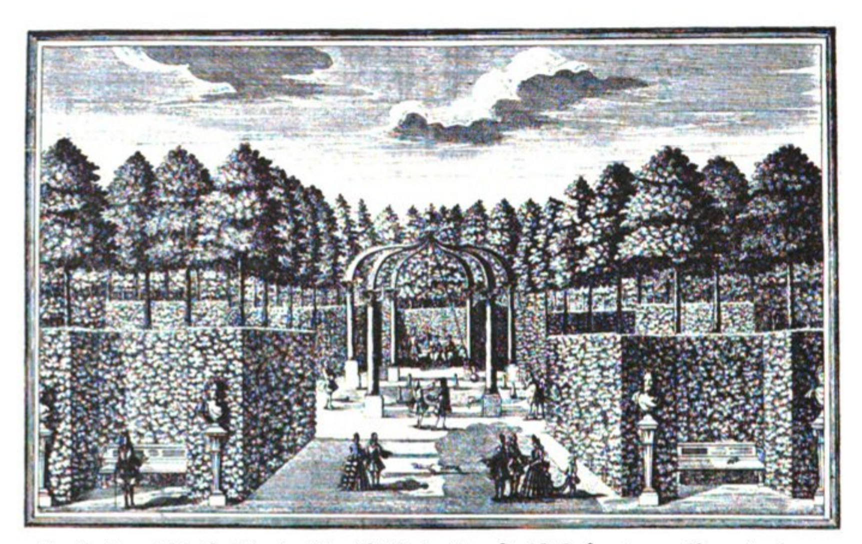
werten, da es ihm gelungen ist, meiner Bertha tiefer gehendes Interesse abzugewinnen."

„Ja, ja, Du hast ganz Recht", meinte Bertha gleichmütig. Dann setzte sie freundlich hinzu: „Ich werde jetzt einmal nach Mama sehen müssen, doch hoffe ich, recht bald wieder hier zu sein. Bitte, bleib nur. Du kannst Dir ja die Zeit vertreiben ohne mich. Dort in der Mappe findest Du eine reiche Sammlung von Kupferstichen des wackern Chodowiecki. Du magst sie Dir mal ansehen, es wird Dich unterhalten. Also auf Wiedersehen." (Fortsetzung folgt.)

Nymphenburg.

Von Hugo Arnold.

Sprühend steigen silberne Wassersäulen in die Luft, schäumend rauscht der Sturzfall der Kaskade nieder, aus verschwiegenen Bosketts flüstert es leise, prunkende Karossen rollen über den knirschenden Kies, zierliche Gondeln gleiten über den schimmernden Kanal: das schwüle und doch zugleich bestrickende Parfum des Zeitalters der Allongeperücke und des Reifrockes nimmt uns mit dem Klange des Namens Nymphenburg gefangen. Mit nichten sind Namen leerer Schall und verwehender Rauch; sie künden das Wesen der Dinge. Bei Ortsnamen trifft dies um so mehr zu, als sie uns die Geschichte der bezeichneten Stätte überliefern, ihren Charakter schildern und somit wichtige Geschichtsquellen für den Kundigen bilden.



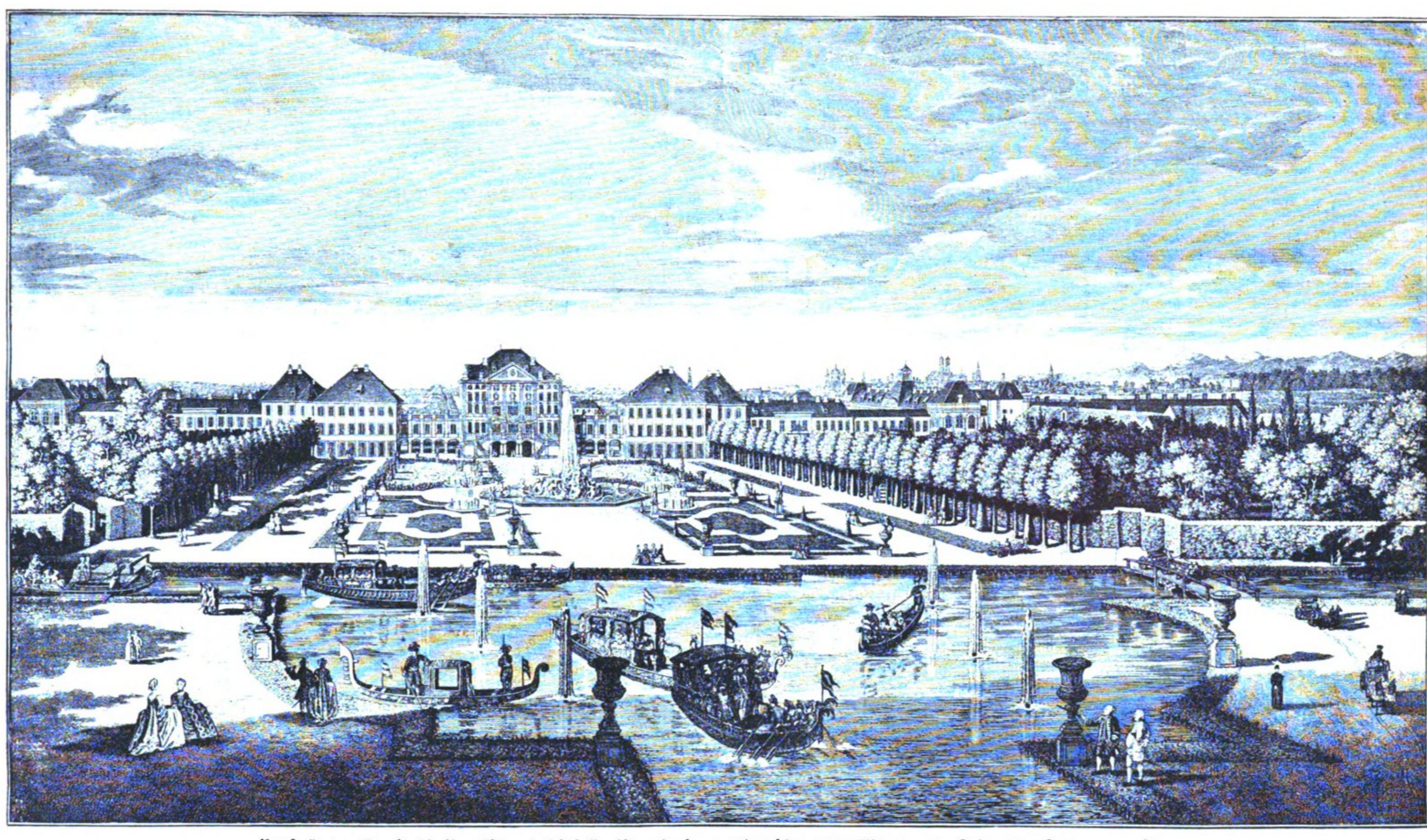
Prospekt und Perspektiv des Kegelspiels im Churfürstl. Hofgarten zu Nymphenburg.
Math. Disel del. Joh. August Corvinus sc. Jerem Wolff execud. Aug. Vin.

Mit einem Schlage versetzt uns der Name Nymphenburg in die Zeit, da nach dem Elend und der Roheit des Dreißigjährigen Krieges der Aufschwung geistigen Lebens in das Extrem geistreichelnder Spielerei verfiel, und man die klassischen Erinnerungen in frivol-schwulstiger Tändelei anwendete. Die römische und die griechische Mythologie wurde zur Nippsache des verfeinerten täglichen Lebens, und der poetischen Sprache, an den galanten Höfen steckte man ihre Götter und Halbgötter in Damast- und Brokatgewänder und steife Reifröcke, streute ihnen Puder auf das Haupt und das künstliche wallende Haar und ahmte die Allüren des Ovidschen Olymps mit jener Grazie nach, die man den polierten Franzosen abgelernt hatte.

Nymphenburg ist eine Schöpfung des Hofes, und eine fürstliche Dame taufte das Schloß mit dem nach der Mode jener Tage bestimmten, aber vollkommen zutreffenden Namen; denn über den fließenden und plätschernden Wassern und durch die Schatten der grünen Haine und rankenden Bogengänge schweben die luftigen Gestalten der Elementargeister, mit denen die lebhafte Phantasie der Alten unter dem sonnigen Himmel Italiens und Griechenlands Äther und Gefilde bevölkert hatte: die Baum- und Wasser-Nymphen, Dryaden und Najaden.

Eine Umwandlung war diese Taufe. Ehedem, bevor der Hof und sein buntes vielgestaltiges Treiben Besitz nahm von Wald und Flur auf dieser Stätte, trug sie den Namen Kemenaten; urkundlich wird zum ersten Male Chemenathin mit Kirche 1163 genannt. Dieser mittelhochdeutsche Name ist nicht deutschen Ursprungs, sondern der lateinischen Sprache entnommen; er stammt von caminus (Herd, Feuerstätte), und caminata bedeutet also eigentlich den Raum um eine solche Feuerstätte. Cheminata ist dann im Sprachgebrauche des früheren und späteren Mittelalters das Herrenhaus in der Burg, in welchem die Familie des Burg- oder Schloßherrn gewöhnlich den Aufenthalt nimmt, und daraus entwickelt sich allmählich der Begriff Wohnstube überhaupt; die Bezeichnung für beide, für Herrenhaus wie für Wohnstube, geht von der durch das Klima bedingten Notwendigkeit einer Feuerungsanlage, der Heizbarkeit aus, welche einen Raum unter unseren Breiten erst wohnlich gestalten. Der Name ist mithin sehr alt und reicht in ferne Zeiten zurück, da künstliche Heizanlagen noch keine gewöhnliche Sache waren, vielmehr eine absonderliche, die im stande war, zur Kennzeichnung zu dienen.

Ohne eine allzu kühne Aufstellung zu wagen, möchte ich sogar die Vermutung hegen, daß der Name „Kemenaten" auf eine noch entferntere Zeit zurückleitet als auf jene des früheren Mittelalters. „Kemenaten" oder das heutige Nymphenburg, liegt nämlich inmitten eines Vierecks, das ehemalige Römerstraßen auf den vier Himmelsgegenden umschließen, und zwar eigentliche Straßen, nicht bloß unbedeutende Verbindungswege. Die eine derselben im Norden ist jene Straße, welche von der Hauptstadt der römischen Provinz Rätien, von Augusta Vindelicorum, dem heutigen Augsburg, her über Mering und Mammendorf kommt, im Dachauermoos verschwunden, aber von der Waldung Stocket (westlich der beiden Dörfer Menzing) wieder ostwärts zu verfolgen ist; durch Untermenzing läuft sie nach Moosach, von da nördlich des jetzigen großen Exer-



Prospekt des Churfürstl. Bayrischen Lustschlosses Nymphenburg, wie solches gegen Morgen von Seiten des Gartens anzusehen.

Bernardus Bellotj de Canaletto pinxit 1761.

zierplatzes der Münchener Garnison an die „Schwarze Lacken", nordwärts von Biederstein und gegenüber von Oberföhring, von wo die Straße weiter auf Wasserburg und mit einem Arme nach Braunau, mit dem andern nach Salzburg zieht. — Mit dieser Straße ist nicht zu verwechseln die große Salzburg-Augsburger Heeresstraße, die über Schöngeising und die Schanze an der Isar oberhalb Grünwald nach Pfunzen bei Rosenheim läuft und bei Gauting die Würm kreuzt. Von diesem Übergangspunkte ab streicht im Süden von Nymphenburg eine Verbindungsstraße durch den Forst Kasten, nördlich von Fürstenried vorbei, durch Mittersendling und das Münchener Weichbild zum oben erwähnten Isarübergang an der „Schwarzen Lacken" und nach Oberföhring. — Bleibt diese Straße in ziemlicher Entfernung von Nymphenburg, so berührt eine andere im Westen die Nymphenburger Flur direkt; das ist jene Straße, welche aus Italien über die Alpen an die Donau zum Ende des Grenzwalles bei Eining zieht, von Partenkirchen über Murnau, Pähl, Gauting, Pasing kommt, von letzterem Orte hart hinter dem Nymphenburger Parke zwischen dem Kapuzinerhölzel und dem Fasanengarten durchstreicht und nach Moosach führt, um bei diesem Dorfe sich mit der im Osten von Nymphenburg nordwärts ziehenden Straße zu vereinigen. — Die letztere ist die Straße von Tölz über Freising zur Donau. Sie kommt von Wolfrathshausen am alten Hochgestade des linken Isarufers, zieht durch Mitter- und Untersendling, durch Neuhausen, am „Kessel" des Nymphenburger Kanals vorbei, östlich von Moosach vorüber nach Feldmoching und weiter nach Freising, wie bereits angegeben wurde.

Der alte Name von Nymphenburg „Kemenaten" und seine Lage inmitten dieses rings von Römerstraßen umzogenen Vierecks geben nun genug Gründe für die Vermutung an die Hand, daß in „Kemenaten" einstmals eine römische Ansiedelung bestanden habe. Wo man mit Verständnis der örtlichen Lage und der noch vorhandenen Spuren zu suchen weiß, stoßen wir aller Orten längs der einstigen Römerstraßen auf die letzten Reste der schönen Gebäude, in welchen die römischen Guts- und Grundbesitzer sich eines behaglichen Daseins freuten; zum richtigen Verständnis sei allerdings beigefügt, daß kaum einer von ihnen ein Nationalrömer italischen Blutes gewesen sein wird, sondern daß sie alle, höchstens einmal einen ausgenommen, Nachkommen der im Laufe der Jahrhunderte zu Römern gewordenen keltischen Landesinsassen und der mit Landbesitz beliehenen, nach vollendeter Dienstzeit aus dem Heere entlassenen Veteranen waren. Ihre Häuser waren insgesamt Steinbauten nach römischem Muster, wie uns die vom Grabscheit bloßgelegten Reste bezeugen.

Es ist daher sehr wohl denkbar, daß an diesem Orte römische Gebäude in bewohnbarem Zustande die Stürme der Völkerwanderung überdauert und somit die Veranlassung zu der Benennung des Ortes durch die hier sich niederlassenden Bajuwaren gegeben haben, denn unter „Kemenaten" ist allezeit ein steinernes Gebäude verstanden. Einen sichern Beweis dafür zu erbringen, wird allerdings nicht mehr möglich sein, aber die Vermutung steht nicht auf schlechten Füßen. Wäre sie nicht begründet, rührt vielmehr der Ortsname von einem erst in frühmittelalterlicher Zeit entstandenen Steinbaue her, so überliefert er uns trotzdem eine nicht minder bemerkenswerte Kunde, nämlich von einem um jene Zeit aufgeführten Steinbaue, und derlei zählten bis ins 12. Jahrhundert herein zu den größten Seltenheiten, weil vorher alle Wohnhäuser, selbst die Kirchen und die Burgen aus Holz gezimmert waren. Ob nun diese oder jene Deutung des Namens richtig ist, so viel bleibt sicher, daß er uns etwas für die damalige Zeit Außergewöhnliches berichtet.

Nach dem Orte nannte sich ein Dienstmannengeschlecht, ein Friedericus de Keminata erscheint als Zeuge in einer Urkunde Herzog Ottos II. vom Jahre 1241; daraus ergibt sich der weitere Schluß, daß eine Burg, wenigstens eine kleinere, ein sogen. „Burgstall", den ritterlichen Herren zum Aufenthalt in „Kemenaten" gedient haben muß. Später, im 14. Jahrhundert, wird in einem Urbar (d. i. Güterverzeichnis) des wittelsbachischen Hausklosters Scheyern ein demselben gehöriges Lehen in Cheminate aufgeführt. Indessen erfahren wir nicht viel über die früheren Geschicke von Kemenaten, weil es ein unbedeutender Ort war und abseits von den großen Straßen lag. Erst in der Neuzeit, vom 16. Jahrhundert ab, können wir seine Geschichte ununterbrochen verfolgen. Damals bestanden zwei Dörfer, Ober- und Niederkemenaten, und der fürstliche Rat zu Landshut Johann Weißenfelder besaß sie schon in der ersten Hälfte des genannten Jahrhunderts als herzogliches Lehen. Von seinen Nachkommen gelangte Kemenaten 1543 bezw. 1549 an Joh. Gailkircher, fürstlichen Rat, Hofkanzler und Lehenpropst zu Menzing, wurde im letzteren Jahre zu einer mannsritterlehenbaren Hofmark erhoben und kam durch die Heirat einer Enkelin desselben an Herrn Michael Adolf Weiler zu Königswiesen und dessen Töchter, dann durch Kauf 1645 an den kurfürstlichen Rat und Kriegshauptbuchhalter zu München, Johann Gaßner.

Wie aller Orten, so hatten die Schweden auch hier übel gehaust, denn in diesem Kaufsvertrage werden ausdrücklich vier Höfe als durch ihre mordbrennerischen Hände in Asche gelegt bezeichnet. — Nachdem das Gut so lange im Besitze von fürstlichen Beamten gewesen war, erwarb es endlich der Landesherr selbst, Kurfürst Ferdinand Maria, 1663 um die Summe von 10 000 Gulden. Damit schließt das bescheidene Dorf Kemnaten sein stilles Dasein, um als Nymphenburg, als kurfürstliches Schloß eine glänzende Auferstehung zu feiern, und diese hängt mit einem frohen Ereignisse zusammen, welches die landesherrliche Familie nicht minder wie das bayerische Volk beglückte.

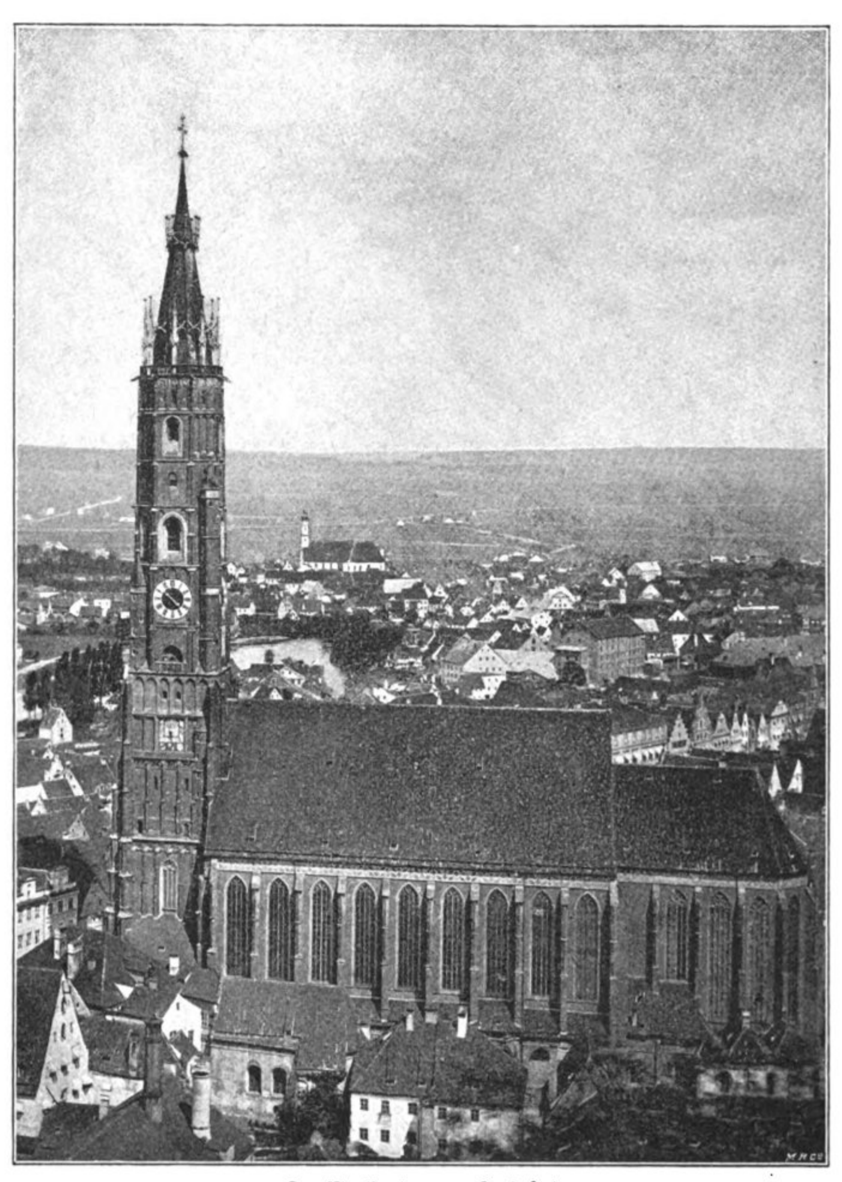
Kurfürst Ferdinand Maria war seit 1652 mit der schönen und geistreichen Prinzessin Adelheid von Savoyen, einer Enkelin des Königs Heinrich IV. von Frankreich, in kinderloser Ehe vermählt, und auch sein Oheim, Herzog Maximilian Philipp, der in der nach ihm benannten Herzog Max-Burg in München oder im Schloß zu Türkheim residierte, besaß keinen Erben, so daß der bayerische Zweig des Hauses Wittelsbach damals nur auf vier Augen stand und die Hoffnung auf seine weitere Blüte schon fast aufgegeben war. Da ging der heißeste Wunsch des Herrscherpaares und des treuen Landes in Erfüllung: die Kurfürstin genas am 17. November 1660 einer Tochter Anna, welche später als Gattin des Kronprinzen von Frankreich, des Dauphins Ludwig, eines Sohnes König Ludwigs XIV., ihr trauriges Leben in Versailles 1690 beschloß, und am 11. Juli 1662 eines Sohnes, des Prinzen Max Emanuel, denen darauf noch sechs andere Kinder folgten. (Forts. folgt.)

Eine Besteigung des Martinsturms in Landshut.

Zum 500jährigen Jubiläum der Martinskirche.

Von F. v. J.

Die an einem Christusbilde der Martinskirche zu Landshut angebrachte Jahreszahl 1392 rechtfertigt die Vermutung, daß wir diese Zahl als das Jahr der Grundsteinlegung zur Martinskirche betrachten können. Wenigstens fehlen Nachrichten, welche einer andern Zahl zu ihrem Rechte verhülfen. Es hätte somit das laufende Jahr die Feier des halbtausendjährigen Jubiläums der Grundsteinlegung zu beanspruchen. Die Kirche erhob sich an Stelle einer älteren schon um 1230 genannten Kirche; eine am Hauptportale befindliche Zahl läßt 1432 als das Jahr der Vollendung des Baues bezeichnen, während der Turm erst 1478 vollendet wurde. Es war ein Werk außerordentlicher Kühnheit, diese schlanken Pfeiler, dieses Portal, diesen Turmbau aufzuführen. Der Baumeister Hans Stettheimer hat mit dem beengenden Landesmaterial, dem Ziegel, das Möglichste der Leichtigkeit und Kühnheit eines Kirchenbaues geleistet. Er liegt an der Südseite der Kirche begraben; unter einem charaktervollen, aber gutmütigen, bartlosen Gesichte lesen wir: Anno Dmi MCCCCXXXII (im Jahre des Herrn 1432) starb hanns stainmetz in die Laurenty maister der Kirchen und zu Spital und in Salzburg zuo Oting, zuo Straubing und zuo Calsburg, dem got gnädig sei amen. Damit ist sein Name Hans und sein Gewerbe Steinmetz angegeben und die Zahl der Kirchen, die er gebaut hat, nämlich außer St. Martin, die Spitalkirche zu Landshut, Kirchen zu Salzburg, Ötting, Straubing und Wasserburg. Der Turm der Kirche ist ein Wahrzeichen der Stadt geworden, er ist der höchste des Landes, ja der sechst-höchste der Welt; er tritt mit seiner Höhe von 141 m unmittelbar nach dem Straßburger Münster (144), vor den Stefansdom zu Wien (139,20) und wird nur von den Türmen der Dome zu Köln, Rouen, Ulm, Straßburg und der Nikolaikirche zu Hamburg überragt.



Der Martinsturm zu Landshut.
Nach einer Photographie von Hofphotograph Ditmar in Landshut.

Eine Besteigung desselben ist nicht bloß vom architektonischen Standpunkte aus interessant; wir wollen deshalb in nachstehendem eine kurze Schilderung einer solchen Besteigung geben:

Unter Vorantritt des Mesners, in dessen Wohnung wir uns vorher angekündigt haben, gehen wir, durch das hintere Südportal in die Kirche eintretend, bis zur Treppenaufgangsthür zur Orgelempore. Nun beginnt bereits die Steigung. In der an der Nordseite des Turmes in der Ecke gegen das Langhaus angebrachten steinernen Wendeltreppe, durch deren Fensterchen der Einblick in die nördliche Seitenkapelle möglich ist, gehen wir aufwärts. Durch die offenstehende Thüre können wir in den mit einem prachtvollen Sternengewölbe versehenen Raum über der genannten Kapelle und von da auf die Orgelempore gelangen, von wo wir einen hübschen Einblick in das linksseitige Seitenschiff der Kirche genießen. Nachdem wir zur Wendeltreppe zurückgekehrt und einige Stufen nach aufwärts gestiegen sind, machen wir einen Abstecher seitwärts in den Innenraum des Turms und treten

durch eine schmale Thüröffnung auf die direkt über dem Hauptportal befindliche Galerie, deren Mitte von der hohen Portalkreuzblume überragt wird; schon hier können wir uns von den kolossalen Dimensionen des Turmes einen richtigen Begriff machen. Von hier zurückkehrend, steigen wir nun wieder aufwärts innerhalb der genannten Wendeltreppe, aus deren Fensterchen der Blick bereits über die Häuserflucht der Altstadt streift, wir gelangen von der obersten Stufe dieses Treppenturmes, welcher hier mit einem hübschen Sterngewölbe abgeschlossen ist, durch das Turmmauerwerk hindurch in den Dachbodenraum des Kirchenschiffes. Wir betreten diesen mit kolossalen Hölzern aufgerichteten Dachraum, gehen bis etwa zur Mitte desselben und sehen hier durch die im Kirchengewölbscheitel angebrachte kreisrunde Öffnung in die Kirche hinab. Wir erstaunen, in welcher Kleinheit die in der Kirche tief unten befindlichen Gegenstände und Personen unseren Augen erscheinen. Wir wenden uns dann wieder zurück zum Turme und treten den Aufstieg auf der an der Südseite angebrachten Wendeltreppe an, nachdem wir vorher noch einen Rundgang auf der an die drei Turmseiten außen angebrachten Galerie, von welcher wir bereits über die sämtlichen Firste der Stadt hinweg die weite Aussicht über die Gegend genießen, gemacht haben. In dem genannten Treppenturm in vielen Windungen aufsteigend, gelangen wir auf die höchste Höhe der quadratischen Grundform des Turmes, von welcher aus nun das Achteck des Turms beginnt. Wir treten zunächst durch das Innere des Turms, in welchem Raume das Uhrgehäuse sich befindet, auf die drei mit einer kleinen Galerie versehenen Turmöffnungen und weiden uns an dem schönen Ausblick über Stadt und Land. Wieder zurückkehrend, steigen wir in dem südöstlichen der vier an das Turmachteck gelehnten Ecktürmchen hinauf, an dem Uhrgeschoß vorübergehend, bis zum Glockenturmgeschoß, in welchem wir uns die auf mächtigem Glockenstuhle aufgehängten großen Glocken betrachten, von denen die größte in gewaltigen Dimensionen von Lorenz Kraus im Jahre 1766 in München mit einem Gewichte von 138 Zentnern gegossen worden ist. Unsere Wanderung in der Wendeltreppe fortsetzend, steigen wir, am Ende dieser Treppe angelangt, durch das Turmmauerwerk hinauf in das Innere des Turmachtecks und befinden uns in einer Höhe von 85 m in dem Turmraume, in welchem die Turmwächterwohnung eingebaut ist. Wir treten durch die Thür in das Innere dieser Wohnung, welche aus einem Zimmer und aus einer Kammer bebesteht. In der Fensternische, an deren beiden Seiten zwei Bänke angebracht sind, besehen wir uns durch das offene Fenster das Leben und Treiben in der Altstadt und blicken über die Häuserreihen hinweg in die weit ausgebreitete Gegend bis zu den Bergen des Bayerischen Waldes. In diesem Zimmer, von welchem eine elektrische Leitung bis in die Polizeiwachtstube im Rathause in der Altstadt geht, um bei vorfallenden Bränden die nötigen Signale zu geben, wohnen abwechselungsweise die beiden Turmwächter. Aus dem Zimmer heraustretend, gehen wir noch zu den beiden anderen Fensteröffnungen dieses Turmraumes und betrachten auch hier die tief unten liegende Stadt und die freie Gegend. Nun geht es die Achteckmauer auf einer etwas schmäleren Wendeltreppe aufwärts. Sodann steigen wir im Turmraume selbst auf gerader Treppe aufwärts innerhalb des Raumes, in welchem das große alte Tretrad, das zum Aufziehen des Turmseiles dient, noch vorhanden ist. Nur noch einige Stufen, und wir befinden uns in einer Höhe von ca. 100 m bereits auf der obersten Plattform, auf welche die steinerne Dachpyramide aufgesetzt ist.

Wir ruhen nun von unserm Aufstiege aus und besehen uns zunächst noch die im Innern dieser Pyramide aufgemalten Porträtfiguren verschiedener Handwerksmeister aus der Mitte und dem Ende des vorigen Jahrhunderts; auch sehen wir daselbst noch die Reste des vom Spänglermeister Paul Weiß zu Landshut am 9. April 1879 am obersten Turmkreuze befestigten riesigen Naturkranzes. Nachdem wir uns nun sattsam ausgeruht und erholt haben, gehen wir aus der engen Thür, auf deren oberem Sturze ein Totenschädel eingemeißelt ist, der von einem Spruchbande umrahmt ist, auf dem die Worte zu lesen sind: Ich sag niemants sterben frey. Wir befinden uns nun auf dem mit einer schönen Brüstung versehenen Turmkranze und genießen hierbei die freieste Aussicht auf die tief unten liegende Stadt und die herrliche Gegend. Weit ausschauend erblicken wir nordöstlich die langgestreckte Isarthalebene, im Hintergrunde die Berge des Bayerischen Waldes, südöstlich im Vordergrunde die alte Trausnitz und darüber hinaus die weite Gegend mit dem Hintergrunde der österreichischen Berge, südwestlich den weißen Linienzug der Isar, die weite Thalgegend mit den Türmen von Moosburg und Freising, im Hintergrunde die Münchener Hochebene mit der Landeshauptstadt und dahinter den ganzen Zug der bayerischen Alpen von Salzburg bis zum Algäu; ein Rundblick, der allein schon die Besteigung des Turmes reichlich lohnt.

Bevor wir uns hinwegwenden, betrachten wir uns die acht mächtigen, kugelbekrönten Fialen, deren kunstvolle Strebebogen sich an die acht Kanten der Turmpyramide anlehnen. Diese Fialen wurden in den Jahren 1876—79 wegen Schadhaftigkeit größtenteils erneuert; die alten Reste befinden sich zu einem Erinnerungsmonument zusammengestellt im nördlichen Teil des Landshuter Hofgartens.

Wir blicken noch höher und sehen den obersten Turmkranz mit seiner direkt auf dem schrägen Pyramidenmauerwerk kühn aufgesetzten Fialengalerie. Wir tragen Bedenken, ob wir uns auf diese Höhe noch wagen sollen (ein Aufstieg, der ängstlichen und nicht ganz schwindelfreien Personen absolut nicht anzuraten ist). Doch Mut gefaßt! Auf zwei hohen Leitern im Innern der Turmpyramide erklimmen wir mühsam das oberste Stockwerk. Wir halten ein wenig inne und versuchen dann zaghaft den Schritt ins Freie. Aus der engen Thür tretend, erfassen wir sofort die zwischen den Fialen eingesetzten Verbindungsbögen und setzen unsern Fuß behutsam Schritt für Schritt auf den schmalen Boden, hin und wieder einen Blick in die Tiefe und in die Weite schweifen lassend. Wir vollenden langsam den etwas herzbeklemmenden Rundgang und sind froh, unbeschadet wieder in das Innere des Turms gelangt zu sein. Aufatmend treten wir unsern Rückweg an.

Wir steigen die Leitern hinunter, besehen uns von der unteren Gallerie aus nochmals das schöne Landschaftsbild und setzen dann ungesäumt den weiteren Abstieg fort. Rasch sind wir an der untersten Wendeltreppenthür angelangt und treten nun in das Innere der Kirche, um uns hier von den Strapazen auszuruhen. Wir besehen uns hierbei die Kirche selbst und begeben uns dann aus derselben auf das Planum der Altstadt. Wir besehen uns auf dem Heimwege nochmals den Turmriesen und wiederholen hierbei in Gedanken den gewagten Aufstieg.

Seine Königliche Hoheit Prinz Leopold von Bayern.

Von Heinrich Leher.

Seine Königl. Hoheit Prinz Leopold wurde vor kurzem von Sr. Majestät dem deutschen Kaiser zum Generalinspekteur der IV. Armeeinspektion ernannt. Das Land hat mit hoher Freude von der Auszeichnung Kenntnis genommen, welche hiermit der kriegerischen Thätigkeit Sr. Königl. Hoheit des Prinzen zu teil geworden ist. — Das „Bayerland“ ist im gleichen Maße Chronik der Gegenwart und der Vergangenheit und will diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne den Lesern das Porträt Sr. Königl. Hoheit und ein Bild seiner militärischen Laufbahn zu geben. Wir waren bei der Wahl des Porträts bemüht, das bestgetroffene Bildnis zu geben, und Ihre K. K. Hoheit Prinzessin Gisela, höchstdessen Gemahlin, hatte die hohe Gnade, uns die von Hofphotograph J. Leeb vollzogene Aufnahme als das beste sämtlicher existierender Porträts zu bezeichnen.

Prinz Leopold wurde geboren zu München am 9. Februar 1846 als zweitältester Sohn Sr. Königl. Hoheit unseres Prinz-Regenten Luitpold und wurde am 28. November 1861 zum Unterlieutenant im 6. Jägerbataillon (nunmehr 17. Infanterieregiment) ernannt, am 20. Dezember 1862 zum 2. Infanterieregiment „Kronprinz“ versetzt und am 5. Juni 1864 zum Oberlieutenant befördert. Noch im selben Jahre trat ein Wechsel der Waffengattung ein, indem der Prinz am 18. Oktober 1864 zum 3. reitenden Artillerieregiment „Königin“ versetzt wurde. In diesem Regimente machte der Prinz den Feldzug von 1866 mit, wohnte den Gefechten von Roßdorf, Kissingen und Roßbrunn bei und erhielt für seine hervorragenden Leistungen während dieses Feldzugs im Armeebefehl vom 20. August das Ritterkreuz 2. Klasse des Militär-Verdienst-Ordens.

Unterm 28. April 1867 zum Hauptmann im 3. reitenden Artillerie-Regiment „Königin-Mutter“ befördert, führte Prinz Leopold seine Batterie während des ganzen Krieges gegen Frankreich 1870/71 und nahm mit ihr im Verbande des 1. bayerischen Armeecorps an all den vielen Schlachten und Gefechten desselben Anteil. Für seine hervorragenden Leistungen an den siegreichen Kämpfen bei Sedan erhielt Prinz Leopold das eiserne Kreuz 2. Klasse und im Armeebefehl vom 1. November 1870 das Ritterkreuz 1. Klasse des Militär-Verdienst-Ordens.

Se. Königl. Hoheit Prinz Leopold von Bayern.
Nach einer Photographie von Hofphotograph J. Leeb in München.

Alle, welche sich in diesem Feldzuge an der Seite des Prinzen befanden, Offiziere wie Mannschaften, finden nicht Worte genug, seine kriegerischen Tugenden zu rühmen. Er wies jedes Vorrecht seiner hohen Stellung zurück, er war nur Soldat, Offizier und als solcher ein Vorbild dem ganzen Regimente, dem Heere, sei es durch die Unerschrockenheit und Todesverachtung, mit welcher er in der vordersten Feuerlinie, umzischt von den feindlichen Geschossen dem Gegner trotzte, sei es durch die Standhaftigkeit und Energie mit welcher er die furchtbaren Strapazen der Kampagne ertrug.

Wir heben den 1. Dezember 1870 hervor, als den Tag, an welchem sich der Prinz die höchste militärische Auszeichnung des Königreichs, den „Militär-Max-Josef-Orden“ erkämpfte. Wir lassen bei der Darstellung des ruhmreichen Kampfes von Villepion den verdienstvollen Geschichtschreiber des 3. Artillerie-Regiments, Herrn Hauptmann Lutz, sprechen:

„Um 3½ Uhr traf die 2. Infanterie-Brigade bei Nonneville ein; Generalmajor Orff, der aus den feindlichen Bewegungen die Absicht des Gegners, in die rechte Flanke der 1. Brigade zu stoßen, erkannte, ging mit seiner Infanterie sofort der drohenden Bewegung entgegen und gab der ihm zugeteilten Division Gramich den Befehl, das Feuer zu eröffnen. Nur mit äußerster Anstrengung konnten die Batterien Söldner und Prinz Leopold in dem schweren Ackerboden das Auffahren bethätigen; sie nahmen westlich von Nonneville Position; die Batterie Söldner rechts von der Batterie Prinz Leopold; beide Batterien feuerten gegen ungefähr vier französische, als nach kurzer Zeit feindliche Plänkler in bedenklicher Weise sich den Batterien näherten. Unterdessen hatte der Gegner, numerisch an Infanterie wie Artillerie bedeutend überlegen, immer mehr unsern rechten Flügel umfaßt. Chauvreux Ferme war bereits in seinem Besitz, und die hier aufgefahrenen Geschütze flankierten unsere Batterien vollständig. Eine in die Batterie des Prinzen fallende Granate schlug die Kurbel eines Geschützes des dritten Zuges ab und machte dasselbe gefechtsunfähig; unglücklicherweise mußte zu gleicher Zeit das andere

Geschütz desselben Zuges das Feuer einstellen, da wegen Klemmens des Verschlußkolbens der Verschluß nicht mehr gehandhabt werden konnte. Immer näher drangen die dichten Schützenschwärme des Feindes an die Batterien heran, unsere schwache Plänklerlinie von Stellung zu Stellung zurückdrängend. Es war nun 4 Uhr geworden; die Batterie Söldner mußte auf Befehl des Major Gramich, um sie dem enfilierenden Feuer der bei Chauvreux Ferme stehenden feindlichen Batterie zu entziehen, das namentlich dem am rechten Flügel stehenden Zuge des Lieutenants Höggenstaller empfindlichen Verlust verursachte, eine Schwenkung rechts rückwärts machen; kaum war diese Bewegung vollzogen, als Major Gramich erheblich verwundet wurde. Die Lage der Batterie Prinz Leopold wurde sehr ernst, die Infanterie zu beiden Seiten der Batterie war schon zurückgegangen, und nur die 9. Kompagnie des Leibregiments hielt, obwohl sie sich vollständig verschossen hatte, im stärksten Feuer bei der Batterie aus. Hauptmann Prinz Leopold, erkennend, daß durch das Zurückgehen seiner Batterie der Gegner sofort mit Macht in die dadurch entstehende Lücke eindringen würde, beschloß, trotz der Gefährlichkeit seiner Situation und der bereits erlittenen namhaften Verluste bis aufs äußerste in seiner Position auszuharren; er ließ den ersten Zug unter Oberlieutenant Steber rechts, den zweiten Zug unter Lieutenant Sartor links rückwärts schwenken und beide Züge die heranstürmende Infanterie beschießen. Die Batterie wurde von dieser mit Geschossen wahrhaft überschüttet, ohne jedoch unter dem Kommando ihres heldenmütigen Führers, der selbst verwundet wurde, auch nur einen Augenblick zu wanken. Sturm auf Sturm mit Schnellfeuer abweisend, vereitelte sie alle Bemühungen des Gegners, hier durchzubrechen, und hielt die Position, bis die einbrechende Dunkelheit dem ehrenvollen Kampfe ein Ende machte. Die Batterien gingen nun langsam zurück, die Batterie Prinz Leopold in Staffeln von 100 zu 100 Schritt dem Feinde noch einige Granaten zusendend.

Ein am 30. Dezember 1870 zu Chateau-Lormoy unter dem Vorsitze des Generallieutenants v. Maillinger abgehaltenes Ordenskapitel sprach sich einstimmig für Gewährung des Ordens aus. Hierauf erging d. d. Hohenschwangau 7. Januar 1871 nachfolgendes Allerhöchstes Signat:

Dem auf einstimmigen Ausspruch des Ordenskapitels gestützten Antrage erteile ich mit Freuden meine Genehmigung und ernenne hiemit (vom 1. Dezember 1870 an) Seine Königl. Hoheit den Prinzen Leopold, Meinen freundlich lieben Vetter, zum Ritter des Militär-Max-Josef-Ordens. Ludwig.

Unterm 11. Dezember 1870 wurde Prinz Leopold zum Major im 3. Artillerie-Regiment befördert, bekam das großherzoglich mecklenburgische Verdienstkreuz 2. Klasse sowie das preußische eiserne Kreuz und wurde sodann unterm 27. März 1871 zum Oberstlieutenant im 1. Kürassier-Regiment und unterm 18. Februar 1873 zum Oberst und Kommandeur dieses Regiments befördert. Mit Allerhöchster Entschließung vom 6. April 1873 erfolgte die Ernennung des Prinzen zum Inhaber des 7. Infanterieregiments. Unterm 1. November 1875 wurde Prinz Leopold zum Generalmajor und Kommandeur der 1. Kavalleriebrigade befördert, am 16. Juni 1881 unter Beförderung zum Generallieutenant zum Kommandeur der 1. Division, und 1887 unter Beförderung zum General der Kavallerie zum Kommandeur des 1. Armeecorps ernannt. Der Prinz ist Inhaber des 7. bayerischen Infanterie-Regiments und des 13. k. und k. österreichischen Feldartillerie-Regiments, sowie Chef des preußisch-westfälischen Dragoner-Regiments Nr. 7, außerdem steht er à la suite des 1. Schweren Reiter- und des 3. Feldartillerie-Regiments.

Der Rückblick auf das militärische Leben des Prinzen zeigt uns den auf der blutigen Wahlstatt erprobten Helden, zeigt uns den genialen Heerführer, den würdigen Erben der kriegerischen Traditionen seines Hauses, welches Max Emanuel, den Sieger von Mohacz und Belgrad, die Könige Karl XI. und Karl XII., die Sieger von Warschau, Klissow und Narva zu seinen Ahnen zählt.

Die Spinnerin im Distelberg und die Rockenstube.

Kulturhistorische Skizze aus dem Hochstift Bamberg.

Von A. Schuster.

In dem östlich vom Aurach-Bache begrenzten und gegen den Regnitzfluß vorstoßenden Dreieck: Höfen-Reundorf-Pettstadt befindet sich der ob seines Blumen- und Kräuterreichtums dem Botaniker wohlbekannte Distelberger Wald, kurzweg „Distelberg“ genannt. Nahezu in Mitte desselben, zwischen den Ortschaften Schadlos und Reundorf steht, halb mit Sträuchern und Kräutern umwuchert, ein marterlartiger, verwitterter Stein von etwa Tischhöhe, an dem noch ziemlich deutlich ein eingemeißeltes Spinnrad sichtbar ist.

Von diesem Steine, richtiger ausgedrückt, von der auf diesen Stein bezüglichen Begebenheit hat alsbald auch die dortige Waldabteilung oder der „Schlag“, wie man sich in unserm Lande läufig ausdrückt, seinen Namen „die Spinnerin“ erhalten und führt diesen noch bis auf den heutigen Tag. Damit hat es nun folgende Bewandtnis:

Vor vielen, vielen Jahren lebte in dem erwähnten kleinen Dorfe Schadlos an der Aurach, zwischen Höfen und Neuhaus, eine schmucke Dirn. Die war just ein kleiner Starrkopf, voll von allerlei Sonderheiten, ein resolutes Frauenzimmerchen, das die Werbungen der Dorfburschen schnöde zurückwies und sich insgeheim einem Reundorfer Burschen verlobt hatte. Zu jener Zeit stand die Rockenstube, auf die ich in der Folge eingehender zu sprechen kommen werde, in voller Blüte.

Ob die Schadloser selbst Rockenstuben hielten oder nicht, das soll nicht weiter in Betracht kommen, genug, die Stolze von Schadlos hatte es wenigstens vorgezogen, allabendlich zur Winters- und damit zur Stubenzeit, ob Sturm, ob Schnee, den eine Stunde und darüber weiten Waldweg mit dem Rocken nach Reundorf hinüber zu gehen, um in den dortigen Rockenstuben mit ihrem Herzerkorenen zu plaudern. Der Reundorfer Galan pflegte zur festgesetzten Stunde entgegenzukommen, und regelmäßig gaben beide sich etwa in der Nähe des vorerwähnten Steins das Stelldichein, wobei sie sich gegenseitig schon vorher durch Rufen und Pfiffe signalisierten.

An einem stürmischen Januarabende des Jahres 17** hatte die Schadloserin sich wiederum auf den Weg gemacht.

Ihr Rufen verhallte heute aber unbeantwortet in der Windsbraut, und ein unheimliches Gefühl schien ihr schier Brust und Kehle zusammenschnüren zu wollen.

Da stand plötzlich vor der scheltenden und fluchenden Maid eine Mannsgestalt mit großem Radmantel, die Arme ausbreitend und sich anschickend, die Entgegenkommende zu umfassen.

Das Mädchen wollte den Mann, in dem sie ihren Herzallerliebsten vermutete, der sich, wie sie annahm, heute einen Spaß machen wollte, tüchtig nach ihrer Art auszanken, aber bald verstummten ihre Laute, und am nächsten Morgen fanden Holzhauer — eine Erwürgte.

Es liegt wohl nahe, daß diesmal die alten Eichen und Buchen des Distelbergs die stummen Zeugen eines gräßlichen Mordes gewesen sind, allein, nachdem erwiesen werden konnte, daß der in Verdacht gezogene Neundorfer wenigstens unschuldig war, fand man einen billigen Ausweg; man sagte, der Fremde mit dem Radmantel sei der Fürst der Hölle gewesen, des Himmels Strafgericht habe hier obgewaltet und Sühne gefordert für den Frevel und für den Hochmut der stolzen Maid.

So verquickte sich die Thatsache des Mordes mit der Sage, und letztere ist erhalten geblieben bis auf den heutigen Tag.

In dieser Form ist sie dem Erzähler wiedergegeben worden von heute noch lebenden alten Umwohnern, die sie auf dem Wege der Tradition von Groß- und Urgroßvater überkommen erhalten haben. Dies vorausgeschickt, kommen wir nun auf die Rockenstube, eine uralte Einrichtung im Frankenlande, mit ihren anheimelnden und ihren ausgearteten Seiten, mit ihrem Licht und ihrem Dunkel.

Im großen Grundrisse dargestellt, war die Rocken- oder Lichtstube eine zur Winterszeit allabendliche Zusammenkunft der Dorfbewohner, wobei Frauen und Mädchen am Rocken spannen und sich mit den übrigen Anwesenden über die Tages- und Dorfereignisse unterhielten.

Darüber, daß dieses ziemlich organisierte Institut eine natürliche Folge des Dranges des Menschen nach Gesellschaft und gesellschaftlichem Verkehr gewesen ist, braucht man wohl weitere Worte nicht zu verlieren. Damals hatten zumeist nur die an der großen Landstraße liegenden Ortschaften Brauereien und Schenken. Entlegenere Dörfer kannten keines von beiden. Die Leser wissen ja recht gut, daß die Errichtung von Zapfenwirtschaften auf dem Lande ausschließlich die neue Folge der modernen Großbrauereien der Städte sind.

Ausplaudern, Tagesneuigkeiten hören wollte man aber doch schon von jeher. Heutigen Tages plaudert man freilich am leichtesten und am meisten beim Stamm- oder beim Kaffeetisch.

In edler Form kennzeichnet unser großer Dichter den Zug der Mitteilsamkeit des menschlichen Herzens, so schön mit den Worten:

„Sei hochbeseligt oder leide,
Das Herz bedarf ein zweites Herz.
Geteilte Freud' ist doppelte Freude,
Geteilter Schmerz ist halber Schmerz.

Betrachten wir, wie angedeutet, unsere Salons, unsere Spielgesellschaften, unsere Kaffee- und Theekränzchen, unsere Tanzstunden, unsere Stammtische, die, offen und ehrlich gesagt, mitunter den Kafeetanten-Konferenzen so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern, rechnen wir dazu unsere heutigen Verkehrsverhältnisse, unser Zeitungswesen und seien wir dann gerecht, so kommen wir zu dem Schlusse, daß wir die Rockenstuben unserer alten fränkischen Bauern als der Kinder ihrer Zeit nicht strikte verdammen dürfen.

Das erkennt auch gewissermaßen eine Verordnung des großen Fürstbischofs Franz Ludwig v. Erthal an, der allerdings allen Anlaß hatte, seiner Zeit gegen die Ausartungen der Rockenstube einzuschreiten. Wir werden darauf noch zurückkommen.

Nun zur näheren Beschreibung der Rockenstube am Ende des 18. Jahrhunderts.

Jünglinge, Mädchen, meist von gleichem Alter, verheiratete Männer und auch Frauen versammelten sich zu 6, 8, 10, 12 oder mehr, in der Zeit nach Beendigung des Ausdrusches, etwa vom Dreikönigstage — aber nicht eher, denn in den heiligen Nächten wurde nicht gesponnen —, allabendlich abwechselnd in einem Hause des Dorfes beim „Lichtherrn" oder der „Lichtfrau".

Die Stunde der Zusammenkunft war in der Regel jene von 6 bis 6½ Uhr, nachdem eben abgefüttert war. Jedes Mitglied gab seinen Beitrag zum Öl oder zu anderem Beleuchtungsmaterial, wie Spänen u. dgl. Die Beheizung stellte unentgeltlich der Lichtherr oder die Lichtfrau. Zu diesen brachten die Mädchen ihre Arbeiten, vorzugsweise das Spinnrad dann Strickzeug 2c. mit. Großmütterchen, die Urlichtfrau arbeitete an der „Waafen", einem strahlförmig konstruierten Rade, an welchem das Garn aufgewickelt wurde. (Daher wohl die Bezeichnung für eine geschwätzige Person, „alte Waafen", heute noch gebräuchlich.) Außer den Arbeitsinstrumenten brachten die Mädchen aber auch allerlei Neuigkeiten Liebesgeschichten, Anekdoten u. s. w. mit.

Es wurde gesponnen, gestrickt, erzählt, gelacht, gescherzt und sehnlichst geharrt auf die nicht lange auf sich warten lassende Stunde der Erscheinung der Höflinge, der Burschen. Diese brachten auch gesunden Witz, dann Karten und Tabakspfeifen mit. Nun ging die Konversation von vorn an.

Um 9 Uhr herum wurde die Arbeit abgestellt. Das Zeichen hierzu gab irgend ein Bevorzugter, vielleicht der Sohn vom Hause. Der nahte sich nun seiner Herzallerliebsten auf den Knieen. Er „ritt an". Das Anreiten mußte kommentmäßig auf der linken Seite erfolgen. (Man sieht daraus, wie galant diese Leute waren). Dabei brachte er folgenden Reim vor:

„Da komm' ich hergeritten (!)
Auf einem goldenen Schlitten,
Die „Acheln" abzuschütteln.
Die Acheln groß und klein,
Bis auf das weiße Bein."

Unter Acheln versteht man den auf die Schürze der Spinnerin abfallenden Unrat des Flachses oder Hanfes.

Damit war also der offizielle Teil des Abends, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, abgewickelt, und nun begann die „Exkneipe", ein lustiges Tänzchen bei Guitarre oder Harmonika.

Spät mag's wohl geworden sein. Auf dem Heimwege geleitete der Erkorene seine Braut; sie trug den Rocken, er

den Rockenstuhl. Der Bursche gab das Geleite bis an die Hausthür, manchmal einen Schritt weiter.

Am Fastnachtsmontag wurde regelmäßig die Saison geschlossen. Dabei gab's nochmals großen Radau: „Rockenscharres" = Feierabend (vielleicht Rockenschabbes) geheißen.

In späteren Zeiten war das gemeinsame Bestreiten der Beleuchtung nicht mehr Brauch. Dort besorgte die Lichtfrau auch das Licht. Das aber blieb sich von Anfang an bis heute gleich, daß Rockenstube zu halten, als Ehrensache betrachtet wurde, zugleich auch als Wahrzeichen gewisser Wohlhabenheit galt, wie ja heute auch nur gutsituierte Herrschaften — Sie verzeihen doch, gnädige Frau, meinen Vergleich — „Haus" machen, Salon halten. Derjenige, dessen Haus gemieden wurde, war sicher anrüchig. (Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

In der Schlacht am Weißen Berge bei Prag am 8. November 1620 spielte das Würzburger Kontingent eine hervorragende Rolle. Das Würzburger Fußvolk unter Oberst Bauer v. Eiseneck stand in der vordersten Schlachtlinie am äußersten linken Flügel; sechs Fähnlein unter dem Oberst Herzelles standen im Hintertreffen. Oberst Bauer machte den ersten Vorstoß, und als im Verlaufe der Schlacht das kaiserliche Kriegsvolk zu weichen begann, nahm Bauer auf Befehl Tillys mit den Reitern des kurmainzischen Oberst Cratz und den Wallonen unter Verdugo den furchtbaren Anprall des böhmischen Generals Christian von Anhalt auf. Gleich ehrenvoll war der Anteil des Würzburger Kriegsvolkes am folgenden Tage bei der Berennung und Eroberung von Prag. Als Herzog Max von Bayern am 18. November von Prag nach Bayern abzog, bestimmte er zum Konvoi das Regiment Bauers. Anfang Januar 1621 war es wieder in Prag. Die Würzburger Reiterei mußte dem kaiserlichen Generale Bouquoi nach Mähren und Schlesien folgen, dort den Aufstand zu unterdrücken. Sie war beteiligt bei der Unterwerfung der Städte Neustädtlein und Trautenau, stand Anfang Januar in Königsgrätz und nahm dann Garnison in Chrudim. Die Würzburger Infanterie in Prag trat am 9. Februar wieder in Aktion. Sie mußte unter Balthasar v. Maradas dem Grafen v. Mansfeld, der in Elnbogen stand, die Päſſe mitversperren und Elnbogen belagern. Nachdem im April einige von den Mansfeldern besetzte Orte von den Bayern genommen waren, wurden die abziehenden gefangenen Mansfelder von zwei Kompagnieen des Würzburger Regiments unter den Hauptleuten Oepp und Wahl an die oberpfälzische Grenze eskortiert. Weil sich aber Mansfeld mit dem Weimaraner vereinigt hatte und bei Waidhaus stand, so zog ihm Tilly mit dem Würzburger Regiment entgegen; am 10. Juli stand letzteres in Tachau. Am 18. Juli war es mit den Bayern, die bisher gegen Mansfeld etwas unglücklich gewesen waren, auf einem Berge bei Waidhaus in Schlachtordnung aufgestellt. Aber auf Befehl des Herzogs Max sollte Tilly gegen Mansfeld keine Schlacht wagen. Aber Oberst Bauer, der mit drei Regimentern und drei Geschützen die Vorhut hatte, war der ewigen Scharmützel müde und ließ sich durch keine Ordonnanz mehr zurückhalten. Er griff Mansfelds Verschanzungen ungern an. Der Würzburger Hauptmann Malteserritter v. Berlichingen überschritt das Ralinflüßchen und drang mit seiner Kompagnie in Schußweite vor. Mansfeld führte seine Truppen ins Thal, und es kam zum heißen Kampfe, der von morgens 8 Uhr bis abends 9 Uhr dauerte. Des waldigen Terrains wegen kam meist nur Fußvolk in Aktion, das aber durch Artillerie unterstützt wurde. Oberst Joh. Jak. Bauer fiel. Mehrere Pferde waren ihm unter dem Leibe erschossen worden, als auch ihn eine Kugel in den Kopf traf. Sein scheu gewordenes Pferd ward im feindlichen Lager aufgefangen und am Sattelzeuge als das erkannt, das einst dem Pfalzgrafen Friedrich gehört hatte und bei der Eroberung Prags dem Oberst Bauer als Beute zugefallen war. Auch Rittmeister Berlichingen hatte den Tod gefunden. Ein Vetter Bauers, der als Fähnrich diente, wollte Bauers Leiche nach Eger bringen, sie dort einbalsamieren lassen und nach Würzburg führen. Aber Mansfeldische Reiter fingen den Convoi ab und führten ihn nach Waldsassen. Fürstbischof Johann Gottfried wandte sich durch Tilly an Mansfeld um Freigebung der Leiche und des Konvois, die auch gegen Erlegung von 6000 fl. Ranzion erfolgte. Bauers Leiche wurde im Kreuzgange des Würzburger Domes beigesetzt.

Die Sprachen Europas. Als Kaiser Karl V. einmal um sein Urteil über die sieben Sprachen, deren er kundig war, gefragt wurde, gab er zur Antwort: „Er spreche spanisch mit Gott, lateinisch mit einem Gelehrten, französisch mit einem Gast, italienisch mit seiner Braut, deutsch mit einem Soldaten und böhmisch mit dem Teufel".

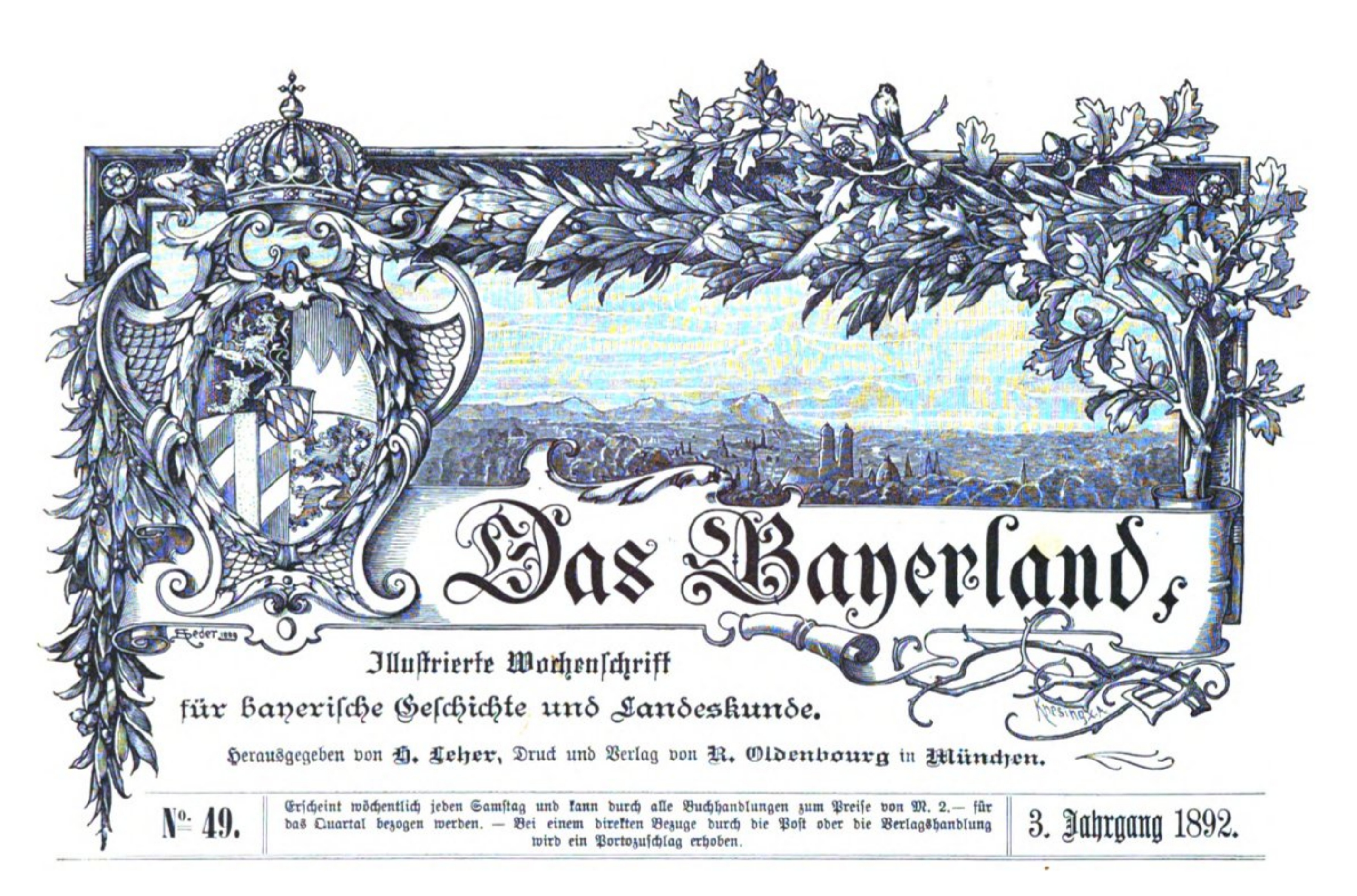
Woher kommt der Ausdruck böhmische Dörfer? In einer Handschrift: „Marx Christoph Gugels Genealogie des Gugelschen Geschlechtes" vom Jahre 1653 findet sich Bd. IV folgende Stelle: „Das Sprichwort, das sein (sind) böhmische Dörffer, kompt eben daher, weile in den Hussiten vnd folgenden kriegen, das Landt (Stift Bamberg) so sehr verderbt worden, daß man die althen Dörffer nicht mehr gekannt".

Diese Anmerkung bezieht sich nämlich auf folgende Worte der Chronik: „Anno 1430 sind die Hussiten in das Stifft Bamberg gefallen, haben großen schaden gethan, gesenget, gebrännet vnd dahin leider gebracht, daß man Ihnen darnach fl. 12000; der Markgraf Amt über die von Ihnen schon verderbten vnd verwüsten orth, mehr noch von dem vnbeschädigten Lande fl. 9000; Hertzog Hannß von Bayern fl. 8000; Nürnberg fl. 12000, die Stadt Eger, welcher sie ebenermassen schon an 36 Dörffer abgebrand hatten, gleichwohl fl. 1700 hat zahlen müssen, weilns dann vil taußent menschen schändlich vmbs leben gebracht, auß dem Lande viel ins Elend vnd frembde orthe verjaget vnd verursachet, daß die zersprengte Schlösser vnd Städtlein auß mangel der mittel vnd geldter lang nicht wieder erbauet vnd auffgerichtet werden, noch jemand emporkommen mögen. Und eben dießmahls auch das Rittergutt Gugel in die aschen vnd zu grundt geleget, drey Edle von Gugel aber, der eine zwahr Conrad verheirathet, doch noch ohne kindt, die zwey noch ledig, in frembde entlegene orth sich zu begeben gezwungen worden".

„Dahero Ein Christenhertz wohl vnd weißlich gesaget: daß drey dinge sollten billich einen Jeden vom kriege abschröckten: die verderbung der Länder vnd vnschuldiger Leuthe vntertrückhung, das vnordenliche vnd sträffliche Leben der kriegsleuthe, vnd die vndanckbarkeit der Fürsten, bey denen die vngetrewen hoch kommen vnd reich werden vnd die wohlverdienten vnbelohnet bleiben."

Dr. Leitschuh.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



No. 49. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

11. Kapitel.

Laharpe hat den Nachmittag in seiner Wohnung verbracht. Er steht an dem offenen Fenster des Zimmers, die Arme auf der Brust gekreuzt, und seine Blicke ruhen voll nachdenklichen Ernstes auf dem anziehenden Bilde, das von dieser Stelle aus dem Auge sich darbietet. Ihm zu Füßen zieht der gelbe Fluß langsam des Weges dahin. Eine Holzbrücke, vielfach geflickt und ausgebessert, der Henkersteg, führt hinüber zur kleinen Insel. Dort erhebt sich, umwuchert von lustigem Grün, ein alter finsterer Turm, in welchem vor Zeiten der unehrliche Scharfrichter gewohnt. In buntem Gewirr reiht dort sich Bude an Bude, und an Wochentagen herrscht ein reges Treiben auf dem engen Platze: es ist der Trödelmarkt, auf welchem der kleine Bürger noch so gern seine Einkäufe macht, denn noch immer findet sich oft Brauchbares unter einem Haufen wertlosen Tands und Plunders. Vordem war hier der Markt für jene harmlosen und nützlichen Tiere, die der Reichsstädter durch Jahrhunderte hindurch sich schier zu trauten Hausgenossen gezogen, und welche dem Platz und der nahen Steinbrücke den häßlich klingenden Namen gegeben. Heute aber, am Sonntage, herrscht tiefe Ruhe, nur ab und zu vernimmt man das Geschrei einer lustigen Entenschar, die sich im Wasser behaglich fühlt, oder das Zwitschern der Uferschwalben, die in raschem Fluge hin und her den Raum durchschneiden. Klar und rein ist die Luft, kein Wölkchen trübt das reine Blau des Himmels, mit warmem Strahle ruht die Augustsonne auf den hochgiebeligen Dächern, erglänzt auf der metallenen Turmbedachung der herrlichen Dome und spiegelt sich wieder in den Fenstern der uralten Kaiserburg, die, eine stolze Zeugin entschwundener glanzerfüllter Zeiten, ruhig und ernst herniedersieht auf das Häusermeer zu ihren Füßen.

Da fühlt Laharpe sich leise an der Schulter berührt; aufschreckend aus tiefer Träumerei, kehrt er sich rasch um und blickt in die freundlich offenen Züge seines jungen Landsmanns Henri Martin.

„Entschuldige, wenn ich Dich gestört. Du hast mein Kommen ganz und gar überhört, obgleich ich zweimal vernehmlich geklopft. Wie geht es Dir denn, mein Bester?“

„Es ist schön von Dir, daß Du meine Bitte erfülltest. Nimm Platz, ich habe Dir viel mitzuteilen. Du hast doch jedenfalls auch Muße genug, mich ruhig anzuhören?“

„Freilich, der ganze Abend ist mein. Warum fragst Du mich so feierlichen Tones?“

„Wollen wir uns nicht eine Pfeife stopfen? Es plaudert sich besser.“

„Mir ganz recht.“

Die nötigen Vorbereitungen waren bald getroffen, die Pfeifen in Brand gesteckt, und Laharpe, sich behaglich in seinen Sessel zurücklehnend, begann die Rede: „Siehst Du, Henri, wie ich jetzt neben Dir sitze, feiere ich heute mein 54. Geburtsfest. Es ist dies immer für mich ein Tag gewesen, wo ich Einkehr bei mir selber gehalten, und je älter ich werde, desto ernster und trüber sind die Gedanken, die bei solchem Anlaß in mir aufsteigen. Mich hat das Schicksal, ich kann sagen, von frühester Jugend an böse umhergeworfen. Notwendigkeit und Neigung haben mich dem Waffenhandwerk zugeführt, in

aller Herren Länder schier schlug ich mich ein Vierteljahrhundert hindurch als tapferer Soldat und erlebte auf solche Weise vieles, was ein anderer, der seine Tage ruhig an seine Scholle gebannt verbrachte, kaum zu erträumen wagt. Ich habe Dir schon oft erzählt, Henri, von meinen treuesten Freunde, dem Kapitän Prüd'homme?"

„Das will ich meinen!" rief Henri lebhaft aus. „Du führtest ja den Namen Deines lieben Waffenbruders beständig im Munde, so oft ich in Deiner Gesellschaft gewesen."

„Ich will Dir noch ein Weiteres erzählen von ihm, denn noch weißt Du nicht alles. Also höre:

„Mein Freund führte eigentlich einen andern Namen, den des Marquis v. Tréfort. Es ist ein altes, hochberühmtes Geschlecht gewesen, reich begütert in der Vendée und an den Ufern der Loire. Der junge Tréfort und ich waren Milchbrüder, wir wuchsen in engster Gemeinschaft auf, teilten Freud und Leid, in der späteren Zeit buchstäblich den letzten Bissen Brot, den letzten Schluck Wein mit einander. Dir ist ja wohl genugsam bekannt, daß das Bauernvolk der Vendée damals, in den Tagen des großen Abfalls, treu zu ihren angestammten Herren und Gebietern gehalten hat, und wir haben den ‚Blauen' tüchtig zu schaffen gemacht. Schließlich jedoch mußten wir trotzdem die Partie verloren geben und traten beide in das Heer ein, wo man uns gern aufnahm und rasches Vorwärtskommen versprach. Damals waren wir genötigt, uns zu trennen, da wir verschiedenen Waffen zugeteilt wurden. Es war die erste Trennung auf längere Zeit, denn bis dahin galten wir als die Unzertrennlichen, wie man uns in der Gesellschaft nannte. Manchen losen Streich hatten wir auf dem Gewissen; in jenen Tagen der ungezügelten Lebenslust nahm man es leider in Kavalierskreisen absolut nicht genau in Sachen der Moral und strengen Sitte. Der Marquis war der beste Kamerad von der Welt, er besaß ein warmes Herz für seine Freunde und war gegebenenfalls die Aufopferung in Person, aber er hat es nun und nimmer verstanden, seinen Gelüsten einen Zügel anzulegen, und wenn es die Befriedigung eines Genusses galt, dann kannte er keine Schranken und achtete in maßloser Frivolität keines Gesetzes.

Von höchst stattlicher Erscheinung und hinreißender Liebenswürdigkeit, dabei reich, gelang es ihm überall leicht, Hahn im Korbe zu werden und manche süße Unschuld nach kurzem Widerstande zu bethören. Eine Neigung aber, die er zu einem reizenden Dorfkind gefaßt, schien tiefer Wurzel zu schlagen in seinem sonst so leicht erregbaren und unbeständigen Gemüte. Um hier siegen zu können, mußte er sich zu einer Trauung verstehen, die er seinerseits freilich als eine ganz nichtige Förmlichkeit auffaßte, denn der kirchliche Akt war im Grunde nichts als eine verruchte Maskerade, aber ich weiß bestimmt, daß er den ernsten Vorsatz gefaßt hatte, diese Scheinehe späterhin legitimieren zu lassen. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Verführte bald erfuhr, welcher Intrigue sie zum Opfer gefallen. Sie entfloh aus Tréfort, der junge Marquis eilte ihr nach, und wirklich gelang es ihm, ihr den Knaben, die Frucht jenes Bundes, abzujagen, die Mutter aber flüchtete außer Landes. Viele Jahre später fand ich meinen Freund wieder hier in Nürnberg, in des Kaufherrn Wägels Hause, einquartiert. Wir verlebten einige frohe Stunden des Wiedersehens nach so langer Trennung, doch ist mir damals an meinem Freunde eine gewisse düstere Stimmung des Gemütes aufgefallen, über welche er nicht Herr zu werden vermochte. Vergeblich suchte ich ihn aufzumuntern und zu erheitern, es ist mir nicht gelungen. Er, der sonst so Lebensvolle und Lebensfrohe, sprach von düsteren Todesahnungen nnd nahm mir das feierliche Versprechen ab, seinen Tod zu rächen und seines hinterlassenen Sohnes mich anzunehmen. Doch wußte er meinen drängenden Fragen immer nur ausweichende Antworten entgegenzusetzen. Dann rief der Dienst mich ab, ich wähnte, nach einer kurzen Stunde schon zu meinem Freunde zurückkehren zu können. Es sollte mir anders beschieden sein. Ich habe George Prüd'homme in diesem Leben nicht mehr wiedergesehen."

Der Oberst machte eine Pause, während er mit düsteren Mienen vor sich hinblickte, dann griff er seine Rede wieder auf. — „Durch eine seltsame Verkettung der Umstände ist es mir nunmehr gelungen, eine sichere Spur aufzufinden von dem verschollenen Sohne meines toten Freundes. Du weißt, daß mit der Rückkehr der legitimen Könige Frankreichs, der Bourbonen, jener Enkel des heiligen Ludwig, die Restauration perfekt geworden. Noch wogt freilich zur Zeit in der Kammer, die sie die „unauffindliche" nennen, der heiße Kampf hin und her zwischen den Royalisten und den Liberalen, aber es kann keinen Augenblick zweifelhaft sein, wem schließlich der Sieg zufallen wird, und sie dürfen unmöglich den Parteigängern des guten Königs die Wiedereinsetzung in ihre Güter, Zehnten und Feudalrechte vorenthalten. Dann zählen die Tréforts wieder zu den ersten Geschlechtern des Landes. Ich weiß, daß der alte Marquis bei Hofe hoch angesehen, und der Graf von Artois ihn seines intimen Umgangs würdigt, wie er ja schon gethan, als er noch auf Holyrood, dem romantischen Schlosse Edinburgs residierte und dort die Besuche der königstreuen Emigranten entgegennahm."

„Warum erzählst Du mir dies alles, Laharpe?"

„Weil ich berufen bin, dem alten Marquis seinen blühenden Enkel, der bisher in tiefster Verborgenheit gelebt, zuzuführen."

„Nun, dazu kann man Dir nur Glück wünschen, und die Familie wird Dir sicherlich Dank wissen für all Deine Bemühungen. Indessen vermag ich nicht einzusehen —" —

„Versetze Dich einen Augenblick in die Lage des jungen Mannes, dem ein solches Glück bevorsteht. Denke Dir dieses Gefühl, sich plötzlich erhoben zu sehen aus der untersten Tiefe der Verborgenheit zu den schwindelnden Höhen der ersten Gesellschaftskreise."

Der junge Mann konnte ein leises Lächeln, halb der Ungläubigkeit, halb der Geringschätzung, nicht unterdrücken, als er entgegnete: „Ich fühle mich wirklich so sehr als ein Kind der Neuzeit, daß ich gestehen muß, solch einen Wechsel der Verhältnisse noch nicht als das höchste Erdenglück erachten zu können. Aber darf ich fragen, wie es Dir gelungen ist, diesen obskuren Erben eines Marquisates ausfindig zu machen?"

„Ein deutscher Polizist hat einem armen Juden das Gebetbuch eines katholischen Priesters abgenommen. In dem Buche fand sich versteckt ein Brief des Marquis de Tréfort an den Pflegevater seines Sohnes, und weil außerdem alle anderen Umstände zutrafen, ist die Identität des bisherigen Bauernjungen mit dem Sproß eines der edelsten Adelsgeschlechter Frankreichs genügend festgestellt."

„Das läßt sich hören", sagte Henri gleichmütig. „Indes noch einmal —" —

„Gemach, mein junger Freund. Du wirst anders urteilen, wenn Du alles erfahren. Vernimm denn, daß das Gebetbuch dem Pfarrer Gachon in Nogent-sur-Marne gehörte."

„Ach, meinem väterlichen Freunde, den ich so rasch und auf so schreckliche Weise verlieren mußte! Kannst Du mir das Buch zeigen, daß ich es küsse als eine heilige Reliquie von dem teuern Dahingegangenen?" rief Henri mit einem Male lebhafter bewegt aus.

„Hier ist das Buch, Du darfst auch den darinliegenden Brief lesen."

Henri nahm beides an sich und begann alsbald die Lektüre, während welcher Laharpe ihn scharf beobachtete. Lange hielt er das Blatt vor die Augen, endlich ließ er es sinken, blickte in stummer Bewegung vor sich hin, dann sagte er müden Tones: „Das Gebetbuch gehörte zweifellos meinem väterlichen Freunde und unvergeßlichen Lehrer, dem Priester Eduard Gachon in Nogent-sur-Marne. Was ich aus dem Briefe machen soll, weiß ich für den Augenblick noch nicht. Augenscheinlich ist er nach Clery adressiert, an den Mann, den ich bisher für meinen Vater gehalten."

„Dein wirklicher Vater ist der Marquis v. Tréfort, späterer Kapitän Prüd'homme."

„Laß mir, ich bitte Dich, einige Zeit zur Sammlung. Wenn der Brief überhaupt echt ist, wie kommt er in den Besitz des Priesters Gachon?"

„Ich vermute, daß er der Beichtvater Deiner braven Pflegeeltern gewesen ist, Henri. Man hat ihm das Schriftstück ausgehändigt, vielleicht auf dem Sterbebette, vielleicht schon vorher. Möglich, daß er es unter dem Nachlaß gefunden und an sich genommen. Er hat ja wohl gewußt, daß Du des Pächters Martin leiblicher Sohn nicht gewesen. Aber war er befugt, Dir Eröffnungen zu machen über Deine wahre Herkunft? Durfte er Hoffnungen in Dir wecken, die vielleicht doch nicht zu verwirklichen waren?"

„Dann ist ja Jean auch mein leiblicher Bruder nicht! Und doch kann ich das Ganze nicht glauben. Es kommt mir alles so gänzlich unerwartet, daß ich es mit dem Verstande noch nicht zu fassen vermag und es für einen Traum, für eine tolle Ausgeburt der erhitzten Phantasie halten möchte. Ich, der Bauernknabe, soll der Sohn eines Marquis sein!"

„Und doch wirst Du gut daran thun, an die Wahrheit zu glauben, Henri, Du bist ein Tréfort, und an mir, dem treuesten Freunde Deines toten Vaters, wird es sein, Dich einzusetzen in alle Dir zustehenden Rechte."

Oberst Laharpe hatte mit Wärme gesprochen und die Hand seines jungen Freundes gefaßt, der mit seltsamer Ruhe seinen Eröffnungen zugehört, und in dessen offenen Zügen sich Schmerz und Trauer kundgaben, als er nach längerem Schweigen wehmutsvoll ausrief:

„Und wenn der brave Martin nicht mein leiblicher Vater war, dann ist auch seine Frau Madeleine nicht meine Mutter gewesen. Wo aber habe ich meine wirkliche Mutter zu suchen, Laharpe? Ist sie gleichfalls tot oder weilt sie noch unter den Lebenden? Sprich, wo habe ich sie zu suchen?" wiederholte er mit einer gewissen Hast.

„Davon sprechen wir später, Henri", wehrte der Oberst ab, aber es entging den scharf beobachtenden Blicken des jungen Franzosen nicht, daß seine ungestüme Forderung dem Freunde einige Verlegenheit bereitet hatte.

„Höre, Laharpe", begann Henri wiederum, und seine Stimme verriet in ihrem Klange eine gewisse Schärfe. „Ich halte mich denn doch für zu gut, als daß ich das Opfer irgend eines mehr oder minder unsaubern Vorhabens werden möchte. Vor allen Dingen, ist das Schreiben hier echt?"

„Es ist echt, ganz zweifellos von der Hand meines Freundes George herrührend. Ich kann es jede Stunde beschwören, zudem ist hier der Name des Pariser Bankhauses: Lebel und Söhne, Place Louis XV., angegeben. Die Firma besteht noch, und ihre Bücher könnten vielleicht Auskunft geben über die Verbindlichkeiten des Marquis gegenüber Deinem Pflegevater."

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Aber merke wohl, nachdem der Marquis und spätere Kapitän, der Pächter Martin und seine Frau, der Priester Gachon, nachdem alle tot sind, ließe sich mein Anrecht auf das Marquisat nur beweisen einzig und allein auf Grund dieser wenigen Zeilen, welche jeder andere als Du vielleicht für unterschoben und unecht erklären wird."

„So leichten Kampfes verzichtest Du auf wohlbegründete Ansprüche?" zürnte der Oberst. „Fürwahr, man möchte zweifeln, ob in Deinen Adern das Blut der Tréforts fließe."

„Ah, lassen wir das", sagte Henri unmutig. „In allen Kirchenbüchern bin ich eingetragen als der älteste Sohn des Pächters Martin, und ich muß gestehen, daß ich sehr wenig Lust habe, diesen ehrlichen Namen einzutauschen gegen den eines — Abenteurers. Ich bin geboren in dem kleinen Orte Clery bei Orléans, wo meine Eltern hochgeachtet lebten, lange Zeit, ehe ich das Licht der Welt erblickt. Noch sehr wohl erinnere ich mich der ersten Jahre einer glücklichen Kindheit, die ich dort verlebte, wo jedermann in mir das leibliche Söhnlein Martins sah. Wie hältst Du es für möglich, daß eine Unterschiebung hätte stattfinden können in solch einem Dorfe, wo jeder auf das genaueste unterrichtet ist von dem jeweiligen Thun und Lassen seines Nachbarn?"

„Möglich ist alles in der Welt, Henri, das solltest Du bereits wissen. Wenn Du Dich neben Jean Martin, den Du für Deinen Bruder bisher gehalten, stellst, so glaubt wohl gar niemand, daß ihr beide einen Vater und eine Mutter gehabt. Hatten die Martins außer euch beiden keine weiteren Kindern?"

„Nicht, daß ich wüßte!" sagte Henri nach einigem Nachdenken. „Aber ich erinnere mich, auf dem Kirchhof zu Clery oft ein Kindergrab besucht zu haben in Begleitung meiner Eltern. Dort sollte ein fremder Knabe ruhen, der zur selben Stunde wie ich zur Welt gekommen, aber nur einige Tage gelebt hatte."

„Aha!" machte der gespannt aufhorchende Laharpe. „Und über die Eltern dieses Knaben hast Du nie Sicheres erfahren?"

„Nein, nie. Doch laß mich meine Erinnerungen sammeln. Richtig, mir fällt etwas ein. Einmal erlauschte ich Bruchstücke eines Gespräches, aus welchem ich vernahm, daß einst eine fremde Dame auf der Flucht einige Wochen in unserm Hause zugebracht hatte und schwer krank daniedergelegen war. Sie soll die Mutter des toten Knaben gewesen sein. Damals, als ich dies gehört, zählte ich erst einige Jahre. Diese Andeutungen, wenn sie auch gar nicht für mein Ohr bestimmt waren, erregten mein lebhaftes Interesse, aber ich weiß noch sehr wohl, daß man meinen wiederholten Fragen

erst ausweichende Antworten gab, sodann mir aber strengstens verbot, überhaupt nur davon zu reden. Kurze Zeit darauf siedelten meine Eltern von Clery nach Nogent-sur-Marne über. Jetzt fällt mir auch ein, daß sie nie vergaßen, an bestimmten Tagen im Jahre das kleine Grab aufs beste zu schmücken.“

„Siehst Du wohl!“ triumphierte der Oberst. „Auf dem Kirchhof zu Clery liegt Martins ältestes Kind, und Du bist der Sohn jener fremden Dame, die auf eiliger Flucht Schutz und Obdach gefunden in dem Hause des Pächters Martin, Deines Pflegevaters. Dort hat sie Dir das Leben gegeben, und als Martins Kind gestorben war, haben die braven Leute Dich an Kindesstatt angenommen und als ihren Henri erzogen.“

„Ja, ja, so mag es gewesen sein, und jeder Zweifel muß fortan schwinden“, sagte Henri nachdenklich. „Dann wäre meine Mutter also jenes arme Weib, mit deren Unschuld mein Vater sein frevelhaftes Spiel getrieben, wie Du vorhin es angedeutet. O, wäre ich nie geboren oder läge ich auf Clerys stillem Friedhofe unter dem Rasen!“

(Fortsetzung folgt.)

Nymphenburg.

Von Hugo Arnold.

(Fortsetzung.)

Einem Gelübde zufolge ließ das Kurfürstenpaar für die glückliche Geburt des heiß ersehnten Thronerben Kirche und Kloster der Theatiner erbauen; seiner Gemahlin bezeigte der Kurfürst den Dank dadurch, daß er ihr die Schwaige Kemnaten, sowie das seit Jahrhunderten im Besitze der kurfürstlichen Familie befindliche Gut Menzing nebst einigen benachbarten vom Kloster Dietramszell gekauften Höfen „ins Kindbett verehrte“. Dadurch wurde die pracht- und prunkliebende Kurfürstin in den Stand gesetzt, einem schon längst gehegten Wunsche gemäß ein Schloß ganz nach ihrem Geschmacke zu erbauen, und sofort schritt sie zur Ausführung. Sie wandte sich zuerst an ihre Mutter, die Herzogin Christine von Savoyen, mit der Bitte um einen Bauplan und um einen Namen für den Ort, weil ihr der gegenwärtige „zu gewöhnlich“ dünkte. Das Schloß sollte vier Säle umfassen, jeder von ihnen sollte mit drei Vorzimmern, einem Zimmer, zwei kleineren Kabinetten, einer Garderobe und einer Galerie versehen sein. Die darauf übersandten Pläne des Grafen Castellomonte konnten jedoch den Beifall der Kurfürstin nicht gewinnen, weshalb schließlich der Baumeister der Theatinerkirche, der Bologneser Agostino Barella, mit dem Entwurfe der Pläne und mit der Leitung des Baues beauftragt wurde; die letztere ging 1672 an den Baumeister Enrico Zuccali über, den Baumeister des Schlosses Schleißheim.

Am Totenlager S. M. König Max Josefs I.
Nach einem zeitgenössischen Stiche.

Ob die Herzogin von Savoyen oder die Kurfürstin selbst den Namen „Nymphenburg“ ersonnen habe, läßt sich nicht mehr feststellen, denn zum ersten Male taucht er in einem Briefe der letzteren aus dem Jahre 1675 „Nimpfenburg“ auf — und in der That ist er nicht übel gewählt, er weht uns aus den Schatten der Gehölze und von den Spiegeln der Gewässer entgegen.

Indessen standen für die Bauführung keine großen Geldmittel zur Verfügung, bloß die Einkünfte der Schwaige Kemnaten, und der Bau ging deshalb nur langsam von statten. Damals wurde bloß der große Mittelpavillon, das Hauptgebäude des heutigen Schlosses, errichtet; eine Abbildung in Wenings „Beschreibung des Kurfürsten- und Herzogtums Ober- und Niederbayern“ (1701) zeigt denselben noch ohne Anbauten, jedoch die große Freitreppe, nach der Kurfürstin Tode aufgeführt, ist bereits vorhanden; die äußere Erscheinung des Schlosses ist ungemein einfach. An das Gebäude stieß ein Garten im Geschmacke jener Tage, mit einem Parterre, welches das bayerische Wappen in kolossaler Größe mittels farbiger Steine und Zwergbux darstellte, mit geometrisch abgezirkelten Beeten, fünf Springbrunnen, einer Grotte und regelmäßig zugeschnittenen Baumgruppen; jenseit der Gartenmauer erstreckte sich der Wald, durch welchen eine Schneuse gegen das Dorf Piping zu gehauen war, wie eine gleiche Durchsicht auf der Ostseite des Schlosses durch den Forst gegen Schwabing zu geschlagen wurde, so daß man vom Hauptsaal des Schlosses aus vor- und rückwärts freien Ausblick auf die Kirchtürme der beiden Ortschaften hatte.

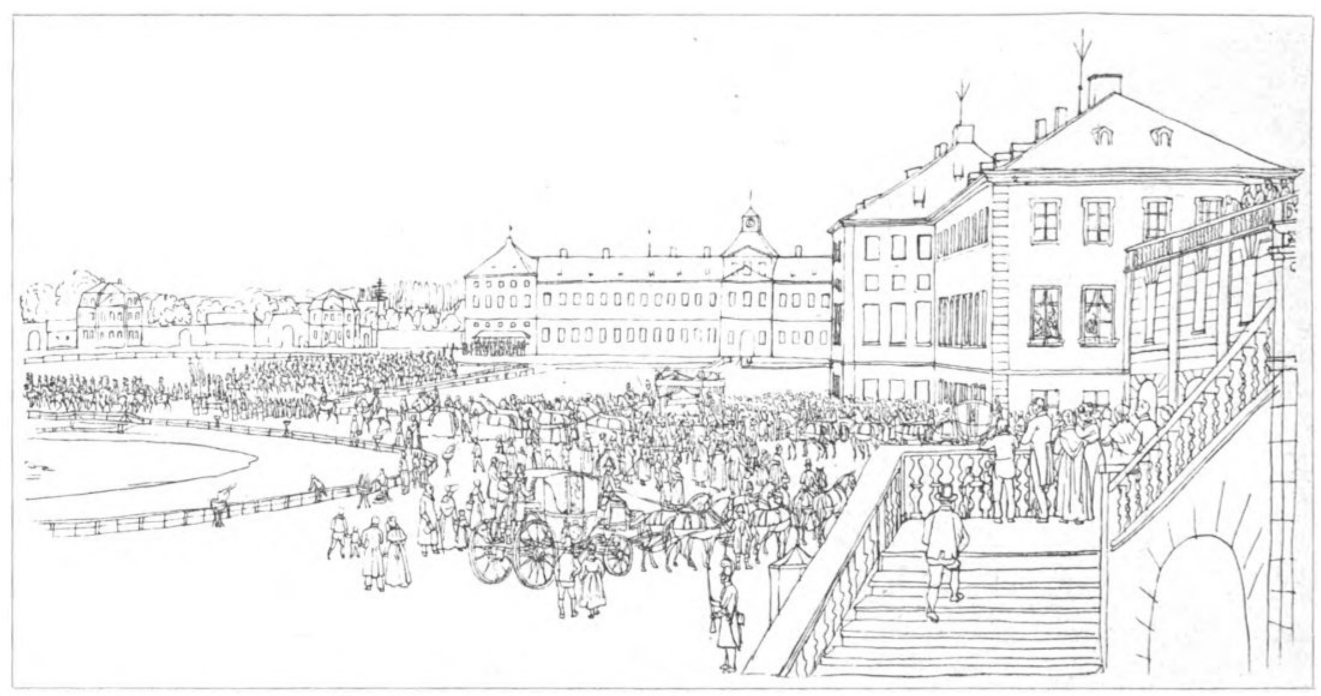
Die Kurfürstin Adelheid erlebte die Vollendung des ihr an das Herz gewachsenen Baues nicht mehr, sie starb an den Folgen des Schrecks über den großen Residenzbrand und den Tod ihres Bruders, und nach drei Jahren folgte ihr der Kurfürst (1679), welcher das Lieblingswerk seiner Gemahlin fortgesetzt hatte. Nun geriet der Bau auf lange Zeit vollständig ins Stocken, Adelheids Sohn, Max Emanuel, benutzte Nymphenburg zu Anfang seiner Regierung nur als Jagdschloß, da das Jägerhaus im benachbarten Neuhausen bloß ein geringes Gefolge aufzunehmen vermochte. Ohnedies war er meist aus seinem Lande abwesend, er stand im Felde entweder in Ungarn gegen die Türken, oder gegen die Franzosen am Rhein, oder er waltete des von der Krone Spanien ihm übertragenen Statthalteramtes der Niederlande im glänzenden Brüssel.



Erst nach seiner Heimkehr von dort (1702) nahm Max Emanuel mit großer Energie das Werk seiner Mutter wieder auf und setzte hohe Summen dafür aus; der geschickte Architekt Giovanni Antonio Viscardi baute die beiden Seitenpavillons und stellte die Verbindung mit dem Hauptstocke durch Galerien her, die auf Arkaden ruhen; zugleich wurde der Mittelpavillon mit reicherem architektonischen Schmucke ausgestattet. Zur ausgedehnten Erweiterung des Gartens wurden die anstoßenden Grundstücke und Waldungen angekauft, und ein Kanal von Pasing aus angelegt, der das Wasser des Würmflusses nach Nymphenburg und von da über Gern und die Georgenschwaige zur Isar leitete. An diesem Kanale soll der Überlieferung zufolge ein Teil der Gefangenen gearbeitet haben, die „der blaue König“ aus den Türkenkriegen nach Bayern gebracht

Nachdem der Badener Friede dem Kurfürsten sein Land zurückgegeben hatte, und er unter dem rauschenden Jubel der Seinen heimgekehrt war (1715), nahm er mit erneuter Lust und mit gesteigertem Aufwand den Ausbau von Nymphenburg wieder auf. Das beweisen uns die erhaltenen Rechnungen. Während die Auslagen in den Jahren 1702 38 286 fl., 1703 25 129 fl., 1704/5 46 245 fl. betrugen, beliefen sie sich 1714 auf 7962 fl., 1716 auf 119 191 fl., 1717 auf 171 723 fl., 1718 auf 79 722 fl.

Von 1718 ab war ein einheimischer Künstler mit der Leitung der Bauten betraut, der Oberbaumeister Joseph Effner; von ihm wurden gegen Norden und Süden zwei weitere Flügel angefügt, von denen der erstere durch ein Hospiz und eine Kirche für Kapuziner, der letztere durch die Ökonomiegebäude



Die Überführung der Leiche König Max Josefs I. von Nymphenburg nach München.

Originalzeichnung von H. Adam.

hatte. Max Emanuel war einer der eifrigsten Bewunderer und Nachahmer des Roi Soleil, Ludwigs XIV.; in allem Thun, auch in den Bauten folgte er seinem verführerischen Beispiele. Nymphenburg sollte ein Gegenstück zu dem prächtigen Königsschlosse Versailles werden, und weil der Kurfürst nicht über die nämlichen Mittel verfügte, wie der französische König, um sein Schloß ebenso prunkvoll zu gestalten, wie es jener Herrscher vermochte, so suchte er wenigstens den Park auf eine Höhe der Pracht zu bringen, daß er mit den Anlagen zu Versailles in Wettbewerb zu treten vermochte. Der große Gartenkünstler Carbonet entwarf hierfür den Plan, und Graf Neuhauß wurde mit der Oberleitung der Garten- und Schloßbauten betraut. Doch all' diesen Plänen setzte vorläufig die verhängnisvolle Parteinahme Max Emanuels für Frankreich ebenso ein Ziel, wie seinen stolzen politischen Träumen. Die Katastrophe von Höchstädt und seine Flucht nach Frankreich (1704) zogen die Einstellung sämtlicher Arbeiten nach sich, die bereits geschaffenen Anlagen verfielen dem Verderben.

der Schwaige, die großen Stallungen für 300 Pferde und die Dienerschaftswohnungen ihren Abschluß erhielten. Von Effner wurden ferner im Garten die Pagodenburg (1716) und die Badenburg (1718) gebaut, und die Eremitage begonnen. Im großen und ganzen war Nymphenburg 1722 vollendet.

Den weitaus hervorragendsten Teil der Schöpfungen Max Emanuels bildet der Garten im prunkvollen Stile Le Notres, von dessen Schüler François Girard und dem kurfürstlichen Garteningenieur Mathias Disel nach des Kurfürsten eigenen genauen Detailvorschriften und Plänen geschaffen. Während seines langen Aufenthaltes in Frankreich und in den Niederlanden hatte er sich viel mit Kunst beschäftigt und zum Kenner des modern gewordenen Stiles ausgebildet, weshalb er auch für Nymphenburg den Bauherrn und Baumeister in sich vereinigte. Ludwigs XIV. oft genannter, zu einem geflügelten Worte gewordener Ausspruch: „L'état c'est moi“, war ein Grundsatz jener Zeit, dem nach dem Beispiele des Franzosenkönigs alle Fürsten huldigten. Hinter der Centrali-

sierung des vom König beherrschten Staatswesens trat alles andere zurück, der König allein regierte und repräsentierte, alle Einrichtungen und Schöpfungen dienten nur zu seiner Verherrlichung. Zum vollen Ausdruck gelangt dies in den Prunkgärten der landesherrlichen Schlösser, in welchen die Natur ganz in den Dienst des Hofes gestellt ist.

Der Nymphenburger Garten war nach den allgemeinen Regeln jener Kunst angelegt. „Vor dem mittleren Teil des Schlosses dehnt sich eine breite Terrasse, darunter durch Freitreppen verbunden das „grand parterre" in quadratischer oder länglicher Form, belebt durch Springbrunnen und Standbilder; zur Rechten und Linken erstrecken sich breite Auffahrten, durch geradlinige Taxushecken und Baumreihen begrenzt und in rechteckigen Linien von Laubgängen, Alleen und Kanälen durchschnitten, bis ein erhöht gelegener, dekorativer Bau oder eine Kaskade das Ganze pomphaft abschließt. Die Wirkung ist immer auf große, streng architektonische Prospekte vom Schloß und zum Schloß berechnet". So charakterisiert treffend Professor Dr. Heigel in seiner vortrefflichen Schrift „Nymphenburg" (Bayerische Bibliothek 25. Bd.) diese Gärten. Ferner: „Die Hofgesellschaft ist bei aller Leichtfertigkeit und Ausgelassenheit der Gesinnung in strenge Etikette eingeschnürt; ebenso sind auch für den Empfangssaal im Freien — denn nur als solcher ist der Garten anzusehen — strenge architektonische Regeln aufgestellt. Diese Avenues und Parterres mit ihren leicht zu überschauenden Formen und weiten Perspektiven passen sich den stattlichen Verhältnissen der Lustgebäude trefflich an, und der natürliche Reiz großer freier Räume kommt zur vollen Geltung. . . . Um den Reiz der kunstmäßig geputzten Landschaft zu steigern, nahm Le Notre die Hilfe aller bildenden Künste in Anspruch. In Malerei mit Farben und Schattierungen kann der Gärtner seine Phantasie zeigen, inmitten der Beete und Laubgänge erheben sich Marmorvasen und Statuen, die majestätischen Alleen führen zu zierlichen Bauwerken, künstlichen Ruinen und Grotten, plastischen Gruppen und Wasserspielen aller Art."

„Als das eigentliche Meisterwerk Girards — so fährt Heigel fort — galt das von der Mitte des Schlosses bis zur Kaskade reichende „grand parterre". Dasselbe gewährt eines der herrlichsten Schauspiele (versichert der Beichtvater des Kurfürsten, Frater Pierre de Bretagne in einer Beschreibung aus jener Zeit) durch seine großartige Ausdehnunug, den reizenden Blumenteppich, die zahlreichen, stark vergoldeten Figuren und die darüber verteilten Wasserkünste". Den Mittelpunkt bildete das grand bassin, ein achteckiges Wasserbecken. In dessen Mitte erhob sich eine runde Terrasse, von welcher ein fünfzig Fuß hoher und ein Fuß dicker Wasserstrahl in die Luft stieg. Die Terrasse war überdeckt mit plastischen, von kleineren Springbrunnen überströmten Gruppen. Den Gipfel krönte eine überlebensgroße Flora, die mit der Linken den Saum des Gewandes emporzog, mit der Rechten einen Blumenkorb hielt, welchem ein Bündel Wasserstrahlen entquoll. Ein Zephir mit Blumengewinden, ein Affe, der zornig das Wasser angrinst, ein Hund, der den Affen anbellt, ein indischer Schwan, der eine Schlange verspeist, und noch viele andere Figuren, alle aus Blei gegossen und stark vergoldet, schmückten Becken, Terrasse und Bassin. Die von Beich gemalte Vedute des Nymphenburger Schloßgartens veranschaulicht noch heute die ebenso glänzende wie heitere Wirkung des Florabassins. Die Nachahmung des Latonabassins in Versailles ist unverkennbar. Wie in jenem Park auch zahlreiche große Marmorvasen mit allegorischen, auf die Siege Ludwigs XIV. und die Friedensschlüsse von Aachen und Nymwegen bezüglichen Basreliefs aufgestellt waren, so dienten hier 16 Vasen, deren Ornamente an die Türkensiege Max Emanuels erinnerten, zur Ausschmückung des Parterre und der anstoßenden Alleen. Die Bildhauerarbeit war von dem berühmten Wilhelm de Groff."

Der letzte Bau, den Max Emanuel unternahm, war eine der heiligen Magdalena geweihte Kapelle. Nach einem stürmischen und viel bewegten Leben hatte er sich beim Herannahen des Alters der Askefik in die Arme geworfen und gedachte, gleich seinem Ahnherrn, dem frommen Wilhelm V., seine Tage unter Gebet und Bußwerken in einer Klause neben der Magdalenenkapelle zu beschließen. Noch bevor diese vollendet war, rief ihn der Tod ab (1726).

So viel wie Max Emanuel zur Verschönerung Nymphenburgs gethan hatte, geschah unter keinem seiner Nachfolger mehr, ungeachtet sie insgesamt die gleiche Vorliebe für Nymphenburg besaßen. Sein Sohn Karl Albert vollendete zunächst die Magdalenenkapelle, deren Einweihung dessen Bruder Klemens August, Erzbischof und Kurfürst von Köln, vornahm und mit ihr zugleich seine erste bischöfliche Handlung (1728). Dem Schlosse ließ er zu beiden Seiten neue Flügel anfügen und räumte 1730 auf der linken Seite nächst dem Kapuzinerhospiz Kirche und Kloster den aus Luxemburg berufenen regulierten Chorfrauen von der Kongregation Unserer Lieben Frau ein, um durch sie eine weibliche Erziehungsanstalt zu begründen. Zu Ehren seiner Gemahlin ließ er (1734—1737) im südlichen Flügel des Gartens einen Pavillon aufführen, die Amalienburg, das Kabinettstück von Nymphenburg und zugleich das Meisterwerk des Hofarchitekten François de Cuvilliés, des Baumeisters der bedeutendsten Münchener Rokokobauten: des Törringschen und Preisingschen Palastes und des Residenztheaters. Auch den ganzen Garten, im Umfang von 1½ Stunden ließ er mit einer 10 Fuß hohen Mauer umgeben.

Ferner trug sich Karl Albert mit dem Plane, zwischen Nymphenburg und München eine neue Stadt zu gründen, die er „Karlsstadt" benennen wollte, und welche die Vorläuferin des heutigen Villen-Vorortes Neu-Wittelsbach geworden wäre. Zu diesem Zwecke wollte er einen Kanal von Nymphenburg nach München führen und längs desselben die Viertel der neuen Stadt anlegen. Der Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges hemmte jedoch die Ausführung des kurfürstlichen Planes, nur der eine halbe Stunde lange und 100 Fuß breite Kanal zwischen Nymphenburg und Neuhausen nebst den schönen Lindenalleen auf beiden Seiten wurde fertig, und auf dem großen hufeisenförmigen Platze vor dem Schlosse wurden zehn Gebäude aufgeführt. Die erste Behausung der neuen Stadt war der noch heute vielbesuchte „Kontrolor", der den Namen von seinem Erbauer, dem Hofkontrolleur Hieber, empfing.

(Schluß folgt.)

Nördlingen im Ries.

Von Franz Märklin.



Der Feil-Thurm

Der Herbst ist gekommen. Die goldene Saat der Felder, mit welcher uns ein gesegneter Sommer beglückt hat, ist von dem fleißigen Landmann in seine gefüllte Scheune gebracht, und die Flur wartet seiner Hand, neue Frucht zu empfangen. Dieselben Gefilde, auf welchen vor kurzem das Meer der Früchte wogte, sind zum Schauplatze des „Krieges im Frieden“ geworden. Die Armee übt sich, damit ihre Waffen zu schirmen lernen, was des Friedens nimmer rastende fleißige Hand in reger Arbeit fördert.

Während wir im verflossenen Jahre die ganze Heeresmacht auf einen einzigen Punkt vereint sahen, finden wir in diesem Jahre die einzelnen Divisionen getrennt manövrieren, so daß sich fast das Sprichwort an uns bewährte, „Wahl macht Qual“. Welches Gebiet, welches Manöverterrain soll das „Bayerland“ diesmal seiner besondern Betrachtung unterziehen? Doch gar schnell ist die Frage erledigt. Se. Kgl. Hoheit der Prinzregent geruhen, in den ersten Tagen des September den Manövern eines Teils der 2. Division bei Nördlingen beizuwohnen; die Anwesenheit des obersten Kriegsherrn stellt dieselben so sehr in den Vordergrund, daß nicht einen Augenblick gezweifelt werden könnte, daß das „Bayerland“ in Wort und Bild sich denselben zu widmen habe.

Seine Aufgabe ist eine dankbare; denn fast unerschöpflich ist der Schatz historischer Erinnerungen, der sich an die einstige Reichsstadt Nördlingen und ihre Umgebung knüpft, und der Fülle der Ereignisse entspricht die Großartigkeit derselben, hebt sie aus dem Rahmen der Spezialgeschichte, und durch den 6. September 1634 ist der Name Nördlingen in die Weltgeschichte eingetragen. Wir aber wollen jetzt versuchen, in Wort und Bild dem Leser von dem Ries und vorzüglich von seiner Hauptstadt — diesen Titel wird niemand Nördlingen bestreiten — getreulich zu berichten. Am leichtesten und in der vorzüglichsten Weise wäre diese Aufgabe erfüllt, wenn wir jedem derselben das prächtige Büchlein überreichten, welches Herr Rektor Christian Mayer, Archivar der Stadt, verfaßte. Es betitelt sich „die Stadt Nördlingen, ihr Leben und ihre Kunst im Lichte der Vorzeit“ (Nördlingen, Verlag der C. H. Beckschen Buchhandlung). Wir nennen seine Darstellung eine unübertreffliche und möchten nichts hiervon ablassen. Mit der gediegensten Behandlung des historischen und kunstgeschichtlichen Materials verbindet sich eine geistreiche klassische, oft von köstlichstem Humor durchwebte Darstellung. Man könnte die Stadt ordentlich beneiden um dieses Buch.

Wie köstlich z. B. schildert es den ersten Blick auf die Stadt. Daß man auch mit der Natur eines ebenen Landes sich versöhnen kann, werden alle empfinden, die an einem sonnenhellen Abend auf die nahe Höhe des Nördlinger Gottesackers oder auf die Marienhöhe treten. Duftige, meist waldumrauschte Hügel, im Westen überragt vom Nipf, im Norden vom fränkischen Hesselberge, umschließen wie ein Gürtel die weite Fläche des Rieses. Die Naturforschung sagt uns, daß hier in grauer Vorzeit ein mächtiger See wogte. Der Name der Gegend scheint dies zu bestätigen. (Riet, Ries, im Latein des Mittelalters Resa und Riesa, eine feuchte, mit Rohr bewachsene, von Bergen und Wäldern durchschnittene Gegend. Ried, althochdeutsch hriot, riot, reod Sumpfgras, mit Sumpf bewachsener Boden.) Joh. Nauclerus fügt in seinem Chronicon von 1564, die Fruchtbarkeit der Gegend rühmend, hinzu: tamen palustris, jedoch sumpfig. Sigmund Kißlings Chronik schreibt: Und ehe die Statt Nörling ins Thal gebauet war, ist die gantze Gegend rings herumb noch ein öd und unerbauen Land gewesen, denn im Thal war ein lauterer See und schwemmet das Wasser alle Felder über und über, auch saß man bei dem Kampf auf Schelchen konnte die ganze Refier umbherfahren. Diese Worte lassen die Deutung zu, es sei die Stadt Nördlingen, so lange sie auf dem Berge stand, also bis zum Jahre 1238, an einem See gelegen: Eine solche Vorstellung wäre jedoch sehr irrig. Denn es war weit zurück in vorgeschichtlicher Zeit, als jener See seine Wellen schlug. Damals schlief noch rings der behagliche Schall der Kultur. Kein blankes Haus spiegelte sich im Wasser, kein menschlicher Anwohner zog seine Fähre in die Flut; einförmiges Schweigen lag über dem See, nur unterbrochen durch das Geräusch der Wellen oder durch das Aufschnalzen eines Tieres, dessen versteinerter Rest heute das Auge des entzückten Forschers leuchten macht. Aber im Südosten des Landes, bei Harburg, durchbrach endlich das Gewässer die Felsen des Jura, der See entleerte sich. Seitdem schleicht nur die Wörnitz mit ihrem kleinen Seitenfluß, der Eger, durchs Land, träge und in unendlichen Windungen den Weg zur Donau suchend. Das Ries aber ist von den Tagen jener Flut her mit einer fruchtbaren Erde bedeckt, welche die Quelle seines Wohlstandes ist. Wo der Wind vordem die Wellen erregte, da streicht jetzt die Luft über wogende Saaten. Und wo am Bergabhang, wie die Sage flüstert, das Seefräulein im Abendlichte sich ergötzte, da pflügt jetzt der Bauer, und weidet der Schäfer seine friedsame Herde. (Bierlinger in seinen Sagen und Legenden aus Schwaben, Bd. I, S. 323, berichtet speziell von dem Meerfräulein am Schenkenstein, denn auch in die Schluchten des Hertsfeldabhanges waren die Wasser jenes Sees eingedrungen. Dort saßen die Seefräulein und sonnten sich. Die Fischer, die am Schenkenstein ihr Schiff anbanden, hörten sie singen, sahen sie aber nur selten.)

Von der ergiebigen Kraft des Bodens zeugt auch die dichte Masse seiner Bewohner. Der Blick von der Marien-

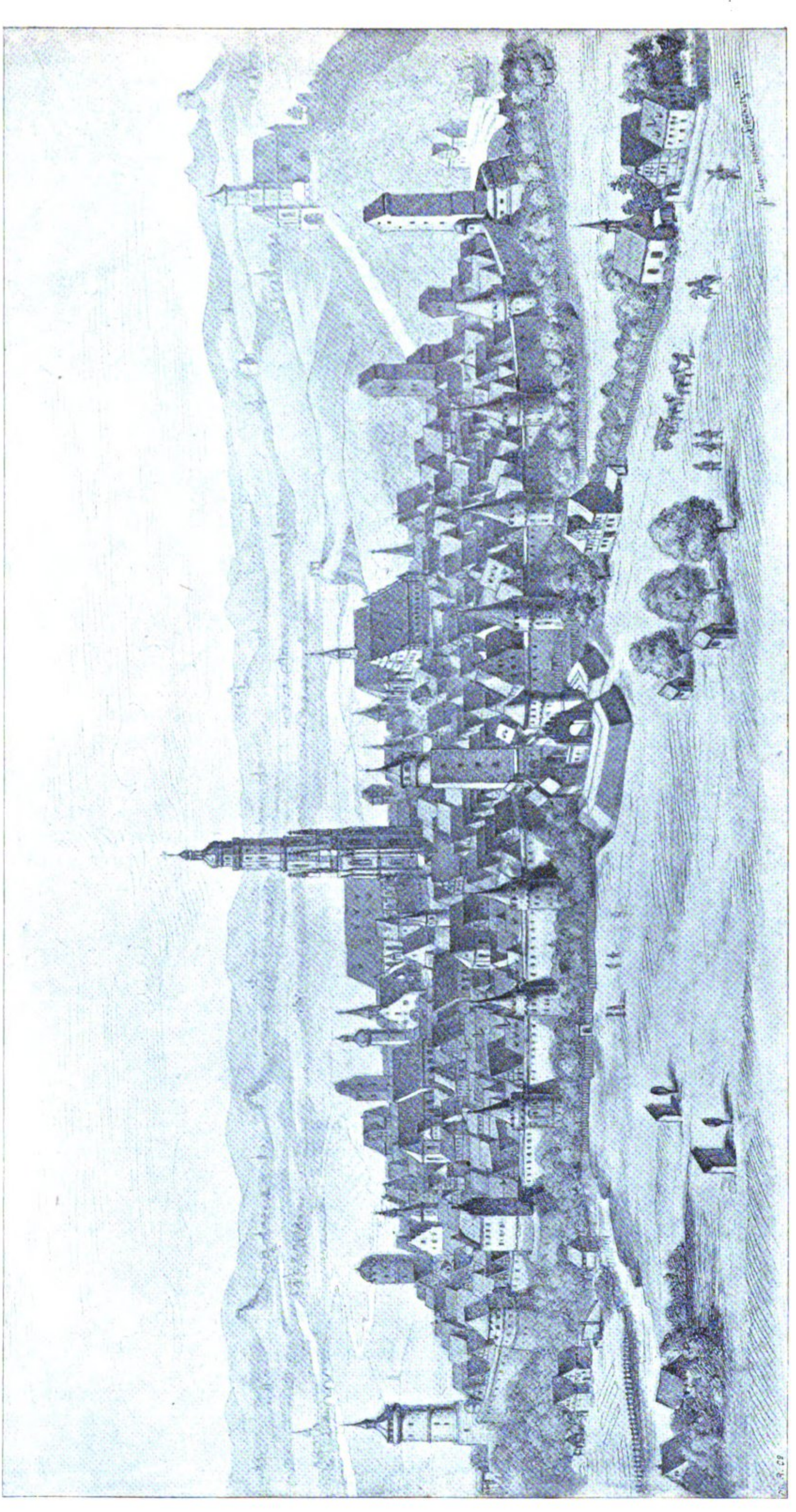
höhe zählt mühelos 60 oder 70 Ortschaften, die hell schimmernd durch die Landschaft grüßen. In der Stadt aber, die uns dort zunächst liegt, erkennt man alsbald wie den Hauptort der Gegend, so das scharfe Gepräge der alten Reichsstadt. Wettergraue Mauern und Türme in kampfesreichen Zeiten zu Schutz und Trutz errichtet, tauchen aus einem Kranze reicher Baumgruppen empor. Dahinter drängen sich spitze Dachgiebel, einer dem andern ähnlich und doch jeglicher nach seiner Art. In der Mitte aber erhebt sich neben einem Turme von stolzer Höhe eines jener mächtigen Kirchengebäude, wie sie in der zweiten Hälfte des Mittelalters aus der Wohlhabenheit und Kraft des freien Bürgerstandes entsprangen. Seit einigen Jahrzehnten wachsen auch moderne Häuser um die Stadt auf. Im übrigen ist das Stadtbild angebräunt, gleich einem alten Gemälde. Wie im Traume stehen die grauen Thore und Mauern. Ihr steinernes Antlitz trägt jenen ernsten Zug, aus welchem die Klage spricht: Unsere Zeit ist vorüber! Und gewiß bleibt die Stunde nicht aus, wo auch das trotzigste dieser Gemäuer in den Staub muß. Einstweilen jedoch stehen sie noch fest genug und laden uns ein, pietätvoll vergangener Zeiten zu gedenken, eines Geschlechtes, das, während es auf dem Gebiete wissenschaftlichen Erkennens manchen Irrpfad wandelte, doch mit bildnerischer Hand begabt war und auf dem Felde namentlich der religiösen Kunst Werke schuf, an denen wir heutigen Tages beschämt emporschauen.

Die braven Nördlinger Chronisten des 17. und 18. Jahrhunderts imponieren uns mehr durch ihre Anhänglichkeit an ihre Heimatstadt als durch historische Bildung, wenn wir bei ihnen die fabelhaftesten Märchen aufgestapelt sehen, um ihrer Vaterstadt römischen Ursprung beizulegen. Die Kühnheit ihrer Phantasie läßt sie nicht allein verschiedene römische Kaiser in Nördlingen Aufenthalt nehmen oder die Stadt mit hohen Gnaden begaben; sie läßt die Judengemeinde zu Nördlingen Briefe von ihren Glaubensbrüdern in Jerusalem empfangen, worin dieselben triumphierend vom Tode des Gekreuzigten erzählen; sie läßt sogar den heil. Apostel Paulus auf einer Reise Nördlingen berühren und in der Bergkirche drei erbauliche Predigten halten. So ergötzlich es wäre, dergleichen Irrpfaden zu folgen, so zwingt uns die Würde der Geschichtswissenschaft, hierbei nicht länger zu verweilen.

Die erste historische Beglaubigung der Existenz Nördlingens ist eine Urkunde des Kaisers Arnulf, gegeben am 18. Mai 898 zu Regensburg und mit dem Siegel und Namenszug des Kaisers versehen. Dieser Beglaubigungsbrief der Stadt, der somit in sechs Jahren sein 1000 jähriges Jubiläum feiert, ist bestens erhalten und befindet sich im Reichsarchive zu München. Der Brief bestätigt den Tausch der Stadt gegen Wemding. Eine adelige Frau, Namens Winpurc, hatte denselben getroffen, nachdem sie von Kaiser Arnulf Nördlingen zum Geschenk als Leibrente erhalten hatte. Die Urkunde läßt erkennen, daß Nördlingen schon damals ein nicht unbedeutender Ort war. Jedoch lagerte jenes Nördlingen noch nicht in der Ebene, sondern auf der benachbarten Höhe, wo heute die Totenstatt sich ausbreitet. Die urkundlichen Quellen versiegen wieder, und die Nachweise für die Geschichte der nächsten drei Jahrhunderte sind dürftig und spärlich. Erst im 13. Jahrhundert beginnen die Quellen wieder zu fließen. Wir erfahren, daß im März des Jahres 1238 ein furchtbarer Brand die Stadt vernichtete, und der vor Brescia lagernde Staufenkaiser Friedrich II. begnadet die schwergeprüften Bürger für die ihm bewiesene Treue durch dreijährige Befreiung von allen Reichssteuern; sein Sohn Konrad, der Gemahl der bayerischen Prinzessin Elisabeth, verlängert das Privilegium im März 1239 auf fernere zwei Jahre. Der Wiederaufbau der Stadt fand in der Ebene statt, und vom Jahre 1263 dürfen wir Nördlingen auf dem neuen Gebiete stehend betrachten. Und die Kraft der Verjüngung, liest man, durchströmte damals auf dem neuen Boden die Gemeinde. Der Ackerbau blühte, die Gewerbe kamen rasch empor, auch ein reges Handelsleben entfaltete sich, mit Venedig im Süden, mit Frankfurt im Norden knüpften sich lebhafte Beziehungen an. In tüchtiger Arbeit, bald auch in kriegerischem Mute offenbarte sich ein kräftiges Bürgertum. Nach dem Flusse hatten die Gerber sich angesiedelt, in deren Hand sich geraume Zeit der größte Reichtum sammelte. Demnächst wird die Färberei genannt, ebenso das Pelzgeschäft. Mit Vorliebe pflegte der Nördlinger die Weberei in ihren verschiedenen Arten; weit erstreckte sich der Handel mit Leinen, Grautuchen und Wollenzeug; die Loder und Geschlachtwander standen lange Zeit an der Spitze der Zünfte. Am höchsten entfaltete sich das Leben der Stadt in der bereits 1219 durch Urkunde Kaiser Friedrichs II. beglaubigten Jahresmesse. Das Marktbüchlein von 1445 bis 1450 weist aus, daß durchschnittlich mehr als 300 fremde Kaufleute die dortige Messe bezogen. Mit der größten Zahl sind vertreten: Augsburg, Ulm, Nürnberg, Dinkelsbühl, Heilbronn, Eichstätt. Dann folgen Rothenburg, Onoldsbach, Gmünd, Windsheim, Eßlingen, aber auch Frankfurt, Straßburg, Speier, Köln, München, Regensburg u. a.

Es ist eine oft gehörte Phrase, man könne bayerische Geschichte schwierig schreiben, weil die historische Verbindung der einzelnen Landesteile fehle. Der Satz ist unrichtig und hinfällig. Die Geschichte Nördlingens gibt hierüber klaren Beweis. Ein Wittelsbacher Herrscher ist es, welcher im 14. Jahrhundert in entscheidender Weise in das Leben der Stadt eingreift und durch einen merkwürdigen Erlaß sozusagen der zweite Begründer der Stadt wird. So sind die Geschicke der Stadt Nördlingen schon vor einem halben Jahrtausend in innigster Verbindung mit dem Herrscherhause, dessen weisem, mildem Scepter sie heute untersteht. Jener bayerische Herrscher, dem wir in den Geschichtsbüchern der schwäbischen Reichsstadt begegnen, ist derselbe, dessen Andenken soeben die treue altbayerische Ortschaft Kraiburg durch Martin Greifs Festspiel feiert, ist Kaiser Ludwig der Bayer. Er schrieb 1327 jenen hochwichtigen Befehl zur Stadterweiterung, dem Nördlingen seine jetzige Umfassung verdankt. In der am nächsten Sonntag nach St. Walburgentag 1327 zu Cume (Como) gegebenen Urkunde verleiht der Kaiser der Stadt auf acht Jahre die Erhebung eines Umgeldes, eines Aufschlags vom Wein, damit daraus die Erweiterung der Stadt bestritten würde. Er lohnte ferner die Treue Nördlingens durch den Titel einer Reichskammerstadt. Das Gebot eines Wittelsbachers schuf den schützenden Mauergürtel, hinter welchem sich die Stadt gegen ihre Feinde verteidigte. Ein nicht minder gnädiger Herr war Kaiser Karl IV. aus dem Hause Luxemburg, welcher die Stadt mit mancherlei Freiheiten begabte. — Im selben Jahrhundert (1382) wurde in Nördlingen die erste Schießbüchse von Walter, dem Schlosser, gegossen, der Beginn ansehnlicher Artillerie, welche später die Wälle der Stadt schützte. Blättern wir

weiter in der Chronik der Stadt, so finden wir 1384 einen üblen Judenmord verzeichnet, welchen die Stadt schwer zu büßen hatte, und der sogar vom zeitweisen Ausschlusse aus dem Städtebunde begleitet war. Im Jahre 1440 dräute der Stadt Gefahr durch einen Überfall des Grafen Hans von Öttingen. Schon hatten seine Diener den Wächter vom Reimlinger Thor bestochen, das Pförtchen zum Einbruch zu öffnen. Die Wachsamkeit der Polizei entdeckte den Anschlag, nahm Anstifter und Teilnehmer gefangen und exekutierte sie trotz des Einspruches des Grafen nach der grausamen Weise jener Zeit durch Vierteilen, Ertränken u. s. w. Ein Sagenkreis hat sich um das Ereignis gesponnen, in welchem ein durstiger Bürger und ein verlorenes Schwein eine große Rolle spielen. Die Erinnerung an den gefährlichen 7. Januar wurde durch ein kirchliches Dankfest festgehalten. Der heute übliche Ruf der Nördlinger Türmer und Nachtwächter: „So Gsell, so!“ wird auf jenen Überfall zurückgeführt, der Besitzer des verlorenen Schweines habe dies Wort seinem Gesellen zugerufen, als sie des entronnenen Borstenträgers habhaft geworden. Als im Jahre 1803 Kurfürst Max Josef in Nördlingen im Gasthofe zur Sonne übernachtete, wurde er plötzlich durch besagten



Nördlingen im Jahre 1624. Originalzeichnung von Freiherrn Eugen v. Löffelholz.

Ruf geweckt. Er eilte ans Fenster und fragte, was das bedeute, worauf der Nachtwächter kurz und rund antwortete: „Bei uns schreit m'r halt alle halb Stund a so!" Der Kurfürst erwiderte: „Nun, dann ist's schon recht" und begab sich wieder zur Ruhe.

Ebenso erfolglos blieb ein Versuch eines Ritters v. Eyberg 1442 die beim Scharlachrennen fröhlich auf der Kaiserwiese versammelten Bürger mit 700 Reitern zu überfallen. Man flüchtete sich bei Zeiten und schoß von den Wällen etliche von den Rossen. Als Eberhard der Rauschebart bei Reutlingen das Heer der Städte vernichtete, deckten 50 Nördlinger die Wahlstatt. Reisige der Stadt kämpfen im Türkenkriege (1459), in der Schlacht von Giengen gegen Ludwig von Bayern, mit den Schweizern gegen den Burgunderherzog Karl den Kühnen. Am Palmsonntag 1474 weilte Kaiser Friedrich III. in der Stadt und wurde aufs kostbarste bewirtet. 1485 geriet die Stadt mit Herzog Georg von Bayern in Streit, der sie belagerte und eine ansehnliche Kriegsentschädigung erhob.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Bayern-Plateau vor Paris.

Von Otto Sigl.

VI. Aus dem Tagebuch.

Goethe, der das Kleinste wie das Größte mit seiner unvergleichlichen Beobachtungsgabe umfaßte, zählt in der „Belagerung von Mainz" alle Geräusche auf, welche während einer schlaflosen Juninacht im Zelte an sein Ohr gedrungen waren. Konnten wir auch von den daselbst berichteten zumeist friedsamen Lauten, wie Krähen der Hähne, Singen der Soldaten, Brüllen des Rindviehs, nichts vernehmen, so waren wir dafür im stande, vielerlei Wahrnehmungen aufzuzeichnen, welche bei Tag und Nacht die Eintönigkeit des Belagerungsdienstes unterbrachen. Zu hören war schon am Tage nicht viel, noch weniger bei Nacht, ausgenommen das ferne Rollen der Pariser Gürtelbahn, Gewehrschüsse bei den Vorposten und einzelne Kanonenschüsse. Um so eindringlicher wirkte aber das plötzlich entsponnene, weithin vernehmbare, aber bei der nächtlichen Stille hohl klingende Geknatter, wenn vor Tagesanbruch deutsche Stellungen angegriffen wurden. Fand das Gefecht in unserer Gesichtsweite statt, so unterschieden wir das Aufblitzen jedes einzelnen Schusses. Dabei verfolgten wir nicht nur mit müßiger Neugier den Fortgang des aufregenden Schauspiels; war doch der weite Cernierungsring wie ein lebendiger Organismus, wovon jeder Teil in Mitleidenschaft gezogen ward, wenn nur ein Teil Schaden erlitt.

Aus Paris war bei günstiger Windrichtung manchmal etwas Besonderes zu erlauschen, z. B. tumultuarisches Geschrei, Sturmläuten, Gewehrfeuer, Gerassel von Wagen und Geschützen. Hierbei mochte eine oder die andere akustische Täuschung mit unterlaufen, etwa Feuern an einer entfernten Stelle der Umschließung für solches in der Stadt gehalten worden sein. Unzweifelhaft jedoch und in der Nähe vernahmen wir das früher erwähnte Johlen und Singen aus Clamart abziehender Trupps, stundenlanges lustiges Geschrei im Fort Vanvres während gymnastischer Spiele und Schneeballen-Gefechten der Besatzung, dann emsige Solostudien der Hornisten. Drang von Paris nicht eben viel zu unserm Ohr, so fand auch das unbewaffnete Auge wenig Ausbeute. Ein belebtes, wenn auch flüchtiges Bild bot die Gürtelbahn, deren nur mehr der Verteidigung dienende Züge mit Truppen und Kriegsmaterial auf der hochgelegenen Seine-Brücke Point du Jour sichtbar wurden, um bald wieder hinter der Stadt-Umwallung zu verschwinden. Die Aufrichtung von langen, hier und da mit irgend einem Zeug umwickelten Stangen auf den flachen Türmen von Saint-Sulpice, einmal auch auf der Kathedrale Notre-Dame, wurde anfangs von hoffnungsseligen Gemütern für Zurüstungen zum Aufhissen der weißen Fahne gehalten, entpuppte sich aber nur als optische Zeichengebung.

Mit gemischten Gefühlen beobachteten wir das unter fröhlichem Hörnerklang vorgenommene Exerzieren zwischen den Forts Vanvres und Montrouge, von den Übungen kleiner Trupps an fortschreitend bis zu Brigade-Exerzitien. Die letzteren führten in ihrem Beginn öfters zu erhöhter Bereitschaft unsererseits, da nicht immer gleich abzusehen war, wo das Kriegsspiel aufhörte, und der Ernst anfing. Es war für uns doch eine sonderbare Zumutung, Gewehr bei Fuß dulden zu müssen, wie die jungen Truppen sich allmählich zu geschulten Soldaten heranbildeten, zwar außer Gewehr-Schußweite, aber unter den Augen derer, welche die Früchte dieses Strebens an ihrem eigenen Leibe erproben sollten! Schießübungen wurden seitens der Franzosen nicht selten in geradezu höhnischer Weise betrieben, indem die Scheiben so gestellt waren, daß alle am Ziele vorbeigehenden Schüsse in unsere Stellung, welche statt jeden Kugelfanges diente, flogen, so daß ihr Blei wenigstens die Deutschen belästigte. Einen ähnlichen Scherz gestatteten sich unsere liebenswürdigen Gegner sogar per Kanone. Eines Tages wurde vom Observatorium aus beobachtet, wie die Franzosen ein offenbar nagelneues Feldgeschütz gegen das Plateau richteten und in Gegenwart vieler Zuschauer einige scharfe Probeschüsse abfeuerten. Erst die Ankunft der weithin treffenden preußischen Wallbüchsen-Schützen vor Paris machte solchen Späßen ein Ende, indem die Franzosen ihre Übungen mehr nach rückwärts verlegten.

Den ergiebigsten Einblick nach Paris gewährte das am Höhenrand im oberen Chatillon gelegene Observatorium, welches durch seine einen weiten Gesichtskreis beherrschende Lage, sowie seine Bauart zu diesem Zweck wie geschaffen erschien. Es bestand aus einem massiven Unterbau, auf dem sich ein Pavillon erhob, dessen Wände fast nur aus Fenstern bestanden; hatte derselbe doch schon im Frieden als vielbesuchtes, zu einem Café gehörendes Belvedere gedient, von wo aus sich die Pariser Ausflügler an dem Anblick ihrer prächtigen Vaterstadt weideten. Wie ganz anders jetzt, wo es galt, durch unausgesetzte gewissenhafte Beobachtung jedes verdächtige Anzeichen auf Seite der Belagerten zu erspähen. Von dem Vorposten beziehenden Regiment hatten stets im Wechsel zwei

Lieutenants, denen Unteroffiziere beigegeben waren, den bedeutsamen Auslugdienst zu versehen. Da die nahe Bayernschanze mit dem Hauptquartier des zweiten Corps in Chatenay durch elektrischen Telegraphen verbunden war, so konnten wichtige Wahrnehmungen, z. B. von auffallenden Truppen-Ansammlungen und -Transporten mittels Gürtelbahn — rasch mitgeteilt werden. Schon mit freiem Auge war das die Forts Issy, Vanvres und Montrouge umgebende Terrain zu übersehen, und mit Hilfe eines vorzüglichen Fraunhoferschen Fernrohrs eröffnete sich sogar der Einblick in einen der belebtesten Plätze der Weltstadt. Es war dies der hochgelegene Place de l'étoile beim Triumphbogen, an dem mit Tubus die Kriegergestalten der größeren Marmorreliefs zu unterscheiden waren. Auf dem Platz und zum Teil auf seinen Zugängen konnte man Menschenmassen, marschierende Abteilungen, Reiter und Wagen deutlich beobachten, und bei Tage war selbstverständlich jede Truppenbewegung außerhalb der Enceinte auf der Südseite von Paris leicht entdeckt. Im Fort Vanvres sah man die Garnison an neuen Schießscharten u. dgl. arbeiten, sowie außen herum Gräben, Falldrähte und Torpedos anbringen, welche uns bei einem Sturmangriff freundlichen Willkomm bieten sollten.

Mit der Zeit bekam trotz aller Vorsicht der Feind Kenntnis von dem Dasein des Observatoriums und nahm es häufig zum Zielpunkt schwerer Geschosse, welche in nächster Nähe und ein paar Mal auch im Unterbau einschlugen, so daß die im Glashause sitzenden Beobachter um den Genuß der herrlichen Rundschau nicht zu beneiden waren. Im Verlauf der heftigen Kanonade während des Ausfalls am 13. Oktober, wobei das Gebäude wiederholt von Projektilen getroffen wurde, mußten die zwei beobachtenden Lieutenants meines Regiments auswandern, nahmen jedoch den Tubus mit sich und setzten unentwegt von einem andern Punkt ihre Beobachtungen fort. Etliche Wochen später fuhr sogar eine Granate derart durch das Observatorium, daß einer der Offiziere infolge des Luftdrucks zu Boden geschleudert wurde, zum Glück, ohne verletzt zu werden. Endlich gelang es den feindlichen Kanonieren doch, den Glaspavillon zu zerstören, wobei leider das bewährte Fraunhofersche Fernrohr zu Grunde ging. Es mußte sonach ein anderes, allerdings nicht so günstig gelegenes Beobachtungshaus bezogen werden. Bis zu seiner Sprengung im Januar wurde, wie schon erzählt, auch der romantische Tour des Anglais oberhalb Clamart als Luginsland benutzt.

Die interessanteste nächtliche Wahrnehmung, welche uns mehrfache Verdrießlichkeiten, aber auch manch prächtiges Schauspiel bereitete, bildete für uns alle das elektrische Licht von den Pariser Befestigungen aus, das damals noch eine neue Erscheinung war und zum ersten Male zu Kriegszwecken in Anwendung kam. Heutzutage kennt jedermann die überraschenden Effekte dieser ausgiebigen Lichtquelle, welche ja auch den Münchenern von der Kunstgewerbeausstellung am Isarquai aus reiche Augenweide geboten hat. Anno 70 war diese verräterische Leuchte noch etwas Ungewohntes und daher für die davon Betroffenen Unheimliches. Die Ablösungen und Patrouillen, welche aus rabenschwarzer Nacht sich plötzlich von taghellem Licht übergossen sahen, hatten die Empfindung, geradezu als Scheiben für eine nächtliche Schießübung aufgepflanzt zu stehen. Sie zogen es daher, wenn nicht in unmittelbarer Nähe Deckung zu erreichen war, vor, sich kurzweg auf den Boden niederzuducken, bis der zudringliche Lichtstrahl wieder auf eine andere Strecke übersprang. Dies währte mitunter recht lange und gestaltete bei kotigem oder schneebedecktem Boden die unfreiwillige Niederlage zu keiner angenehmen. Auch die an Laufgräben und Batteriebauten beschäftigten Geniesoldaten oder Artilleristen mußten ihr nächtliches Treiben einstellen, wenn sie jählings von der riesigen Laterne beleuchtet wurden. Wiederholt machten wir auch die Wahrnehmung, daß die Franzosen während der Zusammenstöße mit ihren größeren Rekognoszierungs-Patrouillen unsere Vorpostenstellung elektrisch aufklärten. Jedes Fort, sowie einige Bastionen der Stadtumwallung, waren mit solchen Leuchtapparaten versehen, welche auf Entfernungen bis zu 2000 Schritt das Gelände mit einem teils horizontal hin und her-, teils auf- und abschwingenden Lichtkegel erhellten. Wie sich später aus Äußerungen französischer Offiziere ergab, hatten unseren Truppen die zudringlichen Blendlaternen manche unnötige Störung bereitet, indem sie weit weniger enthüllt hatten, als wir meinten. Außer fleißigem elektrischen Licht finde ich im Tagebuche am 22. Dezember noch kleine leuchtende Ballons und farbige Signallaternen dicht hinter der Enceinte verzeichnet, deren Bedeutung uns „dunkel“ geblieben ist.

Wenn je das Sprichwort „Not macht erfinderisch“ sich glänzend bewährte, so war dies in dem belagerten Paris der Fall, das auf allen Gebieten, namentlich dem der Technik, im Dienste der Verteidigung Hervorragendes leistete. Schließlich fuhren die Franzosen sogar mit feuernden Eisenbahnzügen ins Gefecht! Diese modernen Streitwagen, gepanzerte, mit schwerem Geschütz armierte Waggons, kamen z. B. während des Massenausfalls am 19. Januar bei Rueil in Anwendung.

Die bewunderungswürdigste technische Leistung aber war die noch niemals in solch' großartiger Weise angewendete Luftschiffahrt. Sind doch, abgesehen von den Ballons mit Briefpacketen, nicht weniger als 64 Passagierballons aus dem belagerten Paris geflogen, von denen die weitaus größere Hälfte ihren Zweck erreichte, eine Anzahl jedoch merkwürdigem, sowie unheilvollem Geschick anheimfielen. So ging ein Ballon in Norwegen nieder, ein anderer landete im Bayerischen Walde, nachdem, wie auch in einem Artikel des „Bayerland“ erzählt wurde, die drei Insassen schon vorher bei Rothenburg an der Tauber unsanft abgesetzt worden waren. Unlängst kam mir von ungefähr ein französischer Bericht über Luftschiffahrten während der Belagerung von Paris zur Hand, und es war mir besonders interessant, daraus Näheres über den Ballon zu erfahren, auf den wir am 4. November im Barackenlager bei Plessis-Piquet Jagd gemacht hatten. Derselbe, auf den Namen „Galilée“ getauft, führte als Passagiere den Ballonlenker und einen Herrn Antonin, Sekretär des Regierungsmitgliedes Garnier-Pagès, außerdem Depeschen u. dgl., sowie Brieftauben mit sich. Nachdem „Galilée“ die erwähnte Beschießung vom Lager aus glücklich überstanden, landete er drei Stunden später bei Chartres im Departement Eure et Loire, — fatalerweise mitten unter Prussiens. Doch gelang es Antonin andern Tags, natürlich unter Verlust der Schriftstücke, aus der Kriegsgefangenschaft, in die er buchstäblich „gefallen“ war, zu entkommen. Innerhalb 24 Stunden wahrlich kriegerische Abenteuer genug für einen friedlichen Sekretarius! Wie sehr sich die Aussendung solcher fliegenden Post lohnte, ergibt sich aus der Thatsache, daß einmal eine

mit Ballon beförderte Brieftaube 13 000, gruppenweise auf photographischem Wege verkleinerte Depeschen und Briefe aus der Provinz nach Paris brachte, woselbst sie vermittelst eines Vergrößerungsapparates abgelesen wurden. Man kann sich denken, mit welcher Freude diese Botschaften von den Parisern in Empfang genommen wurden, welche schon mehrere Wochen lang ohne Nachricht von der Außenwelt waren — wohl eine der fühlbarsten Entbehrungen während der Belagerung!

(Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Unsere Bilder. Franz Märklin erzählt uns von den Schicksalen der alten Reichsstadt Nördlingen. Wir bringen hierzu zwei Bilder, deren Originalzeichnung uns gütigst aus den Schätzen des Nördlinger städtischen Museums überlassen wurden. Beide Zeichnungen sind Werke des Professors Eugen Freiherrn v. Löffelholz, dessen künstlerische Hand bereits früher das „Bayerland“ durch die Bilder zu Platens Geburtshaus schmückte. Das größere Bild zeigt uns Nördlingen unmittelbar vor dem Dreißigjährigen Kriege. Das Gesamtbild hat sich seither wenig verändert, es bietet sich dem Auge des Besuchers noch immer in der altehrwürdigen Gestalt eine unerschöpfliche Ausbeute köstlicher malerischer Motive. Nur einzelnes ist verschwunden, so die St. Emeranskirche vor den Thoren der Stadt. Das zweite Bildchen gibt uns eines der gerühmten malerischen Motive, den „Feilturm“ zwischen der „alten und neuen Bastei“. Die Sprachforschung belehrt uns bezüglich seines Namens, daß „feil“ das alte Wort für „fehl“ sei; der Feilturm ist der Turm, wo die „Schuld“ gebüßt wurde. Der kleine runde Turm zeigt eine wunderhübsche Architektur. Die Verbrecher wurden einst in sein tiefes Verließ an einem Seil hinabgehaspelt; lokale Schauersage will bereits in den Zeiten der heiligen Feme dies unterirdische Gemach von dem Seufzen und Stöhnen der Gefangenen wiederhallen lassen, bleibt aber den historischen Beweis schuldig. Der Name aber kündet uns, daß der Turm schon 1450 dem besprochenen Zwecke diente. Einige Male wird er auch „weißer Turm“ oder „Sperberturm“ genannt.

Hugo Arnolds „Nymphenburg“ gibt uns Veranlassung, zwei Bilder zu veröffentlichen, welche sich dem plötzlichen Hingange Sr. Maj. Königs Max Joseph I. widmen. Von dem ersten Bilde ist weder Zeichner noch Stecher bekannt. Der König liegt im Bette, umgeben von seiner Gemahlin, dem Prinzen Karl und zwei Töchtern; das zweite Bild ist eine Handzeichnung von Heinrich Adam und zeigt uns den Moment, in welchem sich der Zug mit dem achtspännigen Leichenwagen um die Fontäne vor der Schloßterrasse bewegt. Beide Bilder stammen aus der Maillinger-Sammlung in München.

Woher stammen die Zigarren? Der Tabak ist ein spezifisch amerikanisches Erzeugnis, welches man in der Alten Welt vor der Entdeckung der westlichen Erdhälfte nicht gekannt hat. Die Spanier waren sehr erstaunt, als sie sahen, daß die Indianer den Rauch dieses Krautes einschlürften und dann von sich bliesen. Eine der ältesten Nachrichten über das, was wir jetzt Zigarren nennen, teilt der Geschichtschreiber Gonzalo Fernandez de Oviedo y Valdez mit in seiner Geschichte von Nikaragua, welche 1555 vollendet wurde. Er war viele Jahre lang in den centralamerikanischen Gegenden und spricht als Augenzeuge. Wir entnehmen ihm das Nachfolgende: Am Sonnabend 19. August 1526 kam Don Alfonso, Kazike von Nikoya, dessen einheimischer Name Nambi, d. h. Hund, ist, auf den Marktplatz seines Dorfes. Es war zwei Stunden vor Einbruch der Dunkelheit. Gegen hundert Indianer begleiteten ihn. Sie setzten sich in eine Ecke und begannen, ihren Areito zu feiern. Areitos sind Gesänge, in welchen sie das Andenken von Begebenheiten aus früherer Zeit oder aus der Gegenwart schildern und vermittelst welcher sie das Andenken bewahren. Sie tanzten und sangen. Wahrscheinlich waren sie nur gemeine Leute, denn der Kazike ging sehr feierlich nach einer andern Ecke des Marktplatzes, wo er auf einer Art von Bank Platz nahm. Dann setzten sich die höchsten Beamten und etwa achtzig andere Indianer um ihn herum, und ein junges Mädchen brachte zu trinken in kleinen Kalebassen. Das Getränk war wie starker Wein und ein wenig säuerlich; sie bereiten dasselbe aus Mais und nennen es Chicha. Es sieht aus wie eine Hühnerbrühe, in welche man ein paar Eier geschlagen hat. Als sie nun zu trinken angefangen hatten, nahm der Kazike ein Päckchen mit Tabaksstückchen, etwa sechs Zoll lang und so dick wie ein Finger; die Blätter waren zusammengerollt und mit einem Faden bewickelt. Sie verwenden auf den Anbau des Tabaks große Sorgfalt und verfertigen aus ihm Rollen, welche sie an einem Ende anzünden; diese brennen langsam einen ganzen Tag. Das andere Ende stecken sie in den Mund, ziehen von Zeit zu Zeit den Rauch ein, behalten ihn eine Zeitlang bei sich und stoßen ihn dann aus dem Munde oder aus den Nasenlöchern von sich. Jeder Indianer hatte dergleichen Blätterrollen, welche sie in ihrer Sprache Yupoquete nennen; auf Hispaniola Haiti heißen sie Tabako.

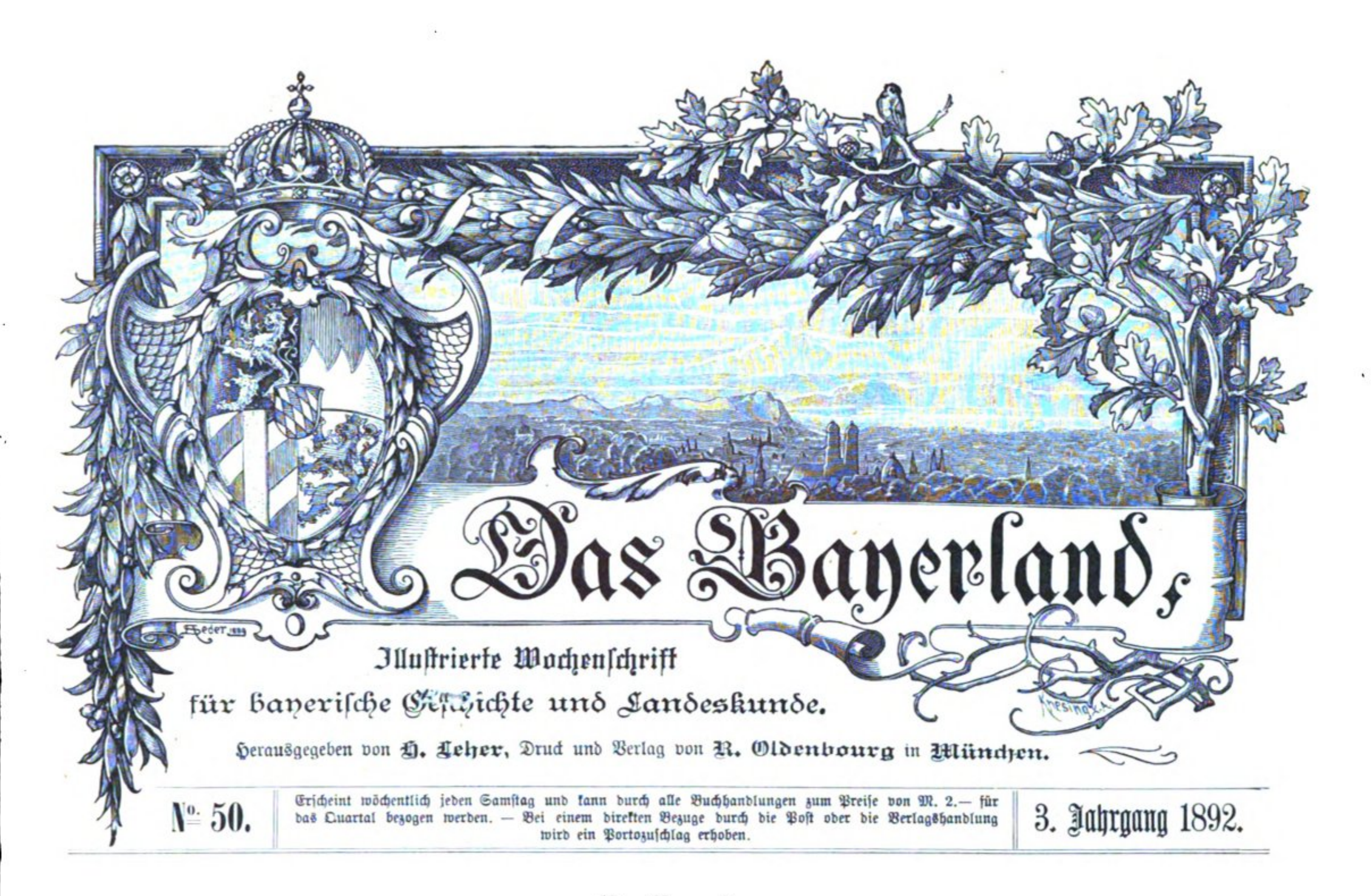
Diener beiderlei Geschlechts brachten abwechselnd Gefäße, die mit jenem Getränk oder mit einem andern angefüllt waren, das man aus Kakao bereitet (Schokolade). Von dem letzteren tranken sie drei oder vier Schluck und gaben dann die Kalebasse weiter, welche von Hand zu Hand ging. Dabei schlürften sie fortwährend jenen Rauch ein, rührten die Trommel und schlugen den Takt mit der Hand, während andere sangen. So blieben sie bis Mitternacht beisammen, und die meisten von ihnen lagen dann betrunken da. Der Rausch äußerte sich auf sehr verschiedene Weise. Einige waren wie tot und regten sich gar nicht, andere heulten und schrieen, noch andere hüpften und sprangen. Als sie in solchem Zustande waren, kamen die Frauen und brachten die Männer nach Hause. Einige schliefen bis Mittag, andere sogar bis zum Abend. Wer sich nicht so betrinkt, wird von den übrigen verachtet und gilt für einen schlechten Krieger.

Stundenhorn. Auf dem Reichstage zu Nürnberg 1487 ließ Kaiser Friedrich auf dem Turm der Burg ein großes zinnernes Horn bringen, „welches, mit einem Blasbalg getreten und geblasen, sehr laut brummte, wie eine große Orgelpfeife, daß man es über die ganze Stadt hören konnte“. Mit diesem Horn mußten die dazu bestellten Wächter, so lange der Reichstag dauerte, die Stunden verkünden.

Helf Gott! Im Jahre 877 kehrte eine bayerische Kriegsschar aus Italien zurück. Sie schleppte eine Krankheit eigener Art mit sich und in Bayern ein: „wer nemlich niesen mußte, fiel augenblicklich zu boden“. Die Anwendung eines jeden Mittels dagegen war fruchtlos. In dieser großen Not pflegten die guten Leute den Niesenden zuzurufen: „Helf dir Gott!“ — ein Gebrauch der sich bis zur Stunde erhielt. (Meichelbeck, Hist. Frising I, 140.)

Girelius.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



No. 50. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

Erschüttert barg der Sprechende das Gesicht in den Händen. Die Enthüllungen des Obersten hatten die Ruhe seiner Seele gestört; wie gebrochen saß er seinem väterlichen Freunde gegenüber, der ihn voll Teilnahme betrachtete.

„Ermanne Dich, Henri", sagte Laharpe endlich mit weicher Stimme. „Es ist nicht gut, daß Du so willenlos Dich dem Schmerze hingibst. Dir sind andere Aufgaben gestellt. Noch einmal, Du bist ein Tréfort, sei dieses Namens und Deiner Abkunft Dir stets bewußt."

„Du willst, daß ich Verlangen trage, den Namen Tréfort zu führen?" rief Henri aus. „Nimmermehr! Der Marquis hat Schande auf das Haupt meiner armen Mutter gehäuft, ich fluche seinem Andenken."

„Er war Dein Vater, Henri", sagte Laharpe ernst, „und glaube mir, er hat diesen Fehltritt seiner Jugend oft bereut, denn er war fest entschlossen, das eingegangene Bündnis legalisieren zu lassen, Dir seinen Namen zu geben. Und was der Vater nicht mehr zu vollführen im stande gewesen, wird der Großvater thun. Zähle in diesem Punkte auf mich, Henri, Siehe, als ich zum ersten Male Dich erblickt vor einigen Wochen in der Weinschenke hinter der alten Kapelle, da ist mir das Herz aufgegangen, denn ich fühlte mich unbewußt ergriffen von dem Zauber Deiner Person. Noch wußte ich nichts von Deiner wahren Herkunft, aber, Du magst mich kindisch heißen, ich ahnte vom ersten Augenblick, daß wir uns in Bälde recht nahe stehen sollten. Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, denn Du bist der Sohn meines liebsten Freundes, dem ich in der letzten Stunde, da ich ihn gesehen, einen feierlichen Schwur geleistet."

„Du hast Dir die Aufgabe gestellt, das Dunkel zu lichten, welches über des Marquis v. Tréfort letzte Tage gebreitet ist?" fragte Henri, und seine Stimme klang matt und gebrochen. „Ich kann mich nicht freuen über Dein ganzes Thun, aber sprich, sind Deine diesbezüglichen Anstrengungen von Erfolg gekrönt worden?"

„Ich habe manches in Erfahrung gebracht", antwortete zögernd der Oberst — „doch ich bin mir nicht völlig klar, ob ich die aufgefundene Spur bis zu Ende verfolgen darf oder nicht."

„Welche Spur ist es, Laharpe? Ich darf, ich muß wohl fragen, wenn es sich handelt um das letzte Schicksal eines Mannes, den ich — Vater nennen soll. Antworte mir mit aller Offenheit. Ich kann nunmehr alles hören. Der Kapitän hat hier in Nürnberg geendet, als das Opfer eines gemeinen Meuchelmords? Gestehe, daß ich Recht habe."

„Ich muß fürchten, daß dem so ist. Alle Anzeichen sprechen hierfür. Leider ist er nicht der einzige brave Kriegsmann, der, abgelenkt von dem geraden Wege, einem dunklen Verhängnis verfallen. Wie vieler Kameraden Gebeine mögen in dunkeln Winkeln vermodern, nicht nur hier in Deutschland, auch in Spanien und Italien, die meisten wohl in Rußland!" sagte düster der Oberst.

„Wer hat Dich auf die Spur geleitet?" fragte Henri von neuem.

„Es war vor einigen Tagen. Ich saß hier an meinem Tische, als zwei Männer, beide Nürnberger, mir ihren Besuch abstatteten. Der eine war der Wirt ‚Zum goldenen Fisch',

ein gewisser Krudel, der andere ein Polizist, Namens Schleierer. Beide sind mir höchst widerwärtige Gestalten. Aber dennoch gelang es mir, meinen Ekel niederzukämpfen, ich hörte sie ruhig an, nahm ihnen ab, was mir wertvoll schien, und brachte es sogar über mich, die Kanaillen zu einem Frühstück hier zu behalten."

„Ich bewundere Deine Ausdauer, Laharpe!" sagte mit schwachem Lächeln der gespannt zuhörende Henri.

„Das Studium des Menschen, und geschehe es an den verworfensten Vertretern, ist immerhin von großem Interesse", bemerkte der Oberst. „Neu war mir in diesem Falle die Verkommenheit, rein um Geldes willen, nicht etwa getrieben von Not, einen alten Wohlthäter an einen Fremden zu verraten."

„Wer hat dies gethan?"

„Krudel; von ihm habe ich diesen Dolch, das Gebetbuch samt Brief nahm ich dem Polizisten Schleierer ab. Beide wollten sich nur um hohen Preis von ihren jedenfalls gestohlenen Gegenständen trennen. Aber ich habe mich nicht umsonst in halb Europa herumgeschlagen als Kriegsmann, der nie zurückschrak, wenn es galt, ein Hindernis zu nehmen. Ich verstand es alsbald, den beiden Schurken ihren Raub abzujagen."

„Was soll es für eine Bewandtnis mit dem Dolche haben?"

„Krudel nimmt an, daß er dazu gedient habe, den Kapitän zu beseitigen. Er behauptet, die Waffe am Orte, wo die That geschehen, aufgefunden zu haben", bemerkte der Oberst.

„Wer sollte ein Interesse gehabt haben, den Kapitän zu beseitigen?" fragte Henri und setzte, wie mit sich selber sprechend, hinzu: „Es könnte nur ein Akt der Rache sein, ausgehend vielleicht von einem schwer Beleidigten. War es ein Weib, das seine Ehre zu verteidigen suchte? Krudel hatte die Waffe am Thatort selbst gefunden? Wo habe ich den Namen schon gehört? Ganz recht, er war ja früher bei Wägel bedienstet. Und Madame Wägel ist eine Französin. Sie hat wohl von früher her den Kapitän gekannt, ja, ja."

Laharpe betrachtete mit steigendem Befremden die immer wachsende Aufregung seines jungen Landsmannes, und doch wagte er kein Wort des Einwurfes, als Henri, wie in halber Geistesabwesenheit mit sich selber sprechend, fortfuhr: „Er hat sich ihr wiederum genähert, sie mag ihn anfänglich zurückgestoßen haben, vielleicht hatte er alte Rechte geltend zu machen. Vielleicht war er ihr Gatte, ihr erster Gatte und sie — mir schaudert. Allmächtiger Gott, das ist des Schrecklichen zu viel auf einmal —"

Mit einem wilden Schrei taumelte Henri auf von seinem Sitze, das ungestüm wallende Blut hatte dem Gesichte eine bläulich-rote Färbung verliehen, die Augen traten fast aus den Höhlen, mit ausgestreckten Händen griff er in die Luft, als suche er nach einer Stütze, der gequälten Brust entrang sich ein dumpfer Laut, dann fiel der Ärmste schwer kopfüber zu Boden. Im Sturze hatte er den kleinen Tisch mit erfaßt und lag im nächsten Augenblick unter Trümmern begraben wie leblos auf dem Teppich des Zimmers. Bestürzt eilte Laharpe herbei, warf sich auf die Kniee, hob das Haupt des Daliegenden in die Höhe und fühlte nach dem Herzschlage. Dann rief er, und es klang wie schmerzerfülltes Stöhnen: „Wenn er tot ist, dann bin ich sein Mörder".

---

12. Kapitel.

Graf Soden hatte, einer liebgewordenen Gewohnheit folgend, so oft Bedürfnis oder Neigung ihn nach Nürnberg führte, es nie versäumt, den Medizinalrat Sartorius aufzusuchen, und so treffen wir ihn auch an diesem Sonntag Nachmittag wiederum in dem Studierzimmer des vielgesuchten Arztes.

„Sie sind also auch Freund der Musen, Doktor?" fragte Soden, auf ein offen daliegendes Buch zeigend, „das ist doch nicht Wissenschaft, sondern Poesie, nicht wahr?"

„Es sind Uhlands Gedichte", lautete die Antwort des Medizinalrates. Ich lese immer und immer wieder mit steigendem Wohlgefallen diese herrlichen Lieder und Balladen. Im allgemeinen bin ich für solch lyrischen Klingklang nicht sehr eingenommen, aber dieser Schwabe gefällt mir durchaus, es ist ein durch und durch kernhafter Mensch, ein Mann aus ganzem Gusse."

„Dem stimme ich vollkommen bei", sagte Graf Soden. „Erst neulich war mir gestattet, Einsicht zu nehmen von einem Drama dieses Dichters: Ernst von Schwaben. Die Lektüre hat mir Anregung gegeben zur Schöpfung eines neuen Schauspiels: Franz v. Sickingen, welches vielleicht nächsten Winter in Bamberg über die Bretter gehen wird."

„Na, wir werden es auch hier zu sehen bekommen, hoffe ich, Erlaucht. Aber, um auf Uhland zurückzukommen, so habe ich gefunden, daß gerade seine vaterländischen Gedichte einen so prächtigen Ton anschlagen, der alles mit fortreißt. Da hören Sie nur, wie er den ständischen Abgeordneten der Stadt Stuttgart, Bürgermeister Klüpfel, apostrophiert:

„Die Schlacht der Völker ward geschlagen, der Fremde wich von deutscher Flur,
Doch die befreiten Lande tragen noch manches vor'gen Dranges Spur;
Und wie man aus versunk'nen Städten erhab'ne Götterbilder gräbt,
So ist manch' heilig Recht zu retten, das unter wüsten Trümmern lebt.
Zu retten gilt's und aufzubauen, doch das Gedeihen bleibet fern,
Wo Liebe fehlet und Vertrauen und Eintracht zwischen Volk und Herrn.
Der Deutsche ehrt in allen Zeiten, der Fürsten heiligen Beruf,
Doch liebt er, frei einherzuschreiten und aufrecht, wie ihn Gott erschuf."

„Sehen Sie, Erlaucht, das ist Gesinnung. Solche Männer fehlen uns."

„Sie werden uns nicht fehlen, Doktor, glauben Sie mir, wenn der Notruf ergeht", sagte Graf Soden mit Wärme. „Noch steht es in Bayern ganz bedeutend besser als drüben in Württemberg. Die uns verheißene Verfassung ist, Sie wissen es wohl, längst vorbereitet und wird demnächst proklamiert. Solch erbitterte Kämpfe, wie in Württemberg, bleiben uns in Bayern erspart."

„Wollen sehen", meinte Sartorius skeptisch. „Wie denken sich Erlaucht die definitive Regelung der Finanzzustände Nürnbergs? Die Schuldenlast beträgt fast 9 Millionen Gulden."

„Eine der ersten Vorlagen, die an die demnächst einzuberufenden Landstände gelangen, wird zum Inhalt haben die Anerkennung der Nürnbergischen Staatsschulden als integrierender Teil der bayerischen Staatsschulden."

„Das ließe sich wenigstens hören, denn bisher haben wir nur ein königliches Versprechen gehört."

„Bedenken Sie aber doch nur, Doktor, wie schwer die Ausscheidung des Gemeindevermögens vom Staatsvermögen durchzuführen ist."

„Ja, ja, wollen wir uns begnügen mit dem, was wir haben, und harren wir in Geduld der schönen Dinge, die uns außerdem noch versprochen sind!" sagte Sartorius launig. „Aber teilen Erlaucht ebenfalls die Befürchtungen wegen einer Mißernte und notwendigen Teuerung im nächsten Jahre?"

„Die Aussichten sind in der That die trübsten", lautete die in ernstem Tone gegebene Antwort. „Der furchtbare Hagelschlag am 5. August hat nicht nur in hiesiger Umgegend gewütet, er hat sich vom Rhein bis nach Sachsen hin verbreitet und den größten Teil der Ernte vernichtet. Die Witterung ist meist naßkalt und regnerisch, was den Mißwachs nur befördern kann, daher denn auch die Kornpreise fast stündlich eine Steigerung erfahren."

Das sind freilich wahre Hiobsposten, die Sie uns da bringen, Erlaucht", sagte der Medizinalrat nachdenklich. „Es wird angezeigt sein, schon bei Zeiten Vorkehrungen zu treffen, das Ärgste abzuwenden von den unteren Klassen der Stadt."

„Es kann viel geschehen, wenn — was ja nicht zu bezweifeln ist — die stets bewährte Opferwilligkeit der wohlhabenden Bürgerschaft sich auch diesmal hilfsbereit erweist, des thatkräftigen Beistandes der Behörden darf sie sich zum voraus überzeugt halten. Es läßt sich verschiedenes thun, der Not zu steuern. Glauben Sie — ah, ich bitte —"

Der Eintritt eines Dienstboten hatte die Rede des Grafen Soden unterbrochen.

„Was gibt's?" fragte nicht eben freundlichen Tones der Arzt.

„Entschuldigen Sie gütigst die Störung", bemerkte schüchtern des Doktors alte Haushälterin. „Ich habe dreimal vernehmlich geklopft, aber die Herren hatten es überhört. Herr Wilhelm hat vor einer Viertelstunde geschickt, er kann nicht zum Abendessen kommen, denn er wird bei Wägels bleiben müssen. Den jungen Franzosen Martin hat, als er auswärts gewesen, der Schlag getroffen, er wurde heimgeschafft und liegt noch immer ohne Besinnung. Herr Wilhelm ist eben dazu gekommen, und jetzt wollen sie ihn bei Wägels nimmer fortlassen."

„Was sind das wieder für Sachen!" sagte unmutigen Tones der Arzt vor sich hin, als er diesen Bericht vernommen. „Da werde ich wohl selber gehen müssen, um ihn abzulösen, denn gern ist der brave Junge wohl nimmer dort, seit — — Na, einerlei. In diesem Falle entschuldigen Sie doch gütigst, Erlaucht", wandte er sich an Graf Soden, der sich alsbald erhoben und zum Gehen gerüstet hatte.

„Bitte, keine Entschuldigungen, Doktor", sagte er höflich, „vor allem die Pflicht. Der junge Franzose ist ja wohl verwandt mit Wägels? Nein? Dann um so besser. Der Fall ist hoffentlich kein ernster, und ich werde in Bälde von Ihnen darüber hören, Herr Doktor. Für heute habe ich die Ehre", und mit diesem Gruß verließ Soden das Zimmer.

Eine Minute später machte der Medizinalrat sich auf den Weg nach dem Hause seines alten Freundes Wägel. Dort herrschte die größe Aufregung. Vor einer kleinen Stunde hatte man Henri heimgebracht, bleich und regungslos lag er auf weicher Tragbahre gebettet, der Oberst und Dr. Wilhelm Sartorius, des Medizinalrats Sohn, waren den Trägern gefolgt und hatten alsbald dem Wägelschen Dienstpersonal anbefohlen, in aller Stille das Nötigste zur Pflege des Erkrankten zu beschaffen. Henris Zimmer lag im Erdgeschoß; Bertha eilte, sobald sie die erste Kunde von dem schlimmen Vorfall vernommen, die Treppe herunter und stürzte mit allen Zeichen hoher Erregung in das Gemach, wo sie den Arzt mit einer genauen Untersuchung des Bewußtlosen beschäftigt fand.

„Ist er tot? Komme ich zu spät?" fragte sie hastig, „oder ist Hoffnung, daß er wieder hergestellt werde? Sprich, Wilhelm, wird er sterben, oder vermagst Du ihn zu retten?"

Der Arzt machte ihr beruhigende Zeichen.

„Du hast Hoffnung, sein Leben zu erhalten? Wilhelm, edelster der Menschen, rette ihn, und ich will Dir zeitlebens auf den Knieen danken für solche Großmut."

Der Angeredete erhob sich und schritt der Sprechenden entgegen. Er ergriff ihre Hand, um die junge Dame in einen Winkel des Zimmers zu führen, wo er ihr leise zuflüsterte: „Mein Wort darauf, daß ich meine ganze Kraft einsetzen werde, Deinen — Monsieur Martin zu retten. Genügt Dir dieses Versprechen? Aber als Arzt verlange ich dringend absolute Ruhe für den Kranken. Jede, auch die leiseste Aufregung ist von ihm fern zu halten. Noch kann ich nichts anderes feststellen, als eine tiefe Ohnmacht, die freilich in Schlimmeres übergehen kann. Doch hoffen wir, wenngleich ich fürchte, daß ein Gehirnfieber, wohl die Folge einer hochgradigen Nervenerregung, im Anzug ist. Aber bei der kräftigen Konstitution des Kranken braucht man nicht an das Schlimmste zu denken."

„Darf ich ihn pflegen, Wilhelm?"

Der Angeredete zuckte auf bei dieser Frage, aus den ernsten dunkeln Augen richtete er einen langen traurigen Blick auf die vor ihm stehende schlanke Mädchengestalt, dann sagte er mit tonloser Stimme: „Ich habe keinen Einwand zu erheben".

Bewegt küßte Bertha die Hand des jungen Arztes und nahm Platz neben Henris Lager. Bald darauf langte der Medizinalrat an, der den Kranken bedeutend unruhiger fand, denn schon stellten sich die Vorboten eines typhösen Fiebers ein, und Henri begann irre zu reden. Da erhob sich der alte Sartorius, der mit dem Sohne und dem Obersten eine lange Besprechung gehabt, und sagte, zu Bertha tretend: „Hier ist kein Platz für Dich, Bertha. Ich weiß wohl, daß Wilhelm Dir das Dableiben gestattet, ich aber, der Erfahrenere, muß es geradezu verbieten. Wir brauchen zur Wartung des Kranken starke Männer und dann — also ich muß darauf bestehen, daß Du uns hier allein lässest. Bitte, führe doch Herrn Oberst Laharpe hinauf. Er hat Herrn Wägel eine wichtige Eröffnung zu machen. Ohnehin kennt Dein Vater den Fall in seiner ganzen Bedeutung noch nicht."

Bertha gehorchte, wenn auch widerstrebenden Herzens, dieser Weisung und verließ mit dem Obersten das Zimmer, um den Gast ihrem Papa vorzustellen.

Herr Wägel saß in einem der Zimmer des ersten Stockwerks an der Seite seiner Frau und hielt ihre durchsichtige weiße Hand fest in der Rechten, und seine treuen Augen ruhten mit dem Ausdruck vollster Liebe und Güte auf den klassisch edlen, aber todblassen Zügen Klotildens, als er sagte:

„Ich weiß es ja längst, daß, wenn Du je gefehlt, dies nur geschehen damals aus Unkenntnis und Unerfahrenheit, und ich selber habe Dir das Versprechen gegeben, nie nach Deiner Vergangenheit fragen zu wollen. Karoline hat Dich geliebt mit aller Liebe, deren ihre milde Seele fähig

gewesen. Sie allein hat gewußt um Deine erste Ehe, aber sie hat dies Geheimnis mit in das Grab genommen, nachdem sie mich auf dem Sterbebette eindringlich gemahnt. Dich an ihre Stelle zu setzen, daß fortan Du mir Gattin und meinen Kindern eine zweite Mutter werden möchtest. Ich habe nach ihrem Willen gehandelt, aber ach! unser Glück sollte nicht von langer Dauer sein, denn es kamen Jahre des trübsten Leids über uns, und das Geschick hat gewollt, daß wir schier ein halbes Menschenalter hindurch neben einander hergegangen sind, fremd und unverstanden. Vergib mir, daß ich je habe zweifeln können an Deiner Treue, daß ich in dem unsagbar harten Lose, das Dir gefallen war, wenn auch immer nur für Augenblicke, eine vom Himmel Dir auferlegte Buße habe erblicken können. Nunmehr Du stark genug geworden bist, um gekräftigten Geistes zurückblicken zu können in eine ferne Vergangenheit, hat es Dich gedrängt, mir Dein Herz bis in die innersten Falten zu erschließen, so daß es fortan für mich kein Geheimnis mehr gibt in Deinem Leben. Wolle Gott, daß Du recht gesehen, wenn Du in dem jungen Martin Deinen Sohn erkannt. Vielleicht gelingt es unseren Bemühungen, Deine Vermutung zur Wahrheit zu gestalten und dann — ja, ja", fuhr er ganz glücklich fort, „denn ich täusche mich nicht, daß Bertha Henri liebt — legen wir der Kinder Hände in einander und freuen uns, mit ihnen wieder jung geworden, ihres jungen Glückes. Jetzt aber will ich Dich allein lassen, Klotilde, denn Du mußt ruhen. Heute Abend führe ich Dir Henri und Bertha zu."

(Fortsetzung folgt.)

Nördlingen im Ries.

Von Franz Märklin.

(Fortsetzung.)



Die Sonne kaiserlicher Huld leuchtete der Stadt besonders unter Maximilian I., der sie sechsmal besuchte. Das Jahr 1517 verzeichnet den „großen Wind". Der Winter war unnatürlich warm gewesen, dann folgte spät noch eine strenge Kälte, und von Ostern bis in den Sommer hinein fiel kein Regen, so daß alle Wiesen ausbrannten, und der Bauer das Stroh von den Dächern nahm, um Futter daraus zu schneiden. Da erhob sich am Freitag nach dem Johannisfeste abends zwischen 7 und 8 Uhr plötzlich eine ungeheure Windsbraut, die mit rasender Heftigkeit über das Land fuhr. Die Bewohner Nördlingens waren des jüngsten Tages gewärtig. Und wohl konnte man es ein Gericht heißen, was damals über die ganze Gegend kam. Wie ein zeitgenössischer Bericht sagt, warf der Sturm „innerhalb zweien Meil wegs ungefähr 2000 Häuser und Stadel im Grund umb und ries viel und mächtig groß Baum in Hölzern und Gärten mit Wurtz aus und nieder".

Die Stadt trat früh der Reformation bei. Diepold Gerlacher, ein Pfälzer, geboren zu Billigheim bei Landau, daher gewöhnlich Theobaldus Billicanus genannt, ein Studiengenosse Melanchthons, wird als der Reformator Nördlingens bezeichnet und wurde vom Rate 1522 dahin berufen. Die Stadt trat dem schmalkaldischen Bunde nicht bei; das Kriegswetter jedoch zog sich in ihre nächste Umgebung. Im Herbste 1546 fand bei Alerheim zwischen den Spaniern und den Truppen des Bundes ein Kampf statt. Hierbei fiel der 24 jährige Herzog Albert von Braunschweig. Trotz der gräßlichen Verwundung durch einen Speerstich in Hals und Mund hieb er noch mehrere Spanier nieder. Er liegt hinter dem Hochaltar der Georgskirche begraben. Die Zeit der Leiden, des Elends beginnt. Die Pest wütet in den Mauern, die Stadt muß 150 000 fl. Brandschatzung bezahlen.

Kaiser Karl V. kam am 5. März 1548 mit dem gefangenen Landgrafen Philipp von Hessen nach Nördlingen; bei dem Kaiser befanden sich Philipp, der Erbe der spanischen Krone, Maximilian der König von Ungarn und Erzherzog Ferdinand, seines Bruders Sohn. 3000 Spanier waren damals in Nördlingen einquartiert. Der kaiserliche Besuch wiederholte sich am Johannistag 1549.

Auch der wilde Markgraf Albrecht von Brandenburg, der wie ein Räuberhauptmann das Reich durchstreifte, erschien vor Nördlingen, brandschatzte es und heftete für den Stadtadler das französische Wappen an, da er schmachvollerweise im Dienste des Königs von Frankreich stand. Im März 1551 lagerte auf der Kaiserwiese Moritz von Sachsen. 1558 kam Kaiser Ferdinand I. zu Besuch. — Mitten in diese weltgeschichtlichen Begebenheiten mengt sich der „Lerchenkrieg", der Streit der Öttinger Grafen um Weide- und Jagdrechte, aus kleinlichem Anlasse wurde viel Blut vergossen, ungeheurer Schaden an Eigentum verbrochen. Graf Max Wilhelm von Wallerstein wurde 1614 bei einem Kampfe zwischen Nördlinger Schützen und Wallersteinschen Jägern erschossen.

Leider sind die Blätter der Wende des 16. Jahrhunderts

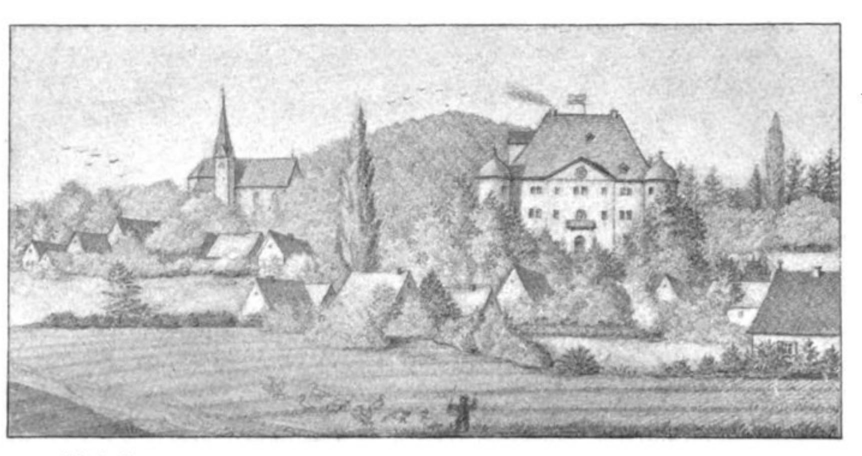


mit den grauenhaften Ausschreitungen der Hexenprozesse bedeckt. Nördlingen nimmt in der furchtbaren Geschichte dieses scheußlichen Wahnwitzes eine hervorragende Rolle ein. Zahlreiche Opfer, hoch und nieder, wurden von der Verblendung ihrer Richter, unter denen namentlich Rechtskonsulent Röttinger und Bürgermeister Pferringer sich ein unseliges Gedächtnis erworben haben, den gräßlichsten Martern unterworfen und dem Tode auf dem Scheiterhaufen überliefert. Das Blut erstarrt in den Adern, wenn man die Akten durchliest. Der noch erhaltene Brief, welchen Rebekka Lemp, Zahlmeisterin, aus dem Kerker an Gatten und Kinder sandte, und das Antwortschreiben derselben an die Mutter, entlocken heute noch ob ihres rührenden ergreifenden Inhaltes selbst Männern Thränen.

Und dennoch hatte ein Weib die furchtbare Kraft, standhaft bis ans Ende zu bleiben. Die Kronenwirtin Maria Holl hielt 56 Torturen von der ausgesuchtesten Grausamkeit aus, behauptete standhaft ihre Unschuld und zwang dadurch die Richter, sie auf freien Fuß zu setzen und die weiteren Hexenprozeduren einzustellen.

Ist es doch, als hätte der Jammerruf der unschuldig Gemordeten die Wolken durchdrungen und die Rache des Himmels über das verblendete Geschlecht herabgerufen. Kaum haben wir die Blätter gewendet, auf welchen wir diese herzzerreißenden Begebenheiten lasen, so beginnen jene, auf denen die endlosen Leiden verzeichnet sind, welche die Stadt im Dreißigjährigen Kriege zu dulden hatte. Ihr Name ist, wie schon vorbemerkt, einer der bedeutendsten in der Geschichte dieses Krieges. Alle großen und wichtigen Persönlichkeiten desselben berührten Nördlingen. Wir wollen keine Spezifizierung der endlosen Durchmärsche antreten, sondern nur die Namen der Fürsten und der berühmtesten Generale aufzählen. Am 14. Juli 1619 kam Kaiser Ferdinand II. zur Huldigung; am 14. März 1625 Graf Pappenheim; am 12. Febr. 1628 erschien Graf Mansfeld; am 28. Februar 1630 der Friedländer, der Wallenstein; am 8. Oktober 1631 kam General Gallas, und am 20. Dezember 1631 General Graf Tilly, welcher 8 Tage verweilte, am 29. Dezember abzog und am 4. Januar mit General Altringer wiederkehrte. Im April desselben Jahres kam Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar mit General Baner, und am 24. September hielt, unter dem Jubel des Volkes der Schwedenkönig Gustav Adolf seinen Einzug. Er war begleitet von dem Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld, dem Herzog Julius Friedrich von Württemberg, Markgraf Friedrich von Brandenburg, den Grafen von Hohenlohe und Öttingen und dem Reichskanzler Oxenstierna. Noch am selben Tage kam die Königin Eleonore. Im Jahre 1633 erschienen Herzog Bernhard und Feldmarschall Baner, der Pfalzgraf Christian und der Rheingraf Otto mit großer Truppenmacht auf dem Durchmarsche.

Am 26. Juli 1634 fiel Regensburg, und die siegreichen Fahnen des Kaisers zogen die Donau aufwärts. Die schwedische Heeresmacht räumte die altbayerischen Lande, welche sie furchtbar verheert hatte. Bereits am 18. August war Nördlingen von dem kaiserlichen Heere umschlossen. Das Hauptquartier war im Schlosse zu Reimlingen, den Oberbefehl führte der König von Ungarn, der spätere Kaiser Ferdinand III., neben ihm befehligten der Kardinal-Infant Ferdinand, welcher mit 12000 erlesenen spanischen und italienischen Mannschaften aus Italien zu ihm gestoßen war, Herzog Karl von Lothringen, ferner Graf Gallas, Piccolomini und Johann v. Werth. Die kleine schwedische Besatzung und die Bürger verteidigten sich mit unbeschreiblichem Heldenmute, und erst am 7. Sept. öffnete Nördlingen dem siegreichen Kaisersohne seine Thore. Es sind mehrere Tagebücher der Belagerung erhalten, welche uns fast Stunde für Stunde von den Ereignissen unterrichten. Der gefährlichste Augenblick war am 4. September, zwei Tage vor der Schlacht. Wir geben ihn in ausführlicher Beschreibung, da sich in ihm die Schrecknisse der ganzen Belagerung aufs anschaulichste vereinen. „Nachmittags 3 Uhr, während alles feindliche Geschütz gegen die Stadt donnerte, ballten sich gewaltige Sturmkolonnen zusammen und setzten sich in Bewegung. Ihr Hauptziel war eine weite Bresche unweit des Deininger Thors. Sie sollte erstiegen, von ihr aus Nördlingen genommen werden. Wut und gereizte Scham, einer Handvoll Bürger weichen zu sollen, stachelte den Feind, die Belagerten erfüllte der Mut der Verzweiflung oder die Kraft religiöser Hingabe. Siebenmal stürmte der Feind, siebenmal wurde er abgewiesen. Während der Kampf tobte, hatten sich feindliche Waghälse unbemerkt dem Deininger Thorturme genähert. Er war auf der von der Stadt abgekehrten Seite furchtbar zerschossen. Durch die klaffenden Löcher schlüpften die Feinde herein, kletterten innen rasch heran, warfen den geringen Widerstand, den sie hier fanden, nieder und machten sich im Nu zu Herren des Turms. Wenn es ihnen glückte, sich hier zu halten, bis Nachzug kam, so war die Stadt verloren. Und schon fand das kecke Beispiel Nachfolge. Unter den Bürgern ahnte man nichts von der drohenden Gefahr. Plötzlich ertönte hoch vom Kirchturm, wo man den Überfall erschaut hatte, die Lärmglocke. Der Stadthauptmann Welsch eilte herbei und setzte alles in Bewegung, den Feind wieder aus dem Turm zu werfen. Aber was man thun mochte, es schien vergebens. Von sicherer Höhe lachte der Gegner der erfolglosen Versuche. Da half noch im letzten Augenblick die verzweifelte Entschlossenheit eines Bürgers. Der Gerber Hans Eiffelin rief mit


Schloß Reimlingen in der Gegenwart. Originalzeichnung von Julius August Heller.

gellendem Rufe nach Feuer. Alles begriff, was er meinte. Im Moment war Stroh und Holz zur Stelle, es wurde entzündet, und an dem Stiegenholz und Gebälke leckte die Flamme im Turme rasch empor. Bald wogte erstickender Rauch um seine Spitze. Einzelne der Feinde hatten noch zu entrinnen gewußt, die übrigen aber, vom Feuer immer näher umzüngelt, flüchteten sich endlich hoch oben hinaus auf die Gesimse und Fenster, dort hingen sie eine Weile unter furchtbaren Wehrufen und stürzten alsdann sterbend oder tot auf die Gasse. Da sammelten sich bleiche eingefallene Gestalten, Weiber, entmenscht durch den Hunger und die quälende Angst um die Erhaltung ihrer Kinder, und schnitten sich mit wollüstiger Gier Fleisch aus den angebrannten Leibern, um sich und den Ihrigen das Leben zu fristen. Eine grauenvolle Scene, entsetzlicher durch das Bild der Sieger als der Überwundenen."

Noch immer hoffte die Stadt auf Entsatz; Herzog Bernhard hatte sein Wort verpfändet, sie zu befreien, und er kannte die entsetzliche Lage der Bedrängten, denn wiederholt war es dem schlauen Schuster Weckerlin aus Goldburghausen gelungen, sich durchs kaiserliche Lager zu den Schweden zu schleichen. Man zeigt noch am Wasserturme die Stelle, wo der kecke Bote ein- und ausschlüpfte. Seine Losung lautete bezeichnend: „Mich hungert". Vergebens widerriet Marschall Horn den Angriff auf die kaiserliche Übermacht; Bernhard wagte das Glück der Schlacht, es entschied gegen ihn. Schon in der Nacht des 5. September begann das Vorspiel mit einem erfolgreichen Angriff der Schweden gegen die spanischen Stellungen am Heselberg. General Gallas zog am folgenden Tage die Belagerungstruppen an sich und stellte sich auf den Höhen des Heselbergs bis zum Allbuch in Schlachtordnung. Der linke Flügel war durch Geschütz und Feldbefestigungen verstärkt. Zunächst geht Horn stürmend gegen die Schanzen am Allbuch vor, das vorderste Werk wird genommen. Die Explosion der zurückgelassenen Pulverwagen bringt seine Truppen in Verwirrung. Feldmarschall Piccolomini läßt 1000 Kürassiere auf sie einreiten, welche sie den Allbuch hinabjagen. Der Herzog gewahrt die Bedrängnis seines Marschalls und sendet ihm erprobte Regimenter zum Succurs, welche jedoch den Sieg nicht zurückgewinnen können. Fast sieben Stunden dauert das blutige Schlachten, bis sich Horn entschließt, seine dezimierten Truppen zurückzuführen. Herzog Bernhard hatte anfänglich durch einen brillanten Reiterangriff des Generals Taupadel einige Avancen errungen. Bald aber wurde das Vordringen seiner Reiter durch das vernichtende Feuer von 50 Geschützen gehemmt. Nun griff auch Johann v. Werth in die Schlacht ein; er stürzt sich mit 3000 Reitern dem Feind entgegen, dessen Scharen vor dem unwiderstehlichen Angriff zerstäubten und sich fliehend in die Reiterei Horns warfen. Da war die Auflösung der schwedischen Kolonnen unhaltbar. Herzog Bernhard selbst erlitt eine Verwundung am Halse, wäh-



Feldmarschall Horns Gefangennahme in der Schlacht von Nördlingen 1634. Nach Ottos Gemälde im k. Nationalmuseum.

rend sein Pferd erschossen wurde. Verwirrung, Flucht und Niederlage wurden allgemein. In diesem Gewühle war es, wo Feldmarschall Horn von Werthschen Kürassieren (Regiment Busch) angefallen und umringt wurde. Diesen gab er sich gefangen und wurde von ihnen nebst den erstrittenen Fahnen ihrem Führer vorgeführt. Werth selbst soll 3 Fähnriche an ihren Fahnen erschlagen und 28 Feinde mit eigener Hand getötet haben. Geschütz, Bagage und Lager ließen die Schweden, von denen 12000 auf dem Schlachtfelde lagen, im Stich. 80 große Kanonen, 4000 Wagen, 1200 Pferde und 6000 Gefangene waren nebst der ganzen Kriegskasse in die Hände der Sieger gefallen. Unter den Gefangenen befanden sich 3 Generale und 14 Obersten. Die Kaiserlichen hatten 130, die Bayern 115 Standarten erbeutet. Nach altem Brauch zahlte Werth seinen Braven für jedes „Fändl“ 20 Reichsthaler aus. Als die wertvollste unter den erbeuteten Standarten galt des Weimarers „Leibkornet“ von weißem Atlas mit dem Spruche im goldenen Kranze „Non verbis sed armis“ (nicht mit den Worten, sondern mit den Waffen).

Nun erschienen die Abgeordneten der Stadt im Schlosse zu Reimlingen und baten um Gnade. Einer der spanischen Generale soll dem König geraten haben, an Nördlingen ein abschreckendes Beispiel festzustellen, aber der großmütige Ferdinand lehnte es mit den Worten ab „der Kaiser, mein Herr Vater, hat mich nicht gesandt, die Städte des Reiches zu zerstören, sondern zu ihrer Schuldigkeit zurückzuführen“.

(Schluß folgt.)

Nymphenburg.

Von Hugo Arnold.

(Schluß.)



Kaskade und Tempel am See zu Nymphenburg. Originalzeichnung von E. Fröhlich.

Unter Karl Alberts Nachfolger, Max Joseph III., griff ein mehr haushälterisches und nüchternes Regiment Platz; die Verschönerung Nymphenburgs beschränkte sich auf malerische Ausschmückung der inneren Räume, zu welcher im Gegensatze zur früheren Bevorzugung von Ausländern mehr einheimische, wenn auch weniger glänzende Kräfte, herangezogen wurden. Bauten wurden nur für die neu errichtete Porzellanfabrik aufgeführt. Das Streben des Kurfürsten auf Hebung des Volkswohlstandes richtete sich nicht bloß darauf, sie durch Sparsamkeit, sondern auch durch Erschließung neuer Quellen zu fördern, und darum ließ er dem Hafnermeister Niedermayer, der in der sächsischen Porzellanfabrik zu Meißen gearbeitet hatte, besondere Gunst angedeihen; demselben gelang es, aus einer in Niederbayern (bei Wegscheid) vorkommenden Erdeart Porzellan herzustellen. Ein Haus im Rondel vor dem linken Schloßflügel wurde zur Fabrik bestimmt. Nach kurzer Blüte indessen ging die Fabrik langsam immer mehr zurück, bis sie in unseren Tagen aus dem Staatsbetriebe der Privatindustrie überlassen wurde und nunmehr wieder besser gedeihen zu wollen scheint.

Am wenigsten geschah für Nymphenburg unter Karl Theodor; er legte den Hirschgarten an, um der Jagd auf das dort gehegte Hochwild zu pflegen.

Mit dem damaligen Sinken des politischen Übergewichts Frankreichs trat zugleich ein Umschwung des Geschmacks ein, England und englische Einrichtungen wurden tonangebend. Das trug sich auch auf die Gartenkunst über, welche nicht mehr die geometrische Stilisierung der Natur als Gesetz anerkannte, sondern der freien Nachahmung der Natur huldigte. Dieser Veränderung Rechnung tragend, berief Kurfürst Max Joseph IV., der erste König, 1803 den Hofgartenintendanten Ludwig Friedrich Sckell von Schwetzingen nach München, und dieser berühmte Gartenkünstler wandelte die steif-zopfige Herrlichkeit des Gartens mit weiser Schonung eines Teils der vorhandenen Anlagen in jene Gestalt um, die noch heute alle Besucher und Lustwandler entzückt. Das große Parterre, der Kanal, die Kaskade, die Avenuen wurden beibehalten, und von diesem Mittelpunkte aus der glücklichste Übergang in scheinbar frei-natürliche Wiesen- und Waldpartien geschaffen, die Gehölze erfuhren die gewählteste Mischung der Bestände, die Gewässer erhielten freien Lauf, und die Teiche und Wasserspiele vor der Baden- und Pagodenburg wurden in einen kleineren und größeren See umgewandelt. Selbst der plastische Schmuck mußte sich eine Dezimierung gefallen lassen, bei der allerdings etwas zu viel des Guten geschehen sein mag. — In den Jahren 1807—1820 wurden die großen Treibhäuser angelegt.

Als nach der langen kriegerischen Epoche der Friede in Europa einzog, wurde Nymphenburg der Lieblingsaufenthalt des „Vater Max“ und seiner Familie. Im Erdgeschoß des rechten Flügels bewohnte er — treu seinen einfachen Gewohnheiten — einige bescheidene Räume, und der sogen. „Prinzen-Garten“, der Spiel- und Tummelplatz seiner zärtlich geliebten Kinder, fast unmittelbar vor denselben war sein bevorzugter Aufenthalt. Hier entschlief er auch in der Nacht des 13. Oktober 1825.

Schon als Kronprinz hatte König Ludwig I. gern in Nymphenburg geweilt und hier dem erfinderischen Oberbergrat Joseph v. Baader Raum zur praktischen Ausführung seiner Gedanken gegeben. Baader schuf sinnreiche hydraulische Maschinen, einen „Wasserschlitten“ (ein Wasser-Velociped würde man jetzt sagen), und das Modell einer Eisenbahn, deren Wagen allerdings noch von Pferden gezogen wurden. Als

König bewohnte Ludwig I. jedes Jahr einige Wochen hindurch Nymphenburg.

Nach seiner Vermählung bezog Kronprinz Maximilian den sogen. Kurfürstenstock in Nymphenburg, und hier wurde am 25. August 1845 sein erster Sohn Ludwig geboren. Wiederholt nahm König Max II. sommerlichen Aufenthalt in Nymphenburg, und seine erlauchten Brüder haben die Neigung für das schöne Schloß vom Großvater geerbt. Prinz Adalbert hielt sich alljährlich geraume Zeit hindurch in demselben auf, seine Witwe wählt es mit Vorliebe zur Sommerresidenz, und sein ältester Sohn, Prinz Ludwig Ferdinand, hält hier an der Seite seiner liebreizenden Gemahlin ständig Hof. — Und wenn der Landesregent, Se. Königl. Hoheit Prinz Luitpold, in den Mauern der Hauptstadt weilt, vergeht in Winters- wie in Sommerszeit selten ein Tag, an dem er nicht im Wagen nach Nymphenburg fährt, um entweder allein oder in Gesellschaft einiger Kavaliere im Parke zu lustwandeln und sich im kühlen Bade zu erfrischen, sofern die Witterung es gestattet.

Nymphenburg ist wegen seiner anmutigen Lage und wegen der prächtigen Räume sehr häufig zum Schauplatz von Hoffestlichkeiten erwählt worden, welche dort, besonders in früherer Zeit, unter Entfaltung außerordentlicher Pracht gefeiert wurden. Solche fanden z. B. zur Feier der am 5. Oktober 1722 zu Wien stattgehabten Vermählung des Kurprinzen Karl Albert mit der Erzherzogin Maria Amalia statt, und fast die gleichen wiederholten sich aus Anlaß der Taufe des zweiten, am 25. August 1728 in Nymphenburg gebornen Sohnes des Kurfürsten, des Prinzen Joseph Ludwig Leopold; während des Faschings 1734 wurde im Garten eine maskierte Hirschjagd veranstaltet, bei welcher der gesamte Hof in den verschiedensten Kostümen erschien. Die Doppelhochzeit zwischen den Häusern Wittelsbach und Wettin, die Vermählung des Kurfürsten Max Joseph III. mit der sächsischen Prinzessin Maria Anna, und seiner Schwester, der Prinzessin Marie Antonie, mit dem sächsischen Kurprinzen Friedrich Christian im Juni 1747, wurde in Nymphenburg durch Veranstaltung einer glänzenden Beleuchtung gefeiert, bei der die ganze Strecke von Neuhausen bis zur großen Kaskade in eine Lichtstraße verwandelt war, und die mit einem großartigen Feuerwerk endete. Nochmals schallte zur Feier einer Hochzeit im kurfürstlichen Hause rauschender Festjubel zu Nymphenburg, als die jüngste Tochter des unglücklichen Kaisers Karl Albrecht VII. am 13. Januar 1765 mit Kaiser Joseph II. durch Prokuration vermählt wurde. Die Ehe hatte nicht Neigung, sondern Politik geschlossen, und so waltete leider kein glücklicher Stern über diesem Bunde. — Auch unter Kurfürst Karl Theodor und unter König Max Joseph I. wiederhallten die Mauern des Schlosses und die Gänge des Parkes vom lärmenden Treiben gar mancher Festlichkeiten, und unter König Ludwig I. war die Amalienburg häufig das Ziel festlicher Schlittenfahrten des Hofes.

Aber auch ernste Akte, wichtige politische Vereinbarungen vollzogen sich in den Sälen zu Nymphenburg; gar manche Staatserlasse tragen das hiesige Datum der landesherrlichen Unterschriften. Die Geschichte verzeichnet namentlich zwei Verträge, die zu Nymphenburg abgeschlossen wurden. Der eine zog hochbedeutende Folgen nach sich: der Haupt-Hausvertrag zwischen den drei Linien des Wittelsbachischen Hauses: Kurbayern, Kurpfalz und Zweibrücken, der am 5. September 1766 die alten Verträge über die wechselseitige Erbfolge der einzelnen Wittelsbachischen Zweige bestätigte, die Wiedervereinigung von Kurpfalz mit Bayern beim bevorstehenden Aussterben des kurbayerischen Mannsstammes sicherte und damit feste Schranken gegen die Begehrlichkeit Österreichs aufrichtete; außerdem wurde darin festgesetzt, daß München die Haupt- und Residenzstadt sämtlicher Wittelsbachischer Lande sein, und der jeweilige Kurfürst in derselben Hof zu halten habe. Über einen zweiten hier vereinbarten Vertrag sind ungeheuerliche Fabeln verbreitet gewesen, durch deren Richtigstellung unser bayerischer Geschichtsforscher, Prof. Dr. K. Th. Heigel, sich neues Verdienst erwarb. Karl Albert, damals noch Kurfürst, schloß nämlich während der Anwesenheit des französischen Botschafters, Grafen Belleisle, einen Traktat mit dem spanischen Gesandten, Grafen Montijo, worin Spanien dem Kurfürsten für die Kaiserwahl und den Krieg gegen Österreich seine Unterstützung verhieß. Hieraus schmiedete die Verleumdung einen Vertrag, in welchem Karl Albert für den Beistand Frankreichs zur Erlangung der Kaiserkrone Gebietsabtretungen an der Rheingrenze zugestanden haben sollte, und mit diesem angeblichen Vertrage vom 22. Mai 1741 blieb das Andenken des unglücklichen Kaisers bis in unsere Tage herein schmählich gebrandmarkt. Erst Heigels Untersuchungen haben ergeben, daß ein solcher Vertrag in Wahrheit niemals geschlossen wurde, und die freilich allgemein verbreitete und allgemein geglaubte Nachricht darüber nur eine unwürdige Verdächtigung ist, welche — allerdings zu Lebzeiten des Kaisers — erfunden wurde, „um die Gefährlichkeit der engen Verbindung des Kaisers mit Frankreich in grelles Licht zu setzen und insbesondere in den zunächst bedrohten geistlichen Kurlanden (Köln, Trier, Mainz) Mißgunst gegen den Verräter zu erwecken“. — Somit schwindet der

Nymphenburg in der Gegenwart, Gartenfassade.

Flecken, der auf der Hinterlassenschaft Karl Alberts und auf dem Namen von Nymphenburg haftete, vollständig aus der Geschichte; ebenso auch die aus patriotischer Gesinnung entsprungene Erzählung, der Kanzler v. Unertl, zur entscheidenden Beratung mit Belleisle vom Kurfürsten nicht eingeladen, sei auf einer Leiter vom Garten aus zum Fenster des Konferenzsaales emporgestiegen, habe das Fenster eingeschlagen und sei eingedrungen, um nochmals mit lauter Stimme vor dem Bunde mit den Franzosen zu warnen.

Außer den Familien der Herrscher beherbergte das Schloß noch viele hohe, berühmte und mitunter auch unwillkommene Gäste. Im ersten Pavillon zur Linken des Hauptstockes, in dem nach der Gemahlin Karl Alberts benannten „Kaiserpavillon", wohnte Kaiser Franz II. samt seiner Gemahlin und dem jugendlichen Erzherzog Johann, dem späteren Reichsverweser, auf der Heimfahrt von der Kaiserkrönung zu Frankfurt am 25./26. Juli 1792. — Bald folgte ihm Moreau, der französische General, der vom Juli bis Ende November 1800, vom Parsdorfer Waffenstillstand an bis kurz vor der Schlacht bei Hohenlinden hier sein Hauptquartier hatte. „Während seine Offiziere in vollen Zügen genossen, was die kleine Hauptstadt des besiegten Bayern an Vergnügungen und Festen zu bieten hatte, blieb der General einsam im Schlosse zurück. Nur früh morgens pürschte er im nahen Forste; den Tag über vergrub er sich in militärische Arbeit oder brütete über Plänen, die Frankreichs Freiheit gegen den Ehrgeiz Bonapartes schützen sollten."

Sechs Jahre währte es, dann bezog der schlachtengewaltige Napoleon auf der Rückkehr aus dem Feldzuge von Austerlitz selbst diese Gemächer, die er vom 31. Dezember 1805 bis zum 17. Januar 1806 bewohnte; seine Gemahlin Josephine hatte ihn seit dem 5. Dezember 1805 erwartet. Während seiner Anwesenheit nahm Kurfürst Max Joseph den Königstitel an (1. Januar 1806), und wurde die eben auf den blutgetränkten Schlachtfeldern vollzogene Alliance mit dem Korsen durch die Vermählung der Königstochter Augusta mit dem Vizekönig von Italien, dem Prinzen Eugen, Napoleons Stiefsohn, dem nachmaligen Herzoge von Leuchtenberg, am 14. Januar 1806 besiegelt, eine Familienverbindung, welche den Sturz des Gewalthabers überdauerte und dem hohen Paare ein wahrhaft ideales Glück gewährte.

Abermals nach sechs Jahren zog ein anderer hoher Gast in die nämlichen Räume ein: der Herrscher aller Reußen, der Zar Alexander, der Napoleon hatte vom Throne stürzen helfen; prunkvolle Begrüßung des Hofes huldigte ihm.

So spiegelt sich die Zeitgeschichte in den Personen der erlauchten und hohen Besuche wieder, die Nymphenburgs Säle und Korridore durchschritten!

In der Gestalt, die Nymphenburg und sein Park unter König Max Joseph I. besessen haben, ist es auf unsere Tage gekommen und bildet, wie zu den Zeiten der Großväter, einen Lieblingsspaziergang der Hauptstädter, zumal ihnen der ohnehin nicht weite Weg durch die Pferde- und Dampf-Trambahn verkürzt worden ist. Die langen Häuserzeilen der Residenz haben es ohnedies schon erreicht, so daß die nahe bevorstehende Einverleibung bloß den formellen Vollzug einer bereits vollendeten Thatsache, die Aufhebung der räumlich nicht mehr erkennbaren Scheidung vorstellt.

Wir wandern zu Fuß hinaus, die jetzige Nymphenburgerstraße, den ehemaligen „Fürstenweg" entlang, im Schatten der herrlichen Lindenalleen, die unter Karl Albert gepflanzt worden sind, und zur Seite des schönen, von anmutigen Schwänen belebten Kanals, bis wir das weite Rondell erreichen, in dessen Mitte aus spiegelndem Wasserbecken der mächtige Springbrunnen mit hoher sprühender Säule emporrauscht. Imposant tritt uns die langgestreckte, glücklich gegliederte Front des Schlosses in einheitlicher Wirkung entgegen, obwohl dem italienischen Barockstil Barellas und des ganz in seine Fußstapfen tretenden Zuccalis eine eigentlich künstlerische Bedeutung nicht zugesprochen werden kann.

Rokokocharakter tragen die Pagoden- und die Badenburg, die erstere ein Pavillon im Grundriß eines Maltheserkreuzes und einstmals im chinesischen Geschmacke ausgestattet. Hier pflegte Max Emanuel vom Mail-Spiel auszuruhen und mitunter auch Tafel zu halten, wobei die Speisen des beschränkten Raumes wegen jedoch von der Dienerschaft durch die Fenster gereicht wurden. Die Badenburg, so nach dem großen Marmorbassin genannt, gibt in ihrem gegenwärtigen Zustande kaum noch einen Begriff ihrer einstigen Schönheit, des bestrickenden sinnlichen Zaubers, den das mit allem Luxus der damaligen Zeit ausgestattete Bad atmete.

Im Äußern wie in der inneren Ausstattung unverändert ist die Amalienburg auf uns gekommen, unbestreitbar das schönste Rokokowerk nicht bloß Münchens, sondern ganz Süddeutschlands, „eine der köstlichsten Perlen des Rokoko (sagt ein Kenner wie Gurlitt), vielleicht die künstlerisch reichste Anlage, welche der Stil überhaupt zur Durchführung gebracht hat". Die Stukkoverzierungen, seidenen Tapeten, Marmorkamine, gestickten Möbel, vergoldeten Broncen, geschnittenen Steine, die Spiegel und die Gemälde, alles stimmt in graziöser Form und fein abgetönter Farbe zusammen und erzielt die anmutigste Gesamtwirkung.

Das Gegenstück zur heiteren Amalienburg bildet die Wunderlichkeit der Eremitage mit der Magdalenenklause, welche der romantischen Verirrung künstlicher Ruinen huldigt.

Wir können nicht scheiden, ohne mit Worten zu schließen, mit welchen Heigel sein „Nymphenburg" einleitet:

„Nymphenburg kann sich an stolzer Pracht nicht mit Versailles, an stilvoller Schönheit nicht mit dem Wiener Belvedere, an großen geschichtlichen Erinnerungen nicht mit Sanssouci vergleichen. Immerhin hat das Lustschloß der bayerischen Fürsten von jedem dieser Vorzüge und Reize ein volles Maß, um den prachtliebenden wie den kunstsinnigen Gast zu fesseln und den Kenner und Freund der Geschichte anzuziehen; der Münchener aber hängt an Schloß und Garten mit ganzem Herzen. . . . Im Gedächtnis jedes Münchners ist nicht der alte „Kontrolor" oder der neue „Volksgarten", sondern das prangende Schloß mit der Wassersäule davor und den Baumwipfeln im Hintergrunde das bleibende Bild Nymphenburgs: dieses taucht in ihm auf, wenn er den Namen hört. Wer das Schöne sucht, lasse sich von jenen Wipfeln locken. Wenn nicht das Schloß, so ist doch der Schloßgarten ein vollendetes Kunstwerk, — man vergesse nicht, ein Werk der Gartenkunst. Von ihr vor allem gilt das Lessingsche Wort:

„Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
So hat Natur und Kunst gehandelt!"

. . . Ein Geräusch, das weder den Denker, noch den Träumer stört, das holde Geräusch der Najade begleitet uns überall. Westenrieder hat Recht: „Unter die ersten Vorzüge des Nymphenburger-Gartens gehört unstreitig das Wasser". Die Wasserfälle, plätschernden Brunnen, sprudelnden Bächlein und schimmernden Teiche sind ein Hauptreiz des Gartens; sie lassen die Schwermut, wie sie uns in der großartigen Einsamkeit der Gärten von Versailles beschleicht, nicht aufkommen. Der Park ist zu allen Tageszeiten ein gastlicher Aufenthalt, wenn die zierliche Badenburg im Morgenlichte rosig erglänzt, wenn ein tiefblauer Himmel über den Baumgängen und Blumensälen sich spannt, wenn der Sonnenuntergang sein Gold durch das Gezweig und seinen Purpur auf den Seespiegel wirft. . . . Die Geschichte von Nymphenburg fällt zusammen mit der Geschichte der Regenten Bayerns während der letzten zwei Jahrhunderte, ist also unsere Geschichte, denn eins und unzertrennlich ist mit dem Wohl und Weh der Wittelsbacher das Schicksal Bayerns."

Teufelstisch auf Waldstein.

Von Ludwig Zapf.

Der Herr mög' uns bewahren
Und halten gute Wacht!
Dort weilt mit seinen Scharen
Der Feind um Mitternacht.
„Jetzt knechtet uns kein Meister —"
Sein Lockruf geht —
„Jetzt ist es Zeit, ihr Geister!"

Und luftige Gestalten
Entschweben überall
Den schwarzen Felsenspalten,
Dem Hofe hier und Wall.
Es schließt sich bald die Runde
Am Heidenstein —
Jetzt ist die rechte Stunde!

Da funkeln nun die Schätze
Gehäuft verführerisch,
Da drängt sich's um die Plätze,
Da schlägt die Faust den Tisch!



Es klingt in grellen Weisen
Beim Kartenspiel: —
Die Blätter sind von Eisen!

Aus übervollen Händen
Rinnt Edelstein und Gold,
Daß bald an allen Enden
Der gelbe Plunder rollt.
Sie werfen jäh die Karten,
Es summt und gellt,
Der Tisch wird voller Scharten.

Doch fängt es an zu dämmern,
Husch, husch! — verstummt der Schall,
Das Klirren und das Hämmern,
Der laute Wiederhall.
Vom Spuk nur geben Kunde
Im Morgenrot
Die Löcher in der Runde.

Die Spinnerin im Distelberg und die Rockenstube.

Kulturhistorische Skizze aus dem Hochstift Bamberg.

(Schluß.)

Sehr erklärlich ist es, daß, wie eben alle Dinge auf der Welt, individuell oder allgemein, mitunter und mit der Zeit ausarten, so auch die Rockenstube (Lichtstube, Spinnstube) ihre Auswüchse erfahren und demzufolge die Behörden zum Einschreiten veranlaßt hat.

Hierfür als Beispiel die Verordnung des Fürstbischofs v. Erthal:

„Verboth der Spinnstuben.

Franz Ludwig ꝛc.

Bei der jüngsthin in eigener Person angegangenen Visitation verschiedener Unserer bischöflichen Hirtensorge anvertrauten oberländischen Kirchensprengel, und zugleich, so viel es die Zeit zugelassen hat, über den Zu- und Nahrungsstand, auch Lebenart Unserer Unterthanen genommenen Landesherrlichen Einsicht, fielen Uns unter anderen Unsere Aufmerksamkeit verdienenden Gegenständen auch die nächtlichen Spinn- und Rockenstuben in die Augen.

Wir vernahmen von den meisten sowohl geist- als weltlichen Vorstehern mit Trost und Zufriedenheit, daß jene der Ehrbar- und Anständigkeit offenbar entgegenlaufende Spinnstuben, wo Personen weib- und männlichen Geschlechts versammelt sind, fast gänzlich abgestellt seyen, und wir bestätigen diese Abstellung mit den gemessensten Befehlen dahin, daß derley Zusammenkünfte, wo sie allenfalls noch einigermaßen bestünden, keineswegs mehr geduldet, sondern ein- für allemal abgeschafft, und vollkommen zerstört werden sollten.

Es ist aber auch noch eine andere Gattung von Spinnstuben in Übung, wo mehrere Personen einerley Geschlechts sich bey den Winterabendstunden zum Spinnen versammeln.

Bey diesen Zusammenkünften ist nun freilich der Unfug nicht so augenscheinlich, als bei den ersteren; es mangelt auch nach Verschiedenheit der Ortschaften und ihrer Umstände nicht an mehr oder minder scheinbaren Gründen, welche für die Beybehaltung der letzteren das Wort sprechen.

Nachdem Wir aber die Sache an Ort und Stelle selbst erwogen, und mit geist- und weltlichen Ortsvorstehern darüber gesprochen, scheinen sie Uns noch lange nicht so überwiegend,



daß sie Unseren Beifall verdienen, und Uns zu ihrer ferneren Duldung vermögen können.

Benebst dem, daß der Endzweck des Vortheils oft mehr der Sage, als der That nach erzielet wird, sind und bleiben einmal nächtliche Zusammenkünfte mehrerer Personen, wenn sie gleich einerley Geschlechts sind, von der gefährlichen und bedenklichen Art, daß, wo zumalen die Ältern ihre Kinder dahin zu begleiten nicht allemal den Willen, öfters auch nicht die Gelegenheit und Zeit haben, die besten von den Ortsvorstehern vorgekehrt werdenden Anstalten nicht hinreichend sind, Unordnungen und Ausschweifungen zu verhindern, welche sich, wenn etwa schon nicht bey den Spinnstuben selbst, doch bey dem nächtlichen Hin- und Hergehen, zutragen, und die zwar die schwarze Decke der Nacht verbirgt, aber leider öfters zum Unglück und Schande einzelner Personen und ganzer Haushaltungen ausbrechen.

Es sind daher auch diese Gattungen der Spinnstuben an manchen Orten, die Wir bey gegenwärtiger Visitation besucht haben, ohngeachtet des Vortheils, oder einer Art Nothwendigkeit, welche anderer Orten vorgeschützt werden wollen, durch eifrige Bemühung geist- und weltlicher Ortsvorgesetzten abgeschafft; und Wir sahen Uns daher um so mehr bewogen, einsweilen in jenen Gegenden Unsers Bisthums und Landes, wo Wir Uns persönlich einfanden, auch diese Gattung von Spinnstuben zu verbieten.

Nachdem Wir nun aber dieses Unser Verboth allgemein zu machen für nothwendig finden; als gebiethen und befehlen Wir aus landesfürstlicher und bischöflicher Macht und Gewalt hiemit gnädigst, daß die vorberegte zweyerley Gattungen von Spinnstuben in Unseren fürstlich-würzburgischen un- und mittelbaren Landstädten, Flecken und Dorfschaften von nun an gänzlich aufgehoben und abgestellet seye; von geist- und weltlichen, Orts- und sonstigen Vorstehern, die von Amtswegen darauf zu sehen haben, in keine Wege mehr geduldet werden, und diese einander wechselweise, fordersamst aber der weltliche Arm die Seelsorger auf ihre Anzeige darunter unterstützen sollen.

Von diesem allgemeinen Verbothe nehmen Wir lediglich die Zusammenkünfte solcher nahen Blutsverwandten aus, wo ledige Schwestern und Schwägerinnen, Schwestern und Brüderskinder in den Häusern ihres Vaters oder Mutter, Bruders, Vater oder Mutter Schwestern mit ihrer Arbeit zusammen kämen; indem ein solches die Gestalt und die Bedenklichkeit einer Spinnstube nicht haben würde; zumalen wir die Zuversicht dabey hegen, daß, wenn Ältern entweder aus Sorglosigkeit, oder weil sie sonst verhindert sind, ihre Kinder nicht dahin, und wiederum zurück begleiten würden, so nahe Anverwandte dafür besorgt sein werden.

Schließlich wollen Wir, daß diese Unsere Verordnung sowohl jetzt gleich, als auch jährlich um die Zeit, wo das Spinnen anfängt, in obgedachten Unsern Landen von den Kanzeln verkündigt werden soll. Gegeben in Unserer fürstlichen Residenzstadt Würzburg den 13. November 1783.

Franz Ludwig rc. (L. S.).

Hierzu noch einige Bemerkungen:

Wenn die fürstbischöfliche Verordnung von „nächtlichen Zusammenkünften, wenn sie gleich einerley Geschlechtes sind“, spricht, so meint sie damit doch nicht die eigentliche Spinn- oder Rockenstube. Es hat nämlich damals auf den dortigen Spinnstuben gewissen heutigen politischen Versammlungen ähnelnde Zusammenkünfte gegeben. Ein raisonnierender Zeitgenosse, der sich gegen die wohlberechtigten Verordnungen (gegen jene Zusammenkünfte) ausläßt, gewährt uns einen Einblick. Er schrieb (1799):

„Endlich fällt man auch noch über die letzte Gattung von Lichtstuben her, über die Versammlung der ehrwürdigen Alten.

Bald betrachtet man sie als die Schule der Raisonneurs, denn je zuweilen bringt wohl ein oder das andere Mitglied ein ganz ansehnliches Listchen der Fehler der Machthaber, der Beamten, des Pfarrers, Schullehrers, Schultheißen, und der Gemeindevorsteher mit in die Versammlung, auf daß unsere Schande offenbar werde vor den Leuten; damit sie von der hochansehnlichen Versammlung gesehen, gelesen, gehört und wohl verstanden werde; bald wittert man seit den Zeiten des philosophischen Jahrhunderts Jakobinismen darin, und hält sie für die Mutter des verruchten Freiheitssinnes; bald fürchtet man noch andere Klubs, Verschwörer allerhand; bald sieht man sie als die Höhlen der Räuber und Hehler an u. s. w.“

Und derselbe Raisonneur schildert nach seiner Auffassung die Zusammenkunft in nachstehender Weise: „Man fördert zunächst die Geschichte des Tages, die Neuigkeiten, die man hörte, die Erfahrungen u. s. w. zu Tage; dann wird abgeurteilt, was recht, was unrecht, was gut, was böse sei; man erzählt die Schicksale seiner Prozesse, teilt sich wechselseitig Klugheitsmaßregeln mit, spricht von den Preisen seiner Erzeugnisse; handelt das weitläufige Kapitel von Ackerbau und Viehzucht, prüft Maßregeln der Regierungen, Betragen der Staatsdiener, der Advokaten rc. oft mit bewunderungswürdigem Scharfsinn, philosophirt über das große Weltgebäude; speculirt über seine Unternehmungen, geißelt die Mondkälber, die Feuermänner u. s. w.“

Wer diese drei Auslassungen, das fürstbischöfliche Verbot, die Entgegnung und die Befürwortung der Lichtstube seitens des citierten Zeitgenossen vergleicht, bedarf keines weiteren Kommentars, um vollständig klar über die Sache zu sein.

Wir haben aber endlich der Vollständigkeit halber noch die dritte Species der Rockenstube, die (seltenen) Lichtstuben der Weiber anzuführen. Hier lieferten Säuglinge, Basen, Nachbarinnen, Gänse, Enten, Hühner, Eier, Käse, Butter, Milch, Kuh und Kälber den Stoff zur Unterhaltung.

Dem fürstbischöflichen Verbote folgten in späteren Zeiten Verordnung der kurfürstlichen und der königl. bayerischen Regierungen; die Rockenstube, wie wir sie zuletzt schilderten, (die allgemeine Rockenstube) ist trotzdem geblieben bis nahezu auf die heutige Zeit und vielleicht wird sie selbst heute noch in eingeschränktem Maße da und dort gehalten.

Vor Jahrzehnten wenigstens haben wir, bei Ferienaufenthalt auf dem Lande im Hause von Verwandten, diese altfränkische Einrichtung aus eigener Wahrnehmung kennen gelernt. Dort war so manchmal auch der eine oder der andere Wächter der öffentlichen Ordnung auf der Ofenbank zu sehen gewesen, wie er blinzelnd mit dem Auge der Gerechtigkeit sich labte an dem decenten Treiben der jungen Welt, sich zugleich erwärmend am großen Kachelofen, auf dem mitunter auch unser alter Förster ein seliges Stündchen verschmauchte.

Ländlich, sittlich. Andere Zeiten, andere Sitten. Ob jetzt die Welt besser geworden ist?

Kleine Mitteilungen.

Unsere Bilder. Märklins „Nördlingen" ist mit drei Illustrationen geschmückt. Wir erblicken die „Schlacht von Nördlingen" nach dem Gemälde Ottos im Königl. Nationalmuseum zu München. Das Bild zeigt die Gefangennahme des Feldmarschalls Horn durch die bayerischen Reiter. Der Marschall ist getreu nach einem zeitgenösischen Porträt gebildet. Freiherr v. Löffelholz gibt in reizender Vignette die Herrgottskirche, nunmehrige katholische Stadtpfarrkirche Nördlingens; Herr Reallehrer Julius August Heller von Nördlingen, hatte die außerordentliche Liebenswürdigkeit, uns eine Zeichnung von Schloß Reimlingen zu fertigen, wo 1634 König Ferdinand und seine Generale Hauptquartier genommen hatten.

Die Bilder Nymphenburgs gelten der Gegenwart. E. Fröhlich zeigt uns in seiner Vignette die große Kaskade und den Tempel am See; das zweite Bild zeigt uns mit photographischer Treue die dem Parke zugewendete Fassade. A. Hoffmann hat die Fichtelgebirgssage „Scharfenstein" zu einer phantasievollen Zeichnung angeregt, welche gewiß den Beifall des Beschauers verdient.

Papst Pius II. Pfarrer zu Aspach im Bistum Passau. Der Chorherr Konrad Meindl in Reichersberg bringt in seiner genealogischen Abhandlung über das altbayerische Geschlecht, derer „v. Aham" ein äußerst interessantes Schriftstück zum Abdruck. Am nächsten Montag nemlich nach U. L. Frauentag Geburt (13. Septbr.) 1445 urkundet zu Wien Aeneas Silvius, Pfarrer U. L. Frauenkirche zu Aspach im Bistum Passau und des römischen Königs Friedrich ꝛc. Secretarius, „es habe ihm der edle und feste Erasmus Ahaimer vorgebracht und geklagt, daß ihm etliche Schriften und Briefe lautend auf eine gestiftete Messe in seinem Schlosse Wildenau verbrannt (wohl im Jahre 1430) seien, darunter auch der Hauptbrief dieser Stiftung, er bitte um Erneuerung desselben, wenn die Gegenbriefe vorhanden seien; er habe den Gegenbrief eingesehen, lasse deshalb sein Gezeugnis mit dem Hauptbriefe nach dessen Wortlaut folgen". Derselbe ist ausgestellt am Sonntag vor St. Johann zu Sonnwenden (22. Juni) 1457. — Genannter Pfarrer „Aeneas Silvius" ist nun kein geringerer als der nachmalige berühmte Papst Pius II. (1458—64), der aus dem Geschlechte der Piccolomini stammt. Gierl.

Der deutsche Schauspieler vor hundert Jahren. Über die Art, wie in einer früheren Epoche des deutschen Theaters, als noch die Haupt- und Staatsaktion florierte, die Schauspieler bei uns unter einander verkehrten, gab schon der berühmte Schauspieler, Theaterdichter und Intendant A. W. Iffland eine sehr erheiternde Schilderung: Ihre Begrüßungen untereinander waren sehr feierlich und abgemessen. Den allertragischsten Helden mußte der zweite Held zuerst grüßen, wogegen jener nur erwiderte. Die, welche die Vertrauten hatten, waren barhäuptig, sowie der erste Held und Tyrannenspieler sich blicken ließ.

An öffentlichen Orten hatten die ersten Häupter ihre Plätze allein, die anderen wichen von selbst und durften nur auf herablassende Ladung sich nähern.

Die Umständlichkeiten aber, womit ein neues Glied in den hohen Orden des Elends und der eingebildeten Größe eingeführt wurde, waren außerordentlich. Die erste Frage an den, welcher sich meldete, in die Zunft aufgenommen zu werden, war: — „Kann der Herr eine Scepter-Aktion machen?" Hierauf ward ihm ein Kommandostab eingehändigt, mit welchem er probieren mußte, entweder ihn feierlich auf der Hüfte ruhen zu lassen oder damit fern in das unbekannte Land gebieterisch zu deuten. Bewährte sich dabei ein Geist, welcher Anlage für fürstlichen Anstand, überhaupt für hohe Formen wittern ließ, so ward ihm eine donnernde Rede abverlangt. Konnte diese das zustimmende Kopfnicken der alten Gesellen erlangen, so trat das Oberhaupt vor, an den Neuling heran und sprach zu ihm: „Ist der Herr ein Paar schwarzsammtner Beinkleider mächtig?"

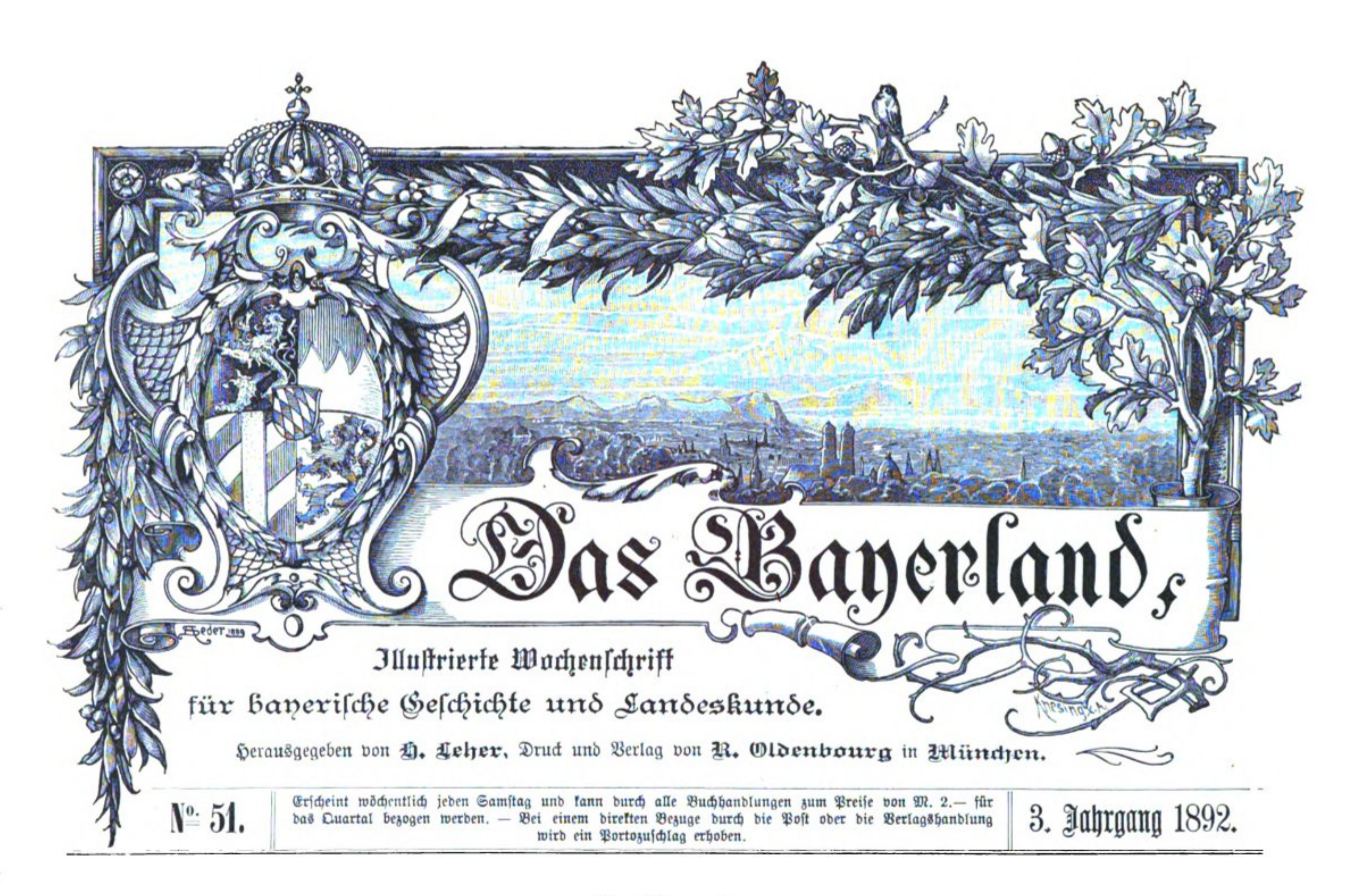
Konnte auch diese wichtige Frage bejaht werden, so war wenigstens die notwendigste Vorbedingung für das Engagement erfüllt. Denn die schwarzsammtne Beinkleider-Ausstattnng war den damaligen Direktionen von ernster Bedeutung. Erste Rollen im bürgerlichen Schauspiel wurden in der Regel in einem braunen Tuchkleid mit seidener Weste gegeben. Dies Kostüm wurde von der Direktion geliefert. Die schwarzsammtnen Beinkleider hingegen mußte der Schauspieler selbst sich halten, und sie wurden angelegt, gleichviel ob das Stück im Kostüm der Zeit spielte und eine Zopfperücke und Kniehosen mit Schnallenschuhen verlangte, oder ob ein Ritterhelm den Kopf bedeckte.

Aber auch im gemeinen Leben war die Kostümfrage keine nebensächliche, und die rote mit Gold besetzte Scharlachweste war ein ausschließliches Recht des Oberhauptes, und die jüngeren Mitglieder waren schon sehr stolz, wenn sie bis zu einem Tressenhut zu gelangen wußten. G.

Eine Lokomotive vor dreihundert Jahren. Anno 1539 den 22. Martii starb der ehrwürdige Herr Petrus Spengler von Nürnberg, aus einem guten Geschlecht bürtig, Canonikus und Custos auf unserm Stift, ein wunderlicher seltsamer Baumann hat vier Wolfsgruben um die Stadt (Spalt) machen lassen, hat um die Stadt mit Baumziehen, Weingärten und Hopfenbauen große Arbeit gethan — — er hat einen Wagen gemacht und denen von Nürnberg verehret, da kann sich einer selbst darauf führen; wenn er über Land gereist, wie er dann lange Zeit des Stifts Prokurator gewesen, so hat er einen türkischen Bogen und seine Pfeil unter dem Gürtel getragen. (Aus des Stadtpfarrers Wolfgang Agrikola Spalatinus [geb. 1536] handschriftlicher Chronik von Spalt.)

Die Edlen v. Eyb. „Es ist ungefähr bei 100 Jahren — so schreibt u. a. Wolfgang Agrikola Spalatinus — da schickten die v. Eyb sechs ihrer Söhne miteinander, darunter fünf Ludwig genannt, in Italiam, daß sie allda in den geistlichen und kaiserlichen Rechten studierten, wie sie denn ihre Studia dermaßen vollführten, daß sie alle sechs Doktorats würdig waren, wie dann vier aus ihnen den Gradum mit hohem Lob der ganzen Universität annahmen: ehe sie sich wieder ins Teutschland begaben, zieheten sie mit einander zum heiligen Grab und erlangten allda die rechte Ritterschaft. Wie mir ein alter frommer gelehrter Parfüßler Ordenspriester R. P. Bonaventura Jovaviensis, so 16 Jahre im Konvent zu Jerusalem bei dem heiligen Grab gewesen, gesagt, so seie es damalen in der Matricl, daran: die Parfüsser alle Ritter einschreiben, für ein sonders Wunderwerk (habe es selbsten gesehen) unterzeichnet worden, daß 6 Teutsche von Adel eines Stammes und Namens waren, auf einmal zu Ritter geschlagen worden. Als ihnen Gott wiederum mit guten Glück in ihr Vaterland hulf, wollten sie ihr Talent nit vergraben, sondern begaben sich in frommer Fürsten Dienste. Ludwig v. Eyb zu Eybburg wurde Vitzthumb über die ganze Pfalz und Boyarn, Ludwig v. Eyb zu Sommersdorf, Hofmaister zu Eichstätt, Ludwig v. Eyb zu Sybburg, Hauptmann uf dem Gebürg, Hanns v. Eyb, Hofmaister zu Ahnspach, Ludwig v. Eyb zu Durndorf, Landrichter zu Aurbach, Ludwig v. Eyb zum Hartenstein, Schultheiß zu Neumark."

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44 — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Illustrierte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde.
Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

No. 51. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 3. Jahrgang 1892.

Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

Mit innigem Kusse schied er von der Gattin und verließ das Zimmer. Auf der Treppe begegnete er seiner Tochter und dem Obersten. Einige Worte setzten ihn in Kenntnis von dem jüngsten Ereignis, er hieß Bertha, dem Gast sein Zimmer aufzuschließen und dort seine Rückkehr zu erwarten, da er selbst nach dem Kranken sehen wolle. Bald kam er zurück, Bertha ging, um der Mama Gesellschaft zu leisten, und die beiden Männer waren allein.

„Ihr Name, Herr Oberst", begann Wägel nach den ersten einleitenden Worten, „ist mir keineswegs fremd. Sie waren Jugendfreund des ehemaligen Marquis v. Tréfort, auf dessen Geheiß Sie sich bereit erklärten, eine Handlung vorzunehmen, auf welche nach heutigen Rechtsbegriffen Zuchthausstrafe steht. Sie maßten sich bei einer nichtswürdigen Komödie die Rolle des Geistlichen an, der einen heimlichen Bund einzusegnen hatte."

„Es wird mir nie in den Sinn kommen, Herr Wägel", entgegnete stolz der Franzose, „eine meiner Handlungen, und wäre sie wie die in Rede stehende, vor 30 Jahren begangen worden, leugnen zu wollen."

„Dies vorausgeschickt, bin ich gern bereit, Ihr weiteres Anliegen an mich zu vernehmen", bemerkte Herr Wägel.

„Mein Freund George Prüd'homme, damals Husarenkapitän, war vor 20 Jahren in diesem Hause einquartiert. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß er es lebend nicht verlassen, und ich habe mir die Aufgabe gestellt, das Dunkel zu erhellen, welches die letzten Lebensstunden meines teuren Waffenbruders umgibt."

„Die Anzeichen, von denen Sie hier sprechen, beschränken sich im wesentlichen auf die Denunziation eines ehemaligen Dieners meines Hauses!" entgegnete Wägel.

Der Franzose zeigte sich bei diesen Worten Wägels überrascht, und es gelang ihm nicht, diese Überraschung zu verbergen.

„Kaspar Krudel heißt der Mann", fuhr Wägel unbeirrt fort, „früher Auslaufer in meinem Geschäfte, nunmehr Wirt ‚Zum goldenen Fisch' dahier. Dieser nichtswürdige Mensch gibt vor, im Besitze eines Geheimnisses zu sein, dessen Enthüllung mir unberechenbaren Schaden zufügen könnte. Wissen Sie denn, daß er bei mir gewesen und die kleine Summe von 1000 Gulden für sein Schweigen gefordert hat? Daß ich seine Drohungen nicht gefürchtet, habe ich ihm, denke ich, deutlich genug bewiesen. Nun hat diese edle Seele sich an Sie gewendet, in der Hoffnung, von anderer Seite zu dem erträumten Gelde zu gelangen, denn für Geld ist diesem Schurken alles feil, Ehre und Ansehen bei den Mitbürgern. Er hat es oft in seinem Leben bewiesen. Noch einmal, ich fürchte seine Aussagen nicht im mindesten."

„Kennen Sie diesen Dolch?" fragte plötzlich der Oberst.

Herr Wägel ergriff die kleine zierliche Waffe und betrachtete Griff und Klinge aufmerksam.

„Dieser Dolch gehörte meiner Frau. Sie führte ihn, so lange der Kapitän im Hause weilte, um ihre Ehre zu wahren vor seinen Nachstellungen. Sie wissen besser als ich, daß Prüd'homme willens war, wiederum seine vermeintlichen Gattenrechte geltend zu machen."

„Ich sehe, Sie sind von all diesen Vorkommnissen genau unterrichtet“, sagte der Oberst, „und dieser Umstand wird mir die Lösung der übernommenen Aufgabe beträchtlich erleichtern. Vielleicht ist Ihnen bekannt, daß ich nach jahrelanger Trennung meinen Freund George wieder hier gefunden habe. Aber ich durfte mich nur einige kurze Stunden seiner Gesellschaft freuen, denn alsbald rief der Dienst mich ab. Ich traf an jenem Nachmittag den alten Jugendgespielen in tief nachdenklicher Stimmung an, und es gelang mir nicht, ihn aufzuheitern. Er gefiel sich, möchte ich sagen, in düsteren Todesahnungen; er vertraute mir, daß er Klotilden, seiner Frau begegnet wäre, doch wollte er nicht sagen, wann und wo diese Begegnung stattgehabt. Zuletzt nahm er mir das feierliche Versprechen ab, seinen Tod zu rächen und für seinen hinterlassenen Sohn Sorge zu tragen.“

„Kapitän Prüd'homme hinterließ einen Sohn?“ fragte Wägel mit lebhafterem Interesse. „Was wissen Sie hierüber Sicheres, Herr Oberst?“

„Von seiten meines toten Freundes nichts als die Erwähnung, daß er einen Sohn besitze, aber es ist mir gelungen, diesen Sohn ausfindig zu machen.“

„Er lebt?“ fragte Wägel gespannt.

„Er lebt“, bestätigte der Oberst. „Wir alle kennen ihn. Kein anderer als der bisherige Henri Martin ist der künftige Marquis v. Tréfort. Dieser Brief hier, dessen Vollgültigkeit ich dem alten Herrn gegenüber in allen Punkten zu vertreten wissen werde, genügt allein der Hauptsache nach zur Legitimierung. Bitte, wollen Sie nur Einsicht nehmen von dem Schriftstück.“

Mit diesen Worten reichte er dem Kaufherrn den Brief hin, der ihn aufmerksam durchlas und alsdann wieder zurückgab.

„Leider“, fuhr Laharpe fort, „haben meine Eröffnungen den jungen Mann dermaßen aufgeregt, daß er nunmehr schwer krank daniederliegt. Freilich geben die Ärzte mir alle Hoffnung, daß er sich in Bälde wieder recht erholt haben wird.“

„Wenn Henri Martin der Sohn Prüd'hommes, des ehemaligen Marquis v. Tréfort ist, dann ist er zweifellos auch das Kind meiner lieben Frau und fortan mein eigenes“, sagte Wägel mit Bewegung. „Leider aber gestatten dermalen die Umstände nicht, daß ich den Sohn seiner Mutter zuführe, so sehr ich mich dieses Wiedersehens freuen würde. Wie ist es Ihnen gelungen, in den Besitz dieses Briefes zu gelangen?“

„Der Brief war versteckt in einem Gebetbuch, welches der Rottmeister Schleierer einem armen Hausierer abgenommen hat.“

„Schleierer ist der Freund Krudels, und letzterer hat ihn jedenfalls bestimmt, diesen Fund Ihnen gegen eine bestimmte Geldleistung anzubieten?“

„Ja, so ungefähr war der Verlauf, doch habe ich mich um des Rottmeisters Reklamationen durchaus nicht gekümmert und ihm Buch und Brief ohne weiteres abgenommen.“

Herr Wägel mußte bei den letzten Worten des Obersten unwillkürlich lächeln. Dann entgegnete er sichtlich erheitert:

„Sie lieben es, gerade vorzugehen, Herr Oberst!“

„Meiner Treu, ja“, bestätigte Laharpe mit blitzenden Augen. „Ich gedenke, allein fertig zu werden, ohne die Mithilfe Ihrer Polizei, von der ich, wenn Sie es nicht ungütig nehmen wollen, keine sonderlich hohe Meinung haben kann. Ich will ja den Direktor Wurm aus dem Spiele lassen, denn er ist wenigstens gedienter Offizier und hat Energie und Courage im Leibe. Aber wie anders dieses armselige Schreibervolk, das nur auf der Welt zu sein glaubt, dem Bürger das Leben sauer zu machen mit allerlei Belästigungen! Da ist ein gewisser Schuhmacher, kriechend nach oben und unverschämt nach unten, eine erbärmliche Kreatur.“

„Ja, ja, ich kann nicht widersprechen“, stimmte Wägel bei.

„Nicht besser sind Ihre sogen. Vollzugsorgane. Sehen Sie jenen Schleierer, der für ein Glas Schnaps seine Seligkeit verpfänden würde und in jedem ehrlichen Kerl einen Spitzbuben wittert, dabei aber selbst der allergrößte ist. Wirklich“, schloß er lachend, „Sie können nicht großen Staat machen, mit solchen Leuten.“

„Ein Glück, daß diese Leute keine eigentlichen Nürnberger Kinder sind. Schuhmacher ist ein Strumpfwirkerssohn aus Feuchtwangen, und Schleierer stammt aus Marktbreit. Er wurde vor 20 Jahren auf besondere Verwendung hin bei der Polizei als sog. Streifer eingestellt, wurde dann Schütze und rückte bis zum Rottmeister auf. Er wird übrigens bald am Säuferwahnsinn zu Grunde gehen, und mit Direktor Wurms Abgang erhofft man gleichzeitig eine Verbesserung des ganzen Institutes. Nun aber zur Hauptsache zurück. Sie behaupten, Herr Oberst, daß Kapitän Prüd'homme in meinem Hause verschwunden sei?“

„Ich muß an dieser Ansicht festhalten, Herr Wägel.“

„Sie wissen, daß ich an dem fraglichen Tage — es war der 16. August —, kaum aus dem Hauptquartier zu Lauf nach Nürnberg heimgekommen, noch in selbiger Nacht als Geisel ausgehoben und abgeführt wurde. Meine Frau fand ich ohne Besinnung. Was sollen wir Ihnen sagen können über die letzten Stunden Ihres Waffenbruders?“

„Der gefundene Dolch?“ fragte Laharpe.

„Gehörte meiner Frau, und wenn sie ihn je gebrauchte, dann geschah es zur Verteidigung ihrer Ehre. Die Rostflecken rühren zweifelsohne vom eigenen Blute her, denn man hob damals meine arme Frau schwer verwundet unter herabgestürztem Gebälk auf. Sie fühlt sich noch heute, nach 20 Jahren, zu schwach, als daß ich Sie zu ihr führen dürfte, damit Sie aus ihrem Munde die Bestätigung dessen vernehmen könnten, was ich Ihnen eben sagte.“

„Bitte recht sehr, Herr Wägel“, sagte höflich Laharpe, „ich hege nicht den allerleisesten Zweifel an Ihrer vollkommenen Ehrenhaftigkeit.“

„Zudem glaube ich, Ihnen bemerken zu müssen“, fuhr der Kaufherr fort, „erst in der allerletzten Zeit vermochte meine Frau, sich der Vergangenheit klarer zu erinnern. Ja, erst heute, vor wenig Stunden, hat sie mir gestanden, daß sie dem Kapitän, ihrem ersten Gatten, ein Rendez-vous auf dem Söller bewilligt habe in der ehrenhaften Absicht, dadurch sichere Auskunft über ihr totgeglaubtes Kind zu erlangen. Prüd'homme verweigerte die Auskunft, die gesteigerte Wut eines zu jener Stunde tobenden Sturmes führte eine Katastrophe herbei, welcher auf bis jetzt noch unaufgeklärte Weise der Kapitän zum Opfer gefallen ist.“

„Und würden Sie mir gestatten, den Thatort selbst in Augenschein nehmen zu dürfen?“

„Gewiß, zu jeder Stunde. Seit jenem unseligen Tage wurde der Söller, nachdem die notwendigsten Reparaturen ausgeführt worden waren, abgeschlossen, und keines Menschen

Fuß hat ihn mehr betreten. Es knüpfen sich für mich und meine Familie unsagbar trübe Erinnerungen an diesen Ort, der die Stätte mehr als eines Unglücks gewesen."

„Wann wollen Sie also, meinen Besuch zu erneuern, mir erlauben?" fragte Laharpe.

„Ich wäre auf der Stelle bereit, Sie hinauf zu führen, aber es ist Sonntag Abend, zudem beginnt es bereits zu dunkeln. Wir wollen es verschieben bis morgen Vormittag. Ich gedenke, den alten Müller und Sartorius, meine treuen, erprobten Freunde, als Zeugen mitzunehmen."

„Sehr wohl, Herr Wägel. Ich werde nicht verfehlen, mich morgen zeitig einzustellen. Gestatten Sie mir, Ihnen meine Hochachtung und dankbare Ergebenheit zum Ausdruck zu bringen für das äußerst loyale und liebenswürdige Entgegenkommen, welches Sie meinen Wünschen und Forderungen gegenüber gezeigt, und entschuldigen Sie mein vielleicht zu langes Verbleiben."

Mit der Verbeugung eines Mannes von Welt hatte der höfliche Franzose sich von seinem Wirte verabschiedet, und Herr Wägel betrat wiederum das Krankenzimmer, um sich nach Henris Befinden zu erkundigen."

13. Kapitel.

Es war am Morgen des nächstfolgenden Tages. Henri hatte eine schlimme Nacht verbracht und ruhte, von den Ausbrüchen eines heftigen Fiebers erschöpft, regungslos auf dem Schmerzenslager. Wenngleich die Ärzte der Umgebung nicht verhehlen durften, daß der Fall ein äußerst bedenklicher sei, konnten sie doch mit gutem Gewissen behaupten, daß, nach dem Vorhandensein verschiedener guter Anzeichen zu schließen, gegründete Hoffnung bestehe, den Kranken bei guter Wartung und Pflege bald genesen zu sehen. Und an der besten Wartung sollte es ihm nicht fehlen. Durch die Unvorsichtigkeit eines Dienstboten hatte Madame Wägel von dem schlimmen Ereignis erfahren, und fortan gab es kein Mittel mehr, die treubesorgte Mutter fern zu halten von ihrem erkrankten Kinde; redlich teilte Bertha sich in die Pflege, und die Ärzte mußten ja wohl unter solchen Umständen sich das Allerbeste versprechen für Henris Rettung aus so schlimmer Fährnis.

Pünktlich hatte auch der Oberst sich eingefunden, der Medizinalrat und Müller waren zur Stelle, und so machte Wägel in Begleitung dieser drei Herren sich alsbald auf den Weg.

„Wir müssen gefaßt sein, den Platz in ziemlich verwahrlostem Zustande zu finden. Seit nahezu zwanzig Jahren, wie ich Ihnen bereits bemerkte, Herr Oberst, ist der Söller nicht mehr betreten worden. Ich habe den einzigen Schlüssel zu diesem Raume in strengstem Verwahr gehalten, und nur Ihre ganz direkt lautende Forderung kann mich bestimmen, diese Nachforschung anzustellen, von welcher ich mir gleichwohl nicht das allermindeste positive Resultat verspreche."

Die Herren standen nunmehr in der offenen Halle, die, unmittelbar unter dem Dache gelegen, das oberste Stockwerk des stattlichen Patrizierhauses bildete.

„Dieses ist der sogen. Söller", wandte Müller sich erklärend an den Obersten. „Als an jenem Abend, vor zwanzig Jahren, jener furchtbare Sturm wütete, der allenthalben die größten Verheerungen anrichtete, geschah es, daß der mittlere der ursprünglichen drei Giebel eingerissen wurde, und das Balkenwerk teils hier an dieser Stelle die Decke durchbrach, teils in den Hof stürzte. Die Reparatur bestand in dem gänzlichen Abnehmen des Mittelvorbaues, die beiden Eckgiebel konnten stehen bleiben, da sie sich nach höchst sorgfältiger Untersuchung als vollkommen solid und sturmfest ergaben. Hier, genau hier ist die Stelle, wo wir Madame auffanden, bewußtlos und blutüberströmt, begraben unter Schutt und Balkenwerk. Von dem Kapitän, den wir freilich auch nicht hier oben gesucht hätten, war nicht die leiseste Spur zu bemerken. Wie Sie sehen, gibt es hier oben kein Versteck, die Flucht über die Dächer wäre unter allen Umständen ein waghalsiges Kunststück gewesen, der an jenem Abend wütende Sturm aber machte sie zu einer reinen Unmöglichkeit. Hätte der Kapitän seinen Rückzug über die Treppe angetreten, so würde er uns in die Hände gelaufen sein, denn es gibt nur einen Aufgang zum Söller. Nun wäre es freilich das einfachste, zu behaupten, der Kapitän sei überhaupt nicht hier oben gewesen, weil er so ganz spurlos verschwinden konnte. Ammon hat ihn am Nachmittag das Haus verlassen sehen, aber niemand sah ihn heimkehren. Sein Bursche hatte Auftrag gehabt, schon Tags vorher sein Gepäck aus dem Hause zu schaffen, und alles, was ich in diesem Betreff in Erfahrung bringen konnte, deutete darauf hin, daß der Kapitän die bestimmteste Absicht hatte, an demselben Tage noch uns zu verlassen. Ich frage Sie also, Herr Oberst, wo wollen Sie seine Leiche suchen hier oben? Ist es möglich, daß ein Mensch hier so ganz spurlos verschwinde?"

(Schluß folgt.)

Nördlingen im Ries.

Von Franz Märklin.

(Schluß.)

Am 9. September vormittags kam der römische König mit großem Pomp in die Stadt, stieg in der Gastwirtschaft „zur Hölle" dem jetzigen Stadtpfarrgebäude, ab und begab sich von da unter dem Geläute aller Glocken zu Fuß in die Kirche. Bei der mittleren Thür fiel ihm der Magistrat mit vielen alten Männern zu Füßen und bat um Gnade, welche auch gewährt wurde.

Elf Jahre verfließen, und abermals wird vor den Thoren der Stadt eine blutige Schlacht gekämpft. Die bayerische Armee unter Feldmarschall de Mercy, dem „größten Meister der Feldbefestigungskunst", nimmt bei Allerheim Stellung, das Vordringen der Franzosen, welche von dem Prinzen von Condé und dem Marschall Turenne befehligt waren, zu hemmen.

Rektor Chr. Mayer rivalisiert in seiner Schilderung des 3. August 1645 mit der Beschreibungskunst eines Gustav Freytag. Den 3. August 1645, mittags um 1 Uhr, begann der Prinz von Condé seine Reihen zu formieren, den rechten Flügel dem Schlosse von Allerheim und Johann v. Werth gegenüber,

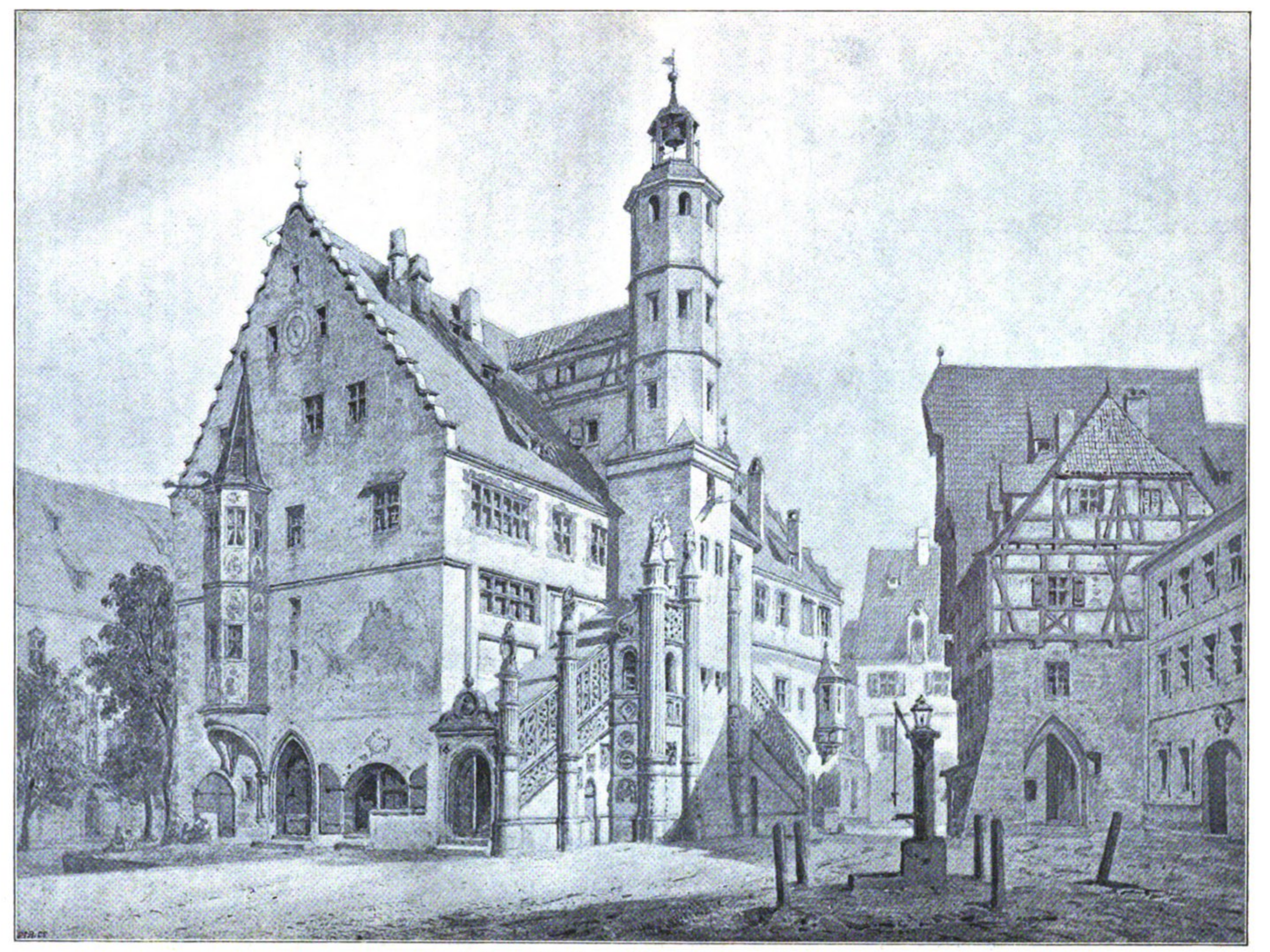
führte der Marschall Grammont; im Centrum befehligte der Graf Marsin, den Wenneberg im Gesicht stellte sich Turenne auf; den Oberbefehl führte der Prinz. Erst am späten Nachmittag beginnt der Kampf, ein wildes, furchtbares Schlagen zunächst um den Besitz des Dorfes. Mit größter Bravour stürmen die Franzosen heran, aber ihr Ungestüm scheitert an der eisernen Kraft, mit der die Bayern in ihrer Stellung wurzeln. Condé selbst ist zur Stelle, er begeistert und treibt seine Leute, sie wiederholen den Sturm. Wirklich gelingt es ihnen, sich in einige Schanzen zu werfen, ein Stück weit ins Dorf zu dringen. Aber das Feuer der Bayern ist nicht zu bestehen. In Reihen werden die Franzosen niedergemäht, die Tapfersten ihres Adels sinken, zerrissen und zerschossen taumeln die französischen Glieder zurück. Dem Prinzen selbst wird ein Pferd getötet; ein zweites, drittes wird verwundet, als er sie besteigen will. Alle Adjutanten, sämmtliche Offiziere seines Gefolges fallen. Er selbst erhält endlich eine leichte Kontusion, nachdem fünf Kugeln an seinen Küraß geschlagen. Und dennoch umsonst all dieser Mut und all' diese Verluste! Der bayerische Feldherr ist der Unüberwindlichkeit seiner Stellung so gewiß, daß er beim wiederholten Anrücken der Franzosen ausruft: „Gott hat ihnen den Kopf verdreht, sie rennen in ihr Verderben". Und sein Wort war nicht vermessen. Eine unselige Musketenkugel verändert plötzlich die Lage. Vom Kirchturm herab schießt ein bayerischer Musketier blind in das Getümmel. Seine Kugel geht fehl. Durch den Nacken ins Herz getroffen, bricht Mercy sterbend zusammen. Der Tod des Marschalls, zu allen Zeiten ein unersetzlicher Verlust, in solcher Stunde ist er es doppelt. Die Leitung der Schlacht, bisher in seiner Hand so fest, so bestimmt und geordnet, ist auf einmal dahin. Der Zusammenhang stockt. Zwar auch jetzt ist die Schlacht auch entfernt noch nicht verloren. Die Bayern, über den Tod ihres Generals zuerst bestürzt, alsdann aber zu wütender Rache entflammt, stürzen wie ein reißender Strom auf den Feind. Kein Soldat achtet mehr das Leben, nachdem der Feldherr tot. So viele Franzosen ins Dorf gedrungen, sie werden in Stücke gehauen, eine blutende Hekatombe, dem gefallenen Feldherrn als Sühne gebracht. Und noch ist Aussicht, am Abend neben seine Leiche die Palme des Sieges zu legen.

Aber auf einer andern Seite vollzieht sich ein verhängnisvoller Fehler; auf dem linken Flügel hatte Johann von Werth fast gleichzeitig mit Mercys Fall und, wie es scheint, ohne Kunde von seinem Tode, den Kampf begonnen. Eine Weile hatte er es über sich vermocht, mit seinen Reitern am Schloßberg zu halten und auf den Angriff der Franzosen zu warten. Aber unmutig über ihr Zögern, brach er endlich mit seinen Schwadronen auf und ließ einhauen. Es war ein furchtbarer Anprall. Nach kurzem Gefecht war der Marschall Grammont gefangen, seine Geschwader auf der Flucht. Nun konnte v. Werth nach rechts schwenken, in die Flanke des wankenden, feindlichen Centrums einbrechen und durch dessen Niederlage den Tag entscheiden. Aber vom Dämon der Schlachten verleitet, ließ sich der hitzige Reitergeneral verführen, den fliehenden rechten Flügel der Franzosen nach allen Richtungen hin und bis weiter hinter das Schlachtfeld zu verfolgen. So vergeudete er seine Kraft, wo der niederwerfende Stoß gegen den Feind bereits geschehen war, und entzog sie jenem Punkte, wo sie den Ausschlag geben konnte. Und als er mit Sonnenuntergang zurückkehrte, kam er zu spät. Ja, vielleicht war es selbst da noch Zeit, wenn sich der General mit aller Macht dem Feinde in den Rücken warf. Statt dessen ritt er, das Schlachtfeld umkreisend, in weitem Bogen in seine ursprüngliche Stellung zurück. Da sah er den Feldmarschall als Leiche, den Wenneberg in der Hand der Franzosen. Ganz wütend soll er sich da geberdet haben; aber der Sieg war entschlüpft. So hat v. Werth am Tage von Allersheim, indes er sich das Zeugnis eines heldenmütigen Kriegers erneute, den Ruhm eines großen Führers verloren. Die Schlacht war inzwischen so zu Ende gegangen. Als Condé sich daran erschöpft hatte, das Centrum der bayerischen Linie zu erstürmen, ließ er endlich einige Häuser des Dorfes in Brand stecken. Die lodernde Flamme sollte die Bayern verscheuchen. Selbst dies gelang nur unvollständig. Nun warf sich der Prinz mit Turenne aufs neue gegen den rechten Flügel, der am Wenneberg stand. Auch hier das gleiche Schicksal. Die Franzosen stürmen und werden geworfen. Sie weigern sich, einen nochmaligen Anlauf zu machen. Nur ein äußerster Versuch bleibt noch übrig. Condé befiehlt die deutsche Reserve zum Sturm; sie rücken heran, die Hessen und Thüringer unter General Geis, und nähern sich den Kaiserlichen auf Pistolenschußweite. Es wird erzählt, einige Momente seien sich die Krieger schweigend gegenüber gestanden. Keine Seite wollte zuerst Feuer geben. Endlich drückten doch die Hessen los. Nun kommt es zu einem furchtbaren Handgemenge. Ein hessisches Regiment wird bis auf den letzten Mann niedergehauen; zuletzt weichen doch die Kaiserlichen, Graf Geleen wird gefangen, der Wenneberg genommen, und sein Geschütz gegen die Bayern gerichtet. So endet die Schlacht zu gunsten der Franzosen. Aber es war ein Sieg, mit den größten Opfern erkauft und doch beinahe fruchtlos. Die Blüte des französischen Adels, eine unverhältnismäßige Anzahl von Offizieren, darunter Graf Marsin, waren gefallen. In Frankreich erstickte der Siegesjubel im Jammer der trauernden Familien. Und wie gering waren die Erfolge! Von einer Flucht der Bayern war nicht die Rede. Als Johann von Werth abzog, nahm er nicht nur einen französischen Marschall als Gefangenen mit sich, sondern auch drei eroberte Kanonen und 70 Fahnen. Wenn man den Gang der Schlacht prüfend verfolgt, kann man kaum zweifeln, daß, wenn de Mercy nicht gefallen wäre, der Sieg in den Händen der Bayern geblieben wäre. Dies auszusprechen, gab es keine berufenere Stelle als Napoleon, und er that es unverhohlen.

Auch hier hatte das Ende der Schlacht die Übergabe von Nördlingen zur Folge, welches am 17. August vor den Franzosen kapitulierte.

Ehe noch der Krieg zu Ende ging, mußte die Stadt die Heimsuchung einer heftigen Beschießung erdulden. Die Bayern bombardierten im Dezember 1646 die Stadt durch 24 Stunden, wobei 141 Wohnhäuser und Städel zerstört wurden.

Es war das letzte Ungewitter, welches sich über die Stadt entlud. — In verhältnismäßiger Ruhe verfließt das nächste Jahrhundert; nur von fern stört der Donner der Schlachten von Höchstädt und vom Schellenberge die friedliche Stille. — Wohl fehlte es nicht an drückenden Einquartierungen, endlosen Durchmärschen, welche dem Wohlstand des Bürgers schwere Wunden zufügten, aber das unmittelbare Leid des Krieges bleibt den Mauern fern. — Als mit Beginn des



Das Rathaus zu Nördlingen. Originalzeichnung von Neher.

gegenwärtigen Jahrhunderts das alte, heilige römische Reich deutscher Nation zusammenbrach, da hatte auch die Stunde für die 700jährige Souveränität und Selbständigkeit unserer Reichsstadt geschlagen, und Nördlingen wurde dem Kurhause Bayern zugesprochen. Am 1. September 1802 kamen der kurpfälzisch bayerische Kämmerer Freiherr v. Hertling und der Geheime Rat Freiherr v. Lerchenfeld und übernahmen den provisorischen Besitz der Stadt, welche am 6. Jan. 1803 zum ersten Male den Besuch ihres neuen Landesherrn, des Kurfürsten Max Josef empfing. Die Bevölkerung stand der Einverleibung sehr sympathisch gegenüber; die Zugehörigkeit zu einem großen Staatswesen hat der Stadt nur zum Vorteile gereicht.

Wir haben versucht, den Gang der Geschichte in allgemeinen Zügen zu entwerfen. Ein kriegerischer Anlaß war es, welcher hierzu die nächste Veranlassung gab, und dementsprechend waren es die kriegerischen Erinnerungen, welche in den Vordergrund traten. Da sich der uns zugewiesene Raum dem Ende naht, da dünkt es uns, als ob wir erst am Beginne unserer Aufgabe stünden; so viel des unberührten Stoffes liegt noch vor uns. Wir haben noch nichts erzählt von den Bauwerken der Stadt, überhaupt von ihrer Kunst- und Kulturgeschichte noch nicht berichtet. Man möge uns entschuldigen, an den Schätzen und Herrlichkeiten, welche wir in Nördlingen finden, dürfen wir nicht mit übereiltem, flüchtigem Schritte vorübergehen. Sie verdienen die aufmerksamste Betrachtung. Wie viele Seiten hätten wir noch zu beanspruchen für die St. Georgskirche, für das Rathaus mit den Kostbarkeiten des in ihm befindlichen Museums. Die Leser werden uns nur zu Dank verpflichtet sein, wenn wir die Beschreibung derselben gesonderten Artikeln aufbewahren.

Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf. Von Martin Greif.

Von Dr. Corbinian Ettmayer.



Friedrich der Schöne in der Gefangenschaft zu Trausnitz. Originalzeichnung von A. Cloß.

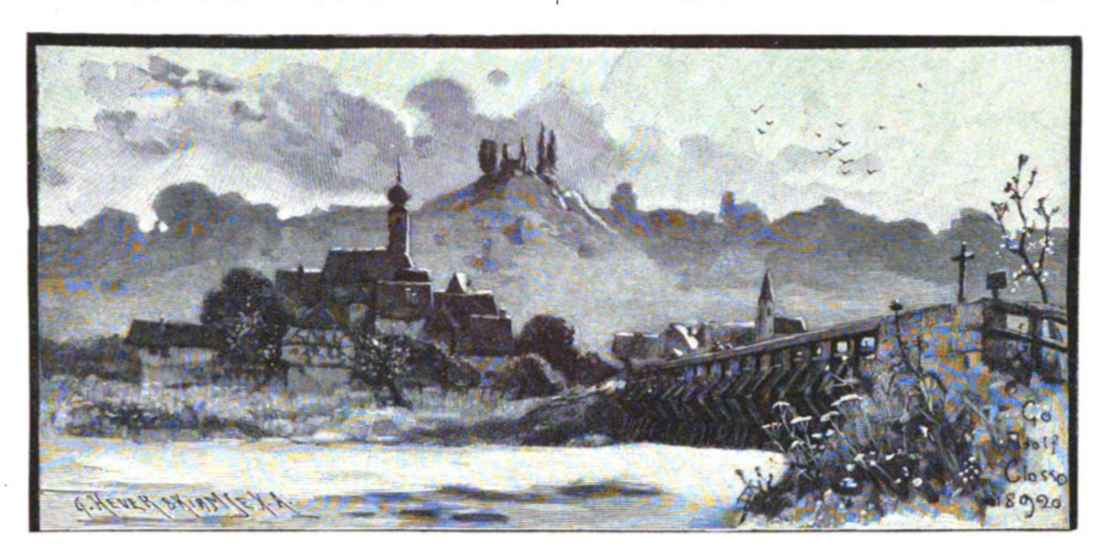
Vielleicht kein Ereignis der bayerischen Geschichte lebt noch so frisch im Andenken des bayerischen, besonders altbayerischen Volkes fort und wirkt noch so mächtig auf sein Gemüt, als der Streit und die Versöhnung zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich dem Schönen von Österreich. Dieser Episode in seinem Leben vornehmlich hat es Ludwig der Bayer zu danken, daß er die volkstümlichste Gestalt in der langen Reihe der bayerischen Regenten ist. Die Volkstümlichkeit des Ereignisses hat ihren Grund teils in dem Stolz des Volkes auf die Kriegsthaten der Vorfahren, namentlich aus dem Bürgerstande, teils in den dem Volk vor allem zu Herzen gehenden Tugenden der Großmut und Treue, die in dieser geschichtlichen Thatsache fast mit legendarischem Reize zur Anschauung kommen.

Der Dichter Martin Greif konnte sich daher für ein vaterländisches Schauspiel keinen dankbareren und wirksameren Stoff wählen, als Ludwig den Bayer nach dieser Seite seiner Geschichte. Hinsichtlich der Wahl des Stoffes besteht nämlich — was fast gar nicht beachtet wird — zwischen einem nur auf ästhetische Wirkung abzielenden historischen Drama und einem auch patriotische Absichten verfolgenden volkstümlichen Geschichtsschauspiel ein großer Unterschied. Im ersteren Falle soll der Stoff neu sein oder wenigstens in der Art der Verarbeitung neu wirken, im letzteren soll er dem Volke in seinen Hauptmomenten vertraut und ans Herz gewachsen sein. Das rein ästhetische Drama will nämlich für den Augenblick durch Spannung und Überraschung bei dem Zuschauer einen Effekt erreichen, das vaterländische Schauspiel durch Veranschaulichung nachhaltige Wirkung auf die Volksseele üben.

So verweilt der Mann aus dem Volke mit höchstem Interesse vor dem Bilde einer berühmten Schlacht oder eines andern vielbesprochenen geschichtlichen Ereignisses und er ist erfreut und gefesselt, daß er dasjenige, wovon er schon oft gehört, was Geist und Gemüt ihm schon so sehr beschäftigt hat, nun mit Augen wie gegenwärtig schauen kann. Ähnlich, nur noch viel tiefgehender und eindringlicher, hat ein vaterländisches Schauspiel zu wirken. Die bekannten viel genannten Gestalten stehen leibhaftig da, reden, handeln, treten aus der Vergangenheit in die sinnliche Gegenwart herein. Außer der Veranschaulichung obliegt aber dem Volksdramatiker auch noch die Aufgabe, das Volk in das Innere der Helden, die Motive des Handelns, die Grundzüge des Charakters, den Zusammenhang der Ereignisse blicken und damit die Geschichte noch besser verstehen lernen zu lassen. Und noch eines — im Grunde das Höchste! Das vaterländische Schauspiel soll auch vom sittlichen Geiste beseelt sein, es sollen edle Züge, große Tugenden, erhebende Thaten, es soll der Sieg des Rechtes und der Gerechtigkeit in ihm zur Erscheinung kommen, es soll durch dasselbe das Volk in seinen besten Gefühlen berührt werden. Wir könnten unsere Wertschätzung des Greifschen Schauspiels nicht prägnanter ausdrücken, als wenn wir sagen, daß sämtliche von uns angeführten Bedingungen für ein echtes und rechtes vaterländisches Volksschauspiel in ihm erfüllt sind.

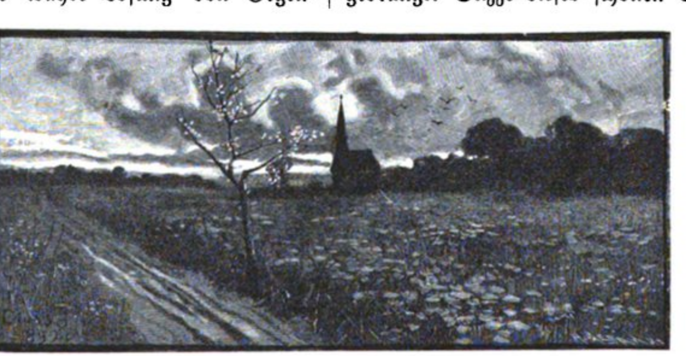
In „Ludwig der Bayer“ ist das reiche geschichtliche Material auf Grund sorgfältiger Forschung ausgiebig ver-

wertet und mit dem Takte und der Ökonomie des dramatischen Dichters disponiert, so daß, wie von selbst, die Geschichte zum Drama, zur angeschauten Gegenwart wird. Durch die Handlung zieht sich als Grundmotiv, gleichsam als die Seele derselben, die Treue. Immer mehr bewahrheitet es sich im Verlauf der Handlung, daß, worin unser Schauspiel gipfelt und schließt, „nichts auf Erden höher steht als Treue" und daß „die Treue des Deutschen höchster Schatz ist". Es kommt damit zugleich eine hohe sittliche Idee, die eigentlich die Grundidee jedes wahren Schauspiels sein muß, zum Ausdruck. Das Schicksal, das ja in Entscheidungsschlachten, wie es jene von Ampfing war, seine Gewalt bekundet, zerhaut wohl einen weltgeschichtlichen Knoten; eine wahre Lösung von Gegensätzen, wie sie in der Versöhnung liegt, kann nur auf ethischem Grunde, durch Bethätigung menschlicher Freiheit, durch Hervortreten der edelsten Züge der sittlichen Natur des Menschen herbeigeführt werden.



Kraiburg a. Inn, von der Innbrücke aus gesehen. Originalzeichnung von A. Cloß.

Diesem sittlichen Geiste gemäß, der aus einem wahren Volksschauspiele wehen muß, weiß der Verfasser es fühlbar zu machen, daß in Ludwig zu Ampfing das Recht siegte, und in Friedrich dem Schönen die Tollkühnheit und Gewaltthat ihre Strafe fanden. Nachdrücklich wird darauf hingewiesen, daß Friedrich „schwer fehlte", indem er mit den mitleidslosen, mordlustigen, landverwüstenden heidnischen Barbaren sich verbunden, daß er, von Herrschsucht getrieben, die Würfel blutiger Entscheidung fallen läßt, während Ludwig niemand drücken, lieber auf eine neue Wahl als auf eine Schlacht es ankommen lassen will und erst durch die Nachricht von dem Einbruch des Feindes in das Land und seinen Verheerungen gezwungen wird, zum Schwert zu greifen.



Die Votivkapelle auf dem Schlachtfelde bei Bimpasing. Originalzeichnung von A. Cloß.

Das Drama führt neben dem Haupttitel „Ludwig der Bayer" nach dem Titel einer alten Chronik den Nebentitel „der Streit von Mühldorf". Die Schlacht bei Mühldorf oder Ampfing ist in der That der Mittelpunkt der Handlung: ihr treibt es im ersten Akte zu, die Ereignisse der drei letzten Akte sind die Folgen dieses Entscheidungskampfes. Greif hat daher im Gegensatz zu Uhland, der in seinem „Ludwig der Bayer" der Schilderung der politisch-sozialen Lage und der Königswahl die zwei ersten Akte gewidmet hat, diese Momente nur als Exposition in den ersten Akt verlegt, der zugleich unmittelbar die Entscheidung vorbereitet. Wir können es uns nicht versagen, um den Leser einen Einblick in den Bau des Schauspiels thun zu lassen, namentlich um auch auf die stimmungsvolle Einwirkung der Scenen hinzuweisen, eine möglichst gedrängte Skizze dieses schönen Stückes zu geben.

Der erste Akt zeigt uns Ludwig den Bayer in seiner Residenz zu München, gedrückt und sorgenbeschwert wegen der langen Dauer des Krieges und der Unklarheit der ganzen Lage. Der Dichter findet hier Gelegenheit zur Charakteristik seines Helden; die Gemahlin Margaretha, unterstützt durch den unerwartet erscheinenden treuen Nürnberger Burggrafen Friedrich von Zollern, sucht ihn zu ermutigen, aber erst die von Herzog Heinrich von Niederbayern gebrachte Nachricht von dem Einbruch Friedrichs mit seinen barbarischen Horden weckt den alten Heldenmut in ihm und macht ihn sofort zum Kampf bereit. In der zweiten Scene befinden wir uns schon im Zelte Friedrichs des Schönen bei Mühldorf, wo eben Kriegsrat gehalten wird — die Bayern lagern gegenüber; hier mahnt umgekehrt die Gemahlin Isabella, unterstützt von dem Prior Gottfried von Mauerbach und bestärkt durch das Erbleichen des Habsburgs Glück andeutenden Rings am Finger Friedrichs, keine Schlacht zu wagen. Allein umsonst — Friedrich läßt seinem Gegner durch Herolde die Schlacht auf der zwischen

beiden Heeren liegenden Ebene ankündigen. Ludwig nimmt bereitwilligst, ehe Friedrichs Bruder Leopold mit seiner Streitmacht eingetroffen, die Schlacht an, den Oberbefehl überträgt er Seyfried Schweppermann — betend sinkt er mit seinem ganzen Heere auf die Kniee, um die Hilfe des Herrn zu erflehen. Der zweite Akt versetzt uns mitten in die Schlacht von Ampfing hinein. Ludwig steht vor seinem Zelt, ohne Abzeichen seiner königlichen Würde, umgeben von elf gleich gekleideten geharnischten Rittern — Schweppermann hat ihm geboten, da an seinem Leben alles gelegen, sich nicht persönlich an der Schlacht zu beteiligen — schwer wird ihm diese Enthaltung, immer schwerer, da die Meldungen von dem Wogen und Schwanken der Schlacht eintreffen; als er aber vernimmt, daß Friedrich dem persönlich von ihm bezwungenen Georg von Schlüsselberg das Banner entrissen, stürzt er sich in den Kampf. Nach einem durch die irrige Vermutung, daß Friedrich im Kampfe gefallen, veranlaßten Verzweiflungsausbruch Isabellens finden wir Friedrich, der seinen Gegner getötet zu haben vermeint, im Zelte des letzteren, schon sich als Sieger wähnend — Ludwig ist auch wirklich ganz umringt von den österreichischen Kriegern und wird nur durch die treuen Bäckerknechte und Schuhwerker aus der gefährlichen Lage befreit —, da erfährt Friedrich, daß durch das Hervorbrechen des Burggrafen Friedrich von Nürnberg aus dem Hinterhalt die Schlacht sich zu ungunsten der Österreicher gewendet, er eilt zurück in die Schlacht, aber, ob er auch mit Löwenmut kämpft, der Ausgang ist vollkommene Niederlage und Gefangennahme. Der Akt schließt ergreifend mit der bekannten historischen Begegnung der beiden Gegenkönige und der lieblichen Eierverteilungsanekdote. In dem zweiten Akte boten sich dem Dichter nicht geringe Schwierigkeiten dar; die Gefahr, ein auf der Bühne schwächlich wirkendes Bild der Schlacht zu geben, die Alternative, wichtige Momente auszulassen, oder die Vorstellung des Zuschauers zu verwirren, aber wir müssen gestehen, daß diese Schwierigkeiten mit großem scenischen und dramatischen Geschicke überwunden sind, und — trotz der wiederholten Nötigung, das gleichzeitig Geschehene scenisch nacheinander vorzuführen — geht die berühmte Schlacht anschaulich an dem inneren und äußeren Auge des Zuschauers vorüber.

Der dritte Akt versetzt uns nach Alling bei München, wo Leopold die Kunde von der Niederlage seines Bruders und durch dessen in höchster Erschöpfung angelangte Gemahlin die irrige Meldung von seinem Tode erhält. Bruder und Gattin werden wohl aufgerichtet durch die Mitteilung des zu Verhandlungen eingetroffenen Burggrafen von Nürnberg, daß Friedrich lebe, aber als Leopold die Bedingung der Freilassung desselben, die Güter des Reichs an Ludwig auszuliefern, verweigert, eilt Isabella fort, um von Ludwig die Erlaubnis zu erhalten, mit dem Gemahl die Gefangenschaft zu teilen; zu Regensburg, wo Ludwig seine Getreuen belohnt, und des Böhmenkönigs Johann wahre Gesinnungen offenbar werden, fleht Isabella vergebens den Sieger an, für ihren Gemahl oder doch wenigstens mit demselben in Gefangenschaft zu gehen. Ludwig erklärt, Friedrich könne sich jeden Augenblick die Freiheit erwirken, wenn er ihn als deutschen König anerkenne; zeigt aber ein tiefes Mitgefühl für die unglückliche Isabella, wie auch Königin Margaretha ihr mit größter Zartheit zur Seite tritt.

Wie eine elegische Idylle wirkt die Scene im Turmgemach der Trausnitz, wo Walburga, des Burgwarts unschuldig holdes Töchterlein, das dem Unerkannten in stiller Neigung zugethan ist, das Lebensdunkel des gefangenen Friedrich mit mildem Trosteslicht erhellt. Mit einer mannhaften Abweisung der in die Burg eingebrochenen angeblichen Abgesandten Leopolds, der verkappten Partisanen des Böhmenkönigs, durch Friedrich, der treu an seinem Worte, aus der Haft nicht zu entrinnen, festhält, schließt der Akt wirkungsvoll. (Schluß folgt.)

Vom Bayern-Plateau vor Paris.

Von Otto Sigl.

VI. Aus dem Tagebuch.

(Schluß.)

Außer den benannten Ballons beobachteten wir auch solche, welche nur zur Beförderung auf gut Glück von Depeschen und Briefen dienten. So sahen wir am Allerseelentag einen niedrig fliegenden, orangegelb und schwarz gestreiften Ballon, welchem an Stelle der Gondel ein Packet angehängt war, von dem ein Strick zum leichteren Erfassen der Luftpost herabhing. Einen sonderbaren Eindruck verursachte einst ein kugelförmiger mittelgroßer Ballon ohne jedes Anhängsel, welcher in der Sonne wie neues Silber glänzte. Als das irdische Gestirn von Paris her langsam und feierlich unserer Stellung zuschwebte, kam es ein paar Schwarzsehern mit einem Male nicht geheuer vor, wie etwas Verderbendrohendes, eine Art trojanisches Pferd der Lüfte. Wäre es nicht denkbar, meinten sie, daß das gleißende Ding im gegebenen Moment platzen und irgend welche höllische Saat auf unsere barbarische Häupter speien könnte? Natürlich erwies sich die unheimliche Kugel nur als ein harmloser Versuchsballon, welcher feststellen sollte, ob für die bevorstehende Fahrt eines Passagier-Luftschiffes die Windrichtung in den höheren Regionen günstig war. Zu Beobachtungszwecken war auf der Höhe des Montmartre sehr häufig ein Fesselballon sichtbar. Bei einer künftigen Belagerung bedarf es dessen nicht mehr, da den Parisern an dem Eiffelturm ein Observatorium ersten Ranges zu Gebote steht, vorausgesetzt, daß der moderne babylonische Turm, über dessen Haltbarkeit bedenkliche Gerüchte umlaufen, bis dahin noch gen Himmel ragt. Nahe hinter der Enceinte tauchten häufig kleine an Stricken befestigte, farbige oder weiß glänzende Signalballons auf, deren stumme Sprache uns schätzbare Aufschlüsse gegeben hätte, wenn sie zu enträtseln gewesen wäre.

Der schwerwiegendste und verhängnißvollste Dienst, welchen die Luftschiffahrt Frankreich leistete, war die Reise des Ballon „Armand Barbès“ welcher am 7. Oktober Gambetta als Bevollmächtigten der Regierung in die Provinz entführte. Wohl viele mögen den wie ein Wölkchen in Bergeshöhe dahin-

schwebenden Ball gesehen haben, doch niemand ahnte, daß derselbe den künftigen Diktator trug, dessen Energie Armeen aus der Erde stampfte; niemand ahnte, daß das unscheinbare Wölkchen ein für viele Tausende verderbliches Unwetter bedeutete. Welch' andere Wendung hätte der Krieg genommen, wenn irgend einer der Zufälle, welche den Luftsegler gefährden, eingetreten wäre, etwa ein Umschlag des Windes den genialen Organisator in deutsche Hände oder in den Ozean verschlagen hätte.

Um auf Luftballons wirksamer Jagd machen zu können, als es Infanteriefeuer vermochte, wurde bei Krupp in Essen ein Ballongeschütz angefertigt, welches im Belagerungspark aufgestellt ward. Dasselbe sah mit seinem aufwärts gerichteten, langen und dünnen Rohr fast wie ein großer Tubus aus, trat aber nicht mehr in Thätigkeit. Da jedoch künftig alle großen Armeen Luftballons auch im Feldkriege zum Rekognoszieren verwenden, so kann diese Kruppsche Kanone wohl noch zur Geltung kommen.

Eine höchst eigenartige Episode während der Belagerung bildete das Einheimsen von Kartoffeln, Weintrauben und Gemüsen, welches öfter von Seite der Pariser angesichts und in der Nähe der deutschen Vortruppen bethätigt wurde. Dies führte anfangs zu Alarmierungen, da den einsammelnden Civilpersonen in kurzer Entfernung bewaffnete französische Abteilungen zum Schutz gefolgt waren. Von Seite des deutschen Oberkommandos wurde jedoch verfügt, daß dieser Privatverproviantierung nichts in den Weg gelegt werden solle, nur dürfe niemand näher als hundert Schritt an die Doppelposten herangelassen werden. Den gehässigen und erlogenen Berichten der französischen Zeitungen von unserer barbarischen Kriegführung gegenüber spricht dieser wahrhaft humane Zug mehr als jede Rechtfertigung. Unter den Hunderten von Grabenden und Suchenden bemerkten wir Männer, Weiber und Kinder, unbewaffnete Soldaten, elegante Herren mit Cylinderhüten, sowie flotte Grisetten. Für uns hatten diese Erntestunden wenigstens das Gute, daß während derselben die Forts nicht feuerten. Am 20. Oktober, woselbst das Einheimsen lange Zeit hindurch im größten Stil vorgenommen ward, verlief sogar der ganze Tag ohne Kanonenschuß, was uns bisher noch nie vorgekommen war. Wiederholt mißbrauchten indessen die Franzosen die deutsche Langmut, indem anscheinend zur Deckung der Einsammelnden vorgegangene Truppenabteilungen die verlockende Gelegenheit benutzen wollten, um Einblick in unsere Stellung zu gewinnen. Natürlich mußten solche indiskrete Annäherungen mit Schüssen abgewiesen werden. Ein paarmal wurden sogar unter den harmlosen Einsammlern maskierte Soldaten bemerkt. So entdeckte einst einer meiner Posten unter der Haube eines Kartoffeln suchenden, auffallend nahe gekommenen Weibes einen martialischen Schnurrbart und bei einer Verschiebung des Unterrocks eine rote Soldatenhose. Ein Schuß über den Kopf des verkappten Infanteristen hinweg veranlaßte denselben, im ausgiebigsten Laufschritt das Weite zu suchen.

Um die Belagerungsidyllen zu vollenden, so sahen wir nicht selten einzelne Landbebauer wie mitten im Frieden ihre Felder zwischen den Forts Vanvres und Issy ackern und bis in den Spätherbst hinein hier und da eine Viehherde weiden. Wir konnten uns des Verdachtes nicht erwehren, daß es Renommier-Rinder waren, die an verschiedenen Punkten der Cernierung zur Schau geführt wurden, um den Belagerern die noch reichliche Verproviantierung der Pariser zu beweisen. Eines Tages im November bemerkten wir nächst Vanvres gar eine Schar Gänse, welche bei einer etwa versuchten Überrumpelung des Forts die Rolle ihrer berühmten Schwestern auf dem Kapitol spielen konnten. Es war just um die Zeit des heimatlichen Martinsbratens, dessen wir mit entsagender Wehmut gedachten, und wir waren nicht wenig verwundert, daß die Belagerten nach achtwöchentlicher Einschließung noch über eine Herde der wohlschmeckenden Vögel verfügten. Möchten die gebratenen Gänse wenigstens denen zu gute gekommen sein, die sie am meisten verdienten — den in erster Linie postierten Verteidigern in den Forts und nächst denselben.

Eben bei diesem appetitlichen Thema angelangt, sei es mir gestattet, von einer Oase in unserem sonst ungastlichen Belagerungsbezirk zu erzählen, welche uns, wenn auch nur selten, blühte. Es war dies der freundliche Ort Bièvres, welcher eigentlich außer den Rahmen der Plateaubilder fiele, da er weder auf der Hochfläche, noch in deren unmittelbaren Umgebung gelegen ist. Bièvres, wozu auch das mit ihm zusammenhängende Lamotte-Carré zu rechnen ist, diente uns als Quartier in den knapp bemessenen Zeiten, welche uns vom Vorposten- und Reservedienst auf dem Plateau freiblieben. Von den 19 Wochen, welche die Belagerung währte, durfte sich unsere Brigade als Hauptreserve zusammengenommen fünf Wochen einer keineswegs üppigen, aber sicheren Unterkunft in Bièvres erfreuen, da es der einzige unserer Standorte war, welcher sich außer dem Geschützbereich befand. In Bièvres waren alle wohlhabenden Einwohner, welche die reizenden Schlößchen und Landhäuser bewohnten, geflohen, und nur etwa hundert der Ärmsten zurückgeblieben, die nichts zu verlieren hatten, im Gegenteil durch Kleinhandel und Waschen an den Deutschen verdienten. Zu bedauern waren jedoch die wenigen Bewohner besseren Standes, z. B. ein paar Pensionisten, welche nicht die Mittel besaßen, zu fliehen und während der Kriegsdauer knappe Monate durchleben mußten. Wir ließen gern Quartierträger in so mißlicher Lage an unseren Hammelfleischtöpfen teilnehmen, zu denen sie allenfalls noch etwas Gemüse beisteuern konnten. Einst bezog ich im Häuschen eines Schuhmachers Quartier, dessen Frau kurz vor der Belagerung nach Paris gefahren war, um sich bei einem berühmten Arzt einer Kur zu unterziehen, und jetzt, von der Einschließung überrascht, schon seit vielen Wochen getrennt von den Ihrigen dortselbst verweilte. Nur eine Meile weg war der Mann von seinem Weibe entfernt und doch so ohne Möglichkeit einer Nachricht von ihr, als ob Ozeane dazwischen gelegen wären! So spielen sich hundertfach Scenen von Jammer und Entbehrungen aller Art hinter den Kulissen des Kriegstheaters in einem vom Feind überschwemmten Lande ab. Wird auch im Frieden oft die Last der schweren Kriegsrüstung als drückend empfunden, so war doch kein Opfer zu groß, wenn es gelingt, das Elend des Krieges vom eigenen Lande fernzuhalten.

In der Regel wohnten wir in Bièvres in verlassenen Häusern und ruhten, da die flüchtigen Einwohner die Betten mitgenommen hatten, auf Stroh oder im günstigsten Fall auf schadhaften Matratzen, welche mit ihren hervorstechenden Metallfedern an die gespickten Hasen der Folterkammern gemahnten. Außerdem waren die Häuser genügend eingerichtet, doch nahm

die Wohnlichkeit in dem Maße ab, als die Winterkälte zunahm, und der Mangel an trockenem Brennholz die Soldaten nötigte, nachdem Gartenzäune u. dgl. verbrannt waren, auch die Holzmöbel ins Feuer wandern zu lassen. Bei alledem war Bièvres für Offiziere und Mannschaften eine hochwillkommene Erholungsstation. Erschien es doch schon als ein Genuß, in den schönen Gärten und Parks, deren Grün sich den Winter über nie ganz verlor, lustwandeln zu können, ohne durch täppische Granatsplitter gestört zu werden. Daneben besaß der Ort noch eine für uns Plateaubewohner besonders schätzbare Anziehung, nämlich ein wahrhaftiges, stets geöffnetes Wirtshaus mit Weinausschank, zwar niederen Ranges, aber uns mehr wert wie daheim eine Restauration erster Güte. Dazu hatte noch die behäbige Wirtin ihre Ausbildung in der kaiserlichen Küche genossen und verstand es sogar, uns mit dem verleideten mouton, welches auch hier das häufige Fleischgericht lieferte, auszusöhnen. Außerdem war noch durch einen kleinen Viktualienmarkt unter freiem Himmel für bescheidene Leibesnahrung gesorgt, und die dortigen Marktleute aus dem Stegreif schrieen sich die Hälse wund mit Anpreisung ihrer „gut Butt, Gäs, Braud u. s. w.". Auch Wein, Branntwein und warmer Kaffee war zu haben, und unsere Soldaten drängten sich plaudernd und kaufend um die Stände, wohl bewußt, daß nur allzubald die mageren Tage auf kahler Höh' in Aussicht standen.

In Bezug auf militärischen Verkehr bot Bièvres ein stets belebtes Bild voll buntester Abwechselung. In fast ununterbrochener Folge rollten Geschütz-, Munitions- und Lebensmitteltransporte, Lastwagen mit Holz, Stroh und Heu, von Blusenmännern gelenkt, dazwischen elegante requirierte Fuhrwerke, preußische rote Husaren, blaue Dragoner und bayerische Chevaulegers als Ordonnanz-Reiter, Vieh- und Hammelherden — kurz das bewegte Durcheinander eines an der Heerstraße gelegenen Ortes, ein seltsamer Gegensatz zu der Grabesstille, welche auf dem Plateau herrschte.

Zu allen seltenen Genüssen brachte Bièvres mir eines Dezembertages eine freudige Weihnachtsüberraschung, nichts Geringeres als einen hochwillkommenen Freundesbesuch — direkt aus München! Dieser liebe Besuch war Baudirektor Reinhold Hirschberg, dem Hunderte von Verwundeten und im Felde Erkrankten ein dankbares Angedenken bewahren. Hirschberg, ein Mann von seltener Thatkraft und Intelligenz, werkthätiger und opferbereiter Humanität, hatte freiwillig mehrere der vortrefflich ausgerüsteten Spitalzüge, deren Einrichtung er durchgeführt hatte, sowie Materialzüge, in Feindesland begleitet. Nach einer solchen im selbstlosen Samariterdienst zu strenger Winterzeit unternommenen Fahrt erkrankte er an einer heftigen Lungenentzündung, welche wohl den Keim zu seinem allzufrüh erfolgten Hinscheiden gelegt hat. Wie der edle Mann schon vielen im Felde als Helfer und Spender gekommen, so erschien er auch mir gleich dem guten Knecht Rupprecht mit einem Sack nützlicher und angenehmer Dinge und brachte als willkommenste Gabe sogar ein Christkindpacket von meiner geliebten Gattin mit.

Am Abend dieses wahren Festtages bezogen wir unsere gewohnten Vorposten, die wir auch am letzten Tage des Jahres wieder inne hatten. Die Sylvesternacht, welche wir im Verein mit den preußischen Freunden von der Belagerungs-Artillerie in der festlich mit Talgkerzen erleuchteten Eskimohöhle feierten, verlief ohne jede Störung seitens des Feindes. Ein einziger, mit dem Schlag zwölf Uhr aus einem Seinekanonenboot abgefeuerter Schuß verkündete die für ganz Deutschland so bedeutungsvolle Jahreswende 1870/71. Um so lebhaftere Neujahrsgrüße brachte der Tag, darunter als sinniges Angebinde Bomben, welche mit einem stinkenden Brandsatz gefüllt waren. Das wäre noch nicht so schlimm gewesen, aber leider ward bei diesem Anlaß ein Soldat meiner Kompagnie durch ein Sprengstück schwer verwundet. So fing das neue Jahr an, wie es das alte getrieben, mit dem steten Kanonenlied, das ich dem wohlwollenden Leser, dessen Geduld mir bis hierher gefolgt, nicht ersparen konnte, da es eben das Salz der Cernierung und der Hochfläche von Chatillon bildete.

Zum letzten Male beschritten wir dieses „unser" Plateau auf dem Rückmarsch am 3. März aus dem im Siegeszug betretenen und nur zu bald wieder verlassenen Paris. Wenn es abermals zu einer, jedenfalls in anderer Form erfolgenden Umschließung der größten Festung der Welt kommen sollte, werden keine Plateaubilder mehr geschrieben, da die gesamte Hochfläche nebst der zu einem „Fort de Chatillon" ausgebauten Bayernschanze, jetzt innerhalb des weit vorgeschobenen neuen Befestigungsringes liegt.

Mögen dann die Erinnerungen eines Cernierers der Zukunft benannt sein wie immer, so werden sie gewiß wieder von treuer und, will's Gott, ebenso erfolgreicher Pflichterfüllung unseres Heeres erzählen können!

Kleine Mitteilungen.

Unsere Bilder. Neher's „Rathaus zu Nördlingen" ist die getreue Nachbildung einer im städtischen Museum daselbst bewahrten Zeichnung. Sie gibt uns nicht allein das stolze, imposante Bauwerk, sondern führt uns überhaupt den architektonischen Charakter der Stadt vor Augen. Das Rathaus war ursprünglich ein Kaufhaus und wurde das „alte Steinhaus" genannt. Ludwig Graf zu Öttingen gab es 1307 seinem Sohne als Leibgeding, der es 1334 an den Abt zu Heilsbronn um 690 Pfund Heller verkaufte, um seine während der Gefangenschaft gemachten Schulden zu bezahlen. Dann ward es als Kaufhaus von den Nördlingern benutzt, die dem Abt zu Heilsbronn 50 fl. jährlichen Bestand dafür zahlten. 1523 ward es der Stadt käuflich überlassen. Als Rathaus wurde es erst 1519 benutzt. Der Turm wurde erst nach dem Brande von 1563 so erbaut, und damals wurde das Rathaus gemalt und renoviert. Wind und Wetter haben die Gemälde bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Der Maler Jesse Herlin hat nach der Stadtkammerrechnung von 1563 bis 1564 den hinteren Teil des Rathauses von außen bemalt, während die übrigen Seiten mit der Amalekiter Schlacht, den Propheten und den alten Kaisern von dem Maler Jeremias Wechinger sind. Das Rathaus birgt die großartigen Schätze des städtischen Museums, welches unter der sorgenden Hand des kunstverständigen Historikers Rektor Christian Mayer das Musterbild derartiger Sammlungen geworden ist.

Wir geben zu dem Artikel Ettmayers einige Zeichnungen des Malers Cloß, welche uns den Markt Kraiburg, die Votivkapelle

auf dem Schlachtfelde bei Wimpassing und Friedrich im Kerker auf der Trausnitz vor Augen führen.

Aus dem Hexenturm. Franz Märklin erwähnt in seinem „Nördlingen" die Leidensgeschichte der Zahlmeisterin Rebekka Lemp, welche als Opfer des Hexenwahns auf dem Scheiterhaufen sterben mußte. Noch sind, wie erwähnt, die Briefe vorhanden, welche die Mutter aus der Nacht ihres Kerkers mit ihrer Familie wechselte. Wir geben den Wortlaut derselben. Die unglückliche Mutter schreibt in ihrem Herzensjammer folgendes Brieflein an den trostlosen Gatten:

„Mein herzlieber Schatz bis ohn Sorg, wann ihrer Tausend auf mich bekennten, so bin ich unschuldig; oder es kommen alle Teufel und zerreißen mich und ob man mich sollt strenglich fragen, so kennt ich nichts bekennen, wann man mich zu Tausend Stücken zerreiße. Sey nur ohn Sorg, ich bin auf mein Seel unschuldig, wenn ich gemartert werd, so glaub ichs nicht, denn ich bin gar gerecht. Vater! wann ich der Sach schuldig bin, so laß mich Gott nit vor sein Angesicht kommen immer und ewig. Wann man mir nit glaubt, so wird Gott der Höchste darein sehen und ein Zeichen thun, denn wenn ich in der Nots muß stecken bleiben, so ist kein Gott im Himmel; verbirg dein Antlitz nicht vor mir, du hörst ja meine Unschuld um Gotteswillen, laß mich nicht in der schwülen Noth stecken."

Dieser Brief ohne Datum kam, es ist unbekannt wie, in die Hände des Magistrats, aber zuvor muß ihn ihr Mann erhalten haben, denn auf der äußeren Seite des Blattes haben Vater und Kinder ihre Namen geschrieben, nämlich: Peter Lemp der Eltere, Anna Maria Lempin, Hans Konrad Lemp, Peter Lemp der Jüngere, Rewecca Lempin die Jüngere, Marie Salome Lempin, Samuel Lemp der Vater hat ihm die Feder gefürrt.

Nachfolgender Brief von den Kindern an ihre Mutter im Gefängnis ist nach der Aufschrift am 3. Juni 1590 in der Ratstube abgelesen worden. Er gehört also in die ersten Tage ihrer Gefangenschaft.

„Unsern freundlichen kindlichen Gruß, herzliebe Mutter. Wir lassen dich wissen, daß wir wohlauf sind. So hast du uns auch entboten, daß du wohlauf seyest und wir vermeinen, der Vater wird heut, wills Gott, auch kommen. So wollen wir dichs wissen lassen, wann er kommt. Der allmächtige Gott verleihe dir seine Gnad und heiligen Geist, daß du, Gott woll, wieder mit Freuden und gesunden Leib zu uns kommst. Gott woll. Amen. Herzliebe Mutter, laß dir Beer kaufen und laß dir eine Salfan backen und Schnittlein und laß dir kleine Fischlein hollen und laß dir ein Hünchlein holen bei uns. Ich hab woher zwei abgenommen, der Herr Rummel (ein hiesiger Diakonus und wahrscheinlich Hausfreund) hat bei uns gessen und wenn du Geld darfst, so laß hollen, du hast in deinem Seckel wohl. Gehab dich wohl, meine herzliebe Mutter, du darfst nit sorgen um das Haushalten, bis du wieder zu uns kommst. Rewecca Lempin, deine liebe Dochter, Maria Salome Lempin, deine liebe Dochter, Anna Maria Lempin, deine liebe Dochter, Johannes, Conradus Lempin tuum amentissime filius, Samuel Lemp, dein lieber Sohn. Zum dausentmall eine gute nacht geb dir Gott."

Wie dieses kindliche naive Schreiben in die Hände des Rats kam, ist unbekannt. Bei den Richtern brachte es keine günstige Stimmung hervor. Es bestärkte sie nur in ihrer Verblendung. Es ist ferner noch ein Zettelein vorhanden, ein Blättlein aus einem Gebetbuch, auf welches sie mit Bleistift folgende ergreifende Worte schrieb, ein unsäglich jammervoller Aufschrei einer gequälten, todesbangen Seele: „O du mein auserwählter Schatz soll ich mich so unschuldig von dir scheiden müssen, da sei Gott immer und ewig geklagt. Man nit (nötigt) eins, es muß eins ausreden, man hat mich so gemartert, ich bin so unschuldig als Gott im Himmel. Wann ich im Wenigsten ein Pinktlein um solche Sachen wißt, so wollt ich, daß mir Gott den Himmel versaget. O du herzlieber Schatz wie geschieht meinem Herzen, o weh, o weh meiner armen Waisen. Vater schick mir etwas, daß ich sterb, ich muß sonst an der Marter verzagen, kannst hent nit, so thus morgen. Schreib mir von Stund an. R. L.

Auf der andern Seite steht:

Das Ringlein trag von meinetwegen, das Poterlein mach auf sechs Teil, laß unsre Kinder tragen ihr Lebtag. O Schatz, deiner unschuldigen Magdalena, man nimmt dich mir mit Gewalt, wie kanns doch Gott leiden. Wenn ich ein Unhold bin, sei mir Gott nicht gnädig. O, wie geschieht mir so unrecht; warum will mich doch Gott nit hören, schickt mir etwas, ich möcht sonst erst mein Seel beschweren."

Dieser Zettel wurde nach der fünften peinlichen Befragung geschrieben. Die Richter schrieben ihre Äußerung neuen Eingaben des Satans zu und zwangen sie, in der Verhörstube an ihren Mann zu schreiben: „Vater behüt dich Gott, ich hab meinem Herrn Unrecht gethan, was ich dir und meinem Bruder angezeigt habe, ich hab es alles wieder bekannt und ist dem also, daß ich eine solche bin, wie meine Aussag vermag

Rebekka Lempin.

Eine Bittschrift ihres Mannes schildert sie als das Muster einer frommen Hausfrau und Mutter. „Ich bezeuge es" — schreibt er — „mit meinem Gewissen und vielen guten ehrlichen Leuten, daß sie zu allen Zeiten gottesförchtig, züchtig, Erbar, häußlich und fromm, dem Bösen aber jederzeit feindt und abhold gewesen. Ihre lieben Kinderlein hat sie gleichfalls, wie einer treuen Hausmutter gebührt und zusteht, neben und sambt mir Treuelich und Vleißig nit allein in Irem Katechismo, sondern auch in der heiligen Biblia, sonderlich aber in den lieben Psalmen Davids unterrichtet und vnterwiesen."

Rebekka Lemp wurde am 9. September 1590 mit vier Leidensgenossinnen verbrannt. Das städtische Archiv bewahrt eine Chronik ihres Mannes. Er übergeht darin die Jahre 1590 bis 1594 mit Stillschweigen und hat dafür folgende Stelle eingetragen:

„In diesen Jahren ist der Verstand in Nördlingen spazieren gegangen. O Röttinger, o Graf, quale consilium dedistes — ambo in uno anno mortui sunt. (O Röttinger, o Graf, welchen Rath habt ihr gegeben — beide sind in einem Jahre gestorben.)

Die Tochter des Paschas von Gran als Priorin in Neuburg a. D. Unter den türkischen Kindern, welche bei der Erstürmung der Stadt Ofen, oder Buda, wie sie die Ungarn nennen, gefangen genommen wurden, befand sich auch die Tochter des Paschas von Gran, ein Mädchen von 5 bis 6 Jahren. Dieses Mädchen wurde dem neuburgischen Prinzen Karl Philipp gebracht, der im Gefolge des Kurfürsten von Bayern Max Emanuel den Zug gegen die Türken mitmachte. Gerührt durch das zarte Alter und die Schönheit des Kindes, sowie dessen hohe Abkunft und Hilflosigkeit berücksichtigend, beschloß der Prinz, dasselbe nicht nur anzunehmen, sondern ihm auch eine besondere Erziehung geben zu lassen. — Zu diesem Ende schickte er das Mädchen seiner damals 19 Jahre alten Schwester, der Prinzessin Maria Anna, nach Heidelberg, wohin ihr Herr Vater, der Herzog Philipp Wilhelm, der im Jahre 1685 zum Besitze des Kurfürstentums von der Pfalz gelangt war, einstweilen seine Residenz verlegt hatte. — Hier wurde vor allem die junge Türkin durch die hl. Taufe zur Christin gemacht. Herzog Philipp Wilhelm und seine Gemahlin Elisabetha Amalie Magdalena, geb. Landgräfin von Hessen, vertraten persönlich die Patenstelle bei ihr. Sie erhielt den Namen Maria Elisabetha. — Ungefähr vier Jahre mochte die kleine Elisabeth an dem pfälzischen Hofe gewesen sein, da wurde ihre hohe Gönnerin, die Prinzessin Maria Anna, von Karl II., König in Spanien, zu seiner zweiten Gemahlin erwählt, und am 4. Mai 1690 die Vermählung vollzogen.

Die mit Mutterliebe der armen Waise zugethane Prinzessin konnte sich von ihrem Schützling nicht trennen und nahm das Mädchen mit sich nach Spanien, wo es einer Kammerfrau zur weiteren Erziehung und Ausbildung übergeben wurde. Der Aufenthalt in Spanien dauerte jedoch nicht lange, und schon nach zwei Jahren kam unsere Elisabeth mit der ihr beigegebenen Kammerfrau wieder zurück nach Deutschland, wo sie eine Zeit lang auf Kosten der Königin lebte. In dieser, wie es scheint, eben nicht ganz günstigen Lage nahm sich des nun 14 Jahre zählenden Mädchens die Schwester der Königin von Spanien, die deutsche Kaiserin Maria Eleonora Magdalena an; ließ sie nach Wien kommen und gab sie dort in eine Erziehungs-Anstalt. Die Fortschritte, welche hier das getaufte Türkenmädchen in allen Unterrichtsgegenständen machte, waren ausgezeichnet, und so wie ihr Geist sich immer mehr ausbildete, gewann auch ihre Gestalt an Anmut und Schönheit. Herangereift zur blühenden Jungfrau, mit einem natürlichen durchdringenden Verstande begabt und mit vielen Kenntnissen geziert, erregte sie allenthalben Aufmerksamkeit. Es geschahen ihr von verschiedenen Seiten die vorteilhaftesten Heirats-Anträge, und die glänzendsten Aussichten in die Zukunft öffneten sich ihrem Blicke. Doch ihr Geist hatte in dem Glanze und unter dem Geräusch der Höfe, an denen sie lebte, eine andere Richtung genommen. All' die Verhältnisse, welche ein jugendliches Gemüt gewöhnlich am lebhaftesten anziehen und fesseln, hatten für sie keinen Reiz. Sie liebte und suchte Stille und Zurückgezogenheit. Ihre Lage und Umgebung mißfiel ihr immer mehr; sie verließ Wien, begab sich nach Neuburg a. D. und trat daselbst im 20. Jahre ihres Alters in den strengen Orden der Karmeliter-Nonnen. Maria Leopoldina a St. Theresia war der Name, den sie als Kloster-Schwester erhielt. — In kurzem wurde sie ein Muster der Frömmigkeit und Tugend, gelangte zur Würde einer Subpriorin und starb, nachdem sie zehn Jahre im Kloster zugebracht, im Jahre 1709 im dreißigsten ihres Alters.

Gute und böse Anzeichen für Jäger. Das „Neuw Jagd- und Waidwerkbuch“, das 1652 erschienen, enthält die bekannten „Anzeichen“ für Schützen und Jäger, die zum Teil bei vielen heute noch gelten, in folgender naiven Weise: „Wenn der Jäger gen Holz zeucht und ihm unversehens und ungefehr etwa ein Haß, Rephun oder andere Gevögel oder zaghaffts Thier aufstosset, ist solches kein gut Zeichen. Wenn ihm aber ein ander Thier, als ein Wolf, ein Fuchs oder ander Gevögel, als Raben und dergleichen mehr, auff welcher Flug, Gesang und Geschrei man etwa vil zu halten pflegt, begegnete und auffstieße, ist dasselbig ein gut Zeichen und Bedeutung.“

Die älteste Handwerksordnung der Buchbinder ist wohl die der Meister zu Burghausen vom Jahre 1673. „Da in dem Buchpinder-Handtwerch vielfältiger Mißbrauch und allerlei Stümperey eingerissen waren und besonders die Musikanten und auch Bauern als Pfuscher, „Frötter“, sich damit befaßten, so geben sich die Buchbinder des Rentamtes Burghausen, voran Wolf Kahember und Wolf Konrad Schäfner von Burghausen, mit noch sieben Kollegen von Braunau, Schärding, Neuötting, Ried, Altötting und Trostberg eine neue Handwerksordnung für Stadt und Rentamt, welche am 21. August 1673 für den Kurfürsten Ferdinand Maria von der Regierung zu Burghausen bestätigt wurde. Das pergamentene Original-Libell befand sich noch in den 60er Jahren in der Lade der Meister zu Burghausen. Unter den 28 Kapiteln dieser Ordnung hebt Dr. Huber in seiner anziehend geschriebenen „Geschichte der Stadt Burghausen“ einige hervor, die allgemeines Interesse haben dürften: 1. das Meisterstück durfte nur in der kurfürstlichen Stadt Burghausen gemacht werden. 2. Der Geselle mußte ledigen Standes sein, damit keine Jungfrau oder Witwe mit ihm „angeführt“, d. h. betrogen würde, wenn er nicht bestände. 3. Zum Meisterstück konnte man erst nach dreijähriger Wanderzeit zugelassen werden, von der jedoch dem Sohne eines Meisters, sowie dem, der die Tochter oder Witwe eines Meisters heiratete, ein Jahr geschenkt wurde. 4. Das Meisterstück bestand in „einer Bibel in Folio planniert in Schweinlöder einzupinden, praunen Schnidt mit Puckhl beschlagen“, zweitens ein Missal auch planniert in rothen Löder mit ainem glatten Schnidt: auch auf'm Löder vergoldt und mit französischen Claussuren gemacht. Drittens „ein Brevier in Quart auch planniert in Cortowan eingebunden, ebenfalls auf dem Cortowan und Schnidt vergoldt und auch auf französischen Claussuren beschlagen“. Viertens „ein Khauffmannsregister von einem Riß Regel in Rindtleder ohne Leimb und Pappen mit glattem Ruckhen und hinten geflochten, auch sauber gestempft, darzu Einer denn 14 Tag Termin und Zeit haben soll u. s. w. Die Lehrbuben werden 5. auch angehalten, vor Meistern und Gesellen den Hut zu ziehen. Der Jahrtag wurde immer Mondtag 8 Tage nach Peter und Paul gehalten.“

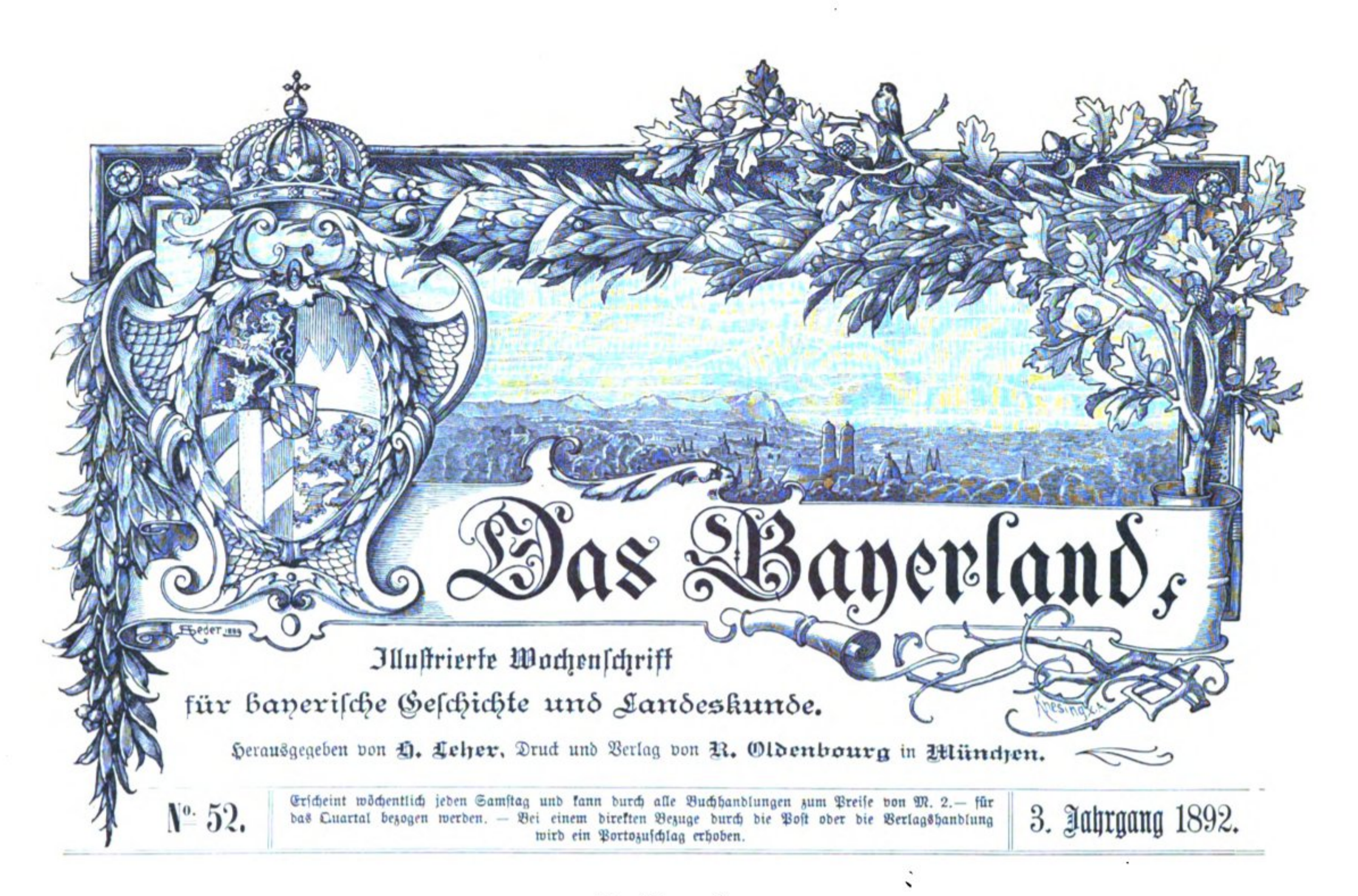
Der brave Dragoner. Im Jahre 1784 schlug der Blitz in den Turm der Domkirche zu Freising und zündete. Dreiviertel Stunden lang zeigte sich niemand zur Rettung, so daß durch den Umgriff der Flamme der Turm, die prächtige Kirche, das fürstliche Archiv und die bischöfliche Residenz verloren schienen. Da kam Michael Dellis, ein bayerischer Dragoner, drang mutig in die Flammen, wo er mit augenscheinlicher Todesgefahr die größten Balken entweder losriß oder spaltete und so dem Feuer die weitere Nahrung entzog. Man wollte ihn dafür belohnen, aber er schlug es aus und sagte: „Es ist Schuldigkeit, in der Not zu helfen“.

Die Edelsteine und ihre Symbolik. Einst herrschte der Aberglaube, daß man gewissen Edelsteinen einen bestimmten Einfluß auf jeden einzelnen Monat und die Person, welche in diesem Zeitraum geboren wurde, zuschrieb. Deshalb schenkte man Freunden, besonders geliebten Personen, an ihren Geburtstagen solche Steine als Schmuck gefaßt. Es galten für den Januar: Der Hiazynth oder Granat, er zeigt Festigkeit in allen eingegangenen Verpflichtungen; für den Februar: der Amethyst, ein Schutzmittel gegen alle heftigen Leidenschaften, er sichert den inneren Frieden; für den März: der Blutstein, ein Zeichen des Muts und der Besonnenheit in allen Gefahren; für den April: Saphir oder Diamant beweisen Reue oder Unschuld; für den Mai: der Smaragd, bedeutet glückliche Liebe; für den Juni: Rubin oder Carneol, bewirken ein Vergessen, oder verhüten Leid in Liebe und Freundschaft; für den August: der Sardonix, er läßt eheliches Glück erwarten; für den September: der Chrysolit, ist ein Schutz- oder Heilmittel bei Thorheiten; für den Oktober: Aquamarin oder Opal, bezeichnet Glück und Hoffnung; für den November: der Topas, er zeigt Treue und Freundschaft; für den Dezember: Türkis oder Malachit, lassen einen guten Erfolg bei Unternehmen, und Glück in allen Lebensverhältnissen erwarten.

Dachabdecken. Ehedem hatten die Stettfelder und Staffelbacher, als sie noch fürstbischöflich würzburgisch waren, das sonderbare Vorrecht, daß einem Ehemann, der sich von seiner Frau hatte schlagen lassen, nachts das Haus abgedeckt werden durfte. Das letzte Mal kam ein solcher Fall vor 1655, und seitdem singt man das Liedlein:

Zu Stettfeld und Staffelbach
Nach solcher Zeiten Probe
Steht nun kein Häuschen ohne Dach
Zu aller Weiber Lobe!

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Verschwunden.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultheiß.

(Schluß.)

Laharpe schwieg in tiefen Gedanken; er schien auf diese Darlegungen Müllers im Augenblicke nichts erwidern zu können. Auch der Medizinalrat schien dieser Meinung zu sein, denn er sagte:

„Hier stehen wir einem Rätsel gegenüber, dessen Lösung wohl erst am jüngsten Tage erfolgen wird.“

„Und doch“, wandte der Oberst sich an Herrn Wägel, „hat Madame bestimmt ausgesagt, daß sie den Kapitän hier oben gesprochen?“

„Das wohl, aber sie weiß absolut nicht anzugeben, was aus ihm geworden“, lautete die Antwort.

„Hier gewahre ich verschiedene Thüren, die in die Wand eingelassen sind“, bemerkte Laharpe, „wenn dieselben vielleicht Verschläge und Gelasse verschließen, dann möchte ich bitten, sie mir zu öffnen.“

„Es sind dies Wandschränke“, beeilte sich Müller zu entgegnen, „sie sind sämtlich leer; ich weiß bestimmt, daß sie noch am Morgen nach der Katastrophe offen standen und dann von mir geschlossen wurden.“

„Ich möchte dennoch um Wiederöffnung bitten“, beharrte der Oberst.

„Sehr gern“, erklärte Müller, „es sind ihrer vier, wie Sie sehen, sämtlich haben sie sogen. Einschlagschlösser, d. h. selbstthätigen Verschluß. Machen wir uns daran, sie zu öffnen.“

Der alte Prokurist begann sein Werk, es gelang nicht ohne Mühe, den verrosteten Schlüssel, nachdem er eingeführt war, zu drehen, endlich nach vieler Anstrengung kreischten die Riegel, und die erste Thür sprang auf.

„Sehen Sie“, triumphierte der ehemalige Buchhalter, „wie ich Ihnen gesagt: ein leerer ausgeräumter Schrank. Ich wiederhole, was ich ganz bestimmt weiß, alle vier standen am fraglichen Abend offen. Gehen wir zum zweiten.“

Hier erzeugte derselbe Kraftaufwand genau dasselbe negative Resultat, und ebenso war es mit dem dritten Schrank. Erschöpft hielt nun der alte Mann inne, sich an Laharpe wendend.

„Wenn Ihnen, Herr Oberst, daran gelegen ist, die leeren Räume auch dieses vierten und letzten Schrankes anstaunen zu dürfen, dann möchte ich Sie ersuchen, daß Sie sich diesmal selber bedienen. Meine Kraft ist so ziemlich zu Ende. Bitte den Schlüssel etwas tiefer einzuführen, stemmen Sie gefälligst Ihre Kniee an, und nun ein Ruck nach oben. Sehen Sie, es geht. Allmächtiger Gott, was ist das?“

Mit lautem Gekreisch war die Thür aufgeflogen, im Innern des Schrankes, auf altem Gerümpel kauernd, wurde die Gestalt eines menschlichen Körpers sichtbar: ein vertrockneter Leichnam in eine Husarenuniform gekleidet, an dem vermoderten Blau und Rot der Jacke und Hose hingen die zerfetzten Tressen, die Hand hielt krampfhaft den Korb des Säbels fest, das mumienhafte Gesicht mit dem weit geöffneten Munde zeigte den schrecklich verzerrten Ausdruck eines langsamen Todeskampfes.

„Das ist des Kapitäns Leiche, so wahr ein Gott im Himmel lebt!“ rief Müller entsetzt aus.

„Armer George, so muß ich Dich wiederfinden! Deine düsteren Todesahnungen sollten zu gräßlicher Wahrheit werden!" sagte Laharpe bewegt.

„Halt, keinen Schritt weiter!" befahl der Medizinalrat. „Die Leiche darf nicht berührt werden, ehe ich sie einer genauen und eingehenden Besichtigung unterzogen. Konstatieren wir, meine Herren, daß die Leiche keinerlei Verletzung, keine Wunde aufweist; aus der Stellung ergibt sich, daß der Tod durch Erstickung eingetreten. Ich nehme als sicher an, daß der Kapitän, erschreckt durch den Fall des niederstürzenden Balkenwerks, auf die Seite gesprungen ist und eine Zuflucht in dem offenen Schranke gesucht und gefunden hat. Der Sturm mag die Thür zugeschlagen haben, und die Kraft des Ärmsten reichte natürlich nicht aus, das feste Schloß von innen zu sprengen. Ein Trost für uns ist es, zu wissen, daß unter solchen Umständen der Tod rasch eingetreten. Sie meinten freilich, Müller, Sie hätten noch am folgenden Morgen alle Schränke offen vorgefunden und hernach auch alle wieder geschlossen. Dieser eine hier aber war und blieb verschlossen, was Ihnen jedenfalls entgangen ist. Sie hätten sonst damals die Leiche auffinden müssen."

Alle umstanden tief erschüttert die Stätte, wo ein so gräßlicher Fund gemacht worden war, dann fragte Wägel: „Wie kommt es doch, Ernst, daß die Leiche eines großen, ausgewachsenen Mannes an diesem Orte nicht in Verwesung übergegangen, sondern nur, wie ich sehe, einfach eingetrocknet ist?"

„Die Erklärung dieses so auffallend scheinenden Faktums ist leicht zu geben. Der Schrank hier enthält in allerlei Gefäßen, Fässern, Schalen u. s. w. jedenfalls eine reichliche Menge solcher Materialen und Chemikalien, welche Feuchtigkeit anziehen und auf diese Weise mumifizierend auf den Kadaver einwirkten. Solche Fälle ereignen sich öfter, als man anzunehmen geneigt wäre."

„So wären wir denn mit unserer Expedition zu Ende, Herr Oberst", bemerkte Wägel. „Sie werden uns nach dem Gesehenen und Gehörten das Zeugnis geben müssen, daß sowohl ich als meine Frau an dem Tode des tapfern Kapitäns gänzlich unschuldig sind. Er starb als das Opfer eines von ihm heraufbeschworenen Verhängnisses."

„Herr Wägel", sagte mit tiefer Bewegung Laharpe, „vor diesen Herren will ich Ihnen jeden Verdacht abbitten, den ich jemals, wenn auch nur für Augenblicke, in der Tiefe meines Herzens habe hegen können. Leider ist vieles geschehen, in mir den schlummernden Argwohn zu nähren und groß zu ziehen, aber schon bei der ersten persönlichen Begegnung, die ich mit Ihnen hatte, war ich durchdrungen von der Überzeugung, daß ich es mit einem vollkommenen Ehrenmann zu thun hatte, an welchem keine Faser Falschheit und Heuchelei sein könne. Verzeihen Sie diesen Argwohn einem alten Soldaten, der durch diese bündige Erklärung Ihnen hier Genugthuung zu leisten sich beeilt."

Wägel drückte dem Oberst tiefbewegt die Hand.

„Ich danke Ihnen, Herr Oberst", sagte er dann gerührt. „Aber nun sagen Sie uns, was mit der Leiche hier geschehen soll? Ich möchte sie, offen gestanden, je eher, desto lieber aus dem Hause entfernt sehen."

„Ich bin gesonnen, dieselbe nach Frankreich befördern zu lassen, wo sie in der Kapelle zu Tréfort, dem Familiensitze, beigesetzt werden wird. Noch heute will ich den alten Herrn, der hochbetagt am königlichen Hofe in Paris weilt, schonend in Kenntnis setzen von diesem Funde und der andern Entdeckung, die ich gemacht."

„O, Sie meinen die Entdeckung, daß der junge Martin der Sohn Prüd'hommes ist?" fragte der Medizinalrat.

„Ja und der demnächstige Marquis v. Tréfort!" erwiderte stolz der Oberst. „Sobald er wieder hergestellt ist von der schweren Krankheit, die ihn befallen, soll es mein erstes sein, seine Legitimierung energisch zu betreiben."

„Sachte, nur keine Übereilung!" warnte der Arzt; „davon kann und darf vorerst noch gar keine Rede sein. Henri muß in gänzlicher Unwissenheit gehalten werden über alles, was hier sich zugetragen hat. Jede Aufregung könnte die schlimmsten Folgen nach sich ziehen. Ich werde diesen Morgen noch dem Herrn Polizeidirektor meinen amtlichen Bericht über den Fund erstatten und die nötigen Schritte zur Auslieferung der Leiche an Sie, Herr Oberst, veranlassen."

„Das scheint mir in der That das Beste zu sein", stimmte Wägel bei. „Auch an meine liebe Frau, welche zur Zeit am Krankenbette ihres wiedergefundenen Sohnes verweilt, darf vorerst keine Kunde von dem bringen, was wir hier erlebt. Aber sobald die Umstände dies gestatten, wird sowohl Henri Martin als auch meine Frau alles erfahren müssen."

„Und dann wird der Sohn meines liebsten Freundes mit mir nach Paris zum alten Marquis reisen?" fragte hastig Laharpe.

„Ich fürchte, Oberst", sagte Herr Wägel bedächtig, „Sie sind allzu sanguinisch in Betreff Henris Erhebung zum Marquis v. Tréfort. Es ist ja nicht unmöglich, daß schließlich der Baron ihn adoptiert, aber, wie ich Henri kenne, wird er kaum sonderlich Verlangen tragen nach solcher Standeserhöhung. Er hat nunmehr seine Mutter gefunden, die ihm das Teuerste auf Erden sein muß, aus dem Kapitän, dem Monsieur George Prüd'homme, machen sie sich beide nicht viel. Der Welt gegenüber gilt Henri als das Kind der Pächtersleute Martin in Clery, was kann es ihn reizen, sich einzudrängen in die Reihen des französischen Adels, wo er doch, den allergünstigsten Fall der Adoptirung angenommen, immer scheel angesehen würde? Indes, Herr Oberst, ich verspreche Ihnen feierlich, daß ich sein freies Selbstbestimmungsrecht in gar keiner Weise beeinflussen werde."

„Hast recht, alter Freund", fiel der Medizinalrat ein. „Aber Sie entschuldigen doch ja vielmals, Herr Oberst", wandte er sich dann an Laharpe. „Glauben Sie mir, Henri hat durchaus nicht das Zeug zu einem Höfling, er ist durch und durch Bürger, fleißig, solid, bescheiden und einfach. Er wird in Bälde Herrn Wägels einzige Tochter Bertha heimführen."

„Bitte, Ernst, so weit sind wir noch nicht", protestierte der Kaufherr.

„Ah bah, freilich, Du könntest Bertha kaum einem Würdigeren geben. Dies ist auch die Meinung Wilhelms, der sich längst über den erhaltenen Korb getröstet hat. Henri übernimmt dann die zu gründende Filiale in Paris, und Max bleibt hier in Nürnberg, dann brauche ich auch meine Johanna nicht weit fortzugeben. Somit ist allen Teilen geholfen, meinen Sie nicht auch, alter Müller."

„Wann darf ich also anfragen, meine Herren?" wandte sich Laharpe gemessenen Tones an die beiden.

„Die Leiche Ihres Freundes hier können Sie wohl in einigen Stunden schon in Empfang nehmen; ich werde es beim Direktor durchsetzen können. Die Hauptsache ist für mich nur diese, daß der Fall möglichst verschwiegen bleibe und nicht an die große Glocke gehängt werde. Die Lästermäuler sollen nicht aufs neue den Namen meines Freundes verunglimpfen dürfen. Was aber Henris Erklärung, ob er eine Adoption zu erstreben gesonnen ist, oder ob er für seine Person auf jede Standeserhöhung verzichtet, anbetrifft, so brauchen Sie solche in den allerersten Wochen keinesfalls zu erwarten. Es steht Ihnen natürlich frei, Herr Oberst, jeden Tag über Henris Befinden Erkundigungen einzuziehen, und es wird uns, meinen Freund Wägel vor allem, nur freuen, wenn Sie die nun einmal angeknüpften freundschaftlichen Beziehungen rege forterhalten."

„Nehmen Sie denn", entgegnete Laharpe auf diese Rede, „meinen wärmsten, herzlichsten Dank entgegen für all' Ihre Bemühungen, meinen Wünschen nachzukommen. Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, recht bald in Henri Martin einen echten Marquis v. Tréfort begrüßen zu dürfen. Es ist Ihnen ja wohl bekannt, daß Frankreichs beste Söhne die Wiederkehr des legitimen Herrschergeschlechts jubelnd begrüßt, und meine Wiege stand ja in der Vendée, wo die Royalisten nie ausgestorben sind. Für jetzt aber gestatten Sie mir, daß ich mich zurückziehe. Der Eindruck, den diese Begegnung auf mich gemacht, ist denn doch zu mächtig, als daß sie nicht auch mein Sein und Wesen gewaltig erschüttert hätte."

Der Oberst empfahl sich mit warmem Händedrucke von den drei Herren, die ihm bald nachfolgten, nachdem der Söller sorgfältig verschlossen worden war.

---

14. Kapitel.

Die nächsten Wochen brachten, wenn sie auch äußerlich still verliefen, der Familie Wägel der Aufregungen viele und große. Henri lag in schwerem Fieber, und nur dem Aufgebote aller ärztlichen Kunst und der hingebenden Pflege seitens der Mutter und der Braut konnte es gelingen, dem Tode eine nahezu sichere Beute zu entreißen. Doch als die Krisis glücklich vorüber war, machte auch die Genesung rasche Fortschritte, und bald durfte Henri sich wieder als ein dem Leben Neugeschenkter betrachten. Er hatte leichten Herzens Verzicht leisten können auf die Pairswürde, die Laharpe ihm zu wiederholten Malen antrug. Dem ehemaligen Oberst war es ein leichtes gewesen, dem letzten Marquis v. Tréfort, einem schwachen, kindisch gewordenen Greise, eine Anerkennungs-Urkunde abzuringen für seinen illegitim geborenen Enkel. Die Leiche des Kapitäns wurde in aller Stille nach Tréfort geschafft, wo sie an geweihter Stelle ihre letzte Ruhestätte gefunden hat.

Die allerwenigsten wußten um das düstere Geheimnis, denn der Oberst, der alte Müller und Max scheuten sich nicht, selber Hand anzulegen, um die letzten Spuren zu vertilgen. Dann reiste Laharpe nach Frankreich ab, wo er seitdem verblieb. Freilich machten die beiden dunkeln Ehrenmänner, Krudel und Schleierer, noch einige Anstrengungen, sich nach der einen oder andern Seite hin verdient oder gefürchtet zu machen durch ihre „Enthüllungen", aber sie begegneten allenthalben nur schnödem Undank. Nach dem Weggang des Polizeidirektors Wurm ergab sich Schleierer vollends dem Trunke und endete bald darauf im Spittel auf traurige Weise sein Leben. Krudel nahm sich das Ende seines guten Freundes so sehr zu Herzen, daß er freiwillig aus dem Leben schied. Eines Tages fand man ihn auf dem Boden seines Hauses erhängt. Die Nachbarschaft behauptete, daß sein Weib, eine Furie in Menschengestalt, ihm das Leben zur Hölle gemacht. Dr. Sartorius wirkte als hochgeachteter Arzt in segensreicher Thätigkeit, mit dem Grafen Soden unterhielt er bis an sein Lebensende die innigsten Beziehungen. Sein Sohn Wilhelm erhielt bald einen ehrenvollen Ruf an die Würzburger Hochschule, wo sein Name unter den Sternen der Wissenschaft erglänzte.

In Wägels Hause aber war mit dem jungen Henri Martin eitel Glück und Segen eingezogen. An einem herrlichen Herbsttage geschah es, daß die alten treuen Glocken von St. Sebald ihre ehernen Stimmen weithin erschallen ließen, um zu einem frohen Akte zu laden; mächtig durchbrausten der Orgel Töne den geweihten Raum, und aus wohlgeschulten Kehlen erklang ein freudig erhebendes Lied. Am Altar aber standen zwei Paare: Max und Johanna, Henri und Bertha, welche des Priesters Spruch einte zum Bunde für ein ganzes Leben.

In gefestetem Ansehen blühte die Firma: Wägel & Sohn wieder auf, als Max mit seiner Frau das alte Patrizierhaus am Milchmarkt bezog, während Henri der neu errichteten Pariser Kommandite vorstand. Im Kreise munterer Enkel, welche gar oft ein freudiger Anlaß hinaus führte in das Landhaus „vor dem Thore", durften noch manches Jahr die „alten Wägels" sich freuen über das wolkenlose Glück, das ihnen beschieden war nach so schweren Stürmen. Und als es zum Ende kam, da wollte eine gütige Fügung die beiden, die im Leben so lange getrennt gewesen, im Tode nimmer scheiden, und sie wurden an einem Tage beide abberufen. Ihnen voran war Müller hinübergegangen, nachdem er noch die hohe Freude erlebt, seinen einzigen Enkel Georg Heldrich von S. Sebalds Kanzel herab Gottes Wort verkündigen zu hören.

Und nun, lieber Leser, der Du so unverdrossenen Mutes mich auf dem weiten Wege bis hierher geleitet, gestatte, daß ich mit herzlichem Danke mich von Dir verabschiede, da diese Geschichte zu Ende erzählt ist. Gar oft, wenn ich zu später Stunde durch Nürnbergs, meiner Vaterstadt, alte Straßen gewandelt bin, und die stille Mondnacht der Romantik süß bezwingenden Zauber über alles ergossen hatte, bin ich vor dem einen oder andern der vielen stolzen und stattlichen Patrizierhäuser stehen geblieben, und das Herz ward mir voll zum Überfließen. Dann, lieber Leser, sind aus dem Innersten der Seele all' diese Bilder gequollen, die ich in Stunden genußreichen Schaffens mit der Feder auf das Papier gebannt und hier in einen Rahmen gefaßt Dir dargeboten habe.

Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf. Von Martin Greif.

Von Dr. Corbinian Ettmayer.

(Schluß.)

Im vierten Akte bekundet der Dichter in der ersten Scene seine bewährte Meisterschaft in Schaffung stimmungsvoller Scenen. In der Christnacht vor der Mette beim erstmaligen Läuten der von ihm für den Fall des Sieges gestifteten Glocke, trifft Ludwig im Benediktinerkloster zu Kastel mit seinen Getreuen und, wie er es versprochen, dem am Rande des Grabes stehenden Schweppermann zusammen. In diesem feierlichen Augenblick empfängt er die Nachricht, daß die deutschen Fürsten die Aspirationen Frankreichs auf die deutsche Königskrone zurückgewiesen, daß auch Friedrich davon nichts wissen wolle, und Ludwig, der lieber sterben würde, als daß er das Reich in des Fremden Hand geraten ließe, wird dadurch zur Versöhnung mit Friedrich geneigt gemacht. Diese kommt denn auch in dem Turmkerker der Trausnitz wirklich zu stande. Friedrich ist in Schlaf versunken und träumt von der Schlacht bei Ampfing; als er erwacht, steht Ludwig der Bayer vor ihm. Er bietet Versöhnung, Friedrich nimmt sie freudig an unter den gestellten Bedingungen, daß er mit seinen Mitkämpfern die Freiheit erhalte, und Ludwig ihm und seinen Brüdern ihren Besitz verbürge, wogegen er auf die deutsche Krone verzichte, Ludwig als König anerkenne und auch seine Brüder bestimmen wollte, das Gleiche zu thun und das widerrechtlich vom Reiche in Besitz Gehaltene herauszugeben; vermöchte er dies nicht zu stande zu bringen, so müßte er wieder in die Haft zurückkehren. Prior Gottfried, welcher den beiden ein gemeinsamer Jugendberater gewesen und immer vermittelnd zwischen ihnen gestanden, nimmt ihnen den Schwur auf diesen Vertrag ab und reicht ihnen — statt des geschichtlichen heiligen Abendmahls — zur Besiegelung des Bundes den Minnetrunk. Es geht ein großer Zug durch diesen Akt, indem an die Bethätigung persönlicher Treue sich der Erweis der Treue gegen das große Vaterland schließt, und aus dieser wieder Friede und Versöhnung erblühen.



Kaiser Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne in der Kirche zu Trausnitz.
Nach seinem Originalgemälde für das „Bayerland“ gezeichnet von Stiftsvikar Staudhammer.

Der letzte Akt führt uns zuerst auf das habsburgische Schloß Gutenstein im Wienerwald. Friedrich kehrt heim von der Haft — er findet seine Gemahlin fast erblindet vom vielen Weinen um ihn, und doch sind die beiden selig im Wiedersehen! Die Weigerung Leopolds, auf die Bedingungen Ludwigs einzugehen, trennt die Gatten noch einmal — Friedrich kehrt, treu seinem gegebenen Worte die herantretende Versuchung der Entbindung vom Eide zurückweisend, zu Ludwig zurück. Wir sind am Schlusse wie am Anfang des Stückes in einem Saale des alten Hofes in München. Es ist der Abend des Johannistags, des letzten Tags der Friedrich gegebenen Frist. Ludwig, seine Gattin und seine Getreuen zur Seite, harrt der Ankunft Friedrichs. Die bange Frage: Wird er kommen, kann er kommen, hält alle in Spannung. Da kniet der Ersehnte vor Ludwig und erklärt sich wieder als dessen Gefangenen, da er Leopold zum Eingehen auf die Vertragsbedingungen nicht zu bewegen vermocht habe. Doch Ludwig hebt ihn empor und schließt ihn in seine Arme. Ein neuer Vertrag ist von Ludwig schon bereit gehalten: die beiden

Fürsten führen gemeinsam die Herrschaft im Reiche, sie wollen einander Brüder sein, geht einer von beiden nach Italien, so soll der andere in Deutschland regieren, Ludwig behält sich nur die Kaiserwürde vor. Freudigst zustimmend sinkt Friedrich auf die Kniee, Ludwig als Kaiser Gehorsam gelobend; er übernimmt sofort für die Zeit des bevorstehenden Zuges Ludwigs nach Brandenburg die Beschützung seiner Familie, auch der zur Begrüßung des Bruders herbeigeeilte Leopold — geschickt ist dieses spätere Faktum noch in das Drama hereingezogen — huldigt, bezwungen durch dessen Edelmut, Ludwig als Kaiser, Friedrich kann auch die treue Gemahlin noch in die Arme schließen. Auf dem Platze vor der Burg lodern die Johannisfeuer auf, und die dort versammelte Bürgerschaft Münchens begrüßt mit jubelndem Hoch auf Ludwig und Friedrich den Sieg der Treue und das Ende des Streites von Mühldorf.

mit nach Hause nehmen und noch lange Jahre mit ihnen sich beschäftigen, nicht wie der gewohnheitsmäßige Theaterbesucher für ein paar Abendstunden eine Gefühlsemotion zu empfangen.

Eben weil unser Stück vor allem für das Volk bestimmt ist, rechnen wir es dem Verfasser als ein besonderes Verdienst an, daß er sich auf den Boden der naiven Volksanschauung gestellt, dem Empfinden des Volkes gemäß romantische Züge in das Schauspiel verwoben und auf Erweckung von Rührung — dieses Wort im edelsten Sinne genommen — das Absehen gerichtet hat; letztere liegt ja schon in der Art des Stoffes. Daß er für die Repräsentanten der dunklen Seite der Menschennatur, die Träger der Intrigue, etwas starke Farben gewählt, daß er hierbei, wie bei König Johann von Böhmen, der Geschichte mit der Phantasie nachgeholfen hat, rechtfertigt sich gleichfalls aus dem volkstümlichen Charakter der Dichtung.



Friedrich der Schöne und Albrecht Rindsmaul. Originalzeichnung von G. A. Closs.

Sicher ein zum Herzen gehender Schluß und dabei eine geschichtliche Thatsache, ein Stück der Geschichte unseres Vaterlandes, eine Großthat eines Ahnherrn unseres regierenden Königshauses! Wer möchte die Bedeutung eines solchen Stückes zur Hebung vaterländischer Gesinnung, zur Belebung der Liebe zu Vaterland und Regentenhaus in Abrede stellen? Eben weil in dem Schauspiel „Ludwig der Bayer" ein Stück unserer Geschichte wieder auflebt, müssen wir es als vollberechtigt bezeichnen, daß der Verfasser dem Gang der Geschichte treu gefolgt ist, daß er die Ereignisse chronologisch aneinander gereiht hat, daß ihm der Faden der Geschichte zum Band des Dramas geworden ist. Zwar hat die Handlungsführung dadurch etwas von der Art der erzählenden Schilderung erhalten. Aber es ist, wie wir bereits erwähnt haben, gerade diese Art dramatischer Komposition dem vaterländischen Volksschauspiel am angemessensten. Das Volk will verweilen bei den Helden, es will an ihren Tugenden und Gesinnungen sich erwärmen, es will die Situationen durchkosten und von ihnen in die Seele hinein sich rühren lassen, und die Gestalten und die Eindrücke

Die Sprache ist dem Geiste der Dichtung gemäß natürlich und frei von Schwulst.

Zu unserer großen Genugthuung hat unser Stück die edle Volkstümlichkeit, die wir als den Hauptvorzug desselben bezeichnen möchten, in der denkbar überzeugendsten Weise bewährt. Die Bürger und Bewohner des dem Schlachtfeld nahe gelegenen Marktes Kraiburg sind von dem Schauspiele Greifs so angezogen worden, daß sie sich, wie bereits berichtet, entschlossen haben, eine eigene Bühne mit der dazu gehörigen Ausstattung herzustellen und auf derselben das umfassende rollenreiche Stück — welche geistige Anstrengung für Handwerks- und Geschäftsleute! — zur Aufführung zu bringen. Das allerseits bestätigte Gelingen des eigenartigen Unternehmens gereicht dem Dichter wie den Darstellern und den sonstigen Mitwirkenden zu großer Ehre. Es ist diese begeisterte Hingabe an ein vaterländisches Dichtwerk, die freudige Aufnahme desselben in weiten Kreisen des Volkes zugleich ein erfreulicher Beweis, daß eine mächtige patriotische und ideale Strömung durch die Seele unseres Volkes geht.

Kleine Mitteilungen.

Unsere Bilder. In Trausnitz im Thale, der oberpfälzischen Burg, in welcher einst Friedrich der Schöne die Tage seiner Gefangenschaft verbrachte, hat die dem Verfalle nahe Kirche wieder Neuerstehung gefunden. Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent, der erhabene Beschützer vaterländischer Geschichte, hat in Anbetracht der großartigen Erinnerungen, welche sich an diese geweihte Stätte knüpfen, derselben ein herrliches Gedenkbild zum Geschenke gemacht. Es behandelt die Aussöhnung Kaiser Ludwig des Bayern mit Friedrich von Österreich, welche in eben dieser Kirche, am Gründonnerstag (4. April) 1325, ihren Freundschafts- und Friedensbund durch den gemeinschaftlichen Empfang des heiligen Abendmahls bekräftigten. Dieser Vorgang wird in dem Bilde dargestellt, das unsere Leser in einer Zeichnung erblicken, welche der Künstler selbst nach seinem Originalgemälde für das „Bayerland“ anfertigte. Das Gemälde ist die Schöpfung des hochw. Herrn Stiftsvikars S. Staudhammer in München, dem wir hier unsern Dank für die liebevolle Zuwendung desselben aussprechen. — Unser zweites Bild zeigt aus dem Kraiburger Festspiele die Scene, in welcher Friedrich der Schöne, befragt, welchem Ritter er sich gefangen gab, an Albrecht Rindsmauls Schild pocht und die kecken Ansprüche des Böhmen vernichtet.

Ein unbekannter Ritter aus Bayern entschied die Schlacht auf den Mühlbergen zwischen Kitzingen und Sulzfeld a. Main. Nach dem Tode des Bischofs Irung von Würzburg im Januar 1266 fielen unglücklicherweise bei der Wahl eines neuen Fürstbischofs gleich viele Stimmen auf die Grafen Konrad von Trimberg und Berthold von Henneberg. Während nun Konrad nach Rom geeilt war, sich die päpstliche Bestätigung zu erholen, bestürmte Berthold das Domkapitel auf alle Weise, ihn anzuerkennen. Allein dieses wählte den Dombekan Berthold v. Sternberg zum Stiftspfleger. Wütend verließ nun der Henneberger die Stadt Würzburg und suchte Hilfe bei seinem Bruder Hermann und Schwager Heinrich von Castell. Diese rüsteten, und viele Ritter aus Thüringen und Sachsen schlossen sich an. Endlich that es auch der Stiftspfleger, und die St. Kiliansfahne mußte seine Krieger ermutigen. Auf den Mühlbergen überfielen sie die an Zahl überlegenen, aber sorglos lagernden Feinde. Es war am Morgen des 8. August. Ein unbekannter Ritter aus Bayern, der mit einem Fähnlein Reiter zufällig in dem waldigen Thorhäuser Graben verweilte, entschied durch einen kühnen Überfall des Feindes die Schlacht. In wilder Flucht stürzten die Geschlagenen bei Kitzingen über den Main; man zählte 500 Tote und 200 Verwundete und Gefangene, darunter drei Grafen von Castell. Die siegreiche Kiliansfahne wurde im Dome zu Würzburg aufgehängt, und jährlich am 8. August eine Prozession von Geistlichkeit und Bürgerschaft veranstaltet, wobei die Kiliansfahne bekränzt mitgetragen wurde.

Die Handelschaft mit den Slawen und Avaren wurde auf einer wohl zu Freising am 13. Mai 805 abgehaltenen Provinzialsynode beschränkt, indem gewisse Handelsplätze für sie bestimmt wurden. In Bayern: Hallstadt bei Bamberg, Forchheim, Premberg bei Burglengenfeld und Regensburg. Abt Ramwold von St. Emmeran gab um 997 eine Hube zum Unterhalte der Lichter in der Kapelle zu Premberg für die Bequemlichkeit der Reisenden.

Gestörte Fastnacht. Während der Fehde des Herzogs Ludwig von Ingolstadt mit seinem Vetter Heinrich von Landshut um 1420 wurde vom Herzog Ludwig Neustadt a. d. D. überfallen, geplündert und verbrannt, und zwar am Fastnachtsdienstage, als, wie die Chronik meldet, „die Bürger nach altem Brauch biß auf Mitternacht und lenger gesessen, sich voll gesoffen, noch im Bette lagen und schlieffen“.

Erste Nachricht über Zigeuner. Im Jahre 1424 erschienen zum ersten Male „Cigäwner“ in Bayern. Sie zogen in Haufen von 20 zu 30 Personen und hatten einen Schutzbrief des Königs bei sich, der den Magistraten befahl, die Streitigkeiten der Zigeuner unter sich durch ihren Häuptling Wainoda richten und schlichten zu lassen.

Kriegssteuer wider die Hussiten. Im Jahre 1427 wurde zu Frankfurt und Heidelberg eine Kriegssteuer wider die Hussiten ausgeschlagen. Jeder Mensch über 15 Jahre zahlt für seinen Kopf einen böhmischen Groschen, für seine Habe, wenn sie 1000 Gulden wert ist, ½ Gulden, wenn darüber 1 Gulden; Graf 25, Freiherr 15, Ritter 5, Edelknecht 3, Jude 1 Gulden, unvermögliche Geistliche zahlen 2 Groschen, vermögliche von je 20 Gulden Einkünften 1 Gulden; es soll niemand, auch nicht die Begharden und Beguinen ausgenommen sein.

An unsere Leser.

Der dritte Jahrgang des „Bayerlandes“ ist vollendet; ein Werk, an dessen Beginnen wir nicht ohne Besorgnisse schritten, blüht und gedeiht und entwickelt sich in erfreulicher Weise. Unsere Bitte, es möge jeder Freund vaterländischer Geschichte, heimischen Wesens dem „Bayerland“ Schutz und Förderung angedeihen lassen, blieb nicht unerhört. Vor allem haben wir unsern ehrfurchtsvollsten Dank an Allerhöchster Stelle abzustatten für die huldvolle Gewogenheit, mit welcher Seine Königliche Hoheit der Prinz-Regent auch in diesem Jahre wieder das „Bayerland“ zu begnaden geruhte. Wir heben besonders die Allerhöchste Anregung hervor, welche die Bildung des unter dem Vorsitze Sr. Durchlaucht des Fürsten Fugger stehenden Kuratoriums zur Folge hatte, das sich die Beschützung und Protektion des „Bayerlandes“ zur Aufgabe stellte und dementsprechend am 25. März d. Js. einen vom „Bayerland“ und der gesamten bayerischen Tagespresse veröffentlichten Aufruf erließ. Mit lebhaftestem Danke gedenken wir der mächtigen Unterstützung, welche das hohe königliche Staatsministerium für Kirchen- und Schulangelegenheiten dem „Bayerlande“ schenkte, indem es in einer speziellen Entschließung die Anschaffung desselben allen Lehranstalten und Schulen des Landes dringend empfahl. Nicht unerwähnt bleibe die warme Fürsprache, welche in der hohen Kammer der Abgeordneten dem „Bayerlande“ von beiden Parteien zu teil wurde.

Unsere Dankesliste wäre noch lange nicht erschöpft, aber wir beenden sie, um mit desto lebhafterem Nachdrucke die Bitte zu wiederholen, daß alle Freunde und Gönner des „Bayerland“ demselben ihre Sympathien ungeschwächt erhalten möchten; daß jeder dem „Bayerland“ treue Anhänglichkeit bewahre und nach Kräften danach strebe, zur Verbreitung des Blattes beizuhelfen. — Wir werden nicht abweichen von dem Wege, auf dem wir seither so glücklich waren, den allgemeinen, ungeteilten Beifall zu erringen; unser rastloses, aufopferungsvolles Mühen gelte stets der Vollendung, Vervollkommnung und Verschönerung des „Bayerland“, es soll in Wort und Bild würdig sein, seinem Titel entsprechend, das Lieblingsblatt des Landes zu sein, in jeder Schule, in jeder Familie seinen Platz zu finden.

Verlag und Redaktion des „Bayerland“.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



